Herzog Bernhard.

Herzog Bernhard.

Historische Tragödie

von

Julius Mosen.

29./V.32 137 Lf 139

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

Perſonen.

Herzog Bernhard.
Erlach,
Taupadell,
Roſen,
Flersheim,
Ferentz,
} ſeine Officiere.
Hortleder, herzoglicher Rath in Weimar.
Eliſabeth Amalie, Landgräfin von Heſſen-Caſſel.
Oxenſtierna, ſchwediſcher Reichskanzler.
Byſtröm, ſchwediſcher Oberſt.
Joſeph, franzöſiſcher Agent bei dem Herzog.
Guebriant, franzöſiſcher Offizier.
Marie de Vignerot, Nichte des Cardinal Richelieu.
Der Famulus des Pater Joſeph.
Floret, Guebriant's Diener.
Ein kaiſerlicher Trompeter aus Breyſach.
Ein Page des Herzogs.
Erſter, zweiter Bürger von Breyſach.
Offiziercorps.
Magiſtrat von Breyſach.
Bürger. Frauen. Kinder. Herolde. Fahnenträger. Muſikanten. Jungfrauen. Soldaten. Ein Schiffer auf dem Rhein. Volk.

Der Schauplatz iſt im erſten und zweiten Act in Caſſel, im dritten vor Breyſach, im vierten in Breyſach, im fünften in Neuenburg, unfern von Breyſach.

Erſter Act.

Ein Zimmer, von welchem aus einige Stufen zu einem Balkon hinaufgehen, welcher mit einem Vorhange verhangen iſt. Es iſt Nacht. Eine Lampe im Vordergrunde auf einem Tiſche.

Erſter Auftritt.

Guebriant. Floret. Bald darauf Joſeph.

Guebriant (zum eintretenden Floret).

Trafſt Du ihn wachend noch?

Floret.

Kaum wurde ihm
Gemeldet ins Gemach, daß Ihr nur eben
Hier eingetroffen von Paris, als er
Aus ſeinem Cabinette zu mir trat
Und lächelnd ſprach: ich werde mit Dir kommen.

Guebriant.

Noch dieſe Nacht?

Joſeph (eintretend).

Wenn Ihr es mir erlaubt?

(Floret entfernt ſich.)

Guebriant.

Wir ſind gewöhnt, von Euch die Wachſamkeit
Noch überraſcht zu ſehn.

Joſeph.

Richelieu
Und Frankreichs Sache brauchen offne Augen,
Und unſer Plan gedeiht. Der ſchwed'ſche Kanzler
Und Herzog Bernhard wollen hier in Kaſſel
Aufrechnen miteinander. Meint Ihr nicht,
Daß wir den Herzog ſelbſt gebrauchen könnten,
Den Erbfeind Oeſterreichs und Spaniens,
Sein Kriegsgenie, ſein Glück und ſeinen Arm?
Kann Frankreich ihn gewinnen, lieber Freund, —
Was wollt' ich ſagen? Wir gebrauchen ihn.
Was meint der Cardinal?

Guebriant.

Ich habe Euch
Zu überbringen unumſchränkte Vollmacht
Zur Unterhandlung. (Er überreicht ihm eine verſiegelte Schrift.)

Joſeph (erbricht und lieſt ſie).

Und Ihr ſeid bereit,
Zehn Regimenter über'n Rhein zu führen,
Um Schweden oder Weimar zu verſtärken?

Guebriant.

Sie können hier ſein in drei Tagesmärſchen.

Joſeph.

Ein jeder Krieg iſt wie ein Würfelſpiel:

Nur der gewinnt, der Geld zum Einſatz bringt.
Hat daran auch der Cardinal gedacht?

Guebriant (überreicht ihm verſchiedene Zettel).

Die Zettel hier auf drei Millionen Livres
Wird Joel Hirſch in Frankfurt klingend machen.

Joſeph.

Der Cardinal hat Alles wohlbedacht. (Er lieſt weiter.)
Was leſ' ich hier? Er ſchickte zum Alliirten
Uns ſeine kluge Nichte? Sollt' man meinen?
Bei guter Laune war die Eminenz.

Guebriant.

Ich habe ſie zu Euch hierher geleitet.

(Marie von Vigneret mit einem Armleuchter aus dem Balkon, den Vorhang zurückſchlagend.)

Zweiter Auftritt.

Marie. Vorige.

Guebriant.

Da iſt ſie ſchon.

Marie (herabkommend).

Ich bin es, Vater Joſeph,
Und bin gewillt, in Euren heil'gen Schutz
Mich zu empfehlen.

(Guebriant entfernt ſich.)

Joſeph.

Eure Gnaden werden
Befehlen über ihren treuen Knecht.
Wenn ich betroffen bin, Euch hier zu ſehn,
So legt es meiner Ehrfurcht nicht zur Laſt.
Ich wähnte Euch im Walde von Boulogne,
Auf ſchnellem Rößlein Hirſch' und Rehe jagend,
Wie ich Euch noch im vor'gen Herbſt geſehn,
Oder zu Füßen Seiner Eminenz,
Die Karte von dem Kriegsſchauplatz entrollend,
Mit ihm vertieft in unſ're Politik —
Denn viel hält Seine Eminenz auf Euch
Und Euern klugen und entſchloſſ'nen Sinn,
Und Beides können wir auch hier gebrauchen.

Marie.

Nicht Eure Politik, die trügeriſche,
Hat mich hinweggetrieben aus Paris.
Wollt Ihr mir eine Frage wol vergönnen?

Joſeph.

Iſt ſie verfänglich?

Marie.

Nein! — Kennt Ihr die Liebe?
Ihr ſeht mich an verwund'rungsvoll und lächelnd?
Habt Ihr kein menſchlich Herz? O denkt zurück
An Eures Lebens grüne Maienzeit,
Hat da es nie im raſchen Puls geſchlagen?
Kein ſchönes Weib unruhig es gemacht?

Joſeph.

Mich hat mein Schutzpatron in dieſem Punkte
Behütet allezeit vor der Verſuchung
Durch Faſten und Kaſteiung meines Leibes.

Marie.

Und nichts hätt' Euch erfreut?

Joſeph.

Curios! Erfreut?
Ihr ſeid die Schülerin Richelieus,
Und unter uns vertraulich plaudern wir.
Ihr kennt mich ja, wenn Ihr das Freude nennt,
Die böſe Welt wie einen wilden Bären
Mit unverdroſſ'nem Fleiß und klugem Sinn
So abzurichten, daß er endlich doch
Nach unſrer Pfeife ſeine Sprünge macht,
So hatt' ich auch wol meine ſtille Freude,
Und dieſe Freude war — die Politik.

Marie.

Weh' über ſie und Euch, Ihr habt zugleich
In namenloſes Unglück mich gebracht,
Daß alle Pein des tiefſten Fegefeuers
Ein Labſal gegen meine Qualen iſt.

Joſeph.

Gott ſei dafür!

Marie.

Kennſt Du die Liebe nicht,
So bleibt der Himmel ewig Dir verſchloſſen,

Doch auch die Hölle; über die Verdammniß
Geht die unglückliche, verſchmähte Liebe.
In ſolches Elend habt Ihr mich geſtürzt,
Ihr und der Cardinal! Gott ſei mir gnädig!

Joſeph.

Geringes Mittel heilt oft großes Uebel,
Zuweilen hab' ich guten Rath gewußt.

Marie.

Ach, ich bin tödtlich krank! Und Ihr wollt helfen?
Doch wie es ſei, es wird mir leichter werden,
Wenn ich erſt Worte meinen Leiden gebe!
Soll ich Euch beichten, Joſeph?

Joſeph (zieht die Kapuze über das Geſicht).

Sprecht, ich hör' Euch!

Marie.

Erziehn ließ mich der Cardinal im Kloſter,
Doch ſo, daß er in klugem Vorbedacht
Die Welt wie einen Fächer vor mir aufſchlug,
So oft er zu mir kam und bei mir weilte,
Daß ich ſie kannte, eh' ich ſie geſehn.
Und aus dem Kloſter kam ich an den Hof;
Er blendete mich nicht, es hatte mich
Richelieu gelehrt, der Eitelkeit
Triumphe zu verachten und zu nützen
Zu ſeinen Plänen.

Joſeph.

Und er nannte Euch
Sein feines Kind.

Marie.

Ihr wißt, mir war's vergönnt,
Bei Euch zu bleiben, wenn Ihr Euch beſpracht
Von Frankreichs Stellung zu den andern Staaten,
Von Spanien, Oeſtreich und den Lutheranern,
Und was uns ſchaden oder fördern könnte.

Joſeph.

Wir hatten damals ſorgenvolle Stunden.
Habsburg begann die Schlinge zuzuziehen,
Die es der Welt geworfen um den Nacken;
In ſeiner Rechten Spanien wie ein Schwert,
Als Kreuz Italien in der linken Hand,
Trat das rebell'ſche Böhmen es zu Boden,
Die Lutheraner und die dän'ſchen Ketzer,
Und ſchon erhob ſich Kaiſer Ferdinand,
Deutſchland zu ſeinem Erbreich umzuprägen
Und ſeine Fürſten ringsum zu verwirren;
Europas Gleichgewicht begann zu ſchwanken,
Und Todesſchreck durchzuckte Frankreichs Seele,
Ich mein' den Cardinal Richelieu,
Und Frankreich bot den Schweden ſeine Hand.

Marie.

Und Guſtav Adolph's Stern erſchien aus Norden!

Joſeph.

Es war ein Meteor, auf Lützens Eb'nen —

Marie.

Ging aller Welt die neue Sonne auf —

Bernhard von Weimar! Und ſein Name ſcholl
Hell wie Drommetenklang von Land zu Land
Und wie Kanonendonner bis zum Himmel.
Noch heute hör' ich den Bericht der Schlacht:
Der König fiel, verloren war ſie ſchon,
Da ſchwang in dem entſcheidenden Moment,
Wo aus dem Rückzug ſchon die Flucht ſich ſtürzt,
Das Schlachtpanier empor der Herzog Bernhard,
Ein neuer Kriegsgott, ſeine Stimme rief:
Wer rächt mit mir den König und den Freund!
Es war ein Zauberwort, es ſtarrt die Flucht,
Die Glieder rücken wieder aneinander,
Im Vorwärtsſchritt ſich ordnend, denn ſchon ſtürmte
Der Herzog in die feindlichen Batt'rien.

Joſeph.

Und Glück und Ruhm verlor dort Wallenſtein.

Marie.

Und Bernhard hätte Kaiſer werden müſſen.

Joſeph.

Wenn wir und Oxenſtierna es geduldet.
Gott ſei dafür! Ein proteſtant'ſches Reich
Mit einem ſolchen Kaiſer an der Spitze
Wär' unſer Untergang.

Marie.

Seid Ihr ſchon ſicher?

Joſeph.

Der Politik gehört der Augenblick:
Hat ſie das Heute, fehlt ihr nicht das Morgen.

Marie.

Ich kenne den abſcheulichen Verrath,
Der ihn geſtürzt, und Eure Argliſt hat
Dem Neide Oxenſtierna's ihn geopfert.
Ihr triumphirt, doch nur als Meuchelmörder.

Joſeph.

Lebt er nicht mehr?

Marie.

Wie ein Laokoon,
Umſchnürt von Schlangen ſeine edlen Glieder!
Doch als er endlich, um ſich Luft zu ſchaffen,
Zur Unterhandlung in Paris erſchien,
Und ich vor Euch auf meinen Knieen lag,
Mit blut'gen Thränen angſtvoll zu Euch flehend:
Laßt nicht den Helden dieſer Zeit verderben!
Weh' über Euch!

Joſeph.

Ei, meine fromme Tochter?

Marie.

Ihr hattet in das Ohr dem Cardinal
Den böſen Rath geflüſtert!

Joſeph.

Welchen meint Ihr?

Marie.

Noch glühen mir die Worte in der Seele,
Die mir zur Antwort gab Richelieu:
Erob're ihn für Frankreich, meine Tochter!
Das ſchöne Elſaß und Burgund ſind Euer!

Joſeph.

Das war die Meinung Seiner Eminenz.

Marie.

Am nächſten Abend ſollt' ich Herzog Bernhard
Zuerſt beim Hof in St. Germain erblicken;
Herzöge, Fürſten, Grafen und Barone,
Demüthig ihre Hüte unterm Arm,
Im höchſten Glanz die Damen rings umher,
Und mitten d'rin der König mit dem Hofſtaat
Verbargen mühſam nur die Ungeduld,
Den jungen, deutſchen Cäſar zu erblicken.
Jetzt trat er ein, das kaum verhalt'ne: Ha!
Flog ihm entgegen. Noch ein Jüngling war er,
Der ſchon aus dreißig Schlachten kam als Sieger,
Ein Heldenjüngling war er! Schlank und ſtolz
Grüßt er mehr mit den Augen als dem Haupte.

Joſeph.

Man kann nicht lang' in ſeine Augen ſehn,
Sie haben die beſond're Eigenſchaft,
Daß einem ſie das Wort im Mund verwirren.

Marie.

Kann auch die Eule in die Sonne ſehn?

Joſeph.

Ihr ſpracht von ſeinem Auftritt bei dem Hof?

Marie.

Doch endlich hört' ich ein verleg'nes Flüſtern —
Er ſprach jetzt mit dem König, traulich, heiter —

Es ſagt' mir meine Nachbarin ins Ohr:
Der Herzog trägt den Hut nicht unterm Arm!
Und wirklich ſtand er dort bedeckten Hauptes,
Und mehr ſchien Ludwig unterthan zu ſein.
Der Ceremonienmeiſter mit dem Stabe
Naht jetzt dem Herzog, dieſer aber ſpricht
Zum König lächelnd: Sire, zürnt ihm nicht,
Er weiß nicht, daß ich deutſcher Reichsfürſt bin.

Joſeph.

Habt Ihr des Löwen Kralle dort geſehn,
So mußten wir den ganzen Löwen fürchten.

Marie.

Jetzt wandte ſich der Herzog zur Verſammlung,
Da ſtreifte mich ſein Blick und haften blieb
Auf mir ſein Auge, groß und ſternenklar.
O, unvergeßlich bleibt mir die Minute,
Wo er nun vor mir ſtand; noch weiß ich nicht,
Was er geſprochen und was ich erwidert;
Doch ſah ich ihn am nächſten Tage wieder
Beim Cardinal; ich ſaß zu ihren Füßen.
Verdamm' mich, wenn Du kannſt, ich liebte ihn
Mit all' der Allmacht einer erſten Liebe!

Joſeph.

Doch er?

Marie.

O welch' unheimliche Gewalt
Zwingt mich dazu, das Alles Dir zu ſagen.

Joſeph.

Ihr wollt' es, Hoheit.

Marie.

Eines Tages trat
Er zu mir ein, ich las im Tacitus
Vom Ruhm des deutſchen Volks. Er ſetzte ſich
Zu mir und nahm das Buch, — nun las er vor, —
Zuweilen fragte ich, — jetzt las ich ſelbſt,'
Bis leis der Abend ſeine Dämm'rung wob;
Da ſtand er auf, und mir entfiel das Buch,
Ich wollt' mich bücken, wie geſchah mir denn?
Ich ſank an ſeine Bruſt, auf meiner Stirne
Hat einen Augenblick ſein Mund geruht —
Da plötzlich fuhr er wie entſetzt zurück,
Die rechte Hand tief auf das Herz gedrückt,
Er wandte ſich hinweg, ohnmächtig ſtürzt' ich,
Wie hinter ihm die Thüre ſchloß, zu Boden,
Und nie mehr hab' ſein Antlitz ich geſehn.

Joſeph.

Das hat ſein deutſcher Fürſtenſtolz gethan;
Und hätten wir ihm nicht gewehrt in Zeiten,
So juſt wär' er mit Frankreich umgeſprungen!
Er wird nun zahmer ſein, die erſte Schlacht,
Faſt wichtiger als die zu Lützen war,
Hat er verloren. Wie ein Schiff, im Sturm
Geſcheitert, treibt als Wrack er ſich heran;
Geſchlagen in der Schlacht von Nördlingen,

Mit ſeines Heeres Trümmern kommt er an.
Doch Ihr? Darf ich die wahre Urſach' kennen,
Die mir das Glück gönnt, hier Euch zu begrüßen?

Marie.

Nur Dein vermönchtes Herz kann darnach fragen.
Vielleicht kann ich mit meinem Rath Dir nützen,
Genau kenn' ich den Plan des Cardinals,
In Deinem Schutze will ich bei Dir weilen,
Ihm, den ich meine, unbekannt —

(Guebriant kommt zurück.)

Guebriant.

Der Morgen dämmert,
Und mit ihm hält der Herzog ſeinen Einzug.

(Trompeten aus der Ferne.)

Marie.

Ich muß ihn ſehn!

Guebriant.

Dort oben aus dem Fenſter
Streift bis ans Thor hinunter Euer Blick.

Marie (eilt die Stufen hinauf in den Balkon).

Es ſchmettern die Trompeten, und ſie kommen.

Joſeph (mit Guebriant hinaufgehend).

Es iſt belehrend, einen Siegesfürſten
Einmal zu ſehn nach einer Niederlage.

Marie (am Fenſter).

Die Fahne weht, von Kugeln faſt zerſchoſſen,

Es kommt heran das blaue Regiment,
Und dort er ſelbſt — Willkommen, deutſcher Held!

(Joſeph, welcher den Vorhang des Balkons zurückgehalten hatte, läßt ihn vorfallen. — Verwandlung.)

Dritter Auftritt.

Saal im Schloſſe. Im Hintergrund Eingang zur Kapelle. Orgelſpiel und Geſang. Oxenſtierna kommt mit dem Geſangbuch unterm Arm heraus. Byſtröm ihm entgegen.

Byſtröm.

Herr Kanzler, Gottes Gnade Euch zum Gruß.

Oxenſtierna.

Ihr kommt von Nördlingen nicht, Oberſt Byſtröm.

Byſtröm.

Vom kaiſerlichen Hauptquartier aus Stuttgart,
Denn kriegsgefangen bin ich ſeit dem Tage,
Dem unglückſeligſten für Schwedens Waffen.

Oxenſtierna.

Ihr trefft uns hier mit Schreck und Schmerz erfüllt.

Byſtröm.

Auf Ehrenwort beurlaubt bin ich nur,
Zu unterhandeln wegen Ranzionirung
Des Feldmarſchalls von Horn und meiner andern
Gefährten dort.

Oxenſtierna.

Man ſollt' in Ketten den,
Der uns verwegen in dies Unheil brachte,
Dem Feind für Euch zur Löſung überliefern.

Byſtröm.

Wir ſind nur Menſchen, und in Gottes Hand
Ruht auch der letzte Würfel einer Schlacht.

Oxenſtierna.

Sein heil'ger Zorn ſtraft die Vermeſſenheit.

Byſtröm.

Von Horn, der Eidam Eurer Excellenz,
Glaubt, daß in mancher Hinſicht dieſe Strafe
Von Eurer Politik bedacht geweſen.

Oxenſtierna.

Ich hatte Horn und Euch ſtreng anbefohlen,
Dem Herzog nirgendwie zur Hand zu ſein;
Denn viel gefährlicher iſt er den Schweden,
Als Oeſterreich mit allen ſeinen Heeren.
Und doch habt Ihr mit ihm die Schlacht gewagt?

Byſtröm.

Sein eh'rner Wille riß uns Alle hin,
Dazu ſtand Nördlingen in höchſter Noth,
In Feuerwolken und im Kugelregen,
Von Höllenwuth beſtürmet unabläßlich,
Daß meilenweit die Erde zitterte
Und Tag und Nacht mit jammervollen Tönen
Schallte der Glocken dumpfer Hülferuf.

Wir müſſen retten! rief da Herzog Bernhard,
Zum Tod bedrängt ſind unſre Glaubensbrüder,
Und ein Verräther iſt, der ſie verläßt!
Da gab der Feldmarſchall von Horn ihm nach.

Oxenſtierna.

Um Euch zugleich zu ſtürzen ins Verderben.

Vierter Auftritt.

Der Famulus des Paters in Eremitentracht, die Kapuze über dem Kopf. Vorige.

Famulus.

Seid Ihr der große Oxenſtierna, Herr?

Oxenſtierna (ſcheu zurücktretend).

Was wollt Ihr?

Famulus.

Keine Furcht, geſtrenger Herr!
Ich bin der Famulus von Pater Joſeph,
Der Euch erſucht, mit Euerm Herzog Bernhard
Zur Conferenz zu kommen; denn er ſcheut ſich
Bei Tage vor dem Pöbel dieſer Stadt.

Oxenſtierna.

Wir werden kommen.

(Famulus ab.)

Oxenſtröm.

Ob auch Herzog Bernhard
Die Hand zum Bund mit Frankreich bieten wird?

Oxenſtierna.

Was ſoll der Herzog? Dieſer wird nur hindern
Die Unterhandlung, denn ich muß das Schiff
Des ſchwed'ſchen Glückes aus dem Sturme retten,
Und über Bord fliegt deutſche Nation.

Byſtröm.

So müßt Ihr erſt hinab den Herzog ſtoßen,
Er ſteht und fällt mit ſeinem Vaterland.
Hier naht er ſelbſt.

(Bernhard mit Roſen und Erlach kommt herein.)

Oxenſtierna (zu Bernhard gewendet).

Wir wollen daran denken,
Wie wir zur Rechenſchaft ihn ziehen müſſen.

(Oxenſtierna und Byſtröm ab.)

Fünfter Auftritt.

Bernhard. Roſen. Erlach.

Bernhard.

Der ſchwed'ſche Edelmann will koſtbar thun,
Als ſäh' man nicht die Lappen durch den Purpur.

(Zu Erlach.)

Folgt auf dem Schritt ihm nach und ſaget ihm,
Daß Herzog Bernhard mit ihm ſprechen will.

Roſen.

Ins hag're Angeſicht wirf ihm die Worte,
Und ſag' uns wieder, wie dabei er ausſah.

Erlach.

Mein Herzog ſendet mich zu einem Schweden.

(Erlach ab.)

Bernhard.

Mein Oberſt, laß die Truppen vor der Stadt
Das Lager ſchlagen, Raſttag halten wir.
Nicht mehr als funfzig ſollen auf einmal
Urlaub erhalten in die Stadt, und nur
Auf eine Stunde; Jedem ſchärfe ein,
Daß er ein Theil von meiner Ehre ſei.
Halt' eiſern Mannszucht, jeder Plünderer
Wird vor dem Lager aufgehängt, doch ſoll
Der Prediger vorher ihn beichten laſſen,
Daß nicht zur Hölle ſeine Seele fährt.

Roſen.

Doch, Durchlaucht, in dem Namen unſrer Truppen
Bitt' ich Euch ſehr, daß Ihr an jedem Morgen
Im Lager ſie begrüßt; Ihr wißt es ſelbſt,
Daß Euer Angeſicht für Alle iſt
Wie leiblich Gottes Bild.

Bernhard.

Vom kleinſten Vorfall
Im Lager gebt Ihr ſchleunig uns die Nachricht
Durch Ordonnanz.

Roſen.

Sehr wohl!

Bernhard.

Und in der Nacht
Werd' ich im Lager ſchlafen unter Euch.

Roſen.

Wir wiſſen wohl, Ihr theilt mit dem Gemeinen
Arbeit und Lager, in der Schlacht zumeiſt
Den Kampf und die Gefahr.

Bernhard.

Gott ſei mit Dir.

(Roſen ab.)

(Orgelſpiel und Geſang in der Kapelle. Eliſabeth kommt mit ihren Damen aus der Kapelle heraus. Wie ſie Bernhard erblickt, tritt ſie in leichtem Schreck einen Schritt zurück, dann nähert ſie ſich ihm, ungeſehen von ihm, während ihre Damen zurückbleiben.)

Bernhard (für ſich).

Der Kanzler hat, damit mich zu begrüßen,
Buß-, Bet- und Faſttag anbefehlen laſſen;
Er will mich damit kränken; doch, mein Gott,
Hab' ich geſündigt, ſo vergib die Schuld,
Und ſei mir gnädig um der Freiheit willen,
Und ſchenk' mit ihr dem deutſchen Volke Frieden.

Sechster Auftritt.

Eliſabeth. Bernhard. Famulus des Paters.

Eliſabeth.

Es hat Dich Gott geprüft und treu erfunden,
Und aus dem Trübſal führt er uns zum Heil.

Bernhard.

Eliſabeth, ich hoffte einſt als Sieger
Vor Euch zu treten und die Jugendfreundin
Von ganzem Herzen glücklich zu begrüßen.

Eliſabeth.

Es liegen ernſte Jahre zwiſchen jetzt
Und jener Zeit, wo wir zuerſt uns ſahn
Bei Euerm Großoheim im Schloß zu Koburg.

Bernhard.

Du ſiehſt jetzt einen tiefgebeugten Menſchen,
Den Gott gewürdigt hat recht ſchwer zu prüfen.

Eliſabeth.

Und ſeine Hand wird Dich zum Ziele leiten;
Die Zeit wird kommen, wo ein neuer Lenz
Den Frieden mit dem Oelzweig bringt zurück,
Wo Millionen Deutſche frei zu Gott
Die Herzen und die Hände dürfen heben,
Zu danken für den Retter und Befreier.

(Sie reicht ihm die Hand.)

Bernhard.

Ich dien' der Zeit, und dienet ſie auch mir,
So ſoll und darf uns der Triumph nicht fehlen.

Famulus

(tritt vor und überreicht Bernhard einen Brief).

An Herzog Bernhard Durchlaucht Pater Joſeph.

Zweiter Act.

Im Quartier des Pater Joseph.

Erſter Auftritt.

Joſeph, Bernhard, Oxenſtierna, an einem mit Landkarten bedeckten Tiſche ſitzend.

Joſeph.

So offen handelt Frankreich gegenüber
Den alten Freunden. Frankreich könnte jetzt
Bei der bedenklichen Verlegenheit
Der ſchwed'ſchen Macht — ich will nicht Ohnmacht ſagen,
— Vergebt Ihr Herrn, Ihr kennt ja Eure Lage! —
Klug zögernd theuer ſeine Hülfe machen;
Doch liegt uns nur daran, Euch bald zu helfen.

Oxenſtierna.

Und Frankreich hat in Zeiten klug erwogen,
Daß unſer Vortheil auch der ſeine iſt.

Bernhard.

Schlagt Euern Beiſtand zu dem Marktpreis an,
Wir ſchenken Euch die Großmuth und die Worte.

Joſeph.

Vernichtet iſt die ſchwed'ſche Infant'rie,
Die Reiterei geſchlagen, das Geſchütz
Verloren an den Feind, die Bundescaſſe
Erſchöpft bis auf den Grund, und triumphirend
Faſt übermaßen kaiſerliche Sache; —
Und nicht genug, daß Feindesheere ſchon
Sieg=, muth= und waffenreich bis an die Elbe
Die proteſtant'ſchen Länder überfluten,
Zieht Götz, der große General des Kaiſers,
Fünf neue Regimenter aus Italien,
Sabelli furchtbar her aus Spanien;
Was meinen Excellenz und Eure Hoheit?

Oxenſtierna.

Vorm Kriegsrecht ſoll darauf der Schuldige
Die Antwort geben.

Bernhard.

Ich bedaure Euch,
Vorm Kriegsrecht und vor Gott müßt Ihr verſtummen.
Des Krieges Ende lag in meiner Hand
Bei Lützen ſchon, vernichten konnte ich
Die Heere Wallenſtein's. Ihr wußtet Rath —
Das Directorium ward Euch vertraut —
Das tapfere und ſieggewöhnte Heer
Des großen Königs warft Ihr auseinander,
Und mich mit zwölf Schwadronen an den Main.

Oxenſtierna.

Schad', daß wir Euch das oberſte Commando
Der evangel'ſchen Stände nicht vertraut,
Um wieder heimzuſchiffen dankgerührt,
Daß Ihr uns nicht mit Kugeln heimgejagt.

Bernhard.

Das hätt' die ſchwediſche Armee gethan,
Als ſie im Lager an der Donau ſich
Aus Noth und Hunger gegen Euch empört,
Hätt' ich mich Eures Unglücks nicht erbarmt
Und zum Gehorſam ſie zurückgeführt.

Oxenſtierna.

Ich ſchenkte Euch ein Herzogthum dafür.

Bernhard.

Ein Herzogthum, das ich erobert hatte.
Doch jetzt galt's, die Vereinigung Feria's
Mit Altringer zu hindern, und ich bat
Euch um Befehl an Horn und Birkenfeld;
Taub blieb der ſchwed'ſche Kanzler meiner Mahnung,
Er zögerte, bis Biberach gefallen.
Ich ſtürzte nun mit Macht nach Regensburg —

Oxenſtierna.

Und ließt Kurſachſen Wallenſtein zur Beute.

Bernhard.

Warf den von Werth mit ſeiner Reiterei
Und lag vor Regensburg, und mit Kanonen
Sprengt ich das Thor, und Regensburg war mein,

Das Tilly noch auf ſeinem Sterbelager
Das Kleinod Maximilian's genannt;
Den Schlüſſel Baierns, Oeſterreichs und Böhmens,
Das eh'rne Schild von Oberpfalz und Franken,
Die Herrſcherin der Donau nannt' ich mein,
Und jählings abwärts ſtürzt des Kaiſers Glück.
Vergeblich klagt er ſeine Noth Italien
Und Spanien und ſeinen Niederlanden,
Verlaſſen ſteht er da von allen Freunden,
Entwichen war die Zucht aus ſeinen Heeren,
Und Wallenſtein lag über finſtern Planen.
Und jetzt verlangt' ich nur geringen Beiſtand,
Denn aufgebrochen war ich ſchon nach Paſſau,
Um in das Herz von Oeſterreich zu dringen —

Joſeph.

Bis zu der Kaiſerkrone?

Oxenſtierna.

Die wir ſchon
In Majeſtät auf Euerm Haupt erblickten.

Joſeph.

Ermordet wurde Wallenſtein in Eger.
Der letzte Griff zur Krone iſt gefährlich.

Bernhard.

Ihr ſpielt mit Euern eigenen Gedanken!
Was thut der Titel? Herrſchen ſoll, wer kann,
Genug, Ihr habt den großen Wendepunkt,

Wo wir entſcheiden konnten das Geſchick
Der heil'gen Sache, ſorgſam hingezaudert;
Unwiederbringlich war er bald verloren.
Ich ſchickt' Couriere Tag und Nacht an Horn,
In Oberſchwaben lag er müßig ſtille,
Ich eilte hülfeflehend ſelbſt nach Dresden,
Und dann nach Frankfurt an die Bundsverſammlung,
Ich bat, ich flehte: rettet Regensburg!
Des Kanzlers Antwort blieb ein kühles Lächeln,
Und Regensburg, mein Kleinod, geht verloren,
Und die Armee der Liga und des Kaiſers
Rollt bis nach Schwaben und vor Nördlingen.

Orenſtierna.

Und da ließt Ihr, der unſre ganze Macht
Bis vor des Kaiſers Hofburg ſchleudern wollte,
Euch ſchlagen auf das Haupt.

Bernhard.

Als Orenſtierna
Viel lieber mich als Oeſtreich ſtürzen wollte,
Ließ Gott zur Strafe ſeines argen Sinnes
Geſchehen, was er wünſchte; ſeine Hand,
Und nicht des Kaiſers Macht ſchlug uns zu Boden.

Joſeph.

Ihr hohen Herrn, erwägt, daß alle Welt
Glück für Verſtand, Unglück für Thorheit hält;
Doch lernt man erſt den Klugen daran kennen,
Wie er benützt des Schickſals Wechſelfälle,

Und er benützt ſie, daß die Gegenwart,
Wie ſie ſich gibt, er ſchnell zu packen weiß —
Des ſchwediſchen Reichskanzlers Excellenz
Hat ſo bereits mit Frankreich abgeſchloſſen.

Bernhard.

Hör' ich auch recht?

Joſeph.

Ganz recht!

Bernhard.

Und die Bedingung?

Joſeph.

Den Schweden bleibt Norddeutſchland überlaſſen,
Sie decken Magdeburg und Halberſtadt.

Bernhard.

Ich träume wol?

Joſeph.

Und Frankreich überläßt man
Colmar und Schlettſtadt und das ganze Elſaß,
Und über Mainz und ſonſt Protectorat.
Und Euch will Frankreich ganz beſonders wohl,
Es ſtreckt die Arme zärtlich nach Euch aus,
Europas Helden an ſein Herz zu drücken.

Bernhard.

Das hat gewagt Herr Axel Oxenſtierna?
Und hinterm Rücken aller Bundsgenoſſen?
Und ſcheut ſich nicht vor mir und meinem Volk?

Oxenſtierna.

Wir haben nach Ermeſſen hier gehandelt,
Wem's nicht gefällt, der laſſ' es ſich gefallen.

(Geht ſtolz ab.)

Bernhard.

Mein Blut ſteht ſtill vor dieſer Felonie,
Die der Reichskanzler hier begangen hat.
Mein Herz erſtarrt vor dieſem Seelenraub,
Den man an dir verübt, mein deutſches Volk!
Ich hebe meine Hand zum großen Richter
Und klage gegen Axel Oxenſtierna
Auf Hochverrath an unſrer heil'gen Sache!
Herr Gott, nimm unſer Recht in Deine Hand!
Doch Frankreich wiſſe, über meine Leiche
Geht erſt der Weg zum heil'gen deutſchen Reiche.

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Marie, tritt aus einem Seitengemach herein. Joſeph.

Marie.

Du aber mußt für Frankreich ihn gewinnen
Um jeden Preis, und wär's um eine Krone!

Joſeph.

Wir machen ihn nicht feil.

Marie.

Ich will es wagen —
Folgt mir, beliebt es Euch, ins Kabinet,
Ich werde Euch dictiren in die Feder
Die Punkte des Vertrags mit Herzog Bernhard;
Denn Ihr wißt nur mit Leuten umzugehen,
Doch einen Helden könnt Ihr nicht verſtehen.

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Saal im landgräflichen Schloſſe. Im Hintergrunde kann man, wenn die Thüre geöffnet wird, auf einen freien Platz ſehen. Die Landgräfin Eliſabeth kommt aus der Thüre im Mittelgrunde links, von welchem einige Stufen in den Saal gehen, herunter. Bernhard ihr entgegen.

Bernhard.

Eliſabeth!

Eliſabeth.

O Bernhard, gib mir Muth,
Zu Dir zu ſprechen, wie an jenem Tage,
Wo Du in Koburg von mir Abſchied nahmſt.

Bernhard.

Wirf einen Strahl von jenem Augenblick
In meines Schickſals gramumwölkte Nacht!

Eliſabeth.

Und Du haſt nicht vergeſſen dieſe Stunde?

Bernhard.

Wo Du mir endlich mitgabſt eine Hoffnung,
So reich, ein ganzes Leben auszufüllen,
Und meiner Bitte einen goldnen Ring?
Ein Zeichen meines Glückes blieb er mir,
Bis in das Grab hinunter trag' ich ihn.
Doch wenn vorher ich noch mein Ziel erreiche,
Darf ich Dich mahnen an ein heil'ges Wort?

Eliſabeth.

Ich gab darin Dir meine Seele mit
Im Uebermaß des Kummers bei dem Abſchied. —
Sprichſt Du es aus — doch Gottes Will' geſchehe!

Bernhard.

Ich ſpreche dieſes Wort, wenn meine Bahn
Zu Ende geht beim Throne oder Sarg;
Bis dorthin ruh' es ſtill in meinem Herzen.
Du blickſt mich an ſo angſtvoll und ſo traurig?

Eliſabeth.

Mein Herr und Freund, ich träumte ſchwer von Dir,
Und meine Seele quälet ſich um Dich.
Mir kam es vor, als ſtändeſt Du vor mir,
Auf Deinem Haupte eine Lorbeerkrone
Und einen Purpurmantel um die Schulter,
Du reichteſt mir die Hand und ſprachſt dabei:

Laß uns zum Tanz antreten, denn es harren
Auf uns die Gäſte in dem Krönungsſaale:
Doch hinter Dir erblickt' ich einen Jüngling,
Vom Haupte bis zum Fuße ſchwarz verhüllt,
Und einen Lilienkelch in ſeiner Hand; —
Wer folgt Dir, Bernhard? fragt' ich mit Entſetzen:
Es iſt mein Schattenbild, gabſt Du zur Antwort.

(Der Famulus nähert ſich langſam aus dem Hintergrunde; Eliſabeth bemerkt ihn.)

Eliſabeth.

Ha! dort!

Bernhard.

Was iſt Dir?

Eliſabeth.

Kennſt Du dieſen Boten?

Bernhard.

Des Paters Diener! Und wir werden hören,
Was er von Frankreich uns zu melden hat.

Eliſabeth.

So muß ich Dich verlaſſen, und das Unglück
Hat über Dich Gewalt! Mein Gott! Mein Gott!

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Der Famulus. Bernhard.

Famulus.

Den großen Helden Deutſchlands grüßet Frankreich,
Es übergibt Euch dieſe Documente,
Gleichlautend beide, unterzeichnet iſt
Das eine von Richelieu's eig'ner Hand.
Es iſt für Euch, vollzieht Ihr nun zugleich
Das andere, ſo iſt verpflichtet Frankreich,
Euch die Mannſchaften, die Subſidien,
Wie Eure Hoheit ſie bezeichnen werden,
Zu liefern für den Feldzug an dem Rhein,
Und Euerm Schwert gehört das reiche Elſaß.

Bernhard (nachdem er geleſen).

Ich werde mich bedenken, dunkler Bote;
Harr', bis ich mich entſchieden, in dem Vorſaal.

(Famulus ab.)

Bernhard (allein).

Großmüthig iſt der Antrag und verlockend. —
Verloren iſt mit Regensburg die Donau,
Und könnte ich dafür den Rhein gewinnen,
Ich riß die Kette Oeſtreichs auseinander.
In Spanien iſt ſeine Lebensquelle,
Wo ſchnell es ſeine Kräfte ſich erneut,
Die Vorrathskammer ſeine Niederlande,
Und die Vorlande an dem Rhein die Straße,

Die unermüd[illegible] Armeen ihm
Zuführt zu d[illegible]n endloſen Völkerkriege; —
Und könnt' ich ihm abſchneiden dieſen Weg,
Es wär' ein unermeßliches Geſchick!
Und was gewinnt denn Frankreich? Welchen Trug
Der Cardinal auch in dem Herzen trägt,
Er könnte dennoch ſich in mir verrechnen!
Und Oeſtreichs Leben hütet dort ein Drache,
Das Bollwerk Breyſach, Deutſchlands eh'rnes Thor,
Und könnte ich dort bauen meinen Horſt —
Seid ruhig, haſtig quellende Gedanken,
Ihr ſtürzet mich und Euch aus allen Schranken!

Fünfter Auftritt.

Bernhard. Taupadell.

Taupadell.

Mein Herzog.

Bernhard.

Sei willkommen.

Taupadell.

Doch ich bringe
Nicht Sieg zurück, nur Wunden von Gefechten.

Bernhard.

Und Deine Treue?

Taupadell.

Herr, bis in den Tod!

Bernhard.

Lohn' Dir das Gott, ich bin ein armer Mann.

Taupadell.

Ich bin belohnt, verzeiht Ihr mir mein Unglück.

Bernhard.

Schau' nicht so finster drein, mein tapfrer Oberst, —
Des Glückes Laune müssen wir ertragen,
So lang wir Menschen und Soldaten sind!

Taupadell.

Ihr wißt noch nicht —

Bernhard.

Ich les' in Deinen Mienen
Die Nachricht, daß mein fränk'sches Herzogthum
Gefallen ist.

Taupadell.

Ich wollt' erschlagen sein,
Könnt' „nein!" ich sagen.

Bernhard.

König Ferdinand
Hatt' Beide, Götz und Piccolomini,
Mit ihrer ganzen Macht auf Dich geworfen,
Und ich — mußt' Dich verlassen in der Noth. —
Sie haben Dir wol tüchtig zugesetzt?

Taupadell.

Herr, Euer alter Bär bekam zu thun,
Er mußt' der Meute ſeine Tatzen zeigen:
Es werden die Kroaten an uns denken!
Und hätten nicht die Franken uns verrathen,
Ich hätte wahrlich ihrer mich erwehrt.

Bernhard.

Iſt Würzburg auch dahin?

Taupadell.

Und Rothenburg
Und Schweinfurth; Herr, es fielen alle Städte
Wie Kartenhäuſer um und ab von Euch.

Bernhard.

Es iſt von Vielen Gottes Geiſt gewichen.

Taupadell.

Doch unſer kleines Häuflein ſchlug ſich durch,
Wir zogen wie die Wölfe in der Nacht
Und brachen durch die Wälder mit der Art, —
Doch nur Fünfhundert bring' ich Euch zurück.

Bernhard.

Sag' Deinen Tapfern, daß aus ihrem Rückzug
Ein luſt'ges Vorwärts wieder werden ſoll,
Denn ich hätt' meine eigenen Gedanken.

Taupadell.

Durchlaucht, lehrt mir die Kunſt, dem Mißgeſchick
So ſcharf zu blicken in den Augenſtern,
Daß es vor Schreck und Angſt zum Glücke wird!

Bernhard.

Es drängt die Zeit zum Abmarſch. Reit' ins Lager,
Und Erlach ſoll zum Aufbruch blaſen laſſen.

(Taupadell will gehen, Bernhard ruft ihm nach.)

Mein Generalmajor!

Taupadell (macht ſoldatiſch die Front).

Verſteh' ich recht?

Bernhard.

Noch heute ſollſt Du das Patent erhalten!

Taupadell.

So wahr beim Schall der ſchmetternden Trompeten
Mein Roß und Herz mir noch vor Jubel ſpringen,
Will ich die neue Ehre mir verdienen
Und mich bedanken mit Victoria!

Bernhard (allein).

Fahr' hin, Du ſchwed'ſcher Lohn für ſo viel Mühe
Und Waffenthat und mörderiſche Schlachten,
Für ſo viel Siege und Eroberungen, —
Fahr' hin, du ſchönes Herzogthum von Franken,
Das erſt mir Guſtav Adolph zugeſagt
Und Oxenſtierna ſchwer verwilligt hat;
Du galtſt mir einſt ſo viel, ich nahm Dich an
Als erſten Bauſtein zu dem neuen Deutſchland —
Fahr' hin, fahr' hin, noch bleibt uns Muth und Eiſen!

Sechster Auftritt.

Bernhard. Hortleder.

Hortleder.

Das iſt noch Bernhard! Nur gewaltiger
Und heldenhafter, als ich mir's gedacht,
Bernhard der Große, Deutſchlands Troſt und Hoffnung!

Bernhard.

Mein alter Lehrer, Rath und Freund, willkommen!
So weite Fahrt habt Ihr zu mir gethan?
Ihr kommt von Weimar und von meinen Brüdern?
Ihr ſolltet Ruhe Euerm Alter gönnen!
Setzt Euch in meinen Armſtuhl; anders nicht
Kann ich Euch ehren!

Hortleder.

Gott will reiche Gnade
Dem Menſchenkind verleihen, weltliche
Und geiſtige, und jedem Menſchen andre;
Mich aber hat unendlich er beglückt,
Daß ich Euch noch geſehn vor meinem Ende.

Bernhard.

Was an mir iſt, das iſt Dein gutes Werk.
Du lehrteſt mich mein Vaterland zu lieben
Und zu verachten jede Niedertracht,
Wie Cäſar meinem Glücke zu vertrauen,
Und nichts zu fürchten, als das Auge Gottes.

Hortleder.

Wol hab' ich ſelbſt die edle, ſchlanke Tanne,
Die mit der Krone nun zum Himmel ragt
Und ihre Zweige über Deutſchland ſtreckt,
In ihrer Heldenjugend treu gepflegt.
Und ich wär' auserleſen, mit der Art
Zu wagen einen Mordhieb gegen ſie?

Bernhard.

Ihr bringt mir ſchlimme Botſchaft von den Meinen;
Was zögert Ihr? Ich bin gefaßt auf Alles.

Hortleder.

Weh' einem Volk, das ſich von fremden Völkern
Die Freiheit bringen läßt auf Degenſpitzen;
Und ſchwer auf unſerm Herzen kniet der Schwede.

Bernhard.

Ein falſcher Freund iſt ſchlimm, doch ſchlimmer noch
Die leibliche und geiſt'ge Tyrannei.

Hortleder.

Doch die Verzweiflung iſt das Gräßlichſte.
Ich kam durch Städte, wo kein Menſch mehr lebt,
Durch andere, wo Peſt und Raub und Mord
Ein Abbild von den Höllenqualen geben;
Nicht Bürger ſah ich mehr, nur wüſte Banden.

Bernhard.

Gott ſucht ſie heim um ihre Miſſethaten;
Sie ſollten mir vertrauen ſchon ſeit Lützen,

Ich konnte alle vom Verderben retten.
In einer Zeit, wo zwei Extreme kämpfen,
Muß untergehen, was dazwiſchen liegt.
Wie Wenigen war's Ernſt um ihre Sache!
Langmüthig rief ſie Gott zu ſeinem Werke,
Sie zögerten in Eigennutz und Kleinmuth;
Vergebens ſtürzte ich von Sieg zu Sieg,
Doch Neid fraß ihnen ab das Herz im Leibe.
Was wundern ſie ſich nun, daß über ſie
Das ſchlechtgeſtützte Haus zuſammenbricht
Und ſie begräbt im Sturze der Ruinen?

Hortleder.

Verargt es ihnen nicht, wenn aus der Noth
In ihrer Weiſe ſie die Rettung ſuchen.

Bernhard.

Auf rechte Art gelingt das rechte Werk.

Hortleder.

Ganz Sachſenland und mit ihm Eure Brüder,
Und Braunſchweig, Lüneburg und Mecklenburg,
Brandenburg und Pommern, Lübeck, Hamburg, Erfurt
Haben in Prag den Frieden abgeſchloſſen.

Bernhard.

Den Frieden? Hab' ich recht gehört, den Frieden?
Um welchen Preis?

Hortleder.

Er mag gering erſcheinen:
Sie haben vierzig Jahre Toleranz
Und Einige beſondern, kleinen Vortheil.

Bernhard.

Verzeih' mir, Oxenſtierna, daß ich Dich
Geziehen des Verraths an Deutſchlands Völkern;
Sie hatten früher ſich verkauft den Feinden
Und aufgegeben unſre gute Sache,
Die Unglückſel'gen, die Verblendeten!
Und meinen ſie, die Schweden werden nun,
Treulos verleugnet und ſo tief beleidigt,
Die Fahnen ſenken und von hinnen zieh'n?
Die Hunde, die Ihr erſt zur Jagd gebraucht,
Habt Ihr in wüth'ge Wölfe nun verwandelt,
Und ein Gericht wird über Euch ergeh'n,
Daß meine Seele ſchaudernd ab ſich wendet.
Mein Gott, zerdrück' mir nicht das Herz im Buſen
Und ſchenke meinen Augen eine Thräne,
Nur eine Thräne, Du barmherz'ger Gott!
Nein! Nein! ſie müßte wie geſchmolznes Blei
Ausbrennen mir des Auges helle Sterne;
Schenk' lieber Deiner armen Welt Vernunft.

Hortleder.

Ihr gebt nur Worte meinen eignen Schmerzen.

Bernhard.

Und welche Stellung weiſen ſie mir an,
Mir und dem Heer?

Hortleder.

Von Euch ſchweigt der Vertrag.

Bernhard.

Sprich, Greis, bin ich ein Traum, nichts Wirkliches?
Hab' ich denn nie gelebt? Bin ich ſchon todt?
Und wenn ſie wirklich mich vergeſſen haben,
So zeuget mir, Ihr Hunderttauſende,
Die Ihr beim Rufe meines Feldgeſchreies
Mit Euerm Blut getauft die deutſche Erde!

Hortleder.

Doch Eure hohen Brüder ſind der Meinung,
Daß Ihr auf Euern Theil am Herzogthum
Beitretend unterzeichnen könnt den Frieden,
Wie er in dieſer Abſchrift iſt punktirt.

(Er überreicht Bernhard eine Schrift.)

Bernhard (zerreißt ſie).

Und ſo caſſire ich den ſpan'ſchen Frieden,
Gemacht aus Argliſt, Feigheit, Schmach und Lüge.
Wenn nicht das Glück, die Ehre ſoll uns bleiben,
Und mit dem Schwert will ich den Frieden ſchreiben!

Hortleder.

Ihr habt entſchieden. Meine Seele ſchaudert
Vor Leid und Freud', —

Ich denk' an Hannibal und an ſein Ende.
So laßt mich von Euch, daß ich weinend ſchweige
Und ſtill zur dunkeln Gruft hinunterſteige.

(Hortleder ab.)

Siebenter Auftritt.

Bernhard, bald darauf ein Page, ſpäter der Famulus.

Bernhard (unterſchreibt den Vertrag mit Frankreich).

Da ſteht mein guter Name! und er macht
Richelieu zu meinem Bundsgenoſſen!

(Er läutet mit der Handglocke. Ein Page kommt.)

Der Bote des franzöſiſchen Agenten!

(Page ab.)

Es müſſen oft die Fürſten und die Völker
Bündniſſe ſchließen, wie ich jetzt gethan;
Und mein Verſtand ſieht keinen andern Ausweg.
Doch iſt mein Herz befangen, wie noch nie,
Und meine Seele bis zum Tod betrübt.

(Der Famulus kommt.)

An Vater Joſeph bring' die Schrift zurück,
Von mir zugleich genehmigt und vollzogen.
Noch heute rücken aus die Regimenter,
In Mainz erwart' ich Marſchall Feuquieres
Und die Subſidien.

Famulus.

Heil Euch, mein Herzog!
Gedenkt an mich, bald grüßt Euch auch mein Mund
Als König von dem Rheinland und Burgund!

(Ab.)

Achter Auftritt.

Bernhard, allein, in Gedanken verſunken an einem Tiſch über eine Landkarte gebückt. Eliſabeth kommt herein, zuerſt nicht bemerkt.

Eliſabeth.

Brich ab mit Frankreich, Bernhard!

Bernhard.

Meinſt Du auch?
Und doch hätt' Frankreich, wenn ich meine Schlachten
In ſeinem Dienſt geſchlagen, nicht an mir
Gehandelt wie mein Volk und meine Freunde.

Eliſabeth.

Nicht Dich, ſich ſelber haben ſie verlaſſen.
Doch Du, ich weiß es, bleibſt mit Herz und Hand
Bei Deinem Gott und Deinem Vaterland!

Bernhard.

Bis dieſes Herz zu ſchlagen aufgehört.

Eliſabeth.

So haſt Du Frankreich ſchon zurückgewieſen?

Bernhard.

Wie Frankreich auch geſinnt iſt, das Verhängniß
Stellt es zu uns als Freund und Bundsgenoſſen.

Eliſabeth.

Es iſt Dein ärgſter Feind, der Feind des Reiches,
Der dich benützen will nach ſeiner Abſicht.

Bernhard.

Ich werde Frankreich, es wird mich gebrauchen,
Und die Gewalt der Waffen gibt den Ausſchlag.

Eliſabeth.

Und fürchteſt nicht Richelieu's Trug und Liſt?

Bernhard.

Ich weiß, was ich von Frankreich halten kann,
Und bin auf meiner Hut; Eins iſt gewiß,
Daß unſre Feinde auch dieſelben ſind.

Eliſabeth.

Weil ſie auch deutſche Fürſten ſind, wie Du!
Erhebe hoch das eigene Panier,
Wir wollen unſre Kraft zuſammenraffen,
Und all' mein Erbgut ſteuere ich Dir,
All' die Juwelen in der Zeiten Noth —
Sprich fröhlich zu den Steinen: werdet Brot!
Das Silber nicht, das Gold will ich nicht wägen,
Laſſ' es zu Geld mit Deinem Bildniß prägen.

Bernhard.

Du füllſt nicht aus den Abgrund dieſes Krieges.

Eliſabeth.

Brauchſt Du Soldaten, laſſ' die Trommel rühren,
Sechs Regimenter will ich zu Dir führen.

Bernhard.

Es kommt die Stunde, wo Dein reiches Opfer
Entſcheidend in die Wage fallen kann;
Dies iſt der Augenblick, wo frei von Frankreich
Ich meine eigne Macht zuſammenfaſſe.

Eliſabeth.

Sind meine Thränen ganz umſonſt gefloſſen?

Bernhard.

Ich habe, weil ich mußte, abgeſchloſſen.

Eliſabeth.

Barmherz'ger Gott, ich konnte ihn nur warnen,
Und ſollt' er irren, nimm von ihm die Schuld!

(Marſchmuſik, erſt aus der Ferne, dann näher.)

Bernhard.

Schon rücken aus die braven Regimenter —
Es ſtürzt mein Wort ſie bis zum deutſchen Rhein.

Eliſabeth.

Ich ſeh' Dich an mit namenloſen Leiden.

Bernhard.

Eliſabeth, leb' wohl!

Eliſabeth.

O tödte mich,
Daß meine Seele betend Dir zur Seite
Kann gehn und ſtehn im mörderiſchen Streite.

(Muſik vor dem Schloſſe.)

Bernhard.

Sie machen Halt vor Deines Schloſſes Stufen,
Auf ſeinen Feldherrn wartet ſchon der Stab.
Horch, die Trompeten! ihre Stimmen rufen
Mich an die Spitze der Armee hinab;
Des Krieges Schickſal treibt mich, zu beginnen
Den dritten Act vom deutſchen Trauerſpiel.
Mit meinem Glücke ſcheide ich von hinnen,
Und in der Burg von Breyſach ſteht mein Ziel;

(Abgehend.)

Denn dort will ich mit ſcharfen Degenklingen
Das ſtolze Oeſterreich zum Frieden zwingen.

(Ab, während Eliſabeth auf die Kniee fällt, ſich mit ihrem Schleier das Geſicht verhüllend.)

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Vor Breyſach. Zelt des Herzogs. Die hintere Abtheilung iſt mit einer theilbaren Gardine verhängt. Bernhard mit Taupadell, Roſen und dem übrigen Generalſtab. Ein kaiſerlicher Trompeter mit verbundenen Augen wird hereingeführt; ſobald er vor dem Herzog ſteht, wird ihm die Binde von den Augen genommen.

Taupadell.

Du ſtehſt vor Seiner Hoheit, Herzog Bernhard.

Trompeter.

Der Commandant von Breyſach läßt der Gnade
Des hocherlauchten Herzogs Bernhard ſich
Und Mannſchaft wie die Bürgerſchaft zugleich
Empfehlen.

Bernhard.

Sieht er ein, daß er nicht länger
Sich wehren kann? Die Tapferkeit und Treue
Treibt er bis zum Verbrechen, da die Bürger
Mit Weib und Kindern er verhungern läßt
Und den Soldaten Brot aus Eichenrinde

Und Asche bäckt. Die Sünde auf sein Haupt!
So will er endlich doch die Thore öffnen?

Trompeter.

Er hat dem Kaiser in die Hand geschworen,
So lang sich zu vertheidigen in Breysach,
Bis Hülfe und Entsatz undenkbar ist.
Die letzte Hoffnung stellt er nun auf Götz; —
Ihr möchtet deshalb Euern Zorn nicht steigern
Und bis dorthin, wo zwischen Euch und Götz
Das Waffenglück entschieden haben wird,
Frist gönnen zur Capitulation.

Bernhard.

Ich werde, sag' ihm, dann bei mir erwägen,
Ob die Unmenschlichkeit ich kann vergessen.

(Trompeter ab.)

Zweiter Auftritt.

Erlach. Vorige.

Bernhard.

Was bringt Ihr uns für Nachricht?

Erlach.

Götz rückt an
Von Süden bei den abgebrannten Mühlen.

Taupadell.

Laßt mich mit meinem gelben Regiment
Ihm an die Kehle, Herr; wir ſchleppen ihn
Hieher zu Euern Füßen, und es brennt mir
In beiden Händen, Götz die alte Schuld
Von Nördlingen mit Klingen auszuzahlen.

Bernhard.

Er ſoll die Stirn an unſern Schanzen ſich
Einrennen; wir vertheidigen uns hier,
Bis ſeine Kraft gebrochen; Roſen, Dir
Empfehle ich die äußerſte Redoute,
Doch opfre Dich nicht auf; wir müſſen ihn
Herüberlocken über'n Arm des Rheins
Zur kleinen Schanze bei der mittlern Brücke.
Dort hält ſich Lesley bis zum letzten Mann.
Türenne mit dem blauen Regimente
Stellt zur Reſerve auf der Brücke ſich
Und rückt erſt vor im letzten Augenblick,
Wo auf den Wall die Kaiſerlichen dringen.
Nun, Guebriant!

Guebriant.

Hier! Zu Befehl!

Bernhard.

Du bleibſt
Und wirſt im Augenblicke der Gefahr
Mich wecken aus dem Schlummer, der auf mich

Gebirge wälzt, — Hattſtein und Schönbeck,
Beide Regimenter führ' ich zuletzt ins Feuer!

(Alle ab bis auf Bernhard, Taupadell und Guebriant.)

Dritter Auftritt.

Die Zwiſchenwand des Zeltes geht zurück, man ſieht in die zweite Hälfte hinein, deren Ausweg offen iſt.
Bernhard. Taupadell. Guebriant. Joſeph.

Joſeph.
Verzeiht uns, Hoheit, daß wir uns beeilen,
Schnell die Beſchwerden zu erledigen,
Die gegen Frankreich Ihr erheben mögt.

Bernhard.
Ihr bringt mir das rückſtändige Quartal?
Ich war gezwungen, oft daran zu mahnen!

Joſeph.
Miniſter Desnoyers hat deshalb Weiſung.

Bernhard.
Wohl! ich verſteh'. Ihr habt den Mann gewählt,
Der mir von jeher hinderlich geweſen,
Die trockenſte Natur in ganz Paris,
Die Reductionstabelle der Bureaus.

(Er ſetzt ſich.)

Wenn Ihr, wie jetzt, das linke Auge drückt,
So habt Ihr immer einen Schalk im Nacken.

Joſeph.

Die Hoheit liebt den Scherz.

Bernhard.

Gebt Euern Ernſt
Und den Verlag, den meine Caſſe machte
Für Euch zum Baue der Rheinauer Schanzen.

Joſeph.

Sie nahm der Feind.

Bernhard.

Warum?

Taupadell.

Weil die Franzoſen
Beim erſten Pfiffe kaiſerlicher Kugeln
Wie Spatzenſchwärme auseinanderſtoben.

Bernhard.

Sprich, Guebriant, denn damals ſchütztet Ihr
Mit meinem Hülfscorps den franzöſ'ſchen Muth.

Guebriant.

Vergönnt mir, daß ich ſchweige.

Bernhard (zu Joſeph).

Nun, ſo bringt Ihr
Mir das verſprochene Hülfsheer?

Joſeph.

Sollt' ich meinen,
Daß Ihr die Menſchen wie das Geld verbraucht?
Zwölftauſend Mann ſind ſchon zu Euch geſtoßen.

Bernhard.

Wie viele ſtehn bei uns?

Guebriant.

Neunhundert noch.

Joſeph.

Es waren ſüdfranzöſ'ſche Regimenter,
Zu grob war ihnen deutſche Reiterart.

Taupadell.

Zumal die Baiern des Johann von Werth!

Bernhard.

Genug, genug davon! Nun weiter! Frankreich will
Nicht Geld, nicht Mannſchaft ſchicken? Sprecht nur offen:
Soll der Vertrag noch gelten oder nicht?
Und ſoll ich Euch die kaiſerlichen Heere
Hinüberbrauſen laſſen nach Paris?

Joſeph.

Verhüt' das Gott! und Eure Hoheit wird
Sich im Unwillen nicht verleiten laſſen
Zum Aeußerſten.

Bernhard.

So treibt mich nicht dazu.

Joſeph.

Im Anmarſch iſt bereits auch Feuquieres
Mit dreißigtauſend Mann, um Eurer Hoheit
Zu liefern die Beſatzung für die Städte
Und Veſtungen am Rhein, die Ihr erobert,
Damit Ihr ungeſchwächt und unbehindert
Mit Eueren cäſariſchen Cohorten
Verfolgen könnt die eingeſchlag'ne Bahn
Zum Marmortempel der Unſterblichkeit.

Bernhard.

Ihr ſeid ja plötzlich wunderſam bered't.
Doch danke ich für Eure zarte Sorgfalt
Für meinen Ruhm.

Joſeph.

Ihr wollt Euch, Hoheit, doch
Vergraben nicht in Breyſachs öden Mauern?

Bernhard.

Gibt's Gott in meine Hand, ſo wird er mir
Auch Einſicht ſchenken, wie ich es bewahre.

Joſeph.

Es wird für dieſes große Unterpfand
Des künft'gen Friedens Frankreich Euer Schuldner
Doch bleiben müſſen, wög' es auch in Gold
Die Feſtung Breyſach auf.

Bernhard.

Zieht nur zurück
Die Fingerſpitzen, die Ihr ausgeſtreckt!

So lang ich lebe, soll kein fremder Fürst
So viel von deutscher Erde eigen nennen,
Um in dem Sarg sein Haupt darauf zu legen.

Joseph.

Die Frage, die Ihr hier berührt, wird später
Ob so, ob anders sich von selbst entscheiden.

Bernhard.

Sie ist entschieden. Und mit einem Wort, —
Frankreich entzieht sich böslich der Verpflichtung
Zu mir und meinem Heere, sei es denn!
Doch frei ist meine Hand zum Krieg und Frieden.
Ich breche ab; — und so sind wir geschieden!

(Bernhard in den Hintergrund und Taupadell links ab.)

Vierter Auftritt.

Joseph. Guebriant.

Guebriant.

Ihr konntet ungelegener nicht kommen.

Joseph.

Und dieser Zeitpunkt war uns angemessen;
Krank ist der Herzog, wie es scheinen will?

Guebriant.

Zu mächtig ist für seinen Leib der Wille,
Er reibt sich auf in Planen und in Thaten;

Dem Tage Zwiſchenraſt, der Nacht den Schlaf
Hat er entfremdet ſchon ſeit Nördlingen.

Joſeph.

Und packt ihn nicht die rächende Natur?

Guebriant

Wie Ihr es nehmt, denn ſtets allgegenwärtig
Im Heere bis ins Kleinſte bleibt ſein Geiſt,
Er hat zum Sklaven ſeinen Leib gemacht.
Bei Mitterweyer in der Schlacht mit Götz,
Wo er zum Kampf ſelbſt die Schwadronen führte,
Mußt' er ſich heben laſſen auf das Roß,
Und wie ein Todesengel mit dem Schwerte
In Schwaden mäht' er um ſich her die Feinde;
Doch als die Schlacht gewonnen war, Victoria
Geſchoſſen wurde, ſank er wie in Ohnmacht
Mir, der ich neben ihm zu Pferde hielt,
In meine Arme.

Joſeph.

Seht, ein rechtes Beiſpiel,
Wie jede Tugend kann zum Laſter werden,
Sein Ehrgeiz bringt ihn um, ſein Eigenwille,
Das Schattenbild der deutſchen Kaiſerkrone,
Das ihm vor ſeinen heißen Augen flammt.

(Man hört entferntes Schießen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Erlach. Bald darauf Flersheim.

Oxebriant.

Wie ſteht es drüben?

Erlach.

Götz und Lombey haben
Mit Tod und Teufel heute ſich verbündet;
Verloren iſt die ſüdliche Redoute,
Und durch den ſeichten Rheinarm dringt der Feind
Zur kleinen Schanz', wo Lesley ſteht.

Oxebriant.

Er weiß,
Was er zu thun.

(Erlach geht ab.)

Da jetzt der kaiſerliche
Feldmarſchall Götz mit neuen Regimentern
Verſtärkt von Lombey aus den Niederlanden
Eilig heranrückt zum Entſatz von Breyſach
Und einen Sturm aufs Lager vorbereitet,
Iſt doppelt ruhelos des Feldherrn Geiſt.

Joſeph.

Wer ihn doch zum Franzoſen machen könnte!
Es wäre ihm und uns zugleich geholfen.

(Joſeph ab. Vermehrtes Schießen.)

Flersheim (kommt ſchnell herein).

Die Kaiſerlichen ſtürmen auf die Wälle

Mit raſender Verzweiflung, Lesley meldet,
Daß ſich die Gräben rings mit Leichen füllen.

Guebriant.

Türenne ſoll vorrücken die Reſerve.

(Ilersheim ab.)

Sechster Auftritt.

Guebriant. Ferentz. Gleich darauf Bernhard, tritt aus der hintern Zeltabtheilung heraus.

Ferentz.

Wo iſt der Herzog? Alles in Verwirrung!

Bernhard.

Was gibt es?

Guebriant.

Herr, die Schanze wird genommen.

Ferentz.

Lesley gefallen und Türenne geworfen,
Der Feind bemächtigt ſich der dritten Brücke.

Bernhard.

Die Fechthandſchuh'! den Helm! den Rappen vor!

(Er wird von Pagen bedient.)

Friſch auf! Es ſtürzt durch alle meine Glieder
Im raſchen Puls die neue Zuverſicht

Und donnernd das entſcheidende Gewicht
Des jähen Sieges in die Schale nieder!

(Zu den Offizieren, welche im Eingange zum Zelt erſcheinen.)

Schließt Euch, Ihr treuen Waffenbrüder, an,
Mit Gott und Eiſen brechen wir die Bahn!

(Alle ab. Lebhaftes Schießen in der Nähe.)

Vierter Act.

In Breyſach. Quartier von Joſeph.

Erſter Auftritt.

Joſeph. Guebriant.

Joſeph.

Und Frankreich ſoll gelaſſen, müßig zuſehn,
Wie ſich der Herzog hier zum Herrn von Breyſach
Im Uebermuthe ſeines Glückes macht?

Guebriant.

Er iſt im guten Recht, nicht weniger
Als Ihr ihm zugeſtanden, nimmt er ſich.

Joſeph.

Auch Ihr ſeid uns abtrünnig und beſtochen —
Und unterjocht von ſeinem Waffenruhm.

Guebriant.

Wer iſt in ſeiner Nähe ſo gering,

Daß ihn des Feldherrn Geiſt und hohe Art
Nicht hinriß zur Bewunderung und Ehrfurcht?

Joſeph.

Wir haben Euch zu ihm nicht herbeordert,
Ihn zu bewundern, und Ihr ſeid Franzoſe!

Guebriant.

Habt Ihr ihm ſelbſt am meiſten doch gedient!

Joſeph.

War't Ihr ſo klug, den Fehler einzuſehen,
So lag's an Euch, ihn zeitig zu verbeſſern;
Ein Rieſe kann auch über einen Stein.
Zum Fallen kommen.

Guebriant.

Doch ich war kein Stein,
Nein! ſchämt Euch nicht, verächtlich iſt der Mann,
Den nicht das Weſen eines großen Menſchen
Und eines Helden aus dem Staub des Lebens
Emporreißt zur Theilnahme an den Thaten,
Die lichten Göttern gleich aus dunkeln Hüllen
Vorbrechen plötzlich und die Welt erfüllen.

Joſeph.

Die Welt iſt nicht gemacht für das Genie,
Für die Gewöhnlichen nur iſt ſie da;
Sie zeugen immer wieder ſich von neuem
Und leben fort in Kind und Kindeskindern.

Guebriant.

Und ſo gehörte dieſe Welt — den Würmern,
Die ſich zuletzt in jeden Nachlaß theilen.

Joſeph.

Ihr habt in ſeiner Schule, wie ich merke,
Mehr noch gelernt, als Frankreich brauchen kann.

Guebriant.

Ihr ſeid gereizt, weil ich dieſelbe Ehrfurcht
Dem Herzog zolle, die der König Ludwig,
Der Cardinal, Ihr ſelbſt ihm nicht verſagt;
Nur deshalb grollt Ihr ihm, weil er ſich nicht
Zugleich mit ſeinen Feinden aufgerieben;
Ihr Nachlaß wär' von ſelbſt Euch zugefallen,
Ihr hättet ihn, doch er hat Euch benützt.

Joſeph.

Nicht ungerächt ſoll er uns überliſten!
Iſt er ein deutſcher Fürſt, bin ich Franzoſe,
Und Frankreich iſt ein abſoluter Staat,
Und wer ihm dienen will, muß blind gehorchen,
Er darf für ſich nichts mehr Beſondres haben.

Guebriant.

Auch kein Gewiſſen?

Joſeph.

Nein! der Staat iſt Alles.

Guebriant.

Auch keine Ehre?

Joſeph.

Ehre gibt das Amt.

Ouebriant.

So könnte man Verbrechen anbefehlen?

Joſeph.

Warum auch nicht? Der Staat darf Alles wollen,
Sein Vortheil iſt ſein oberſtes Geſetz.
Der dient ihm nicht mit ſeiner ganzen Seele,
Der ihm nicht auch die ganze Seele gibt.

Ouebriant.

Iſt freilich Euch zu ſchlecht kein Mittel mehr,
Den großen Herzog heimlich zu verderben,
So muß er endlich doch verloren ſein.

Joſeph.

Macht er mit uns den Gang auf Tod und Leben,
So wird der Ausgang lehren, wer gewonnen.

Ouebriant.

Ich und Türenne werden, was Ihr auch
Beſchließen mögt, die Seele nicht verwetten
Und bei den Deutſchen Frankreichs Ehre retten.

(Ab.)

Joſeph (allein).

Der ließ ſich nicht gebrauchen, und es wird
Noch lange dauern, bis die Elemente

Der alten Zeit in unſere Maſchine
Des neuen Staates ſich gehorſam fügen.

Zweiter Auftritt.

Marie. Joſeph.

Marie.

So habe ich nach Euerem Befehl
Geſprochen mit den Damen dieſer Stadt,
Und ihnen zugeſagt, den Feſtpokal
Dem Herzog Bernhard huldigend zu bringen.
Und allegoriſch werden mir zur Seite
Zwei Fräulein gehen, Eine ſtellt die Hoffnung,
Die Andere den Frieden vor; doch ich
Im Schleier ſoll als Glaubensfreiheit gelten.

Joſeph.

Ganz recht, verſchleiert! denn zu keiner Zeit
Darf man der Freiheit ſehn ins Angeſicht.

Marie.

Und weil ich mich denn ſelbſt verloren habe,
Bin ich ein Werkzeug Eurer Hand geworden.
Seid freundlich zu mir wie ein Arzt und Freund
Und laßt mich nicht in mir zu Grunde gehn.

Mich hat das herbe Schickſal tief erniedrigt,
Und ſteuerlos im Sturme treibt mein Nachen.

Joſeph.

Ihr habt die ſchöne Leidenſchaft des Herzens
Erhoben zum Geſetze Eures Lebens,
Und dies verleugnen, hieß' Euch ſelbſt vernichten.
Wollt Ihr nun, daß ich Eueren Roman,
Den Ihr ſo kühn und genial begonnen,
Fortſpinne weiter aus ſich ſelbſt heraus,
So übergebt das Werk in meine Hände;
Doch jedem Zweifel, jedem Widerſpruch
Müßt im voraus und gänzlich Ihr entſagen.

Marie.

So ſeid mein Meiſter und ergänzt mich ſelbſt
Durch Eueren Verſtand und feſten Willen!

Joſeph.

Bei dieſem Gang ſeid Ihr mein Famulus,
Nur dieſes mal verhüllet eure Reize
Ins klöſterliche, dunkele Gewand.
Ihr werdet mich zum Herzog hinbegleiten;
Ich hoffe, Frankreichs hohe Tochter wird,
Was auch geſchehen mag, ſich nicht verrathen.
Das letzte Mittel zu dem guten Ende
Soll dort verſucht ſein, — hilft auch dieſes nicht,
So ſeid nicht Ihr allein, es iſt zugleich
In Euch der Cardinal und Frankreichs Ehre

Geläſtert und beſchimpft. Könnt Ihr das dulden?
Seid Ihr denn nicht —

Marie.

Franzöſin und ein Weib.

Joſeph.

Wie konnt' ich daran zweifeln! Stolzes Herz!
Ich freue mich an Euch. Und ich begrüße
Die königlich entſcheidende Natur,
Die groß und einfach ſelber ſich begreift,
Und Liebe gibt um Liebe, Haß um Haß,
Und in dem Haß —

Marie.

O ſprich das Wort nicht aus!
Verhüllt und rieſig ſteigt in mir empor
Mit grauen Nattern die verderbende,
Die Du geweckt, die dunkle Eumenide!

(Marie ab.)

Joſeph (allein).

So ziehe ich das Netz um ihn zuſammen,
Und macht der Tod auch ſeine Seele frei,
So muß er doch, was er mit Müh' und Fleiß
Erobert hat, zu unſerm Erbtheil laſſen.
Geſponnen unzerreißbar ſind die Fäden
Aus Haß und Liebe, Ehrgeiz, Neid und Habſucht,
Benetzt mit Thränen der Verzweifelung,
Ein Meiſterwerk der feinſten Politik!

Denn das Geheimniß aller Herrſcherkunſt
Beſteht in einem nur: die wilden Thiere,
Die jeder Menſch in ſeinem Herzen hegt,
— Die Leidenſchaften — weiſe abzurichten,
Daß ihres Herrn Befehle ſie vollbringen!
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Bernhard's Quartier. Bernhard. Erlach. Taupadell. Roſen. Flersheim. Ferentz.

Bernhard (zu Taupadell).
(Er übergibt ihm einige Papierrollen.)

Hier, Taupadell, iſt Plan und Anſchlag
Zu der Verſtärkung unſ'rer Feſtungswerke;
Ihr ſollt nicht ſparen Kunſt und Geld und Müh',
Furchtbar zu ſchirmen unſer Waffenlager.

Taupadell.

Mein Feldherr ſoll mit mir zufrieden ſein.

Bernhard.

Taupadell! ferner ſtehn hier aufgezeichnet
Die Regimenter, die nach Neuenburg
Noch heut' marſchieren. Dort verſammelt ſich
Im Lager unſre Macht.

Taupadell.

Geht's in das Reich?

Bernhard.

Du haſt's geſagt.

Taupadell.

Herr Gott, laſſ' dieſes mal
Allein mich fertig werden mit dem Feinde!

Bernhard.

Und jedes Hülfscorps, das bei Euch dort einrückt,
Traktirt Ihr mit Bankett!

Taupadell.

Und deutſcher Wein
Soll ihnen ſagen, wer der Herr vom Rhein!

(Ab.)

Bernhard (zu Erlach).

Euch ſende ich an König Karl von England;
Leicht zu gewinnen iſt er unſrer Sache,
Und von Oſtende aus geht Ihr zu Schiff!

(Erlach ab.)

Bernhard (zu Rosheim).

Ihr geht zu ſeinem Neffen, dem Pfalzgrafen,
Der zu mir ſtoßen will mit ſeinen Truppen;
Er ſoll marſchieren laſſen und mit uns
Zuſammentreffen dort bei Neuenburg.

(Rosheim ab.)

Bernhard (zu Ferentz).

Ferentz! Ihr eilt ſo ſchnell, als möglich iſt,
Nach Stockholm zur Verhandlung mit der Krone.
Hier Eure Inſtruction. Und meldet dort,
Daß Thüringen zum Werbeplatz ich mache.
Dies Schreiben überreicht Ihr unterwegs
Georg von Lüneburg. Wir müſſen jetzt
Zuſammenrufen alle unſre Freunde!
Nach Eurer Eile mißt ſich auch der Lohn.

(Ferentz ab.)

Bernhard (für ſich).

Und nun, Eliſabeth, iſt da die Zeit,
Wo Deine fromme Liebe auch das Schickſal
Der Welt entſcheiden wird; es ſchlingt ſich jetzt
An meine Kette Glied an Glieder an,
Ich werfe ſie Dir zu, Du ſchlingſt ſie weiter,
Sie zieht ſich bis nach Thüringen hinaus,
Geſchmiedet aus den freien deutſchen Herzen
Von Breyſach bis dort in mein Vaterhaus,
Und wir gebrauchen nicht mehr unſre Degen,
Nur Kugeln, um die Tenne rein zu fegen.
Mein Roſen!

Roſen (tritt heran).

Hier!

Bernhard.

Nach Kaſſel eilſt Du jetzt,

Bring' der Landgräfin meine Botschaft hin,
Dies Schreiben wird das Weitere ihr sagen.
(Er gibt ihm einen Brief. Rosen ab.)

Vierter Auftritt.

Bernhard. Page.

Page.

Des Cardinals Agenten melden sich.

Bernhard.

Laſſ' sie herein.

(Page ab.)

Zu mir tritt der Versucher!

Fünfter Auftritt.

Joseph kommt. Marie in Eremitentracht bleibt im Hintergrund im Schatten einer Säule stehen; während der Unterredung kommt sie einige male zum Vorschein.
Bernhard.

Joseph.

Zu diesem großen Sieg- und Jubelfeste,
Das Ihr begeht hochherrlich hier in Breysach,

Naht sich pflichtschuldig und glückwünschend Frankreich
Eurer herzoglichen Durchlaucht Sachsen-Weimar,
Wenn dieser hohe Titel noch genügt.

Bernhard.

Lehrt Eure Rede doch gerade gehen,
Daß man ihr in die Augen blicken kann.

Joseph.

Vorm Schlosse werfen Eure Pfennigmeister
Geld unter's Volk; verzeiht, daß ich mich bückte
Nach dieser Münze, sie ist neugeprägt.

(Er läßt die Münze auf den Tisch klingen.)

Auf der Kehrseite seh' ich angehängt
Dem schönen sächs'schen Wappen das von Breysach;
Ich wußt' noch nicht, daß Ihr hier Landesherr?

Bernhard.

Ich muß mich Eurer Art und Frage wundern;
In dem Vertrag mit Frankreich ist bestimmt,
Daß es verzichte auf die deutschen Länder,
Die ewig bei dem Reiche bleiben sollen,
Und daß mir Frankreich den Besitz von Elsaß
Und Breysach seinerseits verstatten wolle.

Joseph.

Vielfache Deutung duldet der Vertrag.

Bernhard.

So sei er aufgehoben ganz und gar,
Und auf mein Schwert gestützt steh' ich vor Euch!

Joſeph.

Ihr ſprecht ein hartes Wort, doch iſt es deutlich;
So offenherzig ſprech' ich auch vor Euch:
Es kann nicht Frankreich dulden, daß Ihr hier
Euch werft in ſein Genick, es todt zu hetzen.
Doch weil es Eure Durchlaucht hoch verehrt,
So ſchlägt es drei verſchied'ne Wege vor,
Die zur Vereinigung uns führen können.

Bernhard.

Ich höre.

Joſeph.

Noch iſt Ferdinand der Dritte
Nicht als der röm'ſche Kaiſer anerkannt,
Ungültig iſt er, wie Ihr wißt, gewählt;
Frankreich gelobt, daß es mit aller Macht
Euch bahnen will den Weg zum Kaiſerthrone.

Bernhard.

Ich danke Euch für dieſe gute Abſicht;
Verdamme mich der ew'ge Richter einſt,
Beging' ich ſolchen Hochverrath an Deutſchland!
Ich wär' ein ſchlimmerer Coriolan,
Der doch als Opfer des Verrathes fiel. —
Nennt mir den zweiten Weg!

Joſeph.

Ihr nehmt zu Lehn
Von Frankreich Elſaß und Burgund zugleich.

Bernhard.

Sprecht Ihr zum erſten male offenherzig,
So wiederhol' ich nur, was Ihr ſchon wißt:
Ich will und dulde keinen Raub am Reich!
Ihr habt Euch eingemiſcht in unſern Krieg,
Weil Ihr die deutſche Einheit ſchirmen wolltet!
Ob Ihr das ſchon nicht ehrlich habt gemeint,
Doch hab' ich Luſt, beim Worte Euch zu nehmen.
Wir wollen uns als Bundsgenoſſen dienen,
Ich ſchlage Eure Feinde, ſchlagt die meinen,
So wird gemeinſam unſer Vortheil ſein;
Doch Ihr wollt mehr, ja, Alles wollt Ihr haben,
So habt dazu den Haß des deutſchen Volkes
Und einen tücht'gen Waffentanz am Rhein!

(Page kommt.)

Die Bürgerſchaft erwartet Euch, mein Herzog!

Bernhard.

Sogleich!

(Page ab.)

Laßt hören Euern allerletzten Vorſchlag!

Joſeph.

Vielleicht erinnert Eure Durchlaucht ſich
An jene Zeit, wo Euch der Cardinal
Richelieu wie ein Vater aufgenommen;
Zum erſten mal ſchwieg ſeine Politik,
Er liebte Euch.

Bernhard.

Ich glaube ſelbſt daran,
Urſprünglich war ſein Herz wol groß und edel

Joſeph.

Ihr ſah't bei ihm dort ſeine ſchöne Nichte.

Bernhard.

Lebendig tritt ihr Bild vor meine Seele.

Joſeph.

Ihr ſchient in Liebe Euch ihr zuzuneigen.

Bernhard.

Nicht weiter!

Marie (im Hintergrund).

Ein Meſſerſtich in meine Seele, o!

(Sie ſinkt auf die Knie.)

Bernhard.

Feil iſt, ich weiß, auf dem polit'ſchen Markt
Euch jedes heil'ge Gut im Menſchenleben;
Verkauft und kauft nach Ellen Männerehre,
Pflicht und Gewiſſen, Euren Gott dazu,
Und treibt den Seelenhandel in das Große,
Daß Ihr den Teufel ſelber noch beſchämt!
Erlaubt mir nur, Euch ins Geſicht zu ſagen:
Um keinen Preis iſt meine Seele feil!

(Ab links durch die Seitenthür.)

Joſeph (allein).

Du haſt Dich doch dem Teufel Politik
Zuletzt verkauft und Deine Zeit iſt um!
Hinab mit Dir! hinab Koloß, und hätte
Aegypten Dich aus Felſen aufgethürmt,
Hinab mit Dir! der Boden, den Du drückſt,
Der Erde Wölbung berſtet unter Dir,
Hinab mit Dir, hinab in das Verderben!

(Er wendet ſich nach dem Hintergrund und ſieht Marie auf den Knieen, den Kopf an die Säule gelehnt.)

Sechster Auftritt.

Joſeph. Marie.

Joſeph (bei Marie).

Marie! Welch' ein Zufall! Starre Ohnmacht
Hält ihren Geiſt beſtrickt. Marie!
Faſſ' Dir ein Herz, Du ſtolze Tochter Frankreichs,
Erheb' Dich aus dem Staub! Bis auf den Tod
Biſt Du gekränkt, ich will ein Wort Dir ſagen,
Laſſ' Eins ſein Wort und That — die heil'ge Rache!

Marie (ſich erhebend).

Fluch über Euch! Ihr habt mich unbarmherzig
Geworfen unter ſeinen ſtolzen Fuß,

Gott werf' auf Eure Seele Schuld auf Schuld,
Bis voll das Maß der ewigen Verdammniß!

Joseph.

Es macht der wilde Schmerz Euch ungerecht.

Marie.

Und er zertrat mein Herz und ging vorüber!
Und himmelhoch hebt ſich empor mein Wehſchrei,
Ihr Flüche, ausgeſtoßen über ihn,
Wo ſeiner Heere Ungewitter wüte,
Ihr Seufzer aus den abgebrannten Städten,
Das Aechzen der, die er mit Hunger zwang,
Das Todesröcheln der Gefallenen
In ſeinen Schlachten, und die Thränenflut
Der Wittwen und der Waiſen über ihn,
Dringt auf ihn ein und lehrt ſein Eiſenherz
Empfinden meiner Seele heißen Schmerz,
Nur einmal, einmal meine Todespein!

Joseph.

So ſei es! Und nun bring' ihm den Pokal!

(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Freier Platz. Im Hintergrunde das Rathhaus von Breyſach mit einem Altane. Breite Stufen hinauf zum Eingange. Gruppen von Bürgern, Frauen und Kindern ſind verſammelt.

Erſter Bürger.

Sie ziehen her auf's Rathhaus zum Bankett.

Zweiter Bürger.

Horch, die Muſik!

(Der Zug erſcheint. Marſchmuſik, Herolde, Fahnenträger mit dem Panier von Sachſen.)

Erſter Bürger.

Die Fahnen, die Soldaten!

(Eine Abtheilung ſächſiſcher Krieger zieht vorüber. Bernhard mit dem Generalſtab.)

Volk.

Hoch Herzog Bernhard, Kriegs- und Siegesfürſt!

Zweiter Bürger (zu einem Knaben).

Das iſt er dort, mein Junge, ſchau' ihn an,
So ſieht ein Held aus und ein Weltbezwinger.

(Zug der Jungfrauen kommt, voran Marie, verſchleiert, mit dem Pokale, neben ihr zwei Mädchen, allegoriſch gekleidet als Hoffnung und Frieden.)

Erſter Bürger.

Jungfrauen bringen jetzt ihm den Pokal

Zum Siegesfeſt! Hinaus, Hinaus auf den Markt,
Auf die Gaſſe!

Zweiter Bürger.

Gott ehre ſeine Freude!

(Der Zug hat theils auf den Stufen des Rathhauſes ſich gruppirt, theils ſind die Krieger vorübergezogen, während Bernhard mit dem Generalſtabe und den Magiſtratsperſonen hineingegangen iſt. Nach einer kurzen Pauſe, während welcher auch der Zug der Jungfrauen ſich in das Rathhaus begeben hat, erſchallt eine Fanfare. Das Panier erſcheint auf dem Altane des Rathhauſes, dann tritt Herzog Bernhard vor, mit dem Pokale in der Hand.)

Bernhard.

Es lebe hoch die deutſche Nation!

(Er trinkt.)

(Marie ſtürzt verſchleiert aus dem Rathhauſe heraus. Joſeph fängt ſie auf und führt ſie hinweg.)

Fünfter Act.

Platz vor einem burgähnlichen Gebäude in Neuenburg.

Erster Auftritt.

Taupadell. Flersheim.

Taupadell.

Und aufmarschiren alle Regimenter
Zu dem Empfang der Durchlaucht.

Flersheim.

Zu Befehl!

Taupadell.

Das dritte Regiment bezieht die Wache.

(Fanfare und Kanonensalven.)

Puh! wie sie lustig durcheinander toben,
Die eh'rnen Hunde, die vor Freude heulen,
Da sie von weitem ihren Herrn erkennen!

(Flersheim und Taupadell ab.)

Zweiter Auftritt.

Bei Trommelmarſch mit der Fahne rückt eine Abtheilung des dritten Regiments bis zum Eingang des Schloſſes. — Ruf aus der Ferne: „Der Herzog!“ Trommelwirbel und Präſentation des Gewehres bei der Ankunft des Herzogs. Bernhard, geführt von Taupadell und auf ſein Schwert geſtützt.

Bernhard (zu den Soldaten).

Gott grüß' Euch Alle, tapfre Kameraden!
Seht, unterwegs hat mich ein arger Feind
Recht tückiſch überfallen, und er kommt
Mir über Wall und Schanze auf den Leib.
Ich will mich wehren.

Taupadell (zu den Soldaten).

Brave Jungen, Ihr
Braucht Euch zu ſchämen nicht, daß aus den Augen
Euch Regentropfen in den Schnurrbart fallen!

(Beide ab. Trommelſchlag, die Soldaten ziehen ſich zurück. Verwandlung.)

Dritter Auftritt.

Zimmer des Herzogs. Der Hintergrund iſt mit einem theilbaren Vorhang verſchloſſen; wenn der Vorhang zurückgezogen wird, hat man die Ausſicht auf den Rhein.
Bernhard, von Taupadell geführt, tritt ein.

Bernhard.

Die Aerzte helfen nicht, ich muß ſchon ſelbſt
Auskämpfen dieſen Krieg in meinem Blut.
Es iſt in Rebellion. So laſſ' mich ruhen.

Taupadell.

Ich kann von Euch nicht weichen.

Bernhard.

Nun, ſo harre
Im Zimmer draußen; brauch ich Deine Hülfe,
So ruf' ich Dich!

Taupadell.

Gott ſtärke meinen Herrn!
(Ab.)

(Fernes Glockengeläute. Bernhard zieht den Vorhang vom Hintergrunde zurück. Sonnenuntergang auf dem Rhein. Ein Nachen zieht vorüber. Der Schiffer ſingt.)

Der Schiffsmann ſtößt vom Lande,
Wem läutet man ſo ſehr?
Wem ſingt man alſo ſanfte
Zu ſeiner letzten Ehr'?
Ade! Ade!

Bernhard.

Sei mir gegrüßt mit allen Deinen Wogen,
Du heiliger, Du ſchöner deutſcher Strom,
So weit Dich Gottes reiche Hand gezogen
Aus Felſenſchlöſſern und von Dom zu Dom,
So weit in Dir mit Reben und mit Aehren
Die Berge und die Auen ſich verklären!
Uralter Schutzherr, meines Volkes Wächter,
Ich grüße Dich in meinem herben Leid,
Beſchirme Deutſchlands künftige Geſchlechter,
Entreißt die Waffen mir des Schickſals Neid,
Und trage einſt zum Meere ſtolz die Laſten,
Den deutſchen Wald in hohen, freien Maſten!

(Geſang des Schiffers.)

Es gehen alle Wellen
Ins dunkle Meer hinein,
Ein neuer Stern am Himmel
Gibt oben hellen Schein;
Ade! Ade!

(Page kommt herein und überreicht einen Brief.)

Page.

Für Euch ward abgegeben dieſer Brief.

Bernhard (erbricht den Brief und lieſt).

„Die Hölle in der Bruſt iſt ausgebrannt,
Zurückgeblieben ſind nur Nacht und Aſche
Und Flüche der Verzweiflung über Frankreich,

Das mich zu ſeinem Werkzeug hat verbraucht,
Dir zu bereiten das Verderben, Herzog!
Noch eh' Dein Auge dieſe Zeilen lieſt,
Hat mich die Flut des Rheins hinabgeſchlungen,
Du nahmſt und trankſt aus meiner Hand den Tod,
Es eilt voran — Marie Vignerot!"
Ha!

Taupadell (tritt ein).

Durchlaucht!

(Pauſe.)

Bernhard.

Heil'ger Gott!

Taupadell.

Was iſt Euch, Herzog?

(Kurze Pauſe.)

Bernhard.

Alarm! Schlagt den Alarm! die Officiere
Zu mir heran!

Taupadell.

Sie halten noch im Schloßhof.

(Ab.)

Bernhard.

Iſt Rettung nicht im Himmel, nicht auf Erden?
Mein Gott, nur eine kleine Spanne Zeit!
Und wirf von meiner Bruſt den feigen Tod!

Taupadell (kommt zurück).

Was iſt Euch, hoher Herr? O großer Gott!
Es ändert plötzlich Euer Auge ſich!

Bernhard (ihn an ſich ziehend, geheimnißvoll).

Frankreich hat mich vergiftet!

Taupadell.

Hülfe! Hülfe!

Bernhard.

Du rufſt vergebens, denn mein Blut gefriert.
Eliſabeth! Du warnteſt mich vor Frankreich!
Gott ſucht mich heim um eine Schuld des Irrthums.
Laßt nicht zu Grunde gehen die Armee,
Die eiſernen Genoſſen meiner Thaten!
Uns darf der Tod nicht von einander ſcheiden,
Nicht auseinanderwerfen die Armee!

Taupadell.

Laßt mich für Euch hier auf der Stelle ſterben,
Uns Alle, Herzog!

Bernhard.

Gott, nur einen Tag!
Ich muß noch Breyſach meinem Volk verſichern,
Nicht in die Hände Frankreichs darf es fallen,
Es iſt das deutſche Capitol am Rhein!
Das Unterpfand des Friedens und der Freiheit!

Taupadell.

Ich ſpring' nach Arzenei!

Bernhard.

Es iſt zu ſpät.
Ruf meinen Secretair! Nein, bleibe hier!
Ich war gefaßt auf Alles, nicht aufs Sterben
Inmitten meiner Jugend, meiner Plane.
Mein deutſches Volk, ſo muß ich Dich verlaſſen
Im Augenblick, wo ich Dich retten konnte!

Vierter Auftritt.

Roſen. Vorige.

Roſen.

Heil Eurer Durchlaucht! Glück und große Freude!
Eliſabeth, die Herrin Heſſens, führt
Sechs Regimenter Cuiraſſier' Euch zu!
In dieſem Augenblicke kommt ſie ſelbſt;
Nur wenig Vorſprung hatte ich voraus!

Bernhard.

Eliſabeth! Eliſabeth!

Roſen.

Mein Herzog?

Bernhard.

Den Hut, dem Degen her! Wie ich den Tod
So oft getreten vor das Angeſicht,
So will auch jetzt ich ihm entgegengehn,
Und Dir, Eliſabeth!

(Er wird gewaffnet.)

Roſen.

Ich faſſe nicht
Und fürchte nur ein gräßliches Verhängniß!

Fünfter Auftritt.

Das Corps der Officiere tritt ein. Vorige.

Bernhard (zwiſchen Taupadell und Roſen ihnen entgegen).

Faßt Euch ein tapf'res Herz, Ihr Kameraden!
Gott hat mir meinen Abſchied ausgeſtellt,
Mich ruft der Tod von Euch, denn tückiſch hat
Mich Frankreich überraſcht.

Die Officiere.

Mord! Meuchelmord!

Taupadell.

Ich lade Frankreich vor das Weltgericht!

Bernhard.

Mir zugemeſſen werden die Minuten;
Ihr Freunde und Genoſſen, Eure Hand!

(Sie reichen ihm Alle die Hand, während er ſpricht.)

Ich danke Euch für Eure große Treue
Und Tapferkeit in unſrer heil'gen Sache;
Wir haben einen guten Kampf beſtanden.

(Viele Stimmen von außen unverſtändlich durcheinander.)

Taupadell.

Es drängen her zum Schloß die Regimenter,
Der Schmerz hat ihre Glieder aufgelöſt,
Und tauſendfach erſchallt der Ruf nach Euch!

Bernhard.

Ich will ſie ſeh'n!

(Zwiſchen Taupadell und Roſen an das Fenſter.)

(Viele Stimmen von außen.)

Der Herzog lebt! Der Herzog!

Bernhard (Abſchied winkend).

Lebt wohl! Es wird mir ſchwer, Euch zu verlaſſen!

(Zurück zur Verſammlung.)

Hört an mein Teſtament!
Der Gnade Gottes ſei mein Volk empfohlen,
Und der Gedanke, dem ich Thaten gab,
Dem Mann der Zukunft, den ſich Gott erwählt;
Doch allen Deutſchen meinen letzten Wunſch:

Zeigt Weg und Steg den fremden Nationen
Zurück in ihre Grenzen mit Kanonen!

(Er ſinkt in die Arme Taupadell's. Alle Anweſenden knieen betend nieder. Von außen ſpielt die Regimentsmuſik die Melodie des Chorals: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott".)

Nimm meine Seele, Gott, in Deine Hand
Und ſchenke Frieden meinem Vaterland!

Sechster Auftritt.

Eliſabeth, in der Uniform ihrer Regimenter. Vorige.

Eliſabeth.

Laßt mich zu ihm! Ich komme, Bernhard!

(Sie erblickt ihn und ſtürzt, ſeine Knie umſchlingend, mit einem Aufſchrei nieder.)

Bernhard! Bernhard!

(Er ſtirbt.)

Der Vorhang fällt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Julius Mosen.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Erster Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung.

Erinnerungen.

(1848.)

Dicht vom rieselnden Nebelschaume der Nordseeküste, auf deren Sandfläche jetzt auch meine Hütte steht, und mehr noch von wechselnder Schwermuth umhüllt, welche ja mit langjährigem Siechthum unzertrennlich ist, und angehaucht vom Sturmodem der in Fieberhitze arbeitenden Geschichte der deutschen Revolution, sucht weithinaus mein erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle und findet sie auch in der Erinnerung an meine Jugendtage und die erlendurchzogenen Thäler meiner Heimath. Dort will ich meine wegemüden Glieder in das grüne Gras strecken und eine Weile ausruhen, bis die in der Ferne grollenden Gewitter sich verzogen oder die alte Welt und mich dazu in ihren Flammen vernichtet haben.

Mit meinen Landsleuten habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimathliche Erde des Voigtlands gemeinsam gehabt. Wie es Menschen giebt, von welchen man, hat man sie einmal liebgewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in welchen sich eine bestimmte Gemüthsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das voigtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesenthäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue emporsteigen, irgend ein Geheimniß verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte.

Und wie klar und hell eilen aus dem dunkeln Grunde die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend wie Kinder, welche Etwas in einem fremden Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben und nun zwecklos weinend am Wege stehen.

Obschon den meisten Gegenden Voigtlands ein melancholisch träumender Charakter aufgeprägt ist, so wird seine Einförmigkeit doch durch den Wechsel in seinen drei Noten von Schwarzwald, Wiese und Ackerfläche überall gemildert, jenachdem, wie im untern Voigtland Acker und Wiese, oder wie in den oberen Gegenden Berg und Wald vorherrschend sind, oder jenachdem die Straße den Wanderer quer durch über die Hügel und Thäler führt, wobei von selbst jeden Augenblick sich die Scene verwandelt und Auge und Gemüth beschäftigt.

Dort, wo die Hügel nach Osten zu aus dem Elsterthale hinaus in Bergterrassen zum Erzgebirge sich erheben wollen, in dem Dorfe Marienei, welches zwischen den vier Städten: Schöneck, Markneukirchen, Adorf und Oelsnitz mitten innen liegt, bin ich am achten Juli 1803 geboren worden. Mein Vater war dort Schullehrer. Ich war das erste Kind, was ihm meine Mutter gebar, und erfreute diese meine Eltern mit meiner Ankunft gar sehr, zumal sie bereits drei Jahre lang verheirathet waren. Die ersten fremden Menschen, welche von der Außenwelt mit in den Schicksalskreis meiner ersten Kindheit hineintraten, waren von selbst meine drei Pathen. Obgleich diese schon vor langen Jahren gestorben sind, so stehen sie doch noch mit lebendigen Farben in meiner Erinnerung da, voran der Pfarrer des Ortes, Steinmüller, der es mir gewiß selbst in seinem Grabe nicht verzeihen würde, vergäß' ich seinen Titel: „Herr Magister", der ihm so stattlich ließ und auf dem er, wie auf seinem Postament, stand. Er war ein großer, stattlicher Herr, gut genährt, mit einem doppelten Kinne, welches seinem rothen Gesicht unter der großen, weißgepuderten Allongenperrücke eine

ungemeine Würde verlieh. Trug er dieſe auch eigentlich nur Sonntags zu dem ſchwarzen Leibrock und kurzen, ſchwarzſammetnen Beinkleidern und den ſchönen Schnallenſchuhen, ſo ſtand ſie doch Werkeltags immer rechts von ſeinem weichgepolſterten Armſtuhl als die Wolke, mit welcher er jeden Augenblick als Jupiter erſcheinen konnte, gefiel es ihm ſo. Ob ſein Glaube orthodox-lutheriſch war, getraue ich mir nicht beſtimmt zu behaupten, nur ſo viel iſt gewiß, daß er die Freuden, welche Küche und Keller ſpenden, durchaus nicht verſchmähte. Er war zur Zeit meiner Geburt zum zweiten Male verheirathet; die gute Frau Magiſterin war ſein Gegenbild in allen Dingen, er eine impoſante Prälatengeſtalt, ſtolz, jovial und zornig, ſie dagegen blaß, ſchmächtig, faſt hager, demüthig und ein wenig grämlich für ſich in der Stille; vielleicht machte dieſer Gegenſatz ihre Ehe um ſo glücklicher, zumal ſie eine wahre Meiſterſchaft im Backen und Kochen beſaß. Wer nicht ſo glücklich geweſen iſt, zu jener Zeit ein Kirchweihfeſt in der Marieneier Pfarre mitzufeiern, der weiß auch nicht, wie fein eine Hühnerpaſtete zubereitet ſein kann, nicht, wie ein Kapaun gebraten ſein ſoll, und hat vielleicht auch noch keinen Streuſelkuchen gegeſſen, der von ſelbſt auf der Zunge ſich zerkrümelt. Ein dankbares Gedächtniß ſei meiner guten Frau Magiſterin immerdar bewahrt für manche in Zucker eingemachte grüne Pflaume, welche ſie mir in dem ſo wunderſam von tauſend zungenprickelnden Gerüchen duftenden Speiſegewölbe mit dem ſilbernen Löffel aus der Glasbüchſe zum Naſchen aus dem zähen Saft herausholte, wenn ich mit ihrem einzigen Töchterchen — dem Pfarrrickchen — recht artig geſpielt hatte, was freilich ſelten der Fall war. So gut und gewürzt auch ihre Küche war, doch halte ich nicht dafür, daß darin die Urſache zum Podagra des Herrn Magiſters, welches ihn oft zur Verzweiflung brachte, zu finden war, vielmehr ging darüber die Meinung verſtändiger Leute dahin auseinander, daß die Weintrinker die Wurzel ſeines Uebels in dem häufigen Genuſſe des

Oelsnitzer Doppelbiers suchten, welches die Gläser auf dem Tische anpichte, die Biertrinker aber die Schuld daran auf den starken Burgunder schoben, welchen freilich mein Herr Pathe für eine besonders heilsame Arzenei hielt. Dieser Streit ist zwischen beiden Parteien, so viel ich weiß, nie entschieden worden.

Mein anderer Pathe war der Rector des Gymnasiums in Plauen; Beide — Lehrer und Anstalt — lernte ich erst in meinem vierzehnten Jahre kennen. Später habe ich erfahren, daß diese zweite Pathenwahl ein zarter Gruß war, welchen mein Vater der jungen Frau Rectorin von den Bergen hinunter in die Stadt sandte. Ehe sich Beide — das Eine dahin, das Andere dorthin — verheirathet hatten, sollen Beide einander geneigt gewesen sein, mein Vater ihr aber entsagt haben, weil er ihren Verwandten kein angemessenes Loos für sie zu bieten im Stande gewesen sei. Wie dem auch sein mag, so hat sie mich gar wenig geliebt und begünstigt, als ich später in ihre Nähe kam, obschon sie meinem Vater immer ein freundliches Wohlwollen bewahrt hat.

Das herrschaftliche Schloß, welches im unteren Theile des Dorfes liegt, besaß damals ein alter pensionirter Hauptmann von Thoß, der letzte männliche Sproß seines Hauses; er wohnte dort zurückgezogen und einsam mit seiner Familie. Diese bestand aus seiner einzigen kleinen Tochter, deren Gouvernante er nach dem Tode seiner ersten Frau aus Sparsamkeit geheirathet hatte, um den Gehalt zu sparen, welchen er außerdem an sie zu bezahlen gehabt hätte. Er gab der Umgegend wegen seines Geizes viel zu reden, was ihn jedoch wenig bekümmern mochte. Seinem Geiz kam nur sein Mißtrauen gleich. So hatte er sich einst blaugeblümten Plüsch zu einem Rock gekauft und den Schneidermeister bei der Uebergabe des Zeuges verpflichtet, mit dem neuen Rock auch den geringsten Abfall wieder abzuliefern. Als nun der Schneidermeister den fertigen Rock und Ueberbleibsel

überbrachte, hieß er ihn im Vorsaal warten, während er selbst sich damit auf sein Arbeitszimmer zurückzog und dort absperrte. Dem Schneider mochte die Zeit wohl lang genug werden, denn erst nach fünf Stunden wurde er hineingerufen. Wie mochte er aber erschrecken, als ihm der Hauptmann eröffnete, daß er vor Uebergabe des Zeugs die Musterblumen und jetzt wieder am neuen Rock und auf dem übrig gebliebenen Zeuge gezählt und gefunden habe, daß er um zwanzig Blumen bestohlen worden sei, mit deren Betrag er die Schneiderrechnung für bezahlt erachte. Der Schneider hatte das Unglück, in seiner Verantwortung bissig und ehrenrührig und zur Thüre ohne Bezahlung hinausgeworfen zu werden. — Der Pfarrer, Magister Steinmüller, fand den Geiz des Hauptmanns um so lächerlicher, je mehr dieser sich abkargte, um seine Tochter, welche er freilich ungemein liebte, zur reichen Erbin zu machen. Fräulein Wilhelmine von Thoß verrieth aber auch schon als Kind die wundersame, milde Schönheit, mit welcher sie später Augen und Herzen erfreuen sollte. Wie oft die besondere Eigenschaft einer Familie, durch welche sie sich von andern Geschlechtern gewöhnlich unterscheidet, in einem einzigen Sprossen sich gewissermaßen zur Blüthe bringt, so schienen auch alle Mütter des Hauses der Thosse ihre Reize und Liebenswürdigkeiten auf ihre letzte Enkelin vererbt zu haben. — Ich mochte vielleicht ein Knabe von fünf Jahren sein, als sie an einem späten Nachmittag in unsere Stube trat, wo mich die Mutter, welche in den Garten nahebei gegangen war, allein mit meinem Spielzeuge gelassen hatte. Wilhelmine wollte auf die Mutter warten und suchte unterdessen sich und mich am Clavier zu unterhalten. Sie spielte und sang mir das Lied von Göthe:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herziges Veilchen"

u. s. w.

Ich hatte ſie ſo oft geſehen, ſie hatte häufig mit mir geſpielt, niemals war ſie bis zu dieſem Augenblick mir als etwas Beſonderes vorgekommen. Wie ſie aber jetzt vor mir da am Clavier ſtand und mit empfindungsvoller, klangreicher Stimme das Lied ſang, fiel ein Strahl der untergehenden Sonne auf ihre hohe, ſchlanke Geſtalt und ließ ihr helles Geſicht in roſiger Gluth leuchten. Sie hatte ein weißes Kleid mit kurzen Aermeln an und trug eine rothe Schleife im dunkelblonden Haar. Ich hing ſtumm mit ſtarren Blicken an der ſchönen Erſcheinung, als ſie aber bei einer Stelle des Liedes ihre blauen Augen aufſchlug, fing ich plötzlich an zu weinen. Sie nahm mich auf und herzte mich, aber vergeblich ſuchte ſie mich zu beſchwichtigen, ich weinte nur deſto heftiger an ihrem Halſe. Erſt nach langem Zureden ihr doch zu ſagen: warum ich ſo weine? ſoll ich geantwortet haben: ſie wäre ſo ſchön geworden, daß ich mich gefürchtet hätte.

Damals aber, als ſie mich als meine Pathe bei der Taufe auf den Armen trug, mochte ſie vierzehn Jahr alt ſein. Mich erfreut noch jetzt der Gedanke, daß mich bei meinem erſten Ausflug in die offene Welt — wenigſtens hundert Schritte weit — von dem Vaterhaus in die Kirche zu dem großen Taufengel mit dem ſilbernen Flügeln, welcher das Taufbecken trug, in ihrer Geſtalt die Schönheit in das Leben begleitet hat. Kurz darauf gab ſie der Leiche ihres Vaters das Geleit zu der Familiengruft in derſelben Kirche. Da das Rittergut Weiberlehen war, ſo erbte ſie als das einzige Kind ihres Vaters deſſen geſammten Nachlaß. Sie lebte nun, wie ein anderes Schneewittchen, mit ihrer Stiefmutter allein in ihrem Schloſſe, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe ihre mütterliche Freundin blieb. Meinem Vater, welcher ſie bisher unterrichtet hatte, blieb auch jetzt ihre Erziehung anvertraut. Oft, wenn ſpäter ſeine Erinnerung an ſie ſich in Worte ergoß, nannte er ſie die Blume ſeines Lebens. — Es wacht noch immer in mir ein wehmüthiges

Gefühl auf, ſtellt ſich mir das Bild meines Vaters und ſein beengter Wirkungskreis als Schullehrer auf dem Lande, welchen er mit ſeinen reichen Geiſtesgaben weit überragte, vor meine Seele. Seine vielſeitigen Kenntniſſe, welche er faſt ſpielend zu erwerben wußte, ſeine Beleſenheit in der alten und neuen Literatur, geläutert an den kritiſchen Beſprechungen der verſchiedenſten Werke in den Literaturzeitungen, welche er ſich regelmäßig zu verſchaffen wußte, ſelbſt die heiteren geſelligen Eigenſchaften, welche ihn zierten, wurden in dem vereinzelten Leben, an welches er gebunden war, zu Feuerbränden in ſeinem Gemüthe, das ſich darin heimlich verzehrte. Wie oft ſtrich er mir die wilden Haare aus der Stirn, ſah mir lange in die Augen und ſagte nur für ſich: „Mein Gott! laß' es genug an mir ſein und den da nicht auch verroſten!“ Und allerdings zählte meine väterliche Familie in gerader aufſteigender Linie damals fünf bis ſechs Ahnen, von welchen jeder das Schulzepter geführt hatte, und iſt die Familienſage begründet, daß ein Grieche, Namens Moſyn, welcher Profeſſor in Prag geweſen, unſere Familie in das Deutſche überſetzt habe, ſo wäre das mühſelige, bis in die neueſte Zeit ſo gedrückte Lehrfach ſchon vom Stammvater her das Familienſchickſal geweſen, dem auch ich kaum entronnen bin.

Mein Großvater väterlicher Seite war Schullehrer in Arnoldsgrün, einem Dorfe, welches eine Stunde von meinem Geburtsorte gegen Mitternacht hinter dem Walde liegt. So lange ich mich ſeiner erinnere, war er immer unverändert ein rüſtiger alter Mann mit ſpärlichem, weißem Haar, welches ſich unter einer Pelzmütze hervorſtahl, angethan mit einem grauen, altmodiſch bequemen Ueberrock, kurzen, ſchwarzuchenen Beinkleidern und derben, rindsledernen Jagdſtiefeln; wenn er ausging, hing gewöhnlich die Jagdflinte von der Schulter — denn er war ein Jäger mit Leidenſchaft — und die Jagdtaſche an ſeiner Seite. Da zu ſeiner Zeit die Dorfjugend noch ihre Schulferien von Oſtern bis Michaelis — ich

fürchte manchmal noch länger — zugemessen erhielt, so hatte mein Großvater Zeit genug, in den voigtländischen Waldungen mit seinen Freunden, den Förstern und Jägern weit und breit, oder auch nach Gelegenheit ohne sie herumzuschweifen. Ob er alle Hasen und Rehe, welche seine Flinte erreichte, an die Revierherrn abgeliefert hat, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß man bei ihm oft Hammelbraten aß, der saßt wie Wildpret schmeckte, und daß er sehr böse auf seine Magd wurde, als einst hinter seiner Wohnung der unvorsichtige Wind Federn von einem Auerhahn herumjagte, welchen der Gutsherr nur für einen adeligen Vogel angesehen wissen wollte. Vor Allem ist es gewiß, daß ihm wegen seiner bewaffneten Waldgängerei Niemand in seinem Leben einen Verdruß bei den Gerichten erregt hat: wer hätte es auch wagen sollen? denn er stand allgemein im Gerede, daß er alle guten und bösen Jagdkunststücke und leider mehr wußte, als einem guten Christen geziemte. Daß er sich mit der sogenannten geheimen Wissenschaft abgab, ist wohl gewiß. Er besaß selbst in diesem Fache eine kleine Bibliothek, welche großentheils aus alten Handschriften bestand und in einem schwarzen Bücherschrank in seiner oberen Stube wohl verschlossen gehalten wurde. Er schien die Natur für ein Pandämonium anzusehen und selbst jeden Stein, jedes Metall, jede Pflanze von ihm mit Sympathieen und Antipathieen beseelt zu halten. So mußte von selbst die Natur ihn überall mit räthselreichen Geisteraugen anblicken. Selten und nur aus eigenem Drang kam er darauf zu sprechen. Da ich als Knabe einst mit ihm im Walde war und ihn fragte: ob er wirklich mit den Vögeln sprechen könne, fragte er mich mit seltsamem Lächeln: was er mir für einen Vogel kommen lassen sollte? „Einen Nußhacker, Großvater!“ rief ich. „So setze dich,“ entgegnete er, „in das Moos und rühre dich nicht,“ und kaum hatte er begonnen, einige gellende Töne auszustoßen, so antwortete ihm ein Vogel in gleichen Tönen erst aus weiter Ferne, dann immer näher, bis

der bunte Nußhacker endlich, wie ein Pfeil, geschossen kam und dicht über unseren Köpfen seine lachenden Laute ausstieß. Dann rief er mir einen Raben herbei, und als ich mich vor dem garstigen Kerl fürchtete, jagte er ihn wieder fort, indem er mit dem Munde den Knall einer Flinte nachmachte. Die größte Freude machte er mir mit einem Finken, welcher sich mit ihm auf einen Wettgesang einließ und uns aus dem Walde bis in das Lichte und zu unserer Wohnung nachfolgte, wo er noch lange auf dem Apfelbaum vor dem Holze grölzte. Es versteht sich fast von selbst, daß ein Gebirgsjäger gut zu schießen versteht, doch war der Alte der verwegenste Meister in dieser Kunst. So soll er einst in Folge einer übermüthigen Wette mit der Kugelbüchse auf einige hundert Schritte weit einem Schäfer den Stock, auf welchen dieser sich gestützt, hinweggeschossen haben, daß Beide — der Schäfer unverletzt, der Stock aber zersplittert, in's Gras fielen. Daß er eine Schwalbe im Fluge herunterschoß, habe ich selbst gesehen. Es war daher kein Wunder, daß die abergläubigen Leute ihn für einen Hexenmeister hielten. Zuweilen machte es ihm Freude, sie darin zu bestärken. So ging er einst bei grauendem Morgen vom Hause weg zu einer Jagdgesellschaft, welche sich das Stelldichein in irgend einem fernen Waldwinkel geben wollte. Als er so einsam seinen Weg darauf los ging, fiel es ihm ein, den alten Schuß, welchen er im Flintenlauf hatte, auf eine nahe Gartenthür loszubrennen. Der Zufall wollte nun, daß er bei der Jagd selbst die glücklichsten Schüsse gethan hatte. Als seine Jagdgenossen auf dem Heimwege um ihn herum darüber scheele Bemerkungen machten, fiel Einem ein zu sagen: es würde ihn kaum wundern, wenn Mosen mit seinem Gewehr ein Aftzeichen in der Gartenthür träfe, welche in der Ferne auf dem Berge über eine Viertelstunde weit zum Vorschein kam und bereits den Schuß vom Morgen trug, was der gute Geselle freilich nicht, desto besser mein Großvater wußte, der mit Lachen den Schuß in

die Ferne that. Es läßt sich denken, welche Augen die Gesellschaft machte, als sie an die Gartenthüre kam und den Kernschuß darin stecken sah.

So hatte er einst mit seinem jüngern Sohne, da dieser noch ein Knabe war, in Schlingen, welche er in die Furche eines Kartoffelfeldes gelegt, einige lebendige Rebhühner gefangen. Der Abend war schon angebrochen, als Beide, der Jüngere mit der Jagdbeute im Sack, noch eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt, an eine Schenke kamen, wo ganz vorzüglicher Wachholderbranntwein vergläsert wurde. Diese Schenke lagerte sich besonders bei anbrechender Nacht mit ihren Fenstern, welche liebesselig von Ofenwärme und Kienholzbeleuchtung flammten, wie ein unentrinnbarer Zauberdrache, mit hellen Augen an den Weg und verschlang einen Bauer um den andern, der in die Nähe kam, häufig sogar meinen Großvater. An diesem Abend konnte er dort um so weniger vorüber kommen, je lauter in der Stube und, wie es schien, von Jagdgeschichten gesprochen wurde. Da es damals nicht der Gebrauch war, Kinder mit in die Schenkstube zu nehmen, so hieß er seinen kleinen Sohn mit den Rebhühnern im Sack auf der Bank vor dem Hause unter den Fenstern auf sein Wiederkommen warten, indem er selbst hineinging, wo plötzlich bei seinem Erscheinen das Gespräch der anwesenden Gäste stockte. Auf sein Befremden, welches er darüber zu erkennen gab, entschloß sich endlich der wichtigste Gast am Tisch, der Dorfmüller, zu gestehen: wie sie mit einander gestritten, ob er, mein Großvater, wirklich die Macht über die wilden Thiere habe, daß sie auf seinen Ruf kommen und sich von ihm todtschießen oder fangen lassen müßten? „Das kommt auf die Zeit und den Wind an," entgegnete er, „und, leicht möglich, kann ich Euch noch heute eine Probe davon geben, weiß ich erst, woher die Luft streicht." Nachdem er mit diesen Worten den Kopf zum Schiebfenster hinausgesteckt und, wie es schien, mit der Nacht geflüstert hatte, ver-

ſicherte er die Geſellſchaft, welcher die Augen im Kopfe groß und ſtarr zu werden begannen, daß heute nur Rebhühner — „Lebendig?!“ — rief der Dorfſchneider halb ungläubig, halb entſetzt dazwiſchen — lebendige Rebhühner, fuhr er unerſchüttert fort, zu haben ſeien. „Jetzt gleich?“ fragte furchtſam der Leineweber am Tiſchende. „Jetzt gleich!“ war die Antwort. Furchtſam ſtießen ſich die Anweſenden mit dem Ellenbogen und der Eine und Andere machte ſich auf ſeinem Sitz mit angezogenen Füßen locker. „Halt!“ ſchrie der dicke Rittergutspächter, „Alles aber ohne ſchwarze Kunſt!“ „Alles Natur!“ entgegnete der Gefürchtete, ſtreckte die Hand zum Fenſter hinaus und rief: „Aufgeſchaut!“ — und ein ganz natürliches Rebhuhn ſchoß mit nicht geringerem Angſtgeſchrei in die Stube, als die Geſellſchaft vor dieſem Teufelsſpuck aus der Stube, voran der Schneider, dann der Windmüller mit dem Leineweber und über ihn hinausſtürzend der dicke Pächter, hinterdrein das ſchallende Gelächter des luſtigen Meiſters in der natürlichen Magie.

Wie er noch in ſeinem Alter das rüſtige Jagdleben gern hatte, ſo war ſeine Jugend um ſo reicher an wilden Abenteuern. Zu Anfang des ſiebenjährigen Kriegs war er Erzieher der beiden Brüder von Jößnitz auf Freiburg bei Adorf, welche er zur Aufnahme im Cadettenhaus in Dresden vorzubereiten hatte. Beide wurden tüchtige Offiziere in der ſächſiſchen Armee, der Eine Major, der Andere Hauptmann und lebten noch in meine Jugendzeit herein, einſamglücklich als Hageſtolze brüderlich nebeneinander und als tägliche Stammgäſte im Adorfer Geſellſchaftsclub, mit einander wetteifernd, wer von Beiden die ſchönſten Ringe vom Rauche aus dem Meerſchaumkopfe in die Luft blaſen konnte. Im Uebrigen ſchien ihr Leben ſtill zu ſtehen, wie das zweier nebeneinander im Waldgrund grünender Tannen, welche tief verborgen unter der bemooſten Rinde im weichen Holz ihre Jahresringe machen. Sie blieben immer gute Freunde unſerer Familie und voran ihres alten Lehrers,

dessen Ruhm sie abwechselnd zu verkünden nicht müde wurden; dieser beschränkte sich aber auf einen einzigen Vorfall, den sie so häufig in Gesellschaften zum Besten gaben, als wenn ihr ganzes Leben damit abgeschlossen gewesen wäre. Wie oft hat der Club in Adorf diese Geschichte hören müssen!

„Unser Präceptor konnte reiten, wie der Teufel!“ begann der Major und blies einen dunkelblauen Tabacksring vor sich hin. „Das will ich meinen!“ versetzte der Hauptmann und blickte dabei den Oberpfarrer, der sich erdreistete, ein zweifelhaftes Gesicht zu machen, so herausfordernd an, daß dieser aus Verlegenheit den Schaum aus dem Bierkruge blies. Da der Postmeister und sogar der Bürgermeister sich herbeifanden, um den Herren vom Adel, welche gewissermaßen, wie die beiden wilden Männer auf dem dänischen Wappen, die Ehre der Gesellschaft aufrecht hielten, den nöthigen Beifall zu sichern, so fuhr der Major, indem er ein Bein über das andere und den Kopf zurück an die Stuhllehne legte, mit der Erzählung fort:

„Trat eines Morgens unser Präceptor gestiefelt und gespornt in unsere Stube und meinte, es wäre hohe Zeit, daß wir tüchtig reiten lernten, unsere alten Ackergäule könnten wir dazu freilich nicht gebrauchen; in Böhmen drüben aber gäb' es Krieg zwischen den Preußen und Oesterreichern, vielleicht fände sich da Gelegenheit, einen Pferdehandel zu machen, er wolle daher nach Eger reiten, sich umschauen und zwei Tage ausbleiben.“

Jetzt kam der Hauptmann zu der Erzählung, welche er, während er seinen Meerschaumkopf auf dem Rockärmel polirte, mit gemüthlich schnarrender Stimme fortsetzte: „Die zwei Tage vergingen und zwei Wochen und dann Monat auf Monat, aber der Präceptor kam noch immer nicht zurück. Da auch in Eger, wohin wir unsern Jäger nach Kundschaft von ihm ausgeschickt hatten, keine Spur von ihm aufzufinden war, so hatten wir ihn bereits aufgegeben, als an einem schönen Sonntag ein öster-

reichiſcher Uhlan auf einem prächtigen Schecken und mit einem braunen Jagdpferde zum Schloßthor hereingeſprengt kam."

„Und wer war der Uhlan?" fiel jetzt fragend der Major ein und ſah ſich im Kreiſe der Zuhörer wie nach einer Antwort um. Da aber jeder im unterthänigen Reſpect ſie an ſich hielt, ſo platzte gewöhnlich der Hauptmann damit heraus: „Unſer Moſen war wieder da! Er hatte als Freiwilliger die Schlacht bei Prag mitgemacht und glücklich die beiden Pferde als Beute mitgebracht. Schon Tags darauf begann unſer Präceptor den Reitunterricht mit uns und ich hoffe, wir ſind keine ſchlechten Reiter geworden."

„Ein Tauſendſappermenter!" ſchloß gewöhnlich der Major, zog die dreigehäuſige Sackuhr, an welcher das Petſchaft mit dem Familienwappen baumelte, hielt ſie an's Licht und fragte: „Der Kerl mit den Pferden?" „Unterthänig aufzuwarten!" ſagte der Wirth, „er hält unten vor der Thüre." „Gute Nacht, meine Herren!" „Gute Nacht, gnädiger Herr Major, Herr Hauptmann, gute Nacht!" ſchnarren ein Dutzend Stimmen durcheinander, und unſere alten Freunde verſchwinden, während der Bürgermeiſter dem Schulrector verſichert: „Ganz allerliebſte Herren!" Unten wiehern die Pferde und eine Weile darauf hört man ſie über den ſchlecht gepflaſterten Marktplatz ſprengen, zwei brave, alte, adelige Herren, noch unberührt vom Odem unſerer neuen Zeit, unbezweifelt und ſicher in ihrem Daſein, Cavaliere mit allen Licht- und Schattenſeiten des frühern Landadels im Voigtlande. Ihnen entgegen dunkelt die Nacht, in welche ſie verſchwinden und dahinter ihre Familiengruft, wo ſie nunmehr ſchlafen in ihren Särgen und ſich gar wenig um die Frage von der Abſchaffung des Adels, der Titel und Orden kümmern, und ſollten ihre Schemen ſich doch einmal in ihren morſchen Särgen aufrichten, ſo blaſen ſie ſich gewiß Ringe von Rauch zu, der Eine ſagt: „Ja, unſer Präceptor!" und der Andere:

„Ein Tauſendſappermenter!“ Beide aber: „Gute Nacht, meine Herren! Gute Nacht!“ und legen ſich wieder hin und ſchlafen weiter, ungeſtört von der Zeit, welche mit ihren Rattenzähnen ſelbſt das ſteinerne Gewölbe zernagt und mit grünem Moos ihr Wappen oben über dem Eingang dazu auslöſcht.

Als aber beide Brüder damals zu Ende des ſiebenjährigen Kriegs ſtattliche Junker zu werden ſich anſchickten, leſen, ſchreiben und rechnen, vielleicht auch ein wenig Franzöſiſch radebrechen, vor Allem aber tüchtig reiten und mit der Piſtole auf vierzig Schritt in's Schwarze treffen konnten, brachte ſie mein Großvater nach Dresden in das Cadettenhaus, wo ſie ſich auf einige Zeit als Cadetten verpuppen ſollten, um als Lieutenants bei der Armee ihre Schmetterlingsflügel zu entfalten. Der Präceptor dachte noch im ſpäteſten Alter mit Entzücken an jene Dresdener Tage. Er hatte auch alle Urſache dazu, hatte er doch dort den ſonderbarſten Traum ſeines ganzen Lebens. Im alten Hôtel de Saxe in der Pirnaiſchen Gaſſe, welches ſich ſpäter in das Juſtizamthaus und ſeine hin- und herlaufenden Marqueurs in ſtillſitzende Actuars, ſeine Stallknechte in Amtsdiener, ſeine dampfenden Braten in dumpfige Aktenſtöße, ſeine rothen und weißen Weine in große Dintenflaſchen und kleine Dintenfäſſer, ja auch ſogar ſeine Höflichkeit bei Bewillkommnung der freiwilligen Gäſte in grobe Vorladungen bei Vermeidung von fünf Thalern Strafe oder auch der Herbeiholung durch den bewaffneten Amtsdiener verwandelt, jedoch die Fertigkeit, hohe Zeche zu machen, keineswegs vergeſſen hat, dort war mein Großvater damals eingekehrt, wo dieſe ſchaurige Verwandlung noch nicht eingetreten war. Nachdem er ſeine Zöglinge glücklich untergebracht hatte, beſchloß er noch einige Tage auf die Sehenswürdigkeiten der Reſidenz zu verwenden. Müde von vielem Herumwandern hatte er ſich gegen Abend auf ſein Zimmer zurückgezogen, um, in einen Armſtuhl hingeſtreckt, eine Weile zu

ſchlummern. Der geſuchte Schlaf aber verwandelte ſich in ein wirres Träumen. Ihm kam es vor, als irrte er durch eine Wildniß in dunkler Nacht, aus welcher in der Ferne eine weinende Mädchenſtimme ihn zu rufen ſchien. Eine unwiderſtehliche Macht trieb ihn vorwärts über die Wurzeln der Bäume, die, wie harte Schlangen, über ſeinen Pfad krochen, durch die dornigen Brombeerſtauden, welche, wie biſſige Thiere, ihre Stacheln in ſein Blut tauchten und wieder über endloſe Steppen und in Bergſchluchten hinein immer der weinenden Stimme nach. Je weiter er vorwärts kam, deſto ferner erſchallte ſie, ſo daß er ſich vergebens abrang, ſie zu erreichen. Da fiel es ihm ein, denſelben Klagelaut, den er vernahm, mit ſeiner Stimme nachzuahmen. Kaum hatte er das gethan, ſo kam es ihm vor, als nähere ſich der weinende Laut und käme immer näher, nicht aber von Oben, ſondern unten in der Erde, bis er wie vor ſeinen Füßen klang. Wie er, halb im Uebermuth, halb in der Angſt, den Laut nochmals wiederholte, ſenkte ſich plötzlich der Boden unter ihm, ſo daß er wie in einen Schacht fuhr, tief und tiefer hinein in die Finſterniß, aber doch einem lichten Schein entgegen, welcher, wie er bald entdeckte, von einer Bergmannslampe herrührte. Dieſe ſtand auf dem Boden, welchen jetzt ſein Fuß berührte, einige Schritte davon ſtürzte ſich der Schacht wieder in die Tiefe der wehklagenden Stimme nach und eine Leiter ſtieg in ihn zugleich hinein, als wollte auch ſie zu Hülfe kommen. Unwillkürlich ergriff er die Lampe, ſetzte ſie auf den Kopf in den Schnabel ſeines dreieckigen Hutes und ſtieg weiter hinein in die Grube, beherzt und vorſichtig, von Sproſſe zu Sproſſe. Ihn bekümmerte nicht die Muſik der an den erzglitzernden Wänden herunterfallenden Tropfen, nicht das dumpfe Brauſen der unterirdiſchen Ströme, nicht die Salamanderaugen der Kobolde aus den Wandritzen umher, nicht das unheimliche Picken, Schnarren und Pfeifen unſichtbarer Urſache aus heranſtreifenden Nebengängen, er mußte weiter und

weiter. Ihn kümmerten auch nicht die rothen Flammenroſen, welche vor ſeinen Augen zu tanzen begannen, nicht die Froſtſchauer, welche mit Spinnenbeinen ihm über den Rücken liefen, muthig ſtieg er und ſtieg er der weinenden Stimme nach, bis er plötzlich im grünen Gewölbe ſtand, das er Vormittags mit allen ſeinen königlichen und kurfürſtlichen Koſtbarkeiten und Raritäten beſehen und angeſtaunt hatte. Aber alle dort vorhandenen Figürchen, verfertigt aus verkrüppelten Rieſenperlen, Gold und Email, liefen auf den Rändern der goldenen Becher und Gefäße umher und ſchrieen: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Großmogul will ſeine Prinzeſſin ermorden!“ Selbſt der künſtliche Kirſchkern mit ſeinen hundert Geſichtern rief aus hundert Mäulern zugleich: „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ Bereits ſchleppten auch die Tataren aus dem hinteren Zimmer das große Kurſchwert herbei, deſſen Griff von leuchtenden Diamanten funkelte. Geblendet von der flammenden Goldpracht, dem wimmelnden Leben der Zwerge und dem Hülfegeſchrei umher, ſtand der Träumer einen Augenblick lang erſtaunt, aber im zweiten, als er im Nebenzimmer wieder die klagende Mädchenſtimme vernahm, flog er hin nach der ſcheinbar offenen Thür, rannte jedoch mit der Stirn an eine kryſtallene, durchſichtige Wand an. Wie geſchah ihm aber, als er bei dem erſten Blick in dieſes ſo ſeltſam verſchloſſene Zimmer die ſchöne Oberſteigerstochter aus Freiberg, welche er Vormittags im grünen Gewölbe getroffen, die ihm ſo ſehr gefallen und an der Wirthstafel ihm gegenüber geſeſſen, jetzt dort händeringend und ſchluchzend vor dem gräßlichen Großmogul knieen ſah, der ſchon mit dem ausgeholten Schwerte nach ihrem Nacken zückte.

„Halt!“ rief der Träumer im Todesſchrecken und wachte auf. Aber der bunte Traum ſchien ſich im Wachen fortſetzen zu wollen, denn jetzt hörte er deutlich im anſtoßenden Zimmer die jammernde Stimme der ſchönen Oberſteigerstochter aus Freiberg ſprechen: „Und ſollte ich auf der Landſtraße baarfuß betteln

gehen müſſen, den alten Finanzrath nehme ich doch nicht!“

„Das will ich doch ſehen,“ verſetzte grimmig der Oberſteiger, „wie Sie ſich bei der Sünde gegen das vierte Gebot anſtellen wird! Kurz und gut, der Finanzrath iſt Finanzrath und morgen iſt Ihre Verlobung mit ihm und ich bin Ihr Vater! Für heute Abend, wo Sie ſich in ſeinem Hauſe zur Suppe einfinden ſollte, will ich Sie entſchuldigen; Sie ungezogenes Weſen hat ſich das Geſicht ganz abſcheulich verweint, bleib' Sie zu Hauſe und halte Sie die Thüre verſchloſſen, vor Mitternacht bin ich wieder da! Glück auf!“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Oberſteiger mit gravitätiſchen Schritten und ging die Hausflur vor und die Treppe hinunter.

Der Präceptor eilte an das Fenſter, um ſich zu vergewiſſern, daß der Tyrann wirklich ſich entferne, und ſah auch bald ſeine grüne Cylindermütze und dann das bekannte Bergmannsleder im Scheine der Straßenlaterne ſteif und unerbittlich vorübertrotzen.

Kehre lieber wieder um, guter Oberſteiger aus Freiberg; es würde dein Herz ſchneller, als deine Taſchenuhr, picken, fiel' dir jetzt plötzlich ein, deine ſilberne Schnupftabacksdoſe im Gaſthofe ſtehen gelaſſen zu haben. Was würdeſt du zurückeilen, die Vergeſſene im Voraus mit den Augen ſuchen, und ſie, händigte ſie der Wirth dir wieder ein, tief in deine Bruſttaſche verſenken und mit vergnügtem Geſicht daran fühlen, ob ſie auch ſicher genug darin ſteckt, und jetzt haſt du doch dein koſtbarſtes Gut, das ſchon manchem Diebe in das Auge geleuchtet hat, dein ſchönes Kind, mit gekränktem, Troſt und Hülfe ſuchendem Herzen allein und unbehütet zurückgelaſſen; du weißt es auch, aber doch ſetzeſt du deinen Weg ruhig fort mit der ſilbernen Doſe in der einen und der pickenden Uhr mit dem ängſtlich vibrirenden Minutenzeiger in der andern Taſche. Geh' du ruhig weiter, guter Oberſteiger aus Freiberg, denn deinem Geſchick:

mein Urgroßvater weiblicher Linie zu werden, kannſt du doch nicht entgehen. Glück auf!

Kaum hatte ſich der Präceptor überzeugt, daß die Luft rein war, ſo lag er auch ſchon, bald mit dem Ohr, bald mit dem Auge am Schlüſſelloch jenes Zimmers. Die ſchöne unglückliche Nachbarin befand ſich dort allein. Als jetzt der Lauſcher den Ausruf zu vernehmen glaubte: „Mein Gott, iſt denn für mich keine Hülfe mehr in der Welt?“ klopfte er leiſe an, es folgte ein leichter Ruf der Ueberraſchung und des Schrecks, dann eine kurze Unterhandlung durch das Schlüſſelloch, endlich knarrte von drüben ein Riegel, welcher an der Thür zurückgeſchoben wurde, dieſe that ſich auf und die Nachbarin, von dem Lichte der Lampe, welche ſie in der Hand hielt, hell beleuchtet, erſchien mit ihrem weichen, thränenfeuchten Geſicht, wie eine hinter dem Gewitter her aufblühende Roſe. Die Bekanntſchaft, welche Beide bereits gemacht, das Wohlgefallen, welches ſie aneinander gefunden hatten, und nun jetzt dazu die Lage, in welcher ſie ſich befanden, Alles zuſammen ließ plötzlich in ihnen die gegenſeitige Liebe aufflammen und mit Thränen und Küſſen beſiegeln. Doch der Drang der Umſtände brachte die beiden Liebenden bald zur Beſinnung. Ihr Vater war mit ihr in Amtsgeſchäften hierher nach Dresden gekommen, wo einer ſeiner höheren Vorgeſetzten, ein alter, abgelebter Finanzrath, ſie kennen gelernt, ſich in ſie verliebt und um ſie angehalten hatte. Ihr Vater, geblendet von Stand und Reichthum, hatte zugeſagt, und morgen Vormittag ſollte die Verlobung ſchon Statt finden, da vielleicht der alte Finanzrath nicht viele Zeit zu verlieren haben mochte. In jenen Tagen hatten die Liebhaber trotz dem Zopfe noch den romantiſchen Muth im Herzen, Etwas für ihre Liebe zu wagen; ſie waren noch nicht ſo polizeilich mürbe gerieben, um mit Anſtand auf die verſagte Hand der Geliebten Verzicht zu leiſten. Der Präceptor war auch gar nicht der Mann dazu, einem ſchönen, wilden Abenteuer auszuweichen.

Es wäre ihm die Gelegenheit dazu längst willkommen gewesen, nun stand sie da vor ihm und er griff mit beiden Händen zu. Er versicherte mich einst bei Gelegenheit, daß er dabei so wenig Gewissensregungen, wie ein Junge, welcher in einen Apfel aus Nachbars Garten beißt, empfunden hätte. Ihm schien bei diesen drängenden Umständen Nichts natürlicher, als daß sich Friederike, so hieß sie, entführen ließe und zwar ohne Zeitverlust. Sie ließ sich dazu bereden, die Gelegenheit war günstig, der Plan bald entworfen. Der Präceptor hatte auf seinem Beuteschecken seine Zöglinge hierher begleitet, von welchen sich auch noch ein Theil ihrer Garderobe in seinem Zimmer befand. Aus dieser wählte er einen vollständigen Anzug, mit welchem sich Friederike, nachdem er ihr aus ihren aufgelösten Haaren einen stattlichen preußischen Zopf geflochten hatte, in einen Junker verwandeln sollte. Während sie sich umkleidete und dann ihre Sachen in den Mantelsack des Präceptors packte, schrieb dieser einige nöthige Worte an die Cadetten und dann auch einige Zeilen zur versuchten Rechtfertigung an seinen künftigen Schwiegervater, worin er um Verzeihung und seinen Segen bat. Kaum waren die Briefe gesiegelt und überschrieben, so stand auch schon der neugeschaffene Junker Friedrich vor ihm, der netteste Junge von der Welt trotz dem verkehrt auf dem glatten Köpfchen sitzenden Hut. Nachdem der Präceptor den niedlichen Pagen mit unzähligen Küssen in seine Dienste genommen hatte, warf er ihm seinen Mantel um die Schulter und hieß ihn zur größeren Sicherheit vorausgehen und vor dem Gasthof warten. Da schleicht das verkleidete Mädchen, welches einst meine Großmutter werden sollte, mit klopfendem Herzen dieselbe steinerne Treppe hinunter, auf welcher noch in später Zeit, vielleicht zur Sühnung ihrer Schuld, ihr Enkel als Advokat acht Jahre lang zur Amtsstube wandern sollte. Wie tröstlich wäre es, diesen Sinn dem Unsinn meines Schicksals unterlegen zu können! Der Präceptor aber

ging damals hinunter in die Wirthsstube, berichtigte die Rechnung, machte seine Bestellungen und hieß sein Pferd satteln, packen und vorführen. Obschon er sobald als möglich das Wirthszimmer verlassen und sich, spähend, doch dem Anscheine nach noch auf sein Pferd wartend, unter das Hausthor gestellt hatte, so konnte er doch auf der freilich sehr nachtdunkeln Straße die harrende Friederike nicht entdecken. Das Pferd wurde ihm jetzt herbeigeführt, er schwang sich hinauf und ritt langsam und um sich schauend auf den Neumarkt zu, aber Niemand folgte, Niemand rief ihn an, Friederike war nicht da. An der Mündung der Gasse hielt er still und stieg ab, indem er sich den Anschein gab, als müßte er den Sattelgurt fester schnallen. Der Sattel wollte und wollte nicht sitzen und Friederike nicht kommen. Welch ein angstvoller Augenblick! Welcher Zufall mochte sie am Stelldichein verhindern? War sie in zu großer Eilfertigkeit auf eine falsche Straße gerathen? oder hatte sie den Schritt, den sie thun wollte, plötzlich bereut und war sie zurückgeblieben? oder hatte sie ihn an einer dunkeln Gassenecke erwartet und doch verpaßt? Oder war sie auf der Gasse erkannt und zurückgehalten worden? — Wie viele Möglichkeiten der Verhinderung konnte es geben und aus jeder konnte, wie aus einer Vexirdose, ein Teufel mit rother Zunge, verdrehten Augen und einem Zettel, worauf „Verloren" zu lesen, hervorspringen. Alle aber fuhren als Nägel in sein Herz, als wollte das Schicksal daraus das Wahrzeichen auf dem Schild eines Nagelschmieds machen. Schon war er im Begriff, das Pferd unter irgend einem Vorwand in den Gasthof zurückzuführen, als er seinen Namen flüstern hörte und Friederike auf ihn zueilte. Auf die Frage der Besorgniß um die Ursache der Zögerung entschuldigte sie sich damit, daß sie ihrem Vater Abends immer über den Stuhl vor seinem Bett den Schlafrock und die Nachtmütze darauf legen, die Pantoffeln zwischen die Stuhlbeine und die gestopfte Tabackspfeife zur Hand

ſtellen müßte, das wäre ihr, als ſie aus dem Hauſe gekommen, auf das Herz gefallen und ſie deshalb wieder hinaufgegangen und hätte ihre Pflicht gethan, das und das viele Weinen und ein Gebet zum Abſchiede hätte ſie ſo lange aufgehalten.

Der Präceptor bekämpfte in ſich die Neigung zu einem zärtlichen Vorhalt und wanderte, um Aufſehen zu vermeiden, mit dem verkleideten Junker Arm in Arm, das Pferd am Zügel hinter ſich herführend, zu dem Thore hinaus und endlich durch die Vorſtadt hinaus in das Freie. Hier hob er den geliebten Flüchtling zu ſich auf das Pferd, welches vor Freude, als wüßte es, daß es zwei liebende Herzen trüge, der friſchen Aprilnacht entgegenwieherte und den friſcheſten Trab einſchlug. Als vor ihnen die dunkeln, ſteilen Granitwände des Plauen'ſchen Grundes aufſtiegen, aus welchem, den langen Nebelſchleier hinter ſich herziehend, die Weiſeritz herunterſtrudelte und mit jedem Stein in ihrem Wege zankte, rief Friederike ängſtlich aus: „Das iſt ja der Weg nach Freiberg!“ „Auf dem Wege nach deiner Vaterſtadt,“ verſetzte der Präceptor, „werden wir wohl ſchwerlich geſucht, wenn wir verfolgt werden ſollten, und ehe der Morgen graut, reiten wir um Freiberg herum und laſſen die Stadt hinter uns; reut es dich, daß du bei mir biſt und von nun an dein Leben lang?“ Friederike drückte ihr thränennaſſes Geſicht an ſein Herz. So ging die Flucht weiter. Sie hatten die ganze Nacht lang keinen andern Reiſegefährten, als den hellen Mond, welcher ſich neckend erſt hinter die Berge, dann hinter den Blüthenſchnee der Kirſchbäume verſteckte, oder auch hinter ein einſames, dunkles Bauernhaus ſich verkroch, gewiß um dort einem andern Liebespaar zuzulauſchen, oder vielleicht nur um den heulenden Kettenhund zu ärgern, bis er plötzlich wieder an die beiden Flüchtlinge auf der Straße dachte und nun lange am Himmel ehrbar einherging in einem durchſichtigen Wolkenhäubchen, mit welchem er ſich kokett in jedem Brunnen ſpiegelte.

Wollte hier Einer von den vielen Tausenden meiner liebenswürdigen Landsleute, welche keine andere Wahrheit, als die der platten Wirklichkeit, gelten lassen wollen, den Verfasser dieser Erinnerungen mit zweifelsüchtigem Gesicht fragen: erstens, woher er wisse, daß an jenem Abend wirklich der Mond geschienen? und zweitens: ob der alte Tändler wirklich alle diese Narrenspossen getrieben habe? so könnte derselbe getrost seinen Großvater als Gewährsmann nennen, er bedarf dessen aber nicht einmal, da er nur die Pflicht anerkennt, diese Geschichten, wie sie sich aus seiner Erinnerung gestaltet haben, mit den Farbentönen, welche sie darin tragen, hier in möglicher Treue wiederzugeben.

Nacht und Mond waren aber noch nicht verschwunden, als die beiden Flüchtlinge bereits Freiberg hinter sich liegen und die große Landstraße auf einem zufälligen Seitenwege, welcher höher in das Gebirge führte, verlassen hatten. Noch war der Morgen nicht angebrochen, als sie auch diesen Weg verloren hatten und sich mitten in dem dunkeln, wüsten Walde befanden. Sie hatten schon längst vom Pferde absteigen müssen, da der Wald immer dichter und die Baumwurzeln auf dem Boden immer knorriger und unsicherer geworden waren. Friederike hatte vor Müdigkeit schon lange kein Wort mehr gesprochen, der Präceptor beinahe seine Laune verloren und das Pferd trollte mit hängenden Ohren hinterdrein und fuhr nur zuweilen, wie aus dem Traume, in die Höhe, wenn es mit dem Hufe anstieß. Plötzlich schrie Friederike laut auf und zitterte an allen Gliedern, denn vor ihnen stand ein feuriger Riesenmann mit lang herabwallenden Haaren, der sich jedoch, wie mancher Held dieser Tage, bei näherer Untersuchung als faules Holz auswies. Doch hatte der kurze Schrecken das Gute, die Irrfahrer aus ihrem dumpfen Hinträumen zu erwecken. Sie hielten still. Friederike klagte über Frost und Müdigkeit und der Präceptor fühlte Hunger und Durst. Sie beschlossen daher, hier

Rast zu halten und den Anbruch des Morgens abzuwarten. Sie befanden sich jetzt in einem Föhrenwalde, dessen hohe, schlanke Baumstämme auf einem sanften, sachten Bergabhang standen. Der Boden war mit kurzem, trockenem Moos gepolstert und unter dem Ueberwinde zur Waldruhe einladend. Zum guten Glück hatte der Präceptor ein Feuerzeug bei sich. In kurzer Frist loderte aus dem dürren Reisige, welches bald gefunden war, die gesellige Flamme und wirbelte der phantastische Rauch, mit spiegelnden. rothen Feuerfunken in die dunkeln Baumgipfel empor, die mürrisch einander, wie alte Tabacksraucher, die Dampfwolken weiter unter die Nasen bliesen. Friederike war bald wieder glücklich, wie ein Kind, zumal der fürsichtige Präceptor jetzt triumphirend aus den Pistolenhalftern zwei riesige Semmelzeilen mit Schinkenschnitten und eine Flasche Wein hervorzog. Gelagert an das wärmende Feuer, hielten Beide tief im Walde zusammen ihr erstes Mal, jung und schön, frei und glücklich, wie die ewigen Götter, und wäre Friederike nicht gar so müde gewesen, und, in den Reitermantel gewickelt, bald eingeschlafen, so hätte der Präceptor gern den Morgen herbeigeküßt. So jedoch mußte er sich die Zeit damit vertreiben, daß er Semmeln mit Wein begoß und sie dem Schecken zwischen die Zähne schob, und daß er dann und wann einen dürren Ast abbrach und in das Feuer warf. Tausend Gedanken, heitere und leichte, aber auch trübe und schwere gingen ihm dabei durch den Sinn; fiel sein Blick auf das im Scheine des Feuers leuchtende Gesicht seiner schönen, so verwegen gewonnenen Braut. welche hier, das Haupt zurückgelehnt an einem Föhrenstamm, auf dem Moose zwischen Anemonen und blühendem Haidekraut, seiner Ehre vertrauend, sicher und ruhig schlummerte, so schlug ihm sein Herz schneller vor Freude über das Glück, sich von diesem reizenden Mädchen so ganz geliebt zu wissen und sie sein eigen zu nennen; aber wie die Flamme des Feuers schwächer wurde und der Schatten der Nacht wieder seine Schleier

über das Geſicht der Schläferin deckte, wachte ein Heer mißfarbiger Gedanken in ihm auf und flüſterte ihm odembeklemmende Fragen in die Seele: „Leichtſinniger! meinſt du wirklich dem Zorn ihres ſchwergekränkten Vaters zu entrinnen? Wie, wenn er den Arm der Juſtiz und ihre Häſcher gegen Euch aufbietet, werden ſie Euch nicht finden?“ und ein Heer von Kobolden, ſo kam es ihm vor, ſchnarrte aus den bewegten Wipfeln des Waldes die Antwort: „Finden und binden!“ Das waren die Stimmen der Furcht, welche er, tapfer wie er war, bald zum Schweigen brachte, indem er bei ſich ausrief: „Sie bleibt am Ende ſeine Tochter!“ Er hatte ſich zu ihr, zwiſchen ſie aber vorher das Geſpenſt der Sorge geſetzt, welches ſeine kalte Hand ihm in die Bruſt ſteckte und das Herz mit der Frage zuſammenpreßte: „Haſt du ein Obdach, welches du ihr bieten kannſt?“ „Ich habe und weiß keins!“ mußte er kleinlaut antworten und es fragte ihn wieder: „Womit willſt du ſie ernähren, der du nun Nichts weiter, als ein verabſchiedeter Präceptor biſt?“ Er ſchnippte darauf zur Antwort mit den Fingern, denn er entſann ſich, daß er im Geldbeutel noch das ungeheure Vermögen von ungefähr zwölf Kronenthalern hatte und obendrein ein Paar ſilberne Schuhſchnallen und ſogar noch das Pferd beſaß, welches er ohnedies verkaufen mußte, da er für daſſelbe weder Stall noch Futter mehr hatte. „Ja! es muß auch fort!“ ſagte er betrübt zu ſich, und dann zum Pferde, welches ſeinen Kopf hängen ließ: „Ja, du mußt auch fort!“ Er wurde bei dieſem Gedanken immer trauriger, denn er ſah im Geiſte ſchon den Engel die Flammenruthe binden, womit dieſer ihn mit Eva aus dem Paradieſe der Freiheit austreiben würde. „Wohin ſoll ich aber mich mit ihr zunächſt wenden?“ Dieſe Frage ſtellte er an ſich ſelbſt und ſtemmte dabei ſinnend die Ellenbogen auf die Kniee und verbarg das Geſicht in die flachen Hände. Indem er ſo ſeinen Gedanken Gehör gab, trat das Bild eines Jugendgeſpielen, welcher, irre ich nicht, Merz hieß und

nunmehr Pfarrer in dem Bergstädtchen Schöneck war, ihm vor die Seele. Sie hatten früher, als dieser noch Student war, manches lustige Abenteuer zusammen in dem voigtländischen Landstädtchen bestanden. Merz hatte ihm jeden Freundschaftsdienst auf alle Fälle der Noth zugesagt, Merz hatte auch, als er den lustigen Studentenrock aus und den Priesterrock angezogen, sein Benehmen zu dem früheren Genossen nicht geändert, und zu seinem Freunde Merz beschloß er jetzt zunächst seine Zuflucht zu nehmen. Kaum war er so mit sich einig geworden, als er in der Ferne einen Hahn krähen hörte, dem er wieder so lustig antwortete, daß Friederike vom Schlafe auffuhr und noch halb im Traum ausrief: „Gleich, Vater, gleich!“ Lachend fing der Präceptor die Schlaftrunkene in seinen Armen auf, welche sich jetzt erst auf sich besann, um, bitterlich weinend, sich wieder in den Mantel zu verhüllen. Vergebens suchte er die Ursache ihres Kummers zu erfragen, — keine Antwort, als Thränen, — vergebens machte er sie auf die krähenden Hähne aufmerksam, welche die Nähe menschlicher Wohnungen verriethen, — keine Antwort, als Schluchzen und Seufzen, vergebens suchte er sie mit der heiligsten Versicherung seiner Liebe und Treue zu trösten, — keine Antwort, als Stöhnen und neue Thränenfluthen. Allmälig ermüdete der Präceptor in seinem Zureden, ein langes Schweigen trat ein und hätten Beide jetzt einander in die Herzen blicken gekonnt, so würden Beide sich mitten in der Reue über den gethanen Schritt ertappt haben, nur mit einigen wesentlichen Verschiedenheiten in der Art und Weise; der Präceptor grollte einfach über die geringe Anerkennung, welche das ungeheure Opfer seiner schönen Freiheit bei Friederike zu finden schien, was er nur aus einem Mangel wahrer Liebe sich zu erklären vermaß, während sie nur dem weiblichen Instinkte folgte und ein Thränenbad nahm, in welchem sie sich von aller Schuld rein wusch und dabei die Einleitung zu einem klugen, spröden Schmollen traf, in wel-

chem allmälig ihr jungfräulicher Stolz sich gegen ihn geltend machte. So waren beide mit einem Ruck in die Liebesquälereien des Brautstandes gerathen, welche immer einer glücklichen Ehe vorausgehen, denn die starre Individualität in den Flammen des Schmerzes und Entzückens zu verschmelzen, um sie in neue Formen zu gießen, ist die Aufgabe der echten Liebe. Man hat sich daher nicht zu wundern, wenn sich Liebende einander mit den wunderlichsten Grillen von der Welt quälen, sie arbeiten nur, freilich unbewußt, in ihrem Berufe. Es würde vielleicht auch den Männern in der Liebe und Ehe den Frauen gegenüber zu leicht gemacht, deshalb sind die Launen der letzteren gewiß zum Gleichgewicht des Daseins nöthig. Wie dem auch sein mag, so schauerte damals der Morgen herein über ein junges Paar, welches zu glücklich war, um sich nicht gar sehr unglücklich zu fühlen. Schon brodelte der Hexentanz des Nebels in wunderlichen, phantastischen Gestalten über den Rücken des Berges irr und wirr durcheinander, schon ging der Specht schreiend an seine Arbeit, als sich Beide entschlossen, vom Lager aufzubrechen, um einen Weg in die Welt oder wenigstens zu einem Dorfe zu suchen. Es gelang ihnen auch bald, auf einen Pfad und aus dem Walde hinauszukommen, wo ihnen die aufgehende Sonne in das Gesicht lachte und auch aus ihren Herzen Wolken und Nebel vertrieb. Wie aber vor ihnen die erste Lerche im endlosen Wirbel emporstieg, begann auch der Präceptor ein lustiges Lied zu singen, in welches Friederike erst schüchtern, dann immer lauter mit einfiel Als aber jetzt bei der Wendung des Weges dicht vor ihnen ein Dorf da lag, jubelten sie so laut durch die Gasse hinein, daß die Kinder zum Theil in Hemden, alle aber baarfuß aus den Hausthüren stürzten und ihnen hinterdrein liefen, so seltsam kam ihnen diese Erscheinung vor. Freilich mag ihr Aufzug, beide mit Tannenreisern auf den Hüten, singend am frühen Morgen den Waldweg in das Dorf durch die blühenden Bäume

auf dem Schecken einherreitend, wie ein schönes, lebendiges Märchen ausgesehen haben.

Auf ihre Anfrage zurechtgewiesen, kamen sie an das Wirthshaus, wo sie einkehrten und sich einige Stunden lang pflegten, so gut es geschehen konnte. Nachdem auch das Pferd Krippe und Trinkeimer geleert hatte, setzten sie ihren Weg, zuweilen geleitet von einem Boten, fort und gelangten ohne weitere Abenteuer Tags darauf in später Nachmittagsstunde auf der Höhe von Schöneck an.

Um Aufsehen im Städtchen zu vermeiden, beschlossen sie hier am Fuße eines Felsens den Abend abzuwarten, indem zugleich der Präceptor die Zeit benutzte, seiner Braut die nöthigsten Mittheilungen zu machen. Nachdem er ihr seine Verhältnisse, welche darin bestanden, daß er eben keine hatte, und seine Aussichten, welche diesen gleich waren, weitläufig mitgetheilt und was an ihrem Gewichte fehlte, mit Liebesschwüren zu ersetzen gesucht, machte freilich Friederike Anfangs große Augen, denn er war ihr wie ein junger Cavalier vorgekommen und ihr Glaube, daß wer ein schönes, eigenes Reitpferd halte, dazu auch einen Stall bei dem Hause, mithin dieses selbst haben müsse, war gewiß verzeihlich. Wohl mochte ihr unterwegs durch den Kopf gegangen sein, wie nett und sauber sie als junge Frau ihr Stübchen ganz so, wie sie es in Freiberg hatte, bis auf das blauseidene Spiegelband und die niedlichen Porzellanfigürchen auf dem dachsbeinigen Tischchen bei dem Ofen, wieder einrichten wollte, und vielleicht mochte sie daran hauptsächlich gedacht haben, ob es ihrem Stande nicht geziemen werde, Sonntags Pantöffelchen von rothem und Werkeltags von grünem Saffian, immer aber weiße Zwickelstrümpfe zu tragen? Und nun jetzt? Da lagen die Trümmer ihrer Träume; lange saß sie da und sah der Abendsonne nach, welche, wie eine schwere Rose, am Horizonte stand und immer mehr abblühte, bis sie endlich ganz verschwunden war und im Gluthenschauer un-

zählige Purpurwölkchen, wie ihre abgefallenen Blätter, über den Himmel flogen.

Jeder Mensch hat einen Augenblick, wo er den höchsten Punkt des ihm beschiedenen Lebensglücks erreicht und nun wieder bergab wandeln muß, wie in tiefe, dunkle Schluchten hinein. Mag ihn auch noch dann und wann ein heiterer Sonnenstrahl treffen, so ist es doch nur vorübergehend und sein Schatten dehnt sich vor ihm aus: mag noch hie und da eine Blume an seinem Wege blühen, so blüht sie doch nicht auf ihm, sondern vielmehr hinter eisernen Stacketen, der Wanderer zieht vorüber und gedenkt der Zeit, wo auch seine Lebensblumen einmal blühten.

Dieser Augenblick war dem Präceptor beschcert, als ihm Friederike mit feuchtem Blick in die Augen sah und treuherzig sagte: „Ich bin Dein!“ Mit diesen Worten war die romantische Poesie ihres Lebens abgeschlossen, das gemeine, strenge Leben machte von nun an sein Recht über sie geltend.

Es war Nacht geworden, als sie auf dem treuen Pferde, das sie knietief durch den fensteranspritzenden Koth des Städtchens einhertrug, in den Gasthof „Zum rothen Ochsen“ gelangten. Sei mir bei der Erinnerung tausendmal gegrüßt, du Schänke Bukephal, die du später mich in deine dampfende Halle so oft zum Ausruhen gelockt hast! Noch schwebt dein knarrendes, mit jedem Winde kokettirendes Schild mir vor den Augen, unwiderstehlich, noch sehe ich den roth und weiß geflammten Marmor der lockend angeschnittenen Blutwurst am Schaufenster liegen, unentrinnbar, und dahinter ihre Schwester, das lachende, riesige Schänkmädchen mit dem schäumenden Bierkrug, wer kam nach Schöneck und konnte dort vorbeikommen?

Es wird damals dort nicht viel anders gewesen sein, als zur Zeit meiner ersten Jugend; denn es ist kaum zu glauben, wie lang ein solches Bergstädtchen sich im Herkömmlichen erhält, nicht nur in der Unbequemlichkeit der Bauart der Häuser und der kothigen Straßen

und Gassen, in welchen der Wind und die Sonne allein die Reinigung besorgen, sondern auch in dem altväterlichen Geist und Gesinnung der Einwohner, ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche. Alle diese kleinen Städte sind, wie sumpfige Dümpfel, welche außer Zusammenhang mit dem Streben der Menschen gekommen sind. Schöneck war auch in ältern Zeiten noch in der besondern Lage, daß es große Freiheiten genoß, unter Anderm keine Steuern bezahlte, keine Rekruten zum Militair stellte, jede Familie unentgeltlich Holz und Strauchwerk aus dem königlichen Walde zum Bedürfniß erhielt, dagegen aber auf eine bestimmte Anzahl Häuser beschränkt war.

Erwägt man, daß die Gewerbe an den Zunftzwang, die Gerechtsame an Hausschwellen, die Aemter der Stadt an bestimmte Familien, aus welchen der Rath sich ergänzte, gebunden waren, und solchergestalt die Einwohnerschaft vor dem Zufluß neuer Ansiedler gesichert war und nur nach Kasten heirathete, so kann man sich vorstellen, welch' ein urdeutsches Gemüthsleben in früherer Zeit dort sich entwickelt hatte. Jetzt ist es überall anders geworden, vielleicht sogar „der rothe Ochsenkopf", welcher auf dem Schilde so gemüthlich aus den gekreuzten zwei Beilen hervorschaute, verschwunden und der tapfere Ochsenwirth zu seinen Vätern versammelt, der die Ehre Schöneck's einst so ritterlich vertheidigt hat. Tapfer mußten auch die Gastwirthe im Voigtlande sein, denn Schlägereien unter den Gästen gehörten zur Tagesordnung, zumal in Schöneck beim Ochsenwirth Sonnabends Nachmittags, wenn dort die Bauern aus den benachbarten Dörfern auf der Heimkehr vom Wochenmarkt sich einen Rausch getrunken hatten. Fanden sich dazu noch raufflustige Bürger, so war der Krakehl fertig. Eine Neckerei machte gewöhnlich den Anfang. Eine Scene dieser Art für hundert!

„Wie war das mit den Ferkeln?" fragte augenzwinkernd Einer über den Tisch hinüber. Der Angeredete räusperte sich und erzählte:

„Vor Zeiten war einmal der wohlweise Rath von Schöneck zur Bürgermeisterswahl beisammen, die Rathsherren waren übereingekommen, daß derjenige von ihnen, welcher einen Einfall hätte, auch Bürgermeister werden solle. Einige Minuten lang saßen sie schon zusammen und Keiner hatte einen Einfall, denn da der neue Bürgermeister zum Wahlschmause herkömmlich einen Ochsen schlachten lassen mußte, so ließ Jeder dem Andern gern den Vortritt und Alle hielten den Odem an sich, so daß es ihnen schwarzgelb vor den Augen wurde. Inzwischen fingen die Stadtverordneten an mit Rebellion zu drohen, den Rathsherren ward schwül zu Muthe, doch Jeder dachte an seinen Ochsen und schwieg. In dieser Noth ging der Senator Fritz, der Dickste und Frömmste von ihnen an das offene Fenster, um Luft zu schöpfen, denn gerade ihm, der so gesprächig, fiel das Schweigen am Schwersten. Das wußten die Andern und rückten ihm deshalb an das Fenster nach. Fritz stand aber eine ganze Stunde lang stumm am Fenster und sah einer Heerde Ferkel zu, welche vor dem Rathhaus in der heißen Sonne in der Pfütze spielte. Fritzen gefiel das Schauspiel so, daß er endlich, sich vergessend, in die Worte ausbrach: „Sind wir doch possirlich, so lange wir jung sind!“ „Vivat hoch! unser neuer Bürgermeister Fritz!“ rief da, vom heiligen Geiste erleuchtet, die Versammlung, schrie schon der Rathsdiener zum Thore hinaus, jubelten die herbeieilenden Bürger, kreischten die Weiber und Kinder, quiekten die erschrocken vor der Urwahl davon flüchtenden Ferkel, und nur Fritze sagte gerührt: „So nehmt in Gottes Namen Euern Ochsen hin!“ — Unter unauslöschlichem Gelächter von der linken Seite der Tafel und unter Ziſchen und Fußscharren von der rechten, wo die Bürger saßen, hatte der Bauer seine Erzählung geschlossen. Da erhob sich in dem Centrum der Letzteren der vierschrötige Rathszimmermeister und trat, gefolgt von seinem Anhang, zu dem Sprecher und zog demselben eine so kräftige Ohr-

feige, daß dieser auf den Boden fiel. Dies war das Signal zur allgemeinen Schlacht. Wuthgeschrei, im Wurfe sich entleerende und zerschmetternde Bierkannen, blutige Köpfe, umgeworfene Bänke und Tische, zusammengebrochene Stühle, Alles durcheinander, Arme und Beine in einem sich herumwirrenden Knäuel — ein lebendes Bild von Ostade! — Dies Alles geschah in einem Augenblicke, der zweite hatte schon die ganze Scene geändert, denn unter der Thüre erschien der Ruhestifter, unser Ochsenwirth, die weiße Zipfelmütze thatenlustig auf das linke Ohr geschoben, mit der braunrothen Tuchweste, an welcher jeder Knopf ein angeöhrter 20-Kreuzer ist und Respekt verlangt, welchen die mit der Rechten geschwungene Karbatsche hinlänglich unterstützt und sein böhmischer Bullenbeißer unwiderstehlich macht. „Pack' an, Harras!", mit dem der Hund auf Befehl seines Herrn heulend dazwischenspringt und einen armen Leineweber, gerade den Unschuldigsten von Allen, an die Wand würgt, stellt die Ruhe im Hause her und der Ochsenwirth kann in aller Gemüthlichkeit den Belagerungszustand erklären, bis der geschehene Schaden zu seinem Vortheil taxirt und bezahlt ist sammt der Bratwurst, welche der große Harras zur Belohnung seiner Tapferkeit erhält und unter der Ofenbank verzehrt. —

Doch der kluge Ochsenwirth hatte nicht nur sein Unterhaus für das Volk, sondern auch sein Oberhaus für die Honoratioren, zu welchen voran der Pfarrer Merz, dann der Stadtschreiber, der Bürgermeister, der Stadtchirurg, der Königliche Förster und alle ausgezeichneten Personen des Ortes gehörten, die berechtigt waren, Haarbeutel oder Zopf zu tragen, aus langen, irdenen Pfeifen zu rauchen und mit „Sie" angeredet zu werden, während jeder Andere ein „Er" war. Wie ist jene goldene Zeit so ganz verschwunden, wo der dicke Visitator von Schöneck die schönsten Buttermädchen von der Straße auf sein Zimmer zur Specialuntersuchung kommen lassen, dagegen die Stadtschreiber unter irgend

einem beliebigen Vorwand die Reichen in Geldbuße nehmen und die Armen in das „Loch“ schmeißen, der Pfarrer Hoch und Niedrig von der Kanzel herab namentlich ausschimpfen, der Förster aber Jeden, der mit einer Flinte im Felde oder im Walde sich treffen ließ, über den Haufen schießen konnte. Damals war noch Gottesfurcht und Gehorsam unter dem gemeinen Volke, dem man dafür gern seine Trägheit, Dummheit und Völlerei nachsehen mochte; denn die rohe Gewalt übt sich nicht an Thieren und ihresgleichen. Wenigstens hatten die herrschenden Kasten es damals bequem und kaum ist ihren blasirten Nachkommen das romantische Gelüst nach dem Regiment mit dem gemüthlichen Stocke zu verdenken. Jene Zeit war für die sogenannte vornehme Welt das polizeilich umhegte Paradies, nur eben so langweilig; doch schon ringelte sich die bunte Schlange der Literatur um den Baum der Erkenntniß und bot ihre Früchte an, doch eben noch nicht in Schöneck, wo man in der Honoratioren-Stube mit Karten um Kupferdreier harmlos Tarock spielte. Wie ehrwürdig da die alten Knaben in ihrem Churſachſenthum an ihrem Spieltiſche ſaßen, jeder ein Prachtexemplar ſeiner Gattung! Der Pfarrer Merz, welcher ein klarer Freigeiſt unter ſeinen Collegen war, mochte eben ſein Spiel gemacht haben, als er in das Nebenzimmer herausgerufen wurde, wo ihn der Präceptor erwartete. Friederike hatte ſich bereits auf das Stübchen zurückgezogen, welches ihr der Wirth eingeräumt hatte. Sie hatte ſich kaum wieder in ihrer Mädchentracht zurecht gefunden, als der Präceptor an die Thür klopfte und durch das Schlüſſelloch anfragte, ob er mit ſeinem Freunde, dem Pfarrer Merz, Eintritt erhalten könne? Die Thüre öffnete ſich und dem Pfarrer fiel vor Ueberraſchung die irdene Pfeife aus der Hand, als er Friederike erblickte, indem er ausrief: „Nun begreif' ich Alles!“ Er reichte ihr freundlich die Hand und ſagte: „Mein Freund hat mir Alles mitgetheilt, was ich zu wiſſen brauchte; von heut' an

ſeid Ihr bis auf Weiteres meine Gäſte, kommt nur gleich mit hinüber auf die Pfarre, wo ſich das Weitere finden wird.“

So geſchah es denn, daß die Flüchtlinge noch an dieſem Abende unter gaſtfreundlichem Dache geborgen waren, wo Friederike mit der ihr eigenen Anmuth gar bald die junge Frau Pfarrerin für ſich ſo zu gewinnen wußte, daß Beide ſchon am nächſten Morgen mit weißen Schürzen in der Küche am Herde ſtanden.

Unterdeſſen ſaßen die beiden Freunde in der Studirſtube zwiſchen beſtaubten Kirchenvätern und Schweinsleder bei der Kaffeeſchale und Morgenpfeife und hielten Rath. Auf der Flucht durch das Gebirge hatte Friederike dem Präceptor mitgetheilt, daß der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün, eine Stunde weit von Schöneck entfernt, ihr naher Anverwandter ſei. „Da du die Geiſtlichkeit zum guten Freunde haſt“, meinte lachend Pfarrer Merz bei dieſer Eröffnung, „ſo kann es dir nicht fehlen. Wenn es dir recht iſt, ſo gehen wir noch dieſen Vormittag zu meinem Amtsbruder hinüber und ſuchen ihn zum Fürſprecher bei deinem künftigen Schwiegervater zu gewinnen; vielleicht fällt auch ihm Etwas ein, wie Euch ein Unterkommen zu verſchaffen iſt; wie ſchwer dies vielleicht im Augenblick halten wird, weißt du am Beſten.“

Doch die Hülfe war näher, als ſie Beide glaubten. In der Kirche zu Schöneck war das Hammerwerk Zwota eingepfarrt, deſſen Beſitzer im Städtchen wohnte. Dieſes Hammerwerk liegt eine Meile von der Pfarrkirche entfernt, tief im unwegſamen Gebirge. Im harten Winter, welcher dort oft ſechs Monate dauert, war nicht nur die Verbindung dorthin, ſondern auch das Chriſtenthum ganz eingefroren; Beide thauten nur erſt im Frühjahr ganz wieder auf, wo auch erſt die Kinder, welche ſich nicht geſcheut hatten, den Winter über auf die Welt zu kommen, zur Taufe nach Schöneck zum Pfarrer durch die Bergſchlucht herausgebracht wurden.

So ſchlimm es auch mit dem Chriſtenthum dort be-

ſtellt war, ſo hatten doch die Hammerſchmiede zuweilen heftige Anfälle davon, welche zwar ſelten, aber dem Pfarrer Merz immer zur unrechten Zeit kamen. So erinnere ich mich aus meiner Jugend an einen Vorfall, welcher dem Pfarrer, war er für ſeine Heerde zuweilen Etwas harthörig, einigermaßen entſchuldigen kann. Der Pfarrer Merz und mein Großvater waren zu uns zur Kirmeß geladen. Die Gäſte ſaßen in der wilden Herbſtnacht, welche mit Schnee und Graupeln an die Fenſter warf und im Schornſtein, wie ein muthwilliges Kind, heulte, bei einer Bowle Punſch und Tarockſpiel beiſammen. Punſch und Spiel machten das Stübchen und das Zuſammenſein ſo traulich, daß Merz in luſtiger Begeiſterung die Citronenpreſſe emporhielt und die Geſellſchaft aufforderte, bei dieſem heiligen Zeichen zu ſchwören, bis zum Morgen beiſammen zu bleiben. Schon hatten Alle die Hände zum Schwur erhoben, als das Maß des Frevels voll war und die Rache mit einer Hammerſchmiedsfauſt an die Hausthüre klopfte. Die Geſellſchaft verſtummte, mein Vater eilte hinaus, öffnete und kam bald mit einem Zwotaer Waldmenſchen zurück. Der Bote meldete, daß ſein Vetter, ein Hammerſchmied, im Sterben liege und nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Pfarrer ſah ſich daher genöthigt, trotz Sturm und Wetter aufzubrechen und der Stallaterne des Boten zu folgen. Die Nacht war aber ſo wüſt, daß ſich Beide hinter Schöneck im Gebirge verirrten und unter lebensgefährlichen Abenteuern erſt am andern Morgen in Zwota anlangten. Erwägt man, welche Opfer der Pfarrer ſeiner Amtspflicht gebracht hatte, ſo kann man leicht ermeſſen, wie es ihn befremdete, als er an die Hütte des Kranken kam, dieſen auf dem Dach ſitzen zu ſehen, im Begriff den Schaden auszubeſſern, welchen der Sturm in der vorigen Nacht verurſacht hatte. Deſto gemüthsruhiger war der Hammerſchmied, welcher von oben herunter rief: „Gott ſei Dank, Ew. Hochehrwürden, daß ich mein Leibſchneiden wieder los

bin, ſein Sie nur ſo gut und heben Sie mir Ihren Zuſpruch noch recht lange auf!“ — Was der Pfarrer darauf geantwortet, iſt mir nicht bekannt geworden. — Doch jetzt ſollte ein anderer Waldmann aus Zwota dem Pfarrer und meinem Großvater mittelbar aus der Verlegenheit helfen. Während ſie Rath pflegend zuſammenſaßen, kam ein alter Hammerſchmied herein und bat den Pfarrer, ihm ſein Söhnchen zu taufen, welches gleich mit gekommen ſei. Auf die Frage des Pfarrers, wo das Kind ſei? bat der Schmied um die Erlaubniß, es herein kommen zu laſſen, und öffnete die Thüre, in welcher ein junger, ſechszehnjähriger Rieſe erſchien mit einem großmächtigen Rehbock über den Schultern, welcher den Pfarrer wegen der ſo lange verſäumten Taufe verſöhnen ſollte. Der Seelſorger war aber außer ſich über dieſes nachträgliche Chriſtenthum der Hammerſchmiede. Als er die Taufe in aller Stille auf der Stube vollbracht und der angehende St. Chriſtoph ſich mit ſeinen Pathen verabſchiedet hatte, ſchlug Freund Merz mit der flachen Hand auf den Tiſch und rief: „Nun weiß ich einen Poſten für dich, Moſen! du gehſt als Hammer-Präceptor und Heidenbekehrer nach Zwota; dein Gehalt wird gering ſein, doch für den Anfang wenigſtens annehmbar!“

So mußte denn das junge Paar, nachdem es der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün mit ſeinem Vetter, dem Oberſteiger in Freiberg, verſöhnt und es auch getraut hatte, in die Wildniß hineinpilgern, wo es lange büßen und die Jahre der Verbannung nach den Kindern zählen mußte, welche ſich beeilten, die Waldeinſamkeit zu beleben. Da ſich aber mit dem Kinderſegen weder das Dienſteinkommen, noch das Wild im Walde vermehrte, welches dem Präceptor Fleiſch in die Pfanne liefern mußte, ſo verließ er Zwota, als er an die beſſere Lehrerſtelle in Arnoldsgrün berufen wurde, wo er bis zu ſeinem ſpäten Lebensende blieb.

Ob ich meines Vaters Mutter gekannt habe, iſt mir nicht genau bekannt, da ſie in meiner frühen Jugend

verſtorben iſt; nur zuweilen tritt vor meine Seele das Bild einer alten, ſchönen Frau mit hellen, braunen Augen, welche mir ein kleines Bergwerk in einer Cylinderflaſche verehrte. Eine Walze, welche man von Außen drehen konnte, ſetzte die ganze Bergarbeit in Bewegung, ſo daß die kleinen Bergleute zu pochen und zu hämmern, Andere die erzgefüllten Kübel nach Oben zu winden, wieder Andere das Erz auf kleinen Karren fortzuſchaffen begannen. Das Spielwerk machte mir aber nur kurze Zeit lang Vergnügen, da die Oeffnung der Flaſche zugeſchmolzen war und ich das kleine Kunſtwerk nicht zerſtören konnte. Auf jeden Fall weicht das Bild meiner Großmutter hinter den Schleier meiner erſten Kinderkrankheit zurück.

Meine Mutter hatte mit meinem kleinen Bruder Eduard, welcher drei Jahre nach mir geboren wurde, ihren erſten Beſuch bei den Großeltern in Arnoldsgrün gemacht und mich dazu mitgenommen. Es war ein ſchöner Frühlingstag und ich unterwegs über alles Maß munter und ausgelaſſen; aber kaum waren wir bei unſern Großeltern angekommen, ſo überfiel mich eine Müdigkeit und Traurigkeit, daß ich untröſtlich zu weinen begann und nach Haus verlangte. Mein Großvater erkannte bald, daß ein Fieber bei mir in Anzug wäre, und rieth meiner Mutter, mich in einem Kinderwagen heimbringen zu laſſen. Iſt es mir doch, als ſähe ich noch heute dieſe Heimfahrt! Die Mutter mit dem kleinen Bruder auf dem Arm neben dem Wagen, welchen der gute Großvater zog, der dieſen Dienſt keinem Andern abtreten wollte, neben ihm mein treueſter Geſpiele, der Pudel Aſſur, welcher ſich immer nach mir, wie beſorgt, umblickte, dann um den Wagen herumlief, mir die herunter hängende Hand leckte und dann wieder zu dem Großvater zurückraunte, als müſſe er den Wagen mitziehen helfen.

Kaum zu Hauſe angelangt, verfiel ich in die ſeltſamſten Phantaſieen, man zweifelte an meinem Wieder-

aufkommen; ich ſoll neun Tage lang ohne Bewußtſein gelegen haben, ſo daß ich ſelbſt Vater und Mutter nicht erkannte. Doch war es mir, als ob zuweilen ein Engel an meinem Lager ſäße, der mir bekannt war, ohne mich auf ſeinen Namen beſinnen zu können, deſſen Anblick mir unendlich wohlthat und deſſen Frage: „Wie geht es dir, mein Juli?“ mich noch heute erquickt.

Als das irre Träumen endlich von mir zu weichen begann, hielt ich doch den Glauben an dieſe ſchöne Erſcheinung feſt. Wohl hatte ich gemerkt, daß ſie zuweilen mit der Abendſonne kam, welche in mein Krankenzimmer durch die breiten Bohnenblätter immer auf einige Augenblicke hereinleuchtete, ehe ſie unterging. Als ich an einem Morgen wieder mit ganz klaren Sinnen erwachte, träumte ich doch den ganzen, langen Tag noch abſichtlich dem Engel entgegen, und als die Abendſonne mit goldenen Ringen an der Wand zu ſpielen begann, hörte ich auch ſchon ſeine leiſen Tritte und dann ſeine Stimme, und die helle Geſtalt kam zur Thür herein, trat an mein Lager, beugte ſich herab zu mir und fragte: „Wie geht es dir, mein Juli?“ Und ich erkannte ſie, es war die liebſte Freundin meiner Knabentage, Wilhelmine von Thoß.

Wie neu und ſchön war mir die Welt, als mich die Eltern endlich wieder an die freie Luft in den Blumengarten neben dem Hauſe führten! alle Nervenfaſern in mir ſogen ſich wieder am Leben feſt. Bald hatte ich die Krankheit vergeſſen, nicht aber der alte Feldſcheer und Dorfbarbier Ruttmann, welcher mich mit einem Wunderſäftchen gerettet haben wollte. Dieſer Dorfbarbier war für uns Kinder eine höchſt merkwürdige Perſon. Er hatte als Feldſcheer den Feldzug gegen die Türken im Jahre 1788 mitgemacht; jede Unterhaltung, in welche man ſich mit ihm einließ, ſchloß er mit dem Seufzer: „Ja, bei Lugoſch ging es fürchterlich her!“ Dort hatte er einen türkiſchen Säbelhieb erhalten, welcher ſeiner Laufbahn im Felde ein Ziel ſetzte und ihn wieder zum herumſchweifenden Barbiergeſellen machte. Er war ein

herzensguter Mann in einem seifengrauen Rocke, war uns Kindern aber furchtbar, wenn er das Rasirmesser auf dem Streichriemen abzog und dabei mit blutdürstigen Blicken von den kehlabschneidenden Janitscharen erzählte. Wie lauschten wir seinen Worten, wenn er uns von der großen Donau erzählte, welche als kleiner Bach im Schwarzwalde entspringe und, immer größer werdend, durch Schwaben und Baiern nach Wien komme und dann weiter durch die blühenden Ebenen Ungarns nach der Türkei gehe. Er war für uns ein Wundermann, der uns den Blick zuerst in die blaue, ferne Welt mit ihren verschiedenen Völkern eröffnete, als deren Abgesandter er vor uns stand; unendlich groß wuchs aber unsere Verehrung für ihn, als einmal ein ungarischer Arzneihändler in das Dorf kam, welcher mit seinem Kasten, von mir und einer Heerde anstaunender Kinder gefolgt, unsern Wundermann aufsuchte und dann mit ihm in einer wildfremden Sprache sich unterhielt; sie kamen uns vor, wie zwei Hexenmeister, zumal als der Ungar seinen Arzneikasten öffnete, welcher mit seinem Duft das ganze Haus erfüllte, und eine schöne, bunte Flasche nach der andern daraus hervorholte, dabei die schwarzen Augen verdrehte und seinen ungeheuren Schnurrbart strich.

Doch die wirklichen Kennzeichen von einer großen, wunderbaren Welt, welche hinter unsern Bergen und Wäldern lag, vermehrten sich. Obschon mir mein Vater, als ich kaum noch lesen konnte, einige Hefte von Bertuch's schönem Bilderbuch vorlegte, die Bilder erklärte und dann auf den Landkarten mir die Länder zeigte, wo die abgebildeten Menschen und Thiere wohnten, so blieb doch Alles noch ein Traum in Bildern. Wir Kinder glaubten erst an die Wirklichkeit, wenn sie greifbar vor uns stand, dafür verwandelten wir wieder das Wirkliche in ein Märchen.

Ein solches begegnete uns, als mein Vater mit mir an einem schönen Wintertag einen Gang in das Freie

machte, auf der Landstraße. Berg und Thal lagen unter der weißen Schneedecke, die Bäume starrten bis in ihre feinste Veräſtelung von Eis und Reif, ja ſelbſt an den Tannen war kaum eine grüne Nadelſpitze zu ſehen. Wie wir ſo fürbaß gingen, erblickten wir in der Ferne eine ſeltſame Gruppe von Menſchen und Thieren, welche aus dem Winternebel, wie aus einer Wolke, hervorzukommen ſchienen; wir beeilten unſere Schritte, und gar bald kam mitten durch den Schnee auf uns zu ein Kameel, mit rothen Decken behangen, auf deſſen Rücken in einer Pelzkapuze ein Affe ſaß; voran ging der Treiber, auf deſſen Rücken eine Trommel hing. So hatte doch Bertuch's Bilderbuch nicht gelogen! es gab wirklich Kameele und Affen in der Welt, nur daß dieſe Beſtien, wie ich ſpäter bemerkte, ſelbſt im lieben Vaterlande gedeihen, wenn auch in anderen Geſtalten. — Doch immer näher wollte mir die Ferne rücken, als ich zuerſt ohne Mühe in der Bibel leſen konnte. Beſonders das alte Teſtament erregte meine Phantaſie und war mir um ſo verſtändlicher, je gleicher ſich die ländlichen Zuſtände der Hirten und Ackersleute auch in den verſchiedenſten Zonen bleiben und je mehr gerade in dieſen Verhältniſſen ſich die ältere jüdiſche Geſchichte entwickelt. Die großartige Einfachheit der Erzählungen darin, welche häufig ſich in die reizendſte Idylle verliert, bringt uns jene ferne Zeit und Gegend, welche ſich in ihnen abſpiegeln, unmittelbar in das Gemüth, welches aus ſeiner eigenen Natur heraus das Naturwahre immer am Lebendigſten erfaſſen wird.

Faſt ſchmucklos tragen ſich dieſe uralten Sagen, wie von ſelbſt, vor. Es iſt Einem, als höre man das unwillkürliche Rauſchen der Wälder oder der Meereswogen in verſtändlichen Worten, welche uns erzählen von den Wundern des Gottes in der Wetterwolke, ſeiner Gnade und ſeinem Zorn und von den Hirtenknaben und Mädchen, die er beſonders liebt und aus harten Prüfungen, welche er ihnen ſelbſt auferlegt, wieder errettet und ſie ſo gnädig ſegnet, daß ihre Nachkommenſchaft ſich mehret, wie der Sand am Meere.

Nur über das Eine konnte ich mich nicht zufrieden geben, daß das alte Teſtament in mehr als einer Stelle den Juden ihre Verbreitung und Herrſchaft über die ganze Welt verheißt, während ich doch nun immer hören mußte, daß ſie verachtet und verfolgt und auch in unſerm Lande kaum geduldet würden. Meinen Vater plagte ich deshalb mit vielen Fragen, welche er endlich mit der Antwort beſchwichtigte, daß Chriſtus, deſſen Wort die Welt beherrſche, ja auch ein Jude geweſen ſei, ſo daß ſich in ihm und ſeinen Bekennern die alte Verheißung allerdings erfüllt hätte. Damit gab ich mich denn auch zufrieden, doch blieb mir der alte, bärtige Handelsjude Abraham, welcher zuweilen zu uns hauſiren kam, immer ein Gegenſtand ſcheuer Verehrung, zumal ich den Scherz meines Vaters ernſt nahm, daß die Juden vom urälteſten Adel wären, die eigentlichen Barone von Gottes Gnaden, weßhalb ſie ſich auch für das auserwählte Volk Gottes hielten!

Ich kann es nicht ableugnen, daß ich den alten Handelsjuden für den wirklichen Erzvater Abraham hielt, wobei ich nicht im Geringſten durch ſeinen Handel mit Pfennigbändern geſtört wurde, hatte er doch einen langen, grauen Bart und ein langes, ſchwarzes Gewand.

Blieb mir doch noch ſelbſt in den ſpäteren Jahren das Judenthum ein großes, ungelöſtes Räthſel, aus der Vorzeit auf unſere Tage überliefert, wie ein ſich fortzeugender Trotz gegen den Gott der Weltgeſchichte, welcher die ganze alte Welt in Trümmer zerſchlug und in Erdkrume verwandelte, um daraus die chriſtliche Welt des Mittelalters emporſteigen zu laſſen, während ihm das Judenthum, wie ein Kieſel, aus der Hand fortrollte und weiter und weiter immer daſſelbe blieb, als auch das Mittelalter wieder in Trümmer ſtürzte, durch die Reformation und Revolution bis in das Heute herein! Dieſe ſtarre Beharrlichkeit des Judenthums im Alten iſt ſeine ewige, ungeſühnte Schuld, denn untergehen und

aus dem Untergang ſich neu zu geſtalten, iſt die Aufgabe jedes Zeitalters und jedes Volks. Weil die Hellenen ſchnell vorübergingen, wie die Jugend, wie die Schönheit und die Poeſie, eben deshalb haben ſie die wahre Unſterblichkeit errungen.

Aber wie Jehova der Gegenſatz iſt von der heitern Götterwelt der Hellenen, ſo verſchieden auch das Schickſal der beiden einander ſo entgegengeſetzten Völker! Achilles ſtarb in der Blüthe ſchöner Heldenjugend, Ahasver, der alte Rebell, ſtirbt nicht! —

Obſchon der alte, unſterbliche Judengott von ſeinem neuplatoniſchen Sohn mediatiſirt worden iſt, ſo ſcheint es doch, als könnte er ſich ſeinen altteſtamentlichen Zorn nicht abgewöhnen.

Einſt war er ſehr nahe hinter mir her. Ich hatte in der Schule die ſüße Angewohnheit, bei ſchönem Wetter lieber draußen herumzulaufen und Schmetterlinge und Vögel zu jagen, als mit der ſchwarzen Rechnentafel zu ſitzen und mich mit Ziffern zu plagen. An einem ſchönen Sommertage war mein Vater genöthigt, einen längern Ausgang zu machen; da ich nun ſchon öfters ſeine Abweſenheit benutzt hatte, die Schulſtube mit dem grünen Walde zu vertauſchen, ſo ſetzte er mir den unſichtbaren, alten Gott zum Wächter, der mich überall ſehen und ſtrafen könne. Aber ich Heidenkind hatte bereits feldflüchtige Gedanken und ſchon den ganzen Tag darauf gewartet, daß mein Vater den Rücken wendete, denn ich hatte im Walde eine Vogelfalle aufgeſtellt, um ein wunderſchönes Rothkelchen zu fangen, welchem ich ſchon längſt nachgeſchlichen war. Kaum mochte der Vater das Dorf verlaſſen haben, ſo hatten wir, ich und mein Bruder Eduard, die Furcht Gottes und die Schule hinter uns. Obſchon es am ſpäten Nachmittag war, ſo lag doch noch über den Feldern, auf welchen die Sicheln und die Grillen mit einander ſchrillten, eine drückende, ſchwüle Hitze, in deren Gluthen die ganze Erde zu verſchmachten ſchien. Uns kümmerte das Alles nicht, denn unſere Aufmerkſamkeit

war auf Wald und Vogelsang gerichtet und vielleicht unser Herz zwischen der Begierde nach dem Besitz des Rothkelchens und der Furcht vor dem wohlverdienten Zorn Gottes getheilt. So gelangten wir über den Berg hinaus, zwischen den reifen Kornfeldern hindurch in den Wald, der odemlos in ängstlicher Spannung dazustehen und die am Himmel sich verbreitenden, weißen Wolken zu betrachten schien. Glücklich fanden wir die Stelle wieder, wo wir die Falle aufgestellt hatten, und siehe da! welcher Jubel, der schöne Vogel war gefangen; in ihm besaßen wir die Hoffnung auf die Verzeihung unsrer Schuld bei dem Vater, welcher schon längst einen solchen, Fliegen vertilgenden Vogel in der Stube zu besitzen wünschte. Aber was half das Alles? der zornige, eifrige Gott war nicht so leicht zu gewinnen; denn kaum hatten wir den Vogel sicher im Taschentuch, als ein Wirbelwind mit flammendem Donner durch den Wald fuhr und uns hinausjagte in das Freie, während Knüttel, Aeste und Baumwipfel uns hinterdrein flogen. Zugleich war es so dunkel geworden, als müßte jeden Augenblick die Wolkennacht, welche immer wilder wurde, herunterstürzen. Wir befanden uns auf freiem Felde, als Tropfen, schwer, wie Wasserkugeln, herunterfielen und auf dem Wege zersprangen; Donner auf Donner begann zu rollen, ein Blitzstrahl folgte auf den andern. Vor Angst und Entsetzen flüchteten wir uns unter einen alten, großen Birnbaum, aber mein Herz ahndete nichts Gutes, denn mir fiel ein, daß der Vater öfters die Hirtenknaben vor dem Untertreten unter Bäume bei Gewittern gewarnt hatte, weil der Blitz da leicht hinein schlüge, zugleich überfiel mich die Furcht vor dem Zorne Gottes, unter dessen Obhut und Aufsicht wir hatten in der Schule bleiben sollen. Ich schlug daher meinem Bruder vor, lieber dem fürchterlichen Regen zu trotzen und weiter zu eilen, als hier die Strafe abzuwarten; wie gut thaten wir daran! denn kaum waren wir auf zwanzig Schritt von dem Baum entfernt, so erfolgte ein gräßlicher Wetterschlag.

Wir ſtürzten zu Boden, aber wir waren gerettet, der Baum ſtand in hellen Flammen. So waren wir dem rächenden Blitzſtrahl glücklich entgangen!

Aber auch der Zufall hatte ſich gegen uns und unſren Ungehorſam verſchworen; denn der Vater, welcher, wie wir, vom Unwetter überraſcht, dem Dorfe zueilte, hatte aus der Ferne uns im Scheine des Wetters auf den alten Birnbaum zulaufen und jetzt den dort einſchlagenden Blitzſtrahl geſehen. Kaum hatten wir uns vom Boden wieder aufgerafft, ſo traf ſein Angſtruf, mit welchem er auf uns zueilte, mein Ohr. Wir flogen ihm mit freudigem Aufſchrei: „Vater, das Rothkelchen, das Rothkelchen!“ entgegen und an ſeinen Hals. Als aber ſeine Stimme, mit welcher er abwechſelnd unſre Namen ausſprach, vor Weinen zitterte, baten wir ihn, laut ſchluchzend, uns den begangenen Ungehorſam zu vergeben. Der Vater meinte: nicht wieder thun, wäre die beſte Buße!

Dieſer Anſicht ſchien aber der Gott in den Wetterwolken nicht zu ſein. Seine Blitze, welche, wie glühende Schlangen, über unſern Weg fuhren, leuchteten uns in der That heim. Die ganze Nacht lang blieb das Gewitter am Himmel ſtehen und rollte ſeine Donner durch die Wälder. In Einem fort rauſchten die Regengüſſe herunter und verwandelten jeden Waſſergraben in einen Sturzbach, den tiefen Weg aber, der in das untere Dorf führte, in einem reißenden Strom; es war, als wenn das Dorf in Fluthen und Flammen untergehen ſollte. Mein ſündiges Herz war ganz in Reue aufgelöſt, zumal nach altem, frommem Gebrauch auf dem nahen Kirchthurme von Stunde zu Stunde in Abſätzen die große Glocke geläutet wurde, welche die Inſchrift trug: „Hochzeiten begleite ich, die Todten beweine ich, gefährliche Wetter vertreibe ich!“

Am andern Morgen erfuhren wir, daß der wilde Peter, ein alter Holzhacker, welcher im ſogenannten Buttergrunde wohnte, wahnſinnig geworden war. Schon längſt hatte man ſich nichts Gutes zu ihm verſehen; ſeitdem

seine Frau gestorben war, ging er, wie in düsterm Grimme, arbeitsscheu umher, und wich Jedem aus, der ihm in den Weg kam. Niemand vermochte ein freundliches Wort von ihm zu gewinnen, auch kam er nicht mehr in das Dorf, noch viel weniger in die Kirche; man sagte, daß er bei Tage in seiner verschlossenen Hütte schliefe und des Nachts im Wald umher ginge. Nur ein einziges Mal gelang es meinem Vater, welcher einen Weg zu seinem verdüsterten Gemüth suchte, ihn zu Haus zu treffen und zum Sprechen zu bringen: ich war zufälligerweise mitgegangen. In der Abenddämmerung kamen wir an sein Haus, die Thüre war geschlossen, aber in so schlechtem Zustand, daß sie von unserm Pochen aus dem Schlosse sprang; wir tappten über eine kleine, finstere Hausflur uns nach der Stubenthür, welche wir öffneten und in eine kleine, dunkle Stube traten, die mehr der Höhle eines wilden Thieres, als einer menschlichen Wohnung glich. Auf der Diele in wirrem Stroh und widerlichen, schmutzigen Lumpen saß der arme, unglückselige Mensch mit herabhängenden Haaren, struppigem Bart und erdfahlem Gesichte, das nur von zwei wundersam brennenden Augen belebt wurde. Mein Vater ging festen Schrittes auf ihn zu, reichte ihm die Hand und wünschte ihm einen „guten Abend!“ Um ihn wieder auf gesunden Grund und Boden zu stellen, fragte er ihn, ob er nicht zu uns gegen Tagelohn zur Feldarbeit kommen wolle? Lange gab Peter keine Antwort, bis er endlich ausbrach in die Worte: „Ich bin unnütz, ganz unnütz! ich verstehe auch, Herr Cantor, was Sie meinen, aber es ist aus mit mir, ganz aus!“

Nun begann eine lange Unterredung zwischen Beiden über Gott und Unsterblichkeit, wogegen er die wildesten Zweifel vorbrachte; ich erinnere mich nicht mehr der Worte, die gewechselt wurden, aber unvergeßlich ist mir das Hohngelächter des Gemüthskranken, welches endlich die einzige Antwort blieb auf die an ihn gestellten Fragen. Diese Gemüthskrankheit der Zweifelsucht kommt in den

voigtländiſchen Waldgegenden häufig genug vor; ſie beginnt mit Grübeln in der Einſamkeit, Vernachläſſigung der Wirthſchaft, artet endlich in Schwermuth aus und endet mit Tobſucht.

Das furchtbare Gewitter hatte letztere bei Peter zum Ausbruch gebracht; wie ein raſendes Thier hatten die Leute im Dorfe ihn auf den Feldern brüllen gehört; ein entſchloſſener Bauer hatte mit ſeinen Knechten ihn endlich aufgefangen und mit Gewalt heimgebracht. Ruttmann, unſer Dorfchirurg, war gerufen worden und hatte ihm zur Ader gelaſſen; Tags darauf hatte er den Zuſpruch des Pfarrers verlangt, mit welchem er ſich jedoch noch viel weniger, als früher mit meinem Vater, über Gott und Unſterblichkeit verſtändigen konnte, da er nicht von der trocknen Frage abging: „ob der Pfarrer mit oder ohne Abſicht lüge?“

Kaum hatte ſich der Pfarrer von dem Unglücklichen entfernt, ſo hatte Peter heimlich den Verband von der offnen Ader weggenommen und ſich verblutet. Obſchon ſeine Leiche chriſtlich zur Erde beſtattet wurde, ſo hielt mein guter Pathe, Magiſter Steinmüller, für nöthig, in einer geharniſchten Leichenpredigt den geiſtlichen Bannſtrahl gegen alle zukünftigen Zweifler an Gott und Unſterblichkeit als Stellvertreter des zürnenden Jehova zu ſchleudern. Er ſelbſt ſtand auf der Kanzel mit ſeiner Allongenperrücke, wie die Wetterwolke auf Sinai, während ſeine gewaltige Stimme donnerte, mit welcher er jedoch majeſtätiſch langſam ſprach, daß man gewöhnlich zwiſchen zwei auf einander folgenden Wörtern ein ſchnelles Vaterunſer beten konnte. Dies wirkte aber diesmal um ſo ſchauriger, als man zugleich vom Kirchhof her die ſchrillen Töne der Hauen und der Schaufeln hörte, welche den armen Peter unter die Erde brachten. Da meine elterliche Wohnung unfern der Kirche und dem Gottesacker lag, ſo ſtand ich in jener Zeit gewiſſermaßen zwiſchen den Couliſſen der Scene, wo jedes Drama im Dorfe endlich ſeinen Abſchluß fand. So kann ich mit Recht

ſagen, daß ich meine Kinderjahre zwiſchen Gräbern und Leichenſteinen verlebte und nie habe ich mich ſpäter eines tiefen, melancholiſchen Zuges in meinem Gemüth, welcher ſich vielleicht dort anſpann, entäußern können. Mit Begierde gab ich mich den Schauern und ihrem wolluſtvollen Grauſen hin, wenn die Nacht kam und in ihrem Dämmerlicht über den Gräbern ihre Nebel wob, welche die weißen Leichenſteine in Geſpenſter verwandelte und ſeltſam in den alten Hollunderbäumen rings um die Kirche her flüſterte. Den grauenvollen Genuß, welcher in der Furcht vor dem Geheimnißvollen liegt, habe ich in vollen Zügen genoſſen. Eine innere, dämoniſche Luſt trieb mich zuweilen an, dieſes Phantaſieſpiel zwiſchen Luſt und Entſetzen bis zum Wahnſinn zu ſteigern. So erinnere ich mich lebhaft an einen Herbſtabend; die Sonne war untergegangen und ein weißer, qualmender Nebel jagte abenteuerliche Geſtalten über die Gräber und um die Kirche herum, der Wind hatte ſich erhoben und jagte die gelben, falben Blätter von den Bäumen im Kreiſeltanz umher, an der Gottesackermauer hin unter die Feuerleitern, welche dort lagen und wieder hervor, durch den Nebel an die Kirchthüre und dann wieder weg, wie ruheloſe, verdammte Seelen, weit hinaus über die Mauer in das Dorf. Jetzt rüttelte der Wind an der Kirchenthüre, welche am Tage offen geweſen war; ich hatte ſie auf Geheiß des Vaters verſchließen ſollen, jedoch nur nachläſſig die Klinke ins Schloß geworfen. Mir ſollte einmal im Leben Nichts ungeſtraft hingehen! Heute hatte der Herbſtwind ſich vorgenommen, mir eine Lehre zu geben; er ſtellte ſo lange Verſuche mit der Kirchenthüre an, bis ſie aufſprang, und nun begann er damit einen Höllenlärm, als hätte er die Geſpenſter und den Odem aller Pfaffen, die hier auf dem Kirchhof begraben lagen, im Leibe gehabt, bald riß er die Thüre weit auf, fuhr in die Kirche hinein, rumorte in den Kirchenſtühlen umher, ſauſte in die Orgelpfeifen hinab, klapperte an den Fenſtern herum, that einen Aufſchrei und fuhr puſtend

zur Thüre wieder hinaus, welche er zugleich dröhnend zuwarf; und nun begann das Spiel von Neuem. Mit Herzpochen ſtand ich am Fenſter und hörte immer ängſtlicher auf die Rüge meiner Nachläſſigkeit; der Vater war nicht zu Hauſe und ich fürchtete mehr ſeinen Spott über meine Feigheit, als ein Scheltwort über halbe Arbeit, welches ich freilich oft zu hören bekam; über dem wurde die Nacht immer dunkler und das Ausſehen des Kirchhofs immer geſpenſtiger; ich entſchloß mich daher, knüfte die Jacke feſt zu, daß mir der Muth aus der Bruſt nicht zu ſchnell entweiche, drückte die Mütze tief in die Stirne herein, nahm den großen Kirchenthürſchlüſſel und flog hinaus in die Nacht. Kaum war ich aber auf der Mitte des Kirchhofs angekommen, ſo kam der Wind mir entgegen, packte mich, drehte mich um und um und drückte mich an einen Leichenſtein, daß mir der Odem verging; dabei kam es mir vor, als wenn die Todten aus den Gräbern rings ſich erhöben, heulend, ſchreiend, pfeifend, ſchrillend, brauſend, ſummend, ſchnarchend, kurz in allen möglichen und abſcheulichen Tönen, aber nach einigen Sekunden ließ mich der Wind wieder los und, ſelbſt laut ſingend, rannte ich auf die Thüre zu, mit mir zu gleicher Zeit aber der teufliſche Wind, welcher die Thüre ſo feſt an die Wand drückte, daß ich ſie mit aller Kraft nicht bewegen konnte. Während ich mich vergebens mit der widerſpenſtigen Thüre unter rollenden Thränen plagte, benahm mir die Furcht faſt die Beſinnung, die lang beherrſchte Phantaſie überwältigte mein Bewußtſein und begann mit mir ihr willkührliches Spiel; vorüber an mir kamen die Todten zur Kirchenthüre herein und zogen mit ihren nachſchleppenden, weißen Gewändern ſeufzend und ſtöhnend in die Kirche hinein; ich wähnte ſelbſt den vor Kurzem verſtorbenen Nachtwächter zu erkennen, welcher tutend hinterdrein kam; nur Peter, der Gottesleugner, lehnte ſich außen an die Thürpfoſte und murmelte vor ſich hin: „Ich bin unnütz, ganz unnütz!“ — Jetzt begann eben die ge-

ſpenſtige Gemeinde in der Kirche ihren nächtlichen Gottesdienſt mit Geſang unter Begleitung der Orgel in unheimlichen, unendlich lang gezogenen Poſaunentönen, bald ganz leiſe, wie heimliches Weinen, und dann wieder anſchwellend zur Gewalt des Donners. Ich ſelbſt war in die Kniee geſunken und rang die Hände, wie im Wahnſinn, mein Haar ſträubte ſich, alle Glieder zitterten mir, meine Augen hatten ſich geſchloſſen. Und doch fiel mir in dieſer Lage die abergläubige Sage ein, daß ein unſchuldiges Kind die Seelen, welche im Grabe nicht ruhen können, zur rechten Stunde mit dem laut geſprochenen Spruch: „Der Herr erhebe ſein Angeſicht und gebe Euch ſeinen Frieden!“ zu erlöſen vermöchte.

Mit dieſem Gedanken ſtand ich plötzlich — ich wußte ſelbſt nicht wie? — in der Kirche auf den Stufen des Altars. Obſchon ich meine Augen geſchloſſen hatte, ſo ſah doch meine wache Phantaſie die grauenhafte Gemeinde, welche die Kirche anfüllte bis in den fernſten Winkel des Schiffes und der Emporen und mit hohlen Augen und bleichen Leichengeſichtern mich anſtarrte. Mein Herz ſtand ſtill in der Bruſt, ich ſetzte zum Sprechen an, aber meine Zunge war gelähmt; mitten in dieſem Ringen mit mir ſelbſt traf mein Ohr ein ſchrillender, wehklagender Laut, wie von einer Glasharmonika, und mit Schrecken hörte ich meine eigene Stimme die Worte ſprechen: „Der Herr erhebe ſein Angeſicht und gebe Euch ſeinen Frieden!“ und zugleich vernahm ich einen donnerähnlichen Knall, dann ward Alles ſtill und ich war wieder bei mir und allein in der Kirche. Ich hatte wenigſtens einen Geiſt durch mein lautes Wort erlöſt, meinen eignen vom Gaukelſpiel der Phantaſie!

Dies iſt vielleicht die eigenthümliche Zauberkraft aller Bannſprüche, mit welcher in alten Zeiten ſo viel Unfug getrieben iſt; denn die wahre Geiſterwelt ruht im menſchlichen Gemüthe; ſie ſucht immer lebendig zu werden durch die zeugende Gewalt der Vernunft und der Phantaſie in Kunſtwerken oder heldenmüthigen Thaten; denn

bewußt oder unbewußt iſt die Poeſie die Schöpferin in dem Innern der Natur, wie in der Bruſt des unverfälſchten Menſchenkindes.

Damals freilich war die Phantaſie für mich noch zu übermächtig und faſt vernichtend. Als ich von dieſem geſpenſtigen Abenteuer in der Kirche wieder in die trauliche Stube mich gerettet hatte, erſchraken meine Eltern ſelbſt vor meinem Ausſehen. Vor Froſt bebend, ſchlich ich mich auf Geheiß des Vaters zu Bette, aber ſchon in der Nacht wurde ich ernſthaft krank, genas jedoch bald wieder, vermuthlich durch den Gebrauch des Ruttmann'ſchen Wunderſäftchens.

Nach meiner Wiederherſtellung nahm mich jedoch mein Vater in die Beichte wegen einiger Aeußerungen über jenen Vorfall in der Kirche, welche mir während meiner Krankheit entſchlüpft waren. Mein Vater, ein Mann des klaren Verſtandes und abgeſagter Feind aller Wunder- und Geſpenſtergeſchichten, nahm die Sache ſehr ſtreng und ſuchte mich auf alle Weiſe aufzuklären. Sein Unterricht war in dieſer Beziehung ſehr zweckdienlich; bald hatte er vom Walde faules Holz mitgebracht, das im Finſtern leuchtete, und zur Nacht in umheimliche Winkel gelegt, dann brachte er mir vor dem Anblick des häßlichen Lichtes ein genügendes Grauſen bei und endlich den Muth, die Urſache davon zu ergründen; ein anderes Mal ſtand die Nacht vor dem Fenſter eine lange, weiße Geſtalt, welche ſich dann als eine Bohnenſtange mit übergehängtem Bettuch auswies.

Ich kann nicht leugnen, daß mich dieſe und andere Foppereien heimlich ärgerten, und ich nahm mir vor, mich wieder quitt zu machen; tagelang konnte ich darüber grübeln, bis mir Etwas einfiel. Ich nahm aus den Hühnerneſtern eine Anzahl Eier, machte mit einer Nähnadel eine kaum ſichtbare Oeffnung, durch welche ich lange Pferdehaare mühſam hineinſchob und mit ein wenig Kreide ihren erfolgten Eingang auf der Schale wieder unſichtbar machte. Die behexten Eier wurden

wieder an ihre Stelle gebracht, wo sie die Mutter gar bald abholte, um einen Festkuchen damit zu backen. An einem Morgen saßen wir in der Schulstube um den lehrenden Vater herum, als im Nebenzimmer das Eieraufschlagen begann und ein Ausruf der Verwunderung und des Entsetzens dem andern folgte. Endlich hörten wir deutlich, wie die Mutter lebhaft gegen Hexen und Hexerei loszog. Kaum vernahm der Vater diese Ketzerei gegen die gesunde Vernunft, so eilte er zur Mutter, welche ihm mit überströmenden Augen die abscheuliche Noth klagte. Befremdet nahm er ein Ei aus dem Korbe, besah es rundum, fand es heil und reichte es zum Aufschlagen hin mit der Versicherung, daß sie darin keine Hexerei mehr finden würde. Die Mutter nahm das Ei — knacks! — und ein ganz häßliches Haar entwickelte sich vor seinem Blick. Ungeduldig griff er selbst in den Eierkorb, nahm das erste, beste Ei, schlug es auf und fand dasselbe Ergebniß; ich hatte mich herbeigeschlichen und betrachtete die Scene mit großer Selbstgenugthuung. Wie aber der Vater die Mutter und diese wieder den Vater fragend ansah, ohne das Wunder erklären zu können, trat ich vor den Vater als Selbstverräther mit der Frage hin: „Nun, was sagt denn dazu deine gesunde Vernunft? — „Die sagt mir," war die Antwort, indem ich mich bei dem Ohr gefaßt fühlte, „daß du frei von Strafe sein sollst, wenn du gestehst, wie du dies Schelmenstück bewerkstelligt hast!" — So löste sich mit meinem Geständniß unter allgemeinem Gelächter das Räthsel.

Obschon mein Vater sich alle Mühe gab, meine Phantasie zu regeln und das Geheimnißvolle im Menschenleben mit dem Lichte des Verstandes zu erleuchten und die phantastischen Traumgestalten zu verscheuchen, so schien doch der Zufall immer wieder seine Erziehungsmethode zu durchkreuzen.

Einst hatte er mir erzählt, daß das Dorf seinen Namen einem wunderthätigen Marienbilde verdankte, welches in der katholischen Zeit hier verehrt wurde. Meine

Wißbegierde, was der katholiſche Glaube ſei, war heftig erregt worden; bei ſeinen Erklärungen darüber hatte er unter anderen mit angeführt: wie Gott die Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen habe, ſo ſchaffe der Menſch Gott wieder nach dem Menſchenbilde; das fortgeſetzte Streben danach wäre die eigentliche Geſchichte aller Religionen. Die alte Welt hätte ſich die verſchiedenen Offenbarungen der Gottheit in der Natur und in den menſchlichen Ereigniſſen als die Lebensäußerungen verſchiedener Götter vorgeſtellt und ihr göttliches Walten mit ſchönen Märchen umkleidet, ſie ſelbſt aber nach langem Bemühen in den ſchönſten Statuen dargeſtellt. Als ſich die Phantaſie hierin erſchöpft gehabt, habe dieſer alte Glaube von ſelbſt untergehen und ein neuer aufkommen müſſen, der mit der einzigen, unſichtbaren Gottheit der Menſchheit wieder in eine neue Aufgabe des Denkens und Dichtens geſtellt habe, dies ſei die chriſtliche Religion, welche vorzüglich in der römiſch-katholiſchen Kirche der Phantaſie einen weiten Spielraum gelaſſen habe. In ihr ſeien allmälig die alten Götter gewiſſermaßen wieder lebendig geworden, bis ſie wieder durch die bildende Hand großer Künſtler zur wirklichen Erſcheinung in ſchöner Form gebracht geweſen, wo ſich natürlich daſſelbe Geſetz des Umſturzes der ausgelebten Form, welcher hier durch die Reformation gekommen, wieder geltend gemacht.

Maria, die Mutter des Menſch gewordenen Gottes, ſei von der katholiſchen Kunſt als Inbegriff jeder Holdſeligkeit dargeſtellt worden; ſie ſei in unſerm Dorfe in der katholiſchen Zeit in einem wunderthätigen Bilde, zu welchem große Wallfahrten aus dem benachbarten Böhmen und Baiern gehalten worden ſeien, verehrt worden; vorzüglich hätten Gemüthsleidende bei ihm Hülfe geſucht und wahrſcheinlich auch gefunden, da Nichts ſo gut gegen die Hypochondrie helfe, als eine Gebirgsreiſe; von dieſer Verehrung habe das Dorf ſeinen Namen, welches in damaliger Zeit Marienau genannt worden

und ein Marktflecken geweſen ſei. Mit dem Glauben an die wunderthätige Maria ſei auch der Glanz des Ortes verſchwunden.

Dieſe Nachricht beſchäftigte mich gar ſehr. Mit Vorliebe ſuchte ich die Spuren jener alten Zeit auf, aber lange konnte ich weiter nichts entdecken, als den umgeſtürzten Weihkeſſel vor dem Eingang in die Kirche unter einem alten, großen Weichſelbaume und ein ſteinernes Kreuz unten am Dorfwege; in der Kirche ſelbſt war keine Spur mehr davon zu finden, ſo gründlich war das katholiſche Heidenthum ausgetilgt worden. Doch man braucht nur auf Entdeckung auszugehen, ſo wird man auch das Unerwartete finden. Der Glockenboden über der Kirche mit den hoch hinaufſtrebenden Säulen und Balken, welche ſich in mannigfachem Gewirre ſtützten, hoben und durchkreuzten und hoch hinauf zum Gerippe des Thurms emporbauten und ein dunkeles Labyrinth bildeten, welches durch einfallende Streiflichter nur noch geſpenſtiger wurde, war mein liebſter Aufenthalt und Spielplatz; ſtundenlang konnte ich dort träumend ſitzen und auf das Picken des Perpendikels, das Schnurren der Räder an der großen Kirchenuhr lauſchen, oder auf der Brüſtung des einzigen Fenſters ſitzen, aus welchem man über den Kirchhof in das Dorf und weit in das Gebirgsthal hinunter ſah. Dort arbeitete ich am Liebſten meine Schularbeiten aus und hielt meine erſten, ſelbſtändigen Leſeübungen, zu welchen ſeltſamer Weiſe eine ſehr alte Ueberſetzung des Virgil gehörte, welche ich in der Bibliothek meines Vaters gefunden hatte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich lebhafte Partei für den Helden Turnus gegen den frommen Aeneas nahm und viele Thränen bei dem Tode der Dido vergoß. Ich konnte ſchon darüber nicht hinwegkommen, daß die ſchöne Göttin Venus einen ſo langweiligen, bärtigen Sohn haben ſollte. Doch that es ſeinen Dienſt, wie jedes andere Märchen, es beſchäftigte angenehm meine Phantaſie und gab mir eine Vorſtellung von dem alten Götterhimmel, von welchem mir

mein Vater erzählt hatte. Freilich floß in meiner Vorstellung die alte Götterwelt mit der darauf folgenden katholischen in Eins zusammen, da sie mir Beide gleich schön vorkamen. Ich hatte mir aus dieser Verwirrung der Ideen eine eigene Mythologie gebildet, in welcher ich besonders den heidnischen Göttinnen christliche Namen gegeben hatte, unter welchen Maria als Königin des Himmels und der Erde voranstand; ich war vielleicht damals noch ihr einziger Verehrer in ihrem alten Heiligthume, freilich etwas heidnisch dabei angethan, aber mild, wie die Frauen sind, verzieh sie mir eine Ketzerei der größeren Liebe wegen. So wenig ich mich mit dem alten Jehova und seinen Donnerworten befreunden konnte, ja selbst nicht einmal an seine Besserung und Umwandelung in einen liebenden, verzeihenden Vater im neuen Testamente glaubte, so sehr fühlte ich mich zur liebenden Mutter Maria hingezogen und theilte ihre Liebe zu ihrem göttlichen Sohn, welcher für die Armen und Bedrängten im Volke, wenn nicht immer Brot, doch ein Herz voll Trost und Hoffnung hatte. — Es versteht sich von selbst, daß mir kein Winkel im alten Thurmgebäude verborgen blieb, denn ich hatte Neugierde und Zeit genug, Alles zu durchspähen. An die eine Seite der Kirchenwand war die Sacristei angebaut, deren Dachstuhl in einem rechten Winkel bis in den Glockenboden heraufreichte, welcher hier mit Brettern verschlagen war. In diesen Dachboden der Sacristei hinein führte kein Zugang, auch war er nicht erleuchtet; doch befand sich in dieser Bretterwand ein Astloch; Aufforderung genug, zuweilen hineinzublicken. In dem Dach oder in der Wand mochte eine Ritze sein, durch welche ein gebrochenes Tageslicht sich hereinstahl, ohne die Finsterniß erhellen zu können, doch war es meinem Auge, wenn ich recht lange hineingeschaut hatte, als sähe es wunderliche Umrisse von Figuren, welche jedoch bald in Nacht und Dämmerung wieder verschwanden. Aber einst hatte der Zufall zur günstigen Stunde mich dorthin geführt, ich blickte hin-

über in den geheimnißvollen Raum, in welchen gerade ein Lichtſtrahl hineinfiel und ſtieß einen Freudenſchrei aus, denn ſichtbar ſtand unten mit der funkelnden Krone im goldenen, wallenden Mantel mit dem Jeſuskinde auf dem Arme die ſchöne Himmelskönigin. Mit odemſtocken-den Entzücken lauſchte ich dieſem Schauſpiel, wie der Lichtſtrahl erſt auf die Krone fiel, dann die ſchöne weiße Stirne herunterglitt, bis einen Augenblick lang die ganze Geſtalt erleuchtet war, dann aber allmälig in das Dunkel wieder zurücktrat und nur ihre rechte Hand mit dem Scepter noch ſichtbar blieb, wie Abſchied winkend, und ſich dann Alles wieder in graue Dämmerung verlor.

Mehrere Tage lang kehrte ich faſt jede Stunde dort-hin zurück, aber vergebens war mein Spähen, Alles blieb unten nebelumhüllt. Ich träumte Tag und Nacht von jener Erſcheinung, war in den Lehrſtunden zerſtreut und träumte vor mich hin. Dem Vater fiel endlich mein Weſen auf. Eines Nachmittags wurde ich von ihm in die obere Stube gerufen, wo gewöhnlich die Beichte unſerer Sünden abgehalten wurde, welche nur zu häufig Bußübungen zur Folge hatten; ein Ruf nach der obern Stube war daher für uns Kinder mit Furcht und Zittern gepaart. Dies Mal pochte aber mein Herz gewaltig. denn ich ſollte den hellen Augen und dem un-erbittlichen Verſtande des Vaters gegenüber das Un-erklärliche und Märchenhafte vertreten; nachdem der Vater alle und jede Wunder in das Reich der weſenloſen Ein-bildungen verwieſen hatte, ſollte ich jetzt geſtehen, eine Viſion gehabt zu haben, ſo wunderbar, wie nur eine ſein kann. Faſt ſank ich in die Kniee, als ich ſeinen ſchweren, ſichern Tritten hinterdrein die Treppe hinauf zum Inquiſitionstribunal ſchlich. Als ich eine eindring-liche Rede über die Verderblichkeit der Träumerei mit angehört hatte, geſtand ich endlich unter lautem Schluchzen, daß mir die heilige Maria leibhaftig auf dem dunkeln Glockenboden erſchienen ſei.

Im erſten Augenblick fuhr mein Vater entſetzt empor

und rief: „Alſo ſo weit iſt es ſchon mit dir Unglücksmenſchen gekommen, daß du nicht ein Mal mehr deine wirre Phantaſie beherrſchen kannſt? Auf dieſem Wege gehſt du ja geradezu in das Narrenhaus!“ — Als er ſich aber einigermaßen wieder beruhigt hatte, fragte er nach den nähern Umſtänden, unter welchen ich die Erſcheinung gehabt hätte; als ich ihm verſichern konnte, daß ich eben mein Morgenbrot auf dem Glockenboden hätte verzehren wollen, als ich durch die Oeffnung in der Bretterwand hinein und dort die ſchöne Geſtalt der Himmelskönigin erblickt hätte, ſchien er doch die Sache einer nähern Unterſuchung werth zu halten. Wir pilgerten daher Beide auf den Glockenboden; da wir aber mit keinem Sonnenſtrahl hineinleuchten konnten, ſo war auch unten Nichts zu ſehen und für den Augenblick ſchien mein Vater Recht zu haben, daß er mich für einen Phantaſten erklärte und mir das große Einmaleins zum Auswendiglernen aufgab; damit glaubte er die Sache abgethan zu haben. Nichts war aber natürlicher, als daß ich meine eigenen Unterſuchungen fortſetzte; denn meinen guten Augen glaubte ich auch vertrauen zu dürfen und noch immer Zeit genug zu haben, mich der Tyrannei des Verſtandes zu unterwerfen, wenn ich mich ja getäuſcht haben ſollte. Wie glücklich war ich daher, als ich an einem Morgen in dem ſeltenen Sonnenſtrahl das Bild wieder ſichtbar werden ſah. Mit Jubelgeſchrei eilte ich zum Vater, welcher noch im Bette lag; mit Mühe brachte ich ihn heraus, bei der wiederholten Verſicherung, daß er ſich nun mit eigenen Augen von der Wahrheit der Erſcheinung überzeugen könnte. Dies Mal ſprang ich leicht die hohe Treppe zum Glockenboden hinauf und mein Vater folgte faſt unmuthig hinterdrein. Schnell eilte ich dort in den dunkeln Winkel und kaum bemerkte ich, daß das Marienbild unten noch in ſchönſter Glorie ſtand, ſo rief ich aus: „Nun überzeuge dich ſelbſt, ob ich ein Phantaſt war oder nicht!“

Mein Vater blickte hinein, trat betroffen zurück, ſah dann wieder hinunter und ſprach endlich halb für ſich: „Das iſt allerdings ſchön! Alſo hierher hat man das wunderthätige Marienbild verborgen? Wie Schade, daß es dort unten vermodern ſoll! vielleicht vergönnt es uns der Pfarrer, das Kunſtwerk zu retten!“ Ich war ganz glücklich bei dieſem Gedanken des Vaters, welcher ſich auch auf mein dringendes Bitten entſchloß, noch an dieſem Vormittag die nöthige Erlaubniß dazu bei dem Pfarrer, Magiſter Steinmüller, auszuwirken.

Wie übel hatte ich daran gethan! Der Vater kehrte vom Pfarrer verdrießlich zurück, Nachmittags aber kamen die Zimmerleute mit Brettern und Nägeln und entzogen meinen Augen auf immer den Anblick des ſchönen Bildes aus der Vorzeit.

Die arme, ſchöne Maria! Hätte ich dafür das Bildniß eines trunkenen Silens entdeckt gehabt, alle Pfarrer in der Umgegend wären entzückt darüber geweſen; die Mutter ihres Heilands aber, zu deſſen Lob ihre Lungenkraft kaum ausreichte, mußte in der Finſterniß bleiben! Vielleicht haben ſie Recht gehabt, denn ihre Kirche haßt das Schöne und die darſtellende Kunſt dazu. Die Religion, die ſie predigen, iſt ja die überſinnliche. Eine Zeit, welche ihren Gott im wirklichen Leben verloren hatte, mußte ihn wieder ſuchen in althebräiſcher Gemüthsaufregung, hinter den Wolken. Ob ſie ihn dort gefunden hat, wer kann es wiſſen? —

Da mir der Schlüſſel zur Kirche immer zu Gebote ſtand und mein Gemüth ſich nur zu gern in die feierliche Stille verſenkte, welche in ihren Räumen herrſchte, ſo verging kein Tag in den milderen Jahreszeiten, wo ich nicht darin mit mir und meinen Träumen allein geweſen wäre. So wurde die Kirche gewiſſermaßen mein verklärtes Vaterhaus. Ich fand einen unſagbaren Genuß darin, die ſchwere Bibel vom Leſepult über dem Taufengel auf die Stufen des Altars zu ſchleppen und darin die Holzſchnitte zu beſehen und die Geſchichten zu

leſen, welche ſie darſtellten, während eine Grabesſtille um mich herrſchte, welche kaum von einer ſummenden Fliege am Fenſter unterbrochen wurde. Oft aber träumte ich müßig vor mich hin und ſah dem Spiele der Sonnenſtäubchen zu, bis allmälig die Sonne unterging und die zunehmende Dunkelheit mich aus dieſen Räumen verſcheuchte. Mit Sehnſucht zählte ich die Tage der Woche, bis der Sonntag kam und der Paſtor-Magiſter auf der Kanzel ſtand; denn während der Predigt hatte ich die Erlaubniß, meine ſchöne Pathe Wilhelmine in ihrer Betſtube zu beſuchen, welche ſo in die Kirche hereingebaut war, daß man an den zu öffnenden Glasfenſtern innerhalb der Kirchengemeinde erſcheinen oder ſich auch zurückziehen konnte tief hinein an das Fenſter, welches ſchon außerhalb der Kirche angebracht war. Dort erzählte mir Wilhelmine zuweilen unvergeßliche Märchen, von welchen das eine hier genügen mag:

„Vor hundert Jahren lebte im Dorfe ein Leineweber, der einen einzigen Sohn hatte, Namens Leonhard; dieſer hatte von Kindheit an einen unbezwingbaren Trieb zur Muſik. Von ſelbſt lernte er auf dem Hackebrett und der Geige ſpielen; eine Melodie, welche er nur einmal gehört, konnte er in immer neuen Veränderungen wieder vorſpielen. So kam es, daß kein ländliches Feſt in der Umgegend gefeiert werden konnte, wobei der junge Leonhard nicht zum Tanz aufſpielen mußte. Er mochte ſechszehn Jahr alt ſein, als er einſt in einer Mainacht von dem Dorfe Wirſchnitz auf dem Heimwege von einer Hochzeit begriffen war und ſich im Walde, welcher ſich zwiſchen beiden Dörfern hereinſtreckt, verirrte. Das Hackebrett am Riemen über die Schulter, ging er weiter und weiter im Walde, ohne einen Ausweg zu finden; immer banger ſchlug ihm das Herz, wie ein Tactmeſſer, in der Bruſt; dagegen wurde der Wald immer ſtiller und ſtiller, nur in langen Pauſen war es ihm, als athmeten die Berge in großen Odemzügen leicht auf, kein Reis regte ſich, Alles lauſchte einem ſeligen Geheim-

niß, durchwoben von Mondſtrahlen, welche ein phantaſtiſches Spiel mit den Schatten der Büſche und Bäume trieben. Jetzt gelangte Leonhard auf eine freie, raſengrüne Stelle im Walde, in deren Mitte, wie ein Spiegel, ein dunkler Teich lag; todtmüde ſetzte ſich Leonhard dort nieder und ſuchte vergeblich nach Rath in ſeinen Gedanken. Das Beſte ſchien ihm endlich, den Morgen hier abzuwarten. Um ſich die Furcht zu vertreiben, nahm er das Hackebrett herab, legte es auf ſeinen Schooß und begann die ſchönſten Tänze zu ſpielen. Da kam es ihm endlich vor, als wenn eine Nebelkugel ſich mitten auf dem Teiche um ſich ſelbſt drehe, als tanze ſie nach ſeiner Muſik, immer größer werdend, ihm immer mehr ſich nähernd. Wie er ſo recht hinſchaute, blickte ihn aus dem Nebel ein wunderholdes Mädchengeſicht an. Darüber erſchrak er ſo heftig, daß die Muſik von ſelbſt aufhörte. Aber ſchon ſtand die ſchöne Geſtalt neben ihm und ſagte: „Fürchte dich nicht, denn ich meine es gut mit dir und zum Dank für deine Muſik, welche du mir gebracht haſt, will ich dich die ſchönſten Stücke lehren, wie ſie noch kein Menſchenohr vernommen hat.“

Leonhard blickte ſchüchtern empor und ein ſüßes Grauſen ging ihm durch Mark und Bein, denn nie hatte er noch ein ſchöneres Weſen geſehen. Von ihren tiefen, dunkeln Augen, von ihrem lächelnden Munde, von ihrem ganzen bezaubernden Angeſicht konnte er den Blick nicht mehr zurückziehen; ihm war es, als ſtände ihm das Herze ſtill in der Bruſt, es war ihm unmöglich, ein Wort über die Zunge zu bringen. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah, als die Geſtalt neben ihm ſich niederließ, ihren kühlen ſchneeweißen Arm ihm um den Nacken legte und ihr Geſicht ihm zuneigte: „So merk' denn auf, was ich dir ſinge!“ und nun ſang ſie ihm wunderbare Lieder, deren Melodie ſich bildete aus den herzinnerſten Schmerzen und Entzückungen, wie ſie nur je eine menſchliche Seele empfunden haben mag.

„Merkſt du auch Alles, mein Herz?“ flüſterte ſie dazwiſchen. Leonhard nickte und der Geſang ging weiter; Melodie reihte ſich an Melodie, bis ihm das Blut in feurigen Gluthen durch alle Adern pulſte und er im langen Kuß ihr hingegeben war.

So dämmerte der Morgen heran. „Nun müſſen wir ſcheiden!“ ſagte ſie. „Wann ſehe ich dich wieder?“ fragte Leonhard. „Nur noch einmal in deinem Leben!“ entgegnete ſie, „und nur in einer Stunde der allerhöchſten Noth, dann kannſt du nach mir rufen. Hier haſt du einen Ring, den du immer tragen ſollſt. Wenn du aus dem Leben ſcheiden und zu mir kommen willſt, ſo drehe den Ring, laß' ihn kreiſen und rufe dreimal: „Onda!“ und ich werde bei dir ſein.“

Mit dieſen Worten ſteckte ſie ihm einen einfachen Ring an, welcher einen ſchönen Rubin in Herzform umſchloſſen hielt.

„Wende dich nun dorthin rechts, ſo wirſt du zu deinem Hauſe kommen; ſchweige aber von mir und unſerer Liebe zu aller Zeit und zu allen Menſchenkindern und bleibe mir treu immerdar, ſonſt muß ich dich verderben!“

Bei dieſen Worten ſtand ſie ſo groß und gewaltig vor ihm da, daß er vor ihr faſt erſchrak, er wußte nicht, ob vor ihren Worten oder ihrer übermenſchlichen Schönheit. Doch ſchon lächelte ſie ihm wieder zu und große Thränen rollten aus ihren dunkeln Augen, indem ſie, wie in holder Scham, flüſterte: „Du weißt nicht, daß wir uns ſchon lange geliebt haben, lange über Menſchengedenken hinaus, ich finde dich eben immer wieder.“ Jetzt ſchlug ſie die beiden weißen Arme in einander und ſagte: „Es iſt genug, ſcheide von mir.“

Leonhard war, wie im Traum, noch einmal ſah er ſie an, wagte aber nicht ſie zu berühren und wankte, die Hände krampfhaft auf das Herz gedrückt, nach der Richtung zu, welche ihm angedeutet war. —

So weit hatte mir Wilhelmine erzählt und wir

Beide hatten nicht bemerkt, daß die Predigt zu Ende war, so daß wir erschraken bei dem plötzlichen Orgelklang und einfallenden Gesang. Ehe Wilhelmine an das Capellenfenster zur christlichen Andacht eilte, mußte sie mir versprechen, am nächsten Tage das Märchen weiter zu erzählen.

Als ich sie am nächsten Nachmittag deshalb besuchen wollte, kam sie mir schon unter dem Schloßthor entgegen mit den Worten: „Wenn du recht artig sein willst, will ich dich zu dem Teiche führen, in welchem die schöne Onda haust!“ — Wir gingen nun miteinander längs dem Bergabhang hinunter zu dem Mühlenbach, dann weiter an der klappernden Mühle vorbei und nach einer kurzen Stunde hinauf zur Stelle, wo vordem ein Jagdschloß gestanden; unfern davon war ein reiches Quellwasser zu einem Teich angedämmt, worin die Forellen im Sonnenschein spielten.

„Du wunderst dich,“ — sagte sie zu mir — „daß dieser Teich nicht mehr mitten im Walde liegt; sieh', so müssen die Wälder der Pflugschaar weichen!“

Ich staunte aber ein anderes, schönes Wunder an, denn tief unten im Wasser erschien mir die wunderliebliche Onda, das Spiegelbild Wilhelminens, verklärt in feenhafter Erscheinung. Als ich sie darauf aufmerksam machte, warf sie muthwillig einen Stein hinein, daß mir das Wasser in's Gesicht spritzte. Wir setzten uns endlich und sie erzählte mir auf meine Bitte weiter:

„Leonhard war seit jener Nacht wie umgewandelt; für die Arbeit im Hause und im Gewerbe war er unfähig und verloren, kaum gönnte er sich Zeit zum Schlafen und Essen, so sehr nahm ihn die Musik in Anspruch. Daher war es seinem Vater nicht unlieb, daß er Lust bekam, mit einer Musikbande, welche durch das Dorf kam, nach Prag zu wandern. Doch war er nicht lange dort, so war er allgemein bekannt durch sein außerordentliches Talent. Er hatte sich jetzt die Violine zu

ſeinem Lieblingsinſtrument erwählt, auf welchem er ſich in freien Phantaſieen am Meiſten auszeichnete; ſuchte er doch nur in Tönen die Empfindungen wieder zu geben, welche ihm Onda in die muſikaliſche Seele gelegt hatte! Schon ging ein berühmter Name vor ihm her, als er ſich entſchloß, nach Venedig zu dem großen Muſiklehrer Porporino zu wandern, um die letzte techniſche Vollendung ſeines Spiels zu erlangen. Bei dieſem lebte er, faſt wie ein gemeiner Diener, ein Jahr lang und hütete ſich wohl, vor dem wunderlichen Meiſter mit ſeinen Phantaſieen hervorzugehen, dafür übte er ſich deſto fleißiger in allen Regeln und Beiſpielen der alten, italieniſchen Meiſter. Nur in einſamer Nacht ſtieg er an der Riva degli Schiavoni in eine Gondel und flog hinaus in die Lagunen. War er nun weit entfernt vom Ufer, dann hieß er den Gondelführer langſam hintreiben, nahm ſeine Violine und ließ die glühenden Töne ſeiner Sehnſucht weit hinaus tönen in die milde, dunkle, italieniſche Nacht. Da war es ihm manchmal, als zöge vor ihm einher in lang nachwehenden Schleiern die wunderſame Onda, die Braut ſeiner Seele, ihr mild lächelndes Angeſicht über die Schulter nach ihm zurückgewendet und zuweilen ſich auf den Fußſpitzen erhebend und im Kreiſe ſich um ihn drehend. Oft rief er da: „Nun rudere ſchnell zu!“ Die Ruder griffen weit aus, die Gondel flog, wie ein Vogel, dahin, kam aber der Erſcheinung nicht näher, welche ſich bald in Nebel auflöſte; dann küßte Leonhard ſeufzend ſeinen Zauberring und kehrte zum St. Markus-Platz zurück, um in der nächſten Nacht ſich dennoch wieder in die Lagunen hinaus rudern zu laſſen.

In einer Nacht aber ſollte er nicht unbelauſcht bleiben. Schon war er ganz verſenkt in ſein Spiel, als ihn ſein Gondelführer darauf aufmerkſam machte, daß ſie von einer zweiten Gondel verfolgt würden. Leonhard hieß ihn, die Verfolger herankommen zu laſſen; bald kam auch dieſe Gondel heran, aus welcher die Stimme ſeines Lehrers ihm zurief: „Wer biſt du, Menſch oder Engel,

mit deinem wunderbaren, ſinnbetäubenden Spiel, daß ich dir die Hände küſſe? Wiſſe, ich bin Porporino!"

„Und ich," rief der Andere, „bin Euer treuer Schüler Leonhard!" „Oder der Teufel!" entgegnete Porporino und zornig rauſchte die Gondel vorüber.

Als Leonhard am andern Morgen zu ſeinem Lehrer in das Zimmer trat, ſtand dieſer bereits gepudert im Staatsrock mit Hut und Degen im Zimmer und ſagte zu ihm: „Du haſt mich betrogen, dennoch bleibſt du mein braver Schüler: kniee nieder! mit dieſem Ritterſchlage ſpreche ich dich frei. Was ich dir gelehrt habe, will ich verantworten, was dein guter oder böſer Geiſt daraus macht, das iſt deine Sache. Hier haſt du deinen Lehrbrief und eine Empfehlung an den Miniſter Brühl in Dresden. Wende dich dorthin, wo man einen Virtuoſen auf der Violine ſucht. In Deutſchland brauchſt du keinen Andern zu fürchten. Du wirſt mir den Gefallen thun und meine Schülerin im Geſange, Maria Torelli, welche dort für die italieniſche Oper engagirt iſt, auf der Reiſe begleiten und brüderlich für ſie ſorgen!"

Leonhard konnte ſich über die unvermuthete Wendung ſeines Schickſals lange nicht faſſen. Wie ein Träumender nahm er Abſchied von der Lagunenſtadt und kaum hatte er einen Blick für die ſchöne Maria, welche mit ihrer Mutter auf der Reiſe ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Einander fremd, wie ſie in Venedig geweſen, kamen ſie in Dresden an; dort erſt ſollten ſie ſich kennen lernen! Schon der Beifall, welchen ſie für ihre Kunſtleiſtungen erhielten, gab ihnen etwas Gemeinſames, ſelbſt abgeſehen davon, daß der Briefwechſel mit Porporino in Venedig einen nähern Umgang Beider herbeiführte, welcher allmälig zur Gewohnheit, ja Zuneigung und Liebe wurde. Sie waren ſtolz aufeinander und konnten es ſein.

Leonhard wäre ganz glücklich geweſen, hätte ihn ſein Gewiſſen nicht immer an Undank gemahnt, obſchon er lange mit ſich darüber im Reinen war, daß Alles nur

Phantaſie geweſen, was er in jener Mainacht geſehen und gehört hatte; nur konnte er ſich nicht erklären, wie der Ring mit dem Rubin an ſeine Hand gekommen ſei.

Er hatte ein kleines Singſpiel, Andromeda, componirt. Maria hatte die Titelrolle zu ſingen. Das Theater war zum Zerbrechen voll; die Muſik begann; ſchon die Ouverture riß Alles hin. Rauſchender Beifall begrüßte Andromeda, faſt jedes Geſangſtück mußte wiederholt werden und der Beifallsſturm wollte am Schluß kein Ende nehmen; als Componiſt und Sängerin auf den tauſendſtimmigen Hervorruf dankend erſchienen, flüſterte Leonhard ihr zu: „Laß' uns ſo für das ganze Leben vereint bleiben!“

Er begleitete ſie in ihre Wohnung, wo ihre Mutter für Beide einen feſtlichen Empfang bereitet hatte. So ſchön, wie an dieſem Abend, war Maria ihm noch nie erſchienen; ihm war es, als lebte er mitten in einem ſchönen Traum; ſie ſaßen noch ſpät in der Nacht beiſammen, verſenkt in die Erinnerungen an das ſchöne Venedig und in die glänzenden Hoffnungen für die Zukunft. Ihre Mutter war längſt im Armſtuhl entſchlummert, als ſich Leonhard ein Herz faßte und flüſternd fragte: „Maria, kannſt du mich lieben?“ — Nach einigem Zögern entgegnete ſie: „Ich habe dich vom erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an lieb gehabt, aber doch war es mir immer, als wenn zwiſchen mir und dir eine abwehrende Geſtalt ſtände. Doch liebſt du mich wirklich, ſo will ich dein ſein auf ewig.“ Entzückt von dieſem Geſtändniß wollte Leonhard ihr den Verlobungsring reichen und da er keinen andern trug, als den, welchen ihm Onda angeſteckt hatte, ſo wollt' er dieſen vom Finger ziehen; wie er ihn aber kaum berührt hatte, fuhr ihm ein glühender Stich aus dem Herzen vor bis in den Finger mit ſo entſetzlichem Schmerz, daß er todtbleich zu Boden ſtürzte, ſeine Augen fielen dabei in einen großen Wandſpiegel und es kam ihm vor, als ſähe er heraus auf ſich ein großes, zürnendes Auge blicken und eine weiße,

emporgehobene Hand, welche ihm drohte. Vergebens beſtürmten ihn die jammernden Frauen, ihnen zu ſagen, was ihm widerfahren ſei, er aber rief wiederholt aus: „O, ich Unglückſeliger, ich Unglückſeliger!“ und ſo ſtürzte er endlich fort. Händeringend und wehklagend blieb Maria bei ihrer Mutter zurück. Als er auf ſeinem Zimmer angekommen war und ſich auskleiden wollte, fiel der Ring ihm von dem Finger und rollte leuchtend über die Diele. Vergebens ſuchte ihn Leonhard, wie im wahnſinnigen Eifer, bis zum frühen Morgen, wo er zu ſeinem Schrecken bemerkte, daß der Goldfinger der linken Hand, an welchem der Ring geſteckt hatte, weiß und kalt wie Schnee und lahm geworden war; vergeblich rieb er ihn ſtundenlang, es kam kein Leben wieder hinein. Im Laufe des Tages erhielt er von Maria einen Brief, worin ſie ihm meldete, daß ſie eine Urlaubsreiſe nach Venedig angetreten habe. In ſehr ſchwermüthiger Stimmung deutete ſie an, daß ſie ſich wohl nie wieder ſehen würden, und bat ihn, ſich ihrer zuweilen zu erinnern, als eines Weſens, das einen heiligen Schmerz von nun an in der Seele trage.

So blieb Leonhard mit ſeiner verwundeten Seele und ſeinem ſiechen Leib allein in ſeinem Gartenhaus zurück, welches er vor dem Thore bewohnte. In der erſten Zeit ſeiner Krankheit konnte er wenigſtens ſeine Compoſitionen noch aufſchreiben, aber ſpäter war ihm auch dies nicht mehr möglich, denn die Lähmung umringelte ihn langſam, aber ſicher immer weiter.

Immer mehr verließ ihn die ſonſt ſo heitere Stimmung ſeines Gemüths, aber als ſein Geſchick, wie eine dunkele Wolke, vor ihm ſtand, trat das Bild der ſchönen, grauſamen Onda immer heller in ſeine Seele, und als er leiblich ganz elend geworden war, begann für ihn ein neues, unſagbares Glück; denn in jeder Mitternacht vernahm er erſt aus weiter, weiter Ferne Onda's Geſang erſt leiſe, dann immer lauter und lauter, bis es ihm vorkam, als ſchwebe die Stimme über ſeinem Garten-

hauſe in immer engeren Kreiſen umher und ſinge ihm die bekannten Melodieen aus jener Mainacht im Walde, wo er Onda zuerſt geſehen. Wie oft hob er langſam die gefeſſelten Hände und fragte: „Onda, wirſt du mich bald erlöſen?“ Aber vergebens erwartete er die Antwort. Manchmal kam es ihm im Schlafe vor, als ſtände Onda vor ſeinem Lager und legte beruhigend die waſſerkühle Hand auf ſeine Stirn und oft, wenn er aufwachte, war es ihm, als ſähe er eine weiße Geſtalt ſeinem Blicke entgleiten.

Eine Taube aus der Nachbarſchaft hatte ſich ſo zu ihm gewöhnt, daß ſie in ſein Zimmer kam und zahm zu ſeinen Füßen die Körner auflas. Als an einem Tage die Schwermuth ihn mit Rieſengewalt überfiel und ſeine Seele ſich in Thränengüſſen von ihm löſen wollte, und die Taube zu ſeinen Füßen nach den niederfallenden Zähren pickte, bemerkte er, daß ſie, endlich des Spiels überdrüſſig, einen ſchimmernden Gegenſtand aus der Ritze der Diele hervorbrachte; er ſah genauer hin, — es war der verlorene Ring. Es gelang ihm, ſich auf die Kniee niederzulaſſen, ſeine ſonſt ſo ſchwere Hand ergriff jetzt leicht den Ring, und eingedenk der Weiſung, welche ihm Onda mit demſelben gegeben, ließ er ihn kreiſen, und erlöſungsdurſtig rief er ihren Namen dreimal aus.

Der kreiſende Ring erſchien ihm erſt, wie ein goldenes Kügelchen, dann wuchs er, wie die Scheibe des Mondes, und wuchs und wuchs zu einer großen, ſtrahlenden Sonne; dieſe legte ſich plötzlich auseinander, wie die Blume des Cactus grandiflorus, und er ſah hinein, wie in einen tiefen, grünen Waldesgrund, aus welchem hervor ein ſeltſames Rauſchen ging, wie von einem fernen Gewitterregen. Durch das Rauſchen hindurch vernahm er endlich Zitherklänge, welche näher und näher kamen. Mit einem Male theilte ſich die grüne Dämmerung auseinander, und vor ihm ſtand Onda mit lang herabfluthendem, ſilberſcheinendem Gewande, und entzückt ſchaute er

empor in ihr ſchmerzlich lächelndes Geſicht. Sie bog ſich zu ihm nieder und ſagte: „Gieb mir deine Seele, ich will dich führen zu unermeßlichem Entzücken!“

„Nimm ſie hin!“ ſagte Leonhard.

Da legte ſie ihm um den Nacken die weißen, waſſerkühlen Arme und küßte ihm ſeine beiden Augen. Die Sinne vergingen ihm, er ſtürzte zu ihren Füßen nieder. —

Der Arbeiter im Garten hörte den Fall und eilte herbei. Er fand im Zimmer eine Leiche. — —“

Zu jener Zeit wurden in Marienei noch zwei Kirchmeſſen gefeiert, die eine im Frühjahr an dem alten Wallfahrtstage, die andere im Herbſt zum Andenken an die Einführung der Reformation. Wir Kinder zogen ſchon der Jahreszeit wegen die erſte vor. Schon den Sonnabend vorher hatten wir die Erlaubniß, die Kirche mit Kränzen und Guirlanden ſchmücken zu können, wobei die Schulmädchen beſonders thätig waren, wenn auch ich als heranwachſender Knabe die Decoration leitete. Beſonders nahm ſich der Altar am Sonntag darauf ſehr heiter aus, auf deſſen Rückwand ſich die Glorie des triumphirenden Heilands mit Engelsköpfchen in bunter Holzſchnitzerei emporbaute. Es verſteht ſich, daß nicht nur der Heiland, ſondern auch jedes Engelsköpfchen ſeinen luſtigen Blumenkranz auf dem Haupte trug, und hätten wir das Crucifix auf dem hohen Tragpfeiler in der Mitte der Kirche erreichen können, ſo hätten wir auch die Dornenkrone in Blumen verwandelt, denn nicht nur die Wieſen, ſondern auch die Gärten wurden tapfer von uns ausgeplündert, und an Päonien und blauem Hollunder und Johannisblumen fehlte es nirgends. Ein ſolcher Sonnabend ſollte einmal für mich abenteuerlich, ja ſchrecklich enden. Es war der ſchönſte Maitag, deſſen ich mich nur je erinnern kann. Wir Kinder waren zeitig am Nachmittag mit der Ausſchmückung der Kirche zu Stande gekommen; unterdeſſen hatte der Vater, welcher

ein leidenſchaftlicher Angler war und den Bach im langen Wieſengrunde hinter dem Bergrücken in Pacht hatte, das Angelgeräth vorgerichtet, um für die erwarteten Kirmeßgäſte ein Gericht Forellen zu fangen; ich und mein Bruder Eduard wurden dabei zum Tragen des großen Fiſchkruges in Pflicht genommen. Leer war nun der Fiſchkrug ſehr leicht über den Berg hinüber zu tragen, und Jeder von uns Beiden war dazu erbötig; anders geſtaltete ſich aber die Sache beim Bache ſelbſt, wo der Krug ſich mit Waſſer und allmälig mit Fiſchen füllte und bald für uns Knaben ſehr ſchwer wurde. Daher hatte der Vater das Geſetz gegeben, das wir von einem Wehr zum andern mit dem Tragen des Kruges abwechſeln ſollten, in meiner Gutmüthigkeit aber hatte ich zuweilen früher ihn noch länger getragen; dies Mal aber war ich von Blumenſuchen und Kränzebinden mehr, als gewöhnlich, müde geworden. Bereits hatte ich den Krug dem Vater, welcher diesmal beſonders glücklich im Fang der Forellen war, ſchon über zwei Strecken, wo gewechſelt werden ſollte, hinausgetragen; hier aber beſtand ich auf meinem Recht, während Eduard ſich der Uebernahme ſeiner Pflicht weigerte. Trotzig ließ ich nun den Krug ſtehen, mein Bruder auch, und ſo zogen wir dann mit leeren Händen dem vorwärts ſchreitenden Vater hinterdrein; plötzlich zog er eine mächtige Forelle mit der Angel heraus. „Schnell den Krug her!“ rief er, aber mächtig brauſte er im Zorn auf, als dieſer fehlte; mit harten Worten wurde ich zurückgejagt, das Gefäß zu den Fiſchen herbeizuholen; herbe, bittere Thränen über das Unrecht ſtürzten mir aus den Augen, verletzt im Innerſten meines Gemüths, ſchleppte ich den Fiſchkrug herbei, unterſtützt von einem harten, keulenförmigen Stock, welchen ich im Waſſer gefunden hatte; aber alle guten Geiſter verließen mich, als mir mein Bruder triumphirend entgegen lachte; mit mühſam unterdrücktem Grimme ſtellte ich ihm den Krug vor die Füße und ſagte ſcheinbar ruhig: „Nun trag' ihn weiter!“ Als er aber auch hier

lachend davon ſpringen wollte, verließ mich ganz die Beſinnung, ein blutrother Schein flammte vor meinen Augen, und mit einem Schlag zu Boden geſtreckt, lag er leblos da. Entſetzt ſprang ich davon, und noch aus der Ferne hörte ich den Vater mir nachrufen: „Kain! Kain!“

Wie von Eumeniden gepeitſcht, flüchtete ich mich in den nahen Wald, in meiner Bruſt ein unendliches Grauſen vor mir ſelbſt. Nachdem ich eine ziemliche Strecke gelaufen war, befand ich mich in der tiefſten Waldeinſamkeit; zitternd an allen Gliedern, warf ich mich in das Moos, das Geſicht auf die kühle Erde gedrückt; es war todtenſtill um mich her, und ein leiſes Flüſtern ging durch alle Bäume, als erzählten ſie ſich untereinander von meiner Miſſethat; allmälig jedoch lichteten ſich meine Gedanken ſo weit, daß ich mich fragen konnte, was nun zu thun ſei? Der Entſchluß, das Angeſicht meiner Eltern ewig zu meiden, ſtand in mir feſt; daraus entwickelte ſich der Plan, über die böhmiſche Grenze zu gehen, mich für einen elternloſen Knaben unter angenommenem Namen auszugeben, katholiſch zu werden, in ein Kloſter zu gehen und mit Gottes Hülfe Papſt zu werden. Dieſer Plan hatte meinen ganzen Beifall, einmal konnte ich die furchtbare Schuld büßen, welche auf meiner Seele lag, und doch dabei auch Carriere machen.

Wie ich ſo ſaß, ſann und Gedanken brütete, ſtand plötzlich vor mir ein wildfremdes Mädchen: es mochte einige Jahre älter ſein, als ich, wenigſtens war es größer und ſchlanker; in einem phantaſtiſchen, doch zerlumpten Anzug, faſt dunkelbraun im Geſicht, welches von zwei großen, ſchwarzen Augen belebt war, um das Köpflein geſchlungen trug es ein rothes Tuch, unter welchem hervor rabenſchwarze Haarflechten ſich hervorſtahlen, am linken Arm trug es ein Körbchen voll Kräuter, die es im Wald geſammelt haben mochte. Auf die Frage, warum ich ſo weine, ergoß ſich mein ganzes Herz unter furchtbaren Selbſtanklagen. Als ich dem Mädchen aber

meinen Plan mittheilte, ſetzte es ſich theilnehmend zu mir nieder und ſagte: „Armer Junge, du weißt nicht, was das Kloſterleben auf ſich hat und was du dort für niederträchtigen Menſchen in die Hände fallen würdeſt. Nicht genug, daß du, wie ein Vogel im Käfig, eingeſteckt wäreſt, müßteſt du dich zu Dienſten hergeben, von denen du gar keine Vorſtellung haben kannſt. Wir ſind weit in Böhmen und Baiern herumgekommen, aber glaube es mir, keine Sünde iſt ſo groß, welche nicht in den Klöſtern gepflegt wird.“ — Kurz, das Mädchen brachte mir ein ſolches Grauſen vor dem Kloſterleben bei, daß mein Traumſchloß in Nichts zerrann. „Aber was ſoll ich anfangen, ich armer Menſch?“ fragte ich. „Die Welt iſt jetzt für die Soldaten da!“ — entgegnete ſie — „Tambour ſollſt du werden bei der Armee des Kaiſers Napoleon. Wir ſind jetzt auf dem Wege nach Frankreich, bald wird der Krieg wieder losgehen, und dann ziehen wir mit der großen Armee und erobern die Welt!“ — „Wer biſt du, ſchwarzes Mädchen?“ fragte ich. „Mein Vater“, erwiederte ſie, „iſt ein Zigeuner und liegt mit meinen Brüdern draußen vor dem Walde, morgen kommen wir zur Kirmeß in dein Dorf, willſt du mit uns ziehen, ſo mußt du dich einige Tage lang im Walde verborgen halten. Wir wollen uns eine geheime Stelle ausſuchen, wo du vor Wind und Regen geſchützt biſt, und wo ich jeden Abend dich treffen kann, um dir Eſſen zu bringen.“ So vertauſchte ich denn mit leichtem Muthe die Papſtwürde mit der franzöſiſchen Trommel. Während ich der Zigeunerin mit Kräuter ſuchen half, Ehrenpreis und wilden Thymian und Arnikawurzeln, erzählte ſie mir von Frankreich und Napoleon, dem großen Kaiſer, vor welchem die Welt damals auf den Knieen lag. Ich habe ſpäter nie eine ſo fanatiſche Begeiſterung für Napoleon gefunden, als bei dieſem Zigeunermädchen; es wurde nicht müde, mir den Glanz und Waffenruhm ſeiner Armeen zu ſchildern, indem es zwiſchendurch franzöſiſche Marſchmelodien trommelte, pfiff

und ſang, und ein Mal um das andere „Vive l'Empereur!“ rief.

Schon war die Sonne untergegangen, als wir aus dem Hochwald hinauskamen und durch die Gebüſche der Gegend zuſchritten, wo ſich die Angehörigen des Mädchens gelagert hatten; ſchon ſahen wir das Feuer glitzern, welches ihren Aufenthalt bezeichnete, als das Mädchen mich ſtill ſtehen hieß und nach kurzem Lauſchen ſagte: „Es ſpricht ein fremder Mann mit den Meinen, laß' uns ſpioniren!“ Wir krochen nun auf der Erde hin, bis wir ganz in die Nähe des Lagers kamen und durch die Zweige des Gebüſches nicht nur die Bande, ſondern zu meinem großen Schrecken meinen Vater erblickten, welcher ſich mit den Zigeunern, vermuthlich über meine Flucht unterhielt; kaum hatte ich meiner Freundin dieſe Wahrnehmung mitgetheilt, als ſie mich mit den Worten verließ: „Halte dich ſtill, bis ich dir Nachricht gebracht habe.“ Wie pochte mein Herz dem nächſten Augenblick entgegen! Bald kam ſie jedoch zurück und ſagte: „Daheim bei dir ſteht Alles gut, dein Vater ſucht dich auf, ſpringe aber voraus, damit er dich nicht ſchlägt; ich habe ihm geſagt, er würde dich ſchon zu Hauſe finden!“

Mir war es, als wenn ſchwere Ketten von meinen Gliedern gefallen wären, und, wie ein Pfeil, flog ich dem Vaterhauſe zu. Dort angekommen, ſchlich ich mich in den Garten, an das Fenſter, wo ich in die erleuchtete Stube hineinſchauen konnte, und mein erſter Blick traf nicht ſowohl auf Banco's Geiſt, als vielmehr auf das Geſicht meines Bruders, welcher d'rin vor mir da am Tiſche ſaß, tapfer in ein Stück Käſekuchen ſich einbeißend. Weg waren nun alle Gewiſſensqualen und phantaſtiſchen Pläne! Der heimkehrende Vater fand mich ſchon ſchlafend im Bette, wo ich von meinen Thaten ausruhte und zugleich einer fühlbaren Strafe entging und erſt am andern Morgen eine lange Strafpredigt über das Laſter des Jähzorns zu hören bekam. Das Einzige wurde mir ſchwer, daß ich meinen Bruder wegen des

Schlages um Verzeihung bitten mußte, welche er mir auch in aller Würde ſeiner Unſchuld ertheilte.

Nach dieſem düſtern Vorſpiel ſollte der Kirmeßſonntag deſto heiterer ſein; gerade vor den Fenſtern unſerer Wohnung befand ſich ein freier, grüner Platz, gegenüber begrenzt von dem Wirthshauſe, welches, wie ſegnend, an einer langen Stange ſein rothes Bierzeichen herausſtreckte und vom Winde ſchaukeln ließ. In dieſes Wirthshaus ſahen wir vom frühen Morgen an die Krämerleute mit Körben, Schiebkarren, an welche Hunde vorgeſpannt waren, ja ſelbſt einen beladenen Eſel heraufziehen. Welche Wunderdinge hofften wir am Nachmittag zu ſchauen, wo der Markt begann! jetzt riefen uns aber die Glocken in die Kirche, wo die Dorfmuſikanten, wie an hohen Kirchenfeſten, Orgel und Geſang mit Clarinette und Waldhorn begleiteten und die Stimmen der Schuljugend herausforderten, ſie möglich zu überſchreien, was jedoch nur dem alten Dorffleiſcher Waller gelang, der eine zerbrochene Naſe hatte, welche er nun beim Geſang als Hautboe gebrauchen konnte.

Wie langweilig predigte an dieſem Tag der Pfarrer! keine Aufmerkſamkeit in der ganzen Kirche, kein Gedanke an das Jenſeits; Alles jubelte der diesſeitigen Kirmeßfeier entgegen; die Männer ſchnupften unterdeſſen, die Mädchen rochen an ihren Blumenſträußen, die jungen Burſchen, welche unglücklicher Weiſe ihren Kirchenſtand da hatten, wo ſie nicht in das Schiff der Kirche und ſein Haubenperſonal hinunterblicken konnten, zählten die Fliegen, welche in der Sonne am Fenſter ſurrten. Es war gebräuchlich, daß zum Ausgang des Gottesdienſtes noch ein heiterer Marſch auf der Orgel geſpielt wurde; heute aber jubelte die Jugend danach faſt tanzend zur Kirche hinaus.

Bereits begann auch ſchon die Vorbereitung zum feſtlichen Nachmittag auf dem grünen Dorfplatz. Da wurden Sägeböcke und ausgehobene Thüren herbeigeſchaft, welche darauf gelegt wurden, um mit Pfefferkuchen

befrachtet zu werden; ja! es fehlte auch nicht an Glücksbuden, wo um Kleinigkeiten gewürfelt wurde und wo man im glücklichsten Falle etwas Unnützes gewinnen, auf jeden Fall seinen Kupferdreier los werden konnte. Aber welches Schauspiel entwickelte sich in der großen Bretterbude seitwärts vom Wirthshause am Stacketenzaune, welche der Mann mit dem Stelzfuß und dem Haarzopf aufgebaut hatte. Wie verlockend blitzte nicht der hölzerne, buntangestrichene, ungarische Husar auf dem galoppirenden Pferdchen und der französische Grenadier oder das Schäfermädchen mit dem baumwollenen Lämmchen! Doch wer könnte diese Herrlichkeiten alle schildern, war ja Alles bunte Farbe, Silber und Gold!

Der Wundermann hatte uns fortwährend zum schaulustigen Publikum; glücklich diejenigen, welche schon ihr Kirmeßgeld in der Tasche hatten und es schon jetzt glänzend verwerthen konnten, für mich und meinen Bruder schlug die glückliche Stunde erst Nachmittag, wo mir der Vater, als hätte er meine Unterhaltung mit dem Zigeunermädchen gehört, eine Trommel und für Eduard eine hölzerne Trompete kaufte, um den Marktlärm vor der Thüre möglichst zu steigern, da wir mit unsern Instrumenten nicht in das Zimmer durften.

Unterdessen waren auch aus den benachbarten Ortschaften unsere Kirmeßgäste eingezogen, voran unser Großvater aus Arnoldsgrün, welcher sich Mühe gab, mich einen Marsch auf der Trommel schlagen zu lehren; dann die Großmutter mütterlicher Seite, aus Oelsnitz, welche seit langen Jahren verwittwet war. Den angenehmsten Gespielen brachte uns jedoch der Feldscheer Glaser aus Adorf mit, seine kleine, schöne Tochter Natalie, mit welcher ich Abends nach dem Clavier tanzen konnte.

Was gab es an diesem Tage zu lärmen und zu schreien, zu hüpfen und zu springen! — Die Eltern gaben uns Freiheit vollauf; die große Schulstube war ausgeräumt; Alles sauber gescheuert, die Fenster spiegel-

blank, die Wände mit Laubgewinden verziert und in der Mitte ſtand eine Tafel mit dem beſten Weißzeug belegt und darauf ſtanden die ſich immer erneuernden Kuchenpyramiden, der große Stolz meiner Mutter und das Ergötzen der Gäſte; das Werk mochte der Mutter außerordentlich gelungen ſein, denn die Großmutter, welche ſie ſonſt nur „meine Lene“ hieß, nannte ſie heute nicht anders, als „meine Frau Tochter“, ja ſogar die Frau Feldſcheerin, welche ein armes, adliges Fräulein geweſen war, ließ ſich in ihrer Begeiſterung ſo weit hinreißen, daß ſie ein Mal ausrief: „Deliciös, meine Gnädige!“ was lange zum luſtigen Stichwort in unſerer Familie gebraucht wurde. Aber noch hatte die Mutter ihr Haupttreffen nicht geliefert; bei guter Zeit hatte ſie ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigt, um dem Mädchen in der Küche beizuſtehen; denn beſtand auch das Kirmeßmahl aus wenigen Gängen, ſo mußten doch gerade dieſe um ſo ſorgfältiger zugerichtet ſein. Kaum neigte ſich die Sonne zum Untergange, ſo wurden die Fenſterläden geſchloſſen, die Lichter angezündet und die Gedecke zurecht gelegt; welche Mühe koſtete es aber, die allerwärts zerſtreuten Gäſte zuſammen zu bringen und welche unendliche Reihe von Complimenten entſpann ſich, ehe ſie ihre Seſſel eingenommen hatten, während die Mutter in Todesangſt in der Küche auf die Entſcheidung harrte.

Nun konnte ſie die treffliche Weinſuppe, dann die blaugeſottenen Forellen mit grüner Peterſilie in den Mäulern und endlich das Meiſterſtück, den ſanft gebräunten, fettträufenden Nierenbraten auf die Tafel bringen laſſen und die Gäſte der Reihe nach zum Weiteressen nöthigen, welche auch ihr Mögliches an dieſem Abend zu leiſten verſuchten. Doch ſollte erſt beim Nachtiſch, wo die Punſchbowle kam, der rechte Jubel beginnen; der Großvater und die Großmutter aus Oelsnitz, welche den Vorſitz bei Tafel führten, übernahmen das Mundſchenkenamt. Als zum erſten Mal die Gläſer gefüllt waren, erhob ſich der Großvater mit dem Trinkſpruch:

„Uns're Kirmeßmutter hoch!“ Die Dorfmuſikanten, welche auf ſeine Beſtellung vor der Thüre heimlich erſchienen waren, bliesen dazu den Tuſch, woran ſich der Choral ſchloß „Nun danket Alle Gott“, welchen die ganze Tiſchgeſellſchaft andächtig mit ſang. Dies war für uns Kinder das Signal, den Tiſch zu verlaſſen und hinüber in das Pfarrhaus zu ſpringen, wohin wir zu einem Kindertanz eingeladen waren.

Des Pfarrers Bruder, welcher gleichfalls Pfarrer in einem benachbarten Dorfe war, klimperte auf einem alten Clavier einen langweiligen Walzer und es kam dort vor Rückſichten, welche die Paſtorenwürde verlangte, zu keiner beſondern Luſtbarkeit; es ſollte jedoch auf andere Weiſe für unſer Vergnügen geſorgt ſein; denn bald erſchien ein Guckkaſtenmann, welcher die Erlaubniß erhielt, uns durch ſeine Gläſer in eine Wunderwelt von Paläſten und Kirchen blicken zu laſſen; aber wie ſollte unſer Erſtaunen wachſen, als hinter den großen Städten die Geſchichte Napoleons in neuen Bildern ſich zu entrollen begann! Vorzüglich gefiel er mir bei den Pyramiden in Aegypten, und wieder beim Uebergang über die Alpen, am Wildeſten war das Bild von der Schlacht von Auſterlitz.

Es war für uns Kinder ein prächtiges Schauſpiel, wir erwachten wie aus einem Traum, als der Mann ſeinen Guckkaſten zumachte und wir vom Paſter die Andeutung erhielten, uns ſelbſt nach Haus zu begeben, indem er jedem ſeiner kleinen Gäſte einen großen, weißen Pfefferkuchen einhändigte und dafür den Handkuß erwartete und erhielt.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Aus Julius Mosen's

Erstlingswerk:

„Der Gang zum Brunnen."

Jena, 1825.

Widmung. — Frühlingstraum.

Julius Mosen's Erstlingswerk „Der Gang zum Brunnen. Eine Novelle. Jena 1825.“ war, als 1863 die erste Gesammtausgabe erschien, ganz verschollen; erst 1864 gelang es mir mit Hülfe des Buchhändlers Döbereiner in Jena aus alten Vorräthen von der Kröker'schen Buchhandlung einen kleinen Rest von Exemplaren aufzustöbern. Als dann dem Dichter das Heftchen vorgelesen wurde, wollte er wenig mehr davon wissen; doch gab er die Erlaubniß, daß das poetische Vorwort und der beigefügte „Frühlingstraum“ einst neu gedruckt werden dürften. Beide Dichtungen erscheinen hier nach 55. Jahren zum erstenmale wieder und mögen als Erstlinge freundliches Interesse finden, besonders der „Frühlingstraum“, der für den Dichter des „Trompeters an der Katzbach“ sehr charakteristisch erscheint.

Der Herausgeber.

Widmung.

Gleichwie dem Wandrer, der in ferner Gegend
Mit ſtillem Sehnen an die Heimath denkt,
Ein hohes Traumbild, Sinn und Herz bewegend,
Sich wohlbekannt in ſeine Seele ſenkt;
So ſteigt, die alte Traumwelt mir erregend,
Vergangne Zeit vor mir empor und lenkt
All Sinnen mir zurück mit ſüßen Banden
Zu der Erinn'rung wunderholden Landen.

Wie eine Fabelwelt mit vielen Bildern
Seh' ich es vielgeſtaltet mir erſteh'n,
Und aufgeſchrieben wie auf goldnen Schildern
Iſt lang Vergang'nes mir vergönnt zu ſeh'n,
Im ew'gen Sternenlicht, im mild und mildern
Geleucht' des Mond's, im ſommernächt'gen Weh'n,
So daß ich ohne Raſt und ſonder Säumen
Mich willig hingeb' ſolchen holden Träumen.

Und wie in ſolchen nächtig heil'gen Stunden
Gleich einem Lied aus unſrer Kindheit Zeit,
Das lindernd fällt in unſrer Seele Wunden,
Sich naht ein altes ſchwerbekämpftes Leid;
So hat's mein Herz umſchlungen und umwunden,
So daß mein Sinn ſich, ſchwärmend weit und weit!
Von Himmelswonne ſtrahlend rings umlichtet,
Hinüber zu den alten Tagen flüchtet.

Und wenn ich nun von diesen Zeiten sage
Euch, die Ihr mir in Liebe zugethan,
Euch, Freunde, die ich an dem schönsten Tage
Auf immer, wie ich wünsche, mir gewann,
Verzeiht mir, wenn ich es kühnlich wage,
Euch hinzuleiten zu des Traumes Bahn,
Die vor uns liegt wie Abendsternes Klarheit,
Halb kenntlich als halb Märchen und halb Wahrheit.

Frühlingstraum.

Sonst thät ich gern mit Bildern ſpielen;
Hier gibt's noch wenig von den vielen.

Der Tag war heiß, aber ſchön. Ich und Döhler waren hinausgegangen, um die ſchönſten Blumen, die in dieſen Tagen blühten, hinein zu tragen in unſere Kräuterſammlung und in unſer Gedächtniß. Wir wandelten durch das blühende Saalthal. In abgeriſſenen Orgeltönen lockte die Wachtel im Buchwaizen, der ſich linker Hand hinaufzog über die wehenden Hügel in ſanften liſpelnden Fluthungen. Mit geheimen Entzücken gingen wir durch Triumphbögen mit rothen Kränzen der Apfelblüthe und des abendlichen Sonnenſcheins flüchtig überhangen. Liebliche Düfte wehten wie warmer ſäuſelnder Regenſchauer aus den nickenden Giebeln, die über den Wölbungen hervorragten, auf uns nieder. Ein halb unſichtbares Feenmädchen legte vor uns hin grüne ſammtne Teppiche mit goldnen Schnüren, und über alle die Kiſſen und Teppiche hatte ſie ein ſilbernes Band gezogen. Manchmal glaubte ich das Antlitz der Lieblichen zu ſehen, flüchtig gleich einem Morgentraume, der über die eben geöffneten Augen zieht, wie leiſes, ſpielendes Fluthen, wie ein Abſchiedskuß von der Geliebten, und der in leiſen und leiſeren Zuckungen noch auf der Lippe zittert, wie ein verirrtes ſterbendes Lüftchen in den halbgeöffneten Blättern einer Centifolie. So däuchte es mir auch oft, als ſähe ich bald verwehendes Lockengeringel, bald ein roſenrothes, weißüberflortes Kleid, wie einen erbleichenden Schimmer des letzten vergehenden Abendrothes in den Fenſtern einer Todtenkapelle, bald wie ein weißes Füßchen auf dem Kelche einer Lilie ſchwebend und wie ein winkendes Händchen, bald wie ein weinendes verklärtes Geſicht. Tauſend Staubfädchen ſchienen mich zu umklammern und wirbelnd hinein zu

ziehen in den Kelch einer wundersamen Blume. Das rothe Blümchen des Himmelsschlüßleins schien mir mit seinem freudigen Rütteln, als wolle es mir die Feenwelt aufschließen, in deren Vorhallen wir standen, und das goldne Auge des Vergißmeinnichts mit einer großen perlenden Zähre sich los zu binden und als hell leuchtendes Flämmchen mich leiten zu wollen zu der Wonne der Unendlichkeit. Und immer bunter und immer blühender mit blauen und rothen Blumen ward es um uns. — Wir wandelten durch einen zweiten Triumphbogen von Trauerbirken, in deren grünen gewölbten Nacht des Laubes eine Nachtigall leise zu schlagen begann, und die Trauerbirken schienen heftiger weinen zu wollen, und es säuselte drinnen wie verhaltenes Schluchzen. Döhler drückte mir leise die Hand, und in meinem Auge zitterte eine Thräne, im Wiederscheine des Himmels, wie ein aufblühendes Vergißmeinnicht. Die verborgenste Wunde meines Lebens begann zu bluten in linden Strömungen des Thaues bei dem Aufgang des Frühroths vor der Sonne eines andern Lebens. Mein Freund zog noch immer Blumen heraus aus der weichen Erde, so wie eine Blume nach der andern sich in meiner Brust entfaltete, beträuft von den Regentropfen im zitternden Auge. Wie ein rothes Johannisfeuer stand die Sonne auf dem westlich blaurothen Berge. Riesige Ulmengestalten schien es umgreifen zu wollen in der Gluth; doch das Feuer zog sich immer weiter zurück, und grünender wuchsen die Ulmen heraus aus der hellrothen Umglühung, und nur die langen bebenden Schatten schienen die ausgebrannten Kohlen. Hoch über Alles, über Ulmen, Schatten und Abendgluth kreiste, wie ein kühner aufsteigender Gedanke, ein Geier im Grauroth. Wir betraten in stummer Erstaunung einen Hügel, der an seinem Busen ein Hollunderstrauch in heller Blüthe tausend doldiger Blüthentrauben trug wie einen duftigen Strauß. — Ich war sehr ermüdet, und setzte mich unter einen Ast des Strauches, dessen Blüthengehänge wie

weiche seidene Gardinen über meinem Haupte fächelten. Mein Freund suchte noch das liebliche Blümchen des Christusauges. Ich verhieß hier zu warten, und er strich im Thale links weiter hinauf. Vor mir aber lag ein anderes weites Thal mit unzähligen Blumen, welche in die wallende Ferne hinein im Dufte rosenroth verschwanden. Der Fluß zog golden und ruhig in der Abendröthe dahin in seinen bebüschten Krümmungen. Ein Fischer mit der Angel furchte mit seinem Kahne durch die Fluth. Der Knabe des Fischers trieb mit dem Ruder leise das Fahrzeug. Unzählige Kreise schlangen sich um den Kahn, und ringelten sich fort in der Rundung immer größer und weiter, und wie der äußerste Ring untersank und sich verglättete auf dem Spiegel, so schlang sich der zweite um alle die Kreise. Schwimme nur hin trauter Fischer mit deiner Angel; die Kreise um dich vergehen, die dein Knabe mit dem Ruder schlug, — und wie lange wird er dauern, daß du vergehest, daß du in den Kahn des Grabes hinabsteigest? Möge ein lächelnder Götterknabe dann flüchtigen Kreistanz lieblicher Pfingstträume um dich schlingen, wie ein rothes flatterndes Band, wie einen ewig aufblühenden Frühling mit allen den üppigen nickenden Blumen, die an beiden Ufern um dich blühen. Und wie die Erlen mit ihrem dunklen Grün wie ägyptische Säulen zur Rechten und Linken himmelan stehen, und sich schöner und verklärter hineinspiegeln in die ruhige geheimnißvolle Fluth, daß man eine zweite Welt im Wasserstrahl von unten heraufgewölbt in verklärterem Lichte erblickt, so mag auch jeder große gute Gedanke, der in deiner Seele im Verborgenen wohnt, sich himmelan wenden, und sich hineinspiegeln in die fluthende Ewigkeit. Und wie hier der Strom und die Kronen der Bäume, und die Bläue des Himmels zusammenschmilzt in eine unendliche blaue grüngegitterte Blume mit rothen Kanten, so möge sich auch um dich das große Jenseits wölben mit weichen Blättern, säuselnd wie Aeols Har-

fenklänge in ſtiller wehender Mitternacht. Und wie ich ſo leiſe für mich hinphantaſirte, da hörte ich die Nachtigall unten in den Trauerbirken laut flöten, ſchwebend von leiſeren Accorden hinauf zur unermeßlichen Tonentzückung, wie die Phantaſie eines wahnſinnigen ſterbenden Jünglings, in deſſen Traume das Morgen- und Abendroth wie Pfingſtroſen, und die Sterne der Nacht wie weinende Lilien ſich im Kranze um die Harfe ſchlingen, welche ihm die verſtorbene Braut herabtrug in ſeine Hand. Wie meine Seele ſich ermattet hatte in dieſem Gedanken des Traumes und des Tones, da ward ich ruhiger. Der Geſang der Nachtigall wirbelte immer leiſer, kürzer ſteigend und tiefer fallend; wie ein Lied, das die Mutter über meiner Wiege ſang, ſo fromm und lieblich, gequollen aus der unendlich tiefen Ruhe einer ſtilliebenden ſorglichen Bruſt. Ich ward zurückverſetzt wie mit Zauberberührung in die dunklere Dämmerung meiner früheſten Kindheit; ich glaubte hinter mir woge die Wiegenwalze, und darauf der Fuß der einlullenden Mutter. Und die Blüthenbäume, die ſich weiter oben vom Berge halb unkenntlich und zuſammenfließend in meine Augen drängten, ſchienen mir ihr weißes Gewand mit grünen Streifen gegittert. Alles geſtaltete ſich um mich zur niedlichen Wohnſtube, die mir damals ſo groß ſchien, als wie jetzt die ferne Ausſicht hinüber in die Thäler. Drüben ſtand die Kaſtanie mit ihren Blüthenthürmchen wie ein heiliger Chriſtbaum mit unzähligen brennenden Wachspyramidchen. Nicht fern am Hügel ſaß ein Hirtenknabe mit ſeinem Hunde und graſenden Lämmern eben ſo, wie die Gruppe in Holzſtich über dem Zifferblatte auf der alten Wanduhr meiner Wiege gegenüber. Und wirklich fing jetzt neben dem Knaben und ſeiner Heerde ein Kuckuk an zu rufen, als ſteige er aus dem bemalten Uhrgehäuſe hervor. Die Erinnerung wollte Wirklichkeit werden. Die weite Ausſicht aber lag nun vor mir da, wie ein wachender Traum. Ein liebliches Dörfchen links drüben ſchaute wie ein Bild her-

vor zwiſchen weiß und grün durchwebten Bäumen friedlich und ſtill. Die Abendröthe flocht Roſen durch die zitternden Blüthenzweige und über die Gipfel der Häuſer; hoch hervor ragte der Kirchthurm mit dem goldnem Kreuze. Hinter blühendweißen Kirſchbäumen war die Kirche verborgen, nur die langen gothiſchen Fenſter leuchteten hindurch in der geheimnißvollen Gluth der Abendſonne. Und alle die blühenden und grünenden Blumen ſchienen die Kirche und den Thurm ſammt dem leuchtenden Kreuze mit zarten Fingern emporheben zu wollen gegen den Abendhimmel und die verborgenen Sterne mit allen ſeinen läutenden Glocken. Hinter der Kirche aber hob ſich eine lange dunkle Bergwand wie ein Leichentuch. Lange geſpenſtige Schatten bebten darauf hin wie verworrene Falten, die um eine hochgethürmte Bahre das Leichentuch ſchlägt. Ein leiſes Beben ergriff mich, denn es ſchien dem lieblichen Dörfchen mit den Blumen und Blüthen und ſeinen fröhlichen Menſchen entgegen zu wehen. Mein Auge zitterte drüber hin in die blaue Ferne. Ein Birkenwald ſtand dahinter wunderſam und lieblich wie eine Feenwelt. Der Birkenwald ward zu einem Kreis tanzender Elfen, die auf dem Haupte güldene Kronen wehend trugen, und Hand in Hand gereiht wie unzählige Ringe in einander hineintanzten. So wurden endlich alle meine Gedanken zu Bildern und zu Träumen. Alle Blumen wurden zu lebendigen Geſtalten, blau und roſig ſchwammen ſie um meine Augen, und liebliche Düfte legten mir Schleier um Schleier über mein Geſicht, bis die Augen zitternd ſich ſchloſſen, und ſich hineintauten in träumende Schlummer. — Immer lebendiger wurden die Traumbilder ohne Zuſammenhang und ohne Ende, blaue und rothe Ringe lieblich ſingend und klingend. Wie das Träumen aber Traum ward, da vermeinte ich, die dunkle Bergwand wäre ein wahrhaftiges Sargtuch geworden, daß ſich über die ganze Gegend breitete. Die Abendröthe ward zu Blutſtrömen, und der Geſang der Vögel zum Schmettern

der Drommeten und Wirbeln der Trommeln. Krieger ohne Zahl ſchwammen auf keuchenden fliegenden Roſſen durch die Ebene. Fahnen von allerlei Farben wehten an der Spitze der verſchiedenen Rotten. Rings auf den Bergen ſtanden Heere, Wachtfeuer und brennende Dörfer lagen in der Ferne, und die Sturmglocken läuteten ringsum. Blaue Schaaren zogen im Thale herauf, und endlich zwei unermeßliche Heere in Schlachtordnung, auf beiden Seiten in flammender Rüſtung und flimmernden Helmen und Bajonetten. Ich hielt mit pochendem Herzen mitten unter den Schaaren. Zu meiner Seite ſaß hoch auf dem Roße mit blinkendem Säbel mein Freund. Und wie die Feldmuſik ſchneller hinwirbelte, ſo pochten auch alle Pulſe in gleicher Schnelle der Erwartung des nächſten Augenblicks. Ferner Kanonendonner hallte wie ein aufziehendes Gewitter hinein in die Muſik. Näher rückten die Heere. Kampf und Tod wüthete. Das Geſchrei der Führer fluchte dazwiſchen. Vorwärts! — ſcholl es allenthalben hinein in die Wirbel der Muſik und die Donner des Geſchützes. Ueber Leichen hinüber, und über wimmernde Gefallene ſchritt der Kampf. Die ganze Erde war roth und alle Blumen zertreten. Lange dauerte das Ringen. Der Pulverdampf zog um Alles. Plötzlich bäumte ſich mein Roß, und ſtieg hoch in die Höhe, — es ſtürzte, und ich konnte es nicht erhalten. Eine hellrothe Roſe hob ſich aus meiner Bruſt. Eine Kugel hatte mich tödtlich getroffen, ich taumelte neben meinem Pferd nieder. Und ſo lag ich da — über mir hin flog Roß und Reiter. Meine linke Hand war zertreten. die Rechte hatte ich auf die ſtrudelnde Wunde gelegt. Ich ward nun immer matter und matter. Die Schlacht hatte ſich weiter hinüber gezogen. Es fielen nur noch einzelne Schüſſe. Endlich aber hörte ich Victoria! rufen, und in der Ferne hörte ich mit wirbelnder Feldmuſik tauſenſtimmig ſingen: „Herr Gott, dich loben wir!“ Wir hatten die Schlacht gewonnen. Da zog ich bebend die Hand von der Bruſt, und ließ das

Blut ſtrömen. Das Meinige war gethan. Und wie ich ſo da lag im Hinbrüten und Sterben, und endlich die letzte Minute des Lebens nahte, da dachte ich an Döhler. Nur noch einmal möchte ich dich ſehen, o! du treue Seele — und Abſchied nehmen, ſo flüſterte ich leiſe und matt vor mir hin. — Da war es mir, als wenn meine brechenden halbgeöffneten Augen einen Reiter herübereilen ſehen über die Leichenhaufen und über das Schlachtfeld. Ich hielt mein blutiges Taſchentuch mit der Rechten in die Höhe. Und wie ich dies träumte, da wachte ich auf vor einem Kuſſe. Und wirklich knieete Döhler bei mir, und ſein Kuß hatte mich geweckt, und auf mein Geſicht ſchaute aus ſeiner Hand herab das gefundene Chriſtusauge verheißend und tröſtend. Die Kugel in meiner blutenden Bruſt löſte ſich da auf in unendliche Wehmuth. Rings aber von den Dörfern läuteten die Abendglocken, und der Vollmond ſchaute wie eine verklärte Welt herüber über die Birkenhügel im ewigen Frieden.

Ritter Wahn.

Erſtes Abenteuer.

Ritter Wahn mit ſeinen Knechten fährt in die Fremde.

Es naht die trübe Mähr' von Neuem wieder,
Die mir die Stirne dunkel oft umwob,
Den Sinn mir band mit Zauber alter Lieder.

Hört denn geduldig ſolche Wunderſage,
Von irrer Wallfahrt, wilder Angſt und Leid,
Von Todesſcheu, von Himmelsluſt und Klage.

Vor Alters lebt' im heitern Land der Griechen
Ein edler Ritter — Wahn ward er genannt —
Gar ſtark gemacht zum Schlagen und zum Siegen.

Gleichwie der Abendſtern, ſo lieblich funkelnd,
War er, in hoher Schönheit und in Kraft
All' die Genoſſen um ſich her verdunkelnd.

In dreizehntauſend wohlverwahrten, ſchweren,
Gewölbten Truhen lag gehäuft ſein Gold;
So hoch in Reichthum ſaß er und in Ehren.

Dreihundert Knechte ſtanden zu Gebote,
Mit denen er in ſeine Schlachten zog,
Ihm alleſammt ergeben bis zum Tode.

Sein Haupt erhob er trutzig und verwegen,
Jeglich' Gebot brach ſeine freche Hand,
Den Gegner trat ſein Fuß und traf ſein Degen.

Einſt ritt er einſam durch das nächt'ge Schweigen
Entlang das Blachfeld, nach geſchlag'ner Schlacht,
Durch lange Schwaden hingeſtreckter Leichen.

Wer mag es wiſſen? Niemand hat vernommen,
Was dort dem wilden Jüngling iſt geſcheh'n;
Denn ganz verſtöret war er heimgekommen.

Seit jenem Tage war er ſtill verſchloſſen,
Ein wunderbarer Geiſt hielt ihn gebannt,
Er war ſo träg, ſo trüb und ganz verdroſſen.

Von ungeheurer Todesfurcht erfaſſet,
Pocht' ihm in bangen Aengſten nun das Herz,
Kraus war die Stirn, die Wange war erblaſſet.

In ſeine Seele trat nicht eine Freude,
Nicht ein Gedanke an den einen Gott;
Denn er war ungetauft und blinder Heide.

Es ſtanden ringsumher die treuen Knechte,
In blankem Stahl gewappnet vor ihm da,
Auf langem Schwert geſtützt die harte Rechte.

Er ſchaut ſie an mit ſonderbaren Mienen,
Und ſpricht darauf mit langſam ernſtem Wort:
„Wer mag von euch mir treu ergeben dienen?

Nicht gilt es jetzt zu ſtürmen Burg und Mauer;
Ich heiſche noch viel Anderes von Euch:
Ergebenheit, Geduld, Beharren, Dauer.

Ich will von nun durch alle Länder ſtreifen
Oſtwärts, ſo weit das tapfr'e Roß mich trägt,
Von Schloß zu Schloß, von Land zu Ländern ſchweifen,

Bis unverbrüchlich Einer mir kann ſagen:
Ich kann den Leib dir retten vor dem Tod,
Ich kann die Macht ihm brechen und ihn ſchlagen.

Dem will von Ewigkeit zu Ewigkeiten
Ich dienen mit der kampferſtarkten Hand,
Arbeiten ihm, gewaltig für ihn ſtreiten.

Was nützt die Hand einſt, wenn ſie Würmer nagen?
Was nützet Bruſt, Gebein mir, Fuß und Haupt,
Wenn es zerquetſchet wird, zermalmt, zerſchlagen?

Wer will mit mir, ſagt an, unſterblich werden,
Wer ſtets genießen dieſes heitern Lichts,
Hienieden leben, ewiglich auf Erden?"

Da ſprach zu ihm der erſte ſeiner Knechte:
„Führ' uns, wohin du willſt! wir ſind dir treu,
Im Namen aller geb' ich d'rauf die Rechte."

Der Ritter war vom Lager aufgeſprungen,
An ſeiner Seite hing ſein langes Schwert,
Und auf das Haupt hatt' er den Helm geſchwungen.

Dann ſchloß er auf die Kammern und Gemächer;
Die Knechte ſtrömten ſtracks ihm hinterdrein,
Und leerten Kiſten, Käſten, Fach und Fächer.

Neun Beutel hielt ein Jeder unter ihnen,
Sechshundert Münzen Gold in jedem Sack!
Wer mag nicht gern ſolch einem Herren dienen?

Dreihundert Schwerter ſchwer mit goldnen Griffen,
Armbrüſte glatt mit Elfenbein belegt,
Und lange Meſſer, ſpitz und ſcharf geſchliffen,

Vertheilt er unter ſie, dazu Gewänder,
Viel Leinenzeug und feingewob'nes Tuch;
Denn Manches heiſcht die Fahrt in fremde Länder.

Nun eilt er fort mit ſeinen Reitern allen,
Beſteigt das Roß der Reiter ſtark und flink;
Heiſa! wie die Trompeten ſchmetternd hallen!

Er wirft den Riegel an das Thor des Schloſſes,
Den Schlüſſel aber in den nahen Fluß,
Die Kniee drückt er ein am Leib des Roſſes.

Hinziehet durch die Stadt und aus den Thoren
Die Schaar der Reiter unter Sang und Klang,
Es tanzt das Roß, gereizt von ſpitz'gen Sporen.

Zweites Abenteuer.

Der Kampf mit Drachen und wilden Thieren.

So ging es fort und fort und immer weiter.
Vor jeder Königsburg, vor jedem Schloß
Hielt an die mächt'ge Schaar der kühnen Reiter.

Und Ritter Wahn ließ überall verkünden
Sein ſonderbares, eigenes Begehr;
Doch wollte ſich der Helden Held nicht finden.

Nicht Einer mocht' es ihm in Treuen ſagen:
„Ich kann den Leib dir retten vor dem Tod,
Ich kann die Macht ihm brechen und ihn ſchlagen."

Zwar boten Könige mit großen Ehren
Dem Ritter Wahn viel hohe Würden an,
Doch Keiner konnte faſſen ſein Begehren.

Noch Andre ſpotteten und lachten ſeiner,
Verzogen höhniſch wohl ſogar den Mund;
Doch ſein Begehr erfüllt' ihm auch nicht Einer.

Vergeblich lockte mit viel heißen Blicken
Manch' herz'ge Dame ſüß den kalten Mann;
Nicht eine konnt' ihn feſſeln und entzücken.

So zog denn fort und fort und immer weiter
Nach Oſten hin dem Sonnenaufgang zu
Der Ritter Wahn, mit ihm die tapfern Reiter.

Hin über Berg und Fels ging's über ſteilen
Gebirgespfad und düſt're Bergesſchlucht,
Nach Oſten ſonder Aufenthalt und Weilen!

An ſprang ihn bald die gelbe Brut des Drachen,
Bald wiederum der wilde zott'ge Leu,
Es ſprang ihn an der Wolf mit weitem Rachen.

Was konnte ſich an ſeine Stärke wagen?
Sie färbten alle roth das grüne Gras,
Sie lagen dort von ſeinem Schwert erſchlagen.

Die Knechte glaubten ſich und ihn verloren,
Als er, gleich Kätzlein ſonder Arg und Falſch,
Zwei grimme Tiger faßte bei den Ohren,

Zwängt in die Mäuler ihnen Eichenäſte,
Schnürt feſt die Branken mit gedrehtem Seil,
Und wirft auf's Roß die wohlgezähmten Gäſte.

„Wie mag der Herr ſo böſe Dinge wagen,
Wenn er den Leib will wahren ewig heil?"
So hört er unter ſich die Reiter fragen.

Da wendet er den ſtolzen Blick zu ihnen.
„Ihr Memmen! wollt ihr meiſtern meinen Sinn?" —
Spricht er, und ſchaut ſie an mit wilden Mienen. —

„Wer ſah mich jemals in der Schlacht erbleichen?
Nur von zwei Dingen fürcht' ich meinen Tod:
Dem Alter muß ich und dem Schickſal weichen.

Allein an Zagheit muß der Feige ſterben;
Und nur der tapf're Mann kann freudiglich
Unſterblichkeit und Lebensheil erwerben.

Vor ſolchen Thieren wird ein Held nie fallen;
Die ſchlag' ich noch mit meiner linken Fauſt,
Und hätten ſie zehntauſend ſolcher Krallen."

Die Knechte, ſo geſcholten, fürbaß ritten;
Die Beſtien ſcharf bewachend mit dem Blick,
Zog Ritter Wahn voraus in kecken Schritten.

Drittes Abenteuer.

Der Kampf mit dem Riesen.

So trabt die Schaar einher auf ödem Wege,
Als plötzlich, wild und furchtbar anzuschau'n,
Ein Riese fuhr aus dichtem Waldgehege.

Vom Kopfe hing ihm Struppenhaar hernieder;
Sein Bart war feuerfarbig; kaum bedeckt'
Ein rauhes Fell die ungeheuren Glieder.

Er schrie vor Wuth. Die glüh'nden Augen quollen
Aus ihren Höhlen vor; den ganzen Leib
Sah man zu Muskelknoten angeschwollen.

Da bändigt Ritter Wahn sogleich behende
Sein werthes Roß, das scheu sich bäumend stieg,
Mit kräft'ger Faust und mit der starken Lende.

„Kannst du, Herr Riese, wohl den Tod bezwingen,"
Spricht er ihn an, „und wahren meinen Leib;
So will ich mich als Knecht an dich verdingen."

Des Riesen Antlitz blitzt in wildem Grimme;
Gleich einem zorn'gen Bären springt er vor,
Und schreit die Reiter an mit wüster Stimme:

„Wollt ihr versuchen, euch mit mir zu messen?
Ihr kommt zum Frühstück eben mir ganz recht!
Vor Mittag seid ihr alle schon gefressen."

Er stampft einher mit seinen starken Beinen,
Mit seiner Faust bricht Felsen er und Baum,
Und wirft um sich mit Stämmen und mit Steinen.

Die Reiter zagen, flieh'n nach allen Seiten;
Denn Keiner mag mit ſolch unbänd'ger Kraft
Sich meſſend ringen oder Ruhm erſtreiten.

Nur Einer ſtand, der Ritter Wahn und lachte,
In ſeinem Hochmuth ſtand der kecke Held,
Den noch kein Kampf, kein Strauß erbeben machte.

Er nahm herab vom Roß die biß'gen Katzen.
Flink aus dem Rachen riß er das Gebiß,
Und alſobald befreit ſind ihre Tatzen.

Blitzſchnell nun ſchleudert er hinauf ſie beide
Dem hohen Rieſen an den ſtarren Hals:
„Da, rief er, Unthier haſt du Fraß und Weide!

Es ſind zwei Häslein, hab' ſie heut gefangen,
Hei! laß' dir ſchmecken ſolch ein feines Mahl;
Ein weiches Fleiſch! lang' zu, laß' dir nicht bangen!“

Laut brüllt der Rieſ' in wildergrimmtem Zorne;
Denn ſchneller, als ein mordgewohnter Dolch,
Hängt ihm ein Thier gleich an dem Bruſtbein vorne,

Und an der Kehle klemmt gefräßig beißend
Das andre, hungrig und in toller Wuth,
Den zarten Theil zerfleiſchend und zerreißend.

Welch' grimmig arger Kampf! Welch' ſchrecklich Murren
Der Tiger! Horcht, wie ſtampft der Waldmann auf!
Hei, wie die Thiere ſpringen, würgend ſchnurren!

Der Ritter ſpannt die Armbruſt, ſchießt dem ſtolzen
Geſell jetzt in die zott'ge Bruſt hinein
Den ſtählernen, den Todesbringer, Bolzen.

Und ſieh', der Waldmann fänget an zu wanken;
Obſchon er todtgedrückt das eine Thier
Und es herabwirft mit zerbroch'nen Branken.

Urplötzlich rücklings ſtürzt er von dem Hügel
Gleich einem Baum, den Windesbraut zerbricht;
Da ſtutzt ſelbſt Ritter Wahn und faßt die Zügel.

Denn arg verſehrt von grimmen Tigerklauen,
Durchbohrt vom Stahl, vom Fall zerſchellt das Haupt,
War er im Tode ſchrecklich noch zu ſchauen.

Er, welcher lebend nicht den Ritter ſchreckte,
Jagt ihm jetzt todt ein ſolches Grauen ein,
Daß Leichenfarb' ihm das Geſicht bedeckte.

Viertes Abenteuer.

Des Riesen Begräbniß. Des Ritters Trübsinn. Flucht der Knechte und des Rosses Treue.

Der Ritter sieht den ungeschlachten Hünen,
Steht in sich selbst erschrocken, daß er sich
Mit solchem Mann zu streiten konnt' erkühnen.

Er ruft den scheuen Reitern jetzt entgegen:
„War't ihr so feig vorher, so könnt ihr jetzt
Den tapfern Mann doch wohl zu Grabe legen!

Der Adler flattert sterbend in die Klüfte,
Wenn er den Tod in seinen Gliedern fühlt.
Es kriecht der alte Bär in Felsengrüfte.

Um nicht zum Spott des Lebenden zu modern,
Wann die Genossenschaft des Todes kommt,
Um an den Gliedern ihren Theil zu fodern.

D'rum wollen wir mit Steinen ihn bedecken.
Er schüttelt sie wohl leicht von sich herab,
Wenn ihn ein neu' Jahrhundert wird erwecken."

Die Knechte legten auf ihn Stein um Steine.
So wurden denn die Länge wie die Queer,
Bedeckt des Waldmanns riesige Gebeine.

Der Ritter selber wälzt vom Felsen nieder
Den größten Block, und treibt ihn schwer einher
Mit aller Kraft der starkgespannten Glieder.

Hebt dann ihn auf das Grab des alten Hünen.
D'rauf legt er einen Becher und ein Schwert,
Um seinen Geist im Grabe zu versühnen.

Er aber ſetzt betrübt ſich voll Gedanken
Zu Haupten ihm; im alten Weh
Begann ſein Geiſt von Neuem zu erkranken.

Die Reiter harrten bis zum nächſten Morgen;
Die lange Haide ſah er düſter hin
Mit ſeiner Sehnſucht Qual, in trüben Sorgen.

Die Knechte nah'n und ſprechen ſanfte Worte;
Er hört ſie nicht in ſeinem tiefen Traum;
Er ſchaut und ſtarrt und weicht nicht von dem Orte.

So ſaß er wohl drei Nächte lang, drei Tage;
Sein Auge ſtiert unwandelbar und hart,
Doch hört man keinen Laut und keine Klage;

Er ſchauet nur der Wolken Luftgebilde,
Die durch die Haide flüchtig wechſelnd zieh'n,
Sein Auge ſtarrt, und wird nicht mild, nicht wilde.

Am dritten Tage weckt ihn aus dem Schlummer
Und wüſtem Traum ein Weſen, das zu ihm
Sich ruhig lagernd ſtöhnt in tiefem Kummer.

Nur mälig heben ſich die finſtern Brauen:
Auf ſeinen Schooß gelegt das ſanfte Haupt,
Muß er das treue Rößlein vor ſich ſchauen.

Es liegt vor ihm auf ſeinen beiden Knieen,
Schaut ihn mit mildem Aug' und bittend an,
Als ſpräch' es: „Herr, willſt du von hier nicht ziehen?“

Da wird er heiter, ſtreichelt es zufrieden;
Erhebt ſich gleich, ſein treues Rößlein mit,
Und alle Trauer iſt von ihm geſchieden.

Er ruft die Knechte laut bei ihren Namen;
Doch Niemand gab ihm Antwort auf den Ruf,
Den nur die wüſten Gründe rings vernahmen.

Er faßt das Hüfthorn, bläſt in hellen Tönen,
Doch nur der Wiederhall giebt ſie zurück,
Als wollt' er ihn verſpotten und verhöhnen.

„Treulos Geſindel! haſt du mich verlaſſen?"
So ruft er aus; „wärſt du drei Heller werth,
Urſache hätt' ich noch, dich grimm zu haſſen.

Wie Schnee in meiner warmen Hand zergehet,
So iſt der Menſch mit Glauben und mit Treu':
Er bricht ſein Wort, wie Eis, wenn Thauwind wehet."

Verlaſſen war der Ritter ſo von Allen;
Doch nimmer ließ von ihm der harte Sinn,
Mocht' auch die Welt vergehen und zerfallen.

Behend zu Roß ſpringt er, gefaßt die Zügel,
Und ſtreichet ſanft des Thieres ſchlanken Hals,
Leicht faßt die Zehe nun den blanken Bügel.

Wie ſchnob das Roß! Wie thät ſein Haupt ſich heben!
Die flinken Hufen greifen in den Sand.
Hei, wie die Mähnen lang im Winde ſchweben!

Fünftes Abenteuer.

Fee Morgane.

Ob Regenſtröme gleich vom Himmel floſſen.
Ob aus der dunkeln Wetterwolke gleich
Zu ſeiner Seite Blitze niederſchoſſen,

So konnte doch den Ritter nichts bewegen
Von ſeiner Fahrt nach Oſten abzuſteh'n;
Fort ging's durch Hagelſchauer, Sturm und Regen!

Und mochte brauſend auch ein Strom ihm mitten
Durch ſeinen Weg mit tauſend Wogen zieh'n,
Mit ſeiner Schwimmkraft ward er doch durchſchnitten.

In Angſt und Noth, mit Kämpfen und mit Ringen
Währt ſieben Jahre ſchon die harte Fahrt;
Doch nichts vermochte ſeinen Sinn zu zwingen.

Schon lang' vergeblich war es nachzufragen
Nach jenem Helden, der des Todes Arm
Beſiegen könnte, brechen und zerſchlagen.

Denn, zog er noch ſo müde durch die Wüſte,
Doch fand er nirgendwo ein gaſtlich' Dach,
Noch einen Menſchen, der ihn freundlich grüßte.

So irrt in unwirthbaren, wüſten Oeden
Erſchöpfet Ritter Wahn: der Sonne Gluth,
Des Sandes Brennen ſcheint ihn faſt zu tödten.

Schon auch beginnt das Roß ihm zu ermatten;
Und dennoch rieſelt nirgendwo ein Born
Und nirgends beut ein Baum ihm kühlen Schatten.

Vom Sonnenglanze wird ſein Aug' geblendet,
Es brennt die Gegend rings in rothem Schein,
Von einem Gluthmeer, Dämpfen gleich, entſendet.

Halb hat der Ritter ſchon ſich aufgegeben;
Denn unbezwingbar ſcheinet ihm die Noth
Und kaum zu retten noch das arme Leben,

Da ſelbſt das Roß wegmüde hingeſunken,
Und er bewußtlos iſt herabgeſtürzt,
Häuptlings, der Mähn' entgleitend, matt und trunken.

Ach! was iſt Noth, wenn man auf Rettung ſinnen,
Was Angſt, die auszuſprechen man vermag,
Der man mit Kraft noch irgend kann entrinnen?

Ja, was iſt Tod im Arm ſogar der Lieben
Noch gegen ſolch' unheilbar ſchwere Pein,
Wo der Verzweiflung ſelbſt nicht Raum geblieben.

Doch ward auch diesmal wahr das Wort erfunden,
Daß uns die Rettung ſtets am nächſten iſt,
Wenn uns am engſten hält die Noth umwunden.

Denn mitten noch in trübem Sinnesbrüten
Gemahnt's ihn plötzlich, als erbrauſt' es laut,
Gleich Büſchen, Stromfluth, Blumen, Baum und Blüthen.

Dann hört ſein Ohr viel tauſend Stimmen ſingen,
Und vieler Vöglein wunderlieben Schall,
Die ganze Luft durchhallend, luſtig klingen.

Er ſieht empor, kann kaum den Augen trauen,
Welch' hohe Pracht, welch' wunderſchönes Land
Sich aufgethan dem nimmerſatten Schauen!

Vielgrüner, hoher Palmenwald ſchwankt dorten,
Viel Blumen ſteigen himmelhoch empor,
Erblühen blau und röthlich aller Orten;

Springquellen hochaufrauſchend luſtig ſtiegen
Kryſtall'nen Säulen gleich ſo funkelhell,
Als könnte niemals ihre Fluth verſiegen.

Viel grüne Schmetterlinge leuchtend zogen,
In Blüthen hing manch' goldnes Vögelein
Und ſog und webt' in ſchwanker Wipfel Bogen.

Ei, was da rings für ſüße Früchte hingen
So groß und ſchwer in rothen Goldes Schein,
Indem rings durch die Lüfte Düfte dringen!

Und mitten aus der Bäume grünen Fächern
Ragt hoch in Goldlicht prangend hehr ein Schloß
Mit Säulen, Treppen, und mit Silberdächern.

O, Paradies! glückſelig, wer dich funden!
O, Paradies, glückſelig, wer dich ſah!
Wer müßte dort nicht aller Pein geſunden!

Aufſteht der Ritter, faſſet bei den Zügeln
Das treue Roß, wie ging's hinüber ſchnell
Zu dieſes Eilands bunten Blumenhügeln!

Welch' üpp'ge Fluren, dufterfüllte Matten!
Welch' ſchönes Wechſelſpiel im Farbenſchein!
Und ſaftig Grün, erquicklich tiefe Schatten!

Wie dieß ſo wonniglich den Ritter grüßet,
Da ſchwindet leicht ihm alle Müdigkeit,
Indeß vor lauter Luſt die Bruſt zerfließet.

Er läßt' das Roß auf wunderfetten Raſen
Ergehen ſich und ſpringen zügellos
Und in den blätterreichen Stauden graſen.

Steigt nun zum Schloß hinan. Das Thor ſteht offen.
Schnell tritt er ein. O Wunder, das er ſah!
Wie ſteht von all dem Schimmer er betroffen!

Im allerreinſten Ebenmaße ſchlingen
Sich um den weiten, glanzerfüllten Hof
Zwei weite Gäng' umher in halben Ringen.

Statt Säulen ſteh'n jungfräuliche Geſtalten,
In Marmor ausgehauen, ſchlank und fein,
Die das Gebälk mit zarten Händen halten.

Der Boden, ausgelegt mit Edelſteinen,
Ergötzt das Auge mit manch' ſchönem Bild,
Wo ſanft verſchmolzen ſich die Farben einen.

Smaragde formen grüngerankten Eppig;
Karfunkel ſind als Roſen eingeſtreut
Und bilden kunſtreich buntgeſtickten Teppich.

Hei! wie das ſternenähnlich funkelt, pranget!
Da giebt es, was des Ritters Auge labt,
Was nur der allerkühnſte Wunſch verlanget.

Daß er gekommen in ein Schloß wo Feen
Gebieten, merkt er wohl, und wagt es kaum
Bis zur lazurnen Treppe hinzugehen.

Er rufet laut, er ſtößt ins Hifthorn ſchnelle;
Niemand erſcheinet, noch erwiedert ihm.
Er ruft noch einmal: Niemand kommt zur Stelle.

Er ſteigt hinauf: viel tauſend Lampen ſchimmern,
Obgleich es Tag iſt, längs der Treppe hin,
Das angeſtrahlt die bunten Pfeiler flimmern.

Und an den Wänden hangen prachtvoll Schilder;
Aus Erz gegoſſen ſteh'n in Blenden hier
Viel edler Herrſcher rieſenhafte Bilder.

Von einem neuen Thor zieht er die Riegel,
Tritt ein und ſtaunend ſchauet er herum!
Denn Deck' und Wände ſind ein einz'ger Spiegel.

Da ſtürzt er taumelnd fort aus ſolchem Schimmer,
Aus dem Geſtaltenmeer des Spiegeltrugs,
Nach einem andern hochgewölbten Zimmer.

Wie viel, wie lange müßt' ich euch berichten,
Sollt' ich erzählen von der Lieblichkeit
Der hier gemalten heiligen Geſchichten!

Bald wähnt man in des Meeres tiefſte Gründe
Zu ſchauen, bald ins fernſte Sternenhaus,
Bald in der Erde glutherfüllte Schlünde.

Doch mag der Ritter nicht dabei verweilen;
Nicht hält ihn Götter- oder Heldenmähr
Ab von dem Vorſatz, weiter vorzueilen;

Denn endlich hofft er doch den Herrn zu finden;
Der ſolch ein prachtvoll Wunderwerk gebaut,
Weiß auch erſehnte Mähr gewiß zu künden.

Noch eine Pforte thut ſich auf. Verſchieden
Von andern Zimmern war dieß Zimmer ſchier,
Und doch war nie ein ſchön'res wol hienieden.

Mit himmelblauen, goldgeſtickten, langen
Duftart'gen Schleiern war der Boden gar
Bedecket und die Wände rings behangen.

D'raus lachten glühe, friſch gepflückte Roſen;
Windharfen hört man aus den Wänden ſanft
In langen, ſchmelzenden Accorden toſen,

Nach denen Mägdelein mit nackten, weißen
Und zarten Füßlein tanzten leicht und ſchön
Verſchlung'nen Arms in vielverſchlung'nen Kreiſen.

Doch konnte nichts den Ritter Wahn beſtricken;
Denn mächtig zog zur Königin der Schaar
Sein Aug' ein hochbezaubertes Entzücken.

Die ſaß auf einem lichten Blumenthrone,
Aus Tulpen, und aus Lilien aufgebaut,
Aus heller Mandelblüth' und rothem Mohne.

Und ob auch Schleier um ſie loſe floſſen,
Nicht bargen ſie die Reize der Geſtalt,
Die ebenmäßig leicht hin ſchien gegoſſen.

Als Zeichen ihres feenhaften Waltens
Führt Miſtelzweig, und einen Spiegel ſie
Als Herrſcherin vielfältigen Geſtaltens.

Und vor ihr ſteht des heiligen Grales Schale,
Aus dem hervor ein wunderſeltam' Licht
Sich blendend bricht in magiſch hellem Strahle.

Der Ritter neiget ſich zu ſanften Grüßen,
Dann, ſcheu Verzeihung flehend, tritt er vor
Und wirft ſich ehrfurchtsvoll zu ihren Füßen.

„Verzeih' dem Wagniß, ſpricht er, Aphrodite,
Wenn ich mich ſtelle deinem Angeſicht
Und nur Gebete ſtatt der Opfer biete."

Die Fee verſetzt: „Laß' ab von deinem Wahne!
Helene bin ich, ob Frau Venus mich
Auch nennt der Völker Lied, und Fee Morgane.

Vorausgeſehen hab' ich längſt dein Kommen,
Und lange hab' ich deiner ſchon geharrt;
D'rum ſei zuvörderſt, Ritter, mir willkommen!"

Alsbald nun läßt ſie ihm die Schale reichen,
Willkomm'ner Ankunft ſüßen Labetrunk,
Der heil'ge Gral war's mit ſymbol'ſchen Zeichen.

Wie wird dem Ritter, als er trinkt, zu Muthe!
Ein Feuerſtrom durchglühet ſeine Bruſt
Und miſcht ſich wonneheiß mit ſeinem Blute.

„Helene, ſagſt du? Wahrlich, ja, Helene!
O lebte ſie, ſprach Wahn, fürwahr, du wärſt
Sie ſelbſt, zu der ich mich in Träumen ſehne.“

„Und lebte ſie nicht mehr?“ beginnt zu fragen
Die ſchöne Fee, indem den Schleier ſie
Vom holden Antlitz hat zurückgeſchlagen.

Der Ritter meint in Wonne zu vergehen
Vor dieſem Huldblick, ſtarrt ſie an und ſtaunt,
Wie angezaubert, kann ſich ſatt nicht ſehen.

Sein Auge wurzelt feſt in ihrem ſüßen,
Holdſel'gen Antlitz, das die Locken braun,
Wie Abenddämm'rung ſchleierhaft umfließen,

Des Schwanennackens Schnee, der Schultern Prangen,
Des vollen Buſens ſanft gewölbte Pracht,
Das ſüße Roth der zartgeformten Wangen,

Das Alles iſt ſo leicht, ſo ſchön verwoben,
Als hätt' aus Meeres Schaum ſich eben erſt
Die Minnegöttin ſelbſt empor gehoben!

Der Ritter ſchwelgt mit heiß erglühten Sinnen,
Berauſcht vom Anſchau'n ſolcher Himmelshuld:
Ach wer auch könnte ſoviel Reiz nicht minnen?

„O heil'ger Glut allſel'ge Herzdurchzückung!
Helene! ja, du biſt Helene ſelbſt,
Ruft Wahn; o überſchwängliche Beglückung!

Helene, Freundin, künde mir: berichten
Von deinem Tod die Mähren lügenhaft?
Doch Thor! was frag' ich? Wer mag dich vernichten?“

„Siehſt du die Miſtel hier in meinen Händen?
Entgegnete die Fee; die wahrt mich jung,
Bis ich mit dir vereinigt kann vollenden.“

An ihre Bruſt, an ihren Hals geſunken
War Ritter Wahn; ſie bog das zarte Haupt;
Wer hätt' an dieſem Mund ſich ſatt getrunken!

„Noch aber iſt die Stunde nicht gekommen.
Nach Oſten geht, Geliebter, nun dein Weg! —
Sprach ſüß ihr Mund, das Herz ſchien ihr beklommen. —

Doch müſſen einſt wir uns noch wiederſehen,
Um dann vereinet in das Todtenreich
Zu ſtillem Traume ſtill hinabzugehen."

Sie beut noch einmal ihm die weichen Wangen;
Schwingt dann die Miſtel und — o Wundermähr! —
Schnell war die Fee ſammt Feenſchloß vergangen.

Wie oft ein Wolkenbild vor uns entſtehet,
Das uns entzückt, das aber, kaum geſchaut,
Schon wieder dann in blaue Luft zergehet,

So war die Jungfrau mit des Schloſſes Hallen
In aller Herrlichkeit und aller Pracht
Zergangen, gleich des leichten Rauches Wallen.

Betäubt auf einer grünenden Oaſe
Stand träumend Ritter Wahn, ſein treues Roß
Gelagert neben ihm in hohem Graſe;

Und dennoch lag's, wie Wüſt', ihm vor den Blicken.
Er fühlt ſich an das Herz, an ſeine Stirn'
Und weiß ſich nicht in ſolchen Traum zu ſchicken.

Er fühlt den Trunk noch, den er kaum genoſſen,
Die ſonderbare Gluth, die ihm durch's Herz
In alle Fibern kräftig iſt gefloſſen.

Sein Aug' iſt hell, wie nimmer es geweſen;
Durchſichtig liegt vor ihm der Erde Kern.
Darinnen ſchaut er allerſeltſam' Weſen,

Wie Gnomen unten in den tiefen Grüften
Die Adern der Metalle schließen auf,
Mit großen Hämmern schmieden in den Klüften;

Wie weiter oben kocht auf manchem Heerde
Der Erdenmännlein Schaar der Wurzeln Saft,
Und weiße Keime pflanzet in die Erde;

Wie unten sich ergießt durch finst're Spalten
Ein brausend' Meer mit einem grausen Heer
Viel schauerlicher, häßlicher Gestalten.

D'raus ranken aufwärts Bäume von Corallen,
Und er vernimmt, wie hehren Orgelton,
Der Kräfte Walten, wie ein Donnerhallen.

Ja! selbst verständlich war ihm, was in Lüften
Die leicht beschwingten Vögel sangen fern,
Indeß sie lustig durch die Wolken schifften.

Doch mitten durch dies Treiben und dies Klingen
Hört er die Fee: „Nach Osten immer vor
Mußt du, o Held, o mein Geliebter, dringen!"

Da schwang sich auf das Roß der flinke Reiter;
Nach Osten hin, dem Sonnenaufgang zu
Ging fort und fort die Fahrt und immer weiter.

Doch ob er weiter ward und weit getragen,
Des süßen Minnebildes kann er nicht,
Nicht seines Liebesdurstes sich entschlagen.

„So lebst auch du, so lang' ich leben werde,
Sprach er, Helene, heißgeliebte Braut!
Und lebst mit mir auf dieser schönen Erde?

Wohlauf! so muß ich jene Burg noch finden,
Wo Einer thront, der mit der kräft'gen Hand
Den Tod bezwingen kann und ewig binden."

Sechstes Abenteuer.

Der Zauberwald.

Und so gelangt der Ritter einst um Abend
In einen Wald. Da wehte mildiglich
Ein linder Lufthauch, Mann und Roß erlabend.

Das späte Dämmerlicht umwebt die Bäume.
Viel Waldesblumen blühen hier allum,
Und hauchen süßen Duft durch alle Räume.

Die Rüstern prangten stolz mit starken Zweigen,
Und tragen hoch ihr dunkelgrünes Laub,
Daß ihre Kronen wolkenaufwärts steigen.

Die alten Stämme steh'n mit grauem Moose,
Die gleichen greiser Männer trägen Reih'n.
Mit langen Bärten bis hinab zum Schooße.

So wie geheimnißsel'ge Feenlieder,
Tönt durch der Bäume Wipfel Abendluft,
Und flüsternd schwanken Blätter auf und nieder.

Da fängt den Ritter heimlich an zu grauen;
Denn immer dichter, dunkler wird der Wald,
Und längst schon war kein Pfad da mehr zu schauen.

Die Thiere, die sich sonst zur Flucht anschicken,
Wenn sie das Antlitz eines Menschen seh'n,
Neugierig steh'n sie still, ihn anzublicken.

Es will mit luft'gem Sprung die Hirschkuh necken,
Es gucken weiße Rehe durch den Busch,
Und selbst der Hase mag sich nicht verstecken.

Das Roß auch ſpitzet froh gelaunt die Ohren
Und necket ſpringend jetzo rechts, jetzt links;
Der Ritter hält's im Trab mit ſcharfen Sporen.

Er ſprengte durch den Wald ſchon an drei Stunden.
Schon lange war es finſter um ihn her
Und keinen Ausgang hat er noch gefunden.

Dicht, immer dichter wird der Wald und wüſter,
Die Buche ſtreckt die knot'gen Aeſte vor,
Und wild vermählt ſteht Ahorn mit der Rüſter.

Von ſeinem Roſſe war er abgeſtiegen,
Haut mit dem Schwert gewaltig ſich die Bahn,
Das rings um ihn die laub'gen Aeſte fliegen.

Hindurchgezogen, zieht er noch drei Stunden.
Dann ſetzt er endlich ſich. Sein treues Roß
Hat er an einen Ulmenbaum gebunden.

„Wann wird das enden? ſoll ich ſo verderben? —
Spricht er, und ſchüttelt bang das Lockenhaupt; —
Soll ich allhier im öden Walde ſterben?"

Als er ſo ſprach, erblickt er in der Ferne
Viel Lichter, fliegende wohl kreuz und quer,
Als ſuchten ihren Weg verirrte Sterne.

Es nahte. Hu! Welch' wunderlich Gelichter!
Langbein'ge Fröſche tanzten um ihn her,
Und trugen auf den Köpfen große Lichter.

Er ſchaute lange nach den wirren Leuchten,
Und ihm gefiel der Weſen buntes Spiel,
Wie ſie ſich neigten, hoben, glitzernd beugten.

„Seid Ihr bekannt in dieſem Waldgehege,
Spricht Ritter Wahn, Ihr Herrlein allzumal,
So zeiget lieber mir die rechten Wege!"

Da ſchießen ſie heran von jedem Ende,
Und tanzen gaukelnd vor ihm hin und her.
Er ſtehet auf, beſteigt das Roß behende,

Und durch den Wald geht's nun mit Windesſchnelle:
Der Ritter eilt erhitzt den Lichtern nach,
Die wunderbar erleuchten jede Stelle.

Halb ſichtbar wird ſo Stein und Stamm in trüber
Beleuchtung, die ſich naht, und näher ſchwebt
Und weht und geht, und flieget ſchnell vorüber.

In ſeines wilden Sinnes heft'ger Regung
Verfolgt die ganze Nacht durch Ritter Wahn
Des Lichtes ſchnelle, zuckende Bewegung.

Jetzt fing es an die Bäume zu bethauen,
Und plötzlich war erloſchen jedes Licht
Im Morgenwinde bei des Tages Grauen.

Siebentes Abenteuer.

Der alte Ird.

Der Ritter findet ſich in grauſer Wildniß,
Es rauſcht und brauſt der dichte, dunkle Hain,
Der um ihn formt gar wunderſam' Gebildniß.

Gleich einem hohen Haus iſt er zu ſchauen,
Auf Rieſenſäulen ein beweglich' Dach,
Das willig Laub und Aeſte wölbend bauen.

Ein grüner Dämmerſchein bricht durch die Schatten,
Verklärend all' die Pflanzen und das Laub,
So daß ſich ſeltſam Nacht und Tag hier gatten.

Und mitten d'rin, er wußt' es nicht zu nennen,
War's ein gebrochner Stamm, war es ein Greis,
Saß etwas dort, er konnt' es kaum erkennen.

Er ſchreitet vor, gewahrend einen grauen,
Betagten, hohen, doch gebeugten Mann,
Mit langem Haar und dichten Augenbrauen.

Gleich einem Fichtenſtamm mit grauem Mooſe
Sitzt er mit langen Bartgeflechten hier,
Die niederwallen bis zu ſeinem Schooße.

Ein großes Buch liegt offen vor dem Alten,
D'rin Pflanzen, Thiere, jegliches Geſtirn
Steh'n abgemalt in mancherlei Geſtalten.

Der Ritter ſchauet Alles nach Belieben.
Der Alte wendet fleißig Blatt um Blatt,
Und lieſet eifrig, was da ſtand geſchrieben.

Wahn ſtellt ſich zu des alten Leſers Füßen,
Und da er lieſt und immer weiter lieſt,
So fängt er an recht freundlich ihn zu grüßen.

Der Greis nun blicket auf. „Zu deinem Frommen,
Spricht er, biſt du herein zu meinem Haus,
In meiner Werkſtatt Finſterniß gekommen.“

Der Ritter Wahn fängt höflich an zu fragen:
„Wie heißeſt und was treibeſt du allhier?
Willſt du mir gütigſt eine Antwort ſagen?“

„Ich heiße Ird und lebe ſonder Sorgen,
Antwortete der Greis, muß wirken hier,
In dieſer ſchönen Waldesnacht verborgen.

Die hohe Buche, jedes Moos, die Blume,
Der Hirſch, das Reh im Walde preiſet mich,
Ein jedes Weſen ſpricht von meinem Ruhme.

Doch ſage du, was konnte dich bewegen,
Zu irren alſo weit durch Wald und Nacht?
Was jaget dich herum auf öden Wegen?“

„Mich jaget nichts, ſpricht Ritter Wahn dagegen:
Nur vor dem Tode flieh' ich, mächt'ger Greis:
Denn jeden Andern ſchlägt mein ſcharfer Degen.

Schon lange wandernd ſuch' ich auf den Helden,
Der mich mit ſeiner Hand vor ihm beſchirmt.
Kannſt du mir etwa ſeinen Namen melden?

Und kannſt du ſelber, Herr, den Tod bezwingen,
So will ich mich als allertreuſten Knecht
Um Brotesloyn allein an dich verdingen.“

Der Alte ſchaut ihn an mit ſtarren Blicken,
Als könnt' er ſich mit allen Sinnen nicht
So ganz in ſo ſeltſame Worte ſchicken.

Dann ſprach er: „Dennoch wirſt du, Kind, verweſen.
Verwandelt und verkehret wird zu Staub
Hienieden jeglich' Sein und alles Weſen.

Stets wandelt mitten in dem Firmamente
Der Erde Kugel längſt hinausgerollt,
Erhalten durch den Streit der Elemente.

Doch, löſen friedlich ſich dereinſt die Kämpfe,
Ja, dann verwandelt ſich der Erde Rund
Und ihre Stoffe löſen ſich in Dämpfe.

Aus dieſem Kampfe biſt auch du erſtanden.
Im Kleinen biſt du, was das Weltall iſt,
Worin die Urkraft Erdenmaſſen banden.

So iſt das Leben nichts, als Kampf und Ringen;
Und wenn der Geiſt den niedern Stoff beſiegt,
Muß endlich auch der Feſſeln Laſt zerſpringen.

Wird einſt die Kraft in dir den Sieg erhalten,
Dann fällt dein Leib hin, gähret und verfault,
Um ſich zu ander'm Ding umzugeſtalten.

Du ſiehſt des Waldes ungemeß'ne Räume;
Viel tauſend Jahr lang ſtanden alſo hier
Die ſtarkgewachſ'nen mark'gen Eichenbäume.

Ein gold'ges Vöglein wirſt du dort erblicken,
Deß Schnabel iſt von klarem Diamant;
Siehſt du es dort am dürren Stamme picken?

Wie lange, glaubſt du, wird es nun wohl währen,
Bis daß es ſolchen hochgewachſ'nen Baum
Mit ſeines Schnäbleins Picken kann verzehren?

Doch wird es picken, bis die ganze Waldung
Rein aufgezehrt iſt, nichts dann übrig bleibt,
Bis auf die kleinſte Blatt- und Laubgeſtaltung.

Iſt ſo vom Wald kein Splitter mehr vorhanden,
Dann zieht das Vöglein ſingend durch die Luft,
Ich aber fall' anheim des Todes Banden.

Wohl werden noch Jahrhunderte vergehen,
Eh' ſtatt des grünen ungemeß'nen Hains
Nur Wüſte rings die trüben Augen ſehen:

Doch nur der Unerſchaff'ne kennt kein Sterben.
Willſt du nun bei mir bleiben, ſollſt auch du
Ein gleiches Lebensziel mit mir erwerben."

„Ein Ziel? kein ewig Leben? ſprach der Ritter.
Zwar viele Jahre pickt das Vögelein,
Doch endlich pickt es auch den letzten Splitter.

Und immerfort zu ſehen, wie das ſtarke
Gezweig allmälig kleiner wird und kahl,
Den Vogel freſſen ſeh'n am Lebensmarke,

Und dann zu hören gar von Tag zu Tagen
Den diamant'nen Schnabel hell und laut
Selbſt an die allerhöchſten Bäume ſchlagen —

Das füllte ſicher mir den Geiſt mit Schauern
Des Todes; beſſer iſt geſtorben ſein,
Als ſolch ein langes Leben bang vertrauern.

Für deine Güte dank' ich, doch verfluche
Solch banges Leben, das nicht ewig währt;
D'rum biſt du's nicht, den ich ſo lange ſuche."

So ſprach er, ſprang auf's Roß, das fröhlich brauſte,
Das muth'ge Thier, durch Wald und Buſch dahin.
Daß um den Reiter her die Luft erſauſte.

Achtes Abenteuer.

Der alte Baum.

Der Ritter eilte durch den Wald so schnelle,
Daß kaum die Nacht schwand als er aus dem Hain
Entgegenritt des Tages klarer Helle.

Da breitet sich ein Thal im Schmelz der Blüthen
Vor ihm, die in der Morgensonne Strahl
Mit bunten Farben wunderlieblich glühten.

Denn Krokus prangten, röthliche Narzissen,
Der Lorbeer war geziert mit Blüthengold,
Und süßen Duft verbreiteten Melissen.

Hell brennt der rothe Mohn an jeder Ecke,
In Blatt und Blüthe glänzt der Mandelbaum
Und ringsum grünt die Staude und die Hecke.

Wie der Citronenhain sich doppelt schmücket
Mit weißen Blumen und mit gelber Frucht,
So zieht der Ritter doppelt auch beglücket.

Wie Silberfüßlein sah er leis hintanzen,
Bald sichtbar, bald von Gräsern leicht umspielt,
Der Bächlein Wellen durch die hohen Pflanzen.

Darüber schaukeln bläuliche Libellen;
Von jedem Hügel zieh'n zum Bächlein her
Mit Lustgemurmel wasserreiche Quellen.

Bald hüpft die Welle munter über Kiesel,
Zum großen Strome wird der munt're Bach,
Bald wird Gebraus des Wellenlauf's Gerieſel.

Sind's Fluthen, die daher durch Felſen brauſen?
Der Ritter hört' es längſt, gleich Harfenſpiel,
Machtvoll ertönen, wild und wilder ſauſen.

Die Wellen werden ſtrudelnd hingezogen
Durch Felſenklüfte mit erzürnter Fluth,
Verſchwindend in des Felſenthores Bogen.

Er fliegt behend zum Felſenabſturz vornen
Hin durch Geſtrüpp und wild verwirrten Buſch,
Durch hohen Diſtelwuchs und ſpitz'ge Dornen.

Aus nahen Felſen hört er heller dringen
Und wilde Töne, die er ſchon vernahm,
Zu wilder'n Tonreih'n kühner ſich verſchlingen.

Er ſieht empor. In hellem Scheine blitzet
Ein rieſ'ger Harfenmeiſter, welcher hoch
Auf grauem Felsblock unbeweglich ſitzet.

Dem floß noch weißer, als des Schnees Flocke,
Bis zu den Hüften reich und voll herab
Des ſchlichten Bartes Silberglanzgelocke.

Und ſpiegelähnlich glänzet ihm dagegen
Der kahle Scheitel, wie der tiefe See,
Wenn ihm die Winde nicht die Fluth erregen.

Vom weißen Mantel ſitzt er da umwehet,
Der ſtets verändert ſeinen Faltenwurf
So wie der Sturm ihn peitſchet, trägt und blähet.

Der Greis mit mächt'ger Hand rührt eine große,
Mit Gold bezog'ne Harfe, die er hielt
An ſeine Bruſt gelehnt, in ſeinem Schooße;

Indeſſen unter ihm mit heft'gem Krachen
Die Fluth laut donnernd bricht hervor und wild
Aus einer Felskluft aufgeſperrtem Rachen.

Doch tiefer malt in Silberſtaubes Wogen
In hellem, tauſendfachen Farbenſpiel
Sich zaubervoll ein weiter Regenbogen.

Der Ritter grüßt den Alten ohne Zagen,
Und wagt nach ſeinem Namen und Geſchäft
Ihn freundlich und mit Ritterzucht zu fragen.

„Ich heiße Raum, antwortet er dagegen;
Doch du, wie kommſt du her zu meinem Haus?
Was treibt und jaget dich auf ſolchen Wegen?“

„Wer kann des Schickſals Willen wohl bezwingen?
Sprach traurig Ritter Wahn; und doch verdammt
Bin ich, unausgeſetzt mit ihm zu ringen.

Wohin, und wie ich einſt zu dem gelange,
Wonach die Sehnſucht mir das Mark ausdörrt,
Ich weiß es nicht; doch dies nur macht mir bange:

Dem Tod entfliehend, ſuch' ich mir den Helden,
Der ihn beſiegen kann in ſeiner Macht.
Kannſt du mir etwa, wo er weilet, melden?

Wie Orpheus einſt zum Tartaros gedrungen,
Die früh erblich'ne Gattin hat erlöſ't,
Dem Tod ſie mit der Leier abgerungen,

So kannſt auch du vielleicht den Tod bezwingen.
Kannſt du, ſo will ich deinem Dienſt mich weih'n,
Treu leiſten, was du immer magſt bedingen.“

„Thor! ſprach der Greis, du biſt nicht wohl bei Sinnen!
Ein jedes Ding, ſei's noch ſo ſtark und groß,
Rafft doch der Tod früh oder ſpät von hinnen.

Hältſt du den Tropfen, der im Wind vergehet?
Greifſt du den Sturm, der durch die Wälder fährt?
Bannſt du den Ton, der in der Luft verwehet?

Ein jeglich' Ding folgt ewigen Geſetzen.
Wo iſt der kecke Sinn, die Kraft der Kraft,
Die widerſtreben kann und ſie verletzen?

Doch, willſt du deines Sinnes dich begeben,
Und weiſe dich ernüchtern, kannſt du wohl
Auf lange Zeiten glücklich bei mir leben.

Schau' hin, wie tauſend Wellen eilig gehen
Zu jenem See, der weit hinaus ſich ſtreckt,
Daß deine Augen nicht ſein Ende ſehen!

Aus jedem Felſen ſiehſt du Flüſſe dringen;
Siehſt du, wie luſtig hüpfend, lämmerweiß
Zum See dahin die ſchnellen Wogen ſpringen?

Siehſt du der Wolken Zug und kraus' Gewimmel?
Nicht minder tief iſt auch der breite See,
Als hoch hinauf es iſt zu ihrem Himmel.

Auf dieſem See wirſt du den Schwan erblicken
Mit ſilberweißem, krummgebog'nen Hals,
Hinein ins Waſſer tief und tiefer nicken.

Wie lange, meinſt du, kann der Schwan nun trinken,
Eh' die Gewäſſer in dem mächt'gen See
Auch nur bemerkbar mindern ſich und ſinken?

Doch ſchlürft er immerfort, was kann beſtehen?
Wie lang es währt, ſo nahet doch die Zeit,
Wo alle Fluthen vor dem Schwan vergehen.

Wenn dann kein Tropfen mehr vom See vorhanden,
Dann ziehet ſingend durch die Luft der Schwan,
Ich falle ſterbend in des Todes Banden."

Der Ritter ſtand und ohne ſich zu regen
Wälzt' er im Sinn erwägend Wort um Wort.
D'rauf ſprach mit feſtem Sinn er ihm entgegen:

„Wohl iſt unendlich tief der See, wohl dringen
Zu ihm viel Ströme; doch was frommt dies auch?
Muß ſie der Schwan am Ende nicht verſchlingen?

Und ſoll mir mit der Fluth allmäl'gem Fallen
Zugleich in meiner Adern Zweiggeflecht
Des Blutes Strömung träg und matter wallen?

Soll ich des See's Bett leerer ſchau'n und trocken,
Und ängſtlich fühlen mehr und immermehr
Herzſchlag und alle Pulſe mälig ſtocken?

Vom Schwane ſeh'n den Lebensſtrom verzehren,
Indem er gierig ſchluckt des Sees Naß,
Und ihn nicht ſchlagen, nicht dem Unhold wehren?

Das wäre ſchlimmer, als Prometheus' Leben,
Der an den Kaukaſos geſchmiedet ward,
Zum ew'gen Fraß den Geiern hingegeben.

Nein, fort in's Weite muß ich wieder eilen.
D'rum, alter Harfner, ſpiel' du fort und fort;
Ich kann hier länger nicht bei dir verweilen."

Und unverdroſſen ſpielt der Harfner weiter;
Doch ungeduldig mit dem treuen Roß
Jagt weiter oſtwärts toll und wild der Reiter.

Neuntes Abenteuer.

Der alte Zeit.

„Was hilft mir Alles, bleibt der Tod das Letzte?
Ja! finden muß ich deine Burg, o Herr!
Ob ſich das Schickſal ſelber widerſetzte.“

So ſprach der Ritter, ließ dem Roß die Zügel,
Und eilig flog es fort von Flur zu Flur,
Durch Steppen hin und über wüſte Hügel,

Doch ſteiler wurden bald die ſchwier'gen Wege,
Abgründe hielten Roß und Reiter auf,
Und oft erbangt das Thier auf ſchmalem Stege.

Bald ſieht er des Gebirges Zackenecken
Beeift ſich ſtrecken, recken hoch hinauf,
Daß ſie den ganzen Himmelsraum bedecken.

Und Wolken ziehen um des Berges Lenden,
Doch d'rob erheben ſich die Zinnen hoch,
Als wollten erſt in Himmelshöh' ſie enden.

Wie's unten nachtet, prangt es tagend oben,
Daß Alles ſteht in Feuer und in Gold,
Als brennten Wälder in dem Aether droben.

In Scharlachgluth, in Purpurfluthen prangen,
In blut'gem Schein die Steppen auf der Höh',
Mit einem Feuermantel weit umhangen.

Wild fegt der Sturmwind, Klippenwände rollen
Lautdonnernd abwärts, und in ihrer Wucht
Lawinen ſtürzen, eisverſteinte Schollen.

Als ob der Hölle Schlund mit Feuerſitzen
Hier aufgebaut wär', glüht es lichterloh
Wie Nordlicht, wie der Wetterwolke Blitzen.

Was mag des Ritters kühnen Sinn erſchrecken?
Er reitet ruhig fort auf ſeiner Bahn,
Wie ſich's geziemt für kampfgeſtählte Recken. —

Am Fuß des Bergs aufglänzet eine Helle;
In ſteter Klarheit und inmitten ſteht
Ein altes Männlein an der hellſten Stelle.

Fortwährend regen ſich des Alten Hände,
Die hohen Sträucher glüh'n im ſchönſten Grün,
Beleuchtet ſteh'n die ſchroffen Felſenwände.

Der Ritter naht und ohne Raſt ſich bücken
Sieht er das Männlein mit dem kahlen Haupt,
Mit runzlichtem Geſicht und krummem Rücken.

Dann wieder beten vor ſich hin andächtig,
Und emſig feilen einen Felſenblock,
Raſtlos, doch langſam und gar wohl bedächtig.

Es zuckt ihm wunderlich im Angeſichte
Wie Wetterleuchten. Selbſt die Feile war
Nicht Stahl ſowohl, als Strahl vom Sonnenlichte.

Als nun der Ritter ſich den Greis beſehen,
Wagt er mit kühnem, unerſchrocknen Sinn
Zum Sonderbaren näher hinzugehen.

Und er beginnt zu grüßen und zu fragen:
„Wie nennſt du dich? was treibſt du hier allein?
Willſt du wohl Antwort mir gefällig ſagen?"

Er ſah ſich um mit Zucken im Geſichte,
Und ſprach: „Zu dienen dir, ich heiße Zeit.
Und fragſt du ferner, was ich hier verrichte?

Nun, dies Gebirge muß ich ganz zerfeilen;
Ich muß und will's, es iſt ſo meine Luſt,
Ich eile, feile ſonder Raſt und Weilen.

Doch willſt du mir nicht auch das Leiden ſagen,
Das dich mir ſcheinet in gar hoher Angſt
Zu meiner Werkſtatt ſelber herzujagen?"

Sprach Wahn: „Ich ſuche mir den mächt'gen Helden,
Der ſelbſt den Tod beſiegt in ſeiner Macht;
Kannſt du vielleicht mir ſeinen Namen melden?"

Des Alten Antlitz wurde gelb und gelber,
Die Falten zuckten ſchneller im Geſicht,
Indem er ſchielend lachte für ſich ſelber.

„Ei, ſprach er, mußt ja doch vergeh'n, verweſen,
Du blödes Menſchlein! Denn verkehrt zu Staub
Wird auf der Erde jeglich Sein und Weſen.

Du ſiehſt am Himmel viel der Sternenkreiſe,
Kryſtallen leuchtet am Gezelt die Uhr,
Und Alles dreht ſich rings in ew'ger Weiſe.

Die Sterne ſind im Auf- und Niederſteigen, —
Wo iſt die ſtarke Hand begabt mit Kraft,
Die hemmend eingreift in des Rades Speichen?

Nicht anders geh'n Minuten, geh'n die Stunden;
Ein Ding iſt ſtets des andern treibend' Rad
Wie's oben wechſelt, wandelt's gleichfalls unten.

Zum Himmel ſiehſt du ſeine Hörner recken
Den Fels, als griff' er in den Mond hinauf,
Um ihn zu faſſen mit den Zackenecken.

Und doch muß meine Hand zu Staub ihn feilen;
Und ob es lang' auch währe, nach und nach
Zerfeil' ich doch der Felſen lange Zeilen.

Wenn endlich nicht ein Steinchen mehr vorhanden,
Dann brennt die Feile mir in meiner Hand,
Ich ſinke ſterbend in des Todes Banden.

Und alſo muß ich unabläſſig feilen —
Ich muß und will's, es iſt ſo meine Luſt,
Ich feil' und eile ſonder Raſt und Weilen.

Wohl wird's gar manchen lieben Tag noch währen,
Eh' dieſes Felſens hochgethürmte Burg
Die kleine ſcharfe Feile wird verzehren.

D'rum willſt du deines Sinnes dich begeben,
Und dich ernüchtern, nun ſo kannſt du auch
Mit mir gewiß am allerlängſten leben."

„Was hilft mir auch das allerlängſte Leben?
Sprach Ritter Wahn; nein, bleiben mag ich nicht,
Kannſt du ein ewig' Leben mir nicht geben.

Meinſt du, ich könnte ſtill und ruhig liegen,
Dem Feilenklingen lauſchen mit dem Ohr,
Mit meinem Auge ſeh'n die Stäubchen fliegen,

Seh'n deine Hand ſich unabläſſig regen,
Zermalmen Block um Block, das kahle Haupt
Nach ſolch verfluchtem Tacte ſich bewegen?

Das mutheſt du mir an, der ich empfinde,
Ein Weſen bin mit Fleiſch und warmem Blut,
Und nicht, wie du, geformt aus Stein und Rinde?"

So tobte Ritter Wahn mit heft'ger Stimme;
Der Alte feilt und wackelt mit dem Kopf;
Wahn zieht das Schwert erboßt in tollem Grimme,

Faßt an den Knauf mit ſeinen beiden Händen
Und ſchägt den Alten auf das kahle Haupt. —
Der feilet fort, und ohne ſich zu wenden.

Und wieder ſchlägt er, daß die Lüfte pfiffen,
Den alten Feilmann auf das kahle Haupt,
Mit ſeinem Schwerte, blank und ſcharf geſchliffen.

Der Alte fühlet nichts, und ohne Weilen
Regt er die dürren Hände ruhig fort,
Thät emſig fort am Felſenblocke feilen.

Dem Ritter fängt der Odem an zu ſtocken,
Er ſchwingt ſich auf ſein Roß, und fliegt davon,
Und ſchaut ſich ängſtlich um und ganz erſchrocken.

Zehntes Abenteuer.

Der Vorhimmel.

Nun fühlt der Ritter tief und schwer ein Leiden,
Als führen schmerzhaft Schwerter ihm durch's Herz
Und wühlten in der Brust mit ihren Schneiden.

Ob er noch weiter vorwärts gehen solle,
Ob wieder kehren zum verlaß'nen Dach,
Ob er noch finden würde, was er wolle, —

Dies foltert ihn mit tausend Qualgedanken.
Da hebt er himmelwärts den düstern Blick;
O, welch ein irres, zweifelhaftes Schwanken!

„So muß des Geistes Feuer doch verlodern?
Sprach er, vergehn muß alle Gliederpracht.
Und fühllos liegen, und verwesen modern?

Indem er so versank in düst're Träume,
Stieg einen schön gebahnten Weg hinan
Sein treues Thier durch hohe, lichte Bäume.

Durch Silberwolken ging hinauf die Straße,
Die Lerche hing so leicht im Nebelmeer,
Und weiße Lämmer scherzten in dem Grase.

Sanft schlängelt sich der Pfad hinauf und feiner
Umweht ihn bald die allerklarste Luft,
Noch bläuer wird der Himmel, und noch reiner. —

Und durcheinander wogten bunte Nelken,
Und Blümlein überdeckten ganz das Grün.
Wohl sah man blühen, nirgends doch verwelken.

Je höher nun hinauf ward immer lichter
Und ſchöner noch die lange Blumenflur,
Und jedes Blümlein wob die Blätter dichter!

Welch' ungeſeh'nes, überherrlich' Prangen!
Und welch' ein Land, ſo licht und glanzerfüllt,
Lag hier vor ihm, von Seligkeit umfangen!

Die Sterne ſelbſt am ſchönen Himmelsbogen,
Sie kamen alſo groß, ſo licht, ſo klar,
Wie lauter Sonnenlichter, hergezogen.

Das Sternenzeichen des hochheil'gen Kreuzes
Hob ſchimmernd an dem Himmel ſich empor
In allen Mächten namenloſen Reizes.

Erſtaunet zog der Ritter auf dem Wege,
Wo rings ein Blumengarten fröhlich lacht
Und ſich entfaltet ohne Kunſt und Pflege.

Der Weg begann noch höher ſich zu winden
Durch Myrrhenſträuche, durch Akazienwald,
Durch blüh'nde Reihen dichtgepflanzter Linden.

Als hemmte nicht die allerkleinſte Lücke,
Hinaufzuwandeln in des Himmels Blau,
Wölbt ſich hernieder eine leichte Brücke.

Die lieben Sternlein nicken hold entgegen;
„Ach wer bei Euch da droben nur erſt wär',
Sprach Ritter Wahn, in Euern Lichtgehegen!"

Und ſieh', noch ſchönre Blumenflore ſchimmern,
Je höher aufwärts ſich der Weg erhebt,
Von Edelſteinen ſieht er Alles flimmern.

Auf dieſer Brückenjoche hohem Bogen,
Auf gold- und ſilberheller Bahn daher
Kömmt voller Sehnſucht Ritter Wahn gezogen.

Die Brücke führt zu wunderſchönen Auen;
Wie blüht der Garten immer klarer auf,
Im hellſten Licht, in voller Pracht zu ſchauen!

Jetzt naht er einem Thor aus Gold gegoſſen:
Wie funkeln deſſen Säulen von Kryſtall,
Von Sonnenglanz und Strahlen rings umfloſſen!

Umhangen iſt's mit vielen, gold'nen Schildern,
Darauf Geſchichten viel und mancherlei
In ſchöngeformten, eingegrab'nen Bildern.

Da ſieht er Männer, die begeiſtert leſen
In einer Schrift, Propheten ſind es wohl,
Nach ihrer Art und dem geſammten Weſen!

Vor einem Mägdlein, das die Hände faltet,
Geneigten Hauptes ſteht mit frommem Gruß
Ein Himmelsjüngling lieblich, ſchön geſtaltet.

Und dann in einem Stall, bei einer Krippe,
Steht wiederum die Maid, ſo ſchön und lieb,
Und küßt ein freundlich' Kind mit zarter Lippe.

Des Kindes ganzen Lebenslauf entſchleiernd
Steh'n rings Figuren, eingeprägt in Gold,
Den Gottesmann in ſchönen Zügen feiernd.

Wie nun ein Dulder ward an's Kreuz geſchlagen,
Schaut Ritter Wahn, wie er begraben ward,
Von Wolken in den Himmel d'rauf getragen.

„Hab' doch ich vormals hievon nichts vernommen,
Sprach er; doch größer, als Achill der Held,
Iſt dieſer Gottesſohn zu meinem Frommen!

So ſagt mir an, ihr ſchön geformten Schilder,
Wer iſt der Held, der alſo herrlich thront?
Wen feiern wohl die kunſtgeformten Bilder?"

Elfles Abenteuer.

Der Kampf mit dem Tode.

„Was, Ritter Wahn, haſt du denn hier zu ſchaffen?
Rufts' jetzt mit hohler Stimme hinter ihm;
Was haſt du hier am Thore wohl zu gaffen?"

Schnell blickt umher der überraſchte Ritter,
Und vor ihm ſteht ein langer, finſtrer Mann,
Der ſagt: „Ich bin der wohlbekannte Schnitter.

Nicht mehr entrinnſt du meinen feſten Händen,
Aufgeben ſollſt du deinen ſtolzen Geiſt,
Vor dieſem Thore mußt du noch vollenden."

Der Ritter wirft nach ihm mit ſpitzem Speere;
Doch, wie der Mann ausſtreckt die Knochenhand,
Zerbricht der Speer, als ob er gläſern wäre.

Nun will das feſte Schwert der Ritter zücken
Auf ſeinen Feind. Der rührt es lachend an,
Und gleich zerſpringt der Stahl in viele Stücken.

So ſtürzt vom Todes Blick das Roß auch nieder;
Da ſpringt der Ritter auf in ſeiner Kraft,
Und faßt den Tod mit aller Macht der Glieder,

So daß die Hippe, die er erſt getragen,
Vom derben Fauſtſchlag auf die Erde fällt,
Ihm unvermuthet aus der Hand geſchlagen.

Jetzt legt der Tod die Hand an ſeine Rippen
Und drückt ihn ſo gewaltig, ringt ſo hart,
Daß bleich ſein Antlitz wird und blau die Lippen.

Ihn aber auf den Schädel ſchlägt der Ritter
Mit beiden Fäuſten ſonder Unterlaß,
Ob auch ſein Stand, wie niemals noch, ſo bitter.

So kämpften wild und zornig beide Ringer;
Des Ritters Harniſch krachet an der Bruſt,
Es krachen d'rüber hin des Mannes Finger.

Umſchlungen fühlt ſich in des Leibes Mitte
Der Ritter. Wie ſo hart iſt dieſer Strauß,
Daß rings der Boden bebt von ihrem Tritte!

Doch wird der Ritter heft'ger und verweg'ner,
Und packet kräftig bei der Kehle feſt
Und immer feſter den gewalt'gen Gegner.

Der Tod beginnt auch heftiger zu ringen,
Ruft: „Sollſt denn du nur leben ganz allein?
Gelang's mir And're doch ſchon umzubringen!“

Mit dieſen Worten ſchlug er, daß die Funken
Vom Harniſch ſtoben, ſo des Ritters Bruſt,
Daß er betäubt zu Boden war geſunken.

Nun drückt der Knochenmann ihn würgend nieder,
Dem kalter Schweiß ſteht auf dem Angeſicht
Und Schauer rieſeln durch die matten Glieder.

Doch, von der Lüfte Strömen angewehet,
Erſtarkt der Ritter in der Todesnoth,
So daß er um ſo kräft'ger nur erſtehet.

So drei der Nächte ringen ſie, vier Tage
In wildem Kampf, wie nimmer noch geſcheh'n,
Und wechſelnd fällt und ſteigt des Sieges Wage.

„O Zeus, im Kampfe laß' mich nicht verderben!
Ruft Ritter Wahn; erbarme dich, o Zeus!
Laß' hier am nahen Ziele mich nicht ſterben!“

Jetzt nun, geſtärkt mit neuem friſchen Blute,
Trifft er den ſchwarzen Mann mit ſeiner Fauſt,
Und rennet hart ihn an mit ſolchem Muthe,

Daß er ihn baß anfänget arg zu nöthen,
Ihn auf den Boden niederſchmettert ſtracks,
Feſt auf ihm kniet, ihn ſogleich zu tödten.

Der Hingeworf'ne grinſ't mit tiefem Stöhnen:
„Wohl biſt du, Held, der allerſtärkſte Mann,
Und nicht mit Unrecht darfſt du mich ſo höhnen.

Doch kann's dir frommen, mich ſo arg zu ſchlagen?
Bin ich der Tod nicht ſelbſt, du wilder Held?
Laß' ab! ſo will ich mich von hinnen tragen.

Selbſt mit dem Tode haſt du jetzt gerungen,
Und mich gewürget alſo ſchwer und hart,
Daß ich ſo ſchmählich liege hier bezwungen."

Der Ritter läßt ihn los und auf die Arme
Geſtützet langſam ſtehet auf der Tod,
Und hinket fort in tiefem Groll und Harme.

Der Sieger ſchaut in Wonne ganz verloren,
Den Tod hinunterwandeln tief gebeugt,
Und fühlet ſich wie friſch und neugeboren.

Zwölftes Abenteuer.

Der Traum.

Es fühlt der Ritter so sein theures Leben
Gerettet vor des Todes arger Hand,
Sein höchstes Kleinod wieder sich gegeben.

Die Arme streckt er aus. Erquicklich hauchen
Des Lenzes milde Lüfte um ihn her,
Und vor Entzücken funkeln seine Augen.

Er wirft sich nieder, küsset heiß die Blüthen,
Drückt an die starke Brust das Tausendschön
Und an die Wangen, die von Feuer glühten.

Die Gräser nicken um ihn her so friedlich,
Die Wiesenblümlein alle schau'n ihn an
Mit frischen Kinderaugen zart und niedlich.

Durchbebt von inn'rer, nie gefühlter Wonne,
Drängt offen er entgegen seine Brust
Dem milden, warmen Strahl der Lenzessonne,

Drückt sein Gesicht, umweht von süßen Träumen,
In's Gras, indeß der Nachtigallen Lied
Schallt fern herüber aus den blauen Räumen.

Den Mund umschwebet ihm ein sanftes Lächeln,
Als niederregnet gold'ner Blüthenstaub,
Den Zweige stäubend auf ihn nieder fächeln.

Nun mählig schließet ihm die Augenlider
Wohlthätig mild des Schlummers sanfte Hand,
Traumbilder ihm entrollend auf und nieder.

Ihm däucht', es ſchwebt', geſchmückt mit hellem Kranze
Das lockenſchwere Haupt, ein Knabe her;
Umfloſſen ganz von Sternenſilberglanze.

Aus Mondenſchein war ſein Gewand gewoben,
Und wie aus Lilien die Geſtalt geformt;
Auf einem Wolkenſtuhle ſaß er oben,

Der Knabe hielt im Arme eine Cither,
Und ſpielte d'rauf ſo ſchön und ſang ſo klar,
Daß bald vom Schlafe ſanft erwacht der Ritter.

„Wer biſt du, Knabe, der du mir erſchienen,
Sprach er, in ſo liebreizender Geſtalt,
So freundlich und mit ſchönen Gottesmienen?

Biſt Ganymedes du, der Becherträger?
Biſt Phoibos du, der Weithinſchreitende?
Biſt du der Muſaget, der Citherſchläger?"

„Ich bin ein Luftgeiſt, ſteh' dem Schlaf zur Seite,
Antwortet d'rauf der Knabe, löſe gern
Das kranke Herz von allem Schmerz und Leide.

Hab' ſchon dir oftmals willig beigeſtanden;
Hab' oft die wilden Qualen dir verſcheucht,
Die dich ſo grauſam Tag und Nacht umwanden.

Du ſucheſt Jemand: ſchenke mir Vertrauen!
Vielleicht, daß deine Augen dann durch mich
Unſterblich' Heil, ſchmerzhaft erſehntes ſchauen."

Wehmüthig hoffend ſprach der Ritter ſchnelle:
„Ich floh den Tod; er aber ſchlich mir nach;
Da ſchlug ich endlich ihn an dieſer Stelle.

Doch, kann ich jetzt auch noch den Tod beſiegen
In Kraft der Jugend, endlich muß ich doch
Einmal, wie hochbejahret auch, erliegen.

D'rum zog ich aus, um Jenen zu erfragen,
Der ewig mich bewahren mag vor ihm,
Der ihn vernichten kann und ganz zerſchlagen.

O könnteſt du vielleicht von jenem Helden,
Der dort in jenem Himmelshauſe wohnt,
So freudenreiche Kunde mir vermelden?"

Sprach nun der Jüngling: „Willſt du mit mir kommen,
So will ich leiten dich zum höchſten Herrn
Der ewig lebt zu Aller Heil und Frommen."

Er gab ihm ſeine Hand. Voll großer Freuden
Folgt Ritter Wahn, und vor dem gold'nen Thor
Steh'n heiter'n Muthes alſobald die Beiden.

Dreizehntes Abenteuer.

Eintritt in den Himmel.

Sie pochen an. Aufschließen sich die Pforten:
Ein klarer Lichtglanz, wie des klarsten Tags,
Strömt all'erhellend her von allen Orten.

Der Ritter weiß nicht, was ihm da geschehen:
In diesen Strahlen, diesem Flammenmeer
Meint er vor inn'rem Bangen zu vergehen.

Des Leuchtens Klarheit und des Lichtes Blenden
Schlägt ihn zu Boden nieder, das Gesicht
Sucht seufzend er zu decken mit den Händen.

Gleich einem Orgelspiele hört er's hallen
Dann wieder Flöten, dann Posaunenton,
Und Harfenklang erquicklich d'rein erschallen.

So lag er dort mit wehem Herzenspochen,
Betäubet und zerknirschet war sein Sinn,
Von Gottes Hand der stolze Muth gebrochen.

Doch wie er liegt geängstigt und beklommen,
Vernimmt er einer Stimme holden Ton;
So liebes Trostwort hatt' er nie vernommen:

„Steh' auf, o Sohn, und heb' empor die Augen!"
Er schlägt sie auf; doch ist das Licht so hell,
Daß sie umherzuschauen noch nicht taugen.

Doch als ihn urschnell eine Hand berührte,
So daß er, wie durchzückt von Blitzes Kraft,
Den Leib durchglüht von Feuerströmen spürte,

Da wuchs der Augen Kraft, er konnte ſchauen.
O, welch ein Schauſpiel! welche Seligkeit!
In Luſt geſchmolzen meint er aufzuthauen.

Lichtſtröme glänzend quillen auf und nieder,
Herunter ſteigen Töne, wie hinauf,
Herüber weh'n der Himmelsſphären Lieder.

Und endlich furchtſam wagt er anzublicken
Den himmliſch hohen Herrn, der zu ihm ſprach
Und ihn durchdrang mit großen klaren Blicken;

Die hohe Stirn umkränzten gold'ne Dornen,
Die Augenſterne waren blau und tief
Und hell, wie zwei noch nie getrübte Bornen.

In ſeinen Händen glänzten Wundenmahle,
Wie an den Füßen und an ſeiner Bruſt
Karfunkelgleich in purpurrothem Strahle.

„Haſt du, mein Sohn, um Etwas mich zu bitten?"
Sprach er ſo mild und ſanft, das balſamgleich
Die Worte zu dem wunden Herzen glitten.

Er ſank in ſeine Knie ganz demüthig
Und ſprach mit leiſem, tiefbewegtem Ton:
„Du biſt, o Herr, barmherzig, mild und gütig.

Du biſt allein der größte Held der Helden.
Zu dir, zu dir nur hab' ich mich geſehnt;
Doch wußte Niemand mir von dir zu melden!

Nur du, mir ahnt es, wahreſt mich unſterblich,
Daß nie Verweſung ſchauen wird mein Leib,
Nie Todesnetze werden mir verderblich.

Nie will ich mich von deinem Hof entfernen.
In deinem Dienſte, ſei er noch ſo ſchwer,
Will ich Gehorſam treuer Knechtſchaft lernen.

Willſt du mir deinen Namen, Herr, wohl nennen,
Daß ich, befragt, mit friſchem, freud'gen Sinn
Zu dir mit Freuden möge mich bekennen?"

Und lächelnd ſprach der Herr: „Ich wurde weiland
Auf Erden Jeſus Chriſt genannt, mein Kind,
Für alle Welt ein Retter und ein Heiland.

Wer fromm und treu befolget meine Lehre,
Der kommt herauf zu mir ins Himmelreich,
Daß ich das ew'ge Leben ihm gewähre."

Beängſtigt ſprach der Rittter und beklommen:
„Schenk' auch, Herr Chriſt, das ew'ge Leben mir!
Hatt' ich bisher doch nichts von dir vernommen."

Indeß verſammeln nun ſich viele weiſe,
Ehrwürd'ge Männer um den Heiland her,
Und ſtanden glänzend da im hellen Kreiſe.

Da ſprach der Herr: „Ich habe mit dem armen
Und blinden Kinde, da es gläubigſt naht,
Im Geiſte Mitleid, herzliches Erbarmen."

Zu Einem in dem Kreis der Männer wenden
Des Herren Augen ſich, indem er ſpricht:
„Georg! ich übergeb' ihn deinen Händen.

Du ſollſt ihm Alles treu und kräftig lehren,
Wie er befolge die Gebote mein,
Um meinen Vater würdig zu verehren,

Damit er eifrig möge mit Euch ſtreben,
Nach meinem Wort zu leben für und für,
Das er ererben mög' das ew'ge Leben."

Der Heil'ge naht, der Herr entſchwebt von dannen.
Dem Ritter ward ſo wonniglich und weh,
Daß ihm die Thränen aus den Augen rannen.

Vierzehntes Abenteuer.

Der heilige Georg.

Von nun an ging Georg und Wahn zuſammen.
Ihm deutet klar die Schrift der heil'ge Held
Voll Salbung und voll heil'ger Gottesflammen.

Der Ritter wahrt die Lehren im Gemüthe,
Damit er angenehm und dankbar ſei
Für Chriſti Huld und unverdiente Güte.

Der edle Heil'ge nennt ihm alle Männer,
Die auf den gold'nen Stühlen ſaßen rings,
Allſammt des Heilands Jünger und Bekenner;

Auch Vater Abraham und die Propheten,
Blutzeugen, Heil'ge, die andächtiglich
Zu ihrem Heiland fromm entzücket beten.

All' dieſe Hoheit kann der Ritter ſchauen,
Und wonnetrunken irrt des Auges Blick
Durch all' des Himmels ſchöne Wunderauen.

Kann man von Zeit und Wechſel Etwas wiſſen
Dort oben, wo's nicht Zeitenwechſel giebt,
Wenn man den Erdenleiden iſt entriſſen?

Nur wie die Lichter fallen, oder ſteigen,
So wechſelt Farbenpracht um Farbenſchein,
So wechſelt auch das Höchſte mit dem Gleichen.

Wie mit verſchied'nem Lied die Engel feiern
Den ew'gen Gott, ſo ſtrahlet Glanz um Glanz,
Bald deckt ſich Alles wie mit grünen Schleiern.

Dann kommen wechſelnd durch den Himmelsbogen
Vier holde Jungfrau'n, ewig jung und ſchön,
Mit großen Krügen feierlich gezogen.

Die Erſte ſcheinet zart und leicht gehoben,
Trägt einen weißen Krug und ſchwebt dahin,
Von blauer Schleierhülle leicht umwoben.

Die And're ſteigt empor mit ſüßen Mienen
Im grünen Kleid, trägt einen grünen Krug;
Dem Blüthenreiche ſcheint ſie nur zu dienen.

Wenn dieſe wiederum hinabgeſtiegen,
Beginnt die Dritte mit dem rothen Krug
Herauf, empor und dann hinab zu fliegen.

Dann kommt die Vierte ſtill einhergegangen,
Trägt langſam einen ſchwarzen Krug hinab
Und neigt das Haupt mit thränenfeuchten Wangen.

So ſtets vom Neuen und in ſtetem Gleiſe
Mit umgeſtürzten Krügen kehren ſie,
Und geh'n und kommen ſtets in ihrer Weiſe.

Der Ritter fragt Georg, den frommen Streiter:
„O, ſage mir, wer doch die Jungfrau'n ſind,
Die ewig wandeln auf der Himmelsleiter?"

„Das ſind der Elemente mächt'ge Geiſter,
Sprach Sanct Georg; ſie walten ewig ſo,
Und preiſen ihren Herrn und Aller Meiſter.

Sie ſind noch immer, wie ſie einſt geweſen,
Die, welche Gott gleich nach den Engeln ſchuf,
Durch ſie zunächſt die ander'n ird'ſchen Weſen.

Alſo gebahrend ſchaffen ſie und walten
Und gießen neue Kraft durch alle Welt,
Das immer neu das All ſich kann geſtalten.“

Und wieder fraget Wahn: „Was iſt dort oben,
Das meine Augen blendet immerdar,
Das alle Geiſter tief anbetend loben?

Von einem Engelkreiſe wird's umſchwebet,
Die fromm die Hände falten zum Gebet,
Daß, ſchau' ich auf, mein ſchwaches Herz erbebet?

Mit lichtbeglänzten Schwingen weh'n ſie, ſchwimmen,
Wie Speichen um des Rades Nabe her,
Lobſingend laut mit wunderkräft'gen Stimmen.

Georg, mein treuer Waffenbruder, ſage,
Wer iſt es, der mit Sonnenflügeln dort
Vor dieſem Kreiſe ſchwebt mit Schwert und Wage?

Deß Auge ſcharf und doch ſo liebreich blicket,
Daß es, wie tief in jedes Herz geſenkt,
Unwiderſtehlich feſſelt und entzücket?“

Da ſprach Georg: „Wer mag wohl Gott erblicken
Als Erdenkind? Die reinſten Geiſter nur
Vermögen zu ertragen, dies Entzücken!

Das iſt der Engel Michael, der ſtehet
Und wägt das Gute mit dem Böſen ab.
Wohl dem, der dort mit ſeinem Thun beſtehet!

Denn einmal kommt der Tag, wo alle Geiſter
Mit ehr'ner Stimme rufet Michael
Zur Rechenſchaft vor ihren Herrn und Meiſter.

Dann birſt aufgähnend auch der Erde Boden,
Auswerfen muß ſie aus dem ſtarren Schooß
All' die Verweſten, alleſammt die Todten.

Gewogen werden dann der Seele Sünden
Und wohl ihr, wenn an jenem Tag sie nicht
Hinab stürzt zu der Hölle Feuerschlünden!

Du, einst wie ich, ein Kriegsmann dort auf Erden,
Denk' meines Wortes: besser ist es noch,
Als gottlos sein, gar nicht geboren werden."

Funfzehntes Abenteuer.

Wahn's Heimweh.

„Schau' hin, Georg, was ſteigt mit mattem Schimmer
Dort auf, und geht einher ſo hoch und leicht
Durch vieler Sterne ſtrahlend' Gluthgeflimmer?

Wie wird mir doch in meinem armen Herzen?
Es klingt durch meine Seele wie ein Lied
Von einſt erlebten Freuden und von Schmerzen.

Das ſpricht herauf zu mir, das winkt, das nicket,
Gleich einer Mutter, die ihr Kindlein haſcht,
Und herzlich lächelnd an die Bruſt es drücket.

Wie iſt mir doch ſo wohl! Auf jenem Sterne,
Iſt's anders eine Welt, wie and're ſind,
Wär' ich, o Bruder, ach von Herzen gerne!,

Jetzt rollt ſie her, die Kugel; und wie helle!
Jetzt hebt ſie ſich empor, und kommt herauf.
Wie ſie ſo ſtattlich ziehet und ſo ſchnelle!"

So rufet Wahn mit freudiger Geberde,
Und Sanct Georg antwortet ihm darauf:
„Kennſt unſ're Heimath du nicht mehr, die Erde?"

„Biſt du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter.
Unſterblich bin ich; aber dich zu ſeh'n
So fernab rollen — ach! das iſt zu bitter."

„Nicht alſo, Freund!“ ſpricht Sanct Georg mit Bangen.
Der Ritter achtet's nicht, und ſpricht ſo fort,
In ſeiner Heimath Schauen ganz vergangen:

„Drei Ketten ſind es, die den Hals mir zieren,
Helene gab ſie mir; doch ſie zu ſeh'n,
Wollt' ich das Kleinod unbeklagt verlieren.

Ob ſie noch weilet in dem ſchönen Garten?
Dort an dem blauen See im weißen Schloß
Steht ſie vielleicht, mich brünſtig zu erwarten.“

„Freund!“ wiederholet Sanct Georg mit Bangen.
Doch hört's der Ritter nicht, und ſpricht ſo fort,
In ſeiner Heimath Schauen ganz befangen:

„Dich einmal nur zu ſchauen noch im Leben,
Traun, alle Hab' und meine rechte Hand
Wollt' ich um ſolches Labſal gern hingeben.

Nur einmal möcht' an deinem Blick mich letzen,
D'ran wollt' ich auch mit freudevollem Muth
Das Licht der Augen unbedenklich ſetzen.“

„Nicht ſo vermeſſen, ſagt Georg mit Beben,
Sprich von dir ſelbſt, o Bruder, ohne Scheu,
Nicht ſo vermeſſen von dem Erdenleben!“

Doch Ritter Wahn läßt ſich dadurch nicht wehren
Zu rufen und mit wilder Leidenſchaft
Das einſt Verlaſſ'ne wieder zu begehren:

„Hör' ich nicht dort das Tönen von Schalmeien,
Nach deren Wohllaut d'runten in dem Thal
Die flinken Mägdlein ſich zum Tanze reihen? —

Fährt fort der Ritter — dort am unter'n Himmel
Wie fliegt der Wolke wechſelndes Gebild!
Ihm gleicht der Menſchen buntes Frohgewimmel.

Mir tönet's wie heran zu meinen Ohren:
Komm' her, noch einmal, einmal her zu uns,
Daß du lebendig wirſt und neugeboren!

Ja wahrlich, meinen Leib wollt' ich verlieren,
Könnt' ich zu Euch hinunter noch einmal
Mit aller Menſchenluſt und ſüßem Gieren!

Könnt' ich noch einmal auf der Erde wandeln
Dahin am klaren Strome durch die Au,
Das Heil der Seele wollt' ich traun verhandeln."

„Armſel'ges Menſchlein! was haſt du geſprochen?
Ruft ängſtlich Georg; das wird fürwahr
Dereinſt vom ew'gen Gott an dir gerochen."

Sechszehntes Abenteuer.

Urlaub zur Heimfahrt.

Jetzt ſank die Erde, wurde trüb und trüber.
Ganz dunkelröthlich flammt der Kugel Rund,
Wird braun und bräuner, als ſie rollt vorüber.

Da ſtand auf einmal Chriſtus neben ihnen;
Er ſchaute längſt den jetzt Erſchrock'nen an
Voll tiefen Mitleids und mit Trauermienen.

„So willſt du mich verlaſſen, heimwärts wallen?
Sprach er zu Wahn; will dir es hier bei mir,
In meines Vaters Hauſe, nicht gefallen?

Du willſt mit deinem Leib zur Erde kehren?
Thu', was du willſt und magſt! biſt du doch frei,
Und Niemand ſoll dir irgendwas verwehren."

„Ach, Herr! verſetzet Wahn mit bitt'ren Zähren,
Ich bliebe gern; doch wolle nur einmal
Noch mir zur Heimath eine Fahrt gewähren!"

Da nahm ein weißes Roß der Herr behende
Und ſprach: „Hinauf denn! Nimm, und trag' es dich
Zu deines Wunſches heißerſehntem Ende!"

„Ach! ewig, Heiland, will ich dich verehren,
Sprach Ritter Wahn, doch kann ich auch zu dir,
Wenn ich die Heimath ſah, von Neuem kehren?"

„Wohl! ſprach der Herr, nur darfſt du nimmer weichen
Von dieſem Roſſe, darfſt mir nimmermehr
Von ſeinem Rücken pflichtvergeſſen ſteigen.

Und wirſt du als ein treuer Knecht nie wagen,
Zu brechen das Gebot, das ich gethan,
So wird das Roß dich wieder zu mir tragen."

„Ich will bei unſerm Vater dir verſprechen,
Stets deines Wortes eingedenk zu ſein;
Verderben will ich, ſollt' ich dir es brechen!"

So ſprach der Ritter, ſchwang ſich, voll von Wonne,
Auf's Roß, das helle leuchtet, wie ein Blitz,
Hell, wie der allerreinſte Strahl der Sonne.

Nun fuhr der Heiland fort mit ernſten Blicken:
„Noch mußt du wiſſen, eh' du gehſt von hier,
Befehligt iſt der Tod, dir nachzurücken.

Steigſt du herab, dann werd' ich dich verlaſſen,
Verfallen biſt du ihm in ſeiner Macht,
Und alſobald mußt ſterbend du erblaſſen".

Und Wahn verſprach, ein wenig zwar beklommen:
„Nie will ich ſteigen von dem Roß herab,
Und noch erfreuter werd' ich wiederkommen."

„Bei allen Heil'gen, nein! du wirſt verderben,
Sprach Sanct Georg, ſteigſt du herab vom Roß;
D'rum bleibe hier! Du wirſt gewißlich ſterben."

Doch Wahn erwidert ſchnell: „Was ſoll ich zagen?
Geht auch der Tod gleich meiner Ferſe nach,
Wird doch das Roß mich wieder zu Euch tragen."

Der liebliche Johannes naht in Güten,
Und ſchaut ihn an mit ſeinen Augen mild,
Und möchte gern des Ritters Fahrt verhüten.

„Bei deinem Seelenheil! du wirſt verderben,
Sprach er; du ſteigſt von deinem Roß herab;
Bleib' lieber hier! du wirſt gewißlich ſterben."

Doch Wahn erwidert ſchnell: „Es muß gelingen;
Geht auch der Tod gleich meiner Ferſe nach!
Das Sonnenroß wird wieder heim mich bringen."

Des Himmels Jungfrau mit dem reinen, klaren
Und lichten Angeſichte ſteht vor ihm,
Und möcht' ihn gern vor ſchlimmen Tod bewahren.

„Bei deinem ew'gen Heil! du wirſt verderben,
Sprach ſie zu ihm, ſteigſt du herab vom Roß;
Bleib' lieber hier! Du wirſt gewißlich ſterben."

Jetzt ſteigt das Roß, und ſchüttelt ſeine Mähnen.
Nichts hält den Ritter ab, nicht Freundes Wort,
Nicht fromme Bitten, nicht des Himmels Thränen.

Siebenzehntes Abenteuer.

Die Heimfahrt.

Was half dem Ritter Zögern noch und Schwanken?
Er ließ den Zügel seinem Feuerroß,
Hin flog es pfeilschnell, gleich dem Hochgedanken;

So schnell nicht springt der Schakal durch die Wüste
Dem flücht'gen und erschrock'nen Stiere nach,
Ergrimmt in seinem hungrigen Gelüste.

So schnell nicht fliegt der Pfeil von seinem Bogen,
Geschnellet von der Schnur, die Manneskraft
Hatt' angestrengt am Stahlbug aufgezogen.

Das Roß enteilt auf Sturm- und Feuerschwingen,
Ein Schweben ist sein Lauf, ein Augenblick,
Ein Hauch, ein Flug sein Rennen und sein Springen.

Er fliegt dahin entlang die Bahn der Sterne,
Die um ihn zogen in des Himmels Licht
Durch weite, sternbesäte Himmelsferne.

Er sieht im Flug die wohlbekannte Sonne,
Doch größer noch, als er sie je geseh'n,
Und grüßt sie freudiglich in seiner Wonne.

Noch and're Sterne wandeln her, gleich matten
Lichtfunken; ihnen fliegt das Roß vorbei,
Und sie verschwinden bald im bleichen Schatten.

Des Ritters Augen funkeln vor Entzücken;
Die Mutter Erde sieht er unter sich
Heran schon nah und immer näher rücken.

Schon fliegt er durch der Wolken wirres Wogen,
Sein Roß zertheilt den Nebel und den Dampf,
Der ſich vor ſeinen Blicken noch gezogen.

Jetzt ſchaut er ſchon die Flüſſe, ſchaut die Hügel;
Das Blaue grünelt ſchon; da faßt er ſchnell
Mit ſeiner Hand des Feuerroſſes Zügel.

Der Vögel ſangesreiche Schaaren ſchwirren
An ihm vorbei, indem ſie hoch herauf
In frohem Flug mit ihren Liedern irren.

Er fühlt der Erde Luft erquicklich hauchen,
Und ſiehet ſchon der Menſchen Wohnungen
Weit in der blauen Ferne luſtig rauchen.

Was ſah er Alles, was empfand er wieder!
Er bändigt mehr und mehr das ſchnelle Roß
Und tiefer ſchwebt es allgemach hernieder.

Da ragen ferner ſchon der Thürme Gipfel
Und ſtolze Schlöſſer überall hervor,
Es heben ſich empor der Wälder Wipfel.

Schon werden Städte, Dörfer, Meiereien
Gleich Punkten ſichtbar, und wie Striche zieh'n
Halbkenntlich ſich der Häuſer lange Reihen.

Achtzehntes Abenteuer.

Die Heimath.

Bald ſah der Ritter mit den froh'ſten Mienen.
Wie zu der Erde ſich der Zelter ſenkt
Auf Raſengrün vom Morgenlicht beſchienen;

Wie ſchön zum Meer die hellen Spiegelbäche
Vorbei dem Erlenbaum und Weidenbuſch
Sich wanden durch die blumenreichſte Fläche.

In all' der Luſt, in Lenzes klarem Scheinen,
Schien dieſer Wellen heller Silberguß
Entgegen ihm vor Freudenweh zu weinen.

Jetzt hielt er glücklich an auf einem Hügel;
Zum letztenmal die Erde recht zu ſchau'n,
Faßt ſtrenger er des Roſſes harte Zügel.

Da zog ein Schäfer ſingend ihm entgegen,
Die Lämmer hüpften ſcherzend hinterdrein,
Und graſten luſtig auf den grünen Wegen.

Gern wär' der Ritter von dem Roß geſtiegen,
Um dieſem Mann, dem erſten, den er ſah,
Mit frohen Grüßen an die Bruſt zu fliegen!

Er ſprach ihn an. Um doch etwas zu machen,
Da er des Reiters Rede nicht verſtand,
Begann der Mann von Herzen recht zu lachen.

Wahn ließ ſogleich den groben Schäfer ſtehen;
Nicht lange währt's, ſo ſah er flink einher
Ein holdes Mägdlein durch die Aue gehen.

Allein, auch ſie vermochte nicht zu faſſen
Den Sinn der Worte, die der Ritter ſprach,
Und unverſtanden mußt' er ſie verlaſſen.

„Verſteht mich Niemand? Kann ich Niemand ſprechen?
Mit keinem Weſen mich verſtändigen? —
So fing er an in Klagen auszubrechen. —

„Wie iſt doch Alles ganz und gar verwandelt
In dieſem Lande, mir ſo wohlbekannt,
Wo ich doch eh'mals auch gelebt, gehandelt?

Wie auch ich ſinne, ſeh', umforſche, denke,
Dieß iſt ja doch mein herzig' Vaterland,
Wohin ich ſpähend auch die Blicke lenke.

Stand dort nicht Pytho mit den ſtolzen Mauern,
Wo jetzt Cypreſſen um die Hütten ſteh'n,
Als wollten ſie der Schönen Fall betrauern?

War nicht die Rennbahn hier, die ſandbeſtreute?
Fuhr ich nicht ſelber mit dem Zweigeſpann
Erhitzt auf leichtem Wagen in das Weite?

Flog nicht die Jugend nackt, im Kampfesſpiele
Schnellfüß'ge Roſſe muthig tummelnd, hin
Wetteifernd bis zum ferngeſtellten Ziele?

Wo ſind die Citherſchläger hingegangen,
Die hier erhoben ihren Wettgeſang?
Wo ſind ſie, die des Gottes Ehre ſangen?

O Phöbos, hoher Gott! du Pfeilverſender!
Haſt du verlaſſen ganz das alte Haus?
Biſt du gezogen wohl in fremde Länder?

Wär's Sünde denn geweſen, dich zu ehren?
Nur arger Trug der Dienſt, der dir geweiht?
Und Lüge gar der Prieſter heil'ge Lehren?"

So ſprechend, ſah er hoch empor ſich heben
Ein Crucifix am Wege hingeſtellt;
In frommer Ehrfurcht fing er an zu beben.

„Verehrt man jetzt den Herrn, den ich alleine
Zu kennnen glaubte, hier im Vaterland,
Ihn droben in dem lichten Himmelsſcheine?

Ihn, der da ſitzt auf ſeinem Strahlenthrone
Mit ſeinen Wundenmalen hehr und klar,
In ſeiner Milde mit der Dornenkrone?“

Und nun begann die Händ' er gleich zu falten
Und ſprach anbetend: „O Herr Jeſu Chriſt,
Laß' über mich des Himmels Gnade walten!“

Und als er hatte das Gebet vollendet,
Kam über ihn ein freudig friſcher Muth,
Und alles Trauern war von ihm gewendet.

So zog er heiter durch die ſchönen Auen:
Es waren mit zerſtörter Bildnerei
Grabmäler, Tempel allerwärts zu ſchauen.

Jetzt ſah er einen Greis, der emſig ſchnelle
Und dennoch wankend kam die Straße her,
Als jagt' und trieb' ihn Etwas von der Stelle.

Ein ſchrecklich' Bildniß war der Mann zu ſchauen
Mit ſeinem irren, grabesdüſt'ren Blick,
Den halb verhüllten, buſch'gen Augenbrauen.

Mit einem Todtenſchädel in den Händen
Blieb keinen Augenblick er ruhig ſteh'n,
Dem Espenblatte gleich, das Winde wenden.

Sein Antlitz war gefurcht und ganz zerriſſen,
Gleich einem Berghaupt, das im Lauf der Zeit
Vom Blitz zerklüftet iſt und Regengüſſen.

Gleich einem Feldſtein, der, im Wald verſtecket,
Jahrhunderte vorüberziehen ſah,
Von Mooſen grün und grau allüberdecket;

So war das Haupt des Alten gramverwittert,
So ſtarr der Bart, ſo rauh die Felſenbruſt,
Daß bei dem Anblick Jeden Grau'n durchzittert.

Den Todtenſchädel immer fort umtaſtend,
Schwankt er, gleich dürrem, ſturmgepeitſchtem Stamm
Nicht fortbewegt gradaus, wiewohl nicht raſtend.

Und dennoch zuckt' er flackernd fort und weiter
Und ſchwankte ſchattenähnlich hin und her,
Bis vor ihm hielt der ungeduld'ge Reiter.

Und als der Ritter nun den Greis befragte
Um Kunde von der alten Vaterſtadt,
Sah der ihn ganz verwundert an, und ſagte:

„Biſt, Jüngling, du der alten Griechen Einer?
O ſprich, wo kommſt du her? wo willſt du hin?
Denn alſo weiß Altgriechiſch mir wohl Keiner!

Wär' ich nicht Jude, würd' ich wahrlich ſchwören,
Du wär'ſt ein Dioskure, ſtiegſt herab,
Des tiefgebeugten Volkes Fleh'n zu hören."

„Wer biſt du?" ſprach der Ritter ganz verlegen.
„Jeruſalem iſt meine Vaterſtadt!
Verſetzt der Wand'rer trüb und ernſt dagegen;

Wie dreht ſich Alles doch und muß ſich drehen!
Wiß', Ahasverus nennet mich die Mähr.
Ach! daß ich ruhen könnte, raſten, ſtehen!

Biſt du Thebaner nicht? Siehſt du dort unten
Die Hütten zwiſchen Trümmern, dicht mit Laub
Des Ulmenbaums, der Rebe rings umwunden?

Du nanntest Theben? Das hat dort gestanden,
Und Istiva wird jetzt der Ort genannt.
Thebaner? hab' ich dich so recht verstanden?

Wie sind die Männer dieser Stadt vor langen
Und fernen Zeiten, diese Heldenschaar,
Zu ihren Vätern still hinabgegangen!

Glückseel'ges Wesen, dem's vergönnt zu sterben,
Das von sich schütteln kann des Lebens Last,
Das schöne Nichtsein endlich zu erwerben!"

Doch ohne hier noch länger zu verweilen,
Begann der Ritter sonder Antwort schnell
Zum vorgenannten Ort hinabzueilen.

Neunzehntes Abenteuer.

Die Vaterstadt.

Jetzt hielt der Ritter still und sah nun mitten
Auf einem Felde der Verwüstung sich,
Und zwischen armen, strohbedeckten Hütten.

Noch standen Säulen da; wie Trauerboten,
Vereinzelt, hoben sie das ernste Haupt,
Als sprächen sie von längst verwesten Todten.

Wo einst die Bühne stand mit Kreisemporen,
Lag jetzt ein Marmorblock, ein Säulenknauf,
Dem Waller, wenn es traf, zur Rast erkoren.

Denk' dir, in deiner Jugend Lenzestagen
Hab' für ein Mägdlein, wundermild und schön,
Dein Herz, in heißer Gluth entbrannt, geschlagen;

Denk', wie sie dir am Nacken oft gehangen,
Im höchsten Liebreiz mit dem Feuerkuß
Dich wonneselig weinend oft umfangen;

Und plötzlich wärst du, fort von ihren Küssen,
In fremde Länderstrecken weit, gar weit,
Dem holden, schmerzensbangen Kind entrissen;

Von trüber Sehnsucht wär' dein Herz beklommen
Gewesen und gefoltert lange Zeit,
Und endlich wärst du nun zurückgekommen.

Du fliegest zu dem Hause deiner Lieben;
Jetzt trittst du ein, von schmerzlich süßer Lust
Ihr an die liebeglüh'nde Brust getrieben.

Du reißeſt auf die kleine Thür der Kammer
Und — vor dir ſteht ein weißumhang'ner Sarg.
Grau'nvoller Anblick! wilderregter Jammer!

Dein Herz, dein Auge ſagte dir: dies bleiche,
Dies todte Weib hier iſt die treue Braut:
Dein ſüßes Liebchen liegt vor dir als Leiche.

Solch ein Gefühl und dem verwandte Schmerzen,
Gepaart mit Aengſten und mit bitt'rem Krampf,
Arbeiten wühlend in des Ritters Herzen.

Herztief beweget war er, ſchwer bekümmert,
Theben zu ſeh'n in wildem Graus zerſtört,
Die Vaterſtadt verwüſtet und zertrümmert.

Die Gärtner, Winzer und die Bauern kamen
Aus ihren Hütten jetzt zum Ritter her,
Und fragten ihn um Vaterland und Namen.

Er ſchaut ſie an, fragt mancherlei verſtöret,
Erhält auch Antwort; doch er ſelbſt verſtand
Die Worte wieder nicht, die er gehöret.

Von ungefähr ſtand mitten unter ihnen
Ein alter Mönch, mit langem, weißen Bart,
Der blickt ihn an mit mürriſch finſtern Mienen.

„Laß', Herr, dergleichen Neckerei doch bleiben!
Sprach er auf althelleniſch, doch im Zorn,
Jetzt iſt die Zeit nicht Faſchingſpiel zu treiben."

„O Greis! erwiedert er, wie liegt ſo ferne
Von meinem Sinne Scherz und höhnend' Wort!
Nur Wahns Behauſung ſäh' ich gar zu gerne."

Da ſprach der Mönch beſtürzt und ſehr verwirret
„Zwölfhundert Jahre ſind nun wohl vorbei,
Wenn unſ're Chronik anders nicht geirret,

Das einſt ein Ritter Wahn iſt ausgezogen
Mit ſeinen Knechten nach Unſterblichkeit,
In ſeiner Hoffnung bitterlich betrogen.

Zwölfhundert Jahre, ſag' ich, ſind ſeitdem verſtrichen,
Zum Kloſter iſt verwandelt ſeine Burg
Im Lauf der Zeiten, da er doch verblichen.

Kein Wort hat jemals wer von ihm vernommen.
Nun, Jeder geht dahin zu ſeiner Zeit,
Und das zu Aller Heil und unſ'rem Frommen.

Wie der in ſeinem Hochmuth iſt verdorben,
Niemand erfuhr es in ſo langer Friſt.
Er ruh' in Gott! Wohl Allen, die geſtorben!"

„Du höchſter Hort, o Jeſu Chriſt, erbarme
Dich über mich! — ruft ſchmerzlich Ritter Wahn,
Und breitet weit aus himmelwärts die Arme; —

O laß' mich reuvoll wieder zu dir kehren,
Damit ich dich mit meinem ganzen Sein
Mög' ewiglich, mein Gott und Herr, verehren!"

Und alſobald griff aus das Roß und ſchwebte
Leicht gegen Oſten hin, wohin mit Macht
Des Ritters Herz in heißer Sehnſucht ſtrebte.

Zwanzigſtes Abenteuer.

Ird und ſein Tod.

Nur Wüſten trifft er jetzt an allen Enden,
An alte ſchließt ſich neue Wildniß an,
Mag er ſich rechtwärts, mag er links ſich wenden.

Thierſchädel fand er nur, gebleichte Knochen,
Hirſchgabeln und Wolfsrachen, ſcharf gezahnt,
Verwittert all', verſchlämmet und zerbrochen.

Und d'rüber hin jagt heißen Sand der Dünen
Ein ſcharfer Gluthwind, dem die Knochen Spiel;
Da kann kein Halm, noch Gräslein jemals grünen.

Wohl kam den Ritter an ein ſchweres Bangen.
„Wie iſt doch, ſprach er, alle Zeit ſo kurz!
Wie war der Hain ſo groß, als ich gegangen!

Verſchollen iſt das Brauſen ſtolzer Eichen,
Die Ulmen ſind verdorrt in ihrer Pracht,
Hin iſt die Tanne mit den ſtarken Zweigen.

Und in ſo wenig Zeit denn ward's gewähret
Dem Wundervöglein, daß es dieſes Walds
Laubſäulenprachtbau gänzlich hat verzehret;

Sprach doch der Ird, bedünket mich, von langen
Jahrhunderten, bis er dem Tod erläg':
Zwölfhundert Jahre ſind ja nur vergangen."

Indeß er ſpricht, ſieht er wie Nebelgrauen
Ein Weſen kauern auf dem wüſten Feld,
Geſpenſterartig, furchtbar anzuſchauen.

Dem einz'gen Gegenſtand, den er erblickte,
Raht er ſich ſchnell. Der Alte war's, der Jrd,
Der ſchläfrig auf ſein Buch hinunternickte.

Des letzten Blattes allerletztes Zeichen,
Der letzten Sehkraft allerletzter Schein
Droht allbereits dem Leſer zu entweichen.

Schon hatt' er abſeits ſich herumgewendet
Und zugeſchlagen ſchon das Wunderbuch;
Da ſprach er ſterbend: „Nun, das war vollendet!"

„Und nicht ein Splitter iſt vom Wald vorhanden,
Sang über ihm ein Vöglein in der Luft,
Verfallen iſt der Jrd des Todes Banden."

Kaum ſah der Ritter ihn dem Tod erliegen,
Fort ſtürzet er, daß Staub und Sand ringsum
Und hufzerſtampfte Stein' in Wirbeln fliegen.

Nachdem er ſchon durchzogen manche Strecken,
Wagt er noch einmal hinter ſich zu ſeh'n,
Bezwingend in ſich ſelbſt den alten Schrecken.

Da ſah er hinter ſich in dunſt'gen Weiten
Des hag'ren Schnitters düſt're Schreckgeſtalt
Mit langen Beinen unabläßlich ſchreiten.

Erſchrocken bebet Wahn in allen Sinnen,
Daß vor Entſetzen ſträubet ſich ſein Haar;
Wie ein gejagtes Wild ſprengt er von hinnen.

Einundzwanzigſtes Abenteuer.

Raum und ſein Tod.

Obſchon er lange war ſo fortgewandelt,
Kommt er doch aus der Oede nicht heraus,
Die ihn umſtarret ewig unverwandelt.

Zwar fand er Schilf und Gras mit kargen Blüthen,
Doch farblos, grau, verkehrt zu hartem Stein,
Vermocht' es nur die Blicke zu ermüden.

Halb kenntlich lag der Thunfiſch und der Hummer,
In harter Kruſte graulich eingeſargt,
Unregſam und in ewig feſtem Schlummer.

Der Stör, der Hecht, der garſt'ge Fiſch der Tinte,
Der arge Schwertfiſch liegen da gebannt
Starr in verſtein'te, ſchwere Schlammesrinde.

So auch des Seees langgebeinte Spinnen,
Der Froſch, der Krebs, halb ſchauen ſie heraus,
Halb ſtecken ſie in gleichem Banne drinnen.

Wie auch die Thiere ſo gefeſſelt lagen,
Sie ſchienen doch gar kläglich, flehentlich
Mit aufgeriſſ'nen Mäulern dies zu ſagen:

„Wo iſt das Waſſer hin, das hier gefloſſen?
Fließt gar kein Tröpflein für den dürren Gaum?
Wo iſt der Strom, der ſonſt ſich hier ergoſſen?

Wir harren hier mit ausgedorrter Zunge,
Wo iſt die Fluth, der ſüße Lebensquell,
Der uns erweicht, die ſteingeword'ne Lunge?"

Da kam den Ritter an ein schweres Bangen:
„Wie ist doch alle Zeit ach! gar so kurz!
Wie war der See so groß, als ich gegangen!

Soll auf der armen Erde Nichts bestehen?
Soll alles Sein und Leben denn zumal
Vernichtet werden und so ganz vergehen?

Wer strecket aus die Hand und eilt zu retten
Das arme, das hinfällige Geschöpf
Vor Allvernichtung, vor des Todes Ketten?

Wie selig war ich doch beim Herrn dort oben!
Doch sei es d'rum! gewaltig ist sein Arm,
Und seines Wortes Macht will ich Schwacher loben,

Viel' Kiesel liegen hier so rund gedrechselt;
Wo ist des Meisters Hand, die Solches that?
Wer hat die schöne Werkstatt so gewechselt?

Der Wiederhall des Felsens ist verklungen;
Wo ist der Harfner, der sein hohes Lied
Hier Tagelang und Nächte sonst gesungen?

Hat hier der böse Schwan auch ausgetrunken?
Ist schon gestorben jener Harfenist?"
So spricht der Ritter in sich selbst versunken.

„Es ist vom See kein Tröpflein mehr vorhanden,
Sang über ihm ein Schwan in blauer Luft,
Der alte Harfner liegt in Todesbanden."

Kaum hört den Schwan er also traurig singen,
Fort stürmt er so, daß Staub und Sand ringsum
Und hufzerstampfte Stein' in Wirbeln springen.

Nachdem er so durchflogen manche Strecken,
Wagt er noch einmal hinter sich zu seh'n,
Verlachend in sich selbst den alten Schrecken.

Da ſieht er hinter ſich in dunſt'gen Weiten
Des hag'ren Schnitters düſt're Schreckgeſtalt
Mit langen Beinen unabläßlich ſchreiten.

Erſchrocken bebet Wahn in allen Sinnen,
Daß vor Entſetzen ſträubet ſich ſein Haar;
Wie ein gejagtes Wild ſprengt er von hinnen.

Zweiundzwanzigſtes Abenteuer.

Zeit und ſein Tod.

Ihn trägt das Roß zu neuen Wüſteneien,
Doch an der Erde hanget noch ſein Herz,
Obgleich die Wallfahrt ihn begann zu reuen.

Ein Schwefelrauch qualmt durch die todten Fluren;
Graus und Verwüſtung bauten hier ihr Feld,
Vertilgend alles Seins lebend'ge Spuren.

Vor ſeines Roſſes Tritte bebt der Boden.
Tief unten donnert's aus dem dunklen Reich,
Und qualmend ſchwält herauf der gelbe Boden.

Wahn ſchaut umher; doch nirgends ach! will enden
Die Schreckenswüſte, die von Steppenland
Zu Steppenlande nur ſich ſcheint zu wenden.

Inmitten doch der Oede ſieht er nicken
Ein Etwas, wie bekannt und wohl geſeh'n,
Es iſt ein Greis mit tiefgekrümmtem Rücken.

Zum Alten fühlt der Ritter ſich gezogen;
Denn er erkennt in ihm den Alten Zeit;
Der Druſen letzte thät die Hand noch halten.

Der Alte betet vor ſich hin andächtig
Und an der allerletzten Druſe feilt
Langſam die dürre Hand und gar bedächtig.

Da kam den Ritter an ein wehes Bangen:
„Wie kurz doch, ſprach er, währet alles Sein!
Wie bald iſt dies Gebirge doch vergangen!

Wie glücklich war ich doch beim Herrn dort oben!
Doch ſei es d'rum! gewaltig iſt ſein Arm,
Und ſeines Worts Macht will ich Schwacher loben!“

Indeſſen hört er hell die Feile klingen,
Und unter ihrem harten Ruck und Zug
Sieht er das letzte Brech in Staub zerſpringen.

Der Alte flehet wimmernd um Erbarmen,
Springt auf und rufet: „Ha! biſt du noch da?
So trag' von hinnen mich auf deinen Armen!“

Doch ſiehet Wahn ihn kaum dem Tod erliegen,
So treibt das Roß er an, daß nebelgleich
Aus deſſen Nüſtern weiße Dämpfe fliegen.

Und als er ſo durchflogen manche Strecken,
Wagt er noch einmal hinter ſich zu ſeh'n,
Beſiegend in ſich ſelbſt den feigen Schrecken.

Da ſah er hinter ſich in dunſt'gen Weiten
Des hag'ren Schnitters düſt're Schreckgeſtalt
Mit langen Beinen unabläßlich ſchreiten.

Erſchrocken bebet er in allen Sinnen,
Daß vor Entſetzen ſträubet ſich ſein Haar;
Wie ein gejagtes Wild ſprengt er von hinnen.

Dreinndzwanzigſtes Abenteuer.

Der Fuhrmann und das Kleinod.

Er trabt dahin, verſenkt in düſt'res Träumen,
Obgleich er ſchöne Fluren wieder ſah,
Geſchmückt in Farbenſchmelz und Blüthenbäumen.

Schon ſichtbar wurden graſ'ge Flecken
Mit bunten Blümlein und mit hohem Kraut,
Anmuth'ger Wieſen buntgeſtickte Decken.

Raſch ging's vorüber an den grünen Fluren,
Fort über Raſen, Sand und Stein und Staub,
Bahnlos, wie Blitzesmacht und ohne Spuren!

Doch war er allzulange nicht geritten,
Als er ſo jammervoll es klagen hört,
Daß ihm die Töne bald das Herz durchſchnitten.

Mitleidig blickt er um nach allen Ecken;
Da ſieht die Händ' er einen armen Mann
Nach Hülf' und Rettung bitter klagend ſtrecken.

Das war ein armer Bauer und ihm waren
Des Wagens Speichen in die Erde tief
Bis an die Achſen feſt hineingefahren.

Mocht' auch das Roß aus allen Kräften ſtreben,
Der ſelt'ne Fuhrmann ſchwingen ſeinen Stab,
Es kann den Wagen nun und nimmer heben.

Jetzt war der Ritter näher hingekommen.
Das Männlein ruft, und Wahn verſtand es wohl:
„Du nahſt in höchſter Noth mir juſt zu Frommen!

Hilf mir den Wagen nur ein wenig rücken!
Gewißlich greift mein Roß dann in den Strang,
Und ziehet rüſtig fort von freien Stücken.

Erzeige doch, um Gott, mir den Gefallen!
Mein Wagen wahrt gar einen ſelt'nen Hort,
Und Räuber könnten mich hier überfallen."

Der Ritter ſprach: „Das Roß darf ich nicht laſſen;
Denn, bräch' ich frevelnd meines Herrn Gebot,
So müßt' ich gleich darauf im Tod erblaſſen."

Sprach Männlein: „Ei, wie könnt' ich das begehren?
Behüte, daß du ſteigeſt von dem Roß!
Und dennoch kannſt du Hülfe mir gewähren.

Faß' nur den Wagen an bei dieſem Rade,
Und bücke dich und heb' ein wenig mit,
So zieht mein Roß hinauf zum eb'nen Pfade."

Der Ritter bücket ſich und faßt die Speichen.
Da zog das Rößlein an ſo kräftiglich,
Daß es den Anlauf endlich thät' erreichen.

Sprach nun der Fuhrmann: „Biſt, o Herr, vor Allen
Der bravſte Mann. Sei tauſendmal bedankt
Für ſolch' uneigennützigen Gefallen!

Ja, wüßteſt vollends du, wie ſchöne Habe
Ich in dem Wagen führe wohlverwahrt,
Du freuteſt wahrlich noch dich einſt im Grabe.

Es iſt ein Schmuck von weißen Perlenſchnüren,
Und Diamanten, Saphir'n und Smaragd,
Wie ſich ein Königskind nur mag erküren.

Wer ſolch' ein Kleinod um den Nacken leget,
Dem wird gar wohl und aller Kummer weicht,
Wie groß und vielfach er ihn immer heget.

Der größte Hort iſt's ganz gewiß hienieden,
Den es nur geben kann; ich ſage dir,
Er giebt dem König, wie dem Bettler, Frieden.

Und wär' ein Bräutlein noch ſo treu gemeinet,
Legt ſie den Schmuck an, plötzlich reißt die Luſt
Sie fort vom Bräut'gam, wie er immer weinet.

Und ſäß' ein armes Kind in finſt'rer Kammer,
Und wüßte keinen Troſt ſich in der Welt,
Leih' ihm den Schmuck, gleich weicht ihm aller Jammer.

Das iſt ein Talisman, bewährt und prächtig!
Ihm beugt in Demuth ſich der Erdenkreis;
Denn ſeine Tugend iſt vor allem mächtig.

Willſt du den Schmuck ein wenig dir beſehen,
So darfſt du nur ein wenig näher noch
Heran zu meinem Wagen einmal gehen."

Der Ritter ſprach: „Ich darf das Roß nicht laſſen;
Denn, bräch' ich frevelnd meines Herrn Gebot,
So müßt' ich gleich darauf im Tod erblaſſen."

Spricht nun das Männlein: „Nur herüberſetzen
Sollſt du; halt nur des Roſſes Zügel feſt,
So brauchſt du deine Pflicht nicht zu verletzen."

„Solch' Wunderkleinod möcht ich freilich ſchauen,
Denkt Wahn; hinüber ſoll ich ja doch nur.
Ei, dürft' ich doch des Mannes Wort vertrauen!"

Der Alte ſpricht: „Armſel'ger Knecht vor allen!
Biſt auch ein Feigling! Komm' und faſſe Muth!
Das lichte Kleinod wird dir wohlgefallen.

Du ſäumſt noch immer? Giebt's da zu bedenken?
Du ſcheinſt zu träumen. — Sieh', das iſt der Bann,
Der davon ausgeht, dich heran zu lenken!" —

„Du kannſt's ja leicht auch aus dem Wagen nehmen,
Wenn dir's beliebet!“ ſpricht der Ritter Wahn;
Doch dazu will der Mann ſich nicht bequemen.

Und ſpricht nur: „Ei, wie hell das Kleinod funkelt!
Dein Augenlicht vergehet vor dem Glanz
Der Strahlen, daß ſich Alles um dich dunkelt.

Berühren willſt du nicht der Erde Boden?
Da thuſt du wohl; denn in der Erde Schooß
Schläft unerwecklich ſtill das Heer der Todten. —“

„Der alte Fuhrmann ſcheint mir Recht zu haben,
Denkt Ritter Wahn, und gerne möcht ich doch
Auch an des Kleinods Lichte mich erlaben.“

Das hag're Männlein ſagt: „Ich ſeh' du hegeſt
Viel Leides in der Bruſt; geholfen iſt,
Wenn auf das Herz den ſchönen Schmuck du legeſt.

Gern möcht' ich dir den Gegendienſt erweiſen;
D'rum eile, ſo du willſt! Die Zeit verrinnt
Und allzuſpäte wird's zum Weiterreiſen.“

Der Ritter ſprach: „Ich darf herab nicht ſteigen,
Hinüber nicht, noch irgendwie vom Roß,
Sonſt müßt' ich gleich darauf im Tod erbleichen.“

War dieſer Argliſt Wahn nun auch entgangen,
So blieb doch härt're Probe zu beſteh'n;
Denn mächtig aufgeregt iſt ſein Verlangen.

Doch wie der Alte weiter ſich gebahret,
Wie dem Verſucher Wahn doch unterlag,
Sei für des Liedes Ausgang aufgeſparet!

Vierundzwanzigstes Abenteuer.

Helene und die Todtenfahrt.

„Auch eine Jungfrau, spricht der Mann, sitzt d'rinnen,
Holdselig, traun! vor Allen anzuschauen,
Daß man begehret, sie allein zu minnen.

Sähst du den Glanz nur ihrer dunklen Augen,
Die sehnsuchtsfeucht bestricken jeden Sinn,
In süßer Gier im Herzen fest sich saugen.

Und ihre Stirn! Ach, holder Wahnsinn gaukelt
Dort auf und ab, wie sich ein Schmetterling
Im Blüthenkelch die Lilie wogend schaukelt.

Ja, hast du noch ein Röslein nicht gesehen
In hellen Purpurs üppig voller Pracht
Zum erstenmal halb aufgeblühet stehen?

Der erste Thau fällt in des Purpurs Dunkel;
Da bebt die Rose wie durchzücket auf,
Und aus dem Roth glüht perlengleich' Gefunkel.

So ihrer Lippen Paar, halb mild, halb spröde,
Zur Seligkeit geöffnet halb und halb,
Läßt seh'n der Zähne Glänzen gern, doch blöde.

Und wie der Lilie weicher, weißer Sammet
Erglüht im Abendroth, so zeigt sich auch
Der Glieder Schnee, vom Blute leicht durchflammet,

Nie hast ein hold'res Weib du noch erschauet,
Nie ward noch eine solche Huldgestalt
Von der Natur dem Leben anvertrauet.

D'rin ſitzt ſie träumend, wie auf gold'nem Throne;
Denn eine hohe Königin iſt ſie
Und trägt auf ihrem Haupt die gold'ne Krone.

Ich fahre ſie dem Bräutigam entgegen,
Gar viele, ja zwölfhundert Jahre ſchon,
Dem Heißgeliebten an die Bruſt zu legen.

Sie trägt die Zaubermiſtel in den Händen,
Die wahrt ſie ewig jung und ewig ſchön,
Bis ſich der Bräut'gam nahet, um zu enden."

Und Ritter Wahn, von dieſem Wort gefangen,
Hält ſinnend auf das ungeduld'ge Roß,
Durchbebt von Ahnung, wunderſüßem Bangen.

Urplötzlich hebt der Mann das Tuch vom Wagen.
O Wunderſchau! wie kann von ſolchem Bild
Ein Sänger noch, von ſolcher Schönheit ſagen?

Und hätt' ich auch aus heil'gem Gral getrunken,
Ich könnte ſingen nicht ſo hohes Lied,
Mir ſänk' das Antlitz in die Harfe trunken.

Wohl war die allerherrlichſte der Frauen,
Weit über Blüthenſchmelz und Lenzespracht,
Gleich einem lichten Götterbild, zu ſchauen.

Wie ſaß ſie traumvoll in ſo holdem Leide!
Die hochgewölbte, ſchöne Stirn geneigt,
Geſenkt der dunkelbraunen Wimpern Seide.

Ihr Mund ſanft lächelnd — ach, ſo ſchmerzlich ſüße,
Kämpft mit dem Purpurteppich noch an Roth,
Worauf, wie Lilien ſteh'n zwei lichte Füße.

In edle Falten bricht ſich um die Lenden
Ein Feſtgewand ihr, auf dem runden Knie
Geſchürzt nachläſſig von den zarten Händen.

„Helene!“ ruft, von Erdenwonne trunken,
Der Ritter, fiebriſch pocht dabei die Bruſt,
So daß er faſt vom Roſſe wär' geſunken.

Sie ſchaut den Ritter an mit Zauberblicken,
Wehmüth'gen und doch frohen auch zugleich,
Gemacht, all' ſeine Sinne zu beſtricken.

Gleichwie der tiefſte Grund im ſtillen See,
So tief geheimnißvoll und ſinnig war
Der Blick, gewebet wie aus Luſt und Wehe.

Sie ſtreckt dem Ritter hold die Hand entgegen,
Blickt zärtlichſtumm und ſehnſuchtsweich ihn an;
Wie könnt' er hier noch ſinnen, überlegen?

Er iſt entzückt, all' ſeine Pulſe jagen,
Sein ganzes Weſen ſchmilzt in Einen Blick, —
Mit einem Schwunge ſteht er auf dem Wagen.

„Holdſel'ge Jungfrau, hab' ich dich gefunden?“
Ruft Ritter Wahn, an ihre zarte Bruſt
Mit zauberhaften Banden feſtgebunden.

Dem Aug' entrollen ſüße Wolluſtthränen;
Er faßt in ſeinem Wonnerauſch ſich kaum,
Muß ſich im Glücke nach noch höh'rem ſehnen.

So jauchzt ein Kind bei giftbeſtreutem Mahle,
Und ſchlürfet gierig ein das ſüße Naß,
Indeß der Tod kredenzet ihm die Schale.

O Küſſeglüthen von ſo ſüßen Lippen!
O Feuerflammen! O! wer wollte nicht
Auch ſelbſt den Tod von ſolchem Munde nippen?!

O, ſel'ge Pein hochſel'gen Luſtumſchlingens!
Wo Aug' an Auge, Lipp' an Lippe ſaugt
In wilder Macht des gluthenvollen Ringens!

„Helene! Mein?“ — Er kann nicht weiter ſprechen,
Indeß im Herzen ihm das Blut gerinnt,
Die Lippen ſtammeln und die Augen brechen.

Und als er hinſchmilzt an den Flammenküſſen,
War ihm das Roß, dies Himmelspfand, ſchon längſt,
Und mit ihm er ſich ſelber auch entriſſen.

Helenens dunkle Lockenwogen fluthen
Um ſein Geſicht; mit weichen Händen kühlt
Sie drückend ihm der Stirne Fiebergluthen.

Und leiſe flüſternd ſprach ſie: „Sei willkommen!
Wie hab' ich dieſe Stunde mir erſehnt!
Und biſt du endlich doch zu mir gekommen?

Nun ſoll mein Arm dich tauſend Jahre wiegen;
Dann mit einander ſterben wir, du wirſt
An meiner Bruſt die lange Nacht durch liegen.

Der Ritter war bei den betrübten Worten
Im ganzen Angeſichte weiß wie Schnee,
Vor großem Schreck und wilder Angſt geworden.

Nun ließ der Fuhrmann ſein Gewand auch fallen,
Der hag're Schnitter ſtreckt ſich lang empor
Und ſpricht: „Jetzt endlich biſt du mir verfallen.

Vergeblich diesmal würdeſt du nun ringen,
Jetzt iſt die Reih' zu ſiegen nur an mir;
Denn deine Sünde hilft mir dich bezwingen.

Zwölfhundert Jahr' bin ich dir nachgelaufen,
Und konnte niemals doch ergreifen dich!
Nun iſt's gelungen und ich kann verſchnaufen.

Nun werden deine Lippen zu Sapphiren,
Die Augen zu dem härtſten Diamant;
Und ſo wird dich das ſchönſte Kleinod zieren.“

Als er ſo ſprach, erhob ſich Sturmesſauſen,
Der Himmel hüllte ſich in dunkle Nacht,
Und Donner fingen toſend an zu brauſen.

Entfliehen wollte Wahn, doch dräuend hoben
Sich drei Geſtalten neben ihm empor,
Die ſprachen: „Wahn, ſei uns gegrüßt hier oben!“

Er ſtarrt ſie an. Es waren die drei Greiſe
Von eh'mals: Ird, der Raum, zuſammt der Zeit;
Die ſagten: „Kommſt noch eben recht zur Reiſe.“

Tod aber ſprach: „Wie weiland gottvergeſſen,
Adam und Eva von der böſen Frucht
In ſünd'gem Vorwitz haben frech gegeſſen,

So haſt auch du geſündigt und gebrochen,
Was du dem allerhöchſten Herrn und Gott
Aus ganzer Seele haſt gelobt, verſprochen.

Und wie vom Paradies ward ausgetrieben
Das erſte Menſchenpaar, daß Allen nur
Der Sünde Frucht, der Tod, iſt übrigblieben,

So hat auch dich der Herr nunmehr verlaſſen,
Du kenneſt ja den Schmuck, der dir gebührt;
Denn alſobald mußt ſterbend du erblaſſen.“

Und ſieh'! die Erde rings beginnt zu zittern,
Der Himmel beugt ſich tief und ſchwarz herab,
Und brauſet dumpf in rollenden Gewittern.

„O daß ich wich vom rechten Gottespfade!
Ruft Wahn verzweifelnd aus; ich habe ſchwer
Geſündigt, bin unwerth des Himmels Gnade.“

Und eine Stimme dröhnt zu ſeinen Ohren,
Gleichwie Poſaunenton vom Himmel her:
„Weh', Wehe, Wehe dir! du biſt verloren.“

Ihn faßt ein ungeheu'rer Schmerz und drücket
Zuſammen ihm das widerſpännſt'ge Herz,
Daß er tief keuchend ſchon beinah' erſticket.

„Ach! bebe nicht, es ſind nur kurze Wehen;
Sprach nun Helene, glaub', zu frohem Traum,
Zur ſtillen Ruh', verſöhnet, ſollſt du gehen.

Auch uns wird einſt der Herr vom Tod erwecken.
Vor ſeiner Stimme werden über uns
Aufberſten auch der Erde ſtarre Decken;

Dann wird verzeihen er reuvollen Sündern,
Die vor ihm knieen in dem Erdenthal,
Erbarmen ſchenken den verirrten Kindern."

Noch einmal hing ſein Blick an ihren Augen,
Als wollten brechend ſie noch Liebe dort,
Noch Troſt und Heil aus ſolchem Borne ſaugen.

Nun flog ein Zucken ihm durch alle Glieder,
Er ſchlug die Hände vor ſein Angeſicht,
Und ſtürzte ſterbend ihr zu Füßen nieder.

Sie aber hatt' an ihre Bruſt gezogen
Sein Haupt, in weite Schleier es gehüllt,
Und ganz geborgen in der Locken Wogen.

Die Erde gähnet auf mit weitem Munde
Und ſchlingt hinab ihn in die düſt're Nacht,
Die brütend waltet tief in ihrem Schlunde.

Der düſt're Tod trieb an das Roß und unter
Gewitterrollen, brauſendem Geheul
Der Stürme ging die Todtenfahrt hinunter.

So ward dem Ritter Wahn der Tod geſendet,
Den ihm der Herr des Himmels angedroht.
Und ſomit iſt das Lied von ihm geendet.

Georg Venlot.

Eine Novelle mit Arabesken.

1831.

Seinem Freunde

Dr. August Kluge.

Freund!

Wo Du auch in diesem Augenblicke verweilen magst, ob im Räthsellande Aegypten an den Ufern des Nils, ob in jener Weltstadt am Tiberstrome, oder ob wieder an Deinem geliebten See in der Schweiz — auf heimathlichem Boden; — Dich sucht überall dieses Buch mit seinen Märchen, um Dir zu sagen: daß ich Deiner fortwährend gedenken muß, daß ich die schönen Tage, welche wir in großer, weltgeschichtlicher Rückerinnerung verlebt, daß ich die Stunden, welche wir in heiterer Kunstanschauung genossen, — daß ich die Augenblicke, welche wir in edelster Begeisterung gleich farbigen, duftigen Blumen uns aufblühen gesehen, — daß ich die sternenhellen Nächte, welche wir unter Italiens Himmel Arm in Arm wachend durchträumt haben, — daß ich alles dieses, was nur je zwei Menschenherzen an einander fesseln kann — gleich einer Reliquie im geweihten Schreine — heilig bewahrt habe.

Ich widme Dir dieses Buch. Es gehört Dir nicht minder an, als mir selbst; denn Du hast es ja großentheils mit mir durchlebt! — Was Dir fremd, seltsam, unangenehm und unkünstlerisch in diesem Bilde erscheinen möchte, das mag — wenigstens zum Theil — mein Geschick, welches seit unserer Trennung mir nicht wenig widerwärtig, und aller Förderung in Kunst und Wissen

hinderlich war, mir verantworten helfen. Während Du, ein freier Adler, über Land und See einherzogst, hielt mich das engste Leben im engsten Käfige gefangen. Indem Du die ganze Welt ruhig unter Dir sahst, und die Fäden der Völkerschicksale in einem Knoten vereinigt von Deinem Standpunkte herab bemerken mochtest, lag über mir schwer und unüberwindlich der Webebaum einer noch werdenden Geschichte — und zwar der meines Vaterlandes, und die Wehklage ihrer Stimme betäubte mich. — Dazu kam eigenes Bedrängniß, vielfache Noth und der Mangel am Gemeinsten.

Wenn Du von diesen Elementen dann und wann die Weltanschauung, welche gern in diesem Büchlein liegen möchte, getrübt siehst, so entschuldige mich bei Dir selbst; denn die Zeit und der Geist, welche in ihr liegt, beherrscht einen Jeglichen mehr oder weniger, am Meisten aber den Dichter. Ihm aber ist auch kein höheres Ziel gestellt, als die letzte Idee seines Volkes in der Weise, welche ihm gegeben ist, überall zu verklären.

So nimm denn diese Blätter freundlich hin! Gedenke meiner und lebe wohl!

Der Verfasser.

Einleitung.

Der Tag des blumigen Johannisfestes neigte sich dem Ende zu. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne blitzte noch einmal über die Hügel hinüber und schien sich nur ungern von der bräutlich geschmückten Erde zu trennen. Ueber die Thäler legte sich ein bläulicher Nebelflor, während ein linder Luftzug das blühende Getreide auf den langhingestreckten Feldflächen, und die duftenden Blumen auf den Rainen und Wiesen flüsternd bewegte. Das Geläute aus den umherliegenden Ortschaften tönte in der Luft mit dem Summen der Käfer zusammen.

An diesem Abende, der in Blumen- und Blättergesäusel, mit allen seinen Blüthenwonnen und Düften zu Träumen und lieblichem Sehnen das Herz lockte, ergingen sich zwei Jungfrauen, still und freundlich, wie die sie umgebende Natur, auf einem rasigen Feldwege, welcher sich hinter dem Städtchen R....r durch die üppigste Flur hinzog.

Kaum möchte ein glückliches Auge irgendwo zwei schönere Frauengestalten beisammen sehen.

Blüthe auch die Eine von ihnen lieblich in frischer, rosiger Gesundheit, in schöner Fülle schlanker Glieder, und hob sich auch zu unsäglicher Anmuth ihr dunkelumlocktes Haupt frei und edel im lieblichen, jungfräulichen Trotze empor, so daß sich fast kaum ein höherer Liebreiz denken ließ, so möchte dennoch ihre Gefährtin neben ihr nicht mißfallen haben. — Es war eine hohe, königliche

Geſtalt, zart und etwas bleich ihr Antlitz, nichtsdeſtoweniger aber ihr Mund in heller, friſcher Röthe ausgewoben. In ihren klaren, blauen Augen, welche ſie aus Gewohnheit faſt immer niederſchlug, ſchien ein geheimes, wonniges Träumen zu ſchweben. So leicht hinwandelnd im bläulichen Gewande, ſchien ſie, wie eine Feenerſcheinung, in der Luft zerfließen zu wollen.

Von allen Geſpielinnen, welche mit beſonderer Zuneigung ſich ihr angeſchloſſen hatten, war ihr die heitere Mathilde, welche eben jetzt ihre Gefährtin war, die Theuerſte.

Lina aber ſelbſt war in gewöhnlicher Weiſe in Gedanken, wobei ein leiſes Lächeln um ihren Mund ſpielte, ſchweigſam verſunken.

„Lina, Freundin! hänge doch nicht immer alſo deinen alten Träumen nach!“ ermahnte ſie Mathilde.

„Ich muß dir geſtehen,“ verſetzte Lina, „daß dieſer Frühlingsabend mit aller Macht das Siegel in meiner Seele zu löſen ſucht, worunter das Geheimniß meiner Jugendtage ſchlummert. Wie iſt mir doch? — Ein ſchönes, hohes Schloß, durchſichtig, wie Glas, und ein Garten rings mit großen, ſeltſamen Bäumen und Blumen will ſich in meiner Erinnerung geſtalten! — und dann, Mathilde, fühle ich, wie ſich tief unten in meinem Herzen ein ungemeſſenes Leid zugleich losringen will.“

„Du träumſt wieder einmal!“ erwiderte Mathilde, „doch, ſchaue auf! es wird düſter, laß' uns hineingehen. Unſere Freundinnen werden auf uns warten, und dein Bruder wird vollauf zu thun haben, ihnen die Zeit zu vertreiben. Ich kann es mir denken, wie ſie vor dem Hauſe auf der Bank neben deiner Pflegemutter ſitzen, die Köpfe zuſammenſtecken, um nichts Heimliches zu flüſtern. Beinahe gram bin ich ihnen, ſo angenehm mir es auch ſonſt iſt, daß ſie uns allein gehen ließen.“ — „Beſtes Herz,“ ſetzte Mathilde aufgeregter hinzu, „ſo lieb, wie dich, habe ich Niemand mehr!“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen kamen die beiden Mädchen zwiſchen den Gärten hindurch in die

belebte Straße des Städtchens. Erleuchtet waren bereits die ſtillen Gemächer, und die gelben Johannisblumen, womit nach altem Brauche die Fenſter beſteckt waren, gaben den Häuſern ein feſtliches Anſehen. Männer, Frauen und Kinder ſaßen in traulichen Gruppen vor den Hausthüren, um die erquickliche Abendluft zu genießen. Wo nur die Beiden vorüberkamen an den fröhlichen Menſchenſchaaren, wurden ſie freundlich gegrüßt, und manche Matrone ſprach: „Glücklich müſſen die Männer ſein, welche dieſe als Frauen heimführen!“ —

Schon von Weitem kam ihnen die Schaar ihrer Freundinnen entgegen, und zog ſie im fröhlichen Tumulte hinein in die Stube des alten Herrn Meier, Lina's *Pflegevater*.

So bequem und behaglich der alte Herr ſich auch in ſeinem Armſtuhle fühlte, ſo ſtand er doch vom Anblick der Schönen verjüngt auf, und begrüßte umſtändlich die Freundinnen ſeiner Lina.

Bald erſchien auch Heinrich, Lina's Pflegebruder, in ſeinem gewöhnlichen Ernſte; etwas ſpäter Rudolph, Mathildens Bruder, mit noch einem Freunde.

Bald ſaß die Geſellſchaft in munterem Kreiſe um den glänzend gebohnten Tiſch herum. Lina ſtellte darauf porzellanene Blumentöpfe mit friſchen Sträußen, Mutter Meier aber ſetzte geſchäftig und freundlich allerlei Näſchereien und Erfriſchungen dazwiſchen hin.

„Wie ſchön iſt Auge und Zunge bedacht,“ ſprach ſcherzend Mathilde; „aber lieber, düſterer Heinrich, ich weiß es im Voraus, du ſorgſt auch dafür, das wir ſonſt noch mit Ohr und Seele uns ergötzen! Ich bitte dich, als Geſandſchafterin der hier verſammelten hohen Häupter, recht ſehr um die Erzählung einer Geſchichte, und wenn es nur ſo ein unglaubliches Märchen, wie neulich wäre, womit du uns einen ganzen Abend unterhalten haſt.“

„Ah! ſieh' den Schalk, da packt er ja ſchon ein Buch aus!“ rief Karoline, Heinrich's Nachbarin.

„Ich habe heute erſt von einem Freunde aus der

Hauptſtadt dieſe Sache hier überſchickt erhalten," erwiderte Heinrich. „Da ich nun ſelbſt noch nicht darin geleſen habe, ſo kann ich freilich nicht wiſſen, ob ſie eine ſolche ſchöne Geſellſchaft ſchön genug unterhalten kann."

„Wir machen keine großen Anſprüche, Heinrich!" verſetzte Mathilde; „und laß' uns nicht länger ſchmachten; denn eine ſolche noch unvorgeleſene Geſchichte hat einen beſonderen Reiz."

Heinrich ſchlug das Buch auf und begann die Vorleſung. Die Geſellſchaft hörte geſpannt und aufmerkſam zu.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Maskenball hatte begonnen. Rauſchende Muſik belebte im kerzenhellen Saale die wunderlichſten Figuren und Gruppen. Die Abgeordneten aus allen Irrenanſtalten Europa's ſchienen ſich hier im Feſtputze verſammelt zu haben. Nur in einem anſtoßenden Zimmer, durch deſſen geöffnete Flügelthüren man die ganze bunte Menge bequem überſehen konnte, ſaßen beim Weinglaſe mehrere einfache, ſchwarze Domino's, welche die Läſtigkeit der Maske abgelegt hatten. Es waren mehrere jüngere Doctoren und Studenten.

Ihre ernſthaften Geſichter ſchienen zu bekräftigen: „daß der Deutſche über Alles, und Alles über ihm ſchwer werde.“ Der Inhalt ihres Geſprächs mochte nicht die Wahrheit dieſes Satzes widerlegen.

„Sagt mir Nichts von dem alten Wahnwitze der Menſchheit,“ verſetzte der Eine; „es iſt Alles Nichts, als Entſtehen, Leben und Vergehen; und darüber hinaus giebt es Nichts! Thoren ſind es, welche nicht einſehen wollen, daß das Leben nicht Mittel, ſondern Selbſtzweck iſt! Die ſchaffende Flüſſigkeit, welche aus der Materie heraus, als ein ewig Bewegtes und Bewegendes chemiſch operirt, iſt das einzige Lebensprinzip. Die Pflanze, welche von dieſer Naturkraft zu Blatt, Stengel und Blüthe, ja! ſelbſt zum Wachen, Schlafen und Empfinden emporgetrieben wird, und ihre Freude und Wolluſt in

Farben und Düften ausſtrömt, lebt daſſelbe Leben, welches, nur in höherer Potenz, der Menſch lebt. Was Ihr Geiſt, Seele, nennt, iſt nur der Nervenſaft, der ſich im Lebensprozeſſe erzeugt und wieder verflüchtigt; ſo wie ein angezündetes Talglicht zu fröhlicher Flamme ſich verwandelt, und in der Entwicklung des Wärme- und Lichtſtoffes lebt, bis Nichts mehr übrig bleibt, als todte Aſche!" —

Ein hagerer Mann mit einem todtbleichen Geſichte, welches zwei feurige Augen belebten, hörte beſonders aufmerkſam zu. Er hatte ſich bei der Geſellſchaft unter dem Namen Voland, und dem Charakter eines Doctors der Philoſophie eingeführt. Seltſam lächelte er bei den Worten des Redners.

Ein anderer Jüngling mit freiem, klarem Antlitze, auf welchem die freudigſte Geſundheit des Leibes, wie des Geiſtes aufleuchtete, erhob ſich vom Sitze. Wie ein Apollo, mit edlem Zürnen auf der reichumlockten Stirn und den ſchönen Lippen, ſtand er vor den Genoſſen da, und ehe er noch ſprach, ſchien ſeine erhabene Geſtalt Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen, und zum Anerkennen des Göttlichen im Menſchen unwiderſtehlich hinzureißen.

„Es iſt unlöblich," begann er zu ſprechen, „deuteln zu wollen an der Würde des Menſchengeiſtes! Wehe dem, welcher nicht mehr fühlen kann, wie er das Ebenbild Gottes in ſeiner Bruſt beherberge, der ſich dem trüben Erdgeiſte aufzuopfern unglückſelig beſtrebt iſt. Mir aber ſoll Niemand meinen Glauben antaſten! Ich rufe alle Mächte des Chaos, die Uebelgewillten, herauf: mir dieſes Licht zu rauben! Sie ſollen mit ihrer Klugheit zu Schanden werden an meiner Einfalt!"

„Großſprecherei!" flüſterte der Eine. „Es iſt ein Enthuſiaſt!" verſetzte ein Anderer, „Er hat keine Ahnung von der großen Weltironie," meinte ein Dritter.

Doctor Voland aber trat auf ihn zu, und ſagte: „Sie haben hier ſchöne Geſinnungen geäußert, wodurch

Sie mir sehr werth geworden sind. Sie heißen Georg Venlot?"

„Ihnen zu dienen, Herr Doctor Voland!"

„Wir müssen näher mit einander bekannt werden," sprach der Doctor; „sind Sie es zufrieden: Du auf Du!" —

„Du auf Du! versteht sich," riefen die Anderen. Doctor Voland und Georg Venlot ergriffen die Weingläser, und tranken mit verschränkten Armen academische Brüderschaft.

Eine Maske trat jetzt herein, nahm Georg Venlot bei Seite, und gab sich zu erkennen.

„Ah, Stubengenosse, willkommen! ich habe schon lange auf dich gewartet; was kommst du erst so spät?"

„Mein Maskenanzug blieb so lange außen. Warst du schon tüchtig vergnügt?"

„Ziemlich."

„Ein Brief ist an dich gekommen. Warte! ich habe ihn beigesteckt. Hier ist er!" Mit diesen Worten drückte er Georg den Brief in die Hand. Dieser trat zu einem Wandleuchter, erbrach ihn, und las:

„Geliebter Sohn!"

„In dem Augenblicke, daß du diese Zeilen gelesen hast, erfülle die inständigste Bitte deines Vaters, und komme heim! Furchtbares Geheimniß habe ich dir zu entdecken; eile! bevor die Verzweiflung deinen armen Vater getödtet hat. — Ich erwarte dich mit Schmerzen! — Gott geleite dich glücklich zu mir, geliebtes Kind!"

„Was ist dir?" fragte der Ueberbringer des Briefes, „du erbleichst ja im ganzen Gesichte!"

„Um Gotteswillen," rief Georg, „ich muß in meine Heimath zurück! Ich muß gleich abreisen! Lebewohl, und grüße die Freunde!"

Mit diesen Worten ließ er den Erstaunten stehen, und stürzte fort.

Nach einer Stunde fuhr Georg schon zum Thore

hinaus. Munter blies der Postillon in jubelnden Klängen auf dem Horne in die Nacht hinein, und im schnellsten Fluge auf der Heerstraße rollte der Wagen dahin der Heimath entgegen.

Zweites Capitel.

Es war Nacht. Die Wohnstube des älteren Venlot war spärlich von einer Lampe erleuchtet. So viel bei dem schwachen Lichte sich erkennen ließ, zeigte Alles ringsum von einer gewissen Wohlhabenheit. An der gefirnißten Wand prangten bunte Bilder; über dem weißen, glänzenden Tische in der Ecke hing ein schöner Spiegel im vielfach geschnörkelten Rahmen, mit vielen Pfauenfedern besteckt, und blankes Zinngeschirr leuchtete in langer Reihe vom Gesimse herunter. Selbst an der geringsten Geräthschaft im Zimmer war eine gewisse saubere Zierlichkeit, welche auf ein gemächlicheres Leben hindeutete, als man sonst bei einem Landmanne zu finden glaubt, nirgends zu verkennen.

Auf dem Bette an dem einen Ende des Gemachs lag der Hausherr; neben ihm saß seine Ehefrau, welche leise vor sich hinweinte. Nach langem Schweigen begann endlich die Bekümmerte zu sprechen: „Ich bitte dich herzlich, theurer Mann! theile mir dein Leid mit. Du weißt es ja, wie ich alle Noth eben so gern, als unser Glück, mit dir stets getheilt habe! Als wir noch arm waren, oft kein Stückchen Brod miteinander zu essen hatten, und ich wohl oft verzagen wollte, warst du immer so froh und heiter! Jetzt aber, da uns Gott überall gesegnet hat, unsere Schreine voll kostbarer Waare, unsere Kästen voll Geld sind; jetzt, da uns Nichts mangelt, was zur Leibes Nothdurft und Nahrung gehört, bist du auf einmal ganz anders, finster, trüb und niedergeschlagen geworden! Rede doch, lieber Mann!“ —

„Wo iſt Georg?“ jammerte der Beängſtigte; „wo iſt mein Sohn? Er iſt immer noch nicht da? Mein Gott! Mein Gott! Was wird es ihm helfen, auf der hohen Schule zu ſein, zu lernen, ſeinen Verſtand auszubilden, und tüchtig zu werden? Er kommt nicht, er wird verloren ſein!“

Im Vorhauſe ertönten jetzt kräftige Schritte, die Thür ging auf, und Georg trat herein. „Mein Sohn!“ ſchrie der Kranke auf, und hob ſich vom Lager empor.

„Vater! Mutter!“ rief Georg, und lag in den Armen ſeiner Eltern.

„Laß' ab von mir, frommes Kind! Du mußt mir verzeihen, nicht wahr, Georg?“ ſeufzte der Vater.

Mit dieſen Worten ſtand er auf, nahm die Lampe, faßte Georg beim Arme, und führte ihn mit ſich hinauf in eine Kammer.

Nachdem er die Thüre ſorgfältig verſchloſſen hatte, wandte er ſich zu Georg, und begann mit zitternder Stimme: „Du wirſt dich noch erinnern können, wie wir vor Zeiten ſo arm waren, daß wir kaum uns zu ernähren vermochten. Du warſt damals ein zwölfjähriger Knabe, als die große Theuerung in das Land kam. Schon ging der Winter zu Ende; die Lebensmittel ſtiegen zu unerhörten Preiſen; und wir hungerten.

„Damit Nichts fehlte, um mich auf das Aeußerſte zu treiben, warf heftiges Fieber deine Mutter auf das Krankenlager, ſo daß ich ſtündlich ihrem Tode entgegenſah. In wüſter Angſt rannte ich hinaus an das Ufer des Rheinſtroms, warum? weiß ich ſelbſt nicht. Weinen konnte ich nicht mehr. In ſtiller Verzweiflung ſtand ich dort.

„Wie ich nun alſo gedankenlos hinunter ſtarrte in den brauſenden Wellengang des Stroms, fühlte ich einen leiſen Schlag auf meine Schulter. Ich wandte mich um, und ein langer, freundlicher Mann ſtand vor mir da.

„Ich bin ein Menſchenfreund'“ begann er zu reden,

„und ſuche der leidenden Menſchheit zu nützen; denn im Grund bin ich ſehr mitleidig. Wenn du mir vertrauſt, ſo ſoll noch zur Stunde dein Weib geſund, und du der reichſte Mann im Rheingau ſein.“

„Gnädiger Herr,“ ſprach ich, demüthig meine Mütze unter dem Arme, „können Sie mir helfen, ſo will ich Ihnen ewig dankbar ſein.“

„Ich bin Kaufmann,“ fuhr der Fremde fort; „wenn ich dir helfe, — denn es iſt mein Grundſatz: nie Etwas umſonſt zu thun! — ſo bitte ich mir dafür eine kleine Gegengefälligkeit aus. Siebenmal ſollſt du das größte Netz auswerfen in den Strom, und ſiebenmal, vom Golde des Nibelungenhorts gefüllt, es wieder herausziehen, und zugleich dein ſchönes Weib geſund ſein, wenn du mir nach Verlauf von ſieben Jahren, von der nächſten Mitternacht an gerechnet, dasjenige zu eigen giebſt, was von dem Deinigen bei deiner Heimkehr dir zuerſt in die Augen fallen wird.

„Zweifle nicht,“ redete der Fremde weiter, „an der Erfüllung meines Verſprechens! Ich weiß Vieles und Mancherlei! Alle Schätze, welche das Meer und die Erde verbirgt, kenne ich.“

„Meine Seele war betäubt. Wie im Traume, ſagte ich: „Gnädiger Herr, ich ſtehe Ihnen für dieſe Hülfe mit Allem zu Gebote!“

„Sogleich faßte er mich bei der Hand, ſtach mit einem Stachel oder Meſſer, — ich weiß ſelbſt nicht, was er mit mir vornahm, — ſchnell in meine linke Hand, und ſaugte mit eiskalten Lippen das hervorquellende Blut auf.

„Unfern von dieſer Stelle hing ein Fiſchernetz zufällig an einem Baumaſte zum Trocknen herunter. Er hieß mich es herbeiholen, und kunſtgerecht an eine bezeichnete Stelle am Ufer auswerfen. Mit ſeiner Beihülfe — denn der Zug war ſehr ſchwer, — brachte ich das Netz wieder heraus.

„Als ich es am Lande leerte, fand ich darinnen siebenzehn große Beutel voll Goldstücke.

„Nun, mein Theuerster," sprach lächelnd der Kaufmann, „wie gefallen dir diese Fische? Petrus hat nie bessere gefangen! Noch sechs solche Züge stehen dir zu Gebote! Zu gehöriger Zeit werde ich mich übrigens wieder einstellen!" Mit diesen Worten war er, ich weiß nicht, wie? mir aus den Augen.

„Ich Unsinniger aber fiel, wie rasend, über das Gold her, im Gefühle meines Reichthums überglücklich. Das funkelte mir in die Augen und in die Seele! So viel ich von meinem Schatze tragen konnte, nahm ich zu mir; das Andere verscharrte ich unterdessen im Sande, und ging alsdann schwerbeladen, taumelnd und träumend auf meine Hütte zu.

„Schrecklich sollte ich erwachen; denn wie ich um die Felsenecke des Thales herumgehe, kamst du, mein Georg, mir freudig entgegen gesprungen und schriest: „Vater, unsere Mutter ist wieder ganz gesund!"

Mit ängstlicher Theilnahme hatte bis jetzt Georg dem Vater zugehört, kaum hatte er Odem zu holen gewagt, regungslos stand er vor ihm. Wie er aber jetzt mit gepreßter Stimme sprach: „Und der fremde Kaufmann war ein Seelenkäufer, der Satan, ihm habe ich dich verkauft, ich Elender, und in dieser Nacht sind die sieben Jahre um!" stürzte Georg in seine Arme, und rief: „Es ist ja unmöglich, was du sagst!"

„Mein armes Kind," jammerte liebkosend der Elende, „wohl habe ich später oft dasselbe gedacht; denn die Noth und der Kummer hatten mich damals, ich weiß es noch genau, halb wahnsinnig gemacht; auch habe ich wenige Jahre nachher, da eine bedeutende Erbschaft uns zufiel, das schändliche Nibelungengold wieder heimgezahlt, und dem Bösen in den Rheinstrom hinabgeworfen; aber vor drei Tagen in der Abenddämmerung kam der Schreckliche wieder zu mir und heischte dich, als die wohlbedungene Waare, zu seinem Dienste."

„Vater, und wie ſollte etwas Böſes an mir Gewalt haben," wendete Georg ein, „wenn ich ſelbſt nichts Böſes in mir trage?"

Drittes Capitel.

Georg ſprach noch viele Worte des Troſtes zu ſeinem unglücklichen Vater, welcher vor Herzeleid matt und zerſchlagen endlich auf einen Stuhl zurückgeſunken war. Nach einer Weile bemerkte er, wie ein ſanfter Schlummer über die Augen des Unglücklichen ausgegoſſen war.

Ihm eine ſolche erquickende Ruhe zu gönnen, ging Georg hinunter in das Wohnzimmer. Hier fand er ſeine Mutter am Tiſche ſitzend, und, das Haupt auf den gefalteten Händen über der aufgeſchlagenen Bibel, eingeſchlafen. Ihre Wangen waren noch von Thränen naß.

Er ſuchte ſie aufzuwecken; aber alle ſeine Mühe war vergebens. Wohl öffnete ſie die Augen; aber ſogleich fielen ſie matt wieder zu, und ihr ſchweres Haupt nieder auf ihre Arme.

Er ging in die Nebenſtube; aber auch hier ſchliefen die Dienſtleute einen wahren Todtenſchlaf. All' ſein Rufen, ſein Rütteln blieb erfolglos. Selbſt der ſonſt ſo wachſame Waſſerhund lag jetzt, zu einem Knaul zuſammengerollt, regungslos und fühllos.

Jetzt wurde es ihm unheimlich zu Muthe. Er ſprang hinauf in die Kammer, um ſeinen Vater zu wecken; allein auch hier war ſeine Mühe vergebens.

Er eilte wieder hinab in das Wohnzimmer; aber Alles ſchlief und blieb lebendigtodt und unaufweckbar.

So war er denn im grabesſtillen Hauſe das einzige Weſen, welches wachte, während alles Lebendige in betäubendem Schlafe dahingeſtreckt lag.

Nirgends regte ſich der geringſte Laut; nur ſein eig'nes, banges Odemholen, und das dumpfe Picken der

Wanduhr, deren Zeiger auf Zwölf zu krochen, drang zu seinem lauschenden Ohre.

Vergeblich bestrebte er sich zu beten; namenlose Angst raubte ihm die Besinnung. Er schrie einige Male laut auf; Nichts regte sich, außer dem Uhrperpendikel.

Die Wände schienen zusammenzurücken und ihn erdrücken zu wollen. Vor Entsetzen und Seelenqual stürzte er hinaus in die stürmische Nacht.

Vergebens suchte er im Dorfe ein wachendes Wesen anzutreffen; erfolglos pochte er an alle Nachbarshäuser an; Niemand hörte ihn.

Als müßte er vor sich selbst entfliehen, flüchtete er sich hinaus in das Freie. Jetzt erhob sich auf einmal ein Stürmen und Windesbrausen, als sollte die Erde untergehen.

Er raste durch den Sturm mit lautem Geschrei hindurch, klomm einen steilen Fels hinauf; und oben angelangt, bemerkte er, wie tief unten vor ihm der Rheinstrom brauste und über die Steinblöcke in wunderlichen Gestalten sprang und hüpfte.

Er sank nieder zur Erde, besiegt von der Mattigkeit der Glieder und dem Abgrunde vor ihm. „Herr Gott, erbarme dich über mich!“ betete seine Seele in heißer Inbrunst.

„Ich komme schon, Freundchen,“ rief eine schneidende Stimme von Unten herauf; „ich bin gleich bei dir! fürchte dich nicht! — sollst leben bei mir, wie ein Königskind, fürchte dich nicht!“

„Herr Gott, erbarme dich meiner!“ betete immerfort der Jüngling.

„Luſt und Wein, Tanz und Spiel, schöne Weiber sollen dein Herz erfreuen! Ueber Land und Meer sollst du mit mir ziehen, mein Söhnchen!“ rief es wiederum von Unten herauf.

Und eine andere Stimme, leise, wie ein verschwimmender Flötenton, drang an das Ohr des bebenden

Jünglings: „Ringe muthig, sei standhaft, bleibe dir treu!“ —

„Ehre und Reichthum, Wissenschaft und Klugheit will ich dir geben, springe herunter zu mir! zu mir! albernes Kind!“ rief die versuchende Stimme.

„Weiche von mir, Verruchter! heiliger Gott, rette meine arme Seele aus den Garnen des Versuchers!“ rief Georg.

„Du mußt doch!“ bebte die Stimme, wie ein grollender Donner, auf ihn ein, „du mußt! du bist mein!“ und ein gewaltiger Stoß schleuderte ihn empor, daß er wieder rücklings niederstürzte.

Aus der Ferne funkelte ein stechendes Auge auf ihn zu.

Unermeßliche Schauer und Entsetzen gingen über seine Seele.

„Folgst du mir nicht, so muß im Giftschwaden noch heute dein Vater, auch deine Mutter sterben. Ueber ihr Leben habe ich Gewalt, denn er gab mir sein Blut zu kosten. Du aber Narr! sollst frei sein, — denn dich liebe ich vor allen Menschengeistern, — frei vor dem Himmel, und frei auf der Erde, und selbst dein Herr sein! — Zu mir! Zu mir!“ — sprach die Stimme herüber; während immer wieder der verhallende Flötenton sein Ohr traf: „Georg, weiche nicht, zage nicht, ich bin dir nahe! ich bin immer bei dir!“

Der Rheinstrom hob sich sausend empor, daß er bis zum Felsen herüberschlug, auf welchem Georg bebte und betete; der Boden unter ihm begann zu wanken, näher und näher funkelte das furchtbare Auge, welches ihn zu durchbohren und zu sprechen schien: „Ich bin so arg nicht! komme mit mir!“

Jetzt schienen zwei ungeheure Hände nach ihm herüber greifen zu wollen; vor seinen Augen dunkelte es, und während ihm alle Sinne schwanden, glaubte er um seinen Nacken einen weichen Arm geschlungen zu fühlen, und vor den brechenden Augen schien es ihm, als beuge

ein frommes, zartes Jungfrauengesicht sich lieblich leuchtend über ihn her, und wie zum Tode sank sein schweres Haupt zurück an ein schlagendes Herz.

Viertes Capitel.

Georg schlief einen tiefen, sanften Schlaf. In den lieblichsten Gefilden des Traumes schwebte seine Seele. Er wähnte sich in einen wunderbaren Zaubergarten versetzt. Fremde Bäume, mit goldenen Blättern und leuchtenden Blüthenkränzen behangen, aus denen liebliche Lieder drangen, tausendfarbige Blumen, aus deren Kelchen die Düfte, wie Flämmchen, spielten, standen und prangten ringsumher vor der in Glückseligkeit vergehenden Seele. Feenhafte Gestalten, ihm wohlbekannte Ideale der Dichter, schwebten wahrhaftig und lebendig ihm vorüber.

Jetzt bemerkte er erst, daß ein himmlisches Weib neben ihm stand und ihn mit verklärten Blicken ansah.

Wie leuchtete so wunderlieb das Antlitz der Jungfrau im süßen, geheimen Erröthen! wie wölbte sich die in Schnee und Licht verklärte Stirne so heilig empor! In welch' wundersames Scheinen, das um die ganze Gestaltung gegossen war, verschwebten nicht des Hauptes blonde Locken! Wie lebte ein ewiger, schöner Lenz göttlicher Jugend in der holdseligen Webung aller Glieder, an welche leichtgefaltetes Gewand sich hingoß! —

Das sonnige Haupt ein Weniges geneigt, das blaue Himmelsauge wie verstohlen, auf ihn entzückend hingewendet, schien sie die entblößten Arme aus dem röthlichen Schleier ihres Gewandes emporheben zu wollen.

Um ihre Lippen schwebte es bald wie lächelnder Traum, bald wie ein mildes, beginnendes Wort, bald wie Küsse seliger Geister.

„Georg, kennst du mich?“ flüsterte sie endlich.

Höher leuchtete der weiße Blüthenglanz ihrer Arme, und selig sank Georg ihr entgegen.

Von Neuem fühlte er um seinen Nacken geschlungen den sanften Arm und sein Haupt ruhen an einem schlagenden Herzen.

Ihm war es, als müsse in diesem Entzücken sein Sinnen, sein Denken, all' Träumen und Wähnen, seine ganze Seele ersterben.

Zu einem tiefen Seufzer hob sich seine Brust empor, indem er von diesem Traume erwachend, die Augen aufschlug. Aber über sein Gesicht herein neigte sich immer noch das Antlitz der Jungfrau. Umsonst rang er zu erwachen; aber er war erwacht, und die Jungfrau sah ihn dennoch an mit ihren klaren Augen, die in wonniger Feuchte glänzten, und ihre Stimme klang zu ihm, wie ein verhallender Flötenton: „Georg, kennst du mich nicht?“

Er faßte nach ihr; sie aber wich zurück, und sprach: „Du bist noch nicht gerettet! noch nicht mein!“

Indem ihm die Angst und Pein, das Grausen und Entsetzen der Nacht vor seine Seele trat, zugleich aber auch die holden Bilder seines Traums, die leuchtenden Gefilde, und selbst die schönste Jungfrau in der Wirklichkeit vor ihm standen, und dennoch nur wieder sein Schlummer unter einem seidenen Baldachine auf schwellenden, grünsammtenen Polstern als Nächstes und Wahres, aber auch dieses wiederum als Unerklärliches sich ihm aufdrang, sprach er vor sich hin: „Laß' mir, mein Gott, diesen schönen Wahnsinn!“

Mit lieblichem Lächeln bemerkte die Jungfrau diesen Kampf seiner Gefühle.

„Bin ich denn nicht der Höllenmacht verloren gegangen?“ fragte er in zagenden Zweifeln. Wie ein zartes Mitleid wandelte es über das Gesicht der Jungfrau.

„Georg,“ sprach sie, „Georg! wie kann das Reine

dem Unreinen dienen? Schon vor Jahrtausenden war ich ja dein!

„Wie oft habe ich um dich geweint! Wie du Knabe warst, spielte ich im Traume so oft mit dir! Oft wenn du am Ufer des Stromes, oder auf dem Thurme standest, und mit einer dir unerklärlichen Sehnsucht hinaus schautest in die blaue Ferne, war ich dir unsichtbar zur Seite. Als ich aber sah, wie der finstre Wahnwitz des Erdgeistes, welchem dein jetziger Vater erlegen ist, auch dein reines Sein zu ergreifen drohte, da mußte ich dir die Klarheit deiner Seele retten; da flüchtete ich dich herüber in mein Reich, in das Reich der Idee."

„Und wer bist du denn, göttliche Jungfrau?" fragte Georg mit leiser, gerührter Stimme.

„Ewig dieselbe," versetzte sie, „habe ich jetzt auf Erden mancherlei Namen, bald nennen sie mich Maria, bald Musa, bald noch anders; du aber nennst mich Aquilina! denn wie ein Adlerweibchen besorgt ist um sein Junges, so ist es mein Herz um dich, du reines Gemüth, du, der Erdensöhne Herrlichster!"

„Aquilina!" rief Georg begeistert, und der Schmerz der ersten Liebe und nie gefühlte Sehnsucht innigen Verlangens glommen in seinem Herzen und in seinem Antlitze auf. „Aquilinia!" rief er, „mein Herz will vergehen vor den Blicken deiner sonnigen Augen! — Dein bin ich auf ewig!"

Aquilinia bebte vor ihm in Wonneschauern, und im süßen Seelenwehe zuckten leise ihre Lippen. Er streckte seine Arme aus; sie sank hinein, und in einem Kusse vermählten sich zwei Seelen auf immerdar.

Die geängstigte Jungfrau riß sich los aus seinen Armen. „Du willst mich unglücklich sehen, Georg," seufzte sie. „Laß' ab von mir! Wer giebt dir schon jetzt diese Gewalt über mich? Unbändiger, wer lehrte dir diesen Zauber?"

„Aquilinia!" rief Georg in seliger Trunkenheit.

„Nenne mich nicht mehr," entgegnete sie; denn deine

liebende Stimme kränkt mich so sehr! Du mußt mich verlassen, denn schon jetzt weiß ich nicht, ob das Geschick nicht hart es ahndet, daß ich dich, den Ungeprüften, an mein Herz zog und in fremde Rechte eingegriffen habe! — Wie der Urgeist es will! — Aber jetzt mußt du mich verlassen!"

„Ich kann sterben!" rief er, „aber dich nie meiden!" —

„Und doch kannst du noch nicht bei mir bleiben. Höherem Willen sind wir Beide unterthan. Du kannst nicht bei mir weilen; so lange du durch all' den Wahn der Menschheit dich noch nicht zur Klarheit durchgerungen hast! Du mußt wieder hinabsteigen zu denen, welchen du im Glauben und Irren noch angehörst. Alle Leiden, alle Verlockungen, welche zu ihren wankelmüthigen und hoffährtigen Herzen verführerisch sprechen, ihr selbst geschaffenes Elend mußt du an deiner Seele reinigend vorübergehen lassen und daran deine Gotteskraft erproben! Darum ziehe von mir wieder hinunter! Sobald du nur dem Gottthume angehören wirst, bist du auf ewig mein, ungetrennt von mir! —"

„Welche drohende Aussicht eröffnest du vor mir, Aquilinia!"

„Nimm diesen Ring von mir," fuhr die Holdselige fort, „daß du dich meiner und der Worte, welche ich zu dir gesprochen, immer erinnern mögest! Vor jeglicher Gefahr, welche deinen Leib betreffen könnte, wird er dich bewahren, alle schlummernden Geisteskräfte in dir zum Leben erwecken, aller Sprachen dich mächtig machen, alle Geister, welche dir gleich sind, in Freundschaft dir zuneigen! Nie wird das Glück ganz von dir weichen, so lange du ihn trägst! Aber mit diesem Ringe hast du auch Gewalt über mich! Hüte dich jedoch, mich hinunter zu bannen auf die Erde; dieser Bann würde mich und dich unglückselig machen; denn ohne Rückerinnerung an die Göttlichkeit meines Ursprungs würde ich wohl gar vielleicht ein armes Erdenweib, wie jedes

andere, werden und auch sterben müssen, dich aber vielleicht nie mehr wiedersehen! Darum mißbrauche den Ring nicht dazu, mich zu verderben, dich aber unglücklich zu machen. Ich vertraue dir mein Schicksal, mein Heil, ja! Alles an, mein Freund, mein Geliebter! —"

Mit diesen Worten steckte sie ihm einen Fingerreif mit hellstrahlendem Edelsteine an.

„Und nun, Georg! bleibe mir treu, bleibe dir selbst treu! lebe wohl, du Theuerster vor Allen! lebe wohl!"—

Betäubung auf Betäubung umstrickte Georg's Sinne. Er sank vor ihrem Kusse nieder. Noch einmal zuckte ein weiches Glühen auf seinen Lippen, dann ward er von dem Drucke zweier sanften Hände, welche auf seinem Haupte ruhten, zu mildem, festem Schlummer hinabgetaucht. Vergeblich suchte er von dieser Betäubung sich loszuringen, alle Glieder versagten ihm den Dienst, bis dann endlich das letzte Aufglimmen des Denkens ihm entschwand.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Als Georg aufwachte, war es Nacht. Er befand sich in einem Zimmer, das ihm bekannt schien. Er nahm die Lampe, welche vor ihm auf dem Tische stand, leuchtete umher und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß er sich immer noch in der Wohnung seiner Eltern befand; dessen ungeachtet prangte dennoch der räthselhafte Ring mit dem leuchtenden Steine an seiner Hand. Schmerzlich drückte er ihn an seine Lippen.

Auf das Geräusch, welches er verursachte, kam der alte Hausknecht, ganz schwarz gekleidet, mit traurigem Gesichte herein. „Wo sind meine Eltern?“ rief Georg hastig.

„Gott sei gedankt, daß Ihr, junger Herr, doch wieder aufgewacht seid!“ versetzte der Diener. Wie ist in so kurzer Zeit so viel Herzeleid hier eingezogen! Ihr habt also während Eurer Fieberphantasieen nicht bemerkt, wie Vater und Mutter vorgestern begraben worden sind? So ein plötzlicher Tod ist doch ganz was Unerhörtes.“

„Meine Eltern todt?“ rief Georg erschrocken.

„Eine ganz besondere Schlafsucht,“ erzählte der Diener, „war vor drei Tagen des Nachts noch vor dem Bettgehen über uns alle gekommen, so daß wir erst am anderen Mittag vom Blöken des hungernden Viehes im Stalle aufwachten, Eure Eltern aber todt, und Euch

ſchlafend fanden. Im ganzen Hauſe war ein erſtickender Dampf, welcher ſich nach und nach verzog, zu vermerken. Wir vermochten Euch vom Schlafe nicht zu erwecken; und ſo lagt Ihr dieſe ganze Zeit über, wie in lebhaften Träumen; denn Euer Mund verzog ſich immer zum Lächeln. Es war rührend anzuſehen! Nun ſeid Ihr gerettet!“ —

Georg war außer ſich. Ohne ein Wort zu ſprechen, ging er, von der jammernden Dienerſchaft des Hauſes umringt, händeringend durch alle Gemächer.

Eine unnennbare, quälende Empfindung des Verwaiſtſeins marterte ſeine Seele.

Mehrere Wochen lang irrte er, ohne einen Entſchluß gewinnen zu können, umher. Faſt jeden Abend ging er hinauf zu dem Kirchhofe, um bei den Gräbern der Lieben ſeinem Leide und Grame nachzuhängen.

Ob er Wahres überall erlebt, oder nur geträumt? oder ob eine himmliſche Gewalt, welche allen Liebreiz in ſich begreife, ihm den wunderbaren Goldreif wahrhaftig gegeben? oder ob nur ſonſt ein Zufall, deſſen er ſich freilich nicht mehr erinnern konnte, ihn an ſeine Hand gebracht habe? Dieſes waren ſeine Zweifel, welche zu löſen er ſich dennoch immer unwillkührlich beſtrebte.

Aber der Name Aquilina klang zu deutlich noch in ſeiner ganzen Seele wieder, als daß er nicht an die Wirklichkeit ihres Daſeins, und die Wahrheit ſeiner Liebe, welche er für ſie fühlte, allzugern hätte glauben ſollen.

Zugleich aber wurde er immer mehr ſich bewußt, wie ihm die Natur alles Daſeienden heller erſchloſſen war, als ſonſt, wie allgewaltige Ahnungen urewiger Wahrheit in ihm ſich deutlicher, als je, emporgehoben hatten, wie endlich ſo Vieles, nach deſſen Erkenntniß er früher ſo oft vergebens gerungen hatte, ſich ihm verdeutlichte; ja! er fand, daß ihm ſelbſt das Verſtändniß von allerlei Sprachen zu Gebote ſtand.

Dieſes Alles erwägend, mußte ſich Georg überzeugt

halten, daß kein Wahn, kein Traum, sondern eine Wahrheit der Inhalt seines letztverwichenen, unerklärlichen Geschickes gewesen sei.

In dieser Stimmung beschloß er, sich der Vollmacht, welche ihm auf die ganze Welt ausgestellt war, zu bedienen und auf langer Reise die Kraft seiner Seele an den Erfahrungen eines vielbewegten Lebens zu erproben und zu stählen.

Mit diesem Entschlusse brachte er sein Hauswesen in Ordnung und übergab dem alten Diener, dessen Treue und Rechtschaffenheit sich stets bewährt hatte, die Verwaltung des väterlichen Erbguts, nahm die vorgefundene Baarschaft zu sich, packte ein und nahm von seiner Heimath Abschied, sich der Leitung des Schicksals überlassend. Nach Italien und Griechenland, den Ländern und Zeugen herrlichster Thaten, zog ihn eine langgenährte Sehnsucht.

Längs des Rheinstromes, seines alten Wiegenliedsängers, zog er hinauf über den Bodensee, über Chur, bis zur Spitze des St. Bernhardin.

Wie so herrlich vor allen Strömen mit durchsichtiger Grüne prangte des Rheines klares Gewässer unter den Muschelhorngletschern durch den hochstämmigen Föhrenwald aus dem Schooße des Valrheins vor dem Wandrer heraus, wie ein Mägdlein, das zum Tanze eilt auf die blumige Matte!

Während Georg in wonnigen Schauern entzückt hier stand, sah er einen Wandrer den steilen Bergpfad heraufklimmen. Mit kräftigen Schritten kam er näher einher.

Es war ein starker, hochgewachsener Jüngling in einfachen Rocke. Unter seinem runden Hute, welcher tief auf die Stirne hineingedrückt war, schaute ein leidendes Gesicht, welches in seiner kränklichen Bleiche wenig dem rüstigen Wuchse der Gestalt angemessen schien, mit dunkelbraunen geistreichen Augen hervor.

Mit treuherzigem Gruße gesellte er sich zu Georg. Sein offenes und zugleich schwermüthiges Gesicht, eine anziehende Unterhaltung, welche sich bald zwischen ihnen

angesponnen hatte, und worin der Fremde einen seltenen und gebildeten Geist verrieth, gewann ihm in kurzer Zeit Georg's besondere Zuneigung.

Er war ein deutscher Kaufmannssohn, welcher theils zur eigenen Erholung, theils auch in Geschäften seines Vaters eine Reise durch die Schweiz machte.

Indem die beiden Jünglinge hinüberstarrten zu den hohen Felszinnen, und bei dem Gebrause ferner Giesbäche und des Rheinstromes vor ihnen in verschiedene Betrachtungen versunken waren, sagte endlich Heinrich — so hieß der Vorname dieses Reisenden — zu Georg gewendet: „In diesen wilden Zerklüftungen der Felswände und bei den von Grund aus bis zum Scheitel gespaltenen Granitsäulen sieht man deutlich, wie der alte Urgeist einst stritt um die Herrschaft mit der Riesengewalt der Materie! Welch ein ungeheurer Kampf muß es gewesen sein, bevor das Geistige dem Stoffe unterlag, so daß es nur noch in fortwechselnden Gestalten hervorträumen, und um die ewig verlorene Freiheit klagen kann! — Steht nicht hier das ganze Alpenland, wie ein Triumphbogen der sinnlichen Welt, und die Matten von allen Seiten mit ihren Blumen, Bäumen, Sträuchern und allerlei Geschöpfen, wie ein langes Klagelied in Hieroglyphenschrift?“ —

„Nicht solche finstere Gedanken,“ versetzte Georg, „in dieser frischen, freudigen, freien Gebirgswelt! Diese rauschenden Bäche, welche in Chrysoprasfunken aus den Herzen der Berge lustig springen und sprühen, diese smaragdgrünen Matten und diese diamantnen Kronen der Gletscher erfüllen meine Seele mit heimlicher Sehnsucht, und kindlich gerührt suchet mein Auge nach der Ferne hin das unermeßliche Heil, dessen Ahnung wir ja Alle in uns tragen!“

Mit solchen Worten, mit solchen Gedanken verbrüderten sich nach und nach die Jünglinge; und bald fühlten sie, wie ein besonderes Geschick sie auf dem

St. Bernhardin zusammengeführt habe, um sich auf ewig Freunde zu sein.

Sie beschlossen mit einander hinunterzusteigen zu den paradiesischen Gärten und Seen Italiens.

Rüstig wanderten sie nun zusammen, eines Sinnes, eines Herzens, einer Begeisterung, durch die üppigen Thäler der südlichen Schweiz hinab in das Ulmen- und Rebenland.

Zweites Capitel.

Wie zwei gewaltige Bergströme im engen Thale sich vereinigen, und nun in einem Gusse bald wild aufgeregt dahin stürzen über die Klippen und Felsblöcke und durch schauerliche Schluchten brausend und tosend ziehen, bald wieder sanft mit den Blumen am Ufer spielen, das ganze, klare Bild des Himmels in sich aufnehmen, während kleine, kräuselnde Wellen mit dem Moose an den Erlenbäumen, mit den Gräsern und Halmen, welche hie und da zum Silberguss der Fluth hinunternicken, zögernd, ja! weilend zu flüstern scheinen, — so ohngefähr fanden sich die Seelen beider Freunde bald zu dem gewaltigsten Aufschwunge kühnster Ideen, bald zum traulichsten Hinträumen und freundschaftlichen Plaudern verschmolzen, so daß Jeder in dem Andern nur sich selbst wiederzufinden glaubte.

Endlich gelangten sie, berauscht in Berg- und Lenzesluft, über Chiavenna hinunter zum Comersee. Kaum waren sie in Sorrigo angelangt, so dingten sie einen Schiffer, welcher sie auf seiner Barke der lieblichen Mainacht und Como entgegenfahren sollte.

Sanft trieb die Barke mit ihnen dahin auf der smaragdnen Fluth des Sees. Eben neigte sich die Sonne zum Untergange. Mit fröhlichen Matten, üppig blühenden Bäumen und den weißen Villen, welche, wie Feen-

ſchlöſſer, daraus hervorleuchteten, traten die Hügel heran und wehten ihnen Düfte und Blüthenblätter herüber.

In langgezogenen, ſchmerzlich wollüſtigen Tönen ſchienen ringsumher die Nachtigallen erſterben zu wollen, während in der Ferne glühende Roſen auf den Firnen anglommen.

Allmälig legten ſich die Schleier der Abenddämmerung, einer nach dem andern über Land und See.

Ein heiliger Sabbath lagerte ſich über die Natur, welche in melancholiſchen Tönen, Düften und verdämmerten Farben dahinträumte.

Heinrich war in ein langes, trübes Schweigen verſunken, während Georg den entblößten Arm, über den Rand der Barke gelehnt, hinein hielt in das warmlaue Bad des Sees.

Jetzt ſtieg der Mond goldgelb, wie eine Sonnenblume, über die öſtlichen Kaſtanienhügel herauf, und gleich weißen Feuerfunken ſprühte unter dem raſchbewegten Ruder die Fluth des Sees empor. Heinrich ſchaute mit thränenerfüllten Augen unabläſſig empor in das milde Mondangeſicht.

Mit klarer, klagender Stimme begann er endlich zu ſingen:

„Ein bleiches Weib da drüben ſteht,
Könnt' es nur einmal weinen,
So lang' die Sterne ſcheinen,
Bis ganz die ſtille Nacht vergeht.

Süß iſt der jungen Küſſe Luſt,
Süß alle Wonnen trinken,
In Seligkeit verſinken
An Liebchens glutherfüllter Bruſt.

Gar ſchön iſt Schlaf, gar ſüß der Tod,
Wenn Röslein iſt geknicket,
Wenn Schand' und Kummer drücket,
Zerſtörten Herzens Pein und Noth.

Gebrochen iſt des Weibes Herz,
Die Ruhe gar verloren,
Die Thräne eingefroren,
Geblieben nur der dumpfe Schmerz.

Drück' zu, die trüben Augen zu,
Laß' Glücklichen das Weinen,
Laß' all' die Sterne scheinen,
Geh' armes Weib! geh' heim zur Ruh'!"

Die seltsame, traurige Melodie dieses Gesanges tönte fremdartig durch die stille Nacht dahin.

Georg faßte seines Freundes Hand und sprach in milder Theilnahme an dem, ihm unbekannten Schmerz zu ihm: „Wie hart muß dich die Hand des Schicksals getroffen haben, du Armer, bis dein Leid ausbrechen konnte in die Klage dieses Liedes!"

Heinrich ruhte an seiner Brust. — „Freund!" rief er, „wohin uns auch das Schicksal schleudern mag, bleibe meiner eingedenk! Bei dem Odem des Lenzes, der mit seinem Balsame uns anweht, bei dem goldenen Sternenhimmel, welcher von Oben herunter und von Unten aus dem See, heraufschaut, bei Allem, was wir Heiliges und Gemeinsames empfinden, bewahre mir deine Freundschaft!

„Nachdem ich mein ganzes Lebensheil unwiederbringlich untergegangen glaubte, ging mir es von Neuem in dir, mein Freund, herrlicher, als je, auf; laß' mir diesen Stern nicht wieder erlöschen, meinen wiedererrungenen Glauben an Menschenglück nicht wieder vergehen!

„Was ist die Liebe des Weibes gegen die Freundschaft, welche zwei Männerherzen auf ewig verbrüdert?

„Nun aber, auf dem höchsten Punkte meiner Erdenglückseligkeit, — denn schon schaut von drüben herauf wieder das alte Leid, — laß' uns von einander scheiden, scheiden in dem seligsten Gefühle meines Daseins!" —

„Theurer!" versetzte Georg, „was fällt dir bei?"

„Jetzt," versetzte der Begeisterte, „stehst du vor meiner Seele, wie ein edles, unvergängliches Götterbild! — jetzt laß' uns trennen, damit ich eine große Erinnerung, lebendig sie festhaltend und nicht verdunkelt von anderen Eindrücken, mit hinüber rette in mein Leben.

„Wenn du der Wanderung müde und der Ruhe be-

dürftig biſt, ſo ſuche mich heim! Vielleicht gefällt es dir in meinem ſtillen Thale.“ —

Er hieß den Schiffer landen.

Vergeblich ſuchte Georg den Bewegten zu halten. Die Barke legte an, und Heinrich ſprang an's Land. Georg folgte ihm.

„Lebe wohl!“ ſprach Heinrich aufgeregt, „lebe wohl!“

Zu langer Umarmung wuchſen die trefflichen Jünglinge zuſammen; ſie traten von einander, ſahen ſich an, umarmten ſich wieder, und ſagten ſich ſcheidend ein ſchmerzliches Lebewohl!

Traurig fuhr Georg die Villa des Plinius vorbei hinunter zum weinumrankten Como.

Drittes Capitel.

In der alten Werkſtatt Vulkan's auf dem glühenden Schwefelboden der Solfatara bei Neapel ſtand Georg. An allen Enden ſchoß in Qualm und Dampf das Höllenmineral an.

Aus einer Grotte, welche ſchachtartig in die Unterwelt hineingetrieben ſchien, ſchallte auf einmal eine Stimme; „Verflucht! hier könnte man ehrlicher Weiſe erſticken.“ Ein ſtarkes Huſten erfolgte.

Georg trat hinzu, um den Verwegenen zu ſehen, welcher ſich zu dieſem Schwefelpfuhle hineingewagt — und Doctor Voland mit ſeinem todtenbleichen Geſichte ſprang heraus, indem er große, ſchöngelbe Schwefelzapfen in den Händen hielt.

Sie ſtaunten ſich gegenſeitig an, bis endlich der Doctor ausrief: „Glückskind, willkommen! wir treffen uns zufällig und erwünſcht!“

Er ſtürzte auf ihn zu, und umarmte ihn. „Herzensfreund,“ ſprach er, „was machſt du hier? konnteſt du

mir nicht ein Wort davon schreiben, daß du eine Reise hierher machen wolltest? wie lieb wäre mir deine Gesellschaft gewesen!"

Georg fragte: „Aber, Doctor! was treibst du denn hier mitten in diesem Qualme der Schwefelhallen?" —

„Mineralogie!" versetzte Voland, „und der Wissenschaft zu Liebe muß man schon Etwas wagen! Freund! wundert es dich nicht auch, daß die Engländer diese antike Schwefelfabrik nicht schon längst nach Altengland hinüber transportirt haben? Wie würde dieses Maschinenvolk die Sache in Gang gebracht haben! Ich möchte Thränen vergießen über all' die eingeschwefelten Speculationen, welche hier vergraben sind! — Salpeter möchte ich weinen, um hier einen Schuß Schießpulver zu machen, damit der erste „Goddam", welchem bei solchen Gedanken ein wenig anders würde, gleich ein Mittel für einen Spleen zur Hand hätte! — Was geht uns aber dieses Einmaleins an; freuen wir uns des schönen Zusammentreffens! Wir bleiben doch nunmehr beisammen?"

„Wenn du mit nach Deutschland zurückreisen willst, so ist es möglich!" versetzte Georg.

Voland eiferte: „Wieder zurück zu dem aschgrauen Norden, wo Schwalben und Noth über die Dächer und verzweifelnde Magister mit unglücklichen Manuscripten durch die Straßen fliegen, rathlose Räthe als fünftes zu vier Rädern, Obermauthinspectoren in Harnisch, die Ritter in den Schlafrock, bankrottirte Kaufleute aber über Land, und gestrenge Gnaden oben hinaus fahren? Nach Deutschland zu den Frau Gevatterinnen und der Vicegeheimenteretärin, um ganz im Geheimen von der geheimen Liebschaft der geheimen Räthin unheimlich zu flüstern? Ich bin gerührt! Thränen treten in meine Augen. Es ist ein Großes um das Vaterland! — Nein, sprich, im Ernste, willst du wieder hinreisen? Was willst du dort thun?"

„Ich werde mir einen Wirkungskreis im Vaterlande wählen, wo ich nützend meine Kräfte gebrauchen, und

nach verſchiedener Richtung hin mich ausbilden kann!“ erwiederte Georg.

„Georg!“ fuhr Voland fort, „um die deutſche Hungerkur der niedern Beamtenwelt auszuhalten, fehlt dir die Geduld; und beſäßeſt du auch ſelbſt das nöthige Blei am rechten Flecke, ſo hätteſt du dennoch für das Tabellen- und übrige Schreibunweſen zu viel Feuer im Kopfe; um in den Kreis höherer Staatsbeamten einzutreten, fehlt es dir an Connexion, ſonſt Gevatterſchaft genannt, an Geſchmeidigkeit, ſonſt Kriecherei, einem ſich repräſentirenden Weſen, ſonſt höflicher Weiſe Dünkel geheißen; — um unter dem Joche des Bauernſtandes, bei Sclavenarbeit und Galeerenkoſt für die Erlaubniß zu leben, dich halb todt zu plagen, haſt du zu wenig deutſche Sanftmuth; ein Handwerk aber verſtehſt du nicht, noch dir ſonſt mit Flaſchen und Pulvern Geld zu machen, und um als Dichter für Buchhändlerſold zu ſingen, Tag und Nacht, wie ein geblendeter Finke, biſt du noch nicht unglücklich genug! — Pfarrer aber willſt du doch nicht werden? Dies Herzeleid thuſt du mir nicht an! Nun ſprich, wo paſſeſt du in das Arbeitshaus, Vaterland von dir genannt, hinein? — Armer Thor! Deine große Bruſt wird den Schnürleib der Convenienz nie ertragen: ſie wird zerſpringen, wie ein junger Baum vor Ueberfülle des Saftes, um langſam zu verbluten, zu verdorren! — O, du Armer! — Mit einem Worte, bleibe bei mir! wir gehen mit einander nach Griechenland! nach Aſien, wo die Leute noch Menſchen, und edel, wie ihre Naſen, erhaben, wie ihre Stirnen, und feurig, wie ihre Augen, ſind! Es iſt Nichts häßlicher, als ein ſlaviſcher Fleiſchknoten ſtatt einer Naſe im Geſichte, ſo eine glückliche Genkiſthsanlage dies auch bedeutet. Georg, du gehſt mit mir!“

„Ich will es dir geſtehen, Doctor, meine Baarſchaft reicht nicht hin!“ ſprach Georg niedergeſchlagen.

„Weiter iſt dir Nichts? — Freund, ich bin ein Zahuri, und kein Metall liegt unter der Erde oder im

Meere, das ich nicht fühle. Sieh'! so bin ich ein natürlicher Schatzgräber. Geronnen oder nicht, glänzend oder nicht, Erde ist Erde! und so wollen wir uns die Kenntniß über die Erde wohlfeil genug mit Erde einkaufen. Wir reisen mit einander, so weit wir eben Lust haben, und für Uebriges sorge ich. — Wie wollen wir zusammen sehen, lernen und genießen, und weit hinaus über das blaue Meer zu blauen Wundern und in Länder reisen, an welchen der Schöpfer das Mögliche gethan, in Länder, von welchen Italien mit allen seinen Inselchen, Landzüngelein und Vorhügeln nur ein schwaches Nachbild und Marzipankunststück ist, den Vesuv überall ausgenommen! Nach Indien reisen wir, wo der Mensch vor Ueberseligkeit zu Stein erstarrt, nach Georgien, wo die edelsten Sprößlinge Eva's zu schönster Wollust heranwachsen und, wie übervolle Rosen, aufschwellen, daß vor dem Ingrimm der Seligkeit man den Leib in Atome zersprengen möchte! — dann hinauf zu dem gelben Samojeden, der mit der Fischotter sich herumzankt! Pikant muß die Reise werden; ohne Brille wollen wir die Menschheit und die Erde, worauf sie herumkriecht, studiren! Was wollen wir für Werke ausarbeiten; ich ein mineralogisches Tagebuch, welches Aufschlüsse, ungemeine, geben soll, und du Gedichte, welche Füße und Feuer haben! Wir gehen zusammen, schlage ein!"

„Hier hast du mich, Zahuri!" rief Georg.

„Morgen reisen wir nach Malta, Bruder!" versetzte der Doctor, „und nun laß' das Leben herankommen; wir wollen es fassen, wie der Löwe seine Beute!" —

Sie gingen mit einander nach Neapel zurück. Ueber das dunkelblaue, lazurne Meer, über die Inseln Capri, Ischia, und über die blaugrünen Küsten von Castellamare und Sorrento woben sich milchbläuliche Düfte; drüber hinaus aber hob sich der wolkenlose Himmel in glühender Klarheit empor. Mitten in diesem Paradiese lag Parthenope hingestreckt mit ihren weißen Riesengliedern am Meere, um ihre heiße Brust an der Seeluft abzukühlen.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

„Lieben Freunde!“ ſprach endlich Heinrich, indem er ſich im Vorleſen dieſer Geſchichte unterbrach, „es iſt mir ganz beſonders zu Muthe!“

„Es iſt ein tolles Märchen,“ verſetzte Rudolph, Mathildens Bruder, „ein Märchen, das an Unwahrſcheinlichkeit ſelbſt ein Märchen übertrifft; es ſcheint mir, als ob die Dichter neuerer Zeit allem Menſchlichen und Verſtändigen den Krieg erklärt hätten. Alles ſoll Ironie ſein, und über aller Ironie werden ſolche Gedichte ſelbſt eine Art von Ironie auf die Dichtkunſt. Ich berufe mich auf das Urtheil unſrer Freundinnen. Stimmen Sie mir nicht bei, ſchöne Lina?“

„Das weiß Gott!“ verſetzte das erröthende Mädchen, welches ſtill und, wie leblos, ſeit einiger Zeit dageſeſſen hatte, „mich hat dieſe Geſchichte ſehr ergriffen. Sie iſt mir ſo ſehr bekannt, als müßte ich ſchon oft von ihr gehört haben.“

„Das iſt leicht möglich,“ verſetzte Rudolph; „denn das Gebiet der Kindermärchen iſt das wahre Jagdrevier dieſer Poeten; und ſo geſchieht es, daß wir den einheimiſchen Sperling, vom nächſten Dache weggefangen, wunderlich verſtutzt, mit aufgeleimtem, rothem Tuchkamme, wieder für unſer baares Geld als ein fremdes Wunderhähnchen vom nächſten Charlatan vorgezeigt bekommen. Welche alte Kinderwärterin wüßte nicht vom Blaubart,

vom Rübezahl, und anderen wunderbaren Dingen herzlich und kindlich, ja, selbst einfach und verständig zu erzählen? und dennoch ereignete sich erst vor einigen Jahren das Unheil, daß viele dieser Kindermärchen toll wurden und, der Kinderstube entsprungen, in dem Irrenhause der Tageliteratur sich wüst und wirr herumtrieben.

„Diese Verunstaltung unserer einfachen, klaren Volksmärchen hat nur allein ihren Grund in der Gemüthszerrissenheit dieser neuromantischen Dichter. Sie haben den Glauben und sich selbst verloren, und stürmen nun, wie Verzweifelnde, gegen das Eden ihrer Kindheit an, um das schändlich Preisgegebene wieder zu erringen. Aber in ihrem convexen Auge können sich die Gestalten der alten Wunderwelt nur als Fratzen wieder abspiegeln."

„Ob dein Eifer gerecht ist, oder nicht, will ich nicht beurtheilen," entgegnete Heinrich; „so viel aber ist gewiß, daß ich zum Theil diese Geschichte selbst mit erlebt habe."

Die Gesellschaft sah ihn mit großen Augen an. Er aber begann von Neuem vorzulesen:

„Ueber das gebirgige Armenien herunter gelangten Georg Venlot und Doctor Voland endlich nach Persien.

Einen ungemeinen Einfluß hatte die lange Reise auf Georg geäußert. Männlicher war sein Geist, kräftiger sein Leib geworden.

Sein Reisegefährte hatte durch seinen kecken Geist nach und nach eine gewisse Herrschaft über ihn sich zu verschaffen gewußt.

Dieses Verhältniß war für Georg, insofern sein Verstand sich immermehr an dem Scharfsinne seines Reisegenossen entwickelte, eben so vortheilhaft, als es in anderer Rücksicht für das kindliche Empfinden seines Gemüths nachtheilig war; denn die Kälte seines Freundes, womit er Alles, was der Mensch fromm zu verehren geneigt ist, auf den Kopf stellte, zerstreute vor Georg's Augen den lieblichen Zaubernebel, welcher ihm sonst, das Unheilige, das Gemeine bedeckend, nur Alles gut,

hoch und edel erſcheinen ließ, und eben dadurch ſein Herz zu den erhabenſten Gefühlen tüchtig gemacht hatte, und gab ihm dafür Zweifel und Unruhe, Steine ſtatt Brod.

In tiefem Schweigen ſprengten die beiden Reiſenden auf ihren ſchwarzen Roſſen über das Hügelland hinunter in eine weite, ſchöne, grüne Ebene.

Ueppige Blumen blühten rings umher, in langen Reihen prangten die Pomeranzen- und Limonienbäume in ſaftiger Laubesgrüne. Schwärme von Bienen ſummten honigſammelnd durch die blühenden Stauden und Hecken, und unzählige Schwärme zahmer Amſeln hielten ihre Geſänge in dieſen Revieren.

„Gefällt es dir hier, Georg?“ fragte endlich der Doctor; „hörſt du, wie dieſe Vögel uns flehend anſingen, ſie zu braten und zu verſpeiſen? Selbſt die ſaftigen Granaten wollen ein gutes Wort bei uns einlegen, ſie zu vermenſchlichen. Sucht doch Alles in der Welt eben ſo gut, wie eine heirathsluſtige Dirne, ein honettes Unterkommen!

„Man könnte hier, man wüßte nicht, wie, ein Dichter werden; und ſchon fühle ich über mich eine gewiſſe Begeiſterung kommen!“

„Wirſt du ein Dichter,“ verſetzte Georg, „ſo will ich ein Narr ſein!“

„Du biſt einer,“ entgegnete Voland; „denn wirklich habe ich mich endlich bekehrt; das Lyriſch-didaktiſche ſagt mir zu; ich habe eben ein herzinniges Lied gemacht!“

„So werde ich irre an dir!“ rief Georg! „wirſt du mir es vergönnen, dich als Dichter zu bewundern?“

„Ich fühle,“ erwiederte Voland, „ſchon in allen meinen Gliedern die Dichtereitelkeit jucken, heraus muß es, wie der Korkſtöpſel vor der fixen Luft; denn das Zerplatzen iſt kein Spaß.“

Er hob ſich im Sattel aufrecht empor, und begann vorzutragen:

„Es wuchs des Wurmes Keim
In Gährung und in Leim,
Bis ein Lebend'ges wabbelt,
Im Sonnenſcheine krabbelt.

Wenn es nun recht im Gang,
Fühlt es den Sehnſuchtsdrang,
Nach Oben und nach Unten,
Bis Liebchen es gefunden.

Die Augen thät's verdreh'n,
Und in den Himmel ſeh'n;
Der Gotteshuld gewärtig
Wird neues Leben fertig.

Doch giebts nicht nur ein Frei'n!
Auch will geſtorben ſein;
Es hofft zum beſſern Leben
So engelhaft zu ſchweben.

Doch wie ein luſt'ger Schmaus,
Iſt auch mein Liedchen aus;
Wie die Natur uns lehret,
Wird Wurm vom Wurm verzehret."

„Du biſt ein Läſterer!" rief Georg; „und dein Lied iſt abſcheulich."

„Bedanke mich für gnädige Recenſion!" verſetzte lachend der Doctor.

Georg blickte forſchend nach der Ferne hin; endlich fragte er: „Zeigen ſich nicht dort Kuppeln von Moſcheen mit unzähligen Minarets?" —

„Es iſt Schiras". verſetzte der Doctor, „wo der Dichter Hafis einſt geſchmachtet, geliebt und prächtig genoſſen hat."

Bald zogen Schaaren von Reitern, bald Caravanen mit ſchwerbeladenen Kameelen, bald betende Derwiſche an ihnen vorüber.

An einer Menge großer, lieblich verzierter, blühender Gärten vorbei, gelangten ſie endlich in der Stadt und in der beſten Karavanſerei darin an.

Ein geſprächiger Aufwärter hatte bald ihre Pferde verſorgt, und brachte ihnen nunmehr in ihr Gemach

Teppiche, Zuckerkuchen, Kaffee und Tabackspfeifen, und hockte ſich zu ihnen, wie ein Kameel, auf ſeine Ferſen hin.

„Ya! Ali,“ ſagte der Doctor vor ſich hin.

„Das iſt ſehr brav von Euch,“ begann munter der Perſer, „daß Ihr nicht zu dem verfluchten Omar gehört Euch ſoll kein perſiſcher Löwe ein Leid zufügen! — Wißt Ihr was Neues?“ —

„Das wollen wir von Euch wiſſen,“ verſetzte Georg.

„Oh! bei uns giebt es in dieſen Tagen viel zu laufen, zu hören, zu rennen, zu ſehen! Ya, Ali! Ihr ſeid Kinder des Tags, daß Ihr zu dieſer Zeit nach Schiras kommt! Die Weisheit unſeres Königs gedenkt die ſchönſte ſeiner Töchter, ſein Buſenkind, zu verfreien.

„Wie viele bewerben ſich um ihre Hand! Armeniſche, türkiſche, arabiſche Prinzen, ja! Fürſten aus allen Weltgegenden ſind hierhergekommen, um dieſe Roſe in ihre Heimath überzupflanzen.

„Denkt nun, welches Licht der Weisheit das Haupt unſeres Königs überſtrahlt hat! Um Keinem von dieſen Fürſten wehe zu thun, und dennoch dem Fürſten Oalla, dem Khan von Kurdiſtan, welchem er vor Allen deswegen wohl will, weil er der trefflichſte Roßtummler und Speerwerfer iſt, ſeine Tochter gewinnen zu laſſen, hat er einen Ferman ausgehen laſſen:“ daß derjenige, welcher auf des Königs wildeſtem Roſſe dreimal im Kreiſe umherreite, indem er ein vorgeſtecktes Ziel mit dem geſchleuderten Wurfſpieße treffe, ſein Eidam werden ſolle. Nun merkt Euch, der König hat ein edles Roß, welches aber, außer dem Khan von Kurdiſtan, Niemand bändigen und reiten kann, und daß Niemand, außer ihm, beſſere Speerwürfe jemals vollbracht hat; und nun rathet einmal, wer mit dem weißbeſtäubten Barte glücklich Schiras' gazellenaugige, roſenwangige, und ſchneeüberleuchtete Fürſtin als ſeine Braut heimführen wird?

„Morgen aber iſt der Tag des großen Wettkampfes! Das wird eine Herrlichkeit ſein!“

„Freund," sprach der Doctor zu Georg, „hier ist Gelegenheit, unser Tagebuch mit dem schönsten Abenteuer, welches nur je einem irrenden Ritter widerfahren konnte, zu bereichern! — Du mußt dem edlen Khan von Kurdistan die Braut abgewinnen!"

„Das will ich und kann ich nicht!" versetzte Georg; „wie sollte ich mir selbst und meiner Liebe je untreu werden? Hättest du je Aquilina gesehen, du würdest von einem solchen Antrage geschwiegen haben."

„Nun," antwortete der Doctor, „ist doch das Kind gleich außer sich! und übrigens dürfte eine wirkliche Prinzessin, zumal wenn sie schön ist, immer noch annehmbarer sein, als eine Traumprinzessin; so wie eine gebratene Taube, welche ich vor mir wahrhaftig auf dem Teller liegen habe, mir wenigstens lieber ist, als eine, von welcher ich träume, und an deren Brust die Devise: „Friß mich nur nicht!" meinen Hunger nicht stillt. Uebrigens ist es ärgerlich, daß jeder Mensch, in einer Hinsicht wenigstens, seinen Antheil Wahnwitz hat, selbst den verständigsten nicht ausgenommen! Daß du aber deine Narrheit an einem Stückchen Metall und Stein, wie dein Ring ist, ausläßest, wird mich ewig kränken. Wenigstens hätte ich schon längst versucht, was denn eigentlich dahintersteckt. So eine ungewisse Lage ist das Langweiligste, was ich kenne: Schlimmsten Falles aber würde sich das hübsche Gespenst, nach deinem eigenen Vorgeben, in ein niedliches Menschenkind verwandeln, mit welchem sich eher ein verständiges Wort reden ließe. Georg! wir wollen uns darüber nicht zanken, aber dieses Abenteuer laß' nicht hingehen, nur des Spaßes halber nicht. Ich weiß, daß dir in solchen Künsten, wie Reiten, Schießen, Schleudern, Fechten und was dem mehr ist, Niemand gleich kommt. Denkst du denn, der König würde dir, dem Fremden, seine Tochter zum Weibe lassen? — Wenn du obsiegst, so gilt es nur ein Wort und wir gehen wieder, wohin uns eben der der Sinn steht!" —

„Wie soll ich mich dem Könige vorstellen? und wird er mir die Mitbewerbung um seiner Tochter Hand gestatten?“ versetzte Georg.

„Laß' dieses meine Sorge sein, bedenklicher Mensch,“ entgegnete Voland; „morgen früh gehe ich als dein Gesandter zu ihm und das Uebrige wird sich geben.“

So schien Alles abgemacht und Georg war, durch einen gewissen Hang zu Abenteuern, welchen der Doctor aufzureizen und zu leiten wußte, hingerissen, durch eine rücksichtslose Herzensgüte, welche zumal Bekannten und Freunden nicht gern zuwider sein mochte, und durch eine unbedingte Dankbarkeit, welche er der wahrhaft fürstlichen und zugleich höchst zarten Großmuth seines Gefährten schuldig zu sein glaubte, zu jedem Gegendienste bestimmt, jetzt nur ein Vasall, ein Werkzeug dieses zweideutigen Menschen.

Während sich Beide heimlich über ihren Plan besprochen hatten, war der alte Perser wieder abgetreten. Jetzt bekamen sie neue Gesellschaft. Ein kleiner, gelber, kahlköpfiger Derwisch kam herein. Nachdem er viele unverständliche Worte vor sich hergemurmelt hatte, trat er dicht vor den Doctor Voland hin und sprach: „Ali befiehlt dir durch mich, seinen Knecht, mir sogleich die Summe von tausend Tomans auszuzahlen! Darum ist es jetzt Zeit für dich, die Schnuren deines Beutels zu ziehen und freigebig zu sein! Hädsch! Hädsch!“ — Ein dort gebräuchlicher Laut, durch dessen widerliche und fortwährende Wiederholung diese Leute sich das geforderte Almosen zu erpressen wissen.

„Und wenn ich dir nun nichts geben mag?“ versetzte der Doctor. „So bleibe ich hier so lange, bis du dennoch tausend Tomans mir bezahlst.“ „So bleibe, verrücktes Unthier,“ rief der Doctor, „bis zum jüngsten Tage!“ —

Alsbald hockte der Derwisch an der Thüre sich nieder auf seine Fersen und begann mit häßlicher Stimme in Einem fort das „Hädsch! Hädsch!“ abzuschreien.

Vergeblich bot ihm Georg nach einer Weile seinen Geldbeutel an; der Derwisch aber zeigte auf den Doctor, welcher, ruhig seine Pfeife schmauchend, ihm gegenüber saß, und schrie ohne abzusetzen in Einem fort mit kreischender Stimme seinen widerlichen Laut.

„Voland!“ sprach Georg, indem er sich auf das Lager streckte, „schaffe das Ungethüm fort; ich möchte gern ein wenig schlafen.“

„Laß' ihn doch,“ entgegnete dieser; „mich hat lange Zeit Nichts so, wie diese Creatur, erquickt, dieses Ebenbild Gottes. Willst du aber schlafen, so drücke die Augen zu, der Kerl soll aufhören zu schreien!“ Sogleich reckte auch Voland seine Pfeifenspitze hinüber zum Derwisch, machte ihm ein Zeichen vor dem Munde und sprach:

„Reiß' das Maul nur hin und her,
Schalls und Unsinns sei es leer!“

Wüthend geberdete sich der Derwisch, wie sehr er aber auch seinen Mund aufreißen mochte, so konnte er doch keinen Laut mehr von sich geben.

Georg lachte und sagte: „Doctor! mit diesem Kunststücke könntest du dich bei manchem Cabinette empfehlen; du bist ein geborner Minister, wenn du die Schreier im Volke stets so zur Ruhe bringen könntest! — Man sollte aber einen solchen Derwisch nach Deutschland schicken und sein Lebelang durch alle Städte, Dörfer und Weiler: „Einheit! Einheit!“ schreien lassen; vielleicht brächte die Unvernunft die Leute zur Vernunft!“

„Das wäre zum Ueberfluß,“ versetzte Voland; „denn wär's mit Schreien abgethan, so hätte es dort nicht daran gefehlt.“

Nach einer Weile schlief Georg endlich ein. Wie er aber um Mitternacht einmal wieder erwachte und die Augen aufschlug, sah er immer noch den Derwisch an der Thüre kauern, einem chinesischen Pagodenbilde gleich, mit dem Kopfe beständig wackelnd und die Augen ver-

drehend und mit grimmig höhnendem Geſichte Voland ihm immer noch gegenüberſitzend.

Zweites Capitel.

Er ſchlief von Neuem ein und erwachte erſt wieder, als ihn Voland weckte. In prächtigen, perſiſchen Prachtkleide ſtand er vor ihm da. Einen rothen Mantel, mit ſeinem Pelz verbrämt, hatte er um ſich geworfen, an ſeinem goldgeſtickten Gürtel hing ein Dolch, deſſen Griff von Diamanten funkelte. Eine ſchwarze Perſermütze um welche ein bunter Shawl aus Cachemir gewickelt war, ſaß ihm auf dem Kopfe.

„Bin ich ſo würdig, dein Geſandter zu ſein, mein Prinz?“ fragte Voland. „Ich gehe jetzt in den Palaſt. Hier iſt ein Packet Kleider und noch anderes Zeug, welches du als Fürſt gebrauchſt. Ich ſchnoberte dieſen Morgen ſchon in der ganzen Stadt herum. Bereite dich unterdeſſen vor; denn bald werde ich dich abrufen. Der dumme „Hädſch“ dort kann dir unterdeſſen die Zeit vertreiben!“ Mit dieſen Worten verließ er das Gemach. Kaum aber hatte ſich Georg in die prächtigen Gewänder, welche ihm Voland beſorgt hatte, geworfen und den herrlichen Säbel umgeſchnallt, ſo kam dieſer ſchon wieder zurück und rief: „Hurtig auf's Pferd! Der König zeigt ſeinen Witz in Galla. Eben zieht der ganze Hofſtaat mit den Heirathscandidaten hinaus auf die große Aue vor der Stadt. Du wirſt dem erleuchteten König dort vorgeſtellt.“ Georg war ganz Feuer und Leben.

Zwölf königliche Officiere hielten vor der Karavanſerei, ihn zu begleiten. Schnell warfen ſich beide auf ihre Pferde und jagten zum entgegengeſetzten Thore der Stadt hinaus, wo ihnen die gellende Kamunſcha und wirbelnde Trommeln das Feſt verkündeten. Eine unser-

meßliche Menge blaubärtiger Perſer drängten ſich mit hinaus.

Unfern vor der Stadt ſah man eine Bühne aufgeſchlagen. Sie war überall mit vielfarbigen Cachemirſhawlen behangen. Vor dieſem Gerüſte befand ſich ein freier, kreisartiger Raum, der ſich, dieſer Bühne gegenüber, in eine weite Bahn eröffnete. Jeden zehnten Schritt ſtand an dieſer Rennbahn ein geharniſchter Soldat, der andrängenden Menge zu wehren. Auf dem höchſten Punkte dieſer Bühne unter ſeidenem Baldachine ſaß der bärtige König in einem mit Goldſchnüren und Perlen abenteuerlich geſtickten Mantel. Eine hohe, mit koſtbarem Geſteine beſetzte Cylinderkrone, über welche eine leichte, mit Diamanten geſchmückte Feder ſich erhob, belaſtete ſein Haupt. Um ihn herum ſaßen in glänzenden Gewändern die Großen des Reichs, hinter ihm ſtanden in Sammt und Seide ſeine Pagen.

Als Georg und Voland, von den königlichen Officieren begleitet, herbeikamen, wich das Volk ehrerbietig zurück.

Der Erzſchatzmeiſter führte ſie zum Könige, der mit gnädigen Blicken den ſchönen, fremden Jüngling muſterte. „Ihr ſeid der Fürſt aus Fantaſienland?“ fragte er huldreich.

„So iſt es, Allergnädigſter!“ antwortete Voland für Georg. „Es ſteht nichts im Wege,“ verſetzte der König, „daß der edle Fürſt ſich den übrigen Bewerbern anſchließe.“

Hierauf verneigten ſich Beide und Georg begab ſich hinunter zu den übrigen Freiern, welche am Fuße der Bühne ſtanden.

Jetzt begann auf den Wink des Königs eine ſchmetternde Muſik, während ſechs Reitknechte ein ungeſtümes, faſt unbändiges Roß, deſſen Augen, wie Feuer, leuchteten, herbeigeführt brachten.

Zu gleicher Zeit maß ein Krieger dreihundert Schritte vorwärts ab und ſtellte eine Stange, welche ſich in

einem auf der Spitze derselben angebrachten, schwarzen Knopfe endigte, als Ziel zum Speerwurf auf.

Der Prinz von Armenien war der Erste, welcher sich dem Rosse nahte; aber kaum hatte er es bei der Mähne gefaßt, so schleuderte ihn das wüthende Thier so hart an den Boden, daß er besinnungslos aus der Rennbahn hinweggetragen werden mußte. Nicht besser erging es dem Nächsten.

Wiederum erhob sich die ermuthigende Musik und stolz und hoch schritt Oalla, der Khan von Kurdistan, in den Kreis vor. Mit einer eigenen, kräftigen Behendigkeit, dem Sprunge eines Löwen vergleichbar, warf er sich auf das bäumende Roß. Sein Waffenmeister überreichte ihm den Speer. Wie sich daß Roß auch geberden mochte, so wußte er es doch so weit zu bändigen, daß er endlich den Speer wuchten und schleudern konnte. Er hatte so richtig gezielt, daß er beinahe die schwarze Kugel des Ziels getroffen hätte, wenn er nicht zu kurz abgekommen gewesen wäre.

Ein allgemeines Geschrei des Beifalls erschallte rings. Er übergab das schäumende Roß den Knechten und begab sich zum Könige auf die Bühne.

Abermals ertönte die Musik und Georg Venlot ging auf das Roß, welches wüthend Sand und Steine mit den Hufen vorschlug, ruhig und fest zu. Er gab ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf den Rücken und sanft, wie ein Lamm, stand das edle Thier. Flink warf er sich in den Sattel und, wie im Tanze, trug es seinen Reiter im Kreise blitzschnell herum. Georg wuchtete und warf den Speer. Mitten im Knopfe des Zieles stak er fest. Schnell reichte ihm Voland einen zweiten Speer; Georg schleuderte ihn, und den Schaft des zuerst geworfenen zersplitternd, spaltete der Speer die Kugel auseinander und flog dann noch weit darüber hinaus.

Alles schrie verwundert und jauchzend empor; nur Oalla kniff zornig die Lippen ein. Im Triumphe zur

linken Hand des Königs zog Georg, da die übrigen Fürsten sich nunmehr im Voraus für besiegt erklärten, in die Stadt zurück. Prächtige Zimmer wurden im königlichen Schlosse ihm zur Wohnung angewiesen.

Er fühlte sich in peinlicher Verlegenheit. Voland aber tröstete ihn lachend und sprach: „Jetzt kommen asiatische Hofkniffe an die Reihe, und ich bin gespannt, wie dumm oder wie fein wir Beide verabschiedet werden."

Drittes Capitel.

Der König hatte seine Räthe um sich versammelt. Zornig fuhr er sie an; „Ich sollte Euch köpfen lassen; denn Euer Rath war schlimm, und Ihr habt mich und Odalla betrogen! Ein unbekannter Fremdling, der uns Nichts nützen kann, hat nunmehr gesiegt."

Demüthig hockten auf ihren untergeschlagenen Fersen die Betroffenen um den zürnenden Herrn umher und machten lange Gesichter.

Endlich begann der Aelteste unter ihnen: „Herr, du hast zu gebieten über unser Gut und Blut, über Fuß und Haupt; dein Odem macht lebendig und todt! Es steht nur in deinem Willen, ob du dem Fremdling die erhabene Schönheit deiner Tochter überlassen willst, oder nicht!"

„Dies ist eine kluge Rede!" rief der König; „fahre fort!"

„So laß' denn, Herr und König! die Freier vor dich kommen und geruhe, ihnen zu sagen: daß nur der den Sonnenabglanz deiner Tochter verdiene, welcher unter ihnen des Schönsten, was ihm eigen sei, sich zu rühmen und binnen drei Tagen die Wahrheit seiner Rede zu beweisen vermöchte."

Dieser Rathschlag gefiel dem Könige ungemein. Er

ließ die Fürſten, und mit ihnen Georg vor ſich kommen und trug ihnen ſeinen Willen vor.

Alsbald begann der Eine ſeine ſchönen Schlöſſer, der Andere ſein Roß, ein Dritter den Reichthum ſeiner Schatzkammer, und ein Anderer Anderes zu erheben. Nur Georg ſchwieg zu dieſem Allen. Spöttiſch fragte ihn endlich der Perſerkönig, ob er denn gar keines Beſitzes ſich zu rühmen habe. Gleichgültig antwortete Georg: „Ich rühme mich meiner Dame; denn eine ſchönere giebt es in aller Welt nimmermehr.“

„Zittere, Verwegener!“ ſchrie der beleidigte König; „du ſollſt meine Tochter Amaſia ſehen und bekennen, daß, wie die Sonne den Mond an Glanz, nicht minder ihre Schönheit die geprieſene Dame übertrifft.“

Auf ſeinen Befehl ward die Fürſtin in den Saal hereingebracht. Obgleich die zarte Geſtalt verſchleiert war, ſo konnte man dennoch den wonnigen Bau der Glieder erkennen, indem ſie ſich durch die Reihen der Männer hindurchbewegte.

Der König ſchlug den Schleier von ihrem Geſichte zurück.

Wie eine erblühende Roſe, die mitten durch das dunkle Laub herausglüht, war die liebliche Jungfrau anzuſehen. Magdelich ſchien ſie vor holder Scham in ſich zuſammen zu ſinken. Schüchtern ſchlug ſie die feurigen, ſchwarzen Gazellenaugen zu Georg, leiſe erbebend, auf.

Gebieteriſch ſprach der König: „Verräther, bekenne, daß du ein Thor geweſen biſt und entweiche beſchämt von hinnen!“

„Herrlich, wie der Stern der Liebe, lieblich, wie die Orangenblüthe, blühend, wie die Morgenröthe,“ verſetzte Georg, „ſteht die holde Amaſia vor mir; allein was ich behauptete, beruht dennoch in der Wahrheit.“

Der König hieß Amaſia entfernen. „So ſchwöre ich denn beim Barte des Propheten,“ rief er außer ſich, „daß du ſterben ſollſt, noch ehe die Sonne dreimal

untergeht, wenn du nicht deine freche Behauptung wahr machst."

„Es gilt hier deinen und meinen Ruhm, Aquilina!" sprach Georg für sich; — „könntest du mir verzeihen, wenn ich dich ersuchte, meine Ehre zu retten? Gewiß, Geliebte! — du kannst mir verzeihen!"

„Seht," riefen Mehrere umher, „wie der Prahler jetzt bestürzt ist!" „Bekenne, daß deine Dame gegen Amasia nur eine gemeine Magd ist," rief der König, „so will ich dennoch mit deiner Thorheit Mitleid haben und dich ziehen lassen!"

Dieses entschied über Georg. Er drehte den Ring und flüsterte: „Aquilina!" — Aber kaum hatte er den Bann vollzogen, so fuhr ein unbändiger Schmerz durch seine Brust, als wollte sein Herz sich von ihm lösen.

Die Thüre des Saales ging auf und herein kam eine schöne, in Gold und Seide gekleidete Jungfrau. Sie trat vor den Thron des Königs hin und verneigte sich. Kaum vermochte der König sein Auge von dieser holden Gestalt hinwegzuwenden.

„Fremdling!" sprach er, „wenn diese deine Dame ist, so hast du nicht geprahlt."

„Es ist nur ihre Botin, abgesandt, uns von ihrer Ankunft zu benachrichtigen!" entgegnete Georg.

Abermals ging die Thüre auf und eine andere, noch schönere Jungfrau kam herein.

Entzückt saßen alle die Fürsten umher; der König stand, von ihrer Schöne bezaubert, auf, ihr entgegen zu gehen; Georg aber sprach: „Bemüht Euch nicht, es ist nur eine Dienerin meiner Dame."

Jetzt ertönte eine Musik von Flöten und eine verschleierte Jungfrau kam langsam und wie im Schweben herein. Wie sie dem Könige gegenüber war, schlug sie die Schleier zurück. Vor dem Glanze ihres Antlitzes, welches zu unsterblichen Wonnen geformt und auf dem ein rosiges Leuchten geheimnißvoll zu schweben schien, erschracken alle die Männer umher.

„Verzeihe mir, höchste der Houris!“ sprach huldigend der König. Seine Augen waren ihm geblendet.

Aquilina aber wandte sich zu Georg: „Armer!“ flüsterte sie, „also mußtest du mich doch unglücklich machen? Nun muß ich auf ewig von dir scheiden! Du hast gränzenloses Herzeleid über mich gebracht, und dennoch bedauere ich dich, du Guter! — So lebe denn wohl, geliebter, böser Mann! Ade, auf ewig!“ Thränen rollten über ihre erbleichenden Wangen.

Georg stand besinnungslos und in sich selbst vernichtet. Sie drückte seine Hände an ihr Herz, und legte sich im tiefen Seelenleide mit ihrem lockigen Haupte an sei"e Brust. Er sank in die Kniee.

Schmerzlich sah sie ihn noch einmal an, faßte sein Haupt, küßte seine Stirne, wandte sich und wandelte mit ihren Frauen zum Saale hinaus. Der unglückliche Georg stürzte ihr vergeblich nach. Er fand nirgends mehr von ihr eine Spur.

Als einziges Denkmal ihrer Liebe und seines Vergehens war ihm nur der Fingerreif, dessen Stein sich aber unerklärlich getrübt hatte, und helle Thränen des Leides und der Reue geblieben.

So zog er von Schiras, wohin er im freudigen Stolze den Abend vorher gekommen war, arm, verlassen, und an Herz und Geist zerrüttet, hinaus. Doctor Voland war nicht bei ihm.

Vergeblich hat er sich später bemüht, Ruhe und Frieden zu gewinnen. Einsam und traurig steht er in diesem Leben da. Kein Herz vermag ihn und sein Leid zu begreifen.

Bei seiner Heimkehr zur väterlichen Heimath, erfuhr er, wie seine Verwandten mütterlicher Seite sein Erbgut sich angemaßt, verkauft, und den Erlös davon unter sich getheilt hatten.

So brach mit dem Unglücke auch Armuth und Elend über ihn herein. Er soll sich jetzt dürftig und kümmerlich von Romanschriftstellerei nähren.

Heinrich ſchlug das Buch zu und ſprach nachdenkend: „So märchenhaft auch das Ganze behandelt iſt, ſo ſpringt dennoch daraus eine ſo ſchneidende Wahrheit hervor, daß ich mich in meiner innerſten Seele davon ergriffen fühle.“

„Ich wüßte nicht, was man Geſcheites in dieſe Geſchichte hineinerklären könnte“, erwiederte Rudolph.

Lina erhob ſich und ſprach in holder Verwirrung: „Welcher Menſch fühlte nicht zur Stunde, wie er einſt ein unnennbares Heil, das durch ſeine Schuld ihm verloren gegangen iſt, beſeſſen habe? Wem hat nicht in ſeiner Seele je eine Blume geblüht, welche auf ewig verſunken ſcheint, und dennoch zuweilen wieder in ſehnſüchtigen Träumen aufblitzt in hellen Farben und ſüßen Düften. Ohne eine ſolche geſteigerte Sehnſucht nach dieſem verlor'nen Heile unſerer Seele, kann ich mir gar kein Dichten denken.“

„Du haſt aus meiner Seele geſprochen, Schweſter!“ verſetzte Heinrich. „Jedem Menſchen wird einmal der reine Blick der Seligkeit, welcher alle Wonneſchauer der Ewigkeit ausſchüttet, in Vorahnung und in der reinſten Stunde jugendlicher Unſchuld zu Theil; aber ein jeglicher muß auch einmal dieſe tiefſte Reinheit ſeiner Seele verlieren, um ſie durch kräftiges Kämpfen wieder herrlicher zu erſtreiten und mit Kraft und Selbſtbewußtſein zu bewahren. Iſt dieſes nicht endlich die Grundidee unſerer Religion? Und iſt nicht endlich dieſe Geſchichte Venlot's nur ein veränderter Mythos vom Sündenfalle?“

„Wer von Euch das Wahre getroffen hat, weiß ich einfältiges Mädchen freilich nicht,“ verſetzte die fröhliche Mathilde; „ſo viel aber iſt gewiß: wir ſind immerhin dem Dichter Dank ſchuldig, daß uns bei ſeiner Novelle der Abend ſchneller und ſchöner vergangen iſt, als es ſonſt der Fall geweſen wäre!“

Die übrige Geſellſchaft ſtimmte ihr bei. Man brach

endlich auf und unter herzlichen Abschiednehmen und gegenseitigem Versprechen, bald wieder zusammen zu kommen, ging es fröhlich auseinander.

Nur zwei Seelen aus dieser Gesellschaft dachten noch fernerhin an diese wunderliche Geschichte.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Einige Wochen nach dem Johannisfeſte wanderte Heinrich, um das Freie herzhaft zu genießen und mit Frühlingsodem ſeine Bruſt zu füllen, hinaus auf die grünenden Gefilde.

Glühend hatte die Sonne den ganzen Tag lang über der Erde gebrütet. Jetzt aber ſtiegen im Südweſt dunkle Wolkenhaufen herauf und zogen die heiße Sonne, als ein rothes Herz, in ihren Buſen hinein. Nichts wagte ſich auf der weiten Flur zu regen, als nur dann und wann ein ſchüchternes Lüftchen, welches über die Spitzen des Getreides lief, als ſuche es ſich irgendwo in einer Blume zu verſtecken.

Heinrich ſchien von dem Allen Nichts zu bemerken; er zog an dem Saume des Waldes, welcher an die Felder vorſtieß, gedankenvoll hin. Die Geſchichte, welche er neulich vorgeleſen hatte, wollte nicht aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwinden. Erinnerte er ſich doch ſo ganz deutlich an den Jüngling, welchen er auf dem St. Bernhardin getroffen, mit welchem er ſich in ſo kurzer Zeit herzlichen Beiſammenſeins zu ewiger Freundſchaft zuſammengelebt hatte; und dennoch konnte er ſich es nicht erklären, wie dieſe ſchöne Scene ſeines Lebens auf eine ſolche Weiſe in ein ſolches ſonderbares Märchen mit verflochten ſein konnte. —

Seitdem er ſich ſelbſt in dieſer Geſellſchaft fremd-

artigſter Geſtalten in jenem Buche wiedergefunden hatte, war es ihm, als müßte er an ſeinem wirklichen, einfachen Daſein zweifeln.

So mag es einem Menſchen zu Muthe ſein, der gemächlich in ſeinem Zimmer ſitzt, und zu dem herein jetzt ein Fremder tritt, bei deſſen erſtem Anblick er ſich ſagen muß, daß dieſer ſein beſter Bekannter, ſein Freund, ſein erſter und einziger ſein müſſe, ob er gleich ſich nicht erinnern kann, wo und wie er ihn einſt getroffen habe. Er fragt beſtürzt nach dem Namen des Eintretenden, und freundlich lächelnd nennt der Fremde den eigenen Namen des Fragers, dem zugleich der gegenüberſtehende Spiegel zeigt, wie ſein Selbſt ſich dreimal im Zimmer befinde.

Während Heinrich in ähnlichem Irrgarten des Denkens vergeblich einen Ausweg ſuchte, drang vom nahen Felſen her, an deſſen Fuße die Landſtraße vorüberzog, der Klang einer Laute. Eine kräftige, männliche Stimme begann, ſich im Geſange zu erheben. Er ſtand ſtill, horchte aufmerkſam zu und vernahm folgendes Lied:

„In der Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längſt vergang'ne Glück.

Lüfte, die Ihr in den Bäumen,
Leiſe flüſternd weiter eilt,
Wißt Ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerſchönſte weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felſenwand,
Klagen ſcheinen ſie zu ſprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entflieh'n,
Ueber Erd' und Himmel eilen,
Ich nur langſam weiterzieh'n"

Jetzt ſchwieg der Sänger. Heinrich bog ſich um die Felſenecke herum und ſah unten auf einem Blocke einen

Wanderer ſitzen, welcher zu ſeinen Füßen den Reiſeſtab über ſeinem Bündel, und eine Laute, auf welche er nachdenkend das Haupt hinunterbeugte, auf ſeinem Schoße liegen hatte. Noch bedeckten ſein Geſicht die langen, herunterhängenden Locken. Heinrich ging auf ihn zu. Der Fremde ſah empor, und Heinrich glaubte vor Ueberraſchung in die Erde ſinken zu müſſen; denn dieſes war Georg Venlot's Geſicht.

Dieſer ſtand von ſeinem Sitze auf, eine freudige Röthe trat in ſein Geſicht, und er nahte ſich ihm, der noch immer ſprachlos da ſtand, mit der Frage: „Biſt du nicht mein Freund Heinrich Meier?“ Und alsbald umarmten ſich die beiden Jünglinge, und ihre Augen glänzten in freudigem Waſſer.

„Willkommen! Willkommen!“ jubelte Heinrich; „ſo haſt du dich doch endlich entſchloſſen, mich einmal aufzuſuchen? Wie oft, ja täglich habe ich, ſeitdem wir am Ufer des Comerſees uns trennten, an dich gedacht! Nicht wahr, nun bleibſt du auf lange Zeit bei mir? Glaube mir, Freund! man findet eher die Beruhigung des Gemüths im engen Kreislauf des Lebens, als im Lärme großer Verhältniſſe! Sprich wo biſt du unterdeſſen herumgewandert? Haſt du deine Wanderluſt endlich geſtillt?“ — Mit ſolchen Fragen und Ausrufungen überſtürzte Heinrich, aufgeregt und erhitzt, ſeinen Freund.

„Von Elend, äußerer und innerer Noth,“ verſetzte dieſer, „gehetzt, wie ein Wild, komme ich über die Berge herüber zu dir! Seit ich dich nicht geſehen — es ſind wohl vier Jahre unterdeſſen vergangen — habe ich beinahe die halbe Welt durchwandert, — Afrika und Aſien vorzüglich.

„Wie ein Gott der Erde, von Vermeſſenheit das ganze Herz voll, hob ich mich weit über alle menſchlichen Verhältniſſe empor; auf einmal brach mein Himmel über mich zuſammen und begrub mich mit ſeinen widerlichen Scherben.

„Als Bettler kam ich wieder heim. Mir gehört nicht einmal der Stein, welchen ich unter mein Haupt lege, um darauf zu ſchlafen. Heinrich! ich bin ganz vernichtet und zertreten. Wenn ich mich nur wenigſtens am Glauben meiner Väter emporrichten könnte! —

„Allenthalben bewarb ich mich in meinem Vaterlande um ein Amt. Ich habe keine Gönner, keine Empfehlung, als mich ſelbſt, und wurde überall höflich abgewieſen.

„Endlich trat ich in den Sold der Muſe, nachdem ich ihr früher in edelſter Begeiſterung gedient, ja! ſie mein genannt hatte. Was ich lange in mir gehegt und gepflegt, daraus ſuchte ich eine Welt zu bilden und ſie auf einem feſten Knaufe emporzuheben. Es war ein Trauerſpiel. Wie Alles, ſo tüchtig, als immer möglich, zuſammengeſtellt war, ſandte ich es an die Bühne meines Vaterlandes zur Aufführung. Mir fehlte der Namen; es liegt noch heute dort, während ich beinahe verhungert wäre, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden hätte, bei einem Advocaten um Lohn zu ſchreiben.

„Von Neuem begann ein in ſich abgeſchloſſener Kreis von Geſtalten in mir klar hervorzuquellen, zu treiben und mich zu drängen. Mit eigener Luſt und Liebe ward das Gedicht vollendet. Ich habe es leider in Verſen und Reimen geſchrieben und Sinn für die Muſik des Rhythmus vorausgeſetzt; und dies war ein arger Mißgriff!

„Kein Buchhändler mochte es ſich unterfangen, dieſes Gedicht herauszugeben. Ich konnte es dem Kaufmanne nicht verdenken. So wie das deutſche Volk, als ſolches, ſelbſt ein formloſes iſt, und die einzelnen Staaten Deutſchlands nur zuſammengekehrte Haufen von Individuen ſind, und mithin Jeder von ihnen nur ein Ganzes in der Idee, nicht aber an und für ſich ſelbſt iſt, eben ſo wenig kann auch überhaupt der Deutſche einen Sinn für eine große poetiſche Abgeſchloſſenheit in der Einigung des Stoffes mit der Form gewinnen. So wie ſein

ganzes Daſein ein fragmentariſches iſt, ebenſo kann er nur durch die formloſe Maſſe ergriffen werden. — Meine Handſchrift loderte im Feuer auf.

„Ich glaube, meine Naſe war damals um einige Zoll auf einmal länger geworden; ich ſtieß an jeder Ecke damit an. Nun ſagte ich allem Weltruhme ein herzliches Lebewohl und ſchrieb, des Gelderwerbes halber, meine eigene Lebensgeſchichte, in ein Märchen verknetet. Aus Barmherzigkeit nahm dieſe Sache ein Buchhändler mir ab und bezahlte dafür — meine Schulden.

„Nunmehr ſchüttelte ich, ein unglückſeliger Poet, der ſich ohne Beruf zum Altar der Muſe gedrängt hatte, die Erbärmlichkeit dieſer Exiſtenz von mir ab. Als ein Bettler komme ich zu dir, mein Freund! Du weinſt, Heinrich? — bin ich doch endlich bei dir, und ſchaue in deine klaren, frommen, herzigen Augen!“

„Was haſt du Alles ertragen, du Armer!“ verſetzte Heinrich ſehr bewegt. „Warum biſt du nicht früher zu mir gekommen? Du haſt nicht an meine Freundſchaft geglaubt! Jetzt aber, Flüchtling, halte ich dich feſt! An deinen theuer errungenen Erfahrungen mußt du mich belehrend vorüberführen; du mußt bei mir bleiben und Neues fördern, ſo wie es nur immer möglich iſt!“

Sie waren unter dieſen Geſprächen durch das Thor des Städtchens gegangen. Schon dämmerte der Abend heran. Die Donner des nahenden Gewitters begannen zu rollen und der Sturmwind jagte den Staub durch die Straßen, während dann und wann ein ſchwerer Regentropfen herunterfiel. Heinrich's Vater, der weidliche Mann, ſtand freundlich unter der Hausthür und bewillkommnete herzlich den Freund ſeines Sohnes.

Zweites Capitel.

Der alte Herr Meier hatte nahe bei der Stadt ein hübſches Häuschen, welches in der Mitte ſeines ge-

räumigen Gartens lag. Er hatte es für seinen Sohn bauen lassen, in der Absicht, daß er sich mit der Zeit ein holdes Weib gewinnen und mit ihr dort in erfreulicher Umgebung, in den schönen, nach Sonnenaufgang zu gebauten Zimmern wohnen und ein erquickliches, ruhiges Dasein genießen möchte. Heinrich aber war bis jetzt unbeweibt geblieben und die Hoffnung, daß er sich zu einer solchen gewünschten Veränderung bequemen möchte, schien immer mehr zu verschwinden. So stand dieses Wohnhaus, die schönsten Sommermonate ausgenommen, wo sich Heinrich manchmal einige Wochen dort aufhielt, fast immer unbewohnt. In diese Wohnung zog dieser jetzt mit seinem Freunde Georg. Die oberen Zimmer räumte er ihm gastfrei ein; während er selbst nur das große Zimmer im Erdgeschosse für sich behielt.

Georg fand mit Allem, was er nur wünschen konnte, sein Zimmer ausgestattet und verziert. Schöne Kupferstiche schmückten die Wände, lange, gestickte Vorhänge die Fenster, und selbst der bunte Teppich auf dem Fußboden gab dem Ganzen ein zierliches Ansehen.

Von den Fenstern aus konnte er die Aussicht auf die schönen Kornfluren, und von der andern Seite auf das freundliche Städtchen genießen. Nicht minder angenehm war die nächste Umgebung des Hauses.

Eine Quelle, welche unter einem in der Ecke des Garten stehenden Felsenstücke hervorquoll, war in einem mit Steinen sauber ausgelegten Graben an der Einfassung der Beete zur Bewässerung derselben hingeleitet, und weckte mit ihrem geschwätzigen Plätschern den Gesang der Vögel umher in den Baumwipfeln. —

Bald hatten sich Georg und Heinrich zusammen hier eingerichtet. Gewöhnlich ließ Heinrich durch die alte Haushälterin, welche in der Hinterstube jetzt wohnte, Speise und Trank von seiner Mutter herausbringen. Welche glückliche Tage der Ruhe und der Freundschaft gingen den beiden Freunden hier mit heiterem Lächeln vorüber!

Heinrich hatte seinen Freund in mancherlei angenehme Beschäftigungen verwickelt. Einer Menge tüchtiger, munterer Bürgerknaben lehrte er das Zeichnen, in der Schule die Geschichte des Vaterlandes, dem er bei aller Mißlaunigkeit auf dasselbe, mit wunderbarer Neigung anhing. Auch im Garten pflanzten die beiden Jünglinge fleißig und warteten der seltenen Blumen, welche Heinrich's Vater aus allen Orten und Enden allmälig herbeigeschafft hatte.

Der ältere Meier wich fast nicht von Georg's Seite, und Frau Meier klagte nur darüber, daß sie, mehr an das Haus gebunden, nicht immer um den Liebgewonnenen sein konnte.

Die einzige trübe Wolke, welche sich gewitterhaft in dieser Zeit über Georg heraufzog, bildete sich aus einem eigenen Verhältnisse, in welchem er zu Lina, Heinrich's Pflegeschwester, zu stehen gekommen war.

Lina hatte vom ersten Augenblicke, wo ihr Georg entgegen gekommen war, nicht verhehlen können, daß der Fremdling einen unauslöschbaren Eindruck auf sie gemacht habe. Minuten lang konnten ihre blauen, schwärmerischen Augen an seinem Gesichte hängen. Zerstreut und gedankenvoll saß sie immer in seiner Gesellschaft da; und dennoch wich sie ihm mit einer wahrhaft ängstlichen Scheu aus, wenn er sich ihr freundschaftlich anzunähern suchte. Selten, und nur dann, wenn sie Georg nicht im Garten vermuthete, ging sie hinaus zu ihren vielgeliebten Blumenbeeten.

Wie aber auch Georg seine Empfindungen zu bekämpfen suchte, so konnte er es dennoch sich nicht abläugnen, daß, wenn er je wieder ein Weib lieben könne, Lina die Einzige sei, welche über ihn Alles vermöchte. Aber er trug sein wunderbares Traumbild zu treu im Herzen, als daß er je hätte wanken können.

Er hatte sich angelobt, an die Verrathene und Verlorene ewig allein und liebend zu denken. Daher kam

es, daß er, diesem liebenswürdigen Mädchen gegenüber, starr, kalt und unempfindlich schien.

So vermieden sich in seltsamer Verirrung diese beiden, für einander geschaffenen Seelen. Nur an festlichen Tagen, wo die übrige Gesellschaft der jungen Leute häufig in dem Meier'schen Hause in der Stadt oder bei Heinrich im Garten versammelt war, trafen die Beiden zusammen. Alsdann hatte aber Georg mannichfaltige Reisebegebenheiten oder alte Sagen und neue Geschichten der muntern Gesellschaft zu erzählen, so daß an ein näheres Bekanntwerden mit der zarten, schüchternen Jungfrau nicht zu denken war.

An einem klaren Morgen saß Georg mit seinem Freunde unten auf der Grasbank im Garten. Er spielte gedankenlos auf der Laute.

Lina war herausgekommen, um Levkoi und Reseda zum duftenden Strauße zu brechen. Wie die schlanke Gestalt des Mädchens, im weißen Gewande, ein blaßrothseidenes Band um den Leib geschlungen, mit dessen langen Enden der Wind spielte, durch die Blumenbeete dahinschwebte, suchten ihn auf einmal die lange und schwer bekämpften Gefühle, welche ihn zu der Liebenswürdigen hingezogen, zu überwältigen.

Er griff stärker in die Saiten und sang leise vor sich hin:

„Es bricht im Fliederstrauche
Gleich blauen Flämmchen vor,
Der Duft vom Blüthenrauche
Steigt in der Luft empor.

Zu all' den lichten Räumen
Der schönen Lenzesluft
Stieg gern das alte Träumen
Hervor aus meiner Brust.

Wie schwer hab' ich gerungen
Mit meines Herzens Leid;
Doch bleibt es unbezwungen
Zu solcher Frühlingszeit."

Bevor noch Georg dieſes Liedchen ausgeſungen hatte, war Lina zum Garten hinausgeſchlüpft.

Drittes Capitel.

Heinrich ſaß neben ſeinem Freunde, ſah ſtill und wehmüthig vor ſich hin und zerpflückte eine weiße Moosroſe, welche er in der Hand hielt.

Georg hatte die Laute neben ſich, und ſeinen Arm um des Freundes Nacken gelegt. „Ich errathe," ſprach er, „was dich auf einmal ſo ſtill gemacht hat." „Nein," verſetzte Heinrich, „du haſt gewiß keine Ahnung von dem, was ich gedacht oder geträumt habe; doch möchte ich wiſſen, was du wähnſt." „Mit zwei Silben will ich das Räthſel löſen," entgegnete Georg und flüſterte ihm leiſer in das Ohr: „Lina!"

„Du irrſt," verſetzte Heinrich, „du irrſt ſehr, wenn du glauben ſollteſt, daß ich dieſe himmliſch Reine je zu meinem Weibe begehren möchte. Dennoch aber mag ich dir es nicht läugnen, daß ich das mir wunderbar von Gott beſcheerte Glück, mich durch Lina's Gegenwart von trüber Melancholie gerettet zu ſehen, freudig anerkenne.

„Du willſt fragen, wie das Alles zuſammenhängt? So höre denn die kurze, traurige Geſchichte meines Lebens! Meine erſte Jugendliebe galt der Tochter eines armen Gärtners. Sie hieß Eliſabeth. Schenke mir die Schilderung aller meiner verliebten Thorheiten, eingebildeter Leiden und ſüßeſter Freuden!

„Das Mädchen hing an mir mit einer Innigkeit der Empfindung, welche kaum ſich träumen läßt. Es lebte nur in mir und ich in ihm. Wir fühlten uns unglücklich, wenn nur ein Tag verging, an welchem wir uns nicht ſehen konnten. In welchen leuchtenden Farben lag da-

mals das Leben um mich her! Unsere Liebe kannte keine Grenzen, und eben deswegen mußten wir zu namenlosem Unglück untergehen; denn der Mensch darf hier nicht glücklich bleiben. Sie gewährte mir Alles; denn ihr ganzes Sein war in ihrer Liebe zu mir aufgegangen. Mein schlimmes Gewissen aber löschte in meinem Herzen alles Feuer der Liebe zur armen Elisabeth aus und gab mir dafür Entsetzen und kalte Reue.

„Ich suchte der Qual meiner Seele dadurch zu entgehen, daß ich auf Reisen ging. Einige Wochen darauf fand ich in einem Briefe, welchen einer meiner Bekannten in Handelsangelegenheit an mich geschrieben hatte, nebenbei erwähnt: „Die hübsche Elisabeth hat man im Floßteiche ertrunken gefunden. Sie ist zwar auf dem Gottesacker in der Stille begraben worden, hat es aber nicht verdient, da es zu beweisen war, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat."

Heinrich seufzte tief auf und Thränen badeten seine Augen. Nach einer Pause fuhr er mit bewegter Stimme fort: „In gedankenloser Verzweiflung zog ich nun in der Welt umher. Alle Geschäfte blieben liegen. Ich wußte fast von mir selbst Nichts, bis sich endlich in einem Augenblicke, wo ich auf freiem Felde, von welchem der Thauwind des Februars eben den Schnee hinwegschmolz, bei dem Geläute der Abendglocken in den umherliegenden Dörfern, mein Inneres zu weinendem Schmerz auflöste.

„Ich saß dort auf einem Feldsteine, in meinen Mantel hineingewickelt, die ganze Nacht hindurch. Am Morgen fühlte ich mich wohlthätig ermattet, und eine innige Wehmuth über meine Seele hingebreitet. Ich gewann hierauf einige Haltung und Besonnenheit, insoweit dieses möglich war, und konnte meines Vaters Geschäfte einigermaßen beendigen.

„Damals traf ich dich, mein Freund! — Deine Freundschaft hat meine Seele wieder gekräftigt. Ich eilte zurück in meine Heimath. Meinen Eltern habe ich mich entdeckt.

„Ueber ein Jahr verging nunmehr, ohne daß mich ſonderlich Etwas angeregt hätte, wenn es nicht der Gedanke an unſere Freundſchaft war. In unſeren Handlungsgeſchäften war ich thätig, ohne daß ich Freude an der Arbeit verſpürt hätte. Wir hatten damals überhäufte Arbeit zu beſorgen; denn da der Krieg der Deutſchen mit Frankreich immer drohender wurde, ſo ſahen wir uns genöthigt, ſo viel als möglich, unſer Vermögen ſicher unterzubringen.

„In unſerem Städtchen war damals viel Lärm; denn da die Heerſtraße vorüberführt, ſo wimmelte es oft an allen Enden von Auswanderern, welche aus dem, vom feindlichen Heere feindlich beſetzten und behandelten Nachbarlande mit Weib und Kind und der Habe, welche ſie mit fortbringen mochten, durch dieſe Gegend flüchteten.

„Vorzüglich war es an einem Tage, und ſelbſt die ganze Nacht durch lebendig auf der Straße. Die Armen litten oft Mangel am Nöthigſten.

„Am Morgen fuhr mein Vater, den Wagen mit Lebensmitteln vollgepackt, hinaus auf die Straße, um die Dürftigen, welche etwa vorüberkommen ſollten, damit zu unterſtützen.

„Wie er auf der Anhöhe vor dem Städtchen angelangt war, ſah er an dem ſteinernen Kreuze, welches wenige Schritte von der Straße abwärts ſteht, eine Geſtalt liegen. Er ließ halten, und, in einen rothſammtnen, reich mit Gold geſtickten Mantel gehüllt, lag ein fremdes Mädchen bewußtlos dort in Gluth und Fieberhitze. Mein Vater ließ es in ſeinen Wagen heben und behutſam zu uns hereinfahren. Er war ſelbſt vorausgegangen, uns die Kranke anzuſagen.

„Wir eilten zur Thür hinaus. Eben kam der Wagen die Straße heruntergefahren. Man hob die Jungfrau aus dem Wagen heraus, und ich wäre faſt, wie von einem electriſchen Schlage, zu Boden geſtürzt; es war oder ſchien meine Eliſabeth zu ſein. So ähnlich, wenn gleich noch ſchöner, iſt ſie der Verſtorbenen.

„Der herbeigerufene Arzt erklärte das Mädchen für höchſt gefährlich krank. Drei Monate lang lag es mit dem Tode kämpfend. Sie phantaſirte, wie es ſchien, beſtändig.

„Freund, denke dir alle die unſäglichen Gefühle, welche damals auf mich einſtürmten! Ich glaubte in mir ſelbſt vergehen zu müſſen. Mehr ein peinigendes Schmerzen, als Liebe flößte mir jedoch die wiedererſtandene Eliſabeth ein.

„Unterdeſſen genas das fremde Mädchen; aber ihr Gedächtniß war ſo geſchwächt, daß die ganze Erinnerung an ihr früheres Leben verſchwunden war. Selbſt die deutſche Mutterſprache hatte ſie beinahe vergeſſen; doch koſtete es ihr nur kurze Zeit, um alle Ausdrücke in derſelben ſich wieder anzueignen. Trotz aller ihrer Anſtrengungen aber konnte ſie ſich weder erinnern, wie ſie in dieſe Gegend und zu uns, noch wo ſie ſonſt hergekommen ſei; ſelbſt von ihren Eltern fand ſie keinen Anklang in ihrem Gedächtniſſe. Sie glaubte nur, daß ihre Umgebungen ſie früherhin Lina genannt hätten.

„Bei dieſem unglücklichen Verhängniſſe grämte ſich Lina ſo ſehr, daß ſie beinahe von Neuem gefährlich krank geworden wäre. Nur durch die zarte Sorgfalt und Behandlung meiner Mutter genas ſie endlich vollkommen.

„Unterdeſſen hatte mein Vater allenthalben rückſichtlich unſerer Pflegebefohlenen Nachfrage gehalten; aber bis jetzt hat er nirgends eine Auskunft erhalten können. Selbſt das koſtbare Geſchmeide, in welchem die Gute einen noch unberechneten Reichthum beſitzt, hat auf keine Spur geführt.

„Einige Monate lang, vorzüglich als endlich die ſchöne Jungfrau, zwar blaß, aber doch vollkommen hergeſtellt, unter uns trat, lag ich im heftigen Zwieſpalte mit mir ſelbſt. Es bebte mein wankelmüthiges Herz, wenn ich ſah, wie ſie ſo kindlich ſich an uns Alle anſchloß, wie ſich ihr feiner, hochgebildeter Geiſt, welcher

unſere kleinen Verhältniſſe weit überfliegt, zugleich immer mehr entwickelte. Oft ſchien es mir, als müſſe Eliſabeth verklärt in ihr wieder zur Erde herabgekommen ſein, um die Qual meines Herzens zu ſtillen.

„Dieſer Gedanke trieb mich in einer dunklen Nacht hinunter auf den Friedhof zum Fliederſtrauche in der Ecke, wo Eliſabeth ruht.

„Wie ich dahin kam, ſah ich auf dem Grabe eine Geſtalt ſitzen; wenig erſchrocken nahte ich mich ihr. Wie ein Nebelbild, unendlich ſchön und lieblich, nicht wie man ſich Geiſtererſcheinungen ſonſt denkt, ſaß Eliſabeth da; deſſen ungeachtet wollten mir meine Sinne jetzt vor dieſer Geiſternähe vergehen.

„Ich warf mich vor ihr nieder, und meine Stimme bebte in den Worten vor: „Darf ich deiner noch liebend gedenken, dir treu bleiben?“

„Ueber ihr mildleuchtendes Geſicht ſchienen ſelige Wonnen zu wandeln, indem ſie ſelbſt in wehenden Nebel verſchwand.

„Ich habe an ihrem Grabe geſchworen, ſie in Lina als meine Schweſter zu ehren, und dieſe brüderlich zu pflegen. Nun weiß ich zwar wohl, daß dieſe Erſcheinung Eliſabeth's nur ein Wahnbild war; denn ich vermochte, von früher Kindheit an, Bekannte, auf welche ich alle meine Gedanken richtete, in der Finſterniß der Nacht, vor mein äußeres Auge in Nebelgeſtalt hinzuſtellen; aber dennoch kann ich mich nie ganz vom Aberglauben, ſie wahrhaft geſehen zu haben, losmachen.“

Heinrich ſtand auf, faßte Georg's Hand und ſprach gerührt: „Nun Freund, weißt du Alles, du wirſt mein Vertrauen, wie ein heiliges, unveräußerliches Gut, bewahren.“

Georg umarmte ihn und ſagte: „Du haſt ein Vergehen ſchwer gebüßt, die Treue aber wird dich hinüberretten in die Unſterblichkeit; denn dem Tode entgeht nur ein unſterbliches Gefühl.“

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

In der Morgendämmerung des nächſten Sonntags trat Heinrich, völlig angekleidet, einen Stock in der Hand und die Jagdtaſche umgehangen, in Georg's Zimmer. „Guten Morgen!“ rief er munterer, als ſonſt, ſeinem Freunde, welcher eben aufſtand, entgegen; „heute giebt es Waldleben und Waldfreuden! Wirf dich ſchnell in die Kleider, du ſollſt unterdeſſen erfahren, was ich vorhabe.

„Unſere ganze, ſchöne Geſellſchaft, Mathilde an der Spitze, dann Karoline und die übrigen Mädchen haben ſich heimlich beredet, dieſen Nachmittag hinaus in das Jägerhaus zu ziehen, um Milch zu trinken. Ich habe es zufällig herausgebracht.

„Mich hat es ſchon längſt gelüſtet, im Walde einen ſchönen Sommertag zu genießen. Nunmehr habe ich bei den Eltern unſere Waldfahrt angekündiget, eine kleine, kalte Mahlzeit hier in die Jagdtaſche gepackt und nun ziehen wir im Walde nach Herzensluſt herum, und wenden uns am ſpätern Nachmittage in das Waldthal hinunter zum Jägerhauſe, wo wir die muntere Geſellſchaft zuſammen antreffen!“ —

Schnell war Georg angekleidet, und heiter zog er mit Heinrich hinaus in das Freie und Grüne. Eine gelbrothe Lohe ſtand im Oſten an dem Himmel, und mächtig zuckten die Strahlen der Sonne herauf und zündeten die entfliehenden Wolken an.

In der Nähe und Ferne grüßten die Morgenglocken mit den hellſten Klängen dieſes aufſteigende Strahlenmeer und mit voller Bruſt ſchlug im ſäuſelnden Waizenfelde die Wachtel. Flüchtiger Nebel zog durch das Thal auf ſilberweißer Straße des Fluſſes dahin.

Jetzt hob die prächtige Sonnenkugel ſich vollends heraus und vergoldete die Spitzen der Kirchthürme, welche hier und da über die Hügel herüberſchauten. Ein rothes Feuer ſchien glitzernd über die Gerſtenfelder dahin zu laufen, während der Thau, zu einer Freudenthräne zuſammengeronnen, in den Kelch aufblühender Feldröslein hinabträufte.

Entzückt in der allgemeinen Wonne der Natur, zogen die beiden Freunde einen grünen Feldweg hinauf und auf blumigen Rainen in die Laubwaldung hinein.

Ein vielſtimmiger Chor zahlloſer Vögel empfing ſie mit jubelnden Liedern. Das Eichhörnchen jagte ſich freudig mit ſeinen Genoſſen auf den hohen Buchenbäumen herum. Durch das Laub herein wurden mit getheiltem, milderem Sonnenlichte die üppig wuchernden Waldpflanzen übergoſſen und kleine, blaue Schmetterlinge gaukelten munter den Strahlen nach.

Je tiefer die Freunde in den Wald hineinkamen, deſto friedlicher, deſto ſtiller wurde es nun um ſie her. Jetzt hörten ſie nur noch das Geplätſcher einer Quelle auf einem nahen mitten im Walde gelegenen Wieſenflecke.

„Leiſe aufgetreten!“ ermahnte Heinrich. Geräuſchlos gingen ſie auf das Quellengeriſel zu, und alsdann ſich bückend, gewahrten ſie durch das Laub des Gebüſches, wie ein Rudel Rehe, voran das Edelſte und Schlankſte mit vielzackigem Geweihe, hereinſchritt. Mit ſcheuen, dunklen Augen hoben ſie witternd die Köpfe, da ſie aber nichts Unheimliches zu verſpüren ſchienen, grasten ſie umher.

Eben ſo leiſe, wie ſie gekommen waren, zogen ſich, um die Friedlichen nicht zu ſtören, die beiden Freunde wie-

der zurück, und erſt, nachdem ſie eine gute Strecke weiter im Walde vorgedrungen waren, ſprach Georg: „Wie hat mich doch dieſes Bild des Friedens in dieſer Einſamkeit ſo innig gerührt! Aber iſt es doch hier überall in dieſen gründüſteren Hallen der rieſigen Baumgewächſe ſo herrlich!

„Ueberhaupt hat an einem Sonntage für mich die ganze Natur ein ſchöneres, ja! ein verklärteres Anſehen! Ueber Alles ſcheint mir ein freudiges Feiern ausgebreitet zu ſein. Mit ganz anderen Gefühlen ſtreiche ich dann durch Flur und Wald, ganz anders, als ſonſt, tönen mir die Geſänge und das Zwitſchern der Vögel.

„In dem Worte Sonntag lag von jeher für mich ein unbeſchreiblicher Inbegriff aller Wonne. Ich erinnere mich noch, daß ich als Knabe nur eine allgemeine, feſtſtehende Hoffnung, und zwar blos von einem Sonntage auf den andern hegte. Die ganze Woche war für mich ein einziger Tag. Im hellſten und unerfreulichſten Lichte ſtand mir die Mittwoche, als Mittag. der Sonnabend aber als Sonnenuntergang um ſo deutlicher vor den Augen, je öfter ich an dieſem Tage mit meinem Vater hinausflüchtete in das Freie, bis uns die Abendglocke wieder heimrief. Nun dunkelte der Sonnabend ſtille fort und vom Geſimſe funkelte heimlich ſchon der Sonntag in den blankgeſcheuerten Zinngeſchirren herunter auf mich.

„In heimlicher Freude ſchlüpfte ich in mein Bett, und unter den herzlichſten Gebeten ſchlief ich zu den bunteſten Träumen ein.

„Ehe ich mir es verſah, guckte der Sonntag leuchtend zum kleinen Kammerfenſter herein, zum fröhlichen Beten und Singen den Langſchläfer aufzuwecken.

„Soll ich dir, mein Freund! das heimlich ſüße Grauſen beſchreiben, wenn ich wohlgeputzt darauf in der Kirche ſaß, vor Andacht nicht beten konnte; und wie dann neben mir der Choral in mächtigen Accorden aus der Orgel hervorquoll und durch das Kirchengewölbe

hinüber, hinunter und empor brauſte, während die Frauen des Dorfes duftende Sträuße von Federnelken und Geſangbücher, worauf zierlich die weißen Taſchentücher zuſammengelegt waren, in den Händen, mit ſittig niedergeſchlagenen Augen zur knarrenden Thür hereinzogen?!

„In meiner kindlichen Träumerei glaubte ich ernſtlich, die vielen Engelsköpfe am Altare müßten nun lebendig ſein, mit zum Geſange einſtimmen und mit ihren goldenen Flügeln im hellen Strahle der Morgenſonne, welche durch die gemalten Kirchenfenſter hereindämmerte, an zu fliegen fangen.

„Stets ſaß ich während des Gottesdienſtes in einem finſtern Winkel, an die Orgelwand mit dem Ohre hingeſchmiegt, um das große Donnern der Töne durch alle meine Nerven beben zu laſſen.

„Wie oft habe ich da in mein vorgehaltenes Taſchentuch Thränen des heiligſten Entzückens vergoſſen!“

„O, die Tage meiner Kindheit!“ rief Heinrich laut, „daß ſie auf ewig dahin ſind!“

„Sie kommen wieder!“ entgegnete Georg; „aber nur auf der Jacobsleiter des Traumes ſteigen ſie herunter zum ſeligen Menſchenherzen,“

Zweites Capitel.

„Erzähle weiter!“ bat Heinrich, „wie auch fernerhin die Poeſie dein junges Herz erregt hat.

„Mir iſt bei dieſer deiner Erzählung, als wenn ich an einem Weihnachtsmorgen vor Tagesanbruch durch die Ritze eines Fenſterladens hineinblickte in deine hell erleuchtete Kinderſtube, und ſähe die tauſend bunten Sachen, den grünen Paradiesgarten mit den Schäfern und Lämmern und den heiligen drei Königen, aufgeſchmückt, auf dem Tiſche, und darüber den Chriſtbaum,

ſchwer von goldenen Aepfeln und Nüſſen und mächtigen Pfefferkuchen, mit ſeinen hundert Wachslichtern funkeln und leuchten, und dich, den Gebieter über alle dieſe Herrlichkeit, unermeßlich reich davor ſtehen. Erzähle weiter, Freund!"

„Du haſt mir," verſetzte Georg, „mit dieſer Weihnachtsſchilderung das ſchönſte Kapitel aus jener Zeit zum Voraus weggenommen. Zur Strafe will ich dir nunmehr einige Jahre überſpringen.

„Du findeſt mich wieder unter einem ſchattigen, weißblühenden Hollunderſtrauche, mit einem Buche, das mir viel zu ſchaffen macht, in der Hand.

„Ich muß dir zuvörderſt bemerken, daß ich mit dem Sohne des Cantors, einem meiner tollſten Jugendgenoſſen, in inniger Freundſchaft lebte. Sein Vater hatte eine ziemlich gute Handbibliothek von Ueberſetzungen alter Klaſſiker. Plutarch's Leben berühmter Männer hatte mir mein Freund daraus entlehnt.

„Wie dieſes Buch, ob ich gleich deſſen Verſtändniß nur ahnen konnte, ſich meines ganzen Weſens bemeiſterte, wie ich es las und wieder las, wie endlich Theſeus, deſſen Geſchichte mich am meiſten feſſelte, in der abenteuerlichſten Tracht in allen meinen Träumen lebte, davon kannſt du dir keine Vorſtellung machen!

„Später kam mir durch denſelben Freund Diodor aus Sicilien in die Hand und Shakeſpeare's Romeo und Julie in der Eſchenburg'ſchen Ueberſetzung, zugleich ein alter Virgil, wo hinter jedem lateiniſchen Satze die deutſche Ueberſetzung folgte.

„Daß alle dieſe Welten nur, wie verworrene Traumbilder, auf den wißbegierigen Knaben einwirkten, brauche ich dir nicht erſt zu geſtehen. Doch hatten dieſe Bücher einen mächtigen Einfluß auf mein Träumen und Denken.

„Eine ungemeſſene Sehnſucht, über die Berge hinüber zu wandern in die weite Welt, beherrſchte mich ganz. Täglich ſtieg ich in jener Zeit heimlich und einſam auf den Kirchthurm hinauf und ſtarrte zu den

Schallöchern ſtundenlang hinaus in das Blaue. Der ſtarke Wind, welcher zuweilen die Glocken neben mir leiſe ertönen ließ, ſchien ſich dem ſchwärmenden Knaben zu verkörpern und in geheimen Liedern mit ihm zu ſprechen von ſonderbaren, geheimen, lockenden Wonnen.

„Was kann ich dir weiter ſagen, als das die klare Zeit der Kindheit damals von mir gewichen war und ein fremdartiger Geiſt mit allem ſeinen Entzücken und Schauern zu meiner gereizten Seele ſprach?“

Georg und Heinrich kamen jetzt über eine lange Reuthe, auf welcher unzählige gelbe Blumen erblüht waren, hinüber. Gedankenvoll ſchwiegen Beide.

Eine Birkhenne, ihre piſpernden Küchlein um ſich her, ſcharrte am Waldſaume und ſpreitete ihr Gefieder aus, ſich in der Sonnenwärme zu baden, — jetzt gewahrte ſie aber die Wandelnden, lang ſtreckte ſie den Hals empor, ſchaute mit ihren rothen Augen ſchüchtern ſie an und verſchwand, wie ein Blitz, laut klukend, im Gebüſche mit der flüchtigen Brut.

„Und wie kamſt du denn endlich,“ fragte Heinrich, „wieder zu dir ſelbſt?“

„Erſt nach einer Reihe von Jahren,“ verſetzte Georg, „nachdem ich durch Klopſtock's Meſſiade, ſpäter durch Schiller's Trauerſpiele, von Neuem die Scene im Orgelwinkel vielfach, nur in anderer Weiſe, in mir ſelbſt wiederholt fühlte. Nur erſt durch Goethe's und Shakeſpeare's Werke, beſonders auch endlich durch das Nibelungenlied kam ich wieder auf mich ſelbſt zurück.

„Hiermit haſt du den Abriß meines inneren Jugendlebens und meines Verkehrs mit denjenigen Geiſtern, welche bedeutenden Einfluß auf meine Ausbildung ausübten.“

„Du vergißt die neukatholiſch-romantiſche Schule zu erwähnen,“ verſetzte Heinrich.

„Ihre Anſichten,“ entgegnete Georg, „ihre Leiſtungen haben nur in Einzelheiten mich angeſprochen; aber im Ganzen widerſtand mir überall die blaue Blume, dieſes

ewige Hineinſchwindeln in das Unausſprechbare. Dieſe Kunſtſehnſüchteleien, dieſe ungeſunden Krämpfe, woran die Meiſten dieſer Neuromantiker leiden, waren mir ſtets unbehaglich. Nur einzelne Werke dieſer neueren Dichter ergötzten mich, aber nur dann, wenn der Stoff ſelbſt über ihre trüben Anſichten, wie bei Schiller, die geſunde Natur der Geſchichte über die gleich krankhafte Schickſalsidee in ſeinem „Wilhelm Tell“ geſiegt hat.“ —

So ſprachen die Freunde noch lange fort im Austauſche mannigfaltiger Anſichten.

Nachdem ſie noch eine Zeit lang in gerader Richtung den Wald durchſchnitten hatten, gelangten ſie hinaus in das Freie, wo ſie eine weite Ausſicht in das Thal hinunter, über die niedrigeren Berge mit ihren Dörfern und Weilern hinüber, genoſſen.

Georg lagerte ſich im Schatten eines Ahorns auf einer Felſenplatte, welche über eine Quelle zum Theil hinüber hing, nahm ſeine Schreibtafel heraus und ſchrieb Einiges nieder, während Heinrich, auf den Rücken gelegt, zum Himmel emporſtarrte, wo flockige Silberwölkchen in mancherlei Bildern gekräuſelt vorüberflogen.

Nach einer Weile ſagte Georg, die Schreibtafel zuſammenlegend: „Ich fühle einen recht muntern Hunger. Schleuß' dein Speiſeſchränkchen auf, Bruder! und rücke mit dem Inhalte heraus; denn, Gott ſei es geklagt! vom Reimen und Träumen wird der Menſch nicht ſatt.“

„Das iſt ein braver Gedanke,“ verſetzte Heinrich, „ein Gedanke der immer zeitgemäß bleibt!“ —

Alsbald brachte er aus ſeiner Jagdtaſche mit unverholener Behaglichkeit Tüchtiges und Brauchbares heraus; ſelbſt ein Fläſchchen Wein war nicht dabei vergeſſen.

„Es iſt dennoch etwas Erbauliches,“ bemerkte Georg, „in der freien Natur und Halbwildniß ein Küchenkunſtſtück thätig zu bewundern und ein zahmes Fläſchchen Wein der Poeſie und dem Durſte zu Ehren auszuſtechen.“

Drittes Capitel.

Gemüthlich plaudernd ruhten die Freunde dort von der ersten, großen Hälfte ihres Spazierganges aus. Erquickliche Kühle verbreitete das muntere Gewässer der Quelle. Furchtlos badeten sich vor ihnen im Wassergraben die bunten Finken und gelben Ammern. Allerlei Käfer mit rothgesprenkelten, grünen oder blauen und anders gefärbten Flügeldecken summten oder liefen über die Blätter und Blumen.

„Diese Quelle," begann Georg zu sprechen, „heimelt mich eben so an, als wie sie mich in ihrem Silberblicke an manche froh verlebte Stunde erinnert."

„Richtig!" versetzte Heinrich, „komme auf den Weg, mir noch einige Scenen aus den Jahren deiner Kindheit zu erzählen. Mich freut es innerlich, auf Wiese und Feld, im Garten oder in der stillen Stube mit dir zusammen zu treffen; denn was du auch aus jenen Zeiten erzählen magst, so ist es mir dennoch, wie Selbsterlebtes, bekannt und daran erinnert zu werden, thut mir sehr wohl."

„Diese klare, murmelnde Quelle," fuhr Georg fort, „scheint mir vom Bache im Thale, welches hinter den Hügeln meines Geburtsortes sich hinzog, mancherlei Grüße zuzuflüstern. Dieser Bach gehörte zum Landgute meines Vaters und goß sich eine Stunde weiter von uns entfernt in den Rheinstrom aus. Jeder Dümpfel darinnen, jeder Baum, jede Staude daran, war mir bekannt.

„Mir und noch einigen meiner Jugendgenossen war es oft vergönnt, mit der Angel darin zu fischen; denn der Bach war nicht gar tief und wir sämmtliche rüstige Knaben.

„Am Liebsten jedoch fingen wir Krebse, welche wir mit mancherlei Ködern auf die mit Netzen überzogenen Reischen aus ihren heimlichen Höhlen unter den Erlen-

wurzeln hervorlockten. Wenn nun von allen Seiten die ſtattlichen Krebſe herankrochen mit ihren fühlenden Schnurren und wir nun am Ufer ſtanden, lauſchten, bis die genäſchigen Scheerenleute faugrecht in der Mitte ſchmauſend um den Köder ſaßen, und nun langſam und vorſichtig die Netzchen herauf an das Ufer hoben, welches Jubeln gab es da! —

„Wenn nun der Torniſter des alten Jägers, welcher als Oberaufſeher uns mitgegeben war, tüchtig vollgefüllt, dann kam erſt die ſchönſte Ergötzlichkeit.

„In einer Krümmung des Baches lag, zwiſchen Weiden und Erlen verſteckt, der heimlichſte Dümpfel, tief genug, um uns bequem baden, und hinlänglich ſicher, um keine Gefahr nehmen zu können. Dorthin ging nun der Zug. Bald herunter waren die Kleider. Spürten wir uns abgekühlt, ſo tauchte ſich um die Wette der Schwarm der kleinen Fiſcher in den flüſſigen Spiegel. Die Spiele und Freuden der Griechenjugend, wie ſie mir Diodor beſchrieben hatte, wollten mir da wieder lebendig werden, wenn ich alſo in tauſendfachen Wendungen die glänzenden Leiber meiner Spielgenoſſen um mich her in den ſprühenden Fluthen des bewegten Waſſers gaukeln und plätſchern ſah. —

„Dieſer Bach und der Kirchthurm in unſerem Dorfe haben meine ſchönſten Stunden geſehen. Dieſe zwei Gegenſtände bleiben fortwährend unverwiſcht in meinem Gedächtniſſe, ſo geringfügig auch für einen Dritten Beides, und ſelbſt meine ganze Jugendgeſchichte ſein mag.

„Alles, was ich je gedichtet habe, geſchah im Gedanken auf dieſem Thurme zum Schallloche hinaus und alle ſchönen Genüſſe, welche mir ſpäter zu Theil geworden ſind, zogen wie Sonnenſtrahlen in dieſes Thal oder zu dieſem Thurme, ſich nach einem Punkt hinneigend, zurück.“

Während ſolcher Erzählungen gingen die Stunden des heißeren Mittags vorüber. Die beiden Freunde brachen auf und ſchlugen ſich ſeitwärts zurück nach der

Gegend des Jägerhauſes zu. Erſt ſpät am Nachmittage gelangten ſie in das Thal hinunter, wo ſie in der Mitte einer grünen Raſenſtrecke das einſam gelegene Gebäude, unfern eines Teiches, welcher aus dichtem Birken- und Fichtengebüſche hervorblitzte, endlich gewahrten.

Das Thal war von ſteilen Bergwänden, auf welchen mancherlei Beeren, Kräuter und Waldblumen prangten, von zwei Seiten eingeſchloſſen. Auf den Gipfeln umher ſtanden, wie rieſige Wächter, hohe, dunkle Fichten, welche der ganzen Umgebung einen eigenthümlichen Charakter friedlicher Abgeſchloſſenheit aufprägten.

Viertes Capitel.

Wie die Freunde über den Bergabhang herunterkamen, hörten ſie die Töne einer Guitarre, von vielſtimmigem Mädchengeſange begleitet.

„Siehe da!“ rief Heinrich, „unſere Freundinnen haben ſich eingefunden! Siehſt du da drüben am Hügel die fröhliche Geſellſchaft hingelagert?“ Jetzt bemerkte auch Georg die munteren Gruppen.

Lina, Karoline und noch einige Mädchen ſaßen im Graſe und banden Sträuße von Waldblumen; vor ihnen auf einem bankartigen Steine ruhte Mathilde, die Saiten der Guitarre rührend; Heinrich's Mutter und die junge, rüſtige Jägersfrau nebſt einigen anderen Mädchen befanden ſich unfern davon an einem kleinen Tiſche unter einer breitaſtigen Linde im Schatten, Milch und Kuchen vor ſich.

Kaum hatte die Geſellſchaft die Beiden erblickt, ſo flogen ihnen vereinte Stimmen entgegen, woraus ſich nur die Worte: „O, Ihr Verräther!“ und: „Willkommen!“ zu wiederholten Malen hervorhoben.

„Es iſt dennoch zu loben,“ redete Mathilde die Her-

beikommenden an, „daß Ihr uns dieſe Aufmerkamkeit ſchenkt; — darum heiße ich Euch im Namen der Uebrigen willkommen! denn ich muß ſchon wieder für die Geſinnung der Uebrigen der Mund ſein.“ „Ueber Euch wilde Waldmenſchen!“ verſetzte Frau Meier; „heute am Sonntage in Alltagskleidern im Walde herumzuſchweifen, das iſt unverzeihlich!“

Von Neuem hatte ſich die Geſellſchaft im Graſe umhergelagert. Die ſchöne, freie Natur hatte Aller Augen zu dem mildeſten Feuer verklärt und die Wangen der Mädchen zu lieblichen Roſen aufgeblüht.

Georg hatte ſich zu Lina's Füßen hingeſetzt; ſeine Augen empor in ihr holdſeliges Antlitz, ſein Haupt ſtreifte an ihren ſchneeigen, feingerundeten Arm. Die Blumen an ihrem Buſentuche zitterten von der bewegten Bruſt.

Die ſinnige Karoline nahm jetzt die Guitarre auf und ſprach heimlich lächelnd: „Unſer Dichter wird uns endlich zerſchmelzen, wie es ſcheint.“ Mathilde rief dazwiſchen: „Daß wir endlich von ihm nur noch als letzten Ueberreſt einen Seufzer heimbringen!“ Georg verfärbte ſich bei dieſen Worten und griff ſchnell zur dargebotenen Guitarre. Lina entwich zu ihrer Pflegemutter.

„Singen Sie,“ rief die fröhliche Mathilde, „um den beſten Lohn, der dem Sänger nur anſtehen möchte!“

„Das iſt,“ rief Heinrich, „ein wack'rer Frauenkuß, und hier in dieſem Falle die Reihe herum!“ „Deine alte Heimtücke, du ſcheinheiliger Schalk!“ verſetzte Mathilde, „kannſt du nie vergeſſen; — und dir zum Trotze ſoll der Vorſchlag angenommen werden, wenn der gute Georg ein Lied, ein eigenes und neues ſingt, das uns Allen gefällt; — aber Allen muß es gefallen!“ —

„Georg!“ rief Heinrich, „das gehe nicht ein, das iſt eine bekannte Geſchichte, und nicht einmal eine neue Weiberliſt! Dein wohlverdienter Lohn wird dir mit aller Ausflucht vorenthalten werden.“ Georg aber ver-

ſetzte: „Ich nehme den Vorſchlag an, und was ich von unſerem Waldgange heute mit hinwegnehme, ſollen Sie hören, ſo wie ich mich Ihrem Willen völlig unterwerfe.“ „Bravo!“ riefen die Mädchen, und triumphirten mit Winken und Blicken über den ruhig im Graſe gelagerten Widerſacher. Georg aber begann zu einfachen Accorden vorzuſagen:

„Mit den Bäumen ſpielt der Wind,
Küßt die Blume ſtill im Mooſe:
Ruhig in des Waldes Schooſe
Lieg' ich hier, ein träumend' Kind.
Ach! herab von allen Zweigen
Will ſich ſel'ger Himmel neigen.

Aus dem fernen Thal empor
Dringt des Waldhorns tröſtend' Hallen
Und des Tones Geiſter wallen
Durch die Waldesnacht hervor,
Gleich als wollten ſie mir ſagen
Von der Kindheit beſſern Tagen.

Und ein Vöglein guckt mich an
Mit den Aeuglein ſchwarz und niedlich,
Hüpft um mich ſo zahm und friedlich,
Pickt an meine Bruſt heran.
Vöglein! laß' das ruh'n im Herzen,
D'rinnen ſchlafen ſchlimme Schmerzen.“

Kaum hatte Georg das Lied geendigt, ſo trat Mathilde in gebeugter, bittender Stellung mit flach zuſammengelegten, gehobenen Händen vor ihm hin und ſprach: „O wackerer Minneſänger, laß' deinen Liedermund nicht ſo bald ſchweigen! Sind wir auch keine Fürſtentöchter, ſo bleiben wir doch noch immer Mädchen, welche den Sang und Klang lieben! — Ich bitte dich ja ſo ſehr.“

Dabei ſah ſie ihn an mit unwiderſtehlichen Blicken, und wie er freundlich nickte, hockte ſie ſich kinderhaft zu ſeinen Füßen hin und ſchaute mit zutraulichen, unſchuldigen Gluthaugen zu ihm empor.

Georg hatte ſich wieder in das, an ihm bekannte, Hinträumen verloren. Sein Geſicht wurde heller, ſeine

Augen weiter, ein eigenthümliches Glänzen schien sich um sie zu weben.

Man merkte es ihm an, daß sich die Außenwelt vor ihm mit Dämmerungen verschleierte und sich seine Sehkraft nach Innen richtete.

Endlich begann er die Saiten in Molltönen anzuschlagen und aushallen zu lassen, bis er endlich mit etwas zitternder Stimme in die Worte ausbrach:

„Wenn sonst die Knospen zersprangen,
Die Blättlein brachen hervor,
So kam der Hirte gegangen
Am Alpenhang empor.
Das Blättlein kennet den Sonnenschein;
Wo sollte der fröhliche Hirte sein?

Es grünet hell auf dem Berge
Für seine Lämmer das Gras;
Es ruft ihn oben die Lerche,
Singt ohne Unterlaß;
Es rauscht im finsteren Tannenhain!
Wo sollte mein fröhlicher Knabe sein?

Und alle Blumen erspießen,
Es drängt sich jede herbei,
Den schönen Hirten zu grüßen
Im sehnsuchtswarmen Mai.
Es möchte sich alles mit ihm freu'n;
Wo sollte der muntere Hirte sein?"

Während der letzten Strophe des Liedes war Lina mit dem Wiesenblumenkranze, welchen die Mädchen geflochten hatten, zu Georg hinangeschlichen, und drückte ihm nun denselben, als dieser Gesang zu Ende war, auf die Stirne.

Im leisen Schrecken fuhr er, wie er eben noch traumsinnig dagestanden hatte, empor, und hing mit einem langen Blicke an Lina's Antlitze, welche scheu zurückwich.

Sein leicht geröthetes, von Begeisterung umwobenes, von den in hellem Farbenfeuer leuchtenden Blumen leicht beschattetes Gesicht gab einen eigenen, rührenden Anblick.

Um ihn herum hatte sich die Gesellschaft zur freundlichsten Gruppe vereinigt. Heinrich stand vor ihm, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, die Augen zu Boden gesenkt, als wollte er sich von Nichts in der Welt den Genuß dieser Minuten rauben lassen. Lina, ihren Arm auf Karolinens Schulter gelegt, zugleich an sie hingeschmiegt, mit vorwärts leicht emporgehobenen Frühlingsgesichte, über welches ein süßes Räthsel einer ganzen Märchenwelt schwebte, hatte sich ihm gegenüber gestellt, Mathilde aber saß noch immer neben ihm zu seinen Füßen. Auch die beiden älteren Frauen hatten sich herbeigemacht und dem Kreise sich angeschlossen.

Als nun der Sänger auf der Laute von Neuem anschlug, indem er die vorige Tonart wieder aufzunehmen schien, aber bald in eine neue überging, nickte Heinrich, wie für sich, mit dem Kopfe, und sprach halblaut: „Nun schließt er den Kreis mit einem neuen Bilde!“ —

Georg's Seele schwamm auf den Tönen, welche leise und geheimnißvoll, wie wogende Wasserfluth, oder auch wieder, wie lieblich lockender Feenreigen, anklingen mochten, gleich einem reinen, glänzenden Schwane einher.

Endlich drang seine kräftige Stimme im Liede vor:

„Mein Kamerad war ein Knabe,
Der schönste vom ganzen Reich,
Stark mit dem geschälten Stabe,
Kein Andrer kam ihm gleich.

Wir trieben auf grüne Matten;
Des Vaters Heerden zumal;
Dort grasten sie gern im Schatten
Am Bach' im düsteren Thal.

Im Erlenbusche verborgen
Von Blättern und staudigem Gras,
Dem Wellengemurmel zu horchen,
Ich stundenlang mit ihm saß.

Das war ein heimliches Wehen
Tief unten im silbernen Bach;
Wir glaubten das zu verstehen,
Was flüsternd es zu uns sprach.

Er war ein wackerer Knabe,
So stille, herzlich und gut;
Er ruht nun im feuchten Grabe,
Verschlungen von dieser Fluth.

Ein allgemeines: Ah! flüsterte jetzt durch den Kreis. Man sah sich gegenseitig eine Zeit lang an, als erwache ein Jedes aus einem Traume und wundere sich, in Gesellschaft Mehrerer sich nun wieder zu finden.

Nur wahrhaft gefühlvolle Menschen, welche sich dem Zauber der Töne und der Dichtung ganz hinzugeben vermögen, können durch seine Macht zur Zeit, wie im magnetischen Hellsehen, in den wunderbaren Himmel, welcher ja in jeglicher Menschenseele verborgen und gebannt liegt, gläubig und selig versetzt werden, um dort den Antheil an der Geisterglückseligkeit, welche der Menschheit so gern entgegenfluthet, hinzunehmen und mit den zarten, leise wachsenden Flügeln der Psyche sich zu erheben in das Unendliche.

Nur solche Gemüther kennen das Gefühl, in welchem sich diese Gesellschaft so traumwohl befand, recht mit Herz und Sinn begreifen.

Georg hatte die Laute in das Gras gelegt. Heinrich schüttelte seinem Freunde die Hand, und sprach zu den umstehenden Mädchen gewendet: „Aber, wie ich glaube, sollte der Sänger nicht nur mit kalten, feuchten Wiesenblumen abgelohnt werden, sondern vielmehr mit dem Vergänglichsten und Schönsten zugleich. Mathilde, du hast gewissermaßen den lieblichsten Preis ausgesetzt, löse darum dein Wort zuerst, und ich will dich nach Gebühr loben!“ —

Ein wenig verlegen stand eine Weile das fröhliche Mädchen kämpfend mit sich selbst. Als aber Georg nahte, sprach es: „Ich ergebe mich dem Willen des Schicksals! Hier! — und lache nicht, Schelm!“ — Mit diesen Worten gab sie dem Sänger einen schnellen, herzhaften Kuß, und wie er aufgeregt nach einem zweiten haschte, einen gelinden Schlag auf den Mund.

Heinrich war munterer, als je, geworden. Die sprö-deren Freundinnen hielt er neckisch dem Freunde ent-gegen, so daß dieser fast allenthalben unter dem ergötz-lichsten Lachen der ganzen Gesellschaft ein glücklicher Dichter war.

Nur Lina stand noch zögernd in der Ferne. Georg näherte sich ihr. Tiefe Röthe im jungfräulichen Bangen übergoß ihr Gesicht. Er faßte mit flehenden, innigen Blicken, welche in ihr gesenktes Auge zu dringen begehr-ten, ihre zitternde Hand. So standen sie ein Weilchen. „Darf ich bitten?" flüsterte Georg. Wie in wunderba-mer Angst rief sie: „Nein! Nein! Lassen Sie mich!"

Eine große Thräne stürzte aus ihrem scheuen Auge. Bestürzt ließ Georg ihre Hand fahren. Die übrigen Mädchen machten ihr ein böses Gesicht. Die Heiterkeit der Gesellschaft war gestört.

Frau Meier mahnte zum Aufbruch. Stillschweigend schlugen die Mädchen ihre Tücher um, und zogen in gleichgültigen Gesprächen, Lina mit ihrer Pflegemutter, Arm in Arm, das Thal hinunter der untergehenden Sonne zu. Georg und Heinrich gingen langsam hinter-drein.

„Weibergrillen!" sprach Heinrich verstimmt vor sich hin; Georg aber schwieg und fühlte sich beengt.

Die Abendglocke rief die Sonne und die Menschen heim. So zog die Gesellschaft auf dem Wiesenfußsteige am Ufer des murmelnden Flusses dahin und gelangte bei werdender Dämmerung schweigsam im munteren Städchen an.

Sechstes Buch.

Erſtes Capitel.

Eines Morgens kam Rudolph, feſtlich geputzt, in das Gartenhaus zu unſeren Freunden. Er wurde freundlich bewillkommnet; aber ſo munter der Geſelle auch ſonſt geweſen war, ſo ſchien es doch, als ob er jetzt, mit vielfacher Verlegenheit kämpfend, keine paſſenden Worte finden konnte, um ſein Anliegen über die Zunge zu bringen.

„Ich möchte doch wiſſen," begann Heinrich, „was unſerem Freunde das Herz drückt; ſitzt er doch hier, wie eine junge Braut, welche nicht weiß, ſoll ſie zum Zeitvertreib ein Weniges lachen, oder ein rührendes Solo abweinen?"

„Wenn Ihr mir kurze Aufmerkſamkeit ſchenken, und mein Herz erleichtern helfen wollt, ſo wäre es am Beſten, ich erzählte Euch die ganze Geſchichte."

„Sie haben geduldige Zuhörer und Freunde vor ſich," verſetzte Georg.

„Wohlan!" fing Rudolph an, und verzog den Mund, wie ein Kind, das heimlich ein Stückchen Zucker genaſcht hat; „Gott ſchuf ein Männlein und ein Fräulein, um von Adam und Eva zu beginnen; da ich nun ein Männlein, obendrein Advocat und Notar, übrigens auch bereits dreißig Jahre alt bin, ſo möchte es gerade Zeit ſein." —

„Den alten Adam aus- und den neuen anzuziehen!“ rief mit herzlichem Lachen Georg.

„Unterbrecht mich nicht,“ fuhr Rudolph fort, „sonst laufe ich mit meiner Predigt davon! Mit obigen Gedanken saß ich gestern Abend in unserem Grasgarten, welcher eben abgemäht war. Ich ließ musternd in meinen Gedanken die ganze Gesellschaft unserer Freundinnen an mir vorüber gehen. Je mehr ich erwog, desto bänglicher wurde mir. In diesem Augenblicke kam die gute Karoline, meine Schwester zu besuchen, oben zum Garten herein. Dich führt mein guter Engel her! sagte ich für mich.

„Karoline kam zu mir heran; ich ergriff ihre Hand und vermochte sie, mit genüglichem Sträuben ihrer Seits, sich neben mich auf die Grasbank zu setzen. Nach manchem Hin- und Herreden sprach ich: „Karoline, eine Neuigkeit; ich werde mich verheirathen!“ „Mit wem?“ fragte sie verlegen dagegen, und stand auf; ich aber warf mich vor ihr nieder und rief verwirrt: „Karoline, ich tauge zwar nicht viel, sonst aber bin ich gut, dir aber vor Allem!“ Küsse und Betheuerungen besiegelten unsern Bund.

„Damit aber Nichts bei dem Vertrage unserer Herzen fehlen sollte, kamen meine Eltern mit Mathilde heraus in den Garten; ich stellte ihnen meine Braut vor. Das gab ein sich freuen und küssen! —

„Mein Vater, immer rasch, wie ich selbst, war hurtig zurück in die Stube, schnell im Sonntagsrocke und brautwerbend, ohne daß wir es wußten, bei Karolinens Eltern, welche bald mit ihm, Freudethränen in den Augen, herüber zu uns kamen.

„Seht, Freunde, so ward die Verlobung noch gestern Abend aus dem Stegreife gefeiert, und unsere Mütter gaben ihre eigenen Brautringe her, um uns Beide auf ewig zusammen zu ketten.“

Unsere beiden Freunde wünschten ihm von Herzen Glück; Rudolph aber fuhr fort: „In drei Wochen wird

unſere Hochzeit gefeiert, mein Vater ſchreibt ſchon ſeit einigen Stunden an Einladungsbriefen und die Hochzeitbitter rennen und laufen; bei Euch, Ihr Freunde, wollte ich aber ſelbſt der Herold meines Glücks ſein und Euch zu meinem großen Feſttage einladen.

„Nun habe ich vor der Hand nur noch den Wunſch: Euch angehenden Hageſtolzen ein gutes Beiſpiel, das Euch zu baldiger Herzens- und Sinnesänderung ermuntern möge, gegeben zu haben.“

„Du haſt deine Sache,“ verſetzte Heinrich, „überall gut gemacht. Unſere Freude wegen deines Glückes, unſern Dank für deine Güte lies auf unſeren Geſichtern! und nun ſtärke dich, du Süßgewordener, mit einem herben Glaſe Burgunder.“

Rudolph nahm das dargereichte Glas und ſprach:

„Was kann ſchöner auf Erden ſein,
Als in der Freunde holdem Verein
Einen kräftigen Feuerwein,
Und trautes Weib für ſich allein?“

„Seht den argen Renegaten des Hageſtolzenthums!“ erwiederte Georg, „er, früher aller Poeſie abgethan, erlebt nun in ſeinen alten Tagen noch das Unglück, Verſemacher zu werden!“

„Das kränkt mich nicht ſo ſehr,“ entgegnete Rudolph, indem er Hut und Stock nahm, „als daß ich Euch, Ihr Lieben, jetzt verlaſſen muß; denn auch ein Bräutgam hat ſeine Sorgen!“

„So nimm denn,“ ſprach Heinrich, „zu deinen übrigen Sorgen noch tauſend Grüße und Glückwünſchungen von uns an deine liebe Braut und Doppeleltern mit!“

So ſchied denn der fröhliche Bräutigam munter von den Freunden.

Kurz nachher ward an Heinrich ein Brief überbracht. Nachdem er ihn geleſen, ſagte er zu ſeinem Freunde: „Das wird uns manche vergnügte Stunde machen! Graf Rüderig iſt mit ſeiner Gemahlin wieder auf ſeinem Schloſſe, im benachbarten Ellerhauſen, aus dem Bade zurück an-

gelangt, und meldet mir eben ſeine Ankunft. Du mußt ihn kennen lernen.

„Er iſt ein Edelmann, wie man ſich nur einen ſolchen in der gefälligſten Form denken kann. Er iſt in meinem Alter und erſt ſeit einem Jahre verheirathet. Er iſt im Geſpräche geiſtreich, im Umgange gewandt, übrigens ein Verehrer jeder ſchönen Kunſt.“

„Du malſt mir hier ein wahres Ideal von einem Manne,“ verſetzte Georg, „und machſt mich in der That begierig, eine ſolche vornehme Bekanntſchaft zu machen.“

„Dennoch,“ erwiederte Heinrich, „iſt es leicht möglich, daß ſein Weſen dich wenig anſpricht. Seine bequeme, gemeſſene, kalte und dennoch freundliche Weiſe, in welcher er ſich zu geben gewohnt iſt, zieht eben ſo an, als ſie abſtößt. Wie dem aber auch ſein mag, wahr iſt es, daß er ſeinen unermeßlichen Reichthum nur als Mittel betrachtet, ſich und Anderen das Leben in jeder Richtung hin angenehm zu machen. Vorzüglich liebt er dramatiſche Vorſtellungen. In ſeinem Schloſſe hat er ein Liebhabertheater errichtet und unter Anderen im vorigen Winter ſelbſt mich vermocht, einmal die Rolle eines alten Polterers in einem Luſtſpiele zu übernehmen. Hat der Graf eine Leidenſchaft, ſo iſt es die für die Bühne.

„Ich zweifle nicht, daß er bald ſein altes Steckenpferd wieder in Gang bringen wird, und, ich irre nicht, an dir, meinem poetiſchen Freunde, wird er eine gute Eroberung für das Liebhabertheater machen.

„Ich ſelbſt habe mich nie mit dem Charakter des Grafen völlig ausſöhnen können: er iſt im Grunde ein angenehmer Egoiſt, der uns Alle nur in ſofern zu ſeinen Ergötzlichkeiten, als wir ihm Mittel dazu ſind, hinzu zu ziehen weiß.

„Die Gräfin dagegen iſt eine ſanfte, liebenswürdige Frau, deren Nähe auf Jeden wohlthuend einwirkt.“

Auf ſolche Weiſe bemühte ſich Heinrich, ſeinen Freund

in allen Verhältniſſen, welche ſie umgaben, vertraulich einzuweihen.

Es war das ſchöne Band edelſter Freundſchaft, welches dieſe zwei wackeren Menſchen verband.

Selten nur geſtattet ein glückliches Geſchick, daß ſich eine ſolche innige Vereinigung zwei ſolcher Seelen verwirkliche; denn faßt nie verläßt der Irrthum und Wahn die Menſchen ſo ſehr, daß der Beſte im Gleichen ſich und das Glück ſeligen Brüderthums völlig erkennen könnte und dieſes edle Gewächs des Himmels zu Blüthen und Früchten unbehindert empor zu pflegen vermöchte.

Zweites Capitel.

Mancherlei hatten in dieſen Tagen die Freunde mit einander zu beſprechen, Vieles zum bevorſtehenden Hochzeitsfeſte Rudolph's und Karolinens anzuordnen, um daß glückliche Paar freudig damit zu überraſchen. Feſtſpiele wurden erſonnen und wieder verworfen, Gedichte angefangen und nicht vollendet.

So kam endlich der Feſttag heran.

Wie es Sitte der Gegend war, zogen die Hochzeitsgäſte, mit rothſeidenen Bändern geſchmückt, in ihrer Mitte das Brautpaar, voran ein Chor Muſikanten, auf Clarinetten und Hörnern blaſend, auf die Kirche zu. Im munteren Lärm ſprangen Schaaren von Kindern um den Zug herum, auf dem Thurme tönten die Glocken den Jubel viel glücklicher Menſchen weit über das Städtchen hinaus in die Luft.

Hand in Hand gingen die Freunde zu Ende des Zuges, zu Erinnerungen an Längſtvergangenes nicht ohne Schwermuth hingeneigt. Gegenſeitiger Händedruck verdolmetſchte ihnen dieſe verhohlenen Gefühle ſtiller Wehmuth, welche ſo gern den Unglücklichen beim Augenblicke

allgemeinen Frohsinns neidlos im milden, wohlthuenden Trauern überschleicht.

Die Trauung war endlich vollzogen und die Brautthräne geweint. Ueber den Himmel flog bei Heimzuge ein leichtes Wölkchen, das im leichten Nebelthau herunterfeuchtete. Der fromme Glaube der Umgegend hielt dieses für ein Vorzeichen, welches dem jungen Paare Heil und Segen verkünden wollte. —

Auf rothen, mit Wein benetzten Schwingen verflogen scherzend die Nachmittagsstunden.

Lina war in der Mitte ihrer Freundinnen zur lieblichsten Rose erblüht. Ihre Schönheit, mit der eigenthümlichsten Anmuth verschwistert, bezauberte die ganze Gesellschaft und die heiligste Unschuld, welche im milden Lichte ihre sanftbewegten Augen, ja! das ganze Antlitz verklärte, riß Männer wie Frauen zu unbedingter Huldigung hin. Dennoch blieb ihr Wesen, seines Zaubers sich unbewußt, wie das eines herzlichen Kindes.

Georg fühlte sich immer mehr zu ihr hingezogen; ihm war es, als müßte er vor geheimen, süßen Schmerzen aufschreien: „Aquilina! du bist es ja, zürne nicht mehr dem Wortbrüchigen!“ Dann sprach wieder sein Verstand: „Georg, bist du so wenig der Herrlichen eingedenk, daß du sie, wenn gleich an ihre irdische Schwester, zum zweiten Mal verrathen willst? Georg, überstehe kräftig diese Prüfung!“ — Sah er aber wieder hin auf die Holdselige, so vergingen ihm dennoch wieder alle schönen Grundsätze, welche er mühsam errungen hatte.

Da man mit dem Festmahle noch anstand, um den Grafen Rüdiger, welcher seine Anwesenheit zugesagt hatte, zu erwarten, so eilte Georg in die werdende Nacht und in die freie Natur hinaus, um den Kampf in sich zu schlichten und zu beschwichtigen.

Der Himmel hatte sich umzogen, kein einziges Sternbild glänzte oben. Er ging schnell und kam bald aus dem Städtchen und Häusern hinaus.

Wie er einsam hinschlenderte, sprach er für sich:

„Warum, o! warum mußte ich ihr begegnen? dieſem göttlichen, jungfräulichen Weibe, welches ihr ſo ſeltſam gleicht? Warum muß dieſe ſchwere Prüfung, welche ein ſteinernes Herz kaum beſtehen könnte, meiner leicht erregten Seele auferlegt ſein? Ich will ſtark ſein!“ rief er, „ich will durch jegliche Buße, welche du mir, Aquilina! auferlegſt, deiner und aller deiner Herrlichkeit, welche um dich iſt, wieder mich werth machen! — Und wenn ſie es nun ſelbſt wäre?“ Die Gedanken gingen ihm herüber und hinüber.

Ihm war thränenweich zu Muthe; die verrätheriſche Gluth aber, welche in ſeinen Augen brannte, verſagte ihm die Labung der Thränen.

Heftig preßte er den Goldreif, welchem ihm einſt Aquilina gegeben, an ſeine Bruſt, als könnte er dadurch die Zwietracht ſeines Innern erdrücken.

Es war um ihn endlich die Nacht ſo finſter geworden, daß er kaum mehr den Weg erkennen konnte. Er wollte ſchon wieder umkehren, als er auf einmal das Getöſe des Galopps einiger Reiter, welche die Straße von Ellerhauſen herunterkamen, vernahm.

Er blickte auf und ſtarrte ihnen verwundert entgegen; denn die Augen des einen Reiters glänzten durch die düſtere Nacht her, wie zwei feurige Kohlen, und Georg kannte nur Einen, welcher ſolche ſchauerlich prächtige Augen hatte. Die Reiter kamen heran. Der Feueraugige hielt ſogleich das Roß an, und rief: „Georg, biſt du es?“ „So heiße ich,“ entgegnete dieſer, „und du biſt Voland!“ —

„Sie kennen ſich?“ ſprach der zweite Reiter mit wohllautender Stimme. „Es iſt der junge Freund,“ verſetzte Voland, „welcher auf jenem Maskenballe in C... vor vier Jahren Ihre Lebensanſichten ſo gewandt beſtritten hat.“

„Willkommen!“ rief der Graf, — denn dies war der zweite Reiter, — „ſo ſind wir ja alte Univerſitätsfreunde.“ So wurden unter dem nächtlichen Himmel alte Bekanntſchaften munter erneuert.

Der Graf hieß den Diener, welcher ihnen nachgeritten war, absteigen, und Georg das Pferd vorführen. Wie auf Schwingen des Sturmwindes flog nun die Gesellschaft in das Städtchen hinein.

Drittes Capitel.

Mit Herzlichkeit und Jubel wurden die Längsterwarteten im Hochzeitshause empfangen, und Georg hatte kaum Odem genug, um alle Fragen, wie er mit den Willkommenen zusammen gekommen sei, zu beantworten.

Der Graf hatte sich zu den Eltern des Brautpaars und zu diesen selbst gewendet, Doctor Voland als einen seiner alten Bekannten, welcher jetzt bei ihm auf Besuch wäre, vorgestellt und auf artige Weise eingeführt.

Während des langen Tischgebetes zog Voland seinen ehemaligen Reisegefährten in das Fenster und flüsterte ihm Eins um das Andere zu.

Bald waren um die köstliche Tafel herum die fröhlichen Gäste versammelt. Obenan saß das Brautpaar, Lina daneben, weiter unten Georg zwischen dem Grafen und dem Doctor.

Eine allgemeine Heiterkeit hatte sich über alle Gesichter ausgegossen. Witz und Scherz flog hinüber und herüber.

Vor Allem belebte Doctor Voland mit mancherlei Taschenspielereien die Tafelgenossen, indem er bald aus einer Weinflasche vielfarbiges Feuer spielen, bald den Apfel unter der Hand der Tischnachbarin als Sperling fortfliegen ließ. Ein ausgelassenes Gelächter wußte er anzuschüren und zu unterhalten.

Der Geist des Weines regte immer lebhafter die Gemüther an. Ein Trinkspruch um den andern erklang. Wie einmal die Unterhaltung endete, hob Voland das Glas und rief:

„Es leb' des Feuers ſchöne Macht,
Das Feuer, das den Wein gemacht,
Das in dem Buſen Aller bebt;
Der alte Feuergeiſt, er lebt!"

Rings fiel der Chorus ſchallend ein: „Der alte Feuergeiſt lebe! lebe hoch!" — Und abermals hob er ſich und rief mit beſonderem, ihm eigenen Lächeln:

„Der Schlangenring der Ewigkeit
Soll ſtets um unſ're Herzen ſchweben;
So ſoll auch heut' die Schlange leben!"

„Die Schlange ſoll leben!" klang es ringsum ſchallend und gellend ſchmetterten die Trompeten und Pauken in langer Fanfare.

„Fräulein Lina," flüſterte der Graf zu Georg, „iſt fürwahr das liebenswürdigſte Weib, das ich nur je geſehen habe, dazu gemacht, um einen Mann auf ewig zu feſſeln." „Benlot!" verſetzte auf der andern Seite Voland, „du weißt, ich haſſe die Thorheit, welche man Liebe nennt, ſo ziemlich; aber dennoch will ich gern glauben, daß ein Mann, welcher dieſe Jungfrau die Seinige nennen könnte, wirklich zu beneiden wäre. Wie lieblich ihr Blut durch die zarte Haut ſchimmert! — Es iſt, als wenn der Hauch ihres Odems, vor dem ihr Buſen im leiſen Wogen aufbebt, den ewigen Jüngling Bachus aus dem Olymp herabzaubern könnte, um ſie, eine ſchmachtende Ariadne, zu der Seligkeit ewigen Genuſſes emporzuheben! Tiger müſſen vor ihren Blicken gezähmt ſich hinſchmiegen, um ihr zu dienen."

Georg fühlte bei dieſen Worten ſein ganzes Blut empört, und nur vergebens ſuchte er dieſes Feuer, welches in ihm brannte, mit Wein abzulöſchen. Immer mehr ging ihm die ruhige Beſinnung verloren, und immer ſchwächer ſprach die warnende Stimme in ſeiner Bruſt zu ihm.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man rückte Tiſche und Stühle zur Seite, um Raum zum Tanzen zu gewinnen, während die Geſellſchaft in zerſtreuten

Gruppen im Saale und in den Nebenzimmern plaudernd umherstand.

Vergeblich hatte Heinrich seinen Freund von Voland abzuziehen gesucht; vergeblich regte sich in Georg selbst der Gedanke, daß doch eigentlich sein leichtsinniger, schwer verbüßter Wortbruch in Persien, welcher Aquilina vielleicht auf immer von ihm getrennt habe, durch Voland's Einfluß auf ihn verursacht sein möchte, umsonst suchten ihn endlich Lina's umflorte Blicke, er ließ sich dennoch gern von dem, zu vielfarbigen Lichtern des Witzes aufstrahlenden, Gespräche desselben hinreißen.

Er saß mit ihm an einem Tische und ließ sich durch Trinksprüche fortwährend verleiten, sich des frisch duftenden Weinglases zu bedienen.

„Doctor!" rief er, „es war dennoch schön, wie wir gleich einem Adlerpaare durch die Welt zogen! Daß ich in Persien, ich werde ewig daran denken! das schönste Kleinod meines Lebens so schändlich aufgefordert habe!" —

„Davon laß' uns heute schweigen," versetzte dieser; „nur der fröhlichen Gegenwart sei dieses Glas gebracht! Ich bitte dich, nur heute keine Sentenzen, nur heute keine Abendzeitung! Du bist ein Narr! habe ich dir längst gesagt, ein guter zwar, aber doch einer; nicht in der Vergangenheit, nicht im Künftigen, im Gegenwärtigen liegt das Glück. Wär' ich doch so jung und schön, wie du; ich wüßte dann, wo eine Rose für mich blühte!"

Eben spielte die Musik zum Tanze auf. Der Graf tanzte den ersten Reigen mit der Braut und führte sie dann den Bräutigam mit höflichen Verbeugungen wieder zurück.

Georg flog bereits mit Lina im Tanze den Saal flüchtig und leicht hinunter. „Ein schönes Paar," flüsterten die Zuschauer umher, „das sollte sich nie trennen!"

Georg war eine Gluth, welche bis in seine Fingerspitzen, mit welchen er die Hand seiner Tänzerin hielt, vorzuckte.

Nach geendigtem Reigen trat Heinrich zu ihm und flüsterte ihm zu: „Freund, ich kenne dich heute nicht mehr.“ Georg drückte ihn an sich und einen festen Kuß auf seine Wange und war ihm, und zu neuem Tanze entflohen.

Viertes Capitel.

Mitternacht kam unbemerkt heran. Kühlung zu genießen, war Georg in den Vorsaal gegangen und hatte sich in ein Fenster zurückgezogen. —

Nur ein Gedanke, oder vielmehr nur eine Anschauung stand in seiner Seele. Nur dem Bilde Lina's, daß seine Einbildung fortwährend ihm auch hier vorwob, war sein ganzes Wesen hingegeben.

Vergebens, gleich einem Ertrinkenden, welcher nach einem schwimmenden Halm, um sich daran empor zu helfen, instinktartig greift, sprach er den Namen: „Aquilina!“ leise für sich aus. Aber selbst die Aehnlichkeit des Namens Lina mit diesem, selbst wenn sie jener Ueberirdischen auch nicht wundersam geglichen hätte, bannte den vielfach Aufgereizten und Aufglühenden in Lina's Zauberkreis.

Eben gingen mehrere ältere Damen, unter diesen Rudolph's Mutter, an ihm vorbei, in die Brautkammer. Die Thüre blieb offen stehen. Ihm war es, als ob er in ein kleines Feenreich hineinschaute.

„Und das hübsche Schlafhäubchen,“ sprach bewundernd die eine Matrone, „mit den feinen Spitzen!“ „Es sind welche aus Brüssel,“ versetzte die Brautmutter, „ein Handelsfreund hat sie uns vor einigen Jahren bereits überschickt.“ — „Wie weiß und sauber die zwei Betten neben einander stehen!“ versetzte eine Dritte; „Gott wird die guten Kinder segnen!“ —

Nachdem die Matronen sattsam dieses Heiligthum durchschaut hatten, schlichen sie sich wieder davon. Georg seufzte im gedankenlosen Hinstarren tief auf.

Plötzlich stand Voland vor ihm. „Freund," sprach er, „zaudere nicht! schwärme nicht dem Glücke vorüber, und renne nicht dem Wahnwitze einfältiger Einbildungen nach!" — Georg drückte ihm im stummen Schmerze verhaltener Neigung zu der unwillkührlich Geliebten die kalte Hand.

Voland faßte ihm beim Arme, zog ihn auf die andere Seite des Saales, öffnete eine Thüre und schob ihn hinein; es war das für Karoline bestimmte Wohnzimmer.

Eine Lampe, deren Schein durch übergedeckten, seidenen Schirm gemildert war, verbreitete über die zierlichen Umgebungen ein magisches Helldunkel.

Lina, welche sich dorthin, um von langwierigen Tänzen sich zu erholen, zurückgezogen hatte, saß davor. Sie hatte auf ihren mildgerundeten, blendendweißen Arm ihr Haupt gestützt, die blonden, halbaufgelösten Locken quollen lieblich über und unter der Hand hervor.

Wie Georg eintrat, bebte sie auf. Kaum hatte sie ihn aber erkannt, so wich das erste Erschrecken einem weichen Lächeln, das um ihren rosig leuchtenden Mund schwebte. „Ach, Georg!" sprach sie bewegt, „was kommen Sie jetzt hieher?"

Er faßte ihre Hand, sie entzog sie ihm nicht und er bedeckte sie mit heißen Küssen und brennenden Thränen. „Um Gotteswillen," rief die schöne Jungfrau, „ich beschwöre Sie, entfernen Sie sich!" — Sie sah mit unaussprechlicher Milde in sein thränenfeuchtes Antlitz.

„Lina, liebst du mich?" flüsterte er, schlang seinen Arm um ihren Nacken, und in brennenden Küssen schmolzen dürstende Lippen zusammen.

Von Neuem suchte er ihre Hand zu fassen, da sah er — und Gewissensschauer packten grimmig seine Seele an — den Stein im Ringe, welchen ihm Aquilina gegeben, wie einen Stern, unzählige Strahlen auswerfend,

im blendenden Lichte an seiner Hand funkeln. „Wehe mir!“ schrie er entsetzt, „ach, Aquilina! Aquilina!“ — und stürzte mit diesen Worten zum Gemache hinaus.

Der Doctor ergriff ihn draußen und rief hastig und leise, und wie in heimlich grimmiger Freude: „Herzensjunge, du weißt dich zu benehmen! Herzensfreund!“

„Verruchter!“ schrie Georg auf und schleuderte ihn mit Riesengewalt von sich. Ein leises, kaum hörbares Weinen schlich sich wildfremd durch dieses Getöse hindurch.

Mehrere Gäste stürzten aus dem Saale heraus und verworrene Stimmen riefen: „Was giebt es? Was war das?“ „Ha! Ha!“ lachte der Doctor, „der Wein wirkt gut, man kann darüber stolpern!“ und ging mit der lachenden und jubelnden Menge hinein in den Saal.

Georg war in das Ankleidezimmer gesprungen; er nahm Hut und Mantel und schlich betäubt nach Hause.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Wie auf eine schwüle Sommernacht, welche, vollgesättigt von elektrischer Materie, sich im heimlichen Grollen über den Bergen lange mit sich selbst besprochen und dann auf einmal mit ungeheuren Donnerschlägen und zündenden Blitzen alle Gluth aus ihrem Busen über die bange Erde geschüttet hat, oft ein unerfreulicher, trüber Morgen folgt, so kam auch jetzt über Georg's Seele schmerzliches Mißbehagen und Reue über sein Vergehen.

Das beißende Gefühl seiner Schwäche, das Bewußtsein, alle die Angelobungen, welche er sich selbst gethan und täglich wiederholt hatte, gebrochen zu haben, der Gedanke, daß er an der heiligsten Gastfreundschaft und an Lina und ihrer unschuldigen Liebe zugleich schändlichen Verrath begangen habe, und die endliche Ueberzeugung, daß er, um den Versuchungen seines eigenen Herzens zu entfliehen, seinen Freund, Lina selbst und sein Asyl verlassen müßte, peinigte ihn ohne Aufhören.

Als jagte ihn sein eigener Schatten, rannte er im Zimmer ruhelos, seufzend und händeringend umher.

Es ist eigen, daß der edlere Mensch bei Verirrungen, welche der rohere kaum als solche anerkennt, eben solche Natternbisse in seiner Seele, wie der gemeinere Verbrecher vielleicht kaum bei der schändlichsten Unthat, fühlt.

Wohl konnte er es sich nicht leugnen, daß sich ihm in der versicherten Gegenliebe Lina's, der wunderholden

Jungfrau, ein Eden der Seligkeit aufgethan habe, aber nur zu sehr fühlte er, wie von diesem Glücke ihn die Geißel seines Gewissens als einen Unwürdigen hinwegtrieb. So blieb ihm Nichts übrig, als stumme Verzweiflung und Selbstverachtung.

Regte sich in ihm auch noch die langgenährte Hoffnung, Aquilina, wenn auch nur nach seinem Tode, wieder zu finden, so floß ihm dennoch unwillkührlich Lina und Aquilina in einem Gedanken zusammen.

„Bleibe dir selbst treu!“ — diese Worte, welche einst Aquilina zu ihm gesprochen, und selbst das Pfand ihrer Liebe, der Ring mit dem trüben Steine, welcher in seinem wunderbaren Aufflammen ihn aus Lina's Armen hinweggeblitzt hatte, entschied jetzt über ihn.

Trennung, Flucht, büßendes Bereuen waren die Ideen, welche sich immer mehr seiner bemeisterten und einigermaßen die Pein seiner Seele beschwichtigten.

In dieser Stimmung setzte er sich hin an das Pult, ergriff die Feder und schrieb:

„An Lina!

„Ich muß fliehen, mein Fräulein! Könnte ich es vor mir selbst und den Qualen meines Innern! — Sie fliehen? Ach, daß ich es muß, ich Elender, jedes Mitleids baar und ledig! — dennoch muß ich, denn ich bin zu schwach, um dem Liebesbanne, welcher von Ihnen ausgeht, mich hinreißt, mich betäubt, mich Alles vergessen läßt, selbst die heiligste Pflicht, welche mich an eine Ihrer himmlischen Schwestern immer binden muß, zu widerstehen. Unendlich wird meine Liebe, welche jetzt Sünde ist, zu Ihnen sein, ich will darnach ringen, daß sie zur reinsten Bruderliebe sich verkläre. Daß ich es vermöchte!

„Bittere und dennoch süße Thränen brechen aus meinen Augen! Könnte ich sterben, sterben zu Ihren Füßen!

„Ich würde lügen, wenn ich wünschen sollte, daß Sie je meiner vergäßen, und dennoch muß ich es wollen

Schwer iſt meine Bruſt belaſtet von argem Leide. Leben Sie glücklich! entziehen Sie nicht alle Huld einem Unglückſeligen. Muß ich es ſagen? — dieſes herbe Wort — leben Sie wohl! ich aber werde, ewig Ihrer gedenkend, ewig mich unglücklich fühlen. Georg Venlot."

Er ſiegelte und überſchrieb den Brief. Unruhig und angegriffen warf er ſich auf das Sopha und drückte ſein Geſicht hinein in die Kiſſen.

Zweites Capitel.

Georg hatte noch nicht lange ſo dort gelegen, ſo klopfte es an ſeine Thür. Er rief: „Herein!", die Thür öffnete ſich, Doctor Voland zeigte ſich und ſtand vor ihm.

„Ich habe nunmehr Langeweile drüben beim Feſt," begann er zu ſprechen, „darum komme ich zu dir, mein Freund!"

„Verruchter!" ſchrie Georg auf, „nenne mich nicht deinen Freund; verhaßt biſt du mir mehr, als ein Peſtgeſchwür, mehr, als die Natter, welche dir gleicht! Warſt du es nicht, der mir früher immer vorſpiegelte, Aquilina wäre nur eine Ausgeburt meiner Phantaſie? warſt du es nicht, der in Perſien meine Eitelkeit, um die Königstochter zu werben, ſo tückiſch zu erregen wußte?"

„Was iſt dir? ich verſtehe dich nicht," verſetzte Voland; „ich war nie mit dir in Perſien! — Aquilina? Königstochter? Biſt du krank oder wahnwitzig?"

„Höhniſches Unweſen," erwiederte Georg, „laß' mich! Lügengeiſt! Abſchaum der Menſchheit! Ueber mich Verblendeten, der ich dich je zu meinem Geſellen machen konnte!" —

„Schüttle dich aus!" verſetzte lächelnd Voland; „du

ſiehſt, ich kann mit Freunden Geduld haben, zumal wenn der Wein aus ihnen faſelt!"

„Schrecklich, ſchändlich!" rief Georg. „Alle die Noth, welche nach meinem Falle mich ängſtigte, die Bettlerarmuth und tauſendfachen Kummer in ihrer Begleitung will ich dir nicht anrechnen, aber ſtehe mir Rede und gieb, du Verſtockter, mir Antwort! Warſt du es nicht, der noch vor wenig Stunden ein ſchönes Gefühl in mir zu einer theuren Freundin ſo niederträchtig zu ſchüren wußte, bis ich von Neuem in meiner Seele an ihr, an Aquilina ſündigte? Schändlicher, warſt du es nicht, der meinen Verſtand an mein Blut verkuppelte?"

„Sticht doch der Romanſchreiber überall vor!" verſetzte der Doctor. „Was gehen mich deine Liebſchaften an? Hatteſt du nicht ſtets ſelbſt freies Thun und Laſſen? Und habe ich je einen Vortheil an deinen Späßen gehabt, die ich nun verantworten ſoll? Da nun der Wurm ſatt hat, möchte er mir den Ueberfluß in das Geſicht ſpeien! Was kann ich dafür, daß du an dieſen Abend ſüße Küſſe genaſcht und überhaupt gemerkt haſt, daß nicht im Streben, ſondern im Genuſſe das Glück liegt? Kann ich dafür, daß deine Befangenheit, die dir freilich natürlich, aber nicht mein Fehler iſt, dich wieder quält? Ueberhaupt, iſt es denn meine Schuld, daß kein Erſchaffener je glücklich ſein und ſich nur einigermaßen ſo fühlen kann in ſeliger Ahnung des Nichtſeins?"

„Satan! Satan!" ſchrie Georg auf, „dies iſt deine Sprache. Verführer meiner Jugend, Satan! Ich kenne dich nunmehr; doch an mir haſt du keinen Theil!"

„Scherzeshalber will ich einmal die Rolle des Genannten übernehmen, und nun, was hätteſt du an mir und meinen Dienſten, welche ich dir geleiſtet habe, auszuſetzen?"

„So ſprich," rief Georg, „was drängſt du dich ungerufen an mich? Was willſt du mit mir?"

„So wiſſe und bebe!" ſprach der Sonderbare. „Horch' auf, Menſchenkind! ſo wohlgelaunt, wie jetzt,

triffst du mich selten, daß ich dir einen hellen Blick in die Geisterwelt gestatten möchte."

Voland's Worte rollten jetzt, wie Donner, oder wie das Hallen von Posaunen.

Er fuhr fort: „Als im unermeßlichen Irrwahne der Urgeist sich von Neuem schaffen wollte, mußte sich sein Wesen dreifach trennen, in das unbedingt Ruhende, in das unbedingt Strebende und in das Allverneinende. Die letztere Seele bin ich.

„Der Zweck der Schöpfung sollte ewig werdende Glückseligkeit sein, indem der Geist des Strebenden zum Geiste der unbedingten Ruhe ewig sich hinüberläutern sollte. Aber wie konnte der Schöpfer je das Erschaffene selbst werden?

„Hierinnen liegt der große Widerspruch des Daseienden mit sich selbst.

„Endloses Ringen nach Allglückseligkeit, welche unmöglich ist, und das Zurückstürzen der Wesen in endlose Verzweiflung ist das Loos des Geschaffenen.

„In diesem Punkte brennt die dunkle Wunde der verfehlten Schöpfung.

„Als ich diesen Fehler nach Jahrtausend langem Grübeln entdeckte, überkam mich ein unermeßlicher Jammer.

„Still und denkend lag ich dem Schaffer und seinem Weltalle gegenüber, ewig frei in der Urnacht des Nichtseins. Und wie ich sann und grübelte, fand ich des Räthsels Lösung. Das Problem mußte sich in entgegengesetzter Richtung lösen. Im Nichtsein nur ist Ruhe; alles Seiende strebt seiner Natur nach darauf hin.

„Da stieg ich auf, den verworrenen Knäuel der Schöpfung zu lösen. Welten stürzten vor meinem Fußtritte um, und über Eure Erde goß sich vor Angst das Weltmeer.

„Jeder Irrthum muß in sein Nichts zurückfallen; darum machte ich mir die Aufgabe, bis in die Materie

die ſtrebenden, armen, unglücklichen Geiſter zurückzuführen und ſie dann mit der Materie zugleich aufzulöſen."

„Schrecklicher!" ſeufzte Georg, „iſt dir dieſes je möglich geworden, bis zur ſtarren Unempfindlichkeit, bis zum vergehenden Rauche ein denkendes Weſen zurückzubringen?"

„Und warum nicht?" verſetzte Jener. „Haſt du nie davon gehört, wie uralter Mythos, deſſen Myſterien Ihr aber ungläubig im einfältigen Hochmuthe nicht verſtehen wollt, von Menſchen ſpricht, welche in Thiere und Steine verwandelt worden ſind? Haſt du noch nie gehört von meinen Anbetern in Indien, welche ihren Geiſt, ſelbſt das Empfinden ihres Leibes abzutödten ſuchen, um die Glückſeligkeit des Seins zu erlangen?

„Schaue um dich! betet mich nicht faſt die ganze Welt an, indem ſie das Strebende als unſelig, das ruhige Hinſtarrende aber als letztes Ziel hinſtellt? Narr! ſiehſt du nicht die ungemeſſene Menge der Geiſter in meinem Dienſte glücklich, glücklicher wenigſtens, als ſie im alten Wahne, der ſie im ewigen Kreislauf herumquält, ſein könnten?

„Ich will blos das Allheil, welches in der Allruhe liegt; dahin muß ich den Schöpfer und das Geſchaffene zurückbringen — zum Ruhepunkte des Nichtſeins.

„Alle Elemente arbeiten in meinem Dienſte, Vernichtung herbeizuführen. Unter und über der Erde toben die Vulcane, vom Nord- und Südpole herein ſchreiten meine Eisrieſen, die Gletſcher, und die Meere freſſen unter und neben ſich. Wie ich bereits im Monde alles Lebende verkalkt, andere Planeten gänzlich zerſprengt habe, und wie ſo endlich Alles zuſammenſtürzen muß in ein glühendes, vernichtendes, ſich ſelbſt verzehrendes Chaos, wirſt du nunmehr begreifen.

„Vergebens hat Er ſich ſelbſt in Menſchengeſtalt für ſeine Schöpfung hinzuopfern geſucht! — er blieb Er, und die Schöpfung und die in Materie eingewickelte Geiſterwelt blieb dennoch, was ſie war — ein Mißgriff.

„Vergeblich hat er ſich, um mich zu vernichten, dreifach getheilt; er blieb Eins und die Schaffung, ſo wie ich, außer ihm.

„Dieſen Weltuntergang und meinen Sieg geſteht er ſelbſt ein in ſeiner Offenbarung, welche er Euch gegeben hat.

„Wenn aber das Strebende in der Vernichtung ſeiner Hülle, der Materie, ſich ausgeglichen hat zwiſchen mir und ihm, dann werden ich und er, wie die zwei Pole einer Stange, welche ganz vom Feuer verzehrt wird, zuſammenfließen in Eins.

„Dieſes und Anderes habe ich deinen Voreltern auf Island geoffenbaret in der Edda.

„Bis dahin iſt Kampf! Mag der Wahn mit der Wahrheit um die Herrſchaft ungezählte Zeiträume hindurch ringen, ſie muß dennoch endlich ſiegen!

„Thor! darum werde dir ſelbſt genug, verneinend ihn und den Wahnwitz ſeiner Schöpfung! Mein Herz iſt voll des Erbarmens mit dir! — Einige dich mit meinem Geiſte!“

Georg ſchrie vor Entſetzen auf: „Gott, mein Gott! wirf dieſes Unweſen von mir hinweg und ſchenke mir deine Kraft gegen daſſelbe!“

Voland ſtand vor ihm großartig und ſchön, doch todtenbleich und furchtbar. Leblos ſchien ſein Geſicht, außer daß nur leiſe Krämpfe um ſeine eingezogenen Lippen hinſpielten und unter der hohen Stirne die Augen, jedoch ſtarr und unbewegt, im grünen Feuer leuchteten.

„Hebe dich von mir, Verſucher!“ rief Georg von Neuem, indem er, wie abwehrend, ſeine Hände vor ſich hinſtreckte.

Mit einem unnennbaren Ausdrucke im Geſichte ſchaute der Furchtbare ihn an. Er wandte ſich. Das Haus erbebte und krachte und er verſchwand.

Drittes Capitel.

„Georg! haſt du den Erdſtoß vernommen?“ Mit dieſen Worten ſtürzte Heinrich, das Nachtlicht in der Hand herein. Georg lag beſinnungslos auf dem Sopha mit offenen, ſtieren Augen, von ſeiner Stirne perlte kalter Schweiß. Nur mit Mühe brachte Heinrich ihn zu ſich ſelbſt.

„Um Gotteswillen, Georg, du hätteſt hier des Todes ſein können! Wer wird denn weiße Lilien in das Zimmer ſetzen, wenn man ſchlafen will?“ Er riß die Fenſter auf und friſche Morgenluft ſtrömte in das Zimmer. Georg wankte an ſeinem Arme hin. Wie dem von Stürmen und Mühen ermatteten Schiffer der Leuchtthurm an der Küſte des Vaterlandes fröhlich in die Augen fällt, ſo herzerquickend war jetzt für Georg der Anblick des Morgenſterns, welcher in ungewöhnlicher Pracht emporleuchtete.

„Und haſt du wirklich Nichts vom Erdbeben, das mich aus dem Schlafe und aus dem Bette zu dir gejagt, vernommen?“ fragte Heinrich.

„Ich glaube,“ verſetzte Georg, „ich habe den ſchlimmſten Traum, den nur ein Menſch träumen kann, gehabt.“

„Du warſt auch geſtern,“ erwiederte Heinrich, „ſonderlich ausgelaſſen. Ich dachte mir es gleich, daß dir unwohl ſein müſſe, da du dich heimlich nach Hauſe ſtahlſt. Mit dem Doctor habe ich mich ausgeſöhnt; es iſt ein unglaublich tiefſinniger Kopf.“ Georg ſagte kein Wort darauf. Im Fieberſchauer zitterte leiſe ſein ganzer Leib.

Heinrich ſah den Brief, an Lina überſchrieben, auf dem Tiſche liegen. „Was iſt das?“ fragte er. „Freund! ich bitte dich,“ antwortete Georg mit matter Stimme, „nimm dieſen Brief und übergieb ihn heimlich deiner Pflegeſchweſter. Ich bitte dich herzlich darum!“ Sein Freund ſah ihn ſchweigend und betroffen an.

„Ja, Herzensfreund,“ fuhr Georg fort, „ich habe

darinnen Abſchied von der Herrlichen genommen; ich muß Euch verlaſſen!" „Du uns verlaſſen?" verſetzte Heinrich, „und warum? Laß' kein Geheimniß obwalten zwiſchen mir und dir! Sei nur halb ſo mein Freund, wie ich der deinige bin!"

Georg ſtürzte in ſeine Arme und rief: „Ach, mein Freund! das Märchen, welches ich heraus gegeben habe, iſt nicht erdichtet, es iſt meine wahre Lebensgeſchichte!"

„Bei Gott!" verſetzte Heinrich, „du ſprichſt im Fieber; ich fühle es an deiner heißen Hand, wie krank du biſt."

„Nein! Heinrich," ſprach Georg weiter, „es iſt nicht Phantaſie, es iſt wirklich Geſchehenes, was du geleſen haſt, eben ſo gut ich an Aquilina, an dir, an mir, ach, und an Lina, welcher ich an dem vergangenen Abend meine verbrecheriſche Leidenſchaft für ſie geſtanden habe, ſchmählichen Verrath begangen habe!"

„O, nun ſehe ich," rief Heinrich aus, „wie das Unglück, vor deſſen entferntem Anblicke ſich ſchon unſere Sinne verwirren, von Neuem drohend über uns heraufzieht! — Wir waren zu glücklich unter uns; nun werden unſere Herzen wieder dafür bluten müſſen!"

Auf einmal ſchrie Georg: „Wie wird mir?" und ſank ohnmächtig in ſeines Freundes Arme.

Heinrich brachte den Fieberkranken zu Bette. Von nun an warf ihn die Fiebergluth in ſchrecklichen Phantaſieen ununterbrochen herum. Mehrere Wochen lang rang ſeine gute Natur mit dem Krankheitsſtoffe. Er wußte während dieſer Zeit Nichts von ſich ſelbſt und von ſeiner Umgebung.

In der fünften Woche ſeines Fiebers fiel er endlich gegen Abend in einen ſanften Schlaf. Er dauerte die ganze Nacht hindurch bis zum Mittage des folgenden Tages.

Als er aufwachte, war es ihm, als wäre vor ſeinem geblendeten Auge eben eine weiße Geſtalt vorübergeflohen. Es war Lina! ſagte ihm ſein Herz. Um ſein Bett herum ſaßen ſein Freund Heinrich, deſſen Mutter

und der Arzt. Ein leerer Stuhl, welcher ihm zunächſt ſtand, verrieth ihm, daß kurz vorher noch Jemand bei ihm geweſen war.

Er fühlte ſich fieberfrei und doppelt erquickt, wie er ſowohl den herzlichen Antheil, den man an ihm genommen hatte, als nun auch die Freude über ſein Wohlbefinden bei allen den Trefflichen, welche elterlich, brüderlich ihn umfingen, wieder bemerken konnte. —

Sieben Tage nachher konnte er ſchon wieder, wenn auch noch matt, an der Hand ſeines Freundes, welcher weich und mild mit dem tiefen Gefühle herzlichſter Anhänglichkeit ſich zu ihm jetzt, wie zu einer geliebten Braut, hinneigte, wieder hinaus vor das Thor in das Freie wandeln.

Schon ſtanden die Gefilde kahl und aller Frucht beraubt. Die Blätter der Bäume verfärbten ſich und logen mit grellen Todtenfarben den Blüthenlenz nach. Auf dem hohen Kirchendache, um den Glockenthurm herum, ſammelten ſich mit lärmendem Gezwitſcher Schwärme von Schwalben, um in andere Länder zu wandern, wo eine mildere Sonne ſcheint.

Heinrich deutete in die öden Felder hinaus und ſagte: „Sieh', mein Georg, ſo geht denn Alles, nachdem es ſich lange zuvor zum Abſchiede vorbereitet hat, zur Auflöſung heim, um nach kurzer Friſt blühend, ſchmachtend, mit ſüßen Klagen, tauſendfach lebendig wieder empor zu ſteigen. Ob wir nun auch ſo hinüberwandeln, um endlich zu neuem, kräftigem Sein wieder empor zu leben?“ —

Viertes Capitel.

Georg hatte ſeit jenem verhängnißvollen Augenblicke Lina nicht wieder geſehen. Um nach ihr zu fragen, hielt eine beſondere Schüchternheit ihn zurück, ſo gern er auch

gewußt hätte, ob Heinrich den Brief an sie bestellt habe. Zwar dachte er auch von Neuem an seine Abreise, aber theils mußte er sich sagen, daß seine schwach befestigte Gesundheit von einer solchen Wanderung, dem Verlassensein und dem Elende entgegen, vielleicht auf immer untergraben würde, theils aber fühlte er sich auch durch die herzliche Pflege, welche ihm von seinem Freunde und dessen Eltern angedeihen war, mit neuen Fesseln der Dankbarkeit und der Freundschaft an die Trefflichen gebunden.

Wie er sich nunmehr wieder einigermaßen gekräftiget fühlte, schickte Graf Rüderig seinen Wagen und ließ ihn zu sich fahren.

Diese Aufmerksamkeit, so wie die freundlichste Aufnahme, welche er im Schlosse fand, that ihm jetzt vielfach wohl.

Wenn der Graf selbst seinen gebeugten Geist unvermerkt durch die gewandteste und erheiterndste Unterhaltung wieder aufrichtete und ihn endlich allen Genüssen der Geselligkeit wieder zuführte, so fand er sich nicht minder von dem zarten Sinne der Gräfin, welche in seiner Brust die angenehmsten Empfindungen hervorzuzaubern wußte, wohlthuend angesprochen.

Doctor Voland, nach dem er sich einmal schüchtern erkundigt hatte, war bereits vor einiger Zeit wieder von Ellerhausen abgereist. Der Graf versicherte ihm, daß es einer seiner ältesten und trefflichsten Bekannten wäre und nur die üble Gewohnheit habe, daß er sich nirgends lange aufhalten ließe.

So verging einige Zeit, während Georg fast einen Tag um den andern in Ellerhausen war. Heinrich's Eltern hatte er zu verschiedenen Malen in der Stadt besucht, Lina aber nie dort angetroffen. Außerdem schien es, als wenn man mit besonderer Absicht ihn nicht an sie erinnern wollte.

Endlich wagte er es, bei seinem Freunde Heinrich sich nach ihr zu erkundigen.

„Ich will dir keine Vorwürfe machen," entgegnete dieſer, „darum muß und will ich von allem Uebrigen ſchweigen und nur dasjenige einhändigen, was ich auf deine Nachfrage darum zu überreichen habe." Es war ein Brief. Georg erbrach ihn ſchnell und las:

„Es iſt vorüber! — Meinetwegen Ihren Freund und uns Alle zu verlaſſen, dürfte nun nicht nöthig ſein. Lina."

Georg ſchloß daraus, daß Lina das Abenteuer an jenem Abende zu vergeſſen wünſche, oder, indem ſie ſich beleidigt fühle, ihn bereits ſelbſt der Vergeſſenheit geweiht habe. Er täuſchte ſich.

Möchte dem Erzähler erlaſſen ſein, den düſteren Schleier von Lina's blutendem Herzen, in deſſen zarteſtem Lebenskeime der heimlich tödtende Wurm nagt, hinwegzuziehen! — Wenn ein holdes Weſen, ausgeſtattet vom zärtlichſten Mutterſinne der Natur mit den tiefſten und ſchönſten Gefühlen, und zugleich geziert mit jeder Anmuth und Schönheit, langſam und grauſam gequält, langſam vergehen muß, und endlich ſelbſt der Tod vor ihm gerührt und zaudernd ſteht, und es, wie im innigen Mitleide, liebkoſt mit gebeindurchrieſelnden Schauern, da muß ſich vor der werdenden Heiligen ſelbſt die Muſe weinend neigen und ihr Antlitz und die trüben Augen verhüllen.

Lina war wie eine halberblühte und eben geknickte Lilie, welche unvermerkt und langſam hinwelkt. Ihr Geſicht hatte der Seelenſchmerz ſeit jener Nacht zu einer ſchönen Bleiche verklärt und eine wunderbare Klarheit in ihren Augen angezündet. Ihre Schmuckringe hatte ſie von ſich gelegt, ehe ſie ihr noch völlig zu weit wurden. Niemand ahnte, daß ein ſtiller Engel, himmelwärts deutend, ihr zur Seite ging. Nur wenn gegen Abend zwei roſige, ſchmale Streifen auf ihren Wangen, nicht von der fröhlichen Geſundheit dort gemalt, ſich entzündeten und am ſpäteren Abende endlich ihr ganzes Antlitz in einer roſigen Gluth, gleich wie das der eiſigen

Jungfrau im Alpenlande von der untergehenden Sonne herrlicher angeſtrahlt wird, als von der aufgehenden, purpurn aufleuchtete, wurde nur Mutter Meier immer bedenklicher, obgleich ſie ihr verſicherte, daß ſie ſich ganz wohl fühle.

So gehe denn hin, Märtyrerin der Liebe, ſanfte Dulderin, herrliches Weib! — Deiner wird nie vergeſſen werden, ſo lange dieſe Zeilen leben! — Himmliſche ſind bereit, dir zu dienen, und deine Herrlichkeit dort oben vermißte dich längſt!

Wird dein Herz, dieſes arme, zitternde, dem Leben dennoch immer zugeneigte Kind, dann und wann zu ſchwer, ſo gebe dir dein guter Engel eine kurze, fromme Thräne und langen Troſt; und tritt das Bild des Geliebten, ärgeren Schmerz erregend, in aller ſeiner verlockenden Anmuth vor deine Seele, ſo bedaure den Armen in ſeiner Verblendung, denn er liebt dennoch nur dich, mehr als er ſelbſt denkt.

In den ſchrecklichen Stunden aber, wo dein Herz zuweilen mit ſeinen Schlägen auf einmal aufhört, dann von Neuem ängſtlicher zu pochen beginnt und dich ſo erſchrocken an die Minute mahnt, wo es auf immer ſtille ſtehen wird, richte dein brennendes Auge und bebende Seele nach Oben hin, von wo unſichtbar freundliche Engel herunterſteigen, um dich zu tröſten und empor zu richten. —

Warum mußte ihm, Georg, ſo wie faſt allen Anderen, dieſes ſtille Anſchicken zu langem Abſchiede verborgen bleiben? Nicht zum letzten Male ſollte ſich Georg täuſchen.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Georg hatte sich endlich von dem kurzen, aber heftigen Fieberanfalle völlig wieder hergestellt. Er fühlte sich kräftiger, als je, in frischer Gesundheit aufgeweckt und angeregt.

Der Gedanke, daß Lina ihm abhold geworden sein müsse, war ihm gewissermaßen lieb, denn nur in ihm konnte er Beruhigung für die Vorwürfe seines Gewissens finden. Zugleich mochte er die Hoffnung, sich ihre Zuneigung, aber nur als eine herzlich schwesterliche, endlich wieder zu gewinnen, in sich gerne nähren.

So gab er sich einer halb wahren, halb erlogenen Ruhe, welche ihn wenigstens für den Augenblick betäubte, willig hin.

Er nahm seine geschichtlichen Arbeiten wieder auf, um einen Stoff zu einem Volkstrauerspiele, welchen er schon längst bei sich herumgetragen hatte, immer gediegener auf geschichtlichen Thatsachen zu begründen.

Während er in dieser Weise mit poetischen Planen und Phantasieen sich zu beschäftigen und vor dem innern Zerwürfnisse sich zu retten suchte, trat der Gedanke an seine Abreise immer mehr in den Hintergrund zurück.

Der gesellschaftliche Verkehr mit Lina's Freundinnen, welcher ihm so manche angenehme Stunde verschafft hatte, war theils durch Karolinens Verheirathung mit Rudolph unterbrochen, theils von ihm selbst absichtlich nicht wieder

angeknüpft worden. Er hörte von den Lieben nur dann und wann Etwas durch Rudolph, welcher ihn und Heinrich auch jetzt noch fleißig beſuchte.

Kurz vor Michaelis hoffte er, ſie Alle, und mit geheimer Scheu, und dennoch mit kaum zu verbergender Sehnſucht, unter ihnen auch Lina endlich wieder zu ſehen. Graf Rüderig und deſſen Gemahlin hatten die beiden Freunde, Lina mit ihren Geſpielinnen und das junge Ehepaar nebſt vielen andern geſelligen Herren und Damen aus der Umgegend zu einem Familienfeſte eingeladen.

Er hatte ſich vorgenommen, mit Heinrich und Lina zugleich hinauszufahren, um gelegentlich eine endliche Verſöhnung mit der Schwergekränkten einzuleiten.

Der Sachwalter aber, welchem er, während der Abweſenheit von ſeiner Heimath, die wegen ſeiner Erbſchaftsangelegenheit zwiſchen ihm und ſeinen Seitenverwandten anhängige Proceßſache übergeben hatte, reiſte in anderen Aufträgen eben durch dieſes Städtchen und benutzte zugleich dieſe Gelegenheit, ſich mit ihm langathmig zu beſprechen. Georg mußte daher Heinrich mit ſeiner Mutter und Lina allein fahren laſſen und erſt gegen Abend gelang er ihm, ſich von dem Läſtigen loszumachen, und einſam nachzugehen.

Als er dort ankam, fand er die ganze Geſellſchaft um den Grafen verſammelt, welcher den letzten Akt aus Göthe's „Clavigo" vorlas.

Schnell hatten ſeine Augen beim Eintritte, im hellerleuchteten Saale Lina geſucht und gefunden. In zauberhafter Röthe ſchien ihm ihr ſchönes Geſicht mit den feuchten, hellen Augen entgegen.

Kaum vermochte er mit gehöriger Faſſung die gebräuchliche Begrüßung zu geben und zu nehmen. Zu Lina's Seite wies ihm die Gräfin ſeinen Sitz an. Er bat den Grafen, mit dem Vorleſen dieſes Trauerſpieles fortzufahren.

Auf ſeine Verſicherung, daß ihm dieſes Stück durchgängig bekannt und gegenwärtig ſei, fuhr der Graf fort.

Georg ſaß mit gepreßtem Herzen neben Lina. Er konnte es nicht vermeiden, ſie dann und wann heimlich anzublicken. Ihr Haupt war geſenkt, ihre Blicke zu Boden geſchlagen. Seine Seele überflog eine unerklärliche, ahnungsvolle Wehmuth. Hätte er wiſſen können, wie das Schickſal Mariens nicht nur im vorgeleſenen Trauerſpiele ſich entwickelt hatte, ſondern auch eben jetzt mit tückiſcher Hand neben ihm in ein anderes Herz mordend hineingreife, ſo hätte er im Jammer vergehen müſſen.

Freundlich verhüllt uns ein gütiges Geſchick die werdenden Schreckniſſe, denn wir ſind ſtärker, das gegebene und nothwendige Uebel, als den Anblick des langſam ſich emporhebenden und heranrückenden Meduſenhauptes des Unglückes zu ertragen.

Mit den Worten: „Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!“ war das Trauerſpiel und der Vorleſer am Ende.

Zweites Capitel.

Der Geiſt des Schauers hielt noch eine Zeit lang die Sprache der Verſammelten gefeſſelt. Nach einer Weile begann endlich der Graf: „Es ruht ein ungemeiner Zauber in Göthe's Dichtungen, ſelbſt in ſeinen ſchwächeren Werken. Mit welcher Klarheit ſich die Charaktere herauswickeln! Wie anſpruchlos, lebendig und innig iſt ſeine Sprache!“

„Ich muß es geſtehen,“ verſetzte Rudolph, „daß ich von Clavigo, ſo wie überhaupt von Göthe's dramatiſchen Werken mich mehr abgeſtoßen, als angezogen fühle. In einem Trauerſpiele will ich das Erhabene, das Großartige, welches hinreißt, mit einem Worte: Streben, Schuld und ſühnenden Untergang eines Heldenmanns hören und ſehen. Clavigo aber iſt ein zu erbärmlich ſchwacher Menſch, als daß man Antheil an ihm und

seinem Schicksal nehmen könnte; nur Beaumarchais möchte die einzige Figur sein, welche dieses abgestandene Stück etwas emporhält."

Georg rückte während dieser Rede auf dem Stuhle unruhig hin und her. Kaum hielt Rudolph in seiner Rede innen, so versetzte er: „Eingestanden, daß Clavigo nicht zu den größten Meisterwerken dieses Dichters gehört, so ist dennoch in diesem Stücke vielleicht das große Kapitel aus dem Buche der Menschheit, eben so gut, wie in seinem „Faust", klar, ergreifend und überall tüchtig verhandelt."

Der Graf entgegnete lächelnd: „Die Beweise bleiben Sie uns gewiß nicht schuldig!" —

„Sie liegen im Stücke," fuhr Georg fort. „In Clavigo's Charakter schildert sich der Kampf eines unbestimmten Dichtertalentes mit der äußern, bestimmten, prosaischen Welt ab. Wenn ein Genius, als solcher, zum Schöpfer seiner eigenen Welt sich berufen fühlt, so muß er in seiner eigenen Schöpfung frei, gottähnlich über der niederen Außenwelt zu stehen kommen. Zu diesem Zwecke muß er sich von jedem Befangnisse, selbst von der Liebe zum Weibe — insofern es das Untergehen des einen Selbstes in einem anderen ist, mit starkem Herzen losreißen. Zu dem Schaffen eines solchen Genius fühlte sich Clavigo hingedrängt. Er aber ist ein Unberufener, denn das Talent allein befähigt noch nicht, den Kampf mit dem Gewöhnlichen zu wagen. Clavigo ist, wie ihn der Dichter durch Carlos schildern läßt, Nichts, als unternehmend und biegsam, geistvoll und fleißig. In Maria, dem zarten Geschöpfe mit einem liebenden und beschränkten Herzen, erscheint ihm seine Musa, welche ihn zur Liebe und Poesie begeistert. In dieser Liebe beginnt er sein geistiges Leben und Schaffen. Der Beifall, welcher seinem Talente zu Theil wird, betäubt ihn, macht ihn vermessen und seiner Liebe vergessen. Für eitle Erdenzwecke — für den Hofruhm — beginnt er mit der Gemüthswelt einen Kampf, den nur

um die Geiſterfreiheit der ächte Genius wagen kann und darf. Dieſes war Clavigo's Frevel und Verderben zugleich.

„Wage Keiner ſich von der mütterlichen Bruſt des gemeinen, engbeſchränkten Lebens loszureißen, wenn er nicht die Kraft fühlt, mit göttlicher Ruhe zu allem Erdenglücke ſagen zu können: „Ich bedarf dich nicht!“ und zu den grimmigſten Seelenleiden der Menſchheit: „Kommt herab auf mich, ich fürchte Euch nicht!“ Denn die Wahrheit heiſcht ein gewaltiges Herz und einen klaren, kräftigen Geiſt. Wehe dem, der die Geſetze der menſchlichen Verhältniſſe als ein Unmündiger überſchreitet; denn ſie wiſſen ſich vielfach zu rächen! Der Vollſtrecker ihrer Rache aber an Clavigo war Beaumarchais.“

„Und wer gewährt einen ſolchen Genius,“ erwiederte die Gräfin, „die Verſicherung, daß er ein ſolches bevorzugtes Weſen ſei und ſeines eingebildeten höheren Zweckes wegen, das Heiligſte des Lebens, Liebe und Treue, und Herzen — edelmüthig genug! — brechen dürfte? Womit vermag ein ſolcher Halbgott alle die Thränen, welche er einem aufgeopferten Mitweſen auspreßt, all' den Kummer verlorener Ruhe, ja! ſelbſt nur eine ſchlafloſe Jammernacht, geſchweige denn ein ganzes vernichtetes Leben, zu vergüten?“ — Georg ſchwieg.

„Wenn eröffnet ſich denn wieder unſer ſchönes Privattheater?“ fragte ein Fräulein den Grafen.

„Es iſt wahr!“ begann dieſer, „wir müſſen uns wieder einzurichten ſuchen. Wenn wir nun gleich mit der Aufführung des Clavigo anfingen? Wir könnten leicht alle Rollen des Stückes beſetzen.“

Dieſer Vorſchlag gefiel faſt allgemein.

„Laßt uns doch einmal die Rollenvertheilung verſuchen,“ fuhr der Graf fort, indem er das Perſonenverzeichniß vorzuleſen begann. „Alſo zuerſt: „Clavigo?“ Herr Venlot.“

„Ich ſtehe zu Dienſt,“ verſetzte dieſer.

„Carlos?“ Wenn ſich ſonſt Niemand zu dieſer Rolle meldet, will ich ſie auf mich nehmen“, bemerkte der Graf.

„Beaumarchais?“

„Dazu möchte ich mich gern entſchließen,“ antwortete Rudolph.

„Jetzt aber zu den Damen!“ rief der Graf. „Marie Beaumarchais?“ Nach einer kurzen Pauſe ſprach Lina vom Fenſter her, wohin ſie ſich mit einer Freundin zurückgezogen hatte: „Herr Graf, wenn Sie damit zufrieden ſind, ſo übernehme ich dieſe Rolle; denn Marie hat faſt nur zu ſterben.“

Nicht minder fanden die übrigen Rollen bereitwillige Abnehmer.

Einſtimmig ward beſchloſſen, am nahen Michaelisfeſte die Bühne mit der Aufführung dieſes Stückes wieder einzuweihen.

Drittes Capitel.

Die Geſellſchaft blieb noch lange im Schloſſe zu Ellerhauſen beiſammen. Schon war es Nachts elf Uhr, als ſie aufbrach. Lina fuhr mit ihrer Pflegemutter wieder in die Stadt zurück; Georg und Heinrich zogen es vor, zu Fuß den Heimweg anzutreten.

Mit ſeinen glitzernden Sternenlichtern wölbte ſich der Himmel rein und klar über die ganze, ſtille Gegend, wie ein unendliches Heiligthum, empor. In den Bäumen blätterte der Wind herum und flüſterte, wie in ſich ſelbſt hinein, unverſtändliche Lieder von alter untergegangener Herrlichkeit. Der Mond ſtieg eben am Himmel empor, wie ein ernſtes, geiſterbleiches Weib, das nur einmal liebend zur Erde niedergeſtiegen, den ſchönſten Schläfer zu küſſen und in ſeine Träume hinein ein leiſes, wunderbares Wort zu ſagen, um dann ewig

von ihm getrennt, im ewigen Schweigen zu trauern. Ueber die Wieſen am Sumpf dahin ſtieg jetzt wallender Nebel; darunter hervor tanzten und ſpielten Irrlichter, wie Erlkönigs Töchter, und, als die langen Schatten der beiden Wanderer über die Fläche ſich hinüber zu ihnen ſtreckten, ſchienen ſie ſich alle verwundert zu verſammeln, um die ſonderbaren Ankömmlinge betrachten zu wollen.

„Wenn ich hinaufſchaue in den unermeßlichen Himmel," begann Heinrich zu ſprechen, „und ſehe die Millionen Sterne, welche faſt eben ſo viel Sonnenſyſteme ſein ſollen, und bedenke dann, daß unſere Erde kaum ein Sonnenſtäubchen in dieſem großen Weltall iſt, und daß endlich der Menſch, dieſes eigenthümliche Geſchöpf, gegen alles Dieſes, ein Nichts iſt, ſo fühle ich in mir eine Troſtloſigkeit, welche nicht ausgeſagt werden kann.

„Ich frage mich dann in der Stille: warum leben wir überhaupt? — Um glücklich zu ſein? Nein; denn nur der Träumende oder Wahnſinnige kann glücklich ſein, nicht aber der Erweckte; denn der Geiſt, welcher die gewaltige, unentwickelte Kraft in ſich fühlt, kann eben deswegen, weil er Befriedigung des in ihn gelegten, immer fortbrennenden Durſtes ſeiner Seele nach Wiſſen nimmermehr findet, weder Ruhe noch Glück, ſondern nur Irrthum, Zweifel, kaum Dämmerlicht der Wahrheit gewinnen, und überlegt er es wohl, ſich kaum vor der Verzweiflung retten. Aber wenn ſoll dieſes Unheil enden?" —

Georg ſeufzte tief; denn ihn überlief ein bekannter Fieberſchauer. „Heinrich", ſprach er leiſe, „wohin geht jetzt dein Geiſt?" —

„Das möchte ich eben wiſſen!" verſetzter dieſer. „Wenn nun endlich die ganze Schöpfung Nichts wäre, als eine in der Materie untergegangene Gottheit, welche, aufringend zur Freiheit, emporſtieße in allerlei Schaffung und immer wieder erfolglos, jammernd, und dennoch fortringend, wieder unterſänke? und wenn nun ſo alles Lebende und Weſende nur Eins, ein ſchreckliches Eins wäre, das, in ſich ſelbſt uneins, in den Beſtrebungen,

sich von einander loszuringen, Alles hervorgebracht hat und noch hervorbringt? und eben alles Fortbestehen nur in diesem Gottkampfe seine Ursache hätte? und wenn nun hier auf Erden der Menschengeist der höchste Punkt wäre, bis zu welchem sich diese Trostlosigkeit den Sieg über die Materie erränge? und diese Sehnsucht nach Vollkommenheit in uns weiter Nichts wäre, als die Uridee der um Freiheit streitenden, bald gänzlich untergehenden, bald aufsteigenden, im ewigen Leide wirkenden Gottheit? Wenn nun dieses Alles so wäre, Freund, Mitgott! mein Mit-Ich, müßten wir da nicht in stiller Verzweiflung um uns schauen und vor namenloser Angst vergehen?"

Georg war heftig ergriffen von den sonderbaren, verwegenen und schrecklichen Phantasieen seines Freundes. — Vergeblich hatte er sich bemüht, einige Zweifel geltend zu machen, Heinrich's Gedankenstrom riß ihn unwiderstehlich hin.

„Denke selbst nach: wie ist es möglich, daß eine freie Gottheit einen Geist, wie den des Menschen, schaffen gekonnt hat, einen Geist, welcher, ewigen Heiles werth, in ewiger Unseligkeit ruhelos, nie, nie ein Letztes, die Allvollkommenheit und in ihr das Urheil, das er doch ahnen muß, finden kann?

„Glaubst du, der Anachoretenwahn: die Materie, die Sinnlichkeit von sich abzuwerfen, habe nicht seinen Grund in demselben unseligen Gefühle?

„Hörst du nicht die unheimlichen, herzzerschneidenden Töne der Klage durch die ganze Natur hinziehen? Wenn du im Lenze, wo von Neuem das Losringen des Geistigen vom rohen Stoffe lebendiger beginnt, aus der Erde Gras und Blumen, aus den Zweigen Knospen und dann Blätter und Blüthen hervorwachsen, überall aber allerlei Gethier sich im Wasser, auf der Erde und in der Luft regen und bewegen siehst, und all' dieses Leben in mancherlei Tönen sich kund geben hörst, erfaßt dich da nicht, so wie jedem Menschen es überhaupt

geſchehen muß, ein unnennbares Weh, deſſen Ewigkeit ſich fühlen läßt? Ruft es nicht eben ſowohl durch die Kehle der Nachtigall, wie durch das Geheul der Raubthiere mit ſchrecklicher, verſtandloſer Klage, die nur in der Bruſt des Menſchen mehr Bewußtſein gewinnt und in vielen Weiſen von ſeiner Lippe tönt, nach Freiheit empor?

„Schaue in die Augen der Thiere und den ſtummen Schmerz, welcher ſich darinnen ausprägt, und höre auf das Rauſchen des Windes, auf das Gemurmel der Quellen und ſchaue in die Kelche der Blumen hinein und zu dem Himmel empor, oder ſchlage ſelbſt die Geſchichte der Menſchheit auf, ſo wirſt du doch nur überall die klagende Stimme der Gottheit, bald mehr, bald minder, vernehmen! — Fühlſt du nicht das Elend dieſer Gottheit? Fühlſt du es nicht?“

Heinrich wandte ſich, und ſah in das bleiche Geſicht ſeines Freundes. Sie ſtürzten einander in die Arme, Bruſt an Bruſt, Mund an Mund. Thränen funkelten in Georg's Augen. „Weine mir nicht!“ flüſterte Heinrich, „dieſer Schmerz iſt für Thränen zu groß.“

Die beiden Freunde kamen jetzt an das Gartenhaus. Sie drückten ſich einander die Hände und jeder ging in ſein Zimmer.

Eben ſchlug es auf dem Thurme Zwölf; dann ward die Nacht wieder ſtille und ſtiller und fügte zu den Träumen der Menſchen Schlaf und neue Träume. Ruhig wob ſich der Sternenſchleier am Himmel über der Erde fort, und der Wind ſpielte mit den Blättern in den Bäumen leiſe, leiſer, als wolle er einſchlafen, wie ein beſchwichtigtes Kind, in dem Schooße der mütterlichen Nacht.

Viertes Capitel.

Zwei Tage darauf hatten die beiden Freunde vom Grafen Rüderig ihre Rollen überschickt erhalten. Georg war jetzt fast fortwährend in Ellerhausen mit Einrichtung der kleinen Bühne zur Aufführung dieses Stückes, zugleich mit dem Grafen beschäftigt. Er hatte kaum Zeit, seine langathmige Rolle einzustudiren.

In der allgemeinen Probe des Tags vor dem Feste griff das Spiel wacker zusammen; die kleine Störung, welche dadurch entstand, daß Lina sich hatte entschuldigen lassen und die Gräfin ihre Rolle dafür ablas, ungerechnet.

Heinrich's Versicherungen, daß Lina ganz gewiß zur Aufführung des Stückes erscheinen und ihre Rolle wohl geben würde, hatten alle Fragen beschwichtigt.

Nach der Probe zog er seinen Freund bei Seite und flüsterte ihm zu, Lina habe die vergangene Nacht so untröstlich an zu weinen begonnen, daß sie bis zum frühen Morgen nicht zu beruhigen, auch die Ursache von dieser außerordentlichen Erregung von ihr nicht herauszubringen, deswegen aber auch ihr unmöglich gewesen wäre, mit nach Ellerhausen zu kommen. Georg wurde von dieser Nachricht sehr bestürzt.

Er sowohl, als sein Freund Heinrich, fühlten, wie ein großes Unheil durch den Nebel der Zukunft mit entsetzlichem Auge gleich einer Klapperschlange sie anstiere und wider Willen sie banne, still zu stehen und die Vernichtung in qualvoller Ruhe abzuwarten.

So kam das Michaelisfest heran. Es war ein trüber Herbsttag. Dichte Wolken verhüllten die Sonne, so wie den ganzen Himmel. Ein ungewöhnlich rauher Wind, der erste Vorläufer des Winters, verkündete, daß die schöne Sommerzeit vorüber war.

Die ganze vornehme Welt der Umgegend hatte sich im großen Schloßsaale, wo die Bühne errichtet war, beim Einbruch der Nacht versammelt, und Aller Augen

waren auf den geheimnißvollen Vorhang, welcher eine Wunderwelt noch zu verbergen schien, neugierig gerichtet. Gespannt standen und saßen die Spieler hinter den Coulissen umher. Lina saß, wie in sich zusammen gesunken, an einem kleinen Tische, und starrte, wie es schien, gedankenlos in ihre Rolle hinein. Eine geheime Angst leitete immer Georg's Blicke auf sie hin. Verschiedene Male hatte er mit theilnehmenden Fragen sich an sie gewendet, aber mit zitternder Stimme erhielt er nur allgemeine Antworten. Eine gewisse Beklommenheit schien ihre Worte ersticken zu wollen.

Endlich schwieg die Musik. Der Graf und Georg mußten sich auf die Bühne begeben, und so die Uebrigen, wie nun einen Jeden sein Stichwort rufen mochte. Sie spielten sämmtlich trefflich. Mit hinreißender Wahrheit gab Georg im dritten Akte die Stelle, wo Clavigo reuig, um Verzeihung und um Mariens Herz und Hand flehend, mit erneuerter Leidenschaft vor ihr erscheint, dagegen löste Lina mit einer ungemeinen Gewandheit, oder vielmehr mit einer so gefühlten Tiefe eines schmerzenvollen Glückes diese Schwierigkeit ihrer Rolle, daß selbst der Graf hinter den Coulissen in das Bravogerufe der Zuschauer mit einstimmte, die Hereinstürzende in seinen Armen auffing und ihr entzückt die Hände küßte.

Zu Ende des vierten Akts ward endlich hinter der Scene die Leichenbahre, worauf Lina als Maria zu liegen kommen sollte, herbeigebracht.

Lina kam in einem weißen Leichengewande, auf der todtenbleichen Stirne den Myrthenkranz, aus dem Ankleidezimmer heraus. Sie wankte an Karolinens Arme einher.

Der Graf, sowie alle Uebrigen waren von dieser geisterhaften Erscheinung betroffen. „Um Gotteswillen, Fräulein!“ flüsterte er ihr zu, „es ist Ihnen doch wohl?“ „Mir scheint es so,“ antwortete sie. Im schmerzhaften Lächeln zuckten ihre Lippen.

Georg hob sie auf ihre Bahre. „Ich danke Ihnen für diesen letzten Freundschaftsdienst, wenn es denn der letzte sein sollte," sprach sie mit halbverhaltener Stimme.

Die Frauen bedeckten sie mit Kränzen und Sträußen; jetzt nahte Rudolph mit dem Leichentuche, um es über sie hinzubreiten. Ehe dies noch geschah, sah sie noch einmal empor in Georg's Augen, welcher sich mit schmerzlichen Gefühlen über sie herabbeugte, und reichte ihm die Hand, so wie ihrem Bruder Heinrich, und flüsterte, während schon das Leichentuch über sie hinfiel, noch ihm zu: „Gute Nacht an Vater und Mutter."

Georg verhüllte sich das Gesicht; Heinrich selbst fühlte bei diesen Worten in unermeßlicher Angst sein Herz beben.

Es begann der fünfte Akt. Georg spielte mit vielem Gefühl. Eine Todtenstille, welche nur dann und wann von einem Seufzer aus theilnehmender Brust unterbrochen wurde, herrschte unter den Zuschauern.

Jetzt stand die verhüllte Bahre inmitten der Bühne, die Leichenmänner hielten mit Fackeln umher, Beaumarchais und Clavigo aber standen, fechtend über der Leiche Mariens, an den beiden Seiten derselben. Clavigo stürzte verwundet auf die Leiche herab, und mit einem gellenden Schrei des Entsetzens fuhr Georg, wie von einer Natter gestochen, plötzlich empor, stürzte wieder nieder, stöhnte, und in unarticulirten Jammertönen zuckte er krampfhaft am Boden.

Rudolph stand erstaunt. Die ganze Versammlung sprang auf. Der Graf kam schnell herein, hin zur Bahre, strich mit der flachen Hand über Lina's Gesicht, winkte und der Vorhang fiel.

Jammernd stürzte Heinrich herbei und schrie: „Lina! Lina! Schwester!" — Er entfaltete vergebens die starren Hände, er hob vergebens ihr kaltes Haupt empor — sie war todt. —

Wie die Herrliche wunderbar in dieser Gegend erschienen, so war sie nunmehr auch aus dem Leben

geschieden auf eine außerordentliche Art, als wäre sie ein überirdisches Wesen, aus dem Reiche der Glückseligen nur heruntergestiegen, um auf kurze Zeit menschlich unter den Menschen zu wandeln, alle Erdenwonne und Erdenleid zu empfinden, um alsdann ruhig das Erdengewand wieder abzulegen und hineinzugehen im entzückten Aufschwunge mit dem unendlichen Mitleide für all' die Schmerzen und Qualen, welche das arme Menschenherz hierunten in der Nacht des Irrthums und der Leidenschaft drücken und drängen.

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Bald war das Schloß von Gästen leer. Alles entfloh dem Hause des Schreckens. Die Gräfin war außer sich. Georg hatte der Schmerz betäubt; seine ganze Mannheit schien dem Entsetzen unterlegen zu sein. In einer finsteren Stube, welche an den Saal stieß, von Niemand bemerkt, lag er auf dem Fußboden hingestreckt.

Nachdem sich Heinrich wieder einigermaßen erholt — denn ein fast ähnlicher ungeheuerer Schmerz hatte ihn den jetzigen mehr ertragen gelehrt — suchte er ihn auf.

Georg's Schmerz aber blieb bei allen den mehr herausgeweinten, als gesprochenen Worten seines Freundes starr und ungeheuer. Als aber Heinrich's Eltern, welche vor Kurzem auf einem Wagen schnell herbeigeholt worden waren, nun auch jammernd zu ihm hereinstürzten, so richtete sich sein unbewegtes, eisiges Gesicht, ein Bild unerhörten Jammers, empor.

Da aber Heinrich's Mutter ihm schluchzend um den Hals fiel, und schrie: „Und wie hat sie dich geliebt, du lieber, theurer Mensch! Wie gehörte sie nur dir in der letzten Zeit ihres Lebens so ganz an!" da sank er, wie ein weinendes Kind, sprachlos an ihre Brust und dann in die Arme seines Freundes.

Vergeblich bat er, ihn noch einmal zu Lina's Leiche zu führen. Der Graf, welcher jetzt auch herbeigekommen war, gestattete es nicht. „Man muß so wenig, als möglich," sprach er, „das Antlitz des Todes anstarren,

denn es macht unſer Herz freudlos und leidlos und verſteinert daſſelbe, ſondern vielmehr das Bild des Dahingeſchiedenen in ſeiner ſchönſten Glorie gefühlvoll in ſich bewahren."

Jetzt ſchien auf einmal ein Entſchluß Georg empor richten zu wollen. Noch immer ſprachlos küßte er Heinrich's Eltern, faßte dieſen ſelbſt beim Arme, und in langſamen und weiten Schritten zog er ihn mit zum Schloſſe und zum Dorfe hinaus in entgegengeſetzter Richtung des Städtchens hin.

„Georg," rief endlich Heinrich, „was willſt du? Faſſe dich, ſei ruhig und laß' uns heimgehen!"

„Ich muß fort," entgegnete er mit erſtickter Stimme, „fort! fort! Unglück heftet ſich an meine Ferſe, der ſchlimme Geiſt der Nacht ſtellt meiner Seele nach, und vergebens ſuche ich mich loszuringen. Freund, daß ich ſo von dir ſcheiden muß! begleite mich nur noch eine kleine Weile; denn nur zu bald werde ich mit mir und meinem Leide allein ſein! — Ich habe ſie ermordet, ich bin der Elende, welcher ſie mit vornehmer Weisheit zu Tode gequält hat."

So ſchritten ſie dahin durch die unfreundliche, ſtürmiſche Nacht. Vergeblich ſuchte Heinrich den Unglücklichen zur Rückkehr zu bewegen, nur wenigſtens ſich umzukleiden; denn noch immer befand er ſich in der romantiſchen Theaterkleidung, welche ihn gegen die Kälte nicht zu ſchützen vermochte.

„So geht denn," klagte Heinrich, „das letzte Geſtirn am Himmel meines Lebens unter. Um die Seligkeit der Liebe habe ich mich ſelbſt und um den Genuß der Freundſchaft hat mich der Freund betrogen. Nicht du, ich bin der Unglückliche; du wirfſt dich wieder hinaus in die Welt, Glück ſowohl als Unglück giebt dir Zerſtreuung, aber ich, einſam, verlaſſen von dir und Lina, muß im trüben, langen Grame mein Leben hintrauern. So wende dich denn von mir und nimm die Ueberzeugung mit dir, daß du deines Freundes Glück und Frieden mitdavon trägſt."

Georg hing an seinem Halse. „Ich weiß und fühle es wohl," fuhr Heinrich fort, „daß es besser für dich ist, du verlässest die Gegend, wo so herber Kummer für dich emporwuchs!"

„Ach, nicht das!" versetzte Georg; „nein, deswegen, weil ich fühle, daß mir Ruhe nimmermehr im Leben gegönnt ist, bis ich sattsam meine Sünden abgebüßt habe, weil ich merke, daß jedes Elend des Lebens mich und die mit mir Verbundenen treffen muß, so lange ich zu rasten begehre, muß ich fliehen, mich hinausstürzen in die Welt und in neue Aengste. Weil ich mich der Freundschaft, ja! selbst der Liebe menschlich hingab, mußte Lina für mich ein unschuldiges Opfer wieder heimgehen."

Endlich standen die beiden Freunde auf der Anhöhe bei dem Kreuze, wo Heinrich's Vater ehemals Lina gefunden hatte.

„Hier laß' uns scheiden!" rief Georg. Sie drückten Brust an Brust im tiefsten Schmerze fest an einander, daß ihnen der Odem stockte. Das schneidende Gefühl ihres Abschiedes war stumm. Endlich verließ Heinrich seinen Freund und ging den Berg hinunter. Georg starrte ihm nach, da hörte er ihn in der Ferne vernehmbar schluchzen, und noch einmal rief er: „Heinrich!" stürzte dem Weilenden nach und umarmte ihn noch einmal, um sich dann, vielleicht auf ewig, von ihm zu trennen.

Zweites Capitel.

Mit gepreßtem, gequältem Herzen, in schmerzliches Träumen vertieft, hatte endlich Georg die letzte Anhöhe überstiegen. Mattigkeit verhinderte ihn weiter zu gehen. Er warf sich in das dürre Gras und starrte verzweiflungsvoll in die dunkle Nacht hin. Sein ganzes, vergangenes Leben rückte in klaren Bildern an seinem in-

neren Auge vorüber, aber die zuletzt im Schooße des friedlichen Thales verlebte Zeit ſtand ſtill und mahnend vor ſeiner Seele. Die Geiſter dieſer Vergangenheit reihten ſich mit rührenden Vorwürfen um ihn her; ſie zeigten ihm all' die Liebe, all' die Freundſchaft, welche er von ſeinen Umgebungen dort genoſſen, und ſchienen ihn zu fragen: „Und warſt du Sündiger aller dieſer Liebe werth?“ Dann führten ſie ſeine Erinnerung in das freundliche Zimmer im Gartenhauſe, beleuchteten mit zauberiſchen Lampen ihm alle Traulichkeiten des Orts, indem ſie an jeden Gegenſtand umher irgend eine kleine Geſchichte geſprächig anzuknüpfen wußten, dann zeigten ſie ihm jene Stube Karolinens, darinnen das wunderholde Bild Lina's auf dem Sopha im roſigen Lichte der Liebe erglühen, dann wandten ſie ſeine Gedanken wo anders hin, hoben einen Schleier auf und deuteten auf ein darunter liegendes Todtengeſicht, indem ſie fragten: „Kennſt du die Gemordete?“

So hing an ſeinem Herzen die Rückerinnerung, wie ein ſtechender Scorpion. Vergebens drückte er ſein Geſicht auf die kalte Erde, vergebens rang er nach Troſt, dieſe Gedanken wichen nicht von ihm. Sie bemächtigten ſich immer mehr ſeiner ganzen Seele.

Er ſetzte ſich wieder auf, ein Glanz von vielen Lichtern traf aus der Ferne her ſein Auge. „Dies iſt ihre Leiche!“ ſprach es in ihm oder neben ihm, zu unterſcheiden vermochte er es nicht. Er ſtarrte den langſam wandelnden Lichtern nach.

„Wie war ſie ſo ſchön,“ begann wieder die Stimme zu ſprechen, „ſo herrlich vor allen Jungfrauen! Wie war ihr Antlitz ſo holdſelig mit dem blauen, leuchtenden Augenhimmel! mit der hohen, zartgewölbten Stirne und dem rothaufglühenden Munde! Und ihre Geſtalt! Und ihr Gang! ihr liebliches Weſen, ihre Anmuth in Allem! Soll ich dir mehr ſagen? Aber ihr Gemüth war nicht das eines Erdenweibes! ſo innig und zart, ſo rein, fromm und kindlich war es, wie das Weſen einer Gottestochter.

Wie glücklich mußte der Mann sein, dem es in aller seiner Heiligkeit sich zuneigte! — Sie ist ermordet in ihrer Jugend, gleichgültig zertreten, wie eine Blume, in ihrer Schönheit, von ihm, der ihr Liebe heuchelte! doch von dir? von dir?" —

Georg schlug sich verzweifelnd mit den Fäusten in das Gesicht. Lange noch stierte er hinunter zu dem Lichterzug, welcher sich jetzt hinter einem Hügel verlor, jetzt wieder empor kam, hinunter schwebte, weiter, weiter, bis in die Stadt hinein.

Als er nunmehr verschwunden war, glaubte Georg Alles, das Allerletzte verloren zu haben, und sank lautschluchzend mit dem Haupte zurück auf die kalte Erde.

Vor ihm stand auf einmal Doctor Voland. Seine glühenden Augen ruhten stechend auf ihm. In Schaudern bebten Georg's Glieder.

„Von Elend zu Elend hingerissen," begann Voland zu sprechen, „von Irrthume ewig bestrickt und immer mehr der Selbsterkenntniß, und dadurch der Verzweiflung schrecklich hingenähert, bebst du armer Erdenwurm hier im Staube. Hast du doch der Stimme deines Gottes gefolgt, besiegt die Leidenschaft, die allgewaltige, vor deinen dürstenden Lippen den Becher ausgeschüttet, und nun? — Hingegeben seligen Liebesgenuß der Pflicht, und nun? Wo ist sie hin, die Kraft deiner Seele? Wohin der Frieden deines Herzens? Das selige Unschuldsgefühl? Sieh', armer Unglücklicher, anders kann dir Jener nicht lohnen!

„Da er die Welten und Wesen darauf erschuf, mußte er zum Gesetze die Nothwendigkeit, welche, über ihn und über Alles gebietend, das Gefühl nicht kennt, erheben. Ihr Arm rollt dich eben so gut fort, als der Felsenblock, welcher, den Schwerpunkt verlierend, hinunterstürzt und im Thale zerschmettert. Ihr Odem verwandelt deine Vernunft in Thorheit und deine Dummheit in Weisheit; nur die Qual kann sie drücken in das blutende Herz, aber nicht davon wegnehmen! —

„Nicht Gott fährt im Donnerwetter herauf, sondern nur die Nothwendigkeit, mit welcher sich ein chemischer Prozeß entwickeln muß. Nicht der, welchen du Gott nennst, führt den Sommer und den Winter heran, sondern die unabänderliche Nothwendigkeit. Glaubst du, Gott wäre so allmächtig, um die See zu halten, welche sich über Euere Wohnungen stürzt und die Mutter sammt dem Säuglinge ertränkt? Kann er 7 aus 2+3 machen? — Thor! worauf hast du dein Vertrauen gestellt!“

Georg rang mit ganzer Seele nach Trost und Erleuchtung von Oben; herüber und hinüber schweiften seine Gedanken, ängstlich schmachtend und ringend.

„Hilf dir selber, so ist dir geholfen!“ fuhr der Doctor fort; „entsage ihm und seinen Werken, so bist du frei, wie er. Ich sehe deine Gedanken. Du fragst: verdanke ich nicht ihm mein Leben? Dein Leben? dieses Ergebniß des Zufalls und der Nothwendigkeit. Du fragst in dir: gab er mir nicht die Wonnen meiner Knabentage? Springt nicht auch der junge Stier wohlbehäglich auf der grünen Wiese?

„Werde selbst dein Gott!“

„Warum, du entsetzlicher Grübler,“ erwiederte Georg, „drängst du dich mit den Gedanken deiner Hölle zu mir, der ich dich nicht rufe?“

„Weil ich,“ entgegnete dieser, „in dir einen ungewöhnlichen Geist, welcher, besseren Geschickes werth, mein ganzes Mitleid aufruft, walten und ringen sehe! — und, weil ich Ihm es nicht gönne, dich seiner Unseligkeit durch Unseligkeiten zuzuführen!“ —

Georg warf sich auf die Kniee und betete: „Herr, ich fühle dich mit deinem Heile selbst in meinem Elende Nicht umsonst drängt sich zu dir empor an deine Brust mein kindliches Gefühl in Demuth und Anbetung. Ich fühle es, daß deine Züchtigungen selbst zu meinem Heile dienen!“

„Die Ruthe für deine Dummheit!“ schaltete Voland ein, „und eine Zuckerdüte hintennach.“

„Befreie mich, mein Gott, von den Fallſtricken des Böſen!“ rief Georg von Neuem empor.

„Biſt du fertig?“

„Ja!“ ſprach Georg geſtärkten Herzens und kräftiger Stimme.

„Ich auch!“ Ein Blitz leuchtete auf, und Voland ſtieg, ein Liedchen pfeifend, den Berg hinunter.

Drittes Capitel.

Georg fühlte ſich jetzt vom Nachtfroſte beinahe erſtarrt. Noch immer war es Nacht, aber der Himmel hatte ſich aufgeklärt, tröſtlich ſchauten all' die Sterne auf ihn herunter, und von dieſem Anblicke fühlte ſich ſeine Seele nach allen dieſen Aengſten wieder erhoben.

Um ſich vor der Kälte zu ſchützen, ging er in den Wald hinein, welcher an dem Fuße des Berges ſich hinzog.

Bald fand er bei einer Klippe zwei große Felſenmaſſen ſo über einander geſchoben, daß ſie eine geräumige Höhle bildeten. Er flüchtete ſich hinein, um den Morgen dort abzuwarten.

Wie es endlich an zu dämmern begann und er ſchon aufbrechen wollte, vernahm er auf einmal mehrere rauhe Männerſtimmen. Er verbarg ſich hinter einem Felsblocke, von wo aus er den freien Raum, welcher ſich vor der Höhle befand, überſchauen konnte.

Drei Männer, in Pelze gehüllt, mit tief in die Geſichter hineingedrückten Mützen, mit Säbeln und Flinten, Me[illegible]nd Piſtolen bis an die Zähne bewaffnet, kamen aus [illegible] Walde heraus, und gerade auf die Höhle, wo er ſich befand, zugeſchritten.

„Wer hätte geglaubt,“ begann jetzt der Eine zu ſprechen, „daß dieſes uralte Männlein ſo lange unter den Meſſerſtichen ſich wehren und leben gekonnt? — ſeine

Siebenmeilenſtiefel ſollen mir gute Dienſte thun!“ „Jetzt,“ rief der Zweite, „laßt uns alle Drei auf den Nebelmantel ſtellen, damit keiner von uns ſich unſichtbar macht, und dann die Theilung beginnen!“

Georg ſtaunte. Ihm war es, als ſtünde er in einem Irrenhauſe, oder, als würde vielmehr ein altes Kindermärchen vor ihm lebendig. „Siebenmeilenſtiefel und Nebelkappe? das ſind ja die wunderbarſten Dinge von der Welt!“ flüſterte er vor ſich hin; „auf jeden Fall aber ſehe ich vor mir Räuber, welche mit einander faſeln und in ihrer Art ſcherzen.“

Der dritte dieſer Räuber, denn dies waren die abenteuerlichen Geſellen wirklich, verſetzte jetzt: „Denkt nach, Kameraden! wer ſpionirte es aus, warum dieſes Kerlchen mit dem Winde um die Wette laufen, und ſich unſichtbar machen konnte, wer war es? Ich! — darum ſeid billig und überlaßt mir den alten Nebelmantel und Ihr behaltet die Stiefel!“ —

„Und ich habe ihn todt gemacht, wie ein Kaninchen, abgewürgt, wie ein Huhn, geſtochen, wie eine bratende Gans!“ erwiederte der Erſte, „und die Stiefel behalte ich allein!“ —

Ein heftiger Streit entſpann ſich unter den Räubern; auf einmal knallten mehrere Schüſſe auf; Georg hörte ein Stöhnen und ſah, wie jetzt zwei derſelben mit Meſſern auf der Erde rangen. Ein heftiger Schrei entfuhr dem Einen, der Andere ſprang auf, ſtürzte aber bald wieder nieder und begann heftig zu wimmern. Jetzt wurde es ganz ſtill umher.

Unterdeſſen war der Tag mit ſeiner Helle angebrochen. Georg kroch aus ſeinem Verſtecke hervor und näherte ſich dem Kampfplatze. Seine Füße traten in Pfützen vergoſſenen Blutes.

Unfern von einem alten Mantel und ein Paar weiten Stiefeln von grünem Saffian lagen zwei Räuber todt dahingeſtreckt, weiter abwärts ein Dritter, welcher ihm jetzt zurief: „Erbarmt Euch meiner, wer Ihr auch ſeid! und

gebt mir einen Tropfen Waſſer zu trinken; ich will Euch dafür ein Geheimniß entdecken, daß Euch glücklich, uns aber zur Beute der Würmer macht."

Georg nahm einen der Stiefel, eilte hinunter in das nahe Thal, ſchöpfte ihn voll Waſſer und brachte dem ſterbenden Manne dieſen friſchen Trank.

Auf einen Zug leerte der Dürſtende den Stiefel aus und ſtöhnte: „Es iſt der letzte Stiefel, den ich ausgetrunken habe. Dort in der Höhle in der Ecke rechts unter einem großen, mit einen rothen Kreuze bemalten Stein werdet Ihr Geld und Koſtbarkeiten genug finden, um Euch für Eure Mühe bezahlt zu machen! — Ihr könnt Alles mit gutem Gewiſſen annehmen, wenn Ihr ſonſt gewiſſenhaft ſeid, denn die ehemaligen Beſitzer davon ſind abgethan; jener Mantel aber iſt eine Art Nebelkappe und macht unſichtbar, und dieſen Stiefel, woraus Ihr mich getränkt, hat der beſte Schuſter von der ganzen Welt zuſammengenäht." Jetzt verſagte dem Todwunden der Odem, er ſtöhnte heftiger und war bald darauf verſchieden.

Als Georg kein Lebenszeichen mehr an den Leichnamen gewahrte, legte er dieſelben in einer Felſenecke übereinander, bedeckte ſie mit Moos, Erde und Baumzweigen und beſtattete, ſo gut er konnte, dieſe ſeine Erblaſſer.

Hierauf begann er ſich der unverhofften und räthſelhaften Erbſchaft, bevor ſie noch unter den Händen der römiſchen Gerechtigkeit und der Rechts- oder vielmehr Sachfreunde den Schmelzungsprozeß überſtanden hatte, mit dem ruhigſten Gewiſſen anzumaßen.

In der Höhle fand er gar bald das kirchliche Symbol des Kreuzes auf dem Steine, welches auch hier, wie anderswo, das Unheilige und Irdiſche unter dem Scheine frommer Demuth bedeckte.

Dies war die angenehmſte Ironie der Welt; denn der, welcher zuerſt den Witz zufällig einſah, behielt doch immer einen allgemein gültigen oder vielmehr güldigen Satz in der Hand.

Georg konnte nur einen geringen Theil von der Menge

des Goldes, welches er fand, mit ſich fortnehmen. Er bedeckte daher das übrige wiederum ſorgfältig mit dem Steine, um gelegentlich wieder zu dieſer Schlafkammer der Fortuna zurückzukehren.

Er that jetzt den angeerbten Mantel um und zog die ſaffianen Stiefel an, welche ihm ſo genau an ſeine Füße paßten, als wären ſie nur für ihn gefertiget worden.

Jetzt ſtand er da, ungefähr wie Einer, der das heimliche Rezept, ſich flugbar zu machen, aufgefunden zu haben glaubt, und nun demgemäß ausgerüſtet, auf den Kirchthurme, um den erſten Verſuch auf Tod und Leben zu machen, bereit ſteht.

Viertes Capitel.

Georg zögerte nicht lange, er ſchritt aus. Wie flogen vorüber Berg, Wald, Thürme, Brücken und Städte gleich vielfarbigen Blitzen! Er ſtand, ſtarrte und ſtaunte.

Er ſah ſich in einer ganz neuen Gegend, vor ſich eine wohlbekannte, große Stadt. Dort war es, wo er in einer Stube, oder vielmehr in einem Käfige unter dem Dache, wie ein eingeſperrter, hungernder Kanarienvogel, mehr nach Futter geſchrieen, als geſungen hatte. Vorüber! —

Mit wenigen Schritten, welche er zurück that, ſtand er in ſeinem Geburtsorte, unfern des Rheins. Er zog die Stiefel aus und ging, wie ein Büßender, in den Gottesacker hinein. Bald hatte er die Begräbnißſtelle ſeiner Eltern gefunden. Er knieete zwiſchen den beiden Gräbern nieder und drückte wehmüthig ſein Haupt auf den dürren Raſen.

Noch einmal ſchaute er zum Kirchthurme empor, in deſſen Glockenſtuhle er ſo oft geſeſſen, in das Blaue

ſtundenlang geſtarrt und ſich in die Ferne hinaus geſehnt hatte.

Wie war doch Alles umher ſo ganz das Alte geblieben, während in ihm Alles, Alles neu geworden war! Selbſt die Raſenbank an der Gottesackermauer, worauf er ſo oft geſeſſen, ſelbſt der große Hollunderſtrauch, unter deſſen überhängenden Aeſten Plutarch die großen Helden der Griechen- und Römerwelt ihm heraufgezaubert hatte, ſtand noch da, wie ehedem, und ſchüttelte jetzt vor Freude, den alten Bekannten in der Nähe zu wiſſen, alle ſeine falben Blätter ab.

Unterdeſſen kam von dem nahen Schulgebäude ein junger, ſtattlicher Mann, mit einem einfachen Schlafrocke angethan, langſam den Kirchweg hinunter. Bald erkannte ihn Georg; es war ſein ehemaliger Jugendgeſpiele, der Sohn ſeines erſten Lehrers.

Er ging auf ihn zu und ſprach: „Wohlgemuth, kennſt du mich noch?“ Aber dieſer prallte mit einem Schrei des Entſetzens zurück, denn die nahe Stimme neben ihm konnte nur die eines Geiſtes ſein, da er keinen Menſchen vor ſich ſah.

Jetzt bemerkte erſt Georg ſeine Uebereilung und die Tugend des Nebelmantels. Er nahm ihn ab und hing ihn über den Arm. „Kennſt du mich noch nicht?“

„Biſt du?“ ſtöhnte Wohlgemuth, „Venlot's Geiſt? Kannſt du nun, wie ſonſt im Leben, auch jetzt nach deinem Tode, keine Ruhe und fröhliche Urſtätt gewinnen?“

„Spaß beiſeite!“ erwiederte Georg, „ich bin gerade noch ein Menſch mit Fleiſch und Bein, wie du, und freue mich, dich endlich einmal wiederzuſehen!“ „Hätteſt mich mit deinem Verſteckens Spielen beinahe zu Tode erſchreckt! Biſt noch immer mein guter Phantaſt! Willkommen! und herein mit dir!“ rief Wohlgemuth.

Er zog Georg mit ſich in ſeine Wohnung. Ein junges, hübſches Weib mit zwei wackeren Knaben kam ihnen freundlich entgegen.

„Nun, Gretchen,“ rief Wohlgemuth, „trag' auf, was

du in Küche und Keller haſt! dieſer brave Einarm (denn dieſes ſchien jetzt Georg zu ſein, da er über den andern den Mantel geſchlagen hatte), iſt mein älteſter und beſter Bekannter. Ei, waren wir ſonſt Wildfänge mit einander!"

„Wo iſt dein Vater?" fragte Georg.

„Der ruht nun ſchon ſeit fünf Jahren in Gott," verſetzte dieſer; „ich bin ſein Nachfolger im Amte geworden. Engbegrenzt iſt meine Lebensweiſe; aber, was heut' zu Tage viel ſagen will, — weiß es Gott im Himmel! — ich kann nicht klagen: ich bin arm, aber von Haus aus glücklich.

„Es iſt zwar Sünde, daß ich es denke, meinen Schulkindern möchte ich es auch nicht ſagen: ich bin gewiß noch glücklicher, als ſelbſt Doctor Luther; er hatte zu viel auf ſich.

„Sieh' dich um in dieſer Stube, iſt nicht Alles noch ſo, wie es ſonſt war zu meines Vaters Zeit? Wie wohl thut es, dort am Ofen auf dem Polſter zu ſitzen, die weiße Mütze über die Ohren heruntergezogen, mit der dampfenden Gipspfeife, gerade wie er, der Selige, und meine Kinder um mich herum, ſo wie ich und meine Schweſter ſonſt um ihn.

„Dort ſteht auch noch das Bücherbret, das wir ſo oft früher mit einander durchſtöbert haben; aber jetzt ſtehen freilich viele neue Werke dabei, welche ich vom Privatſtundengelde mir erſchwungen habe; denn mit der Zeit muß man doch fortgehen. Kennſt du noch dieſes Buch hier?" Mit dieſen Worten holte er die Ueberſetzung von Virgil's Eclogen herbei. Er fuhr redſelig fort, indem er zwiſchen Daumen und Zeigefinger das Buch vorüberblättern ließ: „Du haſt gar ſo gern darinnen geleſen! Es liegen noch Baumblätter darinnen, welche du als Zeichen eingelegt haſt!" —

Aus dem Buche flatterte jetzt ein Blättchen Papier heraus. Wohlgemuth hob es auf und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Ein Gedicht von dir, Georg, auf meine verſtorbene Schweſter! — Ach, wie lieb hatte ich

dich, als du damals, wie du ihren Tod in der Stadt hörteſt, ſo liebevoll der kleinen Vollendeten gedachteſt!“

„Es war ein herzlichgutes Mädchen!“ verſetzte Georg, „und hat, wie früher unſere brüderlichſte Liebe, ſo jetzt unſere Rückerinnerung an ſie gewiß verdient!“ —

„Was iſt dies für ein Gedicht, lieber Mann?“ fragte Wohlgemuth's Frau und ſah mit wißbegierigen Augen ihn an.

„Wir können dir es wohl vorleſen!“ erwiederte Wohlgemuth, indem er ihren Leib mit dem einen Arme umſchlang, mit dem anderen aber das Blatt emporhielt, daß auch ſie hineinſchauen konnte.

„Laß' es ſein!“ ſprach Georg; „ich war damals noch jung.“ Wohlgemuth aber las mit recht gerührtem Herzen:

„Wir Kinder wurden verſtändig
Und nannten uns Bräut'gam und Braut,
Wir liebten uns treu und beſtändig
Und haben uns ſelber getraut.

Wir ſaßen ſtille zuſammen
Am Heerde; wir ließen die Gluth
Durch unſere Händchen erflammen,
Durchſichtig im ſtrahlenden Blut.

Wir ſaßen heimlich im Garten,
Die Knospen, die bliesen wir an;
Wir konnten es immer erwarten,
Bis ſelber das Blühen begann.

Maikäfer ließen wir fliegen
Als Boten in's Himmelsgezelt,
Die ſummten, ſchnurrten und ſtiegen,
Und haben auch Alles beſtellt.

Doch wie war plötzlich verſtoben
Das Märchen der goldenen Zeit!
Sie wandelt im Himmelsſaal oben,
Ich unten voll Schwermuth und Leid.“

Die junge Frau wiſchte ſich mit ihrem weißen Schürzchen eine große Thräne aus dem Auge und ſah Georg ſo mildfreundlich und dankbar an mit einem tiefen, erquick-

lichen Blicke, in welchen nur das Weib ſo recht ihre ganze Seele hineinzulegen vermag. Wohlgemuth aber reichte Georg die Hand und ſprach: „Ja, ſo waren wir auch beiſammen! Immer einträchtig, gut und froh! — Aber jetzt ſage mir auch, wie iſt es dir zeither gegangen? Du kommſt gewiß weit her; man ſieht es an deiner närriſchen Tracht! — dich drücken gewiß die Stiefel, da du in Strümpfen gehſt!“

„Das nicht!“ verſetzte Georg; „aber es iſt ein Gelübde von mir, mit den Sohlen dieſer Stiefel nur dann den Boden zu berühren, wenn ich fortgehe,“

„Da kann ich dir helfen!“ erwiederte Wohlgemuth; „ich habe hier ein Paar Ueberzugſchuhe, welche über deine ſchönen Saffianſtiefel paſſen werden.“

Georg ließ ſich den Vorſchlag gefallen, zog die Stiefel an und darüber die Schuhe. Nun konnte er, mit den Stiefeln an den Füßen, in kurzen Schritten auf und abgehen, wie jeder Andere.

Unterdeſſen hatte die freundliche Wirthin den Tiſch gedeckt und ein ländliches Frühſtück vorgerichtet. Es fehlte nicht an Semmeln und Honig, großen Pflaumen und überhaupt an allerlei Obſtſorten; eine Flaſche Kirſchſect, umgeben von blankgeſchliffenen Gläschen, wie der Planet des Jupiters von ſeinen Trabanten, ſtand erfreulich dazwiſchen.

Wie nun Georg das Allgemeinſte ſeiner Schickſale erzählte, das Traurige mit dem Honig, den er aß, verſüßend, und das Fröhliche ſeines Lebens mit Kirſchwaſſer, welches er trank, anfriſchend, bemerkte er endlich, wie die zwei Knaben ſeines Freundes ſo ſtill und aufmerkſam in einer fernen Ecke zu ihm hinüberlauſchten mit großen, freundlichen, heimlichſcheuen Rehaugen.

„Kommt doch her zu mir, Ihr wackeren Jungen!“ rief Georg. „Wenn du uns Nichts thun willſt!?“ erwiederte der ältere von ihnen. —

„Seid hübſch artig, Ihr Kinder!“ ermahnte die junge Mutter.

Die Knaben nahten sich, und Georg hob sie auf seinen Schooß, um mit ihnen zu plaudern.

Wie sahen so aufrichtig die hellen Augen der Kinder empor in das Gesicht des kindlichen Mannes!

Herzerhebend wohl ist der Anblick so recht klarer, frommer Kinderaugen, aus welchen noch ein ganzer Maienhimmel herausschaut, aber unendlich schöner und rührender ist es, wenn unter der Stirn eines Mannes noch die heiligen, lichten Feuer der Kindheit in aller Seelengesundheit, aus dem Auge ruhig und erhaben strahlen.

Wäre zu dieser Stunde ein Gemäldekenner in Wohlgemuth's Stube getreten und würde Georg mit den Kindern auf den Schooße gesehen haben, so hätte ein solcher wohl glauben mögen, ein Altarbild „von Christus und den Kindlein", von einem alten Meister ausgeführt, wäre hier vor ihm lebendig geworden.

„Vater!" sprach zu Wohlgemuth der eine Knabe: „weiß denn auch dieser da so schöne Geschichten, wie du?"

„Ja wohl! noch schönere," entgegnete dieser lachend; „bittet Ihr nur darum, vielleicht macht er Euch Etwas vor."

„Bitte! Bitte!" riefen die Kinder mit einander. „So geht es," meinte die junge Frau, „giebt man sich einmal mit den Jungen ab, so weichen sie nicht mehr!"

Georg aber zog die Kinder näher an sich, und sprach: „Wenn Ihr aufmerken wollt, so will ich Euch eine gar hübsche Geschichte von dem Knaben mit den goldenen Haaren erzählen." Die Kleinen getrauten sich kaum Odem zu holen.

Wohlgemuth hatte sein Kinn auf die Hand gestützt und blickte gemächlich herüber. Neben ihm stand die glückliche, junge Frau, ihren Arm um ihres Mannes Nacken gelegt, mit ihrem runden, freudigrothen Angesichte, und lächelte vor innerem Wohlsein, daß ihre kleinen Zähne zwischen den etwas aufgeworfenen Lippen schalkisch genug hervorschimmerten.

Georg begann:

„Es war einmal ein frommer Knabe“ — „Vater, es war einmal ein Knabe!“ riefen die Kinder — „der lief,“ fuhr Georg fort. „immer hinaus in den Wald vor dem Dorfe durch Dick und Dünn und jagte ſich mit den Vögeln und Eichhörnchen herum, wovon er gar ſo gern eins gefangen hätte. Einſtmal ſah er dort auf einem Baume einen Vogel ſitzen, deſſen Federn glänzten ſo hell und ſchön, blau und roth, und auch gelb und grün, daß er ſich gar nicht ſatt daran ſehen konnte. Er wollte ihn endlich fangen, denn das ſchien ihm ein Leichtes, da der Vogel ſo ſehr zahm und kirre that. Aber, wenn er ſchon dicht bei ihm war und nur noch ſein Mützchen darauf zu decken hatte, flog er wieder fort; und ſo ging es von Buſch zu Buſch und immer weiter, und wenn der Knabe von der Jagd ablaſſen wollte, ſo ſchimmerte der Vogel doppelt ſo ſchön und ſang noch einmal ſo gut, als vorher.

„So kam es, daß ſich der Knabe verirrte. Und als nun endlich der Vogel ganz verſchwunden war, fing er bitterlich an zu weinen.

„Wie der Knabe nun ſo herumlief im Walde, ſah er auf einmal durch die grünen Zweige ein großes Feuer ſchimmern. Er ging darauf zu, und wie er bald daran war, hörte er einen gar feinen, lieblichen Geſang.

„Er ſchlich ſich hinter einen Buſch und lauſchte durch die Blätter vor.

„Zwölf Kinder in glitzernden Gewändern mit flatternden Bändern, Hand in Hand, tanzten um ein Feuer herum, das wie eine große, glühende Kugel anzuſehen war.

„Das eine von den Kindern hatte einen Kranz von Aepfelblüthen auf ſeinem Haupte, von welchem helle Locken ſonnenſtrahlenartig herunterfielen und ſang in Einem fort:

„Maienglöckchen heraus! heraus!
Singt Ihr Vögel im grünen Haus!
Dili! Dili!“

„O, das ist prächtig!“ unterbrachen die beiden Knaben den Erzähler und schlugen ihre Händchen verwundert zusammen.

Georg fuhr fort:

„Das blitzte und funkelte überall! Mit allen den goldenen und silbernen Bändern, mit Blumen und Aehren, auch Edelsteinen geschmückt, waren diese Kinder gar hübsch anzusehen.

„Als nun der Knabe sah, wie sie alle sehr freundlich thaten, faßte er sich ein Herz, kroch hervor, nahm sein Mützchen in die Hand und sagte: „Grüß' Euch Gott!“ „Schön Dank!“ sagten die Kinder dagegen, „ei! was machst denn du hier?“

„Ach!“ sprach weinend der Knabe, „ich habe mich im Walde verlaufen, und wenn ich nun nicht bald heim komme, so wird mein Vater böse werden.“

„Die schönen Kinder hielten mit Tanzen ein und eins von ihnen, im ganz schneeweißen Mäntelchen, welches von Diamanten blitzte, fragte: „Ei, mein Kind, wie gefällt dir der Monat December?“

„O,“ antwortete der Knabe, „der bringt das grüne Weihnachtsbäumchen, schöne Schlitten und Schnee dazu! dem bin ich gar gut.“ Dem weißen Kinde schien diese Rede zu gefallen.

„Aber der garstige April,“ fragte ein anderes Kind in einem buntgestreiften Gewande mit schelmischen Augen, „gefällt dir wohl gar nicht? Heute ist er so, morgen anders!?“

„Der April?“ entgegnete der Knabe, „nun bringt er doch den Klapperstorch wieder auf das Dach, und schenkt der Gluckhenne gelbe Küchelchen, und den Wald- und Wiesenrainen Veilchen und Butterblumen! — Und spielt er auch manchmal Versteckens, so macht er es gerade so, wie ich und meine Kameraden! den mag ich wohl leiden.“

„So fragten die zwölf Kinder, jedes einzeln nach einem besonderen Monat, und bei jedem wußte der

Knabe etwas Schönes. Da ſchienen die Kinder mit ihm zu frieden zu ſein, und wie ſie an ihm vorbeitanzten, zupfte ihn ein Jedes ein wenig bei den Haaren — aber das that gar nicht weh — und ſagten: „Nun verſtehſt du auch, was die Vögel, die Blumen, die Bäume, ja alle Weſen auf dem Felde und im Walde flüſtern, ſagen und ſingen! Das wird dich wohl immer glücklich machen, denn dieſe wiſſen gar mancherlei zu erzählen! Aber ſtehlen und fluchen darfſt du nimmermehr, ſonſt iſt Alles vorbei! — Grüße Vater und Mutter von uns!“ — Mit dieſen Worten waren die ſchönen Kinder verſchwunden.

„Wie ſich aber der Knabe umſah, ſtand vor ihm ein weißer Hirſch mit goldenem Geweihe, ſammetnem Sattel und mit rothſeidenen Schnüren gezäumt. Da ſetzte ſich der Junge hinauf und ſagte: „Willſt du mich heimtragen?“ Das ſchöne Thier nickte mit dem Kopfe, und ſo recht gemächlich lief es mit ihm dahin durch den Wald. Da hörte der Knabe eine Nachtigall ſingen:

„Hier ſitz' ich allein, allein,
Nun muß ich traurig ſein,
Im tief — tief — tiefſten Leid
Allezeit!
Bald, ja bald, bald,
Grün wird der Eichen Wald.“

Und die Büſche flüſterten heimlich unter einander, und am Bache ſprach die Weide: „Siehſt du den Knaben, lieber Bach?“ — Und es flüſterte aus den Wellen: „Ja, könnt' ich ihm nur nach, nur nach!“ —

„Der weiße Hirſch aber hielt vor dem Dorfe, und kaum war der Knabe abgeſtiegen, ſo floh das flinke Thier wieder in den Wald zurück.

„Als nun der Knabe heimkam, da freute ſich Vater und Mutter ſehr; denn da es ſchon Abend werden wollte, trugen ſie Sorge um ihn, aber bei der Erzählung des Knaben, wie es ihm im Walde ergangen habe, kamen ſie faſt vor Verwunderung außer ſich, und der Vater wollte es gar nicht glauben, bis die Mutter auf

einmal ausrief: „Ei, da hat der Junge ja gar goldene Glückshaare auf dem Kopfe!“ — Und wie ſie recht nachſahen, waren es gerade Zwölf. —

„Der Knabe ging nun jeden Tag hinaus in den Garten und ſetzte ſich zu den hellen Blumen auf den Beeten. Da kamen auch bald der bunte Finke, der ſchimmernde Staar und der Plattmönch, ſprachen und ſangen zu ihm, und er verſtand ſie und ſie verſtanden ihn.

„Die wußten gar viel zu erzählen von fremden, ſchönen Ländern, von dunkelbraunen, frommen Menſchen und von tauſend anderen ſchönen Sachen! So kam es denn, daß der Knabe alle Tage klüger und verſtändiger wurde, und zugleich immer ſchöner und größer, und ſeine Eltern ihre Freude an ihm hatten. Er war ganz glücklich.

„Das dauerte mehrere Jahre lang, und der Schulmeiſter ſagte, der Junge wäre der beſte von allen Schülern weit und breit.

„Was zu dieſer Zeit ſeine Eltern anfingen, das glückte ihnen auch, und Niemand in der ganzen Umgegend baute ſo viel Getreide, ſo viel Obſt und hatte ſo ſchönes Vieh im Stall, als eben die Eltern des Knaben.

„Aber dieſer hatte auch noch nie Etwas geſtohlen oder auch nur geflucht.

„Als aber einmal das Kirchweihfeſt im Dorfe war und er ſchon den Groſchen, welchen ihm ſein Vater gegeben, in Pfefferkuchen vernaſcht hatte“ — Wohlgemuth's beide Knaben *machten große Augen und ſeufzten tief* — Georg aber erzählte weiter: „Da nahm er heimlich den Schlüſſel zum Geldkaſten des Vaters und ſtahl ſich einen Kreuzer.

„Kaum hatte er aber das Geld in der Taſche, ſo wußte er ſich vor Angſt nicht zu laſſen, und als nun endlich gar die Fliegen an der Wand ſummten: Gemauſt! gemauſt!“ konnte er nicht länger in der Stube bleiben und flüchtete ſich hinaus in den Garten.

„Aber alle die Nelken, Lilien, Roſen, ſelbſt die Boh-

nenblüthen hingen, wie verwelkt, ihre Köpfe und ſchienen heimlich zu weinen.

„Der Finke aber ſetzte ſich auf die Stacketen des Gartenzaunes und ſchrie: „Du, du haſt geſtohlen!“ „Ja, Sallatſaamen!“ rief der Knabe. Da wurde der Finke vor Schaam blutroth und flog fort.

„Ein Spatz guckte aus dem Roſenſtrauche und rief: „Lange Finger gemacht, lange Finger!“ — „Langen Schnabel durch's Aſtloch in die Scheune!“ entgegnete der Knabe; da wurde der Sperling vor Schrecken aſchgrau und flog auch fort.

„Unfern davon ſaß aber auf den Apfelbaume ein Plattmönch und hatte Alles mit angehört. Zornig that er ſein ſchwarzes Käppchen auf den Kopf und das graue Mäntelchen um, flog herunter auf das Kreuz des Bohnengeländers und ſprach mit ermahnender Stimme: „Ei! ei! muß ich denn das an dir erleben? Du haſt geſtohlen, ich ſehe dir es an! — einen Kreuzer, einen Kreuzer! beichte!“ —

„Ich brauche nicht zu beichten,“ ſprach verſtockt der Knabe, „ich weiß gar nicht, was Ihr wollt, Ihr dummen Vögel!“ —

„Wie heißt das ſiebente Gebot?“ fragte verwarnend wieder der Plattmönch.

„Da verwünſchte und verfluchte ſich der ſchlimme Knabe, wenn er geſtohlen hätte.

„Aber auf einmal ſprang eine garſtige Kröte aus ſeiner Taſche, mit dem Gelde im Maule. „Wehe!“ ſchrie der Plattmönch. „Wehe! Wehe!“ flüſterte und wehte, wimmerte und klagte es durch den Garten, „geſtohlen, gelogen, geflucht, geſchworen! — Wehe! Wehe!“ —

„Die zwölf goldenen Haare zerſprangen, wie Glas, auf ſeinem Kopfe, von den Bäumen, Stauden und Blumen jagte ein plötzlicher Sturmwind alle Blätter fort und der ganze Garten war auf einmal eine wüſte Einöde.

Ohnmächtig ſtürzte der Knabe auf die Erde. Er

hörte nun keinen Vogel mehr, sah keine Blume mehr. Alles war dahin." —

„Ach!" seufzten die Kinder auf Georg's Schooße und sprachen kleinlaut: „Wir wollen gewiß fromm bleiben!" — „Ihr guten Kinder, thut das!" sagte Georg, indem er sie herunterließ.

„Nun, Bruder," sprach Wohlgemuth, „du hast dich müde gesprochen, iß und trink' doch! — deine bunte Märchengeschichte hat mir selbst den Kopf warm gemacht. Das ist noch so Etwas aus unserer Knabenzeit, und ich erinnere mich noch recht wohl daran, wie du dem Gesange der Vögel so gerne Worte unterlegtest und oft stundenlang mit den Waldfinken ein Wettpfeifen hieltest, daß oft selbst erwachsene Leute stehen blieben und dir und den Vögeln zuhörten. Weißt du noch, wie wir im Mühlengrunde Zeisigstellen waren, und einmal der Lockvogel einen Schwarm nicht anfingen wollte, du aber endlich vor Eifer dich unter die Stange hocktest und so richtig zu locken anfingst, daß der ganze Schwarm auf die Leimruthen herunterstieß?" —

„Es waren schöne Zeiten," entgegnete gedankenvoll Georg, „und ich bedauere den Menschen, welcher sich seiner Kindheit schämt und zu vornehm geworden ist, das alte Bilderbuch dann und wann aufzuschlagen und mit gerührtem Herzen darinnen zu blättern. Ist doch alles Große und Gute, alles Verfehlte und Schlimme an uns, ja unser ganzes Schicksal, wie die Wahrheit in der Fabel, auch schon auf diesen Blättern zu lesen.

„Wir sollten wohl häufiger, als es geschieht, über diese unsere Welt der traumseligen Kindheit nachdenken, denn gar oft liegt noch dort eine große Aufgabe, welche wir noch mannhaft zu lösen haben, für uns aufgezeichnet, soll nicht endlich der Greis vor dem Richterstuhle seiner Kindheit beschämt und vernichtet stehen."

„Und wir sind noch immer glückliche Kinder!" sprach die junge Frau gerührt zu Wohlgemuth. — „Wohl bist du mein, und dieser mein Jugendfreund dazu!" — sprach

dieſer. Beide faßten Georg's Hände, indem Wohlgemuth bittend ſprach: „Bleibe bei uns, ſo lange du willſt! Schreibe Bücher in meiner oberen Stube, ſo ſchön und lang du willſt, und ſinge mit der Grasmücke, welche vor dem Fenſter draußen im Hollunderbuſche neben ihrem Netze ſitzt, um die Wette! — Bleibe bei uns!“ —

So wollte ſich noch einmal das beſchränktere Menſchenſein warm und innig, wie eine Mutter, welcher der Sohn von langer Reiſe heimgekehrt iſt, an ſeine Bruſt legen.

Er ſchüttelte lächelnd mit den Kopfe. Er ließ ſich Papier, Dinte und Feder geben und ſchrieb einige grüßende Zeilen an Heinrich Meier.

Wie er eben den Brief ſiegelte und überſchrieb, ſtürzte ein Schwarm alter Weiber in die Stube, und vielfache Stimmen ſchrieen: „So iſt Er der kleine Venlot? wie iſt Er unterdeſſen ſo hübſch geworden! wenn Ihn ſeine ſelige Mutter ſo ſehen könnte, die gute Frau! Ach was konnte die für gute Klöſe backen!“

„Es iſt ſchon gut, Ihr Weiber!“ ſagte Wohlgemuth beſchwichtigend, Georg aber machte Anſtalt zum Fortwandern.

Dringend bat ihn die angenehme Wirthin, ihrem Manne zu willfahren. Als er aber endlich betheuerte, daß er eine ſchöne, junge Braut irgendwo aufſuchen müſſe, ſo ließ man ihn gewähren. Er nahm Abſchied.

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Ein berühmter Arzt in London machte einst an einem Matrosen, welcher sich ihm zu beliebigen Operationen, einer verlorenen Wette gemäß, bei lebendigem Leibe verkauft hatte, das Experiment, wie lange ein Mensch bei unterbundenen Adern leben könnte.

Der Arzt machte fürwahr seine Sache brav. Glied um Glied verwelkte und wurde abgenommen, aber der Mensch blieb unverwüstlich gesund und munter, trank sein Ale, aß sein Beafsteak, rauchte seinen Tabak und spielte mit den aufwartenden Personen Mariage.

So war es endlich noch zu verwundern, daß er eines Morgens gar nicht wieder aufstand, nachdem ihm sein Brot- und Leibherr des Abends zuvor ganz meisterhaft die Halspulsader unterbunden hatte.

Dann war auch vor Kurzem ein Koch in Paris, welcher die Erfahrung machte, daß der Mensch nicht sowohl der Speise selbst, als vielmehr nur des Dampfes davon zu seiner Unterhaltung benöthiget sei. Für einen Sous ließ er arme Handarbeiter aus St. Antoine in seiner Küche um den Heerd herumsitzen und die Dämpfe von den geschmorten Braten und köstlichen Brühen, welche für die Kostgänger aus höheren Ständen gehörten, behaglich riechen und einziehen. Eine Erfindung, welche um so mehr allgemeinere Anwendung in einem wohlgeordneten Staate verdiente, je harmloser eine gute, väterlich

geſinnte Regierung alsdann die Unter- und Beigegebenen in die erwerbende und verzehrende Klaſſe eintheilen könnte.

Es iſt eine ewige Schande für unſer erfindungsreiches Deutſchland, daß ein Pariſer Koch durch die Löſung dieſes Problems unſere größten Staatsmänner überflügelt hat.

Wie leicht iſt es nunmehr, vermittelſt einer wohl eingerichteten Küche, worinnen für die Offizire gekocht würde, ein großes ſtehendes Heer auf den Beinen zu erhalten! Philoſophen und Dichter aber dürften nur erſt jetzt durch dieſe Ernährungsmethode ganz beſonders ätheriſch ausgebildet werden. Und wie würde nicht durch dieſen Fortſchritt in der Cultur der deutſche Bauernſtand bedacht werden können, welcher bei gehörig eingerichteten Gemeindedampföfen nur noch herzugeben brauchte.

Unſer Zeitalter geht mit Rieſenſchritten vorwärts! Das Wohlbefinden Aller iſt kein leerer Traum mehr!

Von dieſem berühmten Arzte in London, dem Küchengenius in Paris, von Rumforter Suppe, den Mauth- und Abgabenſyſtemen in dem ehemaligen Deutſchlande unterhielt ſich eine bunte Geſellſchaft, aus allen Weltgegenden während der Leipziger Michaelismeſſe zuſammengeſchneit und nun jetzt Abends zuſammengeballt an der table d'hôte im Hôtel de Russie. Die angeſchnittenen, braunen Braten und italieniſchen Sallate nebſt einem Regimente Tirailleurweinflaſchen, welche ruhelos die Tafel beplänkelten, ſchienen eben nicht zu beweiſen, daß man hier blos vom Geruche lebe.

In dieſem Augenblicke trat ein abenteuerlicher Fremder, welcher keinem Volke und keiner Zeit anzugehören ſchien, zur Thüre herein. Sein vielfach geſchlitztes Oberkleid, enganliegenden Beinkleider, ſeltſam geſchnürte Saffianſtiefel ſchienen längſt vergangenen Jahrhunderten anzugehören.

Bei ſeiner fremdartigen Erſcheinung waren auf einmal alle Geſichter mechaniſch, wie auf ein gegebenes Kommandowort, auf ihn hingeſchraubt.

Ein grün beſchürzter Marqueur ging auf ihn zu, indem er durch eine weiße Serviette einen porzellanen Teller drehte und fragte: „Steht Ihnen zu Befehl?“

Auf die Antwort des Fremden, daß er zuförderſt ein Zimmer ſich angewieſen wünſche, zog ſich der Marqueur längſt der Tafel hin, um bei dieſem Falle, wo allerdings das Anſehen des Hotels durch die Tracht des Fremden ein wenig gefährdet erſcheinen mochte, den Haus- und Tafelherrn, welcher geſprächig zwiſchen ſeinen Gäſten ſaß, ſelbſt entſcheiden zu laſſen.

Der Wirth hatte den Ankömmling bereits fixirt, und ſprach gelaſſen halb für ſich, halb zum lauſchenden Grünſchurz: „Nummer Zwölf!“ —

Mit artigem Lächeln, wie es einem gebildeten Leipziger wohl anſtehen mag, kehrte der Marqueur zurück, zündete ein Licht an, und bat den Fremden mitzukommen.

Während nun der Mann aus dem Mittelalter die gebohnte, ſaubere Treppe hinangeht, mag der Leſer mit Recht über die Höflichkeit der Leipziger Gaſtwirthe, welche den einfachen, beſtaubten Fußgänger, wie den Inhaber prächtiger Equipagen gleich freundlich aufzunehmen gewohnt ſind, ſich ein Weniges verwundern.

Als aber der ſchnellfüßige Marqueur wieder in die Wirthsſtube zurückkehrte, rief es von allen Seiten: „Karl! Karl! wer iſt der Fremde? woher? aus Griechenland? aus Polen? aus Jena?“

Karl zuckte mit den Schultern, nahm das große Fremdenbuch unter den Arm nebſt der Leipziger Zeitung und dem Tageblatte, vergaß nicht, eine Flaſche Wein nebſt Zubehör mitzunehmen, und flüſterte, rückwärts zur Thüre ſich hinausſchiebend: „Gleich zu dienen, meine Herren!“ —

Und die wißbegierigen Gäſte ſaßen und ſprachen wieder vom berühmten Arzte in London, vom Koche in Paris und dem geſegneten Deutſchland mit ſeinen Schlagbäumen.

Der freundliche Marqueur kam zurück, trat an die

Tafel und zeigte das Fremdenbuch vor. Da fand man denn mit Verwunderung, daß der Fremde nur Georg Venlot hieß, seinen Charakter als „sanftmüthig“ bezeichnet, die übrigen Rubriken aber mit „ungewiß“ ausgefüllt hatte.

Die Gäste fuhren in ihren unterhaltenden Gesprächen fort, während Georg einsam und trübsinnig in seinem Stübchen saß, das Haupt in die Ecke des Sopha's gedrückt.

So war denn Georg in Leipzig. Nachdem er einige Gläser Wein getrunken hatte, brach er endlich in die Worte aus: „Und sollte ich darüber zu Grunde gehen, dich, Aquilina, muß ich wiederfinden! sollte ich auch die Welt durchstreichen bis in das letzte Indien. Ohne dich bin ich immerdar elend mit der brennenden, ängstigenden Sehnsucht und Qual meines Herzens! — Nicht umsonst riß die Wunderwelt vor mir ihre Thore auf, nicht umsonst wurde mir das Außerordentliche gewährt! — Nicht umsonst ist mir Raum und Zeit dienstbar geworden! Sie, die ewig Geliebte, werde ich, muß ich mir wieder erringen!“

In eigenthümlicher Ideenverwechselung trat ihm Lina's bleiches Bild vor die Seele. „Lina! Lina!“ rief er, und krampfte die Hände zusammen. Ihm schmerzte das Haupt.

Aufgeregt schritt jetzt Georg in der Stube auf und ab, bis sich endlich der Sturm in seinem Innern ein wenig besänftigte.

Mechanisch griff er zum Tageblatte der Stadt Leipzig und las mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Anzeigen, wie z. B.: „Heute Abend ist Feuerwerk zum Besten der dürftigen Abgebrannten zu . . .“ u. s. w. „Ja!“ rief er und lächelte wehmüthig vor sich hin, „noch lebt in Sachsen ein edler, menschenfreundlicher Geist.“

Indessen Georg also seine Gedanken, wie die Schreibfeder eines weiterwendischen Schriftstellers, bald hierher, bald dorthin planlos kreuzen ließ, hörte er dann und

wann aus der Nachbarſtube herüber ein herzliches Seufzen flüſtern.

Sein erſter Gedanke war, daß ein Kranker ſich dort befinden müſſe. Als er aber deutlich drüben den wehmüthigen Ausruf hörte: „Mein Gott und Herr!“ fing er an zu glauben, daß dem Fremden im Nebenzimmer ein plötzliches Uebelbefinden zugeſtoßen ſein müſſe.

Vom Mitleide ergriffen, trat er zur Thür, durch welche es aus ſeinem Zimmer hinüberzugehen ſchien. Er legte die Hand auf die Klinke des Schloſſes, und verſuchte, ob ſie zu öffnen ſei. Die Thür ſprang auf.

Zweites Capitel.

Wer je irgendwo Gelegenheit gefunden hat, Gemälde vom Dominikaner Johann von Fieſole zu ſehen, wird gewiß auf die einfachen, aſcetiſch-frommen Geſichter ſeiner Heiligen um ſo länger ſeine Blicke geheftet haben, je ſeltener ſolche eigenthümlich charakteriſtiſche Phyſiognomieen heutzutage ſich dem aufmerkſamen Beobachter zeigen mögen. Ein ähnliches Geſicht, eine ähnliche Geſtalt zeigte ſich aber jetzt dem Eintretenden.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ redete Georg dieſen Fremden an, „ich glaubte Sie um Hülfe rufen zu hören; vermuthlich habe ich mich getäuſcht, was mir ſehr angenehm ſein würde!“

Der fremde Herr, welcher bei Georg's Eintritte etwas erſchrocken ſich von ſeinem Sitze gehoben hatte, faßte ſich bei dieſer höflichen Anrede bald und entgegnete mit ſehr ſanfter Stimme: „Ich danke Ihnen ſehr für Ihren menſchenfreundlichen Sinn, mit welchem Sie ſich mir nähern, obgleich mir ſonſt nichts leiblich Widerwärtiges zugeſtoßen iſt. Doch iſt es mir angenehm, die Bekanntſchaft mit einem lieben Stubennachbar zu machen. Beliebt es Ihnen

ſonſt, mir auf ein Stündchen Geſellſchaft zu leiſten, ſo bitte ich Sie, Platz zu nehmen."

Georg ſchloß aus dieſer milden, ja mehr als gewöhnlich oratoriſchen Anrede, ſo wie aus der ganzen Weiſe, in welcher der Fremde ihm erſchien, daß er einen evangeliſchen Prediger vor ſich habe.

„Sie ſind ein Gelehrter?" fragte der Fremde.

„Ich habe früher ſtudirt und heiße Benlot," entgegnete Georg.

„Wohl ſieht man ſich an allen Enden um die Wahrheit um," fuhr der Fremde fort, indem er die weißen, mageren Hände auf ſeine Kniee legte, „aber ſelten hat mir Einer geſagt: „Siehe da, ich habe gefunden!" Aber was in unendlicher Ferne zu erjagen geſucht wird, das liegt gar nahe am Wege und ruft: „Wanderer, woher? Wanderer, wohin?"

Georg wurde aufmerkſam. Jener ſprach weiter:

„Gott war einſt Geſetz für alles Geſchaffene. Der Menſch in ſeiner Reinheit kannte keinen andern, als Gottes Willen. Als aber der Menſch ſelbſt ſein Gott ſein wollte, geſchah der Sündenfall. Seitdem iſt der Menſch ein anderer geworden; denn der Riß in ſeiner Seele dauert fort. So kam es, daß der Menſch vom Anbeginn mehr Teufel als Engel iſt. Um der Sünde Sühnung Willen erſchien unter uns der Gottmenſch, um uns vor uns ſelbſt zu retten in den Schooß des ewigen Vaters. Alſo iſt des Chriſtenthums Grundſtein die Sünde, reuevoller Glaube an den Weltheiland die Strebepfeiler und des Gewölbes Schlußſtein — die Verſöhnung. Das iſt die Wahrheit die verkannte, und dennoch ewig thriumphirende! Das iſt die Wahrheit, welche uns vom Lügengeiſte erlöſt!" —

Georg war aufgeſtanden und ſprach, wie für ſich: „Ueber dieſes Geſpenſt der Erbſünde, das vampyrartig das beſte Blut von jeher geſaugt hat! muß es denn ewig leben? Weſſen erſtes Gefühl wäre Schadenfreude, ſähe er einen nackten Wandler zur harten Winterszeit?

Haſſen oder lieben wir Vater und Mutter von Kindesbeinen an? Fühlt nicht der Menſch, wie ihn ſchon hier der Odem der Glückſeligkeit ringsum anweht?

„Verkümmert mir nicht mit finſteren Zauberſprüchen den freudigen Lenz, welcher alle Saiten der Seele zum Wonnegefühl anſtimmt! — Hängt mir nicht den düſteren Traumſchleier über die blauen Himmelsräume, aus welchen noch immer das Paradies in ſeiner uralten Pracht herabtaucht zur Zeit und Stunde ſelbſt dem verworfenſten Gemüthe!“

Georg ſchwieg. Der Fremde lächelte wehmüthig und mitleidig vor ſich hin. Georg reichte ihm die Hand und ſagte: „Lebe Jeder ſeiner Anſicht, ſeinem Glauben! aus verſchiedenen Klängen entſteht endlich Harmonie! Darf ich um Ihren Namen bitten?“ —

„Der Fremde antwortete ausweichend: „Ich bin der Verfaſſer des Werkchens über die Lehre von der Sünde und vom Verſöhner.“

Jetzt rief der Wächter auf der Straße zehn Uhr aus, Georg empfahl ſich und ging auf ſein Zimmer zurück.

Drittes Capitel.

Georg befand ſich mit Tagesanbruch ſchon wieder auf ſeiner Pilgerfahrt. In den Nebelmantel gehüllt, die Ueberſchuhe am Riemen über die Schulter geworfen, maß er ſieben Meilen um ſieben Meilen weg.

Rechts und links rannten Land und Stadt, Berg und Thal, Feld und Wald, Fluß und See, wie die Bilder in einem Guckkaſten, deſſen Walzen ruhelos gedreht werden, an ihm vorüber.

Die hohen Gletſcher der Schweiz ſtiegen jetzt, wie Geiſtergeſtalten, leuchtend in ſeinen Blicken aus der Erde empor.

Vergebens bemühte ſich ein Lämmergeier, mit ihm

zu fliegen, nach wenigen Secunden ſank der Luftcorſar ermattet auf eine Felſenſpitze nieder.

Das Getön von Glocken und verworrene Klänge des Kuhreigens ſchwammen dann und wann leiſe und ſchnell an ſeine Ohren, wie Mückengeſumme.

„Das war die Schweiz!“ rief er für ſich und ſtand auf einem Berge ſtill.

Zu ſeinen Füßen dehnte ſich der Lago maggiore zwiſchen den Hügeln mit ſeinen tiefblauen Spiegel aus. Entzückt ſchaute er hinab auf Islola bella und madre und in die duftigen Landſchaften hinaus, welche zum See heraufblickten mit Schlöſſern und Dörfern.

Unfern winkte von Arona herauf die Rieſenbildſäule des Borromeo mit weit ausgeſtreckter Hand, wie zur Begrüßung des Pilgrims.

„Italia! Italia, daß ich dich wiederſehe!“ ſprach Georg und ſchritt von Neuen aus. Mailand mit ſeinem weißen Dome zog vorüber; er ſtand am Tyrrheniſchen Meere.

Kaum vermochte Georg die ſchnell auf ihn einſtürzende Welt der Erſcheinungen zu ertragen.

„Aquilina,“ ſprach er für ſich, „Aquilina! aber wo finde ich dich? Bin ich nur ein lächerlicher Spielball des Wunderbaren und des Zufalls, oder hat dieſes Alles Zweck und finde ich ſie?“ —

Mit über einander geſchränkten Armen ging er an der Kette der Apenninen vorüber.

Wie eine liebliche Nymphe im vielfarbigen Gewande, das großfaltig im Winde zu flattern ſchien, flog ihm die ſchöne Toscana vorüber. —

Wem wird das Herz nicht voll und weit, hört er den Namen: „Rom“? Wer denkt nicht dabei an das alte Forum, um welches ſich Jahrhunderte lang die Weltgeſchichte, wie um eine ſtählerne Achſe, gedreht hat? und an den Dom Sanct Peter's mit ſeinem Vaticane, in welchen das Kreuz des alten Schwertgriffs noch als wunderthätiger Talisman die Welt von Neuem

einst gebannt hielt? Rom? — welcher Zauber scheint nicht schon in diesem Worte zu liegen?

Georg saß dort gedankenvoll vor dem Volksthore und zog die Ueberschuhe an. Eine ungezählte Volksmenge wogte auf der Strada di Ripetta dahin. Abenteuerliche Trachten! — Hier zogen mit rothen Mänteln und weißen, spitzigen Filzhüten die düsteren Männer der Abruzzen, dort in blauen Jacken die munteren Gärtner aus naheliegenden Weilern, vor ihnen die rüstigen Mädchen aus Albano mit Madonnengesichtern, die Häupter mit weißen Tüchern leicht verhüllt, in freien, schwebenden Dianenschritten.

Die ganze Menge der Menschen zog auf den Dom St. Peter's zu. Georg folgte den bunten Menschenwogen.

Ueber den von Säulenkreisen umzingelten Vorhof der Kirche mit seiner himmelanragenden, ägyptischen Spitzsäule und seinen Springbrunnen, welche gewaltsam ihre Wasserstrahlen emporsprühten, wandelte Georg über die mit Blumen bestreute, majestätische Treppe empor zur Kirche, in angenehme Rückerinnerungen vertieft.

Wie oft hatte ihn früher dieser Weg zu den Denkmälern alter und neuer Kunst im Vaticane geführt! — zu den Werken des Titanensohnes Michael Angelo, zu den Gemälden des göttlichen Jünglings Raphael, — zur ganzen Götterwelt des schönsten Himmels! —

Georg aber trat jetzt in die gold- und marmorstrahlende Kirche hinein.

Mit rothseidenen Teppichen waren alle die hohen Pfeiler behangen, tausend und aber tausend Lampen brannten um den Hochaltar herum angezündet und Blumenguirlanden prangten von Säule zu Säule gezogen. Weihrauchwolken lagen süß betäubend auf der ganzen Gemeinde, während ferne Orgeltöne geisterhaft das unermeßliche Gewölbe durchwebten. Wie leuchtende Johanniskäfer, schienen vor den Seitenaltären Messe leserde Priester aus der Menge heraus.

Bei dem Hochaltare auf ſammetnen Stühlen ſaßen in mächtigen Prachtgewändern blau beſtrumpfte Cardinäle mit brennendrothen Mützchen auf ſchneeweißen Köpfen, und Biſchöfe mit ihrer ſpitzigen, golddurchwobenen Mitra.

Die Kirche feierte eben einen gewonnenen Proceß. Es wurde ein wunderthätiger Kapuziner, welcher vor einigen Jahrhunderten bereits verſchieden war, canoniſirt. Der Teufelsadvocat war angebrachter Maßen abgewieſen worden.

Die Wunderthaten des Mönchs waren in großen Bildern ausgehängt. Dort konnte der Gläubige ſehen mehr, als er ſich träumen mochte.

Aus einem Büchelchen, worauf das bärtige Bildniß des neuen Heiligen in Holzſchnitt erbaulich zu ſehen, ſeine Wunderthaten zu leſen und die Gebete um ſeine Vermittelung bei verſchiedenen Angelegenheiten zu finden waren, betete die fromme Menge, auf die Kniee dahin geſtreckt.

Wohlgenährte, freundliche Kapuziner in ihren braunen Kutten und leicht hingleitenden Sandalen wandelten wohlbehäglich durch die Menge einher in dem angenehmen Bewußtſein der Ehre, welche ihrem Orden durch dieſe Anerkennung eines Glaubenshelden aus ihrer Mitte widerfahren war.

Georg ſtand an eine Säule gelehnt. Er fühlte einen Schlag auf ſeine Schulter, und Pater Roſſi, welchen er bei ſeinem früheren Aufenthalte in Rom kennen gelernt hatte, gab ſich ihm zu erkennen.

„So ſehe ich Euch doch wieder," rief er, „nach langer Zeit und auf dieſer heiligen Stelle? — aber verändert vom Kopf bis auf die Füße! — Gewiß habt Ihr, vortrefflicher Freund, große Seelenleiden unterdeſſen ertragen! — Warum ſucht Ihr auch nicht Eueren Frieden im Schooße der Kirche?" —

„Wie wollt Ihr mir Frieden mit mir ſelbſt verſchaffen?" fragte zweifelnd Georg.

„Wir haben Gewalt, die Sünden von Euch abzu-

waſchen!“ verſetzte der Römer; „die heilige Kirche hat einen unermeßlichen Ueberfluß an ſündenlöſchenden Werken, an dem Blute der Märtyrer, an den Büßungen heiliger Männer und Frauen, über welche ſie zu verfügen die Macht hat zu Gunſten der Gläubigen. Doch Ihr, mein Freund, ſtoßt die rettende Hand mit den Gnadenmitteln nicht von Euch!“

„Pater Roſſi,“ ſprach Georg, „behaltet mich lieb und lebt wohl!“ —

Erzürnt wandte ſich der Prieſter von dem Aufgegebenen; — Georg aber verließ die prächtige Wohnung der Heiligen und die alte Stadt der Welt.

Viertes Capitel.

Wie der heilige Gangesſtrom aus den wüſten und unfruchtbaren Felſen von Serenegar ſich gierig hinunterſtürzt in das glückſelige Hindoſtan, ſo eilte auch Georg über die eiſigen Häupter des Himalayagebirges nach Ruhe dürſtend herunter in das alte Märchenland und Mutterhaus der Menſchheit. —

„Indien! du ſtiller Zaubergarten mit deinen dunkelfarbigen Kindern,“ ſprach Georg für ſich, indem er die Augen rings umher kreiſen ließ, „ja! bei dir finde ich gewiß, was mein brennendes Herz geſucht hat — wenn nicht Sie, die hohe, ſchöne Geiſtesbraut, doch Ruhe — Frieden — Vergeſſen! Hier — wo die Gottheit in den weichen Thon des Landes ihre Ferſe gedrückt hat, wo das Herz der Erde pulſet, hier will ich mein müdes Haupt hinlegen, und ſchlafen — ſchlafen! — Hier, wo ie weiſen Braminen in ſtiller Betrachtung dem großen Weltgeheimniſſe lauſchen, hier ſchlage ruhig, du mein unbändiges Herz!“ —

Georg band ſeine Schuhe an den Füßen feſt, und

wandelte längs des Gangesstrandes dahin im werdenden Morgen.

Die schlanken, hohen, schattigen Kokosbäume, mit Palmen und saftigem Grün ihre Gipfel geziert, mit großen Früchten geschmückt, Himmel und Erde entzückend, schwankten und säuselten, von kühlenden Lüftchen umzittert, in sanften, fortwährenden Bewegungen, und schienen sich an die Ufer des Stromes zu drängen, ihre Füße in der segengeschwängerten Fluth zu baden. An den Stämmen hinauf und durch die leichten Fächer ihrer Wipfel schwangen sich kletternd braune, flinke Aeffchen mit klugen Diebsgesichtern oder saßen lauschend in den grünen Wipfelhäusern und steckten flüsternd die Köpfchen zusammen, als raunten sie unter einander von uranfänglichen Geschichten.

Der Vogel Boulboul saß in den Büschen des Nagakesar und sang in schmelzenden Weisen, als spräche die Gottheit dieses Eilandes selige Worte durch seine liederreiche Kehle. Es schien, als wiegte sich die all'um blühende Lotosblume träumerisch in diesen Melodieen, leicht, wie der Frühlingsodem, mit ihren röthlichen, schimmernden Lilienkelchen, welche der Mondstrahl in der Nacht heimlich angezündet hatte, und bestreute mit ihrem Blüthenstaube, geängstigt von dem anbrechenden Tage, das brütende Weibchen des purpurroth gefiederten Flamingo's, im Neste unter ihrem Laubbusche.

Georg stand, wie ein freudezitterndes Kind, in der Mitte dieses Paradieses. Nicht länger vermochte er sich auf den Füßen zu erhalten; er lagerte sich ruhebedürftig unter einen blühenden Amra, der von der Madhawiwinde, wie ein Bräutigam von seiner Geliebten, umschlungen, und von ihren Blumen, wie mit glühendrothen Küssen, bedeckt war. Dort lag der unstäte Waller unter Duft und Blüthen begraben. Durch alle seine Fibern strömte ein bewegendes, drängendes, neues Leben.

Es war ihm, als erwache er von einem langen Schlafe. Aquilina's Bild erblich vor dieser äußeren

Gluth in ihm mehr und mehr. „Es ist schlimm," sprach er, „wenn mein vergangenes Leben und alles Andere nur ein Zauberspuk gewesen wäre — ein recht langer, seltsamer Traum, ein Traum!" —

Unfern von seinem Ruheorte bemerkte er jetzt eine Hütte, halb hinter dichtlaubigen Platanen verborgen. Eine schlanke, weiße Gestalt trat eben daraus hervor. Sie näherte sich dem Rasenplatze, auf welchem er sich befand und rief mit heller, sanfter Stimme den Taubenpfauen, welche aus den Büschen auf sie zuschwirrten.

Es war ein Hindumädchen. Ein einziges, blendendweißes Stück Zeug war um den zarten Leib geschlungen, zog sich von da über die rechte zur linken Seite, den Busen leicht bedeckend, hinauf, und diente endlich zur Schärpe, womit es über den Hüften festgeschlungen war.

Leicht und hoch, die Arme nackt, und geziert, mit Armbändern von den Fasern der Wasserlilienstengel, die röthlichen Füße blos, über die dunklen, geflochtenen Haare einen Kranz von verschiedenen Blumen, kam die Jungfrau einher.

Sie bemerkte nicht den Lauscher in seinem Nebelmantel. Sie fütterte vor ihm mit Körnern aus ihrem Körbchen, welches sie trug, die Taubenpfauen, welche zahm auf die Würfe des Futters bald harrten, bald wieder die gestreuten Körner auflasen.

Ein anziehenderes Bild hatte Georg noch nicht gesehen. Die kleinen Pfaue girrten und schimmerten um sie herum mit ihrem azurnen Gefieder und schlugen Räder mit ihrem violet und gelb marmorirten Schweife.

Wie eine Fee in ihrem Wunderreiche, stand sie da, umgeben von ihrer ganzen Herrlichkeit. Ihr dunkles Antlitz mit den großen Feueraugen, der ganze Guß ihrer edel ausgeprägten Formen, selbst die einfachen, lieblichen Wendungen ihrer Gliedmaßen, welche schlummernde Wollust heimlich umwob, zeugten von überschwänglicher Milde, womit der Gott des Landes die Tochter der Einsamkeit ausgestattet hatte.

Georg getraute ſich kaum zu athmen; im glühenden Sinnen wurden alle Gefäße ſeines Herzens weiter.

„Fliehe!“ ſprach ſeine innere Seele, „fliehe, daß du dich retteſt!“ — Er aber floh nicht.

„Aquilina!“ ſchien ein Vogel aus blauer Luft herabzurufen, „Aquilina!“ — Er ſprang auf und ging einige Schritte.

Am nächſten Zweige fütterte ein grünes Papageienweibchen ſeine Jungen, während das Männchen mit altklugen Augen unfern davon ſaß und die Worte, welche ihm vielleicht ein Bramine einſt gelehrt hatte, hervorſtieß: „Groß iſt Koma, und ſeine Wonne — ſüß — ſüß die Liebe!“ —

„Was plauderſt du wieder, Smara?“ rief das lauſchende Mädchen, „haſt du den raſtloſen Gott mit ſeinem Blumenpfeilen geſehen?“ — „Smara! Smara!“ lockte es mit ſchmeichelnder Stimme. Der Papagei drehte den glänzenden Hals, zupfte ſich an der rothen Bruſt und ſchrie: „Koma! Koma!“

„So komm' doch, Närrchen! komm'!“ ſchmeichelte liſtig das Mädchen, indem es die Fingerſpitzen der ausgeſtreckten Hand leiſe und zweigartig bewegte.

Der Vogel hüpfte von Baum zu Baum herüber zu dem Mädchen, bis er endlich auf ſeiner Schulter ſaß.

Der Vogel ließ ſich von der Vertrauten in die Hand nehmen, duckte ſein Häuptchen, welches ſie kraute, an ihren Buſen hin und blähte behäglich ſein buntes Gefieder aus.

Das Papageienweibchen, als wäre es eiferſüchtig, ſchoß jetzt ſchnell herüber vom Neſte und hackte giftig auf das gekirrte Männchen los. Aber das loſe Mädchen faßte es auch und koſte: „Ei, Herzchen! ich will deinem Männchen kein Leid, ſondern Euch Beiden Etwas zu gute thun.“ — Mit dem Zuckerbröckchen, welches es aus dem Körbchen nahm, beſchwichtigte es fütternd das zahme Pärchen, indem das glückliche Weſen auf den Raſen knieete,

um die unruhigen Thierchen in ſeinem faltigen Gewande einzuhegen.

„Könnt Ihr mir nicht ſagen," flüſterte ſie ihren Pfleglingen zu, „warum es mir im rechten Auge zuckt? — ſagt mir, was bedeutet das Gutes?" .

„Koma! Koma!" ſchrien die beiden Papageien zu gleicher Zeit.

„Koma!" ſagte lächelnd das Mädchen und wiegte traurig das bekränzte Haupt; „ach, mir iſt dieſer Gott nicht hold geſinnt; denn mein Herz gehört nicht dem Manne der Liebe, wenn ich einen ſolchen fände. Ich muß Euch nun bald verlaſſen!" —

Alſo unterredete ſich das Mädchen mit den Papageien, als hätten dieſe ihre jungfräuliche Sehnſucht verſtehen können.

Georg aber ſtand und vermochte kein Auge von dem Mädchen zu verwenden. Es war ihm, als wenn die Erde unter ſeinen Füßen vor Wonne zitterte.

Er that einen Schritt, und noch einen, ging zögernd noch einige Schritte vorwärts, und ſtand vor dem ſchönſten Kinde der Natur.

Mit unſicheren Händen nahm er den Nebelmantel von ſeinen Schultern. Die Papageien flatterten kreiſchend auf, und kaum hatte das Mädchen die Augen emporgeſchlagen, ſo fiel es auch hin auf ſein Antlitz, die Hände vor die Stirne geſchlagen.

„Herziges Mädchen!" ſprach Georg, „fürchte dich nicht vor mir! Ich bin nicht hier, um dir ein Leid zuzufügen. Laß' mich dein geliebtes Antlitz und deine Sonnenaugen ſehen!"

Sie aber hob ihr Haupt nur um ein Weniges und betete mit zitternder, eilender Stimme:

„Rettender, immerdarſchaffender, erhaltender, wiederbelebender, wandelnder, großer Wiſchnu! erbarme dich über mich, deine beängſtigte Magd, und handle mit mir nach deiner Barmherzigkeit, da du nun zum zehnten Male heruntergeſtiegen biſt, ein Menſch gewordener!" —

Georg ſprach: „Faſſe dich, frommes Mädchen! ich bin deiner Verehrung nicht werth.“

Die Jungfrau aber ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: „Du weißt es ja, allmächtiger Schöpfer und Allwalter, wie ich dich als Kriſchna, der du einſt auf den Matten von Agra mit den neun Milchmädchen, den ſeligen Geſchöpfen, getanzt haſt, immerdar verehrt habe.“

„Ich bitte dich, holdes, wahngläubiges Kind, laß' ab!“ bat Georg, „und ſtehe auf.“ Sie ließ ſich von ihm emporheben.

Wie ſie nun ſo vor ihm ſtand und in ſein Antlitz ſah, da bebte ſie vor Wonne und große Thränen blitzten aus den Augen.

Er faßte ihre Hand, da ſank ſie plötzlich zuſammen und an ſeine Bruſt; der Kranz fiel ihr von der Stirne und die langen Haare wallten um ſie, wie ein wehender Schleier.

Georg hob ihr Haupt, es ſank zurück. Ihre Augen glommen verlöſchend, gebrochen und wie ſterbend. Er ſuchte ſehnend ihre Lippen. Das Mädchen brach in ein unnennbares Weinen aus.

Der lauſchende Papagei aber ſaß auf dem Amrabaume und ſchrie: „Koma! Koma!“ —

Fünftes Capitel.

In ſtiller Hütte auf baſtgeflochtenen Teppichen ſaßen zwei glückliche Menſchen.

Georg hielt einen Becher, aus der Schale der Kokosnuß kunſtreich geformt, das Mädchen neben ihm, welches aus einem Kruge ihm Kokoswein einſchenkte. Sein Haupt hatte er mit Blumen bekränzt, ſein Bart träufte von duftenden Oele, ſowie ſeine bloßen Füße,

welche ihm die Hindu mit Roſenwaſſer gebadet und mit ſelbſt bereiteten Specereien geſalbt hatte.

Er trank und reichte dem Mädchen die Schale hin mit den Worten: „Maya!“ — ſo hieß das Mädchen — „trink' mit mir und ſei nicht gar ſo ſtill.“ Maya trank und ihre Lippen nahten den ſeinigen, indem ſie flehend emporſah.

„Maya!“ fuhr Georg fort, „ſage mir, lebſt du denn ganz allein in dieſer ſchönen Wüſte?“ —

„Ach nein!“ ſprach Maya, plötzlich verdüſtert; „ich habe noch einen Vater, welcher aber geſtern nach Jagrenat in den Tempel, um dort anzubeten, gegangen iſt. Am nächſten Abend wird er wieder heimkehren, um mich übermorgen dorthin zum großen Bramafeſte zu geleiten. Morgen iſt es vielleicht zum letzten Male, daß ich in dieſem heiligen Haine wandle unter meinen Bäumen und Blumen und bei allen den lieben Thieren, welche ich mir gezähmt habe; denn mein Vater will mich dem Dienſte der Götter als Dewadaſſi am Bramafeſte weihen laſſen. So muß ich mich auch von dir trennen, mein einziges Gut, und werde dich nie, nie wiederſehen; denn aus dem Tempel darf ich als Dienerin des Heiligthums dann nicht mehr entweichen! Ich Unglückliche, beſtimmt jeglichem Weib zu ſein, der meiner begehren mag!“ —

Sie ſchwieg, und unendlicher Schmerz erfaßte ihre Seele. Georg zog mitleidig das arme Mädchen an ſich.

Nachſinnend ſprach ſie nach einer Weile: „Neulich ſtand ich dort am heiligen Strome und verfolgte mit meinen Augen die leiſe dahin gleitenden Wellen. Auf einmal hörte ich Springfluth rauſchen und brauſen, und eine große Woge fuhr der Strömung entgegen, blitzſchnell mir vorüber im Ganges hinauf, als ſuche ſie mit ſchmerzlichem Schluchzen die Quelle wieder, aus welcher ſie hervorgefloſſen war. Mein Vater hatte ſchon oft dieſes wunderbare Walten im Fluſſe geſehen, mir wiederfuhr es aber zum erſten Mal. O, du Mann meines Herzens! obgleich ſo der Strom meines Lebens, ſich

von dir immer weiter entfernend, fremde Thäler durchſchneiden muß, ſo wird trotz dem ſehnſüchtig-ungeſtüm mein ganzes Sinnen ewig zu dir zurückſtrömen! bis mein Herz, wie die aufrühreriſche Welle, ganz gebrochen ſein wird! — Sieh', ſchöner Sohn der Fremde, ſo wird es mit mir ſein!" — Georg rang nach Faſſung; ſeine Seele war getheilt, wie das Meer um eine Inſel. —

Endlich erhob ſich Maya und ſagte: „Mein Unglück und mein Glück ſoll mich nicht des heiligen Büßers im Walde vergeſſen machen, den ich täglich um dieſe Stunde mit heiligem Waſſer aus dem Ganges tränke. — Komm' mit mir! vielleicht prophezeit er uns, denn ihm iſt die Gabe der Weiſſagung zugetheilt." —

Georg erhob ſich mit dem Mädchen, beſchuhte wiederum doppelt ſeine Füße, nahm ſeinen Mantel unter den Arm und ging niedergeſchlagen, mit ſich ſelbſt zerfallen, an ihrer Seite.

Er ſchöpfte ihr mit dem Kruge das heilige Waſſer und wandelte dann mit dem traum- und leidvollen Kinde durch die ſchattigen Gänge des Palmenwaldes, längs des Ufers dahin, bis es endlich ſtillſtand.

„Siehſt du den heiligen Büßer dort?" flüſterte Maya ihm zu. Er bemerkte Nichts. Als er aber genauer hinblickte, erſchrak er in ſeiner Seele.

Von Schlinggewächſen faſt ganz umwachſen, wie ein alternder Thurm von Epheu, umbaut bis an die Bruſt von Termitenhaufen, und ſeine Schultern verborgen von Vogelneſtern, ſtand der Büßende.

Hätten nicht zwei große, leuchtende Augen zum Himmel empor geglüht, unregſam in ſich ſelbſt, wie der Agatſtein, welcher in ſich ſelbſt wächſt in heimlichen Bergadern, ſo würde ſelbſt ein ſpähendes Auge ihm nicht entdeckt haben.

Maya neigte ſich ehrfurchtsvoll und ſprach: „Dein Segen ſei mir!" „Ewiglich!" entgegnete langſam und dumpf gleich dem entfernten Brauſen des Meeres ſeine

Stimme; — „ewiglich! obgleich du dem wandelbaren Koma deine Kniee gebeugt haſt!“ —

Maya ſeufzte und ſprach kein Wort dagegen. Sie hob den Krug empor, er öffnete den Mund, ohne das Haupt zu bewegen, und ſie ließ den Strahl des Waſſers, ihn tränkend, hinunterfallen.

Als er alſo getrunken hatte, führte Maya den erſtaunten Georg vor ihn hin und flehte zum Büßer: „Sage ihm, ſage uns etwas Gutes!“ —

Die Gluth ſeines Auges ruhte jetzt auf Georg's Geſicht und unmerklich tönte es aus dem wenig geöffneten Munde, leiſe und dennoch ſchrecklich hörbar hervor: „Thor, nicht betäubſt du mit Sinnenfrohn deines Geiſtes Stimme! Haſt du vergeſſen die Einzige, welcher du ewig angehören ſollteſt?“

Georg war vor dieſer Allwiſſenheit in ſich ſelbſt vernichtet; er wankte, Maya hielt ihn aufrecht, endlich fragte er: „Und du kennſt ſie, heiliger Büßer, und wo ſie iſt, die dreifach Verrathene? Wehe mir!“

„Wehe dir!“ — ſprach wiederum der Büßer — „wie kannſt du ſie finden, die Selige, mit unſeligen Begierden, die Königin der Geiſter mit dem Herzen voll Erde? Finde dich ſelbſt, ſo wirſt du ſie finden; wo dir der Nebel vom Auge fällt, wird ſie, die du ſucheſt von Kindesbeinen an, auch ſein! — Maya, Dewadaſſi! halte ihn nicht auf in ſeinem Wege! Nimm Abſchied!“

Das Mädchen ſank in ſeine Arme und ſagte ſtandhafter, als es ſich hätte ahnen laſſen: „Alles Gute ſei mit dir und denke der armen Magd, wenn es dir wohlgeht!“ — Es riß ſich los von ihm und entfloh.

Der Einſiedler ſprach: „Sie kennt ihr Loos, folge dem deinigen!“ —

Voland ſtand, wie eine aufſteigende Wetterwolke, in der Ferne, von Georg ungeſehen, finſter und ſchreckhaft.

Elftes Buch.

Erſtes Capitel.

Es war wieder Winter. In einer Weinſtube zu Berlin ſaß Georg, das gedankenſchwere Haupt auf ſeine Hand geſtützt. Ungenoſſen verduftete der Wein vor ihm.

Ohne daß er es bemerkte, war er der Gegenſtand der Neugierde für die anweſende Menge geworden. Sein ſeltſames Aeußere, das romantiſche, ſpaniſche, abgetragene Gewand, der ſtattliche Schmuck ſeines Kinns, die langen, blonden Haare, welche geſcheitelt über ſeine Schultern herabfielen, mußten allerdings die Aufmerkſamkeit, beſonders in dem an Waffenröcke gewöhnten Berlin, gewaltig rege machen.

Ein junger, feiner Mann, dem Anſcheine nach ein Offizier im Civilrocke, konnte es ſich nicht erklären, wie bei der Wachſamkeit der Berliner Polizei dieſe allzu abenteuerliche Figur in die Stadt hereingekommen ſei.

Nachdem dieſer ſich beim Weinſchenken fruchtlos über den fremden Gaſt erkundigt hatte, wandte er ſich ſelbſt an ihn.

„Sie ſcheinen ſich nicht zu amüſiren," ſprach er Georg an, „da Sie ſo ernſt daſitzen? Sie ſind gewiß aus Göttingen? oder ſonſt wo her?"

„Sie ſcheinen es errathen zu haben!" entgegnete Georg etwas mißlauniſch, indem mehr Bitterkeit in ſeiner Stimme, als in den Worten ſelbſt lag.

Der junge Mann aber ließ ſich dadurch nicht ſtören,

und fuhr fort: „Sie sind ein Schriftsteller? In diesem Falle könnte ich Ihnen, wenn Sie sonst hier Protection suchen, beiräthig und beithätig sein; denn ich maße mir es an, selbst zuweilen Versuche meiner Muse drucken zu lassen. Haben Sie meine „Lindenblüthen" gesehen und gelesen? — Müssen Sie mir aber nicht gestehen, daß Tieck in Dresden unbestritten der größte Novellist ist?" —

Georg seufzte in seiner Seele über die unendliche Rhetorik des Dichters; vergeblich suchte er es sich zu erklären, wie und woran dieser es ihm angemerkt habe, wie auch er einst überschwängliche Verse gemacht habe. Die Aufklärung hierüber erfolgte einigermaßen.

Der Dichter wischte seine Brille ab und rief: „Einen Becher Moselwein!" — Mit ritterlichem, biderbem Wesen, welches jetzt aus ihm gleich einer possirlichen Puppe aus einer französischen Vexirdose herausſprang, warf er sich auf den Stuhl, faßte mit seiner zarten Faust des Weinglases dünne Taille und sprach: „Es lebe das Mittelalter! — Ja, wer so glücklich wäre, wie Sie, mein Herr!" fuhr der Ritterliche fort, indem er sein feines Schnurrbärtchen kräuselte, „und dürfte auch nach Außen hin sich als Apostel des Deutschthums bekennen! Es muß aber unsere Zeit wieder aufblühen mit kräftigem Ritterwesen und süßem Minnethum! Nicht vergebens haben unsere Dichter die Harfe ergriffen, nicht vergebens de **la Motte Fouqué** gesungen!" —

Da Georg schwieg, so glaubte er diesen Mittelalterlich-angethanen in Uebereinstimmung mit sich, und fuhr fort, und zwar nicht ohne Begeisterung: „Diese unheilbringenden Bestrebungen des Bürgerthums, die Bevorzugungen der Stände auszugleichen! Wer mag es läugnen, daß ein Adel in der ganzen Natur, selbst unter Pflanzen und Thieren sich ausprägt? — Die himmelanstrebende Eiche und der niedrige Wachholderstrauch gehören beiderseits zum Baumgeschlecht, aber sind sie ebenbürtig? — Das gemeine grobgegliederte Fuhrmannspferd und das edle, mühsam gepflegte, aus bevorzugter Race her-

ſtammende, arabiſche Roß, obwohl von einer Thierart, ſind ſie der Herkunft nach gleichblütig? — Und ſollte bei der menſchlichen Geſellſchaft es anders ſein? Vergeblich ſucht man eine ſolche Bevorzugung in ihr zu vernichten. In Frankreich iſt bereits dieſe Revolutionsidee vom Adel und der Geiſtlichkeit beſiegt, und auch wir haben ſchon wieder unſere Turniere. Nur der Minneſänger" — ſetzte der hoffnungsvolle Schriftſteller, um den merkbar werdenden Unwillen Georg's abzuleiten, noch hinzu — „gehört keiner Menſchenklaſſe an; ſeine Welt iſt nicht dieſe. Und Sie, Verehrteſter, ſind gewiß, irre ich mich ſonſt nicht, ein ſolcher geiſterfüllter Sänger?" —

Georg wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ihm brannte vor Zorn das Herz im Leibe. Er ſuchte dieſe Aufwallung zu bekämpfen, und erwiederte lächelnd: „Ich wandere umher in der Welt, um das eigentliche Wunderbare zu entdecken; ich meine nämlich das wirkliche Land der Poeſie, wo alle Straßen mit Ducaten gepflaſtert, die Häuſer aus Marzipan gebaut und mit Nürnberger Pfefferkuchen gedeckt ſind, wo die Leute in Sonetten und Stanzen ſprechen und ſingen, endlich ſelbſt die Gimpel in goldenen Käfigen vor den Fenſtern hängen und Choräle rührend abpfeifen, mit einem Worte: wo es ſich noch verlohnte, Poet zu ſein. Man hat mich in die Mark gewieſen, und es fehlt nicht viel, ſo glaube ich, an Ort und Stelle zu ſein. Können Sie mir vielleicht in dieſer Hinſicht Beſcheid ſagen?" —

Der Ritterliche fühlte ſich beleidigt, ſo friedliebend er auch ſonſt war. „Mein Herr!" verſetzte er mit ſchwacher Ironie, „wenden Sie ſich an unſeren Philoſophen Hegel. Seine Gedanken gehen in das Unermeßliche und er weiß über Alles Auskunft zu geben. Da es aber überhaupt ſcheint, als ob ein ausgezeichneter Witz in Ihrem Barte ſtecke, ſo möchte ich doch wiſſen, wo Sie dieſe Tour gekauft haben?"

Georg legte den Kopf wieder in ſeine Hand und entgegnete ſo freundlich, als es möglich war: „Ich habe

meinen Bart erhalten, wo Sie sich Witz holen können, von der Mutter Natur; doch gebe ich Ihnen zu, daß mein rauhes Kinn eben sowohl eines glatten Messers, als Ihre glatte Wange einer rauhen Hand bedürfte." —

Ein schallendes Gelächter erhob sich unter den Anwesenden, der Erzürnte aber nahm seinen Hut und entfernte sich, weil es eben Zeit war, in das Theater zu gehen. —

Es giebt nichts so Ungereimtes, was nicht zur Stunde von einem Menschen gedacht oder unternommen worden wäre, zumal in einer großen Stadt, wie Berlin ist.

Georg, in der verlassensten Lage, seine Brust voll tiefen Leides, saß hier, wie ein Schiffbrüchiger an einem wüsten Eilande, geneigt, auch dem schwächsten Schimmer der Hoffnung, irgend Etwas von Aquilinens Wunderland zu erfahren, treuherzig, wie ein Rheinländer, nachzugehen.

Wie im Unglücke der Mensch abergläubig gern von dem Zufälligsten, was ihm in den Weg kommt, Hülfe erwartet, so stand auch jetzt der gepriesene Name „Hegel" vor seiner Seele, und unwillkührlich trieb es ihn an, bei diesem trefflichen Philosophen Rath zu suchen.

Wie auch seine ganze Besonnenheit ihm den Unsinn eines solchen Unterfangens vorstellen mochte, so spiegelte ihm dennoch die träumerische Hoffnung alle die außerordentlichen Ereignisse seines Lebens vor, indem sie zu fragen schien: „Und wäre es denn bei diesem Allen das Wunderbarste, wenn ein hochverständiger Mann dir den Weg zur Erfüllung deiner Wünsche jetzt zeigte? Was willst du sonst thun?" —

Um in dieser verwickelten Lage doch Etwas, und mochte es selbst eine Thorheit sein, — denn es ist immer besser, etwas Albernes, als gar Nichts zu thun — vor der Hand wenigstens zu unternehmen, beschloß er endlich, dem Professor Hegel seine Aufwartung zu machen.

Zweites Capitel.

Von einem Knaben des Weinſchenken ließ ſich Georg zur Wohnung des Philoſophen geleiten.

Der Diener, welcher ihn anmeldete, öffnete ihm ſogleich eine Thüre, und ſchüchtern trat er in das Zimmer hinein.

Der Profeſſor ſaß am Fenſter, rings umſtellt von Büchern jeglichen Formates, und war über ein Blatt Papier, auf welches er mit einer Bleifeder zu ſchreiben ſchien, ſinnend gebückt, wie Atlas, der die Welt auf ſeinen Schultern trägt.

Nach einer ziemlichen Friſt fragte Profeſſor Hegel, ohne aufzublicken: „Sie ſind?“

„Georg Venlot, ein Privatgelehrter.“

„Sie wünſchen?“

„Ruhe! — Nicht der Erde, nicht dem Himmel, nicht mir ſelbſt angehörend, irre ich umher in der Welt, um in das Land der Glückſeligkeit, in welchem ich einſt Alles gefunden habe, wieder einzugehen. Vergebens war bis jetzt mein Bemühen, mein Beten, mein Hoffen. Der Verzweiflung war ich nahe, als ein glücklicher Zufall Ihren allverehrten Namen in mein Ohr tönen ließ. Ich hielt es für eine Weiſung des Himmels, mich an Sie zu wenden.“

Der Profeſſor ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit ſeinen klaren Augen, „vor welchen die ganze Welt durchſichtig liegt“, und ſprach nach einer Weile: „Ich verſtehe Sie noch nicht, wollen Sie ſich beſtimmter ausdrücken?“

Georg ſeufzte und anwortete beklommen:

„Sie werden mich gewiß für ſinnlos halten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich einſt die herrliche Aquilina oder Maria, ja fürwahr die Idee des Erhabenſten und Schönſten wahrhaft erſchaut und in ewiger Liebe und Inbrunſt mich mit ihr vereinigt hatte, bis ich ſie durch meine

vielfache Schuld vielleicht auf immer verloren habe. Werden Sie mein Retter, zeigen Sie mir den Weg zu ihr zurück."

Der Professor sann und entgegnete, nicht ohne ein gewisses Mitleid, welches auf seinem Gesichte und in seinen Worten lag:

„Was Sie begehren, suchen Sie vergeblich! — Die geistige Wirklichkeit hat sich Ihnen in die Aeußerlichkeit des gemeinen Naturdaseins umgesetzt. Zerbrechen Sie die Schale der schlechten Endlichkeit; denn nur aus der Vernichtung derselben hebt sich der Kern empor, aus welchem die wahre Wirklichkeit sich entfalten muß. Schauen Sie mit dem Geiste das, was als die eigentliche Wesenheit des Geistes sich nur im reinen Gedanken als eigentlich Wirkliches fassen läßt."

Georg erwiederte: „O nein! Es hat sich mir ja jenes himmliche Weib in unermeßlicher Schönheit nach Außen hin geoffenbaret, mich zu sich gezogen und eigen gemacht!" —

„Also ein Kunstideal!" versetzte der Professor und fuhr mit der Hand über die gedankenschwere Stirne. „Sprengen Sie getrost die Hülle der durch die Phantasie geschaffenen Endlichkeit der Idee; denn nur aus der Vernichtung des Endlichen steigt der Phönix unendlicher Wahrheit, aus sich selbst wiedergeboren, strahlenhell empor! Nur im unbedingten Sein vermag der Geist sich selbst zu erfassen." —

„Also gäbe es nichts Großes und Heiliges außer mir selbst?" versetzte Georg sehr bewegt, „also wäre selbst jeglicher Religionsglaube eine Täuschung?" Er war bei diesen seinen Worten bleich geworden.

„Verstehen Sie mich recht!" entgegnete der Professor. „Nur der Gedanke, welcher sich im Kampfe der Weltgeschichte als ihre Grundwahrheit zum wahren, unbedingten Sein emporringt, befreit den Geist zu sich selbst. Die Seligkeit des Glaubens aber ist nur der Embryo, aus welchem sich die Seligkeit des Wissens entwickeln muß. Sie sind, wie überhaupt unsere ganze

Zeit, mit dem Glauben zerfallen; wagen Sie daher den letzten Schritt zur vollständigen Selbstbefreiung!"

Wie aufgelöst in sich selbst, stand Georg, bis er in die Worte ausbrach: „O, diese schreckliche Einsamkeit und Allgenügsamkeit. Mein Herz bedarf mehr! Glaube und Wahrheit, warum sollen sie sich feindselig gegenüberstehen?" —

Der Professor zuckte mit den Schultern und ließ sich wieder auf seinen Sessel nieder.

„Mein Vater war ein guter Mann," begann nach kurzem Sinnen und wie im Traume Georg zu sprechen, „und ich erinnere mich, daß er eine gute Violine hatte, auf welcher er wohl zu spielen verstand. Wie ein Kind ist — ich hätte gar so gerne gewußt, wo die Harmonie im Instrumente — und es war ein tüchtiges Werk — endlich verborgen sein müßte. Zu gelegener Zeit war ich mit einem Messer darüber her und zerschnitt sie in kleine Stückchen, — die Harmonie aber ließ sich so eigentlich nicht finden. Ich war endlich überzeugt, daß sie blos in meiner Vorstellung existirte; mein Vater aber war damit nicht zufrieden, denn, wie gesagt, er wußte den Violinbogen tüchtig zu gebrauchen."

Georg hätte noch lange zu erzählen gehabt, aber da er bemerkte, daß sein Verweilen mißfälliger, als sein Weggehen, sein dürfte, so empfahl er sich so höflich, als er nur immer konnte. —

Drittes Capitel.

Als Georg über den Altenmarkt zu Dresden ging, kamen zwei Herren, welche durchaus in elegantes Krähenschwarz gekleidet waren, so daß nur eine wenig aufgeregte Phantasie dazu gehörte, sie für Gnomen und Tintengeister zu halten, ihm vorüber.

Dieſe Beiden ſprachen heftig genug mit einander, um ihre Unterredung verſtehen zu können. „Mein Trauerſpiel ſo herunter zu machen, Freund! — ſo nichtswürdig!“ ſchrie der Eine und ballte die Fauſt empor in die Luft.

„Wir wollen ihn wieder heruntermachen, und tüchtig!“ — entgegnete der Andere. „Genoſeva, Octavian, den Phantaſus — Nichts will ich mehr verſchonen! — Er ſoll die längſte Zeit fünf Louisd'or für einen Bogen bekommen haben!“

„Ach, Deutſchland!“ ſeufzte Georg — „iſt das dein Salz, mit dem du ſalzen ſollſt? — Dieſes Gewürm — Gott verdamm' es!“ murmelte er in den Bart hinein.

Eine freundliche Bürgersfrau, welche ihm entgegenkam, befragte er jetzt um die Wohnung des Hofraths Tieck.

„Dort rechter Hand,“ ſprach ſie, „im rothen Eckhauſe, eine Treppe hoch, vorn heraus!“ und entfernte ſich mit höflichem Knix.

„Ich will ihn ſprechen!“ ſagte Georg bei ſich ſelbſt, „und ich will ihm auch mein Leid klagen, vielleicht weiß er mir die erwünſchteſte Antwort zu ſagen.“

Er trat in das bezeichnete Haus ein.

Auf der Treppe begegnete er einem angenehmen Mädchen im grünſeidenen Gewande. Wie es den ſonderbaren Mann erblickte, erſchrack es nicht wenig, doch wußte es ſich bald zu faſſen. Georg fragte, ſo zierlich er es vermochte, ob der Herr Hofrath zu Hauſe wäre? — Das Mädchen führte ihn zuvorkommend und höflich den Hausraum vor und ließ ihn in ein Zimmer eintreten, indem es ſich empfahl.

Ein nicht großer Herr mit einem geiſtreichen Geſichte, über welches tauſend Schalkheiten einſt gelaufen zu ſein ſchienen, ſtand in der Mitte des Zimmers ſo recht wie ein Geiſterbeſchwörer.

Georg fragte: „Habe ich die Ehre mit Herrn Hofrath Tieck zu ſprechen?“

„Der bin ich! Laſſen Sie ſich nieder!“ — Der Hof-

rath ſetzte ſich bequem in einen Armſtuhl; Georg aber nahm einen Sitz ihm gegenüber ein.

„Ich heiße Venlot,“ begann er, „und hatte mich früher gänzlich der Muſe gewidmet. Wie oft und lange habe ich gewünſcht, mich einem Manne zu nähern, welchem die ganze gebildete Welt Bewunderung zollt.“

Der Hofrath ſchien aufmerkſamer zu werden, indem er die Beine übereinander ſchlug und ſich an die Stuhllehne mit dem Kopfe zurücklegte.

„Bei Ihnen hoffe ich Rath und Troſt zu finden“ — wollte Georg fortfahren, allein der Hofrath unterbrach ihn mit den Worten:

„Ich will Ihnen aufrichtig meine Meinung ſagen, indem ich ſelbſt vorausſetze, daß ein Dichtergenius in Ihnen lebt. Wollen wir zunächſt einen Standpunkt gewinnen, von welchem aus wir einen Ueberblick über deutſches Leben und Kunſt gewinnen können! — Das deutſche Reich, mit ihm uralte Gewohnheiten, altes Adel- und Patrizierthum mit aufgeſtülpter, franzöſiſcher Perrücke, lateiniſche Gelehrſamkeit und Pedanterie war ungeſtüm genug gebrochen worden. Kräftige Männer — wer denkt nicht an Leſſing? — hatten bereits die ſcheintodte Poeſie zu erwecken geſucht, aber kaum ſchlug ſie die Augen auf, ſo begann ſie an ſchwacher Empfindelei wieder hinzukränkeln. Ironie nur konnte helfen und retten. Unerhörte Kraftäußerungen laſſen überall im Leben, wie in der Kunſt — denn Eins geht aus dem Anderen hervor! — Außerordentliches hoffen. Was wurde gewonnen? — Wir haben kein Volksleben, keinen Volksglauben, keine Volksfeſte, keine Volksſitte, ſondern dafür — Verwiſchung jeglicher Individualität aller Stände, ſelbſt der Geſichter, der Charaktere, der Häuſer, der Trachten, mit einem Worte: allgemeine Verflachung jeglicher Gepräge! — Wer kann in einer ſolchen, mit weißem Kalke abgetünchten Zeit noch an ein Volkstheater denken? —

„Die einzig denkbare Poeſie läßt ſich nur noch im Lohkaſten der Ironie zu etwaiger Blüthe als exotiſches Ge-

wächs emportreiben, ſowie wohl auch endlich das ironiſche Bewußtſein überhaupt, worinnen Alles untergehen muß, damit man ſich allein und ganz genieße, — des Lebens Letztes iſt.

„Es iſt nicht anders!“ fuhr der Hofrath fort, indem er eine kleine Wolke des Unwillens mit flacher Hand von der Stirne ſtrich. „Wahr iſt es: die Kunſt wollte Möglichſtes thun, das deutſche Leben zu durchdringen, allein das Schlimmſte war nur, daß gar kein deutſches Leben da war, weder in der Kirche noch auf den Rathhäuſern und Märkten der Städte, weder in den Hütten, noch in den Paläſten! —

„Und wie vereinſamt ſteht jetzt ſchon dieſe kurze Kunſtepoche Deutſchland's da, — ſchön und grün zwar, aber wunderbar, wie eine Oaſe in ſchrecklicher Sandwüſte.

„Selbſt die Malerkunſt, zwiefach erweckt, einmal durch das Studium der Antike — zur Zeit Winkelmann's, — dann wiederum durch ein zauberartiges Emporbannen der tiefgläubigen Kunſt des Mittelalters, ſteht im Allgemeinen recht fremd der fremden Zeit mit ihren Werken gegenüber!

„Wenn Sie, mein junger Freund! ſo recht im jetzigen Zeitſinne vor die Meiſterwerke eines Cornelius treten, fühlen Sie nicht alsdann eine Art Geiſterſchauer, ohngefähr als ſtände eine auferſtandene Leiche vor Ihnen?“ —

„O, ich habe dieſe Zeit ausgeſchmeckt!“ ſeufzte Georg. „Auch geſtehe ich es ein, daß ich eben gekommen bin, Sie zu fragen: wo und wie ich, der Welt entflohen, eingehen mag in das ewigklare Wunderreich der Muſe? — Sie halten mich gewiß nicht für wahnſinnig, wenn ich Ihnen eingeſtehe, daß die Fee Aquilina, die Muſe — oder nennen Sie die Herrliche, wie Sie mögen — einſt mein, und ich bei ihr in dem Reiche aller ſchönen Wunder war, — bei ihr im cryſtallenen Schloſſe! — Herr Hofrath, Sie laſſen Ihren Zerbino doch endlich in das Land des guten Geſchmacks kommen! Es wird kein anderes Reich ſein, als was ich ſelbſt ſuche. Zeigen Sie mir, ein begeiſterter Seher, den Weg dahin zurück!“

Verwundert versetzte der Hofrath: „Sie scheinen in einem sonderbaren Irrthume zu schweben. So wenig das Spiegelbild materiell vorhanden ist, eben so wenig kann auch eine eigenthümliche Abspiegelung des Dichtergemüthes in der Wirklichkeit gegeben sein.“

„Sie glauben also nicht“ — rief Georg — „an die Wahrheit der Welten, welche Sie schaffen? Nicht an den Prophetengeist in Ihrer Brust? — Nicht an die Allwissenheit, wovon eine große Ahnung in der Dichterseele liegt?“

Beinahe hätte der Hofrath bei diesem komischen Jammer laut auflachen mögen.

„Und dennoch,“ fuhr Georg in wunderlicher Begeisterung fort, „habe ich hier die Siebenmeilenstiefel an, worüber Sie ja fast selbst ein Buch geschrieben haben! Uebrigens — nebenbei bemerkt — ist Ihre Behauptung: als wären sie bereits um einige Meilen nach und nach abgelaufen, grundfalsch. Sie haben noch immer die alte Tugend! — Sie können diesen Irrthum füglich bei der neuen Herausgabe Ihres „Phantasus“ berichtigen!“ —

„Ich bin Ihnen“ — versetzte freundlich der Hofrath — „für diese Mittheilung sehr verbunden!“ —

„Ich bin sehr unglücklich, Herr Hofrath!“ rief mit gerührter Stimme Georg, „wenn ich unverrichteter Sache von Ihnen scheiden muß. Haben Sie denn nie, nie von der wunderbaren Fee Aquilina Etwas gehört? Und wissen Sie Nichts darum, — wen soll, wen kann ich noch irgendwo fragen? — Alles Heilige, Ahnbare hat sich in mancherlei Sagen dem deutschen Volke geoffenbaret, und sollte Niemand von dieser Herrlichkeit wissen?“

Um sich den scheinbar halbwahnsinnigen Menschen vom Halse zu bringen, versetzte der Hofrath: „Wenden Sie sich doch an Jacob oder Wilhelm Grimm in Göttingen! Ueber Volkssagen und allerlei Wunderbares können Sie dort die sicherste Nachricht erhalten.“

Unter Versicherung herzlichen Dankes für die Weisung entfernte sich Georg.

Zwölftes Buch.

Erstes Capitel.

Auf einer Anhöhe, dicht an der Heerstraße, unter einer mächtigen Eiche, welche in ihrer weißangereiften Verästelung, wie mit tausend Händen und Fingern, hinaus in das Blaue zu greifen schien, stand Georg in trübes Hinbrüten versunken. Leise bebten seine Lippen und krampfhaft waren seine Hände auf der Brust zusammengepreßt.

„Ich bin wahnwitzig!“ — stöhnte er vor sich hin; „denn außerdem müßte doch Irgendwer mich verstehen und begreifen. Vermag doch weder Philosophie noch Poesie mir des Lebens Räthsel zu lösen! O, wie ist es nur möglich, daß ich mich rette vor dem Irrwahne? — Ist alles das, was mich bis jetzt mit Schmerz und Lust erfüllt, mit Qualen und Wonnen durch mein Herz sich gewoben hat, nur ein Irrthum, so bin ich auf ewig verloren; denn polypenartig ist mein ganzes Wesen davon durchwachsen! — Wehe mir! dem Unsinne ganz anheim fallen? Nichts sein, als ein Tollhäusler? — O, du bebende Menschheit in meiner Brust, was ist es mit dir? — bist du todtkrank oder fortwährend genesend? — Mein Gott! Mein Gott!“

Er schwieg wieder. Unaussprechbare Gedanken blühten traumartig, blumenhaft in seiner Seele auf, vergingen und wuchsen in wunderlichen Arabeskenverschlingungen durcheinander. — Also starb und lebte und webte

wieder im Nervengeflechte die Seele in fortwährender Zeugung ihrer ſelbſt.

O du ſchmerzdurchzucktes, gramumdüſtertes Dichterhaupt! die Wunderwelt, welche in dir lebt, kann kein Wahnſinn ſein! und wäre es Wahnſinn, ſo müßte ſelbſt die Gottheit ſich weinend aus den Wolken über dich herabbeugen vor herzzerſchneidendem Mitleide! —

Es iſt kein Trug, was in dir ſich emporhebt in unermeßlicher Fülle, ſelbſt noch unentwickelt, gottähnlich.

Sowie im geſäeten Blumenkerne die Pflanze ſich geheimnißvoll und heimlich regt und dehnt, ſich an Licht und Luft drängt und ihre Kraft ſich fort und fort entwickelt, bis ſie endlich zur leuchtenden, duftenden Blumenkrone emporſchießt — ein vollkommenes, herrliches Gewächs — ſo muß auch dieſes Räthſel in der Menſchenſeele mit ſeinem Drängen und Treiben endlich vortreten in die Farben des Tages — zur ſeligen Wahrheit.

Nicht die brennenden Augen zu Boden geſenkt, verzagender, träumender Mann! — Vertraue dir ſelbſt und gehe ruhig dem rothen Faden nach, welchen die Vorſehung — eine milde Ariadne — dir in die Hände gegeben und an deinem Wege hingeſpannt hat! —

Aber in Georg's Herz wollte die Ruhe nicht kommen! — Er ſtand und wurde trüber und trüber. —

Ein Waldtaubenpaar, wunderſam zahm, girrte zu ſeinen Füßen und ſuchte im niedergetretenen Schnee vergebens nach Futter. Wie es kommen mochte? — Ihm wurde, da er dieſe harmloſen Geſchöpfe vor ſich ſah, ſo weich um das Herz, daß eine Thräne hinunterfiel in den Schnee; vergeblich fuhren die Tauben danach — es war nur eine Menſchenthräne, kein Körnchen werth.

Wie ſo oft vermag ein geringfügiger Gegenſtand unſerer nächſten Umgebung das herbſte Leid aus unſerem Herzen und von der Stirne zu jagen! —

Wie ein Kind bei neuem Spielzeuge frühere Leiden und Freuden vergißt, ſo wurde auch Georg, indem er dem Laufen, Flattern, Suchen und Picken der blauen

Täubchen zu seinen Füßen zusah, unvermerkt wieder in das äußere Leben herausgelockt.

Noch mehr geschah dies durch einen Landprediger, welcher eben jetzt, breitschultrig, mit einem festen Knotenstocke in der Hand, die Straße einhergeschritten kam. Die Tauben flatterten verschüchtert davon.

Wie er herankam, blieb er stehen, warf den Kopf zurück — wie Leute zu thun pflegen, welche Andern gern eine gewisse ehrerbietige Scheu einflößen möchten — und sprach mit gesetzter, wohlgegründeter Stimme: „Guten Tag, mein Herr!“ —

Nach erfolgtem höflichen Gegengruß, nahm der Landprediger das Wort auf, indem er den Ueberrock über den weiblichen Leichnam fester knöpfte: „Wenn es im Winter nicht so kalt wäre, oder wenigstens das Filialpredigen ausgesetzt würde, so möchte er immer noch zu ertragen sein!“ —

„Sie sind Prediger?“ versetzte fragend Georg und schritt neben ihm rüstig einher. „Es muß ein großes Gefühl sein, den Glauben des Christenthums zu verkündigen der heilbedürftigen Menschheit!“ —

Der Prediger sah Georg mit einem scharfen Blicke an, und sagte in so innerer Zufriedenheit mit sich selbst: „Glauben? Ueberzeugung ist das wahre Wort. Wovon sich die Vernunft keine klare Vorstellung machen kann, das ist ein Irrthum. Die Bibel enthält viel Brauchbares; aber man hat redlich zu thun, um sie rein zu fegen von der Spreu. Die Offenbarung haben wir — Gott und Röhr in Weimar sei gedankt! — glücklich todtgemacht! — Wir machen Alles begreiflich, wie es einem Vernünftigen ansteht! — Allein nichts desto weniger anerkennen wir dennoch in dem Manne von Nazareth „den richtigen Tact für Edles und Würdiges, den trefflichen Witz, die oratorische Darstellungsweise, — welche er freilich nur den Rabbinern abgelernt hat.“ Zu leugnen steht freilich nicht, daß er lediglich „ein Product seines Zeitalters ist.“ Seine Aussage: „daß er

Gottes Sohn sei," ist ebenso eine Redensart, welche wir ihm seiner Verdienste halber zu Gute halten müssen. —"

Georg hatte bis jetzt das eigene Glück genossen, kaum von Weitem einen solchen neumodischen Prediger, wie sie vor einiger Zeit, gleich Sperlingen, im protestantischen Deutschland herumflogen, kennen zu lernen.

Was Wunder daher, wenn er jetzt mit etwas verwunderlichen Augen einen solchen theologischen Sansculotte anschaute. Volltönender und hitziger, als er sonst zu reden pflegte, sprach er zu dem Pfarrherrn, welcher eben mit zurückgeworfenem Kopfe und aufgeblasenen Nasenlöchern auf dem Wege stehen blieb:

„Die Welt ist also nur so groß, als Eure Schneckenhörner reichen? Ihr glaubt also an Nichts, außer an die Untrüglichkeit Eures Maulwurfsblicks? Hochehrwürdiger! mich wundert es nur, daß du noch einen Darm im Leibe hast, der du so reinweg auspurgirt bist. Begreifst du mit deiner göttlichen Vernunft die Kraft, welche die hundertblätterige Rose mit Düften und Morgenroth füllt? Begreifst du das Geheimniß deiner unsterblichen Seele, — das Wunder deiner eigenen Entstehung und deiner Geburt? — O, der vermessene Wurm, der nach der Schneiderselle den Unendlichen, Unerforschlichen ausmessen will!"

Georg stand vor dem Erstaunten hoch aufgerichtet und hatte ihm die drei ersten Finger seiner rechten Hand auf die Brust gelegt, als hätte er diese seine Worte ihm in das Herz drücken wollen. Er aber fuhr fort:

„Verzeiht, mein Herr! wenn Ihr keine beseligendere Wahrheit dem Menschen zu geben wisset, so schweiget lieber; denn er lebt seliger selbst im Dämmerlichte des Wahns auf den bunten Auen der Märchenwelt, als auf Eueren äthiopischen Sandwüsten! Laßt ihm seine Träume vom harfendurchklungenen Himmel und den lobpreisenden Engelschaaren darinnen! — Laßt ihm den Weltheiland, den Dornengekrönten, mit seinen blutroth strahlenden

Wunden! — vor Allem aber die allerbarmende Gottheit, welche sich fort und fort der armen, bedrängten Menschheit in unergründlichen Wundern offenbaret."

Georg schwieg jetzt; der Pfarrherr sprang einige Schritte zurück und sprach nach einer Weile erschrocken genug: „Aha! so Einer?" — Mit diesen Worten entfernte er sich, den Knotenstock unter den Arme, indem er einen Seitenweg, welcher zu seiner Behausung führen mochte, mit hastigen Schritten einschlug.

Zweites Capitel.

Georg ließ sich in Göttingen zu dem Professor Jacob Grimm geleiten. Ein ernster Mann mit einer freien, offenen Stirn trat ihm wohlwollend entgegen. Georg erzählte ihm das Wesentliche seiner Schicksale.

„Das ist ja die unglaublichste Geschichte!" rief verwundert Jacob Grimm; „aber Ihr ehrliches Gesicht und Ihr bewegtes Wesen möchten gern glauben machen, daß so Etwas geschehen könne. Junger Freund! ich glaube nur, daß Sie sich eine fixe Idee in den Kopf gesetzt haben. Es wäre traurig, wenn Ihr edler Geist also untergehen sollte!" —

In diesem Augenblicke trat Jacob's Bruder, der treffliche Wilhelm, herein.

Eine eigene Herzlichkeit lag in den Worten, in den Blicken, in dem ganzen, theilnehmenden Wesen dieser Brüder.

Nachdem Wilhelm Grimm in das Gespräch mit eingeweiht war, sagte er: „Wohl giebt es Mancherlei, das wir nicht begreifen können, und doch da ist! Aehnliche Gedanken, wie es eine solche Wunderwelt geben möchte, streiften einstmals meinem Geiste vorüber. Uebrigens

erinnere ich mich, von einer Fee Aquilina vor längerer Zeit Etwas vernommen zu haben."

Georg drückte die Hand des sinnigen Mannes und rief: „Ja. Sie glauben noch an das wirkliche Daſein eines höheren Geiſterreiches! bei Ihnen, ſonſt nirgends, finde ich Rath, ſo wie mein trauriges Schickſal nur bei Ihnen Theilnahme erregt."

Wilhelm Grimm ging nachdenkend eine Weile das Zimmer auf und ab, bis er die Worte ausbrach: „Ich kann Ihnen, Herr Venlot, mit Nichts dienen, als mit einem Märchenanklange.

„Mir ward von einen Wallfiſchfänger erzählt, daß im äußerſten Norden, wo die Erde, alter Cometennatur getreu, noch im eigenen Lichte leuchtet, wo die Wunder des Magnets ausſtrömen, mitten zwiſchen ungeheueren Eisbergen ein grünes Eiland läge. Dort wohne ein uraltes Weib in einer Clauſe. Wenn aus irgend einer Himmelsgegend ein Wind daſelbſt angelangt wäre, ſo nähme er menſchliche Geſtalt an und kehre in dieſer Herberge ein, um von langer Reiſe auf kurze Zeit dort auszuruhen. Dort, meinte der Wallfiſchfänger, könne man Alles erfahren, was es nur Geheimes auf der ganzen Welt gäbe."

„So eine Art überirdiſcher Salon" ſchaltete Jacob ein. „Auch wollen hoch oben vom Norden her," fuhr Wilhelm fort, „verwegene Seehundsjäger ein Waldhorn mächtig klingen und räthſelhafte Stimmen gehört haben.

„Lieber Venlot," ſetzte er hinzu, „das iſt Alles, was ich weiß! Machen Sie daraus, was Sie wollen. Uebrigens aber würde ich an Ihrer Stelle mit feſtem, treuem Auge einer Wiſſenſchaft herzhaft in das Angeſicht ſchauen, damit ſich der Geiſt der Märchenwelt, welcher wohl ſinnverwirrend werden kann, zuſammt Ihrer regen Einbildungskraft, ſo viel als möglich durch den Geiſt des Forſchens beruhigte."

Georg's Geſicht war freudig verklärt. Seinem Schickſal gemäß genöthigt, an das Unbegreiflichſte zu

glauben, war er überzeugt, daß ſich nur dort am letzten Markſteine der Erde ſein Schickſal gänzlich entwickeln würde.

Er nahm von den wackeren Brüdern Abſchied, hing die Ueberſchuhe über den Arm, warf den Nebelmantel um ſich und ſchritt nordwärts vor.

In Gedanken verſunken, ging er eine Weile vorwärts.

Er ſtand jetzt an den Ufern der Nordſee und ſtarrte hinaus in den ſchäumenden Wogenbraus. In heimlichen Schmerzen zuckte ihm das Herz. Das Vaterland galt es zu verlaſſen. Welchem Deutſchen läge nicht das theuere, uralte Vaterland zunächſt mit an der Seele! —

„Weiß Gott!“ rief er, „Vaterland, wie ſo gerne hätte ich dir mein Herzblut hingegeben, wenn du es nur gewollt hätteſt! Weiß es Gott! für dich wäre ich gerne in die Schlacht, in den Tod, freudig, wie zum Traualtare, geſchritten, ob du mich gleich haſt um Brod betteln laſſen! —

„Und jetzt muß ich nun von dir ſcheiden, dich nicht mehr zu ſehen! Vaterland! Deutſchland! Ich werde dich nicht mehr wiederſehen, nicht deine Küſten, nicht deine Berge mit den leuchtenden Eiskronen, nicht deine wonnigen, ſchattenkühlen Thäler, und nicht mehr all' die theueren Seelen, welche dein ſind und die du beherbergſt! Fahre wohl, mein Herz! ſei glücklich, frommes Heldenland! Auf Nimmerwiederſehen!“ —

Er weinte jetzt, wie ein Kind, und ſaß noch lange da und ſah hinaus auf die See, wo die Schifflein vorüberſchwankten im Winternebel mit grauen Segeln gleich Geiſtergeſtalten, von Möven, welche mit heiſerem Kreiſchen ſich um die Maſtbäume drehten, begleitet. Dort ſaß er lange und ſprach mit der heimlich wilden Brandung, welche gewaltig toſte in wüſter Klippeneinſamkeit.

Endlich ſtand Georg auf, wandte ſich noch einmal zurück, hob einen rundgedrehten Stein am Ufer auf, ſah ihn recht lange an und barg ihn in dem Gewande auf ſeiner Bruſt.

Hoch über ihm kreiſte ein Adler; noch einmal wandte er ſich zurück und rief mit ſchmerzerſtickter Stimme: „Gehe glücklicher Zeit und ſtets deinem Heile entgegen, Vaterland! Ade! Ade!“

Der Adler zog ſchnurgerade über die See vor ihm hin, als wolle er ihm den Weg zeigen. Er ſchritt aus. Unter ſeinen Füßen wurden die Wogen der ſtürmiſchen Nordſee zu grünſammetnen Teppichen. Island hob ſich empor.

Als er an dem Hekla vorüberzog, ſah er Voland über dem Krater des Vulkans ſtehen. Mit entſetzlicher Stimme rief dieſer herüber: „Eile nur! eile nur, Thor! ruhelos! ruhelos!“

Island und der Hekla mit ſeinem Donnern verſchwand.

Drittes Capitel.

Georg verlor ſich in alte Träume und eilte immer nordwärts vor. In ſich gekehrt, bemerkte er nicht, wie ihm allmälig die Sonne ganz verſchwand und die Polarnacht um ihn her dunkelte.

Als aber jetzt ſchneidender Froſt ſeine Glieder durchdrang, blickte er empor. Er befand ſich auf einem unermeßlichen Eisgebirge, ringsum funkelten im weißen Sternenlichte große, geborſtene Eisblöcke ſmaragdhell auf. Moſchusſtiere und Rennthiere ſah er pfeilſchnell über die Ejsfelder dahingleiten

Ein weißer Bär, welcher ihn nicht ſah, aber doch ausgewittert hatte, ſprang grimmig um ihn herum, that jetzt einen heftigen Satz neben ihm vorbei und ſtürzte in einen Spalt des Eisberges zwiſchen den zackigen Wänden hinab. Schaurig ſcholl das Stöhnen des Thieres aus der Tiefe empor durch dieſe Einöde dahin.

„Hier ſtehe ich nun,“ ſprach für ſich Georg, „und

wie ich ahne, beinahe am äußersten Ende der Erde; — aber wo finde ich dich, Aquilina? — Wo liegt dein wunderbares Land? Oder lebst du unter den Menschen? Wer kann mir davon ein Wort sagen?" —

Er sah jetzt den Himmel von einem plötzlichen, weißen Scheine übergossen. Am Horizonte stiegen diamantene Lichtsäulen zischend und rollend hervor.

Flockiger Zitterschein flackerte überall wunderbar auf gleich bewegten, klingenden Engelsschwingen. Ueber ihm hob sich, funkelnd in Rubinen und Sapphiren, eine ungeheure Domkuppel empor, welche sich in einen sprühenden Strahlenkranz endigte. In diese heilige Kirche herein blitzten die Sterne gleich hellen Engelsaugen.

Georg schrie vor Entzücken auf: „Nun habe ich deine Heimath gefunden, Aquilina!" — Er stürzte nieder auf die Eisscholle und hob zu dankendem Gebete seine erstarrten Hände empor.

Immer herrlicher leuchtete der Himmel in unermeßlicher Pracht auf und die entzückendsten Farbenscheine jagten sich über die Schnee- und Eisfläche, wie tanzende Elfenkinder.

Georg stürzte sich dem Strahlenmeere entgegen, aber wie er auch dahinflog, so erreichte er dennoch nicht die Schwelle dieses Tempels.

Schon konnte er fast kaum mehr Odem holen, und der Hauch seines Mundes fiel, zu Eis gefroren, vor ihm nieder.

Wie ein Schattenspiel verlöschte jetzt die Erscheinung und die klare, stille Nacht trat wieder hervor. Georg taumelte zurück. Er eilte, in mildere Gegend zu kommen.

Bald erblickte er in der Ferne ein menschliches Wesen. Wie so wohl that dies seinem vielfach getäuschten Herzen!

Er zog die Ueberschuhe über seine Stiefel, und eilte auf die Gestalt, welche auf flüchtigen Schneeschuhen einherschwebte, rufend zu.

Es war ein grönländischer Jäger, in Rennthierfelle gekleidet, Kopf und Gesicht mit einer Pelzmütze verhüllt.

Georg that, wie er zu ihm gelangt war, ſeinen Nebelmantel von ſich. Der Grönländer ſtürzte beinahe vor Schreck zu Boden. Endlich gelang es Georg doch, den Bebenden aufzurichten und ihn zu überzeugen, wie auch er ein Menſch ſei. Der Mann war außer ſich vor Freude.

Georg fragte ihn hierauf: „Was war dies jetzt für ein Glänzen und Scheinen, für ein Rollen und Ziſchen?“ „Das war ja unſer Nordlicht!“ verſetzte der Grönländer.

„Nur ein Nordlicht!“ flüſterte ſchmerzvoll Georg. Der Jäger ging mit ihm zurück in ſeine Wohnung, welche ſich halb über, halb unter der Erde befand. Ein kleines, dickes Weib mit gelbem Geſichte, aus dem ſchwarze, geſchlitzte Aeuglein vorblitzten, empfing ihn mit freundlichen Geberden.

So ärmlich und elend auch die Wohnung dieſer Menſchen war, ſo gefiel ſie dennoch jetzt dem ermüdeten und frierenden Georg mehr, als ſonſt das prächtigſte Gemach eines Fürſten mit bequemen Polſtern und unbequemen Gebräuchen.

Gaſtfrei ſetzten ihm dieſe Leute gedörrte Fiſche und Brod, aus Mehl und geriebener Birkenrinde gebacken, in reichlichen Trachten vor. Nie hatte ihm eine Speiſe zuvor alſo gemundet, nie die Gaſtlichkeit der Menſchen mehr erquickt.

Wie er ſich jetzt geſättigt hatte, brachte der Grönländer eine Flaſche Branntwein und eine Tabackspfeife herbei.

Nichts war Georg ſonſt widerlicher, als Beides. Die Kälte aber ſtumpft den Geſchmack ab und der menſchliche Leib bedarf ſolcher heftiger Reizmittel dagegen.

Er fand den ſcharfen Trank angenehm. Er nahm die Pfeife zur Hand und las auf dem porzellanenen Kopfe mit roth eingebrannten Zügen geſchrieben: Es blühe Deutſchland! — Wie wohl thaten ſeinem Auge dieſe deutſchen Schriftzüge! — Wie reizend kam ihm dieſe ſchlechte, ſo weit in die Einöde verirrte Pfeife vor! ja! ſie ſchien ihm durch dieſen frommen Wunſch, welchen

ſie hier unverſtanden an ihrer Stirn trug, einem edlen Genius zu gleichen, welchen ſeine Umgebung und ſeine Zeit nicht verſteht und nur zum Dampfmachen gebrauchen kann.

„Es blühe Deutſchland!“ ſprach er wehmüthig vor ſich hin, ſtreckte ſich auf das weiche Mooslager, welches ihm die Leute zubereitet hatten, deckte ſich mit warmen Bärenfellen zu und ſchlief allmälig und ſanft ein.

Nachdem er völlig durch Speiſe und Trank, durch Ruhe und Schlaf ſich geſtärkt fühlte, brach er nach einigen Stunden wieder auf. Er nahm Abſchied von den armen und frommen Menſchen, welche an ihm, dem Fremdlinge, Bruderpflicht geübt hatten, und trat wieder hinaus in die freie, eiserſtarrte Natur.

Viertes Capitel.

Faſt gedankenlos und wie in Verzweiflung drang Georg mit geflügelten Schritten dem Nordpole zu.

Faſt nur auf Augenblicke verweilte er, indem er einen kleinen Compaß herausbrachte, mit ſchnellen, ſcharfen Blicken an den Himmel und dann wieder zurück auf die kleine, zitternde Nadel ſah. Sobald er über ſeine Reiſelinie wieder einig war, ſprang er gleich einem gereizten Löwen empor und flog dahin über die unermeßlichen, gräßlichen Eisgefilde.

Grimmig ſchüttelte ihn der Froſt, dann aber machte er ihm die Glieder faſt fühllos und leckte vampyrartig das Blut durch die Haut vor. Dennoch ſtrebte er vorwärts, wie von einem rettenden Zauber getragen.

Nach einer Weile aber färbte ſich die tiefe Nachtbläue des Himmels in eine lichtgelbe, ſtetige Lohe um; ſein Fuß wandelte nicht mehr über Eisfelder, ſondern über zornigtoſende, entſetzliche Waſſerſprudel, in welche

zu verſinken die Schnelligkeit ſeiner Bewegung nicht Raum gab. Aber auch dieſe ewige Quelle des Weltmeeres wurde weiterhin ruhiger, und Heere von Wallfiſchen lagen und ſpielten in den durchſichtigen Fluthen und bliesen funkelnde, weiße Waſſerſtrahlen fröhlich durch ihre Naſenlöcher empor.

Der ganze Himmel ſtand jetzt blendendweiß, feuerhell, aber ohne Sonne und ohne Sterne allum. Eine allbelebende Luft, welche aber oft wunderſam in ſich ſelbſt in hellen Funken aufknisterte, umwehte allmälig den verwegenen Wanderer. Wie eine froſterſtarrte Pflanze im friſchen Frühlingsthaue ihre Blättlein wieder fröhlich emporrichtet, ſo fühlte ſich nunmehr auch Georg von milderem Himmelsodem erquickt und geneſen.

Ohne Zögern eilte er aber vorwärts. Seinen Blicken zeigte ſich jetzt ein Land, prangend in weißem Frühlingsſcheine.

Wer nie auf dem Meere eine längere Reiſe gemacht, wer nicht die große, gewaltige Abgeſchloſſenheit von der lebendigen Welt gefühlt, und noch nicht Tage lang ſchwankend auf dem trüglichſten Elemente nur den Himmel über ſich und des Himmels Trugbild — das Meer mit ſeinen leichenbegierigen Ungeheuern — unter ſich geſehen, wem die furchtbaren, hungrigen Zungen der Sturmwoge noch nicht den Leib geleckt, und wem die düſtere Wolkenſturmgluth noch nicht in das Auge geleuchtet hat, der kann die Wonne des Seefahrers nicht ermeſſen, wenn es vom Maſtkorbe herunterſchallt: „Land! Land!“ —

Dieſes Gefühl aber ſchlug, wie mit Blitzſtrahlen, durch Georg's freudebebende Seele.

Er ſtand jetzt mit ſeinen Füßen auf der treuen Erde. Er warf die Ueberſchuhe an ſeine Füße und, aller Gefahren auf einmal vergeſſend, ſchritt er hinein in dieſes Märchenland.

Schaaren ſchneeweißer Vögel ſchwärmten rings durch

nie geſehene, hohe, farbenloſe Pflanzenbäume. Mächtige, fromme Thiere, elephantenähnlich, ſchritten bedächtig einher und grasten in den Stauden. Mannshohe Blumengewächſe mit bleichen, großen Blüthen, ohne Blatt und Stengel, gleich Herbſtzeitloſen, trieben aus der Erde hervor.

Georg wanderte ſinnend und forſchend, fröhlich erſtaunt und dennoch innig von unbekannter Urſache gerührt, einher, der Löſung des Räthſels ſeines Lebens immer mehr entgegen.

Nicht länger vermochte er endlich dem Drange ſeiner Gefühle zu widerſtehen. Still und ruhig, wie es ihm nur ſonſt möglich war in ſeinen Kinderjahren, betete er, auf die Erde hinknieend, zu dem Vater aller Weſen, dankerfüllt in frommer Begeiſterung empor. Immer lauterer wurde ſein Herz, klarer und beſtimmter, als je, trat in ihm ſein eigentliches Sein und Weſen, welches von der langen Irrfahrt des Lebens mit Blumen und Erdſchollen zugleich überworfen und bedeckt war, aus der Kruſte gleich einer friſchen Blume aus zerſprengter, ſtarrer Hülle wonnenerfüllt hervor.

Nur erſt jetzt ſpürte er ganz die Kraft des Gebetes an ſich und in ſich. Kräftig und heiter ſtand er auf, wie in ſich ſelbſt verklärt. Nur erſt jetzt glaubte er ſich ganz anzugehören, ſowie ſich ihm die feſteſte Ueberzeugung in ſeine Seele drückte, daß er nunmehr bald eingehen werde zur Behauſung Aquilina's.

Nach kurzer Friſt befand er ſich endlich vor einer himmelanragenden Felswand, welche, gleich einer Spiegelplatte, durchaus rein und hell polirt war.

Er ſah ſich um, ob ſich irgend ein Ausgang zeige; aber während er alſo forſchte, bemerkte er ein großes Thor von leuchtendem, bläulichem Stahle faſt in der Mitte dieſer unermeßlichen Granitwand.

Er drückte die Hände an ſeine Bruſt, welche unruhig zu pochen beginnen wollte, und trat vor das Thor hin.

An einer Kette hing ein großer Hammer herunter. Er nahm ihn und schlug dreimal fest an das dröhnende Thor.

Alsbald sprangen nach Innen zu die gewaltigen Thorflügel donnernd auf.

Dreizehntes Buch.

Erstes Capitel.

Unter dem hohen Bogen des Felsenthores stand ein Riesenweib, sibyllenartig anzusehen. Ueber ihren Scheitel wallten reiche, silberglänzende Haare, welche unter dem Kinne zusammengebunden waren, lang herunter bis auf die Füße, welche mit eisernen Schuhen angethan waren, und umhüllten die urkräftige Gestalt so ganz, daß man kaum das graue, faltige Gewand noch bemerken konnte. Aber trotz diesem eigenthümlichsten, geisterartigen Ansehen konnte ihre Gestalt kein Grauen oder sonst Furcht einflößen, denn das Gesicht des Weibes war fürwahr, so bleich es auch war, erhaben und schön zugleich zu nennen: wie es denn überhaupt nichts Ehrwürdigeres geben kann, als ein edles, unverzerrtes Antlitz einer Greisin, obgleich nur selten ein solcher Anblick gewährt sein mag. Schon Vater Logau singt davon:

„Ein altes Weib, das schön ist, vereinet selt'ne Gaben;
Auch schweben über solche beständig weiße Raben."

Mit seinem elfenbeinweißen Antlitze, auf welchem nur wenige, weiche Fältchen zu sehen waren, blickte rührend freundlich aus hellen, blauen Augen das Weib den Ankömmling an.

Wie Georg dieses Weib, welches mehrere Kopflängen höher, als er, emporragte, ob es gleich leicht gebückt da stand, vor sich sah, war es ihm, als stände er vor der

Urmutter des Menschengeschlechtes. In kindlicher Ehrfurcht schaute er empor in ihr mildes Mondengesicht.

Das Weib fragte ihn mit sanfter, aber dennoch kräftiger Stimme: „Was suchest du hier, wunderliches Menschenkind? hier, wo vor dir noch kein Mensch dieser Zeit stand?"

„Mutter," versetzte Georg, „ich wünschte zu meiner Braut, der schönen Aquilina, zu gelangen!"

„Verwegenes Kind! was träumst du?" versetzte die Greisin. „Sie, die Königin aller Menschengeister, willst du dir erstreiten? — Zu Ihr willst du wandern? Große Wunder geschehen jetzt freilich dem Menschengeschlechte; darum könnte es wohl auch sein, daß du zu Ihr gelangtest! Tritt in mein Haus, du kühner Geselle! — Vielleicht weiß einer meiner Söhne dir Auskunft zu geben, wenn du so lange hier harren willst, bis einer von seiner Weltreise zurückkommt!" —

„Ja, gönne mir, ehrwürdige Mutter," bat Georg, „so lange Herberge und nimm mich auf, als wäre ich dein Kind!" —

„So komme mit mir!" entgegnete das Weib, faßte ihn bei der Hand, und führte ihn mit hinein in ihre Wohnung.

Wie das Thor des Felsens, so war auch der ganze Saal, in welchen Georg alsbald eintrat, aus spiegelhellem, fleckenlosem Stahle gebaut und auf gleiche Säulen gestützt. Eine große, runde Tafel, um welche dreiunddreißig Sitze standen — Alles von gleichem Metalle kunstreich geformt — befand sich in der Mitte der großen Halle. Oben von der Decke, an welcher sonderbar verschlungene Kreise und Zeichen zu sehen waren, hing ein vielfarbiger Ring herunter, in welchem eine große, weiße Eule saß. Aus den leuchtenden Augenrädern des Vogels strömte ein blendendes Licht, welches den ganzen Saal erhellte. Auf der Tafel selbst aber lag ein großes, aufgeschlagenes Buch, worin viele Zeichen

in mannigfaltigen, blendenden Farben Georg in die Augen ſchimmerten.

Das Weib ſetzte ſich hin und las darinnen. Es ſchien, als bekümmere ſie ſich wenig um ihren Gaſt. Georg aber ſelbſt hatte Muße genug, ſich alles dieſes Geheimnißvolle genau zu betrachten, ob er gleich den Sinn davon nicht zu finden vermochte.

Ein dumpfes Brüllen ſcholl jetzt von draußen her. „Was iſt das?“ rief Georg. „Es wird der Weſt ſein!“ verſetzte die Altmutter.

Näher heran kam das unheimliche Getöſe; jetzt pochte es heftig an das Thor. Die Alte rief: „Wer draußen?“

„Der Tiger aus Weſt!“ verſetzte die Stimme.

Durch das offene Thor herein ſchritt im rothen Mantel, mit Hermelin verbrämt, eine unterſetzte Geſtalt, auf deren Haupte eine rothe Flammenkrone brannte. Ein Tiger und ein Löwe zogen mit ihm herein.

Mit ſtechenden, klaren, grauen Augen ſtierte der Mann finſter vor ſich hin. Seine ſchmalen Lippen, über welchen eine Adlersnaſe trotzig ſaß, waren eingekniffen. Die tiefen Einſchnitte, welche von der Stirne herunter ſich zwiſchen den beiden Augenbrauen hineinſenkten, machten das Geſicht widerlich hart. —

Die Arme übereinander geſchlagen, ging er im Gemache auf und ab. Endlich wandte er ſich zum Weibe, welches ſich um ihn wenig zu bekümmern ſchien und im Buche fortlas, und ſprach kurz und abgebrochen vor ſich hin: „Du haſt Geſellſchaft? Wer iſt es? Woher?“

„Ich heiße Georg Venlot,“ erwiederte Georg, unangenehm von dieſen harten Fragen berührt, „und komme, hier oben nach Aquilinens Behauſung zu fragen.“

„So? Nichts weiter? Ich weiß Nichts von ihr!“

Wiederum ſchritt der Unfreundliche im Zimmer auf und ab.

„Was macht dein Bruder, der Samum?“ fragte endlich die Alte, indem ſie vom Buche aufſah.

„Eh! qu'importe mon frère?“

„Du kommſt aus Spanien?“

„Wohl!“

„Wünſcheſt du Etwas zu eſſen?“

„Ich weiß zu fordern! Nein!“

Der Weſt warf ſich in ſeinen Stahlſtuhl, ſeine Augen an den Boden geheftet, rechts und links die ſchnurrenden Katzenthiere neben ſich.

Nach einer Weile fragte mit etwas gedämpfter Stimme der Gewalthaber: „Was ſteht auf dem nächſten Blatte der Weltgeſchichte?“

„Viel Blut, und der Untergang derer, welche dir ähnlich ſind!“ — verſetzte die Sibylle.

„Nein!“ rief dieſer zornig dagegen. „Nein! — Ich erſchlage das Schickſal, ehe es noch Odem geholt hat.“

„Haſt du wieder?“

„Ich habe.“

„Thor! Thor! — du ſäeſt Salz aus in's Meer und pflügeſt in der Luft, dort giebt es keine Frucht und hier keine Furchen! Thor! — Und was haſt du mit dem Schiffe gethan, worauf die Mohrenſclaven ſich befanden, welche ſich gegen ihre Dränger empört und ſie über Bord geworfen hatten?“

„Ich ließ ſie auf einer Sandbank einander vor Hunger ſelbſt ſchlachten und verzehren, und ihren Durſt zu ſtillen, eigenes Blut trinken!“ —

„Das waren deine Thaten?“

„Nein, — nicht genug! Grimmig haßte ich eine Stadt ſeit langer Zeit, weil ſie ſich und das Land gegen den Herrſcher, welcher darüber gebot, empört hat. Vergebens ſendete dieſer gegen die Tollen ſeine Legionen; — die Empörer vernichteten das ſchöne Heer in ihrer Wuth. Vergebens ſann ich lange auf Mittel, die Frevler zu züchtigen. Endlich aber fand ich Rath. Neulich zog ich ſehr müde über Aegypten einher. Um auszuruhen, ließ ich mich eben am Fuße einer Pyramide nieder. Vor meinem Nahen ſtäubte der Sand ellentief aus einander; mitten in der Sandgrube aber ſah ich ein längliches,

vielseitig geschliffenes Krystallgefäß herausblitzen. Ich nahm es in die Hand und bemerkte, wie ich hineinblickte, darinnen in einem gelben Wölkchen ein ganz kleines, nacktes, abscheuliches Männlein schwimmen. Ich hielt das Gefäß an mein Ohr; denn es schien drinnen sich eine Stimme vernehmen zu lassen, — und der Krystall schrillte und klang: „Lass' heraus! heraus! ich bin die arme Pest!" — Schnell steckte ich den Krystall zu mir, stieg auf und eilte zur Stadt der Empörer zurück. Hoch oben stand ich alsbald über den Verlorenen.

„Ich warf den Krystall mit Gewalt hinunter auf den Markt der Stadt, daß dieses Glas klingend, wie ein Hohngelächter, in Stäubchen zersprang. Alsbald erhob sich das gelbe, nackte Männlein und sprang einem Kinde, welches dort sein Spiel trieb, an den Hals und erwürgte es — und ward um Kindeslänge höher; und wie es wieder einen Menschen umbrachte, so wurde es wieder um eine Menschenlänge höher. Das griff um sich heimlich, furchtbar, still, mordlustig und unersättlich. Es erwürgte Jung und Alt, Groß und Klein, und wurde immer riesiger und immer entsetzlicher. Mit tausend Händen griff es nach Opfern, mit tausend Augen sah es sich um nach neuen Opfern. Grimmig zuckte das falbe Leuchten des blutsaugenden Krötengesichts.

„Endlich ragte das Gespenst über alle Dachgiebel der Stadt und über ihre Thürme empor, und sein Giftodem ging in Stömen aus durch das ganze Land. Gleich einer hungrigen, wüthigen Riesenschlange hing es von Oben herunter über die hingestreckten Leichen, über die Sterbenden, welche lagen und ächzten, und über alle Menschen, welche jammernd emporschauten zum vergifteten, ehernen Himmel. Ich hoffe, daß ihr Trotz gebeugt, ihre Kraft gebrochen, und ihr Freiheitsschwindel dahin ist! — Mich aber schauderte selbst bei dem Anblicke des Würgers, und ich machte einen Luftritt zu dir heim!" —

„Thor! — der du nur ein schlechtes Werkzeug der Vorsehung bist! — Armseliges Gift, das in der Hand

des Arztes Arzenei wird! — Nicht dir und deinem Sinnen, sondern dem größeren Herrn, der dich gebraucht nach seiner Absicht, mußt du — ein störriger Knecht — so gut dienen, wie der starke Stier dem Pflüger, welcher ihn unter dem Joche zur Arbeit treibt!"

Düster schwieg der Entsetzliche und nagte an seinen Lippen.

Ein Neger kam nicht lange nachher schnell hereingestürzt, und zu den Füßen des Gewaltigen hinknieend, überreichte er ihm einen Brief.

Kaum hatte dieser einen Blick in das Schreiben geworfen, so sprang er auf, stampfte zornig auf den Boden, daß die metallenen Fugen krachten, und schrie: „Unerhört! Was sind dies für Zeiten! — Neger, meine Pferde!" —

Mit diesem Ausrufe ging er, indem er den bebenden Sclaven vor sich herstieß, mit gewaltigen Schritten zur Thür hinaus, und brüllend und heulend folgten Tiger und Löwe.

Das Weib aber sprach für sich selbst:

„So gehet Jeglicher dahin in seinem Sinne! Was der Betrogene meint, das geschieht nicht, und was er nicht will, kommt über ihn, wie ein Dieb in der Nacht. Der Arge schmiedet Waffen Tag und Nacht, und hat viel Bosheit im Herzen, — aber der Herr geht einher, schlägt ihn mit dem eigenen Vorsatze und den eigenen Waffen und der eigenen Thorheit. Er zieht ihm einen Ring durch die Nase und setzt seinen Feind ihm auf den Nacken, daß er diene und gehorche dem Zügel und den Sporen dessen, den er zu vertilgen gewillt war."

„Höre ich nicht ein Waldhorn aus der Ferne hertönen?" fragte jetzt Georg; „was ist das? Donnert es? Wie das braust! Hörst du, Altmutter, das wunderbare Schmettern? Wie es immer mehr wächst! Mir ist es, als wenn die Erde vor dieser Zaubermusik zu hüpfen beginnt! — Was war dies für ein langgezogener, unermeßlich herrlicher Klang? Die Erde geht unter." Mit diesen Worten wankte er auf das Weib zu und faßte es

ängſtlich bei der Hand, denn der Boden unter ihren Füßen zitterte wirklich.

Das Weib aber ſprach gelaſſen: „Es iſt nur mein Sohn Nord!“ —

Zweites Capitel.

Die räthſelhafte, donnernde Muſik ſchwieg, und ein Rieſenjüngling mit einem ungeheuren Waldhorn unter dem Arm ſchritt herein.

Roth und freundlich war ſein Geſicht anzuſehen. Die großen, hellen, blauen Augen und das reiche, gelbe Haar, welches ungelockt um ſeinen Nacken herunterhing, ließen den Nordmann nicht in ihm verkennen.

Ein ſchwarzes Barett auf dem Haupte, ein großes Bärenfell leicht umgeſchlagen, daß die röthlich weiße Bruſt unbedeckt blieb, übrigens aber in wollenem, ungefärbtem Gewande, ſtand er ſtattlich da vor den Beiden.

„Nun, Mutter Hertha,“ redete er mit heller, klangreicher Stimme die Greiſin an, „hat dich meine Muſik vom Schlafe aufgeweckt, da du ſo ernſt mich anſiehſt?“

Herzlich ſchüttelte er ihre Hand mit dieſen Worten, dann aber wendete er ſich zu Georg mit den Worten: „Und wie kommſt denn du, neudeutſcher Milchbart, in dieſes Revier? Es iſt mir lieb, daß ich hier Geſellſchaft treffe; denn immer draußen in die Nacht einſam hinein zu blaſen, wird am Ende ein verteufelt langweiliger Spaß; doch bleibt es ein kräftiges, freudiges Schwimmen und Turnen über Berg und Meer hinüber.“

Er rückte ſich den ſtärkſten Stuhl zurecht an der Schlafel und hieß die Beiden zu ſich ſetzen.

„Mutter!“ fuhr der rieſige Waldhorniſt fort, „ich habe bei meiner Fahrt an mich und dich gedacht.“

Mit dieſer Rede brachte er unter ſeinem Bärenfelle

einen mächtigen Torniſter hervor und fuhr wohlgelaunt fort, während er auspackte: „Hier iſt ein Fäßchen Jamaika-Rum, aus der Nordſee eben aufgefiſcht — und hier ein geräuchertes Schwein und eingepökelte Gänſe aus Mecklenburg. Punctum!

„Nun, Altmutter! mache auch ein Feuer und koche einen braven Punſch! Zucker wird der Afrikaner noch hier haben.“

„Biſt du doch immer der alte, luſtige Knabe,“ verſetzte die Greiſin, — „wie vor tauſend Jahren, ſo heute.“

„Nun, Jungherr!“ ſprach der muntere Nordmann zu Georg, „was machſt du ſo große Augen? — Dir kommt es wohl hier oben etwas wunderlich vor? Tauſend Donner! ich will nicht glauben, daß du ſo ein geheimer Schnüffelhund biſt, ſonſt wollte ich —; doch nein!“ fuhr er, ſich begütigend, fort, „ein ſolches ehrliches Geſicht gehört nur einem braven Jungen an. Nimm mir es nicht übel, aber neugierig wäre ich doch, zu wiſſen, was du hier bei der alten Mutter zu ſchaffen haſt?“ —

„Ich ſuche das Land der Aquilina — die allſchöne Fee, welcher ich mich geweiht habe!“ verſetzte Georg.

„Zu ihr willſt du?“ entgegnete der Nordmann; „es iſt ſchon lange her, daß ich ſie nicht geſehen habe! Aber minneſt du ſie ſo recht treu von ganzer Seele, ſo muß es dir gelingen, die Braut dir zu erſtreiten; denn echtem, frommem Minnethume iſt das Unglaubliche möglich. — Ich würde dich gern zu ihr geleiten, wenn mein Weg je zu ihrem Schloſſe führen ſollte.“

Die alte Mutter brachte jetzt zwei große, ſilberne Becher und einen gewaltigen Punſchnapf herbeigetragen. Lieblich duftete das edle Nordlandsgetränk durch das Gemach.

Der Nordmann koſtete, nickte mit dem Kopfe und rief: „Sehr gut! ganz gut! Mutter, ich ſage es ja immer, daß du dich darauf verſtehſt!“ Er ſchenkte ein; dann hob er ſeinen dampfenden Becher und rief:

„Das herrliche Kleinod Europa's, der Brunnen, aus

welchem ſich die Zeit verjüngt hat, das Heldenland, das Land der Deutſchen, das immer hochherzig und tapfer, immer unglücklich durch innere Zerſpaltung, mit Ruhm und Blut bedeckt, nun dort liegt, hingeworfen, wie ein edles, aber zerbrochenes Gefäß, dieſes Land eines Volkes, mit dem ich in ſo manche Schlacht gezogen bin, mit dem ich einſt die Welt erſtürmt habe, ſoll von Neuem leben!“ —.

Wunderbar bewegt war der Nordmann bei dieſen Worten, Thränen fielen in ſeinen Becher, er leerte ihn haſtig, ſtand auf und ſchritt einige Male heftig auf und ab; dann nahm er ſein mächtiges Waldhorn, öffnete das Thor, und blies hinaus mit ſeinen Donnertönen die Melodie des Liedes: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Die ganze Halle erbebte; die Wände krachten vor den erſchütternden Tönen. Heftig fiel ihm die alte Mutter in die Arme und rief: „Ich bitte dich, Sohn, laß' ab! ſonſt ſtürzt uns das Stahlhaus über den Kopf zuſammen.“

Der Waldhorniſt ſetzte ab, wandte ſich mit gerührtem und lächelndem Geſicht zurück in die Halle und ſagte wie für ſich: „Ich bin am Ende doch nur ein weichherziger, und dann zuweilen auch ein rauher und toller Narr!“ —

Georg war von den Tönen betäubt zu Boden geſunken. „Junge!“ ſprach der Nordmann, indem er ihn emporrichtete, „deine Vorfahren hatten mehr Mark in ihren Gebeinen!“

„Herr,“ entgegnete Georg, den Händedruck des Recken kräftig erwidernd: „wenn du aber auch einen Windesbraus hineinbläſeſt in das Horn, ſo muß in ſolcher Nähe, wenn ſelbſt Eiſenbalken zerberſten möchten, ein jeder Erdenmenſch betäubt werden. Dieſes Waldhorn muß übrigens ein tüchtiger Meiſter verfertiget haben.“

„Ich habe es mir,“ verſetzte der Recke, „in Neukirchen von Zöbiſch und Schuſter bauen laſſen. Sie arbeiteten über Jahresfriſt daran; ich bin aber nunmehr auch ziemlich damit zufrieden. Das Mundſtück ſitzt mir nur etwas unbequem. Komm', braver Kumpan, und laſ,' uns noch eins trinken!“ —

„Ich trinke nicht gern Punſch," erwiederte Georg.

„Wein, wenn man ihn haben kann," entgegnete der Nordmann, „hat freilich ein beſſeres und ächteres Feuer; — aber wenn man von der Kälte draußen herein kommt, ſo iſt auch dieſes Getränke nicht zu verachten. Da, iß etwas Schinken dazu!" —

„Mutter!" rief er zur Alten, welche wieder im Buche las, „iſt noch Etwas von Xeres da?"

„Biſt du noch nicht zufrieden, wilder Geſelle?" erwiderte ſie nicht übelgelaunt, und brachte einen verſchloſſenen Krug und andere Trinkbecher. Der Nordmann ſchenkte ein, es war der trefflichſte alte Xereswein!

Der Nordmann trank ſehr, und ein röthliches Feuer begann in ſeinen Augen zu ſchimmern. Nach einiger Zeit verfiel er aber in ein trübes Nachſinnen. Man merkte es ihm an, daß ein heimliches Leid in ihm ſich regte.

Endlich ſchaute er Georg an mit einem langen, fragenden Blicke, und ſprach nach einer Weile: „Glaubſt du nicht auch, daß der deutſche Adler wieder verjüngt von ſeinem Horſte emporſteigen wird?

„Glaubſt du nicht auch, daß der alte Ritter mit der waffengeſtählten Hand wieder am jungen Freiheitsmorgen in Reihe und Glied in die Weltgeſchichte hineintreten wird? — Empor! empor, Scheinleiche!" —

So ſchrie der Rieſenſohn und ſchlug mit der Fauſt auf die Tiſchplatte, daß die Funken davon hinwegſtoben.

„Kind! Kind!" rief die alte Mutter vom Herde her, „haſt du wieder deine alte Wuth? Aenderſt doch Nichts! — deine Zeit iſt aus."

Der Nordmann ſtürzte mit ſeinem ſchweren Haupte nieder auf die ſennigen, übereinander gelegten Arme und ſchwieg.

Georg's Herz blutete. Ein altes Weh — die Vaterlandsliebe überfiel ihn.

Der Nordmann aber hob das trübgewordene Geſicht wieder empor und erzählte in ſcheinbar gleichgültigem

Tone: „In den caucaſiſchen Gebirgem ſah ich vor Kurzem zwei mordſchnaubende Wölfe und ein bebendes Schaf in, ihrer Mitte. Die Todesangſt ließ das duldende Thier ruhig zwiſchen den Würgern einhertrotten. Es getraute ſich nicht einmal zu blöken. In heimlicher Felſenſchlucht hielten die Wölfe mit Rennen und Treiben ein. Du willſt das Ende von der Fabel wiſſen? — Ach mein Deutſchland! mein Deutſchland!“

Kind! Kind!“ rief die alte Mutter vom Herde her, „ſei ruhig! Was geſchehen ſoll, geſchieht. Fiel doch auch der hörnerne Siegfried am Brunnen und konnteſt den Mordſtich nicht aufhalten.“

Der Nordmann ſchwieg, aber in ſeiner Bruſt arbeitete es hörbar.

„Trink' Söhnchen!“ ermunterte die alte Mutter, „und erzähle von anderen Geſchichten — Etwas von der Hunnenſchlacht bei Merſeburg.“

Seine Augen blitzten in ſchlachtluſtigem Feuer. Der wilde Sohn ſetzte ſich aufrecht empor und ballte die Fauſt. Er trank und erzählte, trank wieder und ſagte von Heinrich dem Finkler und ſeinem Mannen! —

Aber auch Georg trank und erzählte, und ſang alte Lieder.

„Bruder,“ ſprach endlich der Nordmann, „ſchildere mir einmal, was die Leute, welche von der Nordſee bis zum Rheine wohnen, dazu ſagen, daß ihre Herrlichkeit ſo ganz dahin iſt, aber gleichnißweiſe, wie die Väter zu ſagen gewohnt waren.“

Georg ſann und ſprach in gemeſſenem Tone:

„Es ſteht ſchlimm mit alten Leuten.
Wo biſt du, mein Eduard?
Wo biſt du, mein trauter Ulli?
Ich ſitz' hier ſo ganz allein,
Meine Augen ſind erblindet,
Sehe nicht, ob's Tag, ob's Nacht iſt.
Es ſteht arg mit alten Leuten.
Taucht nicht eine fremde Hand
Meine in das heil'ge Waſſer,

So ſteh' in geweihter Kirche
Ungeweihet ich allein.
Eduard, ſtelle dich zur Rechten,
Uli, ſtell' dich mir zur Linken!
Höret mich, Ihr theuren Söhne!
Immer ärger wird die Welt,
Und das alte Heil geht unter.
Theure Söhne, liebe Kinder!
Herzlich ſehn' ich mich zu ſcheiden.
Habe mich in dieſen Tagen
Bitterlich und hart betrübt.
Ihr ſchweigt ſtille?
Es hat mich zu Tod gefreſſen
Hier in meiner alten Bruſt,
Daß das alte deutſche Reich
Iſt zerſchnitten, wie ein Band,
Iſt zerbrochen, wie ein Stab.
Es ſteht arg mit alten Leuten,
Haben wunderliche Grillen.
Uli, knie' zu meiner Rechten,
Eduard zu meiner Linken.
Draußen iſt der Lenz gegangen,
Herbſtwind fähret durch die Bäume
Und ſagt an die Sterbezeit.
Warum weint Ihr?
O, vergönnt mir doch den Schlaf
Und die kühle, liebe Ruhe.
Geb' dir Gott, mein herzig' Kind,
Eduard, Eduard, viele Gnade!
Du biſt ſanft, wie eine Taube,
Ein unſchuldig reines Lamm;
Gebe Gott dir allen Segen:
Du warſt mir in meinem Alter
Eine Blume aus dem Frühling;
Gott beſcheer' dir ſchöne Tage,
Beſſ're Zeiten, als die meinen.
Und mein Uli? Weine nicht,
Du viel kecker Herzensknabe,
Du viel wack'rer, junger Held!
Du warſt mir ein ſtarker Stab
In den ſchwachen, alten Tagen;
Gott geb' dir ſein größtes Heil —
Auf dem Blachfeld ſchönen Tod! —
Alſo ſprach der alte Held,
Neigt' das Haupt nur ein klein wenig.
Und der wack're Degen war
Heimgegangen zu den Vätern."

Der Nordmann war während dieſer Erzählung bald aufgeſtanden, bald hatte er ſich wieder geſetzt, aber immer ſchaute er unverwandten Blicks Georg an. Als aber dieſer mit dieſer Kunde zu Ende gekommen war, rief er: „Es klang in dieſer Weiſe etwas Fremdes an, aber wenn Allen da drunten es alſo um das Herz iſt, ſo will ich mich beſſerer Zeiten getröſten.“

Auf einmal hörte man jetzt vor dem Saale ein Roß hell aufwiehern.

„Ah, mein Nebelroß will weiter!“ ſagte der Nordmann, wickelte ſich in ſein Bärenfell, ergriff das Waldhorn, ſchüttelte Georg die Hand und ſprach: „Fahre wohl! — Ich werde mich noch oft an dich erinnern!“ —

„Lebe wohl, Mutter!“ rief er dem Weibe, welches im Buche las, noch unter der Thüre zu. Es hob den Kopf empor, und rief ihm nach: „Kind! Kind! nicht zu wild, und ſchone mir die Schiffe und die Häuſer!“ —

Aber noch ehe die Alte ihre Warnung beendet hatte, hörte man ihn ſchon draußen auf ſeinem ſchnaubenden Roſſe hinüberreiten. Das Waldhorn begann wiederum zu klingen, und aus der Ferne tönten noch lange allmälig verhallend die heimlichen Donnerklänge herüber.

In der wunderbarſten Stimmung befand ſich nun Georg wiederum mit der alten Einſiedlerin allein.

Wie ſo unerklärlich hatte ſich bis jetzt ſein Schickſal entwickelt; und dennoch hatte er immer noch kein Weſen gefunden, welches ihm ſichere Kunde von dem Lande der Herrlichen hätte geben können! —

Ermüdet ſaß er an der Tafel. Er legte ſein müdes Haupt auf ſeine Arme. Liebliche Traumbilder gaukelten vor ſeinen Sinnen, bis ihm ein recht wohlthuender Schlaf umfing.

Drittes Capitel.

Eine kurze Zeit mochte Georg erſt geſchlafen haben, als ein ſonderbares Klingen, welches die ganze Luft ſelbſt im Saale in zitternde Bewegung brachte, ſich zu ſeinem Ohre ſtahl und ihn aufweckte.

Er horchte auf. Auf ihn her drang ein herzentzückendes Tönen in langgezogenen, anſchwellenden Accorden ſo wunderlieblich, als ſängen aus der Ferne herüber in unermeßlichen Wonnen die Chöre der Engelſchaaren. Es war ihm, als müßte die ganze Welt vor Entzücken vergehen.

Wie ſo alle dieſe Harmonieen bald faſt unhörbar in den leiſeſten Tönen nur zu flüſtern ſchienen, bald aber wieder aufquollen zu den höchſten Jubellauten, wollte ſein Herz vor dieſen geheimnißvollen Geiſterſtimmen brechen. Ihm war es, als müſſe er nun auf ewig hinüberſchlummern in dieſe ſelige Tonwelt.

Er ſprang auf, breitete ſeine Arme aus, und rief außer ſich: „Ich komme ſchon! ich komme!“ Die Einſiedlerin aber erhob ſich und rief ihm zu: „Laß' dich nicht täuſchen; es iſt nur die Windharfe des Meiſters Oſt, welcher über das Meer hinüberzieht. Er wird bald ſelbſt hier ſein.“ —

Kaum hatte ſie noch ausgeſprochen, ſo trat ein hoher Mann in blauem, morgenländiſchem Gewande, eine goldſtrahlende Harfe unter dem Arme, zum Thore herein in die Halle.

Auf ſeiner hohen Stirne ſchien ein heller Stern zu ſtrahlen. Eine eigene Klarheit und Ruhe goß ſich über ſein edles Antlitz. In großen Locken fiel ſein Haupthaar um den Nacken und ein ſchöner, brauner Bart auf ſeine Bruſt herab.

„Ich habe dich zeither jeden Morgen erwartet“, ſprach die Greiſin; „ſchon neun Tage lang biſt du nicht gekommen!“

„Ich ging langſamer, als gewöhnlich," verſetzte der Harfner, „über die Erde. Der Jammer, welchen ich, wie eine düſtere Decke, wie eine ſternenloſe Nacht, über die arme Menſchheit gebreitet ſah, machte mein Herz ſo ſchwer, daß ich kaum weiter vorwärts gehen konnte. Nur langſam ſchlich ich über die Berge und Thäler herüber, und ſo habe ich Zeit gehabt, manche glühende Stirne zu kühlen! — Du haſt unterdeſſen einen Fremdling bei dir aufgenommen — einen Sterblichen?" —

Die Sibylle antwortete: „Der alte Traum und Wandergeiſt läßt nimmermehr von den Deutſchen ganz ab. Dieſer hier will in's Land der Aquilina, und bei uns um den Weg dahin nachfragen."

„Aquilina? die ewige Muſa der Genien unter den Menſchen?" erwiederte der Harfner. „Erſt geſtern zog ich an ihrem Schloſſe vorüber. Gern wollte ich ihn dahin geleiten, wenn es mir geſtattet wäre, auf demſelben Wege heimzukehren. Warte doch, junger Träumer!" ſprach er zu Georg gewendet, „bis der Sirocco hier anlangt. Der führt dich, wenn der Launige ſonſt mag, geradewegs hin; denn dem magnetiſchen Gegenpole zunächſt wohnt die Herrliche!"

„Wie danke ich dir, Meiſter, für dieſe Nachricht!" rief Georg. „Du belebſt mit deiner Kunde von Neuem meinen ſterbenden Geiſt."

„Aber — du ſehnendes, ſchmachtendes Menſchenkind!" verſetzte der Harfner, „viele kräftige Geiſter wagten den hohen Gang zu ihr; aber faſt nicht Einer hat die Prüfungen des Erdenlebens, welche bei jedem Schritte nach Vorwärts den Strebenden umlagern, alſo beſtanden, daß er ſeinen ſterblichen Theil, den Leib, zugleich mit in die Unſterblichkeit hinüberflüchtete. Wie ſo Viele ſanken matt und verzweifelnd vor der vermehrten Laſt, welche ſich über ihrem Haupte emporhäufte, in die Kniee! Gehört noch irgend dein Weſen dem Irdiſchen an, ſo wirſt du vergeblich dich abmühen, zu ihrer Herrlichkeit

einzugehen; denn nur ungern läßt der Erdgeist vom Genius ab und tausendfältig sind seine Lockungen! —

„Komm', Freund, und laß' uns vor der Halle im bleichen Blumengarten ein wenig lustwandeln." Er nahm seine Harfe und ging mit dem träumenden Jünglinge hinaus.

All' die Blätterblumen, all' die Fächerbäume neigten sich vor dem Meister, in dessen Harfe leise Stimmen zu singen begannen.

„Seit all' den Jahrtausenden, daß ich über die Erde hinwandle," sprach der Harfner, „bemerke ich dennoch wie durch die Nacht des Irrthums der Geist der Menschheit sich immermehr zur Klarheit des Selbstbewußtseins trotz allem Kummer, den Aengsten und Thränen emporringt! Nur auf kurze Zeit möchte ich manchmal an mir selbst und an dem Treiben und ziellosen Thun der Menschheit irre werden. Wie so groß und herrlich ist es aber, die Unendlichkeit zu denken! — Wie nun die ganze große Seele der Menschheit nur Ein Selbstbewußtsein endlich werden muß, so wird sie, so muß sie auch, ewiger Freiheit immer mehr hingenähert, immer weiter emporringen, bis so endlich die ganze Schöpfung, Geistgeworden, sich mit dem Urgeiste einigend in unermeßlicher Seligkeit des allerhöchsten Bewußtseins in nie gesagter, nie ausgedachter Glorie auftauchen kann! — Wie ist die allerhöchste Wahrheit so herzdurchzückend und allbeseligend!" —

So gingen die Beiden, wie Lehrer und Schüler, zusammen. Diese Rede aber war für Georg wie eine Freundin, welche er früher oft aus der Ferne wieder erblickt und nur erst jetzt mit aller ihrer Innigkeit vor sich stehen sah. Dennoch konnte er nicht sagen, ob er sich wohl oder wehe vor ihr berührt fand: denn des Menschen Herz bleibt ein ewiges Räthsel! —

„Es wird Zeit, daß ich scheide!" sprach endlich der Harfner zu Georg. Seine Augen fingen sonnig an zu

leuchten und sein Gewand sich in Luft und Blau zu verwandeln.

Er reichte dem staunenden Georg die Hand zum Abschiede und sprach: „Ich sehe dich einst wieder."

Jetzt erhob er die strahlende Harfe, die Luft sauste hinein, ein geheimnißvoller Strom von Tönen drang mächtig hallend hervor.

Eine lichte Silberwolke schien den Tonmeister emporzuheben und hinwegzunehmen.

Noch aus der Ferne her glaubte Georg sein leuchtendes Gesicht mit den großen, dunkelblauen Augen sich zugewendet zu sehen. Er starrte lange nach, bis ihm der letzte Schimmer dieser Gestalt und das letzte, schwache Tönen der Harfe verschwand.

Alles, was er vom Meister aus Osten vernommen hatte, bei sich erwägend, glaubte er Himmel und Erde sich auf einmal näher gerückt, und fühlte über sich eine unnennbare Ruhe kommen.

In dieser Stimmung kehrte er zur Halle zurück.

Viertes Capitel.

Unter dem stählernen Thore stand Georg vor der Greisin. Sie erzählte ihm von vielen Wundern und dem geheimen Walten der Kräfte in der Erde und von allerlei Weisheit unter dem Himmel. Georg war ganz in ihre Worte versunken, auf einmal rief es es neben ihnen: „Eviva Gesù!"

Georg sah sich erschrocken um, und ein langer, hagerer Mann in schwarzem Talare, mit einem eckigen Gesichte, das in Aschgrau und Gelb widerlich wechselte und mit blitzenden Augen Georg musterte, stand lächelnd und in gebückter Stellung hier.

„Ich habe dich, Georg Venlot!" begann dieser zu

ſprechen, „ſchon zu verſchiedenen Malen geſehen: einmal in Unteritalien in geiſtreicher, dann in Berlin in langweiliger und früherhin als einen Knaben auf einem Dorfkirchthurme in gar keiner Geſellſchaft.“

„Da du,“ entgegnete Georg, „mich und mein Schickſal zu kennen ſcheinſt, ſo darf ich dich gewiß bitten, mir den Weg dahin zu zeigen, wo Sie, wo Aquilina wohnt.“

Wie eine Natter, hob er ſeinen Kopf mit röthlich ſchillernden Augen empor und ſprach: „Wenn du dich getrauteſt, mit mir gleichen Schritt zu halten, ſo kannſt du mir Geſellſchaft leiſten. Bis vor die Schwelle ihres Schloſſes geht mein Gebiet, und bis dahin möchte ich dieſes Mal mich wohl ergehen. Morgen gegen Abend dürften wir dort anlangen. Allein ich mache etwas weite Schritte und unterwegs mag ich mich nicht gern aufhalten. Daher laſſe ich dir die Art und Weiſe, wie du mit mir fortkommen willſt, ganz anheim geſtellt.“ Sein Geſicht zog ſich während dieſer Worte zu tauſend Fältchen zuſammen, wie das einer Schildkröte.

Georg wußte ſich vor Freude kaum zu faſſen. Das dunkelgrauſige Angeſicht des Sirocco ſchien ſich ihm gleich einem zur Roſe aufblühenden Diſtelkopfe zu verklären, indem er in die Täuſchung eines Kindes verfiel, welches die Schlange für einen bunten, lebendigen Ring und bewegliches Spielwerk zu halten geneigt iſt.

Sie waren während dieſer Unterhaltung in den Saal hineingetreten. Finſter zog ſich Sirocco in einen Winkel zurück, brachte eine Flöte heraus, ſchraubte ſie zuſammen und fing an zu blaſen in hirnverwirrenden Melodieen ſo ſchwermuthſchaurig und dann wieder ſo ſchneidend hell, wie im Höllentriumphe.

Jetzt bebten die Töne, wie zum Reihentanz der Elfenkinder. Die grünen Tage ferner Zeiten ſchmachteten zu Georg herüber und flehten ihn wimmernd an: „Uns nicht verlaſſen! uns nicht verlaſſen! komme wieder zu uns herunter, wieder zu unſeren Quellen, Thälern und Bergen, zu den rauſchenden Tannenzweigen!“ Lachende

Nixen mit funkelnden, blauen Augen und mit brennend wunden Lippen schauten sehnsüchtig und weich in sein Gesicht, weinten vor Schmerz und Wollust und lachten und kicherten dann wieder, wie liebeswahnsinnig, in den Tönen der Höllenflöte empor.

All' die Fluren, welche ihn einst entzückt mit ihren blühenden Aepfelbäumen und summenden Bienen, alle die Kornfelder, im Blüthenrauche duftend, mit ihren blauen Blumensternen, alle die im Silberthaue und Morgenrothe schwimmenden Wiesen des Lenzes mit ihren rieselnden Quellen und Bächen, zauberte der Klang der Zauberflöte zu ihm heran. Weiße, zarte Hände schienen heraufzulangen und träumerisch bittende Augen zu ihm emporzublicken.

Nach einer Weile steckte Sirocco ruhig seine Flöte wieder ein. Die Einsiedlerin fragte ihn, ob er Himbeersaft oder Limonade wünsche?

„Bereite mir eine tüchtige Limonade zu," erwiederte er, „denn ich bin matt und mich dürstet sehr". Die Alte besorgte den Trank.

„Wie ist dir, Venlot?" fragte er diesen mit spähenden Augen. „Wie Einem," versetzte Georg, „der gern schlafen möchte; übrigens bist du der wackerste Flötenspieler, den ich je gehört habe."

„So?" meinte Sirocco; „wie die Welt doch klug wird; sonst wurde Alles rasend vor dem Klange meiner Flöte, ja! selbst Ratten und Mäuse sprangen tanzend hinterdrein — jetzt aber findet man die Sache erträglich und Schlaf und Verdauung befördernd! Die Menschheit wird immer langweiliger, trocken, wie ein Hauskalender, unbehaglich, wie ein Nebelschauer, und klug, wie eine Rechenmaschine, oder ich bin selbst nur noch ein abgetragener und verschossener Komödiant!"

Er rührte mißmuthig mit einem hölzernen Löffel das mit Zitronensaft und Zucker versetzte Wasser und schlürfte in kurzen, kostenden Zügen den kühlen Trank.

Als sich endlich Georg schlaftrunken zur Ruhe be-

geben wollte, kicherte er: „Lege dich immer nieder, gefühlvoller Reisegefährte! Wenn es Zeit zur Abreise sein wird, will ich dich ermuntern.“

Fünftes Capitel.

Noch lag Georg im sanften Schlafe, als ihn Sirocco aufweckte. Erschrocken schlug er die Augen auf. Sirocco stand vor ihm ganz verändert.

Mit einem feinen, schwarzen Fracke, weißer Weste, grauseidenen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen war er zierlich angethan. Seine schneeweißen, langfingrigen Hände saßen in feinen Manschettennestern. Gleich einer geöffneten Muschel standen zwei Busenstreife mit einem goldenen, durchstochenen Herzen auf seiner Brust. Das Krötengrau seines Gesichts kroch unter angeschminkten Rosen hin, während sein Haupthaar im angepuderten Blüthenweiß stand.

Georg sah ihn betroffen an. „Es wird Zeit, daß wir uns aufmachen, denn der Weg ist weit!“ sprach Sirocco. — „Was starrst du mich so an? Habe ich doch nur meine Wetterhosen an! —

„Ade! liebes Mütterchen,“ sprach er flüsternd zur lesenden Sibylle, „und vergiß mich nicht!“ —

„Gehe nur! Gehe nur! — und führe deinen Gefährten sicher zum Ziele seiner Wallfahrt!“ —

Auch Georg nahte sich ihr.

„Erhabene, mächtige, weise Mutter,“ sprach er, „zürne nicht dem armen Menschen, welcher in das Allerheiligste deiner Wohnung drang, von dem Sporn seiner Sehnsucht getrieben! — In Dank und Demuth beugt sich mein Herz vor dir.“

Gleich einer weißen Regensäule stand die Riesin vor ihm emporgerichtet und sprach: „Du bist fromm und

kühn und dein Stern will dir wohl! — Hochbegnadigt bist du vor vielen Menschengeistern. Hüte dich vor dem Hochmuthe, der sich selbst genug ist, denn der Sturz und das Elend treten ihm nach! — Reise glücklich!"

Das Thor stand weit offen, so daß man in die unermeßlichste Ferne sehen konnte.

„Kind! nun strecke deine Füße aus und hüpfe mir nach!" sprach mit heiserem, höhnischem Lachen Sirocco zu Georg; „siehst du dort fern, fernhin das weiße Wölkchen?"

„Wohl!"

„Es ist eine Bergspitze! Dort triffst du mich!" Und mit einem Schwarme Raben, welcher ihm kreischend hinterdrein flog, fuhr Sirocco dahin über Berg und Thal.

Von sich warf jetzt Georg seine Ueberschuhe, that den Mantel um und schritt auf das bezeichnete Gebirge zu. Bald hörte er vor sich die Flöte des Sirocco schreckhaft gellen und doch wieder so lieblich und lockend, daß ihm thränenweich zu Sinn wurde.

Die Flüsse und Seen zerrissen vor freudigem Erschrecken bei diesen Klängen ihre eisigen Gewänder und gossen ihre Fluthen tosend über die lauschenden Auen. Die fröhlichen Wassergeister tanzten kreiselartig in langen Nebelmäntel durch die Thäler. Die ganze Natur riß wiedererwachend das weiße Leichentuch von ihrem Gesichte und blickte mit froherstaunten Augen empor.

Aber alles dieses Tönen, Ringen, Jammern und Jubeln wurde endlich nur eine weiche, traurige Stimme, welche Georg nachrief: „Du willst nicht bei mir bleiben, und habe es doch so gut mit dir gemeint? Böser Knabe, so gut mit dir gemeint!"

Oben auf dem bezeichneten Berge angelangt, setzte er sich hin auf ein Felsenstück und schaute schwermuthsvoll und traumselig dem einherwandelnden Flötenspieler entgegen.

„Wo steckst du denn? Venlot! Venlot!" rief er her-

über zu ihm. „Ha! Ha! alberner Geſelle, wo biſt du denn?“

„Hie da!“ rief er hinunter.

„Du?“

„Hie da!“ Georg that ſeinen Mantel von ſich und Sirocco ſprang herauf zu ihm.

„Was biſt du für ein wunderbarer Menſch!“ rief er erſchöpft. „Was iſt das, daß du ſchneller laufen kannſt, als ich? Was iſt das, daß du neben mir und vor mir einherwandelſt, ohne daß ich dich ſehe? — Siehſt du dort die ferne Bergſpitze? Dort triffſt du mich wieder.“

Sirocco zog mit dieſen Worten ſchnell vorüber. Georg that wieder ſeinen Mantel um und ſchritt auf das bezeichnete Gebirge zu.

Bald hatte er den wunderlichen Flötenſpieler, welcher rings um ſich her aus dem Boden Schneeglöckchen und Veilchen und aus den ſtarren Bäumen ſchwellende Knospen lockte, mit ſeinen Siebenmeilenſtiefeln wieder eingeholt. Blaue Blitze ziſchten und kniſterten über das Geſicht des Erdfahlen, und im furchtbaren Farbenprisma glommen ſeine Augen.

Georg hatte ihn endlich weit hinter ſich zurückgelaſſen. Auf dem jenſeitigen Gebirgsgipfel angelangt, ſah er ſeinen Reiſegefährten in einer Wetterwolke, aus deren Mitte ſein graues Geſicht hervorſtach, flüchtig herüberkommen.

„Venlot! Venlot! wo biſt du?“ rief es grollend.

„Hie da!“

„Voraus? Wohl!“

Georg öffnete den Mantel und Sirocco ſtand vor ihm mit ſeiner Flöte. Er rief: „Ich muß es dir laſſen, laufen kannſt du auf eine merkwürdige Weiſe. Du könnteſt von London einen eben aus dem Tiegel gehobenen Pudding noch ſo heiß nach Peking bringen, daß der erſte, beſte Chineſe ſich den Mund daran verbrennen könnte. Ich wünſchte, du bliebſt im Thale der Erde, dem du angehörſt! Hörſt du nicht den Weheruf, der aus

der Bruſt deiner Mutter ſchallt? Unten auf Ceylon ſitzt ſie und weint und ſchluchzt ohne Unterlaß. Bleibe bei ihr und lege dich wieder an ihr bewegtes Herz. Wie ich eben herüberging, ſagte ſie mir in das Ohr, in Schmerzen vergehend, wie du ihr Liebling vor Allen biſt. Sie will dich wiegen und herzen dein Lebelang in ihren Armen und tränken mit ihrer ſüßeſten Milch! — Doch mich bannt dein Ring, den du am Finger trägſt, dir zu dienen! Entſcheide!"

„Zeige mir Aquilina's Behauſung!" ſprach Georg entſchloſſen. „O, was wird dies für Läm geben," erwiederte Sirocco, „wenn du ſo mit zwei fleiſchlichen Füßen dort in die poetiſche Geſellſchaft hineinſpringſt! Blicke auf! Siehſt du in der Ferne den Nebelpunkt? Laß' uns einmal dorthin um die Wette laufen!"

Mit dieſen Worten war der Schnelle auf und davon, Georg, in ſeinen Mantel gewickelt, ihm nach.

„Wo ſteckſt du?" rief Sirocco, hinter ſich ſehend, „Hie da!" antwortete auf der entgegengeſetzten Seite Georg. „Das verſtehe ich nicht!" murmelte der Düſtere vor ſich hin und ſchritt langſam herüber.

Wie er bei Georg angekommen war, ſprach er ermattet: „Nun iſt es mir unmöglich, weiter mit dir zu gehen; drei Tage lang muß ich hier im Sonnenſcheine liegen, bis ich mich wieder erhole. Erblickſt du nach Nordoſt hin den weißen Glanz? Es iſt Aquilina's Wunderſchloß. Ich aber will noch aus der Ferne dir mein ſchönſtes Flötenſtück nachblaſen."

„Ich danke dir, Sirocco!" rief in bebender Freude Georg und flog, in ſeinem Nebelmantel verborgen, auf das leuchtende Kryſtallſchloß zu.

Sechstes Capitel.

Das lockende Flötengetön durchzuckte Georg's Nerven mit allen Wonneſchauern der Erde. Farbigglänzende

Ringe und Schlingen ſchien es um ſeine Füße zu werfen; eine ſchreckliche Gewalt ihn zurückzuziehen. Ein wildes, verzehrendes Leid warf ihn zu Boden. Er raffte ſich wieder empor.

Ueber ihm ſchwebte fortwährend eine Lerche mit ängſtlichem, ſchmerzentzücktem Frühlingsgeſange. Todesſchweiß träufte von ſeiner Stirne. In unendlicher Angſt erreichte er endlich das Bereich des Schloſſes.

Zitronenvögel und tauſend andere bunte Schmetterlinge gaukelten vor ihm einher. Himmelhohe Roſenlauben blühten in Lenz und Wonne ihm entgegen. Er that von ſich die Zauberſtiefel und betrat mit entblößten Füßen das heilige Land ſeiner Sehnſucht. Inbrünſtig weinend warf er ſich nieder und küßte den Boden dieſer ſeiner ewigen Heimath.

Unerkannt ſchritt er in ſeinem Nebelmantel durch all' die tönenden Hallen in die Wohnung der Herrlichkeit und Seligkeit.

Nachdem er durch mehrere Gemächer gegangen war, ſah er endlich auf einem goldſtrahlenden Seſſelthrone die Heißerſehnte ſitzen. Im ſternengeſtickten, blauen Schleiergewande, mit blutglühenden Roſenkranze, um welchen Nachtigallenklänge zu zittern ſchienen, das milde Haupt bekränzt, war ſie wunderherrlich zu ſchauen! Unausſprechlich fühlte er ſich von den Wonnen ihres Anblickes in Wohl und Wehe beklemmt; denn, ach! vor ihm ſaß dennoch nur die verklärte Lina, und doch Aquilina ſelbſt in ewiger Urſchöne. Er wagte es noch nicht, den Nebelmantel von ſich zu thun.

Mehrere himmliſche Jungfrauen, welche ihr dienten, ſtanden umher. Die Eine von ihnen ſprach zu Aquilina: „Du biſt immer noch traurig? Warum gingſt du auch hinunter in die trüben Thäler?“

„Ich werde immer trauern müſſen!“ ſprach im verhallenden Flötentone ihr purpurleuchtender Mund. „Ob er mich gleich durch ſeinen Wortbruch zum Erdenleben hinabgebannt hat, daß ich, meines Selbſtes unbewußt,

von Neuem für ihn menschlich fühlen und leiden mußte, wenn er endlich in arger Verblendung mein liebendes Herz gebrochen, und mich dem Menschentode hingegeben hat, so muß ich ihn dennoch, dennoch ewig lieben."

Ohne daß sie es merkte, war zu ihrer Seite Georg in die Kniee gesunken und badete sein Auge in Thränen.

Eine Jungfrau brachte jetzt eine mächtige, durchsichtig goldene Weintraube herein. „Herrin!" sprach sie, „die kleinen Feuergenien haben mit ihren diamantenen Eimerlein die Beeren übervoll vom flüssigen Feuer gegossen; ich mußte sie brechen, sollte nicht der köstliche Saft verderben."

„O, wehe mir!" rief Aquilina, „so ist die Traube, nachdem sie Jahrhunderte lang gereift hat, dennoch nicht zum neuen Unsterblichkeitstranke für ihn, den Einzigen bestimmt? So wird ein anderes Jahrhundert zu schmerzlichem Sehnen beginnen." Georg's Gedanken vergingen in Entzücken und Wehmuth.

Während Aquilina in einen Kelch, welchen eine rothglühende Schlange aus Karfunkeln umschloß, den Saft der Traube hineindrückte, ließ Georg den Ring, welchen er einst von ihr erhalten hatte, vor ihren Füßen hinkreiseln.

„Ach!" rief sie, „er giebt mir das Zeichen, daß er von Neuem als Mensch sterben muß." Sie stellte den Becher neben sich und weinte bitterlich.

Georg, noch immer in seinen Nebelmantel verhüllt, nahm den Becher, trank ihn aus und setzte ihn umgestürzt an seine Stelle. Er fühlte eine Gotteskraft durch Seele und Leib beben.

Die Jungfrauen waren vor dem leeren Becher erschrocken zurückgebebt und hatten sich in ihre Schleier gehüllt.

„Laßt mich jetzt allein mit meinem Leide!" jammerte Aquilina. „Wann wird nun je die Stunde meines Heils nahen?"

Die Jungfrauen verließen die trauernde Herrin. Auf die Lehne des Thronsessels den elfenbeinglänzenden Arm

gestützt, saß sie, das edle Haupt mit verschlossenen Augen zu schmerzlichen Träumen geneigt.

Der entzückte Jüngling schlug seinen Arm um ihren Nacken und küßte ihren lieblichen Mund. Sie fuhr erschrocken empor, aber er hatte sich wieder verhüllt. „O, wie ich träume!“ flüsterte sie, neigte wiederum ihr Haupt und schien die Augen zu schließen. Indem sie aber heimlich durch die langen Wimpern vorblickte, bemerkte sie, wie der Geliebte den Mantel zurückschlug, lieblich, liebend und sichtbar vor ihr stand, den Arm um sie legte und wiederum seinen Mund zum verrätherischen Kusse neigte.

Schnell schlang sie ihre Arme um seinen Leib und rief: „Georg, wie schlimm hast du gethan! Georg, in unsterblicher Jugend und Liebe bist du mein!“

Der Nebelmantel war zu Boden gefallen und die zwei göttlichen Gestalten umpfingen sich im Entzücken ewiger Liebeswonnen.

Um sie herum kreiste in Orgeldonnertönen und mit siebenfarbig zuckenden Blitzstrahlen das Weltall.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Notiz.

Im ersten Bande haben sich folgende Sinn und Metrum störende Druckfehler eingeschlichen:

S. 82. Z. 4 von unten Verzeiht statt Verzeihet
„ 233. „ 18 von unten der statt die
„ 312. „ 13 von unten immer statt nimmer.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Zweiter Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt:

	Seite
Heinrich der Finkler	1.
Ahasver	141.
Ueber die Tragödie	265.
Kaiser Otto III.	283.

Perſonen:

Heinrich, Herzog der Sachſen, hernach König der Deutſchen.
Otto, } ſeine Söhne.
Heinrich, }
Wettin, } ſeine Feldherren.
Bernhard, }
Mathilde, ſeine Gemahlin.
Hedwig, ſeine Schweſter.
Eberhard, Herzog der Franken.
Burkhard, Herzog der Schwaben.
Arnulf, Herzog der Baiern.
Giſelbert, Herzog der Lotharinger.
Wido, Graf.
Der Capellan.
Staudenbein.
Dollinger.
Johanna, ſeine Tochter.
Wolf.
Statz.
Zoltan, König der Ungarn.
Hunyad, } ſeine Feldherren.
Szabolts, }
Swoob, König der Wenden.
Wenzeslaw, Herzog der Böhmen.
Ein unbekannter Ritter.

Ein Herold. Krieger. Bürger. Räuber. Frauen und Kinder. Deutſche. Ungarn. Slaven u. ſ. w.

Erſter Act.

Ein Saal in der Eresburg.

Heinrich. Wettin. Wido.

Wettin.

Der Tag bricht an!

Heinrich.

Und Gott wird weiter helfen.

Wido.

Um Weiber und um Kronen muß man freien;
Die Nacht, doch dich nicht bringen wir zum Weichen.
Dein letztes Wort?

Heinrich.

Zieht ohne mich nach Fritzlar
Und kürt dem deutſchen Reiche ſeinen König!
Doch grüßt mir Eberhard, den Reichsverweſer,
Und ſagt ihm, daß mit Conrad, ſeinem Bruder,
Dem König, auch des Sachſen Feindſchaft
Begraben läg' zu Fulda.

Wettin.

Ob aber das der Reichsverweſer meint,
So lang' Gewalt in ſeiner Hand er trägt?

Heinrich.

Ich denk' nicht d'ran.

Wido.

Den Tag vor Eresburg,
Wo du das Frankenheer erſchlagen haſt,

Das kann kein Mensch, nicht Eberhard vergessen.
Von diesem Blutbad träum' ich manche Nacht;
Zum ersten Mal schwamm dort mein Roß in Blut;
Mein blaues Fähnlein war des Schiffes Wimpel.
Das war ein Kreiselspiel den ganzen Tag!
Noch singet man: „Die Hölle war zu klein,
Für die Erschlag'nen mußt' sie weiter sein!"
Drei Stunden jagt ich selbst den Eberhard,
Bis er im Föhrenwalde mir entwich.
Wie könnte dies uns Eberhard vergessen?

Heinrich.

Das Leben, nicht die Lehn an Thüringen,
Das mir am Herzen angewachsen ist,
Hätt' ich vom König mir entreißen lassen:
Denn seinen Bau vertheidigt selbst der Bär.

Wettin.

Todt ist der König, Eberhard in Fritzlar,
Und wie er tagt, das wird uns freilich tagen.
Leg' dich mit Thüringen und Sachsenland,
Mit deinen braven Helmen vor die Thore,
Sonst legt er um den Kopf den Königsreif,
Daß er, wie Frost und Reif, uns schütteln wird!

Wido.

Sprich: „Ja!" so fang' ich dir den harten Eber.

Heinrich.

Behüt' mich Gott, Ihr Leut'! das ist ein Rath.
Darauf hat Euch kein Heiliger gebracht!
Hei! laßt sie uns doch kommen, fürcht' mich nicht!
Wer meine Hand nicht will, kriegt meine Faust;
Doch mich vergreifen an des Reiches Hoheit,
Landfriedenbrüchig, nein! das thu' ich nicht.
So ziehet ohne mich nach Fritzlar, Freunde!
Doch stellt mir an den Reichstag dort die Frage:
Wie lange soll man noch im deutschen Reiche
Um schnöde Knechtschaft, Gold und jede Schmach

Sich von den Heiden betteln und erkaufen
Die freie Gottesluft?

Wettin.

Du wärst der Mann, du könntest Allen helfen!

Wido.

Dich, keinen Andern wollen wir zum König!

Heinrich.

So meinst du.

Wettin.

Die Sachsen aber lassen nicht von dir.

Heinrich.

In schlimmer Zeit sind gute Freunde selten;
Doch dich, Wettin, und Wido sah ich stets
Bei meiner Fahne treu und ehrenfest.

(Man hört die Metzglocke.)

Wido.

Gott mit Euch, Herr'n! das ist die Morgenglocke.

Wettin.

Ein Lebewohl noch deiner hohen Frau
Und großen Dank für freundliches Quartier;
Denn Friedenreich, nicht Fritzlar trifft man hier!

(Alle ab.)

Hedwig (kommt).

Sie riethen hier die ganze Nacht zusammen,
Und sprachen so gewaltig, daß die Stimmen
Mit Mondenschein in meine Kammer drangen;
Sie riethen hier, und eines Reiches Schicksal
Saß schmerzlich flehend zu der Männer Füßen
Und hing in Todesangst an ihren Lippen.
Ich hab' den Mann, den ich so herzlich liebe,
Ich hab' den Grafen Wido herbeschieden;
Ich will in seine große Heldenseele
Noch werfen heiße Worte, die ihn ganz
Entzünden sollen für das Vaterland.
Still, armes Herz! Er naht, der treue Freund.

Wido (kommt).

So darf ich mit dir reden noch einmal,
Um dir ein ſchmerzlich' Lebewohl zu ſagen.

Hedwig.

Du gehſt nach Fritzlar, Freund? O! welches Glück
Wird einem Mann zu Theil, der kämpfen darf
Mit Wort und That für eine beſſ're Zeit!
Geht hin! Vereinigt Euch! Gedenkt der Noth,
Die wir erdulden von den fremden Völkern!
Und ſammelt um Euch die zerſtreute Schaar,
Die Händ' und Herzen hat! Wär' ich ein Mann,
Ich ſpräng' gewappnet mitten unter ſie
Und führte ſie beim hellen Pfeifenklang
Dem Feind entgegen in die wilde Schlacht!

Wido.

Das war ein ſchöner Traum. Er iſt vorbei.
Mein Leben fand in dir ſein einzig' Ziel;
Gott, Vaterland und alles Herrliche,
Das ſtand in dir mir lieblich vor den Augen.
Fünf Jahre hab ich ſchon um dich geworben;
Noch vorwärts aber kam ich keinen Schritt.
Du, eine Fürſtentochter, ſchön und reich
Und ich ſo arm, wie ein gezogen' Schwert!

Hedwig.

Und haſt du mich denn lieb von ganzem Herzen?

Wido.

Du fragſt?

Hedwig.

O, wend' zu mir dein Auge,
Dein holdes, treues Auge wend' zu mir!
Und nur — ſo reich' mir deine Heldenhand!
Thu' eine große That — und ich bin dein!

Wido.

O, wie geſchieht mir! Träum' ich oder nicht?
Dies Wort, das ich erſehnt ſeit vielen Jahren,

Trifft mich nun plötzlich, wie ein Wetterstrahl.
Nur eine große That? Um eine Heldenthat?
O, hetze einen Löwen auf mich an,
Mit meinen Händen will ich ihn erwürgen!
Schick' unbewaffnet mich in's Land der Ungarn,
Und heiß' mich stehlen ihren Hunyad;
Für dich stürz' ich mich freudig in den Tod!

Hedwig.

Daran erkenn' ich dich!
Und nun kein Wort mehr! Wir verstehen uns.

Wido.

Ich kann nicht von dir scheiden, darf nicht bleiben:
Jetzt von dir scheiden, da ich dich gefunden?

Hedwig.

Und doch muß es geschehn!

Wido.

O Hedwig! Hedwig!
Wenn ich an einem Tag nun wiederkehre
Und löse dich mit meinem Herzblut ein?

Hedwig.

Bei dir wird immer meine Sehnsucht sein!

Wido.

Leb' wohl!

Hedwig.

O Freund! Noch diesen Händedruck!

(Wido ab.)

Hedwig (allein).

Nun ist die Brust mir leicht und doch so schwer.
Es ist mir so, als müßt' ich herzlich weinen!
Horch! Wie so hell er mit dem Hüfthorn schmettert!
Die wilden Männer sprengen leicht hinaus; —
Schon hör' ich nicht der Rosse Hufschlag mehr! —
Ach, Mutter Gottes, hüte seine Schritte,
Ihr Heil'gen alle, wachet über ihn!

O, laßt für ihn mich Eure Huld gewinnen;
Denn meine Seele nahm er mit von hinnen!

(Hedwig ab.)

Burghof.

Heinrich. Mathilde.

(Beide auf- und abgehend.)

Mathilde.

Da lebt ein Schwesterlein im Kloster Herford,
Ein frommes Kind, das sticket Altartücher
Mit seid'nen Fäden und mit Gold und Silber,
Daraus Figuren, lieblich-kleine Vöglein
Und Blumen, seltsam' Rankenwerk ringsum,
Oft noch ein heilig' Bildniß, eine Jahrzahl,
Als hätt' es aus dem Paradies heraus
Das Bildwerk sich erträumt. Ich saß gar oft
Dabei und sah solch' heilig' Werk entstehen.
Nun möcht' ich etwas thun zur Ehre Gottes,
Und solch' ein Tüchlein der Sanct Annen weihen
In unsr'er Burgcapell'; das brächt' uns Segen. —
Du schweigst, mein Heinrich, und in Einem fort
Starrt in die leere Luft dein helles Auge.
Die beiden Grafen haben dich verstimmt.

Heinrich.

Siehst du den schwarzen Punkt am blauen Himmel?

Mathilde.

Ich sehe nichts.

Heinrich.

Da! meinem Finger nach.

Mathilde.

Was ist es denn?

Heinrich.

Der Adler meines Hauses.
Mit weiten Schwingen schwimmt er stolz hinüber,
Mit meiner Seele ziehet er nach Fritzlar.

Mathilde.

Man ſoll nicht achten auf den Flug der Vögel.
Bleibſt heute du daheim, mein Herzog?

Heinrich.

Ja!

Mathilde.

Das muß ich Hedwig ſagen.

Heinrich.

Meinetwegen. (Mathilde ab.)

(Der Capellan kommt.)

Heinrich.

Wie, Capellan, zur Reiſe aufgeſchürzt?
Die Augen glänzen dir, als hätteſt du
Geleſen wieder in den Pergamenten.

Capellan.

Ich komm' aus meiner Zelle, vollgeſättigt
Von der Vergangenheit und auch der Zukunft.

Heinrich.

Komm', ſetze dich ein wenig zu mir her! (Sie ſetzen ſich.)
Was meinſt du, hat das Treiben aller Welt,
Das Ringen aller Völker einen Zweck,
Der über dieſes Leben ging' hinaus?

Capellan.

Die Erde, dieſe ewige Maria,
Und Gottes Weib und aller Menſchen Mutter,
Barmherzig ſucht ſie ihre Kinder all'
Emporzuheben an des Vaters Herz;
Doch Volk um Volk entſinket ihrer Hand,
Und ihre Klage heißt — die Weltgeſchichte.

Heinrich.

Doch unſ'res Volkes Schickſal iſt?

Capellan.

Sein Land.
Es ſpringen auf in Mittag, wie drei Hirſche,

Die wunderbar-gewaltigen, drei Ströme,
Der schäumende Rhein nach Abend hinab,
Die träumende Elbe gen Mitternacht,
Allbeid' in die wogendonnernde Nordsee;
Die Donau nur sehnt sich nach Morgen hin,
Und theilet Deutschland ab in Nord' und Süd';
Und wie das Land zerreißt sie auch das Volk;
Sie macht es herrlich, aber immer elend.

Heinrich.

Doch, doch muß Eintracht werden in dem Reiche!

Capellan.

Du aber unser König, der sie schafft.
O, laß' mich weiter reden; sieh', es steht
Vom Rheine bis zur Nordsee mancher Malbaum,
Der noch die Männer weit und breit versammelt,
Und mancher Sämann gehet durch das Feld
Und streut die Zukunft aus mit vollen Händen.
Ein solcher Sämann ist dein Capellan.
Deshalb siehst du ihn mit dem Wanderstab.
Giebst du mir Urlaub?

Heinrich.

Zieh' mit Gott, mein Freund!

(Capellan ab)

Staudenbein.

(kommt mit einem Vogelkäfig und singt).

Der Vogelsteller allezeit
Zieht in den Wald voll Freudigkeit.
Dompfäfflein, spitze nur das Ohr!
Du Finke, pink! so komm' hervor!
Guten Mor—gen!

Heinrich.

Ein unbefang'ner Sänger, wie ich merke.

Staudenbein.

He da! ist nicht der Herzog heut' daheim?

Heinrich.

Der bin ich selbst.

Staudenbein.

Du, du der gute Hinz?
Der Sachsenherzog? ja, wär' ich kein Freisaß,
So wollt' ich dir zu Füßen fallen, Herr!
So wie ein Topf, der aus den Henkeln bricht.

Heinrich.

Behüt' dich Gott! das thut nicht Noth bei mir.

Staudenbein.

Guck' nur den schönen Finkenhahn dir an;
Das ist ein Vogel, und in seiner Art,
Wie du! es giebt nicht zwei dergleichen mehr.

Heinrich.

Was willst du hier? Was soll es mit dem Vogel?

Staudenbein.

Sieh' nur, ich bin ein Hirte von dem Harz,
Und trieb zur Weide dreizehn Küh' und Kälber,
Jed' Thier trug auch am Halse seine Glocke,
O, dies war ein Geläut', daß auf dem Felsen
Dazu juchheiete Prinzessin Ilse,
Und tanzte, wie ein Rehkalb, durch die Büsche!
Da sollt' ich nun beim Blankenburger Graf
Die Lehn gewinnen über meine Lehde,
Und betteln um freiväterliches Gut;
Und sagt' er mir: er wollte nur mein Bestes;
Dacht' ich: das Beste hab' ich selber gern.
Zu meinem Melkjung' sagt' ich vor zwei Tagen:
„He, Melkjung'! laß' dir sagen: gieb mir Acht!"
Und ging ich in den Wald zum Finkenfang.
Der Ostwind ging und meine Locker pfiffen,
Das war 'ne Freud', die ging noch über'n Brocken!
Da schrie der Melkjung' durch den Busch daher,
Und fragt' ich: „Melkjung', ei, was schrei'st du so?"
Und sagt' der Melkjung': „Ach, die Küh' sind fort,
Die Kalben und die Kälber und die Glocken;
Der Blankenburger Graf hat sie gepfändet.

Und nur der Ochse jug nach Schierke 'nauf,
Und brüllet jämmerlich nach Elend 'nunter."
Da schrie ich mit dem Jungen um die Wette,
Und so lief ich den Blankenburgern nach;
Und traf sie auch beim Schäbenholz und schrie:
„Du schäbig' Pack, das sind ja meine Küh'!"
Da war ich fertig, wie ein todter Specht.
Ein Sumpf war nebenan; da lag ich d'rin!
Und sprang ein alter Frosch mir auf den Kopf,
Der schrie mir in das Ohr: „Gemach! gemach!"

Heinrich.

Das heißt gebadet.

Staudenbein.

Ei, zum Guckguck auch!
Ich kroch nach Haus, und sagte mir mein Nachbar,
Ein kluger Mann, er hat 'ne spitz'ge Nase:
„Geh' du zum Hinz, und sag' es nur dem Herzog,
Der hilft!" und sagt' ich: „Nun, das thu' ich auch!"
Sagt' mir der Stauf: „Hilft Er nicht, sag' es Ihr,
Die hilft dir!" Sagt' ich: „Nun, das thu' ich auch!"
Sagt' mir der Stauf, ich sollt' dir etwas schenken;
Denn große Herren hielten was darauf;
Und hatt' ich nun daheim noch einen Finken. —
Der ist ein Sänger! Sechsmal: reit herzu!
Und gar den Ansatz und zuletzt den Schnapper!
So, Herzog Hinz, bring' ich dir nun den Hahn.

Heinrich.
(betrachtet den Vogel).

Ein schöner Vogel! — mit den Purpurfedern
An seiner Brust, das Köpflein blau, fast schwärzlich!
Die klugen Aeuglein und das munt're Wesen!

Staudenbein.

He, Herzog! Gelt — das ist ein Finkenhahn?!

Heinrich.

Ich denk' nur, Freund, er ist kein rechter Sänger,
Es ist ein Quatscher und ein Zizigall!

Staudenbein.

Ob aber du den Finkenfang verſtehſt,
Und wie erkennt man einen vor dem andern?

Heinrich.

Paſſ' auf! Paſſ' auf: ob ich die Pfeifer kenne?
Zuerſt: der Kühdieb?

Staudenbein.

Meine Küh'! die Küh'!

Heinrich.

Der Sitzauffrüh?

Staudenbein.

Der Blankenburger Graf!

Heinrich.

Der Lacher?

Staudenbein.

Gott verdamm' ihn, ſtraf' ihn Gott!

Heinrich.

Und dann: — der Findeſie! — biſt du zufrieden?

Staudenbein.

Das heißt Verſtand und rechte Finklerart!
Den „Find die Küh'!" wenn den ich finden könnte!

Heinrich.

Wir wollen ſehen! nun, wer kommt denn da!

(Dollinger und Johanna kommen.)

Dollinger (zu Johanna).

Johanna, ſieh', da iſt der große Heinrich,
Der Schlachtenlöwe und der Länder Vater,
Der iſt der Mann, von dem die Harfner ſingen:
Er trüg' auf ſeinem Haupt das deutſche Reich,
Die alte Freiheit und das neue Heil!

Johanna.

Wie ſchön und freundlich ſieht er zu uns her,
Laß' mich zurück, mir wird das Athmen ſchwer

Dollinger
(tritt zu Heinrich).

Heil dir, mein Herzog!

Heinrich.

Danke dir, wer biſt du?

Dollinger.

Ein Waidmann erſt im grünen Kärnthnerlande,
Bis mich das Ungarnvolk von dort vertrieb,
Zuletzt ein Waffenſchmied in Regensburg;
Mein Name heißt ſchlechtweg: der Dollinger.
Ein Bettler bin ich jetzt. Könnt' ich mein Leid
Mit Worten ſagen, die das Herz durchbohren,
Doch hätt' ich es nicht ausgeſagt genug.

Heinrich.

Verſuch's!

Dollinger.

So wie alljährlich, zog auch heuer,
Als kaum noch König Conrad war begraben,
Ein Schwarm der Ungarn durch das Donauland
Mit Raub und Feuersbrunſt, wie ehedem.
Bei den Verwüſtern aber, o der Schmach!
War Herzog Arnulf, der Geächtete;
Und ſein Gefolg' war dies, das mit Gewalt
Ihn zu uns führte heim nach Regensburg.
Verſchloſſen war das Thor, und auf der Mauer
Stand ich und hieß den Herzog einen Schelm.
Doch Städte machen feig und niederträchtig;
Indeß ich oben den Verräther ſchimpfte,
Ward von den Bürgern aufgemacht das Thor,
Und kaum konnt' ich mich retten mit der Flucht.

Heinrich.

Was willſt du nun von mir?

Dollinger.

Daß du mit Kraft
Des Reiches Feinde vor dir niederſchlägſt,

Und wieder hilfst dem alten Recht zu Ehren.
Du bist der einz'ge Fürst im ganzen Reich,
Der noch ein Herz hat für das arme Volk.

Heinrich.

Ist irgend wem im Reich von seiner Heerde
Ein Lamm gestohlen, oder sonst verlaufen,
So heißt es: „Heinrich, hilf mir! such' es wieder!"
Und hat ein Bube irgend wen geschlagen,
So heißt es: „Heinrich, hilf mir: schlag' ihn wieder!"
Wozu gab Euch der Herrgott selbst die Fäuste?
Wehrt Euch! das ist die ganze Zauberei,
Wodurch Ihr Euch vor solchem Drangsal rettet!

Dollinger.

Der große Sachsenherzog, der gewalt'ge,
Braucht nur ein Wort zu werfen in das Reich,
So reget sich das Schwert an jeder Wand,
So thun sich auf die Thüren und die Thore,
Die Weiler und die Burgen, selbst die Wälder,
Und ungezählte Menschenwogen schwellen
Und brausen heran.
Dein Name wird ein Strom, — wer mag ihn dämmen,
Und wer ermessen seine Herrlichkeit?

Heinrich.

Du heißest nicht mit Unrecht Dollinger;
Doch solcher Worte hab' ich viel gehört,
Nur selten eine Männerthat gesehen.
Die flinken Zungen und die faulen Bäuche,
Die eben haben uns zu Grund' gerichtet.

Dollinger.

Und keinen anderen Bescheid?

Heinrich.

Er ist es.

Dollinger.

Gedenk' an mich! Fahr' wohl! Johanna, komm'!

(Beide ab.)

Staudenbein.

Sieh' nur, wie da der Fink' mit aufgepaßt;
Hört er es zweimal, kann er's außewendig.

Heinrich.

Soll je der Deutsche wieder mannhaft werden,
So darf man ihn mit süßem Brei nicht hätscheln.

Staudenbein.

Der wurde wie ein Dompfaff feuerroth.

Heinrich.

Du bist ein Kauz! Was fang' ich an mit dir?

Staudenbein.

Wenn du mich haben wolltest, blieb' ich hier;
Ich möchte gern — verstehst du mich — nun ja —
Mein Nachbar sagt: mit rechtem Narrethei
Könnt' man es zu was bringen in der Welt;
Die beste Katze hätt' die längsten Schnurren.

Heinrich.

Ich brauche einen Steller auf den Heerd,
Verstehst du was vom Vogelfang mit Garnen?

Staudenbein.

Zeig' mir den Heerd, ich richte dir ihn ein,
Daß du das ganze Reich d'rin fangen kannst.

Heinrich.

Was du nicht sagst?!

Staudenbein.

Ich meine alle Vögel,
Die noch zwei Federn auf dem Leibe haben.

Heinrich.

Komm', sieh' einmal mein Vogelzeug dir an!
Du und der Fink' sollt bei mir nicht verderben. (Beide ab.)

Der Marktplatz in Fritzlar.

Ein Herold (tritt auf).

Hört! und aber hört! Eberhard, der Franke,
Entbietet seinen Gruß dem deutschen Reiche,
Und thut durch mich allhier zu Fritzlar kund:
Es ist das Reich zu dieser Stätt' gemahnt;
Gott sei allhier mit jedem deutschen Mann!
Ein Fremdling aber meide diese Stadt
Bei Todesstrafe bis zum nächsten Morgen!

(Trompetenstoß. — Herold ab.)

(Eberhard mit dem Reichsschwerte, Burkhard, Wettin mit der Reichsfahne, Wido und viele Ritter aus Franken, Sachsen, Thüringen und Schwaben treten auf nach Volksstämmen und ihren Panieren.)

Wettin.

Hier stoß' das Reichspanier ich in das Land
Für uns zur Freud', dem Feind zu Leid und Tod!
Das Siegeszeichen für das deutsche Reich!

Wido.

Unzählig' Volk vom Rheine und aus Schwaben,
Die Franken und die Sachsenritter auch
Sind da zur Kür; die ungestüme Nordsee
Scheint hier in Fritzlar's Gassen eingesperrt,
Unbändig, brausend, innerlich ergrimmt;
Die Wogen blanker Helme mit den Federn,
Die schnell, wie Zungen, in die Lüfte lechzen,
Und all' die plötzlichen Blitze der Schwerter,
Und heimlich donnerndes Brausen umher!

Eberhard.

(schwingt das Reichsschwert empor).

Mit uns Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist!

Versammlung.

Amen!

Wettin.

Ihr freien Ritter, bildet Euern Kreis!

Eberhard.

Herzög' und Grafen, tretet ein zu mir!
Ich ſtehe hier mit Franken und für Franken!

Wettin und Wido.

So ſtehen wir mit Sachſen und für Sachſen!

Burkhard.

So ſteh' ich hier mit Schwaben und für Schwaben!

Eberhard.

Ich rufe Baiern auf zum erſten Mal! (Trompetenſtoß.)
Ich rufe Baiern auf zum andern Mal! (Trompetenſtoß.)
Ich rufe Baiern auf zum dritten Mal! (Trompetenſtoß.)
Und ſo entheb' ich Baiern ſeiner Stimme!
Ich ſtoß' das Reichsſchwert in den Boden ein.
Ein heilig' Kreuz, ein Zeichen frommer Eintracht,
Das arme und verwaiſte Königsſchwert.
Es heiſcht von Euch, Ihr Männer, ſeinen Träger,
Es heiſcht von Euch, daß Ihr den König kürt,
Der uns zum Siege und zur Freiheit führt!
Viel tauſend Männer ſeh' ich hier vereint
Im Waffenſchmuck; denn Deutſchlands fernſte Gauen
Haben hieher ihr beſtes Blut geſendet;
Denn nichts Geringes giebt es hier zu dingen.
Des Reiches Oberhaupt iſt heimgegangen
Zu Gott, mein Bruder Conrad, alſo hab' ich
Nunmehr als Reichsverweſer angemahnt
Zur Königskür die Männer deutſcher Erde.
Sind Tag und Ort, ſo frag' ich, recht geboten?

Verſammlung.

Recht geboten.

Eberhard.

Und frag' ich: ſeid Ihr Männer recht gemahnt?

Verſammlung.

Recht gemahnt.

Eberhard.

Da nun gefunden, daß ich recht geboten,
So frag' ich weiter: wie ich Frieden wirke?

Wettin.

Du sollst verbieten Scheltwort, Schimpf und Hader!

Eberhard.

Verbiet' ich Haßmuth, Scheltwort, Schimpf und Hader
Von dieser Stelle bis zu Fritzlar's Thor;
Ich spreche Frieden über diesen Tag. (Trompetenstoß.)
In dieser Stunde, die uns hier vereinigt,
Ihr Waffenbrüder, muß sich Großes finden;
Es gilt die Frage: Deutschland oder keines?
D'rum Waffenbrüder, ernst, als stünden wir
Vor Gottes Weltgericht, laßt Rath uns pflegen;
Wir suchen Hülfe, laßt die Noth uns kennen!
Ich heb' das Sargtuch auf von einer Leiche,
Die scheintodt liegt, die wir erwecken sollen,
Ach, unſ're Mutter, unser Vaterland!
Und schweigt es still, doch sprechen seine Wunden,
Wenn nicht zum Ohre, doch zu unſ'rem Herzen
Blutrothe Worte, hörbar nur der Seele!
Vielkühnes Sachsenland, o freudig' Franken,
Du tapf'res Schwaben, all' Ihr deutschen Männer!
Wir wollen nur das einzig Eine denken:
Wie wir das heil'ge Vaterland uns retten:
Dort an der Donau liegt der Ungarnkönig,
Mit seinem Säbel schreibt er in den Sand,
Und sein gehöret jedes deutsche Haus,
Ein jeder Grashalm auf der deutschen Erde.
Und keiner nenn' ein Weib, ein Kind sein eigen,
Bis es nicht todt in seinen Armen liegt.
Nicht zu der Donau, seht zur Elbe hin!
Herüber treibt der Slave Schwarm um Schwärme
Aus seinem Bienenhaus, dem Steppenland;
Das Wendenvolk hält Deutschlands Thüren offen,
Der Ungarn Freund und ewig unser Feind!

Verſammlung.

Ewig unſer Feind!

Wido.

Zerreißt den Strick!

Ein Anderer.

Und ſchlagt ſie todt!

Verſammlung.

Todt! todt!

Eberhard.

Als wär' es nicht genug, daß wir nicht frei,
Daß wir mit Blut und Gut dem Hunnenkönig,
Daß wir dem Slaven ſelber hörig ſind;
Um zu der Schmach die Schande noch zu fügen,
Fährt von dem Eiderſtrom der Nordmann her,
Damit der Allerweltsknecht Allen fröhne,
Jed' fremdes Kind den deutſchen Mann verhöhne.
Selbſt der Franzoſenkönig Carl, der Dumme,
War nicht zu dumm, dem armen, deutſchen Reich
Die linke Hand, Lothringen, abzuſchneiden.

Burkhard.

Ich ſchlag' ihn auf den Kopf!

Wettin.

Er hat ja keinen.

Eberhard.

Groß iſt der Dränger Schwarm und ſchwer die Zeit,
Tief wie das Meer und wie der Himmel weit
Iſt Deutſchlands Noth; doch iſt es nicht verloren,
Wenn es ſich ſelbſt, ſich ſelber nicht verliert.
O, hätt' ich eines Domes Glockenſtimme,
Ich wollte zu Euch ſtürmen Tag und Nacht:
Vereinigt Euch und rettet Euch, Ihr Brüder!
Ach, meine Hand iſt ſchwach, vereinigt aber —
Ach, würden wir doch Eins, Ihr deutſchen Brüder,
Vor unſ'rer Bruſt zerbräche eine Welt!

Wettin.

Wohl Eins! nur Eins! ein einzig deutsches Reich
Und Einen König, der gebieten mag!

Burkhard.

Zum Drechsler, geht zum Drechsler, lieben Leute!

Eberhard.

Und so beginnen wir allsammt zu küren:
Gott über uns! So schwören wir vor ihm:
Nach Wissen und Gewissen meine Stimme
Dem besten, deutschen Mann im deutschen Reiche,
Nicht einem Andern aus Vertrag und Lohn,
Nicht nach der Sippschaft, nicht aus Gunst und Freundschaft,
Ich sage allem Diesem ab von Herzen:
Ich küre frei nach altem, deutschen Brauch,
(die Hand auf das Reichsschwert legend)
Bei Mannes Ehre und bei diesem Schwert!

Die Versammlung.

Bei Mannes Ehre und bei diesem Schwert!

Stimmen der Franken.

Hoch, Eberhard, der deutsche König lebe!

Eberhard.

Ich biete Frieden! hört mich weiter an!

Wido (zu Wettin.)

Man hört die Herzen pochen unter'm Harnisch:
Das ist 'ne Todtenstill'! das schauert mich.

Eberhard.

Als schon mein Bruder todeskrank gelegen,
Hieß mich der königliche Mann zu sich;
Denn selbst im Todeskampfe war sein Geist,
Beschäftigt mit des Reiches Wohl und Wehe,
Und sprach zu mir: „All' Herrlichkeit der Erde
Wird Staub; vor Gott macht Alles gleich der Tod,
Und nur das Gute, das man thut, das lebt."
Sprach weiter auch: „Mein Deutschland sollst du retten

Als König nicht, als rechter Rittersmann.
Bei uns, den Franken, ist nicht Glück noch Segen,
Und bei den Sachsen aber stehet Gott."
Sprach weiter Conrad: „Und nach meinem Tod
Ist Einer nur im Reich der Würdigste,
Der Euch erretten wird von Noth und Schmach.
Verschmäht mir nicht die starke Heldenhand,
Daß sie nicht Euch, nicht selber sich zerschmett're.
Nicht du, der Sachsenherzog Heinrich wird
Nach meinem Tode König sein im Reich.
Du sollst des Reich's Kleinodien ihm bringen,
Der erste Deutsche, der ihm huldiget."
D'rauf nahm er meine Hand, legt' sie auf's Herz,
Um meinen Nacken schlang er seinen Arm,
Und sprach er da: „So schwöre!" — und ich schwur.
Sein Herz stand still — sein Auge war erloschen;
Und meinen Eid gedenk' ich treu zu halten.

Wido.

Ihr Sachsen, hoch hebt Euren Schild empor!
Wir küren Heinrich! Deutschlands König lebe!

Wettin.

Heinrich, König der Deutschen!

Viele Stimmen.

König Heinrich!

Burkhard.

O haltet ein, Ihr Franken, und besinnt Euch,
Bevor Ihr über Euch den Sachsen setzt!
Steht es mit Franken, Schwaben und mit Baiern
So schlimm, daß wir durch Wald und Sand und Haide
Zu einem Vogelsteller schleichen müssen,
Dem deutschen Reiche einen Herrn zu finden?
Ihr stolzen Franken, habt Ihr Eure Schmach
Vor Eresburg so bald, so bald vergessen?
Wählt Ihr ihn doch, so merket auf mein Wort:
Kein Vogel wird dann mehr im deutschen Reiche

So hoch ſich ſchwingen, daß ihn nicht der Aar
Mit ſeinen Fängen in der Luft erreiche.

Wido.

Bei Gott! nicht unſern Herzog ſollſt du ſchelten,
Ich möchte ſonſt vergeſſen Zeit und Ort.

Eberhard.

Wohl haſt du Recht: des Sachſen Fauſt iſt hart
Gewaltig, wie das Harzgebirg, ſein Geiſt;
Ein königlicher Mann auch ohne Krone,
Der dieſe arme und zerfall'ne Zeit
Aus dem Verderbniß retten kann und muß.

Burkhard.

Ich ſag' mich los von ihm, und wie die Donau,
So wenden wir uns von dem Reiche ab.
Schwabenpanier empor! Hier liegt mein Handſchuh.

(Er wirft den Handſchuh; Wido hebt ihn auf.)

Wido.

Es ſoll dich werfen dieſe meine Hand,
Auf deinen Nacken ſetz' ich meinen Schuh;
Löſ' ein den Handſchuh, löſ' den Handſchuh ein!

Burkhard.

Ich geh' zu Arnulf. Gehet ihr zum Heinrich!
Seh'n wir uns wieder, ſoll es Roſen regnen.

(Burkhard mit Schwaben ab.)

Eberhard.

Hier aber bei dem Schwerte ſteht das Reich.
Dem Sachſenherzog Heinrich meine Stimme!
Wer mit mir iſt, erhebe ſeine Hand;

Wido.

Ein Wald von Händen wächſt um uns empor.
Alle für Heinrich.

Verſammlung.

Heinrich, unſer König!

(Trompeten und Poſaunen. — Glockengeläute.)

Wettin.

Das ist ein guter Klang!

Wido.

Ein freud'ger Donner,
Der durch die Gassen wie ein Löwe springt.

Eberhard.

Der Tag ist aufgelöst. Nach Staufenburg!
Nach Staufenburg, wo wir den Herzog wissen,
Nach Staufenburg, den König zu begrüßen!

(Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen Alle ab.)

Gebirge.

(Nacht.)

Dollinger. Johanna.

Johanna.

Die Nacht ist schlimmgelaunt und wild, mein Vater!

Dollinger.

Sie ist nicht wilder, als mein eig'nes Herz.

Johanna.

Die Wolken schweifen erdwärts durch den Wald,
Gespensterartig und mit stillen Schauern.

Dollinger.

Es sind die Geister der verstorb'nen Väter,
Barmherz'ge Wesen ohne Tod und Leben.
Des Reiches Schmach läßt sie nicht schlafen unten;
Sie müssen weinen um des Berges Gipfel.

Johanna.

Es fröstelt sehr; es ist so kalt, so kalt.
Laß' uns zu Menschen kehren, bester Vater!

Dollinger.

Zu Wölfen lieber und zu wilden Bären,
Die frei und wild in wilder Freiheit leben,
Und für ihr einzig' Gut zu sterben wissen.

Johanna.

Du biſt gewiß recht krank, recht krank, mein Vater?

Dollinger.

Ich trag' ein großes Weh' in meiner Bruſt,
Den Todesſchmerz des heil'gen, deutſchen Reich's.
Ich bin ein Narr, ein Narr ſtirbt nicht daran.
Wie ſollt' ich bei Gedanken bleiben, Kind?

Johanna.

Horch', dies Getöſ'! Es iſt die wilde Jagd.

Dollinger.

Laß' heulen, laß' es pfeifen in der Luft,
Und laß' es in dem Föhrenwalde ſauſen!
Könnt' mit dem Sturm ich, mit dem Sturme raſen,
Durch die Gehöfte wilde Flammen jagen,
Die ganz gemeine, feige Welt erſticken!

Johanna.

Ach, lieber Vater!

Dollinger.

Weine nicht, mein Kind!
Es ſteht gar ſchlimm, gar ſchlimm im deutſchen Reiche.
Heinrich, der Sachſe, hätt' uns retten können,
Nur der allein, der löwenherz'ge Mann;
Auch der iſt für das Vaterland dahin!
Ich möcht' das Herz mir aus dem Leibe reißen!

Johanna.

Vergiß das, Vater!

Dollinger.

Sterben, wenn ich könnte,
Bevor der deutſche Name untergeht!

Johanna.

Der Morgen graut; hier führt ein Pfad in's Thal.

Dollinger.

Wir müſſen höher in's Gebirge ſteigen.

Johanna.

Laß' uns hinunter!

Dollinger.

Komm'! Komm'!

Johanna.

Vater?

Dollinger.

Komm'!

Johanna.

In dieſen Schluchten ſollen Räuber leben.

Dollinger.

Nur brave Leut'! Zu ihnen wollt ich eben. (Beide ab.)

Vogelheerd am Walde.

Heinrich. Staudenbein.

Heinrich.

(hinter einer Reißigwand).

Mach' ſchneller!

Staudenbein.

Hä?

Heinrich.

Es wird ja Tag.

Staudenbein.

Sogleich!

(im Vogelheerd beſchäftigt)

Der Miſtler, ja, der Miſtler lockt gar laut;
Dem Miſtler geb' ich hier den beſten Stand.
Beiß' nur, du Stieglitz! mußt doch an den Sillen;
Nun kannſt du wie ein Röſſel galoppiren!

Heinrich.

Komm'!

Staudenbein.

Gleich.

Heinrich.

Fertig?

Staudenbein.

Ja! Ja!

Heinrich.

Ich höre Droſſeln.

Staudenbein (hinter die Wand.)

Die haben lange noch nicht ausgeſchlafen.

Heinrich.

Es kann nicht fehlen, Vögel giebt es heute.
Der Himmel iſt ſo rein; zerſtreute Sternlein
Seh'n ſo verträumt in's weiße Haus des Waldes,
Wo Silber über Nacht die Elfen ſpannen,
Und Perlenfäden zogen durch die Luft.
Sieh' auf; es röthet ſich der Oſten ſchon.

Staudenbein.

An eine ſolche Nacht muß ich gedenken.
Gedenken, da der Harzgeiſt auf mir ritt:

Heinrich.

Was du mir ſagſt?

Staudenbein.

Ihr glaubt es nicht, mein Herzog?

Heinrich.

Sprich leiſer und erzähl'!

Staudenbein.

Das war 'ne Nacht,
In der ich mich verirrt beim Borkenfeld.
Ich wollt' nach Borkenkrug; du kennſt den Hof!
Dort wo die Radau, Oder und die Kalben,
Wie kleine Kinder, aus dem Mooſe ſchluchzen,
Steht auch das Haus, ſowie ein Mönch, allein.
Und war es Nacht, eh' ich das Haus erlangte.
Da neckt' es mich, und ging ich kreuz und quer,
Bis ich in Wald und Klippen war allein;
Und, ſag' ich, Herr, der Spaß war nicht zu groß!
Ich ſtieg auf einen Baum bis in den Wipfel gar,

Und doch, o Herr, ſah ich nur Wald und Mond;
Und wie im Traume, flüſterten die Bäume:
„Wo iſt denn der her? Wo iſt denn der her?“

Heinrich.

Ich dächte doch!

Staudenbein.

Nun ja! ſo kam mir's vor.

Heinrich.

Daß laß' ich mir gefallen.

Staudenbein.

Aber, ſag' ich,
Mir wurde angſt und bang. Doch ging ich weiter
Ueber die Blöcke und Wurzeln des Waldes
Durch Haidekraut und Moor in wüſte Finſterniß,
Wo außer mir kein Menſch noch hingekommen;
Und da ich müd' ward, legt' ich mich hin und ſchlief.
Auf einmal kehrt' mich etwas hin und her!

Heinrich.

Doch nur kein Geiſt?

Staudenbein.

Nein, nur ein großer Bär!

Heinrich.

Gut.

Staudenbein.

Doch ich war gefeit in dieſer Nacht;
Denn unverſehrt blieb ich vor wilden Thieren,
Die um mich ſprangen, brummten, ſchnurrten, heulten.
Ach, Herzog, beten konnt' ich, wie ein Pfaffe. —
Horcht, alle Vögel fangen an zu locken!
Es iſt ein Scheerenſchleifer mit darunter.

Heinrich.

Spürſt du ihn aus, ſo drück' den Kopf ihm ein!
Nun weiter!

Staudenbein.

Weiter, weiter ging ich fort,
Bis nach und nach die Bäume kleiner wurden,
Erſt Stangenbäumchen, Büſche dann, Geſtrüppe
Und endlich Moos; ſo war ich nun beim Brocken.
Da, Herr, gleich einem Schneeball, einem Vogel,
Der flugellahm, rollt' etwas her zu mir —
Ein Spuck — ſchneeweiß —

Heinrich.

Das war die rechte Sorte.

Staudenbein.

Und ſagt' zu mir: „Ei, guten Abend, Vogler!"
Sagt' ich darauf: „Gott ſei mit dir, mein Freund!"
Und war das Weſen, wie ein kleines Männchen,
Und in ſein Haupthaar, das wie Silber glänzte,
War es gewickelt, wie in einen Mantel. —
Vom Walde drüben lockt ein Amſelhahn.
Wie der verhalt'ne Finke muſicirt!
Der gute Narr ſieht Herbſt für Pfingſten an.

Heinrich.

Er pfeift ſo was von meinem Lebenslauf.
Dein Männchen aber —

Staudenbein.

Sagt' zu mir: „Hä! hä!
Wie wird ein alter Knabe ſchwach und müd'!
Du biſt noch jung, trag' mich vollends hinauf!"
Und hopp! auf meinem Rücken ſaß der Geiſt,
Und ſpornte mich mit ſeinen Ferſen an,
Bis ich am Ende auf dem Brocken oben
Todtmüd' und matt mit ihm zu Boden fiel.

Heinrich.

Das iſt nicht wahr!

Staudenbein.

's klingt mir in die Ohren,
Als wären Droſſeln über'm Walde drüben.

Heinrich.

Du fielſt zu Boden?

Staudenbein.

Und das Männlein mit,
Und ſtreckte ſich das Weſen hoch und höher!
In ſeinem Kopfe drehten ſich zwei Räder,
Zwei blaue Flammen, welche Augen waren;
Und wuchs es rieſengroß, ein Eichenbaum,
Ein Nebelthurm, der in den Himmel ſtieß,
Und faßt' es an den Mond bei ſeinem Horne,
Und ſetzt' ihn auf den Kopf, ſowie 'n Helm.
Hoch über'n Ilſenſtein war das geſchritten.

Heinrich.

Pſt! die Miſtler —

Staudenbein.

Vier Schwärme, tauſend Schocke!

Heinrich.

Sie kreiſen. Pſt!

Staudenbein.

Der Anfall iſt zu hoch!

Heinrich.

So rühr' den Vogel! Gut! ſie fliegen ab.

Staudenbein.

Sie fallen ein, wie Schnee.

Heinrich.

So zieh' doch zu!

Staudenbein.

Der eine fällt, zwei and're, nun die Droſſeln!

Heinrich.

Genug! Zieh' zu!

Staudenbein.

Wir müſſen alle haben —

(Trompetenklänge.)

Daß die Trompet' dir in die Kehle wüchſ'!
Weg ſind die Vögel! daß ich mit der Mütze
Den Störefried erſchlüg'!

Heinrich.

Was ſoll das ſein?
Ein Ueberfall? Nein, nicht möglich! nicht möglich!
Es iſt ja mein Panier! es ſind die Freunde!

Staudenbein.

Die armen Vögel fürchten ſich zu Tod;
Das iſt ja eine Angſt und eine Noth!

(Eberhard, Bernhard, Wettin und Wido mit ihrem Gefolge und ihren Panieren treten auf.)

Heinrich.

Eberhard?

Bernhard.

Er iſt es.

Wettin.

Dein Freund mit uns!

Eberhard.

(überreicht Heinrich das Reichsſchwert.)

Heil dir, mein König! Herr, mit dieſem Schwert
Leg' ich das deutſche Reich in deine Hand,
Und wenn du willſt, zugleich mein eigen' Herz!
König der Deutſchen durch die Wahl des Volkes!
Wie das zuvor ein Sterbender gewünſcht,
Wie ich geſchworen, dann es vorgeſchlagen,
Und freie Männer zum Beſchluß gebracht.
So huldigt dir hiermit der erſte Franke! (Er kniet nieder.
Dem König Heil!

Verſammlung.

Dem Sieger ewiglich!

Heinrich.

(Eberhard aufhebend.)

Nicht ſo! an meine Bruſt! daß nicht die Männer
Aus meinen Augen ſeh'n die Thränen ſpringen.

Mußt du mich denn vor aller Welt beſchämen,
Mit Edelmuth mich ewig überwinden?
Und machſt mich klein vor meinen eig'nen Augen?
Wie könnt' mir je ein Größeres gelingen?

Eberhard.

Rette das Vaterland!

Heinrich.

Sei mir ein Freund! laß' uns vereinigt bleiben,
Sowie zwei Hände, Diener einer Bruſt,
Die eine decke mit dem ſich'ren Schilde,
Die and're, nackte Hand mit ihrem Schwerte!
(zur Verſammlung)
Wie alle Weſen treu umſpannt der Himmel,
So ſoll der einzige Gedanke:
Für's Vaterland den letzten Tropfen Blut!
Um alle Deutſche, wie ein Ring, ſich ſchließen.
Vom ſchlimmſten Joche ſind wir ſchon befreit,
Sind wir vereint alſo zu aller Zeit.

Eberhard.

Hier meine Hand!

Wettin.

Für dich, und mit dir ewig!

Bernhard.

Gehſt du voran, ich folg' dir durch die Hölle!

Eberhard.

Nach Fritzlar, Heinrich, daß dein edles Haupt
Wir mit der deutſchen Königskrone ſchmücken!

Wido.

Aus dieſes Waldes alter Föhrennacht
Steig' auf zum Ruhm ein Aar in Sonnenpracht!

Staudenbein.

O Vogelheerd, o Vogelheerd, ade!

Der Vogelſteller wird nun gar ein König;
Der erſt' und letzte aber, — denk' ich mir.

Wido.

Das Herz im Leibe möcht' vor Jubel ſpringen;
Voran, Ihr Spielleut', laßt die Hörner klingen

(Raſche Marſchmuſik. — Alle ab.)

Zweiter Act.

Regensburg.

(Ein Saal.)

Arnulf. Staudenbein, als Herold. Ein ab- und zugehender **Mundschenk**.

Arnulf.

Er ist ein Hexenmeister, dieser König,
Der durch den Wald geht und sein Hütchen dreht,
Und alle Bäume laufen hinterdrein.
Verdamm' ihn Gott in seiner besten Stunde!
Hat er doch eine Kriegsmacht vor den Thoren,
Wie ich noch nie geseh'n im deutschen Reiche!

Staudenbein.

Der König aber läßt dir weiter sagen:
Es wär' nur zwischen dir und ihm der Streit!
D'rum fordert er dich auf, mit ihm allein
Nach deutschem Rittersbrauch das abzumachen;
Und was der Brauch ist, ei, das weiß ein Kind!

Arnulf.

Schenk' ein, du Jung'! das ist doch Königsart!
Das freut mich, daß ein König so mich ehrt,
Mit mir im Zweikampf einen Gang zu thun!
Das freut mich von dem Heinrich, Blitz und Donner!
Er ist so recht ein festes Königsherz.
Doch was das Beste bleibt, kein Pfaffenknecht!
Ich hab', weiß Gott, drei Tage lang gelacht,
Als ich gehört, daß er bei seiner Krönung
Die Salbe und den Erzbischof von Mainz

Drei Schritte von dem Leibe ſich gehalten.
Mein Burgpfaff hat davon das Gallenfieber.
Weiß Gott, das hat von Heinrich mir gefallen!

Staudenbein.

Er wartet deiner draußen vor den Thoren.

Arnulf.

Flink, Jung', ſchenk' ein, deß muß ich mich beſinnen.
Wer bürgt mir aber, daß ich nicht verrathen
Und nicht gefangen werd' und umgebracht?
Denn einem König iſt nicht wohl zu trauen.

Staudenbein.

Du kennſt den Sachſen nicht; und ſollſt du auch
Mit allen deinen Leuten zu uns kommen;
Denn zwiſchen beiden Heeren Ihr allein,
Ein jeder mit drei Rittern, welche zeugen,
Kommt Ihr zuſammen. Alſo wird's gehalten.

Arnulf.

Flink, Jung', ſchenk' ein! das iſt ein ſchönes Stück;
Das hätt' ſo gut ich mir nicht ausgeſonnen!

Staudenbein.

Frag' nach! bei Ulm geſchah es ebenſo,
Als ſich der Schwabe unbedingt ergeben.

Arnulf.

O, dieſe feige Memme, dieſer Baſtard!
Verdamm' ihn Gott! verläßt mich in der Noth,
Der Herrenknecht verdingt ſich an den König,
Und kriecht zu Kreuz, wie eine böſe Sieben.
Nicht wahr, der Sachſe hat's ihm eingetränkt,
Belehnt mit Ketten, mit eiſernem Handſchuh?
Gelt! gelt, ich hab's errathen?

Staudenbein.

Links um, Herr Herzog! nur ein wenig anders.

Arnulf.

Entſetzt des Landes?

Staudenbein.

Vielmehr eingesetzt.
Denn Burkhard ist mit Schwaben neu belehnt.
Nun ist erst rechte Liebe zwischen uns,
Und unser Lager, nun das ist ein Himmel!
Niest einer, sagt der and're: „Helf dir Gott!"
Schenkt einer ein, so trinkt der and're aus;
Schläft einer, nun so schläft der and're mit;
Und Alles nur aus Liebe zu dem König;
Doch Wildpret essen wir am allerliebsten.

Arnulf.

Schenk' ein! Schenk' ein! Gott segne mir den Trunk!
Der Teufel aber steckt in deinem König!
Sag' ihm: er möge noch in Zeiten beichten;
Denn Arnulf spaßt nicht, führet er die Klinge.
Denn wo ich hintret', tret' ich auch ein Loch,
Und wo ich hinschlag', schlag' ich auch ein Loch.
Es freut mich aber, daß er so viel Muth hat,
Mit mir im Zweikampf ehrlich sich zu messen;
Und sag' ihm: 's thut mir leid, ihn zu erschlagen;
'S wär' aber so nun einmal meine Art,
Daß meinen Kernhieb keiner kann ertragen;
'S thut mir leid um ihn, das kannst du sagen;
Denn ist er auch mein Feind; so bleibt er doch ein Mann!
Du kannst dich nun zum Teufel scheeren, Freund!

Staudenbein.

Du kommst gewiß?

Arnulf.

Holla! es ist gesagt.
Laß' in dem Mosthaus dir ein Krüglein Bier
Von meinem Kellner schenken! Geh' mit Gott!
(Staudenbein ab.)
He, Jung'! die breiten Schwerter bring' herauf!
Den Hunnenfresser und den Baierntrost!
Doch wart'! ich muß in's Zeughaus selbst hinunter,
Sonst bringt Ihr doch zuletzt nur Blech und Plunder!
(Arnulf und der Schenke ab.)

Vor Regensburg.

(Ein Platz bei dem Lager des Königs.)

Burkhard. Wettin. Später Staudenbein.

Burkhard.

Mir kommt der König vor, gleichwie ein See,
Unendlich tief und doch dabei so klar,
Daß man die Wurzeln der Gedanken sieht,
Die oben auf, wie helle Rosen, schwimmen.

Wettin.

Hast du ihn je im Sturm, im Zorn gesehen?

(Staudenbein tritt auf.)

Was hast du, Vogelsteller, hier zu gaffen?
Wer steckte dich denn in den Wappenrock?

Staudenbein.

Hä! seht mich nur genau an, liebe Herren!
So klein ich bin, so hat doch heute schon
Ein Herzog mit mir Brüderschaft getrunken,
Und fraget nur bei Arnulf selber nach!
Beim Abschied fiel er mir gar um den Hals,
Und schwur mir zu: daß keinen bess'ren Kerl,
Als mich, er je bei einem Krug gefunden!
Dabei hat er geweint, der gute Mann,
Geweint, geschluchzt: da, seht den Aermel an!
Er ist noch naß von eines Herzogs Thränen!

Wettin.

Kerl, ist das wahr, so fress' ich dich lebendig!

Staudenbein.

Nur mit den Gräten nicht, das bitt' ich sehr!
Geht das so fort, so weiß ich mir nicht Rath,
Wie all' die Ehr' ich noch ertragen soll!

Wettin.

Gieb dich zu frieden! deiner Tugend wegen
Wirst du einmal gewiß nicht aufgehangen.

Staudenbein.

Habt nur Geduld! denn eine kurze Nacht
Hat einen Bach zum Strome wohl gemacht. (Er geht ab.)

Wettin.

Und Staudenbein, der große, hat's vollbracht.

Burkhard.

Steht nicht der König drüben mit dem Mönch?

Wettin.

Kennst du des Königs alten Capellan?

Burkhard.

Ich dank' ihm viel; er ist ein kluger Mann.
Verblendet war ich und dem König Feind,
Als ich vor Kurzem noch bei Weinsberg saß
In einer Rosenlaub' mit meinen Fiedlern
Bei Spiel und Trank und freute mich des Lenzes:
Da plötzlich hörten wir ein seltsam' Klingen,
Ein Zwitschern und ein Schrei'n, und sahen bald
Ein unermeßlich', buntes Vogelheer
Von Osten fliegen und die Luft verdunkeln.
Doch mitten d'runter, wunderbare Pracht!
Stieg sonnenklar hervor ein wonnig' Wesen,
Das hatte purpurrothe, lange Flügel,
Das hatt' ein gülden Krönlein auf dem Kopfe.
Wir standen noch und starrten in die Luft,
Da kam auf einmal dieser Mönch einher,
Grüßt' uns und sagt': „Das war der Vogel Phönix!
Vom neuen Weltjahr und vom Sachsen Heinrich
Hat er den Leuten einen Gruß zu bringen."
Da ward mein Herz im Leibe mir gewendet.

Wettin.

Da kommt er selbst herbei. (Der Capellan kommt.)

Capellan.

Gott sei mit Euch!
Ein jeder Stern möcht' sich am Himmel freuen,

Sieht er Euch hier so brüderlich vereint.
Wie schön ziemt, Herzog Burkhard, dir die Stelle,
Die dir gehöret bei dem Reichspanier!

Burkhard.

Wie du geweissagt, also ist's gekommen.

Capellan.

Und weiter sag' ich, was noch nie geschehen,
Heut' wird des Reiches Einigkeit vollbracht,
Der erste Schritt zur Weltherrschaft gethan.

Burkhard.

Du meinst Italia? (Trompetenstoß.)

Eberhard.

Der König kommt.

(Heinrich und Wido kommen.)

Wido.

Die Zimmerleut' arbeiten, wie die Bären,
Schon hängt der Mauerbrecher in der Wucht,
Mit Eisenstirn' die tausendjähr'ge Eiche;
Nun hauen sie von Neuem Holz im Walde,
Zum Sturme einen Räderthurm zu bauen.

Heinrich.

Sehr wohl, mein Freund! doch schaue nur hinunter,
Wie steht so herrlich Regensburg vor uns!
Ja rückwärts stürzt die Donau selbst herbei,
Mit ihrem Segen dieses Land zu tränken!
Wie streben dort die Thürme hoch empor
So, wie ein steinern' Dankgebet zu Gott!
Und diesen Himmelsfrieden sollt' ich stören?
Mordfackeln werfen in mein eig'nes Haus?

Wido.

Doch wirst du anders nicht den Arnulf zwingen.

Heinrich.

Gott hält ein jedes Herz in seiner Hand.
Zu dieser Stelle war der Mann beschieden.

(zu den Vorigen.)

Ich hab' Euch herbestellt, damit Ihr zeuget
Und schlichtet zwischen mir und Baiern's Herzog.

(zu Burkhard.)

Soll, Herzog Burkhard, unser Werk gelingen,
So müssen wir recht fest zusammenhalten.

Burkhard.

Treu, wie ein Thurm, ist dir mein Schwabenland!

Heinrich (zu Wido).

Mein Wido, geh' hinunter vor das Thor;
Es öffnet sich, und Arnulf kommt heraus;
Du sollst in meinem Namen ihn begrüßen.
Brich einen grünen Zweig dir aus dem Busche!

(Wido ab.)

Burkhard (zum Capellan).

Vertrauen mag ich dir, daß meine Seele
Sich freut, seh' ich des Königs Angesicht
Und seine herrliche Heldengestalt.

Capellan.

Es ist ein Bote Gottes dieser Zeit.

Burkhard.

Gestützet seine Hände auf das Schwert,
Und auf die Erde seinen Blick geheftet,
Steht er, wie jetzt, so oft gedankenschwer.
Was sich da regen mag in seiner Seele?

Capellan.

Es träumt der Weltgeist da in ihm empor.

Burkhard.

Was willst du sagen, Mönch?

Capellan.

Die Weltgeschichte.

Burkhard.

Ich versteh' dich nicht.

Wettin.

Sieh', aus dem Thore quillt das Baiernvolk

So, wie ein Strom aus einem Felſenſpalt.
Voran gar ſtattlich woget Arnulf her.

Burkhard.

Wie trägt er hoch und ſtolz ſein Baiernfähnlein!

Wettin.

Es leuchtet ſein Geſicht, wie ein Comet.

Burkhard.

Der arme Herr! das kommt vom Brauhaus her;
Er bläſt zu oft in's Feuer, das er ſchürt;
Da wird das Auge blöd' und hell die Wange,
Die Beine ſtärker und die Füße ſchwach.

Wettin.

Sein Knabe kann die Waffen nicht erſchleppen.

Burkhard.

Zwei Schwerter, lang genug, um aus dem Himmel
Ein blau' Stück Tuch zum Wammſe ſich zu ſchneiden.

Wettin.

Die Baiern halten, und ein rother Hahn,
Beinah' ein Menſch, ach, Arnulf kommt heran!

(Arnulf und einige baieriſche Ritter treten auf.)

Arnulf.

Baierland hie!

Heinrich.

Das iſt nicht wahr! Ich kenne Baiern beſſer,
Als daß es wider Recht und Billigkeit
Gemeinſam' Vaterland verrathen könne;
Du biſt der Arnulf! Sprich, was ficht dich an,
Daß du in's eig'ne Angeſicht dich ſchlägſt?

Arnulf.

Das Baierland will dich zum König nicht.

Heinrich.

Du biſt nicht Baiern!

Arnulf.

Doch ſein Herzog bin ich.

Heinrich.

Und ich dein König, dem du widerſtrebſt!
Ein jeglich' Glied iſt unterthan dem Haupte;
Hätt' aber dich das Reich geſetzt zum König,
Glaubſt du, ich würd' Gehorſam dir verweigern?
So heiſch' ich auch ein Gleiches nun von dir.

Arnulf.

D'rauf ſoll mein Schwert dir eine Antwort ſagen.

Heinrich.

Wie meinſt du, Arnulf was dir beſſer iſt:
Ob ich dein Freund bin oder feindlich dir?
Noch jetzt dein Freund, ſchäm' ich mich nicht zu bitten,
— Denn ruhmlos bleibt der Sieg im Bruderzwiſt, —
Schäm' ich mich nicht als König dich zu bitten:
Nicht zu ermorden unſer Vaterland!
Es lauern all' die Todfeind' unſ'res Namens
Nur auf den ſchmachvoll blut'gen Augenblick,
Der in das Schwert des einen wirft den andern,
Das arme Reich, das ganz verrath'ne Kind,
Mit ſeinem Namen von der Welt zu tilgen.
Arnulf, laß' einen andern Ruhm uns ſuchen!

Arnulf.

Durch Reichsacht bin zur Nothwehr ich gebracht.
Den Zwiſt hab' ich, weiß Gott, nicht angefacht.

Heinrich.

Die Acht war aufgelöſt im Augenblick,
Wo dir dein König Freundſchaft angeboten.

Arnulf.

Und wenn du mir zu Füßen fieleſt, Heinrich,
Es ſollt' das Herz im Leibe mir nicht zucken;
Und ſchlügſt du in die Erde mich hinein;
Der Baier Arnulf blieb der Alte doch!

Heinrich.

Gott werde deinen Sinn, du harter Mann!

Denn dich, dich ſelber muß ich haben, Arnulf!
Ganz Deutſchland ſtreckt die Arme nach dir aus,
Und ruft wie eine Mutter nach dem Sohne.
Die Männer, die der Heide hat erſchlagen,
Sie jammern unten aus der Erde noch:
„Wie lange ſitzt auf unſ'rem Grab die Schmach?"
Die Wittwen und die Waiſen aber fragen:
„Wo ſind die Ritter, die uns ſchützen ſollen?"
Und all' die Männer, die in Knechtſchaft dulden,
Sie rufen: „Brecht die Ketten uns entzwei!"
Das hör' ich Tag und Nacht. Mir brennt die Seele,
Hand anzulegen an das Werk der Rettung.
Vom Ungar liegt erwürgt dein Vater Ludolf,
Und ſeine Wunden ſchreien auf zu dir:
„Räch' meinen Tod!" Iſt dir das Herz ſo kalt?

Arnulf.

Heinrich, was denkſt du denn? Bin ich von Stein?
Hab' ich kein menſchlich' Blut in meinen Adern!
Du weißt es auch, warum ich ſtreiten muß!
Für mich nicht, für des Baiern altes Recht:
Im Lande frei jed' Bisthum zu beſetzen.
Ward ich auch d'rob in's Elend ausgetrieben;
Doch ließ ich nicht von meiner guten Sache.
Zuerſt das Recht, dann Gott und deutſches Reich!
Das iſt mein Spruch; davon geh' ich nicht ab.

Heinrich.

Iſt es um dies? Mit dieſem Handſchlag hier
Auf ew'ge Zeiten ſei mit dieſem Rechte,
Bisthümer dieſes Landes zu beſetzen,
Von mir beliehen, deinem Herrn und König.

Arnulf.

Was machtſt du denn aus mir? Weiß Gott!
Nicht deiner Güte kann ich widerſtehen;
Und müßt' der Arnulf ſein der Kinder Spott:
(Auf den Knieen.)
Hoch leb' mein König und mein Baierland!

Heinrich.

Steh' auf, mein Herzog! und du ſollſt es merken!
Daß keinen beſſ'ren Freund, als mich, du je
Für dich und Baiern dir erworben haſt.

Arnulf.

Was werden meine Rittersleute ſagen?

Wettin.

Sieh' um dich! ſuch' die Baiern dir heraus!
Du ſiehſt nur Brüder, ſo die Händ' ſich ſchütteln,
Einander jauchzend in den Armen liegen.
Das, Arnulf, iſt die neue Kriegsart worden,
Den Feind auf einmal ohne Blut zu morden.

Burkhard.

Erſchrick nicht, ſchau' nach Regensburg hinab!
Sie tragen dir die Vorrathshäuſer weg,
Mit Speiſ' und Trank die Heere zu erquicken.

Wettin.

Und wie ſie drinnen mit den Glocken läuten!

Arnulf.

Wie iſt mir doch? Ich werd' noch greinen müſſen.

Burkhard.

Tröſt' dich mit uns! Willkommen hier beim Reich!

Arnulf.

Ich war dir böſ', weiß Gott! es ſei vergeſſen!
Seh' nun es ſelbſt, Freund Burkhard, dieſer König
Verhext das Land und thut es Allen an.

Heinrich.

Ich mein' es redlich mit dem deutſchen Reich,
Mit ganzer Seele redlich, lieben Freunde!
Dies iſt die weiſe Kunſt, die ich verſteh'.

Arnulf.

Mein Herz ſammt Regensburg haſt du gewonnen,
Schenk' mir doch eine Gnad' und komm' herein!

Ihr Freund' und Rittersleute, kommt herein!
Und trinkt einmal von meinem Lagerbier!
Ja, König Hinz! darauf versteh' ich mich!

Heinrich.

Hier kommen neue Gäste.

Arnulf.

Schaut's doch an!

(Bernhard kommt mit Dollinger.)

Bernhard.

Jetzt bei der Nachhut griffen meine Schaaren,
Die Lüneburger, diesen fremden Mann;
Er will zu dir; doch sagen viele aus:
Es wär' der Dollinger, der wilde Räuber!

Arnulf.

Das ist ein Tag, weiß Gott, voll lauter Glück!
Denn dieser Dollinger saß lange mir
Auf Baiern's Nacken, wie ein böser Luchs.
Den gottverfluchten Räuber laß' mir selbst;
Er muß zu Tod auf einem Hirsch sich reiten!

Heinrich.

Bist du ein Räuber worden, Dollinger?
So ist dein Leben an das Recht verwettet.

Dollinger.

Ich bin nicht gar so ritterlich gesinnt,
Und lieb' den Tod nicht rücklings und nicht rittlings;
Ich aber wollt' Euch selber reiten lassen,
D'rum hirschschnell komm' ich her zu Euch geritten;
Denn über hundert tausend wilde Reiter,
Mordbrenner auch, der Ungarn wüste Horden
Sind wieder in das Reich hereingefallen.
Ich stand in Kärnthen auf dem Glockner oben,
Dort beim Eisglöcklein in der höchsten Höhe;
Rauchsäulen zeigten mir des Feindes Fahrt;
Nach Sachsen hin sah ich das Unglück ziehen.

Viele Krieger (ſich herbeidrängend).
Weh' über uns!

Andere.
O, Weib und Kind daheim!

Heinrich.
Wie lange warſt du auf dem Weg hieher?

Dollinger.
Zwei Tag' und eine Nacht.

Wettin.
Das heiß' ich reiten!

Heinrich.
So ſind die Ungarn noch in Sachſen nicht;
Auch iſt die Heimath uns in guter Hut,
Ganz Thüringen beſchützt uns Eberhard!

Dollinger.
Ich kann wohl meiner Wege wieder gehen?

Heinrich.
Nein, ſonderbarer Wildfang, nein, du bleibſt!
Ich heb' das Reichspanier! Wer folgt mir nach?

Sachſen.
Wir Sachſen immerdar!

Burkhard.
Mit Schwaben ich.

Arnulf.
Mit achtzehn Fähnlein folg' ich heute noch.

Heinrich.
Auf! laßt uns denn zu Sachſens Rettung fliegen,
Mannhaft zum Tod und herzensſtark zum Siegen!

(Alle ab.)

Gegend bei Wurzen.

(Das Lager der Ungarn.)

Zoltan. Hunyad. Szabolts.

Zoltan.

Was brennt dort drüben?

Szabolts.

Wurzen iſt es, König!
Nur ein paar alte Leute waren d'rinnen,
Die hingen wir vor ihren Häuſern auf;
Sonſt hatten ſelbſt die Hunde ſich verkrochen.

Zoltan.

Doch ließ der Feind ſich nicht herunterlocken?

Szabolts.

Wie ein Geſpenſt, zieht uns der Deutſche nach.
Wo wir uns lagern, liegt er gegenüber,
Und wie ein Dachs iſt er alsbald verſcharrt,
Kaum daß man eine Naſenſpitze ſieht.

Hunyad.

So bindet er zuſammen unſ're Schaaren.
Du ſchweigſt? Uns fehlt es ſchon an Brod und Futter.

Zoltan.

Mein Geiſt iſt ſchwül, wie eine Sommernacht;
Er möchte gern ein tolles Wetter brauen.

Szabolts.

Heiß' mir den Dachs aus ſeiner Schanze ſtürmen!

Zoltan.

Er möcht' dich in den Finger beißen, Kind!

Hunyad.

Hätt' ich die feige Brut auf eb'nem Feld',
Ich wollt' dir eine Haſenhetze halten,
Es ſollten unſ're Alten in den Gräbern
Vor Freuden lachen, daß die Erde bebte.

Zoltan.

Laßt uns'ren Riesen vor dem Lager schimpfen!
Mit solchem Rauch, der in die Augen beißt,
Treibt er vielleicht die Immen aus dem Korb.

Szabolts.

Vorhin erst band ein Deutscher mit ihm an,
Ein Ritter fast so groß und stark wie er;
Doch gleich beim ersten Rennen stieß der Riese
Den Speer sammt Schaft ihm durch den Leib hindurch;
Das war ein Loch! Ein Eber ging hinein.
Seitdem kam keiner wiederum heraus,
Erschreckt vom blut'gen Kopf auf Craco's Speer.

Zoltan (zu Szabolts).

Schick' nur den Craco wiederum hinüber,
Daß sie verzweifeln lernen an sich selbst. (Szabolts ab.)
(zu Hunyad)
Sieh', welcher Zug von Rossen und von Wagen!

Hunyad.

Seh' ich wohl recht?

Zoltan.

Es sind die Slavenfürsten —
Der König Swoob und Herzog Wenzeslaw.
Sie kommen her, das Bündniß zu erneuern,
Um auszurotten alles deutsche Volk.
(Swoob und Wenzeslaw, kostbar geschmückt, treten auf.)

Beide.

Heil dir, o Zoltan!

Zoltan.

Freunde und Genossen!

Wenzeslaw.

Land Böhmen bietet immer dir die Hand!

Swoob.

Und alle Slavenstämme von der Weichsel
Bis zu der Elbe und dem Strom der Saale.

Wenzeslaw.

So ſchenk' ich dir zum Zeichen alter Treue
Zwölf weiße Roſſe, jung und ohne Fehl,
Mit Purpurdecken und mit gold'nen Zäumen.

Swoob.

Doch ich — zwölf Wagen mit der vollen Fracht
Der bunten, woll'nen Zeuge und der Tücher
Mit ſammt dem Zugvieh und den Treibeknechten.

Zoltan.

So geb' ich Euch und Eurem Land den Frieden!

Hunyad.

Habt Ihr nicht Eiſen und auch junges Volk?

Wenzeslaw.

Hetz' nicht den Bären, grab' ihm eine Grube!
So pfeift der Böhm' in ſeinem blauen Land.

Swoob.

Ein Mückenſchwarm kann einen Leu verjagen,
Und Slaviſch ſingt die Elbe bis zum Meer.

Zoltan (reicht Beiden die Hände).

So reichen hier drei Reiche ſich die Hand,
Und dreifach theilen wir das deutſche Land.
Mir laßt die Donau und den Rhein, den Main!

Wenzeslaw.

Laßt mir den Auslauf meiner Berge nur!

Swoob.

Mir ganz die Saale bis zu ihrer Quelle.

Hunyad (für ſich).

Sie treffen bei dem Ochſenkopf zuſammen.

Zoltan.

Nun laßt zuletzt in rothem Ungarwein
Den Bund geſchloſſen und gehärtet ſein! (Alle ab.)

Das Lager der Deutſchen.

Man ſieht das offene Zelt Arnulf's mit dem baieriſchen Panier.

Heinrich. Eberhard.

Eberhard.

O, wie ein Maulwurf mußt' ich mich vergraben,
Eh' noch dein Banner ſtak auf dieſem Walle!
Vom Harz die Bergleut' waren unverwüſtlich,
Sie ſcharrten ſo, als ſuchten ſie den Muth
Im Mittelpunkt der Welt.

Heinrich.

Ich danke deiner Klugheit;
Denn beſſer iſt zuweilen Pfeile ſchnitzen,
Als Sand zu werfen aus der vollen Hand.

Arnulf (kommt aus dem Zelt hervor).

Der Hunnenrieſe macht uns All' zu Schanden;
Er läſtert wieder gräulich vor dem Lager.

Staudenbein (kommt).

Das heißt bedient! das iſt ein prächt'ger Rieſe!
Kaum reitet Einer an, ſo guckt auch ſchon
Des Rieſen Speerſpitz' aus dem Rücken ihm
Und weiſt der Seel' den Weg in's Himmelreich.
Jetzt eben ging es ſo dem armen Fullen.

Arnulf.

Mein guter Fullen?

Heinrich.

Todt der ſtarke Fullen?

Staudenbein.

Als wär' aus einem Teich der Spund gezogen,
So ſtürzt' ihm auch die Fluth aus ſeiner Bruſt,
Und wie ein Fiſch ſchwamm ſeine Seele hin.

Arnulf.

Nun reit' ich ſelbſt hinaus, weiß Gott! ich ſelber;
Und bring' ich meinen Kernhieb ihm nur an —

Staudenbein.

Und bringt er dich um's Leben, Vater Arnulf —

Arnulf.

So ſoll den Kopf er mit dem Steiße ſuchen!

Staudenbein.

Mit wem ſoll ich denn beten oder fluchen?

Wettin (kommt).

Dort kommt das Ungethüm herangeritten!

Wido (kommt und ruft zurück).

Aus meinem Zelt drei eſch'ne Speere her!

Heinrich.

Ich aber heiß Euch bleiben hier im Lager.

Staudenbein.

Uh, draußen ſteht er, wie ein Kirchthurm!

Wido.

Auf meinen Knieen bitt' ich dich, o König!
Vergönn' mir einen Ritt mit dieſem Hunnen!

Heinrich.

Laß' doch!

Arnulf.

Ich aber reit' hinaus. Ade!

(Indem er abgehen will, kommt Dollinger.)

Dollinger.

Es wär' doch Schad' um Euer adlig' Blut,
Sollt' es in ganz gemeinen Staub verrinnen;
Mein Leben aber iſt an's Recht verwettet;
So laßt es mich von Neuem denn erſtreiten!

Heinrich.

Du ſtählern' Herz, ſo gehe deinen Gang!
Bring' uns den Ruhm und dir die Freiheit mit!

Dollinger (zu Wido).

Leih' mir dein Hifthorn!

Wido.

Da, mein Schwert dazu;
Es iſt geweiht, gefeit und hat 'me gute Schneid'!

Arnulf.

Haſt du ein Baiernherz, ſo ſchlag' den Kernhieb;
Links angezogen, — ſo! — und rechts herunter!

(Dollinger ab. — Burkhard und Andere kommen.)

Burkhard.

Wie ſitzt der tolle Mann da auf dem Hengſt
Wie Wirbelwind ſtäubt das in's Feld hinunter!

Eberhard.

Bläſt doch der Kerl, als wär' er ein Orkan!

Heinrich.

Es iſt auch was davon in ſeiner Seele.

Staudenheim.

Sie fahren ſchon zuſammen, wie zwei Böcke.

Arnulf.

Die Speere waren Glas. Das war ein Hieb!
Des Roſſes Kopf glattab, wie eine Diſtel!
Nun ſtehen Beide da! Wie ſie ſich dreh'n!

Wido.

Das iſt kein Zweikampf mehr, man ſieht nur noch
Ein ſtählern' Rad, das um ſich ſelber läuft.

Arnulf.

Er iſt aus Baiern, Leut'!

Heinrich.

Ei, braver Dollinger,
Hätt' ich nur tauſend Männer, ſo wie dich!

Wettin.

Seht hin! das Ungethüm ſinkt in die Kniee.

Wido.

Hei, Dollinger, Gott ſegne dieſem Streich,
So über'n Kopf ein wilder Wetterſchlag!

Arnulf.

Das war der Hieb, den er mir abgelernt!

Standenbein.

Ein Zauberſpuk, zwei Rieſen auf einmal!

Wido.

Vom Wirbel hinunter mitten entzwei
Geſpalten, wie ein dürres Scheit im Walde.

Arnulf.

Horcht, wie die Wolfsbrut in dem Lager heult!
Sie ſprengen heran, ſie ſchießen auf ihn.

Burkhard.

Er ſchüttelt ſich, ſowie ein wilder Bär,
Wenn um den Kopf ein Bienenſchwarm ihm ſummt.

Standenbein.

Er ſieht verdrießlich aus, und wie er brummt!

Heinrich.

So rettet ihn! Da kommt er ſchon herauf
Mit rothen Augen und mit blut'ger Branke.

Wettin.

Ihr wilden Jungen, bringt ihn her zu uns.

(Dollinger kommt.)

Wido.

Willkommen, Dollinger!

Standenbein.

Haſt du noch viel
Dergleichen Hiebe zu verkaufen, Alter?

Dollinger.

Soviel du brauchſt!

(Standenbein mit einer Grimaſſe ab.)
(zu Wido)

Ich dank' dir für dein Schwert, es thut 'n guten Zug.

Wettin.

Hier iſt dein König.

Dollinger.

Heinrich, grüß' dich Gott!

Heinrich.

Du Löwenfauſt! hier haſt du meine Hand.

Dollinger.

Wie ich auch bin, kein ſchlechter Mann ſchlägt ein.

Heinrich.

So bleibe bei mir!

Dollinger.

Nein!

Heinrich.

Was forderſt du?

Dollinger.

Laß' mir die freie Luft im grünen Wald!

Heinrich.

Du eig'ner, wilder Menſch! ſo zieh' in Frieden!

Dollinger.

Leb' wohl! Doch noch zuletzt ein kurzes Wort:
Mach' dich noch heute von den Ungarn los,
Verſtecke dich auf deine beſte Burg;
Denn hier im Lager, hier im deutſchen Lager
Iſt ſoviel Feigheit auf einmal beiſammen,
Es könnt' der Teufel d'ran ſich ſelig mäſten!
Du dauerſt mich. Behüt' dich Gott! leb' wohl!

(Heinrich und Dollinger zu verſchiedenen Seiten ab.)

Wido.

Da geht er hin, wie dunkle Wetternacht.

Arnulf.

Man ſollt' das Schandmaul mit dem Schwert ihm ſtopfen.

Wido.

Verſuch's!

Eberhard.

Der König ging verſtimmt hinweg
Er ſchlug den Mantel ſich um ſein Geſicht.

Wido.

Die Sonn' ging unter; 's dämmert ſchon zur Nacht.

Arnulf.

An Baiern iſt die Reihe heut' zur Wacht.
Ich hab' die Wacht; he da! wer wacht mit mir?
In meinem Zelte liegt ein Fäßchen Bier,
Ein Baierbier!

Alle.

Wir wachen all' mit dir!

(Sie gehen in das Zelt, wo man ſie zechen ſieht. Es wird Nacht. Eine Leuchte wird angezündet. Heinrich kommt; hinterher Staudenbein.)

Heinrich.

Wer zupft mich?

Staudenbein.

Ich.

Heinrich.

Was willſt du?

Staudenbein.

König Hinz!
Ich hätt' ſo einen Einfall.

Heinrich.

Einfalt willſt du ſagen.

Staudenbein.

Am Beſten wär's, wir hielten's mit dem Ungar,
Und zehrten mit ihm auf das letzte Blättchen,
Wär' es wo aus, ſo ging es wieder fort;
Und eh' wir fertig würden mit der Welt,
So wär's in Deutſchland hinten wieder grün;
Da fingen wir's von vorne wieder an.
Die Menſchen könnten all' wie Brüder leben,
Und ſängen wir da nichts, als Hoſianna!

Heinrich.

Ich bin für deine Narrheit nicht gelaunt.

Staudenbein.

Wenn du mich nur zu einem Ritter machteſt,
Dazu hätt' ich Verſtand und Witz genug.

Heinrich.

Verdien' dir die Sporen!

Staudenbein.

Sag', wie fang' ich's an?

Heinrich.

Nun, gegenüber liegt der Hunnenkönig.
So geh' hinüber, ſchnall' ihm ab die Sporen,
Und bring' ſie her; du ſollſt mein Ritter ſein!

Staudenbein.

Kann ich mich d'rauf verlaſſen?

Heinrich.

Ganz gewiß.
Was iſt das für ein Lärm im Lager hier?

Staudenbein.

Das iſt beim Baier; der ſchenkt Lagerbier.
Beim Trinkhorn helfen ihm die Fürſten wachen.

Heinrich.

Das muß noch zechen in des Teufels Rachen.

Staudenbein.

Ich will wie Spreu ſie auseinander bringen.

Heinrich.

Was mag nicht Alles einem Schelm gelingen!

(Heinrich geht ab, Staudenbein ſchleicht ſich an Arnulf's Zelt worin man Arnulf, Wettin und Burkhard ſitzen ſieht.)

Burkhard (ſpielt die Laute und ſingt):

Ich weiß, wo rothe Roſen ſteh'n
Im hohen Schwabenland,
Dahin muß ich auf Wallfahrt geh'n,
Den Becher in der Hand,

Im grünen Schwabenland,
Wo hell Schallmeien klingen,
Juchhe!
Im Tanz die Mägdlein ſpringen
In die Höh'!

Arnulf.

Ja, Schwabe, ſingen kannſt du wie ein Vogel,
Und trink'ſt auch wie ein Finke, trink' doch, Burkhard!

Staudenbein (vor dem Zelte).

Holla! der Hungar iſt da! holla! holla!

Alle (aus dem Zelte hervorſtürzend).

Wo? Wo?

Staudenbein (fliehend).

Da drüben!

Wettin.

's iſt der Staudenbein.

Arnulf.

Du neunfach umgeſtülpte Narrenmütze!
Lauf' nur, du Schelm! dem Strick entläufſt du nicht.

Burkhard.

Der Himmelswagen hat ſich umgedreht;
Es iſt ſchon ſpät, viel Dank für guten Trank!

Arnulf.

Nun, hat es Euch geſchmeckt, ſo hab' ich mehr.

Burkhard.

Leb' wohl!

Die Uebrigen.

Gut' Nacht! (Alle außer Wettin ab.)

Arnulf.

Ei, macht doch, was Ihr wollt!
Ich hab' das Sachſenland ſo ſatt, wie Milch.
Beim Bierkrug erſt erkennt man ſeinen Freund.
Ein Maulwurf weiß da mehr von Malz und Bier.
Wer hält denn da noch?

Wettin.

Arnulf, gehe ſchlafen!
Ich will für dich mit deinen Baiern wachen!

Arnulf.

Ei ſeht doch da! Denkſt du, ich bin ſo dumm?
Und hab' ich redlich auch mein Theil getrunken,
So ſeh' ich doch dein Herz noch durch und durch;
Ausſtechen willſt du mich bei König Heinrich!
Der iſt ein braver Kerl! und trinkt er wenig Bier,
So trink ich deſto mehr, verſtehſt du mich?
Ich ſeh' ein jedes Keimchen deiner Seele;
Ein jedes Malzkorn ſeh' ich in dir keimen.

Wettin.

Vor Allem Noth thut hier im Lager Fürſicht.

Arnulf.

Ein Biergeſicht? Was wär' ich? he! Wettin?
Was willſt du, Sachſe? he? bin ich zu ſchlecht,
Daß deine Zunge wie ein fauler Hund
In deines Mundes Ofenloche liegt?

Wettin.

Geh' ſchlafen, guter Arnulf! laß' mich wachen!

Arnulf.

Du biſt mein Freund, und ſo ein treues Herz!
Todtſchlagen ließ' ich mich um deinetwegen;
Du meinſt es gut mit mir. In dieſem Lager
Keimt auch kein Körnchen, das es beſſer meinte.

Wettin.

Geh' ſchlafen!

Arnulf.

Geh' doch du!

Wettin.

Du wirſt nicht wachen!

Arnulf.

So laß' mich doch! Ich hab' nicht Luſt zu ſchlafen.

Wettin.

Nicht in die Luft will ich die Worte werfen.
Denk' an des Lagers Sicherheit! Ade! (Wettin ab.)

Arnulf (allein).

Klug iſt Wettin, und doch nicht klug genug!
Die Nacht iſt da zum Schlafen, nicht zum Wachen.
Ihr Leut' aus Baiern, legt Euch auf die Sättel;
Denn ſchläft der Herzog, ſoll das Land auch ſchlafen;
Und wer nichts hat, der kann ſich ja was träumen!
Ich geh' in's Zelt. Schlaf' wohl, du Sternenzelt!
Welt! Zelt? ich glaub', ich fang' zu reimen an;
Da iſt der Burkhard wieder Schuld daran! (Ab.)

Hunyad (ſteigt über den Wall herein).

Die Hand her! So! Macht kein Geräuſch!

Zoltan (ſteigt über den Wall herein).

Den Säbel zwiſchen die Zähne! Herauf!

Szabolts (ſteigt über den Wall herein).

Sind wir im Lager ſchon?

Zoltan.

Kein Menſch zu hören.

Hunyad.

Noch ſchläft die Heerde.

Szabolts.

Doch der Wolf iſt da!

(Es ſteigen fortwährend ungariſche Schaaren über den Wall herein. Einer hilft dem Andern herüber.)

Zoltan.

Drängt Euch zuſammen! und nun vorgebrochen
Mit dem Säbel darein!

Baiern (ſpringen vor).

Wer da? Wer da

Das Heer der Ungarn.

Hui! hui! der Tod!

Baiern.

Verrath!

Viele Stimmen.

Verloren! Flieht!

Arnulf (vorſpringend).

Baierland hie!

(mit Hunyad kämpfend)

Verfluchter Hunnenhund,
Das iſt mein Kernhieb! Gelt!

(Ein anderer Ungar ſtößt Arnulf nieder.)

O weh, genug!

(Arnulf ſtirbt. Seine Leiche wird hinweggeſchafft.)

Hunyad.

Ein heißer Blutſtrahl!

Fliehende Deutſche.

Hülfe!

Heer der Ungarn.

Hui! hui! hui!

(Alle ab.)

Heinrich (mit Anderen von der einen Seite).

Heran! heran zu mir!

Wido (mit ſeiner Schaar von der anderen Seite).

Mir nach! hier iſt der König!
Daß ich dich finde in der tollen Stunde,
In dieſem Wolkenbruch der Mitternacht!

Heinrich.

Nicht unter'm Himmel findet unſ're Schande,
Nicht auf der weiten Erde Raum genug!
O Hölle, thu' dich auf! Schluck' dieſe Zeit
Hinab, bis dir das Eingeweide birſt!
Wer jagt mir hier ein Meſſer durch das Herz?

Wido.

Du bluteſt, Heinrich!

Heinrich.

Wilder Dollinger,
O nun verſteh' ich dich!

Wido.

Mein Herr und König.
Du kannſt noch Alles retten, rette dich!

Heinrich.

So deck' den Rückzug!

Wido.

Wie ein Fels!

Heinrich.

Burg Werla!

(Heinrich ab.)

Das Heer der Ungarn (aus der Ferne).

Hui! hui!

Wido.

Da bin ich ſchon!
Du friſcher Tod, willkommen! Hand an Hand
Und Fuß an Fuß! Die Speere vorgeſtreckt,
Vorwärts zum Trutz und durch den Drang der Feinde!

(Alle ab.)

Wald.

(Nacht.)

Dollinger (allein).

Schluchze nur, hoher, dunkler, heiliger Wald!
Weine nur, Waldkind, wilder, brauſender Strom!
Decke mich, ſternlos traurige Nacht!
Daß kein Auge meine Thräne ſieht,
Daß kein Ohr meine Klage vernimmt.
Da drunten ſind die Feuer nun verglommen,
Das deutſche Lager iſt vom Feind genommen,
So iſt auf Rettung nimmermehr zu hoffen;
O, wär' doch ich zu Tode mit getroffen!
Was naht ſich? Horch! Täuſcht ſich mein Ohr?
Du ſcharfer Dolch, mein einz'ger Freund, hervor!

Staudenbein (tritt auf).

Trag' keinen trock'nen Faden noch an mir,
Ich armes Ding hab' keinen Odem mehr.
Pfui! heißt das laufen! ach, was da, was da!
Iſt doch der König auch mit ausgeriſſen.
Wer hier? Herr Ungar, ach, erbarmt Euch doch!
Das Lager hat Wettin Euch angezündet!

Dollinger.

Du närriſch Weſen! Was Wettin, der kluge,
Hätt' dieſen Brand dem Feinde angefacht?

Staudenbein (nachdem er gehorcht).

Horch'! horch'! da kommt der Ungar! Hülfe! Hülfe!

Dollinger.

Schweig' doch! — Der wilde Wido ſpricht da drüben.
Komm', Memme, mit hinüber zu den Männern!

(Beide ab.)

Auf Burg Werla.

(Es iſt Nacht. Lampen brennen.)

Heinrich. Wettin.

Heinrich.

Ob Arnulf todt iſt, todt der tapf're Arnulf?
Von Wido hör' ich nichts.

Wettin.

Zwei flücht'ge Männer —
Muß ich die Botſchaft bringen? — ſagten mir:
„Dahin ſind Beide! Arnulf auch begraben
Von einem Baier nach der Ungarn Abzug;
Doch Wido ſchläft im Schooß des Muldenſtroms."

Heinrich.

Er war das Herzblatt meiner Lebensblume.
Nicht denken kann ich, daß ſo ſchöne Jugend
Dahin iſt, ach! ſolch' freundliche Geſtalt
Mit ſtolzen und behenden Heldengliedern,
Ein herrliches Gefäß des Schlachtengottes!

Wettin.

Er war ein Held vom Helmbuſch bis zum Sporen!

Heinrich.

So laßt uns ihm die heil'ge Minne trinken!

(Staudenbein kommt.)

Wettin.

Wer kommt denn da noch?

Staudenbein.

Guten Abend, König!

Heinrich.

Hier ſieht man recht: ein Unkraut kommt nicht um!

Staudenbein.

Mach', Vater Hinz, nicht ſo ein trüb' Geſicht!
Denn lachen ſollſt du heute noch, mein König,
So lachen, daß dir um ein Bischen Odem
Feil wär' die Welt und d'rin das deutſche Reich!
Zumal, wenn ich ein Ritter werden muß.

Heinrich.

Was kramſt du hier heraus?

Staudenbein.

O, warte nur!
Wir haben ihn ganzbeinig und lebendig'
Kein Härchen thut ihm weh bis auf die Hände,
Die hatten wir mit einem Tuch gebunden.

Heinrich.

Wem? Wem?

Staudenbein (bringt einen goldenen Sporn hervor).

Da iſt mein ſchöner Ritterſporn!

Heinrich.

Wo haſt du dieſes her?

Staudenbein.

Die Pferde waren müd', die mußten ruhen.
So hielten wir im Wald; er lag im Graſe, —

Ei, hat der Schuhuaugen, wie die rollen! —
Gerade wie der Harzgeiſt, den ich kenn' —
Und eine Schnauz', wie eine Fledermaus.
Er that die Augen zu, ich mich hinan,
Und fing den Fuß; herunter mit dem Sporn!
Und auf mein Pferd und her zu dir, mein Hinz!
Sonſt wär' ich mit den And'ren erſt gekommen.

Heinrich.

Mit welchen And'ren?

Staudenbein.

Hä! das weißt du nicht?

Heinrich.

Das mag ein Narr, ich kann das nicht begreifen!

Staudenbein.

Du ſollſt mit deinen Händen das begreifen,
Und lachſt du da dir nicht die Augen klein, —
So bleibſt du König, ich — der Staudenbein! —

(Hornruf von der Warte.)

Heinrich.

Blick' auf! blick' auf! und gieb mir bünd'ge Antwort!

Staudenbein.

Sie kommen ſchon; kannſt ihn nur ſelber fragen.

(Wido mit Zoltan und Gefolge kommt.)

Heinrich.

Biſt du es ſelbſt, mein Wido? Wüßt' ich kaum,
Was mehr mich freuen könnte, als dich ſelbſt,
Dich Heldenſohn an dieſe Bruſt zu drücken,
Dich ſelbſt, dem Tod entronnen, neu gewonnen!

Wido.

Und hier ein Unterpfand des neuen Glückes!
In jener Nacht bei Wurzen, wo die Ungarn
Uns ſchrecklich überfielen, doch auf einmal
Ihr eig'nes Lager angezündet ward —

Staudenbein.

Ich trug im Helm die Kohlen! Hä, Wettin?

Wido.

Da führte die Verwirrung, die entstand
Und Freund und Feind auf einen Knäuel wand,
Mir diesen gold'nen Drachen in die Hand!

Staudenbein.

Und das war brav!

Wido.

Er ist der Ungarnkönig.
Durch Wälder und durch Schluchten stahl ich mich,
Bis ich zu dir nach Werla kommen könnte.
So bring' ich dir das königliche Wild!

Staudenbein (den Sporn zeigend).

Da ist der Sporn von seiner linken Ferſ'!

Heinrich.

Du bist der Ungarnkönig?

Zoltan.

Laß' mich frei,
Ich will die Antwort mit dem Säbel schreiben!
Denk' nicht an Frieden zwischen mir und dir!
Viel lieber mord' ich mich mit eig'ner Faust,
Eh' ich mein Volk an dich verrathen sollte!
Ich ford're dich zum Kampf auf Tod und Leben!
Quäl' mich im Kerker, tödte mich;
Mein letzter Hauch stürzt noch auf dich herab
Das Völkermeer von Mitternacht und Morgen!

Heinrich.

Kein Volk hat tiefe Tapfen noch gelassen
Auf dieser Erde, das dem Raubthier glich.
Wie? ist denn Euer Land so arm und schlecht,
Daß Ihr, wie Wölfe, leben müßt vom Raub?

Zoltan.

Wie ich an meinen Mund zehn Finger lege

Und von mir werf', ſo biſt du Deutſcher auch
Zehnzünzig, aber ſchlangenklug dazu!

Heinrich.

Wettin, du ſollſt ihn führen in den Thurm,
Heiß' wohl ihn pflegen, doch mit deiner Wacht!
Für heute g'nug! Spät wird es in der Nacht.
Bleib', Widо! —

(Alle, außer Heinrich und Widо ab.)

Starker Held! Heilbringer! Retter!
Wie ſoll ich dir, wie ſoll das Reich vergelten?
Wenn nur ein Wunſch dir zu erfüllen iſt,
Weich' Gottes Gnad' von meinem Sterbelager,
Wenn ich ihn nicht gewährte! Ford're, Freund!

Widо.

Ich liebe deine Schweſter, gieb ſie mir!

Heinrich.

Heiſch' meine Krone, ja, mein eigen' Herz,
Vom Haupte reiß' ich die, doch aus der Bruſt das and're;
Nur das nicht, Freund; nur das nicht, beſter Widо!
Denn meiner Schweſter Hand iſt ſchon verſagt
An Eberhard, den Franken. Wähl' ein And're!
Mein Wort, ich kann mein Wort nicht brechen, Widо!
Nimm einen Herzogshut! ein Fürſtenthum!

Widо.

Nur meinen Urlaub.

Heinrich.

Schickſalsſchwere Nacht,
In Leid und Freud', in Allem ungemeſſen!
Laß' ſie vorübergehen! Morgen! Morgen!
Ich hab' dir viel, du haſt mir mehr zu ſagen.
Werd' nicht ſo bleich! heut' biſt du ja mein Gaſt!

Widо.

Gute Nacht!

Heinrich.

Noth thut uns Beiden Schlaf und Raſt.

(Beide zu verſchiedenen Seiten ab.)

(Mathilde und Hedwig treten auf.)

Hedwig.

Er zwingt mich nicht, der edle Eberhard,
So ſoll mich denn mein Bruder auch nicht zwingen.

Mathilde.

Erwachet Heinrichs Zorn, — du weißt es, Schwäg'rin, —
Dann mag kein ſtarker Mann ihm widerſtreben.

Hedwig.

Doch ſeine Schweſter, ſeine Schweſter doch!
Er ſoll, er darf zum Treubruch mich nicht zwingen!

Mathilde.

Du gewaltiges, liebes, wildes Mädchen!

Hedwig.

Könnt' ich, wie du, ſo mild ſein und ſo fromm!

Mathilde.

Schlaf', gute Hedwig!

Hedwig.

Schlafe wohl, du Treue!

(Mathilde ab.)

Hedwig (allein).

Ich ſchlafen? Ach, mein Schlaf iſt umgebracht!
Mein Gram wacht auf um jede Mitternacht.
Was ſchleicht noch durch das Haus? Das iſt der Mönch!

(Der Capellan tritt auf.)

Capellan.

Maria ſei gelobt!

Hedwig.

In Ewigkeit!

Capellan.

Du biſt noch wach? auch ſah ich hier das Licht,
Ich hört' dich ſprechen, — ſprechen mußt' ich dich,
Und jetzt noch, Fürſtin!

Hedwig.

Gott, was giebt es, Mönch?

Capellan.

Ich hoffe Glück; es liegt in deiner Hand.
Im Kirchlein unten sitzt ein Rittersmann,
Sein bleich' Gesicht verhüllt in seinen Locken.
Ihn kennt dein Herz, das darf ihn nicht verleugnen;
Und täuscht mich nicht mein Sinn — er kann nicht täuschen, —
O, Jungfraunherz, so stark in heil'ger Liebe!
So nütz' den Augenblick, und unten in dem Kirchlein —
Zwei Zeugen bring' ich mit — ach, edle Fürstin!
Du hast mir oft vertraut, was dich gequält,
Du mußt mir jetzt vertrauen! Kommst du, Fürstin?

Hedwig.

Ich bin bereit! doch dann?

Capellan.

Ach, fragst du so?
Dann Flucht in öden Wald! Mit Euch die Liebe,
Vor Euch die Welt, und über Euch ein Gott!

Hedwig.

Weiß er davon?

Capellan.

Ja!

Hedwig.

Wohl! ich werde kommen.

Dritter Act.

Berggegend an der Elbe.

(Viele Leute sind mit der Hacke, Schaufel und dem Karren beschäftigt. – Zimmerleute und Maurer rüsten zu einem Baue zu.)

Staudenbein. Bald nachher **Statz.**

Staudenbein.

So hab' ich eine Feder auf dem Hut,
So hab' ich an der Ferse auch den Sporn,
So steh' ich bei der Finkenritterschaft!
Horch! wahrlich drüben grölzt mein Wappenvogel;
Ei wollt' ich, könnt' ich, wollt' ich dich doch stechen!

Statz (kommt; – er hat um den Hut viele Heiligenbilder).
Gestrenger Ritter, mit Verlaub!

Staudenbein.

He, nun?

Statz.

Statz heiß' ich mit Verlaub. —

Staudenbein.

Gott tröste dich!
Denn deine Mutter hielt es mit dem Pfaffen;
Mußt nun die Kirche auf dem Kopfe tragen;
Daß du davon noch nicht den Schnupfen hast,
Das ist ein groß' Mirakel! sagt der Pfaff.

Statz.

Die Bilder schenkte mir ein Mönch in Fulda,
Den heil'gen Rochus, Martha, Catharina,
Die Mutter Gottes und Sanct Gabriel.

Sechsmal am Tag' bet' ich die fünfe durch;
Iſt eins nit heim, das and're hört mich doch!

Staudenbein.

O frommer Gabriel!

Staß.

Der bin ich nit.
Da ich ſonſt Flügel hätt'. Doch wollt' ich ragen,
Ob ſo recht wahr, daß mit dem Ungarnvolk
Der gnäd'ge König Frieden hat gemacht?

Staudenbein.

O, Waffenſtillſtand auf neun Jahre nur,
Damit mußt' ſich der Ungarnkönig löſen,
Der König Zoltan, den ich fangen half;
Doch Frieden, aber Frieden gab er nicht!
Zwei Ringer müſſen auch einmal verſchnaufen.
Da ſteh'n ſie bei einander, wie Gevattern,
Und riechen an dem grünen Rosmarin,
Faſt ſtehen ſo mit eingeſtemmten Armen
Der Deutſche und der Ungar vor einander,
Und weiſen, wie zwei Hunde, ſich die Zähne.

Staß.

Und ob ſie auch die Kinder freſſen thun?

Staudenbein.

Hä! Mann und Pferd mit Sattel und mit Zeug.

Staß.

Und ob der König mir den Abſchied gäb'?

Staudenbein.

Da ſchreitet er gerade auf uns zu.

Staß.

O je! da überläuft es mir die Haut.

Staudenbein.

Da biſt du ja ein rechter Ueberläufer!
Weiß Gott, da drüben bei der Elbe, hä!

Da ist ein ächter Reitzugfink vom Harz,
O tausend grüne Tannenzweig'! — vom Harz.

(Staudenbein ab.)

Heinrich

(tritt auf, hinter ihm Leute mit der Meßschnur).

Hieher zieht mit der Meßschnur, wo das Schwert
Ich eingestoßen in des Berges Stirne!

Staß

(auf die Kniee niederfallend).

Ich thu' Euch einen Fußfall, gnäd'ger König!

Heinrich.

Weshalb?

Staß.

Daß Ihr mir wieder meinen Abschied gebt!

Heinrich.

Wie lang' stehst du beim Heer?

Staß.

Vorgestern
Hab' ich mit zu der Fahne schwören müssen.

Heinrich.

Das ist nicht lang'. Hast du daheim noch Brüder?

Staß.

Nur sieben noch. Daß ich die Erstgeburt,
Das ist mein Unglück und der Kätherl ihres!
Wir wollten gar zu gern einander freien;
Und wie der Weibel zu uns kam in's Haus,
Sagt' ich ihm gleich, daß ich nit taug' zum Krieg!
Und kann ich die Trompeten nit erhören,
Da fährt mir gleich das Zittern in die Glieder,
Und blieb' ich lieber heim bei meiner Kätherl,
Und kann ich auch das Schießen nit vertragen!

Heinrich.

Ich hab' ein Weib daheim und Kinder auch,
Und doch darf ich nicht meinen Abschied nehmen,
Und bin seit zwanzig Jahren schon Soldat.

Tröst' dich mit mir! Gewöhn' dich an die Waffen!
Nun geh' mit Gott!

Stahl.

Wie will ich aber beten
Für mich und Käthert und für alle Welt,
Daß Gott dem Reich die Friedenszeit erhält! (Stahl ab.)

Heinrich (zu den Bauleuten).

Seid munter, Männer! Arbeit stählt die Glieder.

(Bernhard kommt.)

Sieh', Bernhard! schon zurück aus Lotharingen
Von Herzog Giselbert? Will er sich fügen?

Bernhard.

Ich traf ihn beim Bankette mit Franzosen,
Und wie ich ihn aufrief zu seiner Pflicht,
Stieß er mit vollem Glas auf Frankreich an
Und gab mir den Bescheid: hoch wär' der Himmel,
Doch Frankreich nah, nach Sachsen aber weit!
Nicht anders hat den Abfall er beschönigt.

Heinrich.

So müssen wir ihm Sachsen näher rücken;
Denn Lotharingen laß' ich nicht vom Reich.
Eh' ich recht tüchtig ballen kann die Faust,
Muß ich die Finger all' beisammen haben.
Denn, wie das Unglück, rücket auf uns an
Von Mitternacht die Völkerfluth der Wenden
Und naget hungrig an des Reiches Herz;
Wär' diese abgedämmt, so könnt' der Deutsche
All' seine Feinde vor sich niederwerfen
Und freudig herrschen in der Weltgeschichte;
Und gar so wenig hab' ich noch gethan!
Es hat das Glück mir eine Frist gegönnt,
So eine kurze Frist zu meinem Werk!
Kann ich mein Volk nicht stark und einig machen,
O, Gott und Herr! so muß es untergehen.
Nicht einen Schritt darf ich vergeblich thun!

Was ich bedacht in langen, bangen Nächten,
Das soll geschehn! Ich muß die Freiheit retten!

Bernhard.

Doch murrt das Volk, daß du es aus den Wäldern
Fast mit Gewalt in Städte treiben läßt.
Am Rheine gehn viel' unzufried'ne Leute
Zu Dollinger und seiner Räuberhorde.

Heinrich.

Wie kränkt mich dieser Dollinger so sehr,
Und kann ihn aus dem Herzen doch nicht reißen.

Bernhard.

Wie ich hieher ritt, wurde mir gesagt,
Es wären wieder thätig die Lebüser.

Heinrich.

Wie auch geschäftig sind des Reiches Feinde,
Mich sollen sie nicht faul und schläfrig finden.
In diesem Kampfe will ich fröhlich streiten,
Bis mir das Schwert und auch der Knauf zerspringt.

Bernhard.

Ich find' dich hier mit Kelle und mit Hammer.

Heinrich.

Bricht nicht die Elbe hier den alten Damm,
Reißt auf die Thore vor dem Wendenvolk?
So werf' in seinen Weg ich einen Stein,
Woran es blutig rennen soll die Stirn'.

Bernhard.

Verzeih' mir, König, wenn ich thöricht sprach!

Heinrich.

Reizt d'rum in mir den bösen Geist nicht auf!
Ich muß zum Ziel mit Euch, auch über Euch!

(Zu den Bauleuten.)

Hieher mit Hauen! Grabt mir hier den Grund!
Denn diesen Felsen will ich herrlich rüsten,
Daß er die Elbe hüte, wie das Reich!

Otto (kommt).

Gott grüß' dich, Vater!

Heinrich.

Otto, werther Sohn!

Otto.

Ich komm' von Merseburg und von der Mutter.
Wie sie erfuhr, daß an der Elbe hier
Du neue Stadt und Burg begründen willst,
Und endlich sprach: „Ich hätte gar so gern
Dem Grundstein dort ein Denkmal anvertraut!"
Da trieb ich sie, daß sie mich zu dir schickte.

Heinrich.

Zu rechter Zeit. Hier graben wir den Grund.
Wie geht's daheim?

Otto.

Die Mutter grämt sich sehr,
Daß du noch immer zürnst dem alten Mönch.

Heinrich.

Er that mir weh; ich muß wohl mehr verschmerzen.

Otto.

Darf ich ihn rufen?

Heinrich.

Wen?

Otto (schlägt in die Hände).

Da kommt er schon.

Capellan (kommt).

Mein König, sei barmherzig, wie dein Gott!

Heinrich.

Willkommen, alter Freund!

(Der Capellan küßt des Königs Mantelsaum.)

O, laß' es gut sein!
Hier werde das Vergangene begraben!

(zu Otto)

Doch daß ich hier dein glücklich' Angesicht

Erblicke, macht das ganze Herz mir weit.
Daß du hier ſtandeſt, als die Nacht des Waldes
Sich angeſchickt, dem neuen Licht zu weichen,
Als in die Wüſtniß, in des Wolfes Lager
Dein Vater einen Bauſtein hat gelegt, —
Mein Sohn! Mein Sohn, vergiß es nimmermehr,
Und ſchirm' die neue Stadt nach meinem Tode!
So rufet mir die Siedler und die Bauleut'!
Hieher wälzt mir den Stein! Gebt mir den Hammer!
(Trompetenſtoß.)
Gott walte gnädig über dieſem Bau!
Was wir mit menſchlich ſchwacher Hand beginnen,
Das heb' er ſtark mit ſeiner Kraft empor!
Jahrhunderten und redlichen Geſchlechtern
Laß' er erbauen ſich're Wohnungen!
Weil aber doch all' Menſchenwerk vergeht,
Und was wir ſorglich bergen in die Erde,
Die Zukunft redlich doch zu Tage bringt,
So geb' ich hier dem Stein mit in die Gruft
Mit meinem Namen die Gedächtnißtäflein.

Otto.

Im Namen meiner königlichen Mutter
Die güld'ne Spindel! doch für mich den Pfeil,
Mit dem ich geſtern einen Luchs geſchoſſen.

Heinrich.

Ich thu' den erſten Schlag und laß' den Hammer fallen:
Zur Ehre Gottes ſteige Burg und Stadt!
Ich thu' den andern Schag und laß' den Hammer fallen:
Zu Deutſchlands Glücke füg' ſich jeder Stein!
Ich thu' den dritten Schlag und laß' den Hammer fallen:
Zum Ruhme unſ'rer und der künft'gen Tage!
(Heinrich giebt den Hammer an den Capellan.)

Capellan.

Sanct Afra, ſchirm' den Bau mit deiner Hand!
(Schlag mit dem Hammer.)

Sei Gottes Huld uns ewig zugewandt!
(Schlag mit dem Hammer.)
Hoch lebe Heinrich und das deutsche Land!
(Schlag mit dem Hammer.)

Otto (mit dem Hammer).

Dem Reich zum Schutz! (Schlag mit dem Hammer.)
Dem Land zu Nutz! (Schlag mit dem Hammer.)
Dem Feind zum Trutz!
(Schlag mit dem Hammer. — Trompetenstoß.)

Heinrich.

So ist die Zahl der dreimal drei erfüllt!

Otto.

Doch welchen Namen hat die neue Stadt?

Heinrich.

Den Schlüssel nennt die Wendenzunge Mißni;
Und Mißni nennt der Wende diesen Ort,
Weil er der Schlüssel ist des deutschen Reiches.
Ich will den Schlüssel an die Mauer schmieden,
Und Mißni — Mißni heißt die neue Stadt.

Wettin (kommt).

Heil dir, mein König, Heil und Siegeskunde!
Ich leg' zu deinen Füßen einen Schlüssel,
Der sonst das Thor von Lebus aufgeschlossen,
Nie aber wieder; — Lebus ist nicht mehr;
Und zu dem Schlüssel leg' ich eine Kohle;
Denn And'res blieb von Lebus mir nicht übrig.

Heinrich.

Entsetzlich, Freund! doch die gefang'nen Wenden?

Wettin.

Unbändig war das Feuer und der Mord.

Heinrich.

Wettin, du hast ein fürchterliches Schwert! —
Doch sei willkommen!
Reicht mir das Fähnlein! Sieh', auf güld'nem Felde

Ein schwarzer Löwe mit bluthrother Branke:
So grimmig eisern sollst du hier dich lagern,
Dem Wendenvolk und jedem Feind des Reiches
Entgegenstrecken blutgewohnte Waffe!
Markgraf von Mißni! Hier nimm deine Fahne!

Wettin.

Gehorsam schwör' ich dir und treue Folge.

Heinrich.

Ist mir es doch, als wär' in diesen Felsen
Dein Name eingehauen tief und ewig,
Als müßte hier noch nach Jahrhunderten
Zum Trost des Reiches horsten dein Geschlecht,
Ein scepterтragend', herrliches Geschlecht!

Wettin.

Gott kann erfüllen jegliche Verheißung!

Heinrich.

O, möcht' es nie vergessen, daß sein Heil
Eins mit dem Reich und nur mit ihm gedeiht!
Nun aber ziehen wir nach Lotharingen!
Du sollst daheim des Reiches Schirmvoigt sein!

Otto.

Nimm mich und meinen Bruder mit in's Feld!
Was Großes möchten wir verrichten lernen.
Fest sitz' ich auf dem Roß; ich kann den Speer
Zersplittern bügelfest an einem Pfahle,
Auch jede Wendung mit dem Schilde machen.
Daheim? Daheim? Was thu' ich noch daheim?

Heinrich.

Ein andermal! Ein andermal, mein Sohn!
Nun, Bauleut', an die Arbeit sonder Rast,
Damit die Wenden sehen, wie in Sachsen
Bis in die Wolken uns're Thürme wachsen! (Alle ab.)

Auf dem Altkönig.

Dollinger (allein).

So steh' ich da auf dieses Berges Gipfel,
Wie eine Wetterwolke donnerbrütend,
Ich Mordgeselle unter and'ren Mördern!
Was da? bin ich doch frei, ja vogelfrei!
Spielcameraden hab' ich auch genug. —
Die Wolken und die Adler im Gebirg'!

Wolf (kommt).

Lauf' du zu Loch'! Siehst du da drüben Nichts?
Bergaufwärts an der Wetterscheid' vorbei?

Dollinger.

Der Vogelsteller ziehet an den Rhein.
Es macht der Sachse seine Löwensprünge.
Sind nun geborgen uns're wilden Raben?

Wolf.

Wie du gewollt! Dreihundert sind zerstreut,
Verborgen rings in Dörfern und in Weilern;
Doch die Verwegensten, die sich durch Narben,
Durch Blick, Geberde und durch wildes Wesen
Verrathen hätten, hab' ich hier versammelt.
Sie fürchten sich so schändlich vor dem König,
Daß sie in sich, wie Dächse, kriechen möchten.

Dollinger.

Schmach über sie! Zieh' uns're Wachen ein!
Ich ruf' die Männer her; ich muß sie sehen! (Wolf ab.)
Selbst diese Kerle, wie aus Stahl geschmiedet,
Sie beugen sich vor diesem Wind, mit dem
Vorüberrollt die sächsische Lawine.
Ich aber stehe hier in tollen Zweifeln, —
Ein Wandersmann, den ein verflucht' Gespenst
Zur Nachtzeit auf den Rabenstein gelockt.
Ist das die Freiheit, der ich nachgejagt?

O, wie ein Hirsch, gehetzt in Todesnoth,
So schreit in mir die ganze Menschheit auf.

(Oettinger ab.)

(Heinrich und der Capellan treten auf.)

Heinrich.

So geh' ich in's Gebirge, wie ein Mann,
Der finden möchte ein verlor'nes Kind.

Capellan.

Ich fürcht' mich fast.

Heinrich.

Wärst du dahinten blieben;
Mich aber reizet immer die Gefahr.
O, wie so wohl thut mir die Bergesluft!
Die Lindenknospen platzen auf und drängen
Wrangold'ne Blätterrosen an die Sonne.
Der König Lenz will seinen Einzug halten,
Und eine Pfalz läßt er sich hier erbauen;
Der Zimmermann, der Specht, klopft an die Bäume,
Und mit dem Grabscheit sticht der Dachs den Grund.
Die Bachstelz' kommt, die Ziegelstreicherin,
Und der's beguckt, der Guckguck, hinterdrein.
War bald muß fertig sein das grüne Schloß!
Schon zieht einher der Chor der Musikanten,
Der Hänfling fiedelt und der Zinke pfeift;
Auch singt die Geistlichkeit, die Mönche und die Pfaffen
Dann kommt der König Lenz verliebt und faul;
Ich aber will sein treuer Pfalzgraf sein!

Capellan.

So aufgeräumt sah ich dich lange nicht.

Heinrich.

Ich denk' an meinen Vogelheerd in Sachsen. —
Altkönig heißet dieser Berg mit Recht,
Weit herrscht er über's deutsche Land hinüber,
Wohl gar bis in mein Sachsenland hinein.
Dort einsam aber träumt der blaue Malchen

Und tränket ſeine Hirſche aus dem Main.
O, Taunus, ſchwenke doch den blauen Hut
Und grüße mir das klare Neckarweib!

Johanna (kommt).

Zwei fremde Männer? ach, die Unglückſel'gen!
Ich möcht' ſie näher ſeh'n; ob ſie mich merkten?
(Sie nähert ſich.)
Ein ritterlicher Mann, ſo ſchlank und herrlich,
Steht dort bei einem alten, grauen Mönch.
Die blonden Locken unter'm Helme vor,
Die ſpielen in der Luft. Er kehrt ſich um.

Heinrich (bemerkt ſie).

Ein Mädchen, Capellan, ein Jüngferchen!
Nun, trautes Dirnlein, komm' doch her zu uns!

Johanna (naht ſich ſchüchtern).

Gott geb' Euch ſeinen Segen, liebe Herren!

Heinrich.

Willkommen hier im Grünen, freundlich' Kind!
Gieb mir dein Händchen! Sprich, was thuſt du hier?
Denn dieſer Wald iſt doch nicht deine Heimath?

Johanna.

Ach, eine Heimath für die Heimathloſe!

Heinrich.

Du kleiner Schalk, ſprich nur, wer gab dir denn
So viele Anmuth, ſo ein lieb' Geſichtlein?

Johanna.

Ach, Herr!

Heinrich.

Wie nennt man dich?

Johanna.

Johanna, Herr!

Heinrich.

Dein Vater lebt noch? Iſt er in der Nähe?

Johanna.

Was ſoll ich ſagen? Nein! Ja! Herr, mein Vater?

Heinrich.

Ach ſo? Waldkönigs Töchterlein biſt du?

Johanna.

Du ſpotteſt; dennoch ſteht dein Tod bevor.
Verbergt Euch in den Büſchen! Fliehet! Flieht!
Faſt iſt es ſchon ein Wunder, daß im Walde
Ihr nicht den Wachen in die Hände fielt!

Heinrich.

Seh' ich ſo furchtſam aus? Sieh' mich nur an!
Heb' nur die Augen auf und ſieh' mich an!

Johanna (ihn erkennend).

Mein gnäd'ger Herr und König! War ich blind,
Daß ich Euch nicht im Augenblick erkannte?
Ich war einmal bei Euch in Eresburg
Mit meinem Vater, als er Hülfe bat,
Als uns der Herzog aus dem Land verjagt;
Ich ſtand im Hofe bei den and'ren Dirnen.

Heinrich.

Seitdem ſind Beide Kön'ge wir geworden:
Ich ein deutſcher, er ein Gauner-König.
Ich komme nun freundnachbarlich zu ihm;
Denn hohe Häupter halten gern zuſammen.

Johanna.

Mit Thränen, Herr, fleh' ich zu Euren Füßen:
Seid gnädig und erbarmt Euch meines Vaters!
Schont Euch und ihn! Im Augenblicke kommen
Hieher die Leute! O, mein Herr und König!

Heinrich.

Ich ſeh' ſie dort ſchon ſchreiten durch den Wald.
Wir wollen hinter dieſem Felſenblock
Erwarten ihre Ankunft. Kommt, ihr Lieben!

(Heinrich, der Capellan und Johanna ab.)

(Dollinger und ſeine Räuber treten auf.)

Dollinger.

Was ſtiert Ihr mich ſo wüſt und finſter an?
Was ſpielt Ihr hier mit mörderiſchen Blicken?
Ihr wähnt wohl, meine Stunde ſei gekommen?
Noch blühen weiß mir meine Fingernägel,
Hoch fliegt der Falke, und noch lebt mein Glück!

Wolf (kommt und ſchleppt Staudenbein herbei).

Da fing ich einen Windhund auf der Fährte!

Dollinger (zu Staudenbein).

Hoho! mein Füchslein, ſtehſt du in der Falle?
Ein Bischen ſpionirt? — Ein Bischen aufgehangen?

Staudenbein.

Hä! doch nur Spaß? Das hieße ſchön
Willkommen heißen einen alten Freund,
Der zum Beſuche kommt! Hä! Guten Tag!

Dollinger.

Du haſt ſo manche Droſſel ſchon erdroſſelt;
Nun aber geht's an deine eig'ne Droſſel!

Staudenbein.

Ich will ja gerne Alles, Alles beichten:
Ich bin ſo ſchlecht, wie eine Heringſeele,
Die an die Stubendeck' ein Bauer wirft.
Laß' mich nur leben bis zur nächſten Nacht!

Dollinger.

Ich ſage: nein!

Staudenbein.

O, ja doch! eine Stunde?

Dollinger.

Hinweg!

Staudenbein.

So lang', bis ich dir was entdeckt,
Die allernagelneueſte Geſchichte,
Halsbrechend, wie der Ilſenſtein im Harz!

Dollinger.

Ich will nicht.

Standenbein.

Laßt los! So wiſſ' es denn:
Du biſt ein Lump! ein Bluthund und ein Schuft!

Dollinger.

Das haſt du d'rein! Hinweg!

Standenbein.

Laßt los! ſo ſag' ich.
Du prahlſt von alten Rechten, Wiedehopf!
Doch ſtinkt dein Unrecht, wie ein Iltisneſt.
So ſag' ich dir: ich bin der Finkenritter!
Ich hab' kreuzweis den Ritterſchlag gekriegt,
Ich leid' mein Recht nur von der hohen Frais!
Ich will mein Recht!

Dollinger.

Das ſollſt du wahrlich haben!
Vor lauter Freiherrn ſollſt dein Recht du leiden.
Ich ruf' Euch, freie Leut', zu Ring und Ding!

Wolf und die übrigen Räuber.

Hier ſtehen wir.

Standenbein.

Komm' ich denn gar nicht los?

Dollinger.

Ich rufe hier Gericht im Namen Gottes!
Wer ſagt, daß unrecht richte dies Gericht?

Heinrich (vorſpringend).

Das ſage ich und Euer Herr und König!

Standenbein.

Juchhei! Juchhei! nun wieder obenauf!
O, König Hinz! 'n Finken ſollſt du haben,
Wie ein Trompeter ſoll der ſchmettern können

Heinrich (zu den Räubern).

Gott geb' Euch Glück und Freude, Waffenmänner!

Dollinger.

Heb' Keiner eine Hand empor! Ich will
Hier mit dem König unſ're Sach' verfechten.

Heinrich.

Muß ich dich alſo wiederfinden, Mann?
Wie du vor mir in Eresburg geſtanden
Und mich ermahnt mit vielen heißen Worten,
Das Räubervolk, die Ungarn, zu verjagen;
Und als du dort bei Wurzen hingeſtrecket
Mit ſcharfem, unerhörtem Schlag den Rieſen:
Da ward der Glaube neu in meiner Seele,
Daß es noch Männer gäb' im deutſchen Lande,
Die mit mir ſtehen würden, wenn es gälte,
Das Joch zu brechen.
Wer biſt du nun? O ſchlimmer, als der Ungar,
Und ſchnöder, als der Wende! Dieſe plündern
Und morden nur den Feind, — doch du? doch du?
Und biſt du doch ein Wildfang jedem Feind
Und allem Land ein Gräu'l, — und aber du?
Das wilde Thier der Wüſte kann dich ſchelten,
Ihm fehlet die Vernunft, ihm fehlt ein Gott,
Der ihm das harte Herz im Leibe rührt; —
Der Hunger treibt den Wolf zu Raub und Mord;
Und aber dich?

Dollinger.

Der armen Leute Noth.
Ihr Herren, habt Ihr nicht das deutſche Reich
Wie eine Beute unter Euch vertheilt?
Den alten Baum der Freiheit umgeſchlagen
Und Fußblöck' d'raus dem armen Volk gezimmert?
Nur ein Recht habt Ihr uns nicht nehmen können:
Bei Euren Herzen, die ſo zäh' geworden,
Friſch anzuſprechen mit des Schwertes Zunge.

Heinrich.

Thu' auf dein Auge, ſchärfe deinen Blick!
Ich will dich in die Zukunft ſehen laſſen.

Die Freiheit eines Jägers, eines Hirten
Muß untergeh'n; der iſt nicht mehr zu helfen.
Es iſt nun ſo! Die Waldfreiheit iſt todt.
Doch ich will eine neue Freiheit ſchaffen,
Sollt' ich daran auch Blut und Leben ſetzen.
Gleich Saaten ſprießen auf die neuen Städte,
Darinnen die Gemeinden gleicher Männer.
Du ſiehſt mich an? Verändert ſich dein Auge?
Willkommen, Wildfang aus der alten Zeit!
So werb' ich dich zu meinem Werke an.

Dollinger.

Verſtand ich dich, verſteh' ich dich ſo recht?
So ich der Knechtſchaft nicht entgehen kann,
Will ich dein Knecht und Knecht der Freiheit ſein.

Wolf.

Du ſollſt uns an den König nicht verhandeln.

(Heinrich bläſt auf dem Hüfthorn.)

Was ſoll das mit dem Horne?

Heinrich.

Zauberei!

Viele Räuber.

Wir ſind verrathen! Rings umſtellt von Feinden!
Wir ſind verloren!

Heinrich.

Nein, Ihr ſeid gerettet!
Nun, Dollinger, gieb treu mir deine Hand
Und komm' mit mir! So weig're dich doch nicht!
Drei Worte ſag' ich Euch: Ihr ſeid gerettet!
Mein Merſeburg ſtell' ich in Eure Hand!

Dollinger und die Seinen.

Mit dir! Mit dir und mit dem Vaterland! (Alle ab.)

Wald.

(Zwiſchen den Bäumen ein Blockhaus.)

Wido. Hedwig.

Hedwig.

Ach, nicht ſo finſter, nicht ſo finſter, Freund!
Sieh', wie iſt dir ſo gut der Bau gelungen;
Du haſt ſo ſchön gezimmert unſer Haus!
Wir ſind nun ſicher vor den wilden Wölfen.
Wenn ſie nur nicht zur Nacht ſo ſchrecklich heulten!

Wido.

O, Herr und Gott! dies Elend ohne Ende!
Noch vor drei Jahren, welch ein Unterſchied
Der Zeiten! Damals lagerten am Strome
Des Rheins zwei Völker und zwei Könige; —
Jenſeits die Deutſchen, aufgeſtellt nach Stämmen,
Voran die Herzög', jeder mit dem Fähnlein,
Und dann die Ritter ſtolz auf ihren Roſſen,
Hoch mit den Speeren, daß man meinen mochte,
Als wogt' ein ſtählern' Aehrenfeld dahin; —
Und auf dem andern Ufer, welch ein Leben!
Die fröhlichen Franzoſen hielten da.
Doch in des Rheines Mitte war mit Kunſt
Auf ſtarken Flößen, welche Anker hielten,
Ein prächtiges Gerüſte aufgerichtet.
Zwei Nachen ſtießen jetzt von beiden Ufern,
Und bald beim Klang der jubelnden Poſaunen
Erſchienen oben beide Könige;
Und wie ſie nun den alten Bund beſchwuren,
Und in einander ihre Hände fügten,
Da ſchwenkten beide Völker ihre Fahnen
Und wurden Brüder, wie vor alter Zeit —
Und ich war mitten d'runter hochgeehrt
Und meines Königs Freund; doch jetzt? doch jetzt?

Hedwig.

Sieh', eine Rebhuhnfeder! Wie der feid'ne Flaum
Schwimmt in der Luft!

Wido.

Du biſt zerſtreut, mein Kind!

Hedwig.

Ich ſeh' ſie jeden Tag; ſie zog uns nach.
Darinnen fährt ſo leicht ein kleiner Schiffer,
Zum Segel hat er eine Spinnewebe,
Zum Ruder brauchet er ein Grillenbein;
Die Blum' des Sturmhuts iſt ſein blauer Helm!
Er lacht; ſo lach' doch mit! ſo lach' doch mit!

Wido.

Du kindiſch albern', du geliebtes Weib!

Hedwig.

Das Hütlein iſt es von dem Staufenberg,
Ein närriſch' Ding, und doch ein gutes Herz.
Es hat auch eine feuerrothe Naſe,
Das kommt vom vielen Weine, den es trank
Bei einem großen Feſte auf der Burg,
Als aus dem Hahn am Faſſe, den der Schenk
Nicht zugedreht, der Wein entſtrömen wollte,
Hat ſich das Hütlein ſelbſt hineingeſchraubt,
Und ſo den Wein mit eig'nem Leib gedämmt;
Dabei hat es gekrähet, wie ein Hahn,
Bis ſie am Faß es endlich zappeln ſah'n.
So hat der Schenk es mir gar oft erzählt.
Es brachte jedesmal ein ſelt'nes Glück,
Wenn es den Leuten in dem Haus erſchien.
Wir werden bald nun wieder glücklich werden.

Wido.

Du willſt den Kummer aus der Bruſt mir ſchwatzen;
Doch ſeh' ich dich in dieſem Druck der Armuth,
Verfolgt, geängſtigt und in ſolcher Flucht,
So möcht' ich weinen bitt're, heiße Thränen.

Nicht an Gewalt und vor'ge Herrlichkeit,
An Alles denk' ich, was du nun entbehrſt.

Hedwig.

Dein Herz, o Mann, du gabſt mir ja dein Herz!

Wido.

Horch! horch, ich höre jagen durch den Wald —
Von Zülpich her! — die Rüden geben Laut.
Sie gehen einem Bären auf den Leib.
Wer ſollte jagen in dem wüſten Wald?
Ich muß es wiſſen. Schließ' dich ein im Haus!

Hedwig.

Des Waldes Wipfel beugen ſich von ſelbſt;
Sie fürchten ſich, denn ein Gewitter kommt.
Ich mag dich nicht an dieſem Abend miſſen.
O, nimm mich mit!

Wido.

In wenig Augenblicken
Kehr' ich zurück, und bring' dir Auskunft mit! (Beide ab.

Eine andere Gegend des Waldes.

(Nahendes Gewitter.)

Heinrich (allein).

Faſt reut es mich, daß ich den Hirſch gejagt,
Der ſilberweiß mit ſeltſamem Geweih'
Sich mir am Saum des Waldes hat gezeigt.
Ich hör' nicht mehr das Hüfthorn meiner Freunde,
Kein Hundekläffen, — Alles ſtill umher.
Eintönig träumeriſch ruft ſchen, doch hell
Des Waldes Mädchenſtimme, die Pirole;
Und jetzt wirft doppelt ſchwer ſich mir auf's Herz
Der Wankelmuth der lotharing'ſchen Brüder.
Es kränkt mich ſchwer, daß ich berennen muß
Die Mauern Zülpich's gegen Giſelbert.

(Es wird Nacht. Donner und Blitze.)

So einſam, ſo verlaſſen irrt' ich nie.
Die Nacht bricht nun mit einem Mal herein,
Und ringsum rollen lange Donner her.
Wo nur das Waldhorn klingt, das mich verlockt?

(Wido kommt.)

Wer da? Freund oder Feind? —

(Ein Blitz erleuchtet Beide.)

Wido.

Mein Gott! der König!

Heinrich.

Willſt du mich morden, Wido?

Wido.

O, mein König!
Wie könnteſt du ſo Arges von mir denken,
Von deinem Waffenbruder, der mit dir
In mancher Schlacht gekämpft, von einem Tiſche
Gegeſſen und in einem Zelt geſchlafen?
Ob du mich auch verſtoßen in das Elend,
Verbannt von der Gemeinſchaft mit den Menſchen,
Doch bin ich dir noch treu bis in den Tod!
Gezwungen haſt du mich, mein Weib dazu,
Ja, deine eig'ne Schweſter, bei den Wölfen
Der Wüſte gaſtlich' Dach zu ſuchen;
Doch unſer Bruder wirſt du ewig bleiben!

Heinrich.

Dein Weib?

Wido.

Wir wohnen hier im Walde
Und leben von der Jagd, von Waldesbeeren
Und von den Schwämmen, die im Grunde ſteh'n;
Wir leiden auch — ſoll ich dir dies geſtehen? —
Wir leiden Hunger, wie die Zeit es bringt;
In rauhe Felle ſind wir nur gekleidet;
Mein einz'ger Schmuck beſteht in Tannenreis
Auf meiner Blechhaub'. Dir verbirgt die Nacht
Mitleidig einen jammervollen Anblick.

O, ſähſt du deine königliche Schweſter,
Es müßt' dein Auge ſich mit Thränen füllen!
Was auch die Liebe gegen dich geſündigt,
Laß' nun dein Herz von unſrer' Noth verſöhnen!

Heinrich.

Ein König wird und darf dir nicht verzeihen.
In meiner Seele haſt du mich gekränkt,
Mit Füßen meine Ehre keck getreten;
Du haſt das Band zerriſſen, das uns einte;
Du ſchiedeſt dich von mir: wir ſind geſchieden!

Wido.

Ich hab' im Hauſe einen zahmen Bären,
Doch da aus Mangel ich ihn hungern ließ,
Und er bei mir die eig'ne Noth gewahrte,
Ging er hinaus, doch gegen Abend kehrte
Das treue Thier zurück, und bracht' ein Reh,
Das es im Wald erjaget, heimgeſchleppt; —
Und dies iſt nur ein unvernünftig' Thier!
Faſt täglich ſchlug ich es mit meiner Peitſche,
Und dennoch trug es Mitleid, als wir darbten.
Ich flehe nicht für mich; ich ſelber wollte
Wohl auch als Bettler ziehen durch die Welt,
An Straßenecken liegen und vor Kirchen,
Gebrechen heucheln und den Hut hinhalten,
Mich heiſcher ſchreien mit: Vergelt' es Gott!
Doch deine Schweſter, ach, mein armes Weib!
Wird mit mir theilen alles Ungemach.
Für ſie allein erheb' ich meine Hände,
Und bitte um Broſamen deiner Gnade.
So bettle ich zum erſtenmal bei dir!

Heinrich

Verlier' kein Wort! Dein Schickſal iſt entſchieden.

Wido.

So brich herein, du grünes Laubgewölb'!
Ihr ſtarken Stämme, ſpringet auseinander!

Denn, wehe! das Erbarmen iſt geſtorben.
Die Natter ſelbſt führt ihre Brut zur Sonne,
Der harte Stein ernährt ſein kärglich' Moos;
Gefühllos aber iſt der Menſch allein!
So will ich fliehen vor des Menſchen Spur;
Denn jede Tapfe wird ein Peſtgeſchwür!
Vor Kieſelſteinen will ich niederknieen,
Mit meinen Bitten will ich ſie erweichen,
Doch einen Menſchen, einen Menſchen nicht!

(Er will gehen.)

Heinrich.

Du gehſt? Haſt du nicht Urlaub von mir nöthig?
Graf Wido, du biſt mein Gefangener!

Wido.

O, reiz' mich nicht!

Heinrich.

Gieb mir dein Schwert!

Wido.

Dies Schwert, das ich ſo oft für dich gebraucht?
Es iſt vom Roſt, mein Herz vom Gram zernagt.
So nimm auch dies! und lechzeſt du nach Blut:
Hier iſt mein Herz! Ich wehr' mich nicht! Stoß' zu!

Heinrich.

Auch hier im Walde dürfet Ihr nicht bleiben;
Deßhalb verbann' ich dich nach Merſeburg, —
Ich meine auf das königliche Schloß, —
Zu deiner Schwägerin und meinen Kindern!
Gelobe Urphed an!

(Wido giebt ihm den Handſchlag.)

Hier aber iſt dein Schwert!
Gebrauch' es nun zu einer neuen Heldenthat!

(Man hört Lärm und Hörnerklang.)

Ich werd' geſucht; ich hör' den Ruf der Meinen!
So ſcheiden wir!

Wido.

Mein König!

Heinrich.

Zieh' mit Gott!

(Beide gehen zu verſchiedenen Seiten ab.)

Vor Zülpich.

Das Lager der Deutſchen.

(Es iſt Morgen.)

Eberhard. Burkhard.

Eberhard.

O, ſchrecklich' Glück! wenn dieſe große Nacht
Wir mit dem Könige bezahlen müßten!

Burkhard.

Noch immer keine Spur? Es kehret Schaar um Schaar
Vom Wald zurück, doch unſer König nicht.

Eberhard.

So muß das ganze Heer ihn ſuchen geh'n;
Und müßten wir umdrehen Lotharingen,
Und wenden jedes Blatt in dieſem Land!

Burkhard.

Nur die Tiroler und die flinken Schweizer
Erwart' ich noch. Man höret Stunden weit
Den hellen Ruf aus ihren Alpenhörnern.

Das Heer.

Der König! Heinrich, der König! der König!

(Heinrich kommt.)

Eberhard und Burkhard.

Willkommen, König!

Heinrich.

Guten Morgen, Freunde!

Eberhard.

Gott ſtritt für uns und Zülpich gab er dir.

Heinrich.

Wohl ſeh' ich meine Fahne auf der Mauer;

Sie macht mich ſchaamroth, da ich ihr gefehlt,
Als ſie zum Heldenſtreite ſich entfaltet!
Werd' ich je ſtolz, ſo nennet Zülpich mir!

Burkhard.

O, hör' mich an! Spät war ich aus dem Walde,
Wo wir dich lang' vergebens aufgeſucht,
Zurückgekehrt in's Lager, als urplötzlich
Das ſchreckenvolle Wetter brach herein,
Und faſt zugleich auch Herzog Gieſelbert
Mit ſeinen Schaaren aus der Stadt heraus.
Bald ſchienen wir faſt ganz und gar verloren,
Da wird auf ein Mal Giſelbert im Rücken
Von neuen Schaaren glücklich angegriffen.

Heinrich.

Die führten?

Eberhard.

Junge Helden, todesmuthig,
Zwei edle Ritter mit den beſten Schwertern.
Da ward der Herzog Giſelbert gefangen,
So aber Zülpich in der Nacht gewonnen.

Heinrich.

Die jungen Helden aber?

Burkhard.

Zu Roſſe ſprengen Beide dort heran,
Und zwiſchen ihnen baarhaupt Giſelbert,
Sie werfen ſich vom Roß. Hier ſind ſie ſchon. (Zwei Ritter mit geſchloſſenen Viſiren, hinter ihnen Giſelbert, treten auf.)

Heinrich.

Zeigt Euer Antlitz mir, Ihr tapf'ren Recken!
Ihr ſollt an meiner Tafelrunde ſitzen!

Otto (das Viſir öffnend).

Mein Vater!

Heinrich der Jüngere (das Viſir öffnend).

Vater!

Heinrich (Beide umarmend).

Otto, Heinrich, Kinder!
Ihr flücht'gen, jungen Aare, hab' ich Euch?
So laßt Euch preſſen an das Vaterherz!
Darf denn, wie ich, ein Menſch ſo glücklich werden?
Was macht Ihr doch für Streiche?

Eberhard.

Heldenſtreiche!

Otto.

Mit unſeren Cameraden kommen wir;
Wir hielten es in Merſeburg nicht aus.

Heinrich der Jüngere.

Und hier iſt Giſelbert, den wir gefangen!

Giſelbert (tritt vor und kniet nieder).

Ich bringe dir mein ſchuldig' Haupt, o König!

Heinrich.

Ob ich des Lotharingers Wankelmuth
Vergeſſen könnte? Sprich, Abtrünniger!

Giſelbert.

Laß' mich nicht langſam im Verließe ſterben!

Heinrich.

Und wenn ich nun ausſtreckte meine Hand
Und höbe aus dem Staube dich empor?

Giſelbert.

O, deines Spottes hab' ich wohl verdient!
Laß' mir nur ſchnell das Haupt vom Rumpfe ſchlagen!
Auf meinem Grabe wird die Schande liegen,
Und meinen Namen noch im Tode läſtern!

Heinrich.

Steh' auf zu neuem Leben, Giſelbert!
Herzog von Lotharingen! Werd' getreu!

(Eberhard und Burkhard ſuchen Giſelbert aufzurichten.)

Burkhard.

Er kann nicht reden und ihm bricht das Auge.

Otto.

Ermanne dich!

Heinrich.

Laßt ſeine Thräne fließen!
Nicht eine beſſ're ward vielleicht geweint.

Eberhard.

Du haſt mir ſelbſt das Herz erſchüttert, Heinrich!

Heinrich der Jüngere.

Er faßt nach deiner Hand!

Heinrich (reicht ſie ihm).

Sei fröhlich, Herzog!

Giſelbert.

Ich will das Leben, das du mir geſchenkt,
Bezahlen nur mit meinem Tod für dich!

Heinrich.

So führ' ich Lotharingen uns zurück!
So ſind wir Eins! Ein Volk! Ein deutſches Reich!
Nun brauſt heran, Ihr Völker aus der Fremde!
Wär't Ihr ſo zahlreich, als der Sand am Meer,
So viel, als Laubesblätter auf dem Harz,
Und könntet Ihr in Drachen Euch verwandeln,
Sprängt Ihr heran in wüthend tollen Horden,
Wir zagen nicht; denn wir ſind Eins geworden.

Vierter Act.

Bei Würzburg.

(Heinrich und Mathilde sitzen auf Königsstühlen, daneben stehen die Reichsritter mit der Reichsfahne.)

Die Reichsritter.

Brüder heran!
Vaterland, Vaterland!
Zu dir mein Herz und Hand
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutschlands reisige Schaaren,
Jubelnd die Bahn!

Die Sachsen

(ziehen auf mit ihrem Paniere, mit ihnen Otto, Wettin und Bernhard).

Sachsenland hie!
Springe, du stolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachsen,
Das in Ehren erwachsen,
Sachsenland hie!

(Das sächsische Panier wird aufgepflanzt.)

Die Baiern

(ziehen auf mit ihrem Panier, unter ihnen Heinrich der Jüngere).

Baiern allhier!
Alpen so stolz und hoch
Bändigt nicht Zaum und Joch,
Baierland hie!
Tod für das Vaterland scheuen

Baiern, die muthigen Leuen,
Nimmer und nie.

(Das baierische Panier wird aufgepflanzt.)

Die Schwaben

(ziehen auf mit ihrem Paniere. — Burkhard voran).

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland stolz hervor,
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu stechen,
Schwaben allhier!

(Das schwäbische Panier wird aufgepflanzt.)

Die Franken

(ziehen auf mit ihrem Paniere. — Eberhard voran).

Franken allhier!
Deutsches Land, Heldenlust,
Dein mit der nackten Brust,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das lustige Franken,
Franken allhier!

(Das fränkische Panier wird aufgepflanzt.)

Die Lotharinger

(ziehen auf mit ihrem Paniere. — Giselbert voran).

Lothringen hie!
Vaterland, Vaterland,
Reich' uns die treue Hand!
Lothringen hie!
Laß' dein Kind Lotharingen
Deine Kniee umschlingen,
Lothringen hie!

(Das lotharingische Panier wird aufgepflanzt.)

Das ganze Volk.

Deutschland allhier!
Gott hält uns seinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild

Ueber das Reich.'
Deutſche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zuſammen
Alle zugleich!

Heinrich.

Vertrauet hab' ich Gott in mir und Euch,
Und da ich ihm vertraut, gab er mir Kraft,
Das höchſte Kleinod, unſ'res Volkes Ehre,
Tief aus des Meeres Grund emporzuheben.
Doch gilt es nun, das beſte Gut zu ſchirmen.
D'rum hab' ich Euch nach Würzburg hier entboten,
Bereits mit Freuden Euren Rath vernommen,
Daraus nun aber ſollen Thaten wachſen!
Zunächſt, Ihr Baiern, wend' ich mich an Euch!
Ihr habt zu Regensburg auf freiem Felde
Zu Eurem Herzog Heinrich, meinen Sohn,
Gewählt mit Gottes Gnad' nach altem Brauch.
(Das baierſche Panier wird ihm überreicht.)
So tritt denn vor, du meines Herzens Freude!

Heinrich der Jüngere.

Zu deinen Füßen ſieh' mich, Herr und Vater!

Heinrich.

Durch dieſe Fahn' belehn' ich dich mit Baiern.
Verwalte treu des Reiches erſtes Bollwerk,
Sei ſtark im Feld und überall ein Mann!
(Er übergiebt ihm die Fahne.)

Mathilde.

Und ſei der Armen Troſt, der Waiſen Schirm!
So wird der Segen Gottes ſein mit dir.
Er geb' dir Frieden, mein geliebter Sohn!

Die Baiern.

Hoch unſer Herzog! Baierland mit ihm!

Heinrich.

Doch meinen Sachſen, meinen Thüringern

Geb' ich zum Herzog Otto, meinen Sohn.
O, haltet werth mir meinen jungen Helden!

(Otto tritt vor; dem Könige wird das thüringiſche und ſächſiſche Panier überreicht.)

So kniee nieder, Troſt des Vaterlandes!
Ich reiche dir zwei Fahnen auf einmal!
Denn deine Hand umſpannet wohl noch mehr;
So ſei belehnt mit Thüringen und Sachſen;

(Er übergiebt ihm beide Fahnen.)

Ich lege jeden Segen auf dein Haupt
Und alle Hoffnungen des deutſchen Volkes!

Otto.

Zeig' mir die Pflicht! gehorſam bin ich dir.

Mathilde.

Vergiß nicht Gott und ſeine frommen Diener,
Und ſei des Wortes allertreuſter Knecht;
So dienen unſichtbar dir Cherubim
Und ſteh'n bei dir mit Schwertern und mit Palmen,
Bis du vollſtrecket das Gebot des Herrn!

Otto.

Knecht keinem Menſchen, aber ſtets vor Gott!

Die Sachſen.

Hoch unſer Herzog, Kriegesfürſt und Sieger!

Die Thüringer.

Landgraf von Thüringen!

Otto.

Ich ſteh' mit Euch,
Und Ihr mit mir, und All' beim deutſchen Reich.

Heinrich.

So treten wir entgegen unſ'ren Feinden:
Dem Ungar, dem entſetzlichſten vor Allen,
Zunächſt dem Wenden, dem gefährlichſten,
Der wie ein bös Gewürm mit tauſend Köpfen
Durch alle Adern nach dem Herzen züngelt;

Der uns verdrängt von unſ'ren beiden Meeren,
Von unſ'ren Flüſſen und von unſ'rem Land,
Und an die Ungarn ewig uns verräth!
Nicht eher, ſag' ich, iſt das Reich gerettet,
Bis dieſer Lindwurm todtgeſtochen iſt.
War ſo das Reich gewillt?

Alle.

Mit Gott! Mit Gott!

Heinrich.

Iſt Bernhard da?

Bernhard (tritt vor).

Gebeut mir, Herr und König!

Heinrich.

Schnell, wie ein Hacht, iſt deine Reiterei,
Sag' ihr, daß ſich der König ſchön bedankt!
Ob ſie ſo brav auch mit dem Feind hanthiert?

Bernhard.

Zeig' ihn!

Heinrich.

In Brandenburg find' ihn und ſchlag' ihn!
Gewinn' das Land, dort ſollſt du Markgraf ſein!

Bernhard.

Für meine Reiter eb'nen Plan und Sand,
Und ich bezwinge beide: Leut' und Land!

Heinrich (zu Wettin).

Wettin, mein Feldherr, dein altſächſiſch' Fußvolk
Iſt die lebend'ge Mauer meines Reiches;
Ich will es lohnen! Zieh' mit Bernhard hin
In's Land der Seen — Eins, wie Griff und Schwert!
Schlagt mir den Feind auf immerdar zu Boden,
Und unter Eure Krieger theilt das Land!
Ich aber ſelber will zum Haupt der Wenden,
Zum ſtolzen Prag, des Schwertes Schärfe wenden!

Wettin.

Grau iſt mein Haupt, mein Schwert dem Feind ein Grauen,
Den Feldzug kannſt du Beiden anvertrauen.

Mathilde.

Und ziehſt du, Feldherr, wieder in den Krieg,
So ſchoneſt du gewiß die Waffenloſen!
Auch du, Graf Bernhard, zähme deinen Grimm
Und denk' an Kain und den alten Fluch!
Barmherzigkeit gilt mehr als Heldenruhm.
In keinem Andern kann der ſchwache Menſch
Gleichkommen Gott, dem Urquell ew'ger Gnade,
Doch in dem Einen, der Barmherzigkeit,
Darf er ſich meſſen mit dem Allerbarmer.

Heinrich.

Wir ſetzen nun beiſeit des Reiches Sorgen;
Ihr Pfeifer, blaſt das ganze Volk herbei!
Daß ſich ein Jedes bis zum nächſten Morgen
Bei Trank und Speiſe noch das Herz erfreu'!
Auch meiner Königin heut' will ich zeigen,
Daß ich noch etwas taug' bei Spiel und Reigen.

Alle.

Hoch leb' der König und die Königin!

Heinrich.

Und jeder Mann im Reich von frohem Sinn! (Alle ab.)

Prag.

Auf dem Rhadſchin.

(Wenzeslaw geht eine Weile auf und ab und wirft endlich ſeinen Hut zornig auf den Boden.)

Wenzeslaw.

Da lieg', du Dummhut! du haſt Zeit dazu!
Sinn' dir es aus, wie ich das Land mir rette!
Wenn ich diesmal nicht meinen Witz verliere,
So iſt er wahrlich niet- und nagelfeſt.

O, war ich klug, als ich im Glücke ſaß!
Da hört' im Ei ich ſchon den Vogel pfeifen,
Da wollt' ich immer noch geſcheiter ſein,
Mein Reich vergrößern überall hinaus,
Zum Trommelfell ausdehnen, daß darauf
Ich meinen großen Ruhm auspauken könnte!
Da hätt' ich gern das deutſche Reich bezwackt,
Ihm gar zu gern die Naſe abgeſchnitten,
Und nun kann ich den ganzen Kopf verlieren.

(Hunyad in geringer Tracht und wildem Aufzuge kommt.)

Wer läßt den Lumpenſchelm mir da herein?

Hunyad.

Und kennſt du nicht in mir den Hunyad?

Wenzeslaw.

In dieſen Lumpen du der Hunyad?
Und ſteckt doch dein Geſicht im Buſche d'rin,
Daß man nur noch die nackten Augen ſieht!
In Gold und Purpur ſah ich dich zuletzt. —

Hunyad.

Wie du mich ſiehſt, zog ich durch Deutſchland hin,
Als Arzeneienhändler ſchlich ich mich
So, wie ein Spürhund, durch das deutſche Heer,
Schnell, wie die Schwalbe, ſchoß ich nun zu dir;
Denn, wie ein Sturmwind, kommt es hinterdrein.
Doch alle Päſſe fand ich unbeſetzt.
Magſt du nicht Teppich' auf die Wege legen,
Damit dich nicht des Feindes Trappeln ſtör'?

Wenzeslaw.

Ja, wenn das Unheil einmal fertig iſt,
So ſind wir Alle überaus geſcheit!
Mit einem Wort: der deutſche König fällt
So unvermuthet, wie die Peſt, mich an.
Nur ſo viel Zeit ließ er mir eben übrig,
Daß ich mein Prag mir noch verwahren konnte.

Hunyad.

O, nun verſteh' ich erſt die große Weisheit:
„Hetz' nicht den Bären, grab' ihm eine Grube;
So pfeift der Böhm' in ſeinen blauen Land!"
Noch ſeh' ich, wie du ſchlau den Mund verzogſt,
Als du dies prächt'ge Pfauenrad dir ſchlugſt.

Wenzeslaw.

Das war bei Wurzen, wo dein König Zoltan
Im Bärenbau ſich ſelber fangen ließ.

Hunyad.

Du meinteſt wohl: der Deutſche beugte ſich
Vor deiner Ruthe? Siehſt du, kluger Mann!
Er bückte ſich, bis er den Stein gefunden,
Den er nun jetzt dir an die Stirne wirft.

Wenzeslaw.

Es hat der Böhm' ſo einen harten Kopf,
Hufeiſen kann er auf ſich ſchmieden laſſen,
Doch wie ein Ambos bleibt er ungerührt.
Du aber haſt auf mir herumgehämmert,
Daß ich nun plötzlich zu mir ſelber komme.
Ich habe wieder meinen Witz gefunden!

Hunyad.

Ich wünſch' dir Glück dazu.

Wenzeslaw.

Ich mir zunächſt. —
Da liegt mein Hut!

Hunyad.

Ich ſeh' nicht viel daran.

Wenzeslaw.

So rund wie er, ſo rund iſt auch mein Plan.

Hunyad.

Vor Ungeduld will mich das Herz erwürgen;
Es ſteigt mir in die Kehle. Schnell! Mach' ſchnell!

Wenzeslaw.

Nun ſo ein Keſſel iſt mein Böhmenland.
Reiß' nur die Augen auf ſo, wie ein Thor;
Denn Einer von uns Beiden iſt ein Narr!
Nun faß' den Hut dir recht genau ins Auge!
Denk', über dieſe Krempen zieht der Deutſche
Herunter in die Mitte, her nach Prag!
Und denk' dir weiter, dieſe Krempen da,
Die wären die gereizten Slavenvölker,
Die ſich der Deutſche in dem Nacken läßt; —
Du aber brauchteſt deine beiden Hände
Und ſchlügſt zuſammen über ihn den Filz!
Iſt dir nun meine Meinung noch nicht klar?
So ſchau' noch einmal meinen Hut dir an; —
Nun aber ſetz' ich ihn mir wieder auf.

Hunyad.

Das iſt ein Anſchlag. Herzog Wenzeslaw,
Das iſt ein Strick ſo friſch und keck gedreht,
Daß wir daran ein Reich erwürgen können.
O, Wenzeslaw, halt' den Gedanken feſt!
Mir iſt er in die Seele eingebrannt.
Wehrſt du dich nur auf kurze, kurze Zeit;
So müſſen wir an deinen ſtarken Mauern
Den deutſchen König und ſein Heer erdrücken.
Ich fliege fort durch alle Slavengauen
Und rollen will ich vor mir her die Völker,
Wie Ballen Schnee von Berg zu Berg hinab,
Bis die Lawine donnernd niederſtürzt.
Wehr' dich nur einen Mondeswechſel lang;
Denn bald iſt auch die Zeit der Sicht vorbei,
Die Zoltan jenem zugeſchworen hat.
Im Ungarlande ſteht kein Schleifſtein mehr,
Der Tag und Nacht nicht Säbel ſchleifen müßte.
Wehr' dich nur einen Mondeswechſel lang;
Ich will der Knecht von deinem Anſchlag ſein.

Ich kenn' das Zauberwort, das alle Slaven
Mit einem Wetterſchlag empören ſoll.

Wenzeslaw.

So ſpute dich; denn Hülfe thut mir Noth!

Hunyad.

Noch Eins! ich fing ſo Einen von den Deutſchen;
Ich bracht' ihn mit! (er ruft hinaus)
Führt den Gefang'nen ein!

(Statz wird hereingebracht.)

Laß' dieſes Thier vor deinen Böhmen ſeh'n,
Daß ſie das deutſche Volk verſpotten lernen!
Nun aber muß ich eilen, daß die Wälder
Ich noch gewinn', bevor der Deutſche kommt.
Merk' auf den Mond! er wird nicht zweimal neu,
So iſt das Land der Böhmen friſch und frei! (Hunyad ab.)

Wenzeslaw.

Wie nennt man dich?

Statz.

Statz heiß' ich mit Verlaub;
Ich thäte keinem Kinde was zu Leid',
Wenn ich nur nit mit in den Krieg gemußt;
Und wie der Weibel zu uns kam in's Haus,
Sagt' ich ihm gleich: daß ich nit taug' zum Krieg!
Ach, ſollte das mein gutes Mütterl wiſſen,
Wie ſchlecht es mir nun in der Fremde geht!
Mein Eſel, nur mein Eſel dauert mich,
Der mir den Keſſel bei dem Heere trug.
Und wie ein Bruder lebte der mit mir!
Wie wird er ſich nun grämen über mich!
O, gallenbittere Gefangenſchaft!

Wenzeslaw.

Kennſt deinen König du von Angeſicht?
Viel Reiterſchaaren ſeh' ich auf dem Berge
Erſcheinen, weiße Mäntel, helle Helme.

Das nimmt kein Ende
Mit bunten Fahnen an dem blauen Himmel.

Staß.

Und die Trompeten kann ich nit erhören,
Da fährt mir gleich das Zittern in die Glieder!

Wenzeslaw.

Die Erde bebet vor dem Takt der Tritte,
Vor der Gewalt der Roſſe und der Räder.
Zertheilet wird die Wolk' und Eiſenmänner
Brechen hervor, erſchrecklich, wie der Mord; —
Voran gewaltig ſprengt ein Ritter her —

Staß (hinausſpähend).

Heinrich, der Vogelſteller, unſer König!

Wenzeslaw.

Hinab! hinab mit dir! (Staß ab.)
Herauf, ihr Knechte, und beſetzt den Thurm,
Zerbrecht mir hier des Feindes Trutz und Sturm!
(Soldaten ſchreiten über die Bühne. — Wenzeslaw ab.)

Vor Prag.

Heinrich. Otto. Heinrich der Jüngere. Giſelbert.

Heinrich.

Was iſt das für ein übertoll' Gelächter?

Giſelbert.

Ein todter Eſel flog jetzt in die Burg,
Die Schützenmeiſter warfen ihn hinein;
Nun hängt er dort um eines Thurmes Spindel.
(Wolf kommt ſchnell heran.)

Heinrich (zu Wolf).

Was bringſt du ſo verſtört und odemlos?

Wolf.

Nur einen Igel, eine Botſchaft, Herr!
Voll Stachel, ſpitz'ger Lanzen ohne Zahl,

Nur eine Kleinigkeit, die manchen Braven
Vom Roß wird werfen: Bernhard iſt geſchlagen,
Wettin iſt flüchtig, Wallisleben ganz
Zerſtört; die Dänen aber ſind zugleich
In Sachſen eingefallen!

Heinrich.

Unglücksbote,
Halt' ein! halt' ein!

Wolf.

Doch alles Wendenvolk
Iſt dir im Rücken plötzlich aufgeſtanden,
Und abgeſchnitten biſt du von dem Reiche!
Faſt konnt' ich dieſe Botſchaft dir nicht bringen.

Heinrich.

Und wenn die Hölle losgelaſſen wär',
So ſollte mir doch nicht die Seele bangen!
Noch hab' ich meinen Gott und dann mich ſelbſt!
Herzog der Sachſen, Otto, mach' dich fertig,
Mit deinen Reiterſchaaren aufzubrechen!

Otto.

Ich bin bereit.

Heinrich.

Die Würfel rollen, und wir ſind im Spiel,
Zählt mir die Augen, doch den Einſatz nicht!

(Trommeln. — Sturmleitern und anderes Belagerungsgeräthe wird vorübergetragen.)

Bei Lunkin.

(Swoob, in einem langen, weißen Mantel, einen Kranz von Weidenblättern um das Haupt, und Hunnad, prächtig gerüſtet, treten auf.)

Swoob.

Es kommt die finſt're Stunde von Lunkin.

Hunyad.

Du biſt ſo prieſterlich gekleidet, König!
Und auf dem Haupte haſt du einen Kranz?
Gehſt du ſo immer in die Männerſchlacht?

Swoob.

So in den Kampf, — ſo aber in den Tod!

Hunyad.

O, ſtreich' den Todesſchatten von den Augen!

Swoob.

Es ritt der ſchwarze Gott durch unſer Lager,
Und meine Seele nahm er mit hinweg.

Hunyad.

Sieh', deiner Völker unabſehbar' Viereck
Iſt hier ſo rückenſicher aufgeſtellt
Am See, daß ſelbſt die Flucht
Nur mit dem Schwerte kann erzwungen werden,
Wir müſſen ſiegen!

Swoob.

Wir haben ſo viel Tauſende geworben,
Verhießen große Beute, Sieg und Freiheit, —
Faſt alle Slavenmänner ſind allhier;
Doch keiner wird den Morgen wiederſehen!

Hunyad.

Weh', dieſer Wahn wird uns den Tag verderben!

Swoob.

Gefräßig iſt das Eiſen und das Waſſer,
Und rothe Saat der Rache birgt die Erde;
Willſt du mir angeloben einen Dienſt?

Hunyad.

Befiehl!

Swoob.

Wenn du mich nun am Abend finden wirſt
Leblos im Blut, die Wunde durch die Bruſt;
So ſcharr' mich heimlich ein! Gelob' es mir!

Hunyad.

Ermanne dich, o Freund! Die Zahl der Deutſchen
Iſt ſo gering, man könnte d'rüber lachen;
Kann denn der Tropfen auch ein Meer verſchlucken?

Swoob.

Hier liegen Buchenecken in dem Sand;
So eine Ecker ſteck' mir in die Bruſt,
Damit ſie d'rinnen ihren Keim ernähre,
Aus meinem Grabe friſch und üppig ſteige!
Doch wie ein rother Baum, ſo ſteig' empor
Dem deutſchen Reich die Rache meines Volkes
Mit allen Aeſten in den weiten Himmel,
Mit allen Wurzeln in der tiefſten Erde,
Bis Alles die Jahrhunderte vollbracht!

Hunyad.

Geſchäh' dir ſo, — vnd müßt' ich wie ein Wurm
Mich ſchmerzhaft winden über dieſes Feld,
So will ich dennoch dein Gebot vollbringen!

Swoob.

Dieß ſei mein letzter Wille! Hunyad!

Hunyad.

Dort rückt das deutſche Heer zu uns heran;
Voran Wettin, der Leu von Mißniland!

Swoob.

So eilen wir zurück zu unſ'ren Völkern. (Beide ab.)

(Die Schachtordnung der Deutſchen rückt heran.)

(Wettin und Bernhard treten auf.)

Wettin (zu dem Heere).

Laßt hell und muthig Eure Augen funkeln,
Wie Sieg und ſcharfgeſchliff'ne Degenſpitzen!
'S giebt einen friſchen Tag! Es wird geſchlagen!

Bernhard (zu dem Heere).

Merkt auf! Ich will jetzt eine Rede halten:
Ihr Cameraden! drüben ſteh'n die Wenden!
Und geht Ihr nicht auf ſie, wie tolle Stiere,
So ſeid Ihr feige Haſen allemal!
Jetzt aufgepaßt, Ihr Lüneburger Leut'!
Wir greifen an, und macht Euch nicht zum Spott!
Wettin drückt nach. Voran mit Gott!

Das Heer.

Mit Gott!

(Alle ab mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.)

(Otto und Dollinger treten auf.)

Dollinger (zurückredend).

Halt' kürzer an der Stang' die beiden Hengste!

Otto.

Wir kommen wahrlich mitten in die Schlacht!

Dollinger (wirft ſich horchend auf die Erde).

Ein Mordlärm! Schlachtgeſchrei! Trompetenſtöße!

Otto.

Man wird uns brauchen! (zurückrufend)

Aufgeſeſſen! (Beide ab.)

Otto's Stimme.

Vorwärts!

Vor der Pfalz in Merſeburg.

(Viele Bürger treten auf.)

Erſter Bürger.

Habt Ihr die Ungarn vor der Stadt geſeh'n?
Nun ſind ſie da, nun ſind ſie wieder da!
Sie wollen wieder Geld, woher damit?
Die Zeiten ſind zu ſchlecht; woher damit?
O, arme Stadt! o armes Merſeburg!

Zweiter Bürger.

Wie theuer bieten ſich uns den Frieden?

Dritter Bürger.

Sie fordern fünf und funfzig Zentner Gold!

Vierter Bürger.

Zentner Gold?

Dritter Bürger.

Fünf und funfzig Zentner Gold

Zweiter Bürger.

Ja, wenn der Himmel wie ein Sack zerriß',
Und alle Sternlein wären neue Gülden,
Da könnten wir die Friedenszeit bezahlen;
So haben wir nur Blut, doch macht es guten Kitt!

Erſter Bürger.

Wir kommen aus dem Krieg ja nicht heraus!
Der König iſt zu plötzlich! ſag' ich Euch.

Vierter Bürger.

O, meine Seel'! er iſt zu ungeduldig.

Dritter Bürger.

Er hat das Geld im Wendenkrieg verthan.
Das Geld iſt weg, nun ſind die Ungarn da!
Wir können nur mit Ferſengeld bezahlen.

Erſter Bürger.

Sie ſind ja alle in den Krieg hinaus,
Wo will da Nahrung kommen in die Stadt?

Vierter Bürger.

Wir ſind einmal geplagt, wir armen Deutſchen,
Wir müſſen uns in Alles ſchicken lernen.
Geduld! Geduld hilft Alles überwinden.
Der Wahlſpruch ſei: allmälig mit Geduld!

Dritter Bürger.

Und unſer König macht uns doch nicht anders;
Wir ſind nun ſo, und bleiben wieder ſo.

Erſter Bürger.

Jetzt hat er erſt die Ungarn bös gemacht.

Vierter Bürger.

Ich ſag' es Euch: er hat ſchlecht angeſchweift!

Erſter Bürger.

Er hat die Sache nicht recht eingefädelt!

Dritter Bürger.

Es fehlet ihm die Borſte an dem Drath!

Zweiter Bürger.

Wißt Ihr, wie man das Eisen härten muß?
Ihr wißt es nicht, doch ist die Kunst gering;
Und König Heinrich, der das deutsche Reich
Zusammenschweißt, wollt Ihr den Handgriff lehren?
Grünt nicht sein Ruhm hoch, wie ein Tannenbaum?

Erster Bürger.

Ich kann den Ruhm nicht brocken in die Supp'!

Zweiter Bürger.

Der König aber ist ein kluger Herr!

Erster Bürger.

So schaf' er uns die Ungarn von dem Hals!

Zweiter Bürger.

Du kalter Frosch! Da hier in Königs Namen
Auf Abschlag etwas Warmes! (Er giebt ihm eine Ohrfeige.)

Die Uebrigen.

Friede! Friede!

(Staudenbein, ganz schwarz gekleidet, mit einem langen Trauerflore am Hute, einen Raben in der Hand haltend, tritt auf.)

Staudenbein.

Ihr herzensguten Leut', 's ist Alles aus!
Und so ein Vogelsteller, wie er war!
Kein Vöglein that im Walde seinen Pfiff
Von Opperhusen bis nach Halberstadt,
Gleich war er da und pfiff die Weis' ihm nach.
Zog auf den Harz ein Vogelschwarm heran
Und stumm und tückisch blieb der beste Locker,
Gleich pfiff mein guter Hinz ihn selber an,
Daß auf die Stange, auf die Rüthlein all'
Die Vöglein niederfielen, wie verhext.
Mein guter Hinz, mein guter König Hinz!

Mehre Bürger.

Und ist der König todt? der König todt?

Andere.

Da nun lebendig alles Ungarnvolk?

Staudenbein.

Und ſo ein Vogelſteller, ach, das Elend!
Mein guter Hinz, mein guter König Hinz!

(Zu dem Raben.)

Mein armes Thier! Gelt! Hans als ich vom Thurme
Aus deinem Neſt dich holte, warſt du dumm
Und nahmſt doch Lehr' an, bis du ſchreien konnteſt:
„Er kommt, er kommt, der gute König Hinz!"
Jetzt da du ausgelernt, ach, armer Hans! —

Zweiter Bürger.

O, glaubt ihm nicht, er treibt nur Narrethei.

Staudenbein.

Jetzt da du ausgelernt, ach, armer Hans!
Und dich empfehlen will bei König Hinz,
Du armer Hans! iſt Alles, Alles aus.
Hä! hä! flieg' fort, flieg' fort, mein guter Hans!
Flieg' auf und in den Himmel mitten 'nein,
Und ſchrei': „Er kommt, er kommt, der gute Hinz!"

(Er läßt den Raben fliegen.)

Da ſetzt das dumme Thier ſich auf das Dach;
Der ſchwarze Kerl hat gar kein Chriſtenthum!

Erſter Bürger.

He! ſchweig' beim Teufel! Iſt der König todt?

Staudenbein.

Kocht Klöß' und Fleiſch, Ihr braven Bürgerleute!
Putzt Eure Weiber, macht die Gänſe fett!
Es kommt der gute Feind! ach, ſind das Leute!
Wie Engelein mit Harfen und mit Pſaltern.
Da möcht' vor Freud' das Geld im Kaſten ſpringen!
Mein guter Hinz! Mein guter König Hinz!

Stimme des Thürmers vom Thurme.

Der Feind! der Feind! Von Leipzig her!

Viele Bürger.

Der Feind!

(Alle ab.)

(Mathilde und der Capellan kommen aus der Pfalz heraus.)

Mathilde.

In heil'ger Nacht lag' ich auf meinen Knieen,
Und fragte Gott: sollt' Heinrich es gelingen,
Das deutsche Volk aus seiner Noth und Knechtschaft
Von all' den wilden Heiden zu erretten?
Da trat zu mir heran ein Engel Gottes,
Der sprach voll Ernst: „Was zweifelst du, o Weib?
Denn Alles dies muß vor dem Herrn geschehn!"
Voll Freude wob ich nun auf's Fahnentuch
Das Bild des Engels!

Capellan.

Und noch bangt dein Herz?
Am Altar aufgestellt hab' ich die Fahne,
Und alles Volk liegt betend vor dem Bilde,
Als wär' ein Gnadenzeichen ihm geworden.

Mathilde.

Sprich, Capellan, welch seltsam buntes Zelt
Seht vor der Stadt, besteckt mit seid'nen Flaggen,
Darinnen Männer, furchtbar anzusehn?
Solch' große Pracht und heidnisch wildes Wesen
Hab' ich mein Lebelang noch nicht erblickt.
Auf weißem Rosse aufrecht stehend, sah ich
Von ihnen einen reiten rings im Kreis,
Das Trinkhorn schwenkend, so unendlich lachend,
Daß rings sich alles Volk davor entsetzte;
Wer störet so die Ruhe dieser Stadt?

Capellan.

Die Ungarn sind es, Königin! sie kamen,
Die Schatzung von dem Reiche sich zu holen.

Mathilde.

O, diese Schmach, muß ich sie noch erleben?
Auch viel Gerüchte haben mich erschreckt
Von Niederlag' und Flucht der Unseren,
So halb verlor'ne, dunkle Unglücksworte!

Capellan.

Vertrau' auf Gott!

Mathilde.

So geh' und tröſt' das Volk!

(Capellan ab.

Mathilde (allein).

Wie kommt es, daß ich jetzt an Herford denke,
Wo ich erzogen ward von frommen Frauen,
Und an den Brunnen dort im Kloſtergarten,
Wo den Gemahl zum erſten Mal ich ſah?

(Marſchmuſik aus der Ferne.

Horch! horch! was iſt das für ein freudig Klingen?
Welch' jubelnd Schmettern! O, mein Gott! mein Gott,
Er kommt! Er kommt, mein Herr! Mein Heinrich! Heinrich!

Heinrich (tritt auf).

Zerriſſen iſt der Strick und alle Netze,
Darinnen ſie mich bald gefangen hätten,
Zerriſſen iſt der Strick und ich bin frei!
Bezwungen iſt das ſchöne Böhmenland
Und Chriſtus, unſ'rem Heiland auch gewonnen,
Und alle Wenden hat der Herr geſchlagen,
Auch noch das Volk der Dänen und ſein König
Sind abgewendet ihrem Heidenthume.
Zwei Markgrafſchaften hab' ich auch dem Reiche
Zu Schleswig und in Brandenburg errichtet.
Bald, bald muß frei ſein unſer Vaterland,
Wie ſchrecklich auch das Ungarnvolk uns droht!

Mathilde.

O, wie iſt doch ſo bleich dein Angeſicht!

Heinrich.

Das thaten Krieg und Sorge miteinander.
Vor Allem freu' ich mich, daß ich dich habe!

Mathilde.

Laß' dich nun pflegen! Komm' herein zu uns!

Heinrich.

O, gar gewaltſam dränget mich die Zeit!
Schon harrt auf den Gefilden dieſer Stadt
Auf mich mein Volk, gleich einem Meere brauſend,
Mein treues, deutſches Volk und ſein Jahrtauſend!

Fünfter Act.

Szer, eine Gegend in Ungarn.

Zoltan. Szabolts. Viele Fürſten der **Ungarn** und **Volk.**

Szabolts.

Erheb' dein Auge, Herr! du haſt das Volk
Der Magyaren her nach Szer entboten,
Zu dieſer Stätte, wo einſt der König Arpad
Mit unſ'ren Völkern ſchuf des Landes Recht;
Bis an die Theiß hinüber hält dein Volk!

Zoltan.

So lagert Euch um mich und reicht das Horn
Voll ſüßen Arraks in dem Kreis herum!
Indeß wir mit Geſchichten unſ'rer Väter
Die Zeit ausfüllen.

Szabolts.

O, mein hoher König!
Du runzelſt deine Stirn'; das iſt nicht Freude!
Was grämt dich, Herr?

Zoltan.

Ich denk' an Aſia
Und an den himmelgrüßenden Altai
Und an das grüne Land am Irtiſchſtrom;
Denn dort iſt unſ'rer Ahnen Vaterhaus,
Dort herrſchet noch der Türken ſtarkes Volk,
Von dem wir ſtammen aus dem reinſten Blut.

Szabolts.

O, ſchweige nicht, und neige nicht dein Haupt!

Zoltan.

Welch' brennend' Elend, wenn ſich Brüder zwiſten!
Und doch geſchah es, daß die Magyaren
Auszogen gegen Weſten, um das Land,
Wo Attila geherrſchet, ſich zu ſuchen;
Und gingen über das Uralgebirg'
Schnell, wie die Wolke, doch gewitterſchwer.
Dort aber wählten ſie zu ihrem König
Den tapfern Alom, meinen großen Ahn;
Und Alom führte alles Volk gen Weſten.
Durch Kampf und Mord bis an das ſchwarze Meer,
Und weiter durch die Wüſte bis zur Wolga,
Wo ſie dort kamen in das Land der Ruſſen;
Und weiter zu dem Dnieper bis vor Kiew,
Und Alles beugte ſich vor ihrem Sturme;
Und wanderten ſo fort von Land zu Land,
Bis ſich Havas mit Wald und Wolken zeigte;
Denn hinter den Karpaten lag das Land
Pannonia.
Aufjauchzend ſtürzte hinunter das Volk;
Und Alom gab den Fürſtenſtab an Arpad;
Doch Arpad hob das Schwert und ſchlug um ſich,
Und wie des Mondes Sichel, krümmten ſich
Um ihn die Völker. Arpad war mein Vater.

Fürſten und Volk.

Heil deines Vaters Sohne!

Zoltan.

Mein Vater ſtarb; ich aber ward von Euch
Als Euer König auf den Schild gehoben.
Doch weil ich jung war, blieb nicht träg der Deutſche
Und ſchob ein zahlreich' Heer auf uns heran;
Er wollte gern den wilden Waldſtrom dämmen;
Doch Ihr mit mir gleich einem Hagelwetter
Fuhret hinüber, alles niederſtreckend,
Bis König Ludwig endlich unſ'rem Säbel
Sich und ſein Land auf ewig unterwarf,

Und Zins verſprach, und mehr noch zahlen mußte,
Daß hundert Wägen all' das Gold und Silber
Nicht ſchaffen konnten gen Pannonia!
Denn alſo dien[illegible] uns alles Volk.
Hernach gewann es Heinrich über uns,
Daß wir neun Jahre Sicht ihm angelobten;
Doch nun zu End' gegangen dieſe Friſt,
Hab' ich zu ihm entſendet meine Boten,
Den alten und den neuen Zins zu holen.
Sie ſind zurück.

Szabolts.

Und bringen ſie das Gold?

(Hunyad mit Gefolge tritt auf.)

Zoltan.

Hier ſind ſie ſelbſt! O, Hunyad, mein Freund!
Trägſt unter deinem Mantel du den Zins
Der Deutſchen? iſt er gar ſo leicht geworden?
So zeig' den Schatz! — Weh', über unſ're Schmach!

Hunyad.

Ich bring' nur das, was ich erhalten konnte,
Nicht mehr und weniger! Da iſt der Zins!
Ein räud'ger Hund! Nichts weiter, weiter Nichts!
Doch läßt dabei der deutſche König ſagen:
Bei uns daheim wüchſ' Gold in jedem Bache,
Und Eiſen nur im armen, deutſchen Land.

König, Fürſten und Volk.

Zu Roß! Zu Roß! die Streitaxt in die Hand!

(Alle mit Ungeſtüm ab.)

Magdeburg.

(Ein Saal.)

Heinrich, krank und geführt von Mathilde und dem Capellan. Otto.

Otto.

O, Vater! du verläßt das Krankenlager,
Und doch ſollſt du dich ſchonen!

Heinrich.

Trauter Sohn!
Es ward mir im Gemache gar ſo ſchwül,
Ich fühle große Angſt, ach, eine Angſt!

Otto.

Wie brennen dir die Hände, lieber Vater!

Heinrich.

Ich armer, kranker Mann! ich höre Nichts
Und weiß Nichts von der Zeit, worin wir ſind.

Capellan.

Das Sprechen greift dich an.

Heinrich.

Ich will ja ſchweigen.

Mathilde.

Soll ich den Seſſel an das Fenſter rücken?

Heinrich.

Nur friſche Luft!

(Das Fenſter wird geöffnet; Heinrich ſetzt ſich davor.)

O, welcher ſüße Sommerabendhauch
Weht durch die off'nen Fenſter zu mir ein!
Wie ſchön iſt doch die Welt, tiefblauer Himmel
Und grüne Erde, blühender Hollunder!
Vorüberſtreifende, ſegelnde Schwalben!
Hätt' ich nur eine Roſe aus dem Garten!

Mathilde.

Ich pflück' dir eine!

Heinrich.

Bleibe bei mir, Freundin!

(Er ſchaut lange hinaus.)

Dort ſteigt am Himmel eine Rauchſäul' auf,
Dort wieder eine and're, jetzt auf jedem Hügel,
Ringsum, ringsum, ſo weit mein Auge reicht!

Otto.

Es ſind wohl Hirtenfeuer.

Heinrich.

Horch! was iſt das?
Sturmläuten hör' ich wahrlich aus der Ferne!

Otto.

Mein armer, kranker Vater, ſchlaf' ein wenig!

Heinrich.

Auf allen Thürmen ſchlagen an die Glocken!
Das ſind die Zeichen, die ich angeheißen,
Wenn eine große Reichsnoth ſich ereignet.

Otto.

Nur heute, Vater, ſchon' dich, heute noch!

Bernhard (tritt auf).

Glück auf, o König! Tag und Nacht bin ich
Mit meinen Lüneburgern friſch geritten.
So ſpreng' ich her zu dir nach Magdeburg.
Ich bringe fünfzehn Fähnlein dir zu Hilfe,
Und morgen kommt die ganze Reiterei.

Otto.

Schweig', Markgraf! Sieht dein ſtumpfes Auge nicht,
Wie krank dein König iſt? Willſt du ihn tödten?

Heinrich (aufſtehend).

Was habt Ihr vor mit mir? ich will es wiſſen!
Bin ich ein Kind, daß Ihr mich gängeln wollt?

Wolf (kommt).

An dich, den König, bring' ich tauſend Grüße
Von deinem Dollinger aus Merſeburg.
Ich ſoll dir ſagen: Offen iſt die Hölle!
Und heulend ſpringen lichterloh heraus
Mit Mord und Brand die Millionen Teufel!
Lauf' du zu Loch! das ganze Volk der Ungarn,
Die Alten mit den Jungen ſind im Reich!
Sie rücken Alle los auf Merſeburg.

Heinrich.

Auf Merſeburg? Dort halt' ich meine Schlacht.

Wolf.

Zu uns hält aber gar ein braver Degen,
Graf Wido steht bei uns. Er hat geschworen,
Nicht seinen Helm vom Haupte sich zu nehmen,
Nicht von der Hüft' den Schwertgurt abzuschnallen,
Und nicht die Riemen seiner Schuh' zu lösen,
Bis wir gesiegt und bis wir frei geworden!

Heinrich.

Mein Roß! die heil'ge Lanze! meinen Helm!

(Helm und Lanze werden ihm überreicht.)

Wolf.

Sogar unmünd'ge Knaben zieh'n durch's Land,
Wie Kriegsknecht' singend, alte Schwerter schwingend.
Sie wollen Alle, Alle für dich sterben.

Heinrich.

Nach Merseburg! Nach Merseburg!

Otto.

Laß' deine Kniee mich umschlingen, Vater!
Nicht eitle Ruhmbegierde spricht aus mir,
Nur treue Sorge: bleib' zurück, mein Vater!
Denn wenn der Tod dich übereilen sollte,
So wären wir doch allesammt verloren.
Laß' uns das Werkzeug deines Geistes sein!

Mathilde.

Du bist ja todeskrank, mein trauter Heinrich!
Besinn' dich nicht! ach, laß' mit meinen Thränen,
Mit herben Thränen dich erbitten, Heinrich!

Volk (vor dem Schlosse).

Hilf, unser Vater! Heinrich! Vater Heinrich!

Heinrich.

Ich hör' den Angstschrei meines Vaterlandes!
Laßt mich hinaus! hinaus zu meinem Volk!
Mich reißt empor des Herren starke Hand!
Hier hast du deinen König. — Vaterland!

(Heinrich und Alle ab.)

Bei dem Scölzig.

(Lager der Ungarn.)

Zoltan. Bald darauf Szabolts, hinterihm Hedwig (gefangen). Ungarn.

Szabolts.

Hier iſt die blonde Löwin, die beim Sturme
Von Merſeburg ſich uns entgegenwarf.
Sie kämpfte allen Männern mit voran,
Und ihre Kühnheit nur gab ſie gefangen.

Zoltan (zu Hedwig).

Wer biſt du?

Hedwig.

Frau eines Mannes, frei in kurzer Friſt!

Zoltan.

So trotzig auch dein blaues Auge flammt,
Doch biſt du ſchön, von prächtiger Geſtalt,
Werth, daß man mit dir Heldenſöhne zeugt!
Wie ich dich jetzt mit meiner Hand berühr',
So biſt du mein! Führt ſie hinauf in's Zelt!

(Hedwig wird fortgeführt.)

Zoltan (zu Szabolts).

Haſt du um dieſe Gegend dich erkundigt?

Szabolts.

Das Dorf heißt Scölen, dies der Scölzigwald,
Gen Weſten liegt uns Lützen, oſtwärts Leipzig.

Hunyad (kommt).

Im Eilmarſch zog das deutſche Heer heran,
Uns gegenüber hebet es die Schanzen.

Zoltan.

Wie ſtark iſt unſer Heer nach deiner Zählung?

Hunyad.

Es ſind noch fünfmalhunderttauſend Streiter.

Zoltan.

So reiten wir ganz Deutſchland in den Grund.

Nun weckt die alte Wuth im Lager auf,
Vor der die Sterne an dem Himmel zittern!

(Bottan ab.)

Szabolts (zu Hunyad).

Des Panthers Augen leuchten in der Nacht;
Doch glühen deine so entsetzlich düster,
Als wolltest deine Mutter du erwürgen.

Hunyad.

Ich möcht' als Währwolf heulen durch das Feld
Und mordend rennen durch das deutsche Lager!

Szabolts.

Dein Antlitz ist verzerrt und leichenblaß.

Hunyad.

Ich bin so lustig, und so wüthend lustig,
Daß meine Seele tanzt, wie eine Hexe!
Hei, bringt zu mir die eingefang'nen Dirnen;
Ich will mit ihnen halten einen Reigen!

Szabolts.

Hätt' ich gedacht, daß du nach ihnen fragtest,
So hätt' ich sie lebendig wohl erhalten.
Nun aber tödtete sie Haß und Liebe.
Im Walde aufgeschichtet liegen sie.

Hunyad.

So tanzen die gefang'nen Knaben!

Szabolts.

O, Fürst! hast du das Schreien nicht gehört?
Sie sind verbraucht zum Schauspiel für das Volk;
Verstümmeln ließ ich sie, mit Hunden hetzen,
Den Leib aufschlitzen und mit Pfeilen schießen,
Davon die Leute wieder blutwild wurden.

Hunyad.

So trinken und so tanzen wir allein!
Heran zu mir! heran, Ihr Magyaren!
Ihr lust'gen Magyaren, kommt herbei

Zu Trank und Tanz und fröhlichem Geſang!
Trinkkrüge her! die Krüg', die allergrößten!
Der Hunyad iſt luſtig, kommt herbei!

Viele Ungarn (ſtürzen mit Trinkkrügen herbei).

Fürſt Hunyad! Dein Wohl, Fürſt Hunyad!

Hunyad (ſingt).

Mein flinkes Roß kennt ſeinen Mann,
Auf einem Fuß es tanzen kann.
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui!

Hunyad (ſingt).

Mein Schwert hat eine durſt'ge Zung',
Trinkt immer Blut, hat nie genung.
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui!

Hunyad (ſingt).

Mein Helm vor Freude luſtig klingt,
Wenn mitten in den Feind er dringt.
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui!

Hunyad (ſingt).

Herbei! herbei, Ihr alle drei!
Und auf den Feind mit Kampfgeſchrei:
Hui! hui!

Die Ungarn.

Hui! hui! (Alle ab.

Neuſchberg an der Saale.

(Lager der Deutſchen.)

(Es iſt Nacht. Wachtfeuer brennen.)

Heinrich (allein).

Welch' eine ſelige Auguſtusnacht!
Vor ihr verſtummt der wilde Lärm des Lagers,

Und ſummt nur leiſe, wie ein Bienenſchwarm
In Lindenblüthen oder weißem Klee!

(Dollinger und Johanna, letztere als ein Knabe verkleidet, treten auf. Johanna bleibt einige Schritte zurück.)

Heinrich.

Willkommen, alter Freund! willkommen mir!
Mein Merſeburg?

Dollinger (überreicht die Schlüſſel der Stadt).

Hier ſind des Thores Schlüſſel!
Nicht allen Teufeln auf der ganzen Welt,
Doch meinem König überreich' ich ſie!

Heinrich.

Ich lege ſie zurück in deine Hand.
Wenn dein unbeugſam ehrlich', wildes Herz
Von je nicht hohen Ehrenſtand verſchmäht,
So drückt' ich auf dein Haupt den Fürſtenhut!

Dollinger.

Die Qual, o Heinrich, thuſt du mir nicht an!

Heinrich.

So trage dieſen Siegelring von mir!

Dollinger.

Bis in mein Grab! (zu Johanna)
Johanna denk' daran!

Heinrich.

Der Knabe hier?

Dollinger.

Das iſt mein albern' Mädchen!
Sie ließ nicht nach mit Bitten, dich zu ſehen!
Verkleidet, wie du ſiehſt, kam ſie mit mir,
Du wirſt deshalb nicht zürnen, König Heinrich!

Johanna (vortretend).

O, daß der Augenblick gekommen iſt,
Wo ich dein Antlitz wieder ſehen kann!

Heinrich.

Johanna! komm'! du biſt mir werth!
Johanna, geht dein Frühling nicht vorüber?
Ich hätt' dich gerne ausgeſtattet, Mädchen!
Du konnteſt dich und einen Mann beglücken.

Johanna.

Es wählet manche Jungfrau Chriſtum ſich
Zum Bräut'gam, doch ich — o, Herr und König!

Heinrich.

Du armes Kind! Ja! bleibe mir gewogen
So weltlich fromm, mit ganzem Weſen treu!

Johanna.

Ihr armen deutſchen Mädchen und Ihr Frauen,
Die Ihr in fernen Zeiten nach mir lebt,
Wie bin ich ewig glücklicher, als Ihr!
Ich ſchau' dem großen Heinrich in das Auge,
Ich ſehe ſein lebendig' Angeſicht,
Ich küſſe ſeine edle Herrſcherhand,
Und den Lebenden darf ich ſelber lieben,
Mein Herz um ihn, mein ganzes Herz verbluten!
Ihr Armen aber könnt ihn nur bewundern,
Den herrlichſten, den allergrößten Mann,
Den je die deutſche Heldenerde trug!

Heinrich.

Du biſt ja außer dir! Beſinne dich!

Johanna.

Wohl werden viel Jahrhunderte vergehen,
Doch einen Heinrich bringen ſie nicht mehr,
Den deutſchen Heiland, König Heinrich, Heinrich!
So mild und groß, ſo fromm und ſo gewaltig!

Heinrich.

Das bin ich nicht; du machſt es nur aus mir!
Doch ſollſt du mir gleich einer Schweſter ſein!
Nun geht mit Gott! Grüßt mir die wack're Harſte
Von Merſeburg! ich ſeh' ſie morgen wieder.

Johanna (abgehend).

Ich laſſe meine Seele dir zurück!

Heinrich.

Komm', Dollinger, zu mir noch einmal her!
Iſt nicht bei Euch in Merſeburg mein Schwager?

Dollinger.

Gern hätt' ich dieſen Kummer dir erſpart;
Denn bei uns kämpften heute auch die Weiber
Und deine Schweſter; doch als wir die Ungarn
Gewaltig drängten durch das Maul der Breſche,
Ward ſie von uns geriſſen und gefangen;
Doch wollten wir nicht auch die Stadt verlieren,
So mußten mit Gewalt wir deinen Schwager,
Der uns in's Heer der Ungarn ſchleudern wollte,
Zurücke halten.

Heinrich.

Hedwig? Gott und Herr!

Dollinger.

Dann aber ging er zu dem Ungarkönig,
Um ſie zu löſen! doch, o König Heinrich!
Mit ihrer Leiche kam er nur zurück.
Sie hatte ſelber ſich den Tod gegeben.

Heinrich.

Laß' mich allein! (Dollinger und Johanna ab.)

(Eine Pauſe.)

Heinrich.

Wer ſich dem Dienſt des Vaterlandes weiht,
Der mache ſich gefaßt auf jede Qual;
Denn ſeine Seele ſteht in Blut und Pfeilen,
Gleich einem heiligen Sebaſtian!

Eberhard (tritt auf).

Heinrich, mein König!

Heinrich.

O, mein Eberhard!

Eberhard.

Die Franken, Baiern, Schwaben, Lotharinger,
Wir Alle, Alle eilen dir zu Hülfe.
Bei Dölitz auf dem Berge Trebenitz
Sind wir gelagert, so gebiete uns!

Heinrich.

O, daß Süddeutschland mir zu Hülfe kommt!
Leg' deine Hand in meine! Eberhard!
Du siehst mich an? Es drückt mich nun zu Boden.
Verlaß' mich morgen nicht, vieltreuer Freund!

Eberhard.

Ich lieg' gleich einem Schwert in deiner Hand!

(Pause.)

Was sinnst du, Heinrich?

Heinrich.

Unſ'ren Schlachtplan, Freund!
Wir machen einen Meiſenkloben fertig.
Wie einen Stecken, ſchieb ich aus vom Lager
Die Macht des Heeres gegen Oſten hin,
Indeſſen Bernhard mit den leichten Reitern
Die Ungarn locket auf das blache Feld;
Von Dölitz aus ſchiebſt du den andern Stecken
Nur eine Stunde Weg's gerade vor.
Dort machſt du Halt, und ſchauſt gen Mitternacht.
Zu Vogelfang iſt Sonnenaufgang recht,
Da ziehen wir zuſammen unſ'ren Kloben,
Und keine Feder ſoll uns d'raus entrinnen!

Eberhard.

An meiner Falze ſoll es dir nicht fehlen.

Heinrich.

Und keine Feder ſoll uns d'raus entrinnen!

Eberhard.

Es zittert deine Hand?

Heinrich.

Noch darf ich nicht ermatten,

Nur morgen, morgen noch! das iſt genug!
Eil' nun zurück nach Dölitz, grüße mir
Den wack'ren Burkhard, Giſelbert zugleich,
Und meinen Heinrich, deine fränk'ſchen Ritter!
Doch morgen laß' dein treues Angeſicht
Mir wiederum begegnen nach der Schlacht!
Auf Wiederſeh'n, mein Freund!

Eberhard.

Leb' wohl! Leb' wohl!

(Morgendämmerung.)

Heinrich.

Vorüber iſt nun balde dieſe Nacht;
Der neue Tag, der neue Tag erwacht!

(Das Heer rückt heran. Voran wird, noch verhüllt, die Engelsfahne getragen; dann folgt Wettin mit der Reichsfahne. Der Capellan.)

Wettin (zu Heinrich).

Hier iſt das ganze Heer in Reih' und Glied!

Heinrich.

So bete, Capellan, mit lauter Stimme!

Der Capellan tritt vor — das ganze Heer kniet nieder, Heinrich bei einem Felsblocke.)

Capellan (betet).

Herr und Retter,
In dem Wetter,
In der wilden Völkerſchlacht!
Zu dir tret' ich,
Zu dir bet' ich:
Rett' uns, Herr, in deiner Macht!

(Kniet nieder.)

Zu dir fliehen,
Laß' uns knieen,
Beten, Herr, mit Herz und Hand:
Nicht vergehen,
Laß' beſtehen
Unſer deutſches Vaterland!

Dich zu preiſen,
Laß' zerreißen
Schmach und Strick und Feindes Tück'!
Führ' hienieden
Deinen Frieden
Deutſchem Land und Volk zurück!

Gieb uns Stärke
Zu dem Werke
Unſ'rer Freiheit, deines Ruhms!
Laß' in Freuden
Uns erſtreiten
Selbſt den Kranz des Martyrthums!

Nicht in Banden,
Nicht in Schanden,
Nicht dem Feind zu Spott und Hohn!
Lieber ſende
Gnädig' Ende,
O, barmherz'ger Gottesſohn!

Amen!

Das Heer (ſich erhebend).

Amen!

Heinrich.

Der Herr hat uns erhört.

Viele (ſich zum Steine drängend).

O, Wunder Gottes!

Capellan.

An dieſem Steine hat ſich Gott bewieſen;
Des Königs Hand iſt tief hineingedrückt,
Als wär' der Kieſel weiches Wachs geweſen.
Er ſoll ein Zeuge ſein den künft'gen Zeiten
Von König Heinrich und von dieſem Tage!

Heinrich. (nimmt und entfaltet die Engelsfahne).

Wer iſt ſo rein und fromm in ſeinem Herzen,
Daß er die heil'ge Fahne vor uns trage?

(Ein unbekannter Ritter im weißen, langen Gewande, auf dem Haupte einen Helm in Geſtalt eines Schwanes, tritt zu König Heinrich.)

Der Ritter.

Ich ſoll ſie tragen.

Heinrich.

Sprich, wer biſt du, Jüngling?

Der Ritter.

Frag' nicht!

Das Heer.

Er kommt vom Herrn!

Heinrich. (überreicht ihm die Fahne).

So führe uns!

(Alle ab.)

Am Scölzig.

(Das Lager der Ungarn.)

Zoltan. Bald darauf Szabolts.

Zoltan.

Kommſt du vom Feld?

Szabolts.

Wir ſchlagen überall!
Sieg und Triumph! die deutſchen Reiter flieh'n!
Sie griffen an in ſchnellen Sichelbögen,
Doch warfen wir ſie ſchneller noch zurück;
Es iſt, als föchten wir mit Morgennebeln.

(Die Sonne geht auf. Geſang der Deutſchen unter Heinrich:)

Sachſenland hie!
Springe, du ſtolzes Roß
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachſen,
Daß in Ehren erwachſen,
Sachſenland hie!

Zoltan.

Welch' ſchändlich' Blendwerk!

Szabolts.

An die Morgenſonne

Steigt dort der Vogel Rock, der ungeheure.
Und ſchreit nach Blut.

Zoltan.

Wir ſind vom Feind umgangen! -
Wirf einen Keil von hunderttauſend Aexten
Auf ſeinen Mittelpunkt! Brich durch! Brich durch!

(Szabolts ab.)

(Schlachtgeſang der Deutſchen unter Eberhard:)

Franken allhier!
Deutſches Land, Heldenluſt,
Dein mit der nackten Bruſt,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das luſtige Franken,
Franken allhier!

Zoltan.

Was iſt das für ein Toſen in der Luft?

Hunyad (kürzt herbei).

Wir ſind in einen Schraubenſtock gerathen,
Der zwiſchen ſeinen Lippen uns zermalmt!

Zoltan.

Zu Szabolts ſchnell! Zu ihm mit meiner Wache!

(Hunyad ab.)

(Schlachtgeſang der Deutſchen unter Heinrich:)

Brüder heran!
Vaterland, Vaterland!
Reich' uns die treue Hand,
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutſchlands reiſige Schaaren,
Jubelnd die Bahn!

Szabolts (kommt).

Entſetzlich, König! nicht Lebendige,
Die Leichen der Erſchlag'nen ſind erſtanden:
Der deutſche König bannt ſie aus den Gräbern

Mit einem Speer, den ſtößt er in die Erde;
Sie brechen auf uns ein in Reih' und Glied
Mit böſen Liedern und gefeiten Waffen;
Selbſt ſeine Fahne trägt das deutſche Weib,
Das ſich in deinem Zelte hat erſtochen!

Zoltan.

Schaff' Ordnung! Ordnung bei dem Rückzug! Ordnung!

(Szabolts ab.)

(Schlachtgeſang der Schwaben unter Burkhard:)

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland ſtolz hervor,
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu ſtechen,
Schwaben allhier!

Hunyad (ſchnell heran).

Zur Flucht! Zur Flucht! Die deutſche Windhoſ' wirbelt
Schrecklich zuſammen Streiter, Roß und Wagen,
Und ſtürzt Verwirrung auf Verwirrung hin.
Fürſt Szabolts hat ſich in den Schwall der Feinde
Geſtürzet hoch zu Roß mit all' den Seinen;
Doch ſeine Fähnlein ſind nicht wiederkommen!

Vorüberfliehende Ungarn.

In den Wald! In den Wald!

Hunyad.

Ich will die Flucht dir decken! ſterben! ſterben!
Ich will mich krallen in das deutſche Land!

Zoltan.

Mein Roß!

Hunyad.

Fahr' wohl!

Zoltan (fliehend).

Hunyad! Hunyad! (Ab.)

(Um Hunyad ſammelt ſich eine Schaar der Flüchtigen.)

Hunyad.

Hier will ich feil mit meinem Leben halten!
Schlagt unſ're Bude auf! Hier will ich ſterben!

Schlachtgeſchrei der Deutſchen.

Mit Gott! Mit Gott!

Hunyad.

He da! wer kauft, wer kauft mein Leben ab?
Der Handelsmann aus Ungarland iſt da!

(Statz, Wolf und Andere eilen herbei.)

Statz.

Ich fürcht' mich nit; denn ich bin feſt gemacht!

(Er ficht mit Hunyad.)

Sanct Chriſtoph, hilf!

(Er ſchlägt Hunyad nieder.)

Das iſt von Prag her!

Wolf.

So dumpf' ihn mit der Spad'!

(Er verfolgt die Flüchtigen. Ab.)

Hunyad.

Verfluchter Knecht!

(Statz erſticht ihn und ſchleift ihn fort.)

Eberhard (mit den Franken tritt auf).

Hier ſteckt mein Schwert. Ich geh' nicht weiter vor.
Es iſt des Blutes nun genug geopfert.
Hier naht ein Zug mit nachgeſchleifter Fahne.

(Dollinger und Andere bringen auf einer Trage den Grafen Wido ſchwer verwundet und in einem Mantel verhüllt.)

Eberhard.

Wen bringſt du, Dollinger, auf dieſer Trage?

Dollinger.

Den Grafen Wido. Er iſt ſchwer verwundet;
Er kann nicht ſterben, bis er noch einmal
Erblicket hat des Königs Angeſicht.

(Dollinger und die Anderen mit der Trage ab.)

Eberhard.

Der Glückliche! Zuerſt die ſchönſte Liebe,
Und nun gewinnt er noch den Heldentod!
Der Glückliche! wer muß ihn nicht beneiden?
Denn mit zwei Kronen kann er von uns ſcheiden.

(Ab mit den Seinen.)

(Der unbekannte Ritter mit der Fahne und Otto treten auf.)

Der Ritter.

So ſtell' ich dies Panier in deine Hand!
Wend' dich zurück! Kein Sterblicher darf ſehen,
Woher, wohin die Boten Gottes gehen.

Otto.

Werd' ich dich wieder wenn und wo erblicken?

Der Ritter.

Bleib' Gott getreu! ſo wird er mich zu dir
An einem Tage auf das Lechfeld ſchicken.
Wend' dich!

(Wie ſich Otto wendet, verſchwindet der Ritter. Otto mit dem Panier ab.)

Merſeburg.

(Ein Theil der inneren Mauer. Man ſieht das offene Thor. Oben auf der Mauer ſteht Johanna in die Ferne ſpähend, neben ihr ſitzt Staudenbein; unten ſtehen Schaaren der Bürger, Weiber und Kinder.)

Ein Weib.

Was ſeht Ihr oben?

Staudenbein.

Staub und wieder Staub
Wie wenn der Müller ſeine Säcke ſchüttelt.

Johanna.

Es ſteigen hohe Nebelbäume auf,
Und Waffenblitze leuchten plötzlich durch.

Staudenbein.

Die Vogler ſind es, die vom Heerde kommen,
Vom rothen Finkenfang mit Zeug und Stangen,

Der Vogelſang iſt gar ein luſtig' Ding.
Zumal von Weitem bei der Feuereſſe.

Ein anderes Weib.

Schweig' du!

Johanna.

Wie ein Gewitter zieht es jetzt heran.

Staudenbein.

Wie Millionen Störche, weiß und ſchwarz.

Johanna.

Hört Ihr des Heeres donnernden Geſang?

Staudenbein.

Daß ſie nicht pfeifen! Das gäb' einen Klang!

Johanna.

Ihr Weiber und Ihr Kinder, freuet Euch!
Frei ſeid Ihr alle mit dem deutſchen Reich!

Staudenbein.

Juchhei! Juchhei! ſo ſchreit doch, ſchreit doch, Kinder;

Johanna.

Ich ſeh' die Pracht der Engelsfahne glänzen,
Es ſtrömet leuchtend hinterdrein das Heer;
Entgegen ihm mit Blumen und mit Kränzen!
Es heben flammend Speere ſich um Speer.
Auf, rüſtet Euch zu Feſten und zu Tänzen;
Denn Eurer Retter, Heinrich, zieht einher!
Erhebt die Stimmen! Singet Jubellieder!
Denn König Heinrich bringt die Freiheit wieder.

(Nahender Geſang des deutſchen Heeres:)

Deutſchland allhier!
Gott hält uns ſeinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutſche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zuſammen,
Alle zugleich!

(Triumphmarſch. Das Heer zieht zum Thor herein. Voran gehen die Lagermeiſter und Herolde; dann folgen Otto mit der Engelsfahne und Wettin mit der Reichsfahne, hernach König Heinrich, hinter ihm Eberhard, Burkhard, Heinrich der Jüngere, Giſelbert und Dollinger, dann das ganze Heer nach den verſchiedenen Fahnen der Volksſtämme. Es entſteht großes Volksgedränge.)

Staudenbein (oben von der Mauer herab).

Heinrich, der Vogelſteller, lebe hoch!

(Er wirft ſeinen Hut in die Höhe.)

Sonne, fang' meinen Hut! Da iſt er! Hoch!

Johanna und das ganze Volk.

Vater des Vaterlandes! Heinrich! Heinrich!

Das Heer.

Erretter, Kriegesfürſt, Befreier, Sieger!

Eberhard (zu dem Volke).

Erdrückt uns nicht! Zurück! Zurück, Ihr Leute!

Heinrich.

Laß' ſie nur walten, Freund!

Eine Mutter (ihr Kind über ſich emporhebend).

Da, ſchau' ihn an! genau! genau, mein Kind!
Der iſt der Mann, der Alle frei gemacht!
Der große König Heinrich!

Das ganze Volk.

Heinrich! Heinrich!

Burkhard.

Wir ſind gehemmt; es ſteht der ganze Zug;
Die Straßen und die Gaſſen ſind voll Menſchen
Geſtopft; die Dächer werden abgedeckt;
Bis an die Eſſen klettern munt're Buben;
Faſt wird es Nacht von all' den tauſend Hüten,
Die wirbeln in der Luft!
Das iſt ein wunderbar gewalt'ger Tag!

Eberhard.

Es löſt ſich alle Ordnung. Jauchzend ſtürzen
Die Krieger und die Bürger Bruſt an Bruſt.

(Johanna drängt ſich vor und ſchlingt ſich um Heinrich's Kniee.)

Dollinger (ſucht ſie hinwegzuziehen).
Steh' auf, o Dirne! Weine nicht! Steh' auf!

Heinrich.
Laß' ſie gewähren! Laß ſie! laß' ſie weinen!
Mit ihren Thränen weiht ſie mich zum Tode.
(Zum Volke.)
Vergeßt mich nicht! Vergeßt nicht dieſe Stunde!
Denn denkt an mich, und denkt an dieſes Wort:
Nicht mehr erleb' ich dieſes Tages Feier!
Denn Alles kommt von Gott; ich bin zu Ende.
Verlaßt nicht meinen Otto, meinen Sohn!
Er hat die Kraft; er wird Euch treulich ſchirmen.

Alle.
Verlaß' uns nicht, o König, Vater Heinrich!

Heinrich.
Bewahrt die Eintracht, wollt Ihr ſicher ſein!
Bewahrt die Freiheit, und Ihr habt das Glück!
Doch mit der Zwietracht kehrt das Elend ein;
Und Schmach und Knechtſchaft kommen hinterdrein.
Doch der das Weltall trägt in ſeinen Händen,
Wird das, was er begonnen, auch vollenden!
(Glockengeläute. — Der Vorhang fällt.)

Ahasver.

Der Bannſpruch.

Erſter Geſang.

Soll ich denn ewig meine Zunge hüten,
Und auf dem Abgrund meiner Seele ſtill
Ein dunkler, ſcheuer Leichenvogel brüten?

Soll, wenn Ihr in das Herz mir Dolche ſtürzet,
Die Seufzer drängen in ein Honigwort,
Daß Ihr damit die träge Zeit verkürzet?

Und chriſtlich mild die Frevel Euch vergeben,
All' Eure Tücke, Euern Uebermuth?
Zum Dank ſei Euch die Hölle d'reingegeben!

Hinweg! Hinweg! an Euch will ich nicht denken,
Die Ihr im Prachtglanz der Verweſung prangt!
In meine Seele will ich mich verſenken,

Starr in die Tiefe meiner Seele ſchauen,
Bis ich aus düſt'rer Nacht das dunkle Bild
Sich ernſt geſtaltend, ſeh' zum Tage grauen.

Da tritt's hervor; die Sonne muß erſchrecken,
Und über'n Himmel rollt ein Leichentuch
So lang, um noch die Erde zu bedecken.

Entſetzlich Antlitz, tödtlich, ſtarr und beinern!
O der gewalt'ge Sohn der Ewigkeit!
In Trotz und Haß, ich lieb' ihn, da er ſteinern.

Und Ahasver ſeh' ich da vor mir ſchreiten;
Und durch Jeruſalem und durch die Welt
Den einſam Düſteren will ich begleiten.

Den Zorn der Menſchheit auf dem Angeſichte,
Das Herz trägt er gerüttelt voll von Haß,
Trotz gegen Gott bis hin zum Weltgerichte.

Zur Zeit nur eines Volkes Todesſchmerzen,
Zur Zeit die Noth nur einer einz'gen Stadt,
Trägt er den Weltſchmerz bald in ſeinem Herzen.

Zur Zeit iſt eine Hoffnung ihm geblieben,
Ein holdes Kinderpaar im engen Haus,
Genug zum Glücke und genug zum Lieben.

Er hat nur ſich, ſonſt aber nichts verloren
Seit ſeiner jungen Gattin frühem Tod,
Die ihm ein holdes Zwillingspaar geboren.

Ein junger Palmbaum, ſchlank und frei zur Sonne
So wächſt ſein Knabe Ruben ihm heran
Zu ſeinem Stolz und aller Nachbarn Wonne.

So wie die Blume von dem Aronsſtabe
Iſt Lea, und ſein Auge hängt an ihr,
Daß ſich ſein Herz an ihrem Anblick labe.

Der Sonne ähnlich, die wie eine glühe,
Hellrothe Roſe bricht am Morgen vor,
So Ruben auch in ſeines Lebens Frühe.

Doch wie der Mond durch Frühlingsnächte träumend
Mit mildem Lächeln durch den Himmel ſchwebt,
Mit Zauberglanz die Silberwölkchen ſäumend,

So klar und freundlich ſah man Lea ſchweben,
Mit ſeid'nen Wimpern ihres Blickes Strahl
Das helle Licht geheimnißvoll verweben.

So wurden ſie und waren Doppelſterne,
Ein Jüngling er und eine Jungfrau ſie,
Mit ihrer Schöne leuchtend in die Ferne;

Und ſelbſt bis zu Pilatus reichem Saale,
Wo dort ein junger Fürſt des großen Roms
Mit ihm zuſammen war bei reichem Mahle

Und alſo ſprach: „Viel großer Schätze mächtig
Biſt du, Pilatus!“ Der entgegnet ihm:
„Dein iſt, was dir gefällt als werth und prächtig!“

Darauf der And're: „Von den Schätzen allen
Ein Jüngling und ein Mädchen haben mir
In dieſer Stadt zu allermeiſt gefallen.“

Pilatus ihm entgegnet ohn' Bedenken:
„Biſt du ſo gnädig, o Cäſarenſproß!
Könnt' ich an dich ſo ſelber mich verſchenken!“

Und Ahasver ließ er zur Stund' bedeuten,
Zu ſchmücken ſeine Kinder und zugleich
Zur Fahrt nach Rom ſie Beide zu bereiten.

Stoß' einem Wand'rer plötzlich durch den Rücken
Ein Meſſer in das Herz und wage nun
In's aufgeriſſ'ne Auge ihm zu blicken!

Sieh' d'rin den Todesſchreck, die Angſt unſäglich,
Mit der die Seele ihrem Leib entfährt,
Du haſt vor dir ein Bild noch ſchwach und kläglich

Von Ahasver, der das Gebot vernommen,
Das ſchreckliche, das wie ein Wetterſtrahl
Herunter auf ſein armes Haupt gekommen.

Haſt du noch je den Ruf, den allerbängſten
Des Hirſches auf der Jagd vom Fels gehört
In letzter Noth und in des Todes Aengſten?

So kennen einen Nachhall deine Ohren
Von jenem wilden Wehgeſchrei Ahasver's,
Dem Wehgeſchrei, um den Himmel zu durchbohren; —

Geſeh'n vom Auge des Erfror'nen ſchmelzen
Das ſtarre Eis und über das Geſicht
Als eine große Leichenzähre wälzen:

So weißt du, wie geweint und wie gerungen
Hat Ahasver, als er zu ſolcher Zeit
In ſolchem Schmerz die Kinder hielt umſchlungen.

Zweiter Gesang.

Zur Nacht hat Ahasver den wunderbaren,
Gewalt'gen Jüngling heimlich aufgesucht,
Der einen wahren Gott will offenbaren, —

Der alles Volk mit Wundern und mit Lehren
Zu einem neuen, unerhörten Heil,
Zum Vater in dem Himmel will bekehren, —

Der alles Volk von Elend und von Sünden
Und von des Todes grimmiger Gewalt
Mit seines Wortes Schwerte will entbinden.

Kann ich den Himmel und die Hölle tragen,
Da ich ein Kind von Menscheneltern bin?
Wie könnt' ich doch das Ungeheure sagen?

Das sagen, was Maria's Sohn gesprochen
In jener Nacht zu ihm, der dort in Qual
Der wilden Angst in seine Knie gebrochen?

Wo Ahasver gefleht: „Ich will dir glauben,
Daß du Messias bist, o! laß' mir nicht
Den letzten Trost, nicht meine Kinder rauben!"

Wo ihm die Füße Ahasver umklammert,
Geschrieen hat: „Judäa rette du!"
Verzweifelnd hat, vergeblich dort gejammert.

O dieſe Stunde, wo der Herr geweinet
Die Gottesthräne auf des Armen Haupt,
Die dennoch ſtets auf ſeiner Stirne ſcheinet!

Und wo zu ihm geredet hat der Heiland:
„Gott lenkt die Völker und die Könige,
Gedenkt des Wurmes auf dem fernſten Eiland.

So weit geſpannt der blaue Himmelsbogen,
So weit klingt auch die Waage des Gerichts,
Auf der ein jeder Odem wird gewogen.

Jeruſalem, die Zeit iſt angebrochen,
Wo du gerichtet und verworfen wirſt,
Und deine Herrlichkeit wird ganz zerbrochen!

Dem ſchnöden Mammon haſt du dich verhandelt,
Verkauft das Herz, die Seele ganz und gar; —
In Elend wird das Alles umgewandelt.

Es werden um dich deine Feinde ſchlagen
Ein Lager, unabſehbar wie ein Meer,
Und eine Burg mit ihren Kriegeswagen.

O über dich der Rächer in der Rüſtung!
O über dich der Richter mit dem Schwert!
O über dich mit Feuer und Verwüſtung!

Es ſoll kein Stein auf einem Steine bleiben,
Wie eine Heerde Lämmer wird dein Volk
Der Engel Gottes in die Knechtſchaft treiben.

Zerſtreut in alle Welt, an alle Enden
Sollt Ihr austrinken, ach ein Meer voll Noth!
So enden, aber dennoch nicht vollenden.

Wohl Allen, die zu jener Zeit die Zinnen
Jeruſalems nicht vor ſich ſtürzen ſeh'n,
Geführt von Gottes Vaterhand von hinnen!"

So ſprach der Herr, doch Ahasver zerſchlitzte
In jähem Zorn ſein härenes Gewand,
Indeß ſein Auge Wetterſtrahlen blitzte.

Er rief ihm zu: „Ja du haſt auch gelogen!
Du unſer Gott? und retten kannſt du nicht?
Ob Menſch, ob Gott, das Volk haſt du betrogen!"

O Ahasver! mein Auge wird mir trüber,
Mein menſchlich Herz erträgt nicht deine Pein;
Mit ehr'nen Schritten ſchreite jetzt vorüber!

Dritter Gesang.

Lang war die Nacht und öde, grabesschaurig,
So lag sie über'm Dache Ahasver's,
Herunter hing der Himmel tief und traurig.

Still war die Nacht, wie ein Bandit verhüllet,
Ein Grausen ging vor ihren Füßen her,
Mit Mordgedanken schien ihr Herz erfüllet.

Kaum mochte sich der Morgen vorgetrauen
Mit ahnungstrübem, bleichen Angesicht
Die Thaten einer bösen Nacht zu schauen.

Der junge Tag wagt kaum die Augenlider
Hell zu erheben über Ahasver,
Mit scheuem Auge forscht er auf und nieder;

Denn wie das Chaos, aber fast noch wüster,
Sitzt Ahasver versunken in sich selbst,
Wie steingewordner Mord und mehr noch düster.

Hell, aber tödtlich starr und grausig funkeln
Die Augen ihm, als könnten grell und hart
Sie noch das Licht des Diamants verdunkeln.

Es kommt zuweilen Einem vor im Traume,
Als wäre man aus Zeit und Welt entrückt,
Entrafft zu einem weienlosen Raume,

Wo in den Nebeln, die zuſammenrinnen,
Die Schrecken einer unbekannten Welt
Geheimnißvoll ſich auseinander ſpinnen;

Da ſchaut ein Blick uns an, — wir müſſen ſchreien; —
Es iſt ein weher Angſtruf der Natur,
Um uns von dem Geſpenſte zu befreien.

Und ſolchen Blick ſah dort der Morgen brechen
Wohl aus dem ſtarren Auge Ahasver's,
Aus dunklen Höhlen wie mit Dolchen ſtechen.

Doch auf den Straßen wachte auf das Leben,
Allüberall des Tages Drang und Lärm;
Nur ſah man nicht zwei Kinder ſich erheben.

Bald kam heraufgeſprengt zum ſtillen Hauſe
Mit heller Schaar der junge Römerfürſt,
Und trat hochherrlich in die düſt're Clauſe.

Er ſprach zu Ahasver: „Viel' Huld und Wonne
Vergönnt die Römergottheit deinem Haus
Und deinem Kinderpaar die röm'ſche Sonne!

Wo birgſt du meinen Ganymed, den Knaben?
Dient er nicht Jupiter, ſo dien' er mir,
Und dieſen gold'nen Becher ſoll er haben;

Zu jeder Zeit mein freundlichſter Genoſſe,
Mit mir durch Roma's Straßen flieg' er hin
An meiner Seite auf geflecktem Roſſe!

Nicht Sclave, meiner Pflege nur befohlen,
Soll er, wenn einſt er Mann geworden iſt,
Das Bürgerrecht ſich in der Feldſchlacht holen!"

Doch Ahasver ſpricht ihm kein Wort entgegen,
Gleich wie aus Erz gegoſſen, ſitzt er da,
Nicht mag der Stern des Auges ſich bewegen.

Da ruft der ſtolze Römer ungeduldig:
„Du ſtarrer Mann, was zweifelſt du an mir?
Der Römerfrage biſt du Antwort ſchuldig!

Wo iſt dein Mädchen, o die Holde, Süße!
Daß ihre ſchlanke, göttliche Geſtalt
Der meeresblaue Purpur hier umfließe;

Daß mit Rubinen, mit der güld'nen Spange
Ich zart ihr Handgelenk und ſanft den Arm,
Den weißen Schnee mit rothem Gold umfange;

Daß ſie, in aller Herrlichkeit zu ſtrahlen,
Die feinen Füßlein die kryſtallenen
Umſchling' mit dieſen leuchtenden Sandalen!

Ich führ' ſie nicht als Magd in meine Hallen,
Sie ſoll gebieten, wie das Göttinnen,
Wie das der Venus ſelber möcht' gefallen!"

Langſam erhebt ſich Ahasver und Alle
Zieh'n ſich erſchrocken einen Schritt zurück; —
Titaniſch, ſchrecklich ſtand er in der Halle.

Anſah er All' halb trotzig, halb argwöhniſch,
Dann glomm ein Lächeln ihm um ſeinen Mund,
Wahnſinnig faſt, doch mehr noch ſtolz und höhniſch;

Nun aber ſchien er mit ſich ſelbſt zu ſprechen:
„Und wo kein Menſch, kein Gott mehr helfen will,
Da kann doch Einer noch das Unrecht brechen.

Gott oder Götz, was wollen die hienieden?
Um ihre Gunſt hab' ich mich ſatt gebuhlt;
Doch Einer hilft, doch Einer bringt den Frieden.

Umſonſt läßt ſich vom Himmel Nichts erwerben,
Du treuer Tod, dich ruft man, und du hilfſt; —
O, glücklich iſt der Menſch, er kann noch ſterben!

All' Glück kann uns der alte Gott zerſchlagen,
Nur deinen Troſt, du freundlicher Geſell!
Kann er mit aller Macht uns nicht verſagen.

Von allen Qualen, allen Tyranneien
Kannſt du den Menſchen, ſollſt auch mich, o Tod,
Von Gott und Welt, ſo hoff' ich, bald befreien!"

Nun einen Vorhang zog er von einander;
Auf einem Lager bleich und ausgeſtreckt
Die beiden Kinder lagen beieinander.

Es bebt der Römerfürſt zurück erſchrocken,
Als ſpräng' ein Tigerthier auf ſeine Bruſt;
Es will das Blut in ſeinem Herzen ſtocken.

Die Hand am Schwert, — er kann es doch nicht zücken —;
Sieht er den Vater, bald die Kinder an
Mit wechſelnden, mit wehen Schmerzensblicken;

Dann aber zu dem Lager hingeriſſen
Muß er das ſchöne, todte Kinderpaar,
Ach, Lea's Stirn, die kalten Lippen küſſen.

Lng' ſtand er nun, das Angeſicht verhüllet,
Bis era gewann ein feſtes Römerherz,
Wenn auch vom Leide ganz und gar erfüllet.

Dann rief er: „Was geſcheh'n, will ich vergeſſen!
Ob eine Miſſethat, ob nicht, vollbracht,
Die ſtrengen Götter werden dies ermeſſen.“

Aus ſeinen Augen wollten Thränen rinnen,
Da wandt' er, ſie verbergend, ſich hinweg,
Da wandt' er mit den Seinen ſich von hinnen.

Doch wie das Chaos friedlos, faſt noch wüſter,
Stand Ahasver, verwühlet in ſich ſelbſt,
Wie ſteingewordner Mord und mehr noch düſter.

Vierter Gesang.

Zum grünen Osterfest mit jungen Palmen
War schon gerüstet ganz Jerusalem
Und schlug die Harfe an zu Jubelpsalmen.

Ein einzig' Haus, das letzte von der Reihe,
Die Thüre Ahasver's, des grollenden,
Blieb ohne Festeszier und ohne Weihe.

Und fremder Menschen Tausende an Tausend
Aus Näh' und Ferne walleten einher
Gleich Meereswogen unter'm Winde brausend.

Da kam heran, das Letzte zu erfüllen,
Zu seiner Opferung der Gottessohn
In seiner Demuth auf geringem Füllen;

Und alles Volk stürzt jauchzend ihm entgegen
Und breitet die Gewänder vor ihm hin
Und streut ihm Reiser auf den Wegen.

Nur Einer gegen sich empört und wüthend,
Nur Ahasver saß still in sich gekehrt,
Ein schwüler Tag, Gewitter heimlich brütend.

Und: „Hosianna!" hört er tausendstimmig,
Er aber fluchte heimlich in sich selbst,
Doch sprach er nicht, das Herz war ihm zu grimmig.

Still waren nun des Judenvolkes Horden,
Und überall war's Nacht, o! eine Nacht
Voll bitt'rer Leiden, herber Qual geworden!

Es giebt wohl Nächte, so geheimnißvolle,
Wo Einem iſt, als ob ſie die Natur
In ſchmerzlichem Gebet verwachen wolle.

Da kann ſich keines Weſens Auge ſchließen;
Ob fromm, ob gottlos, keine Seele kann
Des Schlafes, des erquickenden, genießen.

In ſolcher Nacht ward Gottes Sohn verrathen
Der Bosheit und der Schlechtigkeit der Welt
Und preisgegeben ihren Miſſethaten.

In ſolcher Nacht fühlt' Ahasver ein Schauern,
Ein Fieberfröſteln ging ihm durch's Gebein,
Und er begann zu ſprechen und zu trauern:

„Wo hat ein Volk ſo Gräßliches erduldet
Als du, o Iſrael! von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht haſt Alles du verſchuldet.

Deshalb ſo machtlos, kraftlos, feig und nichtig;
Denn Jedem dient ſtumpfſinnig, wie das Thier,
Der Einem erſt zum Sclavendienſte pflichtig.

So haben wir gefröhnt auf allen Straßen,
So in Aegypten und in Babylon,
So einem Gott gedienet übermaßen!"

Und wie die Sonne tief zu Nebelſee'n,
Verſank in ſich jetzt wieder Ahasver
In endlos, unermeßlich tiefe Wehen;

Doch wie von unterirdiſchen Gewalten
Zuweilen wird die Erde bis zum Kern,
Ihr zuckend' rothes Herz entzweigeſpalten,

So plötzlich ſah er in ſich ſelber drinnen
Des Uebels Urſach', o! ein ewig Leid!
Und weiter ſprach er nun in tiefem Sinnen:

„Die arme Erde! Kurze, ſel'ge Stunden
Hielt ſie in ihrem Arme einen Gott,
Verſtoßen iſt ſie nun und Gott verſchwunden.

Die Erde, vom treuloſen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat ſie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen; —

Ihr Kind, der Menſch, den freundlich ſie ernähret,
Was drängt er ſich dem ſtolzen Gotte nach?
Dem Baſtard iſt der Weg zu ihm gewehret.

So von mir werfen will ich ſein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Bruſt den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß!

Aus Erde iſt der Menſch und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einſt
Wie ſeine Mutter wieder Erde werde."

Jetzt ſchwieg er. Bleich und trauernd, wie die Blume,
Die in ſich trägt die heil'ge Paſſion,
Blüht auf der Tag zum großen Martyrthume;

Und alles Volk, gewickelt wie zum Knäule,
Hat ſich zum Richthaus lärmend hingedrängt,
Wo oben ſtand der Heiland an der Säule.

Auf ſeinem Haupt die blut'ge Dornenkrone,
Im Purpurmantel, in der Hand ein Rohr,
So königlich geſchmückt zum Spott und Hohne.

Und Ahasver hört ein unendlich' Schreien:
„An's Kreuz mit ihm! Den König an das Kreuz!"
Und immer mehr den Mordruf ſich erneuen.

Und immer wüthiger hört er es rufen:
„Er hat das Volk verführt! Hinweg mit ihm!"
Da tritt er vor zu ſeines Hauſes Stufen.

Es zog herauf das Volk; es ſchien, als quölle
Mit Hohngelächter an die Oberwelt
Der Teufel Pöbel aus der letzten Hölle,

Um tödtlich den verrath'nen Gott zu ſchlagen,
Der mitten unter ihnen wankt einher,
Der ſich zur Qual das eig'ne Kreuz muß tragen.

Ein Jubelruf ſchallt gräßlich, tauſendtönig:
„Er hat das Volk verführt! Hinweg mit ihm!
An's Kreuz, an's Kreuz von Iſrael den König!"

„Tod dieſem Nazarener, Gott und Allen!"
Schrie Ahasver; da war es todtenſtill
Und vor ihm Chriſtus unter'm Kreuz gefallen.

Und wie die Knechte ihn vom Kreuz entlaſten,
Da flehet Chriſtus auf zu Ahasver:
„Laß' mich an deiner Schwelle wenig raſten!"

Doch dieſer warf ihm zu dies Wort des Spottes:
„Hilft dir dein Vater in dem Himmel nicht
Und nennſt dich doch den Eingebornen Gottes?

Ich ſtoße dich hinweg von meiner Schwelle,
Ob wahr dein Wort, ob du gelogen haſt;
Dir keine Ruhe! keine an der Stelle!“

„Dir keine Ruhe, keinen, keinen Frieden!
Entgegnet ihm der Herr, ſo lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!“

Kaum hat der Herr dies ſchwere Wort geſprochen,
So fiel im jähen Schrecken Ahasver
Auf ſein Geſicht; es war ſein Geiſt gebrochen.

Geheimnißreiche, ſchreckenvolle Kunde,
An Ahasver, an mir zieh' jetzt vorbei!
Vorbei, vorbei, gewalt'ge Opferſtunde!

Fünfter Geſang.

Durch Erd' und Himmel ging ein bitt'res Weinen;
Als Chriſtus an dem Kreuze ward erhöht,
Zugleich hört auch die Sonne auf zu ſcheinen.

Und als der Mittler nun im Todesleide
Ausrief: „Es iſt vollbracht!“ und ſo verſchied,
Ging durch das Herz der Erde Schwertes Schneide.

Da ſcholl durch die Natur ein Wehſchrei gräßlich,
So mark- und beindurchdringend, unerhört,
So jammervoll, wildfremd und unermeßlich,

Als wär' ihr ſelbſt durch ihre Seel' geſtochen
Der Todesſpeer, ach! jäh und mörderiſch
Durch ihre warme Mutterbruſt gebrochen!

Und eine Furcht, ein Schauern unbezwinglich,
Und eine ſchwere, große Finſterniß
Sank auf die weite Erde undurchdringlich.

Und wie ein Vöglein in des Geiers Krallen,
Begann der Boden jetzt vor inn'rer Angſt
In ſich zu beben und emporzuwallen.

Da ſchienen aufgelöſet alle Banden,
Es wankte innerlich der Erde Grund,
Aufwachten da die Todten und erſtanden.

„So war er dennoch Gott und mußte ſterben?
Sprach leiſe Ahasver, doch aber ich
Soll auf der Erde nicht den Tod erwerben?“

Doch wie auf arg gefährlich ſchwanker Leiter,
Trieb eine räthſelhafte Macht ihn fort
Durch alle Schrecken vorwärts immer weiter,

Bis er, von Mauern eines weiten Raumes
Umfangen, irrt und wankt von Gang zu Gang,
Wie ein Nachtwandler in dem Bann des Traumes.

Nicht einen Ausweg kann er wiederfinden
In dieſem öden, ungeheuren Grab,
Wohin er ſich auch wenden mag und winden.

Enträthſeln kann er nicht, wie er hereinkam,
Und kann ſich nicht beſinnen, wo er iſt
In ſolcher Schreckensſtunde irr und einſam.

Und wie er weiter tappet an den Wänden,
Da ſtößt er endlich jetzt auf einen Tiſch;
Ein Opfermeſſer hält er in den Händen.

Da ruft er aus faſt zaghaft und beklommen:
„Wie bin ich zu Jehova's Hauſe doch,
In Salomonis Tempel hergekommen?

Hat er in Chriſtus doch gelebt hienieden,
Den Tod erwählt in menſchlicher Geſtalt,
So ließ' er gern den todten Gott in Frieden.

Furchtbar Geheimniß, löſen wer es konnte!
Im Allerheiligſten hat er gethront, —
Wenn ich hinein mir einen Blick vergönnte?“

In ſeines Herzens heftiger Erregung
Fand er die Stufen, die lebendig faſt,
Wie auch der Boden waren in Bewegung.

Doch als er mühſam ſo ſich dort emporrang,
Zerriß von Oben bis nach Unten aus
Mit einem Donnerſchlag des Tempels Vorhang;

Und ſchrecklich in gewalt'ger Blitzeshelle
Der Engel Michael mit Flammenſchwert
Stand hoch und herrlich auf der heil'gen Stelle.

Auf Feuerwolken ſeine Füße ruhten,
In Feuerwolken hob er ſeinen Arm,
Und alſo ſprach er wie mit Wettergluthen:

„Wen ſuchſt du hier? Der Dämon iſt gerichtet,
Der zorngewalt'ge Dämon deines Volks;
Und ſeine Macht hat Gottes Sohn vernichtet!“

„Jehova?“ rief da Ahasver mit Schrecken.
Der Engel ſprach: „Ein Abgott war auch er!
Der Gott der Wahrheit muß ihn niederſtrecken,

So ihn, wie alle Götzen dieſer Erde,
Damit aus allen Menſchen nur ein Volk
Und Eins in ihm die ganze Schöpfung werde!

An's Erdenleben haſt du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So ſei an dieſes Leben angekettet!

Vorüber ſpurlos ſollen dir die Zeiten
Vorüberſchreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!

Verſagt ſei dir des Todes ſüßer Frieden,
Verſagt des Menſchen letzter Troſt, der Schlaf,
Verſagt von nun alle Ruh' hienieden;

Doch ſtets zur Gnade offen ſind die Arme
Des Gottesſohnes in dem Himmelreich,
Damit er jedes Weſens ſich erbarme.

So will er dir zur Löſung wiedergeben
Das Räthſel ſeines eigenen Geſchick's,
Dreimal auch deiner Kinder junges Leben,

Bis du zum Heile deinen Weg gefunden
Mit ihnen hin zu Gottes Vaterbruſt
Und ſo vom Erdendienſt dich haſt entbunden!

Zum erſten Male kann es dir gelingen,
Zum and'ren Mal fleh' um Gottes Rath,
Zum dritten Male mußt du es vollbringen.

Sonſt wehe dir! Bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeſchichte."

Da plötzlich löſchten aus die Wunderflammen,
Und ſchrecklich, grauſig, düſter quoll die Nacht
Im wüſten Wirbel wiederum zuſammen.

Die erste Frist.

Erster Gesang.

Es rauscht der Webestuhl der Weltgeschichte,
Die Weberin Natur wirkt sonder Rast,
Vor Gott wird immer ihr Geweb' zu nichte.

Als sie in unermeßlichem Entzücken
Zum ersten Mal erhob das Angesicht,
Sah sie auf sich ein Sonnenauge blicken.

Von Gottes Armen fühlt' sie sich umschlungen
Und ganz durchzückt von heißem Feuerkuß,
Von seiner Liebe ganz und gar durchdrungen.

Sprach Gott: „Du sollst an meiner Brust vergehen!"
Sprach seine Braut: „O laß' in deiner Gluth
Mich nicht verhauchen, mich nicht ganz verwehen!"

Da mochte Gott mit seinen Feuerarmen
Die Zitternde zerdrücken an der Brust;
In seinen Augen sah sie kein Erbarmen.

Und sie entfloh, zerfloß in Luft und Wasser; —
Da droht' ihr Gott, da schrie sie auf vor Schreck, —
Zu Stein erstarrend vor dem strengen Hasser.

Gott rührt sie an, da fängt sie an zu träumen
In Blumen und Gewächsen aller Art
Und hochaufrauschend in des Waldes Bäumen.

Gott rührt sie an, auffährt sie vielgestaltig,
Im Fische stumm, im Vogel mit Gesang,
In allerlei Geschöpfen tausendfaltig.

Wie möcht' er die Geliebte wirklich hassen?
Er drückt sie wieder schmerzlich an die Brust,
Bis zur Vernichtung muß er sie umfassen.

Doch wie er sie so heftig hielt umfangen,
Sind aus so schrecklichen Umarmungen
Die Geister, die Dämonen vorgegangen.

Die Einen stürzten stammelnd vor Entzücken
Zu ihrem Gott, auf ewig mit ihm Eins,
Die Andern standen, ohne sich zu bücken;

Die Andern, die in ihres Geistes Schachten
Von Freiheit und in ihr von eig'ner Kraft
Die unermeßliche Entdeckung machten.

Und Engel nennt man, die als Strahlen wallen
Um ihre Sonne, den allmächt'gen Gott,
Die Andern aber sind von Gott gefallen.

Dämonen, Götter nannten sich die Andern,
Die durch der Weltgeschichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell in Flammen wandern.

Vom Ursprung an begannen sie zu walten
In eig'ner Kraft und Ebenbilder sich
Auf dieser Erde Menschen zu gestalten.

So formte Brahma aus des Ganges Schlamme
Der Hindu ſanftes, träumeriſch' Geſchlecht;
Jehova doch ſein Volk aus Stein und Flamme.

Jehova mit dem Tigerangeſichte,
Wie er noch heute durch die Wüſte heult,
Den Talmud leſend in des Wetters Lichte.

Geſchaffen aber — o, ſo edle Blume!
Ward aus des Meeres allerfeinſtem Schaum
Das Volk der Griechen zu des Bildners Ruhme:

Doch bei dem Pol aus wunderſamer Ehe
Das reckenhafte, weißgelockte Volk —
Aus Hekla's Feuer und aus kaltem Schneee.

Und jeder Dämon wurde angebetet
Von ſeinem Volke, das er ſich gemacht,
Nach ſeinem Geiſt geformet und geknetet.

Doch jetzt entweicht des Friedens ſüßer Schlummer;
Abtrünnig ſieht Gott Alles um ſich her
Und ſeine Braut voll Leid und Angſt und Kummer.

Und Alle möcht' er plötzlich niederdämpfen;
Doch die Dämonen in gewalt'ger Kraft
Beginnen hart zu ringen und zu kämpfen.

Ach, und die Menſchen, dieſe allerärmſten,
Drückt ſelbſt die ſchöne Mutter an ihr Herz
Und ſchützt ſie dort am treu'ſten und am wärmſten.

Doch ob ſie in Aegypten grabesſchaurig
Manch' tauſend Jahr', mit ihren Kindern träumt,
Ach, übermaßen weinend, endlos traurig,

Gott ſucht ſie auf, er haßt und muß ſie lieben,
Er ſucht ſie auf, und da vergeht ein Volk:
Nur ſtolze Gräber ſind davon geblieben.

Und ob ſie auch mit dem Hellenenvolke
Zu ihm emporgeblüht ſo lieb und ſüß,
Gott brauſt einher mit ſeiner Wetterwolke;

Gott ſucht ſie auf, da will er ſie erreichen,
Und da vernichtet ſie das eigne Werk,
Und weinend nimmt ſie Abſchied von den Leichen.

Und ſelber möchte ſie ſich jetzt zerſtören, —
Vergebens! — gegen die Nothwendigkeit
Kann ſich nicht Gott, darf ſie ſich nicht empören.

Und wie die ſchönſten Kinder nun erſchlagen
Im Krieg mit ihm, der glühend ſie verfolgt,
O, da beginnt ſie ein endloſes Klagen!

Und als von ihren Kindern, allen lieben,
Die wenig liebſten dumpf und ſtill vor ihr
Im Götterzwiſte übrig noch geblieben,

Da will ſie alle allzumal vereinen
Im kleinen, thatendurſt'gen Römervolk,
Die Völker alle nur zum einzig Einen.

Um wiederum den ſtolzen Gott zu rühren,
Will ſie auf einmal alle Kinder ihm,
In ihnen ſich zu ſeinem Herzen führen.

Da will zuerſt ſich Gott herunterbeugen,
Mit einer Jungfrau einen Mittler jetzt
Den einzig vielgeliebten Sohn zu zeugen;

Und Jeſus ward geboren. Alle Sterne
Erſchallten vor Entzückung, doch vor Schreck
Entwichen die Dämonen in die Ferne.

So wandelt nun der Gottesſohn hienieden,
Von ſüßer Ueberredung träuft ſein Mund
Und predigt von dem Schwert und von dem Frieden.

Er ſagt gar viel von rechter Herzensdemuth,
Und daß der Geiſt ertödten ſoll das Fleiſch;
Da lauſcht ihm die Natur in banger Wehmuth.

Und wieder: daß mit Gott ſie eins nur werde
Und werden müſſe; denn in Feuergluth
Woll' er ſie doch vernichten ſammt der Erde;

Sammt ihren Kindern, die ſie ſo verwöhne
Und jedem ſchenke eigenes Gefühl
Und Freude auch, die ſeinen Vater höhne!

Und wie ſo leicht des Fleiſches Tod zu tragen,
Leicht aufzuopfern jedes eig'ne Selbſt
Läßt er geduldig an ein Kreuz ſich ſchlagen.

Und ſchluchzend, zweifelnd an ſich ſelbſt, verhüllet
Sie ihr Geſicht, von unermeß'nem Leid
Die ganze, mütterliche Bruſt erfüllet.

Und wie der Kampf vor alter Zeit begonnen,
So doppelt bitter ſteigt er jetzt empor,
So hat er weiter, weiter ſich geſponnen.

Und Ahasver, der gottverfluchte Streiter,
Der ewige kämpft ewig dieſen Kampf
Durch Blut und Elend immer weiter, weiter!

So roll' denn auf, du ſchreckliche Geſchichte
Von dieſem Kampf! Judäa, ſteig' empor
Auf das Gerüſt, ſtolz zu dem Blutgerichte!

Zweiter Geſang.

An einer Säule im Aegypterlande
Vorüberziehen die Jahrtauſende
Und ſpielen um ein Nichts im Wüſtenſande:

Vorüber, aber ohne ſie zu ſtreifen,
Mit einem Zeichen iſt der Stein gefeit. —
Vorüber, um in Nichts zurückzuſchweifen;

So Ahasver in ſeines Herzens Leere,
So öd', unwandelbar ſtand er allein,
Ein ſtarrer Fels in dem bewegten Meere.

So ungebeugt blieb auch ſein ſtarrer Nacken,
Und ſeine Fauſt geſchmiedet wie aus Stahl,
Um ſelbſt den Tod bis auf den Tod zu packen.

Das Dunkel ſeiner Haare wollt' nicht bleichen,
Aus ſeinen ſtarken Gliedern nicht die Kraft,
Die eherne, gewalt'ge nicht entweichen.

Und alle Muskeln fühlt er noch geſchwollen
Von unbezwung'ner, trotziger Gewalt
Das Blut noch heiß durch alle Adern rollen.

Das Glück der Erde ſtrömt ihm zu in Haufen;
Wär' nur mit dieſem Tande von Metall
Die ſüße Ruhe für die Bruſt zu kaufen!

Und ſterben ſah er alle Zeitgenoſſen
Und wieder ihre Kinder todesalt;
Doch war ſein Leib aus Stein, aus Erz gegoſſen.

Des Lebens Wogen kamen und verrannen,
Sie brauſten auf und fielen in ſich ſelbſt,
Die nächſten ſtürmten wieder ſo von dannen; —

Ein ſchrecklich' Einerlei, ſich ſelbſt verſchlingend,
Ein ſchrecklich' Einerlei, in Haſt und Qual
Nach Rettung ſchreiend und Erlöſung ringend.

Und um die ewig lange Zeit zu kürzen,
Die wüſten Tage hatte Ahasver
Beſchloſſen, ſich in ihren Strom zu ſtürzen,

Er hatte wieder ſo ein Weib erkoren,
Geſtorben war ſie wieder, als ſie ihm
Ein liebes, holdes Zwillingspaar geboren.

So ſah er wiederum die Kinder leben,
So ſah er dennoch Gottes Fluch erfüllt,
So war er dem Verhängniß heimgegeben.

„Und da ich, ſprach er, wieder Beide habe,
Zum Trutz' heiß' Lea dies mein Töchterlein,
Zum Trutze Ruben wiederum der Knabe!"

Und wie die Roſenſtaude, die verblühet,
Mit Dornen ſtarrt, nun aber in dem Lenz
Mit allen Purpurblumen wieder glühet.

So daß man träumt, dieſelben ſind gekommen,
Dieſelben Blumen, die uns ſonſt entzückt,
Die einſt im Laub, wie rothe Lippen, glommen.

So beide Kinder wieder ſeltſam glichen
Den beiden, vor'gen Kindern des Ahasver's,
Den Kindern, die in ſchlimmer Nacht erblichen.

O, das Gefühl, gemiſcht mit Luſt und Grauen!
Zog Ahasver die Beiden an ſein Herz,
In ihre Augen ſtarr hineinzuſchauen.

So wurden Beide helle Doppelſterne,
Ein Jüngling er und eine Jungfrau ſie,
Mit ihrer Schöne leuchtend in die Ferne.

In jener Nacht, wo hell von Licht umgoſſen
Der Tempel ſtand, und aus dem Heiligſten
Ein Rufen wie ein Strom iſt ausgefloſſen,

Daß heimlich bebten alle Tempelzinnen,
Daß heimlich zitterte die ganze Stadt, —
Ein weher Donnerruf! „Ich zieh' von hinnen!“

In jener Nacht, wo ein Comet erſchrecket
Jeruſalem und aus des Himmels Zelt
Ein glitzerndes, blutrothes Schwert geſtrecket;

In jener Nacht, wo man — unendlich Grauſen! —
Hin durch die Luft geſpenſtig Heer an Heer
Im Schlachtgewühle ſah vorüberbrauſen;

In jener Nacht, wo, Todesſchreck erregend,
Ein Menſch durch alle Straßen jammernd rief:
„Weh' Euch und mir von jeder Himmelsgegend!“

In ſolcher Nacht ſprach Ahasver faſt bange
Zu beiden Kindern, die er an ſich zog:
„Ihr Beide ſeid geweiht dem Untergange!

Ein großer Gott hat uns den Krieg erkläret,
Der Gott der Nazarener, dem wir nicht
Demüthige Verehrungen gewähret.

Es gilt nicht einen Menſchenkampf zu kämpfen,
Nicht nur mit Rom und einer Römerwelt,
Es gilt den neuen, ſtarken Gott zu dämpfen.

Denn dieſe Schmach vermag er nicht zu tragen,
Daß ihn Jeruſalem mit Spott und Hohn
In menſchlicher Geſtalt an's Kreuz geſchlagen.

Hier, Ruben, du biſt ſtark genug geworden,
Nimm dieſes Schwert mit ſeiner Doppelſchneid',
Das ſcharf genug zum Schlagen und zum Morden!

Den ſchweren Helm ſollſt auf das Haupt du preſſen,
Den eh'rnen Panzer feſt an deine Bruſt;
So ſollſt du dich mit ſeinen Henkern meſſen!

So ſtell' ich dich an meines Hauſes Pforte,
Die Waffe gegen jeden Feind gekehrt,
Der Schweſter und dir ſelbſt zum Schutz und Horte.

Ich aber — hört ihr nicht die Hörner klingen?
Sie ſchmettern zur Empörung gegen Rom:
Mit ihren Legionen muß ich ringen."

Nun lange hielt die Kinder er umſchlungen,
Dann aber ſtürzt' er in die Nacht hinaus,
Vom Schmerz nicht, doch von Schlachtenwuth bezwungen.

Dritter Geſang.

Zum letzten Mal auf ihrem Marmorthrone
Erhob Jeruſalem das freie Haupt
Im Siegesjubel mit der Tempelkrone.

Zum letzten Mal ſprach ſie von alten Tagen,
Als in den Straßen, vor den Thoren auch
Die Römerſchaaren wurden todtgeſchlagen.

Sie regte rüſtig auch die raſchen Hände,
Und von dem Ambos und dem Hammerſchlag
Erklangen alle Straßen, alle Wände.

Ein jedes Eiſen mußte Funken ſprühen,
Ausſtrecken ſich zum Pfeile oder Speer,
Voraus in Feuer und in Mordluſt glühen.

Und Ruben auch mit rüſtig nackten Armen
Führt ſtark den Schmiedehammer vor dem Haus,
Den müden Gliedern gönnt er kein Erbarmen;

Denn konnte an Judäa's Grenze ſtreiten
Sein Vater gegen Rom, ſo galt es ihm
Zum mindeſten die Waffen zu bereiten.

Und hatte Ruben doch zu ſolchen Stunden,
Und hatte Lea doch zu ſolcher Friſt,
Er einen Freund, und ſie noch mehr gefunden.

Wie Ruben, jung und freudig war Matthias,
Nur ſchlanker noch und feiner an Geſtalt;
Er diente heimlich Chriſtus, dem Meſſias.

Und Siegesbotſchaft kam von Neuem wieder
Von Ahasver und ſeiner Rächerſchaar:
„Wir ſchlagen alle Römer vor uns nieder!“

Doch wie noch jene Fluren, wo die Schatten
Von Sodom in den Sand gezeichnet ſind,
Gern ſpielen mit den Farben ſchöner Matten,

Die Bäume noch mit gold'nen Früchten lügen,
Die vor der Hand, die ſie zu pflücken ſtrebt,
Zu Staub und Aſche durch die Luft verfliegen;

Wie eine Lampe hell noch einmal lodert,
Eh' ſie verlöſcht; wie plötzlich Wangenroth
Oft eine Leiche ſchmückt, eh' ſie vermodert;

So auch geſchieht es manchmal einem Volke.
Und ſo geſchah es mit Jeruſalem
Vor der vernichtungsträcht'gen Wetterwolke.

Wie wenn in ihrem Hunger die Hyäne
Nicht auszulaſſen weiß die wüſte Wuth,
In eig'nes Fleiſch einſchlägt die ſcharfen Zähne;

So plötzlich, wie von Wahnſinn überfallen,
Fing an das Volk jetzt in Jeruſalem
In wüthende Parteien zu zerfallen.

Und die Zeloten ſtürzten vor mit Heulen:
„Den Nazarenern, den Verräthern Tod!
Mit Steinen über ſie, mit Mord und Keulen!“

Schon brüllt der Schwarm der Mörder vor dem Hauſe,
Vergeblich ſpähet Lea nach Verſteck,
Doch näher rollt das wüthende Gebrauſe.

Vergeblich ſucht ſie ſchnell in ſeid'ne Decken
Zu bergen den Geliebten mit Gewalt;
Es werden ihn die Räuber doch entdecken.

„Da Schwert und Schild!" kampffreudig ruft ſo Ruben
Und rüſtet ſelbſt ſich jetzt in Haſt und Drang:
Es brüllt der Pöbel: „Schlagt ſie todt, die Buben!"

Matthias ſprach: „Um mich ſollt Ihr nicht ſterben!
Und Lea nimmermehr!" Doch Ruben rief:
„Gott ſei mit ihr, er läßt ſie nicht verderben!"

Matthias aber: „Ach zu deinen Füßen.
O Lea, laß' im Glauben an den Herrn,
Im Tode alle Sünde mich verbüßen!"

Da plötzlich trat heran ein Gottgeſandter,
Er war gleich einem Engel anzuſchau'n,
Der die Geliebten trennte von einander.

Hell ſtand er da in leuchtenden Gewändern,
In ſtrenger Schöne glänzte ſein Geſicht,
Den Blick des Auges ſah man nicht ſich ändern.

Er ſprach: „Zum Schirm bin Lea ich gegeben!
Ihr Jünglinge, hinaus! Gott iſt mit Euch!
Durch Noth und Tod brecht Euch die Bahn zum Leben!"

Jetzt jählings war die Thüre aufgeſprungen,
Und mit dem Schild und mit dem Schwert zugleich
Zwei Löwenjünglinge hinausgedrungen.

Schwertflammend theilten ſie des Volkes Wogen,
Zwei Wetterkeile fuhren ſchmetternd durch,
Daß Blut und Funken durch einander flogen.

Gebt ihnen Raum! Wer will zu ſtehen wagen?
Vor ihnen Mord und hinter ihnen Tod!
Sie haben ſich zur Freiheit durchgeſchlagen.

Vierter Geſang.

Wie oft ein Spieler um das Letzte wettet,
Daß die Verzweiflung ſeine Würfel rollt,
Und ſo das Glück an alle Würfe kettet;

Doch Alles jetzt ſich zur Entſcheidung dränget,
Und alles Glück und Unglück odemlos
In einen Augenblick hinein ſich zwänget;

Alſo verwegen und in Todeskrämpfen
Rang hier Judäa mit den Adlern Roms,
Ingrimmig hingeſtürzt von Kampf zu Kämpfen.

Im Becher brauſt der Reichthum und das Elend, —
Da wirft der Spieler ſeinen letzten Wurf, —
„Verloren!“ ſchallt es höhniſch und entſeelend.

Denn wie dem Schiff, das ſchon von fern ſich letzet
An ſeiner Heimath, die zum Himmel blaut,
Der Fahrwind jetzt zum Sturme um ſich ſetzet,

So brauſte Titus an mit Legionen
Und ſchleuderte Judäa in den Grund
Und taucht' in Blut die jungen Lorbeerkronen

Vergeblich warf ihm Ahasver entgegen
Die Samariter, die von Ascalon,
Vergeblich nacktes Schwert auf allen Wegen.

Wie wenn die Senſen im Getreide mähen,
So ſtreckte Rom zu Tauſenden ſie hin;
Die Ernte blieb den Geiern und den Krähen.

Ob Ahasver auch Jotopat verſchloſſen
Und Schaar an Schaar der Stürmenden zu todt
Ach, fürchterlich! mit heißem Oel gegoſſen;

Vergeblich iſt es; Nacht und Schlaf ſo bleiern
Fällt auf die Stadt; es bricht der Morgen an,
Um ſich mit ihrer Aſche zu verſchleiern.

„Der Chriſtengott iſt mächtig auf dem Lande!“
Rief Ahasver, und Joppe's Schiffe all'
Entwichen in das Meer von ihrem Strande —

Vergeblich; Gottes Hand iſt ausgeſtrecket,
Die Schiffe dreht im Sturm ein Wirbel um, —
Von Trümmern, Leichen iſt das Meer bedecket.

Ein Einziger iſt nur dem Tod entkommen,
Ihn hebt und trägt das Meer, und Ahasver,
Lebendig iſt er an das Land geſchwommen.

Wie ſchrecklich will der See Geneſar träumen,
Daß er, wie Moſt vor eines Winzers Fuß,
Blutroth und wild beginnt emporzuſchäumen?

Mit voller Hand Blutwaſſer aus dem Seee
Wirf Ahasver lautſchreiend in die Luft:
„Da haſt du Opfertrank mit Fluch und Wehe!

Stürz' mit Hyänen heulend dich auf Leichen,
Mich ſiehſt du wieder in Jeruſalem,
Muß ich vor dir zu Land und Meer entweichen!“

Jeruſalem, um deſſen Haupt geſchlungen
Gleich einem Dornenkranz, die ſchmerzlichſten,
Geheimnißvolleſten Erinnerungen,

Jeruſalem, von trübem Schmerz erfüllet,
Ach, gottverlaſſen! hat das müde Haupt
Mit Wittwenſchleier ſchluchzend ſich verhüllet.

Es liegen vor ihm Kinder, Frau'n und Greiſe,
Betäubt vor Schreck und Angſt und inn're Pein,
Sie weinen endlos, aber ſchmerzlich leiſe;

Und ſelbſt die Steine möchten in den Mauern
Und ſelbſt die Vögel fliehend durch die Luft,
Ach, alle Weſen mit einander trauern!

Die Zeit bricht wohl von ſelbſt in ſchneidend ſcharfe
Wehklage aus, durch jede Menſchenbruſt
Geht eine Saite ihrer Aeolsharfe.

Die zarteſte klang laut in Lea's Herzen,
In ihrer Kammer rang ſie im Gebet,
Verſunken in unnennbar wehe Schmerzen!

Längſt hinter ihr ſtand wildverſchränkten Armes
Ihr Vater Ahasver; ſie ſah ihn nicht
Fortbetend in der Qual und Laſt des Harmes:

„Gott meiner Väter, haſt du uns verlaſſen?
Iſt zu verſöhnen nicht dein ſtarker Zorn?
Willſt du uns ohne Ende alſo haſſen?

Du haſt von mir den Bräutigam genommen,
Und hat er doch an deinen Sohn geglaubt,
Mit ihm floh Ruben, der nicht wiederkommen."

„Schweig', Unglückſelige! O du Verlor'ne!
Rief Ahasver, ach, du Betrogene!
Du mir zur Schmach, dir ſelbſt zur Qual Gebor'ne!

Nicht ſollſt du Kind zu dieſem Gotte beten,
Der jetzt dein Volk, das herrlichſte der Welt,
Mit ſeinen Füßen will in Staub zertreten!

Zu ihm noch beten, daß er dich verſpotte?
Komm', Lea, ſtreck' empor die reine Hand
Und ſage ab dem Nazarenergotte!"

Und Lea hob die Hand. Wer darf es wagen,
Mit Menſchenohr zu hören, was ſie ſprach?
Mit Menſchenzunge ſolche Schuld zu ſagen?

Fünfter Geſang.

Aufblickt der Löwe, der im Schlaf gelegen,
Es rauſcht am Baum, um ſeinen Stamm hinauf
Sieht er den Schweif der Schlange ſich bewegen

Ingrimmig zieht er ſeinen Leib zuſammen,
Er biegt das Haupt, es blitzet ſein Gebiß,
Sein Auge rollt in todeswüth'gen Flammen;

Die Schlange pfeift; es ſpielen ihre Zungen,
Ihr Haupt zuckt über ihm, ſie ſtürzt herab,
Und von zwei Knoten iſt er jach umſchlungen;

So von den Bergen grauſig hergeringelt
Lag auch die alte Rieſenſchlange Rom
Und hielt Jeruſalem zum Tod umzingelt.

O welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!
Aus tauſend Herzen ſprang ſo hoch das Blut,
Als wären unverſiegbar ſolche Bronnen.

Aufgeht die Sonne, unterſinkt ſie wieder,
Sie ſieht nur Kampf und Fall, ſie ſteigt empor;
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.

Doch in die Mauern jetzt zurückgezwänget
Hat auf die Mauern wieder ſich das Volk
Sowie zu einem Feſtſpiel vorgedränget.

Zurück! zurück vor der dreifachen Mauer
Der Römer Drang und Sturm, es prallt zurück
So der Geſchoſſe wüſter Hagelſchauer.

Sturmböcke vor! Gewaltig iſt ihr Toſen!
Sie wuchten ſchwer, da pochen ſie hinan,
Ein Jubelruf, — und Breſche iſt geſtoßen.

Wagt Rom an einen Bienenkorb zu pochen,
Was Wunder, daß ein Rächerſchwarm ſogleich
Geſtachelt iſt im Hui hervorgebrochen?

Aufgeht die Sonne, unterſinkt ſie wieder,
Sie ſieht nur Kampf und Fall, ſie ſteigt empor,
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.

Doch mußte wieder Iſrael entweichen,
Um ſich geſchlungen einen blut'gen Kreis,
Ach, einen Ring von Sterbenden und Leichen!

Und um die zweite Mauer galt's zu wetten,
Mit ſeinen Leibern deckt ſie Iſrael;
Sie iſt gerettet, kann der Tod ſie retten.

Sturmböcke vor! Die fangen an zu pochen,
Geſchwungen hoch, entſetzlich iſt die Wucht,
O weh! die zweite Mauer iſt gebrochen.

Doch wie ein Sturm, der an den Wald ſich ſtämmet,
Und alle Bäume vor ſich niederwirft,
Von einem alten Wartthurm wird gedämmet,

So Titus hier. Mocht' er ſich ſelbſt nicht ſchonen,
Doch warf ihn blutend Iſrael zurück,
Ihm blutend hinterdrein die Legionen.

Und Ahasver begann hinab zu höhnen:
„Wohin, Ihr Römer? Iſt die Luft zu ſcharf?
O, lernt Euch an Jeruſalem gewöhnen!

Wollt Ihr um Blutrubine mit uns mäkeln?
Um Tod ſind feil die Steine, zaudert nicht,
An Eure Hälſe ſolchen Schmuck zu häkeln!“

Doch Titus, ſeine Augen finſter rollend,
Und anſchlagbrütend ſaß in ſeinem Zelt
Und ſprach nach langem Sinnen für ſich grollend:

„Und wenn der Baum der Axt nicht unterläge,
Nicht der Gewalt, ſo weicht er der Geduld,
So naſcht ihn doch zu Tod die dünne Säge.

Und wenn die Adler nicht den Steinbock zwingen,
So werf' ich Geier ihm in das Genick,
So muß der Hunger hungrig ihn verſchlingen!“

Es fliegt ſein Wort, mit hunderttauſend Händen
Beginnt das Werk, lebendig jeder Stein,
Gehorſam ſtürzt er aus den Felſenwänden.

Weit von den Bergen eine Menſchenkette
Rollt Blöcke her, die Steine thürmen ſich
Und heben ſich einander um die Wette.

Es fliegt ſein Wort, vor hunderttauſend Hauen
Bricht auf das Land, als gält' es, um die Stadt
Noch eine neue Stadt emporzubauen.

Das Laſtthier ächzt, es regt ſich jede Kelle,
Und jeder Hammer zehnfach auf einmal;
Verändert iſt urplötzlich jede Stelle.

Es ſcheint, als ob auf urgewalt'gen Rücken
Titanen aus der Erde Thurm und Thurm
Im wilden Spiel zum Himmel wollten rücken.

Zugleich wird dieſer Schreckensbau bedecket
Abwechſelnd von dem Heer, und wie ein Ring
Eng um die Stadt mit Macht emporgeſtrecket;

Ein Rieſenkerker, der ein Volk umfangen,
O, eine Kette, und daran die Stadt
Zum fürchterlichen Hungertod gehangen!

Welch Grauſen, wenn man ſolcher Angſt gedenket:
Verſchloſſen in den Sarg drei Ellen tief
Scheintodt zu liegen in die Gruft geſenket,

Und das Entſetzen, aufzuwachen endlich,
Von Luft und Licht, von Allem abgetrennt,
Betrogen um das Leben alſo ſchändlich!

Ach, Niemand hört das wilde dumpfe Pochen
Und Niemand der Verzweiflung Weheruf!
Zur Menſchheit iſt die Brücke abgebrochen.

So war Jeruſalem nunmehr begraben,
Lebendig eingemauert, ſeiner Noth
Hohnſchrieen nur von Oben noch die Raben.

O, wie wär' ſolches Elend auszuſprechen!
So ſchneidend klingt des Sängers Harfe nicht,
Kaum wagt er noch in Thränen auszubrechen.

Sechſter Geſang.

Oft wird ein Schiff zum Wrack vom Sturm zerſchlagen
Und ohne Maſt und Steuer weit umher
Faſt ſchaukelnd von dem Ocean getragen.

Die Schiffer d'rin verdürſtend und verhungernd
Seh'n vor ſich nur das Meer und hinter ſich
Das Heer der Haye ſchwimmen, gräßlich lungernd;

Da überſchleicht ein Wahnſinn ihre Seelen,
Sie wechſeln Blicke, o entſetzlich wüſt!
Und Keiner kann die Mordluſt mehr verhehlen.

Und wie ſie heimlich ihre Meſſer wetzen,
Erſchrickt der Himmel, bäumt ſich auf das Meer,
Und die Natur im innerſten Entſetzen.

So furchtbar ſtille ward es auf den Straßen
Jeruſalems, und Hunger, Noth und Tod
Begannen grauſam ein furchtbares Raſen;

Und zwiſchen Erd' und Himmel lag geſponnen
Ein ſchwärzlichgelber, wüſter Nebeldunſt,
In ſich hineingeknäuelt und geronnen.

Dahinter peſtkrank ſtand in trüben Molken
Die todesbleiche Sonne, um ſie her
Wie kranke Kinder fieberheiße Wolken.

Auf allen Treppen und aus allen Zimmern
Stieg Tag und Nacht von plötzlich Sterbenden
Zum eh'rnen Himmel Wehgeſchrei und Wimmern.

Und vor den Thüren ſah man noch mit matten,
Langſamen Schritten wieder Andere
Vorüberwanken gleich lebloſen Schatten;

Und wer zu Boden fiel, erſtand nicht wieder,
Zu todesmüd' das Haupt, es waren müd',
Zu todesmüd', zu todesſchwer die Glieder.

Wer auf der Straße fiel, war dort geſtorben,
Zum Sterbekiſſen hat er einen Stein,
Zum Sarg und Grab die Straße nur erworben.

Was iſt der Jugend liebliche Geberde?
Und was des Reichthums Glanz und Herrlichkeit?
Verweſungsfarbenſpiel der armen Erde.

Entſtellt bis zum Entſetzen, weggezogen
Von der Natur war jede Hülle nun,
Die Hülle, die ſo reizend ſonſt gelogen.

Nur Ahasver in dieſen Leichenhallen
Blieb unberührt, nur grimmiger erregt
Und ſprach mit ſich, mit Gott und Welt zerfallen:

„Trägſt du, Natur, nicht Blitze in den Händen,
Dazu das Weltmeer und den Sturm zugleich,
Doch läſſ'ſt du deine Kinder alſo ſchänden?

Und könnteſt doch mit tauſend Donnerwettern
Die Felſen alle mächtig mit Gewalt,
Dein ganzes Weh' ihm in den Himmel ſchmettern!

Wie eine ſchlechte Magd mit ſeinen Füßen
Stößt er dich weg; denn wieder kommſt du ihm,
Um ſeines Mantels Purpurſaum zu küſſen.“

Doch in den Judenmännern war getödtet
Jeglich' Gefühl, nur nicht der Drang zum Mord,
Starr waren ſonſt die Herzen, ganz verödet.

Doch wie, wenn Thauwind anfängt herzublaſen
Nach langem Winterfroſt, der Strom im Zorn
Des Eiſes Feſſel ſprengt mit heft'gem Raſen,

Und in des Waſſers Drang und ſtarker Dämmung
Rings die Gehöfte, Stadt und Dorf zugleich
Mit einem Mal begräbt in Ueberſchwemmung,

Zuweilen auch mit furchterlichem Brauſen
Auf einer Scholle eine Wiege trägt,
Darin ein ſchlafend' Kind durch Todesgrauſen;

So donnerte um Lea die Empörung,
So ſangen ihr ein gräßlich Minnelied
Die bandenloſen Geiſter der Zerſtörung.

Ihr langes Haupthaar unterm Kinn gebunden,
Durch die verſchlung'nen Hände hatte ſie
Als wie zu einer Feſſel es gewunden.

Ihr Angeſicht durchſichtig weiß, faſt blendend,
Schien wie der Mond aus dunk'lem Wolkenzug.
Die ſchmerzensvollen Blicke aufwärts ſendend;

Ach, aufwärts und in todesſtiller Klage,
Ach, aufwärts zu dem trüben Ahasver,
Mit weher, doch unausgeſprochner Frage!

Und leiſe ſprach er: „Um das einzig Gute
Beneid' ich dieſen Gott, daß er kein Herz
Und kein Erbarmen fühlt in ſeinem Blute.

O Kind, könnt' ich mein Herz, mein Herz dir reichen,
Um dich zu retten von dem Hungertod,
Wie gern wollt' ich im Tod für dich erbleichen!

Am Todeszucken, ach, unendlich lange,
Am Todeskrampf des Opfers, das ſie fing,
Freut ſich noch heimlich tückiſch eine Schlange!

Ich kann ihr nicht, ich mag ihr nicht beneiden,
Ihr nicht und Gott nicht die gemeine Luſt,
An ſolchen Todesängſten ſich zu weiden."

Doch Lea ſchweigt, ſie hat ihn nicht verſtanden,
In wildem Traume zucket ihr Gehirn
Und in des Fiebers ſchmerzlich ſchweren Banden.

Wie zwiſchen Lilien rothe Mohne blühen
Zur ſchwülen Mittagszeit, ſo brennend heiß
Beginnen ihre Lippen aufzublühen.

„Sie haben auch die Brunnen abgegraben,
Sprach Ahasver für ſich, könnt' ich ſie nur
Mit einem Tropfen Waſſer noch erlaben!"

In der Verzweiflung endlos wilden Peinen
Brach Ahasver jetzt unaufhaltſam aus,
Ach, in ein unermeßlich herbes Weinen!

Mit Thränen war ihm eine Hand gefüllet,
Und heft'ger weinend ſprach er in ſich ſelbſt:
„Ach, Salz hat Keinem noch den Durſt geſtillet

Du wilder Gott, haſt du dies Kind gegeben,
Wie du gedräut, um mich zu prüfen nur,
So ſorg' dafür und ſchaff' ihm auch das Leben!"

Aufging die Thür. Da kam hereingeſprungen
Der treue Ruben, und im Freudenſchrei
Hielt Lea und den Vater er umſchlungen.

„Und habt Ihr Durſt — rief er — ich will Euch tränken,
In dieſem hohlen Kürbis bring' ich Wein,
Und darf ich Euch doch dieſes Brod hier ſchenken!"

Und Leben leuchtet auf in Lea's Augen,
Auf Ihres Bruders Händen ruht der Blick,
Die in den kühlen Wein den Biſſen tauchen.

Gar freundlich übergab er ihr die Krume,
Die nahm ſie hin und ſie genaß davon
Wie von dem Abendthau die welke Blume.

„Woher bringſt du die wunderbare Gabe?
Fragt Ahasver, wie kommſt du jetzt daher?
Wo weilteſt du ſo lange, holder Knabe?"

Und Ruben ſprach zu ſeinem Vater leiſe:
„Ergriffen auf der Flucht fand ich ſtatt Tod
Des großen Titus Gnade, Trank und Speiſe;

Und ſo entließ er mich auch zu den Meinen,
Um mich mit Euch im letzten ſchweren Kampf',
Mich mit der Vaterſtadt im Tod' zu einen."

Vor ſeiner Augen wilde Feuerbrände
Schlug Ahasver in unermeß'nem Leid'
So feſt wie Klammern ſeine Felſenhände.

Doch Lea hat den Biſſen kaum genoſſen,
So hatte Ruhe, ſüße Schlafesruh'
Sich über alle Glieder ihr ergoſſen.

In Sommernacht, in luftlosſüßem Schweigen
Beginnen wohl auf grünem Wieſenplan.
Die Feen einen zaubermächt'gen Reigen.

Da hauchen mild und lauſchend alle Bäume,
Und leiſe ſchleichen ſich in jedes Herz
Die guten oder auch viel böſe Träume.

Solch' Schweigen hielt auch jetzt die drei umfangen,
Ein Jedes ſchien von einem andern Traum',
Nur Ahasver in wilder Qual gefangen.

Da plötzlich hörten ſie von Ferne ſchmettern
Der Römer Schlachtenhörner hundertfach,
Geſchrei und Kampf an allen Enden wettern;

„Horcht, klirren ſchon einher die Sclavenketten?
Rief Ahasver; — zu wenig lebten noch,
Die Mauer zu beſetzen und zu retten!"

Die Arme hat um Lea er geſchlagen
Und Ruben hebt an ſeine Bruſt ihr Haupt,
So ward empor zum Tempel ſie getragen,

Und hinterher in Sturmes Ungewittern
Scholl Tact auf Tact des Römerheeres Schritt,
Daß ſelbſt die Erde nun begann zu zittern.

Siebenter Geſang.

Dort in Jehova's Tempel, wunderprächtig
Wie ein Opal in helles Gold gefaßt
Und aller Herrlichkeiten übermächtig:

Dort in dem Allerheiligſten, wo immer
Mit ſieben Armen hell der Leuchter ſtand
Gleich der Planeten ſiebenfachem Schimmer;

Dort, wo zwölf Brode lagen zum Symbole
Der Himmelszeichen, und im Rauchfaß ſüß
Bei dreizehn Specereien glomm die Kohle;

Dort um den viergehörnten Altar gingen
Die Prieſter unabläßlich rings umher
Im Opferwerk mit Beten und mit Singen.

Wie der Poſaune Donner zum Erſchrecken
Scholl ihr Geſang, als müßt' er alſogleich
Die Gräber ſprengen und die Todten wecken.

So ging ihr Kreis und ſo ſcholl ihre Stimme:
„Gewaltiger in dunkler Wetternacht
Und angethan zur Rache und zum Grimme,

Du gehſt einher und Libanon zerſplittert,
Und Sirion blöckt wie ein junges Reh.
Und Iſrael liegt vor dir da und zittert.

Und deine Stimme häut wie Feuerflammen,
Du ſchüttelſt deine Hand, und Sündfluth ſtürzt
Sich über die Gebirge jach zuſammen.

Barmherziger, halt' an die Wetterwolke
Und ſteig' herab zum Schirme und zum Hort!
O, ſei barmherzig deinem armen Volke!

Gewaltig liegen gegen uns die Heiden,
Mit Hohngelächter gegen dich und uns,
Uns zu verderben; Herr, willſt du es leiden?

Streck' aus die Hand und ſtürze Feuergluthen
Wie Drachen über ſie, ſtreck' aus die Hand,
Erſäufe ſie mit allen Meeresfluthen!

Schütt' hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
Auf Purpur gehen in dein Heiligthum,
Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen!"

So gingen ſie, ſo ſangen ſie im Kreiſe
Von Außen das Geſchrei der Kämpfenden
Begleitete wie Sturmgeheul die Weiſe.

Und wie die Prieſter in dem Opferwerke,
So rang von Außen mit dem Feind' das Volk,
Raſtlos in der Verzweiflung Rieſenſtärke.

Gebrochen war das Thor, noch nicht gebrochen
War Ahasver, weh Jedem, der ihm naht!
Er rollt zurück von ſchnellem Schwert' erſtochen.

Es kam die Nacht, der Kampf ging immer weiter,
Der Morgen kam, o ein entſetzlich Licht!
Es bebten auseinander jetzt die Streiter.

So vieles Elend auf ſo kleinem Raume,
So vieles Blut hat noch ein Teufel nicht
Geſeh'n in ſeinem allerwild'ſten Traume.

Es ſchien, als hätt' in eine einz'ge Schale
Das Elend einer ganzen Jammerwelt
Ein böſer Geiſt geſammelt ſich zum Mahle.

Doch immer gingen noch in ihrem Kreiſe
Die Prieſter um den Altar, ſangen noch
Mit heiſ'rer Stimme ihre alte Weiſe:

„Gewaltig liegen gegen uns die Heiden,
Mit Hohngelächter gegen dich und uns,
Uns zu verderben; Herr, willſt du es leiden?

Streck' aus die Hand und ſtürze Feuergluthen
Wie Drachen über ſie, ſtreck' aus die Hand,
Erſäufe ſie mit allen Meeresfluthen!"

Da wiederum begann der Kampf von Außen,
Ach, wiederum und wiederum der Sturm
In fürchterlicher Melodie zu brauſen.

Die Prieſter gingen rings in ihrem Kreiſe,
Und ihr Geſang war wie der Raben Schrei,
Wie das Geziſch der Nattern ihre Weiſe:

„Schütt' hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
Auf Purpur gehen in dein Heiligthum,
Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen!"

Da ſteigt urplötzlich eine Feuerhelle
Im Allerheiligſten im Hui empor,
Von böſer Hand geſtiftet an der Stelle,

Und von des Tempels Zinne ſchallt ein Lachen
So höhniſch, ach, und ſo verzweiflungsvoll:
„Da kommt der alte Gott mit ſeinen Drachen!

Denn ſeine Zunge häut wie Feuerflammen,
Jetzt wär' es Zeit, daß er die Sündfluth auch
Mit einem Nu göß' über uns zuſammen!"

Und Rauch und Feuer mit einander ſteigen,
Erheben ſich gleich einem Rieſenpaar',
Zu tanzen einen fürchterlichen Reigen.

Da ſchrillt ein Jammerſchrei, das Herz zerreißend,
Im Tempel auf; ein Echo ſchlägt ihm nach,
Rings durch die Stadt mit tauſend Stimmen kreiſend,

Ein zweiter Wehſchrei — Erd und Himmel dröhnen,
Und von dem eig'nen Stahle hingeſtreckt
Hört man die Sterbenden im Himmel ſtöhnen.

Sowie der Scorpion den Stachel wendet
Schnell gegen ſich, wird er zum Tod bedrängt,
So hat die Schaar der Rächer drin vollendet.

Nun war es todtenſtill. Mit Sonnenfarbe
Verwandelte ſich jetzt das Heiligthum
In eine große, gold'ne Feuergarbe.

Darüber ſtoben wunderſchöne, viele
Hellbunte Funken, Schmetterlingen gleich,
Die ſich einander jagten wie zum Spiele.

Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Kniſtern,
Bis auf das Rauſchen, wenn zur Erntezeit
Die Senſen in dem Weizenfelde flüſtern.

Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Praſſeln,
Bis auf das Schrillen, wenn zur Erntezeit
Die Senſen an verborg'ne Steine raſſeln.

Ringsum ſtand ſtarr der Römer Heer voll Grauen
Gleich Marmorbildern, ruhig, hoch und ſtolz,
Als gält' es eine Tragödie zu ſchauen.

Doch unter ihnen ſah man nur den Einen,
Matthias händeringend auf dem Knie'
Und hinter ſeinem Schilde bitter weinen, —

Matthias, der als Chriſt von hier vertrieben,
Als Feind zurückgekommen, dem nun nichts
Von ſeiner Liebe, als das Leid geblieben.

Da plötzlich ſah man auf dem Tempel oben
Aus wilder Feuersbrunſt drei Menſchen noch,
Ach, Lea, Ruben, Ahasver gehoben.

Und wie erſchrocken alle Flammen wichen
Zurückgebäumt von ihnen, daß ſie dort
Im Feuerſtrome ſchönen Göttern glichen;

Und in Verzweiflung war hineingeſprungen
Matthias in die Gluth, hindurch, empor
Und bis zu ihnen glücklich vorgedrungen.

„Willkommen ſei du zärtlichſter der Freier!"
Rief Ahasver und warf ihn jäh von ſich
Zurück, hinunter in das wüſte Feuer;

Aufſchrieen ſeine Kinder vor Entſetzen,
Und Beide ſchleudert' Ahasver ihm nach
Und rief: „Hier, ſchnöder Gott, kannſt du dich letzen!"

Und weiter rief er: „Spring' empor, Verderben!“
Und weiter ſchrie er unterſinkend aus:
„So ſtirbt der letzte Jude, dürft' er ſterben!“

Da ſchlugen bis zum Himmel auf die Flammen;
Es traten ſelbſt die Römer ſcheu zurück
Und ſchauderten vor jähem Schreck zuſammen.

Die zweite Frist.

Erſter Geſang.

Rom über alle Welt hielt ſeine Wache
Und über alle Nationen hin
Lag es geſtreckt, ein giftgeſchwoll'ner Drache.

Berauſcht in Blut, von Laſtern vollgefreſſen,
Von Gräueln ſüß gemäſtet, hatte Rom
Voll, überall das Sündenmaß gemeſſen.

Da überfiel es ein geheimes Grauſen,
Und keine Ruhe fand er mehr in ſich,
Nicht Frieden mehr von Innen und von Außen.

Da hört' es, daß ein neuer Gott erſtanden,
Der mit dem eig'nen Tod am Kreuzesſtamm
Die Welt erlöſet aus des Todes Banden;

Da hört' es, daß barmherzig aller Sünden
Der neue Gott die ganze Sünderwelt
Im Glauben an die Gnade woll' entbinden;

Und da begann die Sünderin zu ſeufzen,
Die alte Mörderin, voll Seelenangſt,
Die welken Hände vor der Bruſt zu kreuzen.

Und Roma ward in Rom von Herzen traurig, —
Die alten Götter sahen streng herab, —
Unheimlich ward es ihr und todesschaurig.

Die alte Wölfin schlich sich so von hinnen
Und ließ sich taufen in dem Hellespont
Und wählte sich Byzanz zu seinen Zinnen.

Laut schrie'n des jungen Christenthumes Priester:
„Ihr Völker dieser Welt, stürzt betend hin!
Heil Constantin, du großer, gotterkiester!"

Und Julian, der kaiserliche Sprosse,
Lag vor dem Christenpriester zuckend da,
Gleich einem Hirsche unter'm Mordgeschosse.

Er sprach: „Ach, an die Thaten meiner Jugend
Gelegt hab' ich das Richtmaß der Vernunft!"
Der Priester sprach: „Verflucht sei deine Tugend!

Nicht der Vernunft und Tugend ist gestorben
Der Herr am Kreuz, und dem Gerechten nicht,
Dem Sünder wird das Himmelreich erworben."

Der Jüngling stürzte nieder auf sein Antlitz
Zusammenzuckend, schaudernd in sich selbst;
Der Priester sprach: „Ihn packt des Teufels Wahnwitz."

Und Julian fragt wieder: „Aber sterben
Den Heldentod, — den Tod fürs Vaterland?"
Der Priester sprach: „Die Hölle wirst du erben."

Der Jüngling stöhnt: „Mein Vater ward ermeuchelt!"
Der Priester sprach: „Der Christ liebt seinen Feind,
Vergilt den Haß mit Liebe ungeheuchelt.

Begreif', daß ſchon dein Daſein eine Sünde!
Des Menſchen Leib, die Schlange heft' an's Kreuz,
Daß ziſchend ſie daran zu Tod' ſich winde!"

Und Julian, von Seelenangſt erfüllet,
Entwich hinaus und auf die Waldeshöh',
Wo finſt'res Laub des Zweiflers Schritt verhüllet, —

Und weiter, bis in mitternächt'ger Stunde
Der Pytho Höhle alte Götternacht
Ihn barg in dem geheimnißreichen Schlunde.

Ob dort er einen Götterſpruch vernommen?
Ob dort auf ihn die alte Götterwelt
Mit aller Kraft und Herrlichkeit gekommen?

Wer kann es ſagen? Wem ward wohl gelehret,
Was dort geſchah? Doch ſtill in ſich verſenkt
Und ruhig war der Jüngling heimgekehret.

Und Conſtantin verſtarb mit ſüßem Lächeln,
Die Chriſtenprieſter drängten ſich zumal,
Weihwaſſer auf ſein heilig Grab zu fächeln.

Geſchmückt ward nun Conſtantius mit der Krone,
Die Chriſtenprieſter riefen jubelnd aus:
„Heil immerdar dem Vater und dem Sohne!"

Und Volk um Volk ſtürzt zu dem neuen Glauben,
Nur einer nicht, nur Ahasver noch nicht;
Er läßt ſich nicht das Herz im Buſen rauben.

Zweiter Gesang.

Dort weilt jetzt Ahasver am Meergestade
Gedrückt in seinem Fluch, doch mag zur Zeit
Er nicht erbuhlen sich des Himmels Gnade.

Mit namenlosen, schrecklichen Gefühlen
Will sich ein Messer tief in seine Brust,
Ach! tief und schmerzhaft in die Seele wühlen.

Nacht, sternenlose Nacht begann zu wehen
Und über seinen Scheitel und das Meer
Eiskalt mit Windesschauern hinzugehen.

Mitleidig stiegen in crystall'nen Bogen
Und küßten ihm den wand'rungsmüden Fuß,
Lautschluchzend Fuß und Kniee des Meeres Wogen.

Mitleidig senkten feucht die Augenlider
Zugleich sich selbst die Wolken tief herab,
Ach, händeringend alle zu ihm nieder!

Dahinter furchtsam schlichen weg die Sterne,
Leisbetend wallend hin vor Gottes Thron,
Erbleichend in die unermeß'ne Ferne.

Und aus des Dulders Brust sich qualvoll rangen
Viel schwere Seufzer, in ihm war es Nacht,
Wie über ihm, so ganz von Nacht umfangen.

Wie weit entfernte Donnerſchläge rollen,
Alſo begann auch Ahasver hinab
Zum Meere leiſe vor ſich hinzugrollen:

„Du ſchenkteſt mir, o könnteſt du, Erbarmung,
Gewaltig', allbewegtes Element,
Bewegt, doch treu in großer Weltumarmung!

Und wie wir Beide um die Erd' uns ſchlingen,
So können beide wir doch nicht den Tod,
Mit aller Macht doch nicht den Tod erringen."

Wie er ſo ſprach, begann das Meer zu ſchäumen
Und ſich mit einem Wehſchrei hoch empor
Bis in den Himmel jach hinaufzubäumen.

Und Wolke, Woge borſt jetzt auseinander,
Der Tod, der bleiche, ſteigt daraus hervor,
Und Menſch und Tod, ſie ſtanden beieinander.

Sprach Ahasver: „Ich hab' um dich gerungen,
So kommſt du endlich doch?" Es ſprach der Tod:
„Wie gern', o Wand'rer, hätt' ich dich bezwungen!

So große Götter durfte ich beſiegen
Und ſelbſt den größten Gott am Kreuzesſtamm,
Vor dir, o Menſch! allein muß ich erliegen."

Entgegnet Ahasver: „Auf mich zuſammen
Hab' ich geſtürzet ganz Jeruſalem;
Ich kroch ein Salamander aus den Flammen.

In des Veſuves höllentiefen Becher
Stürzt' ich mich wild hinein; ich trank und ſchlang
Verdammtes Feuer ein verdammter Zecher.

Dich ſucht' ich dort als dein gar treuer Buhle
Und in Verzweiflung jauchzend wälzt' ich mich
Im heißen Kieſelfluß, im Schwefelpfuhle;

Und mit den Feuermächten rang ich ſcharfen
Und mörderiſchen Kampf, bis ſie mich doch
Empor zum Leben an den Himmel warfen;

Und hab' getheilt das Neſt der Rieſenſchlange,
Sie that, was ſie gekonnt, ſie quälte mich,
Bis ihr am Ende ſelber ward zu bange."

Sprach d'rauf der Tod: „Ich hätt' dich gern befreiet
Von aller Lebensqual und kühlend dir
Des Grabes Erde auf das Haupt geſtreuet,

Doch unſ're Mutter iſt von ihm bethöret —
Die wilde Mutter von dem ſtarken Gott,
Noch biſt allein du gegen ihn empöret.

Und unſ're Mutter hat ein Eid gebunden,
Dir zu erneuern ſtets des Lebens Kraft,
Bis du zu ihm dich reuig hingewunden."

Entgegnet Ahasver: „Weh' über Beide!
Ich heb' empor die ganze Ewigkeit
Ein ew'ger Menſch in Menſchenluſt und Leide.

Zieh' wieder ein in mir, du warmes Leben!
Sei wieder mein, und ganz gehör' ich dir,
In dir zu weben und mit dir zu ſtreben —

Gleich einer Knoſpe an des Waldes Strauche,
Die ſich im Sonnenlichte fröhlich dehnt,
Hervorgedrängt von deinem Schöpfungshauche;

Gleich einem Vogel, der die Nacht verkürzet
Mit ſchmetterndem, unendlichem Geſang,
Bis er in ſüßem Tod zur Erde ſtürzet;

Heran an meine Bruſt, ihr Erdentriebe!
Ihr Leidenſchaften, mild und ſtark zugleich
In herbem Haß, in Luſt und ſüßer Liebe!

Täuſcht wieder mich wie alle Menſchenkinder;
Ich folge wieder eurer weichen Hand;
Vergeblich ſucht das Licht ein armer Blinder!

Ihr Lenze, öffnet wieder eure Augen
Und träuft herunter euern Thränenthau,
Laßt wieder ſatt am Blüthenduft mich ſaugen.

O Mutter aller Weſen, täuſch' mich wieder,
Wie du dich täuſcheſt, ſinge mir und dir
Leis wieder vor die alten Wiegenlieder!

Laß' mich an deine Kniee wieder drängen,
Hochheilige, an deinem Angeſicht
Mit meinen Augen, meiner Seele hängen

Und heimlich ruh'n an deines Buſens Fülle,
Verbirg vor Gott das ihm verhaßte Kind
Und drück' mein Haupt in deines Schleiers Hülle!

Laß' mich dem Klopfen deines Herzens lauſchen,
Nach deſſen Tact die Schöpfung ſich bewegt,
Laß' meinen Schmerz mit deinem Leid' mich tauſchen!"

Anſah ihn da der Tod in Gram erblichen
Und flüſterte: „Du biſt noch glücklich, Menſch!"
Und ſo im Nebelgrau war er entwichen.

Dritter Gesang.

Gleichförmig wie der Guß von Katarakten,
Roll' hin, o Lied! der Sänger ist zu schwach
Zu widerstehen deinen Riesentacten.

Wie der Maschine starke Eisenstampfe
Den vor'gen Schlag mit Schlägen wiederholt,
So hier das Einerlei vom Götterkampfe.

So sing', o Lied, wie dem gemeinen Leben
Sich wiedergab zu eigen Ahasver,
Zum zweitenmal dem Bannspruch heimgegeben!

Er hatte wieder sich ein Weib erkoren,
Gestorben war sie wieder, als sie ihm
Ein liebes, holdes Zwillingspaar geboren.

„Da ich, sprach Ahasver, euch wieder habe,
O, meine Kinder! wohl, so nenne ich
Mein Mädchen Lea, Ruben dich, mein Knabe!"

Und auf den Arm nahm er die beiden Kleinen
Und flüchtete sich in das wüste Land,
Gesellte sich zu Bäumen und zu Steinen.

Im Wald' des Libanons von Kraut umwunden,
Versteckt von Reben war zu sich'rer Ruh'
Bald eine Felsenhalle aufgefunden.

Die Kinder wurden dorthinein verborgen;
Und wieder ging er aus, in ſeiner Bruſt
Nicht Qualen mehr, nur treue Vaterſorgen.

Und zu den Bächen, die hinunterrannen
Und fröhlich hüpften über Stock und Stein,
Sprach freundlich er: „Was rollt ihr doch von dannen?“

Und zu den Vögeln, die im Buſche lauſchten,
Fing er zu ſprechen an, bis ſie mit ihm
Die Klänge mit den Worten wieder tauſchten.

Da mußten ſich mit grünen, ſpitzen Ohren
Ringsum neugierig Pflanzen aller Art
Aus lock'rer Erde in die Höhe bohren.

Da ſtanden ſtill die ſchüchternen Gazellen
Und blickten ihn mit ſcheuen Augen an;
Er ſprach zu ihnen: „Kennt ihr mich, Geſellen?“

Es ſtreckten aus der Erde dunklen Ritzen
Die Salamander ihre Köpfchen vor
Und ließen ſchlau die kleinen Augen blitzen.

Die Cedern wehten rings mit grünen Flammen
Und ſteckten heimlich flüſternd unter ſich
Die Häupter gar verwundrungsvoll zuſammen

Und über ihm als wie im Zauberringe
In tauſend Farben drehten fächelnd ſich
Unzählige, gar ſchöne Schmetterlinge.

Ein Mutterreh ſtand fern in tiefem Trauern,
Zu ihm ſprach Ahasver: „O, fliehe nicht
Und zage nicht! was willſt du ſo dich ſchauern?

Und haben ſie die Kleinen dir genommen,
So ſollſt du Amme meiner Kinder ſein,
Zu meiner Stätte mußt du mit mir kommen!“

Er ging voran, es folgt das Reh von weitem
Und ließ ſich zu der Höhle Ahasver's
Mit gutem Wort und ſüßem Kraut geleiten

Und über beide Kinder niederbeugen,
Mit Mutterſinn die kleinen Dürſtenden
Nach ſeiner Art zu pflegen und zu ſäugen.

Und wie die Tanne in des Berges Grunde,
Wie die Zypreſſe an der Quelle Rand
Gedieh das Kinderpaar von Stund' zu Stunde,

Bis mit dem Reh ſie durch die Büſche ſprangen
Und ſich in froher Jugendluſt und Muth
Von Fels zu Fels wie munt're Gemſen ſchwangen

Und wilde Lämmer haſchten im Geklüfte
Und zähmten ſie und trieben ſie vor ſich
Zu einer Heerde durch die Bergesſchlüfte.

Oft ſaßen auf des Berges Scheitel oben
Die Kinder mit dem Vater, der hinaus
Zur nahen Wüſte hielt den Blick gehoben;

Die Kinder an das Herz, das Haupt des Rehes
Geſchmiegt in ſeinen Schoos, fühlt er noch kaum
In ſeiner Bruſt den Wurm des alten Wehes.

So ſtill zuweilen iſt des Meeres Spiegel
Dahingebreitet wie ein blauer Sammt,
Darauf gedrückt der Sonne gold'nes Siegel.

Unſchuldig wie ein Kind ſcheint es zu träumen,
Mit bunten Muſcheln ſpielt es an dem Strand
Und faßt die Erde ein mit Silberſäumen.

Delphine ſtreichen heimlich durch die Fluthen;
Da wähnt man ſchon, die ſchöne Cypria
Stieg' plötzlich auf aus dieſen Purpurgluthen.

Da kommt die Nacht, mit buhleriſcher Stimme
Berauſchet ſie das Meer, es ſpringt empor
Und ſchreit vor Wolluſt und zugleich im Grimme.

Die Haare aufgelöſt, geſchürzt, faſt nackend
Und ſcheußlich lachend ſtürzt es über ſich,
Mit ſtarkem Arm den wilden Buhlen packend.

Doch Ruhe war noch Ahasver gewähret,
Wie man von Ruhe ſpricht, wenn ein Vulkan
Noch unvernehmbar in ſich ſelber gähret.

Vierter Geſang.

So wieder einſam auf dem Berge oben
Saß Ahasver und ſtarrte fern hinaus,
Verſchlung'nen Armes und das Haupt gehoben.

Und da begann es ihm in's Herz zu ſtechen,
Doch rang er mit dem Schmerz, bis er zuletzt
Gezwungen war, ſo mit ſich ſelbſt zu ſprechen:

„Zerſchagen iſt der Baum von jähem Hagel,
Geſchlagen aber iſt, Judäa, dir
Ach, mitten durch dein Herz des Todes Nagel!

In Wein gebadet und geſpeiſt mit Weizen,
Geſalbt mit Oel, in ſeidenem Gewand
Warſt du ſo ſchön, geſchmückt mit allen Reizen;

Ein Kornfeld dampfend in gelinden Wogen,
Bewehrt mit Stacheln wie ein Dornenbuſch
In Blüthenſchneee unter'm Regenbogen;

Zertreten nun gleich einem Wurm im Graſe,
Ermeuchelt rücklings und zur Schmach der Welt
Geworfen auf den Anger zu dem Aaſe;

Und deine Kinder ſind hinausgetrieben
In ſchnöde Knechtſchaft, ach, in alle Welt,
Gezählet zu den Mördern und den Dieben!

Sprich, alter Gott, wo wirſt du nun verehret,
Steh' Rede, ſprich, wo wird noch dein Gebot
Zugleich befolget und zugleich gelehret?"

Bei dieſen Worten dunkelte der Himmel,
Und wie von tauſend Reitern auf einmal
Entſtand vor ſeinen Blicken ein Getümmel.

Ein dunk'ler Punkt begann ſich zu bewegen,
Ein langer düſt'rer Streifen rings darum
Wie eines Rades Felge ſich zu regen.

Gedreht erſt, wie ein Schiff im Sturme maſtlos,
Wuchs es zu einem Thurme bald empor
Und immer höher bis zum Himmel raſtlos.

Nun war es Nacht mit dunk'len Finſterniſſen,
Als wär' vom Himmel jegliches Geſtirn,
Die Sonne mit dem Mond zugleich geriſſen;

Und falbe Blitze fingen an zu zücken,
Und mitten aus dem Dunkel ſchien hervor
Auf Ahasver ein Dämon herzublicken.

Jetzt ward es todtenſtill. Da aus dem Düſtern
Begann es langſam, tief und tödtlich ernſt
In ſeine Seele grauſenhaft zu flüſtern:

„Was ſchmollſt du gegen mich voll Herzbethörung,
O Ahasver, du vielgeliebter Sohn?
Nicht ſchelte mich in deines Sinn's Empörung!"

„Wer biſt du, Geiſt?" rief Ahasver voll Zagen.
Es flüſtert wieder: „Der das rothe Meer
Zuſammen über Pharao geſchlagen!

Der ich, als Abraham mir zur Beweiſung
Getreuer Knechtſchaft Iſaak dargebracht,
Gegeben habe herrliche Verheißung!

Hab' ich denn nicht geſegnet ſeinen Samen,
Gemehret wie des Meeres reichen Sand
Und groß gemacht und herrlich ſeinen Namen?

Was willſt du gegen mich nun voll Verblendung?
Ich hätte gerne, wenn ich das vermocht,
Verhindert aller Dinge ſchnöde Wendung."

„Biſt du nicht Gott?" fragt Ahasver mit Zittern.
Da ſprach es: „Ja! ich bin Judäa's Gott!"
Und weiter ſprach es jetzt mit Ungewittern:

„Doch nicht der Gott, der hier ein Menſch geworden,
Der ſich am Kreuzesſtamme tödten ließ,
Um mich und alles Leben zu ermorden.

Du bebſt, o Sohn, in Schrecken und Erblaſſung?
O, frag' nicht weiter! Das Entſetzliche
Aeonenweit geht's über deine Faſſung.

Weh! dieſer Schimpf, den er mir zugefüget,
Indem er alle Völker dieſer Welt,
Uns alle um das Daſein nun betrüget!

Und meinen Tempel hat er abgebrochen,
Mein treues Volk geworfen vor die Thür,
Doch wehe uns! noch ſind wir ungerochen.

Den alten Bund will ich mit dir erneuen;
Sei jetzt mein Streiter in der neuen Zeit!
Zieh' hin und wappne dich mit den Getreuen!

In dieſer Stunde wird ſein Loos erfüllen
Conſtantius. Die nächſte Stunde fliegt,
In Kaiſerpurpur Julian zu hüllen.

Zieh' über Meer dorthin, wo ſich einander
Begrüßen Orient und Occident,
Zum jungen Herrſcher beider als Geſandter!

Zu Julian, der rüſtig ſich geſchürzet,
Zu ſtreiten mit dem neuen Gott der Welt,
Mit ſeinen Göttern gegen ihn ſich ſtürzet!

Jeruſalem ſoll er mir wieder heben
Und meinen Tempel, daß der neue Gott
Davor in ſeiner Seele ſoll erbeben.

Und mit dir ſein will ich auf allen Wegen
Und mit dir ſtehen vor des Mannes Thron,
Auf deine Zunge rechte Worte legen."

Doch jetzt begann der Nebel ſich zu kräuſeln,
Und wie der Wind mit herbſtlich falbem Laub
Vorüberzog ein leiſes, ſüßes Säuſeln.

Fünfter Gesang.

Es sitzen wohl in schwarzverhang'nem Saale
Verwaiste Kinder nach der Mutter Tod
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie sitzen still bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den gold'nen Wein,
Sie seh'n sich an mit bleichen Angesichtern.

Da hören sie der Mutter leise Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesschlaf
Und lebend steht sie da in ihrer Mitte.

Sie spricht: „Ihr Kinder, dürft nicht so erschrecken!"
Da stürzen freudeschreiend alle hin,
Mit Küssen ihre warme Hand zu decken.

So saßen auch in schmucklos düster'n Mauern
Die Völker dieser Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einsames Leben zu betrauern,

Als Julian zum Hades stieg hinnieder
Und weckte auf die Mutter Cybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur in inn'rem Herzen
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.

Es ſchien, als wollt' ſie nur noch einmal blühen,
In ſchmerzlich ſüßer Wolluſt ſich nun ſelbſt
In einem Lenz verzehren und verſprühen,

Als wollt' den Menſchen ſie noch einmal küſſen,
Das viel geliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggeriſſen,

Noch einmal nur in brünſtigem Entzücken,
Lautweinend halb in Luſt und halb in Schmerz
An ihre Bruſt zum letzten Abſchied drücken!

Da ſchürzten ſich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg',
Zum Tanze all' die ſcheuen Oreaden.

Da ſteht am Himmel ſtill, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keuſche Cynthia
Und harret, bis der Reigen ſich geendet.

In ſolcher Nacht ward jener Plan erſonnen
Vom Zug des Kaiſers gegen Perſien,
Aus dem ſein früher Tod ſich hat geſponnen.

In ſolcher Nacht ermattet, ſchlafestrunken
Liegt Julian bei halberblich'ner Schrift
In Alexanders Heldenlauf verſunken.

Die Lampe glühet matt in dunkler Roſe,
Und ſeltſam ſchauernd ſchleichen in's Gemach
Des Traumes irre Geiſter leicht und loſe.

Sie ziehen um den Kaiſer Zauberringe;
Da iſt es ihm, als trüg' ihn in die Schlacht
Ein Geiſterroß mit windesſchneller Schwinge.

Vorrücken ſeine Legionen zahllos,
Aufſpringt der Perſer jähe Reiterei,
Und da beginnt ein Morden wild und wahllos;

Und wie die Pfeile und die Speere kreiſen,
Und an dem Boden winſeln Tauſende,
Fährt ihm in ſeine Bruſt ein ſcharfes Eiſen.

Da ſteigt ſein Roß, zur Erde ſtürzt es nieder,
Zermalmend tritt ein Huf ihm auf die Stirn,
Es ſinkt der Tod auf ſeine Augenlider.

Die Seele ringt vom Leib ſich zu erretten,
Sie aber liegt gefangen rettungslos
Im Bann der Erde, wie in ſchweren Ketten.

O dieſe Angſt! O dieſe Qual! Dies Ringen!
Todt fühlt er ſich und doch lebendig noch;
Da ſieht er einen Lichtglanz zu ſich dringen.

Vor ſeinem inner'n Auge wird es helle,
Und klar in weißem, ſonnigem Gewand,
Ein Götterjüngling ſtehet an der Stelle.

An ſeinen Händen glänzen Wundenmahle,
An ſeinen Füßen und an ſeiner Bruſt
Karfunkelgleich in purpurrothem Strahle.

Der ſpricht zu ihm: „Den Sinnendienſt der Erde
Thu' ab, der todten Götzen Sündenwerk,
Auf daß befreiet deine Seele werde!“

Da wird des Kaiſers Seele arg erſchrecket
Und von dem Schrecken aus ſo böſem Traum
Zu Phoibos Morgenlichte aufgewecket;

Und ſchaudernd ſpricht er: „Ach, was wollte euer
Entſetzliche bei mir? Ihr Götter helft
Mir in dem Kampfe mit dem Nazarener!“

Mit reichem Opfer, wie es ſich gebühret,
Begann der Tag, da ward vor Julian
Der fluchbelad'ne Ahasver geführet.

Da rollten Worte voller Gottempörung,
Wie Felſenblöcke von der Bergeshöh',
Und jedes fand ein Echo und Erhörung.

Sechster Geſang.

Wie auf der Glucke Ruf die Küchlein eilen,
Die ſich zerſtreut auf weitem Wieſenplan,
Bei ihr das ſich're Obdach ſchnell zu theilen,

So ſah man jetzt auf Julians Geheiße
Judäa's Kinder aus der Knechtſchaft Schmach
Zum Heimatsland gewendet auf der Reiſe.

Wie in dem Lenz die Häher in dem Forſte
Auf altgewohnter Tanne wiederum
Erbauen die vom Sturm zerſtörten Horſte,

So ſah man in Jeruſalem jetzt wieder
Durch Schutt und Trümmer, ach! ein ganzes Volk
In wildem Drange haſtig auf und nieder.

Wie oftmals auch bei frommer Bienenclauſe
Horniſſen eine arge Siedelei
Sich ſchaffen mit verwegenem Gebrauſe,

So ſoll hier wieder auf Moria's Höhen
Dem heil'gen Grabe gegenüber jetzt
Zum Trutz der alte Tempel wieder ſtehen.

Und wie ein Mörder plötzlich wird erſchrecket
Vom Blick des Todes in dem Angeſicht
Des Wand'rers, den er wüthend hingeſtrecket,

Des Blutes Strömung angſtvoll ſucht zu hemmen,
Ihm einzuflößen wieder Odemhauch
Und auch das Haupt, das ſinkende, zu ſtemmen,

So ſucht das Volk, das früher zu vernichten
Judäa hat gewagt — Judäa jetzt
Aus Staub und Aſche wieder aufzurichten.

Denn ob der Kaiſer ſelbſt ſich ſchon gewendet
Mit ſtarker Heeresmacht nach Perſien,
Doch hat den Buſenfreund er hergeſendet, —

Alypius, den Treuen. Bei ihm waren
Erleſ'ne Männer, die zum Bau geſchickt,
In ſolcher Kunſt gelehrt und wohlerfahren.

Und Ahasver, in ſeiner Kraft unbändig,
Ging an das Werk mit ſeinem ganzen Volk,
Da ward das Werk gefördert tauſendhändig.

Schnell war der Schutt geräumt aus dem Bereiche
Gleich einem Deckel, der vom Sarge fliegt,
Und wie darunter eine Mumienleiche,

So zeiget ſich des Tempels alte Schwelle,
Des Marmorbodens weiter, ſchöner Plan,
Und ſelbſt des heil'gen Altars rechte Stelle.

Da ſtürzt Judäa's Volk aufſchluchzend, weinend,
Bald jauchzend und bald wieder jammernd hin,
Viel Thränen mit dem heil'gen Staub vereinend.

Doch jetzt, geſtählet wie mit Rieſenmächten,
Von Neuem greifen ſie die Arbeit an,
Daß ſchnell das Ungemeine ſie vollbrächten.

Da werden Axt und Hammer raſch gereget
Und aufgerichtet mächtiges Gerüſt,
Und Stein und Balken überall beweget.

Schon jauchzet Ahasver: „Auf deinem Throne
Sollſt du doch wieder herrſchen, Iſrael,
Dem neuen Gott, dem Chriſtengott zum Hohne!

Doch was gelingt dem Uebermuth auf Erden?
Ein jeglich' Werk iſt vom Geſchick bedroht,
Und niedrig kann das Allerhöchſte werden.

Ein Lächeln Gottes, und er hat verwandelt
Den Sinn in Unſinn, und der Weiſeſte
Hat wie ein Kind, o, wie ein Thor gehandelt!

So hier; denn plötzlich bringt er in Verwirrung
Des Baues Ordnung; denn bethört erſcheint
Ein Jeglicher in ſeiner Sinne Irrung.

Kein Balken mag ſich mehr zum andern binden,
Kein Stein ſich paſſen zu dem anderen,
Zum Schlag kein Hammer rechte Stelle finden.

Uneinig mit ſich werden ſelbſt die Glieder,
Mit ſeinem Willen ſelbſt im Widerſpiel,
Das eig'ne Werk zerſtört ein Jeder wieder.

In dieſem Bann beginnt der Bau zu ſtocken,
Ein jeder ſtarrt den andern Nachbar an,
Vor ihm und vor ſich ſelber auch erſchrocken.

Doch bei Alypius ſtand zornerfüllet,
Gleich einer Wetterwolke, Ahasver,
Sein Antlitz bis zum Augenſtern verhüllet.

Und zu Alypius in düſt'rem Zuge
Wie Raben kam der Heidenprieſter Schwarm,
Wahrſagend aus der Vögel irrem Fluge,

Und Andere, hinſtreckend Opferthiere,
Erforſchend großer Götter ſtrengen Sinn
In ausgeriſſ'nen Herzen ſchwarzer Stiere,

Und ſprachen endlich alſo mit Entſetzen:
„Zwei große Götter ſtreiten ſich allhier,
Wer iſt ſo ſtark, des Streites Ziel zu ſetzen?

Der junge Gott hat hier mit Blut gerungen,
Die Erde hat's getrunken, bis davon
Jeruſalem bis auf den Grund zerſprungen.

Doch was mit Blut und Tod nur je gefeiet,
Das machen neue Opfer wieder quitt,
Das wird vom Bann mit Menſchenblut befreiet.

Auch Roma iſt aus Menſchenblut entſproſſen,
Aus Remus' Blut, das ſeines Bruders Hand
Dort auf die neue Mauer hat gegoſſen.

Der Chriſtengott weicht nicht dem Blut der Rinder;
Erlöſt von ihm muß dieſe Stelle ſein
Im Opferblute zwei unſchuld'ger Kinder."

Und zu Alypius herangezogen
Kam jetzt der Judenprieſter finſt're Schaar
Und ſtand nun ſprechend weit im halben Bogen:

„Es ſollen durch den Aelteſten von Allen
Zwei Opfer von verſchiedenem Geſchlecht,
Die rein wie Tauben ſind, zur Sühnung fallen

Und zu des heil'gen Tempels altem Grunde
Freiwillig kommen die Erleſenen
Zur Opferung noch vor der Abendſtunde."

Bei dieſen Worten in ſich ſelbſt verloren
Stand Ahasver, zur Erde ſah er hin,
Als gält' es, ſie mit Blicken zu durchbohren.

Doch ſprach er jetzt! „Wollt ihr mir Glauben ſchenken,
So bin ich alt, wie dieſer Gott vom Kreuz,
So will ich heut mit Blut zu Tod ihn tränken!"

Siebenter Geſang.

So wie ein Roß, das eine Mühle treibet,
Zwar vorwärts ſtrebt, doch in des Stranges Haft
Ringsum ſich dreht, im vor'gen Kreiſe bleibet,

So Ahasver, vom Morde ausgegangen,
Muß wiederum ſo in demſelben Ring,
Ach, zu demſelben Punkte hingelangen!

Um zu erfüllen ſeine böſe Stunde,
Steht er wie Abraham, der Opfernde,
Gewaltig da hoch auf dem Tempelgrunde.

Sein Angeſicht brennt wild und feuergluthig,
Das dunkle Haupthaar flattert d'rüber hin,
Im Winde ungeſtüm und meeresfluthig.

Und ob er auch die Arme feſt verſchlungen
Zu enger Feſſel, dennoch iſt damit
Der Drache tief im Buſen nicht bezwungen.

Wie in die Straße Stein an Stein gerammelt,
So ſieht man ringsum Kopf an Kopf gedrängt
Judäa's Volk zum Opferfeſt verſammelt.

Noch ſieht man nicht die beiden Kinder kommen,
Doch Jedem ſtockt der Odem in der Bruſt;
Denn ſolches Opfer macht das Herz beklommen.

Schon rollt die Sonne in den Dampf der Wüſte
Nach Abend zu, wie ein rumpfloſes Haupt
Gefärbt bluthroth hinab vom Blutgerüſte.

Doch nirgendwo kann man das Paar erblicken,
Das nach der Prieſter Wort der alte Gott
Hieher zum Opfertode mußte ſchicken.

Da bricht ein Sonnenblick aus düſt'rem Himmel,
Ein gold'ner Weg ſtreckt ſich zu Ahasver,
Und todtenſtille wird des Volk's Getümmel;

Auf einem zahmen Rehe kommt gezogen
Ein Mägdlein, und ein Knabe leitet es;
Vor ihnen theilen ſich des Volkes Wogen.

Nur Ahasver tief in ſich ſelbſt verſenket.
Erblickt ſie nicht, ſtarr hält er ſeinen Blick
Jetzt auf das Beil vor ſeinem Fuß geſenket.

Von Ferne freudig ſtrecken ihre Hände
Die beiden Kinder aus nach Ahasver
Und eilen vorwärts auf ihn zu behende;

Denn als er doch zu lange ausgeblieben,
Hat ſie die Sehnſucht aus dem ſicher'n Thal
Weit durch die Wüſte bis hieher getrieben.

Wie jetzt er vor der Bruſt der Arme Riegel
Noch feſter ineinanderſchlägt, ſieht er
Das eig'ne Antlitz in des Stahles Spiegel;

Er fährt zurück, ſein Haupt hat er gewendet; —
Ein Schrei, ein Angſtſchrei! Stöhnend ſtürzt er hin,
Als wär' ein Pfeil ihm in das Herz geſendet.

Vor dieſem Angſtſchrei, dieſem Todesſchrecken
Mußte die Sonne, alle Welt zugleich
Mit Leichentüchern plötzlich ſich bedecken.

Da ſah den Heiland man herab ſich neigen
Aus dieſer Nacht und plötzlich in die Nacht
Zurück mit beiden Kindern wieder ſteigen;

Dicht hinter ihm ſchloß ſich mit Todesgrauſen
Die Finſterniß der Nacht. Wie in der Luft,
So fing es in der Erde an zu brauſen,

Als müßt' der Abgrund eine Höll' gebären,
In Graus und Schrecken an die Oberwelt
Mit Erd' und Himmel jetzt zuſammengähren.

Und donnernd fing es wieder an zu kochen
Und an der Erde Rinde rieſenhaft
Mit ungeheu'ren Hämmern an zu pochen.

Da wie ein Wald vom Sturmwind umgeriſſen
Lag auf dem Angeſichte alles Volk
In Angſt ſich windend und in Finſterniſſen.

Nun wieder von mitternächt'gen Eulen,
Von Wölfen, die der Hunger peitſcht im Schnee,
Quoll wild empor ein ſchauerliches Heulen.

Jetzt mitten durch dies Beben, ſolches Stöhnen,
Hört man urplötzlich einen Donnerſchlag
Wie in und zu der Allvernichtung dröhnen.

Mit ihm zerriß die Erde bis zum Grunde,
Und eine Feuerſäule ſchoß empor
Wie eine rothe Palme aus dem Schlunde.

Die Baugerüſte aneinander raſſelnd,
Geſchleudert wurden meilenweit ſie hin,
In Feuer lodernd und mit Funken praſſelnd,

Bis Alles war geſchlichtet und geſichtet,
Und alles Menſchenwerk mit einem Mal
An dieſer Stelle war zu Staub vernichtet;

Bis ſo Jeruſalem der Dinge Wendung,
Und Ahasver in ihr ſo fand zugleich
Der zweiten Friſt entſetzliche Vollendung.

Da löſchten wieder aus die Wunderflammen,
Und ſchrecklich, grauſig, düſter quoll die Nacht
In wüſtem Wirbel wiederum zuſammen.

Die dritte Frist.

Erſter Geſang.

Vom Südpol aus in ganz geradem Gange
Zieht die magnet'ſche Linie ſich vor,
Doch plötzlich krümmt ſie ſich wie eine Schlange

Vor Indien und ſeinem Archipele —
Dort vor dem Kerker, wo gebunden ſitzt
Die ew'ge Mutter, Weh in tiefſter Seele.

Die Linie möcht' ſich zum Kreis verkürzen
Und in ſich ſelbſt hinein geheimnißvoll
Mit einem Mal in einen Wirbel ſtürzen.

Der große Geiſt hielt dort zuerſt umſchlungen
Sein armes Weib, dort ſind aus ihrer Gluth
Die Erddämonen allzumal entſprungen.

Als ſo die erſte Schöpfung aufgedampfet,
Hat er, der große, unnennbare Geiſt
Im Zorn das Brautbett in das Meer geſtampfet.

Noch ſieht man dort des Paradieſes Schatten
In jenen Trümmern, die im Meer umher
Erblüh'n, erglüh'n in wunderſel'gen Matten,

Noch herrlich ſelbſt in Aſche und in Lava
Die Inſel Ceylon, dieſes Wunderhaus,
Mit vielen andern Sumatra und Java.

Die Seele ganz erfüllt von Schmerz und Trauer,
Du hohe Mutter! kommt zu dir dein Sohn
Und taucht die Seele ein in deine Schauer.

In Thränen waget er zu dir zu beten,
Auf Ceylons Küſte und vor deinen Thron bleibt ſtehen,
Mit Harfenſchlag dich feiernd, hinzutreten.

Wer hat gehört die Wunderſtimme tönen
Auf Ceylon? Wer? Er hat gehört in ihr
Die Weltgeſchichte auf zum Himmel ſtöhnen.

O dieſe Stimme! ach, ſo herzzerbrechend,
Ein Jammerton, zu faſſen iſt er nicht,
Und glühend dennoch durch die Seele ſtechend!

Dies iſt die Stimme aus gequältem Herzen
Der ew'gen Mutter, wenn zum Klagelaut
Ausbrechen endlich ihres Daſeins Schmerzen.

Oft ſitzt ſie einſam dort und oft zuſammen
Mit den Dämonen, die durch finſtre Nacht
Weit leuchten über Meer wie Feuerflammen.

Und dort verſammeln ſich in weitem Bogen
Der Menſchen Seelen, die dämoniſch ſich
In angeerbter Macht dem Tod entzogen.

In ſolchem Kreiſe wird dort Rath gehalten,
Und nach dem Rathe ziehn zu neuem Streit
Mit ihrem Heer die ſchrecklichen Gewalten.

Da zuckt die Erde auf in wilder Bebung,
Und auf die Geiſter aller Menſchen kommt
Mit einem Mal elektriſche Belebung.

Dort ward der unerhörte Plan entworfen,
Der in die trübe Chriſtenheit hinein
Die neuen Völker aus dem Wald geworfen;

Zuerſt die Hunnen, vorgedrängt die Gothen,
Die Sueven, die Alanen auch zugleich
Und die Vandalen, der Vernichtung Boten.

Und aus der Erde ſchienen mehr zu wachſen,
Burgunden, Franken ſtürzen ſchnell herbei;
An Meeresküſten wild die wilden Sachſen.

So ſchien gelöſt der Völker alte Feſſel,
Und alle Welt entſetzlich, toll und wüſt
In ſich zu brodeln wie ein Hexenkeſſel.

So kam die Zeit denn wieder zu Gebährung
Und neue Völker traten auf den Plan
Geſtaltet aus ſo wunderſamer Gährung.

Doch wie an's Licht die neuen Völker kamen,
Da beugten ſie ſich alle vor dem Kreuz
Und vor dem neuen Gott und ſeinem Namen;

Als wär' ein Zauber über ſie gegoſſen,
Ein neuer Geiſt auf jedes Haupt herab,
Des neuen Gottes Wundermacht gefloſſen.

Es ſtarb ihr Herz, aufwachte das Gewiſſen;
So von der Mutterbruſt war jedes Volk
Als wie vor Abſcheu plötzlich losgeriſſen.

So war der Plan, der neue Plan zerronnen,
Den die Dämonen in geheimer Nacht
Zu unerhörtem Kampfe angesponnen.

Da will die alte Roma wieder leben
Und mit dem Crucifix in starrer Hand
Die altgewohnte Weltherrschaft erstreben.

Es singt Gregor, der Erste, Siegeslieder
Von Gott und seinem Sohn, und die Natur
Stürzt so verleugnet auf das Antlitz nieder.

Und hätten die Dämonen nicht gerungen
Mit neuer Kraft, so hätte Gottes Sohn
Jetzt ganz das menschliche Geschlecht bezwungen.

So ward vermieden noch des Streites Schlichtung;
Noch lebt der Mensch, der Parasit der Welt,
Vielleicht wär' ihm doch besser die Vernichtung,

Daß er mit Gott in Eins zusammenflösse,
Als daß er hier nun zwischen Thier und Geist
Des kurzen Lebens lange Qual genösse, —

Vielleicht Vernichtung gut dem ew'gen Wand'rer;
Doch noch versagt ist sie Ahasver,
Da er noch immer Er und noch kein And'rer.

So wag', o Lied, zu immer neuen Streiten
Den ew'gen Menschen mit dem ew'gen Leid
In deinen schwachen Worten zu begleiten.

Zweiter Geſang.

Der Doppelſtern der Menſchheit war verſchwunden —
Die Freud' und die Freiheit, und der Menſch
Verſinkt in Wahn, in Ketten feſtgebunden,

Und jedes Heil, das Menſchenheil geſunken
In Nacht und Grab und bei dem Todenkreuz
Scholl melancholiſch der Geſang der Unken.

Da auf der Völker Nacken mit dem Degen
Trat frech der Ritter, und der Prieſter ſprach:
„Wer leiblich duldet, hat des Himmels Segen!“

Doch Ahasver, den Wurm in ſeinem Herzen,
Zieht wandernd fort und fort, von Land zu Land,
An ihm vorüber gehen mind're Schmerzen.

„Wo haſt du deine Kinder?“ alſo fragen
Die Blumen ihn, die tauſend Blumen ihn;
Die Antwort iſt: „Ich hab' ſie nicht erſchlagen!“

Und ſelbſt die Steine ſcheinen gar beklommen
Zu fragen: „Biſt du ganz allein?“ Er ſpricht:
„Der Chriſt hat mir die Kinder hingenommen!“

„Wo haſt du deine Kinder?“ alſo brauſen
Die Bäume ihm, die Bäume aus dem Wald:
„Wo ſind die Kinder?“ hört den Sturm er ſauſen.

Da ſchreit er auf: „Er hat ſie mir geſtohlen!
Ihr Blumen, Bäume, Flüſſe, ſagt mir an:
Wo find' ich ſie, wo ſoll ich ſie mir holen?

Einäugig heller Tag mit frechem Lichte,
Du alte Nacht, ſprecht, kamen Euch nicht wo
Zwei Kinder, meine Kinder zu Geſichte?

So frage ich! Schmachvoll müßt Ihr verſtummen;
Nehmt hin von meinem Fluch ein kleines Theil,
Um ſchaudernd Euch in Elend zu vermummen!“

Und Ahasver ſank auf den Felſen nieder
Auf des Gebirges allerſteilſter Höh',
Dahingeſtreckt die todesgier'gen Glieder.

Der Thaten zwar, nicht der Gedanken müſſig
War er ſich ſelbſt, war Alles ihm verhaßt,
War er des dumpfen Lebens überdrüſſig.

So weilt er dort auf himmelhohem Sitze;
An ſeiner Bruſt zerſchmilzt des Winters Eis,
An ſeinem Haupt verſprüht die Macht der Blitze.

Dort ruht er, wie ein Fels, am Felſen oben
So lange, bis von Dornen und Geſträuch
Er überwachſen war und eingewoben —

So ſtarr und ſtill, daß Adler ſich getrauen,
Die menſchenſcheuen Adler ihren Horſt
Ihm zwiſchen ſeine Füße einzubauen;

So weilt er dort gequält, ſich ſelber quälend
Und ruhelos ſelbſt in der Ruhe noch,
Gramvoll die Schläge ſeines Herzens zählend!

Wie ſeine Blicke ſo in's Leere ſchauen,
Sich bohrend in die öde, blaue Luft
Seh'n ſie herauf die Fahrt der Todten grauen.

Oft ſcheint, als ob das Meer mit allen Wellen
In Wolken ſich verwan'dle, die daraus
In einem fort empor zum Himmel quellen

Und leicht, doch langſam über Berge wallen,
Wo ſie entzündet von dem Sonnenſtrahl
Im Wetter wieder zu der Erde fallen.

So ſah auch Ahasver in langem Zuge
Empor die Seelen der Verſtorbenen
Vorüberzieh'n, wie Kraniche im Fluge,

Und wieder Andere und And're wieder,
Ein wechſelnd' Schauſpiel ohne Unterlaß,
Das wogte furchtbar vor ihm auf und nieder;

Grauſame Könige, umdrängt von Schaaren,
Die ihnen gräßlich drohten, die durch ſie
Im Kerker oder ſonſt gequälet waren;

Die ungerechten Richter, engumwunden
Von Schlangen, und von Flüchen ihrer Schuld
Vorbeigehetzt wie von ergrimmten Hunden.

Die Reichen aber, die ſich vollgefreſſen
Von Gold und Koth, wie Kröten müſſen ſie
Sich tief und ſchwer vorüber mühſam preſſen.

Die Höflinge und Schranzen fliehen ſtöhnend;
Denn jeden jagt mit wildem Angſtgeſchrei
Sein Doppelgänger, ſich und ihn verhöhnend.

Die Pfaffen, die voll Trug die Welt belogen,
Verbrennen lichterloh, ihr Herz wie Docht,
Der heimlich ſich voll Fett und Oel geſogen.

Verräther und Meineidige, o gräulich!
Als Ungeziefer nagen ſie ſich auf; —
Die Wolke quirlt vorbei im Hui abſcheulich.

All' dies Geſindel muß ſich ſo zermalmen
In ſeinem Nichts, unſterblich iſt es nicht;
So muß es wieder ſich zu Stoff zerqualmen;

So daß von ſelbſt ſich jede Seele richtet,
Daß, wehe! oft ein dumpfes, ſtumpfes Volk
So in ſich ſelbſt verfault und ſich vernichtet!

Doch And're werden auch vom Tod geleitet
Vorbei an Ahasver, auf deren Bahn
Iſt Sonnenlicht im weißen Glanz gebreitet.

Das ſind die Seelen, die durch Opferungen,
Mit Blut und Thränen und mit Angſt und Schweiß
Die Freiheit und in ihr ſich ſelbſt errungen;

Die Helden, die für's Vaterland geſtritten,
Die ſchönen, jungen Helden und zugleich,
Die für die Wahrheit Noth und Tod erlitten;

Die arme Wittwe, die der Welt verborgen,
Verlaſſen wie ſie war, die Kindlein all'
Erzogen hat mit ungezählten Sorgen;

Jungfrauen auch mit ſtrahlendem Geſichte,
Verklärt durch Liebe oder auch durch Schmerz
Mit wehendem Gewand im Frühlingslichte;

Und Andere, die in den Tod ſich ſtürzten,
Zerbrachen ihres Lebens Tyrannei,
Freiwillig ſterbend ſchnöde Schmach verkürzten.

Und wieder aus der Erde großem Grabe
Führt and're Seelen an die Luft empor
Der ſchöne, bleiche Tod mit ſeinem Stabe —

Am Aelteſten, an Ahasver vorüber,
Am Einzigen, der nicht vollenden kann,
Am Sclaven der Unſterblichkeit vorüber.

Mitleidig, doch von ihm hinweggewendet
Führt er die Seelenſchaar an ihm vorbei,
Führt er den großen Zug, der nie geendet,

Die Geiſter wie die ſtaubbefang'nen Seelen;
Anſchließt ſich ſeinem Zuge Volk um Volk,
Ein Jegliches; nur Ahasver muß fehlen.

Nur Ahasver, der mit gewalt'gem Ringen,
Mit unermeßlich ſtarrem Trutz es wagt,
Den eig'nen Leib zum Sterben noch zu zwingen.

So lange rang in aller Welt er dorten,
Bis faſt allmächtig ward des Willens Kraft,
Das letzte Leben in ſich doch zu morden.

In wüſte Träume, die er dort geſponnen,
War ſeine Seele wie ein Nebelhauch
Ach! übermaßen gräßlich faſt zerronnen.

Ein einz'ger Punkt des Lebens will noch zittern
In ihm allein, doch dieſer einz'ge Punkt
Will dennoch nicht und kann ſich nicht zerſplittern.

Der Punkt fängt an, ſich wieder zu geſtalten,
Cryſtalliſch zucken Linien unter ſich,
Beginnen wieder ſich in's Kreuz zu ſpalten.

Es zuckt der Punkt nach unten und nach oben,
Es krümmt die Linie zum Knoten ſich,
Und eine Blume iſt emporgeſchoben.

Es zuckt der Punkt, freiwillig in Bewegung
Beginnt die Linie in Schlamm und Moor
Im erſten Schmerz von ſelbſt des Wurmes Regung.

Wo iſt der Tod? Wo iſt des Todes Frieden?
Nicht in, nicht auf der Erde? Wo noch ſonſt?
Ach, keine Ruhe, keine giebt's hienieden!

Es zuckt der Punkt zur Luft mit leichten Schwingen,
In dem Inſecte an der Sonne Gluth
Hindurch zu der Vernichtung ſich zu ringen.

Es zuckt der Punkt als Fiſch in tiefem Meere,
Gereizt, daß er von Art zu Art ſich ſelbſt
Verſchlinge, tödte und ſo ganz verzehre.

Wer ſtellt entgegen ſich dem Lebensdrange?
Die Erde? Waſſer? Luft? Sie ſind es nicht, —
Sie haſſen ſich, da kriecht hervor die Schlange.

Es zuckt der Punkt in allen ſeinen Schmerzen,
Mit leichtem Fittig fliegt der Vogel auf,
Mit Klaggeſang und heißem Blut im Herzen.

Wo iſt Vernichtung und in ihr der Frieden?
In keinem Element? An keinem Ort?
Ach Ruhe, keine Ruhe giebt's hienieden!

Im Blut das Feuer, Waſſer, Luft und Erde
Schreit auf der Lebenspunkt im Säugethier,
Daß er vom Daſein nun erlöſet werde.

Doch aller Drang zum Tode wird vergebens,
Von Neuem packt den ew'gen Wand'rer an
Die ſchreckliche Nothwendigkeit des Lebens;

Und wie ein Feuerſtrom mit jähen Flammen
Stürzt ſich der Menſchheit alte Laſt auf ihn
Mit Schmerz und Luſt im Menſchenherz zuſammen.

Dritter Gesang.

Begraben dort in solchen wilden Träumen
Weilt Ahasver, da donnert es vor ihm,
Es zittert rings die Welt in allen Räumen.

Da stand vor ihm in weißem Wetterlichte
Der zorngewalt'ge Dämon seines Volks
Mit todesernstem dunklem Angesichte.

Zwei Ungewitter krümmten sich wie Drachen
Zu seinen Füßen, heulten laut vor Wuth
Und rissen auf die rothen Feuerrachen.

Der Dämon sprach: „Unmöglich ist Versöhnung
In diesem Streit; heb' deine Augen auf
Und sieh' zugleich die doppelte Verhöhnung!"

Da wirbelte lauttönenden Geschmetters
Empor des Frühlings Lerche; es zerriß
Vor ihr mit einem Mal die Nacht des Wetters.

Doch ruhte dort in Klarheit statt der Sonne
Ein göttlich Weib, ach unermeßlich schön,
Das Angesicht voll schmerzlichsüßer Wonne!

Von ihrem Haupte quollen Locken nieder,
Wie wogend' Gold in reifem Aehrenfeld;
Aufschlug sie jetzt die sanften Augenlider,

Und, wie durch Wald und Laub der Blick des Sees,
Tiefblau und sonnig strahlt ihr Augenpaar,
Gleich Alpenblumen aus dem Glanz des Schnees

Doch mit den Füßen in ein Kreuz geschlagen
War sie beschwert mit solcher Kettenlast,
Daß es unmöglich schien, so viel zu tragen;

Und dennoch hielt in Mitleid und Erbarmen
Zwei Kinder sie geneigt an ihre Brust
Zu sanftem Schlaf in ihren treuen Armen.

„Was hast du doch so Gräßliches verschuldet,
O Gottesweib! rief seufzend Ahasver,
Warum hast du so arge Schmach erduldet?“

Und sie entgegnet ihm in Flötenweiche:
„Weil ich euch Menschen mehr geliebt als ihn!“
Und leise weinend schwieg die Schmerzensreiche.

Doch endlich sprach sie weiter: „Sieh', am Leben
Bewahren muß ich beide Kinder dir,
Bis daß er dir sie wieder heim wird geben!

Du ärmster Sohn, kannst du dein Herz nicht zwingen
Und willst du immer noch im alten Streit
Mit Gottes Sohn, dem Eingebornen ringen?“

„Mit ihm, rief Ahasver, bist du verbunden;
Und ich bin vaterlos und mutterlos!“
Mit diesem Ruf war Alles ihm verschwunden.

Noch aber neben ihm mit düster'n Mienen
Stand der gewalt'ge Dämon seines Volks, —
Der sprach: „In diesem Streit will ich dir dienen

So dien' auch mir! Du ſahſt, wie er gekettet
Die Aermſte dort, ich haſſe ſie und ihn;
Von Anbeginn war ſie an ihn verwettet.

Und hat der Chriſtengott mit Feuerbeſen
Die Kinder Iſaak's weit hinweggefegt;
Doch wieder hab' ein Volk ich auserleſen.

Und iſt mein liebſtes Kind hinausgetrieben
Wie Ismael, ſo iſt doch Ismael
Noch in Arabien mir übrig blieben.

Aufleuchten will ich dort in allen Geiſtern
Gedankenſchnell und löwenſtark zugleich,
In ihnen mich der ganzen Welt bemeiſtern!

Ich will den Enkel Ismael's erküren,
Mohammed ſoll mit dem gefeiten Schwert
Zu meinem Heile alle Völker führen.

Du aber, Mann der älteſten Erfahrung,
Sollſt bei ihm ſein, daß er begreifen lernt
In ſich die neue, große Offenbarung."

So ſprach der Dämon, als er ſchon zuſammen
Mit Ahasver dahinflog durch die Nacht,
Durch Wetterwolken und mit Blitz und Flammen.

So ſprach er zu dem menſchlichen Genoſſen,
Als durch die Wüſte von Arabien
Sie donnerten auf ihren Feuerroſſen.

Vierter Geſang.

Zu Mekka auf der Erde kühlem Kiſſen
Ruht Hagar, die verſtoß'ne mit dem Sohn
Im langen Schlaf, den Alle ſchlafen müſſen.

Dort über ſich der Kaaba heil'ge Steine
Ruh'n nach ſo herber Noth und ſchwerer Flucht
In Grabsruh' der Wanderer Gebeine, —

Zu Mekka in der Kaaba fromm verehret,
Von Ismael's Geſchlecht, das wie der Sand
Am Meer ſich in Arabien gemehret.

So wollte hoch mit ungezählten Zweigen
Ein jugendfriſcher, grüner Palmenwald
Sich über ihre Gräber brauſend neigen.

Rings aus der Wüſte von den Bergen ziehen
Die wilden Enkel her zu mancher Friſt,
Vor ihrer Ahnen Gräber hinzuknieen.

Doch zu dem Feſt, wo hier die Dichter ſingen
Vor allem Volk, eilt Jeder doppelt ſchnell,
Koſtbar Geſchenk dem Sieger darzubringen.

Und wieder auf langhälſigen Kameelen,
Windſchnellen Roſſen kommen Alle jetzt;
Mohammed nur, der Dichterfürſt, ſoll fehlen,

Der Dichterkönig, der ſo wildbegeiſtert
Mit Feuerworten aller Seelen ſich,
Des Himmels faſt ſich ſelber hat bemeiſtert;

Denn ſeit zu ihm ſich jener Mann gefunden,
Der dunkle Ahasver, ſchien ihm die Kunſt
Und Luſt der ſüßen Lieder ganz verſchwunden.

Ihm iſt ein Gräu'l der alte, wirre Glauben,
Vom rechten einen Gott ſprickt er zum Volk;
Doch dies läßt ſich den alten Wahn nicht rauben.

Jetzt aber ſcheint der neue Streit geſchlichtet;
Mit ſeinen Jüngern und mit Ahasver
Hat nach Medina er ſein Heil geflüchtet.

Hörſt du den Samum aus der Wüſte brauſen?
Staubſäulen ſchreiten rieſenhaft voraus,
Die gleich den Kreiſeln in ſich ſelber ſauſen.

Hörſt du das Land von tauſend Roſſen ſtampfen,
Daß Berge beben? oder will zu Staub
In Rauch und Wirbel ſich die Welt verdampfen?

Wer hält den Halbmond auf in ſeinen Bahnen?
Wild lechzen unter ſeinem Zeichen auf
Zum heißen Himmel blutigrothe Fahnen.

Da ſprengt einher, da naht mit Ungewittern
Das Schrecken Gottes, des Propheten Heer
Mit Donnerruf, daß alle Herzen zittern!

Allah iſt groß! Gewaltig das Verhängniß,
Das Schwert ein Schlüſſel zu dem Paradies;
Erkenntniß ſprengt der Menſchheit das Gefängniß!

Allah iſt groß! Der Weg zu ihm iſt Wahrheit,
Mohammed ſein Prophet, mit ihm, durch ihn
Schwingt ſich der Moslem zu des Himmels Klarheit!

Allah iſt groß! Ein Knecht erduldet Böſes;
Die freie Hand vergilt den Schlag mit Schlag.
Was ſpricht dein Herz? Von Niedertracht erlöſ' es!

Kaum wagt es Mekka, ſich zu widerſetzen
Dem Gotte des Propheten, der einher
Den Weg ſich bahnt durch Blut und durch Entſetzen.

Allah iſt groß! Wer iſt, der ſeiner ſpotte?
Ihr Götzendiener, Heuchler, wehe euch!
Der Moslem kommt, — am Boden heult die Rotte.

Auf dem Kameel' zu ſieben Malen flieget
Mohammed um die Kaaba rings umher;
So hat die Koboldsmacht er dort beſieget.

Doch dann gereinigt tritt mit Dankbezeugung
Vor Gott er in die Kaaba betend ein,
Wie ſelbſt er lehrte, zweimal mit Verbeugung.

Und er gebietet, daß von allen Enden
Die Gläubigen hieher ihr Angeſicht
Zur Kaaba im Gebete ſollen wenden!

Und er gebietet, daß zu einem Ringe
In Brüderſchaft ein jeder Gläubige
Zum Gläubigen unwandelbar ſich ſchlinge!

Mit reinem Herzen, waſſerklaren Händen
Bring' ſein Gebet der Moslem, bring' er auch
Barmherzig dem Bedürftigen die Spenden!

Allah iſt groß, ſo weit ſein Odem wehet,
Mohammed ſein Prophet, ſo weit im All
Die Sonne leuchtet und der Halbmond gehet!

Allah iſt groß! Sein Reich iſt zu erſtreiten!
Der Moslem ſtürzt durch Blut und Tod hinein
Aufjauchzend in das Meer der Seligkeiten.

Fünfter Geſang.

Arabien, jungfräulich unverſehret,
Noch keinem Herrn der Welt hat es gedient; —
Mit Stacheln iſt die Aloë bewehret.

Wer darf ſich um ſo ſpröde Braut bemühen?
Allah iſt groß, Mohammed ſein Prophet!
Vor Inbrunſt muß Arabien erglühen —

Wie eine Roſe, die im Thau geſchwollen
Die Haſt zerſprengt, mit engem Purpurkelch
Zur Morgenſonne ſüß emporgequollen.

Die Erde ſelbſt, die erſt vom Schlaf bezwungen,
Fährt jetzt empor und wird zugleich von ihm,
Gluthheiß vom ſchönen Bräutigam umſchlungen.

O Iſaak's Kinder, hört ihr nicht die Stimme
Des alten Gottes jetzt bei Ismael?
Was ſteht ihr noch verſtockt in altem Grimme?

Ihr Perſer, Römer, wollt ihr länger zaudern
Zu glauben des Propheten Herrlichkeit?
Vor ſeinem Zorn ſoll eu're Seele ſchaudern!

Herbei, o Moslem, möchteſt du nicht ſterben,
In deiner Hand das Schwert? Groß iſt der Lohn!
Das Freudenparadies ſollſt du erwerben!

Sprüh' hin, o Blut! Was ſind des Todes Schrecken,
Da lächelnd zu den Sterbenden herab
Die Houris ſüß die zarten Hände ſtrecken!

Die ſchönſten Houris, ſchlank im Reiz der Glieder,
Von goldgeſtickten Schleiern kaum bedeckt,
Sie ſenken ſich zum Sterbenden hernieder;

Ihr Silbernacken glänzt aus Lockenfluthen;
Ob nicht die Lippen Purpurnelken ſind?
Die Augen ſchwarze Sonnen? dunkle Gluthen?

Und, wie zwei weiße ungefleckte Rehe,
So ſpielen ſanft des Buſens Zwillinge,
Zwei junge Zicklein unterm Blüthenſchneee.

Wie lichte Vögel fliegen ſie und ſchweben,
Um mitten aus der Schlacht des Kämpfers Seel'
Empor zum letzten Paradies zu heben.

Da jauchzt des Streiters Seele vor Entzücken:
„Allah iſt groß! Mohammed ſein Prophet!"
So läßt er von den Houris ſich entrücken.

Sie ſind bekränzt mit duft'gen Jasminkränzen,
Die Reizendſte, umſchlungen hält ſie ihn,
Indeß die andern ſüßen Trank kredenzen;

Indeß mit Liedern ſie die Fahrt verkürzen
Und jubelnd Alle dann mit einem Mal
In's Paradies mit ihrem Helden ſtürzen; —

Wo die Granat- und Palmenbäume rauſchen
Zugleich mit ſchönſter Blüthe, heller Frucht
In ew'ger Friſche jeden Sinn berauſchen;

Wo in die Höhe gleich crystallnen Thürmen
Springquellen rings mit wunderkühler Fluth
Zu ew'ger Wonne unabsehbar stürmen.

O Seligkeit, Entzücken überschwänglich
In solchem Garten, solchem Paradies,
Wo nichts mehr endlich, nichts mehr ist vergänglich!

Dort ruht der Selige auf seid'nen Kissen; —
Wie eine Perle in der Muschel noch
Sitzt ihm die schönste Houris jetzt zu Füßen.

In ew'ger Jugend muß hier Alles sprießen;
Trinkschaalen bringt, ihr Jünglinge herbei!
Hier darf des Weins der Gläubige genießen.

Mohammed Heil, dem größten aller Fürsten!
Und Abu'l-Kasem, Achmet nennt er sich,
Nach dem die Länder, wie nach Regen, dürsten;

Vor dem sich Legionen Geister bücken,
Und unter dessen Fuß der Erdkreis jauchzt,
Im Jubeldrang aufhüpfet vor Entzücken,

Dem sich die Wälder und die Felsen beugen, —
Allah ist groß, Mohammed sein Prophet!
Die Wüste und das Weltmeer wollen zeugen.

Es knie't vor ihm die Sonne, will er winken;
Er hebt sie mit der rechten Hand empor,
Den halben Mond, den Mond mit seiner Linken;

Indeß die Himmel alle um ihn kreisen, —
Allah ist groß, Mohammed sein Prophet! —
Das will das All, das große All beweisen

Indeß die Sonnen wie die Cymbeln klingen
Und die Planeten wie im Feuerrad
Um des Propheten Haupt im Tanz ſich ſchwingen!

Wer iſt ſo dreiſt ſich gegen ihn zu wehren?
Der Perſerkönig naht mit aller Macht,
Der Chriſtenkaiſer mit den Römerheeren.

Weintrauben in dem Faß, wer will euch ſchützen?
Der Winzer tritt hinein, da tritt er ſchwer,
Daß eu're Seelen blutig um ihn ſprützen!

Mohammed winkt, — mit todesgier'gen Streitern
Stürzt Abu-Bekr in die Gottesſchlacht,
Und Ali, Gottesfreund mit tauſend Reitern.

Mohammed winkt, mit Ahasver zuſammen
Stürzt Amru-Aaz, das ſchnelle Gottesſchwert
Sich gen Jeruſalem wie Blitz und Flammen.

Was helfen dir, Jeruſalem, die Wächter
Am öden Grabe des Gekreuzigten?
Bewacht euch ſelbſt, ihr Spötter! ihr Verächter!

Allah iſt groß! Wer iſt, der ſeiner ſpotte?
Weh über euch! Verleugnet habt ihr ihn!
Der Moslem kommt, am Boden heult die Rotte.

Sechster Gesang.

Rings um Jerusalem, wie Meereswogen
Im Sturme hochaufjechzend, waren jetzt
Des Moslems Zelte überall gezogen;

Doch hinter starken Mauern eingeschlossen
Lag dort das Römerheer, zum Todeskampf,
Zum Martyrthum beim heil'gen Grab entschlossen.

So wechselt jetzt das Schicksal, das vor Jahren
Gestürzt die Römer gegen diese Stadt,
Läßt hier die Römer Gleiches widerfahren;

Und Ahasver, der sonst mit Zorn und Trauern
Gestritten für Jerusalem, steht jetzt
Mit gleichem Sinne stürmend vor den Mauern.

O welcher Mordkampf hat sich da entsponnen!
Aus tausend Herzen sprang so hoch das Blut,
Als wären unversiegbar solche Bronnen.

Doch, wie die Krähe mit dem Schnabelkeile
An eine Muschel pocht, bis sie zerspringt,
Und ihr der Raub so dennoch wird zu Theile,

So sieht man rastlos hier den Moslem stürmen, —
Allah ist groß! Mohammed sein Prophet!
So stürmen bei den Thoren und den Thürmen.

Vor ſolchem wilden Andrang ſchwerbeklommen,
Doch wohlverwahrt ſtand noch Jeruſalem; —
Da war die dritte Nacht herangekommen.

Die Nacht, die ſanft die Kämpfenden geſchieden,
Beugt, wie zum Säugling eine Mutter, ſich
Zur Erde jetzt und giebt ihr Schlaf und Frieden. —

Nur Einem nicht, dort ſitzt er voll Gedanken
Vor ſeinem Zelt, er fühlt ſein Menſchenherz
Am Leben und am Menſchenleid erkranken;

Denn ihm will ſich die dritte Friſt beenden,
Die letzte Gnadenfriſt, mit allem Kampf
Vermocht' er nicht, ſo großes Werk zu enden.

Auf ſich gehäuft hat er die Laſt des Lebens,:
Sein Volk zu retten, das verirrte Volk!
So lang gerungen, und nun doch vergebens!

Noch eh' er mit dem Heer hierher geeilet,
Rief Ahasver die Kinder Israel's; —
Mit Steinen ward die Antwort ihm ertheilet.

Doch wäre Israel zum Heil gekommen,
Hätt' es den Gott der Väter nur noch jetzt
Und ſeinen Ruf bei Ismael vernommen.

Verſtockt ſind deine Herzen, taub die Ohren,
O Israel! Um dich weint Ahasver;
Denn nun biſt du auf immerdar verloren.

„Um dich, ſprach er, wie viel hab' ich erduldet!
Die Erde und die Hölle aufgeregt,
Zur Strafe ew'ge Wanderſchaft verſchuldet!

So rolle denn hinweg vor meinen Füßen,
Wie eine Kugel in das Nichts hinab,
Dort deine Schmach und Niedertracht zu büßen!"

Indeß ſo Ahasver ſein Volk gerichtet,
War über ihm, gleich einem Tannenbaum
Die dunk'le, friſche Nacht emporgerichtet.

Die heil'ge Nacht, gleich einem Rieſenbaume,
Der alle Zweige hoch zur Kuppel wölbt
Und mit ſich ſelber flüſtert wie im Traume;

Und wie ſich auch die Aeſte rings vergittern,
Doch glitzert überall ein Sternbild durch,
Mit grünem Licht auf zartes Reis zu zittern.

Gleich einer Nonne keuſch in weißen Schleiern,
Zieht über Zion hin der bleiche Mond,
Um mit Gebet die Wanderung zu feiern.

Und Ahasver verfolgt mit ſeinen Augen
Den Gang des Mondes unverrückten Blick's,
Als könnt' aus ſeinem Licht er Tröſtung ſaugen,

Bis er nun ſprach: „Von einer Zeit zur andern
Hab' ich geklagt, daß ich nicht ſterben kann;
Dich aber ſeh' ich immer freundlich wandern.

O Weggenoſſe, nimmer müd' zu lieben
Das wilde Meer, das dir entgegenſchwillt!
Auch mir biſt du derſelbe ſtets geblieben.

Du heller Wanderer auf ew'ger Reiſe,
Mein Meiſter und mein Vorbild ſollſt du ſein
Auf meinem Weltgang in der alten Weiſe!

Zu heftig Lieben war ja doch mein Haſſen,
So will mit treuen Armen unverzagt
Die ganze Menſchheit liebend ich umfaſſen,

Und helfen will ich jedem Volke ringen
Los von des Wahnes Nacht und Sclaverei,
Bis alle Ringe von der Kette ſpringen,

Und alle Menſchengeiſter hier auf Erden
Ein ſeliges, ein herrliches Geſchlecht,
Bis alle Menſchen ſelber Götter werden;

Bis hier bei ihren Menſchenbrüdern wohnen
So gern wie anderswo, noch lieber hier
Verſöhnt die Götter all' und die Dämonen.

In's Auge faß' ich ſo des Streites Ende
Und ohn' Erbarmen ſchreit' ich meinen Weg,
Geſchloſſen um die Waffe meine Hände.

So will ich wieder auf der Erde wandeln
Unſterblich in dem Leib, ſo will ich ſein,
Und ſo den Fluch in Segen mir verwandeln!

Heran, ihr ungebor'nen Millionen,
Die weinend ihr auf dieſe Erde kommt,
Als treuer Vormund will ich bei Euch wohnen!

Ich habe eine Leuchte angezündet,
Ich leuchte vor, o folgt mir Alle nach,
Bis Ihr des Kerkers Ausgang habt ergründet!

So will ich weiter, immer weiter ſchweifen,
Wie eine warme Sonne, über Euch,
Bis Eu're Geiſter wie die Saaten reifen.

Nicht Lohn begehrt von Euch der Ungenannte,
Denn Euer Heil iſt ſeine Seligkeit;
So weiter, weiter geht der Unbekannte.

So darf ich jetzt mit brünſtigem Entzücken, —
Heran, Jahrtauſende im Donnerſchritt! —
An meine Bruſt die Weltgeſchichte drücken,

Die ſchöne, wilde Braut, ſo ſchwer errungen,
Ihr großes Herz pocht laut an meiner Bruſt,
Mit beiden Armen halt' ich ſie umſchlungen,

So heb' ich jubelnd ſie durch Schmerz und Jammer,
So trag' ich jauchzend ſie durch Blut und Tod
Zur hochzeitlichen, bräutlich ſchönen Kammer!"

Da ward ſo ſtill die Nacht, ſo traumbefangen,
Als wäre nun die vielgeſchäft'ge Zeit
In Seligkeit und Ewigkeit zergangen.

Selbſt Ahasver hat ſich das Haupt verhüllet,
Mit einem einzigen Gedanken nur,
Mit aller Zukunft war ſein Geiſt erfüllet.

Kein Lüftlein wagte ſeinen Traum zu ſtören,
Kaum odmete der Wald und Alles ſchien
Auf ein geheimnißvolles Wort zu hören.

Nur manchmal überflog ein ſchnelles Glühen
Den Himmel gegen Oſt, als wollt' er dort
Zu einer Roſenblume auferblühen.

Nun aber aus ſo wunderbarem Weben
Begann ein Zug von Engeln hoch und licht,
Gleich Schwänen, Paar an Paar hervorzuſchweben.

Der Erſte trug zwei Kinder auf den Armen;
Sie ſchliefen ſanft an ſeine Bruſt geneigt;
Er ſah ſie immer an wie voll Erbarmen.

So wob' ihr Zug ſich, wie ein Regenbogen,
Hin nach Jeruſalem, zum heil'gen Grab,
Bis Glanz und Schein zu Nebel war verflogen.

Dies war vollbracht. Gleich einem Leu der Wüſte
Sprang in die Welt der Tag mit gelbem Licht,
Der brüllend ſie mit Mordgeſchrei begrüßte.

Siebenter Geſang.

Beim heil'gen Grab, wo ew'ge Lampen ſcheinen,
Wo nicht des Weihrauchs ſüßer Duft verweht,
Lag ungezählt das Volk in Angſt und Peinen,

Die Hände leidvoll in einander ringend,
Geſunken in die Kniee, in den Staub,
In düſt'ren Litaneien alſo ſingend:

„Erbarm' dich über uns und unſer Flehen,
Dreiein'ger Gott! Nicht unſer Wille, Herr!
Doch deiner ſoll in Ewigkeit geſchehen!"

Und um die Betenden noch mehr zu härmen,
Drang zwiſchendurch von allen Thoren her
Wildfremd des Moslems Ruf, des Kampfes Lärmen.

Gewaltiger ward jetzt des Sturmes Andrang,
So auch die Gegenwehr, bis mit der Axt
Zum Thor der ſtarke Ahasver heranſprang.

Einſchlägt er dort wie heißes Ungewitter,
Steinblöcke rollen ſie auf ihn herab;
Er ſchüttelt ſich, — das Thor zerſpringt in Splitter.

Wer legt den Fachbaum zu der Fluthendämmung?
Wer wirft dem Wolkenbruch den Zaum in's Maul
Und bricht die Wuth der Länderüberſchwemmung?

Du Hütte mit dem heil'gen Grab am Hügel,
Wird dir nun bange, da Verderben rauſcht
Herüber mit dem grauen Geierflügel?

Wird jetzt die Schaar der Jünglinge dich retten,
Die rings um dich mit Waffen in der Hand
Zum Tode ſich verbrüdern und verketten?

Allah iſt groß! Einher im Löwengrimme
Mit ſeinen Reitern raſſelt Ahasver.
Hier hält die Schaar; er ruft mit lauter Stimme:

„Beim ſcharfen Stahl, den ich geſchwungen habe,
Verlaßt das Grab und zieht in Frieden heim;
Dem Tod geweiht iſt Jegliches am Grabe!"

Ob auch der Tod die Grabeswächter ſchrecket?
Es ſtürzt auf ſie des Moslem's Reiterei,
Und an den Boden liegen ſie geſtrecket.

Und wieder ruft in ſiegesfreud'gem Grimme
Am Thore Ahasver hinab zum Grab
Dem Volke zu mit lauter Donnerſtimme:

„Beim Namen des Propheten, der ſoll ſterben
Der in dem Grab dem Grabe ſich vertraut;
Von Grab und Tod iſt Tod nur zu erwerben!

Ich ſchwör' bei eu'rem und bei meinem Leben:
Das Licht des Tages ſoll das Leben Euch,
Das Grab den Tod, den ſchnellen Tod Euch geben!"

Dem ſchwachen Volk war da der Muth gefallen
Und aus dem Grabe ſah man Alle jetzt
Heraus, vorüber, doch in Frieden wallen.

Zwei Kinder aber knieen noch am Grabe
Als wie von kurzem Schlaf, vom Traum erwacht,
Die holde Lea, Ruben auch, der Knabe.

Ein Engel, — ach, zwei große Thränen traufen
Von ſeinen Augen! — ſtand dabei und ſprach:
„In Chriſti Namen will ich ſo Euch taufen.

Die Stunde der Erfüllung iſt gekommen;
In kurzer Zeit und nach viel kürz'rem Schmerz
Trag' ich Euch wieder hin zu allen Frommen."

Der Engel ſchwieg. Er wandt' den Blick nach oben
Und küßte beide Kinder auf die Stirn:
Da plötzlich war von hinnen er gehoben.

Schon näherten ſich jetzt des Feindes Tritte,
Heran kommt Ahasver, der ſie erblickt
Und doppelt dann beeilte ſeine Schritte.

Schon hat er ſie erkannt und ſchon umfangen,
Schon hebt er jubelnd beide hoch empor,
Die freudeweinend ihm am Nacken hangen;

Doch iſt er wieder ſchmerz- und wonnetrunken
Mit beiden Kindern bei dem heil'gen Grab
In Thränen jauchzend auf die Kniee geſunken.

Durch ſeine Seele ſtürzen die Gedanken
Wie ſchnelle Meereswogen, und er ruft:
„O Chriſtengott, ſoll ich dir dennoch danken?"

Doch Amru-Aaz tritt zornig aus den Schaaren
Der Gläubigen, die eng herangedrängt
Verſammelt bei dem heil'gen Grabe waren;

Und Amru-Aaz ſchreit ihm in ſeine Ohren:
„Bei dem Propheten Jeglichem den Tod,
Der bei dem Grabe weilt, haſt du geſchworen!

Was zauderſt du in Feigheit und in Bängniß?
Allah iſt groß! Mohammed ſein Prophet!
Doch unvermeidlich ewig das Verhängniß!“

Da kam auf Ahasver ein grimmig Zittern,
Als müßt' im Aufruhr ſeiner Seele jetzt
Die Bruſt mit einem Aufſchrei ſich zerſplittern;

Und ſtöhnend rief er: „Alſo endlich, endlich
Zum dritten Mal vollendet ſich der Fluch!
Und bin zum dritten Mal verhöhnt ſo ſchändlich!

Heran auf mich mit eu'ren Meſſerſtößen,
Heran auf mich mit euerem Geſchoß!
Wer wagt mein Wort, wer wagt es einzulöſen?

Da ſchwirren Pfeil' um Pfeile auf ihn nieder,
An ſeiner Bruſt zerſplittern ſie wie Glas,
Doch ſtrecken ſie der Kinder zarte Glieder.

Lebendig todt, die Augen ſtarr und offen
Stürzt Ahasver mit ſeiner theuern Laſt,
Als wär' er ſelbſt zum Tode mitgetroffen.

Dort lag er auf den Boden hingeſtrecket,
Mit ſeinem Leibe hielt die Sterbenden,
Die beiden Kinder hielt er ſo bedecket;

Und wie verbluteten der Kinder Wunden,
In Todeswehe, war auch ganz und gar
Zugleich ihm die Beſinnung mit verſchwunden.

Und dennoch wacht er wieder auf zum Leben;
Von Grabesstille wird er rings umher
Und ganz von Nacht und Finsterniß umgeben.

Er weiß nicht, was er Schreckliches erfahren,
Er tappt um sich, und seine Hände ruh'n
Jetzt auf den Kindern, die gestorben waren.

Da fühlt er wieder in der Seele Innern
Des unermeßnen Leides, das er trug,
Entsetzliches und gräßliches Erinnern.

Und spricht bei sich: „Das Eine war vollendet!
Das Andere beginnt, das keine Zeit
Und nicht die dunkle Ewigkeit beendet!

Von ihm und seiner Gnade losgekettet
Beginn' ich jetzt mit ihm den langen Kampf,
Bis ich von ihm die Menschheit hab' errettet!

Wen er verfolgt, den soll er ewig merken;
Ansag' ich ihm auf immerdar den Krieg!
Lossag' ich mich von ihm und seinen Werken

Im Namen aller Erdencreaturen
Vom Menschenkind bis auf den Stein hinab,
Wo kaum aufzucken noch des Lebens Spuren;

Im Namen aller Kräfte und Gewalten
Bis zum Gesetz hinab, nach welchem sie
Zum Leben und zum Dasein sich gestalten;

Im Namen aller Seufzer, aller Schmerzen,
Vergoss'ner Thränen und vergoss'nen Blut's
Gebroch'ner Seelen und zertret'ner Herzen!

So will ich ewig leben, ewig wandern,
Bei euch, ihr Menſchenbrüder, immerdar
Von einer Zeit hinüber zu der andern;

Bis endlich dennoch ſich die Nacht gelichtet,
Bis Er uns reicht die brüderliche Hand
Oder in ſeinem Stolze uns vernichtet."

So ſprach er, und in göttlicher Durchdringung
Gerieth mit Licht und Klang die Luft um ihn
In zitternde und wunderſame Schwingung.

Es wuchs das Licht, mit ihm die Macht des Klanges,
Als müßt' ſich d'rin auflöſen alle Welt
Zu einem Ton des himmliſchen Geſanges.

Und Ahasver, zermalmt in dieſer Tönung,
Geblendet von dem ſtechend weißen Licht
Rief aus: „Ach nimmer möglich iſt Verſöhnung!"

Da mildert ſich das Licht, der Töne Wehen;
Er hob ſein Angeſicht, und vor ſich da
Sah er den Gottesſohn in Klahrheit ſtehen

Mit tödlich-ſchönem, bleichen Angeſichte,
Mit unregſamen Augen ſtarr und klar,
Als wär' genaht die Zeit zum Weltgerichte.

Die weiße Stirne unter'm Dornenkranze,
Die weiße Stirn', von Lockennacht umwogt,
War eine Sonne fleckenlos im Glanze;

Die Hände mit den roſ'gen Wundenmahlen,
Zu wägen ſchienen ſie die Ewigkeit,
Das große All in ſolchen Waageſchalen.

Kaum wagt es Ahasver, ihn anzublicken
Und doch auch nicht das bange Angeſicht
Vor ihm in Kleinmuth in den Staub zu drücken. —

Vor ihm, der einſt dort in des Kreuzes Laſten
Geflehet um Erbarmen menſchlich mild:
„Laß' mich an dieſer Stelle wenig raſten!"

Den er geſtoßen hat von ſeiner Schwelle,
Der ihn verdammt zu ew'ger Wanderſchaft
Und ihn verfolgt bis jetzt zu dieſer Stelle.

Doch nun beginnt der Gottesſohn zu ſprechen,
Ach, Worte, die wie Blitze durch ſein Herz,
Wie Donner mit Erſchütterungen brechen!

„Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens,
Haſt du vor mir, doch jetzt nur dir allein
Gelöſt das große Räthſel dieſes Lebens!

Auch ich bin nicht deshalb herabgekommen,
Den Frieden Euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du haſt zuerſt die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'ſchen Schranken,
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwiſchen Beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden."

Er ſchwieg und hob die klare Hand nach oben,
Noch einmal ruht auf Ahasver ſein Blick;
Dann aber war von hinnen er gehoben;

Und wie des Abendrothes letztes Flammen,
So fielen Licht und Ton zugleich in ſich
In Nichts und in die Finſterniß zuſammen.

Anmerkungen.

Wenn aber Mythus und Geſchichte innig zuſammentreffen und ſich vermählen, dann ſchlägt das Epos ſein Gerüſte auf und webt ſeine Faden.

Jacob Grimm.

Die Sage von Ahasver iſt mit meinen früheſten Jugenderinnerungen verwebt. Ich war faſt noch ein Kind, als ſich in meinem Geburtsorte das wunderliche Gerücht verbreitete, daß der ewige Jude durch das Dorf gegangen wäre. Er wurde geſchildert als ein Mann von mittleren Jahren, von rüſtiger Geſtalt und nachdenklich-entſchloſſenem Anſehen. Er ſoll mit einem Reiſemantel bekleidet und ſein Haupt mit einem breitkrämpigen grauen Hute bedeckt geweſen ſein.

Ein abergläubiger Schäfer wollte mit ihm geſprochen haben. Aus der Verwunderung des Reiſenden, daß auf der Stelle, wo er vor tauſend Jahren nichts als Wald gefunden habe, jetzt ein großes Dorf mit Feldern und Wieſen liege, machte Jener den Schluß, daß dieſer Fremde kein Anderer, als eben nur der ewige Jude geweſen ſein müſſe.

So oft ich ſpäter dieſen Mythus wieder erklingen hörte, kehrte mir auch dieſe Jugenderinnerung zurück, bis ich ſelbſt nach und nach mich freier entfaltete und mein inneres und äußeres Leben mit mythiſchen und hiſtoriſchen Vorwürfen zu erquicken und in poetiſchen Werken zu geſtalten begann.

Diese Sage hat seit jener Zeit, wo sie fast lebendig in meine Knabentage trat, zu zwei verschiedenen Malen einen bedeutenden Einfluß auf mein Dichten ausgeübt. Im Liede von Ritter Wahn habe ich den Gegensatz von Ahasver — die zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringende Seele — zur poetischen Anschauung zu bringen gesucht, während jetzt in Ahasver die in irdischem Dasein befangene Menschennatur, gleichsam der in einem Einzelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte, erst in unbewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gotte des Christenthums sich schroff gegenüberstellt.

Wie nun ein Satz mit seinem reinen Gegensatze menschlicher Anschauung gemäß gleiche Ewigkeit theilt, so stellte sich von selbst die poetische Nothwendigkeit der ewigen Erdenwanderung Ahasver's der göttlichen Ewigkeit des Heilandes gegenüber heraus, so daß dieser über Ahasver nicht sowohl einen Fluch, als nur einen nothwendigen Richterspruch — den Bannspruch — auszusprechen brauchte.

Das Wort des Heilandes bei dem Kreuzesgange Ahasver gegenüber würde daher nur die Bezeichnung einer schon vorhandenen Thatsache, — des ihm in der Person Ahasver's entgegentretenden, bestimmten Gegensatzes sein. Die Sendung des Erzengels Michael im siebenten Gesange des Bannspruchs erklärt sich von selbst als ein Act der Gnade, geknüpft an nothwendige Bedingung, welche Ahasver in der Aufgebung seines Principes lösen soll.

Daß ich Ahasver mit den Banden des Blutes an die Weltgeschichte geknüpft habe, bedarf keiner Vertheidigung, denn ihr Fortbestehen kann ja nur durch Fortzeugung des Menschengeschlechtes bedingt sein, und wer mit Mark und Bein auf dieser Erde steht, hat durch das Recht seiner Geburt ein Befugniß mitzuspielen in dieser ewigen Tragödie und sich wiederzuzeugen in Kindern und so einer irdischen Unsterblichkeit nachzustreben.

Wie aber das deutſche Volk der eigentliche, weltgeſchichtliche Träger des Chriſtenthums geweſen iſt, ſo darf es wiederum in folgerechter Nothwendigkeit die Sage von Ahasver als Nationalmythus in Anſpruch nehmen, ebenſo wie einſt Hellas ſeinen Zeus und den Titan Prometheus.

Zur dritten Friſt, erſtem Geſang.

Vom Südpol aus —
Zieht die magnet'ſche Linie ſich vor,
Doch plötzlich krümmt ſie ſich wie eine Schlange.

Da dieſe Stelle nicht jedem Leſer gleich verſtändlich ſein möchte, ſo mag zur Erläuterung Folgendes dienen:

Da der Magnetismus der Erde die hauptſächlichſte oder auch wohl einzige, phyſikaliſche Eigenſchaft der Erde iſt, durch welche ſich dieſelbe als ein thätiges Ganzes, mit periodiſch verlaufendem Kreislauf ihrer innern Bewegungen darſtellt, ſo müſſen alle Erweiſungen dieſer Kraft betrachtet werden als die noch ſtummen und unverſtandenen Zeugen eines höhern, allgemeinen telluriſch-kosmiſchen Lebens, deſſen ahnungsreiche Beziehung zum Leben der Menſchheit jedem unverkünſtelten Naturbewußtſein als ein ſchönes Geheimniß gegenwärtig iſt.

Man hat diejenigen Punkte der Erdoberfläche, welche ſich in irgend einer der Rückſichten, nach welchen der Erdmagnetismus betrachtet wird, gleichartig verhalten, durch Linien unter einander verbunden, und ſo ſind die verſchiedenen, ſogenannten magnetiſchen Linien auf der Erdoberfläche entſtanden. Unter dieſen Linien zeigt diejenige, welche die Punkte der Erde verbindet, in denen die Magnetnadel nach dem wahren oder aſtronomiſchen Norden zeigt, oder diejenige, welche die Linie ohne Abweichung genannt wird, in dem indiſchen Archipel höchſt ſonderbare und unregelmäßige

Krümmungen, während dieſelbe Linie auf der entgegengeſetzten Seite der Erde in Amerika in einem höchſt einfachen Zuge von Norden nach Süden läuft. Obgleich dieſe Linie über Vertheilung der magnetiſchen Kraft keinen beſtimmten Anhalt giebt, ſo zeigt ſie doch dort durch ihre unregelmäßigen Windungen an, daß das Zuſammenwirken magnetiſcher Kräfte in jenen Gegenden höchſt complicirt ſein muß.

— Wer hat gehört die Wunderſtimme tönen
Auf Ceylon? —

Die Luftmuſik oder die ſogenannte Teufelsſtimme auf Ceylon iſt ein Phänomen, das den Eingebornen wohl bekannt iſt. In neuerer Zeit haben es viele glaubwürdige Reiſende beobachtet. Es mag die Beſchreibung eines Reiſenden, welcher nach ſeiner Verſicherung ſo lange die ganze Sache für unglaublich gehalten hat, bis er ſelbſt Ohrenzeuge wurde, hier Platz finden:

„Es läßt ſich dieſe Naturſtimme vorzüglich in ſtillen, heiteren Nächten hören. Sie hat mit elektriſchen Lufterſcheinungen gemein, daß ſie mit Blitzesſchnelle bald wie aus ungeheurer Entfernung, bald ganz in der Nähe vernommen wird. Am meiſten Aehnlichkeit hat ſie mit einer tiefen, klagenden Menſchenſtimme; hierbei aber pflegt ſie, wie alle Naturtöne, eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth zu äußern, daß ſelbſt die ruhigſten und verſtändigſten Beobachter, welche die natürliche Entſtehung dieſer Naturbegebenheit vorausſetzen, ſich eines tiefen Entſetzens und gleichſam eines herzzerſchneidenden Mitleids mit jenen, den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können.“

Ueber die Tragödie*).

Wenn wir die Tragödie nur bei einigen alten und neueren Völkern in weitauseinanderliegenden Zeiträumen ihre wunderbare Blüthe treiben sehen, daß es scheint, als habe in solchen Momenten glücklichen Geschlechtern der Gott der Poesie nur vorübergehend sein Antlitz enthüllt, um dann wieder auf Jahrhunderte zu verschwinden, so drängt es von selbst den Denker, nach der Ursache dieses Räthsels zu forschen. Unter den alten Völkern ist es nur den Griechen, unter den neueren auf der einen Seite nur den Spaniern und Franzosen, auf der anderen den Engländern und Deutschen vergönnt gewesen, die tragische Poesie aus sich herauszubilden; alle übrigen Völker, so groß und herrlich sie sonst sein mögen, hatten entweder nicht den Drang in sich, nach solchem Kranze zu ringen, oder traten nach vergeblichem Streben darnach in den Schatten zurück. Ueberblickt man mit einem Augenaufschlage die Weltgeschichte und sieht die Völker und ihre Schicksale selbst wie Tragödieen vorüberziehen, welche sich nach großen, einfachen Gesetzen entfalten und im Kampfe der Gegensätze sich drängen bis zur Katastrophe, wo sie ihr Schicksal erfüllen und untergehen oder zurücksinken in das gemeine Dasein ohne Bedeutung, so müssen wir im Voraus annehmen,

*) Zuerst abgedruckt als Vorwort zum „Theater" von J. Rosen. Stuttgart 1842.

daß sich ebenso nach großen, durchgreifenden Gesetzen die Geschichte der Poesie, das Thatenleben der Seele, entwickeln müsse. Sehen wir bei den Griechen die Poesie der alten Welt erfüllt in der Tragödie, so dürfen wir annehmen, daß sie selbst als Volk die höchste Aufgabe der alten Welt, welche aus der Naturreligion wie aus einem Saamenkorne hervorkeimte und als üppige Palme emporschoß, gelöst haben.

Das Geisterleben der alten Völker hat sich nach denselben Gesetzen entfaltet, nach welchen der schaffende Geist der Natur sich in der Schöpfung der Creaturen geoffenbart hat.

Der schaffende Naturgeist scheint in der Thierwelt in genialem Uebermuthe ein höheres Wesen, als der Mensch ist, erstrebt zu haben; denn wir treffen alle Eigenschaften der Seele und des Leibes, welche im Menschen harmonisch verbunden sind, zerstreut in einzelnen Thieren und in dem Könige jeder Classe viel dämonisch gewaltiger an, als sie in irgend einem Menschen ausgesprochen sind. Dadurch, daß alle im Menschen, zur Harmonie verbunden, vorhanden sind, muß jede sich der anderen beiordnen und gezähmt, mithin geschwächt und jede an und für sich niedriger erscheinen, als sie bei dem Thiere vorhanden ist, in welchem sie als das hervorragende Kennzeichen seiner Classe hervortritt. Das Geniale in einem Menschen erscheint, wenn sich eine dieser Urgewalten in ihm über die anderen mächtig heraushebt; deshalb wird ein Genie leicht heraustreten in Etwas, das dämonisch oder bestialisch ist.

Wie nun die Natur ihren Schöpfungstrieb ausprägte in Geschöpfen mit so einseitig über alle Harmonie hinaus gesteigerten, einzelnen, vorherrschenden Eigenschaften, bis sie dann aus allen diesen zerstreuten Gewalten den Menschen schuf, so mußte auch die Menschheit der alten Welt denselben Entwickelungsgang im Seelenleben durchmachen, bis der Grieche auf dem Gipfel seines Daseins das Riesige und Thierische der alten Götter überwand

in den Idealen menschlicher Gestalten, indem er zur Weltregierung das Gesetz der Harmonie des menschlichen, bürgerlichen Daseins unter der Obhut der Schicksalsmächte erhob und das Wüste hinunterstürzte in die Unterwelt. Was sich, ob in der menschlichen Seele oder in dem Conflicte menschlicher Verhältnisse, dagegen empörte, verfiel dem Verhängnisse. Aus diesem Brennpunkte seines ganzen Daseins entzündete sich der Geist seiner tragischen Poesie, als die Erfüllung eines großen, weltgeschichtlichen Daseins in seinem höchsten Entwicklungspunkte. So schließt die griechische Tragödie in sich das zur Erfüllung gekommene Seelenleben der ganzen alten Welt, sowie die Statuen des Apollo und der Aphrodite das Ideal der durch die hellenische Kunst zu sich selbst erlösten Natur.

Wie aber schon im Keime der Pflanze ein Zwiespalt liegt, welcher das gesunde Wachsen der Pflanze wieder eine Krankheit sein läßt, welche ihr Absterben herbeiführt, so stellte auch derselbe Zwiespalt in der alten Welt sich immer mächtiger heraus, je mehr sich ihre Idee der Vollendung bei den Griechen näherte. Man kann sagen, die Naturseele habe sich jetzt selbst entzwei gespalten.

Während sie aus dem Traumleben der Aegypter in dem Volke der Griechen zum schönen Tagleben erwachte und ihrem Ideale zujauchzte, verfiel sie bei den Hebräern, wie in Verzweiflung an sich selbst, mit wilden Affecten der Selbstzerknirschung in die Clairvoyance des Prophetenthums und spann heimlich in Unsterblichkeitsahnungen als Raupe sich ihr Todtenkleid. Aus der Puppe dieser lebendigen Leiche ging hervor als wunderbarer Falter das Christenthum.

Man sagt, daß die, welche im Grabe wieder vom Tode erwacht sind, nie mehr die Farbe der Gesundheit erhalten, nie wieder lachen und immer als Büßer vor dem Throne Gottes stehen, ihm Rechenschaft zu geben von jedem Odemzuge.

So trat die christliche Religion hervor aus dem

Grabe und predigte von der Ueberwindung des Fleisches und erklärte ihrem andern Ich, dem Ideale creatürlichen Daseins, als dem Endlichen und Schlechten den Krieg.

Aus dem Kampfe dieses spirituellen und sensuellen Principes ging hervor das historische Leben des Mittelalters, welches sich äußerlich darstellte in Papst und Kaiser und in ihrem Kampfe miteinander um die Weltherrschaft. Als jedoch das Papstthum im Blute der Hohenstaufen sich zum Tode berauscht hatte, erstarrte ihm das eigene Blut in Herz und Adern. Die Ideen, welche das Mittelalter bewegt hatten, wurden zu starren Abstractionen. Das Königthum ging auf in Despotie und Hofceremoniell, indem es das zum willkürlichen point d'honneur und Hoflakaienthume verknöcherte Ritterthum und das in Galanterie und Buhlschaft umgesetzte Minnethum in seinen Kreis hineinzog. Geistliche und weltliche Herrschaft reichten sich wie Montague und Capulet in der Todtengruft die Hände, und garantirten sich ihr Gespensterleben durch Polizei und Inquisition.

In dem verwitternden Saatkorne der petrinischen Satzung lag jedoch der Keim der paulinischen Zukunft, der Geist der Forschung und der Wissenschaft. Unter dem Donner der Psalmenpoesie incarnirte sich Paulus in den Reformatoren, zersprengte das gothische Grabgewölbe des Mittelalters und trat mit Bibel und Schwert in der germanischen Welt den romanischen Völkern gegenüber.

So hatte das christliche Mittelalter zu Ende des fünfzehnten und Anfangs des sechszehnten sich abgeschlossen, bei den romanischen Völkern, und vor allen in Spanien durch die fertig gewordene Despotie der geistlichen und weltlichen Gewalt in ihrer Verbindung miteinander, indem zugleich in der Reformation die neue Zeit bei den germanischen Völkern der alten Satzung gegenüberstand.

Auf diesem Wendepunkte der Weltgeschichte tritt uns wieder die dramatische Poesie entgegen, fast zu gleicher

Zeit in Spanien und in England, — dort als die Poesie des fertig gewordenen Absolutismus der königlichen und priesterlichen Idee des Mittelalters, — hier als Verklärung des aus der Erstarrung des Mittelalters durch die Reformation sich rettenden Gedankens der neuen Zeit.

Dürfen wir daher von einer gleichzeitigen romanischen und germanisch-engländischen Tragödie sprechen, so gilt es, beide näher zu charakterisiren.

Beide verhalten sich zu einander wie Verstand zum Gemüthe. Das in der Menschenseele Schaffende, Gebärende und Werdende im Ahnungsgefühle des Einsseins mit dem durch die Natur und die Menschheit lebendig sich offenbarenden Gott — ist das Gemüth; — der Verstand ist das Bewußtsein im Genusse des Gewordenen durch Anwendung desselben im praktischen Leben. Das Gemüth gräbt das Gold, schmelzt und prägt es, der Verstand steckt das Gold in die Tasche und gebraucht es als Mittel zum Genusse des Daseins. Der Verstand ist wie der am Zuckerrohre sich absetzende Knoten, das Gemüth wie das Fortwachsen der Pflanze selbst.

Die in den Verstand aufgenommenen Principien des Mittelalters im Conflicte miteinander oder mit dem gemeinen Leben sind der Inhalt der spanischen, ernsthaften Dramen, welche sich selten zur Tragödie zu steigern vermögen.

In katholischen Kirchen im Altare hinter Glasscheiben erblickt man zuweilen die von bunter Seide umwickelten und in Gold und Edelsteinen prangenden Todtengebeine eines Heiligen, über das Knochenantlitz eine wächserne Maske mit Glasaugen zur Verehrung aufgestellt. Als eine solche pomphafte Leiche ruht das Mittelalter in dem mit rothen Sammet ausgeschlagenen Sarge der spanischen Trochäenpoesie.

Diese Verknotung des Mittelalters überwand die unverwüstliche Lebenskraft der deutschen Nation in der Reformation, welche der todten, äußerlichen Satzung

gegenüber das lebendige, innere Moralgesetz geltend machte. Die deutschen Reformatoren trennten jedoch die religiöse Freiheit von der bürgerlichen des armen Volkes, welches sich todt rang im unglückseligen Bauernkriege. Fürsten und Städte beeilten sich, die Kraft des Landes zu zerbrechen, bis die Nemesis des dreißigjährigen Krieges Alle darniedertrat.

England hatte jedoch mit beiden Händen praktisch die neue Idee angefaßt und im Leben geltend gemacht. Mit zwei blutigen Schlägen wird dort das alte Princip überwunden in Maria Stuart und Karl I. In Elisabeth und Cromwell hat dort das neue Princip des protestantischen Staates Raum gefunden.

Dieses neue Princip ist das Moralgesetz, eine habeas corpus-Acte, welche das individuelle Dasein Aller in sittlich-socialem Staatsverbande garantirt.

Wie die Harmonie des schönen Daseins in Zügelung ungebändigter, dagegen sich auflehnender Leidenschaften, bewacht von den strengen Schicksalsmächten, die Grundlage der griechischen Tragödie, so ist das Moralgesetz die Seele der Tragödieen Shakespeare's. Ihr Thema ist das Individuum, welches in einseitiger Berechtigung gegen die gesetzliche oder moralische Garantie der Gesellschaft sündigt und dadurch zugleich das Beil des verletzten Rechtes selbstmörderisch auf seinen Nacken herunterstürzt.

Hatte früher das religiöse und politische Leben des Mittelalters in den romanischen Völkern sich zum Absolutismus verknöchert, so erstarrte auch der Protestantismus gerade in England, wo er das äußere Leben am innigsten durchdrungen hatte, zuerst und zumeist zu blutleerer Prüderie im Puritanerwesen und in Bibelverbreitungs-Gesellschaften.

Das wirkliche Seelenleben Englands ist todt; der Verstand baut Maschinen und Dampfschiffe. Wo das Seelenleben aufhört, bezieht sich von selbst Alles wieder auf das materielle Interesse. Bald nach Shakespeare

ſank die dramatiſche Poeſie der Engländer herab zum bürgerlichen Rühr- und Schauſpiele ohne hiſtoriſche Bedeutung. Der Gedanke der Weltgeſchichte hatte jedoch in Frankreich und Deutſchland zu neuen Phaſen ſich herangebildet.

Hatte in dem päpſtlichen Chriſtenthume der Keim der Auflöſung und neuer Entwicklung der chriſtlichen Religion verhüllt gelegen, und hatte ſich aus dem pauliniſchen Gedanken die Reformation herausgehoben, ſo lag in dieſer zugleich die Bedingung der neuen Offenbarung des Gottes der Weltgeſchichte. Die griechiſche Bildung hatte in Paulus die chriſtliche Taufe empfangen, indem die alte Welt mit ihren Idealen zu der Idee vom großen, unbekannten Gott, welchen er den Griechen predigt, zuſammenrann, ſo daß darin die im Idealen verklärte Naturſeele der alten Welt, wie das empfangende Weib in den Armen des Mannes, erſtarrte in todesnaher Ohnmacht.

Sie that wieder die erſten Odemzüge, als Mahomed II. Conſtantinopel erſtürmt hatte, und flüchtige Griechen ihre alten Evangelien, Homer und Plato, nach Florenz brachten. Die ideenbedürftige Menſchheit begrüßte jubelnd den anbrechenden Göttermorgen. Florenz wird die Metropolis der Wiſſenſchaften und Künſte. Der Geiſt der Wiſſenſchaft und Forſchung dringt in die Adern des Lebens. Die Univerſität Paris beruft Profeſſoren der griechiſchen Sprache und Beredtſamkeit, und allenthalben entſtehen im deutſchen Reiche Univerſitäten, hervorgerufen vom lebendig gewordenen Geiſte des Alterthums. Dieſer treibt zur Forſchung, dieſe wieder zur Reformation, welcher die Inquiſition mit der Cenſur entgegentritt, und der Kampf der neuen mit der alten Zeit beginnt an allen Enden, bis der Deutſche wie Simſon die Säule des alten Gebäudes in Rieſenkraft zerſchmetterte und ſich begrub unter den ſtürzenden Balken und Steinen des Mittelalters in den Ruinen des dreißigjährigen Krieges. Die deutſche Nation war

geschichtlich vernichtet. Aber der Geist der Forschung arbeitete unaufhaltsam fort. Er darf Formen zertrümmern, weil er andere, gewaltigere sich schaffen muß. Der neuerwachte Gedanke der alten Welt suchte sich selbst zu erfassen und studirte Astronomie und Physik und wendete sich dann plötzlich auf den menschlichen Geist selbst, die Gesetze des Denkens zu begreifen.

So hatte sich jetzt der Gedanke der Menschheit zurückgezogen von dem äußeren, politischen Treiben auf das Innere, arbeitend in Bewältigung der Kräfte, welche er gebrauchte, um sich nach Außen hin geltend zu machen.

Wir sehen da, wo in der Reihe der Geschöpfe die Natur einen Uebergang machen will von einer niederen zu einer höheren Wesenreihe, immer ein verzerrtes, abscheuliches Mittelding erscheinen, in welches sich das neue, werdende höhere Wesen verhüllt zu haben scheint.

Aus der Todtengruft der Völker kroch im dreißigjährigen Kriege als eine solche buntschillernde, häßliche, behende Rieseneidechse das französische Ministerkönigthum mit den klugen Jesuitenaugen und hungriger, klebriger Zunge, und die Fürsten Europa's beugten sich vor dieser Herrlichkeit, sprachen französisch und suchten ihr gleich zu sein.

Aber unter dieser abscheulichen Hülle zuckte schon das Herz der Zukunft, und die französischen Dichter zur Zeit Ludwig XIV. schufen die französische Tragödie mit ihren spanischen Antithesen und ihren griechischen und römischen Helden, welche, den Treffenhut unter dem Arme und den Galanteriedegen an der Seite, mit Pathos sprachen von Tugend und Freiheit im Vorgefühl der Revolution.

Durch dieses zwitterhafte Dasein im Widerspruche des Inneren und Aeußeren charakterisirt sich diese ganze Zeit und so auch die dramatische Poesie des Volkes, welches durch Sitte und Sprache jene Zeit beherrschte. Die französische Tragödie ist das spanische Drama in

seiner Verderbtheit, aber angehaucht vom Odem der Zukunft.

Je innerlicher und mächtiger die Gottheit der Erkenntniß in dieser Zeit sich entfaltete, desto entsetzlicher verzerrte sich die äußere Form zu einem gräßlichen Medusenhaupt. Die Forschungen in allen Gebieten der Natur und des menschlichen Geistes werden angestrengter, eine Entdeckung drängt die andere. Wo die Forschung nicht ausreicht, da hilft der Zufall, welcher einen Brunnengräber versinken läßt in das mit Lava bedeckte Herkulanum der alten Welt. Zugleich beginnt das Studium der Weltgeschichte bei den Engländern und verbreitet sich von dort über den Continent. Es wendet sich der Geist der Kritik in Frankreich gegen die Zustände der menschlichen Gesellschaft im bourbonischen Staate mit Montesquieu, Voltaire und Rousseau. Es kämpft zugleich gewaltig und siegreich Lessing in Deutschland gegen das bourbonische Frankreich in der Literatur, er zerbricht die geistige Zwingherrnschaft des französischen Perrückenthums und begründet das deutsche Nationaltheater, indem er auf der Bühne deutsches Leben und deutsche Ideen dem deutschen Publikum vorführt. Zugleich erweckt Winkelmann die griechischen Ideale und richtet ihre Göttergestalten auf vor der staunenden Welt. Indem Carstens sie in seinen genialen Compositionen wieder lebendig macht, begründet er die neue, deutsche Malerschule, welche sich heraufzieht bis zu Cornelius und seinem Schüler Kaulbach.

Wie eine Nachtigall in düsterem Laubwalde den nahenden Lenz, begrüßte die deutsche Lyrik die aus den Geburtswehen der Menschheit sich hervorringende, neue Gottheit, die aus den Schachten der Forschungen mit klingenden Schritten heraufwandelnde Pallas Athene, welche den ganzen alten Götterolymp in sich verreinigt hatte und gekommen ist, die Menschheit zu erlösen zu ihrem Ideale.

Da dunkelt die in wechselnden Fratzengebilden zuckende,

elektrische Wolke der Zwischenzeit und zerriß mit den zwei aufeinanderfolgenden Wetterschlägen des nordamerikanischen Freiheitskampfes und der französischen Revolution.

Unter den Donnern der kreisenden Zeit schrieben Goethe und Schiller ihre Dramen.

Goethe verleiblicht in seinen Gestalten den auf ein hellenisches Dasein in edler Entfaltung seiner Gottähnlichkeit berechtigten Menschen, welcher durch die ihn emporhebende Idee geistiger und leiblicher Schönheit das Barbarenthum von selbst überwindet, wie Iphigenie den König Thoas, oder daran scheitert, wie Egmont an Alba. Dieser Conflict der neuen Zeit mit den Gespenstern mittelaltlicher Satzung, geworfen in die Brust eines Menschen, steigerte sich in seinem Faust zur gewaltigsten Tragödie, welche, wenn auch als Fragment, die deutsche Nation vielleicht je besitzen wird.

Faßte Goethe das griechische Ideal egoistisch als Privilegium hochbegnadigter, menschlicher Genien auf, welche adlig den barbarischen Pöbel sich vom Leibe zu halten hätten, wo er nicht selbst ehrerbietig zurückweicht, so erschien es Schiller in der Freiheit und Unabhängigkeit. Seine Helden kämpfen entweder für die persönliche oder sociale Freiheit: Karl Moor für das Ideal der Freiheit und Ungebundenheit des Räuberlebens gegen knechtische, heuchlerische Zustände der Gesellschaft, Marquis Posa für die Freiheit der Völker gegen den Absolutismus, Wilhelm Tell für seine eigene und die Freiheit der Schweizer gegen die Zwingherrschaft der Landvögte, die Jungfrau von Orleans für die Freiheit Frankreichs vom englischen Joche, Maria Stuart für die persönliche Freiheit gegen ihre königliche Nebenbuhlerin in Liebe und Herrscherwürde, oder der Dichter kehrt den Kampf um und wendet ihn gegen die Freiheit für das subjective Ideal der Herrscherwürde in Fiesko, oder er läßt gegen die herkömmliche Oberherrschaft Wallenstein sich auflehnen für das Ideal eigener Herrscherwürde. Indem Schiller's

tragiſche Helden in Wahn und Irrthum an der Idee, welche ſie trägt, ſich verſündigen, ſtürzen ſie ſich in den Opfertod für das verletzte Ideal. Schiller iſt der Dichter der Freiheit und Revolution, welche ſich ſo in Deutſchland poetiſch erklärte, während ſie in Frankreich ſich hiſtoriſch auslebte.

Es war die Zeit gekommen, wo die durch das Chriſtenthum verklärte Gottheit der Weltgeſchichte zum höchſten Bewußtſein ihrer ſelbſt hinzugedrängt wurde. Indem ſie, wie ein Fechtmeiſter die alten Regeln der Fechtſchule, die politiſchen Phaſen der alten Republiken in der franzöſiſchen Revolution bis zum Imperator recapitulirt hatte, mußte ſie auf dem Punkte angelangen, wo früher Rom die alten Nationalitäten vernichtet und die alte Welt an das Chriſtenthum überliefert hatte. Dieſes hatte wieder die Nationalitäten aufgehoben in der Idee der Gemeinſchaft der Chriſtenheit unter geiſtlicher und weltlicher Oberherrſchaft — unter Papſt und Kaiſer. Jetzt aber war der Proceß der Unterdrückten zur Reviſion gekommen. Während die franzöſiſche Gewaltherrſchaft ſich bis in das Maßloſe ſteigerte und die Völker bis zur Vernichtung ihrer eigenſten Seele hinunterdrückte, zog ſich die Weltſeele auf ihr Innerſtes zurück, fortgrübelnd in den Naturwiſſenſchaften bis zu Naturphiloſophie in Schelling und Novalis, durch welche ſie ſich verſenkte in die gährende Urnacht des alten Indiens, in welcher ſich die alten Nationalitäten geformt hatten. Dieſer heilige Augenblick der Menſchheit iſt gefeiert in den Hymnen an die Nacht von Novalis. Als ſie dort weinend ihre Kindheit wiederfand, da zuckte plötzlich ein elektriſcher Funke durch das deutſche Volk und es wußte zum Erſtenmale die ſelige Gewißheit: daß es ein geborenes Volk, daß es eine Nation ſei. Und es ſtieg mit pulſender Frühlingsluft empor durch das Mittelalter und eroberte es mit dieſer alten und wieder jung gewordenen Idee ſeiner Nationalität. Dies war die heilige Oſternacht der Auferſtehung der deutſchen Nation

von den Todten, in welcher ein Deutſcher dem andern an die Bruſt ſank und: „Bruder!“ rief.

Und jetzt führte zum erſten Male wieder die Gottheit der Weltgeſchichte eine Nation gewaffnet in den Kampf gegen den Unterdrücker, voran ſchritt Schiller's Geiſt mit den tönenden Worten der Begeiſterung, und die deutſchen Jünglinge riefen: „Gott, Freiheit und Vaterland!“ und zerſchmetterten die franzöſiſchen Legionen.

Wir finden in der ganzen Weltgeſchichte immer auf eine Zeit der Thaten eine Zeit der Gedanken folgen, denn neue That wird nur geboren von einem neuen Gedanken.

Während der Zeit, wo die Weltſeele in ſich ſelbſt brütet und den neuen Gedanken der Fortbildung herausarbeitet, werden immer die äußeren, durch die That feſtgeſtellten Zuſtände ſich verwerfen wie gottverlaſſen; ſie ſind wenigſtens von der Gottheit aufgegeben und fallen ab, wie dürre Blätter, wenn der neue Saft den neuen Frühling hervortreibt.

Nachdem der in der Menſchheit ſich entwickelnde neue Gedanke nur zerſtört hatte in der Reformation und Revolution, hatte er wieder die erſte, poſitive Idee darin gewonnen, daß er der in Napoleon erſtarrten Revolution gegenüber die Völker zum Bewußtſein ihrer Nationalitäten gebracht hatte. Dieſes Bewußtſein war aber vermittelt worden durch Recapitulation der Geſchichte des Mittelalters in unermüdlicher Forſchung in allen Zweigen des Wiſſens, in der Poeſie der romantiſchen Schule und in der chriſtlichen Kunſt mit Hinneigung zu den Formen der chriſt-katholiſchen Kirche, in welche die Wurzeln der deutſchen Geſchichte ſich verlaufen. Dieſe Vermittelung führte die ſogenannte Reſtaurationszeit herbei. Während der in ihr waltenden Reſtaurationsideen ſchrieb Tieck ſeine köſtlichſten, ironiſch lächelnden Tendenznovellen, und Heine, die Spottdroſſel des deutſchen Dichterwaldes, ſang mit höhniſchen Trillern nach allen Volksweiſen; Raupach aber machte die Geſchichte der Hohenſtaufen,

wie sie Raumer erzählt hatte, bühnengerecht. So darf die Restaurationsidee hier angedeutet werden.

In Frankreich verwahrte sich gegen die Restauration der fortschreitende Gedanke der Menschheit in der Julirevolution, in Deutschland hatte er sich in die Philosophie zurückgezogen. Es arbeitete sich jetzt daraus hervor der neue, weltbezwingende Gedanke, welcher in den Worten zusammengefaßt werden kann:

Gott offenbaret sich durch die Natur an die Menschheit und in dieser durch die Weltgeschichte, welche im Kampfe des Gewordenen und Werdenden ihn dialektisch entwickelt.

Dieser Gedanke macht von selbst das menschliche Individuum zu einem, sich selbst bewußten, Mitfactor der Weltgeschichte. Der Weg, auf welchem dieser Gedanke in die Nation dringt, kann nur die Poesie sein; in ihr muß er wieder die Form zu gewinnen suchen, welche ihn am lebendigsten in allen seinen Wendungen sichtbar macht. Diese Form ist die Tragödie. Von ihm emporgetragen, muß die moderne Tragödie die eigentlich historische werden.

Goethe und Schiller haben ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen, idealen Gedanken gemacht. So hält sich Goethe's Egmont sein Volk mit dem Drange nach religiöser und politischer Freiheit vom Leibe und sucht sich mit Spanien zu vermitteln, so daß er nur zu Grunde geht in dieser Hinneigung zur spanischen Herrschaft an der Eifersucht des von ihm im schönen Dasein übertroffenen Alba's. So tritt in Schiller's Maria Stuart nirgends die Ahnung hervor, daß in ihr das Princip des absoluten, romanischen Königthums dem neuen, den Gesammtwillen ausprägenden Herrscherthume in Elisabeth gegenübersteht.

Darf man daher sagen, daß erst in unseren Tagen die Gesetze der Weltgeschichte in das menschliche Bewußtsein getreten sind, so stellt sich von selbst dem modernen

Tragöden die Aufgabe: die Momente der Geſchichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menſchheit potenzirt zur That hervorſpringt. Wo ſich dieſer Gedanke durch die gegebenen Conflicte zur That drängt, muß von ſelbſt ein ſolcher tragiſcher Moment in der Geſchichte entſtehen.

Dieſer ſich unerbittlich bahnbrechende Gedanke der Weltgeſchichte wird für den Helden der modernen Tragödie das ſein, was in der alten Tragödie die Schickſaalsidee war.

Wenn man nicht ſagen kann, daß Goethe und Schiller ihre Aufgabe in der Tragödie vollendeter gelöſt haben, als Shakeſpeare den Grundgedanken ſeiner Tragödien, ſo wäre es vermeſſen zu behaupten, daß die Idee der modernen Tragödie klaſſiſcher gelöſt werden würde, als dort geſchehen iſt. So viel iſt nur wahr, daß der modernen Tragödie der weiter herausgebildete Gedanke der Gottheit in der Weltgeſchichte zu Grunde liegen wird. Da wir im Anfange dieſer neuen Periode der deutſchen Poeſie ſtehen, welchen klingend und ſingend eine neue Lyrik in mächtigen Liederſchwärmen eben ſo verkündet hat, wie dies bei der früheren der Fall war, ſo kann man auch bis jetzt nur von Anfängen ſprechen. Der große, neue, weltbewegende, formſuchende Gedanke wirft aber die deutſche Dichterjugend mit Macht auf die dramatiſche Poeſie. Es ſchmilzt das Eis, und die Knospen ſchwellen an den entblätterten Bäumen, und die Tage verrinnen, und wer will zweifeln, daß der Frühling kommen wird? —

In der letzteren Zeit will man die Meinung aufſtellen, daß das moderne Drama das ſogenannte bürgerliche ſei und das hiſtoriſche Leben als das unpoetiſche und wenigſtens unintereſſantere dem Familienleben gegenüber bezeichnen. Dieſe Meinung beruft ſich auf Leſſing und ſeinen Ausſpruch: „man thue dem menſchlichen Herzen Unrecht, man verkenne die Natur, wenn man glaube, daß ſie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren.“ Er hat damit ganz Recht, wenn er mit Ariſto-

teles für den Zweck der Tragödie die Erregung des Mitleids und Schreckens hält, er hat Recht, wenn er dieſe Eigenſchaft in dem von England herübergebrachten bürgerlichen Rührſpiele findet.

Dieſe Anſicht Leſſing's war ſeiner Zeit auch ganz angemeſſen, wo er ſagen konnte: „Die Deutſchen ſind keine Nation!“ oder mit andern Worten: ſie beſitzen kein Nationalgefühl, welches ſie aus dem Familienleben heraus erhebt zum weltgeſchichtlichen Zuſammenleben. So lange eine Nation aufgelöſt iſt zu einzelnen Familien und Individuen, können dieſe auch keine höheren Affecte kennen, als Liebe der Geſchlechter, der Aeltern und Kinder und die im gemeinen Leben abgedämpften Gegenſätze von Herrſchaft und Gehorſam, Reichthum und Armuth, Bürger und Adelſtand u. ſ. w.

Nationalleben entſteht erſt dann, wenn die im gemeinen, ſocialen Daſein abgeſtumpften Gegenſätze zur Spitze der Parteifragen und bis zum Selbſtbewußtſein einer Nation der andern gegenüber vorgedrängt werden.

Hier, wo aus dem Conflicte hiſtoriſcher Gegenſätze der Kampf der Waiblinger und Welfen, der weißen und rothen Roſe, der Reichsritterſchaft mit den Fürſten und Städten, der Fürſten und Städte mit den Bauern, der Proteſtanten mit den Katholiken hervorgegangen ſind, tritt die Tragödie in ihr weltrichterliches Recht.

Inſofern die Deutſchen darauf verzichten, eine hiſtoriſch-geltende Nation werden zu wollen, müſſen ſie ſich auch in der dramatiſchen Poeſie nur die Abſpiegelung ihrer Privatempfindungen, deren ſie fähig ſind, gefallen laſſen.

So lange zwei Liebende, welche getrennt werden ſollen, ſich noch hinter dem Rücken der Polizei vergiften können, wird es nie an Stoff zum modernen Trauerſpiele, und ſo lange noch ein reicher Onkel aus Oſtindien kommen und ihnen ein Rittergut kaufen kann, nicht am deutſchen Luſtſpiele und am gerührten Publikum, und den Theatercaſſen nicht an Einnahme fehlen. Hier bedarf es keiner großen Titel der Handelnden im Drama,

mit dem eines Hof Commerzien Steuerrathes, eines Majors, Lieutenants oder Aſſeſſors kommt man weit genug; kann ein großmüthiger Fürſt dabei noch incognito angebracht werden — denn welcher Hof duldete, daß irgend ein Vorfahr ſeines Fürſten eine hiſtoriſche und poetiſche Bedeutung erhielte?! — ſo iſt das Möglichſte im großen Style erreicht!

Darin hat jedoch die neuredigirte Leſſing'ſche Meinung nur vortheilhaft gewirkt, daß ſie die jambenausſtoßenden Landräthe und Junker, welche uns vor einem Jahrzehnt als hiſtoriſche Kaiſer und Ritter vorgeführt wurden, um die gewaltigen Parteifragen der Geſchichte zu höfiſchen Complimenten umzuſtempeln, von den Brettern verjagt hat.

Es iſt wenigſtens ſo viel gewonnen worden, daß man lieber Kartoffeln in Schalen, als Attrapen im Schauſpiele haben will.

Daß der Bühnengeſchmack noch von einem Extreme zum andern überſpringen kann, zeigt uns wenigſtens, daß er noch nicht ganz in Opernmuſik zerronnen iſt: wie dies bei Völkern geſchieht, welche ſich wieder zu Individuen auflöſen und wie Schwäne in Melodien hinſterben.

Fragt Ihr: ob die dramatiſche Poeſie in Deutſchland die ihr eigene, nur eben in der Entwicklung begriffene Knoſpe bis zur Bluthe ausbilden wird? ſo habt Ihr zugleich gefragt: ob Deutſchland eine Zukunft hat; denn die dramatiſche Poeſie iſt das Bild der Sonne, welches ſich vor ihrem Aufgange an den Himmel heraufſpiegelt.

Die Tragödieen, welche hier im Drucke erſcheinen, bedeuten nur Merkmale, welche ein Wanderer im Walde in die Zweige der Bäume ſchürzt für den Nachfolger, welcher die Heerſtraße einſt durch die grüne Wildniß ziehen wird.

Je ſeltener der deutſche, dramatiſche Dichter dieſer Tage tüchtigen Willen zur Aufführung hiſtoriſcher Tragö-

dieen findet, desto dankbarer bin ich dem Generaldirector der Theater in Dresden, dem Geheimen-Rathe von Lüttichau, welche „Otto III.“ und die „Bräute von Florenz“ zuerst zur Darstellung bringen ließ.

Zugleich hatten die Darsteller mit so lebendigem Enthusiasmus ihre Rollen erfaßt und gegeben, und das Publikum war so frisch darauf eingegangen, daß mir die Aufführung dieser Trauerspiele auf der Dresdener Hofbühne unvergeßlich bleiben wird.

Da die Tragödieen, welche ich nun dem größeren Publikum überreiche, nicht in der Reihenfolge erschienen, wie sie vollendet worden sind, so erlaube ich mir einige Worte zur Rechtfertigung.

Mit Otto III. beginnt das zweite christliche Jahrtausend, wozu man das Stück dieses Titels als Ouverture betrachten kann. —

In Cola Rienzi sucht die altrömische Staatsidee durch Revolution gegen das Mittelalter sich wieder als moderner Staat zu verwirklichen, so daß der Held der Tragödie als Vorläufer des bis zu diesen Tagen sich fortspinnenden Kampfes angesehen werden kann.

In den Bräuten von Florenz tritt der Moment hervor, wo Florenz nach langem, hartnäckig behaupteten juste milieu zwischen der geistlich-freibürgerlichen Partei der Welfen und dem Waiblingen'schen Adel, aus dem dumpfen, chronischen Leiden eines gewaltsamen Friedenszustandes durch das Schicksal der Liebe Buondelmonte's, eines seiner edelsten Jünglinge, in die weltgeschichtlichen Conflicte hineingestürzt wird, um in sich das ganze mittelalterliche Leben, wie einst Athen die alte Welt, zur Verklärung zu bringen und abzuschließen.

In Wendelin und Helene treten die weltgeschichtlichen Gegensätze in die neuere Zeit. Dieses Trauerspiel ist schon vor vielen Jahren geschrieben worden. Es war mein erster Versuch. Es ist hier überarbeitet und muß milder Beurtheilung empfohlen werden.

Wenn die Zeit kommen wird, wo der Dichter den

Proceß der Weltgeſchichte als Referent von der Bühne herunter dem Publikum vortragen darf, ohne von den Parteien ſelbſt verdächtigt werden zu können, dann wird auf den Thronen, wie in den Häuſern der Bürger ein geſundes Gewiſſen herrſchen.

Glücklich iſt der Dichter, der dann leben und wirken wird, ihm reiche ich über dieſe Tage hinüber die grüßende Hand.

Kaiſer Otto III.

(Zum erſten Male aufgeführt auf dem Hoftheater zu Dresden am 30. September 1839.)

Personen.

Otto der Dritte, römischer Kaiser.
Heinrich, Herzog von Baiern.
Eckart, Markgraf von Meißen.
Bernhard, Kanzler.
Adelbert, Edelknabe.
Crescentius, römischer Consul.
Stephanie, seine Gemahlin.
Afra, ihre Dienerin.
Taraglia, Crescentius' Bruder.
Torello, Spadone, } römische Edle.
Erster, Zweiter, Dritter, Vierter, Fünfter } römischer Bürger.
Ein römischer Bewaffneter.
Ein deutscher Krieger.
Römer und Deutsche. Leichenträger. Volk.

Personen des Fastnachtsspieles im vierten Acte:

Ein Pilger (Otto der Dritte).
Eine gleiche Maske (Bernhard).
Proserpina (Stephanie).
Erster, Zweiter, Dritter, Vierter, Fünfter, Sechster } Pierrot.
Viele andere Masken aller Art.

Prolog

gesprochen bei Eröffnung des

Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg,

am 29. September 1844.

Schon kürzt die Sonne immer mehr die Bahn
Von Ost zu West, als hätte sie genug,
Zu viel der Leiden auf der Welt geschaut
Und sehne sich nach ihren Meereswogen,
Die ihr, wie Kinder, wild entgegenspringen,
Als bäten sie die Alleswissende
Um bunte Reisemärchen ihrer Fahrt
Und um uralte Sagen und Geschichten.
Da wird die Nacht hier oben immer länger,
Und preisgegeben, wie das Thier des Waldes,
Wär' jetzt der Mensch der wüsten Einsamkeit,
Stieg' nicht herab zu jedem edlen Volke,
Von dessen Stirn' hellen'sche Bildung leuchtet,
Der wenig junge Gott der Poesie.
Er schwingt den Zauberstab, es thut sich auf
Das Wunderreich der Farben und der Töne,
Und in den kleinen Umfang dieser Bühne
Drängt wieder sich der Geist der Weltgeschichte
In seinen höchsten Offenbarungen;

Denn in der Kunſt, im allerfrei'ſten Daſein,
Verklärt die Vorzeit ſich mit ihren Helden,
Daß wir im innerſten Gemüth zugleich
Mit ihnen leben, wie mit Zeitgenoſſen,
Und größer werden in der großen That,
Die wir begreifen und vollbringen lernen.
So mag ſich hier die Gegenwart erkennen
Im Zauberſpiegel der Vergangenheit! —
Doch nicht im Ernſt allein belehrt die Kunſt
Der vielgeſtalt'gen, bunten Bühnenwelt;
Auch in dem Scherz befreit ſie unſ're Seelen
Vom Dienſt des Schlechten und des Nichtigen,
Indem ſie uns die eig'ne Thorheit zeigt
Und ſie erſtickt in ſchallendem Gelächter.
So ſtrenge iſt das Amt der Bühnenkunſt,
Schwer der Beruf des wahren, echten Künſtlers,
Und was im Glanz des Lebens hier erfreut,
Iſt von dem Dichter und von ſeinen Mimen
Oft mit dem beſten Herzensblut erkämpft.
So tritt in dieſen Kreis die Kunſt herein,
Von Neuem Euch mit ihrem Spiel zu feſſeln,
Die deutſche Kunſt in dieſe freie Stätte,
Die ihr an Eurem Herde iſt vergönnt.
Heil Dir, Du nordſeefreud'ge Oldenburg!
Weil Du gewagt, Dich prieſterlich zu kränzen,
Wirſt Du auch Prieſterin des Schönen ſein!
Deutſchland wird ehrend deinen Namen feiern,
Gelingt es uns, dem Geiſte zu vertrauen,
Der alles Hohe ernſt vollbringen lernt,
Gelingt es nur, die Liebe zu bewahren,
In der die Kunſt allein gedeihen kann,
Und wagt Ihr es, die Kräfte, welche ſtreben,
Mit frohem Sinne zu dem Ziel zu drängen,
Und wo ſie irren, mild und ſtreng zu warnen.
Nur ſchweigen iſt der allerherbſte Tadel!

(Entfernte Muſik eines Marſches hinter der Scene.)

Horch! Kriegeriſcher Marſch! Wir ſind in Rom,

Im kaiſerlichen, doch empörten Rom!
Schon zieht heran der junge, röm'ſche Kaiſer,
Otto der Dritte, aus dem Stamm der Sachſen!
Was hofft die Welt von ihm, er ſelbſt von ſich!
Gebildet und gelehrt und jung dazu,
Wähnt er wohl ſeinen Namen aufzuprägen
Voll Kraft dem neuen chriſtlichen Jahrtauſend.
Romantiſch wie er iſt, wird er begreifen,
Daß man nicht zweifeln und nicht grübeln darf,
Tritt in die Thür der Genius der Zeit,
Daß dieſer Recht hat, Recht hat auf Geſtaltung,
Und daß, verläugnet, er gefährlich wird.
Wird er verſtehen, was dem Herrſcher ziemt:
Daß er ſich ſelbſt beherrſche, um zu herrſchen?

(Muſik mehr in der Nähe.)

Die Fahnen wehen und die Hörner klingen,
Er naht gewaltig, Antwort uns zu bringen.

(Während der Vorhang fällt, führt das Orcheſter die Muſik fort.)

Erſter Act.

Ein Zimmer im Palaſte des Creſcentius.

Erſter Auftritt.

Creſcentius. Taraglia (eintretend).

Taraglia.

Creſcentius!

Creſcentius.

Du kommſt in ſpäter Nacht,
Die einſam ich mit mir vollbringen wollte.

Taraglia.

Das erſte chriſtliche Jahrtauſend rollt
Mit dieſer Stunde in die Ewigkeit;
Die Spanne Zeit verleb' ich noch mit dir.

Creſcentius.

Es ſteht im Norden ein Komet am Himmel,
Gleich einem Drachen feurig brennt ſein Haupt
Und drohet Unheil unerhörter Art!

Taraglia.

An dieſe Nacht knüpft ſich die Prophezeihung
Vom jüngſten Tag und allen Schreckniſſen,
Die nur der Wahnwitz eines fieberkranken,
Entzündeten Gehirns erſinnen kann;
Doch dieſe Raſerei hat angeſteckt
Das menſchliche Geſchlecht. Die Häuſer Rom's
Hat dieſer Wahn geleert und auf die Straße

Die Weiber und die Kinder ausgesät
Mit Männern und mit Memmen durcheinander,
Und alles schreit und heult: „Der jüngste Tag!“

Crescentius.

Und die Besatzung auf den Mauern?

Caraglia.

Halt!
Der jüngste Tag hebt alle Ordnung auf.

Crescentius.

Die Hauptleut', die Verräther, laß' ich hängen;
Otto der Dritte mit dem deutschen Heer
Belagert Rom, und seine Räderthürme
Sind bis an uns're Mauern vorgeschoben!
Ruf' zu den Waffen! Laß' die Trommel rühren!

Caraglia.

Bußpsalmen singt der Kaiser mit dem Heer;
So steht die Narrheit überall in Blüthe,
Doch macht sie reif die Feigheit und den Frieden!
Ohnmächtig sah man auch dein Regiment
Vor dem Gefühl der allgemeinen Angst,
Ohnmächtig wird es sein auch vor dem Wunsch
Nach Ruhe und Versöhnung mit dem Kaiser —
Und vor der Hungersnoth, die uns bedrängt;
Denn Hunger bändigt Mensch und Thier zugleich.

Crescentius.

So wehr' ich mich allein in diesem Schloß,
Das ich zur letzten Zuflucht mir erbaut
Mit seinen Mauern, seinen festen Thürmen;
Ich trotze hier mit meinen eig'nen Leuten
Auf freies Leben oder freien Tod.

Caraglia.

Schaff' kaltes Blut dir an! Es kann dich retten.
Schnell sende deinen Herold in das Lager,
Verkündige dem Kaiser dein Begehren,
Mit ihm zu solcher Zeit dich zu versöhnen;

Benutz' den Aberglauben jetzt zum Heil!
Du willigst ein? Du mußt!

Crescentius.

Nie, nimmermehr!

Taraglia.

Am Thor empfängst du deinen alten Freund,
Den Kaiser, mit der herzlichsten Umarmung;
Die Weiber streuen Blumen, und zur Nacht
Erhellen alle Fenster sich mit Lampen,
Te deum singt die ganze Klerisei. —

Crescentius.

Abscheulicher! Verrathen soll ich Rom?
Mich selbst dazu?

Taraglia.

Du aber brauchst den Frieden.

Crescentius.

Dem Kaiser darf ich vor das Angesicht
Nie wieder treten; denn es ist unmöglich.
Ich hatte auf das Crucifix geschworen
Ihm ew'ge Treue, und vertrauungsvoll
Hat er mich über Rom gesetzt; doch du, Verruchter,
Hast mich beschwatzt mit jedem argen Wort,
Bis ich in neuer Meuterei gebrochen
Mein Wort und meinen Eid.

Taraglia.

Doch ist der Kaiser
Nur vor der Stadt, nicht in der Stadt gefährlich; —
Denn in den Straßen sind wir seiner mächtig.
Ist er erst eingezogen mit dem Heer,
Dann will so lang' ich böse Händel machen
Und Zwietracht aller Art, den alten Haß
Aufreizen, bis in neuem Aufruhr
Das Volk durch die Quartiere rasen soll;
Und so vernichten wir das deutsche Heer,
Und so zerschmettern wir den deutschen Kaiser,
So greifst du wieder zu dem Regiment.

Creſcentius.

So überſättigt haſt du mich mit Bosheit,
Daß es mir graut vor dir und mir zugleich,
Des Lebens bin ich bis zum Tode ſatt.

Caraglia.

Ich laß' dich nicht, weil du die Volksgunſt haſt,
Die nöthig iſt zu unſ'rer röm'ſchen Sache,
Und ſo gebrauch' ich dich.

Creſcentius.

Aus meinen Augen!

Caraglia.

Muß ich dich noch erinnern an den Preis,
Um den ich dich gekauft? War nicht verlobt
Stephanie erſt an mich von ihrer Mutter?
Als du ſie ſahſt, — du warſt faſt ſchon ein Greis, —
Wer fing zu jammern an: „Ein armer Mann,
Dem nie die Liebe eine Roſe pflückte?"

Creſcentius.

Das bietet mir ein Bruder, großer Gott!

Caraglia.

Wer drückte damals zärtlich meine Hand
Und flüſterte: „Du wärſt mehr, als ein Menſch,
Ein Heiliger vom Himmel, wenn du noch
Zu meinen Gunſten ihr entſagen könnteſt?"
Ich liebte dieſes Weib, wie ich nur lieben kann,
Mehr doch die Sache Rom's: ich ſprach zu dir:
„Benutz' die Macht, die du vom Kaiſer haſt,
Und reiße Rom von ſeiner Herrſchaft los,
Stephaniens Hand ſei dein!" und ich hielt Wort.

Creſcentius.

Fluch deiner Hetzerei!

Caraglia.

Spar' deinen Odem!
Die Nacht ergraut ſchon vor dem nächſten Morgen.
Entſchließe dich! Verſöhn' dich mit dem Kaiſer
Ineinem Judaskuß!

Crescentius.

In dieser Stunde,
Mit welcher ein Jahrtausend von dem andern
Sich scheidet, trenn' ich mich von dir auf ewig.

Taraglia.

Crescentius!

Crescentius.

In's Zeitenchaos werf' ich
Die alte Sündenlast und dich zugleich!

Taraglia.

Du bist verrückt!

Crescentius.

Hinweg von mir, du Schlange!

Taraglia.

Weh' dir! du hast den letzten Tropfen Blut,
Der für dich sprach in mir, zu Eis gemacht;
Von nun bist du in meiner Seele todt,
Und über dich hinüber geht mein Weg. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Crescentius, bald darauf **Stephanie**.

Crescentius (allein).

Mir ist, als wenn sich von mir lösen wolle
Ein Stück vom Leben um das andere;
Das Gift der Politik hat meine Seele
Mit Fäulniß angesteckt, daß sie vor Schmerz,
Wie ein Pestkranker, um Genesung stöhnt.
Mir würde besser sein, könnt' ich von mir,
Gleich einem Kleide, die Erinn'rung werfen
Und allen Glanz der Herrschaft mit den Aengsten
Und bösen Ränken, die sie stets begleiten,
Und rein von Allem mit Stephanien dann
In eine Wüste flüchten; aber so

Beſitze ich das ſchönſte Weib der Erde,
Um nur zu wiſſen, was ich doch verloren.

(Stephanie kommt.)

Mein Kleinod und mein Herz!

Stephanie.

Ich flieh' zu dir,
Wie ein geängſtigt' Kind zu ſeinem Vater.
O, dieſe böſe Nacht!

Creſcentius.

Was ängſtigt dich?

Stephanie.

Verſöhn' dich mit dem Kaiſer; denn du darfſt
In Feindſchaft nicht zur neuen Zeit hinüber.
Bedenke, wenn es wahr wär', daß mit ihr
Begänne das Gericht?

Creſcentius.

Bei Gott viel eher,
Als bei dem Kaiſer, kann ich Gnade finden;
Ob ſchlimm, ob nicht, die habe ich verwirkt!

Stephanie.

Nichts iſt unmöglich, was ein Menſchenherz
Gewähren kann. Um einer Ahnung willen
Um eines Traumes, meiner Schwachheit willen,
Biet' deine Hand dem Kaiſer an zum Frieden!

Creſcentius.

So hat ein Traum dir deinen Schlaf geſtört?

Stephanie.

Ein Traum nur, doch ſo qualvoll, daß noch jetzt
Das Herz mir pocht. Mir war's, als ſtänd' ich
Als Judith vor dem Kaiſer, welcher ſchlief,
Gehüllt in Purpurdecken. Das Gemach
War hell erleuchtet. In der einen Hand
Das mörderiſche Schwert, zog mit der and'ren
Ich ihm die Decke von dem Angeſicht;

Doch, wie den Streich ich jählings führen wollte,
War umgewandelt ſein Geſicht in deines;
So ſchrecklich war das Truggeſicht des Traumes
Daß ich es nimmermehr vergeſſen werde;
Creſcentius, laß' mich an deiner Bruſt
Die Faſſung wieder finden und dich ſelbſt
Mit Bitten und mit Thränenfluth erweichen.

(Geſang aus der Ferne.)

Dies irae, dies illa,
saecla solvet in favilla,
teste David cum Sybilla.

Creſcentius.

Die Prieſter ſingen Pſalmen durch die Stadt,
Den Zorn des Himmels von uns abzuwenden.
So ſcheidet dieſer wunderbare Zeitraum,
Der anhob mit dem Heiland in der Krippe,
Und mit Auguſtus auf dem Kaiſerthrone,
Und dann geweiht mit heil'gem Martyrblut!
Ein Meer von Völkern rollte durch die Welt.
Aus tauſend Wunden blutend, ſtürzt es ſich
Mit dieſen Schmerzenstönen in den Abgrund.

(Geſang aus der Ferne.)

Ich mag dem armen Volk es nicht verargen,
Daß es der Zukunft jetzt entgegenſchauert,
Ich ſelber fühle eine ſchwere Hand
Auf meiner Bruſt, die mir den Odem hemmt.
Hinaus muß ich; denn fehlen darf ich nicht
Den bangen Menſchen in der großen Stunde.
Stephanie, kehr' zurück in dein Gemach
Und bete auch für mich; es thut mir Noth.

Stephanie.

Du gehſt von mir?

Creſcentius.

Stephanie, gute Nacht!

Stephanie.

Creſcentius!

Crescentius.

Mach' mich nicht weich, obschon
Mir ist, als riß' uns eine Ewigkeit
Jetzt von einander. Doch auf Wiedersehen! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Platz bei dem flaminischen Thore.

(Fernes Gewitter.)

Erster, zweiter, dritter und **vierter römischer Bürger.** Später ein **Bewaffneter. Volk.**

Erster Bürger.

Horch! es fährt unten in der Erde hin; jetzt geht sie auseinander.

Bürger.

Der jüngste Tag! Wehe!

Zweiter Bürger.

Wie mit Lastwägen über Steinpflaster, rollt es unten tausend Klafter tief hinüber.

Bürger.

Gott erbarme sich über uns!

Andere Bürger.

Und unsre Sünden! (Es blitzt.)

Dritter Bürger.

Ha! das war eine Gluth! Zeichen am Himmel und auf Erden.

Erster Bürger.

Hört Ihr die Posaunen? Das Weltgericht!

Vierter Bürger.

Das ist nicht vom Himmel! Es kommt von draußen vor dem Thore her.

Volk.

Der römische Kaiser!

Vierter Bürger.

Der römiſche Kaiſer! der Kaiſer vor der Stadt! Wer ſind wir? Sind wir nicht Römer und er unſer Kaiſer, und er abgeſperrt von uns, der fromme, gute Kaiſer? Der junge, ſchöne Kaiſerſproß?

Zweiter Bürger.

Gott ſucht Euch heim mit flammenden Ruthen, Peſt, Hungersnoth und Erdbeben, des Aufruhrs wegen! Beſſert Euch! Thut Buße!

Ein Bewaffneter (kommt aus dem Hintergrunde vor).

Ein kaiſerlicher Herold vor dem Thore!

Erſter Bürger.

Wir wollen ihn hören! Wir müſſen ihn hören!

Volk.

Den Herold! den Herold! Laßt ihn herein!

Vierter Auftritt.

Creſcentius. Vorige. Später ein **Weib.**

Creſcentius.

Ihr Raſenden! Seid Ihr noch röm'ſche Männer?
Zieht Weiberröcke an und greift zur Spindel!
Doch Weiber würden ihre Ehre retten,
Ein Teufel hat zu Thieren Euch verhext,
Zu Roſſen Euch gemacht, die zügellos
Mit ihrem Wagen und dem Lenker ſich
Jäh in den Abgrund ſtürzen und zerſchmettern!

Erſter Bürger (ſtellt ein Weib vor Creſcentius hin).

Da Weib, ſprich für die Roſſe, rühr' die Zunge!

Das Weib.

Um Gottes Barmherzigkeit Willen, wenn ihr Menſchen ſeid, ſo gebt mir einen Biſſen Brod! Mein Kind! Mein armes Kind!

Creſcentius.

Wollt Ihr mein Herz, — Ihr hattet es ja längſt,
Wollt ihr mein Blut, mein Fleiſch, ſo nehmt es hin!
Wollt ihr mein Haupt, — ſeht dieſe grauen Haare,
Die alt geworden vor der Zeit um Euch —
Wollt ihr mein Leben — — (Trompetenſtöße.)

Volk.

Der Herold! Hört ihn! Hört!

Fünfter Auftritt.

Ein Herold. Vorige.

Herold.

Der römiſche, gekrönte Kaiſer Otto
Bietet dem röm'ſchen, dem verführten Volke
Zu dieſer Stunde allgemeinen Frieden
Und Gnade Allem, was hier Odem hat,
Wenn noch die Sonne, deren Ankunft ſchon
Den Oſten färbt, mit ihren erſten Strahlen
Den Kaiſer auf dem Capitol beſcheint
Mit neuem Frieden in der neuen Zeit.

Creſcentius.

Verderben über dich! Sag' ihm —

Einige Bürger.

Dem Kaiſer Heil!

Volk.

Brod und Frieden!

Creſcentius.

Stürzt in den Staub, Ihr Knechte des Barbaren,
Verkauft ihm Weib und Kind und Euren Namen!

Erſter Bürger.

Reißt die Thore auf!

(Das Volk öffnet mit Jubelgeſchrei das Thor.)

Creſcentius.

Ich war ein Freund des Volkes, dies mein Schickſal!
Ertränk' ich, Morgenſonne, in dem Meer,
Eh' du die Schande dieſer Nacht erblickſt!
Birſt aus einander Rom, du Grab der Freiheit!
Laß' mich hinunterſteigen zu den Todten! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Zum Thore herein zieht das **Heer der Deutſchen** mit Fahnen und Muſik. **Kaiſer Otto, Bernhard, Heinrich von Baiern** und **Eckart von Meißen** erſcheinen, ſpäter ihnen entgegen **Taraglia, Torello** und **Spadone**.

Otto (vortretend).

Ich und die Morgenſonne begrüßen
Dich, den uralten Horſt der Cäſaren,
Ewige Roma, Achſe der Welt!
Rings um mich her die Völker der Erde,
Trag' ich als Atlas das neue Jahrtauſend
Aus der Mitternacht roher Gewalten
An das himmliſche Licht empor!

Taraglia
(mit Torello, Spadone und anderen römiſchen Rittern vortretend).

Dem kaiſerlichen Gnadenwort vertrauend,
Knie't Rom zu Euren Füßen mit dem Ruf:
Hoch lebe Kaiſer Otto, unſer Herr! (Trompetenfanfare.)

Zweiter Act.

Zimmer im Palaſte des Creſcentius.

Erſter Auftritt.

Afra. Stephanie.

Afra.

Was hab' ich nicht gehört, dazu geſeh'n?
So viele und ſo ſtarke deutſche Ritter
In einem Zug je fünf zu fünf auf Roſſen
In Einem fort, endlos zum Thor herein!
Die gelben Fahnen und die hellen Helme,
Die Reiher- oder Pfauenfedern d'rüber,
Die bunten Schilder, and're Gold und Silber,
Die Rüſtungen von tauſendfacher Art
Und prachtvoll doch zugleich, die langen Schwerter,
Die mörderiſchen, über Alles hin
Die Morgenſonne mit der hellen Gluth!
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern —
Und ich bin blind und taub! Es ſchwindelt mir!

Stephanie.

Zertreten liegen wir zu ihren Füßen.

Afra.

Voran die Fahnenträger, gleich darnach
Die beiden Seckelmeiſter, die das Geld,
Wie buntes Laub, auswarfen unter's Volk;
Sä'leute waren ſie, und unſ're Schande

Wuchs unter ihren Händen; und ich ſah
Zu Tauſenden das Volk ſich niederbücken,
Sich drängen und ſich drücken! Röm'ſche Leute!
Es bliesen die Trompeter noch dazu,
Daß ihre Backen zu zerſpringen ſchienen;
Dann kamen Ritter, blonde, trotz'ge Männer,
Die Roſſe bebten unter ihren Knieen.
Da zog auch her — was habe ich geſehen! —
Der kaiſerliche Herr! O, dieſe Schönheit
Und kräft'ge Jugend! — Seine Blicke flogen,
Wie braune Adler, über Alle hin —! —
Wie er das Roß zwang, das ſich ſcheuen wollte,
Da ſchien die Stärke ſeiner Muskeln faſt
Die Panzerringe heftig zu zerſprengen.
Ein Jüngling in der erſten, ſchönſten Blüthe
Und röm'ſcher Kaiſer; der Glückſelige!

Stephanie.

Unſinnige; von unſ'rem Unglück ſprichſt du!

Afra.

Merkt auf, Rom wird ſein Grab; er hat etwas
In ſeinem Angeſicht, das jähen Tod,
Gewaltſam frühen Tod dem Mann bedeutet.
Und ſeine Herrſchaft wird zu Ende geh'n
Gar bald mit Schrecken, wie ſie angefangen.

Stephanie.

Sie haben ihren Conſul doch gefangen,
Dieſelben Römer, die er ſo geliebt,
Die auf das Zucken ſeiner Wimpern merkten,
Dieſelben Römer haben ihn verrathen
Und ausgeliefert an den Zorn des Kaiſers.

Afra.

Daß ich auf ewig doch verſtummen könnte!

Stephanie.

Unſelige, was willſt du mir verhehlen?
Du ſchweigſt! Sie wollen ihn ermorden! Weh' mir!

Errettet ihn; ſie ſchleppen ihn zum Tode!
Sie binden ihm die Hände und die Augen —

Afra.

Ihr kommt von Sinnen, edle Frau;

Stephanie.

Er war
So gut und freundlich gegen Jedermann
Und Tag und Nacht für Aller Wohl beſorgt!
Was hat der große Conſul Euch gethan,
Daß jetzt der Kaiſer Gnade üben muß,
Der Einzige, den er auf Gottes Erde
Beleidigt hat? Unendlich ſchmerzt es mich,
Obſchon ich weiß, daß er begnadigt wird;
Denn Kaiſer Otto hat bei ſeinem Einzug
Gleich einem Gott die Sonne ſeiner Gnade
Aufgehen laſſen über alle Römer.

Afra.

Doch wenn Ihr etwas thun könnt für den Conſul,
Verſchiebt es nicht.

Stephanie.

Dein Antlitz zeugt von Sorge,
Und deine Worte beben wie voll Angſt?!

Afra.

Ich möchte ſchweigen und ich darf doch nicht.
Das Volk hat auf dem Capitol errichtet
Ein Blutgerüſt, behängt mit rothem Tuch;
Es ſteht ein Block darauf mit einem Beil.

Stephanie

(ſinkt mit einem Schrei auf die Kniee, das Geſicht mit den Händen bedeckt).

Zweiter Auftritt.

Teraglia. Stephanie.

Teraglia (zu Afra).

Du haſt geplaudert, Thörin! Jetzt hinweg! (Afra ab.)

(Zu Stephanie.)

Stephanie! Hört, Stephanie! Welches Beiſpiel
Gebt Ihr den jungen Frauen alter Männer!
Erlebt' ich's nicht, ich hätt' es nie geglaubt,
Daß bei ungleichem Alter ſolche Liebe
Gedeihen könnte. Du biſt ſehr getreu,
Stephanie!

Stephanie.

Grauſam iſt das Schickſal —

Taraglia.

Hört mich,
Gefällt es Euch!

Stephanie.

So grauſam, daß es noch
Zum Hohne dich mir ſchickt!

Taraglia.

Steht auf und hört!
Iſt Wahrheit Euer Schmerz, ſo zeigt es jetzt!
Vielleicht könnt Ihr noch retten den Bedrohten.

Stephanie.

Taraglia! Dein Geſicht iſt noch, wie ſonſt,
Aus Marmorſtein gemeißelt —

Taraglia.

Und es hat
Euch nie gefallen; doch ich liebte Euch! —
Mit Füßen habt Ihr einſt nach mir geſtoßen!
Doch liebt' ich Euch; — Ihr ſchlugt mir in's Geſicht;
Doch lieben Menſch und Hund die ſtrenge Hand,
Die ſie mißhandelt, und ſo liebt' ich Euch
Nur um ſo mehr; um glücklich Euch zu ſehen,
Schenkt' ich mein Recht auf Euch an meinen Bruder;
Uneigennützig bin ich in der Liebe.

Stephanie.

Wie höllentief iſt deiner Seele Abgrund!

Taraglia.

Wie's Euch beliebt. —

Stephanie.

Wenn Ihr barmherzig ſeid,
So ſprecht, wie iſt Creſcentius zu retten?

Taraglia.

Wie liebet Ihr den Conſul?

Stephanie.

So, wie einſt
Ich meinen Vater, meine Mutter liebte,
So ganz mit gleichem Herzen.

Taraglia.

Nun wohlan!
So laßt Euch führen auf das Capitol;
Zu Füßen fallt dem Kaiſer und erbittet
Das Leben und die Freiheit Eures Mannes.
Jung, wie der Kaiſer iſt, wag' ich zu glauben —
Soll meine Menſchenkenntniß mich nicht trügen —
Daß er der Schönheit nichts verſagen wird.
Wenn Euch das Herzeleid zu ſehr nicht hindert,
So kleidet ſorgſam Euch in dunkle Farbe —
Unwiderſtehlich iſt betrübte Schönheit —
Löst auf die langen Flechten Eurer Haare
Und laßt ſie ringeln über Euren Nacken,
Wie ſchwarze Schlangen über weißen Schnee;
Denn das Nachläſſige gefällt gar ſehr
An jungen Frauen bei Gemüthsbewegung.

Stephanie.

Hör' auf zu höhnen; denn ich folge ſchon. (Ab.)

Taraglia (allein).

Ich haß' die Weiber, doch bedarf man ſie,
Wie die Figur der Königin beim Schach.
Ich danke ihr, daß ſie mir einſt die Liebe
Hat abgewöhnt; doch da einmal der Menſch

Im Leben einer Leidenſchaft bedarf,
Schmackhaft zu machen dieſe ſchaale Speiſe,
So ſpiel' Comödie ich auf dem Theater
Der Weltgeſchichte.
Das Schickſal hält empor die ehr'ne Wage
Und wirft der Kaiſer tollkühn in die Schaale
Die deutſche Fauſtkraft und die rohe Treu'
Und all' das friſche Jugendblut des Nordens,
So leg' ich in die and're Schaale Rom,
Italien zugleich und den Verſtand,
Der hell ſich umſieht, wie ein Schlangenauge,
Nach der Achillesferſe. Laßt denn ſeh'n,
Wohin die Zunge an der Wage ſchlägt?
Es iſt ein guter, frommer Rath, das Weib
Des armen Conſuls für ihn bitten heißen; —
Sie iſt ſo ſchön, wie nie ein Weib ich ſah, —
Der Kaiſer iſt ein Menſch, ihn rührt die Schönheit. —
Ob ſo? Ob anders? Alles iſt mir recht,
Zu meinem Ziele fördert Gut und Schlecht. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Saal im Palaſte des Capitols.

(In einem Halbkreiſe ſitzen deutſche und römiſche Herrn und Ritter, der Kaiſer auf erhöhtem Sitze in der Mitte.)

Kaiſer Otto. Bernhard. Eckart. Heinrich von Baiern. Torello. Spadone und Andere.

Otto.

Um Euretwillen habe ich verlaſſen
Die Heimath und das grüne Sachſenland,
Wo dunkle Tannen auf den Bergen rauſchen
Und unter ihnen Ströme in das Thal,
Und wo das Silber aus dem Moos hervor
Gediegen wächst und glänzt im Licht des Tages.
Um Euretwillen hab' ich mich geſchieden
Vom mächtigſten der Völker dieſer Erde,

Von meinen Brüdern, deren Haupt die Sonne
Mit ihrem Gold geziert, in deren Auge
Der blaue Himmel ſeinen Schein gegoſſen,
Die ihre Fahne trugen von der Nordſee
Bis zu dem Mittelmeer nach Spanien
Und bis dorthin, wo glühend auf den Scheitel
Senkrecht die afrikan'ſche Sonne ſtrahlt.

Corello.

Des röm'ſchen Kaiſers Heimath nennt ſich Rom,
An dieſem Namen hängt die Weltgeſchichte.

Otto.

Den dumpfen Wiederhall der alten Zeit,
In Blut und Leben wollt' ich ihn verwandeln
Und Rom zu ſolcher Herrlichkeit erheben,
Wie Cäſar und Auguſtus nicht geſehen. —
Für einen Träumer hab' ich Euch gegolten!
Wohlan! So träumt die ſchwüle Wetterwolke,
Eh' ſie mit Gluth und Fluth herunterſtürzt;
So vor dem Sturm das Meer, eh' es voll Grimm
Schlägt donnernd in des Himmels Angeſicht,
So das Gefild, wenn tief in ſeinem Schoos
Erdbeben krampfhaft durch einander kochen,
Nehmt vor dem Träumer Euch in Acht! hier iſt er!

Spadone.

Zürnt nicht dem Volk; es war von ihm verführt,
In deſſen Hand gelegt war die Gewalt,
Es bringt zum Opfer ſeinen Conſul dar.

Corello.

Doch mit dem Frieden allgemeine Gnade
Ward zugeſagt!

Otto.

So iſt es.

Eckart.

Gnade wohl,
Doch dem verführten Volk, nicht dem Verführer!

Otto.

Was drängt Ihr heute mich zum Blutvergießen?
Es iſt kein Tag dazu. Die ganze Chriſtenheit
Erhebt ſich im Gebet zu ihrem Gott;
Der Engel des Gerichts ging uns vorüber.
Ich fühle auch etwas in meiner Seele,
Als ſtänd' der Herr des ſchönen Sternenzeichens,
Das mir aufſtieg zur Stunde der Geburt,
Domo cadente, und ein and'rer Stern
Durchſchneide ſeine Bahn, die Linien
Des Lebens und die Sinne mir verwirrend.
Abwehren muß ich dieſen böſen Einfluß.

Eckart.

Belohnt ſei ſo der Aufruhr, doch die Treue
Des deutſchen Volks getreten in den Staub!

Otto.

Geziemend rede Jeder, was ſich ziemt;
Denn wo die Leidenſchaft den Sinn berückt,
Da werden übermächtig böſe Geiſter!

Bernhard.

So ſprech' ich ruhig, wie zum Tod gefaßt:
Vorgreifen darf die Gnade nicht dem Recht,
Will ſie nicht ſelbſt zu neuem Frevel reizen!
Erſt ſpreche eiſerne Gerechtigkeit,
Dann aber mag des Kaiſers Gnade walten,
Denn an der Grenze zwiſchen Tod und Leben
Gleich einem Engel Gottes ſoll ſie ſteh'n.

Otto.

Nehmt hin das Recht zum Richten, ich zur Gnade!

Heinrich.

Mein kaiſerlicher Herr, ich bitte Euch,
Stellt nicht den Spruch der Gnade auf die Spitze
Des grauenvollen Augenblicks des Todes
Und auf die Schärfe eines Schwertes nicht,
Denn grauſam tückiſch waltet oft der Zufall.

Otto.

Sein Schickſal ruht in meiner Hand beſchloſſen.

(Creſcentius wird herein gebracht.)

Vierter Auftritt.

Creſcentius. Vorige.

Bernhard.

Wer biſt du, Mann?

Creſcentius.

Mein Name ſteht gegraben
Auf Eurer Stirn!

Bernhard.

Wer hat dich angeklagt?

Creſcentius.

Mein Unglück! Wenn Ihr wollt, auch meine That,
Die ich heimſtell' der Gnade meines Kaiſers.

Bernhard.

Bekennſt du, daß mit unerhörtem Meineid
Des Kaiſers Hoheit du verrathen haſt
In doppelter Empörung gegen ihn?

Creſcentius.

Verläugnen mocht' ich nie, was ich gewagt!

Bernhard.

Iſt todesſchuldig der verklagte Conſul
Creſcentius?

Verſammlung.

Des Todes ſchuldig! ſchuldig!

Otto.

So iſt ein Werk vollbracht und bald geſühnt.
Doch wenn ich dich jetzt vor mir ſtehen ſehe
So gar gering, ſo elend, daß der Aermſte,
Der Unglückſeligſte in meinem Reiche

Nicht mit dir tauſchen möchte ſeinen Namen,
So überſchleicht Melancholie mein Herz;
In dir fühl' ich den Jammer einer Welt.

Creſcentius.

Mein kaiſerlicher Herr, quält mich nicht länger,
Ich kenne Euer hochgeſinntes Herz;
Ihr habt verſprochen allgemeine Gnade,
Ihr ſeid zu groß, als daß Ihr länger zögert,
Mich im Beſondern ihrer zu verſichern,
Obſchon es ſonſt kaum weiter nöthig iſt.

Otto.

Creſcentius, du haſt zu hart gefrevelt.

Creſcentius.

Und um ſo ſchwerer wiegt jetzt Eure Huld!

Otto.

Mein Wort der Gnade galt dem armen Volk.

Creſcentius.

Weh' über mich! Als mich das Volk umringte,
Ergab ich mich der Gnade, nicht dem Rechte;
Nicht hätteſt du lebendig mich geſehen!

Otto.

Einſt hob ich dich aus Schmach und Tod empor,
Bekleidete mit Purpur deine Blöße,
Ich ſetzte dich zu meiner rechten Hand,
Zu meinem Ebenbilde hier in Rom; —
Du wollteſt mich, und hatteſt dich verrathen!

Creſcentius.

Nicht weiter! denn ich fühle was in mir
Von Todesſchauer. Viele unter Euch
Sind Zeugen, daß ich nie den Tod geſcheut;
Auch jetzt nicht, aber dennoch zuckt die Seele
Und banget in dem Netze ihrer Nerven.
Ein Sterbender kann prophezeien! Hört mich!
Mein Spruch iſt wohlfeil, hör' mich, Kaiſer Otto!

Der Italiener wird zum Deutſchen nie;
Die Freiheit unſ'rer Städte wächſt empor,
Mit Bürgerblut begoſſen, von der Hölle
Erkaufet mit Verdammniß.

Eckart.

Schweig', Verräther!

Otto.

Laßt einen Prieſter kommen, daß er beichte.

Creſcentius.

Nun hab' ich abgeſchloſſen mit dem Leben.

Otto.

Dann aber führt zum Tode ihn hinab.

Creſcentius.

So ſtrafe einen Meineid denn mit Meineid
Und drücke einen Stachel in dein Herz!
Du mordeſt mich, ſo ſieh' mir in die Augen,
Ihr Blick ſoll dich wie ein Geſpenſt verfolgen,
Bis du, wie ich, verderben mußt durch Schuld.

Otto.

Dein Blut komm' über mich! Führt ihn hinab!

(Creſcentius wird abgeführt.)

Er ahnet nicht, daß hinter ihm die Gnade
Mit ſanftem Schritte folgt, ihn zu erlöſen;
Denn einſt hab' dieſen Mann ich ſehr geliebt!

Fünfter Auftritt.

Stephanie, verſchleiert, geführt von **Taraglia**. **Vorige.**

Taraglia (zu Stephanie).

Werft Euch auf Eure Kniee und erfleht
Von kaiſerlicher Majeſtät die Gnade! (Er zieht ſich zurück.)

Stephanie.

Zu Euren Füßen liege ich im Staube,
Und ſchüchtern flehend hebe ich mein Auge

Zu Euch empor, und meine Seele zittert
In Angſt und Qual vor Eurer Herrlichkeit;
Doch gnädig leuchtet Euer Angeſicht,
In Eurem milden Auge ruht der Himmel,
Des Mitleid's guter Engel blickt daraus.
Wie das Erbarmen Gott zum Menſchen macht,
So Euch Gott gleich das einz'ge Wort der Gnade,
Das einem Sterbenden das Leben ſchenkt,
Um das ich bettle in der Todesnoth.

Otto.

Erhebe dich. Mich rühret deine Stimme
So wunderſam, daß ſie mir wiederklingt
Im Innerſten der Seele, und mir iſt,
Als flöß', wie Oel, ein weicher Traum um mich.
Wer gab dir dieſe Stimme? Sie berückt!
Sprich noch einmal! Nein! Schweige lieber ſtill!
Wer iſt der Freund, der dich hierher geſendet?
Du biſt gefährlich, Weib! Erſchrick nicht, Holde!
Verſchlei're länger nicht dein Angeſicht!

(Stephanie ſchlägt den Schleier zurück.)

Hinweg! Hinweg!

Stephanie.

Ich Unglückſelige!

(Sie ſinkt am Throne nieder auf die Kniee, flehend die Hände emporſtreckend.)

Otto.

Wer biſt du? Nein! Die Antwort will ich nicht,
Geheimnißvolles Wunder, ſüßes Räthſel!

(Leiſe zu ihr.)

Gewiß, ich hab' dich irgendwo geſehen, —
Nein! Nein! Ich habe dich geträumt, geahnet.
Es log das treue Herz im Buſen nicht, —
Zu ſeinem Willen hab' ich die Gewalt; —
Du biſt mein Traum und meine Wirklichkeit!

Stephanie.

Wo bin ich? Wie geſchieht mir?

Otto.

Kennſt du mich?

Bernhard.

Mein hoher Herr!

Eckart.

Wir ſind in Rom, mein Kaiſer.

Heinrich.

Nicht länger zögert! Sprecht das Wort der Gnade;
Denn vor Entſetzen ſchaudern die Minuten!

Bernhard.

Er hört uns nicht! Ein wunderbarer Unfall!
Todtbleich wird ſein Geſicht, und ſeine Hand
Greift krampfhaft in die Bruſt! Mein Herr und Kaiſer!

Otto.

Wer biſt du? Sprich! Wie nennt man dich? Doch nein!
Nein! Nein! Ich will nicht wiſſen, wer du biſt!
Du biſt mein Glück, Fortuna ſollſt du heißen.
Fortuna nenn' ich dich; und neben dir
Iſt alles And're auf der Erde todt!

(Ein Trommelwirbel von Außen.)

Stimmen von Außen.

Betet für die arme Seele! betet!

Otto (aufſchreiend).

Creſcentius!

Stephanie

(ſingt ohnmächtig nieder, Otto's Füße umſchlingend, der ſich das Geſicht verhüllt).

Bernhard.

Er iſt gerichtet.

Alle (außer Otto und Stephanie).

Amen!

Dritter Act.

Im kaiſerlichen Palaſt auf dem Aventin.

Erſter Auftritt.

Otto. Heinrich. Eckart.

Heinrich.

Am Fuß des Aventin's ſteh'n aufgerückt
Die deutſchen Reiſigen und die Schlachthaufen
Der Hellebarden mit den Bogenſchützen.

Eckart.

Wir harren Eures Wink's; doch wollt Ihr hören
Jubelgeſchrei, das an den Himmel ſchlägt,
So ſprecht zu uns: wir ziehen heim, Ihr Leute!

Heinrich.

Die deutſchen Männer fühlen ſich nicht wohl
In dieſem fremden Land; ſie quält das Heimweh
Zu unſ'ren Bergen und den friſchen Auen.

Eckart.

Und ſelbſt die Hunde machen laut' Gebell
Vor großer Luſt, wenn tiefer Schnee das Land
Weithin bedeckt, daß alle Aeſte krachen,
Und dann der harte Wind mit Schneegeſtöber
Die Raben und die Rehe jagt in's Dorf.

Otto.

Doch hier iſt Rom! Ergreift nicht Eure Seele
Ein unnennbarer, ewiger Gedanke

Im Mittelpunkte einer Weltgeſchichte?
Ihr aber ſehnt Euch, wie das Wild, zurück
In Eure Wälder! Ihr verſteht mich nicht.
So ſtehe ich allein in einer Zeit,
Die dumpf ſich ausgährt im Barbarenſinn.

Heinrich.

Verkennt den Deutſchen nicht und ſeine Art!

Eckart.

So ſagt nur, wo Ihr meinen Arm gebraucht,
Hab' ich das Schlachtroß zwiſchen meinen Knieen
Und ſetz' mich an die Spitze meiner Reiter,
So fährt mir in die Fäuſte der Verſtand.

Heinrich.

Stützt feſt Euch auf das ſtarre, deutſche Volk,
Denn es iſt treu und gut, und wir gehorchen.

Otto.

Führt jetzt das Heer nach Tusculum hinüber,
Dort ſchlagt ein Lager auf; denn Rom iſt groß,
Und leicht verdirbt ein Heer ſich in der Stadt;
Schlagt dort das Lager auf! So iſt mein Wille.

Heinrich.

Vertraut Euch nicht dem Italiener an,
Voll Klippen, wie das Meer, iſt ſein Gemüth.

Otto.

Zwölf Boten aber reiten auf und zu,
Die unſere Verbindung unterhalten.

Eckart.

Mein Herr und Kaiſer, meine Zeit iſt um,
Auf die zur Heerfahrt ich verpflichtet war,
Für meine Leute ſpreche ich zugleich.

Otto.

Du, Eckart? Du? — Zieh' heim, ich brauch' dich nicht!

Eckart.

Das war die Meinung nicht. Ich lagere
Mich nicht nach Tuscuslum, doch vor die Thüre
Und auf die Schwelle Eures Schloſſes hier;
Ich will Euch doch bewachen und den Römern
Die Zähne zeigen und im Aug' das Weiße.

Otto.

Wir ſcheiden, Eckart, nie mehr von einander.

Heinrich.

Und ich, mein Kaiſer?

Otto.

Dir vertraue ich
Das Wohl des ganzen Heeres und des Reiches.

Heinrich.

So ziehe ich hinüber mit den Deinen;
Doch, wie ein Falk, will ich herunterſpähen,
Um auf den erſten Wink herabzuſtoßen.

(Heinrich und Eckart ab.)

Zweiter Auftritt.

Otto. Ein Edelknabe, ſpäter Taraglia.

Edelknabe.

Ein röm'ſcher Ritter bittet um Gehör.

Otto.

Das ſei gewährt. (Edelknabe ab, Taraglia kömmt.

Taraglia.

Erlauchte Majeſtät!
Mich drängt der Pflichten heiligſte zu Euch;
Denn welche Pflicht geht über Bruderpflicht?
Verbrechen nicht und Tod nicht kann ſie löſen.

Otto.

Ihr ſeid der Bruder des verſtorbenen
Creſcentius?

Taraglia.

Und der in seinem Namen —
Geruhet Ihr daran Euch zu erinnern —
Im Thore Rom's Euch huldigend empfing.

Otto.

Ihr war't der Erste, der mich hier begrüßte;
In meiner Gnade seid Ihr nicht der Letzte.

Taraglia.

Laßt Eures Mantels Saum mich dankbar küssen.

Otto.

Ihr trauert und ich trauere mit Euch,
Daß durch Verschlingung von besonderen
Und eigenen Umständen Euren Bruder, —
Wiewohl er schwer sich gegen mich vergangen, —
Nicht meine Gnade noch erreichen konnte.

Taraglia.

Nehmt gnädig an, daß er die Schuld bezahl!
Mit seinem Blut.

Otto.

Ich habe ihm vergeben.

Taraglia.

Macht voll das Maß der Gnade und vergönnt ihm
Ein stilles, aber ehrliches Begräbniß;
Gönnt Frieden einem Todten, doch den Seinen,
Die edle Römer sind und Euch gehorsam,
Die dunkle Ehre, die wir davon haben,
Daß seine Leiche christlich wird bestattet.

Otto.

Thut ganz, wie Ihr begehrt; wir selber wollen
Für seine Seele Messen lesen lassen.

Taraglia.

Könnt' ich aus Dankbarkeit für ſolche Huld
Zu Euren Füßen ſterben, glücklich wollt' ich
Mit meinem letzten Odemzug mich preiſen. (Ab.)

Otto (allein).

Schwer, felſenſchwer drückt mich die Laſt des Herrſchers,
Die ſonſt ſo leicht auf meinen Schultern wog.
Die eigenen Gedanken ſteh'n empört
Auf gegen mich und ſtreiten wider mich;
Denn unverſchuldet bin ich ſchwer verſchuldet.
Was willſt du, Herz, mit deinen heft'gen Schlägen,
Als wollteſt du zerſprengen meine Bruſt?
Im trüben Feuer brennt mir das Gehirn,
In meinen Ohren tönet ihre Stimme,
In meine Seele brennt ihr tiefer Blick,
Vor meinen Augen ſteht ihr holdes Bild,
Mich aber ſelbſt kann ich nicht wiederfinden.
Er iſt gerichtet! Könnt' ich dieſes Wort,
Den böſen Wurm, aus meiner Seele werfen!
Nicht ſterben ſollt' er; doch, wenn er noch lebte,
So müßt' ich wieder ſeinen Tod begehren;
Und tödten muß ich ihn im Bilde noch,
Das zwiſchen ſie und mich ſich drängen will,
Und noch in ſeinem Schatten ihn vertilgen!
Daß er geweſen iſt, macht mich ſchon grimmig! —
Es giebt Magie, verfluchte Zauberkraft
In Steinen und in Kräutern, in Metallen,
In Schlangenaugen! Wehe über mich!
Und Liebe iſt Magie! Was iſt Vernunft,
Und was iſt Unſchuld? Gottes helle Gnade!
Die Peſt liegt in der Luft! In meinen Adern
Siedet mein Blut! Vergiftet iſt mein Herz!
Aufwachen in mir dunkle, wilde Geiſter
Zu gräßlicher Verwüſtung und Zerſtörung;
Hie jubeln alle laut in mir empor
Und ſchleppen mich gefangen weiter, weiter! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Ein kleines, düſteres Gemach auf dem Capitole.

(Die Leiche des Crescentius in einem offenen Sarge auf einer Bahre, bedeckt mit einem Leichentuche.)

Taraglia. Spadone. Torello. Später **erſter, zweiter, dritter** und **andere Bürger.**

Spadone.

Behutſam laßt uns ſein! Im Schlaf beſchleichen
Den jungen Löwen! Doch du wirſt ihn wecken;
Und bloßgeſtellt ſind wir dem Gräßlichen.

Torello.

Feig laßt uns ſein und freundlich immer lächeln,
Stößt er uns mit dem Fuß, — und flüſternd ſprechen,
Schlägt er uns in's Geſicht mit frecher Hand:
„Habt Dank für rothe Schminke, hoher Herr!
Dort iſt die gelbe Tiber — werft den Stock
Getroſt hinein, — wir ſchwimmen ſchon darnach;
Das brave, treue Thier, da iſt es ſchon!“ —
Und ſcharfe Zähne gab doch Gott dem Wichte!

Taraglia.

Der Eine iſt zu kalt, zu heiß der And're.
Von Beiden Etwas macht den Apfel reif.

Torello.

Hier kommen and're Bürger.

(Erſter, zweiter, dritter und andere Bürger treten auf.)

Erſter Bürger.

Armer Conſul!

Taraglia.

Hier ruht ein Mann — geſchloſſen iſt ſein Auge,
Das Nächte lang für unſ're Stadt gewacht,
Stumm iſt die Zunge, die für Euer Wohl
So oft geſprochen; ſtarr ſind ſeine Hände,
Die immer offen waren, wohlzuthun.

Zweiter Bürger.

Er war der beſte Herr.

Dritter Bürger.

Der Freund von Allen.

Erſter Bürger.

Laßt uns ſein Antlitz nur noch einmal ſehen.

Caraglia.

Ihr würdet dieſen Anblick nicht ertragen;
Denn ſähet Ihr die mörderiſche Wunde,
Die abgetrennt das edle Haupt vom Rumpf —
Laßt meine Thräne ſprechen; denn verſtummen
Muß meine Zunge; — ſähet Ihr den Leichnam, —
Es möchte gefährlich ſein!

Spadone.

Dem Kaiſer wurde
Rom übergeben auf ſein Kaiſerwort,
Mit dem er Allen Gnade zugeſagt.

Torello.

Hart iſt der Biſſen, pocht Euch auf die Bruſt,
Würgt ihn hinab und ſchreibt an Eure Thüren:
Zum Vogel Strauß!

Erſter Bürger.

Ich würg' ihn ſelbſt hinab!

Caraglia.

Was fällt Euch ein? Vergeßt jetzt, was Ihr denkt,
Denn denkt Ihr d'ran, ſo macht es böſe Träume!
Deshalb bringt nicht in mich, die arme Leiche
Zu zeigen Euren Augen; denn ſie könnte
Euch raſend machen. Tretet ab, ihr Leute!

Dritter Bürger.

Laßt uns zum letztenmal den Todten ſeh'n.

Caraglia.

Drückt feſt das Herz zurück in Euren Buſen,

Daß es nicht über Eure Lippen springt!
So seht denn Alle her — und werdet Stein!

(Er läßt die Leiche sehen.)

Erster Bürger.

Er ist es!

Zweiter Bürger.

Wehe!

Dritter Bürger.

Rache!

Caraglia.

Ruhig, Ruhig!
Ich darf nicht hören und nicht denken auch,
Und ich bin blind und stumm! So tretet ab!

(Die Bürger entfernen sich.)

Spadone.

Sie hielten ihre Zunge mit den Zähnen;
Es brannte heller Zorn in ihren Augen!

Caraglia.

Leicht löscht man aus ein Feuer, das in kleinen,
Zertrennten Flammen zuckt, doch nicht den Brand,
Der heimlich sich verbreitet überall.
So laßt uns wie geschickte Köhler thun,
Anzünden einen Meiler in der Mitte
Und ruhig dann mit frommen Rasen decken.

Vierter Auftritt.

Vierter, fünfter, sechster und **andere Bürger** kommen.
Vorige.

Corello.

Hier kommen wieder and're gute Bürger,
Recht ehrbar sanfte Leute, stille Mäuse,
Die sich hineingehöhlt in fetten Käs'
Im friedlichen Gewerb' mit Weib und Kind!

Taraglia.

Was wollt Ihr, Männer?

Bürger.

Noch einmal ihn ſeh'n.

Taraglia.

Er war Verbrecher in des Kaiſers Augen, —
Und doch bin ich ſein Bruder; die Natur
Kann der Verſtand nicht plötzlich bändigen,
Mir quellen meine Augen aus den Höhlen,
Das Herz will mir zerſpringen!

Vierter Bürger.

Alle Bürger
Bedauern ihn.

Taraglia.

Das iſt Euch noch erlaubt,
Bedauern thut ſo gut und iſt ſo wohlfeil.

Torello.

Geht! Geht! Thut nicht, als ob Ihr weinen müßtet!
Habt Ihr ihn nicht verrathen? mehr als dies,
Ihr habt zu Discantiſten Euch gemacht.

Fünfter Bürger.

Es waren ſchlechte Leute, die ihn fingen.

Torello (für ſich).

Die feigen Schufte, wie veracht' ich ſie!

Taraglia.

Ihr guten Männer und Ihr lieben Freunde,
Ich ſeh' Euch an, Ihr hättet nicht den Mann,
Der Alle Euch in ſeinem Herzen trug,
Verlaſſen in der Noth. Es iſt geſcheh'n.
Die allzugroße, die verruchte Liebe
Zum röm'ſchen Volke hat ihn todt gemacht, —
Das arge Hirngeſpinnſt, daß Rom, wie ſonſt,
Sich wehren könne gegen fremde Völker,
Hat ihn bethört, vom deutſchen Volk und Kaiſer

Sich loszuſagen. Seht, wie er geirrt,
Und ſeht, wie er den Irrthum hat bezahlt.
Ihr ſeid nun gute, deutſche Unterthanen.

Sechster Bürger.

Man ſagt ſich in das Ohr: der Conſul wäre
Geſtorben nur, weil ſeine ſchöne Frau,
Als ſie um Gnade einen Fußfall that,
Dem Kaiſer mehr gefallen, als ſie ſollte.

Caraglia.

Sprecht nicht davon. Bedenkt, daß ich der Bruder
Des Mannes bin, der hier im Sarge ruht.

Spadone.

Er wär' nicht hingerichtet, hätt' der Kaiſer
Stephanie nicht geſeh'n; das kann man ſagen,
Denn das iſt offenbar!

Fünfter Bürger.

Der gute Conſul!

Vierter Bürger.

Er war ein Conſul noch von altem Schlag.

Fünfter Bürger.

Laßt uns die Leiche ſeh'n.

Vierter Bürger.

Und unſ'ren Vater.

Caraglia (für ſich).

Eiskalte Tröpfe! (Zu den Bürgern.)
Freunde des Geſchied'nen!
Hier iſt der Todte! — O, Ihr ſinnt auf Rache!
Seht dieſes unſchuldvolle Angeſicht;
Die bleichen Lippen ſcheinen noch zu ſprechen
In rechter Wehmuth und in Seelenſchmerz: —
„Wo ſeid Ihr, Freunde?“ — Ballt doch nicht die Fäuſte! —
Da fuhr das rohe Beil in ſeinen Nacken; —
Doch ſeine Freunde? — Knirſcht nicht mit den Zähnen! —
Er iſt gemordet nicht, nur hingerichtet.

Bürger.

Er iſt gemordet.

Vierter Bürger.

Deckt nicht zu den Todten!

Caraglia.

Nein, ich vergaß, daß dieſe Todtenſchau
Das Blut Euch in die Seele jagen muß,
Und ich vergaß, weshalb er ſterben mußte; —
Ein Wort der Gnade hätt' ihn retten können;
Und ich vergaß, wer über ihn gerichtet, —
Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mich
Nicht gleich erinnert, wen ich vor mir hatte;
Die beſten Freunde meines armen Bruders!
Und nicht daran gedacht, daß Römerherzen
Gar ſehr geneigt ſind, Blut mit Blut zu zahlen;
Mich nicht beſonnen, daß ein alter Groll
Die Römer haſſen lehrt den fremden Herrn.

Bürger.

Wir haben Meſſer noch!

Caraglia.

Ich bitt' Euch ſehr,
Daß Ihr im Volk bei Euren lieben Freunden
Und Anderen, die meinen Bruder liebten,
Zum Frieden ſprecht, und breitet ja nicht aus,
Was etwa Ihr von ſeines Todes Urſach'
Und anderen Umſtänden ſonſt gehört,
Und reizt mir ja das gute Volk nicht auf;
Vergeſſen ſoll es, was geſchehen iſt!

Vierter Bürger.

Wie ihr befehlt.

Fünfter Bürger.

Zur Hölle will ich fahren.
Wenn ich nicht rede, wie's um's Herz mir iſt.

Taraglia.

So tretet ab und ſchließt dem Leichenzug
Euch nachher ruhig an. (Bürger ab.)

Torello.

Du mahnſt zum Frieden?

Taraglia.

Man muß das Volk behandeln wie ein Kind,
Das nach Verbot'nem immer lüſtern iſt.
Wenn bleich und ſtill herunterglüht die Sonne,
So brütet ſie ein Ungewitter aus.

Spadone.

Du biſt ein Meiſter in der Politik.

Torello.

Wir deine Schüler.

Taraglia.

Leichenträger naht!

(Leichenträger treten vor.)

Erhebt den Sarg und tragt den Conſul hin
Zum Todtenamt in ſeine Hauskapelle,
Wir folgen Euch. Uns ſteht es Allen an,
Zu bergen die Geſichter in die Tücher.
Mir iſt, als wenn zu ſchluchzen ich vermöchte.

(Die Leichenträger mit dem Sarge und Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Im Palaſte des Creſcentius.

Stephanie. Afra.

Stephanie.

Brich ein, kryſtallenes Gewölb' des Himmels,
Und ſtürz' die Sonne, alle Sterne nieder
Auf mein verruchtes Haupt! Ihr Elemente,
Werft ab die Feſſel, wüthet durch einander.
Denn die Natur iſt wider ſich empört!
Todſünden, jauchzet lachend durch die Welt;

Die Tugend iſt abtrünnig von ſich ſelbſt,
Und buhlt an Straßenecken! Mord und Luſt,
Schwingt Eure Fackeln! Tanzet um mich her;
Ich ſündhaft' Weib bin Eure Königin!

Afra.

Ihr ſchadet Eurem ſchönen Angeſicht
Mit dieſer Trauer, dieſer Raſerei.

Stephanie.

Hier iſt mein Herz, ſtoß' mit dem Meſſer durch!
Ermorde mich! ich bitte knieend dich!

Afra.

Das Leben iſt ein ſchönes, liebes Gut,
Und lernen muß man, wie man es genießt.

Stephanie.

Wer zeiht mich eines Fehls in meinem Wandel?
Ich habe gern Almoſen ausgetheilt
An Kirchenthüren, in einſamen Hütten,
Geſpeiſt Pilgrime an den hohen Feſten,
Geſtiftet viele Meſſen in die Kirchen!
Zu Tauſenden Wachskerzen angezündet
Auf heiligen Altären, und vom Beten
Sind häufig meine Kniee wund geworden;
Was hilft mir Alles, undankbarer Himmel?
Wo iſt dein Frieden? Wo iſt deine Hülfe?

Afra.

So viele gute Werke?

Stephanie.

Weinet! Weinet
Um mich, Ihr reinen Seelen, die Ihr noch
Das Herz in ſüßer Unſchuld habt bewahrt!
Wehklagt um mich, die Ihr, wie ich geduldet,
Geſtohlen iſt mir meine arme Seele!
In Zwieſpalt hadert in mir das Gewiſſen
Mit jedem Tropfen Blut, mit jedem Pulsſchlag;

In mir kocht glühendheiß die tiefſte Hölle;
Denn ich, — bedeck' dein Angeſicht, du klarer Himmel,
Löſch' ewig aus, du reines Licht des Tages! —
Denn ich, — was iſt des Weibes Herz und Tugend? —
Schmach über mich und mein Geſchlecht! denn ich
Verirrtes Weib lieb' meines Mannes Mörder!

Afra.

Bewieſen hat er ſeine heiße Liebe
Recht, wie ein Mann es muß, mit Stahl und Blut;
Beweist ihm nun, wie eine Römerin
Zu rächen weiß den Mann und ihre Ehre!
Ihr liebt ihn wohl, doch liebt ihn ſo, daß er
Nach Euch nicht eine And're lieben darf;
Umſchlingt und küßt ihn! aber tödtet ihn;
Denn eine Italienerin ſeid Ihr!

Stephanie.

Heimtückiſch iſt das Feuer angelegt;
Es frißt ſich heimlich durch das Mark der Balken,
Durch alle Kammern, bis es lichterloh
Mit dunklen Gluthen an den Himmel leckt.

Afra.

Nicht merken darf er, daß er Euch gefällt;
Denn wunderliche Weſen ſind die Männer!

Stephanie.

Laß' mich allein!

Afra.

Es wird noch Alles gut! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Otto. Stephanie. Zuletzt **Taraglia.**

Otto.

Stephanie! Wende dich nicht ab von mir,
Als wäre ich dein Feind und ſchlimmgeſinnt!

Stephanie.

Verlaßt mich, hoher Herr! In Todesangſt
Ringt mein Gemüth!

Otto.

Ich darf dich nicht
In ſolchen Schmerz troſtlos verſinken laſſen.

Stephanie.

Es gibt auf dieſer Erde kein Erbarmen,
Und todt iſt jedes heilige Gefühl.

Otto.

Ich bin nicht grauſam, wie du glauben möchteſt.
Eh' ich dich ſah, glich ich dem frommen Oele;
In meiner Seele brennſt du nun als Flamme,
Die mich verzehrt, der ich nicht wehren mag.

Stephanie.

Wer hat mir das gethan? Und mich entfremdet
Dem eig'nen Geiſte? Gottes Gnade iſt
Von mir gewichen; ausgeſtoßen bin ich
Vom Bund der Frommen und der Seligen,
Und über mich Gewalt hat der Verſucher.

Otto.

Klag' dich nicht an; was kann dafür die Lilie?
Daß ſie mit ihrem Duft entzückt und tödtet?
Wer mag der Liebe Allmacht widerſtehen,
Mit der zwei Herzen ſie zuſammenbindet?
Mein warſt du immer; mit dem erſten Blick,
Der mit dem deinen ſchmolz in Eins zuſammen,
Hat meine Seele ſich in dir erkannt.
Wir mußten der Nothwendigkeit gehorchen;
Ich wollte Gnade üben an dem Mann,
Der mich zum zweiten Male hatt' verrathen,
Da ward ich wie von einem Blitz gerührt, —
Und er war todt, du lagſt in meinen Armen.
Das hatte das Geſchick, nicht ich, vollbracht.
So wunderbare Wege nimmt die Liebe,

Daß ſie aus plötzlichem Verderben baut
Den Liebenden die Brücke zu einander.

Stephanie.

Dein Blick iſt bös, er ſchafft mir Angſt und Qual,
Du willſt hinab mich reißen in's Verderben —

Otto.

Ich liebe dich.

(Er zieht ſie an ſich.)

Stephanie.

— Zu ewiger Verdammniß!

Otto.

Stephanie!

(Leichengelang aus der Ferne.)

Stephanie.

Horch! Er kommt!

Otto.

Was ſoll das heißen?

(Die Flügel der Thüren werden geöffnet; man ſieht den Leichenzug mit dem Sarge Crescentius' vorüberziehen.)

Caraglia (hereintretend).

Nur eine Leiche und ein Todtenamt!

Vierter Act.

Im kaiſerlichen Palaſte auf dem Aventin.

Erſter Auftritt.

Bernhard. Eckart.

Bernhard.

Der Kaiſer hat ſich nur zu ſehr verändert.

Eckart.

Daran iſt ſchuld dies Land und ſeine Leute;
Seh' ich ſo eine Italienernaſe,
So laufen Spinnen über meinen Rücken.

Bernhard.

Er ſitzt wohl Stunden lang in ſeinem Seſſel,
Das Haupt geſenkt, geheftet auf den Boden
Die ſtarren und doch brennendhellen Augen.
Die bleichen Lippen zucken von ſich ſelbſt,
Als wollt' er ſprechen, ohne doch zu ſprechen;
Doch wenn ich an ihn ſtelle eine Frage,
Die er als Kaiſer nur entſcheiden kann,
So legt er an die Stirne ſeine Hände,
Als wollt' er die Gedankenfluthen hemmen,
Und zum Verwundern giebt er den Befehl
Mit der gewohnten Sicherheit im Herrſchen.

Eckart.

Ihm thut die Luft nicht gut.

Bernhard.

Ein andermal
Spricht er zwar viel, fieberhaft erregt —
Mit Worten gegen ſich und And're zürnend;
Er lieſt wohl auch in Schriften griech'ſcher Dichter
Und Philoſophen — dann erheitert ſich
Auf kurze Zeit der Himmel ſeiner Seele, —
Oft ruft er da: „Ich ſtemple das Jahrtauſend
Mit meinem Namen und die Menſchenthiere
Erzieh' ich mir zu Denkern und Heroen."

Eckart.

Daran iſt ſeine Mutter ſchuld, die Tochter
Des byzantin'ſchen Kaiſers.

Bernhard.

Aber bald
Sinkt er zurück in ſeine vor'ge Schwermuth,
Aus ſeinen Augen ſtürzen Thränenbäche;
Die Hände qualvoll ringend, ſeufzet er:
„O, mein verlor'nes Leben, meine Jugend!"

Eckart.

Daran ſind ſchuld die Bücher und Gelehrten,
Die Italiener aber doch zumeiſt;
Da kriecht herum ſo eine graue Blindſchleich',
Taraglia heißt das Ding; werft ihn ins Meer,
So ſchwimmen alle Fiſche auf dem Rücken.
Der Teufel fuhr in eine Knoblauchzwiebel,
Und fertig war der erſte Italiener.
Der Kaiſer thut mir leid.

Bernhard.

Könnt' er doch ſchlafen,
Auch nur zuweilen! Bis nach Mitternacht
Bin ich bei ihm, und hat er mich entlaſſen
Und kaum ſich hingeworfen auf das Lager,
So ſteht er wieder auf, und eh' ich ſchlafe,
Hör' ich im Zimmer ſeine Tritte wieder.

Eckart.

Er iſt nicht mehr der jugendwilde Kaiſer,
Der in der Wendenſchlacht, wie Gotteswetter,
Voran uns Allen ſprengte in den Feind,
Daß wir lautjubelnd hinterdrein uns ſtürzten.

Bernhard.

Ich weiß, das Heer hieß ihn den braunen Löwen,
Die Frauen nannten ihn die Purpurblume,
Und die Gelehrten: Wunder dieſer Welt!

Eckart.

Er zehrt ſich auf in dieſem Schwefellande.

Bernhard.

War ſein Gemüth ſonſt immer gleich und heiter,
So iſt er jetzt mehr finſter, faſt tyranniſch.
Weitweg hat ihn von der Philoſophie,
Die Plato uns und Zeno hat gelehrt,
Entführt die Leidenſchaft, und der Verſtand
Ruft ihm vergeblich zu: Beherrſch' dich ſelbſt!

Eckart.

Die ſchöne Römerin hat Liebestränke
Ihm beigebracht; es iſt ihm angethan.

Bernhard.

Vor einer Leidenſchaft könnt' er ſich retten.
Doch nicht vor Todten oder böſen Träumen.
Sei es Einbildung ſeiner kranken Seele,
Sei es auch mehr, vor ein'gen Nächten aber
Sah er den Geiſt Creſcentius', des Conſuls. —
Da kommt der Kaiſer ſelbſt.

Eckart.

Er ſpricht mit ſich.

Zweiter Auftritt.

Otto. Vorige.

Otto.

Ich bin ein Schiffer auf dem ſchönen Rheinſtrom,
Der bei dem Felſenkamm der Lorelei
Die lockende Sirenenſtimme hört
Und, ſchon gezogen von den Zauberklängen,
Hinunterwirbelt in den Todesſtrudel. —
Poet ſollt' ich noch werden, ein Poet!
Auf meinen Zuſtand mach' ich Gleichniſſe;
Ein Bänkelſänger würde davon reich!
Auch könnt' ich ſagen: Seht, ich bin ein Baum.
Dem in dem Lenz der Saft die Adern ſprengt,
Nun träuft herab mein Leben, wie ein Regen.

Bernhard.

Mein kaiſerlicher Herr!

Otto.

Du haſt ein Antlitz,
Das mir einſt log, als ſtäk' dahinter was
Von einer Platonſeele. — Armer Schelm! —
Wir konnten wacker ſonſt mit Worten ſpielen; —
Sprich, biſt du klüger, als dein Kaiſer iſt?
Du, du haſt mir den böſen Rath gegeben:
Erſt müßt' dem Conſul Recht geſprochen werden,
Damit der Kaiſer ihn begnad'gen könne!
Fällt dir nicht ein, daß deine kalte Klugheit
Die Schuld zur Hälfte trägt an ſeinem Tod?
Hat ſich ſein Blick nicht in dein Herz gebohrt,
Als er zum Tode ward hinweggeführt?
Kannſt du auch ſchlafen, wie iſt dir zu Muth?

Bernhard.

Wie einem Mann von ruhigem Gewiſſen.
Was ich geſagt, ſprach ich aus beſter Meinung;
Die Folge einer That und eines Wortes
Liegt außerhalb des Willens eines Menſchen.

Otto.

Gott ſtärke dich in deiner Seelenruhe.

Bernhard.

Ihr kränkt Euch ſelbſt und mich macht Ihr betrübt.

Otto.

Wohl nannt' ich dich ſonſt meinen Pylades; —
Jetzt bin ich ſo ein Stückchen von Oreſtes; —
Doch die Copie iſt ſchlecht; wie deine aber?
Nur Gott und Thier bedürfen keines Freundes.
Ich, bin ein Menſch, o gebt mir einen Freund!

Bernhard.

Wirf uns nicht weg, ſo haſt du zwei zugleich.

Eckart.

So ſtellt mich auf die Probe und befehlt:
Ich ſoll dem Teufel einen Backenzahn
Ausbrechen mit dem Schwert! ich ſetze d'ran
Mein Seelenheil und mache mich verdammt.

Otto.

Ich möchte Euere Gedanken kennen,
Errathen kann ich ſie; ich hör' Euch klug
Im Hochgefühle Eurer Tugend flüſtern:
„Es iſt doch Schad' um ihn, daß er ſich ſo
Hinreißen läßt vom zügelloſen Blut!"
Meint Ihr, ich ſei ſo ſchwach, daß ich mein Herz
Nicht ſchleudern könnte weithin von mir weg.
Und mich mit Eis bedecken, wie der Aetna?

Bernhard.

O, könntet Ihr in meiner Seele leſen!

Otto.

Habt denn Geduld mit mir; es geht nicht anders.
Es kommt ſo mancherlei mir in den Sinn,
Das ſich ausbrodeln muß in dem Gehirn,
Schon heute will ich wieder fröhlich werden,
Wie ich in vor'gen Tagen immer war.

Rom giebt uns heut' ein großes Faſchingfeſt,
Und Narrheit iſt die Medicin der Weisheit.

Bernhard.

Seit dieſem Morgen ſchon ſteh'n auf der Treppe
Die Abgeordneten der zwölf Quartiere,
Die hier ſind, Eure Gnade zu erfleh'n
Für Alle, die verdächtig uns geworden
Und in dem Kerker Eures Urtheils harren.

Eckart.

Mein Herr und Kaiſer! Als ein Junge ging ich
Mit meinen Förſtern auf den Vogelheerd —
Erſt fingen wir die Jungen, dann die Alten. —

Otto.

Laßt ſie herein! (Bernhard ab.)

Eckart.

Verräther ſind ſie Alle!
Die ärgſten Rädelsführer kommen jetzt;
Den ſanften Reiter trägt kein böſes Roß,
Laßt ihm die Zügel ſpüren und die Sporen
Und drückt die Kniee in die Seiten ein!

Otto.

Sie wollen den Tyrannen, nicht den Kaiſer,
Und nicht ein Herz, ſie wollen nur die Fauſt.
Ich wollte dieſes ausgelebte Volk
Verjüngen mit dem friſchen, deutſchen Blut,
Und neu beleben mit hellen'ſchem Geiſt,
Aufwecken alle guten, edlen Kräfte,
Die ſonſt die Welt beherrſcht, Halbgötter
Wollt' ich erziehen; doch was grolle ich?
Da ich ja ſelbſt an mir zu Grunde gehe!

(Er verſinkt in Nachdenken.)

KIEL

Dritter Auftritt.

Erſter, zweiter, dritter und andere römiſche Bürger. Vorige.

Erſter Bürger.

Hochgnäd'ge, kaiſerliche Majeſtät,
Nicht zürne uns, wenn wir am Faſchingstage,
Der ſonſt den Römern nichts gebracht, als Freude,
Dein mildes Antlitz dorthin lenken müſſen,
Wo die Verzweiflung mit den Ketten raſſelt,
Wo viele argbethörte Jünglinge
Schrecklich verbüßen übereilte Worte.

Zweiter Bürger.

Wir ſind die Väter dieſer Jünglinge,
Und heut' am Tag' der allgemeinen Luſt
Müſſen wir bangen, trauern und verzweifeln.

Otto (halb für ſich ſprechend).

Vom Grabe Carls des Großen dort in Aachen,
Wälzt' ich den Stein und ſtieg zu ihm hinab,
Wo aufgerichtet ſeine Leiche ſitzt
In kaiſerlichem Schmuck; das Scepter trägt er
Noch feſt in der beringten Knochenhand.
Ich lag vor ihm und flehte auf zu ihm,
Und nieder ſah zu mir aus dunklen Höhlen
Sein Todtenkopf; er hörte meine Worte:
„Gieb mir ein Zeichen, daß die Weltherrſchaft
Des Römerreiches ewig dauern wird,
Und daß mich Gottes Gnade hat erwählt,
Die alte Roma wieder zu erneuern?"
So ſprach ich, und von ſeinem Hals gelöst
Fiel klirrend auf den Boden dieſe Kette
Mit der Weltkugel; und ſo gab in ihr
Der todte Kaiſer Zeichen und Verheißung;
Und dieſe Kette trag' ich bis zur Stunde,
Die aus der Gruft heraus der Tod mir reichte,
Wie es geſchieht mit jedem rechten Erbe.
Iſt hier nicht Rom? Und ſeid Ihr Römer nicht?

Von ihrem Altar, wie ein Marmorbild,
Herabgestürzt war Eure Herrlichkeit
Und ausgestrichen aus dem Buch des Lebens.
Hab' ich dem Todten nicht mein Wort gehalten?
Und Rom zur Weltstadt wiederum gemacht?
Zum Stolz der Erde? Aber Ihr Verstockten,
Wüthet nun gegen mich, weil das Euch stört
Im Schlamme Euerer Verworfenheit.
Ich kenne Euer böses, wüstes Trachten;
Ich kenn' Euch all'! — Fast unerschöpflich war ich
In meiner Huld zu Euch; sie ist erschöpft!
Ich bot Euch herzlich, brüderlich die Hand,
Wie böse Thiere schluget Ihr darnach;
Nehmt Euch in Acht, daß ich den strengen Herrn
Euch doch zu zeigen nicht gezwungen werde!
Weh' über Euch, wenn Ihr nur Euren Feind
Erkennen wollt in mir; denn das Verderben
Halt' ich geballt in meinen beiden Händen,
Hinweg mit Euch! Besinnt Euch, wer ich bin!

(Die Bürger ab. Musik von Außen.)

Bernhard.

Die Römer kommen mit Musik herauf.

Vierter Auftritt.

Taraglia festlich geschmückt. **Vorige** außer den Bürgern.

Taraglia.

Als Festherold erscheine ich vor Euch;
Rom wirft in dieser letzten Faschingsnacht
Den finstern Ernst des ganzen Jahres ab.
Schon seh'n mit ihren lampenhellen Fenstern
Neugierig in die Straße alle Häuser,
Wo harmlos tollt die schönste Narretei
In flatternden Gewändern, gold'nen Bändern,
Mit abenteuerlichen Larven bunt und wirr,

Mit Papageigekreiſch und Flötentönen;
Denn alle Römer von den erſten Fürſten
Bis zu den Aermſten aus dem Volk herab
Sind ſtolz darauf, den Kaiſer zu bewirthen
In dem Palaſt des Capitols mit Allem,
Was Rom vermag in ungemeiner Luſt.
Was könnte mehr entzücken einen Herrſcher,
Als ſich zu ſeh'n inmitten ſeines Volk's,
Das, wie ein Mückenſchwarm im Sonnenlicht,
Sich jubelnd ſonnt im Glanz der Majeſtät?!

Otto.

Ein wenig lang, doch ſchön iſt Eure Rede.

Taraglia.

Zweihundert aus den edelſten Geſchlechtern
Mit tauſend Fackelträgern harren Eurer
Vor dieſem Schloß, Euch herrlich zu geleiten
Mit ſchmetternder Muſik zum Feſtgelag.

Otto.

Mit Euren Worten nehme ich vorlieb;
Denn unbekannt, wie jeder Andere,
In eine Tracht der Laune mich verbergend,
Will ich mich miſchen in das Feſtgedräng',
Ich will einmal natürlich mit genießen
Die Traube ungekeltert von der Rebe;
Ich dank' Euch und den Rittern, welche kamen.

Taraglia.

Das wird die Freude aller Gäſte dämpfen,
Zu wiſſen, daß ihr hoher Herr zugegen
Und Euch nicht zu erkennen vor den And'ren.

Otto.

Ihr müßt Euch diesmal unſ'rer Meinung fügen,

Taraglia.

Ich eile zu entzügeln alle Scherze,
Die dieſe Nacht mit weichem Mantel deckt. (Ab.)

Eckart.

Soll ich vertrauen dieſem glatten Römer,
So hau' ich mir die Hand ab! Er iſt falſch.

Otto.

Meinſt du? Er macht viel Nebel mit den Worten!

Eckart.

Verdächt'ge Leute mit Spitzbubenaugen
Umſchlichen unſer Schloß in vor'ger Nacht;
Doch, wie Eidechſen, waren ſie entſchlüpft,
Wenn Einen von den Unſern ſie erblickten.

Bernhard.

Es wär' doch beſſer, wenn das Feſt wir mieden;
Von toller Luſt wird der Verſtand umnebelt,
Wie von dem gift'gen Dufte einer Blume,
Der uns beſtrickt, uns heimlich zu verderben.

Otto.

Du gehſt mit mir in gleicher Tracht dorthin
Als Pilgrim; denn Pilgrime ſind wir Alle!
Schreib' den Gedanken in dein Buch; es iſt
So ein Gemeinplatz, wie wir ſelber ſind.

Eckart.

Doch bin mit meinen Leuten ich zur Hand;
Die Hälfte laſſ' ich hier im Schloß zurück;
Mit Laubgewinden müſſen andere
Die Speere ganz verhüllen, doch die Schwerter
Bedecken mit den weißen Reitermänteln;
So harren wir am Fuß des Capitols
Als Faſtnachtsnarren oder auch zum Ernſt.

Otto.

Du thuſt ganz wohl daran. Bereitet Euch!
Ich wähne dieſe Nacht noch zu entſcheiden,
Was oben iſt: ob Wappen oder Bild! (Ab.)

Eckart.

Noch können wir ihn retten. Doch hinweg
Muß er von hier, und wär' es mit Gewalt.

Bernhard.

Verschließ' mein Wort in deine treue Seele;
Der Herzog Heinrich kommt von Tusculum
Mit unſ'rem ganzen Heer schon morgen früh;
Denn da die Zeit zur Heerfahrt längſt verſtrichen,
So wollen ſie den Kaiſer ruhig bitten:
Zu wählen zwiſchen uns und dieſen Römern!
Bei Tagesanbruch kommt das ganze Heer,
Es drängt ſich Alles haſtig zu dem Ende.

Eckart.

Ein Odemzug im grünen, deutſchen Wald
Macht Leib und Seele wiederum geſund!
Wir ziehen All' an ihm; er muß uns folgen. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

(Saal im Schloſſe des Capitols, welcher von einer Säulenreihe in zwei Hälften getheilt wird.)

Taraglia tritt auf mit **Afra**, welche leiſe und lebhaft mit ihm zu ſprechen ſcheint.

Taraglia.

Und ſie ſoll kommen; denn ich will es haben.
Wer wird in ihrer Maske ſie erkennen?
Ihr Weiber, wärt Ihr ſonſt nur tugendhaft!
Sie ſcheu' den Ruf? Macht mich doch nicht zu lachen.
Sie und die Ehrbarkeit? Und du dazu!

Afra.

Ihr ſtampft mir Eure Worte mit den Füßen
In meine Ohren und ich gehe ſchon.

Taraglia.

Bleib', liebe Afra! Deine Herrin hält
Etwas auf dich und deine Plauderei;

Wahrſagen kannſt du auch und du verſtehſt,
Was auf dem Heerd miaut die kluge Katze
Und was der Spatz zu ſeiner Spätzin piepſt
Du biſt ein kluges Weib, du haſt ein Männchen
In einer Flaſche, das zur Nacht —

Afra.

Verdorren
Muß eine Zunge, die mich ſo verläumdet!

Caraglia.

Und ob du ſchon nur eine Hexe biſt,
Gift miſchen kannſt und andere Geſchichten —

Afra.

Die Gicht in alle Glieder! Bin ich nicht
Die Amme meiner gnädigen Stephanie
Und alt geworden ehrbar —

Caraglia.

Wie die Sünde!
Und doch verehr' ich dich: ich könnt' dich drücken
An dieſes ſtolze Herz und freudig nennen
Mit einem Namen, der mir heilig iſt!
Ja, Mutter! Sieh', ich liebe dich als Sohn;
Du haſt ein Römerherz und haſſeſt ſtolz
Den deutſchen Kaiſer und das deutſche Volk.

Afra.

Du nenneſt mich bei dieſem großen Namen
Und römiſch iſt mein Blut, bin ich auch alt;
Doch giebt es Funken!

Caraglia.

Wie ein Katzenbalg
Beim Streicheln, wenn es finſter in der Stube.
Wir ſprechen mehr davon, jetzt treib' dich an,
Und bringe mir Stephanie zu dem Feſt!

Afra.

Ihr habt mein Wort! Sie kommt! (Ab.)

Taraglia.

Ich glaube dir.

(Allein.)

Verdammt! Der Kaiſer kommt maskirt, wie Alle;
Er will durch Pomp nicht unſ're Freude ſtören?
Iſt er aus Narrheit klug, aus Vorſicht weiſe?
Wer macht mir die Muſik zu dieſem Text?
Stephanie ſoll den großen Unbekannten
Mir ködern an das helle Kerzenlicht;
Denn hinter ihm zuſammen ſchlägt das Thor,
Und nicht kehrt er vom Feſte wieder heim.

Sechster Auftritt.

Torello und **Spadone** kommen, beide in bunter Kleidung, die Masken in den Händen. **Taraglia.**

Taraglia.

Ihr, meine beiden Hände, ſeid gegrüßt!
Wie läßt das Volk ſich an?

Torello.

Es glüht, wie Erz,
In Zorn und Luſt!

Spadone.

Ein jeder Obmann will
Einſteh'n für ſein Quartier.

Torello.

Und alle Männer
Vom Viminal und Quirinal beſetzen
Mit jenen, die am Esquiline wohnen,
Die Thore, die zunächſt den deutſchen Angriff
Von Tusculum herab ertragen müſſen;
Mein Herz arbeitet, wie ein Zimmermann,
Toll ſchlägt es noch die Rippen mir entzwei!

Spadone.

Die von Trastevere ſind vorgeſchoben

In alle Gaſſen, die den Aventin
Abſchneiden von dem Kapitol.

Torello.

Die Maſſe
Des andern Volkes bildet ſich zum Kern;
Ein jeder hält ſich ſchon zu ſeinem Fähnlein
Um auf Befehl in Reih' und Glied zu rücken.

Spadone.

Und dennoch jubelt Alles in den Straßen
Wie in der Faſchingfreude ſchönſtem Frieden;
Denn Vorſicht hab' ich Allen eingeprägt!

Taraglia.

Mein Rom iſt ein Vulkan in luſt'gen Reben.

Torello.

In jedem Eckhaus iſt ein Waffenplatz,
Und jeder weiß, wo er ſich rüſten kann.

Spadone.

Und dieſes Werk ward gegen Abend erſt
Wie du gewollt, begonnen und geordnet.

Torello.

Sie lauſchen Alle auf den Glockenruf,
Der Rom verkündet, daß der Kaiſer —

Taraglia.

Still! ſtill!

Torello.

Um loszubrechen, donnernd im Orkan.

Taraglia.

Ihr tödtet mich mit Freude! Eure Hände!
Creſcentius, ſteig' auf aus deinem Grabe,
Sprich: „Ja!" zum Werk der Freiheit und der Rache!

Siebenter Auftritt.

Masken aller Art erſcheinen, unter ihnen **Harlekine** und **Pierrote**, ſpäter **Otto** und **Bernhard** (maskirt in Pilgertracht), hernach **Stephanie** als **Proſerpina** (mit ſchwarzer Maske und Krone). **Vorige.**

Caraglia.

Maskirt Euch ſchnell! Es nahen ſchon die Gäſte!
Muſik! Muſik! (Fröhliche Muſik beginnt.)
Willkommen, edle Damen!
Willkommen, Harlekine, Pierrote!
Willkommen, Truffaldino, edler Herr!
Seid mir gegrüßt, Ihr witz'gen Maccaroni!
Stürzt Euch in alle Freuden dieſer Nacht,
Bis ſie den Schlaf ſich aus den Augen reibt
Und an den Himmel ihre Kappe wirft.

(Der Hintergrund füllt ſich mit Masken. Alles durcheinander.)

Geſang.

Mit Bändern und Kränzen
Zu fröhlichen Tänzen
Herbei! Herbei!
Klinge, du Mandolin,
Schmettere, Tambourin,
Herbei! Herbei!

Harlekin.

Seht an, ich bin der Mann,
Der Alles kann!
Erlaubt, daß ich bin
Der große Harlekin!

Pierrot.

Ich bin der Mann,
Der gar nichts kann,
Bei Trinken und Eſſen
Hab' ich Alles vergeſſen!

Harlekin.

Alle Farben trag' ich,
Allen ein Schnippchen ſchlag' ich,
Mit ſeinen Sitten
Am Hofe gelitten,
Aller Freund ſchein' ich,
Mich ſelber nur mein' ich.
Rauft Euch!
Verkauft Euch!
Schlagt Euch!
Vertragt Euch!
Belügt Euch!
Betrügt Euch!
Doch den Gewinn
Hat der Harlekin.
Aller Freund ſchein' ich,
Mich ſelber nur mein' ich.
Erlaubt, daß ich bi
Der große Harlekin!

Pierrot.

In der Haut häng' ich;
Groß iſt mein Maul,
Die ganze Welt verſchläng' ich;
Wär' ich nicht zu faul!
Nudeln und Ruh'!

Harlekin.

Was biſt du?

Pierrot.

Alle Tage matter.

Harlekin.

Herr Nachbar und Gevatter?

Pierrot.

Ein Leut'verſchrecker!

Harlekin.

Ein Müller, ein Bäcker.

Pierrot.

Ein Stadtberather —

Harlekin.

Familienvater!

Pierrot.

Ein Kehlabſchneider!

Harlekin.

Und Hungerleider.

Pierrot.

Frieden und Ruh'.

Harlekin.

Schläge dazu!

(Er ſchlägt ihn; Pierrot tölpelt ihn nieder.)

Harlekin (am Boden).

Ich bin todt!

(Pierrot ſchleift ihn fort; Tanz und Geſang.)
Otto und Bernhard (maskirt, treten vor).

Otto.

Mich räumt die Tollheit auf. Mein Doppelgänger
Spiel' jetzt mich ganz in deiner Rolle weiter!
Ich gehe einem Abenteuer nach!

Bernhard.

Faſt ſehn' ich mich nach Ruh'! Es iſt mir ſo,
Als hätt' ich in der Maske Eure Schwermuth
Mit übernommen.

Otto.

Stille! Stille! Sieh'!

(Tanz.)

Stephanie (maskirt vorüberziehend).

Ich bin erkannt, verfolgt!

Otto (für ſich).

Dich kenne ich! (Er folgt ihr.)

Erſter Pierrot (kommt zurück).

Rudeln und Ruh'!

Zweiter Pierrot (kommt).

Hoi! Hoi! Hu!

Erſter Pierrot.

Wer biſt du?

Dritter Pierrot (kommt).

Du wieder du!

Vierter Pierrot (kommt).

Ich dazu.

Fünfter Pierrot (kommt).

Wer ſeid Ihr?

Sechster Pierrot (kommt).

Wir ſind wir?

Erſter Pierrot.

Wer bin ich? Wer ſeid Ihr? Wer biſt du?
Hoi! Hoi! Hu! Hu!

Alle.

Frieden und Ruh'!

Erſter Pierrot.

Bin ich der Ich, der Wir, oder Ihr?
Der Ich oder Du?

Alle (davonlaufend).

Hoi! Hoi! Hu! Hu! (Alle ab.)

(Tanzmuſik. Alle Masken in Tanz und Wirrwarr drängen ſich in die zweite Hälfte des Saales zurück.)

Achter Auftritt.

Ein Nebenzimmer.

Otto. Stephanie.

Otto.

Ich bin bei dir, du ſüße Sommernacht;
Ich bin dein Mond, der ſich in deinem Odem,
In deiner lauen Luft vorüber wiegt.

Stephanie.

Du biſt mein Alles!

Otto.

Süß ſind deine Küſſe.

Stephanie.

Du biſt ſo wild, unbändig; deine Augen,
Was ſuchen dieſe Lichter in der Irre?

Otto.

Du biſt mein thöricht', mein phantaſtiſch' Herz!
Wie liebſt du mich?

Stephanie.

Wie meine eig'ne Seele,
Nein, nicht wie dieſe, denn ich müßt' ſie haſſen,
Wär' ſie mein eigen noch; doch ſie iſt dein —
Mehr als die Seligkeit, die jeder Chriſt
Noch gläubig in der Todesſtunde hofft.

Otto.

Sprich, wer hat dich die Zaubermacht gelehrt,
Mit der du unauflöslich mich umſtrickſt?
Wenn du mich haſſen könnteſt, wär' ich glücklich;
Es brennt in mir ein unnennbarer Schmerz, —
Wenn das die Liebe iſt, ſo ſchenk' mir Haß!

Stephanie.

Du darfſt nicht grübeln; denn die Liebe will
Nur wieder Liebe und nichts Anderes;
Sie will und kann nichts dulden neben ſich;
Allein will ſie, allein muß ſie nur herrſchen.
Du liebſt mich nicht genug; lieb' mich nur mehr,
So ganz und gar, ſo wie ich ſelbſt dich liebe, —
Dann wirſt du ruhig, wirſt du glücklich ſein.
Ihr Deutſchen ſeid zu kalt, Ihr liebt nur halb;
Deßhalb fühlſt du nichts Ganzes, denn das Halbe
Bringt alles Unglück in die Menſchenbruſt.

Otto.

Siroccoluft und ſüßen Wein dazu!
Nun ſeh' ich ein, wie einſt Antonius
Vergeſſen konnte in den ſchwülen Armen
Cleopatra's die Herrſchaft einer Welt,
Rom und den Erdkreis und den Heldenruhm,
Wie er verlieren konnte Reich und Leben,
Umſtrickt von der egypt'ſchen Zauberſchlange;
So liege ich in deinen Armen, Weib, —
Du biſt Cleopatra, geſteh' es ein! —
Unmännlich, thatenlos, berauſcht von Luſt
An deinem Herzen, ſchöne Römerin!
Und liebe dich, wie einſt Antonius!

Stephanie.

Du ſenkſt das Haupt ſo traurig, holder Freund,
Als wär' das Alles Ernſt! Daheim bei mir
Will ich, wie geſtern, in den Schlaf dich ſingen
Oder auch küſſen, wie du willſt!

Otto.

Stephanie?

Stephanie.

Iſt ſo ſchwermüthig meines Namens Klang,
Daß du ihn ſeufzen heißt, als läge ich
Im Sterben oder todt? Mein Otto! Otto!
Horch, wie das luſtig klingt! Ich lehr' dich ſprechen!
Du ſollſt mein Kind ſein, du geliebter Mann!

Otto.

Ich habe böſe Träume, die das Blut
Mir aus dem Herzen ſaugen; ich bin krank.

Stephanie.

Warſt zur Melancholie du ſonſt geneigt?

Otto.

So, wie die friſche Gemſe auf den Alpen,
Wenn über's Schneefeld ſie zur Matte eilt,
Wie eine Glocke in des Thurmes Höhe,

Wenn ſie Brautleute zu dem Altar ruft;
Jetzt hat ſie einen unheilbaren Riß. —
Bei jedem Luftzug klingt ſie traurig an,
Doch gut genug als Armeſünderglocke.

Stephanie.

Was hat mir meinen Cäſar ſo verſtimmt?

Otto.

Ich glaube die Muſik, die uns hierher
Dumpftraurige Poſaunenſtöße ſendet
Und an das Herz und an die Gräber pocht,
Die böſen Geiſter aus dem Schlaf zu wecken.

Stephanie.

Leg' an mein Herz dein armes, krankes Haupt,
Ich leg' auf deine Stirne meine Hand
Und glätte ſo die Wogen deiner Seele.

Otto.

Kennſt du kein Mittel, einen Mord zu ſühnen?
Dein todter Mann ſtreckt aus dem Grab die Hand
Und möchte mich beim Kaiſermantel faſſen.

Stephanie.

Laß' ruh'n im Grabe, was begraben ruht.

Otto.

Nicht Alle ruhen, die geſtorben ſind, —
Nicht ein Ermordeter, denn ſeine Seele
Geht, wenn nicht ſichtbar, dennoch fühlbar um.
In alle Dinge kann er ſich verwandeln,
Den Mörder zu verfolgen überall.
Als Nachtwind pocht er an die Fenſterſcheiben,
Als ſchwerer Regentropfen fällt er eiſeskalt
Ihm auf den Leib, verwandelt ſich und ſpricht
Aus jeder Stimme drohend auf ihn ein,
Aus ſüßem Klagelaut der Nachtigall,
Wie aus dem Schrei des Habichts oder Raben,
So aus der Prieſter ſummendem Geſang,
Und aus des Kindes Lallen lallt der Tod.

Stephanie.

Entſchlag' dich der entſetzlichen Gedanken!

Otto.

Selbſt der Orange ſüßer Blüthenduft
Iſt nur der Weihrauchdampf im Leichenhaus.
Selbſt du biſt jetzt nur eine blaſſe Leiche,
Die aus dem Grab erſtanden, deine Hände
Sind in dem Mond gebleichtes Todtenbein.
Mir graut vor dir.

Stephanie.

Ha!

Otto.

Zwiſchen mir und dir
Gähnt eine Hölle auf; es riecht nach Moder,
Nach ſchlimmer, hirnbetäubender Verweſung.

Stephanie.

Du Gräßlicher!

Otto.

Es ſchlürft dort an der Wand.
Biſt du Creſcentius, ſo zeige dich,
Verdammter Geiſt in deinem Schwefelmantel,
Auflodernd, wie ein Irrwiſch aus dem Sumpf!
Du Lügenconſul, lüg' dir Leben an,
Wahrhaftiger und doppelter Empörer!
Blas' immer mich mit Leichenodem an
Und dreh' den Staub in Wirbeln um mich her;
Da ſteht dein Kaiſer, du erſchreckſt ihn nicht!

Stephanie.

O Gott im Himmel, Wahnſinn ſpricht aus dir!

Otto.

Hinweg von mir, hinweg, du Leichenweib!
Nimm deines Mannes Sarg auf deinen Rücken
Und in den Arm ſein abgeſchlag'nes Haupt!
O gebt mir Luft! Um eine Krone Luft! (Eilt ab.)

Stephanie.

Er rast! Zu Hülfe! Hülfe! Wehe mir!

Neunter Auftritt.

Bernhard maskirt, gleich darauf **Taraglia, Torello** und **Masken. Stephanie.**

Bernhard.

Was ist geschehn? Wer ruft um Hülfe?

Taraglia (eintretend).

Du!

(Er ersticht Bernhard.)

Stirb zu den Füßen deiner Buhlerin.

Stephanie (sterbend).

O rettet, rettet ihn! (Ab.)

Taraglia.

Stürmt mit den Glocken!
Greift zu den Waffen! Diese Nacht ist mein!

Torello

(nimmt die Maske Bernhard's ab).

Sieh' her, das ist der Kaiser nicht!

Taraglia.

Wer sonst?
Sein Kanzler nur? Ein schlechtes Gaukelspiel!
Das Schicksal machte einen Faschingswitz
Und zwingt uns doch, die Maske abzuwerfen,
Denn zur Entscheidung drängt uns dieses Blut;
Vor uns der Kampf und hinter uns der Tod!

(Bernhard's Leichnam wird hinweggetragen. — Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

(Straße.)

Eckart mit seiner **Schaar;** im Hintergrunde drängt sich das **Volk** vor; später **Otto,** hernach der **Edelknabe.**

Volk.

Rache und Rom!

Eckart.

Treuloſe Schufte ſeid Ihr!
Brechwurzeln! Pulver mache ich aus Euch
Und Krähenaugen; Hunde ſterben d'ran!
Verrückt gemachte Schneiderſcheeren ſeid Ihr!
Du Ratzenvolk!

Otto (ſchnell herbei).

Ich höre meine Sachſen.
Hier bin ich! Ein Verrath'ner, ein Verkaufter!
Wollt Ihr den deutſchen Kaiſer wieder haben?

Eckart und die Seinen.

Den Kaiſer und das Reich!

Otto.

Ein Schwert! Ein Schwert!

Edelknabe (herbeiſtürzend).

Es brennt das Schloß; erſchlagen ſind die Unſ'ren,
Wir abgeſchnitten von dem Aventin!

Volk (andringend).

Schlagt nieder! Deutſche ſind es!

Eckart.

Ihr Verräther!

Otto.

Dorthin! Dort in das Haus mit feſten Thürmen!
Zu dem Palaſte des Creſcentius!

(Kampf mit dem Volke.)

Eckart.

Daran! Hindurch! Zerſtampft ſie! Luft und Freiheit;

(Im Kampfe Alle ab.)

Elfter Auftritt.

Caraglia

(bewaffnet, ſchnell herein, in höchſter Aufregung).

Pechpfannen über ſie! Der Conſul richtet
Im Grabe noch zu Grund die gute Sache

Mit ſeinen Thürmen, die der Narr ſich baute!
Verdammt ſei der Palaſt mit allen Zinnen!
Sie dringen vor. Ihr Teufel in der Hölle
Verſchluckt die Thürme! — doch ſie ſind hinein!
Stephaniens Hühnerhaus hat ihn gerettet!
Die Dummheit ſiegt, bankrott iſt der Verſtand!
Wer ſchafft mir Eis? Ich brauche Eis und Ruhe!
Still, tolles Blut, laß' das Gehirn mir frei!
Still in der Bruſt, du wilde, heiße Kröte!
Gut ſo! Ich bin bei mir! Und ich bin ruhig!
(In den ganz gewöhnlichen Ton herabfallend.)
Da ſeh' ich an dem Mantel einen Ritz;
Der Schaden iſt zu flicken und zu heilen.

Fünfter Act.

Des Kaisers Zimmer im Palaste des Crescentius; der Hintergrund, wo sich des Kaisers Schlafgemach befindet, ist mit einem Vorhange verhängt.

Erster Auftritt.

Otto. Eckart.

Eckart.

Durch dieses Fenster! Meiner Hand nach! Dort!

Otto.

Es ist noch Abendröthe.

Eckart.

Feuer ist es!
Dort steigt ein neues auf. Es sind die Uns'ren,
Sie zünden an die Häuser vor der Stadt
Und treiben mit dem Wind den Rauch entgegen
Dem Volke auf den Mauern. Brave Jungen!
Heran mit Leitern, über Kopf den Schild,
Werft sie hinunter, stürzt Euch selbst herein!

Otto.

Es war ein heißer Tag.

Eckart.

Ich hab' den Sturm
Fünfmal zurückgeschlagen und doch steh'n
Wir nur zweihundert Deutsche gegen Rom.

Otto.

O dieſe Tage, ſo erfahrungsreich,
Die aus dem Herzen Rom mir ausgeriſſen
Und wieder meinem Volke mich geſchenkt!
Ihr habt mit Blut mich losgekauft von Rom.

Eckart.

Denkt nicht gering von mir, wenn Ihr was Naſſes
In meinen Augen ſeht; es kommt mir ſelten!
Könnt' ich jetzt draußen ſtürmen mit den Unſ'ren,
Ich ſchlüg' die Thore mit den Fäuſten ein.

Otto.

Nicht in des Römers Hände kann ich fallen!
Wie lange, Eckart, halten wir uns noch?

Eckart.

Gewiß noch morgen. Hielten auch die Mauern
Noch länger aus, ſo haben doch die Unſ'ren
Zwei Tage lang gehungert und gefochten.

Otto.

Ich ſehne mich nach Ruhe.

Eckart.

Gute Nacht! (Ab.)

Otto (allein).

Noch abzuſchließen iſt ein großes Werk!
Entſagen ſoll ein Kaiſerherz der Freude,
Und wieder ganz dem Volke angehören,
Von dem es Schuld und Liebe abgewendet.
Geſcheitert iſt an einem Weib das Größte
Und Herrlichſte, was je ein Mann erſtrebt —
Die Weltherrſchaft, das neue Römerreich —
Am Liebeswahnſinn und an einem Weibe.
Noch iſt es Zeit, die Ehre mir zu retten,
Die Zukunft meines Volkes! Und es zwingt mich,
Das abzuthun, was ſeines unwerth iſt.
Ade, du ſchönes, träumeriſches Weib,
Du ſchöne Circe, die mich ſo bezaubert,

So glücklich, ſo unglücklich hat gemacht!
Du armes Herz, verzweifeln darfſt du nicht;
Denn du gehörſt dem deutſchen Kaiſer an,
Der mit dir kein Erbarmen fühlen darf;
Ich geb' für dieſes Weib dir eine Welt,
Und Völkermillionen ſchenk' ich dir!

Zweiter Auftritt.

Otto. Der Edelknabe.

Otto.

Mein flinker Bote! Sprich, wie trafſt du ſie?

Edelknabe.

Sie ſaß in einem Seſſel, in die Hand
Geſtützt das ſchöne Haupt mit großer Schwermuth
Und weichen Locken, die herab ſich ſtahlen,
Die Schulter ihr zu küſſen.

Otto.

Adelbert!

Edelknabe.

Auf ihrem Schooße lag das ſchöne Halsband
Mit den Rubinen in der gold'nen Faſſung,
Das Ihr der ſchönen Dame einſt geſchenkt;
Sie ließ durch ihre zarten, weißen Finger
In einem fort die glüh'nden Steine rollen,
Daß es ausſah, als fielen Tropfen Blut
Durch weißen Schnee.

Otto.

Ein wunderbares Weib;
Sie muß bezaubern jede Menſchenſeele.

Edelknabe.

Schon längſt war ich getreten in das Zimmer,
Eh' ſie mich ſah; doch nun mit einem Mal
Stand ſie ſo mächtig, hoch und ſtolz vor mir,

Daß ich erſchrak; ſie hob den weißen Arm
Und rief bewegt in Haſt: „Du biſt des Todes,
Wenn du nicht Nachricht bringſt, wie ich ſie will.“

Otto (für ſich).

Nie kann ſie ihren heft'gen Sinn verleugnen,
Sie iſt von argdämoniſcher Natur,
Die and're Menſchen mächtig an ſich reißt,
Vampyriſch unterjocht. So iſt das Feuer,
Das bald die Wärme ſteigert bis zum Brand. —
Ach! Du biſt da? Du wollteſt etwas ſagen?

Edelknabe.

Doch als ich ihr die gute Nachricht brachte,
Daß Ihr ſie ſprechen wolltet, wie ſie wünſcht,
Noch dieſen Abend, — ſeht! ſo ſchlug ſie plötzlich
Die Hände vor's Geſicht, und ich weiß nicht.
Hört' ich ein Schluchzen oder fröhlich Lachen,
Es war ſo durcheinander.

Otto.

Wohl! Ich kenn' das.

Edelknabe.

Nach einer kurzen Weile ließ die Hände
Herab ſie fallen, und ihr Angeſicht
War ſtill und ruhig, wie der liebe Mond.

Otto.

Sie kann zuweilen ſich gar ſehr bezwingen;
Denn ſtark iſt ihre Seele, wie ein Held;
Das Unvermeidliche wird ſie ertragen, —
Was fängt hier innen ſo zu ſchluchzen an?
O, wer die Pflicht ausglich' mit dem Gefühle,
Der wär' der neue Heiland dieſer Welt!
Zwei Herzen, fürcht' ich, werden ſich verbluten!
Bring' das Barett her und den Mantel dort!

(Es geſchieht. Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Stephanie. Bald darauf **Taraglia** (als Jude verkleidet).

Stephanie (allein).

Ich höre kommen; ſind das ſeine Schritte?
Sie waren ſonſt nicht ſo; ſie ſind nicht gleich.
Jetzt ſchleicht es, — horch! Faſt fürcht' ich mich vor ihm.

(Taraglia tritt ein.)

Wer kommt? Was willſt du? Sprich, wer biſt du, Mann?

Taraglia.

Ein Maulwurf oder Jude!

Stephanie.

Du, Taraglia?

Taraglia

(nimmt den falſchen Bart ab und ſteckt ihn ein).

Die Menſchenfreundlichkeit hat ihre Wege.
In dieſer Maske hab' ich Brod und Früchte
Zur Gaſſenpforte meinen deutſchen Freunden
Hereingepaſcht und nebenbei mich ſelbſt.
Ich bin ein wenig müde. Liebe Schwäg'rin,
Wie ſteht es mit dem Kaiſer? Darf ich fragen?

Stephanie.

Er iſt mein Gaſt. Und das iſt Alles, Herr!

Taraglia.

Ich weiß, wie er am Faſching Euch verhöhnt.
Biſt du denn eine Magd und ſo gering,
Daß du Mißhandlungen erdulden mußt?
Sieh', du erbleichſt; noch biſt du für die Ehre
Nicht ganz und gar geſtorben, — dieſe Schmach, —
O, unſer Haus erträgt nicht dieſen Schimpf!
Wir ſind gewöhnt nicht, unſ're keuſchen Frauen,
Wie feile Dirnen, Fremden zuzuführen.

Stephanie.

O Gift ſind deine Worte! Schlangenbiſſe

Taraglia.

Ein Menſch kann ſich verpanzern ſo in Schande,
Daß über ihn Laſtwagen fahren können;
Schildkröten haben keine härt're Schale.

Stephanie.

Wer rettet, rettet mich?

Taraglia.

Ich trüg' die Unehre,
Der Haß genügt mir, doch in dir zugleich
Beleidigt ſind die Frauen dieſer Stadt, —
Biſt du noch eine Römerin? O pfui!
— Du drückſt dir blaue Flecken in die Arme, —
Was treibſt du bei dem Feinde unſ'rer Stadt
Für ein Gewerbe? Nährt es dich auch gut?

Stephanie.

O ſteinigt, ſteinigt mich!

Taraglia.

Und fühlſt du endlich
Denn nichts in dir von einer ſtrengen Mahnung,
Die dir den Weg zeigt, dich zu reinigen
Vom Unflath deiner Schande? Und er lebt?

Stephanie.

Ah! Furchtbar! deine Augen dürſten Blut.

Taraglia.

Wie warſt du ſonſt ſo ſtolz; du dankteſt kaum
Den Fürſten Rom's, wenn ſie demüthig grüßten, —
Jetzt weichen Straßenjungen von dir abſeits.
— Ohnmächtig? Nein! Sie ſchlägt die Augen auf. —
Iſt noch ein wenig Ehre in dir übrig,
Sie muß zur Flamme werden, da du ſiehſt,
Daß hunderttauſend röm'ſche Männer kämpfen
In dieſem Augenblicke an den Thoren,
Zu rächen deinen Mann und abzuwaſchen
Mit ihrem eig'nen Blute deine Schmach.
Du wink'ſt mir mit der Hand, du möchteſt reden?

Stephanie.

Und was begehrst du?

Caraglia.

Nun so muß ich dir
Es in die Ohren schreien: seinen Tod!

Stephanie.

Elender, sieh', nun steh' ich rein vor dir!
Nun spott' ich deiner schlechtgewählten Worte,
Die so gemein sind, wie dein eig'nes Herz;
Denn fremd war immer dir ein edles Weib!
Roll' deine Augen, balle deine Fäuste!
Mit Abscheu wendet sich von dir mein Auge!

Caraglia.

Stephanie! Ruhig! kommt zu Euch zurück!
Wenn heftig meine Worte, so erwägt,
Daß heftig die Empfindung meiner Seele.
Ich bin das Auge deiner heil'gen Ehre!
Stephanie, sprich, wie wird gesund mein Auge?
Ein Mittel giebt es nur: es ist sein Tod.
Auch wollt' ich nicht, daß du, ein zartes Weib,
Die Rache nehmen solltest; hast du doch
Noch einen Schwager, der verpflichtet ist,
Die Wittwe seines Bruder zu vertheid'gen.
Die Augenblicke drängen; denn das Heer
Der Deutschen, das von Tusculum gekommen,
Stürmt unerbittlich, und es hält das Volk
Kaum mehr den Andrang ab, den fürchterlichen.
In dieser Nacht gerettet ist der Kaiser,
Und uns're Ehre hin, auf ewig todt;
Wir sind ein Schandfleck unter and'ren Edlen!
Es darf nicht sein! Führ' mich in sein Gemach.

Stephanie.

Du Meuchelmörder, du Entsetzlicher!
Mein ist der Kaiser! Mein! Er ist mein Gast!
Mit keinem Hauche sollst du ihn berühren,

Mit keinem Finger ſtreifen ſeinen Leib!
In meinem Haus iſt er geweiht und heilig.

Caraglia (ein Meſſer zückend).

So ſtirb erſt du!

Stephanie.

Ich bin zum Tod bereit.

Caraglia.

Peſt über dich und deinen ſtarren Sinn!
Und ſoll ich denn an einem Weibe ſcheitern?
Du rufſt den Tod. — (Aufhorchend)
Wer naht?

Stephanie.

Entflieh', du Memme!

(Caraglia ab.)

Vierter Auftritt.

Otto. Stephanie.

Otto.

Wir ſehen uns zum letzten Mal, Stephanie!
Ich durft' den herben Schmerz mir nicht erſparen,
Noch einmal in dein holdes Angeſicht,
In deiner Augen ſüßes Licht zu blicken,
Und dann für meine Lebenszeit zu ſcheiden.
Gebirge, Länder, Seen werden bald
Sich lagern zwiſchen uns und unſ're Herzen.
Mein Volk ſtürmt an die Mauern dieſer Stadt,
Ich bin befreit — vielleicht in dieſer Nacht, —
Und mit dem nächſten Morgen ſchüttle ich
Von meinen Füßen Rom und ſeinen Staub!

Stephanie.

Zum letzten Mal? Du kannſt das böſe Wort,
Das mich ermorden wird, ſo ruhig ſprechen?
Mich kalt verbluten ſeh'n an dieſem Schmerz?

Doch du haſt nie geliebt! Wie könnteſt
Du hartherzig von dir werfen die Geliebte?
Haſt du vergeſſen deine heil'gen Eide,
Die du geſtammelt, wie ein ſel'ges Kind,
Als du dein Haupt an meinen Buſen drängteſt?
Wenn meine Locken du um deine Finger
Dir wickelteſt, und ſo mich niederzogſt, —
Und muß ich dich an alles dies erinnern?
Und deine Lippen meine Lippen ſuchten,
Wie oft riefſt du: „Auf ewig, ewig mein!“
Wie oft: „Uns trennt der Tod nicht von einander!“
Du kannſt jetzt nicht ſo ganz verändert ſein!

Otto.

Du haſt mich ſehr geliebt und all' Entzücken
Und jede Seligkeit des raſchen Lebens
Haſt du getheilt mit mir; wo ich auch bin,
Ich werde deiner ewig denken müſſen.

Stephanie.

Warſt du dann fortgeſchlichen, und es flammte
Der Morgen auf, verſchämt in heißer Liebe,
Und ich vernahm den Hufſchlag deines Roſſes,
Das dich davon trug, dich und meine Seele,
So ſank ich ſelig weinend in die Kiſſen,
Und ſprach zu mir: Er wird dich nie verrathen! —
Und jetzt? Und doch? Iſt alles nur ein Traum?

Otto.

Quäl' mich zu ſehr nicht mit ſo eig'nen Schmerzen!
Ich kann dich nicht vergeſſen, holdes Weib!
Mich trennt von dir mein Schickſal; denn ein Herrſcher
Iſt nicht ſein eigen; er gehört dem Volke,
Das ihn mit heißem Blut und Schweiß geworben;
Mich reißt mein deutſches Volk in ſeine Heimath,
Wie mich dein Volk auf's Schmählichſte verrathen.

Stephanie.

So haſt du plötzlich Alles nun vergeſſen?

O, jeder Zufall, jeder kleine Scherz,
Der ſich zu unſ'rer Liebe gern geſellte,
Steht mir lebendig immer in der Seele!
Wie du mir mit der Schärpe meine Hände,
Die deiner wehren wollten, einſt gebunden,
Dann mir verhülltest meine beiden Augen
Und mich nun bändigteſt mit feſt'gen Küſſen; —
Es müſſen alle Frauen mich verdammen,
Daß ſo ich je geliebet einen Mann!
Ihr ſeid nicht werth der Liebe! Sei es du!

Otto.

Verbitt're nicht mit ſchmerzlichen Gedanken
Die letzte Stunde! Laß' uns freundlich ſcheiden!

Stephanie.

Hartherziger, wie ſagteſt du ſo oft:
Treu, wie der Mond das Meer, die Sonn' die Erde.
So liebteſt du mich auch! Du ſchlimmer Mann,
Hab' ich je aufgehört, dich treu zu lieben,
Mein Herz entgegen deinem Licht zu drängen?
Wo bleibt die treue Sonne? Wo der Mond?
Sind treulos dieſe leuchtenden Geſtirne?
Gieb mich nicht Preis dem Spott der and'ren Frauen
Und nicht dem Hohngelächter dieſes Volkes!
Verwirf mich nicht um meiner Liebe willen!

Otto.

Haſt du mich je geliebt, ſo rüttle nicht
An meinem Herzen, Unglückſelige!
Nicht dieſe Thränen! O, ich muß von dir
Abwenden meine Augen; denn es darf
Mein Herz, das mühſam ich bezwungen habe,
Und nicht, wie Eis, zerſchmelzen meine Pflicht
Nicht dieſen Blick der Trauer, ärmſtes Weib!
Ich muß mich dennoch endlich von dir wenden. —
Nicht dieſe Seufzer, die wie Felſen ſtürzen
Auf mein Gewiſſen, das zur Buße mahnt! —

Denn nur in dieſer herben, ew'gen Trennung
Kann ich mich reinigen von dem Verbrechen,
Das dich, Geliebte, an mein Herz gehoben;
Und zwiſchen dir und mir ſteht ein Geſpenſt,
Das auseinander unſ're Seelen hält.
Mein Leben iſt der Reue jetzt geweiht,
Mit ihrem Kreuze hat ſie mich bezeichnet.

Stephanie.

Du kannſt mich nicht ausſtoßen in Verzweiflung,
Hinſchleudern an die Qualen des Gewiſſens.
O, ſchüttle mich nicht alſo von dir ab,
Als kröch' an dir hinan ein Skorpion!
Ich hör' das Hohngelächter einer Welt,
Du übergiebſt mich dem Gericht der Feinde?
Das hab' ich nicht verdient. Mein Gott! Mein Gott!

Otto.

Leb' wohl! Leb' wohl, du wunderbares Weib,
Das ich mit jeder Regung einſt geliebt!
So lebe wohl, du Wonne meiner Jugend!
Still! Still! O, ich ertrage nicht die Qual!
Unendlich, grenzenlos warſt du geliebt;
Es iſt ein großer Schmerz in dieſer Stunde.

Stephanie.

Stoß' mich nicht weg! Ich weiche nicht von dir.

Otto.

Gott leg' auf deine Stirne ſeine Hand
Und ſenke milde Ruhe in dein Herz!
Sei glücklicher, als ich, auf dieſer Erde!
Leb' wohl! vergiß mich nicht! Zum letzten Mal
Geht unter meine Sonne.

Stephanie.

Gehe nicht!
Drück' meine Hände nicht von dir zurück;
Ich weiß, du kannſt mich dennoch nicht verlaſſen.

Otto.

So weit der Schmerz, — hier brech' ich ihn entzwei,
Und übrig bleibt allein der deutſche Kaiſer!
Was wollt Ihr? Was begehrt Ihr noch von mir?
Ich kenne Euch nicht mehr. Seid Gott befohlen.

(Otto ab.)

Stephanie (allein).

Herzloſer Mann, du haſt auf meinen Nacken
Geſetzt den Fuß, du Unbarmherziger!
Mich zu zertreten, undankbarer Mann!
Nimm dich in Acht, Tyrann! dem armen Wurm,
Der flehend ſich um deine Ferſe windet,
Gab die Natur zur Rache einen Stachel!
Abſcheulicher Barbar, ich haſſe dich
Mit gleicher Glut, wie ich dich einſt geliebt!
Aufſpringt mein Blut, wie eine grimme Löwin,
Die vom Muthwillen bis zum Mord gereizt!
Verräther, wehe dir! Meineidiger!
O weh! mein Herz! — mein Herz ſpringt auseinander!

Fünfter Auftritt.

Afra (an einem Stabe langſam herein; ſie trägt ein Käſtchen). Stephanie.

Afra.

Ich ſeh' dich nicht an meinem Krankenlager?
Das iſt nicht gut von dir; ſo komme ich.

Stephanie.

Ich habe einen bittern Kelch geleert. —
Mir ward geſagt, du lägſt im Sterben, Afra?

Afra.

Verdorrt ein Baum, ſo bleibt das Laub nicht grün;
Der böſe Wurm, der Gram ſticht mich zu todt,
Nicht überleben kann ich Euer Haus,
Das nun in Schmach und Elend geht zu Grunde,
Und doch nicht ſterben, bis Stephanie ſich

Und alle Frauen hat gerächt an ihm,
An dem Verräther! An dem jungen Kaiſer,
Der alles Unheil über uns gebracht!
Geſtorben war ich ſchon, als mich herab
In's Leben wieder ſtieß der Geiſt des Conſuls,
Der noch herumirrt zwiſchen Erd' und Himmel.
Auf dieſes Käſtchen legt' er ſeine Hand, —
Sieh' an den Brandfleck, der war früher nicht! —
Dieß Käſtchen rührt von meiner Mutter her,
Die viele wunderkräft'ge Kräuter kannte.
In dieſen Gläſern ſchlummern wilde Kräfte,
Thautropfen, waſſerklar, unſchuldig, mild,
Wie Todesengel, welche lächelnd würgen.
Süß, bitterſüß ſteigt ein Aroma auf,
Es träuft ein Tropfen zwiſchen Lipp' und Lippe,
Ein kalter Nebel zittert um die Stirne,
Und ſchmerzlos ſtill gerinnt das wilde Blut.
Hier ſind zwei Dolche, todesſcharf geſchliffen,
Ein Natternpaar in weichem Silbergrau
Hineinzuſchlüpfen in den Quell des Herzens
Und ſich zu baden in der warmen Fluth!
Heimbürgen ſind ſie, treuverſchwieg'ne Freunde,
Geheimnißvolle Tröſter zu der Zeit,
Wo keine Hülfe mehr auf Erden iſt.
Nehmt hin! Nehmt hin!

Stephanie.

Du Todesarſenal!

Afra.

Ich fühl' mein Ende nah'n; nach meiner Seele
Tappt eine kalte Hand. Ich gehe hin,
Um mich zu ſtrecken auf das Sterbelager;
Denn eh' die Eule heimkehrt von der Jagd,
Der Hahn ankräht zum erſten Mal die Nacht,
Hab' ich zu leben aufgehört. Dich ſtärke
Des Conſuls Geiſt bei deinem ſtrengen Werke! (ab.)

Stephanie.

In guter Hand biſt du, Werkzeug des Todes;
Vertilgen ſollſt du den gehaßten Mann.
Doch iſt das Haß, was meine Seele jagt
Zu wilder Luſt und glühendem Entzücken?
Ich haß' ihn nicht. Ich liebe ihn zu heiß.
Der Tod giebt uns das Sacrament der Ehe.
Koſtbar will ich mich ſchmücken zu der Hochzeit —
Reicht mir den Myrthenkranz mit Perlenſchnüren,
Die gold'ne Kette mit den Blutrubinen!
Das prächtige Gewand mit gold'nen Blumen;
Denn ich bin eine kaiſerliche Braut!
Schon beug' ich mich herab zu ſeiner Lippe,
Schon ſchlinge ich den Arm um ſeinen Nacken
Und ſtürze mit ihm jubelnd in den Tod! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Caraglia (lauſchend herein).

War's ſo gemeint? Ich gebe mich zufrieden.
Der alte Keſſel des Geſchickes brodelt
Mit Flüchen und Verzweiflung hoch empor.
Ihr Geiſter aus dem Abgrund, ſchnell herbei,
Und ſegnet tüchtig dieſen Hexenbrei! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Zimmer des Kaiſers, wie vorher.

Otto (im Nachtgewande). Der Edelknabe.

Otto.

Mir iſt, als ſendete aus weiter Ferne
Das Vaterland noch einen ſel'gen Gruß
In Blüthenduft; mir iſt, als hörte ich
Hoch aus den Lüften eine Lerche ſingen.

Die Täuſchung iſt ſo ſüß. Nun gute Nacht.
Sing' leiſe noch ein gutes, deutſches Lied,
Das mich hinüber führt in's Reich der Träume.

(In das Schlafgemach ab.)

Edelknabe
(nimmt die Zither und ſingt).

„Am Berg' ſteht eine Tanne,
Die rauſcht zu jeder Stund',
Und könnt' ich ſie nur ſehen,
So würde ich geſund."

Mir liegt ſo ſchwer der Schlaf in allen Gliedern,
Und müde fallen meine Augen zu.
Wie endet doch das Lied? Es kommt ſo traurig.

(Er ſingt.)

„Vom Berg ſtürzt eine Tanne
Hinab zum tiefen See,
Und da ich daran denke,
Thut mir das Herz ſo weh."

Das that der Sturm, die Tanne ſtand zu hoch.
Der Kaiſer ſchläft. Wie drückt die Luft ſo ſchwer!

(Er ſchläft ein.)

Achter Auftritt.

Stephanie. (bräutlich geſchmückt, mit einem Käſtchen).
Der Edelknabe.

Stephanie.

Oede Nacht mit Grabesſtille,
Breite über dieſes Haus,
Ueber mich und meine Hände
Deine dunklen Schleier aus.

(Sie ſchleicht in das Schlafgemach des Kaiſers.)

Pauſe. Aus der Ferne Marſchmuſik des einrückenden, deutſchen Heeres.

Edelknabe (im Schlafe ſprechend).

Schließt zu das Haus; die ſchwarze Löwin kommt.

Neunter Auftritt.

Heinrich. Eckart. Der Edelknabe. Später **Stephanie.**

Heinrich.

So brechen wir als Sieger in die Stadt.
Zerschmettert ist der Feind, der Kaiser frei.
Doch welch ein ungewöhnlich tiefer Schlaf
Hat Alles hier betäubt?

Eckart.

Ein schnöder Jude,
Der heimlich uns mit wenig Brod versorgte,
Bracht' gegen Abend einen Krug voll Wein,
Die davon tranken, überfiel der Schlaf; —
Ein Italiener war es und ein Schuft. —
Noch ist er in dem Schloß und wird gesucht.
Hier ist des Kaisers Schlafgemach.

Heinrich.

Sieh' da!
Sein Knabe, aber auch vom Schlaf bewältigt.

Eckart.

He, Adelbert!

Edelknabe (im Schlafe).

Sie schmeichelt ihm! Seid ruhig!

Heinrich (den Vorhang aufziehend).

Mein kaiserlicher Herr!

Stephanie

(auf dem Lager über Otto's Leiche sich empor richtend und sich den Dolch in das Herz stoßend).

Mit mir vermählt!
So treu! — Und so liebt eine Römerin!

Heinrich (bei dem Lager).

Entsetzlich! Todt! Ermordet sind sie Beide!

Heer der Deutſchen (vor dem Palaſte).

Für immer Kaiſer Otto lebe hoch! (Trompetenfanfare.)

Zehnter Auftritt.

Ein deutſcher **Krieger** führt **Taraglia** gefangen herbei. **Heinrich. Eckart.**

Der Krieger.

Hier der Verräther, der den Schlaftrunk brachte!

Eckart (ergreift Taraglia).

Hierher, Verruchter! Lebt noch deine Seele,
So ſtürze dieſer Anblick über dich
Mit Höllenqual und mit der Todesangſt!

Taraglia.

Das iſt mein Werk! Frohlockend werf' ich es
Euch in das Angeſicht!

Eckart.

Fahr' hin, Elender,
Verdirb und ſei verflucht! (Eckart erſticht ihn.)

Taraglia.

Es iſt vorbei!

Eckart.

Wohl bekomm' die Verdammniß!

Taraglia.

Dank' Euch! Danke!

(Er ſtirbt.)

Heinrich.

Der Himmel wendet ab ſein Angeſicht.

Eckart.

Fluch dem Jahrtauſend, das ſo ſchlimm begonnen!
Sein Anfang war Empörung, Mord und Blut.
Zu ſel'gem Ende führ' es Gott der Herr!

(Die Scene füllt ſich mit deutſchen Kriegern; es beginnt die Muſik eines Trauermarſches, welcher erſt leiſe gehört wird, dann ſich ſteigert, bis der Vorhang fällt.)

Heinrich.

Des Kaiſers Seele ſchwang ſich auf zu Gott;
Doch ſeinen Leib, wie er vordem begehrt,
Beſtatten wir in heil'ge, deutſche Erde
Zu Aachen neben Kaiſer Karl dem Großen.
So tragen wir betrübt mit Trauerfahnen
Im ſchmerzlichen Triumph zur deutſchen Heimath
Als Siegstrophäe unſ'res Kaiſers Leiche.

Der Vorhang fällt.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Dritter Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

	Seite
Cola Rienzi	1
Wendelin und Helene	117
Die Bräute von Florenz	181
Johann von Oesterreich	271
Herzog Bernhard	381
Der Sohn des Fürsten	447
Cromwell	521

Cola Rienzi,

der letzte Volkstribun der Römer.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen:

Raymond, Biſchof und Legat.
Stefano Colonna, Gouverneur in Rom.
Giovanni Colonna, ſein Sohn.
Paolo Urſini, römiſcher Fürſt.
Cola Rienzi, Notar; ſpäter Volkstribun.
Camilla, ſeine Gattin.
Enrico, Rienzi's Jugendgenoſſe und Secretair.
Tomaſo, Rienzi's Agent.
Baroncelli, natürlicher Sohn Stefano Colonna's.
Daniello, Römer von Trastevere.
Lorenzo, Obmann vom Quartier des Campo Marco.
Andrea, Benedetto, Craſſo, Scipione, } römiſche Bürger.
Filippo, ein Florentiner.
Montreale, Ritter und Condottiero.
Lodovico, Fürſt von Tarent.
Rupa, Geſandter von Ungarn.
Leopold von Altſtein, Geſandter von Baiern.

Römiſche Bürger. Jungfrauen. Camilla's Ehrendamen. Richter. Lictoren. Diener. Ein Scharfrichter. Krieger. Volk.

Erſter Act.

Zimmer in Rienzi's Hauſe.

(In Unordnung liegen Bücher, zerbrochene Büſten, altrömiſche Opfergeräthe und andere Antiquitäten umher. Vorn in einem Lehnſtuhle bei einem Schreibtiſche ſitzt Rienzi, mit einer Laute beſchäftigt, weiter hinten, zwiſchen Actenſtößen, Enrico.)

Erſter Auftritt.

Rienzi. Enrico.

Rienzi.

Nicht mehr verleihſt du Troſt der kranken Seele,
Du arme Zither, meiner Jugendzeit
Gefährtin! Deine Saiten ſind zerſprungen,
Und deine zarte Wölbung iſt geborſten!
Auch deines Freundes Seele hat zerriſſen
Unnennbar herber Schmerz! Du ſtille Freundin,
Haſt du nicht einen Ton für deinen Freund?
Du kleiner Zirkel, der ſonſt eine Welt
Voll ſüßer Töne mir gefangen hieltſt,
Behauſung holder Geiſter, ſage mir:
Wo haben wir den Frieden hingethan?
Du arme Zither, Gleichniß meines Lebens,
Du biſt das letzte väterliche Erbſtück,
Du letzter Freund, fahr' wohl, du letzter Troſt!
Der Seele Frieden, alles fromme Glück
Werf' ich, wie dich, von mir!

(Er wirft die Zither weg und nimmt ein Buch.)

Nimm du mich auf, o Titus Livius!
Entrolle mir die blutgetränkten Blätter
Der Republik zu Rom, voll Geisterschlachten
Der Redner und Todeskämpfen der Helden,
Und laß' durch meinen Geist die schmetternden
Fanfaren aller Siegeshörner klingen,
Bis ich gefunden das gewalt'ge Wort,
Das Rom aus seinem Todesschlafe weckt!

(Er wirft das Buch weg.)

Es lebet wahrlich noch der letzte Römer;
Denn diese kleine Wölbung meiner Brust,
Die nicht den Frieden konnte mehr bewahren,
Verbirgt noch eine Welt voll alter Götter,
Die Seelen der Catonen, der Cäsaren,
Das alte Rom und seine Legionen.

Enrico (kommt vor).

Nun wär' ich endlich fertig mit dem Schreiben.
Sieh' an! Ich hab' noch nie so gut copirt:
Das muß Colonna in die Augen blitzen.
Ich hab' mich fast gefürchtet bei dem Schreiben;
Du hast so kühn, wie Cicero, gesprochen,
Und daß der Gouverneur kein Recht am Strom
Und auch die Schiffe nicht bezollen dürfe.
Schau', die Fractur mit diesen Schnörkelzügen
Und da die gold'nen Blumen mit den Ranken!
Ich mein', das soll schon seinen Eindruck machen.

Rienzi.

So viel, wie ein gemalter Papagei.

Enrico.

Was du doch sagen darfst! Du warst von je
So recht für dich. Ich denke oft daran,
Doch nicht mit Neid, daß ich, dein Camerad,
Dein Schreiber bin, du aber, jung wie ich,
Schon päpstlicher Notar und Advocat!
Du wirst gar bald noch einen Schreiber brauchen.

Rienzi.

Doch rothe Tinte werden wir gebrauchen.

Enrico.

Es ist recht Schad', daß diese arge Zeit
Dir keine Muse läßt zur Poesie;
Ich bring' nicht jenes Lied mehr aus dem Sinn:

„Von Seligkeit sind trunken
Die Armen und die Müden;
Es ist herabgesunken
Der Himmel mit dem Frieden!"

Rienzi.

O, diese Nacht! Ich sehne mich nach Licht.

Enrico.

Es giebt ein großes Drängen auf der Straße.

Rienzi.

Gesell' dich zu dem Volk, bring' Nachricht heim
Von dem, was diese Nacht im Traume lallt. (Enrico ab.)
Es naht die Zeit, gewaltig ist ihr Schritt,
Eh' ich es wähne, muß ich Rede stehen.

Zweiter Auftritt.

Lorenzo, Andrea, erster, zweiter, dritter und andere **römische Bürger** kommen schnell herein. **Rienzi.**

Lorenzo.

Herein! Immer herein!

Bürger.

Rienzi, hilf!

Erster Bürger.

Verlaß' uns nicht!

Zweiter Bürger.

Rienzi, steh' uns bei!

Rienzi.

Ich dien' Euch gern; bin ich ja doch Notar!

Dritter Bürger.

Und du biſt unſer Mann!

Andrea.

Du ſollſt uns retten!

Lorenzo.

Du ſiehſt, Rienzi, Abgeordnete
Der angeſeh'nſten Bürger hier vor dir.

Rienzi.

Herr Obmann vom Quartier des Campo Marco,
Ihr, Handelsherr Andrea, all' Ihr Herren,
Seid mir willkommen, nehmet Platz bei mir!

Lorenzo.

Wie arme Leute bei der Waſſersnoth,
Wenn jeden Augenblick die Fluthen ſteigen,
So in der Nacht noch rufen wir dich an.

Rienzi.

Andrea, ſprich, welch' Unheil iſt geſchehen?

Andrea.

Geplündert iſt die Strada di Ripetta
Von den Hatſchiren Stefano Colonna's.

Rienzi.

Ihr habt dort auch ein köſtliches Gewölbe!

Andrea.

Beſtohlen! Ausgeleert! Ich aber ſchweige;
Mein Unglück iſt ein Theil des allgemeinen;
Vergeßt mich jetzt; Herr Obmann, redet Ihr!

Lorenzo.

Dir iſt bekannt, wie keinem Anderen,
Das Elend dieſer Stadt und ſeine Quelle,
Daß vor dem zügelloſen Haus Colonna
Und der Gewaltthat der Patricier

Vor dreißig Jahren schon nach Avignon
Die Macht der Kirche sich gewendet hat.
Ganz ging uns da des Glückes Sonne unter;
Rom war von seinem rechten Herrn verlassen,
Wie eine Wittwe ohne Rath und Hülfe,
Und preisgegeben jedem Frevelmuth.
Doch als es Stefano Colonna wagte,
Vom heil'gen Stuhl mit Arglist und Gewalt
Den Titel eines Gouverneurs von Rom
Sich zu ertrotzen, waren wir verloren,
Wie eine arme, hirtenlose Heerde.
Da sandten wir dich hin nach Avignon
Zu uns'rem Vater, doch du kamst zurück
Mit Raymond, dem Legaten, und Verheißung
Der bessern Zukunft; — schlimmer ward es nur!

Andrea.

Erst heute hat er unter eitlem Vorwand,
Daß wir ein altes Zollgesetz umgangen,
All' Tiberschiffe mit Beschlag belegt.
Da von Trastevere kam Daniello,
Und kaum hört' er die armen Schifferleute
Am Tiberstrome um Erbarmung schrei'n,
Und kaum rief er in jähem Zorne aus:
„Habt Ihr nicht Hände? Wehrt Euch doch der Hunde!"
So drangen die Hatschire auf ihn ein.
Er waffenlos, doch rüstig, wie ein Leu,
Warf sie beiseit, ihn rettete die Flucht,
Da stürzten die Hatschire in die Häuser;
O, namenlose Sünden sind gescheh'n!

Lorenzo.

Rienzi, es entrüstet dich noch nicht?
Du rasest nicht vor Wuth? Du siehst uns an
Mit starrem Auge und unwandelbar?
Du räthselhafter Mensch, gieb jetzt dich kund!

Rienzi.

Was wollt Ihr nun von mir?

Lorenzo.

Ich ſag' dir redlich, was von dir man hält:
Bald ſcheinſt du uns ein Träumer, bald ein Weiſer,
Bald auch ein Thor, der die Patricier
Mit Poſſen unterhält, und bald ein Schwärmer,
Dann wiederum tiefſinnig und gelehrt!
Biſt du ein Brutus, wirf die Maske ab!
Biſt du ein Cäſar, ſo ergreif' die Zügel
Des Regiments von Rom! Entſchließe dich!

Rienzi.

Drängt Euch die Noth ſo ſehr? Wohlan, ſo geht
Zu Stefano Colonna, fragt wie Männer:
Ob er denn leben könne ohne Luft?
Gerechtigkeit wär' eines Volkes Odem!
Und ob er leben könne ohne Waſſer?
Gerechtigkeit wär' eines Volkes Brunnen!
Wer aber könnte leben ohne Licht?
Gerechtigkeit wär' eines Reiches Sonne!
Doch wer dem Volke Luft und Licht und Waſſer
Verſagen wolle, ſei des Todes ſchuldig!

Andrea.

Das ſollen wir ihm ſagen?

Rienzi.

Wer nicht Herz zum Wort,
Der aber hat es nimmermehr zur That.

Lorenzo.

So hüllſt du wieder dich in deine Räthſel.

Rienzi.

Geht! Thut, was ich Euch heiße! Gute Nacht!

Lorenzo.

Ich ahne dich, Rienzi, und ich gehe;
Doch falle ich, ſo ſei die Rache dein!

Rienzi.

Das ſprach ein alter Römer und ein Mann,
Und wie ein Römer halte ich dir Wort!

(Alle, außer Rienzi, ab.)

Dritter Auftritt.

Camilla tritt ein. Rienzi.

Rienzi.

Mein holdes Weib, ſchläfſt du noch nicht zur Nacht,
Was treibt dich noch aus deiner ſtillen Kammer?

Camilla.

Rienzi, du und Rom und meine Träume.

Rienzi.

O, ich verſteh' dich nicht!

Camilla.

Mich quälet nur
Ein wunderlicher, eigener Gedanke,
Nicht ruhen läßt er mich! Ich war noch kaum
Dem Kinderkleid entwachſen, als ich hörte:
Rom wär' einſt Königin der Welt geweſen;
Gewalt'ge Kaiſer hätten hier beherrſcht
Den Erdkreis, und zu jener Zeit wär' Rom
Ein wunderherrlich' Paradies geweſen
Voll Pracht und Herrlichkeiten ohne Ende,
Wie noch die Erde nimmermehr geſeh'n;
Da ſollen ſo viel Könige in Rom,
So viele Helden hier geweſen ſein,
Als Bürger auf das Kapitol geſchritten;
O, Cola, ſag' mir, iſt das Alles wahr?
Und lache nicht, ſprich lieber, wie es iſt.

Rienzi.

Das alſo ließ mein gutes Weib nicht ſchlafen?

Camilla.

Wenn ich vor meines Vaters Hütte saß,
So kamen dort zuweilen alte Bürger,
Und netzestrickend lauscht' ich ihren Worten,
Mit denen sie zurück die Zeit der Kaiser,
Die Herrlichkeit der alten Tage wünschten;
Da rief ich ihnen wohl im Scherze zu:
„Getröstet Euch, ich stricke hier ein Netz,
Darin will ich Euch einen Kaiser fangen!"
(An seinem Halse.)
Mit diesen Armen hab' ich ihn gefangen!
O, wenn ich je die Zeit erleben sollte,
Daß ich die funkelhelle Kaiserkrone
In deine dunkeln Locken drücken dürfte,
Dir schlagen um die Schultern einen Purpur
Und rufen laut: „Es lebe hoch der Kaiser!"

Rienzi.

Du schwärmst so sündlich, liebes Weib, daß mir
Die Seele in der tiefsten Brust erschrickt.

Camilla.

Hab' ich denn nicht gehört, was auf der Straße
Die Bürger flüstern, nicht gemerkt bei dir
In jeder Nacht die Boten auf und zu,
Belagert unser Haus zu allen Stunden
Von Hülfesuchenden, geseh'n bei dir
Gar häufig auch den päpstlichen Legaten?
Was sollten die Geheimnisse bedeuten,
Wenn nicht zuletzt herauskommt etwas Großes?

Rienzi.

Mein einz'ger Stolz ist, daß ich Römer bin,
Plebejer auch, wie Marius gewesen!
Komm' an mein Herz und höre, was ich sage:
Des Kämpfers Namen rufen in der Schlacht
Bringt ihm den Tod, ich aber kämpfe schwer.
Schlaf' wohl, du süßes, du geliebtes Weib!

Camilla.

Ich möchte immer bei dir sein, Rienzi!

Rienzi.

Geh' schlafen, o genieß' den milden Schlaf,
So lang' er deinen Augen noch vergönnt;
Es kommt die Zeit, wo du ihn missen wirst!

Camilla.

Felice notte! O, ich weiß, wovon
Ich träumen werde bis zum hellen Morgen.

Rienzi (heimlich zu ihr).

Hörst du einst eine Nacht mit eh'rner Zunge
Gewaltig stürmen über dieser Stadt,
So denk' daran: Rienzi lehrt sie sprechen.

(Er drängt sie fort. Camilla ab.)

Rienzi.

Auch über sie kommt jener dunkle Geist,
Der mit prophet'scher Zunge zu mir spricht,
Deß Augen zu mir funkeln durch die Nacht —
Und Aufruhr predigen in meinem Herzen.
Du Dämon meiner Seele, schreit' voran,
Wer du auch bist, ob Brutus oder Cäsar,
Ich folge unerschrocken deiner Spur
Mit nackter Brust in einen Speerenrechen!
Blick' nicht zurück, ich hefte mich an dich,
An deinen Schatten, der du selbst ein Schatten!
Ich komme, Dämon, doch verleih' den Kranz,
Und wär's am Fuße der Pompejussäule!

Vierter Auftritt.

Baroncelli tritt schnell herein, hinter ihm Tomaso. Rienzi.

Baroncelli.

Rienzi, gute Nacht!

Rienzi (erschreckend).

Ah! Du! Ihr seid es!

Baroncelli.

Was iſt dir, Cola? Sieh', ſo geht's Phantaſten,
Daß ſie erſchrecken, tritt in ihre Träume
Die baare Wirklichkeit!

Rienzi.

Schilt immer zu,
Daß ich in dir den Geiſt des Brutus ſah!

Baroncelli.

Aufrichtig, Freund! Ich bin zu lüderlich
Dazu! Ich hab' einmal auf dem Theater
Im Tod des Cäſars dieſe Tugendfratze
So abgeſpielt, daß ich mit ſüßem Wein
Noth hatte meine Seele abzuſpülen,
So angeſteckt war ſie von eitel Tugend!

Rienzi.

Wärſt du ſo ſchlecht, wie deine Worte ſind,
So wollt' ich, daß ich nimmer dich geſeh'n.

Tomaſo.

Was ſtreitet Ihr? Wir haben Luft gemacht.

Baroncelli.

Die Comödie iſt fertig! Haſt du brav
Dein Stichwort einſtudirt? die großen Reden?

Rienzi.

In dir verleugnet ſich dein Vater nicht,
Die angebor'ne Hoffart und der Frevel.

Baroncelli.

Zum Teufel! ſag' nicht, daß ich Baſtard bin,
Ein Nebenkind des Stefano Colonna!
Ich will nicht länger hungern an der Thür
Des Rabenvaters, der ſich meiner ſchämt,
Und mich von ſeiner Schwelle jagen ließ,
Als mich die Noth vor ſeine Thüre warf.

Rienzi.

Es theilen ſich die Wege, Baroncelli.

Du willst das Unrecht, ich Gerechtigkeit,
Unordnung du, doch ich den besten Staat.

Baroncelli.

Als wenn dein bester Staat von selbst sich machte,
Wie du ihn reinlich auf Papier geschrieben.

Rienzi.

So sprecht, wie weit ist unser Werk gediehen?

Tomaso.

Es kocht der Kessel bis zum Ueberlaufen.
Nachdem wir angeschlagen an den Thoren
Und Straßenecken deine rothen Zettel,
So kamen Müßiggänger schnell und lasen:
„Es naht die Stunde der Gerechtigkeit,
Heimkehrt nach Rom die alte Republik!"

Baroncelli.

Da lief das Schlagwort schnell von Mund zu Mund
Die Wasserträger, die Limonenhändler,
Die Straßenkönige zusammen riefen
Durch alle Gassen, Winkel und Tabernen:
„Es naht die Stunde der Gerechtigkeit,
Heim kehrt nach Rom die alte Republik!"
Der rothe Weinschenk auf den Platz Navona
Hing schnell ein Schild heraus mit großer Inschrift:
„Zur einzig ächten, alten Republik!"
Dort ist nun jetzt das Hauptquartier des Volks.

Rienzi.

Sie wühlen sich klimatisch in den Schlamm.

Baroncelli.

Jetzt machten ich und meine Spießgesellen
Die Runde in der Stadt und flüsterten
Dem Einen und dem Andern in das Ohr:
„He? Kennst du den verhüllten Mann der Zeit?"
Und eh' noch eine Stunde war vergangen,
So zuckte heimlich donnernd schon deine Name,
Wie ein Erdbeben, auf an allen Enden!

Tomaſo.

Iſt mit den Römern etwas anzufangen,
So iſt es jetzt.

Baroncelli.

Wo ſie betrunken ſind.

Fünfter Auftritt.

Daniello tritt ein. Vorige.

Daniello.

Da bin ich noch lebendig und gerettet!
Des Gouverneurs Hatſchire hol' der Teufel!
Rienzi, Kamerad von alter Zeit,
Da haſt du mich, mit Leib und Seele dein!

Rienzi.

Gerettet, Daniello? Du gerettet?

Daniello.

Und mehr als dies! Die wackeren Geſellen
Von der Trastevere hab' ich beiſammen,
Bei der Rotonda hab' ich ſie geſtellt;
Wohin ſoll ich mit meinen tollen Burſchen?
Wenn ſie vor ihrer Bruſt ſich nicht die Arme
Geſchlagen hätten in ein Kreuz zuſammen
Und ſich ſo ſelber feſſelten und hielten,
Sie hätten Rom ſchon über ſich geworfen!

Rienzi (halb für ſich).

So ſtändeſt du, mein Dämon, ſchon vor mir,
Da ich dich oft gerufen, alſo plötzlich?

(Pauſe.)

Noch könnte ich zurück, mich ſtill verſenken
In die Gewohnheit des gemeinen Lebens,
Im engen Kreis des Menſchen Loos erfüllen; —
O, wer mir jetzt den Spruch der Wahrheit ſagte!
Wer ruft mich? Iſt es nicht der Gott der Zeit,

Der mich mit Donnerworten mahnt zur That?
Seht Ihr nicht auch dort eine dunkle Hand,
Wie einen Schatten? Wie sie vorwärts winkt!
O Cäsar, Cäsar! Hier ist meine Seele!

Baroncelli.

Erwach', Rienzi!

Rienzi.

Rom, hier bin ich!

Tomaso.

Cola,
Was soll geschehn?

Rienzi.

Zum Volke, zur Navona!
Verkündet ihm: noch heute in der Nacht
Zög' ein in Rom die alte Römerzeit!
Laßt die Trompeten lustig dazu schmettern!
Und nach dem Forum sollen Alle eilen;
Denn schwanger geht die Nacht mit großen Dingen!
Du, Daniello, und die Deinen aber,
Das Zeughaus sprengt Ihr und bewaffnet Euch!

Daniello.

Luft! Luft! Rienzi, Daniello kommt! (Ab.)

Tomaso.

Nun hab' ich alle Hände voll zu thun.

Baroncelli.

Du hörst von mir, ich will die Hölle schüren,
Daß ihre Gluten an den Himmel schlagen.
(Baroncelli und Tomaso ab.)

Rienzi.

Roll' hin! Roll' hin! Gewaltig' Rad der Zeit!
Ich gebe dir den Stoß! Weh' jeder Hand,
Die greifen wollte jetzt in deine Speichen! (Ab.

Sechster Auftritt.

Saal im Palaſte Colonna.

(Durch die offene Thür im Mittelgrunde ſieht man einen Maskenball. Muſik.)

Stefano Colonna. Ein Diener.

Stefano.

Mehr Kerzen her! Es iſt nicht Licht genug!

Diener.

Zwölfhundert Lichter brennen in dem Saal.

Stefano.

So hängt ein Schleier vor den Augen mir;
Es iſt mir Alles dunkel, grauenvoll!
Schafft friſchen Syrakuſerwein heran!
Wie ſpielen heut' die Muſikanten oben
So melancholiſch auf, als wäre hier
Ein Leichenhaus, als ſollten da die Todten
Noch tanzen helfen! Schnell, Petruccio, lauf'!

Siebenter Auftritt.

Giovanni Colonna und **Paolo Urſini** treten auf; ſie nehmen die Masken vor einander ab. **Stefano.**

Paolo.

Giovanni!

Giovanni.

Paolo?

Stefano.

Ihr Cavaliere
Dürft nicht den Saal verlaſſen und die Schönen!
Ihr, Fürſt Urſini, laßt Euch nicht verdrängen
Von and'ren Freunden aus der Gunſt der Damen.
Ihr ſtreift mit Euren Augen durch die Menge,
Ihr ſuchet Jemand?

Paolo.

Pah! Nur einen Narren,

Den Antiquar, der unſ're Alterthümer,
Die alte Römerzeit ſo gut ſtudirt,
Daß man ihm glauben möcht', er hab' mit Cäſar
Und Brutus eh'mals Brüderſchaft gemacht, —
Den ſie von Avignon zu uns geſendet,
Um uns die röm'ſchen Rechte zu erklären,
Den beſten Staat, — den thörichten Rienzi.

Stefano.

Ich ließ ihn laden; gut, daß er nicht kam,
Denn ſeiner Weiſe bin ich überdrüßig;
Er macht ſich unbequem.

Paolo.

Doch immer Spaß
Er iſt ſo durch und durch phantaſtiſch albern,
Daß er im Ernſte neulich mir verſichert
Er hör' die alte Zeit mit einem Spaten
Arbeiten fleißig unter unſ'ren Füßen!

Stefano.

Zum Tanz, Ihr jungen Herren, hütet Euch,
Daß ich Euch bei der Dame Eures Herzens
Nicht überflügle! Schnell hinein zum Feſt!

(Während ſich Giovanni und Paolo zurückziehen, kommt Raymond.)

Achter Auftritt.

Raymond. Vorige.

Stefano.

Herr Biſchof, Ihr? Seid tauſendmal willkommen!
So ſelten gebt Ihr meinem Gaſtgebot
Ein freundliches Gehör, daß ich nun heute
Kaum ſattſam weiß, den ſelt'nen Gaſt zu ehren.

Raymond.

Colonna, nicht das Feſtgebot ſowohl,
Mich treibt ein ernſteres Geſchäft hierher!

Zwei Augenblicke ſtehl' ich Eurem Feſt,
Ihr gönnt ſie mir?

Stefano.

Recht gern, Herr Biſchof, ſprecht!

Raymond.

Ihr wißt, daß ich und der Notar Rienzi
Mit aller Vollmacht von dem heil'gen Stuhle
Hierher nach Rom geſendet worden ſind,
Zu prüfen ſeinen Zuſtand, ſeine Noth,
Die uns ſo arg geſchildert worden iſt,
So märchenhaft und grauſig, unerhört,
Daß nicht ein menſchlich' Herz es glauben mochte!
Ich kam, und mehr als wahr fand ich das Märchen!
Herr Gouverneur, auf dieſe Greuelthaten
Drückt nicht die heil'ge Kirche ihre Siegel!

Stefano.

Herr Biſchof und Legat!

Raymond.

Noch heute ward
Das Gräßlichſte vollbracht in Eurem Namen!

Stefano.

Wähnt Ihr, der Stefano Colonna wär'
Nur ſo ein Spielwerk in der Kinder Hand?
Meint Ihr, ich wüßte nicht, wie Eure Kirche
Von je beſchützt die Städte gegen uns?
Wähnt Ihr, es ſei die alte Zeit gekommen
Mit dem lombard'ſchen, großen Städtebund?
O, irrt Euch nicht! So lang' Colonna lebt,
Herrſcht Einer nur und Einer ganz und gar!
Wollt Ihr mich lehren, wie das Roß man bändigt?
Mir eine Rede halten, wenn ich ihm
Den Sporn eindrücke, auf das Haupt es ſchlage? —
Genug, Herr Biſchof, ſchreibt nach Avignon:
Ich dankte für den Titel Gouverneur!
Zur Zeit käm' hier ein anderer in Mode!

Maſtino della Scala in Verona,
Und Malateſta und die vielen And'ren,
Die ſich die Städte unterworfen haben
Und ihren Willen zum Geſetz gemacht,
Gebrauchen einen andern, guten Titel;
Mir klingt er gut genug, er heißt: Tyrann!

Raymond.

Nehmt dieſes Wort zurück, nehmt es zurück!

Stefano.

Spricht's Euch nicht an, es iſt und bleibt geſprochen,
Und da Euch nicht die Luft von Rom gefällt,
So will ich Euch, Herr Biſchof, nicht verhindern,
Die beß're Luft von Avignon zu ſuchen.

Raymond.

Wie du von uns, ſo ſagen wir uns los
Von dir und deinen Werken, Stefano!
Du haſt dich losgeriſſen vom Geſetze,
Das mit der Menſchheit dich zuſammenhielt,
Und wie ein Stein, gelöſt von ſeinem Felſen,
So wirſt du abwärts rollen und zerſchmettern!
Die heil'ge Kirche wird auf Mittel denken,
Zu ſchützen ihre Heerde vor den Wölfen! (Ab.)

Stefano.

Wohlan, ſo hüte dich vor meiner Bahn!
Mit großem Schwung auslaufen will ich ſie,
Wie noch vor mir kein Anderer gethan!

(Ein Diener ſpricht heimlich mit ihm.)

Paolo (zu Giovanni).

Bei fürchterlicher Stimmung iſt der Herr!

Giovanni.

Er iſt mein Vater.

Paolo.

O, beſchwichtigt ihn!

Giovanni (zu Stefano).

Was iſt Euch, Vater?

Paolo.

Gouverneur, was giebt's?

Stefano.

Schamlos bedrängt mich noch das Volk zur Nacht;
Ich mein', ſie wollen mich zu Rede ſtellen;
Scheu'n ſie des Löwen Höhle nicht, nun denn,
So mögen ſie des Löwen Kralle ſeh'n!
Laß ſie herein: ich will mit ihnen ſprechen!

(Ein Diener entfernt ſich.)

Sie kommen recht, die Laune mir zu kühlen.
So ganz natürlich ſollen ſie mich finden.

Neunter Auftritt.

Lorenzo und andere **römiſche Bürger**. **Vorige**.

Lorenzo.

Herr Gouverneur! In rechter Angſt und Noth
Stürzt zu Euch her die ſchwer bedrängte Stadt;
Denn da wir nur noch arme Bettler ſind,
So betteln wir jetzt um Gerechtigkeit!

Stefano.

Gehorſam ſollt Ihr lernen, denn Gehorſam
Iſt Euer Handwerk. Das Gelüſt in Euch
Nach altlombard'ſcher Freiheit kenne ich,
Ausreißen will ich das bis auf die Wurzel!

Lorenzo.

Gewaltthat macht der beſſ'ren Zeit gedenken,
Die ſelbſt hier unter'm Krummſtab noch geblüht!

Stefano.

Und dieſe gute Zeit hat Euch verdorben!

Lorenzo.

Ihr habt daran, Herr Gouverneur, nicht Schuld.
Wie Ihr uns halten mögt, das Eine nur,
Gerechtigkeit, verlangen wir von Euch!
Denn wer mit Füßen tritt das Heiligſte,
Kein Recht im Himmel und auf Erden kennt —

Stefano.

Sprich aus! Sprich aus! Nur der? nur der? ſprich aus!

Lorenzo.

Iſt ſelber rechtlos, wie ein wildes Thier.

Stefano.

Das eben war es, was ich hören wollte.

Bürger.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Stefano.

Ihr Meuterer!
Mit Lanzenſtößen zwiſchen Eure Rippen
Sollt Ihr ſie haben, und mit Meſſerklingen
In Euer Eingeweid', mit Axt und Kolbe
Auf Eure Schädel! und ſo fahrt zur Hölle!

Lorenzo.

So zählt von Euch und Eurem Regiment
Das Volk von Rom durch meine ſchwache Zunge
Sich los und ledig, und ſo ladet Euch
Rienzi auf das Forum vor Gericht
Zur Rechenſchaft. Zu Ende bin ich ſo.

Stefano.

Zu Ende, Narr! Bei Gott, du biſt zu Ende!

Bürger.

O, Gnade! Gnade!

Stefano.

Packt ihn an, Ihr Knechte!
Hinunter ſchleudert ihn von dieſem Söller!

Paolo.

Erbarmen, Gouverneur! Hat er beleidigt,
Iſt er beſtraft ſchon mit dem Todesſchreck!

Bürger.

Erbarmen! Erbarmen!

Stefano (zu den Bürgern).

Verliert kein Wort, denn tödtlich iſt es Euch!

Lorenzo.

(von den Dienern gepackt, indem er fortgeſchleppt wird.)

Rienzi, hilf! Rienzi, räche mich!

(Lorenzo und die Diener verſchwinden; man hört einen Wehſchrei.)

Stefano.

Das iſt auf Eure Frage meine Antwort! (Die Bürger ab.
Muſik! Muſik! Ich bitte zu entſchuld'gen,
Wenn meine lieben Gäſte ich erſchreckt;
Es iſt ſo meine Art, ein wenig jäh!
Muſik! Muſik! Die Morgenſonne ſoll
Den holden Damen in die Augen blitzen! (Alle ab.

Zehnter Auftritt.

Das alte Forum.

Scipione und **Benedetto** treten auf.

Scipione.

Seht! Dort gerad' über das Capitol hängt der Komet ſeinen Schweif herein! Wie er blutigroth herunterdräut mit geballter Fauſt! Was das bedeuten ſoll?

Benedetto.

Und das wißt Ihr nicht, daß Lucifer da über das Firmament ſeinen Drachenſchweif ſchleppt und der Stadt Rom Mord, Aufruhr und Hungersnoth erregt und dabei die Herzen der Menſchen bethört, daß ſie hinunterſauſen, wie behext, in die gluthige Hölle?

Elfter Auftritt.

Craſſo mit vielen **Bürgern** kommt. **Vorige.**

Craſſo.

Und weil mich der Lärm doch nicht wieder einſchlafen ließ und die Hitze Nachts größer iſt, als bei Tage, und hier die alte Römerzeit wieder ganz ſichtbar werden ſollte, ſo ließ ich mich hernarren!

Scipione.

Es lebe die alte Römerzeit!

Volk.

Die alte Zeit!

Benedetto.

Das kommt Alles von dem Kometen!

Craſſo.

Aufruhr und Blutvergießen!

Scipione.

Schlimmes Regiment!

Benedetto.

Theurung und Hungersnoth!

Zwölfter Auftritt.

Rienzi, von Fackelträgern begleitet, erſcheint auf dem Poſtamente einer umgeſtürzten Säule; etwas tiefer hinter ihm **Baroncelli. Vorige. Volk.**

Volk.

Rienzi und die alte Republik!

Rienzi.

Wo bin ich, Männer? Träume ich nur lebhaft?
Wo bin ich hingerathen? Dieſer Ort?

Volk.

Das Forum iſt es!

Baroncelli.

Komme zu dir, Cola!

Rienzi.

Biſt du es, heil'ger Gnadenort, auf dem
Des Weltgeſchickes Würfel unſ're Väter
Geworfen haben, daß der Erdkreis dröhnte?
Er iſt es noch, in ſeinem Elend noch!
Noch blickſt du auch herab, o Capitol,
Schweigſame Niobe, Cäſarenmutter!
Dich überfiel ein ſchweigend tiefer Jammer,
Seit Julius, dein liebſter Sohn, dir ſtürzte
Mit drei und zwanzig Wunden — an dein Herz!

Baroncelli.

Du packſt ſie wahrlich nicht! Hol' anders aus!
Du biſt zu antiquariſch! Sei vernünftig!

Rienzi.

Wer biſt du Menſch! Wer ſeid ihr, Leute, hier?

Volk.

Nun, Römer ſind wir! Römer!

Baroncelli.

Hörſt du, Cola?

Rienzi.

Seid Römer Ihr, vom Todesſchlaf erſtanden,
Daß Ihr das alte Forum wieder ſucht?
Doch ſeid Ihr nicht Geſpenſter, lebet Ihr?
Weh über Euch! Verhüllt die Angeſichter,
Verbergt Euch in der Winkel dunkelſten,
Daß Eure Schmach der Morgen nicht erblickt;
Denn wahrlich, dieſe Stelle iſt das Forum,
Das einſt geſeh'n die Zeit der Republik,
Gehört den Donnermarſch der Bürgerheere,
Die im Triumph heimkehrten aus der Fremde
Doch jetzt, o blicket nicht um Euch! doch jetzt, —
Seid Ihr gefühllos, werdet blind dazu! —
Ringsher, verhüllte, tiefe Todesöde,

Geröll und Schutt, und über dieſen Graus
Empor vergeß'ne Zeugen alten Ruhmes,
Schmuckloſe, einſam düſt're Römerſäulen,
Verlor'ne, lebensmüde Waiſenkinder!
Die zu uns betteln ſtumm, doch ſchrecklich redſam!

Baroncelli.

Mit deiner Poeſie verdirbſt du Alles!

Volk.

Die alte Zeit! Die alte Römerzeit!

Rienzi.

Ihr armen Sclaven, ſchlaft den Rauſch Euch aus,
Daß nicht Colonna's Schergen mit der Peitſche
Euch mahnen an die Kette und das Joch,
In dem Ihr einen Tag zum andern ſchleppt!
Iſt Einer unter Euch, der ſagen kann:
Er hab' ein Weib? er lügt es, wie ein Narr,
Colonna's Häſcher theilen es mit ihm!
Wer ſagt: das Blut in ſeinem Leib iſt ſein?
Er lügt es, wie ein Schuft; denn jeder Morgen
Erſchrickt vor Leichen, die der Meuchelmord
Verächtlich an die Straße hat geworfen!
Ja, ſelbſt die Luft zu Rom iſt eine Peſt!
Schmach über Jeden, der ein Römer iſt!
Er iſt ein Knecht von jedem Henkersknecht
Des Stefano Colonna, ſeines Herrn!

Volk.

Nieder mit dem Nero, dem Domitian!

Rienzi.

O, nennt ihn Nero nicht! Gieb uns, o Gott,
Doch wieder Nero und Domitian!
Der Druck war plötzlich, ſchneller noch vorbei,
Für Rom und Freiheit war der Tod vergönnt;
Sie mordeten den Leib, doch nicht die Seele,
Da alle Beide jetzt verloren ſind!

Volk.

In die Hölle mit ihm!

Rienzi.

Was ſagt Ihr von der Hölle? Iſt nicht Rom
So voll von Meineid, Sünde, Wuſt und Laſter,
Voll Greuel, Raub, Verfolgung, Qual und Mord,
Daß ſelbſt der Hölle Grauſen gegen Rom
Ein blumig', freundlich' Paradies erſcheint?
Dort iſt Gerechtigkeit, doch nicht in Rom!
Dort iſt nur Strafe, doch Gewaltthat nicht!
Dort ſind ſich alle armen Sünder gleich,
Rom aber hat noch die Patricier,
Rom aber hat noch Stefano Colonna!

Baroncelli. (zu Rienzi).

Ich küß' dich heute wahrlich todt, Rienzi!
Du redeſt wie ein Gott! Schür' zu! Schür' zu!

Volk.

Das gute Recht! Das alte, gute Recht!

Rienzi.

Das gute Recht! O wüßtet Ihr davon,
Es würde jeder Tropfen Blut in Euch
Rebelliſch werden und nach Waffen ſchreien!

Volk.

Rienzi, ſprich! das Recht! das gute Recht!

Rienzi.

Gerettet wunderbar im Strom der Zeiten,
Liegt auf dem Capitol die ehr'ne Tafel,
Darauf die herrliche Lex regia,
Mit der das Volk Veſpaſian, dem Kaiſer,
Das Recht ertheilt, doch nur auf Lebenszeit,
Geſetz zu geben, und den Römergarten,
Italia, zu mindern und zu mehren,
Und ab- und einzuſetzen Könige,
Herzöge, Grafen, Ob're nach Belieben

Das iſt das Recht von Rom und unſer Recht,
Das unverjährbar iſt, wie Luft und Meer!

Volk.

Wir wollen unſer Recht, das Römerrecht!

Rienzi.

So frag' ich Euch, die Ihr verſammelt ſeid:
Iſt hier das rechte, echte Volk von Rom?

Volk.

Wir ſind das Volk von Rom, wir ſind die Römer!

Rienzi.

So habt Ihr Männer die Gewalt und Macht,
Aus Eurer Mitte den Tribun zu wählen,
Daß er dem Unrecht wehrt, das Recht bewahrt!
Das Volk hat den Beſchluß, ſo wählt, Ihr Männer!

Volk.

Rienzi der Tribun, Rienzi Volkstribun!

Baroncelli (für ſich).

Das war ein kühner Sprung, du liſt'ge Schlange!

Benedetto.

Leute! Bürger! Chriſten! Nichts gegen die heil'ge Kirche!

Volk.

Nichts gegen die Kirche!

Rienzi (für ſich).

Zerſpring' nicht, Herz du ungeduld'ges Herz!
Still meine Seele, grolle nicht empor!

Volk.

Der päpſtliche Legat! Der Biſchof Raymond!

Dreizehnter Auftritt.

Raymond mit Gefolge tritt auf. **Vorige.**

Rienzi (ihm entgegen).

Sei uns gegrüßt, ehrwürdiger Legat,
Dem Volk der Römer, das in ſeiner Noth

Rath pflegt und mich erwählt hat zum Tribun
Sei mir gegrüßt, der ich in aller Demuth
Dich bitte um Bestätigung im Amte,
Das meinen schwachen Händen ist vertraut!

Raymond.

Im Namen unsrer allgemeinen Mutter,
Der heil'gen Kirche, darf ich laut verkünden:
Verborgen sind nicht Eurem Oberhaupte
Die Missethaten, die Ihr dulden müßt!
Es hat den Wehschrei seiner Stadt gehört.
Schon längst, Rienzi, warst du ausersehen
Von ihm zum Boten seiner Vatermilde,
Doch auch zum Richter aller Uebelthat;
Und da das Volk von Rom in dir erneut
Das Tribunat, so grüß' ich dich, Rienzi,
Als rechten Sohn der Kirche und Tribun!

Vierzehnter Auftritt.

Daniello mit bewaffneter Volksmenge tritt auf. **Vorige.**

Daniello.

Werft Eure Finger um die Messergriffe!
Werft ab die Mäntel, drückt den Hut in's Auge!
Reißt Steine aus der Erde, Männer! Römer!
Und schrei't um Rache, daß der Himmel brüllt!

Volk (durcheinander).

Was ist? Was gibt es? Daniello, sprich!

Daniello.

Colonna hat uns Alle todtgeschlagen
In unsrem Abgeordneten, dem alten
Lorenzo, Eurem Obmann! Todt Lorenzo
Todtgeschmettert auf das Pflaster der Straße!

Rienzi.

Voll, voll gerüttelt ist das Maß der Sünde!

Volk.

Rache! Rache! (Man hört mit allen Glocken stürmen.)

Rienzi.

Hervor aus Euren Gräbern, Römergeister!
Zersprengt die Erde und die Todtengrüfte!
Gerüstet stürzt heraus mit Schwert und Helm,
Heraus zu uns, zu Euren Kampfgenossen!
Stählt mich vom Wirbel bis zur Zeh' hinab,
Ich halt' die Waage der Gerechtigkeit!
Rom ist erstanden und die Erde bebt!

Zweiter Act.

Rienzi's Zimmer auf dem Capitol.

Der Hintergrund iſt mit einem Vorhang verhangen.

Erſter Auftritt.

Rienzi. Enrico (ſchreibend am Tiſche).

Enrico.

Es iſt die dritte Nacht, das wir kein Auge
Geſchloſſen haben.

Rienzi.

Urlaub gebe ich,
Sobald das einz'ge Schreiben noch beendet.
Wo ſtehen wir?

Enrico (lieſt).

Euer Heiligkeit immer dienſtbar befliſſen —

Rienzi (dictirend).

— Habe ich die Fürſten und Herren von Rom vor mein Tribunal geladen, —

Enrico.

— geladen —

Rienzi.

— Rechenſchaft zu geben von allen Miſſethaten, verübt an Gott, ſeinem Statthalter und ſo vielen Gerechten —

Enrico.

— Gerechten —

Rienzi.

— ſie aber mit Stefano Colonna und ſeinem Sohne Giovanni entwichen —

Enrico.

— entwichen —

Rienzi.

— und haben ſich gegen Rom auf der Straße von Tivoli her gelagert —

Enrico.

— gelagert —

Rienzi.

— aber alle Heiden ſollen inne werden, daß Gott iſt, der ſich Israels annimmt, hilft und rettet!

Enrico.

Das klingt gar fromm!

Rienzi.

Es hört ein Jeder gern
In ſeiner eig'nen Sprache mit ſich reden!
Nun ſchließe alſo: Heiliger Vater, deinem Gebete ſein Heil, deinem Segen ſein Vorhaben empfiehlt demüthig flehend —

Enrico.

— flehend —

Rienzi.

Wir ſind zu Ende! (Er unterzeichnet.)
Brich die Schrift und ſieg'le;
Gieb ſie im Vorſaal an Tomaſo ab,
Ich habe ihn von Allem unterrichtet!
Für heute ſind wir fertig, mein Enrico!

Enrico.

Es bricht der Morgen an!

Rienzi.

Verſchlafe ihn!

Enrico.

Und du?

Rienzi.

Ich habe keine Zeit! Schlaf' wohl!

(Enrico ab.)

Ha, Tagesanbruch! Hab' ich nicht befohlen
Zu dieſer Friſt mir den beſtohlenen
Toskaner vorzuführen?

(Victoren bringen Filippo herein.)

Sieh', er kommt!

Zweiter Auftritt.

Filippo. Rienzi.

Filippo.

Verzeihe mir, Tribun!

Rienzi.

Begehrteſt du
Nicht zu verſuchen die Gerechtigkeit?

Filippo.

Vergieb!

Rienzi.

Ich bin nur Richter, Kläger du!
Trag' in der Ordnung deine Sache vor!

Filippo.

Leg' kein Gewicht darauf! Ich konnt' nicht glauben,
Daß Rom, wohin kein Reiſender gekommen
Seit ew'ger Zeit, der nicht geplündert worden
Oder beſtohlen auf dem freien Heerweg
So gut, wie in der Stadt, ſelbſt in den Kirchen,
Daß Rom, mit dem wir fremden Handelsleute
Abbrechen mußten jeglichen Verkehr, —
An das Mirakel konnte ich nicht glauben,
Daß Rom auf einmal ehrlich worden ſei.

Rienzi.

Weiter!

Filippo.

Nun jetzt Florenz vernommen hatte,
Daß du hier wieder Recht und Ordnung schafft,
Beredet mich Anselmo, der mein Freund
Und Vetter ist, an Gold- und Silberwaaren
Ein Weniges her auf dem Platz zu bringen.

Rienzi.

Und sicher war die Straße?

Filippo.

Zum Verwundern.

Rienzi.

Doch wurdest du bestohlen hier in Rom?

Filippo.

Mein Vorwitz ward bestraft; so muß es sein!
Denn wie wir das Gewölbe vorgerichtet,
Durchstrich ich mit Anselmo hier die Straßen
Und freute mich der wundersamen Ordnung,
Die überall wir fanden, selbst Florenz
Hat noch so gute Zeiten nicht erlebt.
So kamen wir denn auf den Platz Navona
Und sahen eine Säule dort errichtet,
Daran zwei reiche, schwere, gold'ne Spangen,
Ganz los an einen Nagel hingehängt,
So recht verlockend und ergreifbar Jedem,
Der flüchtig dort vorüberstreifen mag;
Und Leute, die dort standen; sagten uns,
Daß du zum Zeichen, wie der beste Staat
Gesäubert sei von Räubern und von Dieben,
Frei hingehangen den kostbaren Schmuck,
Und unberührt wär' er bis jetzt geblieben.
Da wiederum beredet mich mein Freund,
In seiner Weise fröhlich, voll Humor,
Noch meine gold'ne Kette hinzuhängen.
Um zu erproben, ob auch fremdes Gut

So ſicher ſei in Rom, wie deine Spangen.
Es war ein Scherz.

Rienzi.

Und deine Kette aber?

Filippo.

Nun ja, am nächſten Morgen war ſie weg!

Rienzi.

Geſtohlen?

Filippo.

Freilich! Ja!

Rienzi.

Und war daran
Ein Merkmal, ſie auch ſpäter auszufinden?

Filippo.

In ihrer Mitte war ein Medaillon,
Darauf das Bildniß meines Jugendfreundes,
Anſelmo's eben, den ich ſchon genannt.

Rienzi (überreicht ihm die Kette).

Hier iſt die Kette mit dem Medaillon,
Und dort das Haupt des Diebes, der geſtohlen!

(Der Vorhang wird aufgezogen; man ſieht den Scharfrichter mit dem Beile ſtehen und ein Haupt emporhalten.)

Filippo.

Herr Gott im Himmel!

(Der Vorhang wird wieder zugezogen.)

Rienzi.

Haſt du das Haupt erkannt?

Filippo.

Anſelmo! Armer Freund!

Rienzi.

Und zweifelſt du,
Daß die Gerechtigkeit in Rom erſtanden?

Filippo.

Du großer und entsetzlicher Tribun!
Ich lieg' vor dir vernichtet, wie ein Wurm!

Rienzi.

Kehr' ruhig heim und grüße mir Florenz! (Filippo ab.)

Dritter Auftritt.

Rienzi. Bald darauf **Baroncelli** und **Montreale**.

Rienzi.

Ein Jeder geht vorüber an der Sphinx
Der Zeit, und Jedem ruft sie zu
Ihr altes Räthsel; Viele geh'n vorbei,
Doch steht ihr erst oft nach Jahrhunderten
Ein Einziger, der frisch das Wort ihr nennt,
Mit dem er trifft des Räthsels wahren Sinn;
Gerechtigkeit rief ich der Sphinx entgegen,
Da zitterte vor Schrecken selbst der Erdkreis,
Es donnerte die Luft und vor mir nieder
Sank diese Zeit und hieß mich ihren Herrn!
(Montreale und Baroncelli treten ein.)

Baroncelli.

Ich bringe dir den Ritter Montreale
Aus der Provence, dessen junger Ruhm
Sein Herold ist.

Montreale.

So seh' ich dich, Tribun?
Der in so kurzer Zeit Europens Völker
Gelehrt, in hunderttausendfachem Echo
Die Namen: „Rom! Rienzi!" auszurufen?
So seh' ich dich, der wie mit Zaubersprüchen
Die alte Römerwelt heraufbeschworen,
Und der ein längst vergessenes Jahrtausend
Hereingeworfen hat in diese Tage,

Daß man ſich noch betroffen reibt die Augen,
Nicht faſſen kann die Größe dieſes Wunders!

Rienzi.

Willkommen, junger Held! Nicht unbekannt
Biſt du bei uns, auch Freunde findeſt du,
Von dir hat Baroncelli oft geſprochen.

Montreale.

O, wie ein Adler über ſeine Jungen,
Hab' ich gebrütet über meine Träume,
Am mittelländ'ſchen Meer, in Thatendurſt
Auf meinem halbverfallenen Caſtell!
Dort kreiſt' ich mit dem Meſſer auf die Steine
Viel hundert Plane ungeſchlag'ner Schlachten,
Und nie geſeh'ne Riſſe ſtarker Burgen!
Oft ſchrie ich, wie ein Leu, vor inn'rem Grimm,
Und ſchwieg nun wieder lange Monden ſtill!
Da, wie ein Blitz in wetterdunkler Nacht
Vor einem irren Wandrer niederfährt,
So wurde plötzlich Weg und Pfad mir hell;
Des Wort's Lawine: „Rom iſt auferſtanden
Rienzi hat die Todten aufgeweckt!"
Riß mich empor, ich war erwacht zum Leben.
Hinab ſtürzt' ich zum Strand, und mit drei Knechten
Warf ich mich in ein ſchlechtes Fiſcherboot;
Ich trieb das Steuer ohne Unterlaß;
Schon ſah ich fern Italiens Küſte blauen,
Da brandete im Sturm das Meer zum Himmel.
Ich warf die Waffe, das Gewand von mir,
Und kaum geſchehen, bäumte ſich das Schifflein;
Da ſchrie der wüſten Woge ich entgegen:
„Reſpect! Rienzi!" und der Gott des Meeres
Trug mich auf Rieſenarmen an das Land.
Entſtellt von Salz und Sand ward ich gefunden
Ohnmächtig dort von Räubern, die ſich meiner
Erbarmten, Kleider, Roß und Schwert mir ſchenkten, —
Und ſo ſteh' ich in Rom vor dir, Rienzi!
Mein Heldenbruder mußt du wahrlich werden!

Rienzi.

Du meinſt, zwei Adler könnten einen Horſt,
Zwei Löwenmänner eine Höhle theilen?

Montreale.

Wenn gleich' Bedürfniß ſie zuſammenbindet,
Und in Gemeinſchaft nur der Raub gelingt;
So darf auch ich dir, dem Gewaltigen,
Ein großes und gewalt'ges Bündniß bieten.

Rienzi.

Laß' deinem Plan mich in das Auge blicken!

Montreale.

Noch keine Zeit war günſtiger, als dieſe,
Dem, der was wagen will im großen Stil.
Rom hat verloren ſeine beiden Augen,
Den Kaiſer und den Papſt; frei ſind die Hände
Und Leidenſchaften, die das Reich verwirren.

Baroncelli.

Und guter Fiſchfang iſt im trüben Waſſer.

Montreale.

Es ſtreiten fern von hier im wüſten Norden
Zwei Fürſten um das Recht des Kaiſertitels,
Der Luxemburger und der Baier halten
Sich ſelbſt in Odem, und die Beiden wieder
Den Papſt in Avignon, der ſelbſt nicht weiß,
Wie er durch dieſe Strudel ſteuern ſoll; —
Neapel aber, wo Johanna herrſcht,
Des Königs, ihres Gatten, Mörderin,
Verhaßt beim eig'nen Volk, bedräut vom König
Der Ungarn, ihres Gatten ſtrengem Bruder,
Hat in den eig'nen Netzen ſich verſtrickt!
Das iſt der Stand der Welt!

Rienzi.

Du haſt die Zeit
Als Rechenmeiſter nach dem Einmaleins
Klug ausgerechnet, dividirt und addirt;

Du haſt den einen Factor nur vergeſſen,
Den ſchaffenden und den lebend'gen Geiſt!
Die Zeit iſt immer da, wo Geiſt und Herz
Vermag das Große, Tüchtige zu leiſten.

Baroncelli.

Das heißt: Gott hilft, wo man ſich ſelber hilft!

Montreale.

Mehr, als du wähnſt, begreifſt du meinen Plan!
Lang' habe ich die Welt mir angeſchaut
Rundum, wie einen Topf, bis ich den Henkel
Gefunden habe, der zu faſſen iſt!
Mit einem Wort: Die Gottheit dieſer Zeit
Iſt Eigennutz, und wer den Zeitgenoſſen
Darbieten wird die größere Gewähr,
In einem Punkt zuſammen und zumeiſt
Die Wünſche aller And'ren zu erfüllen,
Wird ſie gehorſam ſeinem Willen finden.
Du biſt der Mann, Rienzi! Du gewährſt
Gerechtigkeit und bieteſt jedem Bürger
Die Sicherheit für Leib und Eigenthum;
Du, Baroncelli, klug, gewandt und ſchnell,
Geſellſt dazu die Umſicht und die Liſt!
Da fehlt noch Einer zu dem großen Bund;
Ich weiß, Colonna zieht jetzt gegen Rom,
Und alle Edle ſind mit ihrer Mannſchaft
Bei ihm, — bei Gott, ein zahlreich', tapfres Heer! —
Sie prahlen ſchon, was ſie beginnen ſollen
Mit dir, Rienzi: ob ſie gleich dich tödten?
Ob, wie ein ſelt'nes Thier, in einem Käfig
Dich aufbewahren und den Leuten zeigen?

Rienzi.

Aufgeht die Sonne! Untergeh'n nicht mehr
Erblickt ſie Stefano Colonna! Wahrlich,
Das prophezeit mein Geiſt, der nie gelogen!

Montreale.

Ich will die Prophezeihung dir erfüllen!
Ich prahle nicht, doch ſchnell, wie da mein Schwert
In dieſem ſtarken Arm, iſt der Gedanke
In meinem Haupt, mein Auge iſt ein Blitz,
Ich ſeh' den Vortheil in der Schlacht voraus,
Des Kampfes Ordnung weiß ich ſchnell zu finden,
Des Ortes Gunſt mir plötzlich zuzuwenden,
Verſtellte Flucht und Hinterhalt zu machen,
Des Feindes Glieder plötzlich zu zerſprengen,
Und, wie ein Wolkenbruch, des Heeres Trümmer
Zerſtreuen weit hinaus in das Verderben!

Rienzi.

Ich zweifle nicht an deiner Worte Wahrheit,
Ich ſeh' den Mann vor mir! Dein Angeſicht,
Dein feſtes Auge, und dein ganzes Weſen
Preiſt dich noch mehr, als deine Rede kann!
Doch, da der Eigennutz die Welt beherrſcht,
So ſage mir, wie theuer kauft man jetzt
Sich einen Helden? Fordere den Preis.

Baroncelli.

Verſteht ſich: gleiche Brüder, gleiche Theile!

Montreale.

Es iſt geſagt! Ich ſetze noch hinzu:
So lang' nicht jegliche Provinz erobert,
Durch Unterhandlung oder durch die Waffen,
Muß zwiſchen uns die gleiche Macht ſich theilen
In dem Triumvirat nach alter Weiſe! —

Rienzi.

Und endlich ſcheitern, ſowie jegliches
Triumvirat!

Montreale.

Dann theilen wir die Beute!
Ich nehm' Neapel, Baroncelli aber

Die Lombardei, den schönsten Ueberrest,
Toskana, Rom —

Rienzi.

O, hört mich, hört mich an!
Aus solcher Selbstsucht, schnöder Niedertracht
Hat Rom nicht seinen Volkstribun gewählt,
Hab' ich mich selbst mit freier Männerbrust
Geworfen nicht entgegen diesem Kampf!
Ihr großen Geister der Vergangenheit,
Vor Euch liegt offen all mein Thun und Wesen,
Ich rufe Euch, zu zeugen gegen diese,
Die hier im Staube wühlen und mich selbst
Zu ihrem Schmutz hinunterziehen wollen!
Ich rufe dich, du unerbittliche,
Dich, meine Göttin, o Gerechtigkeit,
Herab zur jähen Rache auf mein Haupt,
Wenn je ich deinen eisern strengen Spruch
Aus Schwäche, Menschengunst, aus Furcht, mit Absicht
Und ohne Absicht beugte, wenn ich je
Vergöß' unschuldig' Blut mit bösem Willen!
Dann gieb mein Leben Preis dem größten Schuft,
Den je Italiens Sonne hat beschienen!

Montreale.

Du hast dein Urtheil selber dir gesprochen;
Denn straflos hat kein Sterblicher noch je
Mit den Unsterblichen sich messen dürfen!
Ich habe mich getäuscht in dir; es taugen
Nicht zu einander uns're Sinnesarten;
Geh' deinen Weg, doch ich verfolg' den meinen!

Rienzi.

Wir dürfen nimmer wieder uns begegnen! (Montreale ab.)
(Zu Baroncelli.)
Du weilst noch? Hast du etwas auf dem Herzen?

Baroncelli.

Ich schüttle nur noch die Gedankenwürfel

So hin und her, und zähle mir die Augen,
Ich möchte einen kleinen Pasch mir werfen!
Tribun, denk' nicht, daß ich so gar verstockt,
Versessen bin auf die lombard'schen Hammel;
Es wird doch wo ein and'rer, fetter Bissen
Im Sack des besten Staates für mich stecken —
Ein kleines, quickes Fürstenthum, — je nun!
Das wär' mir eben recht!

Rienzi.

So seid Ihr Alle!
Gemeinsinn fehlt, doch nicht gemeiner Sinn!
Deshalb nur hätten wir soviel gewagt,
Und in Alarm die halbe Welt gebracht,
Um uns mit Gold die Börse voll zu stopfen?

Baroncelli.

Gold oder Ruhm, es glänzt am Ende Beides!
Du nimmst den Ruhm uns allen And'ren weg,
So geiz' nicht mit dem Gold, wir wollen leben!
Ich kann mich nicht mit Redensarten füttern.

Rienzi.

Welch eine Sprache?

Baroncelli.

Zum Verstehen gut!
Doch hab' ich heute meine Großmuthslaune,
Aufopferung ist meine Leidenschaft;
Doch Geld, Rienzi, Geld gebrauch' ich viel!
War ich dein Hetzhund nur, der dir in's Garn
Das Römervolk gejagt, wohlan, heraus!
Heraus den Lohn!

Rienzi.

So gilt dir Alles nichts,
Die neue Wohlfahrt deiner Vaterstadt, —

Baroncelli.

Sehr wohl! fang' Jeder bei sich selber an,

So wird die allgemeine Wohlfahrt fertig!
Rienzi, hüt' dich, willſt du mich betrügen!

Rienzi.

Das heißt?

Baroncelli.

Nun, der für dich das Volk empörte,
Der könnt' es wohl auch gegen dich verſuchen!

Rienzi.

Wahr' deinen Kopf! Ich meine deinen Kopf!
Vor meiner Thüre ſtehen zwölf Lictoren,
In jedem Bündel tragen ſie ein Beil!

Baroncelli.

Das wär ein Pröbchen von Gerechtigkeit!
Rienzi, wir ſind quitt! Ade, Rienzi!

Rienzi.

Brich ab! Nicht weiter geh' der Zank, der ſchon
Zu lang' gewährt! Vergiß ein ſchnelles Wort,
Wie ich vergeſſen will, was dir entſchlüpft!
Die Feinde rücken an, wir hadern hier?
Da, Baroncelli, meine Hand! Du bleibſt
Mein raſcher, toller, lebensluſt'ger Freund!
Dir iſt das Thor vertraut bei Sanct Lorenzo,
Dort wird der Feind zuerſt den Angriff wagen;
Schlag' ihn zurück! das Volk ſoll königlich
Den Sieger lohnen, aber ich den Freund!
Wir ſeh'n uns noch.

Baroncelli.

Wir ſeh'n uns noch, Tribun!

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Daniello. Rienzi.

Daniello.

Auf! Auf! Es ſchreit das Volk nach dir!

Den Helm stürz' auf! Die Feinde stürmen an!
An's Schwert die Faust! Colonna vor dem Thor!

Rienzi.

Es klingt die Wage, und es zuckt das Schwert;
Der Volkstribun geht heute zu Gericht! (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Platz vor der Kirche Antonio auf dem Esquilin.

Bewaffnete stellen sich auf und sperren die Straßen ab.

Scipione. Bewaffnete Bürger.

Scipione (schnell herbeistürzend).

Verrath! Baroncelli ist über! Verrath! Das Thor offen!
Herein Colonna! flieht! flieht!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Cospetto! Sacrato dio! Birbone maledetto!

(Feldgeschrei der Nobili aus der Ferne:)

Rache und Colonna!

(Feldgeschrei der Römer:)

Rom und Rienzi!

Fliehende.

Er kommt! Colonna kommt!

Bewaffnete.

Luft! Luft! Der verfluchte Tribun! Die verdammte Freiheit bringt uns um!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Neunmal ausgeblasene Maccaronigesichter, laßt mich durch! durch!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Mir fährt die Angſt in den Leib!
(Feldgeſchrei Colonna's:)
Rache und Colonna!

Sechſter Auftritt.

Daniello ſtürzt herbei. Bald darauf **Stefano**.

Daniello.

Rom und Rienzi! Steht! Steht!

Scipione.

Den Teufel auch! Dort kommt er heraus, der alte Höllenhund!

Fliehende.

Colonna! Colonna!

Stefano.

Zahnloſe Meute, kennſt du nun den Eber?
Großſprecher, ho! wo biſt du, Narr Rienzi?

Siebenter Auftritt.

Rienzi. Vorige. Zuletzt vorübereilende **Krieger.**

Rienzi (mit dem Schwerte Stefano entgegen).

Hier haſt du ihn!

Stefano.

Hab' ich denn jetzt das Glück,
Den großen Volkstribun vor mir zu ſeh'n?
Den alten Römer, den gerechten Brutus?

Rienzi.

Tyrannen war zuweilen er gefährlich!

Stefano.

Das ſagſt du mir, der ich die Stadt erobert?
Das Thor liegt hinter mir!

Rienzi.

Vor dir der Tod!
Drei Worte gönn' ich dir, dann ist dein Blut
Geweiht den unterird'schen, strengen Mächten!

Stefano.

Drei Worte, Pöbelfürst! Du willst gebieten
Dem Stefano Colonna hier in Rom?

Rienzi.

Dem du verfallen bist mit Haupt und Hand!
O, Stefano! so viele Missethaten
Hast auf dein graues Haupt du aufgehäuft,
Daß du nun in die Kniee sinken mußt!
Todtschläger, weh! an deinen Händen klebt
Unschuldig' Blut, der Angstschrei der Gequälten,
Dir schleichen nach die Seufzer der Zertret'nen,
Auf dich herunter schleudern finst're Geister
Schuldlos Erwürgter felsenschweren Fluch!

Stefano.

Das mir? Verfluchter Possenreißer, mir?
Entzwei ist die Geduld, ergieb dich, Narr!

(Sie fechten.)

Rienzi.

Entsetzen über dich! Nimm hin! Nimm hin!
Auf dich den Tod! Verdirb! Nimm hin!

(Beide fechtend ab.)

Rienzi's Stimme.

Und stirb!

Alle.

Nieder mit Colonna! Rienzi hoch! (Alle ab.)

Vorübereilende Krieger.

Victoria! Victoria!

Achter Auftritt.

Vor der Treppe zum Capitol.

Crasso. Andrea. Vieles Volksgedränge.

Crasso.

Kann man denn einmal ordentlich ausschlafen vor diesem Trommeln und Trompeten! Elend wird man davon. Hatte ich sonst den Rock zugeknöpft über den Leib, so konnt' ich die fünf unteren Knöpfe nicht mehr sehen; jetzt fällt mir schon der vorletzte in die Augen. Heißt das auch alte, gute Zeit?

Andrea.

Aber die schöne Gerechtigkeit! Ich sag' Euch, es schlägt gut ein! Keine Steuern! Keine Abgaben!

Crasso.

Aber die Unruh'! Der Lärm! Heißt das auch der beste Staat! (Triumphmarsch aus der Ferne.)

Volk.

Da kommen sie! Da kommen sie!

Crasso.

Was drängt Ihr denn! Hier stehen auch Leute! Ihr erdrückt, Ihr erstickt mich! Heißt das auch Freiheit!

Neunter Auftritt.

Rienzi, neben ihm zwei Krieger, welche Colonna's Waffen und Rüstung tragen. **Daniello** und die übrige Schaar zieht im Triumphmarsch auf; später gebunden **Baroncelli. Volk.**

Volk.

Rienzi hoch!

Rienzi.

Dich, alte Gottheit dieses Ortes grüßt
Nach seinem ersten Sieg der Volkstribun;
So lange Rom steht, ward zu dreien Malen
Dir nur zu Theil die heil'ge Fürstenbeute;

Nach tausend Jahren komme ich einher,
Und weih' zum vierten Mal die Spolien
Dem großen Jupiter Ferretrius!

Daniello
(welcher Baroncelli gebunden vorführt).

Tribun, es bittet dich das Bürgerheer,
Noch eh' du steigst zum Capitol empor,
Den schändlichen Verräther, Ueberläufer,
Den Baroncelli hier, den ich gefangen,
Nach dem Gesetz zu richten. Sprich und richte!

Rienzi.

Kein Blut mehr heute! Heute nicht!

Baroncelli.

Doch Gnade!

Volk.

Den Tod! Den Tod!

Baroncelli.

Was schreit Ihr, lieben Freunde?
Wie, wenn ich nur aus Kriegslist so gethan?
Ihr wißt, ich hatte immer eine List?

Crasso.

Das ist wahr: immer ein pfiffiger Kopf! lustig und guter Ding'!

Viele aus dem Volke.

Baroncelli! Der lustige Baroncelli!

Rienzi.

Vergieb uns unf're Schuld, wie wir vergeben
Den Schuldigen!

Volk.

O laß' ihn leben! laufen!

Rienzi.

O, Baroncelli, werde wieder brav,
So will ich deine Untreu' dir vergessen!
Macht sein Hände frei! Doch, Baroncelli?!

Zehnter Auftritt.

(Muſik von Flöten und Hoboen.)

Camilla mit einer Schaar geſchmückter Jungfrauen; ſie ſelbſt einen Lorbeerkranz emporhaltend. **Vorige.**

Camilla.

(überreicht Rienzi den Lorbeerkranz).

Dem Sieger, dem Tribun, verleihet Roma
Die Ehre des Triumphs, die Lorbeerkrone!

Rienzi

(verſinkend in die Betrachtung des Lorbeerkranzes).

Die Laſt des Kampfes und geſtählte Mühen,
Der Tage Drangſal und der Nächte Qual,
Des Neides Schmach und Leiden ſonder Zahl,
Wer möcht' ſie tragen und im Streit erglühen,
Die Stirne bieten jedem Wetterſtrahl,
Gehörte nicht des Ruhmes edlem Sohne
Das grüne Reis der ſchönen Lorbeerkrone.

O Held und Dichter, Dioskurenbrüder!
Euch lohnet weder Gold, noch Sold und Gut.
Freiwillig, wie der Sonne Morgengluth,
So wallet mächtig Ihr zur Erde nieder,
Mit Euch, durch Euch ein neuer Lebensmuth;
Vor Euch die That und Euer Ruf: „Es werde!"
Stürzt einen ganzen Himmel auf die Erde!

Andrea.

Er iſt verzückt! Er prophezeit!

Volk.

Hört! hört!

Rienzi.

Was kann ein Volk, was kann die Welt Euch reichen,
Als was den Göttern ſie zum Opfer bringt,
Den Göttern ſelbſt um ihre Schläfe ſchlingt,
Den Lorbeerzweig, des Ruhmes heilig' Zeichen,
Das außer Euch kein Sterblicher erringt?

Ein Lohn, ſo leicht, das ihn das Haupt nicht fühlet,
Ein grünes Blatt, das Euch die Stirne kühlet!

Cäſarenkranz, des Lorbeers ew'ge Grüne,
Ich halte dich, du wunderbares Reis,
Symbol des Weltalls in ſo kleinem Kreis,
Dich, Heldenkrone, jedem Drangſal Sühne,
Ich halte dich, der Ehren höchſten Preis;
Glückſelig, die nach todeskühnem Streiten
Bekränzt mit dir darf zu den Göttern ſchreiten.

Volk.

Hoch, Volkstribun Rienzi! Cäſar! Cäſar!

Rienzi (Camilla's Hand ergreifend).

O, Roma, deine Hand! Ich leite dich
Zu deinem Götterſitz, und beuge dir
Zu deinen Füßen eine Völkerwelt!

(Im Triumphe ziehen Alle auf der Treppe des Capitols hinauf.)

Dritter Act.

Zimmer Rienzi's wie im zweiten Acte.

Erster Auftritt.

Rienzi (kostbar gekleidet und geschmückt, allein).

Oft wenn ich stundenlang als Knabe noch
Still dort gesessen an dem Rand der Tiber,
Indeß die gold'nen Wogen mir erzählten
Die dunkelwilden Märchen alter Tage,
Wie einst der Anio einhergebraust
Vom Sieg der Römer mit Sabinerleichen,
Eh' noch der Siegesbote Rom erreicht;
Wie einst Horatius Cocles dort die Brücke
So lang vertheidigt, bis sie hinter ihm
Gebrochen und das Römerheer gerettet,
Und er allein verloren — nicht verloren,
Mit Waffen und mit Wunden in die Fluth
Hinabgesprungen und zur Stadt geschwommen,
Da schlug mir, einem Knaben, durch die Glieder
Ein wundersamer, todesfreud'ger Schauer,
Und in den Strom warf ich mich selbst hinein,
Die Wogen drückt' ich brünstig an die Brust,
Quer durch mich ringend nach dem andern Strand,
Ich blies vor mir den Schaum in wilder Lust,
Ich streichelte des Flusses Löwenmähne,
Und sprang mit Jubel hoch am Ufer auf,
Und: „Freiheit!" schrie ich und: „Victoria!"

Und warf mich lachend, weinend auf die Erde.
Und als ich Mann geworden, saß ich wieder
Am großen Tiberstrom der Zeit in Harm
Und Qual der ungestillten Thatenlust,
Und warf mich wieder in des Stromes Wogen,
Mit starkem Arm die Fluthen unterjochend,
Und springe wieder hoch am Ufer auf
Und ruf' dem Erdkreis zu: „Victoria!" —
Ich hab' den alten Römergott geweckt;
Mit seinem rechten Fuß — Italien —
Steigt wieder auf den Nacken dieser Erde
Jupiter terminus.

(Pause.)

In nied'rer Hütte, bei Sanct Thomä Kirche,
Unfern der Synagoge war mein Vater
Stellmacher, Wäscherin die treue Mutter;
Es fehlte oft das Brod auf unſ'rem Tische,
Der kleinen Lampe Oel; die Sorge saß
Als Spielgefährtin neben meiner Wiege,
Ich aber starrte wie ein junger Aar
Mit kühnen Augen in die helle Sonne.
Ich hatt' nicht Freude an dem Lärm der Jugend,
Denn einem großen Schicksal schlich ich nach;
Und nun auf einmal dieser Strom des Glanzes,
Der mich umfluthet, diese Herrlichkeit!
Einst priesen wenig' Knaben meinen Namen,
Jetzt stehen alle Völker an dem Strand
Und rufen jauchzend: „Rom! Rienzi!" aus.
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentact
Hoch an den Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich frank und schlank
In deine gold'ne Fluth. Ich trink' dich aus
Bis auf den letzten, allerletzten Tropfen,
Und, wie ein Cäsar, will ich mich berauschen
In dir, imperium, du Herrscherwonne,
Zu Tod in dir mich schwelgen, wie ein Gott!

Zweiter Auftritt.

Enrico. Rienzi.

Enrico.

Heil dir, Tribun, zu dieſem großen Tage,
Da du das ganze Römervolk bewirtheſt,
Die Abgeordneten der fremden Völker
Und Menſchen aller Länder, aller Sprachen!
Als gält' es, hier das Heil der Welt zu holen,
So ſtrömen Hunderttauſende nach Rom;
Nicht faſſen mehr die Häuſer, nicht die Straßen
Die Zahl der Gäſte, das Gewühl des Feſtes!
Wie einem Träumenden iſt mir zu Sinn.
Mein Amtsgewand, faſt kaum mein Prätorſtab,
Kaum die Begleitung herriſcher Lictoren
Vermochten mir den Weg zu dir zu bahnen.
Faſt trunken bin ich von dem Duft der Blumen,
Der vielen Myrthen- und Orangenblüthen,
Die im Gewinde alle Säulen ſchmücken,
Faſt blind vom Glanz der bunten Teppiche,
Die reich an Seide, Stickerei und Gold
Von jedem Fenſter, jedem Söller wehen,
Faſt taub vom Lärm der tauſend Muſikanten,
Die durcheinander Melodieen wirbeln.

Rienzi.

Hat dieſe Pracht dich auch emporgerüttelt,
Dein Herz erweitert und mit Luſt erfüllt,
So iſt das größte Wunder heut' vollbracht.

Enrico.

Doch mir iſt Angſt um dich — du wirſt nicht ſchelten —
So bang', als müßt' das hohe Himmelszelt
Einbrechen, plötzlich trügeriſch der Boden.

Rienzi.

Was ficht dich an?

Enrico.

Wenn ich dich seh', Rienzi,
So freudig, prächtig und so kaiserlich,
Allmächtig fast gebietend, o Tribun!
So überkommt mich ein geheimer Schmerz,
Als würdest plötzlich du hinweggenommen.
So Schönes gönnt der Himmel nicht der Erde;
O, thu' nur heute diese Pracht von dir!

Rienzi.

Kommst du von Sinnen?

Enrico.

Du gehst zu weit. Rienzi, stehe still!
Denk' heut' nicht an den ungeheuren Plan
Der Weltherrschaft. Noch ist dir Zeit gegönnt,
Dich zu entschuldigen; noch sind der Papst
Und Kaiser nicht so sehr von dir gekränkt,
Daß sie für ihren Feind dich halten müßten;
Noch ist ja Nichts, noch gar Nichts ist verloren,
Noch nicht die Brücke hinter dir gebrochen!

(Weinend an seinem Halse.)

Rienzi, wag' es nicht! Rienzi, thu' es nicht!

Rienzi.

Soll ich vor jeder Kutte niederfallen
Und um Entschuld'gung bitten, daß ich wage
In Rom zu sein, ein Römer mit den Römern?

Enrico.

O, wenn hat je ein Magistrat in Rom
Sich angemaßt, die Geistlichen zu richten,
Die nur gerichtet werden von der Kirche?
Du aber, ohne Unterschied, hast Jeden,
Ob Priester oder Laie, dir gestellt,
Und unerbittlich mit dem Beil gestraft
Selbst eines Cardinals, Ceccano's Neffen!

Rienzi.

Sie waren allesammt des Todes schuldig;

Ausnahme kennt nicht die Gerechtigkeit,
Verbund'nen Auges wägt ſie ab das Recht,
Verbund'nen Auges hält ſie auch das Schwert.

Enrico.

Das wird und kann nicht dulden der Legat,
Der hier in Rom vertritt den heil'gen Vater.

Rienzi.

Bin ich ſo ſchwach, daß mich Tonſuren ſchrecken?

Enrico.

Und ſchlimmer noch! Das Patrimonium
Sanct Peters haſt du wiederum erobert,
Doch nur dem Volk und in des Volkes Namen;
Du haſt der Kirche Anſehn hier vernichtet.

Rienzi.

Ich bin Tribun des Volkes, nicht des Papſtes!

Enrico.

Er kann dich dennoch nicht gewähren laſſen;
Nicht dulden, daß du jeglich' Zugeſtändniß,
Das ihm das Volk vor alter Zeit gemacht,
Daß ſeine Rechte alſo du zertrittſt.
Die Kirche war dir immer hold geſinnt,
Sie hat mit treuer Hand zu dir gehalten,
Verſöhne dich mit ihr!

Rienzi.

Das iſt unmöglich!
Wie Nordpol von dem Südpol auseinander
Geh'n unſ're Wege, aber nie zuſammen.

Enrico.

Ich hab' erſt geſtern in der Canzelei
Des heil'gen Vaters Briefe durchgeleſen,
Und auch den letzten voll Ermahnungen,
Am Ende aber auch die ſtrenge Drohung,
Daß er von dir ſein gnädig' Antlitz wende!
Dreimal hat der Legat dich vorgeladen,

Dich zu rechtfertigen und deine Thaten;
Du aber haſt noch keinen Schritt gethan
Ihn zu verſöhnen! Dreimal vorgeladen,
Erſchienen biſt du nicht! Tribun, bedenk':
Es muß nunmehr das Allerärgſte folgen.

Rienzi.

Du ſiehſt es ſelbſt: nicht möglich iſt der Frieden,
Nicht herrſchen kann die Kirche, herrſcht das Volk.
Wie könnte da der Streit vermieden werden?
Und da nun doch gebrochen werden muß,
So ſoll es heute und für immer ſein!
Denn Ungewißheit iſt das Allerſchlimmſte.
Ich wage heute, was ich morgen muß, —
Den großen Wurf um eine ganze Zeit.
Gar nichts will ich erringen, ſoll ich nicht
Das Allerhöchſte, das Nothwend'ge haben!
Ich kann nicht lügen und zwei Sachen nicht
Und zwei Parteien nicht auf einmal dienen;
Ganz muß ich thun, mit voller Seele thun,
In rechtem Ernſte, was geſchehen muß.
Ich will ein Beiſpiel geben aller Zeit,
Daß unter ſo viel halben, — Viertels-Menſchen
Noch ſein und wirken kann ein ganzer Menſch,
Mit ſeiner Seele, ſeiner Sache Eins,
Und ohne Makel, wie von Erz gegoſſen.

Enrico.

So wirſt du dennoch in das Elend ſtürzen!

Rienzi.

Es leitet eine Brücke noch hinüber.
Italien und alle ſeine Völker
Gehorchen mir und nicht dem fernen Papſt
In Avignon, den Keiner kennt und liebt.
Ich habe hier den beſten Staat gegründet,
Sein ew'ger Grundſtein iſt Gerechtigkeit;
Und zu mir ſtehen Mailand, Padua,

Ferrara, Mantua, Florenz, Perugia,
Viel' hundert Fürſten, ungezählte Städte,
Die mich als ihren Richter anerkennen.

Enrico.

Trau' nicht der Volksgunſt, o, ſie iſt nur eine
Windroſe voller Laune und voll Zufall,
Aus zwei und dreißig Winden kann ſie blaſen,
In Gegenwinden ſelbſt, im Widerſpiel,
An dem zerſcheitert jedes treue Herz:
Ein unlösbar' Exempel ohne Facit!

Rienzi.

Ich kenn' das Volk, das treue Römervolk!

Enrico.

O, du ſiehſt dieſes Volk mit deinem Auge,
Und ſiehſt doch nur dein eig'nes, großes Herz,
Die ſelbſt im Volk, doch aber nicht das Volk!
So wiſſ' es denn, — ich täuſch' gewiß mich nicht, —
Sie ſeh'n auf dich mit Mißgunſt, Haß und Neid!

Rienzi.

Du lügſt! Bei Gott, du lügſt, du lügſt, Enrico!
Wenn du auch lügen lernſt, wer ſagt die Wahrheit?

Enrico.

Sie tadeln deinen Haushalt, deine Pracht
Und die Verſchwendung öffentlicher Gelder.

Rienzi.

Das ſagen ſie? Und ſehen ſie nicht ein,
Daß ich in Rom die fremden Nationen
Bewirthen muß in alter Römerpracht?
Die Herrlichkeit des beſten Staates zeigen?
O, dieſer Aufwand bringt mir große Zinſen!

Enrico.

Dann ſchelten Andere dich einen Heiden,
Du gingſt zur Kirche nicht und glaubteſt nicht,
Wie ſie, ſo ganz an alle Satzungen.

Rienzi.

Hab' ich denn Zeit zum Paternoſterbeten?
Geh', mach' mich nicht zu lachen! Schweig', Enrico!

Enrico.

Rienzi, taſte nicht den Glauben an,
Raub' nicht das letzte Gut den armen Leuten,
Sie haben ſonſt ja nichts im Leben mehr!
Du kannſt ſie nicht losreißen von der Kirche,
Die ſie wie eine Amme hat geſäugt,
Und die ſie lieben, wie die wahre Mutter!

Rienzi.

Hab' ich das je gewollt?

Enrico.

Wenn ſie denn nun
Der Kirche angehören überall,
So biſt du doch verloren, ach, verloren!
D'rum wirf von dir das ſchwere Regiment,
Werd' wieder Advokat, wie gern wollt' ich
Dein Schreiber wieder ſein! Rienzi, höre!

Rienzi.

An deinem Weſen habe ich kein Theil!
Ich fühle mich ſo hoch, ſo frei und froh,
Daß ich, wie einen Apfel, auf der Hand
Die Erde ſammt dem Himmel wuchten möchte!

Dritter Auftritt.

Daniello prächtig gewappnet, kommt. **Vorige.**

Daniello.

Ich grüß' dich, großer Volkstribun, Rienzi!

Rienzi.

Sieh', mein Centurio! Wir haben redlich
Geſtanden in dem Kampf; nach dieſem Mühſal
Gilt es, den Lohn, den köſtlichen, zu erndten!

Enrico.

Steh', Daniello, mir mit Bitten bei,
Denn er will heut' das Unerhörte wagen!

Rienzi.

Heiß' im Mittag die Sonne ſtille ſtehen,
Dreh' auch den Vollmond rückwärts durch die Nacht
Und peitſche aus dem Meer zurück die Tiber,
Dann ruf' mir zu: „Rienzi, ſtehe ſtill!"

Daniello.

Das ſag' ich nicht; doch etwas And'res iſt
Zu einem Berge ſprechen: „Komme her!"
Als ſeinen Gipfel mühſam zu erſteigen;
Du runzelſt deine Stirne; zürne nicht,
Seit du republikaniſch mich gemacht,
Muß ich mit freiem Munde reden dürfen!

Rienzi.

Verweigr' ich dir das Wort?

Daniello.

Wie hieß der Alte,
Der immer ſchrie: „Carthago ſei zerſtört!"
Ich aber ſage: Paleſtrina ſteht,
Und ein Colonna ſitzt noch immer dort,
Den Kopf voll Pläne und die Hand voll Waffen,
Und hier zu Rom gedeihen gut die Feigen!
Ja! hätteſt du die Schlacht vom Thor Lorenzo
Verfolgt, ſoweit die Waffen nur gehalten,
Meinſt du, ich hätte Stillſtand dir gerufen?

Rienzi.

Ihr wollt die ſchönſte Stunde mir vergällen;
Das iſt ſo Menſchenart! Der Beſte quält.

Daniello.

Doch, daß du der Gerechtigkeit entzogſt
Das Haupt des Ueberläufers Baroncelli,

Tribun, das wirſt du hart verbüßen müſſen.
Von deinem böſen Dämon ſprichſt du oft,
Bei ſeinem Namen heißt er Baroncelli!
In Paleſtrina iſt er bei Colonna!
Käm' er nach Rom, ich möchte wohl mit ihm
Einmal ſo recht trasteveriniſch reden.

Rienzi.

Rom iſt ja mein! Was fürchte ich mit Rom?

Daniello.

Kehr' ich vom Capitol in meine Hütte
Zu meinem Weib und meinen lieben Kleinen —
Ich hab' zwei wack're Jungen und ein Mädchen —
Da werf' ich gleich von mir den prächt'gen Schmuck,
Den Helm und Panzer, den verbrämten Mantel,
Und fahr' mit beiden Armen in die Jacke,
Schling' um den Leib mir die gewohnte Schärpe,
Stülp' auf den Kopf mir wieder meinen Hut,
Und nun gehör' ich erſt mir ſelber an!
Wenn ich ſo wieder in den Garten geh',
Die jüngſten Kinder auf den beiden Armen,
Mit ihren Füßchen hier in meiner Bruſt.
Der ält're Knabe, der den Rechen trägt,
Und ihre Mutter mit dem Korb voraus, —
Da ſollteſt wahrlich du mich kaum erkennen.
Wie nun, wenn einmal wieder, überdrüſſig
Der neuen Pracht und Herrlichkeit, ganz Rom
In die bequeme Alltagsjacke führ'
Und ſtülpte auf den Kopf den alten Hut?

Rienzi.

Daß ich bei Euch, den allerbeſten Freunden,
So niedrige Geſinnung finden muß,
Nur dies allein verkümmert mir den Tag,
Der freudig ſtrahlend mit dem Sonnenwagen
Im gold'nen Glanz am Himmel rollt empor.

Daniello.

Das Volk von Rom erwartet den Tribun.

Vierter Auftritt.

Camilla mit Gefolge von Jungfrauen und Knaben; Einige tragen Körbe mit Roſen, Andere Körbe voll Goldſtücke; dann folgt ein Zug geſchmückter Ehrendamen. **Vorige.**

Camilla.

O, mein Gemahl! Nur einen Augenblick
Laß' ruh'n mein müdes Haupt an deiner Bruſt!
Iſt dir nicht auch, als trüge uns empor
Ein königlicher Aar zur gold'nen Sonne?
Mir ſchwindelt nicht; Rienzi, banget dir?

Rienzi.

Mein ſtolzes Weib, in deinen Adern glüht
Glutheiß ein Strahl des reinen Römerbluts
Vom großen Julius, der ſeine Abkunft
Herleitet von der Göttin Aphrodite,
Und ihre Tochter liegt an meinem Herzen,

Camilla.

Dich ſchwindelt nicht? Rienzi, fühlſt du Kraft
Und rechten Muth in deiner Heldenbruſt,
Mit feſter Hand zu greifen nach der Krone?
Du bebſt zurück? Blick' mir in's Auge, Cäſar!
Wankt da der Stern in ſeinem weißen Himmel?
So wanke du auch nicht! Leg' deine Hand
Hier an mein Herz; es hat nur volle Schläge!
Geh', junger Gott! ich ätze dich mit Muth,
Mit Herrſchermuth in dieſem einz'gen Kuß!

Rienzi.

Du drängſt mich raſtlos vorwärts, immer weiter,
Und wenn nun doch vor mir die Erde bräch',
Und ich hinunterſtürzte in den Schlund?

Camilla.

Ich fang' dich auf mit meinen beiden Armen!

Rienzi.

Da du den Muth haſt zu dem Aeußerſten,
So bind' ich kühn mit meinem Schickſal an.
Wer ſich getraut, zwei Dinge zu verachten —
Den Neid, den Tod, unſterblich iſt der Mann!

(Zu Enrico und Daniello.)

Kommt Freunde, kommt! denn heute ſollt Ihr ſehen
Im neuen Rom die alte Kaiſerzeit.

(Rienzi mit den Beiden ab.)

Camilla.

Ihr holden Kinder, immer tragt herbei
Lorbeer und Roſen, flechtet helle Kränze
Den Jünglingen des Feſtes, ſpart die ſeid'nen
Und gold'nen Bänder nicht! denn dieſer Tag
Sei ſchön geziert mit Allem, was entzückt!

(Erſter Zug der Jungfrauen zieht vorüber; man vernimmt eine ſanfte Muſik. Die Ehrendamen kommen vor.)

Ihr Alle, die ſo freundlich mir genaht,
Theilt freundlich mit mir dieſes Tages Wonne!
Nach Ara Coeli laßt vor Allem erſt
Uns beten gehen für das Heil des Reiches!
Ihr Knaben, tragt voll Gold gefüllt die Körbe
Zu unſ'rer Seite, daß wir glücklich machen
All überall die Armen und Bedrängten! (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Platz vor dem Lateran.

Auf den Stufen zur Kirche ſteht ein Thronſeſſel. Masken und allerlei Volk auf und nieder. **Montreale** und **Baroncelli** in Halbmasken, kommen vor.

Baroncelli.

Er iſt der Julian, der Apoſtat,
Und ſpielt mit alten Zeiten Comödie:

Das iſt nicht Sanct Johann vom Lateran,
Palaſt des Conſtantins heißt nun es wieder,
Und hier will heut' das Weltgericht er halten.

Montreale.

Wir wagen unſer Leben, Baroncelli!

Baroncelli.

O, ruf' nur unſ're Namen durch die Straßen,
So haſt du Recht! — Der göttliche Tribun
Hat heute Maskenfreiheit ja gegeben!
Es wäre Schad', benutzte man ſie nicht.

Montreale.

Dreihundert von den angeworb'nen Räubern,
Die der Tribun verſcheucht in die Gebirge,
Hab' ich nach Rom dir glücklich eingeſchmuggelt,
Vermummt als Pilgrime und theils als Bettler!
Dort ſchleichen wieder fünf der Unſ'ren hin
Zur Kirche Sanct Salvators bei der Tiber,
Wo du den Sammelplatz für ſie beſtimmt.
Zehntauſend Gulden hab' ich nun verdient,
Die du mir ausgezahlt. So ſind wir quitt.
Ich hab' an deinem Werke keinen Theil!
Bedenk', was du beginnſt! Groß iſt die Stadt,
Und dreißigtauſend Bürger können ſchnell
Beim erſten Lärm zu ihren Waffen greifen.

Baroncelli.

O, ſorge nicht, ich kenne meine Römer!
Dann gilt es auch, nur die Gelegenheit
Schnell zu benutzen, die ſich bieten kann!
Er hat ſich mit der Kirche überworfen,
Siehſt du denn nicht, daß es zum Bruche kommt?
Merk' auf: Heut' thut der Gaukler auf dem Seil
Den Todesſprung durch ſeinen letzten Reif!

Montreale.

Wag' deinen Kopf! Ich ſuch' das Thor und ziehe

Dem Handwerk nach. Mit Waffen und mit Leuten
Für Geld ſteht Montreale dir zu Dienſt.

Sechſter Auftritt.

Craſſo. Scipione. Andrea und viele andere **Bürger** mit und ohne Masken, bunt durch einander.

Craſſo.

Das iſt eine Hitze über Menſchengedenken! Als wäre die alte, gute Zeit noch nicht gar gekocht!

Scipione.

Laßt mich vor, daß ich Alles höre, per Bacco! Er geht ja heute gegen den Papſt los!

Andrea.

Der Legat iſt mit der Geiſtlichkeit in Maria Maggiore zuſammen. Denkt an mich, der Tribun iſt zu gewaltig! Vor lauter Gerechtigkeit wird einem angſt und bang; aller Abende, wenn ich zu Bette gehe, greife ich nach meinem Kopf und freue mich, daß ich ihn noch habe. Er macht viel zu viel Gerechtigkeit.

Volk.

Der Volkstribun Rienzi!

Siebenter Auftritt.

Rienzi. Zu beiden Seiten Fahnen- und Schwertträger, mit großem Gefolge im prächtigen Aufzuge, darunter **Enrico** und **Daniello**, welche, wenn Rienzi auf dem Thronſeſſel Platz genommen, neben ihm zu ſtehen kommen. **Volk.**

(Trompetenfanfare.)

Rienzi.

Ich rang in öder Nacht in ſchweren Träumen,
Ich hörte eine Donnerſtimme rufen!
„Zum dritten Mal iſt Róma nicht zu retten;

Denn alle Götter haben sie verlassen!“
Gespenst'ge Leiber schritten durch die Straßen,
Von Sünden so beladen und gedrückt,
Daß bis zur Erde ihre Häupter hingen,
Ein Spott, ein Greu'l den Völkern dieser Welt!
Und da geschah ein schwerer Donnerschlag. —
Und plötzlich stehe ich vor Euch, Ihr Männer!
Ich sehe Lust und Leben, Freude, Freiheit,
Mit festen Angesichtern wack're Bürger,
In jedem Auge uns'rer Feinde Tod!
Den Strom des Weltverkehrs hierher geleitet,
Der Häuser Speicher ringsum angefüllt
Von Kostbarkeiten, Gütern aller Art,
Die Straßen rein gefegt von Raub und Mord,
Und wiederum aus jeder Himmelsgegend
Die Nationen hülfeflehend stürzen
Zu Eurem Richterstuhl, Quiriten, Römer!
Ist das, Ihr Männer, nur ein zweiter Traum?
Zu beiden Malen sah ich Wirklichkeit!
So haltet fest an Eurer guten Sache,
Wie an des Feindes Nacken jener Grieche!
Als ihm die rechte Hand ward abgehauen,
Hielt er ihn mit der Linken, diese fiel,
Da biß er mit den Zähnen sich hinein,
Fest auf dem Haupte den metall'nen Helm!

Volk.

Wir bleiben treu in alle Ewigkeit!

Rienzi.

Todt sei der Zweifel!

Volk.

Lebe hoch, Tribun!

Rienzi.

In Einem ist das Heil der Welt gefunden;
Der beste Staat in der Gerechtigkeit,
Rom ging voran, zur Folge lade ich

In ſeinem Namen alle Völker ein.
Von Oſt, von Süd, von Mitternacht und Abend,
Zum allgemeinen, großen Völkerbund!

Achter Auftritt.

Geſandtſchaften verſchiedener Völker ziehen auf, darunter **Lodovico**, Fürſt von Tarent, Geſandter aus Neapel, und **Rupa**, Geſandter aus Ungarn, ferner **Leopold von Altſtein**, Geſandter Ludwigs von Baiern. **Vorige.**

Lodovico.

Neapel beuget ſich vor Rom und dir
Und bittet um Genoſſenſchaft mit Rom.

Rienzi.

Sie iſt gewährt.

Rupa.

Vor deinem Richterſtuhl
Gewaltiger Tribun, Hungaria!
Gerechtigkeit ſchaff' gegen die Johanna,
Die zu Neapel unſ'res Herren Bruder,
Den eig'nen Gatten ſchmählich hat ermordet.

Lodovico.

Du lügſt!

Rienzi.

Zu rechter Zeit werd' ich das Urtheil finden!

Leopold.

Ludwig von Baiern, der erwählte Kaiſer
Des heil'gen Römerreiches grüßet dich
Und fordert gegen Karl von Böhmen Recht,
Der ſich die Kaiſerkrone angemaßt!

Rienzi.

Wer ſind die Männer, die ſich Kaiſer nennen?
Rom kennt ſie nicht, Rom hat ſie nicht gewählt!
Im Namen des Senates und des Volkes
Lad' ich vor meinen Richterſtuhl die Beiden!

Baroncelli (für ſich).

Nun wird es Zeit; ich laß' die Meute los! (ab.)

Rienzi.

O, armes Rom! ſo lang' von deinem Vater
Verlaſſen, ſollſt du ewig um ihn trauern?
Du haſt vergeblich Jahre lang gefleht,
Im fremden Lande höret er dich nicht!
Will er dein Vater ſein, hier iſt ſein Haus!
Dem Römerbiſchof, keinem anderen,
Gehorcht die Chriſtenheit; ein Biſchof
Aber, ob er der höchſte auch, gehört zum Sprengel,
Und ſo befehl' ich ſeinem Oberhaupt,
Aus Avignon zu ſeinem Sitz zu kehren!

(Trompetenfanfare.)

Volk.

Der Biſchof und Legat!

Neunter Auftritt.

Raymond mit Gefolge. **Vorige.**

Raymond.

So weit biſt du gediehen, — weiter nicht!
Du haſt von dir geſtoßen deine Mutter,
Die dich genährt hat an der frommen Bruſt;
Den Undankbaren muß ſie von ſich thun,
Mit Herzeleid gewahrt ſie jetzt ihr Recht!
Armſel'ger Menſch, in dieſem Augenblick
Wird ausgeſprochen über dich der Bann!

(Glockengeläute.)

Enthoben biſt du deines Regimentes
Und ausgeſtoßen aus der Chriſtenheit!
Ihr Bürger aber, losgezählt ſeid Ihr
Von ihm und Allem, was Ihr ihm gelobt!
Mit Flammenſchwert treibt ihn ein Engel aus!

Rienzi.

Das Oberhaupt iſt übel unterrichtet,
Entſcheide ein Concil der Chriſtenheit!

Raymond.

Dir bleibt der Fluch, mir aber doch — der Schmerz.

(Mit Gefolge ab.)

Volk.

Im Bann! Im Kirchenbann!

Benedetto.

Sagt Euch los! Sagt Euch los!

Rienzi.

O, ſchämt Euch, Männer, ſehet her auf mich!
Steht Rom nicht mehr? Sind von dem Lateran
Herabgeſtürzt die Säulen und das Dach?
Am heißen Tag zieht leicht ein Wetter auf
Und um den Berg Soracte ſpielt der Blitz;
Iſt deßhalb noch die Welt wo eingefallen?
O, ſchämt Euch, Männer, weichet nicht zurück!
Vorüber geht das Wetter, und der Fels
Steht hoch und hell in neuem Morgenroth!
Ihr Männer, ſeht mich an, bin ich erſchüttert?
Rienzi bleib' ich und der Volkstribun!

Craſſo.

Ruhe über Alles! Wir wollen kein Blitzen und Wettern, und das Morgenroth geht uns nichts an!

Volk.

Ruhe und Frieden! Der Bann! Der Kirchenbann!

Rienzi.

O, kommt zu Sinnen, Freunde, Römer, Bürger!
In kurzer Zeit will ich den Irrthum heben,
Der zwiſchen mich und Raymond ſich geworfen.

Scipione.

Wir ſind arme, verführte Leute!

Benedetto.

Wir sind betrogen!

Volk.

Wir sagen uns los!

Benedetto.

Er hat uns mit Gewalt zum Tumultuiren gezwungen!

Volk.

Mit Gewalt! Mit Gewalt!

Rienzi (bald für sich).

Ihr Götter, leiht mir Eure Donnerworte,
Daß ich die Herzen dieser Memmen treffe!

(Laut.)

Ich rufe Sonn' und Mond zu meinen Zeugen;
In kurzer Zeit, so viel ein Bote braucht
Nach Avignon, von Avignon zurück,
Löf' ich dem Bann! Nur diese kurze Frist
Das Herz mit beiden Händen haltet fest!
Es ist unmöglich, daß Ihr jetzt, mich jetzt
In diesem großen Augenblick verlaßt!
Nicht meinetwegen, Eure eig'ne Sache
Verlangt, daß Ihr Euch selber nicht verlaßt!
Herrgott! o, dieser Augenblick entscheidet
Das Schicksal Rom's auf ein Jahrtausend hin!
Nur diese große, einzige Minute,
Wo Ihr ergreifen müßt das eh'rne Scepter
Der Weltherrschaft, laßt nicht vorübergehen
In schnöder, feiger, ehrvergeß'ner Ohnmacht!
Sechs Tage seid mir treu, sechs Tage noch.
Dann stürzt von dem tarpej'schen Felsen mich!
So weit hab' ich die Kugel des Geschickes
Emporgerollt, nun sollt' der Boden weichen?
Ich kann mein Werk nicht untergehen lassen!
Nur einen einz'gen Tag vergönnt mir noch!
Aufreißen will ich alle meine Adern
Und vor Euch schütten jeden Tropfen Blut,

Verlaßt mich nicht, verlaßt Euch selber nicht!
Seht nicht so schüchtern, nicht so feig mich an,
Jagt wieder in die bleichen Angesichter
Das frische Blut und denket an Euch selbst,
Faßt männlich Euch und schlagt auf Eure Brust,
Es pocht ja wahrlich noch darin das Herz,
Das Eure Faust gestählt, als Ihr die Feinde,
So viele Edle, schrecklich hingestreckt,
Dasselbe Herz, bei dessen hohen Schlägen
Der Erdkreis an die Römerzeit gedacht!

Volk.

Frieden und Ruhe!

Rienzi.

Und jetzt, ein Wort des Irrthums könnt' Euch schrecken?
So schmählich alle Größe von Euch waschen,
Wie Schminke von der Wange einer Dirne?

(Für sich.)

Ich muß sie anders, wieder anders packen.

(Er wirft Mantel, Scepter und Lorbeerkranz hin und fällt auf die Kniee.)

O, seht, auf meinen Knieen, hier im Staube,
Streck' flehend meine Hand ich zu Euch auf,
Mit Salz und Blut, mit heißen Seelenthränen
Fleh' ich Euch an: O, werdet heute nicht
Ein Spottgelächter fremder Nationen,
Die hier als Zeugen Eurer Schande stehen!

Benedetto.

Er will uns bethören.

Volk.

Hört ihn nicht! Hört ihn nicht!

Rienzi (für sich).

Sind meine Worte Wind, hier habt Ihr Sturm!

(Laut.)

Wacht auf, Ihr alten, heil'gen sieben Hügel,
Schreit ihnen zu in meiner Todespein:

Quiriten! Römer! Rast mit Donnerwirbeln!
Rom in Gefahr!

(Man hört von ferne Alarm trommeln.)

Wer läßt die Trommeln rühren?

Andrea.

Heim! heim, Ihr Nachbarn, und verschließt die Läden,
Die Häuser und Tabernen! Baroncelli
Ist eingebrochen! Von der Tiber her
An tausend Räuber!

Volk (durcheinander).

Räuber! Mörder! Diebe!

(Alle ab, außer Rienzi, Enrico und Daniello.)

Rienzi.

Mein böser Genius, o Baroncelli!

Daniello.

Leer ist der Platz und weggefegt das Volk!
Es fährt nun wieder in die Alltagsjacke
Und stülpt den alten Hut sich auf den Kopf!

Rienzi.

Gesindel, lauf', verkriech' dich in dich selbst,
In dummer Angst und doch verdirb daran!
Ihr Würmer der Verwesung in dem Aas
Des alten Roms, freßt selbst einander auf
Und speit Euch wieder selbst vor Abscheu aus
Und wirbelt Eueren Gestank empor,
Daß Ihr die trägen Götter endlich zwingt,
Mit Feuerbesen Euch hinweg zu kehren!

Enrico.

Was sollen deiner edlen Frau wir sagen?

Rienzi.

O, tröstet sie auf eine bess're Zeit!
Enrico, sei ihr Vormund! Bergt sie hier
In Rom bei Euch!

Daniello.

Hört Ihr den Jubel dort?
Das Volk jauchzt schon dem Baroncelli zu!

Rienzi.

Ha! Ruhig Herz! — Zum Abschied will ich beten:
Wer Ihr auch seid da droben über uns,
Seht her auf mich, gebraucht Ihr Rattengift,
Gebraucht Ihr Scorpione, Feuerbrände
Für dieses Rom, nehmt mich, nehmt mich dazu!

(Es donnert.)

Es nickt der alte Zeus mit seinem Haupt.
Habt Ihr gehört den Donner? freuet Euch!
Ich gehe fort und komme bald zurück
Zu einer kurzen Zwiesprach mit dem Volk;
Ihr letzten Freunde, bleibt der Farbe treu,
Ich geh', den Tag der Rache aufzuwecken:
Mein Weg heißt Mitternacht, mein Reich — Exil:

(Rienzi verhüllt das Haupt; während er abgeht, fallen sich Enrico und Daniello in die Arme.)

Vierter Act.

Garten im Schloſſe zu Civita Caſtellana vor Rom.

Erſter Auftritt.

Raymond. Paolo Urſini.

Raymond.

Stets wack're Welfen waren die Urſini,
Als rechte Säulen unſ'rer heil'gen Kirche!
So habt auch Ihr die Hand Euch rein gehalten,
Vom Sündenwuſt des Baſtards Baroncelli,
Vor deſſen Treiben ich entſetzt entwich
Nach Avignon, von wo ich nun geſendet,
Mit ſtarker Heeresmacht zurück hierher,
Die Wirrniſſe Italiens zu ſchlichten.
Von allen Fürſten ſeid nur Ihr allein
Mit Friedensgruß entgegen mir gekommen,
Und wie Ihr Euer freundliches Beſitzthum
Mir ſelbſt zu einer Herberg', mit der Ausſicht
Nach dem treuloſen Rom hinab, geöffnet,
So ſollt Ihr in der Gunſt der heil'gen Kirche
Die ſicherſte und beſte Herberg' finden.

Paolo.

Aus Eurem Munde klingt mein Lob ſo ſchön,
Daß ich mich gern davon berauſchen laſſe.
Vergönnt mir noch, vertraulich Euch zu fragen:
Der Mann, dem ich ſo viel Bewundrung zolle,
Der immer groß iſt, ſelbſt als Schwärmer noch,
O, ſprecht, was kann, was ſoll für ihn geſcheh'n?

Raymond.

Wie ihn die Kirche mütterlich gepflegt,
So hat den Undankbaren ſie verſtoßen.

Paolo.

Doch nun? Doch nun?

Raymond.

Er iſt nicht aufgegeben.
Als er den unerhörten Schritt gewagt.
Vor unſ'rem Oberhaupte zu erſcheinen
In Avignon, reumüthig niederſinkend,
In Demuth flehend um Gerechtigkeit,
Und ohne Murren in den Kerker ſtieg,
Da wurde ſelbſt das ſtrengſte Herz beſänftigt;
Als dann ſein Weib, das einſt von Königen
Der Erde Huldigung erhalten hatte,
Nun arm und elend und als Bettlerin
Das treue Herz dem armen Dulder brachte,
Da ſprang von ſeinem Fuß der Kette Band,
Von ſeinem Haupte ward der Bann genommen,
Mit meinem Heere ſind ſie hergekommen.

Paolo.

Ihr aber führt ihn nicht nach Rom zurück?

Raymond.

Wär' ich nur überzeugt von ſeiner Treue!
Doch iſt noch nicht ſein alter Stolz gebrochen,
Nicht der Gedanke an die Weltherrſchaft;
Denn ſolche Menſchen ſind dämon'ſcher Art;
Wie groß ſie ſind, gefährlich ſind ſie immer!

Paolo.

Ich ſehe dort ſein edles Weib ſich nähern,
Die arme Dulderin, geſenkten Hauptes,
In ihrer Hand ein Lorberreis zerpflückend;
Laßt ihre Bitte Euch empfohlen ſein! (Paolo ab.)

Zweiter Auftritt.

Camilla. Raymond.

Raymond.

Ihr naht ſo traurig, edle, werthe Frau?
Darf ich den Kummer wiſſen, der Euch drängt?

Camilla.

Schon längſt, Herr Biſchof, hätt' ich gern zu Euch
Ein Wort der Bitte flehentlich geſprochen,
Doch wenn im Schloſſe ich mich nähern wollte,
So ſtahl mir die Befangenheit das Wort;
Doch hier, wo nur das allgemeine Dach
Des Himmels über uns ſich wölbt,
Wo Luft und Sonne Allen iſt gemein,
Iſt mir es ſo, als wär' ich Eure Tochter
Und könnt' zu Euch mit leichtem Herzen ſprechen.

Raymond.

Das könnt Ihr immer; nicht hab' ich verhehlt,
Wie ich Euch hoch verehre, werthe Frau!
Nicht hat der Glanz des Glückes Eure Seele,
Das Unglück aber hat ſie hoch erhoben.

Camilla.

So zürnt nun nicht, daß Ihr mich kühn gemacht,
Die allergrößte Bitte noch zu wagen!
Ich küſſe Eure milde, edle Hand,
In der das Schickſal meines Gatten ruht, —
Laßt ihn nicht untergeh'n in ſeinem Harm!

Raymond.

Du Treue! Ich verpfände dir mein Wort;
Beſteht Rienzi dieſe Prüfungszeit,
Die ich mit Vorbedacht ihm hab' geſetzt,
So ſoll das alte Glück ihm wieder leuchten!

Camilla.

Nicht Worte, nehmt zum Dank die Thränen an,
Die ſtummen Boten der gerührten Seele!

Raymond.

Sei ruhig, fromme Tochter, kehr' zurück
In dein Gemach und denke nur daran,
Daß ich für Euch beſorgt bin, wie ein Vater!

(Camilla küßt ſeine Hand und geht ab.)

Gott ſeg'ne dieſes edle Römerherz.
Das ſich in eine ſolche Zeit verirrt!
Calpurnia, des großen Cäſar's Weib,
Cornelia hat edler nicht empfunden.

Dritter Auftritt.

Ein **Diener** kommt. **Raymond.** Später **Andrea.** **Römiſche Bürger.**

Diener.

Es bittet eine römiſche Geſandtſchaft
Euch, Eminenz, um gnädiges Gehör.

Raymond.

Sie komme vor! (Der Diener ab.)
Im Angeſichte Rom's
Will ich die Bitte dieſer Römer hören!

(Andrea und andere römiſche Bürger treten auf.)

Andrea.

Um Eure Gnade bitten wir voraus!
Seit Eure Eminenz die gute Stadt
Verlaſſen, ſind wir Baroncelli's Willen
So überlaſſen, daß Gehorſam kaum
Noch helfen kann; und da von mir man ſpricht,
Ich gält' Etwas bei Eurer Eminenz,
So iſt mir ſeine Botſchaft aufgebürdet.

Raymond.

Ich hör' Euch an.

Andrea.

Er wünſcht mit rechtem Ernſt,
Des Krieges Wuth von Rom hinwegzuwenden,
Mit der Ihr jetzt zu uns hinunterdroht.

Raymond.

Ich kenn' den Gifthauch der pontin'ſchen Sümpfe
Und dieſen Baroncelli. Hat er doch
Von ſeiner wüſten Herrſchaft Anbeginn
Verfolgt die Kirche ohne Zucht und Scheu,
An heil'ger Stätte Orgien gefeiert,
Daß ſelbſt das Heidenthum er noch beſchämt,
Mich und ſo viele hundert fromme Prieſter
Durch ſeine Lotterbuben weggehöhnt,
Und dieſe Eiterbeule will das Meſſer
Um Frieden bitten, das ſie tilgen muß?

Andrea.

Er will die alte Lebensweiſe ändern
Und nur als Gouverneur zu Rom regieren.

Raymond.

Und ſolchen Auftrag habt Ihr übernommen?

Andrea.

An einem Wink von ihm hängt unſer Leben.
Ja, wenn Rienzi wiederkommen ſollte! —

Raymond.

Gilt denn Rienzi noch ſo viel in Rom?

Andrea.

Zög' jetzt in Rom er ein, ich glaub', der Jubel
Könnt' alles Volk in einen Wahnſinn ſtürzen,
So ſehr bewundert und geliebt iſt er.

Raymond.

Wo meint Ihr, daß er iſt?

Andrea.

Bald ſagen Ein'ge:
Er hauſe bei dem ungariſchen König!
Dann Andere: er lebe bei dem Kaiſer
Zu Prag und trinke Wein mit ihm!
Noch Andere: er wär' gleich einem Gott,
Wie im Triumph, durch Deutſchland, Schweiz und Frank-
[reich

Nach Avignon zum Sitz des heil'gen Vaters
Gekommen, um den Kirchenbann zu lösen
Und säß' dort nun gefangen auf den Tod!

Raymond.

So war es auch. Und wenn die heil'ge Kirche,
Versöhnt von seiner Reue, ihn mit mir
Und ihrem Heere gegen Rom gesendet?

Andrea.

Es wär' ein Wunder! Doch erschien' er jetzt,
Ich wäre selbst vor Freude außer mir!

(Rienzi erscheint, gedankenvoll vorwärts kommend.)

Raymond.

Blickt auf! Er kommt!

Andrea.

Er ist's!

Raymond.

Er spricht mit sich,
Wie er zu thun gewohnt. Verbergt Euch hier,
Daß Ihr ihn freudig überraschen könnt.

(Raymond ab; die Anderen verbergen sich.)

Vierter Auftritt.

Rienzi (allein).

Vergönnt dem Schiffer, der vom Sturm verschlagen,
An den Polarstern seinen Blick zu heften!
Ich bin der Schiffer und mein Stern ist Rom.
Weit über die Campagna streift mein Blick
Bis hin zu dir, der undankbaren Wölfin,
Zu dir, o Rom, du schnöde Buhlerin,
Die schlaff sich wirft in eines Jeden Arm,
Und Jeglichen bis auf das Mark vergiftet!
Wer löst des Räthsels Unsinn, daß ich liebe,
Wo ich verachten, wo ich hassen muß?
Und dennoch drängt es mich an deine Brust,

Da du mich doch einmal verdorben haſt.
Und ſo verworfen biſt du ſündhaft ſchön,
Und doch bleibſt du das große Herz der Welt!
Es ſchweben über dir noch jene Laren
Der großen Thaten, die in meinem Blut
Ein trügeriſches Leben ſich getrunken,
Bis ich, wie ſie, nur ein Phantom geworden,
So ruhelos, ſo jammervoll, doch groß,
Wie jener Dämon, welchen Brutus ſah!
Schon dort, als ich von den gebroch'nen Steinen
Den Epheu bog, aus grünem Moos heraus
Inſchriften las von Conſuln und Tribunen,
Uralte Zauberworte, die das Grab
Zerſprengen und die Geiſter wecken,
War ich auf ewig deinem Dienſt geweiht;
Ich mußte ſchleudern in die Gegenwart
Die große alte Welt mit ihren Wettern.
Ich hab's gewagt, — ſo muß ich auch vollenden!
Dort ſteht noch Rom und Marius, der Große,
War noch der allerletzte Römer nicht,
Und nicht der letzte, der aus dem Exil
Heimkehrte in die alte Stadt der Welt!

Fünfter Auftritt.

Andrea und die übrigen **Geſandten** eilen auf **Rienzi** zu.

Die Geſandten.

Rienzi, Volkstribun!

Andrea.

Er iſt es noch!
Es iſt ſein Angeſicht, wie baares Geld,
Es leuchtet Einem ſo von ſelbſt in's Auge!
Er iſt und bleibt der große Volkstribun!

Rienzi.

Ihr ſeht wie Römer aus; was wollt Ihr Männer?

Andrea.

Kennſt du nicht mehr den Handelsherrn Andrea,
Da di Bottega, Strada di Ripetta?

Rienzi.

O, die Geſichter kamen mir einmal
Im Traume vor; ich träumte auch dahinter
Mir recht lebend'ge, friſche, freie Seelen!
Nicht wahr, Ihr ſeid nur Leichen? Seltſam! Schrecklich!
Lebend'ge Leichen! Lieber geht zur Ruhe!
Wir haben Comödie geſpielt zuſammen,
An einem Faden hatt' ich Eure Glieder,
Ich legt' Euch große Worte in den Mund
Und ſelber Heldenthaten in die Hände,
Und, wie ich glaubte, Leben würd' daraus,
Da riß der Faden! Ach, die Gliederpuppen! —
O, thut nur nicht, als wenn Ihr Leben hättet!

Andrea.

Wir haben ſchlecht gethan, wir ſeh'n es ein!
Bring' wieder uns zum beſten Staat zurück;
Du ſtehſt bei uns vollgültig in Credit!

Rienzi.

Gut! Sprechen wir denn von der Gegenwart!
Gebrauch' ich nicht ein Heer, das mich geleitet?

Andrea.

Soldaten giebt es in der Welt genug.

Rienzi.

Doch ohne Geld wirbt man Soldaten nicht,
Und ohne Geld, wer giebt mir Brod und Waffen?
Da find' ich einen Freund! Andrea iſt
Ein Ehrenmann, der reichſte Bürger Rom's,
Fünf Schiffe hat er auf dem hohen Meer,
Zehn Fähren bringen ihm von Oſtia
Koſtbare Waaren, Barren Gold und Silber —

Andrea.

Sehr wohl! Recht gut! Du denkſt ſolid von mir!

Ich laß' mich wohl mit einem Beitrag finden —
Die Zeit iſt ſchlecht, die Nahrung ſchlechter noch, —
Der Handel ſtockt, — ich ſpränge gern dir bei,
Säh' ich vor mir den Weg —

Rienzi.

Dich fortzuſchleichen!

Die Geſandten.

Rienzi, komm' zurück!

Rienzi.

So geht denn heim
Und ſagt, Ihr habt geſehen einen Römer!

(Andrea und die Geſandten ab.)

Sechster Auftritt.

Montreale (der ſich ſchon einige Zeit vorher auf der Bühne gezeigt hat, tritt vor.) **Rienzi.**

Montreale.

Kennſt du die Römer endlich?

Rienzi.

Montreale?
Genoſſe Baroncelli's!

Montreale.

Had're nicht!
Biſt du doch Schuld, daß ich den Thatendrang
Nur als Condottiero büßen muß!
Wer mich bezahlt, dem bin ich auch zur Hand; —
So war's mit Baroncelli! Half ich ihm
Zur Herrſchaft dort in Rom, ſo helf' ich auch
Ihn dort verjagen, wenn ein And'rer zahlt!
Der iſt kein Mann für mich, ich mag ihn nicht!

Rienzi.

Du bleibſt dir treu: die Gottheit dieſer Zeit
Iſt Eigennutz, und wer das Meiſte bietet,

Der wird die Meiſten in der Zeit beherrſchen;
Denn feil iſt dieſe Welt, wie eine Metze!

Montreale.

Du haſt von meiner Bande doch gehört,
Die ganz Italien im Zaume hält?
Es ſtehen zwanzigtauſend Reiſige
Mir zu Gebot; wo wir das Lager haben,
Iſt unſer Reich, der Himmel unſer Zelt.
Ich hab' auch einen freien Staat gemacht;
Was wir bedürfen, haben wir bei uns,
Getreidewagen, Sicheln, Senſen, Rechen,
Bis auf die Handmühl', Bäckerei und Schmiede;
Bei meinem Herr iſt jegliches Gewerb'.
So, wie der Ocean, bin ich auch frei;
Weit, ungemeſſen branden meines Lebens
Gewalt'ge Wogen feſſellos ſich aus!
Rienzi, unſ're Meinung war verſchieden,
Du ſuchteſt Freiheit in Gerechtigkeit,
D'rum biſt du ausgeſtoßen und geächtet, —
Fahr' nicht empor! Mein Wort ſoll dich nicht kränken.

Rienzi.

Schütt' immer Gift in meine trübe Seele,
Daß ſie bis in den Himmel gährt hinauf
Und nach Gerechtigkeit dort oben fragt!
Und wenn ich nur ein Thor, ein Narr geweſen,
Dann iſt die Lüge, jede Schlechtigkeit
Die Herrſcherin der Welt, dann ſchrei' ich aus
Mit einem Schrei, der dieſe Bruſt zerſprengt:
Im Himmel iſt ein Dämon, doch kein Gott!
Und wenn die Erde eine Hölle iſt,
Erlöſungslos in Ewigkeit verdammt,
O, nehmt Euch dann in Acht, Ihr and'ren Teufel;
Denn alle, alle kann ich überbieten!
Ich ſtand ſo hoch im Sonnenſchein des Glückes
Und zur Gerechtigkeit rang ich empor,
Und wie ein gläubig' Kind ſah ich hinauf,

Da ſtürzt' ich plötzlich in die dunkle Tiefe,
In dieſe ſternenloſe, öde Nacht,
Durch welche nur das Hohngelächter ſchallt!
O, Ewigkeit ein jeder Augenblick!
Und auch der letzte Troſt iſt mir verſagt, —
Der Wahnſinn, den die Götter nur verleih'n.

Montreale.

Ich habe deiner herzlich oft gedacht
Im höchſten Glücke, das mich ſtets verfolgt,
Denn an dein Schickſal iſt mein Loos gekettet;
Dein Name rief aus der Provence mich,
Die Räuber, die vor deiner Hand entflohn,
Warb ich zuerſt zu einem Fähnlein an,
Das nun zu einem Heere angeſchwollen;
Und als dein Sturz zu Rom Italien
Zugleich aus allen Fugen plötzlich riß,
Verfiel es mir und meinem Regiment.
So möcht' ich nun auch jetzt mit deinem Stern,
Der wieder an dem Horizont erſcheint,
Den letzten Wurf des Schickſals mir verſuchen.

Rienzi.

Es gibt kein Schickſal, Unſinn heißt das Ding!

Montreale.

Es dauert mich, dich hier ſo nah' bei Rom
Und doch ſo fern zu ſeh'n! Ich führ' dich hin!

Rienzi.

Willſt du mit deinem Hohn zu Tod mich quälen?

Montreale.

Siehſt du den Rauch von Monte Roſſi dort?
An tauſend Reiter habe ich da drüben,
Es ſind verſchmitzte, abgefeimte Deutſche,
Wie Bären tapfer und wie Lüchſe ſchlau!

Rienzi.

O, ſteck' die Höllenpfeife ein!

Montreale.

Zwei Wörtchen ſind
So klein, ſo leicht geſagt, doch centnerſchwer!
Zu rechter Zeit ein Ja! ein Nein! entſcheidet
Das Schickſal einer Zeit und aller Menſchen.

Rienzi.

Hab' ich ſchon: Ja! geſagt?

Montreale.

Nicht Ja! Nicht Nein!
Begehrſt du nicht die Waare, pack' ich ein!

Rienzi.

Du Seelenhändler, mit dem Preis heraus!

Montreale.

Es handelt hier ein Freund mit einem Freunde.
Auf dreizehn Wochen leih' ich dir die Leute
Und meinen Kopf dazu, hier Baroncelli's
Und dort Colonna's Anhang auszurotten;
Dafür bezahlſt du hunderttauſend Kronen!

Rienzi.

So vieles Geld, der ich ein Bettler bin?

Montreale.

Ich halte mich an dich und du an Rom!

Rienzi.

So wär' es endlich doch ſo weit gekommen,
Daß Rom ich niederwerfen müßt' vor mir?
Ein anderer Coriolan und ſchlimmer, —
Ein zweiter Sulla ſtoßen in das Herz
Der Mutterſtadt das mörderiſche Eiſen?

Montreale.

Mit reiner Hand hält man das Glück nicht feſt!

Rienzi.

Es iſt doch beſſer, daß ich hier verweile,

Bald führt mich der Legat nach Rom zurück
Und ich bin ohne Schuld und ohne Schulden.

Montreale.

Das weißt du ſo gewiß, ſo ganz gewiß?
Ich frage dich, was wird aus unſ'rer Macht,
Wenn in Italien der heil'ge Stuhl
Von Neuem feſt ſich ſtellt? Haſt du nicht Luſt
Zu einer Mönchskutt', einem Roſenkranz? —
Schau' in das Auge den Verhältniſſen!
Als reif der Plan zu Avignon, hat man
Ein Heer geworben und hieher geſendet;
Ihm einen guten Namen mitzugeben,
Ward jetzt der Kirchenbann von dir genommen.
Du biſt bei dem Legaten und dem Heer,
Doch ſprich: haſt du ein Wörtchen zu befehlen?
Je mehr der Biſchof Rom ſich hat genähert,
War er bedacht, die Heeresmacht zu trennen; —
Man ſagt, du ſpielſt mit bleiernen Soldaten, —
Ein Theil blieb bei Spoleto, und ein and'rer
Belagert jetzt Ancona, und der dritte
Urbino; iſt dort wieder rein gekehrt, —
O, der Legat hat Alles klug bedacht! —
Und iſt nur Baroncelli hier noch übrig,
So hat es gute Weile mit Rienzi!
Gewöhn' dir an, zu wedeln mit den Armen,
Und ſchneid' ein grimmiges Geſicht dazu,
Häng' alte Scherben um, Arzneiengläſer,
Steck' auf die Mütze einen Federwiſch
Und ſcheuch' die Vögel aus des Papſtes Garten!
O, ſchäm' dich nicht, du biſt im Dienſt der Kirche!
Entſcheide dich!

Rienzi.

Nicht gleich!

Montreale.

Entſcheide dich!

Rienzi.

Ich werde thun, was mir gerathen ſcheint.

Montreale.

Es iſt nicht meine Art, mich aufzudrängen.
Sei Gott befohlen! (Er will gehen.)

Rienzi.

Montreale!

Montreale.

Hier!

Rienzi.

Du gehſt von mir — wohin?

Montreale.

Ich habe einen Weg.
Was fragſt du mich? Vielleicht kann ich in Rom
Mit Baroncelli einen Handel machen.

Rienzi.

War das dein letzter Pfeil? Er hat getroffen!
Hier, Teufel, nimm! Hier haſt du meine Seele!
(Sie geben ſich den Handſchlag.)
Ha! Ueberſchritten iſt der Rubicon!
Ich geh' und nehme Urlaub vom Legaten;
Dann ſtürzt Ihr böſen Geiſter in den Kreis,
Blutgier und Haß und Grauſamkeit zumal,
Aufreiß' ich meine Bruſt, zieht jauchzend ein,
Rienzi will Euch königlich bedienen!
Schnell führe deine Rotte mir heran;
Noch heute, heute brech' in Rom ich ein,
Ein Donnerwetter in die faule Nacht.
Schnell ſtürzt herbei! In wenig Augenblicken
Steh' ich zum Kampf auf Tod und Leben da! (Ab.)

Montreale.

Hm! Geh' nur hin! Da ſpringſt du, armer Wolf,
Nach einer Gans, die auf der Grube flattert!
Mit deinem Namen kann ich Rom gewinnen,
Bin ich darin, ſo bleibe ich wohl dort;

Dann weiß ich auch für die ital'ſchen Staaten
Noch irgend einen König aufzufinden;
Gut iſt das Auge, ſicher meine Hand;
Ich hab' den Pfeil, nun ſeh' ich auch mein Ziel! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Camilla (allein).

Wo iſt er hin? Wer war der Schreckliche,
Mit dem er hier gewechſelt heft'ge Worte?
Sie ſahen aus, wie zwei Gewitterwolken,
Die gegenſeitig Blitz und Donner tauſchen.
Was bangt mein Herz? Es ſteht nicht gut mit ihm!
Zum großen Menſchen in der Zeit der Noth
Tritt immer der Verſucher, der Verführer!
Verleih' mir Muth, mein Gott! Da kommt er her!

Achter Auftritt.

Rienzi (gerüſtet). **Camilla.**

Camilla.

Rienzi, ſo gerüſtet? Ach, nichts Gutes
Bedeutet dies! O, meine ſchlimme Ahnung!

Rienzi.

Ich kann in Trägheit nicht freiwillig ſchmachten;
Mein Schiff treibt wieder in die hohe See.
Camilla! Eh' noch dieſe Sonne ſinkt,
Pocht an das Thor von Rom Rienzi an.

Camilla.

Aus deinen Augen glüht kein guter Geiſt!

Rienzi.

Genoſſin meiner Noth, was ficht dich an?

Camilla.

Als jenen finstern Mann ich bei dir sah.
Die harte Geißel, die Italien schlägt,
Da sank ich auf die Kniee hin vor Gott,
In Seelenangst rang im Gebete ich,
Dich der Versuchung nicht anheim zu geben!
Er hat mich nicht erhört. So hast du dich
Zu Räubern und zu Mördern doch gesellt?
O, du bist nur ein Opfer der Verführung!
Denn Montreale will den guten Namen
Dir stehlen, deine Ehre zinsbar machen,
Und wie ein Dieb die Finger eines Kindes,
So will er dich zu seinem Werk gebrauchen,
Und hat er dich gebraucht, was bleibt dir dann?

Rienzi.

Ist das Camilla noch, die einst so stark
Und groß sich achtete, die Hand zu strecken
Mit mir nach einer röm'schen Kaiserkrone?
Die mich mit stolzen Worten unabläßlich
Zu allerkühnsten Wagnissen gereizt?
Und die so herrlich ihre Stirne hob,
Als hätt' von Jugend auf um ihre Schulter
Der Mantel mit dem Hermelin gewogt?

Camilla.

Als Völker noch um deine Gunst gefleht,
Am höchsten stand die Sonne deines Glücks,
Da dacht' ich anders, jetzt geringer nicht;
Was wollt' ich mehr, als deinen Ruhm, und doch
War jener Tage Glanz nur Flittergold!
Als ich mich bettelte nach Avignon —

Rienzi.

O, rühr' nicht diese Saite meiner Seele!

Camilla.

Und vor mir her des Gatten Name ging,
Der dort im tiefen Thurm gefangen saß —,

Rienzi.

Vergiß die bittern Leiden dieſer Tage!

Camilla.

Kein Dorf ſo klein, ſo groß war keine Stadt,
Daß unſer Schickſal unbekannt geweſen.
Umringt war häufig ich von Tauſenden,
Die weinend meinen Pilgermantel küßten,
Und ſchluchzend ſich hin auf die Erde warfen
Und deinen Namen in Verzweiflung riefen!
Da ſah ich ein, es giebt noch größern Ruhm,
Als den die Schmeichler einem Herrſcher zollen,
Das iſt des Unglücks wunderbare Macht!

Rienzi.

So lang' ich lebe, muß ich handeln können
Aus voller Seele und mit ganzer Kraft;
Ich hab' ein Adlerherz, es ſteigt zur Sonne!

Camilla.

Wenn dem Legaten du dich recht vertraut!
Er wollte dir und deiner würdig helfen!

Rienzi.

Stumpf ſind die Zähne mir von ſüßen Reden,
In ſeiner Seele hat er mich verhöhnt!
Denn ſieh', dort unten, da vor meinen Augen,
Faſt zu ergreifen mit der Hand, liegt Rom,
Monate hab' ich hier mich abgequält,
Nur einen Schritt zu dieſem Ziel zu thun;
Ich hatte Centnerketten an den Füßen,
Wie ein Galeerenſclave lag ich hier, —
Und Montreale bietet mir die Feile, —
Und Montreale kann ich beſſer brauchen
Zu meinem Plan! denn dieſes alte Rom
Will ich mit Feuer hetzen, bis es glüht,
Bis es geſäubert iſt von Roſt und Schmutz;
Ausſtrecken will ich es mit Hammerſchlägen,
Bis ich den Kernſtahl halte in der Hand;
Ich härt' es ab in Eſſig und in Blut!

Camilla.

Bei deinem guten Geiſt, geh' nicht nach Rom
Mit dieſen wilden, zügelloſen Schaaren!
Willſt du es wagen, nimm dir einen Dolch
Und geh' allein hinab, verſuch' das Glück
Tollkühn in aller Art; flieg' durch die Straße
Und ruf' die Bürger unter dein Panier,
Und hören ſie dich nicht, nun dann — nun dann
Stürz' in die heiße Bruſt den ſcharfen Stahl!
Und ich will jauchzen: „Seht, er war ein Römer!"
Und dir freiwillig folgen in den Tod.
Doch jetzt, weh' mir, wenn ich die Botſchaft höre:
„Rienzi iſt ein Räuber und ein Mörder!"
Sie zwingen dich dazu!

Rienzi.

Die nicht! Die nicht!
Mich zwingt nur die geheimnißvolle Macht,
Die über'n Webebaum der Zeiten ſpannt
Die Fäden aller Seelen und daraus
Das große Sargtuch der Geſchichte wirkt!

(Militairiſche Muſik; im Hintergrunde der Bühne erſcheint Montreale mit ſeinen Soldaten.)

Camilla.

O, wehe mir! Sie reißen dich von mir!

Rienzi.

Ich bin ein Kind des Schickſals und ich folge
Dem Zwang der eiſernen Nothwendigkeit;
Mich faßt und treibt die Brandung dieſer Zeit;
Kennſt du den Strand, wo ich einſt ruhen werde? —
Du bleibſt hier in dem Schutz des Biſchofs Raymond,
Bis ich in Rom geſichert meine Macht,
Dann will er dich — ſo hat er mir gelobt, —
Mit Ehren hin nach Rom geleiten laſſen.
Auf Wiederſeh'n im Purpur! Jetzt Ade!

(Er umarmt ſie.)

Camilla.

Rienzi! Cola! Ach, Rienzi!

Rienzi.

Schmettert nun auf, Ihr kriegeriſchen Hörner!
Schlagt an einander, mörderiſche Waffen!
Frohlockt, Ihr Höllengeiſter allzumal,
Denn todt iſt die Gerechtigkeit auf Erden!
Rienzi kehrt als Feind nach Rom hinab,
Rienzi greift zum Schwerte der Gewalt!

(Unter militairiſcher Muſik ab mit Montreale und ſeiner Schaar.)

Camilla

(ſtürzt händeringend auf die Kniee).

Sie führen ihn zum Tod; er iſt verloren!

Fünfter Act.

Zimmer Rienzi's auf dem Capitol, wie im zweiten Acte.

Erſter Auftritt.

Rienzi. Enrico.

Rienzi.

Wer hat den friſchen Lorbeerkranz dorthin
Gelegt auf meine Sella?

Enrico.

Ich, Tribun!
Ein Blumenmädchen hielt mich auf dem Platz
Und drängte mich, bis ich den Kranz genommen.

Rienzi.

Unüberwindlich treu biſt du, mein Freund
Sonſt ſind ſie Alle Schufte hier in Rom;
Ich haſſe grimmig, ſchmerzlich dieſe Römer.

Enrico.

Sie haben dich, wie einen alten Helden,
Mit Fahnen und mit Zweigen eingeholt!

Rienzi.

Sie halfen fort dem jüngeren Colonna.
Und Baroncelli, wo iſt Baroncelli?

Enrico.

Du weißt, er iſt verſchwunden!

Rienzi.

Wie die Natter,
Die grollend in die Erde sich verbirgt;
Soll ich nun ewig meine Ferse hüten?
Ich sehe seine Schleimspur in dem Sand
Allüberall; er ist in Rom, in Rom!
Enrico, treue Seele, sage mir:
Was spricht, doch nein, was denkt man hier in Rom?
O, wer doch die Gedanken wissen könnte!

Enrico.

Man fürchtet dich.

Rienzi.

O, lernen sie es nun,
Daß es gefährlich ist, mit mir zu spielen?
Hast du nicht auch gesehen auf den Straßen
Die vielen, finster drohenden Gesichter?

Enrico.

Du kennst das Volk, es hängt am Augenblick.
Tribun, vulkanisch ist Italien,
Und plötzlich aus der Erde zuckt das Feuer!
Bedenk' die arge Hungersnoth in Rom;
Colonna hat die Saaten rings verbrannt,
Und seine Schaaren schneiden von der Stadt
Die Zufuhr ab.

Rienzi.

Der schändliche Verräther,
Der Montreale steht mit seiner Bande
Entgegen ihm. Sie schonen sich einander.
Verräther, Schufte sind sie Alle, Alle!
O, Baroncelli, Montreal', Colonna!
Drei Köpfe braucht' ich nur, so wär' ich glücklich. —
Enrico, drei Verrätherköpfe nur!

Enrico.

Hast du noch nicht genug? In allen Enden,
In allen Straßen stecken Köpfe aus;

Die Mordarbeit der Henker hört nicht auf,
Und wieder voll sind die Gefängnisse.

Rienzi.

Nur von Verräthern, von Verschworenen!
Die Gutgesinnten sollen sicher sein.

Enrico.

Was heißt das: gutgesinnt? O, dieses Wort
Ist wie ein Wolf in einem Lämmerstall!

Rienzi.

Ich kann nicht schlafen; theuerster Enrico,
Drei Köpfe schaffe mir, ich wäge sie
Mit Gold dir auf! Schaff' mir die Köpfe nur!

Enrico.

O, wer hat dir dein gutes Herz gestohlen?

Rienzi.

Still! Still davon! Ich war ein frommer Narr;
Ich suchte die Gerechtigkeit hienieden!
Ich war ein Thor, es gilt nur die Gewalt!
Und mit Gewalt will dieses Volk ich peitschen
Aus seinem Sumpfe der Verworfenheit;
So lang' will ich es schütteln in dem Sieb,
Bis nur noch ächte Römer übrig sind.
Mit Schrecken und Entsetzen zwing' ich sie.
Um jung zu machen ein verdorb'nes Volk,
Kennt nur der Arzt zwei Mittel: Stahl und Feuer! — —
Studir' mir im Gesichte nicht herum!

Zweiter Auftritt.

Tomaso. Vorige.

Rienzi.

Sieh', unser Späher bei dem Heer! Wie geht's?

Tomaso.

Spazieren geht's und Zeit hat Montreale!

Rienzi.

Er ſoll nicht zuviel haben, wahrlich nicht!

Tomaſo.

Marſchiren läßt er wohl den ganzen Tag,
Am Abend bringt den Zirkel er zu Ende!
Ein wahrer Spaß iſt in dem Felde los;
Vorpoſten, Freund und Feind geh'n Arm in Arm,
Aus einer Flaſche trinken ſie ſich zu;
Ein gar gewalt'ger Feldherr Montreale!

Rienzi.

Er bringt mich hier in Rom noch zur Verzweiflung
Unruhig iſt das Volk, es leidet Hunger.
Von Tivoli war Zufuhr mir verſprochen.

Tomaſo.

Wer kann für Unglück? Dieſe hat Colonna
Hinweggeſchnappt.

Rienzi.

Und Montreale?

Tomaſo.

Das Gewehr
Im Arm, ſah von der Höhe ruhig zu.

Rienzi.

O, Teufel, ſchick' ihn mir lebendig her!

Tomaſo.

Nun aber giebt es Meuterei im Heere.

Rienzi.

Ha, Schlange, noch nicht Gift, nicht Gift genug?

Tomaſo.

Die deutſchen Söldner dienen länger nicht,
Wenn du nicht den rückſtänd'gen Sold bezahlſt.

Rienzi.

Ha, ſchlagt mich todt und münzt zu Geld mich aus!

Tomaſo.

Das ſage Montreale; denn er kommt!
Ihr werdet, denk' ich, manches Freundliche
Euch im Geheimen zu eröffnen haben.

Rienzi.

Er käm'? Der Montreale käm' hierher?
Ich mein' leibhaftig? Ach, nun iſt mir leicht!

Tomaſo.

Dich läßt auch Daniello vielmals grüßen;
Er will die fremden Söldner heut' bereden,
Wenn Montreale aus dem Lager iſt,
Auf Paleſtrina einen Sturm zu wagen.

Rienzi.

Der brave, eiſenfeſte Herzensjunge!

Tomaſo.

Der Einzige, dem noch zu trauen iſt!
Da iſt noch was für dich! denn geſtern Abend
Schlug ich vor Paleſtrina todt den Juden,
Den ich vorher bei Montreal' geſehen.
Da die Papiere trug er unter'm Hute!

Rienzi

(durchliest flüchtig die Papiere, welche ihm Tomaſo überreicht).

O, kann denn auch ein Menſch ſich herzlich freuen,
Wenn er verrathen, dreifach iſt verrathen?!
Tomaſo, ſuch' dir aus, was dir gefällt!
Nimm dir aus dieſem Saale, was du willſt!

Tomaſo.

Ich diene nicht um Lohn; es freut mich aber
So überall die Hand im Spiel zu haben.
Ich geh' jetzt durch die Straßen ſpioniren,
Denn ſeit drei Tagen fliegen auf und zu
Vom Lager und von Rom geheime Boten.
Gedenk' an mich, es iſt etwas im Werk! (Ab.)

Rienzi.

Enrico, hörſt du? Montreale kommt!
Beſtelle ſchnell das ganze Tribunal!

Enrico.

Tribun! Bei unſ'rer Kindheit, Chriſti Wunden,
Beflecke nicht mit Blut die reine Hand!

Rienzi.

Du biſt ein Kind!

Enrico.

O, thu' es nicht, Rienzi!

Rienzi.

Was denn?

Enrico.

Du ſinnſt ein gräßlich blut'ges Werk!

Rienzi.

Gehorche, Prätor! (Enrico ab.)
Du warſt mein Meiſter! Hüte dich, daß ich
Nicht heut' mein Meiſterſtück an dir verſuche!
Verhöhnt haſt du ſo oft mein Ideal
Von der Gerechtigkeit, mir angeprieſen
Den Eigennutz, die herriſche Gewalt;
Hab' ich dir deinen Kunſtgriff abgelernt,
So nimm vor deinem Schüler dich in Acht!

Dritter Auftritt.

Montreale tritt wild ein. **Rienzi.**

Montreale.

Mir dieſen Schimpf? Thu' mir genug, Tribun!
Bin ich denn ein Bandit? Thu' mir genug!

Rienzi.

Was raſeſt du?

Montreale.

Mir haben die Lictoren

Im Vorſaal meine Waffen abgenommen:
„Es dürf' in Waffen Niemand zu dir ein!“
Ich trag' vor Gott, vor Königen und Kaiſern
Mit Ehren meine ritterlichen Waffen!

Rienzi.

Ich bin kein Gott, kein König und kein Kaiſer!

Montreale.

Meintwegen Rädelsführer! Meine Waffe!
Ich bin entehrt von dir! Thu' mir genug!

Rienzi.

Erhitz' dich nicht; es könnt' ſich alſo fügen,
Daß du noch heute deinen Witz gebrauchteſt!
Bringſt du von Paleſtrina mir die Schlüſſel?

Montreale.

Den Teufel auch!

Rienzi.

Noch nicht, noch nicht die Schlüſſel?
So bringſt du Proviant? Wir darben hier.

Montreale.

Wir aber können hungern in dem Feld?

Rienzi.

Ich weiß, dreimal war ſchon in deine Hand
Colonna mit den Seinen dir gegeben,
Doch immer offen ließt du ihm die Flucht;
Gieb Antwort! Sprich: weshalb? Doch nein!
Ich weiß es ſchon! Ich kenn' dich, Montreale!

Montreale.

Ich kann mit tauſend Reitern Antwort geben.

Rienzi.

Gewiß, die Anzahl hat ſich nicht verringert;
Dein Feldzug macht bankrott die Apotheker!

Montreale.

Ich ſage dir gerade in's Geſicht,

So lang' du nicht die Löhnung haſt bezahlt,
Wird Nichts aus Paleſtrina. Geld! Schaff' Geld!
Mit leeren Händen geh' ich nicht von hier.

Vierter Auftritt.

Enrico. Vorige. Zuletzt **Richter** und **Lictoren.**

Rienzi (zu Enrico heimlich).
Sind ſie verſammelt?

Enrico.
Cola!

Rienzi.
Hier?

Enrico.
Geſcheh'n!

Rienzi (zu Montreale).
Nimm Paleſtrina, dort iſt Geld und Gut!

Montreale.
Kriegsbeute ſtellen wir auf Rechnung nicht!

Rienzi.
Du biſt unſäglich hart. Du drängſt mich ſehr.
Ich, weiß: du kennſt die Noth von Rom und meine.
Du weißt es auch zu gut, daß du uns ſelbſt,
Ob mit, ob ohne Schuld, ſo weit gebracht!
Sei redlich, Mann, und ende dieſe Noth!
Du wollteſt einſt dem Meer durch meinen Namen
Reſpect geboten haben, daß ein Gott
Dich an Italiens Küſte tragen mußte;
Gebiete jetzt ſo deinem eig'nen Herzen!

Montreale.
Haha! Du glaubſt noch an das Kindermärchen,
Das ich dir damals vorgelogen habe?

Rienzi.

Wär's möglich, daß ſo ſehr der Lügengeiſt
Nachmachen kann die Wahrheit, o, bei Gott!
Dann iſt dein Muth, den man ſo ſehr geprieſen,
Und Alles eine prahleriſche Lüge!
So hohl inwendig, wüſt und tödlich leer,
Haſt du nicht Furcht, daß in dem Augenblicke,
Wo du bei deinem Namen wirſt gerufen,
Du plötzlich wie ein Traumgeſpenſt zerfährſt?

Montreale.

Schaff' Geld, reelles, baares Geld! Schaff' Geld!

Rienzi.

Schnell dreht das Glück des Menſchen Schickſal um;
Erbarme dich des hartbedrängten Volkes!
Noch einmal, — aber auch zum letzten Male;
End' dieſe Noth und laß' uns Freunde ſein!

Montreale.

Sprichſt du zu einem Stein? Ich höre Nichts.

Rienzi.

Wenn du nun ſelbſt vor mir im Staube lägſt,
Sollt' ich nicht auch des Freundes mich erbarmen?

Montreale.

O, leg' auf dein Erbarmen einen Heller,
Und ſchenk' es einem Bettler auf der Treppe!

Rienzi (laut).

Ihr unſichtbaren Richter, richtet denn
Hier zwiſchen Montreale und Rienzi!

Montreale.

Ich frag' dich: ſchaffſt du das bedung'ne Geld?

Rienzi.

Und zahl' ich nicht?

Montreale.

So zahlte mir dafür
Colonna noch einmal ſo viel, als du!

Rienzi.

Das heißt Verrath an Rom, an mir und dir!

Montreale.

Wie du es nimmſt.

Rienzi.

Enrico, die Papiere!
Lies vor! Lies dieſem Mann es deutlich vor!

Enrico (lieſt).

„Gott zum Gruß dem Fürſten Giovanni Colonna. Dieſem meinem Unterhändler könnt Ihr vertrauen. Nachdem ich mit dem Abenteurer Rückſprache genommen, komme ich mit Entſchluß zum Abſchluß. Montreale."

Rienzi.

Bekennſt du dich zu dieſem Briefe hier?

Montreale.

Wie auch der Wiſch in deine Hände kam,
Ich wiederhole: ſchaffſt du nicht den Sold,
So werd' ich handeln, wie es mir gefällt.

(Enrico tritt ab; Rienzi zieht den Vorhang auf. Man ſieht im Halbkreiſe die Richter des Tribunals ſitzen.)

Montreale.

Was ſoll die Mummerei?

Rienzi.

Ihr rechten Richter,
Habt Ihr vernommen deutlich und vernehmlich
Die Eingeſtändniſſe des Mannes hier?

Richter.

Gehört!

Rienzi.

So klag' ich Montreale an
Der Räuberei, des Mordes, des Verraths,
Den er an ganz Italien begangen!

Montreale.

Mich willſt du ſchrecken mit der Narrethei,

Mich, den Italien mit Entſetzen nennt?
Wer hat zu meinem Richter dich geſetzt?
Wer biſt du, Creatur von meiner Hand?

Rienzi.

Ihr Richter, habt gehört; ſo frage ich:
Iſt ſchuldig des Verrathes, Mordes, Raubes
Der angeklagte Ritter Mon'reale?

Richter (aufſtehend).

Schuldig! Schuldig! Schuldig!

Montreale.

Zur Hölle mit dem Spaß! Mein Schwert! — Mein Schwert!
Mein gutes Schwert! O Gott im Himmel, hilf!

Rienzi.

Raub, Mord, Verrath! Sagt ihm dafür die Strafe!

Richter.

Der Tod! Der Tod! Der Tod!

Montreale.

O, ich elender Thor ſtürz' in die Grube,
Die ich dem abgefeimten Schuft gegraben.

Rienzi (ein Stäbchen nehmend).

Du ſchuld'ger Menſch, wie dieſer dürre Stab,
So ſei dein Leib zerbrochen, und gegeben
Dein Haupt dem Beil und deine arme Seele
Befohlen in die Hände deines Gottes!

(Rienzi zerbricht den Stab und wirft die Stücke über ihn.)

Richter (die Stühle umwerfend).

Zeter! Zeter! Zeter!

(Der Vorhang wird wieder vor dem Tribunal zugezogen. Lictoren mit Bündeln und Beilen erſcheinen.)

Rienzi.

Und ſo zertret' ich dich und deine Lüge!

Montreale.

Unmöglich! Nein, entſetzlich iſt es nur!

Du wolltest mich versuchen, ja, ich weiß!
Und schlecht hab' ich bestanden diese Probe;
O, auch den Tapfersten kann man erschrecken!
Du darfst nicht so mit einem Menschen scherzen.
Schweig' nicht so eisern! Sprich zu mir ein Wort!
Ich will es eingestehen, willst du so,
Daß ich zu geizig meinen Vortheil suchte; —
O schweige nicht so leblos, starr und wild!
Gott, alle Heilige und unsre Väter
Sind Zeugen, daß schon morgen Palestrina,
Colonna auch in deinen Händen sind;
Laß mich nur ungefährdet weg aus Rom!
O schweige nicht so tödtlich, wie das Grab!
Ich will dem Heer die Löhnung selbst bezahlen,
Erlassen will ich dir die ganze Schuld;
O sprich ein Wort, ein einzig armes Wort!
Ich stelle dir zu Bürgen meine Brüder
Und meine Kinder, wehe, meine Kinder!
Ich weiß, du brauchest Geld! Nimm hin! Nimm hin!
Ich löse mich mit dreizehn Centnern Gold;
Du weißt: ich bin der reichste Mann der Welt!
Du nimmst es an? O rede, rede nur!
Ich kann nicht sterben, jetzt nicht, jetzt nicht sterben!
O, wache ich? ich träume nur so gräßlich!
Ich rede Wahnsinn, glaube nicht daran!

Rienzi.

In dir gerichtet sei die ganze Zeit,
Das ganze menschliche Geschlecht in dir,
Der ganzen Welt Verworfenheit und Lug!
Ich hätt' Euch vor Euch selbst erretten können,
Von Euch gestoßen habt Ihr mich mit Hohn,
Geschmäht, gelästert, tausendfach verrathen!
Und da Ihr Eure Schlechtigkeit getrieben,
An mir den Frevel bis auf's Aeußerste,
Und ich die Bosheit bei der Kehle fasse,
Will heuchlerisch sie um Erbarmen heulen?

Ich hab' Euch satt, Euch alle herzlich satt,
Zum Ekel satt, wie scheußliches Gewürm!

Montreale.

Verdammter Geiz, der mich so weit gebracht
In diesen aufgesperrten Löwenrachen!
Ach, in die Hölle, wie ein Narr, ein Schuft!

Rienzi.

Man nannte dich den zweiten Hannibal;
Bist du der Mensch, der dreißig Schlachten schlug,
Den man den Tapfersten Europa's nannte?
So reiß' ich dir die Maske vom Gesicht,
Und seht, dahinter steckt die feige Lüge!
(Zu den Lictoren.)
Hinweg mit ihm!

Montreale.

Vorbei! Vorüber! Und war das mein Ziel?
Im eig'nen Netz erwürgt! O meine Klugheit!
O, die verdammte Dummheit bringt mich um!
Nein! diese nicht, nur die Hyäne hier,
Die ich für eine fromme Katze nahm,
Sie kratzt mich nun zu Tod'! Pest über dich!
Ich habe immer herzlich dich gehaßt!

Rienzi.

Ha, doch ein Funken Wahrheit noch in ihm!
Er hat genug gerast, führt ihn zum Tode!

Montreale.

Zum Tod'! Zum Tode! Wohl, ich bin gefaßt;
Allmächt'ger Gott, erbarm' dich meiner Seele!
Gedenk' an mich, Rienzi! Volkstribun!
Kein Heil aus meinem Blute wird dir sprießen,
Denn uns're Sterne gehen mit einander,
Jäh ab schießt uns're Laufbahn an das Ende!

Rienzi.

Hinweg mit dieser Eule!

Montreale.

Ich lade dich vor Gottes Richterſtuhl;
Denn in drei Stunden ſtehſt du dort mit mir!

(Er wird abgeführt.)

Rienzi (allein).

Ha, wie ſo tödtlich ruhig wird es hier?
Wie? Ausgebrannt ſo ſchnell, Vulkan der Bruſt?
Hat dich, den nicht das Weltmeer löſchen konnte,
Verlöſcht der Wahnwitz eines Sterbenden?
Ich brauch' noch immer Gluth und Feuerſtrom!

(Man hört einen Glockenſchlag.)

Horch, pocht der Tod mit ſeinem Finger an?

(Zweiter Glockenſchlag.)

Jetzt haben ſie die Augen ihm verbunden;
Der noch vor einer Stunde Rom, Italien,
Mich ſelbſt zu ſeinen Füßen liegen ſah,
Thut jetzt den letzten, letzten Odemzug! —
Der Narr fing noch zu prophezeihen an!

(Dritter Glockenſchlag.)

Amen! Amen!

Fünfter Auftritt.

Lange Pauſe. **Daniello** tritt ein. **Rienzi.**

Daniello.

Heil und Victoria!

Rienzi.

Ach, Daniello?

Daniello.

Vorbei iſt alle Noth!

Rienzi.

Meinſt du? Meinſt du?

Daniello.

Als Montreale abgegangen war —

Rienzi.

Weißt du es ſchon? Ich hab' ihn abgefertigt.

Daniello.

Da hatt' ich einen Anhang bei dem Heer;
Nur Montreale war der böſe Geiſt!

Rienzi.

Mein böſer Geiſt? Gewiß! Ich dachte immer,
Der ſchlimme Baroncelli wär' es nur.

Daniello.

Mir folgten Alle. Wahrlich, brave Kerle
Sind dieſe Deutſchen. Paleſtrina war
Genommen, und Colonna und die Seinen
Haben capitulirt und ſchwören Treue.
Wie biſt du ſo verſtimmt? Du freuſt dich nicht?

Sechster Auftritt.

Enrico. Vorige.

Enrico.

Vom Biſchof, vom Legaten dieſes Schreiben!

Rienzi.

Lies vor!

Enrico (lieſt).

„Geliebter Sohn! dich ſegnet die heilige Kirche und ernennt dich hiermit zum Senator und Gouverneur von Rom! Uns iſt befohlen, an Montreale die bedungene Summe auszuzahlen und ſeinen Abzug zu beſchleunigen."

Rienzi (gezwungen lachend).

Hahaha! Zum Wahnwitz iſt der Spaß!

Enrico (weiter leſend).

„Ein Kleinod bringen wir dir mit, das dich binden ſoll an die Sache der heiligen Kirche, an dein eig'nes Wohl und an unſer Herz. Raymond, Legat."

Rienzi.

Ha, Hexengold, es riecht nach Blut und Moder!

Daniello.

Was iſt mit ihm geſchehen?

Enrico (leiſe).

Montreale
Hat er enthaupten laſſen.

Daniello.

Montreale?
Das war nicht klug, das war nicht gut gethan!
Sein Argwohn warf erſt neulich in die Stadt
Dreihundert Söldner. Schwierig ſind die Bürger:
Eh' wir es meinen, iſt der Aufruhr fertig.

Rienzi.

Fluch dieſem Dämon, der mich ſo gehetzt
Durch Armuth, Ruhm, Verzweiflung, Tod und Sünde
Bis mitten in den Wirbel der Verdammniß!
Fluch dem Phantom, das ſich mir vorgegaukelt,
Fluch über mich und Rom und alle Welt!

Enrico.

O, komm' zu dir!

Daniello.

Laß' von ihm ab und ſchweige!
Tröſt' ihn jetzt nicht; er iſt vom Blut berauſcht;
Ausraſen thut ihm gut.

Rienzi.

Seht dort den Brutuskopf, er rollt die Augen;
Ein Marmorſtein und kann die Augen rollen!

Enrico.

Ein ſchrecklich' Ding, wacht das Gewiſſen auf!

Siebenter Auftritt.

Tomaſo. Vorige.

Tomaſo.

Ein Polcinello mit viel hundert kleinen,
Verdammten Maccaroni's hinterd'rein,
Mit Beſen und Laternen durch die Straßen
Und kehren überall und ſchreien laut:
„Die gute Zeit, die alte, gute Zeit!

Daniello (zu Tomaſo).

Du ſiehſt, er hört dich nicht; ſag' mir es an!

Tomaſo.

Und viele tauſend Männer, Frauen, Jungen
Sind ſchon um ſie herum und helfen ſchreien.

Daniello.

Wer iſt der Polcinello?

Tomaſo.

Baroncelli!
Jetzt eben ſprang, wie eine tolle Katze,
Die Nachricht durch die Stadt: enthauptet ſei
Der große Montreale.

Daniello.

Meine Furcht!

Tomaſo.

Aus den Quartieren ſtürzten da die Söldner
Mit furchtbar ſchrecklichem Geſchrei um Rache,
Und ſo rollt jetzt die Waſſerhoſe her. —

(Man hört trommeln und ſchreien: „Gerechtigkeit und Brod! Gerechtigkeit und Brod!")

Mein Werk iſt aus, fangt nun das Eure an! (Ab.)

Daniello (Geht zum Balcon heraus).

Da wächst der Aufruhr aus dem Boden 'raus,
Zu einem Mann wird jeder Pflaſterſtein!

Volk (von Außen).

Heraus! Heraus! Heraus!

Rienzi (emporfahrend).

Was iſt? Wer ruft? Was giebt es?

Daniello.

Aufruhr! Aufruhr!

Volk (von Außen).

Heraus, Tribun! Tyraun! Heraus!

Rienzi (zum Balcon herausrufend).

Es lebe Rom! Tod über ſeine Feinde!

Volk (von Außen).

Nieder mit ihm! Nieder!

(Steine fliegen in die Fenſter und zum Balkon herein; Rienzi taumelt zurück.)

Rienzi.

Confect! Confect!
Noch lebe ich! Verderben über ſie!
Schnell, Daniello, nach Trastevere! —
Ach, die Hallunken wollen Aufruhr machen! —
Nicht wahr, da d'rüben ſeid Ihr noch getreu?

Daniello.

Für die Trasteveriner ſteh' ich ein.

Rienzi.

Hinüber, Daniello! Führ' ſie her!
Gleich einem Wetterkeil brich durch die Meute,
In ihrer eig'nen Feigheit ſtreck' ſie hin!

Daniello.

Gewinnſt du ſo viel Zeit, ſo kurze nur,
Bis ich mit meinen Kameraden komme,
So beiß' ich dich heraus!

Rienzi.

Stürz' hin, als jagte
Das ganze Elend heulend hinterd'rein.

(Daniello und Enrico ab. Diener, mit Gepäck beladen, fliehen über die Szene.)

Ha, kommt der Wurfler mit der Schaufel an?
Es ſtäubt die Spräu hinweg, wo iſt der Waizen?

Achter Auftritt.

Enrico. Rienzi.

Enrico.

All' deine Diener haben dich verlaſſen;
Nun hab' das feſte Thor ich zugeſchloſſen.

Rienzi.

Verlaſſen hat mich Alles — und Enrico,
Die ſchüchterne und ſchwache Seele, will
Bei mir jetzt bleiben, wo Gewitterſturm
Den Maſt zerſchmettert und das Steuerruder?
Du haſt ein Weib daheim!

Enrico.

Ich hatte eher einen Freund an dir!

Rienzi.

In dieſer Demuth hätteſt du ein Herz,
In Lumpen den Karfunkelſtein verborgen?
Du braves Herz!

Enrico.

Ich bleibe ſchon bei dir!

(Heftiges Trommelwirbeln von Außen, mit Hallohgeſchrei.)

Rienzi.

Was iſt das für ein Rauch? ein Feuerqualm?

(Enrico geht.)

Volk (von Außen).

Nieder mit dem Tribun!

Rienzi.

Heran, du Tigerkatze, ſpring' heran
Und ſauf' dich ſatt, hier haſt du Römerblut!

Enrico (zurückkommend).

O wehe, wehe, das Geſindel hat

Feuer geworfen in die Canzelei;
Im lichten Feuerbrand steht das Archiv!

Rienzi.

Die Rasenden! In diesen Pergamenten
Bewahrt sind alle Privilegien,
Die alten Rechte dieses Pöbelvolks?
Heut' stirbt zum letzten Mal die alte Roma,
Sie morden heute ihre eig'ne Seele!

Enrico.

Wie grüne Schlangen fährt's an den Tapeten
Herüber durch die Gallerie zu uns!

Rienzi.

Habt Dank, Ihr Meuterer, Ihr weckt mich auf!

Volk (von Außen).

Holla! Holla! Heraus, heraus, Tribun!

Rienzi.

Reich' mir den Helm, den Schild, das große Schwert!
(Während er sich rüstet, wobei ihm Enrico hilft:)
Fällt dir nicht auch das alte Lied noch ein:

„Von Seligkeit sind trunken
Die Armen und die Müden;
Es ist herabgesunken
Der Himmel mit dem Frieden."

Volk (von Außen).

Tod dem Tyrannen! Nieder mit ihm!

Enrico.

O, diese Worte, und zu dieser Zeit!

Rienzi.

Ich freute mich [illegible] eben so, wie du,
Gewalt'ger Cäsar, Vorbild meines Lebens!
Ich rief dir zu: Reich' mir den Lorbeerkranz,
Und wär's am Fuße der Pompejussäule!
Du hast mir kaiserlich dein Wort gehalten;
Das beste Ende ist ein jäher Tod! —

Du ſcharfes Schwert, mit dem ich hingeſtreckt
Den Wütherich Colonna, keine Hand
Soll dich mehr führen! Treuer Schild, fahr' wohl!
(Er wirft Schild und Schwert weg.)
O Helm, mit deinem Römeradler haſt
Bedeckt ein Haupt, in deſſen kleinem Ring
Platz fand der unermeßliche Gedanke
Der Weltherrſchaft, o mein Cäſarentraum!
Auch du fahr' hin! (Er wirft den Helm weg.)

Enrico.

Da ſprüht das Feuer auf!

Rienzi.

So ſchwer wird ihnen noch, mich zu verderben,
Daß ſie auf mich die Elemente hetzen,
Aufbieten mußten das Entſetzlichſte!
Es ſoll ein Schauſpiel für die Götter ſein,
Zu ſehen einen Mann im Heldentod;
Bald ſollen ſie ein ſolches Schauſpiel haben.
Komm', treuer Freund, und ſchmücke mich zum Tode!
Die Götter nahen gern in Feuergluthen;
So ſchreiten durch die Flammen wir hindurch
Zur Wohnung der Unſterblichen hinüber! (Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Platz vor dem Capitol, das man theilweiſe im Feuer ſtehen ſieht.

Bewaffnete und unbewaffnete **Volksmenge** drängt ſich in die Scene. **Baroncelli** (phantaſtiſch verkleidet). **Craſſo.** **Benedetto.** **Scipione.**

Baroncelli.

Her, Ihr Jungen, mit Reißbündeln! Heizt ihm ein!
Da hinan! Da hinan!

Benedetto.

Paßt auf! er kann nicht verbrennen. Er löſcht

das Feuer, wie ein Eidechs! Er hat einen Bund mit dem Böſen. Eh' wir es denken, wird er auf feurigen Pferden aus dem Dache hinausſauſen.

Scipione.

Kriegen wir ihn heut' nicht unter, ſo iſt er ſattelfeſt, wie der Teufel auf der Todſünde!

Craſſo.

Immer Unruh' und nichts als Unruh'! Heißt das auch Bürgerpflicht?

Volk.

Heraus! Tribun! Heraus! Heraus!

Zehnter Auftritt.

Das Thor geht auf. **Rienzi** mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, das eherne Scepter in der Rechten, mit der toga praetexta bekleidet, erſcheint, hinter ihm **Eurico**. **Vorige.**

Eine Stimme aus dem Volke:

Wer da? Wer da?

Eine andere Stimme:

Der letzte Volkstribun!

Volk.

Der letzte Römer.

Benedetto.

Seht hin! Er iſt kein Menſch! Ein Geſpenſt!

Scipione.

Sein Auge brennt!

Craſſo.

Er iſt gefeit!

Scipione.

Ein Cäſar?

Volk.

Cäſar! Cäſar!

BIBL. UNIVERS.

Enrico.

Zu deinen Füßen bete ich dich an.
O ſprich ein Wort, ein einzig', einzig' Wort!
Jetzt tödet dich das Schweigen. Sprich ein Wort!
Ein Wort! — Er tödet ſich, o Gott im Himmel!

Baroncelli (vortretend zu Rienzi).

Ich beuge meine Kniee, Volkstribun!
Ich beuge meine Kniee, großer Cäſar!
Verdien' ich keinen Blick, o Majeſtät?
Felice notte! (Er erſticht ihn.)
Brutus über dich!

Enrico (wirft ſich auf Rienzi's Leiche).

Ermordet, ach, von einem Polcinell!
Der letzte Volkstribun von einem Narren!

(Man hört kriegeriſche Muſik ſich nähern.)

Volk.

Die päpſtliche Armee!

Einige.

Der Biſchof und Legat!

Scipione.

Seht, hier voraus
Auf weißem Zelter ſprengt Camilla her!

Baroncelli.

Puh, das wird heiß! und freie Luft iſt gut. (Ab.)

Elfter Auftritt.

Camilla. Volk.

Camilla.

Ihr Raſenden, was iſt geſcheh'n?
(Sie erblickt Rienzi's Leiche.)
Rienzi?
Rienzi, du? Rienzi, wache auf!
Den Herrlichen ermordet, Ihr Verruchten?

So ſtürz' zuſammen Rom, verſchütt' dich ſelbſt,
Da ſie ermordet deinen letzten Cäſar!
Was ſtarrt Ihr ſo auf mich? Was bebet Ihr?
Wühlt in die Erde Euch! Stürzt in die Hölle,
In die Vernichtung! Ueber Euch wälz' ich
Den Fluch der That, das ganze Weltgericht!
Ich lebe noch, da alles Große todt?
Ich mag nicht theilen dieſe Luft mit Euch;
Die Römerin ſtirbt mit dem letzten Römer!
(Sie erſticht ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Raymond. Vorige. Später **Daniello** mit **Baroncelli.**

Raymond.

Umzingelt, bindet dieſe Raſenden!
Wo habt Ihr den Tribun?

Camilla.

Zum Tod' vereinigt.

Raymond.

O böſer Tag des Jammers!

Camilla.

Ach! Lebt wohl!
(Sie ſtirbt.)

Raymond.

Wer hat an dem Tribun die That vollbracht?

Daniello (ſchleppt Baroncelli herbei).

Hervor, du Bluthund! Mörder! Meuchelmörder!

Raymond.

Bind' ihn und ſchlepp' ihn nach Sanct Angelo!

Daniello.

Komm' ich zu ſpät, vor dir den Freund zu retten,
Ich komme nicht zu ſpät, dich zu erwürgen!
(Er ſchleppt ihn fort.)

Raymond.

Sorgt für die beiden Leichen! Eine Gruft
Umfange Beide! Ausgetoſet haben
Die böſen Leidenſchaften, — Friede kehrt,
Der Friede eines Kirchhofs kehrt zurück! —
Im Namen unſ'res heil'gen Oberhauptes
Nehm' ſo ich wiederum Beſitz von Rom.

(Der Vorhang fällt.)

Wendelin und Helene.

Ein Trauerſpiel.

Personen:

Wendelin, Reichsgraf.
Malguard, ein Maltheserritter.
Seibold, ein junger Bürger.
Renatus, ein alter Mönch.
Mathilde, Freiin.
Rosa, ihre Dienerin.
Helene, ein Bürgermädchen.
Gertrude, ihre Muhme.
Erster, Zweiter } Bürger.
Wolf, Ihling, Gotthard } junge Bürger.
Mausohr, ein Kürschner.
Joß, ein Bauer.
Erstes, Zweites, Drittes } Bürgermädchen.
Franz, Balthasar } gräfliche Diener.
Erster, Zweiter } Stadtdiener.

Junge Bürger. Bauern. Hochzeitsgäste. Musikanten. Bewaffnete.
Die Zeit fällt in das Jahr 1525, der Ort der Handlung ist Oehringen.

Erſter Act.

Straße in Oehringen vor Helenens Hauſe, welches eine offene Vorhalle hat, zu welcher Stufen führen und bei deren Eingang ein Steinſitz angebracht iſt.

Erſter Auftritt.

Seibold, Gotthard, Wolf und **Ihling** treten auf.

Gotthard.

Haltet ihn, er hat was im Kopfe!

Seibold (ſingt).

Iſt denn gar kein Weg,
Und iſt denn gar kein Steg,
Der mich führet aus der Welt.

Wolf.

Krakele nur, wir ſind dabei!

Seibold.

Hol' ihn der Teufel um Mitternacht! Er iſt wieder bei ihr, der Graf, und mir ſoll das Blut nicht die Ader zerſprengen vor der Stirn? Ich ſoll nicht da, da ſtampfen auf die Steine, daß die Funken ſpringen? Und ihm nicht auflauern, ihn packen, ihn niederſchmettern, ihm auf die Bruſt knieen und ihn erwürgen? Eine Hand voll Luft! Luft! —

Ihling.

Du wirſt noch verrückt über dieſe Liebſchaft!

Seibold.

Ich bin es ſchon! Ich bin gebunden und geſchnürt und knirſche mit den Zähnen ohnmächtig und raſe an die Wände der Straße hinan.

Zweiter Auftritt.

Joß, gepackt von zwei Stadtdienern. Vorige.

Joß.

Hülfe! Hülfe! ich bin ein armer Bauer.

Ihling.

Da ſchleppen ſie wieder einen Bundſchuh!

Seibold.

Sie ſollen ihn nicht ſchleppen! Was will er mehr, als wir Alle, wie ich? (Zu den Stadtdienern:) Was habt Ihr vor mit dem armen Manne?

Erſter Stadtdiener.

Was habt Ihr zu fragen? Scheert Euch heim!

Seibold.

Was er gethan hat, will ich wiſſen, du Scherge und Schergenknecht!

Joß.

Und weil ich wieder geſagt, wie der arme Conrad mit ſeinen Leuten in das Badiſche zieht und daß ihm zufallen Bürger und Bauern um die evangeliſche Freiheit.

Erſter Stadtdiener.

Fort mit ihm!

Seibold.

Halt!

Zweiter Stadtdiener.

Aus dem Weg da! Platz für die Obrigkeit! (Er ſchlägt mit dem Stocke um ſich.)

Seibold.

Mich ſchlagen, Hallunke, mich? einen freien Bürgers-

ſohn? Da hier! Du Schuft! Und da, du Hallunke! und lauft in die Hölle! (Er ſchlägt ſie und befreit Joß.)

Stadtdiener

Gewalt! Gewalt! (Beide ab.)

Seibold.

Nun du frei biſt, ſag' deinen Namen!

Joß.

Joß, und bin ein Bauer!

Seibold.

Wie kamſt du in dieſen Handel?

Joß.

Da hatt' ich bei mir die elf Artikel der Bauernſchaft, und da ich ſie vorlas drüben den Leuten im Wirthshauſe zum gold'nen Lamm, hießen mich die Schergen einen Aufwiegler und griffen mich. Da dank' ich Euch nun meine Freiheit!

Seibold.

Und was ſchaffſt du hier?

Joß.

Daß Ihr nichts ausſagt gegen mich, und bin Nichts geſtändig; und muß Botſchaft bringen an Wendel Hippler von Georg Metzler, unſerem Hauptmann, der mit dem hellen Haufen heranzieht vom Odenwalde.

Gotthard.

Und was wollt Ihr Bauern mit dem Aufſtande?

Joß.

Das Evangelium!

Ihling.

Und müßt Ihr deshalb ſengen und brennen?

Joß.

Gott hat aus der Bauernſenſe ein Schwert gemacht, und kein Haus ſoll haben mehr, als eine Feuereſſe und eine Hausthüre!

Seibold.

Ihling, du halte Wacht auf den Grafen, wir Anderen bringen dieſen ſicher an das Thor. Ihling, paß' auf! ich bin wieder da, ehe du eine Hand umdreheſt! (Alle bis auf Ihling ab, welcher ſich verbirgt und dann und wann zeigt.)

Dritter Auftritt.

Wendelin und **Helene** erſcheinen in der Vorhalle; ſie gehen mit einander die Stufen herab, auf der letzten bleibt Helene ſtehen.

Helene.

Und nun willſt du mich ſchon wieder verlaſſen?

Wendelin.

Gute Nacht für heute, du weißt: auf dem Rathhauſe hält heute die Ritterſchaft Banquet; ich darf nicht fehlen.

Helene.

Biſt du mir noch gut?

Wendelin.

Was fragſt du, da du es weißt?

Helene.

Haſt du mich denn wirklich noch lieb?

Wendelin.

Zweifelſt du an mir?

Helene.

Ach!

Wendelin.

Was ſeufzeſt du?

Helene.

Bleibſt du mir treu?

Wendelin.

Ich liebe dich immer noch, ſüßes Herz. Liebe und Treue ſind zwei verſchlungene Hände.

Helene.

Du gehſt mit dem Maltheſer, Ihr ſeid immerfort zuſammen.

Wendelin.

Was thut er dir?

Helene.

Du trauſt ihm; mir geht ein Meſſer durch das Herz, wenn ich dich mit ihm zuſammen ſehe. Und wenn du dieſen Abend die vielen ſchönen Fräulein ſiehſt, und eine Jede iſt doch ſchöner, als ich, dann — kann ich dir es denn verargen?

Wendelin.

Sieh', du biſt eiferſüchtig!

Helene.

Wenn es aber wahr wäre, was die böſen Leute ſagen, daß du mich verſtoßen würdeſt? Sieh', du ſchlägſt die Augen nieder!

Wendelin.

Weil du mir leid thuſt.

Helene.

Wirklich? O, ich Arme!

Wendelin.

Du quälſt mich und dich. Du haſt heute Grillen.

Helene.

Was begehre ich von dir weiter, als deine liebe Hand zu halten, ſie leiſe zu drücken, dich anzuſehen? Stundenlang, tagelang könnte ich bei dir ſtehen, kein Wort ſprechen und dich nur anſehen.

Wendelin.

Nun gute Nacht!

Helene.

Du gehſt. Kommſt du auch wieder?

Wendelin.

Ich komme zu ſpät zum Banquette; die Trompeter bliesen zur Tafel.

Helene.

Ich hatte dich zu lieb, gar zu lieb.

Wendelin.

Dauert dich unſere Liebe?

Helene.

Sie ſollte dauern. Wendelin, ich muß es dir ſagen und wieder ſagen, ich weiß nicht, warum, wie ich dich ſo lieb habe. Es giebt keine Stunde, wo ich nicht an dich denke. Bald ſehe ich dich zu Pferde, hoch darauf, mit fliegender Feder vom Barrette, mit ſchmetterndem Waldhorne in den Wald hinaus, da hetzeſt du ein armes Reh, und da iſt es mir, als wäre ich das arme, gehetzte Thierlein; bald kommſt du mir wieder anders vor. Dann ſitze ich mit dir hier am Fenſter und ſehe den Dohlen zu, wie ſie ſich hier um die Thurmſpitze ein Rad drehen; — und fällt mir dabei ein, daß ein Kaiſerſohn auch ein Bürgermädchen aus Augsburg genommen hat; ſie hieß, ja wie doch gleich?

Wendelin.

Welſerin! Die ſchöne Welſerin!

Helene.

Ja, ſo hieß ſie!

Wendelin.

Und was meinſt du weiter?

Helene.

Meine Gedanken gehen vorüber.

Wendelin.

Nun auf Wiederſehn!

Helene.

Uebermorgen?

Wendelin.

Vielleicht.

Helene.

Morgen?

Wendelin.

Im Norden ſteht ein heller Stern am Himmel.

Helene.

Den mußt du mir zeigen!

Wendelin.

Immer unverwandt, unbeweglich!

Helene.

Was willſt du damit ſagen?

Wendelin.

Der zeigt den Schiffer, wenn er ſich verirrt hat, immer wieder zurecht.

Helene.

Der gute Stern!

Wendelin.

Dieſer gute Stern biſt du für mich. Leb' wohl! Schlafe recht ſüß und träume von mir! Gute Nacht!

(Helene in das Haus zurück: Wendelin will abgehen.)

Vierter Auftritt.

Seibold kommt mit **Gotthard, Wolf** und **Ihling. Wendelin.**

Ihling.

Da iſt der Graf!

Seibold.

Schneidet ihm den Weg ab!

Gotthard.

Biſt du bei Troſt?

Seibold.

Feig ſeid Ihr! Feig zum Erbarmen! (Vortretend zu Wendelin.) Herr Graf, Ihr habt ein ſchönes Barrettchen mit Pfauenfedern, das kenn' ich bei der Nacht, — und ein ſammtnes Wämschen an, das kenn' ich bei der Nacht — und güldene Sporen an den Füßen, die kenn' ich auch —

Wendelin.

Was ſoll das?

Seibold.

Und einen ſchönen, langen Degen an der Schärpe, den kenn' ich auch bei der Nacht, und ich muß ſagen: Ihr ſeid ein ſchöner Herr, und ſolltet Euch ſchämen, unſeren Mädchen nachzuſchnüffeln!

Wendelin.

Wer heißt Euch, mir aufzulauern? Wer ſein Leben lieb hat, der hüt' ſich! Ich bohre ihm ein Loch in die Seele!

Seibold und die Anderen.

Hoho! Hoho!

Seibold.

Meint Ihr, ich fürcht' mich? da ſtehe ich vor Euch mit meinen zwei nackten Fäuſten und fürchte mich doch nicht! Ja, rüttelt und ſchüttelt nur an Eurem Degen; noch einen Ruck, ſo falle ich Euch in die Arme! Meine Augen ſind gute Spione und meine Fäuſte gute Schmiede!

Fünfter Auftritt.

Malguard. Vorige.

Malguard.

Welcher Lärm? Was für ein Geſchrei? Die Leute laufen zuſammen.

Wendelin.

Sie ſcheinen betrunken und ſuchen Händel.

Seibold.

Blieb' Jeder bei Seinesgleichen, da thät' er wohl daran. Wie würdet Ihr uns anſchauen, wenn wir feilſcheten um eine der Eueren?

Malguard.

Geht der Wind daher? Ein wenig Eiferſucht? Junger Geſelle, was ſpukt dir durch den Sinn? Der Graf wird dir dein Mädchen laſſen, ſo groß es iſt.

Seibold.

Mag Alles ſein! die wahre Schneide iſt die, daß Ihr nun die Oberhand habt. Kommt, Kameraden! Gute Nacht für dies Mal, ein ander Mal iſt es wieder anders! Gute Nacht, ſag' ich! (Seibold, Gotthard, Wolf und Ibling ab.)

Malguard.

Das haſt du davon. Ich ſagte es immer, du wirſt dich noch blamiren.

Wendelin.

Kein Wort mehr. Ich will mein Herz bezwingen und es losreißen, und wenn es verbluten ſollte!

Malguard.

Auf der Gaſſe haſt du kein Glück! Verſuche es im Saal! (Malguard und Wendelin ab.)

Sechster Auftritt.

Helene und **Gertrude** kommen aus dem Hauſe.

Helene.

Er iſt auf dem Rathhauſe mit beim Banquette. Vor dem Saale an der Thüre dürfen wir zuſehen. Gute Muhme, daß du mitgehſt, iſt gar gut von dir!

Gertrude.

Helene, ich meine, es iſt aus mit dieſer Liebſchaft. Er hat dich ſatt und kommt nur noch aus Mitleid. Er läßt dich ſitzen. Wie ſollte es auch anders kommen? Nun weine nur nicht gleich. Mein' ich es denn bös'?

Helene.

Er hat mir ja ewige Treue geſchworen.

Gertrude.

Da wird er noch obend'rein meineidig.

Helene.

Dieſe Schande, ſollt' ich ſie erleben können? und da wär' ich zu ſtolz dazu, ſie zu ertragen.

Gertrude.

Beſchworene Treue iſt ſo gut, wie eine gebrochene Liebſchaft. Wenn das Kleid zerriſſen iſt, ſo näht man Flicken darauf, und wenn die Liebſchaft aus iſt, ſo will man ſich Treue vorlügen, da ſchwört man. Ich hab' noch nie erlebt, daß ein Liebhaber ſeine Schwüre gehalten hätte. Ei, wo ſchwört auch ein gutes Gewiſſen?

Helene.

Ein Eid ſoll nicht gelten wie ein Engelgroſchen?

Gertrude.

Ja, du kriegſt zwölf Semmel dafür.

Helene.

Und die ewige Verdammniß?

Gertrude.

Und die kommt von ſelber.

Helene.

Und der Spott und Hohn der Leute?

Gertrude.

Das iſt des Teufels Handgeld.

Helene.

Und bin eine Bürger- und Meiſterstochter!

Gertrude.

Dein Vater iſt todt, ſonſt wäre es auch hier anders.

Helene.

Meine Mutter war eine von den vornehmſten Geſchlechtern im Rathe.

Gertrude.

Meine Frau Schweſter war gut, wir haben uns auch nie gezankt, da ſie ein Mann, und ein ſchöner und braver Mann heirathete; denn du, mein Herzchen, warſt meine Liebe, mein Mann, mein Kind! Ich habe dich groß gezogen.

Helene.

Meine Muhme! Gott vergelt' es Ihr tauſend Mal.

Gertrude.

Du haſt gerade das gute Herz deiner Mutter, und biſt doch wieder ſo heftig wie dein Vater. Alle Bürger in der Stadt ſchwiegen, wenn er redete, und wenn er durch die Straßen ging mit ſeinem lichtblauen Sonntagsrocke, da flogen alle Mützen herunter, als wär' er ein Edelmann oder ein Abt.

Helene.

Ach, wenn er wieder kommen ſollte! Es iſt mir, als ſähe ich aus jeder Ecke ſeine hellen Augen blicken und ſeine Hand, mit der er mir droht.

Gertrude.

Mädel, was ſind das für garſtige Reden!

Helene.

Hier iſt es ſo bänglich und ſchaurig, es iſt ſo gar ſtille, als wäre die Straße ausgeſtorben, und ich kann das Stille nicht mehr leiden. Gute Muhme, komm'! Wir wollen vor den Saal gehen und den Rittern zuſehen.

Gertrude.

Und auf den Grafen Acht geben —

Helene.

Ja! Ja! Das auch!

Gertrude.

Du wirſt aber nicht deine Freude daran haben; du kannſt jetzt ſo nicht gut mehr ſchlafen. Ich hörte dich in voriger Nacht weinen.

Helene.

Ich muß ihn ſehen, und mein ganzes Herz iſt wieder fröhlich, wenn ich ihn nur von Weitem ſehen kann.

Gertrude.

Da laſſe ich mich immer wieder mit fortlocken, und

ich gehe mit, und wir machen Beide am Ende dumme Streiche. (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorhalle vor dem Rathhausſaale, in welchem man banquettiren ſieht.

Mathilde, Malguard kommen aus dem Saale heraus.

Mathilde.

Verſtand ich deinen Wink?

Malguard.

Du haſt ein kluges Auge, ich will es heute noch zuküſſen.

Mathilde.

Malguard, was haſt du zu ſagen?

Malguard.

Deine Vorwürfe vom verfehlten Leben, von der Sünde unſerer Liebe, ſie können aufhören, du kannſt glücklich werden.

Mathilde.

Nie wieder! Mein Glück iſt ewig dahin.

Malguard.

Weiberglück und Treue iſt immer wieder neu. Wendelin iſt um dich bemüht; wie gefällt er dir?

Mathilde.

Du — und du kannſt ſo mich fragen?

Malguard.

Steh' ich dir im Wege? kann ich nicht bei Seite gehen? Gewinne ihn, feßle ihn; er iſt ein Paradiesvogel; du ſollſt ihn feſſeln!

Mathilde.

Abſcheulicher!

Malguard.

Du kannſt mir dann immer noch heimlich treu ſein —

Mathilde.

Willſt du eine Antwort darauf? Dein Kopf iſt gut, aber dein Herz — ſchlecht; es ſchaudert mich davor! Gute Nacht! (Ab in den Saal.)

Malguard

Prr! Eine Natter und eine gereizte Coquette ſind zwei gefährliche Dinge!

Achter Auftritt.

Wendelin kommt aus dem Saale heraus. **Malguard.**

Wendelin.

Dich ſuche ich überall. —

Malguard.

Haſt du nichts Beſſeres zu thun? Eine ganze Wieſe voll Blumen blüht dir entgegen. Breite deine Schwingen aus und genieße das Leben!

Wendelin.

Kennſt du nicht dort die Dame in gelbſeidenem Gewande und weißem Schleier? Sie iſt die Sonne in dem Saale; alle Junker drehen ſich um ſie als Planeten.

Malguard.

Und du biſt der ruhige Aſtronom?

Wendelin.

Wer iſt ſie?

Malguard.

Die Nichte des Comthurs und aus Florenz; dort lernte ich ſie kennen. Als ſie zum erſten Male bei Hofe erſchien, ſank die Welt vor ihr huldigend auf die Kniee. Man war verſucht, an Liebeszauber zu glauben, Cavaliere rannten ſich ihretwillen einander den Degen durch die Bruſt. Soll ich dich mit ihr bekannt machen?

Wendelin.

Ich muß ſie kennen lernen und ſollte es mich mein bischen Verſtand koſten.

Malgnard.

So komme ſchnell, der große Becher geht um und die Damen brechen auf. (Alle ab in den Saal.)

Neunter Auftritt.

Erſtes, zweites, drittes Bürgermädchen und andere Zuſchauer kommen.

Erſtes Mädchen.

Das iſt eine Pracht! Wer doch dabei wär'! Wie ſie d'rinnen herumrauſchen! Bei den Vornehmen iſt doch eitel Wohlleben.

Zweites.

Siehſt du dort den Grafen mit der ſtolzen Dame? Ach, die Schönheit und Herrlichkeit!

Drittes.

Iſt das Helenen ihrer nicht? denk' nur, neulich hat er ihr gar eine gold'ne Kette geſchenkt! Wie das alberne Ding damit flunkerte!

Erſtes.

Das iſt auch Einer, der denkt, man kann mit allen Mädchen ſcherzen — Helenchen iſt zum Liebhaben gut genug! Der wird ſie eben zur Gräfin machen, das wäre etwas Neues und zum Todtlachen.

Zweites.

Schön iſt er aber doch! Er hat ſo was recht Edelmänniſches an ſich. Wie er ſich trägt und hält, daß Einem das Herz im Leibe in die Höhe ſpringt.

Drittes.

Er hat ſo viel Verliebtes an ſich und ſo ein freundliches Lächeln um den Mund. Ich wollte, ich wäre

die Locke, die ihm immer den Nacken küßt — weiter gar nichts!

Erſtes.

Da wärſt du etwas Rechtes. Da könnteſt du vor Eiferſucht grau werden.

Zweites.

Er kommt mit ihr hieher. Wer nur auch ſo eine Dame wär'! (Die Mädchen und Zuſchauer ziehen ſich zurück.)

Zehnter Auftritt.

Wendelin. Mathilde.

Mathilde.

Meine Dienerſchaft!

Wendelin.

Und Ihr brecht ſchon auf?

Mathilde.

Es wird Zeit, den umgehenden Bechern Raum zu laſſen.

(Trinkſpruch im Saale: „Seine kaiſerliche Majeſtät, hoch!" Fanfare.)

Wendelin.

Meine Sonne geht unter, da ihr ſcheidet.

Mathilde.

Seid Ihr ein Tag- oder Nachtfalter?

Wendelin.

Macht mich, zu was Ihr wollt! Schönheit iſt eine Zauberin und allmächtig. (Sie ſprechen leiſe mit einander.)

Elfter Auftritt.

Helene und Gertrude kommen. Vorige.

Gertrude.

Sei vernünftig! Folge mir nur diesmal und ſei ruhig

Helene.

Träume ich? Wache ich? Iſt es möglich?

Mathilde

(ſchlägt coquett mit dem Fächer Wendelin auf den Mund).

Schelm!

Wendelin.

Schnee macht meine Lippen fromm! (Er küßt ihren Nacken.)

Mathilde.

Unbeſonnener!

Wendelin

(küßt ihre Hände).

Und das für den Fächerſchlag, und wir ſind lange noch nicht quitt! (Er erblickt Helene und wendet ſich ſchnell ab.)

Helene.

Er ſchämt ſich meiner!

Wendelin.

Ich gebe Euch das Geleit?

Mathilde.

Als Räuber oder Ritter?

Wendelin.

Als Falter um Euren Blumenſtrauß. (Beide ab.)

Gertrude.

Er verleugnet dich vor der Welt. (Helene ſinkt nieder auf die Kniee und verhüllt ſich das Angeſicht.)

Gertrude.

Gott erbarme ſich deiner!

Helene.

Und jeder armen Seele!

Zweiter Act.

Straße wie im ersten Acte vor Helenens Hause.

Erster Auftritt.

Helene sitzt vor der Halle auf dem Eingangssitze und bindet Blumensträuße.

Helene (singt).

„Der Brunnen ist tief,
'ne Dirne steht d'ran;
Wer drunten schlief',
Kein Leid käm' ihm an.

Das Herz ist ihr schwer,
Im Kopf ist ihr leer,
Die Seele so wirr,
Die Sinne so irr."

Könnte ich nur noch einmal mit ihm reden, er könnte und dürfte nicht so schlimm sein. Er muß doch ein Herz haben; ich weiß es auch, ich fühlte es schlagen. (Sie singt.)

„Da singt es so fein:
Mein Kind, bist du müd',
So komme herein,
Du verlass'nes Gemüth."

Läge ich doch unten tief im Wasser und ertränkt, es wäre besser mit mir! Wendelin! Käm' er nur noch einmal, ich würde so fröhlich sein, als er nur wollte, da

er das Traurige nicht gern hat. (Gertrude kommt.) Ach! Nicht er? Es iſt meine Muhme.

Zweiter Auftritt.

Helene. Gertrude.

Gertrude.

Mach' ſchnell, denn nun müſſen ſie bald kommen, die Gevatterjungfrau zum Kindtaufsfeſte zu holen. Da hier, binde noch die Bohnenblüthe in den Strauß. Yſop und Rosmarin haſt du ihm genug hineingewunden! Und warum keine rothen Nelken? Das wird ein trauriger Strauß!

Helene.

Er geräth nach meinem Gemüthe.

Gertrude.

Das ſollte guter Dinge ſein, da der Mitgevatter Seibold iſt, dem du doch ſonſt gut warſt, und er hat dich immer noch lieb. Kindtaufen machen Hochzeiten weißt du?

Helene.

Immer ſtich mit Nadeln in meine Seele, ich verdiene es, und noch mehr! Lieber möcht' ich mich verſtecken in den finſterſten Hauswinkel unter die Treppe hinein und dort troſtlos ſterben, wie eine verlorene, zum Elend geborene, ausgeſtoßene Seele!

Gertrude.

Wir ſind zu Ende mit den glücklichen Tagen, nun kommen die ſchlimmen. Gott genade uns!

Helene.

Geſtern, als ich oben am Fenſter ſtand, da kam Graf Wendelin mit der ſchönen, fremden Dame die Straße herabgeritten. Sie ſaß auf einem weißen Zelter. Und als ſie herankamen, da ſtürzte mir der Levkojenſtock, den ich auf das Brett ſetzen wollte, aus der Hand und krachte hinab dicht vor ſie und zerſchmetterte in viele Scherben,

daß der Staub aufflog und ihre Roſſe ſich ſcheuten. Schnell flog herauf ſein Blick, ſchneller zurück, nieder auf die Straße, als hätte Gottes ſtrafender Finger ſeine Wimper gerührt, und als wäre dort auf den Steinen meine Treue und meine Liebe, meine Angſt und meine Noth geſchrieben. Und im erſten Unwillen habe ich ihm Ring und Kette und Alles, was ich von ihm hatte, durch den frommen Renatus zurückgeſchickt. Ich dachte doch, er würde kommen und mich fragen, warum ich ihm das gethan; er iſt nicht gekommen und nun iſt Alles, Alles vorbei! Gewiß iſt es ſo! Wenn ich ihn nur noch einmal ſprechen könnte!

Gertrude.

Kannſt du ihn nicht vergeſſen? Er war deiner nicht werth!

Helene.

Was iſt das? Die Muſik! Sie kommen!

Dritter Auftritt.

Seibold, Ihling und Andere kommen. **Vorige.**

Seibold.

Jungfer Gevatter, ich habe die Ehre, dich zu führen zum Kindtaufsfeſte.

Helene.

Dieſen Blumenſtrauß habe ich für dich gewunden, und das rothſeidene Tüchel trage zu meinem Andenken, und da die ſilberne Roſe am Hut!

Seibold.

Und dieſes Band möchte ich gern von dir getragen ſehen, und das Gebetbüchel in deinen Händen; vergieb, daß dein und mein Namen vorn darauf gedruckt ſind in Gold!

Helene.

Du biſt ja immer mein Freund geweſen und wirſt es bleiben.

Ihling.

Und ich gehe leer aus; da bitt' ich mir ein herzhaftes Mäulchen heut' Abend beim Tanze aus!

Helene.

Ihr meint es zu gut mit mir! Hier tragt dieses Tüchel mir zu Ehren! (Sie übergiebt ihm ein Tuch.)

Seibold.

Thut Eure Schuldigkeit, Musikanten! Da ist mein Arm, schönes Lehnchen!

Ihling.

Frau Gertrude, ich mache Reverenz! Bin ich Euch nicht gut genug?

Gertrude.

Meinen Dank! Ihr werdet eine Jüngere finden, und damit Ihr sie ertragen lernt, wenn sie alt ist, so nehme ich Eueren Arm! (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Wendelin und **Malguard** kommen.

Malguard.

In deinem Schlosse ist dir es zu weit, hier auf der Straße zu eng; was fehlt dir?

Wendelin.

Tausend Gedanken gehen mir durch den Sinn, und ich weiß nicht, an welchem ich mich halten soll. Bald überkommt mich die Sorge um das Allgemeine, um diese Zeit, die wild und schrecklich durcheinander gährt und größeres Unheil befürchten läßt; dann brüte ich wieder über mich selbst und weiß nicht, wie ich den Zwiespalt, der in mir ist, schlichten soll. So muß ich verkümmern und bin so schlimm geworden, daß ehrsame Männer und Frauen den Kopf über mich schütteln, wie über

einen Wildfang. Ich ſuchte mich zu betäuben in Wein und Liebe und in liederlichen Streichen, und ich bin ſchlecht geworden, ſchlecht, wie Ihr Alle ſeid!

Malguard.

Ueber uns waltet das eherne Schickſal und treibt uns ſtromabwärts, wie Wellen, die dem Drange folgen müſſen, bis ſie verrollen und verrinnen im Meere. Wir Alle ſind dienende Laienbrüder der harten, unbegreiflichen Zeit. Hier haſt du ein Gnadenbild für deinen kranken Humor! (Er überreicht ihm ein Medaillon.)

Wendelin.

Es brennt in meiner Hand, nimm es zurück! Es macht Aufruhr in meinem Herzen!

Malguard.

Ruhig! Halte mir! (Er ſtreicht mit der flachen Hand über Wendelin's Stirn.) Nun biſt du geheilt, und es bringt dich nicht um, wenn du ihr Bild ſiehſt!

Wendelin.

Sie iſt ſchön, zu ſchön! Dieſes Bild, ihr Bild! O, es iſt ein freundlicher Dieb!

Malguard.

Es iſt Seelenarzenei. Das geht ſo warm über das Herz hinab, wie eine Sammethand.

Wendelin.

Dieſe traumtrunkenen, dunklen Augen!

Malguard.

Ich ſah geſtern nur drei Blicke von ihr, ein jeder war ein Blitzſtrahl, und jeder Blitzſtrahl zuckte nach dir! Wunder, daß du heute noch lebſt!

Wendelin.

Ich ſehe ſie wachend und träumend und quäle mich über dieſe Leidenſchaft, welche mich ſinnlos macht. Ich bin nicht mehr ich ſelbſt.

Malguard.

Und ſie iſt reich an ſchönen Gütern. Ihr gehören drei Schlöſſer am Comoſee! Daß ich das Kreuz tragen muß! — Sie ſelbſt iſt frei und darf wählen nach Gutdünken. Meinſt du, daß du ihr gefallen könnteſt?

Wendelin.

Und doch ſteigt immer wieder das Bild des armen Bürgermädchens in mir auf, wie flehend, bittend, händeringend! Was ſoll ich thun?

Malguard.

Deiner Narrheit ein Ende machen und dich beſſern. Hat ſie dir nicht den Ring zurückgeſchickt? Sie war klüger als du, ſie hat dich abgedankt; was ſollte auch aus dieſem Verhältniſſe werden? Sie hatte Verſtand für ſich und dich! —

Wendelin.

Und doch thut ſie mir leid; ſie war mein bis in das Innerſte der Seele!

Malguard.

Du warſt nicht der Einzige, den ſie erhörte. Du kennſt den Geſellen, der ſich zur Hofthüre hinausſchnürte, wenn du in das Haus tratſt. Er iſt nun dein Erſatzmann. Haſt du Luſt, Hörner zu tragen? Pfui doch!

Wendelin.

Möglich, und ſchändlich! Ach, daß dieſe Zeit vorüber wäre, ich bin krank, wirklich krank.

Malguard.

Du biſt geſund, ſobald du willſt. Wirf von dir dieſe niedrige Leidenſchaft, welche ſo wenig verſtändig war. Dein Glück, dein guter Stern führt dir entgegen die Königin aller Frauen, du ſollſt der Glückliche ſein vor Tauſenden, und du zagſt? — Ich begreife dich nicht!

Wendelin.

Es muß etwas geſchehen, das über mich entſcheidet; ich halte dieſen Zuſtand nicht mehr aus.

Malguard.

Wir ſind auf dem Wege; ich gehe voraus und melde dich bei ihr an! (Ab.)

Wendelin.

Malguard! — Da iſt er hin, und mir iſt es, als zöge mich ein Zauberwort in einen Kreis, wo mein Geſchick unentrinnbar mich erwartet!

Fünfter Auftritt.

Seibold kommt mit **Joß** und anderen Bauern. **Wendelin.**

Joß.

Seid dafür bedankt, daß Ihr Kindtauf' und Gevatterin verlaßt, um uns Gehör zu verſchaffen bei Seiner Gnaden.

Seibold.

Da kommt er uns entgegen, und ich will ihn ſtellen, daß er Euch Antwort giebt. (Zu Wendelin.) Herr Graf, hier ſind Bauern von Eueren Dörfern, welche vor Reſpect weder Zugang zu Euch, noch Worte finden können.

Joß und die Bauern.

So iſt es, Herr Graf, ganz ſo; er führt das Wort!

Seibold.

Nicht Ihr, aber die allgemeine Noth drückt ſie. Da gewinnt kein Vieh die Jungen, kein Baum ſeine Früchte, keine Henne ihre Eier, keine Gans ihre Küchelchen; geiſtlicher und weltlicher Herr nehmen den Zehnten. Da iſt nichts, was mit der Sichel geſchnitten, mit der Senſe gemäht wird —

Wendelin.

Aus welchem Rechte ſprichſt du hier?

Seibold.

Da frag' ich dagegen: warum ſtanden die Schweizerbauern auf, die in den Niederlanden und die Bauern

in der Normandie und Lothringen? und nun hier überall im deutschen Reich? das deutet auf eine besondere Ursache! Aber Euer Namen, Herr Graf, wiegt Armeen auf, Ihr versteht den Krieg und Euch trägt das Volk auf den Händen; es ist Wassersnoth, ich rudere Euch den Nachen heran, springt hinein und seit der Unsere! —

Wendelin.

Hinweg von mir, sinnloser Mensch! Wohl mag dir alle Ordnung zuwider sein, dafür giebt es Andere, die sie hüten; zu diesen gehöre ich. Wie unterstehst du dich, frecher Geselle, mit solchen Anträgen mir in den Weg zu treten? Du trägst den Kopf hoch, junger Bursche, hüte dich, daß du an meinem Thorpfosten dir nicht den Schädel zerschmetterst. Hinweg mit dir!

Seibold.

Herr, Ihr sollt anders von mir sprechen! Ihr sollt mir Rede stehen!

Wendelin.

Seibold!

Seibold.

Gut, daß Ihr meinen Namen kennt!

Wendelin.

Nicht ungestraft gingst du von dieser Stelle, hätte ich nicht wider Willen dich früher verletzt. Hüte dich von nun an; denn ich kenne dich und deinen bösen Sinn!

Seibold.

Herr Graf, bin ich auch kein Ritter, doch seid ritterlich von mir bedient Ich sage Euch ab auf Leben und Tod! Und Ihr sollt hören meinen Namen mitten in der Feldschlacht, und meine Zunge soll sein eine Degenklinge! Zeigt mir dort das Weiße in Eueren Augen, wo die Trompete schmettert und die Kugel pfeift! Ade!

(Seibold und die Bauern ab.)

Wendelin.

Gehe hin, geselle dich zu den Missethätern und theile ihr Loos! und vergessen sei dein Namen. (Wendelin geht ab)

Sechster Auftritt.

Mathildens Zimmer.

Mathilde. Malguard.

Mathilde.

Malguard, dieſen ſpöttiſchen Zug um den Mund gewöhne dir ab! Er thut mir inwendig weh.

Malguard.

Ich war ſonſt ein Schwärmer, ſo gut wie Wendelin. Dieſes Kreuz auf meiner Bruſt brannte ſo heiß hinein, daß meine Seele daran geſtorben iſt. Wie oft lag ich in der Sanct Georgencapelle dort auf Malta und hob die geballten Fäuſte zu dem Himmel und ſeinen Göttern auf, — und doch mußte ich lächeln lernen, in der Verzweiflung lächeln und die Gluth der Seele mit Aſche zudecken.

Mathilde.

Du biſt ein gefährlicher Teufel! Laß' mich los und weiche von mir!

Malguard.

Mathilde, ſo wie du iſt noch kein Weib geliebt worden! Dank' ich dir doch Alles, was das Weib einem Manne geben kann: Inbrunſt, Seligkeit! Wüſt und wild kam ich nach Florenz im Auftrage meines Ordens. — Weißt du noch, wie wir uns im Palaſte des Herzogs zuerſt erblickten?

Mathilde.

Welch' ein Augenblick, in welchem du ſo hoch hereintrateſt in den Saal, dich edel und ſtolz vor dem Hofe verbeugteſt und auf einmal deine glühenden Augen mich plötzlich, wie Wetterſtrahlen, ſtreiften vom Kopfe bis zum Fuße, — das war ein Schmerz, der wie ein Schwert meine Seele zertheilte; — noch heute brennt dieſe Minute in mir! —

Malguard.

Und wie ich nun ſpäter auf deine Villa kam und in

der Dämmerung durch die blühende Orangerie zu dir ſchleichen durfte, — die Blumen verwelkten, an denen ich hier vorüberſtrich.

Mathilde.

Schöner Teufel! du haſt mit mir die Verdammniß getheilt. Mußt du mich denn ewig verfolgen? Auch hieher?

Malgnard.

Ich habe hier in Ordensſachen zu verhandeln, aber ich bin bei dir.

Mathilde.

Komme ich denn nie von dir los? Meine Seele windet ſich zu deinen Füßen und fleht um Erbarmen.

Malgnard.

Weil du ſchön, doch treulos biſt, wie alle deine Schweſtern.

Mathilde.

Es kann mit uns kein gutes Ende nehmen.

Malgnard.

Ich kenne die Quelle dieſer Reue, — Graf Wendelin?

Mathilde.

Wäre ich ſeiner werth und hätte ich dich nie geſehen!

Malgnard.

Er kommt noch dieſen Morgen zu dir.

Mathilde.

Wendelin?

Malgnard.

Du kannſt Alles aus ihm machen, — er iſt weich, wie ein Damenhandſchuh. Ich will, daß du ihn heiratheſt.

Mathilde.

Schändlicher Verſucher!

Malgnard.

Wähne nicht, daß ich dich laſſe, ganz hingebe! Stürze ich in die Hölle hinein, ſo reiße ich dich mit hinunter

und weinten darüber alle Engel im Himmel. Sei ruhig, du geliebtes Weib, du ſchlanke Gazelle!

Mathilde.

Wenn dein Herz noch Thränen und Bitten rühren —

Malguard.

Du ſollſt glücklich ſein! Ich will es ja ſelbſt! Weib! Geliebte! Wenn ich nicht wollte? Wer ſollte dich anrühren dürfen? Du giebſt Wendelin dein Jawort; und nun beruhige dein ſchönes Angeſicht! Hauche in das Taſchentuch! deine Augen ſind erhitzt! So! und nun, (er küßt ihre Hand) auf glückliches Wiederſehn! (Malguard ab.)

Mathilde.

Iſt er fort? O, wie bin ich unglücklich, da ich ſchwach bin! Ihr Heiligen, rettet mich aus dieſem Elende und gebt mir die Unſchuld meiner Jugend zurück! Horch, was ſprengt zum Hofe herein? — Er iſt es! Er blickt heran. Ah, da ſprang er vom Pferde. Er kommt herauf. Ungeſtümes, ängſtliches Herz, naht die Stunde der Entſcheidung und du fürchteſt dich? Getrauſt du dich nicht, wieder glücklich zu werden? Iſt es dir nicht möglich?

Siebenter Auftritt.

Wendelin. Mathilde.

Wendelin.

Darf ich kommen? Kommen zu Euch, getragen von Freude und Hoffnung, und Ihr wolltet mich nicht verſchmähen, nicht Euch von mir wenden, dem Ungeſtümen Euere Hand nicht verſagen?

Mathilde.

Wendelin, laßt uns ruhig ſein! Ich denke mir, wahre Liebe ſollte über der Leidenſchaft ſtehen, ein Himmel ohne Regen und Gewitter! Wendelin, iſt das nicht Eure Meinung, ſo habt wenigſtens Mitleiden mit mir. Laßt

mich bedenken, daß ich faſt allein ſtehe in dieſer Welt. Wer kann mir rathen?

Wendelin.

Und deßhalb zu dir ein Freund! Mathilde, blicke um dich, — eine Welt iſt losgelaſſen in Aufruhr, Mord und Brand. Kein Stein ſteht feſt auf dem anderen, ringsum finſtere Nacht, Sturm, und nirgends ein Stern, ſteht er nicht in unſerer Seele. In einer ſolchen Zeit ſollten Herzen, die für einander ſchlagen, ſich ſchnell vereinigen; denn die nächſte Stunde kann zwiſchen ſie den Schutt zuſammenſtürzender Jahrtauſende ſchleudern. Hier iſt mein Herz, hier meine Hand, ich will vor dir ſtehen wie ein Cherub, mit meinem Schilde dich decken, mit meinem Schwerte dich vertheidigen. — Willſt du mein ſein? (Er küßt ſie.)

Malgnard

(tritt ein und wird von Beiden nicht bemerkt).

Hier heirathen ſich wieder zwei Leute, von welchen jedes ſeine Erfahrung gemacht hat! (Zu Beiden.) Ich wünſche Glück von ganzer Seele! Gott gebe ſein Gedeihen!

Dritter Act.

Platz vor dem gräflichen Schlosse, im Hintergrunde eine Kirche.

Erster Auftritt.

Seibold, Wolf, Ihling, Gotthard und andere junge Bürger in Waffen, einige tragen große zinnerne Krüge.

Wolf.

Lustig, Kamerad! Uebermorgen stehst du bei den Bauern und dem Metzler und stürmst an gegen Ritter und Landsknecht! Sieh' dich um nach einem Feuerbrand und laß' krähen den rothen Hahn durch das Land!

Ihling.

Dort unten, Seibold, kennst du das Haus? Ich sah dich oft am Fenster stehen mit untergeschlagenen Armen, mit dem Kopfe nicken und hinunterblinzeln, wenn der Semmeljung' vorbei ging und hinauf zu dir rief: „Grüß' ihn Gott, Meister!" Nun zum letzten Mal schau' hinunter! Gehst du doch jetzt so still einher, als trügst du eine Leiche!

Seibold.

Mich selbst!

Gotthard.

Ist das noch der lustige, vorjährige Bursche, der die Arme verschränkt hat, wie eine Brezel, und so gute Martinshörner bäckt? So ruf' doch deinen Schatz noch einmal an das Fenster, zieh' den Hut, faß' das Maul

zuſammen und ſchrei': „Mian!“ Es wär' doch gar zu hübſch, wenn aus ihrem himmelblauen Aeuglein ein bischen naſſes Reiſewetter käm', es wüchſen die Vergißmeinnichte darnach. Ich bin ein Goldſchmied, ich kauf' dir das Scheidewaſſer ab, daß ich Trauringe probiren mag; ich mache einen Profithandel mit dir.

Seibold.

Meinetwegen braucht keine Thräne ſie herauszudrücken. Ich wollte, ſie hätte ſich nicht vergeſſen. Sie war wahrlich zu gut dazu. So ſoll ſie verwelken und war ein ſo ſchönes Maiblümchen. Ja, weinen wird ſie auch, wenn ſie knieen muß im Sünderhemde, und Buße thun muß in der Kirche, über ſie her Spott und Schmach, Noth und Schimpf.

Ihling.

Iſt die Welt nicht groß und rund und überall Glück für einen jungen, hübſchen Burſchen? Hat die es mit großen Herren gehalten, ihre Ehre verſcherzt, was geht es dich an? Ueberall kann für dich eine Schönere ſein. Wer weiß, auf welcher Burg ein ſchönes, reiches Fräulein dir die Suppe kocht und deine Kinder wiegt?

Seibold.

Es thut mir aber doch leid um ſie. So lebe wohl, du böſe Stadt, die mein Glück umbracht hat! Dir, aber dir, Helene, ob du es hörſt, ob nicht, — wünſche ich alles Gute! — Möchte Alles Lüge ſein, was ich von dir höre!

Ich wünſche dir von Herz und Mund
Noch manche liebe, gute Stund'!

Ihling.

Goldſchmied, ein Pfännchen her! Seibold macht Scheidewaſſer!

Gotthard.

Was gar? Seibold, weg mit der Leichenbitterei!

Laßt die Kannen klingen, noch funkelt der alte Wein; ein frisch' Lied her!

(Er singt, die Uebrigen fallen ein.)

„Es zieht ein Bursch' zur Stadt hinaus,
In die Seel' springt ihm das Blut;
Ihr Mädchen guckt zum Fenster 'raus,
Er winkt Euch mit dem Hut.

Er hat das Herzeleid erstickt;
Es leb' das alte Recht!
In Reih' und Glied ist er gerückt,
Es ist der Mord sein Knecht.

Und wer nichts zu verlieren hat,
Gewinnt wohl desto mehr;
Wohin nur schreitet der Soldat,
Trägt er auch sein Gewehr.

Mit Trommeln und Trompetenklang
Zur Schlacht mit Hochzeitlust,
Und nähm' auch einen frischen Gang
Die Kugel durch die Brust." (Alle ab.)

Zweiter Auftritt.

Gertrude und **Helene** kommen. Man hört aus der Kirche Choralmusik und Gesang.

Gertrude.

Da rennen die Leute durch die Gassen, sie müssen alle mit ansehen, wie die Gesellen fortwandern, Seibold, der gute Junge, in ihrer Mitte. So bist du nunmehr von Allen verlassen.

Helene.

Gottes Segen mit ihm! Seibold ist brav und gut; es muß ihm wohl gehen.

Gertrude.

In das Elend will er ziehen, zu den aufrührerischen

Bauern, daß es Gott erbarme! Zu den Räubern und Mördern, um herumzufechten mit den Herren! Du bist daran Schuld. Du hast ihm zu weh gethan, da ist die Verzweiflung über ihn gekommen.

Helene.

Gottes Gnade sei mit ihm!

Gertrude.

Wenn sich Seibold besänne, und käm' zurück, nicht wahr, du nähmst ihn schon? Wär'st du ihm treu geblieben, es wäre besser mit dir! Nun bist du geworden, wie eine arme Wittwe. Es ist ein schlimmer Tag, und dich treibt kein guter Geist, daß du den Grafen mit seiner Braut sehen willst, wenn sie aus der Kirche kommen. Die Trompeter schmettern durch die ganze Stadt, und am Schlosse sind alle Fahnen mit den Wappen ausgesteckt.

Helene.

Daß er den Eid und die Treue brach! Brich, mein Herz, spring' entzwei, mein Herz!

Gertrude.

Du könntest nun auch ein Weib sein, daß dein Mann stolz auf dich wär', und würdest beneidet von allen andern Mädchen, die nun über dich reden. Nun bist du hier bei mir, wie immer, mutterseelenallein in dieser grausamen Welt. Du erblassest, Mädel? Was ist dir? Laß' den Schmerz fahren, denk': fort ist fort! hin ist hin! Merk' auf, seine Heirath fällt übel aus. Helene, es zuckt dir im Gesichte? Ist dir nicht wohl?

Helene.

Wie einem Schmetterling der Nacht,
Der froh in einem Sarg geflogen,
Gelockt von Todtenblumenpracht,
Zu spät bemerkt, daß er betrogen,
Da nun der Deckel darauf gemacht
Wie Alles liegt,

Zu Träumen eingewiegt,
In der gar ſo ſtillen Kammer; —
Weit weg, vorbei iſt aller Jammer!
Ein welkend' Kränzlein auf der Stirne
Oder kein's, —
's iſt Alles eins! —
Ruht ſanft und ſtill die Dirne,
Langgeſtreckt,
Mit viel Blumen zugedeckt,
Hält die Citrone in der Hand,
Schwarze Nadeln ſtecken d'rin —

Gertrude.

Helene! du ſtierſt mit den Augen, ach, dein Verſtand? Laß' uns fortgehen von hier, die Leute ſehen auf uns!

Helene.

Fort! Fort!

Gertrude.

Es wird dir beſſer werden!

Helene.

Beſſer? Beſſer? Ach, daß er geſchworen hat, wir beide geſchworen:

Zuſammenlebend, zuſammenſterbend,
Zuſammen Himmel oder Hölle erwerbend!

Ach, er nur meineidig, und wir ewig verdammt! Ueber uns zuſammen die glühende Hölle! Ewig verdammt! Nein! Nein! Seine Seele, ich muß ſeine Seele retten! Nicht wahr, was man bindet, darf man löſen? Ich muß ihm zurückgeben mein Wort, mit ihm noch ſprechen, müßt' ich brechen durch ſeine Wände! Dann iſt doch Eins gewonnen, — ein ſeliger Tod, oder auch Alles verloren:

Mein Glück, meine Ehre, mein Leben, mein Herz, —
Da bleibt nur noch der kurze Todesſchmerz! —

Dritter Auftritt.

(Der Brautzug kommt aus der Kirche heraus, voran werden die gräflichen Fahnen getragen, darnach folgen die Muſikanten, welche eine feſtliche Marſchmuſik machen, dann folgen Wendelin und Mathilde, ihnen zunächſt Malguard und andere Gäſte von jedem Alter und Geſchlecht, feſtlich geſchmückt. Alle tragen grüne Zweige oder Sträuſſer in den Händen, woran bunte Bänder ſind. Es drängen ſich viele Zuſchauer herbei.)

Malguard. Helene. Gertrude.

Helene (rufend).

Wendelin! (Wendelin wendet ſich nach ihr um, Malguard ſpringt aus dem Zuge und hält Helene zurück.)

Malguard.

Schweig' Unglückſelige!

Helene.

Ich habe ihm nur ein Wort zu ſagen, daran hängt Himmel und Hölle!

Malguard.

Du ſchweigſt, und ſollte ich dich morden! Was du zu beſtellen haſt, vertraue es mir! (Der Zug verſchwindet durch das Thor des Schloſſes.)

Gertrude.

Helene, komme zu dir! Beſinne dich!

Malguard.

Gott tröſte ſie, wie manche Andere, und ſchenke ihr einen Liebhaber! (Malguard ab; die Zuſchauer verlaufen ſich.)

Helene

(nach der anderen Seite zu händeringend vorwankend, bis ſie niederſinkt).

Ach! Ach!

Gertrude

(kniet zu ihr nieder).

Meine Helene!

Vierter Auftritt.

Wendelin erſcheint mit **Renatus** auf den Thorſtufen des Schloſſes.

Wendelin.

Luft! Luft! Hört' ich nicht einen Weheſchrei? Sah ich nicht ihr Geſicht? Heute, in dieſer Stunde, dieſen Schrei, dieſen Blick, dieſes Geſicht? um alle böſen Geiſter, welche in mir ſchliefen, aufzuwecken mit einem Male!

Renatus.

Ihr ſeid aufgeregt; das iſt kein Geſicht für Euern Ehrentag.

Wendelin.

Renatus, frommer Bruder, ſuche jenes Mädchen auf; du kennſt ſie! Tröſte ſie, wenn du vermagſt. — Kann ihr Geld und Gut helfen? — Nein! Nein! Nimm dieſe Laſt von meiner Seele!

Renatus.

Hofft das Beſte! Ich eile, die Bekümmerte zu tröſten.
(Renatus verläßt den Grafen.)

Fünfter Auftritt.

Mathilde. Wendelin.

Mathilde.

Wendelin! lieber Wendelin, iſt dir nicht wohl?

Wendelin.

Heiß! Sehr heiß!

Mathilde.

Du wirſt vermißt im Saale. — Du zerdrückſt mir meinen kleinen Finger, was begehrſt du?

Wendelin.

Nichts! Nichts! (Beide ab in das Schloß. Es wird Nacht.)

Sechster Auftritt.

Gertrude hat **Helene** aufgerichtet. **Renatus** trifft auf sie.

Gertrude.

Sei nur ruhig! Ich will dir auch einen Kuchen backen nach dem neuen Recepte, das ich von der Frau Vice-Armenpflegerin habe; die weiß, was gut schmeckt. Ihr Mann nimmt auch die Armenpfennige ein. Nun, gutes Lenchen?

Helene.

Meine Muhme!

Renatus.

Wer spricht hier im Dunkeln?

Gertrude.

Da grämt sie sich ab und wird elend über und über!

Helene
(wie aus einem Traume erwachend).

Hab' ich ihn nicht geliebt, wie meine eig'ne Seele? mehr als Vater und Mutter? Er war mein Gott, mein Heiland! War ich nicht sein mit jedem Pulsschlage, mit jeder Faser, mit jedem Blutstropfen, der in mir ist? Und nun ganz verstoßen! Ganz elend! Zertreten wie ein Wurm! Wehe über mich!

Renatus.

Komm' zu dir, arme Seele! Ein Freund ist bei dir in deiner Noth!

Gertrude.

Ach, mein Mädchen, meine Helene!

Helene.

Wenn ich schlief, wenn ich wachte, auf den Markt ging oder in die Kirche, vor mich hin oder in den Himmel blickte, oder auf die Erde, nur ihn, ihn allein sah ich, und alle meine Gedanken kletterten an ihm hinauf, wie lustige Kinder, schlangen sich um seinen Nacken, seinen Busen, und küßten sich zu Tod! Und ob ich knieete und

betete, ich hatte keinen Stoßſeufzer für mich, alle Gebete für ihn, zu ihm; keine Blume, die ich ſah, keine Wolke, die vorüberzog, und kein Sternlein, das oben ſtand, kein Wort, keinen Klang, den ich hörte, — und mich nicht an ihn erinnerte! Und jetzt weggeworfen, wie ein Scherben an eine Straßenecke! Nicht ſterben, nicht leben können! Gieb mir meine Seele wieder, du Verderber! Mein Leben, du Mörder! Ach, meine Ehre iſt ewig dahin!

Renatus.

Ich hör' dich an und kann kein Wort entgegen ſagen!

Gertrude.

Es ſchnürt mir die Kehle zu

Helene.

Fluch über die Stunde, wo ich zuerſt die Augen aufgeſchlagen! Fluch über die Stunde, wo ich ihn zuerſt geſehen! Zuerſt an ſeiner Bruſt gelegen! Fluch über mich und ihn!

Renatus.

Beſinn' dich, du frevelſt! Warſt du doch ſonſt ein frommes Kind! Faſſe dich!

Helene.

Hab' ich ihm geflucht? Ich ihm fluchen? Was denkſt du denn von mir? Ihm fluchen, den ich liebe ewig! ewig! der mich auch lieben muß in alle Ewigkeit!

Renatus.

Gute Helene, wir wollen beten, daß dieſe Stunde vorübergeht!

Helene.

Beten? Beten zu wem? Weshalb beten? Schuf mich nicht Gott, daß ich den Mann lieben ſollte von ganzem Herzen, ihm anhängen, ſein gehören, ihn hegen und pflegen, wie Gottes Abbild, zu dem er erſchaffen iſt? Hat er dem Manne, ſeinem Sohne, das Weib gegeben nur zum Spielwerke? Sie ſpielen beide ein grauſames Spiel mit dem Weibe. Fluch über ſie! Mich haben ſie

elend gemacht! Ueber mich ſchluchzt der Sturmwind, heult in der Wüſte die Hyäne, weint der Felſen am Meere; — nur der mich ſchuf, nur der mich verſtieß — lächeln über mich, die Barbaren!

Renatus.

Nicht weiter! Gott ſieht dich, Gott hört dich, und ſeine Strafen fallen auf dich.

Gertrude.

Mein Täubchen! Mein Kind!

Helene.

Mich ſtrafen? ſtrafen? Gieb mir die Wage her. Wo iſt die Wage? Da hinein will ich legen mein Herz, in die andere Schaale ſeine Gerechtigkeit! Hahaha! ſeine Gerechtigkeit! Wo bin ich? Wo bin ich? (Sie fällt zu Boden; Gertrude ſinkt händeringend zu ihr nieder.)

Renatus.

Ueberall in Gottes Hand!

Vierter Act.

Zimmer in Wendelin's Schloſſe.

Erſter Auftritt.

Malguard. Mathilde.

Mathilde.

Gieb mir Licht! Ich ertrage die Ungewißheit nicht länger, die mich foltert. Oft am Tage mitten in fröhlichem Geſpräche zieht eine düſtere Wolke über ſeine Stirne, und alle Fröhlichkeit iſt dahin, als wäre ein Geſpenſt vor ſeine Seele getreten. Dann geht er mit verſchränkten Armen und weiten Schritten im Zimmer auf und ab, und ſieht aus, als wolle er mir und der ganzen Welt ein ſchreckliches Geheimniß verbergen. Und zur Nacht, wenn er ſchlummernd an meiner Seite liegt, flüſtert er im Traume einen Namen —

Malguard.

Welchen Namen?

Mathilde.

Helene! Wer iſt die Helene? Kennſt du eine Helene? Sprich, bin ich betrogen?

Malguard.

Helene? Erinnerſt du dich nicht an jenes Mädchen, welches ſeinen Namen ausrief, als Euer Brautzug aus der Kirche kam, und ſich Euch in den Weg werfen wollte, als ich es auffing und zurückhielt?

Mathilde.

Wehe mir!

Malguard.

Es iſt das hübſche Bäckermädchen unten aus der Stadt, ſeine frühere Geliebte, deine Vorgängerin im Reiche!

Mathilde.

Und er liebt ſie noch immer, und er ſieht ſie vielleicht noch täglich?

Malguard.

Wahrſcheinlich. Und gegen mich willſt du die Tugendſpröde ſein; bin ich nicht der Mann deiner erſten Liebe?

Mathilde.

Oh! Oh! Mein Herz!

Malguard.

Komme an dieſes, das du kennſt; es bleibt dir treu! Du holdes, ſchönes Weib, und dich kann er verrathen? Liebſt du mich nicht noch ein wenig?

Mathilde.

Rette mich! Räche mich! (Sie verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.)

Zweiter Auftritt.

Wendelin und **Balthaſar** kommen. **Vorige.**

Balthaſar.

Dankt dem treuen Haushunde, daß er Euch bewacht! Dort, ſeht ſelbſt mit eigenen Augen. (Balthaſar ab.)

Wendelin

(trennt Malguard und Mathilde).

Schlange! Meineidiger! Ehrloſes, verworfenes Weib! Hinweg mit dir!

Mathilde.

Wehe, welches Verhängniß! Wendelin — du ſelbſt —

Wendelin.

Hinweg!

Mathilde (abgehend).

Biſt der Verräther!

Dritter Auftritt.

Malguard. Wendelin.

Malguard.

Schmach über dieſe einfältige, ſpießbürgerliche Eiferſucht, über welche man lachen könnte, wäre ſie nicht zu toll!

Wendelin.

Weiter! Ihr dürft reden, um ſchändlich zu verſtummen.

Malguard.

Nun zu lärmen und zu toben, weil ein Freund ſie verehrt — meinetwegen — und was iſt es weiter — ſie liebt! — Ich fordere ihre Ruhe von dir! Du ſollſt und darfſt ſie nicht kränken, mit keiner Miene, keinem Blick, keinem Augenzucken.

Wendelin.

War das Alles? — Sieh', ich könnte dir Worte ſagen, welche dich zerbrechen, wie ein dürres Rohr! Du biſt mir zu ſchlecht dazu! Ich verachte mich ſelbſt, daß ich mit dir je Gemeinſchaft hatte. Verworfener, deine Seele iſt eine Sündenpeſtbeule, welche die Luft vergiftet und das Athmen beengt! Ich haſſe dich nicht; zu gering biſt du mir, dich zu verachten, aber mein ganzes Weſen ekelt ſich vor dir, widerlicher Geſelle!

Malguard.

Hüte dich! Hüte dich vor mir!

Wendelin.

Immer zucke mit den Naſenflügeln und wandle deine

Leichenfarbe in das ſcheußliche Aſchgrau! Es iſt eine teufliſche Wolluſt, dich zu ſehen!

Malguard.

Ich fühle Mitleid mit dir!

Wendelin.

Schuft!

Malguard.

Ha!

Wendelin.

In deinen Hals hinein, elender Verführer!

Malguard.

Steigt Euch das Blut zu Kopf und gebraucht einen Aderlaß? Wohin beliebt es Euch, mit mir zu ſpazieren? Das Wetter iſt ſchön, ſehr ſchön!

Wendelin.

Auf die Haide hinter der Mühle vor dem Thore.

Malguard.

Eine reizende Gegend! Auf Wiederſehen! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Mathilde. Wendelin, zuletzt **Franz** und **Balthaſar.**

Wendelin.

Und du wagſt es, dich vor meine Augen zu ſtellen?

Mathilde.

Wendelin! Ich weiß, daß ich deine Liebe verloren habe, aber haſſe mich nicht und laß' uns freundlich ſcheiden! Rolle nicht ſo düſter die Augen! Ach, ſchweige nicht! Schelte mich lieber mit den härteſten Worten, welche ich verdiene! Wendelin, doch hatte ich dich lieb, doch war ich dir nicht treulos! Aber zwiſchen uns ſtand die gräßliche Schuld, die nichts gedeihen läßt, ſtand die Sünde, die alles Glück verzehrt.

Wendelin.

Weib! Weib! Deinetwegen wurde ich elend, deinetwegen bin ich elend!

Mathilde.

Ich umschlinge deine Kniee, ich weine zu deinen Füßen, ich flehe in der Angst meiner Seele um Mitleid, um Erbarmen! Setze deinen Fuß auf meinen Nacken und hefte mich mit dem Schwerte an auf dem Boden, aber grolle mir dann nicht weiter! Wendelin! Meine Schwester ist Priorin in einem Kloster bei Florenz, laß' mich dort meine Sünde bereuen! — Ach, wir sind doch nun auf ewig getrennt! —

Wendelin.

Mathilde, du sprichst das harte Wort aus, und es ist das einzige, was uns retten kann. —

Mathilde.

Ich danke dir für deine unendliche Nachsicht und Milde, wenn auch nicht für Liebe, die ich doch eigentlich nie besessen habe! Gott lasse es dir wohl gehen; gedenke meiner freundlich! — Nicht lange werde ich leben. — Ein guter Engel lege deinem Leben die Tage zu, um welche sich das meine verkürzt. Lebe wohl! — Ach, du weinst! — Lebe wohl!

Wendelin.

Gott verzeihe dir, wie ich dir verziehen habe! — Auf Wiedersehen dort, wo sich die Seelen nicht mehr trennen. —

Mathilde.

Noch einen Blick in dein Gesicht! So! Es ist genug! — Noch einmal — deine Hand! Es ist genug! — Mein Gott und Herr! Nimm mich auf in deine barmherzigen Arme! (Ab.)

Wendelin.

So bin ich allein. Gräßlich allein in diesen verworrenen Tagen, mir wieder ganz anheim gegeben und

der Reue über ein verfehltes Leben; doch nein, noch habe ich zu thun! Mich zu rächen, mich zu wehren, zu ſtreiten und zu ringen, und meine Mannheit iſt gerettet! (Er ruft:) Franz! Balthaſar!

Franz und Balthaſar (kommen).

Zu Befehl!

Wendelin.

Meine Degen, die geſchliffenen! Den Schweißfuchs vor! Die Fechthandſchuhe! Die Damascener! Die Damascener! (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Marktplatz.

Mausohr. Erſter, zweiter und andere Bürger.

Erſter Bürger.

Es iſt ein Schreck, mit anzuſehen! Dort ſteigt ſchon wieder ein Schadenfeuer auf. Der Thürmer möchte ſich die Seele ausblaſen in das Horn.

Zweiter.

Seibold und der wüſte Geyer führen die armen Leute in hellen Haufen über die Berge herab, und die Dorfſchaften des Grafen fallen ihnen ringsum zu.

Mausohr.

Sind doch alle Hansjürge über einander her! Jürg von Sachſen, Jürg Truchſeß, Jürg Frondsberg und alle über den dicken Jürg Metzler. Das giebt eine Würge, und nichts als Neuigkeit und wieder Neuigkeit! Wenn ſie nur ſchon da wären! O, ſo ein Bischen Spektakel iſt gar zu hübſch! — Wenn man ſo von Weitem das Fenſtereinſchmeißen, das Halloh und Todtſchlagen mit anhört — oben aus der Dachluke, wo Einen kein Hund ſucht. Nichts geht über ſo einen Trödel, von dem man nachher reden kann ſein Leben lang — allemal von Martini bis Aſchermittwoch!

Zweiter.

Meiſter Mausohr, das heißt ja freveln! Er Höllenbrand!

Mausohr.

Nun, kommen thun ſie doch einmal, und da iſt es immer beſſer, wir machen es, wie die zu Weinsberg. Wer ſich auf den Bauch legt, der fällt nit.

Sechster Auftritt.

Helene. Vorige.

Mausohr.

Die verrückte Helene! (Helene mit einem großen Hute im Pilgergewande, in der einen Hand eine Wage, in der andern einen Pilgerſtab, kommt einher.)

Helene.

Ihr guten, lieben Leute, wißt Ihr nicht den Weg nach Jeruſalem?

Erſter Bürger.

Nach Jeruſalem? Das iſt ein Einfall! Nachbar, wo hinaus geht der Weg nach Jeruſalem?

Mausohr.

Zum Thore hinaus, links um die Stadtmauer hinum bis an das große Waſſer, das über die Pfütze geht und da hinüber durch die Windmühlenflügel hindurch, wenn gerade der Vollmond im Wirthshauſe ſitzt, gleich neben an bei ſeiner Großmutter, die mit bleiernen Schuhen über die Dächer läuft.

Zweiter.

Sie ſtiert dich an; ſie möchte wiſſen, wo des Vollmonds Großmutter iſt?

Mausohr.

Beim Kometenſchein, da bringt ſie eine Sternſchnuppe auf die Welt.

Erſter.

Gräßlich! Ihre Augen ſtehen ſtill im Kopfe.

Helene.

Da iſt ein Berg, wo ſo helle Blutnägelein blühen und Kreuzdornroſen — dort auf Golgatha! wo zum Charfreitage der Heiland herunterſteigt und zu ihm kommen die zwei und dreißig Engel mit zwei und dreißig Windſtößen aus aller Welt, und da geht das Weltgericht an.

Mausohr.

Nachbar, kommt!

Helene.

Und will ich Euch nur ſagen, daß der Heiland gar keine rechte Wage mehr hat! Die Gewaltigen haben eine falſche Zunge hineingemacht, da kann er gar nicht mehr merken, wie die Reichen ſich verſündigen an den Armen, und die haben kein rechtes Herz und getrauen ſich nicht zu klagen. Da muß ich mein Herz in die Hände nehmen und zu ihm gehen, — ich muß ja! Seht! Seht! Da iſt eine rechte Wage mit ſchnurgeradem Zünglein, und die wägt auf ein Haar — ein Sonnenſtäubchen rührt ſie. Wehe über Euch Mammonsleute mit Blut und Schweiß an den Fingern! Wehe über Euch! In dieſe Schaale unſere Angſt, einen Wehſchrei! — und da wird Chriſtus einen dunklen Engel ſenden, der iſt die Peſt, und wieder den blutrothen mit dem Schwerte. Das thut alles die Wage! — Dort, wo die Sonne aufgeht, dort! — Ach, nach Jeruſalem! (Ab.)

Zweiter.

Entſetzliches Zeug, was ſie ſchwatzt.

Siebenter Auftritt.

Gertrude. Vorige.

Gertrude.

Habt Ihr meine Lene nicht geſehen? Wenn ich nur

ein wenig ausgehe und ihr Luft laſſe, gleich iſt ſie mit einer Predigt auf der Straße.

Mausohr.

Guten Morgen, Frau Gevatterin! Dort unten ſteht ſie in der Gaſſe am Brunnen.

Gertrude.

Groſſen Dank! (Ab. Man hört Trommeln und Pfeifen.)

Achter Auftritt.

Wendelin. Ihm folgt **Franz.** **Vorige.**

Wendelin.

Habt Ihr bei Gemeinde beſchloſſen der Bauern wegen?

Erſter Bürger.

Ja, gnädiger Herr Graf!

Wendelin.

Was ſoll geſchehen?

Bürger.

Ihr ſollt unſer Bannerherr ſein!

Wendelin.

So ſtoßt mit Eurem Fähnlein zu dem meinen! Zögert nicht und ſeid Gott befohlen, wackere Meiſter. (Wendelin ab. Mausohr hält Franz zurück.)

Neunter Auftritt.

Vorige außer Wendelin. **Franz.** Zuletzt Balthaſar mit Rekruten vorübergehend.

Mausohr.

Franz! Herr Franz, will Er nicht ein Bischen warten?

Franz.

Nun?

Mausohr.

Iſt es denn wahr, daß Sein Herr ſich mit dem Maltheſer geduellirt und ihn geſtochen hat? Könnt' ich nur das rechte Fundament von der Urſach' und dem Grunde wiſſen.

Franz.

Ueber meinen Herrn kein Anderer!

Die Bürger.

Das iſt wahr! das iſt wahr!

Franz.

Da dacht' der Maltheſer, ihm Geweih' zu verhandeln. Sackerment! Heute früh, huſch! ging es hinaus in den Mühlengrund. Ihr wißt, links geht der Fußſteig durch's Thal, ſeitwärts oben zieht ſich die Haide hin. Da trafen ſich die Herren. Wendelin, dem ich ſeine Degen hinaustrug, ſchickte mich heim! Ja, das läßt ſich heimſchicken! Ich that wohl, als ob ich ging, bis ſie mich nicht mehr ſehen konnten, dann rechtsum — drückte ich mich durch das Gebüſch wieder um ſie herum! — Halt, — da hörte ich die Degen klingen, huſch, war ich nieder auf die gefrorene Erde und rutſchte wie ein Hühnerhund durch das lange, dürre Gras. Jetzt blitzte mir's entgegen, — ich hob den Kopf, — Sackerment!

Mausohr.

Fluch' Er nur nicht ſo!

Franz.

Donner und Blitz! — das Riedgras bog ich nieder —

Mausohr.

Na?

Franz.

Mein Herr, ſchön und langgeſtreckt, — hab' lange kein ſolch' ſchönes Schwerterſpiel geſehen — ſchlug und ſchlug — wie blitzte ſein Auge! — die Lippen eingekniffen, daß der blonde Schnurrbart ſie ganz bedeckte, — ich ſehe noch immer das tiefe Grübchen auf ſeiner

Stirne! Vor Luſt und Wuth, meinem Herrn zu helfen, und durfte mich doch nicht rühren, — mit beiden geballten Fäuſten ſchlug ich auf den Boden unter mir, daß mir die Hände bluteten. Sackerment! — ſiehſt du, der Maltheſer war weiß, wie Kalk, Krampf ſpielte um ſeine Naſe — Lumperei! konnte Alles nichts helfen! Hitziger wurde mein Herr und ſchrie und ſchlug und ſchrie: „Ehrendieb! Kuppler!“ Jetzt blinkerte der Degen und auf den Maltheſer d'rauf — heida! das pubberte! der riß die Augen auf, himmelte und krachte zuſammen. Ich, als hätt' ich's ihm ſelbſt gethan, erſchrocken über mich ſelbſt, lief davon, als jagte der Teufel meine arme Seele.

Mausohr.

Nachbar, das ſind erſchreckliche Geſchichten!

Franz.

Horch! Die Werbetrommel! Das iſt ein Leben! Je toller, je beſſer! Juchhe! (Franz ab. Balthaſar mit Rekruten bei Trommel- und Pfeifenmuſik vorüberziehend.)

Mausohr.

Und nun geht es auf die Bauern los! Nichts als Neuigkeit und wieder Neuigkeit! Ich werde noch banquerott vor lauter Neuigkeit! (Alle hinterdrein und ab.)

Zehnter Auftritt.

Helenens Stube.

Gertrude bringt **Helene** hereingeführt.

Gertrude

(ſetzt ſich in einen Armſtuhl).

Da, ſetze dich auf den Schemel, krankes Kind! Komm'! Leg' deinen Kopf auf meinen Schoos! Wie iſt dir jetzt, mein armes Herz?

Helene.

Ich muß auf ihn warten, er zog in den Tannenwald hinaus, dort liegt er im blutrothen Moos.

Gertrude.

Denk' nicht an Seibold; er iſt ein Räuber und Mordbrenner geworden!

Helene.

Kommt ja Weihnachten,
Kindelein lachten,
Aber nicht meines,
Brennen die Kerzen,
Ich habe keines!
Die Engel ſchwingen
Die Fahnen und ſingen
Und ziehen voran!

Geht immer voran! — Hoch iſt die Leiter — ich fürchte mich nicht, — hinauf — deine Hand? — Sind es rothe Nelken? — Blutstropfen? Ach! (Sie ſchläft ein.)

Gertrude.

Schläft ſie? Lieber, guter Gott, nimm das Leid von uns! Thu' deinen gold'nen Himmel auf und laß' uns hineinziehen. Es wird über mir ſo drückend und ſchwer. Könnt' ich mich nur ſatt weinen; es iſt mir, als machte es mich leichter!

Elfter Auftritt.

Wendelin kommt langſam herein, er iſt gerüſtet. **Vorige.**

Gertrude.

Kommt Ihr, um es anzuſehen, wie Ihr ſie ſo elend gemacht? Wär' ich an Eurer Stelle, ich würde lieber abwärts gehen. Ihr habt es weit mit uns gebracht.

Wendelin.

Sie kann doch ſchlafen. Wer ſchlafen könnte! Durch meine Seele herauf brennt das Fegefeuer! Ach, Helene! Gott erbarme ſich über mich, über dich!

Helene

(vom Schlafe erwachend und aufspringend).

Wendelin!

Wendelin.

Arme, gequälte, geopferte Seele!

Helene.

An deiner Hochzeitsnacht schlich der Böse mir nach. Er wollte meine Seele haben. Der Narr! meine Seele? Die hatteſt ja du! und da hatte ich keine. Wendelin, guter Wendelin, nicht wahr, du reiteſt auch nicht mehr ſo ſtolz vorüber mit der ſchönen Dame?

Wendelin.

O du Inniggeliebte und doch Verrathene! Dein guter Stern iſt untergegangen, nur ſein letzter Strahl ſpielt noch mitleidig herauf in die Nacht deines Geiſtes. Bei dieſem letzten Schimmer fleh' ich dich an, daß du dich zuſammenfaſſeſt und mich hörſt. Helene! — Es iſt arg geworden, ſeitdem wir uns nicht geſehen. Die Bauern wüthen im Reiche; ſie jagen und werden gejagt. Auch auf mich rücken ſie heran; ich will ihnen mein Leben theuer verkaufen. Ehe ich dahin ziehe, muß ich mit dir reden! Helene, faſſe dich! nur einen Augenblick lang! Meinſt du, daß ein Eid die Seele bindet?

Helene

(ſich an ihn ſchmiegend).

Haſt du mich lieb?

Wendelin.

Sollte der Eid, den wir geſchworen, gebrochen ſein von mir, er ſei wieder neu in alle Ewigkeit! So höre mich, du ewiger Richter des Meineids über uns! Ich drücke dieſes Weib an mein Herz, ich ſtrecke empor die drei Finger meiner rechten Hand, und ich ſchwöre: Keine Ruhe in der Erde, keine Ruhe in der Luft, keine Ruhe in der Hölle, keinen Frieden im Himmel ihrer und meiner Seele, bis Beide nicht gerichtet ſind, Eins im Anderen, miteinander! Helene! Helene!

Helene
(richtet ſich auf).

Zuſammen lebend! Zuſammen ſterbend!

Beide
(reichen ſich die Hände und ſprechen):

Zuſammen Himmel oder Hölle erwerbend! (Man hört am Hauſe vorüber die Muſik und den Marſch der ausrückenden Kriegsknechte.)

Wendelin.

Ruft nur, Ihr ehernen Zungen, zum Mord, zum Tod! Immer voran! Wehe hoch auf du meine Fahne, zum erſten Mal in die Schlacht! Zum letzten Mal deinem Ritter! Hier bin ich! (Helene und Gertrud faſſen ſich in die Arme, während Wendelin davoneilt.)

Fünfter Act.

Gertrudens Stube, wie im vorigen Acte.

Erster Auftritt.

Gertrude (in Trauerkleidern, allein).

Immer poche meine kleine Todtenuhr in dem morschen Holzdeckel des alten Gebetbuches; denn sonst klagt doch Niemand um sie, als du und ich. War sie doch so jung und mußte sterben — verstoßen, wahnsinnig, elend! Wie herb ergeht es uns Armen! Keine Hülfe auf Erden, kein Erbarmen im Himmel! Da liegt sie nun im engen Sarge in der Todtencapelle. Der fromme Renatus, Gott vergelt' es ihm zu tausend Malen, daß er ihr ein ehrliches Begräbniß verschafft! Ich hatte nichts mehr für sie; nicht einmal mit einer Thräne hätte ich die Geistlichkeit bezahlen können. Heiß und trocken brennen meine Augen. Was ist das?

(Man hört Musik und Marsch der einrückenden Kriegsknechte, welche schnell vorüberziehen.)

Zweiter Auftritt.

Mausohr. Gertrude.

Mausohr.

Frau Nachbarin, Neuigkeit über Neuigkeit! Graf Wendelin hat die Bauern zerschlagen nach allen vier Weltgegenden hin! — Und sie sind gefangen und gebunden, und er zieht ein im Triumph! — Wenn doch Eure Lene noch lebte, die würde sich freuen! —

Gertrude.

Mir ist Alles gleich in der Welt. Habe ich sie nur

erſt unter die Erde gebracht, was habe ich dann hier noch zu ſchaffen?

Mausohr.

Bei Sonnenuntergang kamen ſie den Berg herab mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele.

Gertrude.

Nachbar, mein Herz iſt zu voll für alles Andere! Doch ſeht, es iſt Nacht geworden, wollt Ihr wachen bei mir ein paar Stunden, ſo will ich es Euch danken!

Mausohr.

Frau Nachbarin! Ihr kennt mich ja! und Ihr wißt, daß ich den Schlaf bei Leibe nicht entbehren kann, und meine Frau litt' es nimmermehr! So ſchlaft denn wohl! (Mausohr ab.)

Gertrude.

Gute Nacht! — Wie wir bei Mitteln und glücklich waren, da ſaßen Freunde, Gevattern und Nachbarsleute um dieſen Tiſch bei Braten und Wein gar oft die Nacht durch bis Tag aus! da es nun nichts mehr zu ſchwelgen giebt, haben ſich alle Fliegen verkrochen, und keine ſummt um meine ſpärliche Lampe, und wenn ich ſie bezahlen ſollte mit meinem Blute. Muß ich noch in meinen alten Tagen den Haß lernen?! Erbarmen Gottes! Wer kommt?

Dritter Auftritt.

Seibold, tief verhüllt im Mantel und Barret; er wirft beides ab. **Gertrude.**

Gertrude.

Seibold! Ach Seibold, du? und wagſt dich in die Stadt und warſt doch bei den Bauern?

Seibold.

Verloren, Alles verloren! Der letzte Wurf verloren gegen den ſchwäbiſchen Bund, den allerletzten Wurf vor Eurem Grafen verloren, verſpielt! Ueberall Herren und Knechte, Jäger und Hunde! Verloren unſere Sache, das

ganze Land! Wir gehetzt, wie das Wild, durch Wald und Feld, hinter uns Ketten und Mord! Verloren Alles, und auch ſie, ach, und auch Helene! Todt! Todt! und wieder durch einen unſerer Feinde, den Todfeind!

Gertrude.

Pathe Seibold! Du warſt ſonſt ſo gut und fromm! und nun biſt du geworden, wie ſie Alle ſind! — wild und bös'! Wärſt du bei uns geblieben, es konnte noch Alles gut werden.

Seibold.

Da bin ich wieder! Rache in jedem Tropfen Blut, krank vor Ingrimm! Ein Engel oder ein Teufel hat mich gerettet vor Eiſen und Hanf! heimlich, wie ein Dieb, ein Mörder, mit zwanzig anderen geſchlichen herein in die Stadt, um Helene zu rächen! Mich, dich, uns Alle, und alles Elend an dem Einen, am Grafen Wendelin! — und dann, um zu ſterben auf dem Blutgeruſte oder am Galgen, oder auf dem Sandhügel, wie viele tauſend Andere, die mit mir geſtanden gegen die Gewaltigen.

Gertrude.

Seibold! Seibold!

Seibold.

Ich habe keine Mutter mehr, ſei du meine Mutter! Gieb mir deinen Segen! Noch bin ich nur ein Soldat, morgen — morgen ein Bandit!

Gertrude.

Gräßlich! Gräßlich! Geht denn Alles zu Grund? Jede Seele in die Hölle? O mein Herr und Gott!

Seibold.

Von dem, rede nicht von dem! Er hat uns verlaſſen! Was geht er uns an, uns armen Leuten, da er ſich geſchlagen zu den Herren?

Gertrude.

Hinweg von mir, Unſeliger! Du riechſt nach Blut. Hinweg!

Seibold.

Du verstößt mich, auch du? und auch du ohne Trost, ohne Segen?

Gertrude.

Wohl! Hat Gott noch einen guten Engel, der sich annimmt deiner armen Seele, so sende er ihn zu dir, daß er halte dein Herz, deine Hand in der Stunde der Versuchung! Sein Wille geschehe!

Seibold.

Trude, ein besseres Wort!

Gertrude.

Aus meinen Augen! Laß' mich! Soll ich um Hülfe rufen?

Seilold (forteilend).

Thu' dich auf, o Erde! (Ab.)

Gertrude.

Er war sonst ein so frommer Junge! Ach, diese Zeit, welche die Besten verdirbt! Ich habe des Lebens satt! Ruhe! Ruhe? Nein! Nein! Noch muß ich zu retten suchen! Zwei Menschen, zwei Seelen, zwei Leben! Was thue ich? Was fange ich an? Renatus, frommer Renatus, zu dir! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer im gräflichen Schlosse.

Wendelin. Renatus.

Wendelin.

Immer träufle mir langsam dies geschmolzene Blei deiner Worte in meine Ohren; ich halte dir still!

Renatus.

Und wie Helene so zur Nacht nicht wieder kam und am Morgen gesucht wurde, fanden wir sie endlich in einem der Gärten an der Stadtmauer todt auf einem Blumenbeete zwischen Rosmarin und weißen Rosen, blaue Schmetterlinge spielten um sie, und eine Nachti-

gall ſang ein Requiem über ihr im Baumwipfel. Jetzt iſt ſie zum Todtenamte ausgeſtellt in der Kirchhofscapelle.

Wendelin.

Lege deine Hand auf meine Stirne!

Renatus.

Ihr ſeid fieberkrank.

Wendelin.

Kennſt du die Seelenangſt, von der man nicht weiß, woher ſie kommt? Wäre ſie die Botin des Todes! Willſt du mein Teſtament vollſtrecken? (Renatus kniet nieder.) Was ſoll das?

Renatus.

Bei den bitt'ren Leiden der armen Helene!

Wendelin.

Du beſchwörſt mich mit geiſterbannenden Worten.

Renatus.

Bei ihrem ſeligen Tode bitte ich dich.

Wendelin.

Sag' an, aber erhebe dich!

Renatus.

Ich kniee ſo lange, bis du mich erhörſt.

Wendelin.

Was begehrſt du?

Renatus.

Dreihundert arme, verführte, bethörte Bauern ſeufzen in dieſem Augenblicke in deinen Kerkern. Bedenke, daß ihr Frevel hart genug beſtraft iſt mit dem Elend, das über ſie und die Ihrigen gekommen iſt!

Wendelin.

Hier nimm dieſes Pergament! Es iſt vor gültigen Zeugen unterſchrieben und wohlbeſiegelt vor längerer Zeit. Ich bin ruhig, da die Welt weiß, daß nicht Ge-

walt, ſondern nur Erbarmen meine Hand öffnen konnte. Lies!

Renatus (nachdem er geleſen).

Wendelin! Ich bin ein ſündhafter Menſch vor dir! du biſt wie ein Heiliger! Mit dieſer Urkunde machſt du ja frei alle deine Hinterſaſſen und Bauern mit Leib und Gut!

Wendelin.

Gott ſchenke ihnen viel Heil und glückliche Zeiten! Da nimm noch dieſen Siegelring. Mit ihm öffneſt du alle Thüren der Gefängniſſe. Mach' die Elenden frei, aber laß' ſie Urphed ſchwören, daß ſie ſich nicht rächen an den Bürgern.

Renatus.

Ich bin ein alter Mann, aber ich möchte ſchluchzen wie ein Kind vor Freude und Rührung. Wendelin! Die Dankeszähren geretteter Elenden trägt ein guter Engel zu Gott empor, ſie löſchen alle Sünden aus, und brennten ſie wie die Hölle.

Wendelin.

Amen!

Renatus.

Wendelin? (Sie umarmen ſich. Renatus ab.)

Fünfter Auftritt.

Wendelin (allein).

Es geſchieht wohl einem Waidmann, daß er der flüchtigen Gemſe nachklettert von Fels zu Felſen über Geröll und Blöcke gerade hinauf, bis er nicht mehr vorwärts, nicht mehr zurück kann. Ich bin der Jäger, mein Wild, das ich jage, iſt der Tod! — Komme hervor, du einziger Troſt, ſchneller, mörderiſcher Freund! Stürz' hinein in das lebensmüde Herz und brich Bahn der erlöſungsdurſtigen Seele! (Er kniet nieder und zieht den Dolch.) Es rauſcht mir entgegen, das Meer der Geiſterwelt, friſche Seeluft umwittert meine Sinne! Steige

empor, Helene! Du Selige, Begnadigte, inbrünſtig Geliebte! Sprenge das Siegel des Grabes und die Kette des Todes und brich hervor, Sonne! Friedensengel! Retterin! Helene! (Er ſchwingt den Dolch.) Zuſammen lebend! Zuſammen ſterbend! (Sanfte Muſik; ein Lichtglanz verbreitet ſich umher; ihm entfällt der Dolch. Eine Pauſe, während Wendelin wie im Traum verſinkt.) Dort! Dort! Helene! Hier bin ich! Dein Blick, der mich bannt! Hinter mir bricht die Erde ein! Meine Bruſt zerſprengt es! Zu dir! Zu dir! Mit dir in den Tod durch Wolken und Nacht hinüber zum glühenden Morgen! Helene! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz, ihm folgen **Seibold** und andere Bewaffnete; zuletzt **Ihling**.

Franz.

Räuber! Mörder im Hauſe! Hülfe!

Seibold.

Schweig' du bellender Hund! Sieh' dir dieſe Meſſerſpitze an und bete deinen Stoßſeufzer! Herrenknecht!

Franz.

Gnade! Gnade!

Seibold.

Wo iſt dein Herr? Wo iſt der Graf?

Franz.

Hinaus in die Nacht, in die Straßen!

Seibold.

He, guck' mich an! Herauf mit den Augen, Windhund! So! Gut! Wo ſteckt der Graf?

Franz.

Nicht hier im Schloſſe!

Ihling (kommt).

Seibold! ſeine Dienerſchaft hat ihn verrathen: er iſt in der Todtencapelle bei der Leiche.

Seibold.

Ihm nach bis in die Verdammniß!

Ihling und die Anderen.

Mit dir in die Hölle! (Alle ab bis auf Franz.)

Franz.

Wie bring' ich ihm dieſe Botſchaft? (Er bricht ein Fenſter ein.) Glaſer, hier haſt du Arbeit! — Und dieſen Luftſprung! (Er ſpringt hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Ein Kirchhof.

(Man ſieht bis in den Vordergrund vorgeſchoben eine Capelle, deren vordere Seite mit einem breiten Vorhange verhängt iſt. Es gehen Stufen hinan. Es iſt Nacht.)

Balthaſar tritt auf. Bald hinterdrein **Franz.**

Balthaſar.

Wie iſt das finſter, ſchrecklich, ſchauerlich! Wie die weißen Leichenſteine da hinter gehen, als wären ſie lebendig!

Franz.

Deine Stimme, Balthaſar? Unſer Herr iſt verloren. Eile! Hilf retten!

Balthaſar.

Horch, was iſt das, was ſchnarcht dort oben?

Franz.

Der Perpendikel der Kirchenuhr. Komm'! Laß' uns ihn ſuchen!

Balthaſar.

Hörſt du es klappern?

Franz.

Knochen im Beinhauſe.

Balthaſar.

Die Todten halten ihre Meſſe; es iſt Mitternacht. Dort! Dort! Guckt es nicht her? Mich graust es!

Franz.

Ein vergoldeter Engel am Leichengewölbe, wo der

erſchlagene Maltheſer liegt! — Was zaudern wir? Laß' uns eilen! (Orgelſpiel und Geſang. Man hört das Requiem.) Es ſind die Mönche in der Kirche.

Achter Auftritt.

Renatus ſchnell herbei. **Vorige.**

Renatus.

Wer weilt hier?

Franz.

Franz und Balthaſar, gräfliche Diener!

Renatus.

Wo iſt Euer Graf? Iſt er in der Capelle? Redet! Eine Mörderbande in der Stadt, eine Meute Hunde, dürſtend nach ſeinem Blute, kläffend auf ſeiner Spur! Alles durcheinander und in Verwirrung! Rettet! Rettet!

Balthaſar.

Er iſt bei der Leiche. (Renatus ab in die Capelle.)

Neunter Auftritt.

Seibold mit ſeiner Schaar.

Seibold.

Beſetzt die Ausgänge! Wer Gewalt gebraucht, ſtoßt nieder! (Franz und Balthaſar verbergen ſich.)

Ihling und die Anderen.

Da ſind wir! (Einige ab zur Beſetzung der Ausgänge.)

Seibold.

Bis zu dem Altare, Wendelin, verfolgt dich die Rache, und kröchſt du unter die Leichenbahre Helenens!

Zehnter Auftritt.

Renatus. Vorige.

Renatus.

Zurück! Zurück! Fluch deiner Seele, daß du entweih'ſt das Heiligthum, mit blutigem Fuße ſtör'ſt die Ruhe, der Todten!

Seibold.

Heraus mit dem Lebendigen! Mit dem lebendigen Grafen!

Renatus

(zieht den Vorhang von der Capelle zurück. Sie ist hell erleuchtet. Man sieht unter Blumenkränzen auf einer Bahre die Leiche Helenens, daran hingestreckt Wendelin).

Unseliger, sieh', beuge dein Haupt vor der Hand Gottes und bete an!

Seibold (hineintretend).

Helene! Ach, dieses Bild! der Mörder bei der zu Tode Gequälten! Schüttet herab, Ihr Säulen, Euer Gewölbe, wie falbes Laub! Stürzt zusammen vor Schrecken und Zorn! (Zu Wendelin.) Auf! Auf! Du Verführer! Auf! — Er ist still, er antwortet nicht auf Titulatur! Er ist starr — kalt — todt!

Renatus.

Erlöst und mit ihr vor Gott!

Ihling und die Anderen (unter sich).

Todt? Todt?

Seibold.

Privilegirt im Tode noch, und ich lebe allein, ungerächt, zurückgestoßen von dieser Schwelle! Todt, Alles, Alles todt! Es leben nur ich und die Verzweiflung! — Und er wäre hinüber zu ihr und ich sollte ihm ruhig nachsehen? Und ich stürze dir nach und ich ringe mit dir unversöhnt in aller Ewigkeit! Ich und du! Und diesen Streit sollen nicht enden Himmel und Hölle. Ich komme! Ich komme! (Er ersticht sich.) Da bin ich! (Er fällt nieder.)

Renatus.

Er hat sich ermordet.

Ihling und die Anderen.

Wehe! Wehe!

Renatus.

Selig sind die Todten!

(Der Vorhang fällt.)

Die Bräute von Florenz.

Ein Trauerſpiel.

(Zum erſten Male aufgeführt im Hoftheater zu Dresden am 1. Januar 1841.)

Perſonen:

Gherardo Orlandi, Podeſta.
Buondelmonte, ſein Neffe.
Celano, Rathsherr.
Donata, eine edle Wittwe, ſeine Verwandte.
Coſtanza, ihre Tochter.
Stiatta Uberti.
Bianka, ſeine Tochter.
Moſca Lamberti, ſein Verwandter.
Ferinata, Rathsherr.
Trivello, Arzt.
Der Marſchall der Donati.
Der Thürhüter des Uberti.
Andruccio, Trivello's Diener.
Martha, eine alte Frau.
Cecca, Dienerin Donata's.
Erſtes, Zweites, Drittes Mädchen, Coſtanza's Geſpielinnen.

Herold. Volk. Rathsherren. Anhänger der Häuſer Donati und Buondelmonti. Anhänger des Hauſes Uberti. Jünglinge. Jungfrauen. Diener. Masken. Muſikanten. Leichenträger.

Erſter Act.

Vorhof vor dem Saale des Podeſta.

Erſter Auftritt.

Buondelmonte kommt von der einen, **Trivello** von der andern Seite.

Trivello.

Sir' Buondelmonte!

Buondelmonte.

Ihr, Trivello?

Trivello.

Alle
Wähnen Euch fern im waldesdunklen Deutſchland.

Buondelmonte.

Ich habe mich beeilt, hierher zu kommen;
Johannistag iſt heut'; drei Pferde hab' ich
Zu Tod geritten in der Haſt der Reiſe,
Doch bin zu rechter Zeit ich eingetroffen,
Um ſchnell in and're Kleider mich zu werfen,
Und ſo vom Krönungsfeſte eines Kaiſers
Zum Feſte einer freien Stadt zu fliegen.
Was ſchaffen Eure Damen, ſind ſie noch,
Wie ehedem, verliebt in ihren Spiegel?
Was für ein ſchönes Blut blüht dort in Deutſchland!
Mein Herz flog wie ein Irrlicht hin und her,
Es ward von allen Seiten angezogen.

Da war am Hofe eine blonde Schönheit,
Die hätte faſt mit ihren blauen Augen
Mich in die gold'nen Fäden ihrer Locken
Und in das Netz des Eheſtands verlockt;
Ich riß mich los, um dieſes Stückchen Herz,
Was übrig blieb der unbekannten Braut,
Die für mich irgendwo erzogen wird,
Neumüthig einzubringen bei der Hochzeit.
Bedauert mich; denn lieben muß ich ſie,
Die ich noch nie geſeh'n; die Politik
Der Stadt Florenz verſchachert mich und ſie!

Trivello.

Ich kenn' die Trödeljuden bis zur G'nüge!

Buondelmonte.

Das iſt der Fluch der Mächtigen der Erde!
Sie ſind die Sclaven der Verhältniſſe,
Und ich zunächſt. Damit Uberti nicht
Zu mächtig wird, hat mich mein kluger Oheim
Geworfen in die Schaale der Donati;
So liege ich und halte Gleichgewicht.

Trivello.

Doch kratzt Euch nicht, und daß Ihr ruhig liegt!
Sonſt tippt Euch Euer Oheim auf die Naſe!

Buondelmonte.

Derſelbe Rettig noch — narkotiſch beißend
Scharf in die Naſe, daß die Augen thränen;
Ich lieb' Euch ſo —

Trivello.

Als großer Herr zum Braten.

Buondelmonte.

Gott beß're Euch und Eure böſe Zunge.
Ihr ſeht mich ſo bedenklich an, Trivello?

Trivello.

Die Augen thun mir weh, ſeh' ich ſo eine

Geſundheit, wie die Eure, ſchön und trotzig
Und faſt zu groß für unſer warmes Klima;

Buondelmonte.

Schnell gebt mir Auskunft noch: Wie ſteht es hier?
Und einen Schattenriß von dem Geſichte,
Das unſ're Stadt jetzt macht.

Trivello.

Sie iſt ein ſchöner
Und modrigt grüner Sumpf des langen Friedens,
Verdorben durch und durch, und brütet aus
Den Ausſatz und die Peſt, Eidechſen, Schlangen
Und gift'ges Ungeziefer aller Art;
Doch da er ruhig ſcheint und auch die Fäulniß
Recht dicke, glatte Stauden treibt und Blätter,
Nachtſchatten, Schierling, Lolch und Bilſenkraut,
So ſchreien alle Fröſche: „Seht, wie glücklich
Iſt dieſes Röhricht und wie weich der Schlamm!“

Buondelmonte.

Fang' dich der Storch! — Doch weiter von Florenz!

Trivello.

Merkt auf, eh' wir es denken, muß das Blut
Des Staates, das ſeit hundert Jahren ſtockt
Und krötenhaft durch träge Adern ſchleicht,
Ausſtoßen das Verderbniß fieberheftig;
Und da ich Arzt bin, hab' ich mir erlaubt,
Der kranken Zeit an ihren Puls zu fühlen; —
Gefährlich und acut kommt eine Krankheit.

Buondelmonte.

Genug für heute! In dem großen Saale
Geht es ſchon hoch her. Laßt uns heute noch
Ein blaues Stück abſcheiden von dem Himmel
Und breiten über dieſe trübe Erde!
Ich kann nicht mit dem Lurche melancholiſch
Da unten brüten in der Erde Brodem
Und aus dem Chaos ſaugen Gift für Milch;

Ich bin ein Kind des Aethers; meine Seele
Zieht, wie der Vogel, an die helle Luft;
Warm iſt mein Blut und leicht, wie Gottes Odem!
Ich hab' nur einen Wunſch.

Trivello.

Und dieſer iſt?

Buondelmonte.

Der Gott der Freude zieh' in jedes Herz! (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Ein Saal mit der Ausſicht in anſtoßende Säle.

Tanzmuſik, welche bald unterbrochen wird. Aus dem zweiten Saale kommen heraus **Stiatta** mit **Ferinata, Moſca** und ſeinen Anhängern, im Zanke mit **Celano** und Anhängern des Hauſes der Donati. Alle in heftiger Bewegung.

Stiatta (zu Celano).

Ihr könnt nicht leugnen, daß Ihr die Gemeinde
Der Stadt Florenz zu unſ'rer Aller Nachtheil
Bereichert mit den adeligen Gütern!

Celano.

Man kauft, was käuflich iſt.

Ferinata.

Und ihr verſteht es,
Mit einem Geldſack Häuſer umzuwerfen.

Stiatta.

Nie hat das Haus Uberti ſeine Finger
Beſchmutzt mit Geld und bürgerlichem Handel,
Und dulden wird es nie, daß ſeine Freunde
Das Schwert vertauſchen mit der Krämerelle,
Wie Eure Häuſer thun.

Celano.

Gemach, Ihr Herren!
Von römiſchen Geſchlechtern ſtammen wir,
Der Weltkreis zitterte vor unſ'ren Ahnen.

Mosca.

Spannt über Trommeln Eure Pergamente
Und paukt darauf mit Händen und mit Füßen,
Zeigt mir die Ratte, die davor sich fürchtet!

Celano.

Ich bin kein Kater, friß dein eig'nes Gleichniß!

Mosca.

Weil wir und unſ're Sippſchaft nicht, wie ſie,
Herſtammen von landflücht'gem Räubervolk,
Weil deutſches Blut, das wilde, ſächſiſche,
In unſern Adern rollt, Ottonenblut,
Weil unſ're Ahnen als Eroberer
In dieſer Stadt ſich einen Horſt gebaut,
So thät' es Noth, wir bückten uns vor jedem
Schiefbein'gen Krämer, weil es möglich iſt,
Daß ſeinen Urahn in der alten Zeit
Pompejus oder Cäſar angenießt.

Celano.

Was doch ein Strohwiſch für ein Feuer macht!

Mosca.

Ha, ſo ein weggeſpritzter Dintenfleck!
Daß dich die Peſt! So eine Aſchermittwoch'
Und vierzigtägig' Faſten ohne Oſtern!
Das iſt ein Biſſen über Macht!

Viele Stimmen.

Der Podeſta!

Dritter Auftritt.

Der Podeſta. Vorige.

Podeſta.

Welch' ſinnverwirrendes Geſpenſt der Zwietracht
Schüttelt das Schlangenhaupt in dieſem Saale?
Die edelſten Geſchlechter unſ'rer Stadt
Seh' ich vor mir; ſeid Ihr nicht alle Finger

An einer Hand? gleich adelig, gleich tüchtig?
Seid Ihr schon überdrüssig unſ'res Glückes,
Des schönen Friedens, der mit allen Gütern
Und jedem Segen Eure Häuſer ſchmückt?
Seht um Euch her: iſt in Italien
Noch eine Stadt, die ſolchen Heils ſich freut?
Seitdem der vierte Heinrich mit der Kirche
Den fürchterlichen Zwiſt begonnen hat,
Erſchüttert dieſe arme Welt ein Wetter,
Wo Blitz und Donner mit einander grollen
In wilder Gährung durch die ganze Menſchheit,
Und ſchwieg davon die Fama, müßten Trümmer,
Brandſtätten und erſchlag'ne Männer reden.
Von dieſer Peſt ward nur Florenz verſchont;
Es iſt der einzig grüne Fleck der Erde,
Entgangen der Verwüſtung dieſer Zeit
Wie durch ein großes, räthſelhaftes Wunder.
Doch dieſe Wohlfahrt hat die Stadt verdient
Durch feſte, unerſchütterliche Eintracht;
Denn unſ're Edlen, ob von Norden ſie,
Ob aus dem röm'ſchen Volk ſie ſtammen mögen,
Sind Eins geworden durch Verbrüderung
Und durch Verſchwägerung ſeit alter Zeit.
Sie ſind ein Wald von friſchen Eichenſtämmen,
Die alſo eng verflochten ihre Zweige,
Daß ſie ein einz'ges Haus zu bilden ſcheinen,
Welches dem Sturm und jedem Wetter trotzt.

Celano.

Du redeſt gute Worte, hoher Greis!

Stiatta.

Es war ein kleiner Rangſtreit unter uns,
Der ſich ſchiedsrichterlich vergleichen kann.

Celano.

Es handelt ſich darum, wer hier den Vortritt
Von beiden Häuſern hat; der Streit iſt alt,
Da ſich von je der Adel von Florenz

Zwar friedlich, aber doch in beide Hälften
Geſchieden hielt.

Moſca.

Gott hilf! So ſoll es bleiben,
So lang' ich Sporn und Pfauenfeder trage.

Podeſta.

Doch ein Herz ſchickt das Blut in alle Glieder,
Und welches Haus nennt Ihr das Herz der Stadt?

Viele Stimmen.

Die Buondelmonti!

Podeſta.

Mögen ſie es bleiben!
Denn weil dies Haus, das mächtigſte von allen
An Burgen, an Gefilden, fetten Auen,
Und Unterthanen, Reiſigen und Knechten,
Doch die Parteien hält im Gleichgewicht,
Da es ſich nie zu einer hat geſchlagen,
Und doch den Schein der Uebermacht vermieden,
So blieb es ſtets die Bürgſchaft unſ'rer Wohlfahrt;
Und zwei von Hauſe Buondelmonte leben —
Ich und mein Neffe, und wir werden ſorgen,
Daß Friede herrſcht in unſ'rer ſchönen Stadt!
Stiatta, Eure Hand! Celano, Eure!
So binden wir zuſammen Eure Häuſer!
Vorüber zog die Wolke, und die Sonne
Des Feſtes leuchtet hell in unſer Auge.
Muſik! Muſik! Der Tanz beginn' von Neuem!

(Alle ab in den zweiten Saal.)

Vierter Auftritt.

Buondelmonte. Trivillo.

Buondelmonte.

Das weht mich an, wie Lenz und Blüthenduft,
Und ſchlägt warm an die Bruſt, wie Meeresfluth!
Sieh', ſo umbraust mich dieſes ſchöne Leben,

Das uns vorübertanzen ſchöne Frauen
In zarter Wendung ſchlankbewegter Glieder,
Und brennend ſtürzt das Blut mir in die Augen,
Die überfliegen dieſen Zaubergarten.

Trivello.

Ein gold'ner Sodomsapfel iſt Florenz,
Von Außen ſchön, inwendig aber Moder.

Buondelmonte.

Zu Ende geht es jetzt.

Trivello.

Und Euer Oheim
Hat Euch erkannt; er ſtreckt die Arme aus.

(Beide ſchnell ab in den zweiten Saal.)

Fünfter Auftritt.

Stiatta. Donata.

Stiatta.

Zum erſten Mal trug ich die Ritterſporen
Bei dem Johannisfeſt in dieſem Saal,
Da ſah ich Euch, doch Ihr war't eine Braut;
Ja, lächelt nur, Ihr wißt es nur zu gut,
Wie ich um Euch bemüht war, und Ihr heimlich
Aus Eu'rem Strauße eine Roſenknoſpe
Mir dargereicht mit ſüßem, böſen Wort:
„Stiatta, dieſe Knoſpe blüht nicht auf!"

Donata.

Ich war Euch immer freundlich zugethan,
Und glücklich war ich, als Ihr endlich Euch
Vermähltet mit Giovanna, meiner Freundin;
Klar, wie ihr Angeſicht, ſo auch ihr Herz, —
Sie war ein Kleinod —

Stiatta.

Und ein trefflich' Weib
Zu früh ſtarb ſie für mich und meine Tochter.

Sechster Auftritt.

Der Podeſta mit **Buondelmonte**. **Vorige**. Später **Moſca**.

Podeſta (zu Donata).

Zum heit'ren Feſte kommt die rechte Freude.
Mein Neffe Buondelmonte und nun bald,
Madonna, Euer Sohn!

Donata.

Willkommen mir!

Moſca (vorübergehend).

Stiatta, auf ein Wort!

Stiatta (ſich empfehlend).

Ich ſuch' Euch wieder;
Patrona, hochverehrte, laßt Euch finden! (Mit Moſca ab.)

Buondelmonte (zu Donata).

Vorweg nenn' ich Euch Mutter, edle Frau,
Und küſſe dieſe Hand, die all mein Glück
Umſchloſſen hält. Doch darf ich auch zugleich
Aufſchließen meines Herzens Innerſtes,
So brennt darin faſt ſchmerzhaft nur die Sehnſucht,
Zu ſeh'n die holde Jungfrau, die ich ſchon
Drei Jahre lang als meine Braut verehre,
Doch ohne je ſie noch erblickt zu haben.
Nun quäl' ich mich, wo ich auch weilen mag,
Mir zu entwerfen ein willkührlich' Bild
Von ihrem Angeſicht und ihrem Weſen.
Bald denk' ich ſie mir blond mit blauen Augen,
Dann wieder anders, aber immer ſo,
Wie ſie begehrenswerth und wunderhold,
Und ſah ich irgendwo ein ſchönes Weib,
So war die Phantaſie mir gleich zur Hand,
Die noch viel ſchöner mir Coſtanza malte;
Coſtanza! — Ihren Namen lehrt' ich ſprechen
Das Echo überall von Thal zu Thal,
Bis ich faſt ungeduldig über mich

Die Zeit abkürzte auf der Fahrt in Deutschland
Und so zurückflog, um zu Euren Füßen
Zu flehen um Erlösung von der Prüfung,
Der allzuharten, die mir auferlegt.

Donata.

Zu Eurem Besten, lieber Sohn, war Alles.
Mein Kind ist noch zu jung, erst fünfzehn Jahre;
Ich mußte diese zarte Blumenknospe,
Die sich entfaltete im kühlen Schatten,
Noch vor der Sonne und der Liebe hüten,
Sie ist nun desto wonniger erblüht;
Doch ich bin ihre Mutter, Schweigen ziemt mir,
Bis Ihr sie selbst geseh'n; doch ist mir so,
Als würdet Ihr mir danken für das Rehlein,
Das ich so einsam Euch erziehen ließ
Von meiner Schwester, der Priorin dort
Im stillen Kloster auf dem Apennin.
Noch diese Nacht beschick' ich sie mit Boten,
Sie herzubringen an die Mutterbrust,
An die ich drücken will Euch alle Beide
Als die glückseligste von allen Müttern.

Buondelmonte.

Bis dorthin wird mir jegliche Minute
Zum Jahr ausdehnen meine Ungeduld.

Podesta.

Sehr bald wirst du gebunden, flücht'ger Vogel,
Nur diesen Abend darfst du flattern noch
Um alle Damen, aber morgen schon
Wirst du gelegt an eine gold'ne Kette,
Und darfst nicht aus den Augen deiner Herrin.

(Zu Donata.)

Madonna, helft die Gäste mir erheitern!

(Zu Buondelmonte.)

Doch Buondelmonte, Neffe, sei mir artig
Und mach' den Hof dem Töchterlein Uberti's,
Denn in der Tochter ehrt man ihren Vater.

Sei freundlich gegen Alle, gegen ihn
Noch freundlicher, das heiſcht die Politik!
(Zu Donata.)
Madonna, ſeht, wir ſind ein ſtattlich' Paar!
(Podeſta mit Donata ab.)

Siebenter Auftritt.

Buondelmonte, dann **Trivello**.

Buondelmonte.

Hinweg, du glattes Lächeln vom Geſichte!
Die Politik? die kalte, feige Lüge!
Sei ſie verdammt, die alte Kupplerin
Mit ihrem Blinzeln und meineid'gen Lippen,
Die immer lächelt, ob ſie Blumen bricht,
Ob Herzen oder Kronen, immer lächelt,
Ob ſie nur meuchelmordet oder plündert,
Und wieder lächelt, ob mit Gaſſenſteinen,
Ob Ihr ſie überhäuft mit Ehrenzeichen;
Auch mich hat ſie verkuppelt an das Mädchen,
Das ich noch nie geſeh'n, es wird mein Weib,
Wär' es wie Peſt und Ausſatz grauenvoll.

Trivello.

So iſt es! Doch die Allmacht Eures Adels
Iſt Euer Götze, dem Ihr Alle dient.
Die ganze Jugend wird ihm hingeopfert,
Und wäre etwas And'res nur der Preis,
Als eine Todtengruft mit einem Wappen.

Buondelmonte.

Doch Freiheit hab' ich noch und bis zur Tollheit
Todtjagen will ich dieſe letzte Nacht,
Und blieb' nur Null von meinem Leben übrig.

Trivello.

Noch blühet Ihr in ſtrahlender Geſundheit,
Nehmt Euch in Acht, gefährlich iſt Euch doppelt
Die böſe Sumpfluft zwiſchen unſ'ren Mauern.

Buondelmonte.

Wer ist die bleiche, zarte Dame dort,
Mit dem durchsichtig feinen Angesichte?
Bei Gott! — es ist, als müßte sie in Duft
Zu einem Klange der Musik verrinnen!
Dort! Mit den dunklen, sommernächt'gen Augen

Trivello.

Nennt sie Ondine und Ihr kennt ihr Wesen;
Elementarisch ist sie und gefährlich
Der Politik vom Gleichgewicht der Macht;
Leiblich ein schwaches Kind, doch ihre Seele
Ist wie ein ungezähmter, starker Riese;
Und in der Mitternacht hebt sie gewaltig
Die bleiche Luna an die Mutterbrust
Und tränket sie mit ihrem kühlen Licht;
Der Geist Cassandra's schläft in ihrem Haupte.

Buondelmonte.

Aus welchem Haus ist sie?

Trivello.

Uberti's Tochter.

Buondelmonte (in den zweiten Saal gehend).

Mir flimmert's vor den Augen.

Trivello.

Schmetterling,
Verseng' dir nicht die Flügel an dem Lichte.

Achter Auftritt.

Ferinata kommt aus dem zweiten Saale heraus. **Trivello.**

Ferinata (zu Trivello).

Das ist kein Tag des Friedens: in dem Saal
Erhebt von Neuem sich ein heft'ger Zank!
Ich weich' den Händeln aus und such' das Freie! (ab.)

Trivello.

Geleit' Euch Gott! — Ha, welch ein prächtig Paar!

Neunter Auftritt.

Buondelmonte mit **Bianka** vorübergehend. **Trivello.**

Buondelmonte.

Zu einem Goldreif wird mir dieser Abend,
Der Euch einfaßt als flammenden Juwel!

Bianka.

Verschlossen fast in meines Vaters Haus
Ward bis zu diesem Abend ich gehalten;
Nur eine zahme Taube war bei mir,
Die stets auf meiner Schulter sitzt, les' ich
Dem Vater vor die römische Geschichte
Von wilden Schlachten und Empörungen
Und vielen Thaten die den Sinn bestricken,
Und wieder sehn' ich mich zur Einsamkeit!

Buondelmonte.

Ich wünschte wohl, es könnt' das Fest Euch fesseln.

Bianka.

Mein Vetter Mosca ruft die Diener mir.
So kurz und doch so schön war dieser Abend! (Beide ab.)

Trivello.

Zieh' hin, du stolzes, schönes Paar! Dich müssen
Die sel'gen Götter auf die Stirne küssen!
Horch!

(Stimme im Saale:)

Es lebe hoch des Kaisers Majestät!

(Andere Stimme:)

Die Freiheit ewig und die Stadt Florenz! —

Trivello.

Noch Worte nur! Doch unten in der Erde
Sitzt das Gespenst der Zukunft, das sie pfleget
Und sie ernährt mit Thränen und mit Flüchen,
Bis sie als Schlangen aus der Tiefe springen
Und ihren Vätern um den Hals sich schlingen!

Zweiter Act.

Platz vor dem Palaste Uberti.

Es ist Nacht. Bei dem Thore brennt eine Leuchte.

Erster Auftritt.

Der Thürhüter (allein).

Es ist ein schlechter Zeitvertreib, als Wächter
Zu liegen und zu steh'n vor einer Thür
Jahr aus und ein zu jeder langen Stunde,
Bei Tag gesalbet von der heißen Sonne,
Mit Staub gepudert und vom kalten Mond
Gebadet in der langen Nacht mit Thau,
Und schlimmer noch, in arger Winterszeit
Zu steh'n in Schlossen und in Regengüssen
Und im Eispanzer frierend bis zum Morgen.
's hat vier geschlagen! Nicht weiß ich es genau:
Ob zwei? ob drei? genickt hab' ich ein wenig!
Noch einen Schluck! (Er trinkt.)
's hat sechs geschlagen, hört!
's ist doch kein Mensch im Schloß, der's besser wüßte
Vor langer Weile hab' ich angefangen,
Am Himmel mir die Sterne abzuzählen;
Wie viele Gülden doch der Herrgott hat! —
He! dort wirft er so einen aus dem Fenster; —
Ho! da herein! Der Teufel fliegt vorbei,
Und ich hab' wieder Nichts! Ist das ein Geiz
Von solcher hohen Herrschaft in dem Himmel

Und wie ich ſchläfrig bin! Es iſt recht gut,
Daß ich mich abgerichtet, auf und ab
Mit meinem Spieß zu geh'n und doch zu ſchlafen
So kann ich wachen und doch ſchlafen gehen.
(Er geht gedankenlos hin und her.)

Zweiter Auftritt.

Bianka, heimgeleitet von **Moſca** und ihren Dienern, welche Fackeln vortragen. **Der Thürhüter.**

Moſca.

Lang' hat bei Euch geſtanden Buondelmonte.

Bianka.

Ich dank' für das Geleit, verehrter Vetter.

Moſca.

Verbindlich, ſchien es, ſprach er lang' mit Euch?

Bianka.

Schickt nur zurück die Leute, daß mein Vater,
Wenn er heimkehren will, ſie nicht vermißt.

Moſca.

Mehr als verbindlich faſt ſchien er zu ſprechen.

Bianka.

Und fragt mein Vater, bitt' ich, ſagt ihm doch,
Daß mich ein ängſtliches Gefühl von Schwindel
Vom Feſte heimlich hat nach Haus getrieben.

Moſca.

Und ſah Euch wechſeln zweimal Eure Farbe,
Als er ſich bückte, Eure Hand zu küſſen.

Bianka.

Doch dieſe friſche Luft hat mich erquickt!
Ich werde wachend ihn vom Feſt erwarten;
Nur ſoll er nicht abkürzen ſeine Freude.
So gute Nacht.
(Sie will in das Schloß gehen; der Thürhüter hält im Halbſchlafe die Hellebarde vor.)

Thürhüter.

Halt! Diebe! Gauner! Räuber

Mosca.

Du Traumbuch da! reiß' deine Augen auf!
Zweibein'ge Uhr, die sinnlos läuft und rennt,
Die ausschlägt voll, wo sie noch schweigen sollte,
Und wieder schweigt, wenn Zeit ist, laut zu sein;
Albernes Zifferblatt, weg mit dem Zeiger!

Thürhüter.

's hat vier geschlagen!

Mosca (schlägt ihn).

Fünf und Sechs dazu!

Thürhüter.

Ihr, gnäd'ger Herr?

Mosca.

Sieh', nun erkennt er mich!

Thürhüter (zu Bianka).

Patronin, Ihr?

(Er bläst in's Horn.)

Mosca.

Blas' dir die Seele aus!

(Bianka ab in den Palast.)

In die Kloake mit dem Stutzervolke!
Pst! Buondelmonte hat ein Schnupfenfieber
Mir angelächelt, und ich geh' zu Grunde
An dem Bleizucker seiner süßen Worte.
Zuwider ist er mir. Sieht er nicht aus,
Als wär' er glatt geleckt von Frau Mama,
Wie ein Maikätzchen bei dem Buttertopf?
Wär' sie nicht Eis und nur gefror'ner Wein,
Den sie gespart für einen Anderen?
Für diesen Hasenfuß, den Buondelmonte?

(Er bemerkt die Diener, welche noch dastehen.)

Was haltet ihr Maulaffen feil, Ihr Schelme?
Nehmt unter'n Arm die Beine, eilt zurück
Und seid gewärtig Eures Herren! Geht! (Die Diener ab.)

Dritter Auftritt.

Martha mit Cecca. Mosca.

Martha.

Frau Muhme nennst du mich!

Cecca.

Mir pocht das Herz.

Martha.

Du wärst die Erste nicht, die Glück gemacht,
Der zum Galan und Mann ich hab' verholfen!
Nur nicht zu spröd, das schadet jungen Mädchen!
Du mußt die Blicke feurig um dich werfen,
Dir abgewöhnen solche kleine Schrittchen,
Als wolltest du Hemdsäume damit nähen!

Cecca.

Ich werde gar zu Vieles lernen müssen.

Mosca.

Frau Martha, halt! leibhaft'ge, alte Todsünd',
Was hast du für ein Schäfchen in den Krallen?

Martha.

Es ist mein Mühmchen.

Mosca (zu Cecca).

Und wie nennt man dich?

Cecca.

Nur Cecca, gnäd'ger Herr. Ich bin im Haus
Bei Frau Donata und bin aufgewachsen
Mit ihrer Tochter, meine Mutter war
Costanzens Amme, und ich komme heute, —
Denn meine gnäd'ge Frau ist nicht daheim, —
Das erste Mal so spät noch auf die Straße.

Mosca.

Da hat man deinen ganzen Lebenslauf!
Du bist ein liebes Lämmchen, du gefällst mir.
Da meinen Arm; wir wollen uns verständ'gen.

Martha (zu Cecco).

Er iſt ein Cavalier, du glücklich' Ding!

Moſca.

Mit der Laterne weg, du Teufelsirrwiſch!
Voran mit dir! Wir finden uns im Dunkeln.

(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Buondelmonte. Der Thürhüter.

Buondelmonte (für ſich).

Zu welcher Tollheit reizeſt du mich an,
Wahnſinn der Liebe, wunderlicher Gott?
Der mich berauſcht mit ſeiner vollen Schaale,
Dann mich herausſchleppt jauchzend auf die Straße
Und mich anhetzt zu wilden Abenteuern.
Wo bin ich? Ihr Palaſt? Du tück'ſcher Marmor,
Wie kannſt du mir verbergen ihre Augen,
Die mich entflammt, und ihre zarten Füßlein,
Die einen Zauberkranz um mich getanzt,
Und ihre kleinen Hände, die in's Herz mir
Hineingedrückt die Pfeile ſüßer Qual?
Ihr Mauern, öffnet Euch; ich muß ſie ſehen!
Hinweg mit Euch! Die Liebe iſt allmächtig!

Thürhüter.

Zurück! Zurück! Hier iſt Uberti-Schloß!
Wer ſeid Ihr? Wer da?

Buondelmonte.

Schrei' nicht! Buondelmonte.

Thürhüter.

Ein guter Name.

Buondelmonte.

Hier iſt mein Dolch! Ich bin
Nun waffenlos, heb' mir ihn auf, bis ich

Zurückkomm'! (Er übergiebt ihm ſeinen Dolch, dann die Börſe.)
Dies behalt' für dich und ſchweige!
(Ab in das Schloß.)

Thürhüter (allein).

Nein, Meſſer Buondelmonte, nein! Es geht nicht!
Zur Nacht darf Niemand in Uberti-Schloß.
Nein, gnäd'ger Herr! Er hört nicht, er iſt d'rin!
So ein gewalt'ger Herr macht Alles möglich,
Und ſelbſt der Kettenhund vergißt der Pflicht,
Wirft man ihm einen Knochen in die Hütte.

(Er ſetzt ſich und zählt das Geld.)

Ich muß in dem Fiſchhamen einmal nachſeh'n,
Ob Fiſche oder Krebſe d'rinnen ſtecken?
Goldfiſche! Gold! Eins! Zwei! Drei! Vier! Fünf! Sechs!
Klink! Tink! Und wieder Gold und laut'res Gold!
Und ich bin reich! Ihr Herren, laßt Euch ſagen,
Bewacht Euch ſelbſt, ich bin Baron! Baron!
Ich hab' wohl falſch geſeh'n? Ich muß zwei Späne
Noch werfen in die Leuchte. (Er thut's und betrachtet das Geld.)
Das iſt Gold,
So gut die Sonn' es kocht im Mohrenland,
So rechtes, echtes, quickes, klares Gold,
Wie nur der Höllenhund es je bewacht;
Und wie das funkelt! Ei, Ihr kleinen Kerle!
Goldfüchſe, he! Goldfüchſe kann ich reiten!
Da ſteckt noch Einer, muß dich doch probiren,
Du haſt die Gelbſucht und ein Loch im Ohr, —
Biſt du ein Spitzbub', haſt ein Weiberherz
Geſtohlen und verkuppelt? Horch! Er klingt noch,
Hinein mit zu den andern, Galgenvogel!
Heraus, Ihr Männchen! Muß Euch wieder zählen?
Fünf — Sechs und Zehn und Acht und Elf und Neun!
Das wird ja immer mehr! nein — weniger!

(Er zählt ſtill weiter.)

Fünfter Auftritt.

Stiatta mit seinen Dienern, welche Fackeln vortragen. **Trivello.** **Der Thürhüter.**

Stiatta.

Was ist das Leben? Seid Ihr doch ein Arzt,
Und wißt mir nicht zu sagen, was es ist?

Trivello.

Fragt lieber doch das Meer, warum es sich
In Wolken wandelt, und die Wolke dann,
Warum sie wieder sich herunterweint?
Doch wär' ich Gott, so blies' ich vor mich hin:
Und sagte: „Hm! ich bin in Allem ich!"

Stiatta.

Lieb, wie mein Augenstern, ist mir Bianka,
Sollt' ich verlieren dieses holde Kind,
So fiel' zusammen über mich die Welt.

Trivello.

Ihr seid zu sehr besorgt.

Stiatta.

Das Vaterauge
Sieht peinlich scharf, sie zehrt sich selber auf;
Zur Nacht, wenn Alles ruht, ist sie nur wach
Und wieder nicht; mit off'nen, starren Augen
Geht sie umher fast wie ein irrer Geist;
In diesem Zustand spricht sie mit der Luft.
Doch wird sie nicht gestört, so findet sie
Von selbst sich in ihr Kämmerlein zurück
Und fällt in tiefen Schlaf, doch wenn sie aufwacht,
Weiß sie von Allem Nichts. Was ist mit ihr?
Kennt Eure Kunst kein selt'nes Wunderkraut,
Das sie befreit von dieser eig'nen Krankheit,
Und keinen Balsam in den weiten Reichen
Der gütigen Natur, der heilen kann
Und in der Nacht den Schlaf ihr wieder bringen?

Trivello.

Behütet ſie vor jeder heftigen
Erregung des Gemüths; viel warme Pflege
Bedarf die zarte Pflanze noch zur Zeit.

Stiatta.

Kein rauhes Lüftchen ſoll mein Kind berühren,
Ich räum' ihr jedes Steinchen aus dem Wege,
An dem das Füßlein ſie verletzen könnte,
Bewacht ſoll ſie mir werden, wie ein Kleinod.

Trivello (auf den Thürhüter zeigend).

Es ſcheint, als wär' der Wächter ſchon bezahlt,
Ein treuer Diener, der um Geld nicht dient,
Doch doppelt treu dem Gelde! Wie er lächelt,
Liebäugelt mit dem Teufel ſeines Geizes!

Thürhüter (gähnend).

Einſperren, nein, einſcharren muß ich Euch
In einen Topf von Eiſen und darüber
Noch einen Deckel, einen Stein darauf,
Und auf den Stein drei Schuh hoch Erde noch; —
Da ſteckt Ihr d'rin, ſonſt fliegt Ihr Vögel aus; —
Die Vögel, meine Vögel in die Luft, —
Mein ſind ſie! Haltet! Fangt ſie! Sie ſind mein!

Stiatta.

Hallunke!

Thürhüter (läßt die Börſe fallen).

O weh! mein Herr? Mein Geld! O weh!
Stiatta, gnäd'ger Herr!

Stiatta.

Woher, du Schuft
Nahmſt du das Geld, das du hier weggeworfen,
Wie Kohlen, die gebrannt auf deine Finger?
Antworte, Gaudieb!

Thürhüter.

Gnade! Gnade! Herr!

Stiatta.

Elender Mensch! steh' Rede!

Thürhüter.

Ich bin ehrlich,
Und ehrlich kam das Geld in meine Hände.
Mir zugeworfen hat es Buondelmonte,
Der große, reiche, schöne, junge Herr,
Als er hineinsprang —

Stiatta.

Doch in's Wasser nicht?

Thürhüter.

Nein! Nein! durch dieses Thor in den Palast
Vor kurzer Zeit; drei Augenblicke sind es!
Er folgte auf dem Fuß —

Stiatta.

Wem auf dem Fuß?
Sprich aus!

Thürhüter.

Ich sag' die Wahrheit wie ein Waisenkind,
Und habe immer redlich Euch gedient,
Der lügt, der etwas And'res sagen könnte,
Und bin doch ehrlich —

Stiatta.

Wen hat er verfolgt?

Thürhüter.

Bianka, Eure Tochter, meine gnäd'ge
Und herzensgute, freundliche Patronin.
Ich hab' sie selber auf dem Arm getragen,
Als sie ein kleines Kind war; sollt' man's meinen?

Stiatta.

Und hab' ich falsch gehört? Wer folgte ihr?

Thürhüter.

Ich kannte ihn; er hat es nicht verschwiegen,
So wußten wir es beide miteinander;

Dann zählte ich das Geld, das er gegeben,
Und ich bin ganz unſchuldig an der Sache
Und hab' kein Auge zugethan zur Nacht.

Stiatta.

Wer folgte ihr?

Thürhüter.

Ja, Meſſer Buondelmonte.

Stiatta.

Wie iſt mir? Bin ich wohl auch recht bei Sinnen?

Trivello.

Was zweifelt Ihr?

Stiatta.

Bin ich Uberti noch,
Den wohl Florenz den fürſtlichen genannt?

Trivello.

Es war davon die Rede.

Stiatta.

Darf mir denn
Und meinem Hauſe dies geboten werden?
Dem niedrigſten der Bürger von Florenz
Kann Solches nicht geſcheh'n.

Trivello.

Zuweilen wohl!
Denn wie Ihr ſeht, die Liebe nimmt nicht viel
Beſond're Rückſicht auf den Stand der Menſchen;
Sie iſt ein Vogel, der mit freiem Flügel
Fröhlich die blaue Luft durchſchweift und ſelbſt
Verwegen naſcht in eines Kaiſers Garten.

Stiatta.

Und wenn der Kaiſer Solches dulden könnte,
So weiß doch ich, was ich mir ſchuldig bin!
(Zu den Dienern.)
Pietro, ſchnell, weck' meine Freunde auf —
Die Foraboſchi und die Maleſpini!

Du die Fisanti und die Amidei!
Schnell, Luka, ruf' den Meister Tebaldini,
Die Galigai! Rennt durch die Quartiere,
Ruft sie hieher und sagt: des Hauses Ehre
Steh' in Gefahr! Ihr aber, Freund Trivello,
Seid mir gefällig, eilt zum Podesta,
Berichtet ihm, was eben Ihr gehört;
Denn offen vor den Augen von Florenz
Begehr' ich Rechenschaft von diesem Streich!
Andrea, rufe mir die andern Knechte,
Besetzt mir alle Thüren; jeder darf
Hinein zu mir, doch keiner mehr heraus,
Bis Ihr nicht anderen Befehl erhalten.

(Alle zu verschiedenen Seiten ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Zimmer.

(Man sieht durch den offenen Balcon den Mond am Himmel.)

Erst **Buondelmonte** von der einen, später **Bianka**, im Nachtgewande und aufgelöstem Haare, in halbwachem Zustande, einen Armleuchter tragend, von der andern Seite. Ganz zuletzt **Mosca** (von Außen).

Buondelmonte.

Welch' Abenteuer! Alles öd' und dunkel!
Ein böser Geist hat mir verhüllt die Augen
Und stürzt in einen Abgrund mich hinunter.
Wie? Träum' ich nur? Welch' guter Engel weckt mich
Und leitet mich zur rechten Bahn zurück?
Ein Lichtschein! Ach, sie selbst! Sie ist es selbst!

Bianka

(erscheint und setzt sich zur Harfe, recitirend).

Tief schläft die Welt und wie in Meeresgründen
Leis überfluthet von der sel'gen Nacht,
Ein neues Leben will sich rings verkünden,
Und Lichter zittern durch den Seelenschacht; —
Was todt war, ist zum Leben aufgewacht,

Und leuchtend Alles, was ſo dunkel war —
Das ewige Geheimniß offenbar!

Buondelmonte
(hat ſich neben ihr auf die Kniee niedergelaſſen).

Ich ſinke vor dir betend auf die Kniee,
Wie vor der Königin des Sternenhimmels,
Die klar und freundlich ſich herunterbeugt,
Zu hören auf ein ſtammelndes Gebet.

Bianka.

Wie wunderbar ich träume! Iſt mir doch,
Als ſäh' mein Auge wirklich Buondelmonte.

Buondelmonte.

Ich bin es auch.

Bianka.

Welch' wunderſame Täuſchung!
So lebhaft hab' ich doch noch nie geträumt,
Und nie ſo ſchön; nicht ſtören will ich mich.

Buondelmonte.

Iſt ſolche ſchöne Wahrheit Traum, ſo iſt die Wahrheit
Ein leerer Schein und nur der Traum iſt wirklich.

Bianka.

So iſt es auch.

Buondelmonte.

Und weiter träumend faſſ' ich
Die zarte Hand und träume dieſen Kuß.

Bianka.

Das iſt nicht Traum; verwirrt ſind meine Sinne.
Was iſt das? Gott, mein Gott!

Buondelmonte.

Erſchrick mir nicht!
Ich bin bei dir, Bianka, ich, dein Freund.
Niemand iſt hier, den du zu fürchten hätteſt.

Bianka.

Wo bin ich? Ach!

Buondelmonte.

Was fehlt dir, du Geliebte?
Wie ſo verſchüchtert pocht dein armes Herz?
Du biſt ſo gut bewahrt in meinen Armen,
Als ruhteſt du im Schooße eines Engels.
Du ſtößt mich weg von dir und ſiehſt mich an
Mit ſo verſchrock'nen, wundergroßen Augen?

Bianka.

O Buondelmonte! (Sie verhüllt ſich das Geſicht.)

Buondelmonte.

Du weichſt zurück?

(Pauſe.)

Bianka.

Wie kamſt du doch zu mir?
Ich kann mich nicht um Alles in der Welt
Darauf beſinnen, wie das ſo gekommen.

Buondelmonte.

Nenn' mir den Zauber, der dem Mond befiehlt,
Der heißgeliebten Sonne nachzufolgen,
Dem klugen Tag der ſchwärmeriſchen Nacht: —
So riß es mich auch hin in deine Bahn;
Gekettet bin ich nun an deine Schritte,
Und lauſch' auf deinen Wink, Gebieterin!
Bianka, nimm zurück nicht deine Huld,
Die du mir zugeneigt im Traum!

Bianka.

Weh' über mich!

Buondelmonte.

Verzeihe mir um meiner Liebe willen,
Die wie ein Feuer glüht in meiner Bruſt,
Mir jeden Sinn in Wahnſinn umgetauſcht
Und mich mit ſüßen Gluthen hat berauſcht.

Bianka.

Weh' dir, wenn du gewähnt, du könnteſt ſpielen
Mit meiner unentweihten, eig'nen Seele,

Gewähnt zu lösen sei der Zauberkreis,
In den du dich verwegen hast gedrängt!

Buondelmonte.

Wie kannst du so mißtrauen deiner Macht,
Die mich gefangen und gefesselt hält?

Bianka.

Weh über dich, wenn du mich je verrietheſt!
O, welch' ein Messer fährt mir durch das Herz
Und eine Ahnung furchtbar, Buondelmonte!
Wenn du vergessen könntest diese Stunde,
In der du mir vertauscht das vor'ge Herz;
Mich würden rächen wider meinen Willen
An dir die strengen Mächte, die mich schützen.
Schwör' mir bei ihrer heimlichen Gewalt,
Mit der sie richten jeden Odemzug
Und fühlen jeden Pulsschlag, jede Zuckung,
Die fast unmerkbar durch die Nerven geht:
Getreu zu bleiben deiner eig'nen Seele,
Denn wir sind Eins für eine Ewigkeit.

Mosca (von Außen).

Was zögert Ihr? Ich greif' mit bloßer Hand
Die glatte Schlange und erwürge sie
Im Taubennest!

Bianka.

Wir sind verrathen!

Buondelmonte.

Wohl.

Doch deine Ehre soll gerettet sein
Und glänzend strahlen, wie der Morgenstern.
Mit einem Wort mach' ich den Drachen zahm.

Siebenter Auftritt.

Stiatta. Der Podesta. Trivello. Mosca. Viele andere Herren Vorige.

Buondelmonte (ihnen entgegen mit Bianka).

Wir sind verlobt! Hier meine Braut, Ihr Herren!

Podesta.

Das heißt sich redlich fassen. Gebt, Stiatta,
Das Jawort diesem Tollkopf, laßt den Zorn!
Und Klugheit mag das Uebrige vergleichen.

Stiatta.

Ihr habt ein wenig wild um sie geworben,
Doch Eure Herzen haben sich gefunden.
Ich aber bitte Gott um seinen Segen.

Mosca.

Wär' so zu End' der Tanz?

Trivello.

Er geht erst an,
Und hinterdrein wird ganz Florenz sich drehen
So lustig, daß die Thürme schwindlicht werden,
Und die Schornsteine an den Himmel fliegen.

Dritter Act.

Zimmer in Uberti's Palaste.

Erster Auftritt.

Stiatta. Buondelmonte kommt.

Stiatta.

Wie steht es d'rin? Wie fand'st du deine Braut?

Buondelmonte.

Ich fürchte, daß ein Zauber mir ihr Herz
Auf ewig abgewendet, wenigstens ist sie
So räthselhaft, daß ich verzweifeln muß:
Ob wahre Liebe ich erringen werde,
Wenn anders ich die Liebe recht begreife.

Stiatta.

Du mußt dich nicht an der Brautlaune irren,
Der noch kein Bräutigam entgangen ist;
Das ist ein kleiner, unbarmherz'ger Kobold,
Der die Verlobten quält bis zur Verzweiflung
Und Alles enden läßt in Narrethei.

Buondelmonte.

Doch ganz besond'rer Art ist diese Laune;
Bianka kennt mich nur in jenem Zustand,
Wo sie nicht wach und auch nicht schlafend ist,
Wo halbgeschlossen ihre Augen sind
Und ohne Glanz und starr; doch nicht, wenn sie
Ganz wach geworden; fremd bin ich ihr dann,

Sie zieht ſich ſcheu zurück und nah' ich ihr
Mit ſanften Worten, um ihr Herz zu rühren,
So ſtößt ſie mich hinweg und bricht zugleich
In ein Wehklagen, in ein Jammern aus,
Als träfe ſie ein unerhörtes Unglück!
Das hatt' ich Alles anders mir geträumt.

Stiatta.

Leg' darauf kein Gewicht, das geht vorüber.
Eh' rechter Frühling wird, muß im April
Der Winter noch austummeln alle Launen;
Nicht anders iſt es mit dem Mädchenſinn.

Buondelmonte.

Gott gebe, daß ſich Alles ſo verhält!
Lebt wohl! Ich gehe nun den ſchweren Gang
Zu Frau Donata, wie mein Oheim will!

Stiatta.

Biet' Alles auf, ſie zu beſchwichtigen;
Denn mächtig und gefährlich iſt ihr Haus
Durch ſeinen Anhang in der Bürgerſchaft.

(Buondelmonte ab.)

Zweiter Auftritt.

Trivello. Stiatta.

Trivello.

Sie ſchläft jetzt ruhig. Hütet ihren Schlummer;
Vom heft'gen Weinen iſt ſie ſehr ermattet.

Stiatta.

Sie muß beherrſchen lernen ihre Laune,
Jetzt quält ſie uns damit bei Tag und Nacht.

Trivello.

Es giebt ſo zarte Pflanzen, daß ſie welken,
Wenn rauh vorüber nur ein Luftzug ſtreift.

Stiatta.

Ich war ihr immer mild von Jugend auf.

Trivello.

Nur dachtet Ihr nicht an sie selbst genug,
Als Ihr sie habt verlobt.

Stiatta.

Was wollt Ihr damit sagen?
Hat sie nicht erst geliebt den Anverlobten?

Trivello.

Sie liebt ihn, wie ein Engel einen Menschen,
Doch nicht wie lieben soll das Weib den Mann,
Hier zieht sich ihr Gemüth vor ihm zurück,
So heftig, daß ich selbst davor erschrecke.
Ihr böses Schicksal ist die Uebereilung
Und diese ist das allerhöchste Unglück.
Stiatta, hört auf einen guten Rath:
Löst auf in guter Weise dieses Band,
Wollt Ihr das Heil des eig'nen Kindes retten.
Doch fürcht' ich, daß der dunkle Geist der Zukunft,
Der mächtig ist in diesen letzten Tagen,
Durch Eure Schlösser sinnbethörend schleicht,
Er blendet das Gesicht, macht taub die Ohren,
Und so sind meine Worte doch verloren. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Mosca. Stiatta.

Stiatta.

Sieh', Mosca! Vetter!

Mosca.

Vetter nennt Ihr mich,
Ich hoffte einst, Euch Vater noch zu nennen!
Todt ist die Hoffnung, die Ihr selbst genährt,
Und einem Anderen gehört Bianka.

Stiatta.

Ich hoff', Ihr werdet Freunde!

Mosca.

Nimmermehr!
Doch geh' ich ihm, er mir nur aus dem Wege,
So werden wir nicht an einander stoßen.
Genug von ihm! Bianka nimmt er hin,
Und anderwärts such' ich mir eine Braut:
Zufrieden bin ich, war es nur ein Tausch.
Donata's Tochter, die er hat verschmäht,
Soll, wie sie reich ist, auch noch reizend sein.
Ihr kennt Donata, wollt Ihr für mich dort
Brautwerber sein, so hoff' ich auf ein Jawort.

Stiatta.

Von Herzen gern! Und mich erfreut der Plan;
Zum heit'ren Ende will sich Alles fügen.
Benützen laß' die Zeit, — denn sie hat Schwingen, —
Donata's schöne Tochter zu erringen. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer im Palaste Donata's.

Donata. Trivello.

Trivello.

Und wirklich hier?

Donata.

Ja, Buondelmonte selbst.

Trivello.

Der lust'ge Mädchenfänger Buondelmonte?

Donata.

Er hat beleidigt, und es steht ihm an,
Daß er uns wieder zu versöhnen suche.

Trivello.

Wo böse Säfte in dem Blute sind,
Da heißt der kluge Arzt den Schmerz willkommen.

Und wo die Herzen sich entfremdet haben,
Wird nur verderblich der erzwung'ne Friede.

Donata.

Ihr wart von je ein treuer Freund der Unsern,
Und viel verdank' ich Eurem klugen Rathe;
Jetzt aber muß nur Frauenklugheit walten,
Wo Herzen streiten mit Verhältnissen.

Trivello.

Doch Buondelmonte?

Donata..

Ist bei meiner Tochter,
Die in dem Garten spielt mit and'ren Mädchen;
Damit nicht wähnen möchte Buondelmonte,
Als wäre an Verstand und jedem Liebreiz
So sehr mein Kind verwahrlost, daß es unwerth
Gewesen wäre seiner hohen Hand,
Hab' ich mit aller seiner Höflichkeit
Ihn hingeschickt zu ihr, die nie etwas
Zuvor gehört von ihm mit meinem Willen.

Trivello.

Sie wußte nicht, daß er ihr anverlobt?

Donata.

Ein leeres Blatt blieb ihre Phantasie,
Unschuldig, wie ein Täubchen, ist das Kind.

Trivello.

Mir blitzt die Zukunft dicht an meinen Augen
Vorbei, wie schnellgeschwung'ne Degenklinge;
Ein Herz nur thut mir leid, das ich anbete,
Madonna, lebet wohl, ich eil' dahin
Wo man den Arzt und Freund bedürfen wird. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Donata. Später **Stiatta** und **Mosca.**

Donata.

Schwül iſt die Luft, es wollen ſchwere Dinge
Sich vorbereiten, und vergönnt iſt mir,
Mit bangem Herzen Alles zu erwarten.

(Stiatta und Mosca treten ein.)

Stiatta.

Madonna, ſchenk' uns einen Blick voll Huld,
Denn wir gebrauchen Muth bei unſ'rer Werbung;
Und nicht, wie einſt, mit einer Roſenknoſpe,
Die nicht mehr aufblüht, dürft Ihr uns entlaſſen.

Donata.

Ihr ſprecht in Räthſeln; laßt Euch bei mir nieder;
Ich will mir Mühe geben, ſie zu löſen.

Stiatta.

Laßt uns erwägen die Verhältniſſe,
Die unſ'rer Häuſer Herrlichkeit bedingen,
Doch auch zugleich die Wohlfahrt einer Stadt.
Wie Töne von verſchied'nen Inſtrumenten
Muſik erſt werden, wenn ſie alle ſich
Zu einer Melodie zuſammenfügen,
So müſſen wir, der Adel von Florenz,
Uns willig unterwerfen dem Geſetze,
Das uns zur Harmonie des Glücks verbindet.

Donata.

Doch dieſe Harmonie ſcheint mir zerſtört,
Daß man an unſ'rem Haus geſchehen ließ
Die bittere Verletzung ſeiner Ehre;
Doch eine Wittwe bin ich, dulden muß ich,
Und eine vaterloſe Waiſe iſt Coſtanze.

Mosca.

Nehmt mich zu Euerem Vaſallen an,

Und wahrlich Eure Ehre ſoll ein Schwert,
Zwiefach geſchliffen, in den Händen haben.

Stiatta.

Madonna, Eure Worte fallen ſchwer;
Doch wenn mein Eidam durch ſein raſches Weſen
Euch wirklich hat verletzt und mich genöthigt
Ihm zu verzeihen, — wohl, ſo komme ich
Die Störung unſ'rer Eintracht auszugleichen
Und Euch zu bitten, meinem Vetter Moſca,
Der überall uns gleich an Stand und Gütern,
Zum Friedensſchluß zu geben Eure Tochter,
Um die er wirbt in aller Ritterehre.

Moſca.

Was hier mein edler Vetter ausgeſprochen,
Das kommt aus meinem Herzen; und beſiegeln
Will ich mein Wort mit meinem rothen Blut.

Stiatta.

Und leiht Ihr uns ein gnädiges Gehör,
So könnten wir an einem einz'gen Tage
Das Hochzeitsfeſt von beiden Bräuten feiern;
Ein ſolches Doppelbündniß müßte dann
Zu ew'gem Frieden ganz Florenz vereinen,
Auf ewig todt wär' jegliches Zerwürfniß.

Donata.

Mich ehret Euer Antrag, wie die Abſicht,
Denn beide ſind gleich ehrenvoll und edel.
Doch, Moſca, meine Tochter kennt Ihr nicht,
Lernt ſie erſt kennen, werbt um ihre Liebe,
Eh' Ihr Euch bindet; denn ich bin gewarnt
Vor jedem Bündniß, das die Politik
Und nicht das Herz geknüpft. Coſtanza iſt
Mit ihren Mädchen in dem Blumengarten,
Sucht ſie dort auf, Ihr findet auch vielleicht
Noch die Geſellſchaft eines Eurer Freunde.
Geht denn voraus, wir Beide folgen nach. (Moſca ab.)

Stiatta.

Hat auch mein Vetter nicht gefällige
Und abgeglättete Manier, bei Frauen
Im ersten Augenblicke Glück zu machen,
So wird er um so mehr die Gattin ehren.
Denn oft verbirgt in unscheinbarer Hülle
Sich ein unschätzbar köstlicher Juwel.

Donata.

Ihr seid sein Vetter, das genüget mir. (Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Eine offene Halle.

Eine breite Treppe führt im Hintergrunde zu dem höher liegenden Garten.

Buondelmonte (allein).

Wie friedlich abgeschieden ist der Garten
Da droben mit den ragenden Cypressen
Und unten mit den rothen Blumenbüschen;
Es spielen um die Quellen Farrenkräuter
Und Schmetterlinge ungestört zusammen,
Und ungestört kann ich schwermüthig sein.
Mein Oheim will, daß ich versöhnen soll
Donata's Haus, wohlan! es muß geschehen;
Mit kurzen Worten ist das Werk gethan,
Ich will es schnell mir von den Kleidern schütteln.
Ich weiß nicht, was so sehr mein Herz betrübt?
Beschön'gen soll ich, was ein Wortbruch bleibt,
Obwohl ich fast unschuldig bin an ihm;
Denn übermächtig wurde mein Verhängniß.
Der Apfel war so schön, den ich gebrochen,
Inwendig aber ist er bitt'rer Wermuth;
Und denk' ich d'ran, daß an dem ersten Morgen,
Der glühend folgte der Johannisnacht,
Bianka, wie vom Todesschlaf erweckt,
Mich selbst und Alles, was geschehen war,
Nur für ein Traumbild hielt, das sie geängstigt,

Und denk' ich d'ran, daß, wie man ſagt, zur Nacht
Sie von dem Lager ſich erheben ſoll
Mit ſtarren Augen und beſinnungslos,
Und ſo geſpenſtig wandeln bis zum Morgen,
Wo ſie in einen andern Schlaf verfällt,
So überläuft mich ein geheimer Schauer.
Mir iſt zuweilen ſo, als hätte ich
Mit einer ſchönen Leiche mich verlobt.
Und wie ein guter Gott auch Alles wende,
Dahin auf ewig iſt mein heit'rer Sinn!

(Man hört Zithermuſik.)

Siebenter Auftritt.

Coſtanza und ihre **Mädchen** erſcheinen roſenbekränzt oben auf der Treppe. Die Mädchen ſpielen auf Zithern; **erſtes, zweites, drittes.** **Buondelmonte,** ungeſehen von Coſtanza.

Buondelmonte.

Das alſo iſt ſie, welche ich verſchmäht?
Die mir ſo freundlich vor die Augen tritt
Als ſtiller, keuſcher Mond in meine Nacht?
Sie iſt nicht ſchön, ſie überraſcht mich nicht,
Und dennoch hold, wie eine blaue Blume
Einſam im Wald. — Ich ſeh' ſie wieder an
Und tief und eigen will mir in der Seele
Die langempfund'ne Sehnſucht ſich geſtalten
Zu ihrem Bilde, ſo als hätte ich
Sie ſchon von meiner Kindheit an gekannt.
Wenn ich ein Maler wär', ſo malte ich
Sie mir als ſinnende Erinnerung!
Sie iſt nicht ſchön und ſie beſticht mich nicht.
Doch weiß ich nicht, was mich ſo innig rührt;
So einfach, anſpruchslos erſcheint ſie mir,
Faſt kindiſch unbeholfen ſteht ſie dort,
Ein wenig nonnenhaft, das Haupt geſenkt,
Als läg' darauf zu ſchwer die Gnade Gottes;
Und doch iſt mir, als zög' es mich dahin

Zu ihren Füßen, und als müßte ich
Vor ihr lautweinend auf die Kniee fallen
Und Alles ſagen, was mein Herz bedrängt!
Wohin verirr' ich mich? War ſie nicht mein
Und konnt' ſie nicht mein guter Engel werden?
Das iſt vorbei, was denke ich daran?
Ich hab' die Schönſte in Florenz errungen,
Von höchſtem Adel und von reichen Gütern,
Und wenn ſich zwiſchen ſie und meine Liebe
Noch immer drängt ein ſchauerlich' Gefühl,
So muß Geduld und Zeit es überwinden.

Geſang der Mädchen:

Herab mit hellen Funken
Aus blauer Himmelsfern'
Iſt in das Thal geſunken
Ein heller Gnadenſtern;
Nun klingen alle Räume,
Es ſingen alle Bäume
Von Liebe, ach von Liebe!

Coſtanza.

Ich möcht' wohl wiſſen, was die Liebe iſt?

Erſtes Mädchen.

Ich will einmal die Blumen darnach fragen.

Coſtanza.

Sie nicken ſtumm mit ihren klugen Köpfchen.

Zweites Mädchen.

So frag' die Nachtigall.

Coſtanza.

Ihr Lied iſt Leid,
Sie iſt ſo ſchmerzensreich; iſt Schmerz die Liebe?
Wir müſſen eine Turteltaube fragen,
Die Taube iſt ſo fromm, was wird ſie ſagen?

(Muſik.)

Buondelmonte.

Und wieder ſeh' ich hin, und wider Willen
Seufzt es in mir: Und ſie war dennoch mein,
Einſt mein, und nun? — Hinweg, hinweg, Gedanke,
Denn ſterben mußt du, ehe du geboren!

Erſtes Mädchen.

Ich ſinne nach, und nicht in Worte faſſen
Kann ich die Antwort; doch es dämmert ſchon.

Coſtanza.

So ſetzet draußen in dem Blumengarten
Zuſammen Euch berathend in die Laube;
Wer dieſes Räthſel löst, ſei Königin,
Wir krönen ſie mit einem Lorbeerkranz!

(Die Mädchen ab. Coſtanza kommt gedankenvoll die Treppe herab.)

Buondelmonte.

Du heil'ge Pflicht, an dich will ich mich klammern,
Und ſteh' mir bei, daß ich mich ſelbſt beſiege,
Wenn ich ihr jetzt den herben Abſchied ſage,
Und überſchwellen will das bange Herz.

Achter Auftritt.

Buondelmonte tritt heraus; **Coſtanza** erſchrickt.

Buondelmonte.

Bebt nicht zurück von mir, obſchon ich ſelbſt
Vor mir erſchrecken ſollte! Nein, bei Gott!
Ich bin nicht werth, daß einen Augenblick
An Euch vorüberſtreift mein dunkler Schatten!

Coſtanza.

Wer ſeid Ihr, edler Herr? Ich weiß es nicht,
Ob ich Euch kenne oder dennoch nicht?
Und meine Mutter wird ſich wohl erinnern.

Buondelmonte.

Sie ſendet mich zu Euch.

Costanza.

Seid mir willkommen.

Buondelmonte.

Willkommen, bin ich das?

Costanza.

Von Herzen! Ja!

Buondelmonte.

Doch lebt kein Mensch, wo wäre der Barbar,
Der Euch so sehr gekränkt, wie ich gethan?

Costanza.

Wie wär' es möglich? Euer Angesicht
Ist gar so gut und freundlich, und Ihr scherzet
Und dadurch kränkt Ihr mich. O, seht mich nicht
So traurig an, ich weiß, Ihr stellt Euch so,
Und doch könnt Ihr mich endlich dahin bringen,
Daß mir die Thränen aus den Augen brechen.

Buondelmonte.

Habt Ihr den schlimmen Namen Buondelmonte
Noch nie gehört? Er ist zu hassenswerth!
Ihr lächelt still für Euch?

Costanza.

Wißt Ihr es auch?
Der Eremit beim Kloster hatte einst
Ein Vöglein mir geschenkt, das sprechen konnte
Zwei Worte nur: „Costanza, Buondelmonte!"
Und überall war es um mich herum
Und rief mir zu: „Costanza, Buondelmonte!"
Da ward ich beider Namen so gewohnt,
Daß ich mit meinem auch den and'ren schrieb.
Doch als im vor'gen Herbste über's Kloster
Hinüberging die Pilgerschaft der Vögel,
Flog es empor zu seinen Kameraden
Und weithin hörten wir noch seinen Ruf;
Weg war der Schelm, der lose Buondelmonte!

Buondelmonte.

Der Undankbare! (Für ſich.)
Ruhig, armes Herz!

Coſtanza.

Nun kam in vor'ger Nacht in unſer Kloſter
Ein Bote, der mich herbeſchied zur Muter;
Denn Buondelmonte ſei zurückgekommen,
Ich freute mich unendlich, und zu langſam
Ging mir das Saumthier, das herab mich trug;
Ich komm' am Morgen an, doch Buondelmonte,
Mein kleiner Flüchtling, fehlt und Niemand will
Jetzt von ihm wiſſen, und erſchrocken weichen
Mir Alle aus, die ich um ihn gefragt.

Buondelmonte (auf den Knieen).

Ich bin der pflichtvergeß'ne Buondelmonte,
Zu deinen Füßen fleht er um Vergebung.

Coſtanza.

Was iſt Euch? Ihr erbleicht ſo ſehr! O weh!
Und Ihr ſeid krank! Steht auf! Steht auf! Wie helf' ich?

Buondelmonte.

So wiß' es, du unſchuld'ge, reine Seele,
Daß du mich haſſen lernſt: ich ward dir untreu,
Eh' ich dich noch geſeh'n, und über mich
Stürzt das Verhängniß eines ſchrecklichen
Und plötzlichen Gefühls von Angſt und Qual;
Du heil'ge Jungfrau, alle meine Sünden
Vergang'ner Tage wachen auf in mir!

Coſtanza.

Das Herz thut mir ſo weh, und deine Worte
Thun mir ſo weh, ich fühle nur, daß ich
Unglücklich bin, da du nicht glücklich biſt;
Wie kann ich dir denn helfen, Buondelmonte?

Buondelmonte.

Und über mich kommt es wie arger Wahnſinn,
Daß ich dich fliehen mußte, als ich noch

In Liebe treu dir angehören ſollte,
Und jetzt? weh mir, nachdem ich dich verſchmäht,
Und daß ich einer Andern angehöre
Und bin nicht ihrer und nicht deiner werth.
Was habe ich gethan, das mich vernichtet
Des Schickſals Eigenwille? Mein Verbrechen
Iſt nur das Eine: daß ich ſuchen wollte
Das jungfräuliche Herz, das die Natur
Geſchaffen hat für mich, und finden muß
Im Augenblicke, wo ich es verloren,
Um zu erfahren, daß es mein gehörte,
Eh' ich darnach gerungen, und es nun,
Weil ich geſucht, es erſt verloren habe.
O welches Räthſel! das mich tödten muß.

Coſtanza.

Warum bin ich dein Unglück? Wenn du wüßteſt,
Wie ich ſo froh bin, daß ich dich geſeh'n,
Dann würdeſt du mich nicht verlieren wollen;
Warum muß ich dich denn ſo ſchnell verlieren?

Buondelmonte.

Doch nein! Hinweg, ihr bitt'ren Grübeleien!
Ich will mich faſſen und mein Loos ertragen,
Ich darf nicht ſtören Euren Seelenfrieden,
Nachdem mein Herz ihn ſelber hat verloren;
Ich weich' von Euch und nehme Euer Bild
Mit mir zur ſchmerzlichen Erinnerung.
Ich wende mich — und doch kann ich nicht ſcheiden.
So blickt ein Sterbender noch zu der Sonne,
Obſchon das Blut gefriert im ſtillen Herzen.

Coſtanza.

Verlaſſen? Schon verlaſſen, Buondelmonte?
Und darf ich dich denn nicht mehr wiederſeh'n?

Buondelmonte.

Nur einen Blick noch in den hellen Tag,
Dann will ich untertauchen in die Nacht.

Noch einmal will ich dieſe kleine Hand,
Die einſt mir doch gehörte, eng umſchließen
Und dann — entſagen! denn ich bin der Sclave
Des ei'gnen Irrthums und der ſtrengen Pflicht.
Leb' wohl! ein ſchreckliches Verhängniß hatte
Uns ſchon getrennt, eh' wir uns noch gefunden.

Coſtanza.

Ein Blitzſtrahl fährt herab auf meine Stirne;
Der Schleier meiner Seele iſt zerriſſen,
Ich ſehe dich; es macht der Schmerz mich mündig.
Zerſchmettert ſink' ich hin zu deinen Füßen
Und ſterbe doch entzückt in deinem Anblick,
Und danke dir, daß du mir meine Nacht
Erhellt mit einem Blick, war er auch kurz,
Doch habe ich geſehen und gefühlt,
Und danke dir, daß du mich aus dem Staube
Noch freundlich haſt an deine Bruſt gehoben,
Selbſt da du mich jetzt niederſinken läßt;
Denn ich bin deiner doch nicht werth, ich fühle
Tief, brennend tief den eig'nen, dumpfen Unwerth
Vor dir, der du ſo groß und herrlich biſt,
Und wie ein Nebel ſink' ich vor dir nieder.

Buondelmonte.

Iſt es denn möglich, daß die Seligkeit
Mit der Verdammniß Eins wird? Sprich, Coſtanza!
Haſt du kein Wort für mich, kein einz'ges Wort?
Kein kleines Wort für dieſes lange Leben,
Ein Gnadenbrod zur Reiſe durch die Wüſte?
Ich gehe hin, und niemals darf ich kehren!
Kein Wort? Kein freundlich' Abſchiedswort, Coſtanza?
Nur dieſe Seufzer? Welch ein herbes Schweigen!

(Geſang der Mädchen aus dem Garten:)

In Sehnen und Wähnen
Zu rollenden Thränen
Mit allen Sinnen

Zerrinnen
Das iſt, das iſt die Liebe.

(Moſca iſt eingetreten und bleibt ſtehen, als er Buondelmonte und Coſtanza ſieht.)

Buondelmonte.

Coſtanza! Lebe wohl! (Er küßt ſie.)

Coſtanza (davoneilend).

O Gott im Himmel! (Ab.)

Buondelmonte.

Er ſei dir gnädig, aber mir barmherzig;
Denn wie ich dich gefunden und verloren,
So tritt mir vor den Geiſt die ſtrenge Wahrheit,
Daß Alles, was ich einſt für Liebe hielt,
Erhitztes Blut und Phantaſie geweſen!
Doch iſt mein Irrthum heil'ge Pflicht geworden,
Sie muß mein Anker ſein in dieſen Nöthen!
Und ich greif' muthig in das eig'ne Herz,
Und ſo zerknick' ich ſeines Lebens Blumen!
So nimm mich hin, Bianka, ich bin dein;
Doch aber glücklich, glücklich mußt du werden,
Hat Pflicht und Treue einen Lohn auf Erden!

Neunter Auftritt.

Buondelmonte ſtößt im Abgehen auf **Moſca**.

Buondelmonte.

Ha, du?

Moſca.

Erkennſt du mich, Abtrünniger?

Buondelmonte.

Aufhorcher und Spion!

Moſca.

Du Weiberdieb!

Buondelmonte.

Willſt du das ſchriftlich haben, was du hier
Erlauſcht zu haben meinſt?

Mosca.

Schreib' ſelbſt dich auf,
Daß ich den Fetzen doch zerreißen kann!
Du unſer Vetter? Haben wir die Ehre
So abgeſchliffen, daß du auf den Trödel
Sie tragen kannſt? Iſt ſie ein Affenrock,
Daß auf dem Seil du damit tanzen willſt?
Nimm deinen Hals in Acht!

Buondelmonte.

Du deine Lunge;
Leicht möcht' dein Blaſebalg ein Loch bekommen!
Hinweg aus meinem Weg! beſinne dich,
Daß du mir anders zu begegnen lernſt!

Mosca.

Gieb Rechenſchaft!

Buondelmonte.

Nicht dir und deinem Groll!
Dir Rechenſchaft? frag' morgen bei mir nach;
Zu Ende geht die Nachſicht, die Geduld,
Und da fängt meine Degenſpitze an! (Schnell ab.)

Mosca (laut rufend).

Stiatta, Oheim! He! Holla! Wir ſind
Verrathen und verkauft! Stiatta, heh! (Mosca ab.)

Zehnter Auftritt.

Saal im Palaſte Uberti's.

Bianka. Trivello.

Bianka.

Mir iſt ſo ſchwer beklommen meine Seele,
Als wälze ſich ein Felſen auf mich her.

Trivello.

Elektriſch zarte Blume, die den Sturm
Des nahenden Gewitters fühlt in ſich

Und es verkündet mit äther'scher Flamme,
Ich möchte meine eig'ne, harte Seele,
Wie eine Mauer, um Euch zieh'n, doch kann ich
Nur trauern!

Bianka.

Du seltsamer, eig'ner Mensch,
Der weinend an dem Altar mit dem Messer
Das Opfer bringt, das unvermeidliche,
Dem strengen Dämon einer großen Zukunft,
Ich kenne Alles, auch was dich bewegt
Und in den Seelen aller Menschen brütet.
Furchtbar sind mir die heißen Blicke deutlich,
Mit denen sie sich wild verstohlen messen.
Mir ist, als hörte ich in Mitternächten
Ein heimliches, entsetzlich' Messerschleifen,
Und oft ist mir, als sähe ich zur Nacht
Hinschreiten eine riesenhafte Jungfrau
Und mit dem Schwert an jede Thüre pochen.
Zwei Löwen gehen wüthend an einander,
Und Rauch und Feuer wirbeln durch einander,
Zwei Zauberworte murmeln in einander
Wildfremd und unverständlich, sinnverwirrend!
Es ist ein ängstlich' Flüstern in den Bäumen,
Es ist ein ängstlich' Seufzen durch die Gassen,
Es geht ein Stöhnen durch die Luft dahin,
Das ist das Wort, das noch nicht ausgesprochen,
Doch wird es ausgesprochen, bebt die Erde,
Das Meer wird rauschen und der Himmel donnern,
Und wildverworren taumeln auf die Menschen,
Dem Tod entgegenjauchzend, Schwerter zückend.

Trivello.

So sinkt sie wieder unter in die Fluth
Der Geisterwelt, wo sie die Zukunft schaut.

Bianka.

Doch aus des Kampfes wüster Raserei
Steigt hoch empor die purpurrothe Blume

Der Freiheit. Ach Florenz, so schön bist du!
Hoch ist dein Kranz und Sterne brennen d'rin,
Und mit Entzücken stammeln alle Zeiten
Sich deinen Namen zu, du Selige!

Trivello.

Nun kehrt zurück in's Auge ihr das Leben;
Es weicht von ihr der räthselhafte Geist.

Bianka.

Nicht muthlos, Freund! Geh' deinen strengen Weg;
Denn alle Herzen, die gebrochen werden,
Als Rosen blüh'n sie jenseits wieder auf.

Trivello.

Du bist der Arzt, ich bin der Tödtlichkranke!

Bianka.

Ich ahne eine schwere, harte Stunde,
Doch überwinden will ich sie mit Kraft
Und Euch ein Beispiel geben, wie man duldet.

Trivello.

O welche Brautgedanken, hohes Fräulein!

Bianka.

Auch Buondelmonte wird nicht glücklich sein.
Bleibt ruhig; denn des Hauses Freunde kommen,
Mir fröhliche Geschenke darzubringen;
Harrt diese Stunde bei mir aus, Trivello!

Elfter Auftritt.

Ferinata und andere Anhänger des Hauses Uberti, Herren und Damen treten auf, Brautgeschenke überbringend. Aus dem Hintergrunde Dienerinnen Bianka's, welche die Brautgeschenke in Empfang nehmen. **Vorige.**

Gesang Mehrerer.

Bräutlein, warum weinest du
Dir die Aeuglein roth?

Chor.

Eio! popeio!

Geſang Mehrerer.

Wenn Andere beim Tanze ſind
Schilt der Mann und ſchreit das Kind.

Chor.

O weh! O weh!

Ferinata
(eine gold'ne Wiege überbringend).

Der ſchönſte Hausrath für die junge Braut
Iſt eine Wiege; denn aus ihr erblüht
Die Zukunft und der Segen eines Hauſes;
Und drückt Euch einſt das ſanfte Joch der Ehe,
So ſeht Euch an die gold'ne Schildnerei,
Und wie Herr Adam hackt, Frau Eva ſpinnt,
Zwei Kinder nebenbei noch auf dem Schoos!

Chor.

Eio! popeio!

Bianka.

Ihr ſchlimmen Freunde wollt mich ſchamroth machen,
Doch Euer Scherz mahnt an ſo ernſte Pflichten,
Daß ich erſchrecken und erbleichen muß.
Doch herzlich dank' ich Euch — und bleibt dem Mann,
Der mich erwählet, immer treu und hold.

Zwölfter Auftritt.

Stiatta und **Moſca** kommen. **Vorige.**

Ferinata.

Was iſt mit Euch geſcheh'n? Stiatta? Freund?
Ihr beißt Euch in die Lippe, daß es blutet;
Aus Euren Augen funkeln Meſſerſpitzen,
Was iſt Euch angethan? Was giebts, Stiatta?

Stiatta.

Nichts! Nichts!

Mosca.

Ein Nichts und ein lebendiges,
Ein Nichts, das aussieht fast, wie Buondelmonte
Und ein gebroch'nes Wort, und wie ein Ding,
Das aussieht, wie Nichtswürdigkeit und Meineid.

Stiatta.

Hinab mit dir, verrath'nes, armes Kind,
Hinab mit dir in das lebend'ge Grab!
Sink' unter in die stille Nacht des Klosters,
Du bist entehrt und aus der Welt gestoßen.
Führt sie hinweg! Sink' unter, bleiche Sonne!

Bianka.

Die Leiter bricht, die letzte Sprosse, wehe!
(Sie sinkt zusammen; Trivello fängt sie auf.)

Trivello.

Ihr rast und bringt sie um!

Stiatta.

Tragt sie hinweg!
(Bianka wird hinweggetragen. Trivello, die Damen und Dienerinnen folgen.)
Mich aber streichet aus dem Buch der Edlen;
Denn solche Schmach ist über mich gehäuft,
Daß Jeden, dessen Ehre noch gesund ist,
Vor mir ich warnen muß, als wär' ich pestkrank.

Mosca.

Bad' dich in seinem Blut, willst du genesen!

Stiatta.

Erzähl' du Alles, wie es hergegangen,
Stürz' um die Hölle; das der Abgrund oben
Und an dem Tageslicht der Meineid liegt!

Mosca.

Fragt ihn nur selbst! Hier kommt er mit Musik!
(Musik, welche schweigt, sobald Buondelmonte eintritt.)

Dreizehnter Auftritt.

Buondelmonte mit Muſikanten. **Vorige.**

Buondelmonte.

Heil allen Freunden! Ueber uns ſteig' auf
Die ſchönſte Stunde, wie ein gold'ner Mond,
Der ſegnend auf die Blüthenbäume gießt
Als Gärtner weichen Thau und Silbertropfen!
Heil meiner Braut und meinem zweiten Vater!
Ich fliege her zu Euch wie neugeboren;
Denn ausgeſöhnt hab' ich Beleidigte,
Mein eig'nes Herz in treue Pflicht genommen
Und vieles Unerwartete bewältigt. —
Ha! Wie? Was iſt das? Alles tödtlich ſtumm?
Ihr weicht zurück, mein Vater? Eure Blicke
Bohren ſich in den Boden dieſes Saales?
Wo iſt Bianka, meine theure Braut?

Stiatta.

Für dich verloren, du Meineidiger!

Buondelmonte.

In welches Netz des Wahnſinns ſtürze ich?

Mosca.

Schneid' ab, ſchneid' ab den Faden deiner Worte
Und ſchweif' wo anders an! Gieb Antwort nur:
Warſt du nicht bei Donata's hübſcher Tochter?
Lagſt du nicht dort vor ihr auf deinen Knieen? —
Er hat den Staub nicht einmal abgewiſcht;
Denn ſchmutzig, ſcheint es, war der Boden dort! —
Und haſt du nicht geflennt in ihren Armen
Und dich verwünſcht, daß du dich hier gebunden,
Und daß du nun unglücklich wärſt durch uns? —
Wir hatten mühſam ihn bethört, beſchwatzt! —
Haſt du ſie nicht geküßt? Seht ihn nur an, —
Noch brennt, wie eine Kohle, ſeine Lippe! —
Verführer, Lügner, du Wortbrüchiger!

Buondelmonte.

Roh und gemein zerr'ſt du an's Tageslicht,
Was abgemacht mein Herz mit dem Gewiſſen;
Barbar, du rüttelſt das Gefühl in mir,
Das ich erdrückt, zum Leben wieder auf,
Verzeih' dir Gott barmherzig dieſen Frevel!

Stiatta.

Ich ſag' Euch ab auf Leben und auf Tod
Und auseinander reiß' ich unſer Band,
Geſchieden ſind wir für die Ewigkeit,
Blutfeinde für das Leben! Alſo Amen!

Buondelmonte.

O, welch ein Irrthum! Ich beſchwöre Euch
Bei allen guten Mächten, welche je
Ein Herz bewahrt vor Sünde und vor Schuld,
Verdammt mich nach dem böſen Anſchein nicht,
Vertrauet meinem Willen, meinem Wort,
Das mich an Eure Tochter hat geknüpft;
Vertraut dem heil'gen Augenblick, der mich
Mit ihr vereinigt hat; ich läugne nicht,
Das mich der Anblick von Donata's Tochter,
Der ich verlobt war, eh' ich ſie geſehen,
Und die um Eure Tochter ich verlaſſen,
Mir alle Stimmen des Gewiſſens weckte;
Verdammt mich nicht um dieſer Regung willen,
Um ein Gefühl, das heilig iſt in ſich.
Euch war nicht unbekannt, daß ich ein Bündniß
Im Augenblick gelöst, als mit Bianka
Ein neues ich geknüpft, was zürnt Ihr jetzt,
Daß ich vor jener fühlte meine Schuld,
Und daß bei ihr Vergebung ich erfleht?
Stoßt nicht zurück die dargebot'ne Hand,
Und auch um Eurer Tochter willen nicht!
Ich kann nicht auf mich nehmen ihre Thränen
Und auch ihr Leben nicht, daß Ihr vernichtet
Im böſen Wahne eines falſchen Stolzes!

Und nehmet die Beleidigung zurück,
Die Ihr mir angethan und die kein Mann
Ertragen darf; — um Eures eig'nen Friedens; —
Bedenkt, daß Ihr zum Tode mich beleidigt!
Noch mehr Euch selbst! Hört nicht auf böse Freunde
Und greift in Euer eig'nes Herz und gebt
Mir einen ruhig freundlichen Bescheid!

Stiatta.

Entweiht nicht länger dieses Hauses Schwelle!
Hinweg mit Euch! Wir kennen uns nicht mehr!

Buondelmonte.

Wohlan, es sei! Zuletzt ein Wort noch! Hört!
Wo jede sanfte Regung eines Herzens
Nur nach der Willkühr einer stolzen Satzung
Und nach dem Hochmuth einer Standesgrille
Verurtheilt wird, verdammet und gerichtet,
Da rächt sich die beleidigte Natur,
Wie Simson in dem Saale seiner Feinde; —
Zusammenstürzt das Haus mit seinen Mauern
Und übrig bleiben Leichen und Ruinen.
Doch ich bet' an das furchtbar gnäd'ge Schicksal,
Das mich vor einem Wortbruch hat bewahrt,
Den ich begehen mußte, hättet Ihr
Mich nicht zur ersten Pflicht zurückgeworfen!
Ich danke Euch; auf Eurer Schwelle aber
Laß' ich zurück die schlangenhaar'ge Reue,
Auf Euer Haupt werf' ich, was auch geschieht,
Das Elend Eurer eig'nen Raserei!
Musik! Musik voran! ich bin im Zug!
Denn ganz Florenz soll wissen, daß ich lebe!

(Buondelmonte ab mit Musik.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige außer **Buondelmonte.** Zuletzt **Trivello.**

Stiatta.

Wo ich bin, muß sein Wappenschild hinweg!

Wir haben miteinander nicht mehr Platz;
So lang er hier, iſt mir zu eng Florenz!

Ferinata.

In dieſer Sache muß ein Schiedsgericht
Vom höchſten Adel in Florenz entſcheiden.

Stiatta.

Gebt einen beſſern Rath; er taugt mir nicht!

Moſca.

Feig iſt der gute Rath. Die That hat Rath,
Die friſche That, die That hat Kopf und Fuß!
Fangt an mit ſeinem Tod!

Alle.

Mit ſeinem Tod!

Moſca.

Und müßte ganz Florenz daran verderben!

Stiatta.

Und ich dazu! ich brauch' ſein Blut!

Alle.

Sein Blut!

(Trivello kommt.)

Trivello.

Uberti, laßt bewachen Eure Tochter —
Zerrüttet —

Stiatta.

Gott! Mein Gott!

Trivello.

Iſt Ihr Verſtand!

Vierter Act.

Trivello's Zimmer.

Rings herum sieht man Arzneigefäße, Bücher, ausgestopfte Thiere, Alles in phantastischer Verwirrung durcheinander.

Erster Auftritt.

Trivello (allein).

Ich steh' vor dir, du fürchterliche Gottheit
Der Weltgeschichte, und vor inn'rem Schrecken
Zittern mir die Gebeine; eine Angst,
Die namenlos, sträubt mir das Haar empor,
Und wie ein Flämmchen, das verwehen will
In scharfer Zugluft, zucket mein Verstand.
Mit kaltem Blut die unerhörten Leiden
Der ganzen Menschheit ganz mit zu empfinden,
Und anzuseh'n das Drängen zum Erwerb,
Nach Vortheil, Stand und Ehre, Macht und Reichthum,
Die Niederlage jedes edlen Herzens
In einer Niedertracht verfaulten Lebens
Und den Triumph der Sünde und des Lasters, —
Dies Alles wild vermengt zu seh'n im Kessel
Und anzuhören, wie mit Todesjauchzen,
Mit Wehgeschrei und Seufzern durcheinander
Das Alles kocht und brodelt, und dabei
Doch endlich sagen müssen: das geschieht,
Weil es geschehen muß, und es ist gut!
O, der Gedanke ist ein Henkerbeil,

Das in die Luft aufſpringen läßt das Blut.
Doch iſt er wahr! Entſetzlich, aber groß!
Nur mich ſoll er nicht tödten, auch mein Herz
Nicht blutleer machen, aber doppelt jung.
Hoch aus den Flammen ſpringt der Halbgott auf,
Schüttelnd die Glieder und das Schwert zugleich,
Und er zerſchmettert eine alte Welt,
Damit er Raum gewinnt für eine neue!

Zweiter Auftritt.

Buondelmonte, feſtlich geſchmückt, **Trivello** ihm entgegen.

Buondelmonte.

Zu dir, Trivello, ſtürze ich mich her,
Denn Höllenqual empfind ich' ohne Maß;
Ich kenne keinen Menſchen auf der Erde,
Als dich, der jetzt mich retten kann vor mir;
Die Heiligen im Himmel hören nicht,
Zu weltlich iſt vielleicht mein Herz, ich kann
Nicht ſolche Worte finden zum Gebet,
Die ihre Fürſprach' mir bei Gott gewinnen,
Der Prieſter kann mir Ablaß zwar ertheilen,
Doch Frieden, Ruhe kann er mir nicht geben;
Nur du vermagſt es, denn dir ward zu Theil
Ein wunderbarer, leuchtender Verſtand,
Du biſt ein Arzt, ein Seelenarzt biſt du,
Du kennſt die herbſten Uebel und dagegen
Ein jedes Kraut und fühleſt kein Erbarmen
Mit einem Schmerze, der zur Heilung Noth thut;
Du warſt mein Freund, ſei mir nun mehr, ein Heiland!

Trivello.

Laß' mich erfahren, wo das Uebel liegt.

Buondelmonte.

Du weißt ſchon Alles: wie mir früherhin
Coſtanza war verlobt, eh' ich ſie kannte,
Und, wie ich von Bianka's Reiz bezaubert

Und überrascht von ihres Hauses Anhang,
Sie schnell gewählt zur Braut, wie dann ihr Vater
Im Ungestüm verletzt geglaubter Ehre
Das Band zerrissen, daß ich wieder frei
Zurück mich wenden konnte zu Costanza,
Die heut' ich zum Altare führen will;
Doch nun, — o Jammer! — hör' ich das Gerücht, —
Zerrissen ist mein Herz und alle Nerven
Zucken in wildem Schmerze auf der Folter —
Hör' ich, — mein Gott! — wahnsinnig sei Bianka,
Erloschen ganz das klare Licht der Seele.

Trivello.

Wahnsinnig? Ja! da Ihr wahnsinnig nennt,
Was über den gewöhnlichen Verstand
Hinaus sich rankt in's Reich der Geisterwelt, —
Wahnsinnig ist sie, weil in ihr die Zukunft
Sich offenbart, auflösend ihre Fessel,
Mit der sie ist gebunden an die Erde;
Schon rauschen um die Schultern ihr die Flügel
Und bald enteilen wird sie uns'rem Blick. —
Wahnsinnig ist sie, weil sie hochbegnadigt
Vor uns'ren blöden Augen sich verklärt.

Buondelmonte.

Schneid' tiefer in mein Herz, bis es verblutet.

Trivello.

Wirf deinen Schmerz hinein in's Meer der Zeit,
Das neue Brandung schlägt in diesen Tagen!
Der Kaiser stellt die Frage an die Welt:
Ob seine Krone Herrschaft auch bedeute,
Und ob Italien seine Sclavin sei?
Viel' mächtige Geschlechter findet er
Bereit zur Unterjochung ihrer Heimath,
Hier die Uberti mit dem Drachenschweife
Und andere geborene Verräther;
Und eine Botschaft geht von Stadt zu Stadt,
Daß, wie ein Strom, vom Wolkenbruch geschwellt,

Herunterbraust mit unerhörter Kriegsmacht
Der junge Kriegsgott, Friedrich Barbarossa.
Doch aus dem Haupte Gottes springt hervor
Die Göttin Freiheit, jung und todeswild,
Die ganze Menschheit rüttelt sich empor,
Sie schlägt mit ihrem Speere auf das Schild;
Italien ist erwachet mit Entzücken
Und seine Städte werden Republiken!

Buondelmonte.

Florenz wird sich im Sturme ruhig halten,
So lang' mein kluger Oheim steht am Steuer
Im Namen kaiserlicher Majestät.

Trivello.

Florenz ist ruhig, glücklich, wie ein Mensch,
Der träg sich dehnt vom Mahle zum Pokale;
Doch Gluth der Wangen ist Gesundheit nicht,
Oft nur die Blüthe heimlich tück'scher Krankheit,
Ausbrechen muß sie bis zum Tod gefährlich.

Buondelmonte.

Mir bangt das Herz bei deinen bösen Worten.

Trivello.

Und stubensiech ist unsre Stadt geworden,
Ihr Blut vergiftet und das Herz verdorben,
So liegt sie brütend auf den heißen Steinen,
Blödsinnig, aber in verruchten Träumen;
Doch diesen Zustand hatt' ich kaum erkannt,
Da kehrtest du zurück, der einzige
Gesunde Mensch in dieser kranken Luft;
Ich habe dich gewarnt, doch hatte schon
Dich das Geschick erlesen, alle Kräfte
Zum Kampf auf Tod und Leben aufzurütteln!

Buondelmonte.

Ich Unglückseliger!

Trivello.

Geworfen auf dein Haupt

Ist jetzt der schwere Würfel der Entscheidung!
Und wenn du flogst leichtmüthig durch die Straßen,
So wurde zur Geschichte jeder Tapfen.
Wie Paris einst, der schöne, zarte Jüngling,
Europa gegen Asien gestürzt
Mit seinem Lächeln, das ein Weib verführte,
So hast du Glücklicher, dir unbewußt
Die Krone der Unsterblichkeit gedrückt,
Wie einen leichten Kranz, in's weiche Haar.
Wirst du nun bangen, wenn du hier
In zwei verschied'ne Lager sieh'st getheilt
Den Adel dieser Stadt? Denn hier kann sich
Erfüllen herrlich eine große Zeit.

Buondelmonte.

Welch' fürchterlicher Traum, wenn jetzt ich träume,
Und welch' Entsetzen, wenn ich wachen sollte!
Ich muß verzweifeln, wenn du Wahrheit sprichst.
Wie? Gräßlicher Gedanke! Bürgerkrieg?
Und seine Gräuel soll ich auf mich nehmen
Und die Zerrüttung jedes heiligen
Und glücklichen Asyls? und Rechenschaft
Für jeden Tropfen Blut und jede Thräne,
Für jedes Herz, das wild zertreten wird,
Dort oben geben? Wehe über mich!

Trivello.

Verhüll' nicht dein Gesicht und lern' dich fassen.

Buondelmonte.

Einst war ich glücklich.

Trivello.

Sei nun groß dazu.
Der Jüngling wird zum Mann gestählt im Schmerz.
Mit off'ner Brust wirf dich dem Feind entgegen
Und biete ihm die helle, freie Stirne.

Buondelmonte.

Ich bin dein Schüler.

Trivello.

Mach' mir keine Schande!

Buondelmonte.

Nein! Nein!

Trivello.

So sei ein Mann!

Buondelmonte.

Hier meine Hand!

Trivello.

So geh' denn hin und führe heim die Braut,
Costanza, diese lieblich fromme Jungfrau!
Vergiß nicht, daß du sie vertheid'gen mußt
Mit Schwertesschärfe gegen deine Feinde,
Die auch die Feinde unſ'rer Zukunft ſind;
Sie ſchlafen nicht; d'rum gürte deine Hüfte,
Sei klug und kühn, und ſchaffe dir Genoſſen!

Buondelmonte.

Du biſt der Erſte und ich werbe dich!

Trivello.

Fünfhundert Bürger bringe ich dir mit,
Die auf das Schlagwort zu den Waffen greifen.
Bei guter Laune iſt die Weltgeſchichte,
Denn um das Höchſte iſt vergönnt zu werben,
Der letzte Bürger darf für Freiheit ſterben!

Buondelmonte.

Ha! wie ein Traum zerrinnt mein vor'ges Leben!
Du haſt zu einem Menſchen mich gemacht!
Costanza ſelber wird mir doppelt theuer;
Ein Bürger will ich ſein und ich bin Euer! (ab.)

Dritter Auftritt.

Mosca. Trivello, zuletzt ſein Diener **Andruccio.**

Mosca.

War's Buondelmonte nicht, der mir begegnet?
Er war es! Buondelmonte? Ihr geſteht es?

Trivello.

Dich bet' ich an, du lichterloher Moloch;
In deinen glühenden, eisernen Armen
Reinigt das Schicksal die verdorb'ne Welt!
Dich bet' ich an, du brennende Furunkel!

Mosca.

Wir kennen dich; — nimm dich in Acht, Trivello!
Gut kaiserlich soll werden diese Stadt,
Wir brauchen keine Pöbelherrschaft hier,
Kein Regiment von Schneidern und Barbieren!
Auskehren helfen will ich in Florenz,
Daß bis nach Rom der Unrath wirbeln soll!
Zu uns'ren Feinden hältst du?

Trivello.

Meine Kunst
Dient Freund und Feind! Und schlimm genug,
Wenn Ihr Euch Feinde macht!

Mosca.

Und Euere
Laterne geht zur Nacht von Haus zu Haus
Als Irrlicht hin und her?

Trivello.

Ich hab' genug
Mit Euren Fragen, Eurem Augenblinzeln!
Was wollt Ihr hier? Habt Ihr von wilden Nächten
Den Schwindel in dem Kopf und Gliederzittern?

Mosca.

Ich schieße eine Schwalbe aus der Luft.

Trivello.

Ihr leidet doch an zarten Nerven nicht?

Mosca.

Gebraucht Ihr Ankertaue, Glockenstränge?

Trivello.

Was fehlt Euch sonst?

Mosca.

Pah! Zeitvertreib und Nichts
Besehen will ich Eure Apotheke,
Die tausend Raritäten, die Ihr habt,
Die ausgestopften Wiesel und die Schlangen,
Die bunten Steine und die trocknen Pflanzen,
Die Mißgeburten, die zum Lachen sind.
Wir waren sonst doch gute Freunde! He?

Trivello.

So seht Euch um, ich stör' Euch nicht.

Mosca.

Sieh da!
Ein närrisch' Ding und fratzenhaft possirlich!
Das ist ein Aff'! Doch dieser Schädel hier?

Trivello.

Von einer afrikanischen Hyäne!

Mosca.

Wer solche Zähne hätt', man könnt' damit
Sich Nüsse knacken! Diese Fläschchen aber
Mit einem Todtenkopf? —

Trivello.

Enthalten Gifte.

Mosca.

Hier seh' ich zwei daran mit einem Kreuz?

Trivello (wie für sich)

Das ist der allerschrecklichste der Säfte,
Nicht Gift mehr, sondern selbst der gift'ge Tod,
Die wundersame Quintessenz von Allem,
Was ist in der lebendigen Natur;
Es ist der Geist des Chaos, der sich hat
Erlöst vom Leben und nur noch gebunden
In diesen Tropfen ringt, sich zu vernichten
Und mit ihm Alles, was in Nerven lebt.
Es ist so heft'ger Wirkung, daß ein Blitzstrahl
Noch langsam ist, so plötzlich kommt der Tod.

Mosca
(nimmt das Fläschchen schnell und hält ihm den Dolch entgegen).
Das Gift ist mein, da spring' darnach, du Narr!
(Mosca ab.)

Trivello.
Fluch über mich und meine ganze Kunst,
Ein schändlich' Spielwerk in der Hand des Frevels!
Holla, Andruccio!

Andruccio (kommt).
Hier!

Trivello (schreibt)
„Hüt' dich, o Buondelmonte,
Dein Todfeind Mosca hat sich Gift verschafft!"
Mit diesem Zettel flieg' zu Buondelmonte
Und such' ihn auf, wo er auch weilen mag,
Ob bei dem Festgelag, ob in der Kirche,
Dräng' dich zu ihm, denn tödtlich ist Verzug.
(Andruccio ab.)
So ganz ohnmächtig fühlte ich mich nie,
Da ich nur vor der Schlange warnen kann —
Hohnlachend starrt mich an ringsum Verderben
Aus den Phiolen und den schwarzen Töpfen!
Verfluchte Geister, die ich dreist beschworen,
Fahrt in den Abgrund, wo Ihr hingehört!
(Er schlägt die Arzneiflaschen mit einem Stabe entzwei.)
Hinweg, Ihr Fratzen und Ihr Nachtgespenster!
Die Zeit, die alte Schlange häutet sich
Und badet sich im neuen Sonnenlicht!
(Er nimmt ein Schwert herunter.)
Du bist der Arzt und Medicin zugleich,
Magnetisch heil'st du jedes kranke Herz!
Du redlich treues Schwert, du bist verrostet,
Wie ich, in dieser modrig dumpfen Stube:
Das Siechthum schütteln wir aus allen Gliedern
Und stürzen bald zur Männerschlacht hinaus!
Wir haben Nichts, die Krankheit nur verloren!
Frisch pulst das Blut und wir sind neu geboren.
(Trivello ab.)

Vierter Auftritt.

Offener Saal im Palaſte Donata's.

Im Hintergrunde auf der Straße ſieht man den Brautzug ſich ordnen mit Fackeln und Fahnen.

Buondelmonte. Coſtanza.

Buondelmonte.

Du blickſt mich, holde Braut, ſo traurig an,
So in die Seele dringend, leiſe forſchend,
Als könnteſt du an meinem Herzen zweifeln?

Coſtanza.

Dann liebt' ich dich ja nicht! doch muß die Liebe
Nicht ganz aufrichtig ſein in allen Dingen?

Buondelmonte.

Gewiß!

Coſtanza.

Gewiß! Dann darfſt du auch vor mir
Nicht das Geringſte gramvoll mehr verſchweigen.
Iſt Liebe nicht das allerhöchſte Glück?

Buondelmonte.

So iſt's, Holdſelige!

Coſtanza.

Doch du vertraueſt
Mir noch nicht ganz und glücklich biſt du nicht!
Du zwingſt dich, froh und heiter zu erſcheinen,
Und dennoch zuckt dir um den Mund ein Leid;
Darf ich nicht darum wiſſen, Buondelmonte?

Buondelmonte.

Du darfſt, du ſollſt, nur jetzt noch nicht, Coſtanza!

Coſtanza.

Da darf ich wohl dir auch noch nicht mein Herz
Und nicht verrathen Alles, was ich wähne?

Buondelmonte.

So ſprich, was iſt dir? Was bekümmert dich?

Coſtanza.

Du wirſt mir zürnen, frag' ich dich um was?

Buondelmonte.

Nein! Nein!

Coſtanza.

O Gott im Himmel, gieb mir Muth,
Wenn ich ihn kränken muß! Doch, Buondelmonte,
Iſt dein Gewiſſen frei, wie deine Hand?
Ich möchte nur, daß du ganz glücklich wärſt,
Und müßt' ich auch von dir verlaſſen ſein
Und mich verzehren in der Kloſterzelle.

Buondelmonte.

Coſtanza, rein und frei iſt mein Gewiſſen,
Wie meine Hand! Um wahr mir ſelbſt zu bleiben,
Hätt' ich mein Herz zum Opfer dargebracht,
Doch hart zurückgeſtoßen ward es mir
Und jedes Band gelöst, das mich gefeſſelt
An jenes Haus, das ich nicht nennen mag!
Und du haſt mir verziehen, und ſo hat
Ein guter Gott zum Ziele uns geführt.
Doch gönne mir die Trauer, die den Flor
Hier über meinen kurzen Irrthum zieht,
Und dort verhüllt ein ſchmerzensreiches Bild!
So weißt du Alles! Nichts davon kann je
Gefährden unſ're Liebe!

Coſtanza.

Nur dein Frieden
Darf nicht geſtört ſein; lieber ſterbe ich!

Buondelmonte.

Ich frage dich dagegen; liebſt du mich?

Coſtanza.

Von ganzem Herzen!

Buondelmonte.

Meinſt du, daß die Liebe

So ſtark ſei, dem Geliebten nachzufolgen
In Noth und Tod?

Coſtanza.

Wohin du willſt, ich folge!

(Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Freier Platz bei der Stadtmauer innerhalb der Stadt; auf der einen Seite der Palaſt Buondelmonte's.

Volksmenge drängt ſich hervor, zugleich der **Marſchall** der Donati mit Fackel und Stab, gleich hinterdrein der Brautzug. Die Standarten der Häuſer Buondelmonte und Donati werden vorgetragen, roſenbekränzte Jünglinge und Jungfrauen, Fackelträger, dann **Buondelmonte** und **Coſtanza**, welche verſchleiert iſt, **Celano**, Mädchen, welche Geſchenke tragen, phantaſtiſche Masken, Kukuk und Nachtigall, andere mit Thierköpfen in nachſchleppenden Mänteln, mit Trommeln und Trompeten, Füllhälſen und andern Geräthſchaften, Kindermuſik machend, ſpäter **Andruccio**.

Marſchall.

Gebt Raum, Ihr guten Bürger, denn es führt
Heim Meſſer Buondelmonte ſeine Braut,
Und ihn geleiten alle guten Freunde
Mit Mummenſchanz, wie es gebräuchlich iſt.
Weicht aus, Ihr Knaben, ſtöret nicht den Zug,
Doch ruft nach Herzensluſt: Er lebe hoch!

Volk und Begleiter.

Die Häuſer Buondelmonte und Donati,
Der Bräutigam und ſeine junge Braut
Für immer hoch!

Buondelmonte (zu Coſtanza).

Faß' dir ein Herz, Geliebte!
Du, meine ſüße Braut, was zitterſt du,
Als wollteſt du an mir zuſammenſinken?
Du weinſt und hinter deinem Schleier ſeh' ich

Herab die Thränen, wie geſchmolz'nes Silber,
In ſchweren Tropfen aufeinander fallen!

Coſtanza.

Es wird vorübergehn, Buondelmonte!

Andruccio.

Hier dieſen Brief, Ihr ſollt ihn heut' noch leſen!

Buondelmonte.

Komm' morgen wieder!

Andruccio.

Lang' iſt eine Nacht
Und oft zu ſpät am Morgen kommt die Warnung!
(Andruccio ab. Buondelmonte und Coſtanza ab.)

Viele Stimmen.

Juchhei! juchhei! und lange, gute Nacht!

Celano.

Neugierig iſt der Mond! Hängt einen Hut
Vor ſein Geſicht! Und löſcht die Sterne aus;
Die Grille ſoll nicht zirpen und das Mäuschen
Nicht kniſpern an der Wand!

Alle.

Juchhei! Juchhei!

Celano.

Einziehen ſoll der Schnack die langen Hörner,
Die braucht er nicht!

Alle.

Die braucht er nicht! Juchhei
(Alle ab mit Lärm und Muſik.)

Sechster Auftritt.

Moſca, hinterdrein Martha.

Martha.

Ich hab' ja ſelber das Geſpenſt geſehen,
Das wie ein Nebel ſchwebet auf der Mauer
Und viele And're haben es erblickt!

Moſca
(hört ſie nicht, dem Brautzuge nachrufend).

Brennneſſeln in das Brautbett, Kröten, Ratten,
Eidechſen, Schlangen, Diſteln, Ungeziefer,
Die Gicht in Eure Glieder, Eis in's Blut,
Daß Ihr erfrieret mitten in der Brunſt,
Und Todtenhände über Eure Rücken!
Nachkommen ſollt Ihr haben: Wechſelbälge,
Die ſcheußlich, zwerghaft klein, mit großen Mäulern
Und nimmerſatt auffreſſen Eure Güter,
Wenn nicht ein and'res Mittel Euch verdirbt!

Martha.

Ihr treibt es toll.

Moſca.

Und du, verlog'nes Weib,
Mein Geld haſt du umſonſt und Cecca hat
Zum Narren mich; ich dreh' den Hals Euch um.

Martha.

Dort kommt ſie um die Ecke, gute Nacht! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Moſca. Cecca.

Moſca.

Die kleine Cecca! ei, du luſtig' Ding!

Cecca.

Felice notte!

Moſca.

Komm' heran zu mir!

Cecca.

Nicht lange hab' ich Zeit; denn auf der Hochzeit
Hab' ich noch alle Hände voll zu thun, —
Zuletzt muß ich auch noch in's Brautgemach
Dem edlen Paare einen Nachttrunk bringen.

Mosca.

Bei meiner Liebe — einen hübschen Scherz,
Du mußt ihn in das Werk mit setzen helfen —
Und dieses Fläschchen schütten in den Trank,
Den du dem lieben Brautpaar überbringst;
Denn diese Tropfen machen sie so lustig,
Daß sie vor Lachen nicht zum Küssen kommen,
Und müssen darnach tanzen stundenlang, —
So übertoll und lustig machen sie.

(Er übergiebt ihr das Fläschchen.)

Cecca.

Ist das auch wahr?

Mosca.

Du bist doch sonst verständig,
Und denk' nur nach, was ich für Scherz getrieben
Mit dir, dem kleinen Narren. He? mein Kind!

Cecca.

Ihr seid voll Schalkheit, wie ein Polcinell!

Mosca.

Und dieses gold'ne Kettchen sollst du haben!

Cecca.

Das ist zu prächtig!

Mosca.

Und du folgst mir hübsch?

Cecca.

Ich hab' Euch lieb.

Mosca.

Und ein Andenken noch,
Ein kleines, hübsches, sollst du später haben.

Cecca.

Ihr seid zu schlimm.

Mosca.

Ich will zu gut dir sein.
Doch wirst du folgen? Ei, du kennst mich doch?
Und werd' ich bös —

Cecca.

Und rasend könnt Ihr sein!
Ihr habt mich neulich in das Ohr gekniffen,
Daß es noch blau ist —

Mosca.

Pah! das schadet nichts;
Das ist die Würze in der Liebessuppe,
Die löffelt sich von selber mit hinunter.

Cecca.

Ihr seid ein Schelm; ich lach' mich heute todt,
Wenn die Brautleute immer hüpfen müssen
Und nicht zum Küssen kommen, weil sie lachen.
Die Tropfen muß ich in den Becher thun.

Mosca.

Lausch' an der Thür und denk' an mich! (Er küßt sie.)
Da hier!

(Man hört aus der Ferne die Musik des Hochzeitfestes im Palaste Buondelmonte's.)

Cecca.

Nun muß ich heim, denn die Musik geht an. (Ab.)

Mosca.

Sie ist ein braves und verliebtes Wesen
Und dümmer, als die Mutter Eva war;
Und da der Teufel mit der Dummheit sich
Zusammenthut, so kann kein Gott mehr retten!
Nun geh' ich in die Kirch' und hole mir
Die Absolution von meinem Pfaffen.

Achter Auftritt.

Der Thürhüter. Mosca.

Thürhüter.

Find' ich Euch, gnäd'ger Herr? O helft mir, helft, —
Entsprungen ist Bianka, unser Fräulein;
Wir suchen sie an allen Enden auf
Und können sie nicht finden! Gnäd'ger Herr!

Moſca (abgehend).

Stör' mich in meiner Abendandacht nicht! (Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Es iſt Nacht und Mondenſchein.

Erſter, zweiter und **dritter Bürger**; ſpäter **Bianka** im ſchwarzen Schleiergewande, einen Cypreſſenzweig in der Hand oben auf der Mauer vorübergehend. In Zwiſchenſätzen hört man die Muſik vom Hochzeitsfeſte. Zuletzt **Stiatta** und der **Thürhüter.**

Erſter Bürger.

Wer rettet ſie?

Zweiter Bürger.

Wer iſt ſie denn?

Dritter Bürger.

Wer kennt ſie?

Erſter Bürger.

Wir werden nur zu bald ſie unten ſehn.

Zweiter Bürger.

Dort kommt ſie her, dort auf der Mauerzinne.
Weit flattert hin vor ihr der dunkle Schleier.
Was hält ſie in der Hand und winkt dem Mond?

Erſter Bürger.

Es muß ein Zweig ſein.

Zweiter Bürger.

Schaut, da geht ſie hin!

Bianka

(oben auf der Mauer vom Mittelgrunde nach dem Hintergrunde gehend).

Mir nach, Milano, Piſa und Cremona!
Mir nach, Piſtoja, Padua, Neapel!
Ihr Ghibellinen! Guelfen, Guelfen hüe!
Weh dir, Florenz, von Abend und vom Morgen!
Von Mitternacht! Von Mitternacht, Florenz!

Erſter Bürger.

Seht, wie ſie oben ſchwebt! Es iſt kein Menſch

Von Fleiſch und Blut, wie wir, nur ein Geſpenſt
In Luft und Mondenſchein, ein ruheloſer,
Verirrter, armer Geiſt! Mit ſeinen Zehen
Berührt es kaum der Zinnen ſteile Kanten, —
Es ſtreckt die Arme aus, es hebt ſich auf,
Der helle Mond hebt es empor, o ſieht!

(Stiatta und der Thürhüter kommen.)

Thürhüter.

Dort oben ſchwebt ſie hin, als wäre ſie
Ein armer Geiſt, der einen Schatz vergraben.

Stiatta.

Es iſt mein Kind! o, meine arme Tochter! (Er ruft.)
Bianka! höre mich! Bianka! (Bianka ſchreit auf und ſtürzt.)
Wehe!
Mein Kind! Mein Kind! (Stiatta und Thürhüter ſchnell ab.)

Dritter Bürger.

War es ein Menſch, wie wir,
Von Fleiſch und Bein, und iſt hinausgefallen
Hinunter von der Zinne auf die Steine,
So hat es ſich zu Tod geſtürzt, und iſt
Nun in der That nur Leiche und Geſpenſt.

Erſter Bürger.

Mich friert's.

Zweiter Bürger.

Ich gehe heim.

Dritter Bürger.

Mich graust es.

(Bürger ab.)

Zehnter Auftritt.

Das Brautgemach im Schloſſe Buondelmonte's koſtbar geſchmückt.

Durch die vom Söller zurückgeſchlagene Gardine ſieht man den nächtlichen Sternenhimmel und Baumwipfel aus dem Garten. Sanfte Muſik von Außen. **Buondelmonte** und **Coſtanza**, dieſe verſchleiert und auf dem Haupte den Brautkranz, kommen herein.

Buondelmonte.

So laß' dich nieder, hier iſt deine Heimath,

Dein Vater- und dein Mutterhaus, und niemals
Darfſt du dich weiter ſehnen!

Coſtanza.

Buondelmonte?

Buondelmonte.

Mein Namen klingt ſo ſüß von deinen Lippen,
Daß ich darauf ihn küſſen möcht' zu Tod!
Doch dieſer Schleier neidet mir mein Glück,
Und dieſes grüne Kränzlein, das ihn hält.
Ich zieh' die gold'ne Nadel weg, die and're
Und da die dritte; ſieh! wie ſchön iſt es!
Zum letzten Mal trugſt du es auf dem Haupt
Nun iſt es mein, ich thu' es in ein Käſtchen,
Das eingefaßt von blendenden Rubinen,
Und dann im ſpäten, ſpäten Alter noch
Beſchauen wir das trockne, arme Kränzlein
Und denken dieſer wunderſamen Stunde,
Dazu leg' ich den Schleier, daß zur Hälfte
Er auf dem Boden liegt, die and're Hälfte
Schlag' ich darüber; mitteninnen ruht
Das zarte Reis, die heilige Reliquie;
Und unſer Hausaltar ſoll dieſes ſein!
So nehm' ich ab den Schleier, — o du Schöne!
Ich ſinke vor dir nieder auf die Kniee,
Und doch erreichen kann ich mit den Armen
Noch deinen weißen Nacken, treuer Schwan!
Neig' noch dein Köpfchen tiefer! Ach, mein Herz!

(Er küßt ſie.)

Doch du biſt traurig und ich muß zu dir
Mich wie ein Vater ſetzen zu dem Kind,
Der ſorglich es befragt: warum es klagt? —

(Er ſetzt ſich zu ihr.)

Welch' ſüße Schauer breitet dieſe Nacht
Auf uns herab, gleich einem gold'nen Netze,
Mit Nelkenduft und weichen Flötenklängen,
Und an den Fenſtern ſchwirren flatternd draußen

Leuchtkäfer mit Nachtfaltern durcheinander.
Es lauſchen ſtill die Bäume und kein Blättlein
Wagt aufzuhauchen; denn zum Liebestraum
Will alles Leid der Erde ſich verwandeln.
So ſtill iſt Alles, daß ich nur dein Herz
Noch ſchlagen fühle unter meiner Hand
Faſt hörbar. Du biſt mein! ſo ruft es heimlich
Und wieder: ich bin dein! auf ewig dein!

Coſtanza.

O Buondelmonte, ſchelt' mich nicht und zweifle
An meiner Liebe nicht, du holder Freund!
Mein Gatte! Unausſprechlich lieb' ich dich.
Und glaube mir, wie bei der Fluth das Meer,
So wächst bei jedem Blick in deine Augen,
In deine klare Seele meine Liebe.
Iſt es denn möglich, daß ſo ſehr, ſo ſchmerzlich,
So innig und ſo heiß man lieben kann?
Und doch, — vertrau' mir nur und meiner Liebe! —
Und doch iſt mir ſo bang', als müßte ich
In einem Seufzer jetzt an deiner Bruſt
Aushauchen meine Seele! Du Geliebter,
Du Theuerer! wie ſchön und gut biſt du!
Fühlſt du auch recht, wie ich dich innig liebe?
In dieſem einzigen Gefühl vergeh' ich,
Daran zerſchellt mein ganzes vor'ges Leben,
Die vorige Coſtanza lebt nicht mehr,
Ich bin jetzt eine And're; wer war jene?
Ein albernes, ein ſchwärmeriſches Kind!
Unendlich, ach, mit jedem Tropfen Blut
Fühl' ich in mir die ſelige Gewißheit,
Daß du mich liebſt, von ganzer Seele liebſt!
Und doch iſt mir, als müßt' ich bitter weinen!
Und tief im Herzen ſchmerzt es mich ſo ſehr,
Als hätt' ein ſcharfes Meſſer es verwundet.
O zürne nicht! Sei mir nur gut, mein Gatte!
Ich küſſe deine Augen wieder fromm.

Buondelmonte.

Ruht deine milde Hand nicht in der meinen?
Bist du nicht mein? Welch' mächtiger Gedanke,
Der mit so wen'gen Worten einen Himmel
Und Alles einschließt, was uns Gott gewährt!
Doch diese zarte Angst, die uns beschleicht,
Ist nur die Uebermacht der heil'gen Liebe,
Die mit den Wogen der Unendlichkeit
Herschwillt bis an das Herz und höher noch,
Bis Beide wir versinken in der Fluth!

Costanza.

Mein Gott, was war das!

Buondelmonte.

Nur ein Wetterglühen.
Jenseits des Apennins steht ein Gewitter,
Das mit dem Monde kämpft.

Costanza.

Horch, es donnert fern!

Buondelmonte.

Die Erde schmachtet zu dem Himmel auf,
Der sich herunterbeugt mit seinen Gluthen,
Die schöne Braut zu drücken an sein Herz; —
Nur rosenrothe Küsse siehst du flammen.

Costanza.

Mir ist so weh — zum Sterben weh, du Trauter, —
Mir ist, als wenn der Tod ständ' vor der Thür'.

Elfter Auftritt.

Cecca bringt den Nachttrunk. **Vorige.**

Cecca.

Hier ist der Nachttrunk noch und hier der Schlüssel
Zum Thürabschließen. Soll nicht die Musik
Viel luft'ger draußen spielen?

Buondelmonte.

Geh' mit Gott

(Cecca ab.)

Costanza.

Ich fürchte mich.

Buondelmonte (geht zum Balcon).

Zu sind nun die Gardinen;
Das Wetterleuchten thut dem Auge weh. —
Da bin ich wieder.

Costanza.

Kühl sind deine Hände.
Leg' sie mir auf die Stirn! Ich danke, danke!
Ich wollte, daß ich für dich sterben könnte.

Buondelmonte.

Du sollst recht lange, lange für mich leben.

Costanza.

Was schreit so weh?

Buondelmonte.

Ein armes Vöglein nur
Das eine Eule wohl im Schlaf erwürgte;
Schon vorhin flog an's Fenster dieser Unhold.

Costanza.

Mich dürstet sehr.

Buondelmonte (reicht ihr den Becher).

Trink' mir den Becher zu!

Costanza.

Auf ewig treue Liebe!

(Sie trinkt und giebt den Becher an ihn.)

Buondelmonte.

Ohne Endschaft!

Costanza.

Trink' nicht! Trink' nicht!

Buondelmonte.

Was hast du?

Coſtanza.

Gott, mein Gott!

Buondelmonte.

Coſtanza?

Coſtanza.

Ah! der Tod iſt in dem Trank!
Mein Herz! o wehe! Gatte! ach, ſo kurz!

(Sie ſinkt todt nieder, er mit ihrer Leiche auf die Kniee.)

Buondelmonte (ſchreiend).

Todt! Todt! Zu Hülfe! Rettung! Hülfe! Hülfe!

Fünfter Act.

Platz unfern des Arno und ponte vecchio.

Erster Auftritt.

Buondelmonte und **Trivello**, Beide in schwarzen Trauergewändern.

Buondelmonte.

Laß' mich hier sterben, hier will ich vollenden
An dieser Straßenecke, wie ein Abschaum
Der Menschheit, herberglos im letzten Elend!
O diese wilde Pein! das Herz, mein Herz
Ist schwer, so drückend schwer, als trüge ich
Die Sündenlast der ganzen Welt in mir,
Die Brust zersprengt es, dieses Ungeheuer.
Die Kniee zittern mir, ich kann nicht weiter.

Trivello.

Ermanne dich!

Buondelmonte.

Gelähmt sind meine Glieder,
Die Augen brennen mir von salz'gem Feuer,
Vertrocknet und verdorrt ist meine Seele —
Muß ich noch leben? Unbarmherz'ger Tod!
Er zaudert feig mit seinem letzten Stoß.

Trivello.

Sind deine Leiden noch so groß und schwer,
Doch mußt du sie bekämpfen; denn du bist

Noch Rache schuldig der Ermordeten.
Noch steht der Frevel hoch in seiner Blüthe.
Sei Alles, nur nicht feig! Verzweifle dann,
Wenn deine Schuld du treulich abgetragen.
Nie hast du sie geliebt, wenn du engherzig
Nur denkst an deinen eigenen Verlust.

Buondelmonte.

O, sie war schön, wie eine Rosenblume,
Und fleckenlos, wie Schnee des Apennins,
Unschuldig, wie ein Kind, das eben erst
Die Mutter an die treue Brust gedrückt, —
Ihr edles Herz, ihr Herz und ihre Seele
Schloß in sich einen Himmel, der sich wieder
Abspiegelte in ihren klaren Augen;
Und ihrer Lippen frommes Zwillingspaar
Getraute kaum sich leise zu berühren,
Denn zwischen beiden blieb ein Perlensaum. —
Sie kann nicht todt sein, dort geht sie vorüber;
Ich kenne sie an ihres Nackens Wendung
Und an der Locke, die der Westwind küßt,
Und an dem leichten Gang; denn ihre Zehe
Berühret kaum den Boden; nur ein Traum,
Ein wilder Traum bethörte mein Gemüth;
Sie kann nicht todt sein; denn sie lebt noch hier
In diesem Herzen und ich sehe sie
Und fühle sie und ihres Odems Hauch; —
Nein! Nein! Nein! Es ist anders, anders noch!
Todt ist sie! Todt! denn kalt, eiskalt liegt hier
Im Herzen ihre eingehüllte Leiche;
Ich steh' dabei und weine; — nein, ich kann nicht,
Ich will nicht weinen! O mein Gott, mein Gott!
Sie war doch mein auf einen Augenblick,
Und dieser Augenblick ist Ewigkeit, —
Und daß sie mein ist, das ist Himmelslust, —
Ich will nicht weinen; denn ich bin ja glücklich.

(Er weint.)

Trivello.

Du unglückſel'ger Freund! Was fang' ich an?
Wie bring' ich wieder dich zu dir zurück?
Wir haben zu verlieren keine Zeit;
Denn durch die Straßen ziehen die Uberti,
Bianka's Leiche tragend, Wehe rufend!
Und jeder Augenblick mehrt ihren Anhang.

Buondelmonte.

Ich bin ihr Mörder, warum zaudert Ihr,
Mich hinzuſchleppen zu dem Henkerbeil?
Nun laßt Ihr mich von dieſen Schlangen quälen,
Sie ſchnüren mir zuſammen meine Glieder,
Sie wollen träg' und langſam mich erdroſſeln;
Macht ſchneller! ſchneller! o, ich muß Euch helfen!
(Er will ſich in ſein Schwert ſtürzen; Trivello verhindert es.)

Trivello.

Pfui über dieſen ſchnöden Memmenſtreich!
Nun ſeh' ich, daß du ihrer unwerth warſt!
Ein wildes Thier ſucht ſich an dem zu rächen,
Der ihm den Mord in ſeine Höhle bringt,
Das ſchwache Vöglein greift den Habicht an,
Der ihm davon das zarte Weiblein trägt;
Doch du Entarteter — kannſt nur verzweifeln.

Buondelmonte.

Trivello, nein!

Trivello.

Selbſt der geringe Dienſt,
Zum Grabe zu geleiten ihre Leiche,
Die letzte Pflicht, die Jedem heilig iſt,
Dem Bettler ſelbſt, dem Niedrigſten im Volke,
Iſt dir zu ſchwer, der ſich den Anſchein gab,
Als flöß' in ihm ein beſſ'rer Tropfen Blut.
Wohin iſt deine Ehre? dein Gefühl?
Das iſt kein Schmerz, der einer edlen Seele
Und dir geziemt! Wenn du von rohem Blute,
Herſtammteſt von barbariſchen Mongolen,

So könnte deine Abkunft dich entſchuld'gen;
Du biſt ein Florentiner und vom ältſten
Und allerhöchſten Adel dieſer Stadt!
Raff' dich empor! denn in der nächſten Stunde
Wird in dein Ohr das Feldgeſchrei erſchallen,
Das unſ're Zeit erhebt, und von den Thürmen
Wird Todesjubel zu dem Himmel ſtürmen,
Und wiederklingen wird's in deinen Ohren:
Die neue Zeit, die Freiheit iſt geboren!

(Hinter der Scene Trauermuſik.)

Buondelmonte.

Hier bin ich, hier, der Schuld an deinem Tod!
Dich hab' ich umgebracht und auch Coſtanza!

Trivello.

Kein Leichenzug iſt dies, nur ein Triumph,
Den mit der Leiche die Uberti halten,
Voran mit prahleriſchem Schritte geht
Der edle Jüngling, der in's Brautgemach
Euch Gift geſendet hat. Soll er dich noch
Wegſtoßen mit dem Fuß von dieſem Platze?

Buondelmonte.

Er iſt es! er! er lebt noch! Ha! mein Herz,
Halt' aus! mein Herz, halt aus; denn ihn — denn ihn
Muß ich erwürgen noch auf ihrem Grabe
Und dieſes Schwert ihm ſtoßen durch die Bruſt,
Bis mit dem Stahl zuſammenknirſcht der Stein,
Sein Blut hinunterſchütten in die Hölle,
Daß ſie vor Freude aufziſcht bis zum Himmel!

Trivello.

So! nun gefällſt du mir! Jetzt laß' uns eilen,
Daß wir antreten unſern Leichenzug. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Saal mit Eingängen von beiden Seiten.

Im Hintergrunde endigt er sich in einen weiten Bogen, welcher den Mitteleingang bildet und verhangen ist; wenn der Vorhang zurückgeschlagen ist, sieht man einige Stufen hinaufgehen zu einer Thüre, welche zu den Gemächern des Podesta führt. Der Senat ist versammelt, ein Theil der Senatoren ist schwarz, der andere weiß gekleidet; Alle stehen.

Celano

(in schwarzer Tracht tritt durch den getheilten Vorhang des Mitteleinganges).

O unheilvolles Schicksal, das uns jetzt
Des Podesta beraubt zu dieser Zeit!
Ich traf ihn an schon mit dem Tode ringend,
Wie einer, der ertrinkt, so griff er zuckend
Mit beiden Händen in die leere Luft
Und röchelnd hob sich kaum noch seine Brust.
Schmerzlich bewegt stand dort ich bei dem Lager
Des königlichen Greises und ich sprach:
„Stirb glücklich so, eh' noch dein Auge sieht
Die Eumeniden rasen durch die Stadt,
Den fürchterlichen Bürgerkrieg entzündend!"
So leis' ich sprach, so hatte doch sein Ohr
Vernommen meine Worte; plötzlich zuckte
Er auf, als wie elektrisch angerührt,
Und rief mit einem Ton der Todesangst:
„Führt mich in den Senat!" Bereitet Euch,
Zum letzten Mal ihm in das Aug' zu blicken!

Dritter Auftritt.

Mosca in weißer Tracht, schnell herein von der linken Seite.
Vorige.

Mosca.

Die Buondelmonti und viel junge Bürger
Ziehn mit Costanza's Leiche durch die Stadt,
Um Rache schreiend gegen die Uberti!
Wir fragen an: wird der Senat uns helfen?
Wenn Ihr nicht wollt und könnt, so helfen wir

Celano.

Und zwar in weißen Mänteln?

Mosca.

Oder schwarzen!

Celano.

Wir sind verwandt mit Messer Buondelmonte!

Mosca.

Wir mit Uberti, weiß ist uns're Trauer!

Celano.

Ganz recht! Ihr handelt auch mit Rattenpulver,
Mit weißem Rattenpulver handelt Ihr,
Das Ihr einschmuggelt in ein Brautgemach,
Den Frieden und ein Brautpaar zu erwürgen!

Mosca.

Ein Schurke, der das sagt!

Celano und die Schwarzen.

Ihr Meuchelmörder!

Mosca und die Weißen.

Wir sind entehrt:

Die Schwarzen.

Verräther seid Ihr!

Vierter Auftritt.

Vorige. Trompetenstoß. Ein Herold schlägt den Vorhang vom Mitteleingang zurück, der **Podesta** tritt aus der Thür seines Gemaches hervor auf die Stufen.

Podesta.

„Die Vaterstadt steht in Gefahr!" — Ruft mir
Die Worte zu, und wär' ich schon gestorben
Und auf mein Grab gewälzt der Leichenstein,
Darauf in Erz zu Rosse hoch mein Bild,
Ruft mir die Worte zu, so soll mein Geist
Beleben das Metall! Ich frage Euch:

Iſt das die Rathsverſammlung von Florenz?
Zwei feindliche Parteien ſeh' ich nur,
Die unverſöhnlich ſind, wie Schwarz und Weiß.
Was iſt geſcheh'n, Ihr Unglückſeligen?

Celano.

Sie haben Boten abgeſandt zum Kaiſer,
Der mit dem Heere in Verona ſteht,
Ihn eingeladen, nach Florenz zu ziehen.
Denn unterjochen wollen ſie die Stadt
Und ſie der Adelswillkür überliefern!

Moſca.

Schmach über Euch! Ihr hetzet das gemeine
Und liederliche Volk zu Neid und Haß,
Wir lieben unſern Gott und unſern Kaiſer,
Ihr aber möchtet Pöbelfürſten ſein!

Fünfter Auftritt.

Ferinata ſchnell herein von der rechten Seite. **Vorige**, zuletzt **ein Bürger.**

Ferinata.

Die ganze Stadt in Aufruhr! Helft und rettet!
Zwei Zauberworte machen Alle raſend,
Herüber von den Alpen kommen ſie,
Wohin ſie ſchallen, hebt ſich jede Hand
Zum Wechſelmord! Und durch die Lombardei
Und durch Piſtoja rollen ſchon die Worte;
Niemand verſteht ſie, doch, wer ſie vernimmt,
Dem wenden ſie das Herz im Leibe um,
Und tödtlich hallen ſie ſchon durch Florenz
An allen Enden, und die Zwietracht trennt
Dem Sohn vom Vater, Brüder von den Brüdern,
In Schwarz und Weiß theilt ſich das ganze Volk.

Ein Bürger (ſtürzt herein).

Gewalt und Raub! Das Zeughaus wird geplündert!

(Alle ab bis auf den Podeſta und Herold.)

Podeſta (ſinkt auf die Kniee).

Verlaſſen, einſam in der letzten Stunde,
Geh' mit verhülltem Haupte ich zu Grunde;
Ich ſteh' mit meiner Zeit am böſen Ende,
Nimm meine Seele, Gott, in deine Hände!

(Der Herold zieht den Vorhang wieder vor; der Mitteleingang verſchwindet.)

Sechster Auftritt.

Platz unfern des Arno bei dem ponte vecchio.

Aus dem Hintergrunde kommt der Leichenzug Coſtanza's mit Trauergeſang. Bei der Bahre werden die umflorten Standarten der Häuſer Buondelmonti und Donati getragen; dahinter nach einem ziemlichen Zwiſchenraume folgt **Buondelmonte** mit **Trivello** und ſeinen übrigen Anhängern, alle in ſchwarzen Gewändern und Baretten, mit ſchwarzumflorten Degen bewaffnet. Der Zug wendet ſich nach rechts. Während die Bahre verſchwindet, kommt mit einem Trauermarſch der Leichenzug Bianka's; hinter der Bahre folgt **Stiatta Uberti** mit **Moſca** und ſeinen übrigen Anhängern, alle mit weißen Gewändern und Baretten, mit weißverſchleierten Degen bewaffnet, ſo daß der Leichenzug Coſtanza's von ihrer Bahre abgeſchnitten wird und ein Zug dem anderen gegenüber zu ſtehen kommt.

Buondelmonte.

Sie ſchneiden uns den Weg ab.

Trivello.

Haltet Stand!
Sie wollen mit uns reden; denn ſie ſind
Bewaffnet, wie wir ſelbſt.

Stiatta.

Wer wagt es hier,
Dem Leichenzug ſich in den Weg zu ſtellen?

Trivello.

Ein Anderer.

Moſca.

Und dieſer And're iſt,
Der uns bezahlen ſoll mit ſeinem Blut,

Mit seinem letzten Tropfen Blut die Schmach,
Den Uebermuth, den er an uns verübt!
Auf dieses Zahlbrett, her auf diese Steine
Soll er mit seinem Leibe uns bezahlen,
So lang und groß er ist, soll er sich strecken,
Denn über ihn hinüber soll der Zug!
Heraus, du feiger, prahlerischer Wicht!

Stiatta.

Erhebe dich aus deinem Sarge, Tochter!
Dein Mörder, der meineid'ge, steht vor uns!
Zeig' ihm dein starres Leichenangesicht,
Schlag' auf dein Auge, richt' auf ihn den Blick,
Und wecke auf sein schändliches Gewissen!

Buondelmonte.

Ich will dir Antwort statt der Todten geben.
Aus meinem Auge blickt dein Kind dich an,
Und tödtlich stumm dringt doch dir in dein Herz
Die Stimme des Gerichts und sie ruft:
„Das Seelenlicht hast du ihr ausgeblasen
Mit gottverhaßten Jähzorn und dein Hochmuth
Hat sie ermordet! Zweimal todtgemacht!" —
Nein! Nein! Von mir soll dir kein Vorwurf kommen
Du bist betrogen von der Schlange dort,
Die abgebissen dir das Vaterherz
Und ihren Kopf dafür hineingesteckt
Und dich gehetzt zu dieser Missethat!
Von mir kein Vorwurf, du Unseliger!
Zu hart bist du gestraft durch ihren Tod, —
Ein kinderloser Greis bist du geworden.
Und da wir Beide so unglücklich sind,
So laß' gemeinsam unser Loos beklagen!

Mosca.

Herbei, Ihr Hunde, Köter groß und klein,
Schleppt Eure Fahnen durch die Gasse nach
Und helft ihm flennen, heulet miteinander,

Herbei, Ihr Katzen, ſtimmt zum Klaglied ein,
Denn Euer Meiſter ſingt die Melodie;
Helft ihm mit weinen, bis die Adria
Zuſammenſchwillt mit dem tyrrhen'ſchen Meer!

Buondelmonte.

Schwill' auf vom Gift, ſchwill' auf, du graue Natter!
Verdreh' die Augen, die von Bosheit funkeln,
Pfeif' auf bei deinem hölliſchen Triumph!
Du haſt die Hölle bankerott gemacht
An Schurkenſtreichen, und Asmodi nennt
Dich Herr und Meiſter, überteufelt iſt er!
Du biſt ein Peſthauch, der durch Luft und Wand
Hineinſchleicht und den Engel ſelbſt vergiftet,
Der auf der Schwelle knie't und Wache hält.
Verderben ſollſt du! Stell' dich! denn ich muß
Das Wort: Giftmiſcher! auf die Stirn dir brennen
Und die Verdammniß in die Seele bohren.

(Er zieht den Degen: Moſca legt ſich aus.)

Trivello

(zieht den Degen und wehrt Buondelmonte).

Thu' nicht den Ausſchlag, laß' das Unrecht ihm!

Buondelmonte.

Fall' aus, du Meuchelmörder!

Moſca (erſticht ihn).

Hier!

(Buondelmonte fällt.)

Trivello (zugleich auf Moſca zurückſtoßend).

Nimm das zurück!

Moſca (fällt, ſich auf dem Boden krümmend).

Es frißt mein Herz entzwei!

Buondelmonte's Anhänger.

Ha!

Uberti's Anhänger.

Wehe! Wehe!

Trivello (vorſpringend).

Schaudert nicht zurück!

Gewappnet aus der Erde ſpringt die That.
Heil dir Florenz! Der ſchöne Gott des Kampfes
Wirbt um dich jetzt mit Feuer und mit Eiſen;
Du ſollſt die ſchönſte Braut ſein auf der Erde!
Was ſteht Ihr ſtarr und ſeht entſetzt mich an?
Springt Euch das Blut nicht in die Fingerſpitzen?
Es wird in Euch geſund die kranke Zeit!
Hört unſer Schlagwort! Hört es! — Guelfen hie!

(Er ſpringt in den Zug zurück.)

Stiatta und ſeine Anhänger.

Hier Ghibellinen!

Buondelmonte's Anhänger.

Guelfen! Guelfen! hier!

(Alle ziehen die Degen zugleich bis zur Hälfte aus der Scheide.)

Trivello.

Halt! Halt! Krieg nur mit den Lebendigen,
Mit Todten nicht! Beſtatten laßt die Leichen!
Bis dahin Gottesfrieden!

Alle.

(die Degen zugleich in die Scheiden zurückſtoßend).

Mit den Todten!

(Der Vorhang fällt.)

Don Johann von Oeſterreich.

Trauerſpiel in fünf Acten.

(Zum erſten Male aufgeführt im Großherzoglichen Hoftheater in Oldenburg am 27. März 1815.)

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Perſonen:

Philipp II., König von Spanien.
Don Johann von Oeſterreich.
Sega, römiſcher Legat.
Don Antonio Perez, Rath und Vertrauter des Königs.
Escovedo, Freund Don Johann's.
Max von Bergen, niederländiſcher Graf.
Maria de Mendoza.
Ines, ihre Freundin.
Pedro de Lara, Cavalier vom goldenen Schlüſſel.
Arthur, Page Don Johann's.
Iſidoro, ein Mönch.
Gomez, Sancho, } Soldaten unter Don Johann.
Magiſtratsperſon.
Marketenderin.
Ein Blinder.
Leiermann.
Limonenhändler.
Maronenverkäufer.
Melonenträger.
Der Meiſter vom Schwert, Der Meiſter vom Strang, } Diener der Inquiſition.

Königliche Räthe. Officiere. Pagen. Nonnen. Prieſter und Chorknaben. Soldaten. Volk.

Die drei erſten Acte ſpielen in Madrid, die beiden letzten in Namur.

Prolog.

Nach altem Brauch' die Gäste zu begrüßen,
Die festlich-froh gestimmt im Haus erschienen,
Mit herzlich heit'rem Zuruf: Seid willkommen!
Bin ich heraus zu Euch gesandt vom Dichter,
Der diesen Abend hier in diesem Kreis
Die wilden Geister einer blut'gen Zeit
Beschwören will. Und wie Ihr kaum dem Schiffer,
Der sich im Sturm auf's hohe Meer gewagt,
Verweigert die Theilnahme an der Fahrt,
Wenn zwischen Riff und tödtlicher Gefahr
Des Schiffes Rippen und die Masten krachen,
So laßt auch uns auf Eu're Milde hoffen. —
Doch hinter uns liegt schon der sich're Hafen,
Die Möven kreisen schreiend um die Gaffel,
Und weißgemähnt springt in die Höh' die Woge.
Den Nebelvorhang theilt ein frischer Stoß, —
Wir sind im Weltmeer der Vergangenheit
Und mitten in der wildempörten Zeit,
Wo aus den Angeln wich das Mittelalter,
Und seine Säulen, seine Thürme brachen
In dem Erdbeben einer and'ren Zeit.
Gestorben schon ist Kaiser Karl der Fünfte,
Der mit dem neuen Geist den Kampf begonnen,
Und wie ein guter oder böser Dämon
Im Streite in ihm lagen, also stehen
Die Beiden jetzt getrennt als seine Söhne

Vor uns'ren Augen. — dort der böse Dämon
Des Trugs und der Gewalt in seinem Sohne
Philipp von Spanien, hier der bessere,
Schwungvolle Geist des alten Ritterthums
In Don Johann, dem Sohn verborg'ner Liebe, —
Zwei so verschied'ne, mächtige Naturen,
Und doch zwei Brüder, Söhne eines Vaters. —
Doch wie am Widerspruch der Tyrannei
Die Völker in dem Chaos jener Zeit
Die Freiheit im Gesetze lernen sollten,
So hier vor Euch Johann von Oesterreich.
Und so beginn' im farbigen Gedichte
Als buntes Spiel die Lehre der Geschichte!

Erſter Act.

Freier Platz in Madrid. Menſchengewühl.

Erſter Auftritt.

Gomez, ein Soldat. Ein **Mönch**. Ein **Leiermann**. Ein **Limonenhändler**, ein **Maronenverkäufer**, ein **Melonenträger**, welche immer hinter einander her ſind und ſich einander das Wort ausrufend vom Munde nehmen.

Maronenverkäufer.

Friſche Maronen — friſche —

Melonenträger.

Melonen!

Maronenverkäufer.

Friſche —

Limonenhändler.

Limonen!

Maronenverkäufer.

Friſche! Friſche!

(Die Ausrufer ziehen ſich nach dem Hintergrunde, aus welchem der Leiermann mit der Drehorgel und einem daran befeſtigten Stäbchen mit einem Bild auf Wachsleinwand orgelnd hervorkommt, vor ihm der Mönch, hinter ihm Gomez mit mehreren Bürgern im lebhaften Geſpräch. — Der Mönch ſucht die Drehorgel zu überbieten.)

Mönch

(mit Medaillen an Schnüren und Zetteln in der Hand).

Das wahre Conterfei des heiligen Ignatius, wie er neulich erſchienen iſt einer frommen Jungfrau auf Monſerrat! Hilft für Zahnſchmerz, Kopfweh und Schwindel!

Zehn Maravedi und für das Schnürchen gleich dabei — zwölf!

(Stimmen der Ausrufer im Hintergrunde: „Melonen — Maronen — Limonen!“ während der Mönch einer Frau eine Medaille verkauft, sich aber dann in den Hintergrund verliert, wenn der Leiermann zu singen beginnt.)

Leiermann (orgelnd und singend).

„Hört die herrliche Geschichte,
Die nun abgemalet da,
Wie die Mohren macht zu nichte
Don Johann in Granada!
Ueber alle Maaßen!“

Volk (im Chore).

„Ueber alle Maaßen!“

Leiermann.

Immer heran, hoher Adel und verehrtes Publikum von Madrid! — Hören und sehen ist umsonst! — Lied und Beschreibung kosten nur drei Maravedi! Standespersonen zahlen nach Belieben!

(Er orgelt und singt.)

„Seht hier an die stolzen Mohren
Erst voll Glück und im Triumph,
Sieh'! Johann kommt, — und verloren
Hat der Mohr den letzten Trumpf!
Es war in des Winters Mitten“ —

Gomez (vorspringend).

Heiliges Donnerwetter und St. Jago von Compostella!

(Die Ausrufer kommen aus dem Hintergrunde.)

Maronenverkäufer.

Frische Maronen! Frische! —

Melonenträger.

Melonen!

Limonenhändler.

Limonen!

Maronenverkäufer.

Frische — frische! —

Gomez.

Schweig', Leierkasten! Heulendes Fegefeuer, — melancholisches Ungethüm! Weinende Megäre der Blindheit, taubes Ungefähr des schreienden Unglücks! Schweig', sag' ich! Schweig'! — Ich! Ich! —

(Von dem Anfang der zweiten Strophe des Leiermannsliedes bis hieher — alle zugleich. — Hier hält die Drehorgel an, die Ausrufer, welche sich nach dem Hintergrunde gezogen haben, rufen weiter: „Melonen! Maronen! Limonen! Zehn Maravedi, das Schnürchen gleich dabei! — Frische! Frische!")

Gomez.

Schweigt! Schweigt, Ihr schlechten Bedürfnisse! Ich will Euch niederbrüllen mit der geflügelten Kriegstrompete meiner Lunge! —

(Alles wird still. — Der Leiermann zieht sich rechts vorn hin, um ihn einige Knaben, welchen er im stummen Spiele sein Bild erklärt, während der Mönch in der Ecke gegenüber den Frauen, welche sich um ihn drängen, seine Zettel verkauft.)

Gomez.

Ich, Gomez, Soldat Seiner Majestät des Königs, habe an Don Johann's Seite gefochten im Mohrenkriege! Ich will Euch die Geschichte erzählen!

Leiermann

(dreht einen Tact und spricht dann).

Was ist Geschichte ohne Reim? Mit Respect, Herr Soldat! ungereimte Geschichte!

Gomez.

Wetter! Mohren und Leierkasten!

Viele aus dem Volke.

Redet, Gomez! Redet! Ruhe! Ruhe da!

Gomez.

Daß vor zwei Jahren sich die Mohren aufgelehnt in Granada, wißt Ihr Alle!

Alle.

Alle! Alle!

Gomez.

Aber warum? Weil sie sich nicht mehr die Hände waschen sollten bis zum Ellbogen und das verfluchte Arabische reden, das kein Christenmensch versteht.

Mönch
(welcher lauschend herangekommen).

O, die nichtswürdigen Heiden! Sprecht, edler Krieger!

Gomez.

Und Ihr wißt, daß sie auf der Alhambra sich wieder einen König gewählt und Männer, Greise und Kinder, selbst Weiber und Mädchen die Waffen ergriffen mit höllischem Geschrei: „Fantasia! Fantasia!"

Mönch.

Es war eine teuflische Fantasia!

Gomez.

Und unsere königliche Majestät, Philipp der Zweite, schickte zuerst Don Mondéjar mit zehn Regimentern gegen sie. — Ihr saht sie ausmarschiren. —

Volk.

Alle! Alle!

Gomez.

Aber nicht wieder heimmarschiren; die Mohren hatten sie Mores gelehrt! — da schickte der König —

(Die Ausrufer machen im Vordergrunde ihren Umgang.)

Limonenhändler.

Frische Limonen!

Maronenverkäufer.

Frische — frische —

Melonenträger.

Melonen!

Maronenverkäufer.

Maronen! — Frische — frische! —

Gomez
(während die Ausrufer im Vordergrunde verschwinden).

Soldaten in Teufels, — Gottesnamen, — es ist Eins! — wollt' ich sagen — unter Don Velez! — Ihr Alle saht sie ausmarschiren. —

Volk.

Alle! Alle!

Gomez.

Aber nicht Alle heimmarschiren; — der krumme Säbel hatte die meisten gefressen! Da schickte der König —

Der Maronenverkäufer (kommt hervor).

Frische — frische —

Gomez (schnell einfallend.)

Soldaten unter Don Johann von Oesterreich! und mich dazu! — mitten im Winter in das Gebirg der Alpuxarren. — Das war ein Marsch durch die Schluchten knietief im Schnee, gleich Wölfen in der Wüste flüchtigen Rossen hinterdrein. Habt Ihr gehört von der Schlacht bei Munda, wo Don Johann bis an die Knöchel im Blute stand, und wir — Himmel und Hölle! — die Mohren über die Felsenwände hinunterjagten! — Das war ein Geheul und ein Springen, — huh! wie viele tausend Fersen sah da der Himmel, indeß die Köpfe unten zerschellten, wie thönerne Kochtöpfe, welche eine tolle Frau aus dem Fenster wirft.

Mönch.

Gepriesen sei Gott in der Höhe! Hallelujah!

Gomez.

Und unsere Degen wurden da zu Besen, die das Land säuberten, — und das ganze Mohrenvolk — zwei Millionen Menschen über das Meer jagten nach Afrika.

Leiermann (sorgelt und singt).

„Algier lehnt sich an die Wände,
Weil Mahommed ist besiegt,
Und der Großtürk ringt die Hände,
Da der Halbmond unterliegt."

(Auf das Bild zeigend.)

Hier liegt der Großtürk, der Sultan, auf seinem Divan und rauft sich den Bart aus, während ihm seine Leibfavoritin die Thränen abwischt! — Lied und Beschreibung kosten —

(Die Ausrufer kommen vor und fallen schnell ein.)

Maronenverkäufer.

Frische — frische —

Melonenträger.

Melonen.

Maronenverkäufer.

Frische —

Limonenhändler.

Limonen! Frische —

Maronenverkäufer.

Maronen! frische — (Alle drei einfallend: „Frische! Frische! Frische!" Gelächter im Volke.)

Gomez.

Soldaten! Soldaten!

Leiermann (orgelnd und singend).

„Und der Großtürk ringt die Hände" —

Gomez (legt ihm die Hand auf dem Mund).

Falsch gereimt, ungereimter Leierkasten! Der Großtürk hat sich anders besonnen; er will die Mohren an uns rächen und hat in Constantinopel eine furchtbare Flotte ausgerüstet, wie weder das Meer und der Himmel noch ein sterbliches oder unsterbliches Auge gesehen! — sage: zweihundert Galeeren und dreihundert Gallioten, deren Bäuche gefüllt sind mit Kanonen und Soldaten! Hundert Schiffe mit Ketten beladen sind im Convoi, um alle Gefangene in die Sclaverei zu schleppen! Ich bin ein alter Soldat und mir stacheligelt das Haar in die Höhe! —

Mönch.

Wer kann uns helfen in dieser Noth? — Fasten und Gebet! Wer uns retten? — Wenn nicht der heilige Ignatius leibhaftig erschienen auf Montserrat —

Gomez (ihn unterbrechend).

Respect vor den Heiligen! — Aber wißt Ihr, wer vor Allen unsere Flotte commandiren kann mit Victoria? Don Johann von Oesterreich! Vivat hoch!

Alle.

Vivat! Vivat!

Zweiter Auftritt.

Magistratsperson, begleitet von einem Tambour. Zuletzt **Offizier** mit Patrouille. **Vorige.**

(Nachdem der Tambour getrommelt hat.)

Magistratsperson.

Im Namen Seiner katholischen Majestät Philipps II., Königs von Spanien ꝛc. sei kund und zu wissen, daß wer irgendwie von einer türkischen Kriegsflotte spricht oder böse, besorgliche Nachricht ausbreitet, hartes Gefängniß oder nach Befinden Galeerenstrafe, sowie in beiden Fällen die Confiscation seines fahrenden und liegenden Vermögens zu erwarten hat; — wer einen solchen Uebelthäter anzeigt, erhält nach Ermessen 50—100 Piaster Belohnung. Wornach sich zu achten.

(Trommelwirbel. — Magistratsperson mit dem Tambour ab.)

Limonenhändler.

Limonen!

Maronenverkäufer.

Frische — frische —

Melonenträger.

Melonen —

Maronenverkäufer.

Maronen!

Officier (mit Patrouille).

Auseinander Volk! — Auseinander!

(Das Volk weicht rechts und links zurück, während der Hintergrund leer wird. — Officier und Patrouille ab. Wenn so die Scene frei ist, hört man vor der Verwandlung noch aus der Ferne: „Frische! Frische! — Maronen! Limonen!")

Dritter Auftritt.

Orangenwäldchen; in der Ferne iſt eine Villa ſichtbar. Es iſt Abenddämmerung.

Johann. Escovedo.

Johann.

Jetzt deine Maske vor!

(Escovedo drückt eine ſchwarze Halbmaske vor's Geſicht.)

Mir brennt das Herz
Nach einer wilden That; frohlockend ſtürzt
Ein jeglicher Blutstropfen durch die Adern.
Mit einem Degenſtoße ſchließ' ich auf
Mir eine Hölle wilder Abenteuer;
Und hier, ſonſt nirgends ſtell' ich mir Don Perez,
Des Königs Günſtling!

Escovedo.

Sind wir auch gewiß,
Daß er den Weg genommen zu der Villa?
Sieh', ein Gewitter zieht am Himmel auf,
Das auf dem Weg nicht lang' uns dulden wird.

Johann.

Dort kommt er ſchon. Trenn' ihn von ſeinen Dienern,
Wirf dich mit deinem Degen zwiſchen durch
Und jage ſelbſt das Wild mir in das Meſſer.

(Escovedo ab.)

Johann (allein).

Sie wollen mir die Ohren vor dem Klang
Der Kriegstrompete, dem Kanonenſchall
Mit Wachs verſtopfen und die hellen Augen,
Die nach dem Anblick der entrollten Fahnen
Und nach dem Glanz der Helme und der Waffen
Im Schlachtgewühl auf blut'gem Feld ſich ſehnen,
Mir blenden mit dem Spiegel eitler Feſte.
Sie ſollen mir des Lebens Quelle gönnen —
Das Herz, das freie Herz und d'rin die Liebe.

Mein Feldgeschrei: Maria de Mendoza!
Stürzt Eure feige Klugheit in den Staub!

Vierter Auftritt.

Perez, Escovedo, Beide erst unsichtbar, **Johann**.

Perez (von Außen).

Zu Hülfe! He!

Escovedo (von Außen).

Verschluckt dies Eisen!

Perez (von Außen).

Räuber! Mörder!

(Er kommt schnell herein. — Johann hat sich in seinen Mantel verhüllt.)

Johann (mit vorgestrecktem Degen).

Nimm dich in Acht! Hier ist 'ne Degenspitze!

Perez.

Hinweg, Ihr Mordgesellen, aus dem Weg!
Bergt in den Schoos des Waldes und der Nacht
Die frevelhaften, wüsten Angesichter!
Schon wirft die eherne Gesetzeshand
Nach Eurem Nacken ihre sich're Schlinge!
Wißt Ihr auch, wer ich bin?

Johann.

Don Perez bist du,
Philipps des Zweiten Auge, Ohr und Mund,
Mehr noch — sein Lächeln und sein Augenblinzeln, —
Mehr noch — der Schatten Seiner Majestät,
Und ist der König Gottes Ebenbild,
Bist du die Kehrseit' — Höll' und Teufelei!

Perez.

Ihr — Don Johann?

Johann
(läßt den Mantel auseinander fallen).

Da iſt er! — Kennſt du mich? —
Und hier — hier iſt die Gräte von dem Fiſch!
(Er hält ihm den Degen vor.)

Perez (für ſich).

Wie komm' ich los? St. Jago, ſteh' mir bei.
(Er ſteckt den Degen ein.)

Johann.

Zieht! zieht!

Perez.

Seid Ihr ein Edelmann?

Johann.

Don Perez!

Perez.

Johann von Oeſterreich. was ficht Euch an,
Im Mittelpunkt des Friedens vor den Thoren
Der Stadt Madrid und faſt im Angeſicht
Der königlichen Majeſtät zur Nacht
Euch wie ein Mörder auf den Weg zu lagern?

Johann.

Tragt Ihr ſtatt eines Degens in der Scheide
Nur eine Pfauenfeder? Biet' ich Euch
Nicht ehrlich Zweikampf an als Cavalier?

Perez.

Nicht ohne Urſach' zieh' ich meinen Degen.

Johann.

Nicht ohne Urſach'? Sieh' der Mond verbirgt
Unwillig ſein Geſicht in dunkle Wolken,
Und zornig rauſchen um uns her die Bäume
Vor der Verſtellung ſchlechter Pfuſcherei,
Ein Meiſter ſonſt in Lug und Trug — und nun?
Pfui über dieſes kupplerische Weib!
Nicht ohne Urſach'? Fänd' ich doch ein Wort!
Den Griffel hab' ich, dir es in's Geſicht
Hineinzugriffeln und ſo deutlich auch.

Daß noch mein Handbillet am jüngsten Tag
Der dümmste aller Teufel lesen soll!

Perez.

Ihr habt für Euch die Unbesonnenheit,
Den Muth der Tollheit und den Augenblick.

Johann.

Nicht ohne Ursach'? Freilich wurdest du
Der Vormund von der Tochter des Mendoza;
Der fromme Mann ließ sie erzieh'n im Kloster
Einsam, wie eine Nachtigall, der gute,
Der liebe Mann! und wahrlich nicht für sich,
Dann wär' er noch ein Mensch, ein thörichter,
Es lächelten mitleidig noch die Götter, —
Auch nicht aus Freude an den wunderbaren,
Melod'schen Harmonieen ihrer Seele, —
Du Schnepfenhändler pflegtest sorgsam sie,
Um sie als Leckerbissen Deinem Herrn
Demüthig, dienstbeflissen aufzutragen.
Doch an mein Herz geflüchtet hat sie sich
Und sicher soll sie sein vor dem Verrath.
Du königlicher Kuppler, stirb, verdirb!
Du bist ein schlechter Christ, ein Mohr, ein Jud'!

Perez

(zieht den Degen und stößt auf Johann ein, welcher parirt).

Hidalgo, hüt' dich! Hier ist meine Antwort!

Johann.

Nur ein Banditenstoß!

Perez.

Du Bastard!

Johann.

Ha!

(Er legirt ihn.)

Perez (reißt sich die Brust auf).

Stoßt zu! Ich fürcht' mich nicht! Was zögert Ihr?
Da ich der Sünden quitt für diesen Tag,

So fürcht' ich nicht den Tod. Ihr aber habt
Nicht wohlbedacht, daß nahe Ihr daran,
Den jungen Lorbeer, den Ihr Euch verdient
Im Mohrenkrieg, hier in den Staub zu treten.

Johann.

Du lügst dich nicht von meiner Klinge los.

(Er holt aus, um ihn niederzustoßen.)

Escovedo

(tritt vor und fällt ihm in den Arm).

Halt' ein! Halt' ein! Um Gottes Willen jetzt!
Es nahen Schritte, bänd'ge deinen Zorn!

Johann (zu Perez).

Entweiche! flieh'! doch hüte dich vor mir!

(Escovedo hebt Perez' Degen auf und überreicht ihm denselben mit einer heiteren Verbeugung.)

Perez.

Ich dank' für höfliche Behandlung, Herr! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Max von Bergen. Johann. Escovedo.

Johann.

Wer naht?

Bergen.

Ein Freund!

Johann.

Graf Bergen?

Bergen.

Ja, ich bin es!

(Escovedo zieht sich zurück.)

Bergen.

Der deine Spur verfolgt hat bis hieher.
Ich flüchte aus Madrid, denn sicher ist
Kein Niederländer mehr in Spanien
Seit diesem Morgen.

Johann.

Alba hat Befehl
Die Wirrniſſe dort mit dem Schwert zu ſchlichten.

Bergen.

Man hat das Waſſer trüb gemacht zum Fiſchen.

Johann.

Der König heiſcht Gehorſam.

Bergen.

Welcher Art?
Johann von Oeſterreich, Dein Vater Karl
War ſtreng, faſt eiſern, dennoch durft' er ſagen:
„Kein treuer Volk, als meine Niederländer!"
Doch Philipp will zur ſpaniſchen Provinz
Die Niederlande machen, und wie hier,
Die alten Privilegien vernichten,
Den Adel und den freien Bürgerſtand;
Vielleicht gelingt es ihm, doch er vergißt
Das ganz gemeine, rohe, kräft'ge Volk,
Das aufgewachſen an der Bruſt der Nordſee,
So wild und frei, wie ſie, und ſturmbewegt
Voll Riffen und voll Klippen, und er findet
Den rechten Lootſen nicht in Spanien,
Der vor dem Schiffbruch ſeine Flagge rettet,
Gedenk' an mich: aus unterwürfigen
Provinzen macht der König Republiken;
Denn Freiheit blüht empor aus Tyrannei!

Johann.

Wenn man nur wüßte, was die Freiheit iſt?
Mit dieſem Wort hat ſich die Welt gequält,
So lange ſie Geſchichte hat gemacht;
Was denkſt du dir darunter, lieber Bergen?

Bergen.

Den heil'gen Geiſt der Völker: Recht und Sitte.

Johann.

Beſeht's genau, ſo iſt es die Gewohnheit

Und die Beharrlichkeit der Austernbank,
Die sich seit Anbeginn bei Gott beklagt,
Daß es so viele Austernesser giebt.

Bergen.

Gott mag zu gut dir halten diesen Spott!

Johann.

Ein großer Mensch bedarf der Tyrannei,
Ein wenig vorwärts diese Welt zu rücken;
Ich aber brauch' Gelegenheit und Raum,
Die eig'ne Freiheit in der That zu finden;
Und alle Mittel, die mir dazu nöthig
Kann mir des Königs Gnade nur gewähren, —
Und nicht der todte Buchstab' — das Gesetz.

Bergen.

Behüt' dich Gott! Du wirst noch einst erkennen,
Welch' großes Gut die Freiheit im Gefäße
Des heil'gen Rechtes ist, denn in der Schule
Der Tyrannei wird Allen sie gelehrt.

Johann.

Ihr aber habt an Eurer Spitze noch
Den klugen Wilhelm von Oranien
Und neben ihm den tapfern Grafen Egmont.

Bergen.

Der König fürchtet sie, das ist genug,
Zu lähmen ihren Einfluß.

Johann.

Wissen die
Zu helfen nicht, so seid Ihr preisgegeben.

(Man hört den entfernten Donner eines aufsteigenden Gewitters.)

Bergen.

Nur Einer ist noch übrig, welchem Gott
Das Herz der Niederländer zugeneigt,
Der uns versöhnen könnte mit der Kirche,
Wenn mit dem König nicht! Sohn Karls des Fünften,
Verlaß' uns nicht! (Er fällt auf ein Knie.)

Johann (hebt ihn auf).
Steh' auf!

Bergen.
Johann, nicht eher,
Bis du ein Wort gesagt, und wenn auch nur:
„Ich weiß, das Vaterland ist in Gefahr!"

Johann.
Ich fühl' es und ich weiß es!

Bergen.
O, so flieh'
An unser Herz! Nur dem gehören wir,
Der uns gehört; das Fremde hassen wir,
Wer aber bei uns wurzelt, steht so fest
Wie unsre Eichen in der treuen Erde.

Johann.
Du sagtest selbst, daß Kaiser Karl der Fünfte
Mein Vater ist, und Philipp ist sein Sohn! —
Wie könnt' ich fechten gegen meinen Bruder?

Bergen.
Mein armes Vaterland! Wohlan, ich scheide
Mit schwerbelad'nem Herzen! Freund und Bruder,
Wirf nicht von dir die allerletzte Bitte:
Wenn du nicht für uns sein kannst, so versprich,
Nicht gegen uns zu sein!

Johann.
Bei Gottes Gnade!
Denn mein Weg geht an Eurem Kreis vorüber!

Bergen.
Bei Gott? Willst du mir schwören?

Johann.
Ja, ich schwöre.

(Ein Wetterschein)

Bergen.
Mißtrauisch aber ist der Niederländer;
Bei Gott? Von diesem Eid kann dich sein Priester,

Der ſein Statthalter, in der Beicht' entbinden;
Schwör' mir bei deines Vaters erſtem Odem,
Der ſeine Bruſt in Gent mit Leben ſchwellte,
Schwör' mir bei deiner Mutter heil'gem Herzen,
Das friedlich ruht in niederländ'ſcher Erde,
Schwör' deinem heil'gen Vaterland den Eid:
Verflucht ſei eines Kindes böſe Hand,
Die gegen ſeine Mutter ſich erhebt!

Johann.

Ich ſchwöre! —

(Ein Blitz mit Donner.)

Bergen.

Sieh' bei dieſem Wetterſchein
Schrieb Gottes Engel deinen Eidſchwur ein!
So lebe wohl!

Johann.

Derſelbe Engel leuchte
Auf deinen Weg! Grüß' mir das Vaterland
Von ſeinem Sohn, der hier im gold'nen Kerker
Die Arme durch die Gitter nach Euch breitet.

(Bergen ab.)

Sechster Auftritt.

Johann. Escovedo. Zuletzt **Arthur.**

Johann.

Haſt du gehört?

Escovedo.

Zu viel!

Johann.

Wie, Escovedo?

Escovedo.

Zur G'nüge giebt's Meineide in der Welt,
Wozu gebraucht es mehr?

Johann.

Du biſt verdrießlich?

Escovedo.

Mir thut der Kopf weh von der Abendluft.
Da kommt dein luft'ger Knabe.

Johann.

Arthur! Arthur!

Arthur

(über der Hand ein weißes Tuch, mit welchem er eine weiße Rose trägt).

Ich bin es, gnäd'ger Herr!

Johann.

Haft du ſie geſeh'n? Haft du ſie geſprochen?

Arthur.

Habt Ihr nicht mich geſchickt? Und heiße ich nicht Arthur und bin in Brabant geboren und wurde in Spanien erzogen? Da wird was Gutes d'raus werden!

Johann.

Bewundere dich morgen, jetzt denke an mich!

Arthur.

Und an ſie! O wie iſt ſie ſo ſchön! Wißt Ihr, was ich heute in ihren Augen entdeckt habe: — die Sterne im Schwarzen werden ſo weit, ſo groß, wenn ſie von Euch ſpricht!

Johann.

Du haſt ſie geſehen? Du haſt ſie geſprochen?

Arthur.

Sie gab mir eine Roſe aus ihrem Strauße und ſagte: „Mehr kann ich nicht weggeben, denn das Uebrige gebrauche ich für dieſen Abend im Theater!“ Da winkte ſie mit der Hand und entließ mich, und da bin ich und da, da iſt die Roſe — ſeht, ich habe ſie nicht angerührt mit bloßer Hand! —

Johann

(zu Escovedo und Arthur).

Erwartet mich daheim um Mitternacht!
Wie iſt dir, Escovedo?

Escovedo.

Ach, der Schlaf,
Mein alter, wunderlicher Arzt, wird mir
Beruhigen die aufgeregten Nerven.
Schlepp' mich nach Hause, Kind! Ich wünsche noch
Dem Hause Oesterreich vergnügte Nacht!

(Escovedo legt den Arm über Arthur's Nacken, Beide ab.)

Johann (allein.

Er kennt den Stern, der diesem Abend funkelt.
Das Leben will in großen Wogen branden,
Ich werfe mich hinein; stolz braust die Fluth,
Nicht wild genug, mein Blut zu übertoben. (Johann ab.)

Siebenter Auftritt.

(Im Theater. Ein kleines, elegantes Zimmer vor der Loge, zu welcher eine mit rothem Vorhang versehene Thür führt. So oft der Vorhang bei dem Heraus- und Hineingehen sich theilt, fällt Lichtschein aus dem Theater herein. Musik des Zwischenactes im Hintergrunde.)

Maria de Mendoza kommt mit **Ines** aus der Loge herein.

Ines.

Pedrillo giebt vortrefflich seine Rolle
Voll Gluth und Leidenschaft und doch mit Maß,
Daß noch ein seid'ner Faden Laub und Blumen
Sinnvoll zu einem Kranz zusammenhält.

Maria.

Das Leben nur ein Traum? Das Stück ist traurig.

Ines.

Ich bin gespannt, wie es noch enden wird.

Maria.

Wie viele Acte haben wir gesehen?

Ines.

Ihr hört Musik zum zweiten Zwischenact;
Maria ist schwermüthig und zerstreut?
Es hängen Eure Blicke an der Thür?
Noch kann er kommen.

Maria.

Wer?

Ines (an der Thür).

Ich höre Schritte
Im ſchwungvoll leichten Gang! Er iſt es doch!
Nun ſteht er vor der Thür! Ich eil' zurück
In unſ're Loge, Aufſehn zu vermeiden!

(Im Abgehen).

„Das Leben iſt ein Traum!" Da iſt er ſelbſt.

(Während Johann herein kommt, tritt Ines zurück in die Loge.)

Achter Auftritt.

Johann. Maria.

Maria.

Johann von Oeſterreich!

(Sie will ihm entgegeneilen, die Glieder verſagen ihr, im Zuſammenſtürzen fängt Johann ſie auf.)

Johann.

Erſchreck' ich dich?

Maria.

Ich habe mich zu ſehr nach dir geſehnt!
Und weißt du denn?

Johann.

Um Alles, Alles ſchon!
Verlieren ſoll ich dich — vielleicht? du ſtehſt
Bei meinem Bruder Philipp hoch in Gnade.

Maria.

Wie biſt du doch ſo bleich, die Gluth der Wangen
Iſt dir getreten in die Augenſterne;
Nur nicht mit ſolchen Blicken ſieh' mich an!

Johann.

Verloren, wirklich hätt' ich dich verloren?
Warum kannſt meinen Blick du nicht ertragen?
Du ſchweigſt? Was ſucht dein Auge auf dem Boden?

Maria.

Ich blicke in das Sargbett unſ'rer Liebe.

Johann.

Don Perez iſt allmächtig an dem Hof,
Er kennt die Sinnesart von ſeinem Herrn;
Ihr werdet dort die erſte Rolle ſpielen.

Maria.

Es iſt genug. Das heiligſte Vertrauen
Hat Euch den Weg in dies Gemach gezeigt;
Mißtrauiſch habt Ihr tödtlich mich beleidigt.
Ihr kennt mich nicht und habt mich nie geliebt,
Wenn nicht geliebt, geachtet nicht einmal.
Ihr hättet ſo gering nicht von mir denken,
Es Eure Worte nicht verrathen ſollen,
Und wär' ich die geringſte Tochter Spaniens!
Sennor! Ihr habt getreten auf mein Herz,
Und hier verblutet es zu Euren Füßen.

(Sie verhüllt ſich das Geſicht und ſinkt in den Polſter, Johann kniet zu ihren Füßen nieder, ihre Hand faſſend.)

Johann.

Was Wunder, wenn ich ſelbſt mich ganz verliere,
Verlor ich dich; du biſt mein Paradies;
Verſinkt es mir, bleibt nur die Hölle übrig,
Und eine Hölle gährt in meinem Blut.
Ein Ungefähr hat Perez heut' gerettet
Vor meiner ausgeſtreckten Degenklinge;
Ich bin erregt, ja, ich bin außer mir!
Laß' deiner Augen Sternenlicht mich ſchauen,
Sancta Maria, um mich wird es Nacht!

Maria.

O hätte nie dein Auge mich erblickt!

Johann.

Ich ſeh' dich an, und kann dich nicht begreifen.

Maria (ſich erhebend).

Noch könnte ich heimkehren in das Kloſter
Zu meiner Mutter Schweſter, die mich liebt,

Die mich erzogen hat, und unterſinken
Mit einer unvergänglich ſchönen Trauer, —
So ſtieg gewaltig Kaiſer Karl der Fünfte
Vom Thron hinunter in das Grab des Kloſters —

Johann.

Und ich, ſein armer und verſtoß'ner Sohn,
Ein Bettler vor der Thüre meines Bruders,
Des Königs Philipp, der die Welt geerbt!
Des Tagelöhners Sohn kann ich beneiden,
Er erbt des Vaters Axt und ſeine Kundſchaft;
Was habe ich vom kaiſerlichen Vater,
Der eine Welt zur Erbſchaft hinterließ?

Maria.

Du Undankbarer, zehnfach ſeinen Geiſt,
Ein Königreich in jedem Tropfen Blut;
Und deine Mutter, deine arme Mutter,
Die Niederländerin hat dir gegeben
Die gold'nen Reize ihrer blonden Heimath!
So reich biſt du bedacht.

Johann (in tiefſter Niedergeſchlagenheit).

Ich bin der Baſtard;
Und mein iſt keine Seele auf der Erde.

Maria.

Du kennſt ſie nicht? Mein Freund, und kennſt ſie nicht?

Johann (für ſich).

Und huldigend ſinkt Niemand auf ein Knie.

Maria (niederknieend).

Johann von Oeſterreich! — Doch eine Seele!

Johann

(zu ihr niederknieend, ihre Hände faſſend).

Und mein gehört die ganze, große Welt!

(Man hört draußen vom Theater Bravorufe und Händeklatſchen.)

Jnes (hereintretend).

Denn ein Traum iſt unſer Leben,
Selbſt die Träume ſind nur Traum!

Zweiter Act.

Johann's Quartier.

Erster Auftritt.

Johann. Arthur.

Johann.

Merk' auf! — Unfern der Stadt, ein wenig abseits
Links von der Straße von Aranjuez
Liegt oben unter den Kastanienbäumen
Ein altes Kirchlein, in das Rasenland
Bis über seine Schwelle eingesenkt;
Davor im Garten wird ein Priester sitzen
Gebückt vom Alter, schneeweiß ist sein Haar,
Sein Bart fällt ihm beinah' herab zum Gürtel;
Zu diesem tritt! Verstehst du mich? Dem küsse
Die rechte Hand und frage: „Brennt die Kerze?"
Merkst du die Frage?

Arthur.

Ob die Kerze brennt?

Johann.

Ganz recht! Merk' auf! Und giebt der Greis zur Antwort:
„In einer Stunde!" Knabe, flieg' dann schnell
Zurück, als liefst du Wette mit dem Sturmwind,
Als hetzten Höllenhunde deine Seele,
Und hier, hier wär' das heilige Asyl!
Merkst du auch auf?

Arthur.

Ich bin ein Niederländer.

Johann.

Doch spricht der Greis: „Die Sonne fällt in's Meer!"
Dann aber, Arthur, hast du gute Weile,
Dann magst du langsam, wie die Schnecke, kriechen,
Denn allzufrüh kommt immer böse Kunde!
Schnell! Schnell! Als jagte hinterdrein dem Läufer
Die Kugel der Kanone! Nun hinaus! (Arthur ab.)

Johann (allein).

Es ist die Zeit verhext in eine Kröte,
So schleicht sie giftgeschwollen mir vorüber.
Doch sind zwei Jahre hin, seit ich dem König
Granada unterjochte und aus Spanien
Mahommeds Kinder über's Meer gejagt,
Und Sultan Selim rüstet seine Flotten,
Den Halbmond an der Christenheit zu rächen;
Doch ich soll dumpf hier in mir selbst verbrüten.
So rostet denn mein Degen in der Scheide,
Und längst hätt' mich der inn're Gram verzehrt,
Hätt' nicht Maria, uns're Liebe nicht
In bösen Stunden aufrecht mich gehalten.
Auch dieser Trost soll mir entrissen werden;
Hier irrt Ihr Euch! Hier greift Ihr mir an's Herz!
Entzwei reißt des Gehorsams enge Kette;
Ich bin gereizt, und bis zum Tod verletzt.

Zweiter Auftritt.

Escovedo. Johann.

Johann.

Mein bleicher Escovedo?

Escovedo.

Nur sein Traum.

Johann.

Bist du nicht mein Genie, das unermüdlich

Die Weltzuſtände mir in Sternenbildern
Zuſammenfügt zu wundergroßen Planen?
Zu Schattenriſſen unerhörter Thaten?
O höre mich, ich brauche deine Klugheit!

Escovedo.

Zu Schattenriſſen? Ich bin ſelbſt ein Schatten
Von dem — ich fühl' es ganz — was die Natur
Aus mir zu machen einſt gewillt geweſen.

Johann.

Du thuſt mir ſchmerzlich Unrecht.

Escovedo.

Unrecht! ja, das war es.
Am Unrecht bin ich krank in dem Gemüthe,
Krank, wie ganz Spanien.

Johann.

Was meinſt du, Freund?

Escovedo.

Was iſt ein Menſch, dem man Vernunft und Willen
Aus ſeinem Haupt geriſſen? und dazu
Die Phantaſie, die ſelbſt dem Jagdhund bleibt,
Höfiſch verfälſcht! der Dienſt iſt unſ're Freiheit —
Der Dienſt am Hof — der Ruhm, nur Dienſt bei Damen
Die Liebe, und der Rang im Dienſt — die Ehre.
Und ſo wie ich, iſt Spanien nur ein Traum
Und ein blutſaugendes Geſpenſt geworden,
Das zu der Nachtzeit an die Betten ſchleicht
Und in dem Schlaf die neue Zukunft würgt!
Oh! Oh! den Pfahl, den Pfahl mir in das Herz!

Johann.

Mein Escovedo, deine Phantaſie,
Die weltzerwühlende, wird dich noch tödten;
Und ich gebrauche dich und mich jetzt doppelt.

Escovedo.

Ich ſah in Holland wo in einem Garten

Ein ſelt'nes Kunſtſtück einer Gärtnerſcheere: —
Zu Thieren war das Buſchwerk zugeſtutzt,
Hier grünte eine Linde als Kameel,
Dort ein Wachholderſtrauch als Stacheligel,
Und da der Berbisſtrauch als Kettenhund.
So wird in Holland Baum und Buſch dreſſirt,
In Spanien, doch in Spanien ſo die Menſchheit.
Ach, welche Wolluſt müßt' es ſein, die Aeſte
Nach eigenem Geſetz emporzubreiten
Und Sonnenſchein und Regen aufzufangen —
Als freies Weſen in der freien Welt!

Johann.

Wenn du den Lebensmuth ſo ganz verlierſt,
Was wird aus unſ'ren Plänen?

Escovedo.

Träume! Träume!
Doch nein! nein! mehr als dies! In dieſer Zeit
Bleibt Eins nur wahr — die friſche, wilde That,
Die ſelbſt zur Wahrheit eine Lüge macht.
Mir iſt die That verſagt. Eh' ich im Zweifel
Mich ſelber wiederfand, war meine Jugend
Bereits davon vergiftet. Weißt es ja,
Daß der gewöhnlichſte Gedanke ſchon,
Will ich ihn drängen bis zur That hinaus,
Mir Kopfweh macht, bis meine Sinne ſchwinden.
Für mich iſt ſchon das Denken eine Arbeit!
Ich ſchäme mich. Im Netze meiner Nerven
Liegt doppelt Mars umſchlungen und gefangen
Zu dem Gelächter der Unſterblichen.

Johann.

Ich kenne deine Art; du hüllſt dich gern
In Wetterwolken, um hervorzuſpringen
Mit der Gewalt des zündenden Gedankens.
Du hörſt mich nicht; erwache, Escovedo!

Escovedo.

Gott weiß allein, was Ernſt iſt oder Phraſe;

Denn Worte nur und Worte lügen immer;
Doch kommt mir jetzt ein klarer Augenblick.

Johann.

Nun Gott sei Dank! Was giebt's für mich zu thun!

Escovedo.

Wie stehst du mit dem König?

Johann.

Diesen Morgen
War ich zur Audienz; dort suchte ich
In meines Vaters Sohn das Herz des Bruders,
Er hatte nur für mich ein Marmorlächeln;
Das war kein Mensch, vor dem ich dort gestanden.

Escovedo.

Sprachst Du von deinem Plan?

Johann.

Er brachte selbst
Unmerkbar mich darauf, er schilderte
Mit klugem Wort die drohende Gefahr,
Die auf dem Meer heran der Türke ballt,
Die Wetterwolken auf einander thürmend.
Da ward ich warm, fußfällig bat ich ihn,
Das Heil der Christenheit und Spaniens
Und über seine Flotten den Befehl
Dem jüngsten seiner Feldherrn zu vertrauen.

Escovedo (lächelnd).

O hätt' ich doch sein Antlitz da geseh'n.

Johann.

Und ich gestand, daß ich seit Jahren schon, —
Seit der Belagerung von Maltha — eifrig
Den Krieg zur See studirt, — den Dienst
Vom Schiffsjung' bis hinauf zum Admiral.

Escovedo.

Und König Philipp hast du das erzählt?

Johann.

Wie ich, was Buch und Karte mich nicht lehrten,

Mir ausgeforſcht von alten Capitainen,
Selbſt von Piraten, das im Mittelmeer
Nicht eine große Schlacht geſchlagen worden,
Die ich im Plan nicht mitgeliefert hätte.

Escovedo.

Der König lächelte?

Johann.

Er hob mich auf
Und lobte meinen Fleiß, dann fragt er mich:
Wie ich auf die Gedanken wär' gekommen?

Escovedo.

Und du, du ſchwiegſt?

Johann.

Es kochte mir das Herz,
Ich ſprach vielleicht nicht ohne Bitterkeit:
„Dir hat der Vater Reich und Macht vererbt, —
Denn mich ſchloß aus der Makel der Geburt, —
Das Eine aber hinterließ er mir —
Den großen Plan, der ihm mißglücken wollte: —
Die Türken aus Europa zu vertreiben."

Escovedo.

Wie nahm's der König hin?

Johann.

Er ſah mich an
Und ſprach darauf: „Man hätte kaum geglaubt,
Daß Don Johann, ſo ſiegreich bei den Damen,
Noch denken mag an andere Triumphe."

Escovedo (lachend).

Ein eiferſücht'ger König! Hätt' ich doch
Für klüger ihn gehalten! Sieh', das freut mich,
Daß er ſich ſo in unſ're Hand gegeben.

Johann.

Du biſt mir unverſtändlich und ich weiß
Das Eine nur, daß ich ihm hier nicht weiche;

Er tröste sich bei seiner Eboli,
Doch die Mendoza ist noch heut' gerettet.

Escovedo.

Ein günst'ger Zufall stehe jetzt uns bei
In meinem Hirn ist eine hohe Jagd,
Und die Gedankenhunde schlagen an, —
Und irr' ich nicht, so ist der Hirsch gefunden!
Doch halt! Hast du den päpstlichen Legaten
Noch nicht gesprochen? Gegen Mittag ist er
Hier eingetroffen. Welche Aussicht, Freund!

Dritter Auftritt.

Ein **Diener**, dann **Sega**, der päpstliche Legat. **Vorige.**

Diener.

Der päpstliche Legat.

Johann.

Er ist willkommen. (Diener ab.)

Escovedo.

Ich zieh' mich in den Hinterhalt zurück.

(Escovedo zur Seite ab.)

Sega (tritt ein).

Die heil'ge Kirche segnet ihren Sohn.

Johann (ihm die Hand küssend).

Der frommen Hand, die solchen Segen bringt. —
Es treten mir die Thränen in die Augen,
Seh' ich in Euer ed'les Angesicht,
Das meinem kaiserlichen Vater schon
Tröstlich geleuchtet auf dem Lebenspfad
Bis an das Grab. O, möchtet Ihr dem Sohne
Nur einen Theil von solcher Huld vererben!

Sega.

Will Don Johann, so braucht er nur zu kommen
An dieses Herz, — für ihn ein Vaterherz.

Johann.

Mein zweiter Vater!

Sega.

Amen! Sei es ſo!
Ihr wart ein Knabe noch, als ich zuletzt
Euch hier geſeh'n. Nun bin ich alt geworden.

Johann.

Doch ſeid ſo rüſtig Ihr von Rom gekommen,
Daß dem Courier, der Euch vorausgeflogen,
Ihr auf die Ferſe faſt getreten ſeid.

Sega.

Bei ſturmbewegtem Meer muß die Erfahrung
Das Steuer lenken, und Erfahrung hat
Man erſt als Greis; — und in Gefahr, wie nie,
Kämpft jetzt das Schiff der Kirche in der Brandung.
Und nicht genug, das immer wüthiger
Die deutſche Ketzerei, die gottverfluchte,
Reiche und Völker in die Irre lockt,
Hat ſich der alte Feind der Chriſtenheit,
Der Türke angethan mit ſeinem Grimme,
Zu unterjochen alle Chriſtenreiche
Am Mittelmeer. In ſolcher Zeitennoth
Tritt ſelbſt der alte Segan an das Steuer.
So komme ich von Rom zu König Philipp. —
Den Gott erleuchten mög' zu unſ'rem Heile! —
Mit allen italieniſchen Geſandten,
Ein Bündniß abzuſchließen zu der Abwehr
Gemeinſamer und tödtlicher Gefahr.

Johann.

Ha! Vater, gebt das oberſte Commando
Mir über Spaniens und Venedigs Flotten,
So reiße ich den Halbmond von dem Himmel.

Sega.

Laß' deine Hoffnung unſ're Sorge ſein.
Ein jeder deiner Schritte iſt behütet

Vor offener und heimlicher Gefahr,
Und wo du gehst und stehst, bist du bewacht;
Ich frage dich: Willst du der Uns're sein?

Johann.

Leitet mich, Vater, auf den Weg zum Ziel!

Sega.

So viel man dient, so viel kann man auch herrschen.

Johann.

Wohin wollt Ihr mich führen?

Sega.

Zur Gewalt!
Sohn Karls des Fünften! lege dein Geschick
In uns're Hand, wir flechten dir daraus
Die schönste Krone in der Christenheit!
Vertraue dem Geheimniß! Willst du uns
Gehorsam angeloben?

Johann.

Ich gelobe.

Sega.

Ade, mein Commandeur der Christenflotte! (Sega ab.)

Vierter Auftritt.

Johann. Escovedo eintretend.

Johann.

Ha, wach' ich, träum' ich? Weck' mich, Escovedo!

Escovedo.

Er hat dir viel versprochen.

Johann.

Und mir ist
Wie dem Ertrinkenden, der krampfhaft greift
Nach jedem Grashalm, der vorüberschwimmt.

Escovedo.

Die nackte That nur iſt die Wirklichkeit,
Sonſt iſt doch Alles Nebelbild und Traum.

Fünfter Auftritt.

Perez. Vorige. Später **zwei Officiere.**

Perez.

Sennor! nach der Begegnung in dem Wäldchen
Kann ich nur unfreiwillig zu Euch kommen.

Johann.

Sennor, wie's Euch beliebt.

Perez.

Mein gnädigſter
Gebieter ſendet mich. Ihr dürft die Rückſicht,
Die darin für Euch liegt, nicht überſehen.

Johann.

Was ſucht man hier?

Perez.

Euch iſt gar wohl bekannt,
Wie plötzlich, unerwartet, räthſelhaft
Die Majeſtät wohl einen Einfall hat.
Als nach der Meſſe ich zum Handkuß kam,
Sprach Allerhöchſtdieſelbe zu mir huldvoll:
„Don Perez geht zu Don Johann und läßt ſich
Ausliefern deſſen ſämmtliche Papiere.“

Johann.

Das iſt Verrath! Das iſt Beleidigung!
Ein Ueberfall im Heiligthum des Hauſes!
Bin ich ein Dieb, ein Mörder, ein Verräther?
Geht zu dem König, ſagt, ich ſei ſein Bruder;
Er ſoll' beſchimpfen nicht des Vaters Blut.

Perez.

Am Mindeſten will ich unnöthig kränken;

Ihr möchtet wähnen, daß aus Rache nur
Ich gegen Euch verführe. Doch so lange
Hier der Befehl mit Königs Unterschrift
Noch sichtbar ist, hält er mich auch gebunden.
Die Officiere, welche mitgekommen,
Hab' ich zu Zeugen mir erbitten müssen.

(Zwei Officiere kommen. Perez übergiebt Johann eine Schrift.)

Kann ich Euch irgendwie gefällig sein?
Dies mein Befehl! Wenn er vernichtet ist,
So mangelt mir auch die Beglaubigung.
Und ich empfehle mich.

Escovedo (heimlich zu Johann).

Johann! Nein! Nein!

Johann (in das Schreiben blickend).

Des Königs Namenszug?

Escovedo.

Du mußt dich fassen, Freund!

Perez.

Um Alles weiß der König, wie Ihr wißt!
So war bereits ihm unser Zwist bekannt,
Als diesen schweren Auftrag ich erhielt:
Ich fühle ganz für Euch darin den Stachel.
Nur mich laßt diesen Zufall nicht entgelten.

Escovedo (zu Johann).

Verstopf' die Ohren! Bändige die Zunge!
Nur jetzt gieb keine Blöße dem Versucher!

Perez (für sich).

Der junge Mann dürft' noch zu guter Zeit
Für sich allein den ganzen Witz gebrauchen.

Escovedo (zu Johann).

Gieb mir das Blatt!

Johann.

Nimm hin! Nimm hin!

Escovedo (zu Perez).

Wir fühlen uns geehrt, dem Könige
Beweiſe unſ'res Fleißes vorzulegen.

Johann (in einem Armſtuhle).

Still! Still! mein Herz!

Perez (zu Escovedo).

Ich werde Euch beſonders
Zu rühmen wiſſen.

Escovedo (zu Perez).

Darf ich Euch bedienen?

(Perez und Escovedo an Johann's Arbeitstiſche. — Escovedo übergiebt ihm die Schriften und Zeichnungen, wie ſie in Nachfolgendem erwähnt ſind.)

Perez.

Ihr ſeid ſehr höflich.

Escovedo.

Hier in dieſer Mappe
Befinden ſich die Studien des Dienſtes
Zur See!

Perez (blättert darin).

Welch' feine Zeichnung! Sieh' doch da —
Ein Plan zu einer Seeſchlacht!

Escovedo.

Hier die Karte
Vom Mittelmeer, hier im beſonderen
Das Meer mit allen Häfen von Morea.

Perez

(übergiebt die Mappe den beiden Officieren, welche auf ſeinen Wink herangetreten ſind, ſo auch jedes folgende Werk).

Das iſt ein rühmlich' Werk.

(Er nimmt ein Tagebuch und lieſt die Aufſchrift)

Die Thaten Philipps
Des Zweiten; ah, nur Ueberſchriften noch!

(Er lieſt, indem er blättert.)

„Reiſe von Madrid nach dem Escurial, —
Reiſe vom Escurial nach Toledo, —

Von Madrid nach Aranjuez, —
Von Aranjuez nach Prado, —
Von Prado nach dem Escurial. —“

(Boshaft.)

Ein feiner Spott: der König liebt den Scherz.

Escovedo.

In diesen Portefeuillen sind die Briefe,
Die Don Johann in dieser Zeit erhalten.

Perez (blättert darin).

Hier giebt's nur Herrenhandschrift.

Escovedo.

Mit den Damen
Hat er die Blumensprache nur beliebt.

Perez.

Der Förmlichkeit, die hier allein in Frage,
Ist so genug geschehen. Nur der Dienst
Soll mich entschuldigen.

Johann.

Ich bedauere
In Euch den Edelmann. Gehabt Euch wohl!

(Perez mit den Officieren ab.)

Sechster Auftritt.

Johann. Escovedo. Zuletzt **Arthur.**

Johann (aufspringend).

Schaff' mir die Plane wieder, Escovedo!
Ha, Sega! Thor, war das dein Glück bei Philipp?
Es will der König mich beseitigen,
Denn nie wird er die Kühnheit mir vergeben,
Daß ich mich um Maria widersetze.
Ein Anderer wird mir nun vorgeschoben,
In seiner Hand mein Anschlag! Und der Sieg!
Und heimkehrt dieser And're im Triumph,

Ihm jubelt zu die Welt, — mit Wundenmalen
Häng' ich am Kreuz, mit einer Dornenkrone,
Und auf die Erde niedertropft mein Blut.

Escovedo.

Neid und Gewalt sind fürchterliche Feinde;
Doch Klugheit überwindet selbst den Teufel.

Johann.

Er tritt mir auf das Herz. O, Vater, Vater!
Vernimmt dein Geist den Angstschrei meiner Seele,
So wirf von dir des Todes schwere Fessel,
Stoß' von dem Sarg den Deckel, spreng' das Grab,
Und tritt hervor und richte zwischen mir
Und König Philipp, deinen beiden Söhnen!
Ich habe dich, ich habe ihn geliebt
Mit jeglicher Empfindung meiner Seele,
Mit jedem Odemzug; ich hab' in ihm
Noch mehr verehrt die Majestät des Königs —
An seinen Augen-Wimpern hing mein Blick —
An jedem Wink — wie göttlichem Befehl, —
Ich war ihm treu, gehorsam und noch jetzt!
Geist meines Vater, duld' den Mißbrauch nicht
Von der Gewalt, die ihm gegeben ist,
Als ält'rem Bruder und als meinem Herrn!
O Gott im Himmel, laß' mich deine Kniee
In diesem Aufruhr meines Innersten
Flehend umschlingen — zeige, zeige mir
Den rechten Weg zum Herzen meines Bruders! —
Es schweigt der Himmel und ich liege zuckend
Als Opferthier vor meinem Bruder Kain. —

(Er drückt die Hand auf's Herz, als fühle er dort einen heftigen Stich, und sinkt in einen Sesselstuhl.)

Escovedo.

Die Leidenschaft ist mächtiger, als er,
Sie streckt mit einem Keulschlag ihn zu Boden.
Das Leben ist nicht werth, es mitzuleben,

Und Selbstmord wird in solcher Zeit zur Tugend. —
Er regt sich. Sprich, Johann, was ist dir, Freund?

Johann.

Es war ein heft'ger Schmerz in meiner Brust!
Ich will nicht mehr an König Philipp denken;
Ganz mein gehören soll noch dieser Abend!
Ist Arthur noch nicht da? Ich sehne mich
Nunmehr nach seiner Botschaft. Ist er da?

Escovedo.

Zur Zeit noch nicht.

Johann.

Wie hoch ist's an der Zeit?

Escovedo.

Die Sonn' geht unter.

Johann.

Sagte dies der Knabe,
Dann, Escovedo, bleibt der Tod nur übrig.

Arthur (schnell herein).

„Die Kerzen brennen!" läßt der Priester sagen.

Johann.

Hinweg, Ihr schwülen Wolken dieses Tages!
Es zieht herauf die sternenhelle Nacht.
Kennst du die kleine Kirche an der Straße,
Dicht vor dem Thore gen Aranjuez?
Dort, dort wird mich Maria jetzt erwarten
Zur heimlichen Vermählung! Escovedo!
Es giebt nur ein Glück, das von Macht und Ruhm
Nicht überwogen wird: in frischer Jugend
Das volle Maß der wunderbaren Liebe! (Johann ab.)

Siebenter Auftritt.

Escovedo erst allein; dann **Pedro de Lara**.

Escovedo (allein).

Was war das? Welch ein Strich durch unsre Plane!

Er ist verloren. Wie? — Nein! Nein! Ich Thor!
O, wie beneidenswerth ist eine That!
Die albernste ist klüger, als die Klugheit.
Des Königs Neid auf seinen edeln Bruder
Liegt zähneblökend überall im Wege;
Da hetzt Johann's Verwegenheit auf ihn
Den Drachen Eifersucht. Daß nun ein Teufel
Den andern nicht verfehlt, ist meine Sorge.
Der König soll noch froh sein, wenn ihm jetzt
Gelegenheit sich zeigt, den Nebenbuhler
Zu senden in den Krieg. Steh' mir nun bei,
Du lust'ger Zufall, Schalksnarr dieser Welt:
Im eig'nen Netz den König zu verstricken;

(Pedro de Lara tritt ein.)

Und sieh', er kommt — als Cavalier vom Schlüssel.

Pedro.

Die Majestät befiehlt, daß Don Johann
Zur Conferenz erscheine; denn es drängen
Der päpstliche Legat und die Gesandten
Von Genua und von Venedig heute
Noch auf Entscheidung in der türk'schen Sache.

Escovedo.

Der römische Legat weiß es allein,
Wo Don Johann jetzt ist; mögt Ihr, Don Pedro,
Deshalb an ihn bestellen ein Billet?

Pedro.

Recht gern.

Escovedo (schreibt).

Zwei Zeilen nur!

(Er bricht den Brief und siegelt.)

Hier sind sie schon.

(Er übergiebt ihm das Billet.)

Pedro.

Und dies Billet bescheinigt mir, daß ich
Hier den Befehl bestellt. So gute Nacht! (Pedro ab.)

Escovedo (allein).

O ſchöne Teufelei der Politik,
Heut' hab' ich meine Seele dir verſchrieben.
Das Meine iſt gethan, nun mag zuletzt
Der kluge Sega krönen unſer Werk.

Achter Auftritt.

Nacht und Mondenſchein. Garten vor einer alten Kirche, welche den Hintergrund abſchließt: das Thor iſt offen, man kann hineinſehen auf den Altar, auf welchem die Kerzen brennen, rechts eine Thür zum Garten, welche verſchloſſen iſt. Von einer Seite Maria im bräutlichen Schmucke, von der andern Johann, einander in die Arme fliegend.

Johann. Maria.

Maria.

Johann!

Johann.

Maria! Endlich biſt du mein,
Und hinter mir liegt dieſes Lebens Qual.

Maria.

Mir pocht das Herz vor Angſt, es könnte Alles,
Wie Nebelbild, zu Thränen rings zerrinnen.
Johann, wenn ein Verräther uns entdeckte?

Johann.

Ich ſeh' ſchon einen.

Maria
(ſich ängſtlich an ihm verbergend).

Wo?

Johann.

Den Maienmond,
Der durch den Schnee der Mandelbäume träumt,
Die vor Entzücken ſchwere Thränen weinen.

Maria.

Du arger Schelm! Mir ſtockte ſchon der Odem.
Still! Hörſt du nicht ein Flüſtern aus der Ferne!

Johann.

Es sind verlor'ne Stimmen aus den Straßen,
Die noch wie müde Käfer uns umschwirren.

Maria.

Jetzt hör' ich deutlich eine Zither klingen
Zu süß verschwimmendem Gesang! Johann?

Johann.

Es ist ein Herz, das liebt. Du zitterst noch?

Maria.

Mir ist, ich weiß nicht, wie? Ich bin betäubt
Vom Duft des Lorbeers und der Nachtviolen.
(Ein Glöckchen läutet.)
Wie hell das klingt!

Johann.

Maria, dieses Glöckchen
Giebt nun das Zeichen, daß der Priester d'rin
Im Altar uns erwartet. Heimlich — heimlich
Ist unsere Vermählung und so glücklich.
Sag' deiner Mädchenfreiheit das Ade!

Maria.

Geliebter Mann, mir thut das Herz so weh.

(Beide ab in die Kirche, deren Thür sich von Innen verschließt. — Man hört das Glöckchen aus der Kirche. — Pause.)

Neunter Auftritt.

Links an der verschlossenen Thür zum Garten wird stark gepocht. **Perez'** Stimme und **Soldaten** von Außen.

Perez (draußen).

Holla! Holla, aufgemacht im Namen des Königs! Oeffne das Thor, wer uns hört! Holla! Regt sich Niemand d'rin? Wißt, es giebt auch einen stillschweigenden Hochverrath! — Alles schweigt. Holla! Schlagt die Thore ein! Hinan! hinan! Noch einen Ruck! — Noch

einen! — Jetzt kracht es in den Angeln! Noch einmal! Gut gemacht, Ihr Burschen!

(Perez mit Soldaten herein.)

Perez.

Alles dunkel. Ergebt Euch, Don Johann von Oesterreich! Es thut mir in der That leid, daß ich Euch bei einem Abenteuer stören muß, aber der Befehl des Königs!

(Pause.)

Seht Ihr Nichts, Ihr Leute?

Soldaten.

Nein! Nein!

Perez.

Zu spät! Es wird zu spät sein! Er wird es dem König bezahlen. Zwei von Euch halten die Thür besetzt, Ihr zwei Andern voraus! Nun laßt uns weiter vorrücken! Ihr steht still? Was giebt's hier?

Soldaten.

Eine Kirchenthür.

Perez.

Offen?

Soldaten.

Nein!

Perez.

Oeffnet im Namen des Königs!

(Das Thor der Kirche fliegt auf.)

Zehnter Auftritt.

Johann, Maria mit dem linken Arm umschlingend, steht im Eingange, den Degen vorstreckend, zu beiden Seiten **Chorknaben** mit Wachskerzen, weiter zurück, auf einer Stufenerhöhung der **alte Priester** mit dem Crucifix. **Vorige.**

Johann.

Wer ist so frech, mit wildem, wüstem Lärm
Die Ruhe dieses Heiligthums zu stören?

Perez.

Ungnade, wie Ihr merkt, kommt nie zu spät!

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs —
Verhaft' ich Euch! Gebt Euern Degen ab!

Johann.

Soldaten, habt Ihr unter mir gedient?

Ein Soldat.

Ich und mein Nebenmann.

Johann (commandirt).

Kehrt Euch! Ab!

(Die Soldaten marſchiren zurück und poſtiren ſich bei der Gartenthür.)

Perez.

Verrath! Verrath an Seiner Majeſtät!

Elfter Auftritt.

Bei den letzten Worten **Johann's** iſt **Sega**, der päpſtliche Legat, begleitet von den **Räthen** des Königs, eingetreten, ihm zur Seite wird auf rothſammtnem Kiſſen ein Commandoſtab getragen. — **Kerzenträger**, welche mitgekommen ſind, treten zur Seite.

Sega.

Im Namen Gottes, Frieden ſei zur Stelle!

(Perez weicht ſeitwärts zurück; Johann iſt mit Maria über die Schwelle getreten. Er ſtößt den Degen vor ſich in die Erde. Der Commandoſtab wird ihm dargebracht.)

Sega.

Generaliſſimus der Chriſtenheit!

(Johann ergreift den Commandoſtab, die Linke auf das Schwert geſtützt.)

Maria (neben ihm niederſinkend).

Meine Sonne! Mein Glück!

Johann

(den Stab erhebend, wie für ſich, ſtarkbetonend).

Generaliſſimus!

Dritter Act.

Kloſter. Das Sprachzimmer mit einer breiten, vergitterten Ausſicht in die Landſchaft. Maria, als Schutzbefohlene des Kloſters, in klöſterlicher Tracht ohne Scapulier. Sega ihr gegenüber.

Erſter Auftritt.

Sega. Maria.

Maria.

Quält' mich nicht länger, denn ich liebe ihn;
Johann's Gemahlin bin ich, und wir danken
Euch und dem Kloſter für den Schutz, den man
Mir doch mitleidig hier gewähren mochte.

Sega.

So ſehr liebt Ihr Johann von Oeſterreich?

Maria.

Gehör' ich denn nicht ihm mit Leib und Seele,
Mit jedem Odemzuge, jedem Seufzer,
Mit dem mein Tag beginnt, mit allen Thränen,
Den ſtummen Freunden qualdurchwachter Nächte,
Mit allen meinen Träumen, die zu ihm
Als Pilger ziehen über Land und Meer?
Ich bin ein Weib, das liebt, — was wollt Ihr mehr?

Sega.

Die größ're Liebe, die ſich ſelber heiligt
In der Aufopferung und der Entſagung.

Maria.

Entſagung? wie? Und hat Johann verlangt,
Daß ich entſagen ſoll?

Sega.

Er wird und muß es.

Maria.

Er iſt mein Herr, und mein Gemahl, er kann
Entſcheiden über mich, ſonſt Niemand mehr,
Und im Gehorſam ſoll kein Weib der Erde
Mit mir wetteifern können! Doch nun habt
Mit mir Erbarmen! Sprecht, wo weilt mein Herr?
Sind ſiegreich ſeine Flotten, ſeine Waffen?
Und wie ergeht es ihm? Wann hattet Ihr
Von ihm die letzte Nachricht? Hat er meiner
Nie mitgedacht? Werd' ich ihn wiederſeh'n?
So viele Fragen hat ein liebend' Herz —

Sega.

Und Antwort giebt darauf Euch dieſer Brief.

(Er übergiebt ihr einen Brief, welchen ſie erbricht und zu leſen verſucht.)

Maria.

Er iſt von ihm! von ihm! O, dieſe Züge
Sind nur die dunkeln Wimpern ſeiner Augen,
Ich küſſe ſie, —

(Sie küßt den Brief.)

da blicken ſie mich an,
Und Alles, was mich quälte, iſt vergeſſen.

Sega.

Bald ſollt Ihr ſelbſt ihn ſehn; denn hier vorüber
Wird er noch heute kommen nach Madrid —
Der ruhmgekrönte Held der Chriſtenheit
Als Sieger aus der Seeſchlacht von Lepanto.

(Maria ſinkt in einen Lehnſeſſel.)

Faßt Euch, Maria! Wie? Zum Tod erſchreckt?
Kalt ihre Hand und bleich ihr Angeſicht?
Starr iſt ihr Auge? Hohe Frau, kommt zu Euch!

(Für ſich.)

O welches Herz muß unſ're Politik
Hier unbarmherzig brechen.

Maria

(faltet die Hände und betet mit ſchnellen Worten).

Dank, Dank, Dank
Dir Allbarmherzigen, der du ein Ohr
Für jeden Seufzer in der Todesnoth,
Ein Auge für den Blick, der nach dir ſpäht,
Ein Vaterherz für jede Creatur —

(Sie ſinkt auf die Kniee und betet leiſe fort.)

Sega (für ſich).

Sie betet außer ſich. Vielleicht gelingt es
Da mitten in der Andacht ihren Sinn
Zu brechen. (Laut und hart zu ihr.)
Still! im Namen deines Gottes
Verwerf' ich dies Gebet der Sünderin!

Maria (fortbetend).

Mein Gott und Herr, warum verwirfſt du mich?

Sega.

Sündhaftes Weib, ſo ſpricht der Herr zu dir:
„Tritt mir nicht wieder vor das Angeſicht,
So lange du in böſer Eigenſucht
Den beſten Streiter meiner heil'gen Kirche
Abtrünnig machen willſt zu deinem Dienſte!
Hinweg mit dir, du arge Delila,
Die du die Scheere über Simſon's Haupt
In deinen Händen hältſt." So ſpricht der Herr:
„Mein iſt der Held — Johann von Oeſterreich,
Den Weg zum Thron, den ich ihn führen will,
Kann nicht mit ihm Mendoza's Tochter geh'n."

(Sega ab. Maria hat ſich erhoben.)

Maria (allein).

Verdammt mich, tödtet mich, doch von ihm laſſen,
Das kann ich nicht, — unmöglich iſt es mir!
Und wenn es wahr iſt, was der Prieſter ſpricht,

Daß ich verdammt um meine Liebe ſei.
O, dann iſt die Verdammniß — Seligkeit!
(Marſchmuſik erhebt ſich, welche ſich bis zum Ende der Scene ſteigert.)
Halt aus, mein Herz! Was iſt das? Dieſe Klänge?
(Stimmen aus der Ferne: „Hoch Don Johann von Oeſterreich!“)
Ha! Er! Er naht — der Sieger, der Geliebte,
Mich zu erretten aus des Kloſters Kerker —
(An der vergitterten Ausſicht im Hintergrunde.)
Johann von Oeſterreich! Ach meine Stimme
Erreicht dich nicht und an des Kerkers Gitter
Sinkt weinend, ſchluchzend die Verlaſſ'ne nieder!
(Sie gleitet am Gitter nieder.)

Zweiter Auftritt.

Schmuckloſes, kurzes, ſpärlich erhelltes Vorgemach zum Zimmer des Königs, zu welchem einige Stufen hinaufführen. Der Eingang iſt mit einem Vorhange verſehen. Escovedo kommt links zur Thüre herein, Perez rechts.

Perez. Escovedo.

Perez.

Was bringt Ihr, Escovedo?

Escovedo.

Den Bericht
Von Don Johann an Seine Majeſtät
Und die Beſchwerde über den Befehl,
Der mitten von dem Sieg ihn abgerufen;
Er war daran, mit einem kühnen Schlag
Die Türken in Europa zu vernichten.

Perez.

Johann ſchweift leicht in ſeinen Planen aus.
Euch aber wird befohlen, ungeſtört
Den Hergang vorzutragen, und zwar ſo,
Als wäre ſelbſt des Königs Majeſtät
Anweſend an dem Ort. Ihr könnt beginnen.

Escovedo (für ſich).

So bange ſchlug mein Herz nicht in der Schlacht,
Als hier bei dieſem todesſtillen Lauſchen

Perez.

Hier kniet erſt nieder!

(Escovedo kniet an der von Perez angegebenen Stelle links von dem verhangenen Eingang in des Königs Zimmer nieder.)

Sprecht in Gottes Namen!

(Perez ab durch den Vorhang zurück in das Zimmer. Pauſe).

Escovedo.

Heil meinem König!

(Der Vorhang geht von beiden Seiten zurück, man blickt in ein prächtiges, rothtapeziertes Gemach, auf einer Stufenerhöhung ſitzt der König in ſeinem Armſtuhl, in einem Gebetbuche leſend, den Roſenkranz in der Hand, rechts von ihm nebſt ſein Beichtvater, ein Dominikaner, zu ſeiner Linken Perez. Escovedo fährt nach einer kurzen Pauſe fort.)

Don Johann von Oeſt'reich
Grüßt ſeinen Herrn und König. Alſo lautet
Die große Siegesbotſchaft: Von Meſſina
Lief aus die Chriſtenflotte im September
Und ſuchte auf die feindliche Armada
Im Meere von Morea gen Lepanto,
Bis plötzlich in gewalt'ger Mondesſichel
Am Horizont, gleich ſpitzen Igelſtacheln,
Die türk'ſchen Maſten in die Höhe ſtarrten.
Jedwedem Chriſtenmann ſchlug bang das Herz, —
Unüberwindlich ſchien die Macht der Türken,
Unzählbar ihr Geſchwader; — doch es formte
Sich unſere Schlachtordnung. In dem Centrum
Johann von Oeſterreich, zur Linken ihm
Venedig und zur Rechten Genua.
Doch nun eilt er auf fliegender Schaluppe
Noch einmal durch die Linien aller Schiffe,
Geſtützt die Linke auf das gute Schwert,
Das Crucifix in ſeiner rechten Hand
Und mit gewalt'gen Worten Sieg verheißend.
Da wich die bleiche Angſt dem Gottvertrauen;
Er kommt zurück, vorrückt ſein Admiralſchiff;
Es fällt das Donnerzeichen zu der Schlacht —

(Johann iſt bei den letzten Worten hereingetreten.)

Dritter Auftritt.

Johann. Vorige.

Johann.

Still, Escovedo! denn hier bin ich ſelbſt!

König Philipp

(erhebt ſich, den Rücken Johann zukehrend und abgehend mit Perez und dem Mönch, welch' hinterdrein folgen).

Gott in der Höh' gebührt allein die Ehre!

(Während er mit ſeinen beiden Begleitern abgeht, ſchließt ſich der Vorhang vor dem Eingange.)

Johann.

Nur Gott allein? was iſt hier vorgegangen?

Escovedo.

Wir ſpielen hier ein wenig Comödie.

(Leiſe.)

Der Titel iſt: „Die Eiferſucht des Königs,"
Oder: „Des Königs Nebenbuhler", wie man will.

Johann.

„Nur Gott allein die Ehre!" So beſcheiden
Sind wir beſchieden? Oder irrt ich mich?
Hat Gott vielleicht im Sturm und Donnerwetter
Zerſtört des Feindes Flotten bei Lepanto,
Indem wir auf dem ſichern Lande ſaßen
Und mit Geſang die Zither dazu ſchlugen?

Escovedo (leiſe).

Wir ſind belauſcht.

Johann.

Bleib' bei mir, Escovedo,
Ich bin wahnſinnig! Mein Verſtand geht irre!
Verrathen bei Lepanto habe ich
Das Heil der Chriſtenheit und unſ're Flotte;
Ich bin ein Renegat, mit Schimpf bedeckt,
Im Koth nachſchleifend die entehrten Fahnen
Führ' ich das Heer zurück! So iſt erklärt,

Warum der König mir den Rücken wendet,
Warum den Regimentern iſt verſagt
Der Eintritt in die Stadt.

Escovedo.

Nun kommt an mich
Die Reihe zu erſtaunen! Wie? wir dürfen nicht
Einziehen im Triumph und überreichen
Die Siegstrophäen, in den Kirchen nicht
Te deum ſingen?

Johann (mit dem Fuße ſtampfend).

Nein! Nein! Nein! Vielmehr
Will man dem Heer nur einen Raſttag laſſen
Auf freiem Felde vor dem Thor der Stadt.

Escovedo.

Und dann?

Johann.

Nur Gott allein die Ehre! Dann
Wird man entſcheiden, wer es führen ſoll.

Escovedo.

Die Schlinge iſt zu pfiffig in den Weg
Und deshalb falſch gelegt; du kannſt ſie ſehen,
Dich vor ihr hüten! Thu' jetzt keinen Schritt,
Leg' wie ein Wolf dich vor der Falle nieder!

Vierter Auftritt.

Perez. Vorige.

Perez.

Die Majeſtät bedauert ſehr, daß ſie
Behindert iſt von wichtigen Geſchäften, —
Denn ſchlimme Zeitnng ging von Brüſſel ein —
Den vielgeliebten Bruder zu empfangen.

Johann.

Dank meinem ſorgenvollen, lieben Bruder,
Daß er die Zeit gewann, gerad' durch Euch
Mich in Buen Retiro zu begrüßen.

Perez.

Ihr ſolltet nach ſo mächtigen Triumphen
Mir nicht nachtragen unſ'ren kleinen Zwiſt.

Johann.

Begehrt Don Perez ſonſt noch was von mir?

Perez.

Es findet ſich des Königs Majeſtät
Verpflichtet, Eurem Wunſch nach ſo viel Mühe
Bei Euren Wagniſſen —

Johann. —

Mein Herr!

Escovedo.

Don Perez,
Kennt Ihr die Art, wie man die Wölfe fängt?

Johann.

Dank, Escovedo! — Ah, zu Thränen rührt mich
Des Königs unbekannte, große Gnade!

Perez.

Nach Euren glückgekrönten Wageſtücken —

Johann.

Nach meinen glückgekrönten Wageſtücken?
Reich' deine Hand mir, lieber Escovedo, —
Es ſchwindelt mir.

Perez.

Erlaubt mir fortzufahren:
— So ſehr gerechtem Wunſch zuvorzukommen
Und Euch zunächſt in Ruhe zu verſetzen.

Johann.

Ha, gut gezielt, mein Freund! Der Stoß ſaß gut.

Perez.

Was meint Ihr?

Johann.

Zu, nur immer zugeſtoßen!
Ich halte ſtill.

Perez.

Ihr seid gereizt.

Johann.

Gereizt!
Pah! Nur ein gutgemeinter Nadelstich:
Holt besser aus!

Perez.

Ist Euch nicht wohl?

Johann.

Ihr fragt
Mich so am Tag des flammenden Triumphs
Voll ungemess'nen Ruhm's nach einer Seeschlacht.
Wie noch der Erdkreis keine zweite kennt,
Die in die Luft gesprengt die Uebermacht
Des Reiches der Osmanen, die Armada,
Die alle Christenheit mit Angst erfüllte?
Seid doch so gut und sagt mir: welcher Grieche
Hat wohl bei Salamis die Perserflotte
Geschlagen und vernichtet? Sprecht, wie hieß
Der große Held zur See, der Griechenland
Von Sclaverei und Untergang gerettet?
Wie hieß er doch? Sagt an, war ich es nicht?

Perez.

Mögt Ihr Euch mit Themistocles vergleichen?

Johann.

Mich mit Themistocles? Was fällt Euch ein?
Er diente seinem Volk — ich meinem König.

(Er geht ab, ihm folgt Escovedo.)

Perez (allein).

Das eben ist es, Don Johann von Oest'reich, —
Das ist der Strick, an dem wir dich noch halten; —
Der Dienst! — Der Dienst ist uns're Zauberformel, —
Erfunden in geheimer Klosterzelle
Und überliefert an das Königthum —
Mit der wir diese wilde Zeit beherrschen

Und in ihr die gewaltigſten Naturen.
Was wären wir mit allen unſ'ren Werken,
Mit uns die ganze menſchliche Geſellſchaft,
Wenn dem Naturſpiel, dem Genie, die Welt
Zum leichten Spielball wär' anheimgegeben?
Doch ich bewahre mir des Königs Gunſt,
Denn wir verſtehen uns und danken Gott,
Daß er uns das Talent geſchenkt, zu brauchen
Zu unſ'rem Dienſte, was wir herzlich haſſen.
(Betend.)
So dank' ich dir, dem Geber alles Guten,
Daß du auch Don Johann uns überliefert
Wie einſt das Kriegsgenie des Grafen Egmont,
Als wir des Sieges bei Quentin bedurften,
Und dann ſein Haupt! Und lege noch dazu
Den Kopf des klugen Wilhelms von Oranien,
Der uns nun ſo gefährlich iſt geworden!
Mein Herr und Gott, laß' ſo Johann uns nützen
Und auch verbrauchen, wie es dir gefällt.
(Pauſe.)
Doch daß dabei der Seel' geſcheh' kein Schaden,
Hab' ich gelöst mir einen Ablaßbrief,
Der mir den Himmel immer offen hält,
Bet' ich nur täglich zwanzig Vaterunſer!
So hier und dort gedeckt mit allen Gnaden,
Geht durch die Welt mein Weg in's Himmelreich! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Im Lager vor der Stadt.

Eine Fahne iſt in der Mitte der Bühne im Mittelgrunde aufgepflanzt, zwei Tamboure trommeln dabei, links und rechts ſtehen **Gomez** und **Sancho**; gleich nach der Verwandlung kommen Beide im heftigen pantomiſchen Geſpräche hervor, von beiden Seiten ſtürzen **Soldaten** herbei, ſo daß ſich, indem Gomez und Sancho weiter zurück die Mitte einnehmen, von ſelbſt ein Halbkreis bildet.

Soldaten (durcheinander).
Der Generaliſſimus? Wo iſt der Generaliſſimus?

Gomez.

Wohinaus?

Sancho.

Es geht was gegen die Natur!

Gomez.

Pah! Eine Ohrfeige, die Jedem im Geſichte brennt.

Soldaten (durcheinander).

Gomez ſoll reden, Gomez hat das Wort!

Gomez.

So frage ich Euch, Kriegskameraden, unter welchem Titel hat man uns beſchimpft?

Sancho.

Wir ſind keine Natur, die ſich ſchimpfen läßt.

Soldaten.

Sancho hat das Wort!

Sancho.

Kurz und gut, wir haben Beſchwerde: daß den glorreichen Regimentern der Einzug in die Stadt verboten iſt, wie nur geſchehen kann, wenn ein Kriegsheer Ehre und Pflicht verletzt hat gegen Königsordnung und Natur!

Gomez.

Ich frage wieder: haben wir in der Seeſchlacht von Lepanto unſere Pflicht als Chriſten und Spanier gethan?

Soldaten.

Wir Alle! Wir Alle!

Gomez.

Halt! Ihr habt mehr gethan! Jede Euerer Wunden wurde zu einem Werke der Barmherzigkeit, — Donnerwetter und Mohren! — Denkt Ihr daran, als wir die zweitauſend Chriſten von den türkiſchen Galeeren losketteten und die Geretteten ſchluchzend in unſeren Armen lagen: Und wißt Ihr noch, als wir die todten Janitſcharen zählten? Es waren dreißigtauſend! Bei St.

Jago, — einen ganzen Tag lang war das Meer meilenweit blutroth! Und ſo dürft Ihr es der ganzen Chriſtenheit zurufen: an dem Tage von Lepanto haben wir dem Mahommed die rechte Hand abgehauen für alle Zeit!

Sancho.

Als dem Sultan dieſe Niederlage gemeldet wurde, fragte er nach allen ſeinen Königen und Unterkönigen, Bei's und Aga's, die dabei waren, und Keiner konnte ſich verantworten, denn ſie waren Alle erſchlagen in ihrer beſten Natur!

Gomez (vortretend).

Das hattet Ihr gethan! Aber doch ſeid Ihr Alle nur die Gliedmaßen des Generaliſſimus, Don Johann's von Oeſterreich. Sein Ruhm iſt der unſere, und unſer Werk das ſeinige! Noch iſt er nicht zurück von Madrid. Wir müſſen ihn erwarten. Er wird am Beſten wiſſen, wie wir uns zu verhalten haben.

Soldaten.

Gomez hat Recht, hat Recht!

Sechster Auftritt.

Arthur. Vorige.

Arthur.

Holla! Eine Neuigkeit, die uns Alle angeht! Bis an Hals und Kragen und d'rüber hinaus!

Gomez.

Laß' hören, du belgiſcher Falke! Steig' in die Höhe mit deinem Armenſünderglöckchen!

Arthur.

Marſchordre iſt da!

Soldaten (durcheinander).

Marſchordre! Marſchordre? — Wohin? Wohin?

Arthur.

Nach den Niederlanden! Grauſt Euch davor? —

Gomez.

Auf wessen Befehl?

Arthur.

Ich weiß gewiß, das Don Johann davon noch Nichts weiß. Wer weiß denn überhaupt, ob er Euch noch was angeht? (Arthur ab.)

Gomez.

Donnerwetter und Mohren! Da haben unsere eisernen Zungen mitzureden!

Siebenter Auftritt.

Marketenderin kommt mit einem **Blinden**, welcher auf der Zither spielt. **Vorige.**

(Sobald Beide die Mitte des Halbkreises eingenommen haben, treten Sancho links an die Spitze desselben — Gomez rechts.)

Blinder (spielt und singt).

„Ich bin nun blind und hab' kein Brod,
O welches Elend, bitt're Noth!
Hier ist nur Alles ohngefähr, —
Wenn ich doch erst im Himmel wär'!"

Marketenderin.

Da ist auch Einer, der aus den Niederlanden kommt, — ein alter Kamerad. Sie haben ihn dort singen und betteln gelehrt. Hoih! flatterte seine Flagge von der Gaffel, als er auszog! und nun schaut ihn an! schaut ihn an!

Gomez.

O du blindes Elend! Erbärmlichkeit der Eingeweide dieser Zeit!

Marketenderin.

Hinein in den Wind, blinde Brigg! Bis in das Mark hinein!

Gomez.

Die kann nicht vergessen, daß ihr Mann Schiffscapitain war.

(Soldaten werfen dem Blinden Geld in die Mütze — Einer nach dem Andern, so daß sich in jedem Augenblick der Halbkreis wieder herstellt.)

Gomez

(tritt zuletzt und gravitätisch herbei und wirft ihm seine Börse in den Hut).

Da, blinder Kamerad! Mach dir einen guten Tag!

Blinder.

Gott vergelt's Euch, wenn Ihr selbst alt und elend seid! Eine Kugel streifte mein Gesicht und hat mich blind gemacht!

Marketenderin (zum Blinden).

Wie sieht's aus in den Niederlanden? Was giebt es da zu beuten!

Blinder.

Blut, Asche, — Tod! — oder Elend! Ich war einer von Alba's Trabanten und habe rechtschaffen mitgeholfen; wir haben alle vom Adel und vom Bürgerstande, deren Köpfe uns mißfielen oder deren Geldbeutel uns gefielen, auf das Schaffot gebracht.

Gomez.

Donnerwetter!

Marketenderin.

Laß' ihn reden! wir müssen Alles wissen.

Blinder.

Da riefen sie gegen uns ihre Natur zu Hülfe!

Sancho.

Seht Ihr — die Natur! ja! die Natur!

Blinder.

Wißt! das Meer geht dort höher, als das abgedeichte Land. Denkt, wir marschirten jetzt lustig auf grünem Plan; da schweigen plötzlich die Pfeifen und die Farbe weicht aus allen Gesichtern. Wir hören aus der Ferne ein dumpfes Sausen, — am Horizont erscheinen weiße Streifen, — und ein Schreckensruf geht durch die Colonnen: „Es kommt das Meer!" Da ist es schon, — es schwillt und braust, und wir stehen im Wasser bis an den Hals. Und nun kommen auf kleinen Nachen wie Mövenschwärme die Gueusen mit ihren langen Flinten! Piff! Paff! da stürzt

der Vordermann und der Nebenmann. Es ist eine Wasserjagd, — auf elende, hülflose Creaturen!

Gomez.

Und Euer Alba —

Sancho.

Wie benahm sich diese Natur?

Blinder.

Er machte sich aus dem Staube, das heißt aus dem Sumpfe!

Gomez.

Oder vielmehr aus dem Brei, den er eingerührt!

Marketenderin (tritt vor).

Habt Ihr Lust, ihn auszulöffeln? Wohl bekomm' Euch die Mahlzeit! Sancta Magdalena, wenn ich ein Mannsbild wär'!

Gomez.

Aber unser Feldherr ist kein Alba, er ist der rechte Sohn des Kaisers! ein Soldatenvater — unser Generalissimus!

Achter Auftritt.

Escovedo. Vorige.

Escovedo

(vortretend und Gomez in die Rede fallend).

Gewesen! — Generalissimus gewesen!

Soldaten.

Gewesen? Gewesen?

Gomez.

So stürze Himmel und Hölle ein! und Rebellion ist im Lager!

Escovedo.

Die Königliche Majestät hat geruht, Ihren Bruder — Don Johann von Oesterreich in Ruhestand zu versetzen! Ich komme von Buen Retiro, wohin ich den Commandostab abgeliefert habe. (Ab.)

Marketenderin.

Was ſteht Ihr da mit langen, bleichen Geſichtern? Segel ho! Das iſt keine Möve! Es iſt eine Fregatte! Seid Ihr Männer oder Buben? Seh' ich nicht da den Sergeanten Sancho? Er war mit mir auf der Galiote Speranza bei Lepanto! Sprecht! Als dort mein Mann und die andern Officiere gefallen waren und Ihr die weiße Flagge aufhiſſen wolltet, — wer riß ſie in Fetzen? Ich! Ich! Wer übernahm das Commando? Ich! Ich!

Sancho.

Ja, ſie iſt eine Natur! Wie ſie ſagt: ſie commandirte, wie der beſte Capitain! Ich wollte mein Leben lang unter ihr dienen!

Marketenderin.

Halt' dein ungewaſchenes Maul! Dafür hat mir auch der Generaliſſimus die goldene Ehrenkette um den Hals gehängt und mich Speranza getauft.

Gomez.

Donnerwetter und Mohren! Nun heraus mit deinem Rathe! — oder ſchweig', du commandirende Lärmtrommel der Unendlichkeit!

Marketenderin.

Lederner Mann mit dem Bratſpieße, halt' zu Gnaden und ſchweig'! Zeig' deine Farben an der Gaffel, Sclavenhändler! Thut die Augen und Ohren auf! Ihr wißt nicht, was das Alles bedeutet? Warum uns der Einzug in die Stadt verſagt iſt? Meint Ihr, damit wir den guten Bürgern ihre kleinen Kinder nicht aufwecken möchten oder damit ſie ihren Kohl allein eſſen könnten? Ahoi! Luv an! Beim Wind gehalten! Warum wir ſo — mir nichts, dir nichts — in die Sümpfe der Niederlande waten ſollen? Ausgeſchaut! — Wir ſollen dort in unſerem Ruhme erſaufen! Und warum unſer Generaliſſimus abgedankt iſt? — Meint Ihr, nur abgedankt? — Sein Bruder, der König, wird ihm nie verzeihen, daß

Johann des Kaisers Sohn in der That, er nur dem Erbe nach es ist! —

Gomez.

Da der Schiffscapitain im Unterrock hat Phantasie, die einen alten Soldaten verrückt machen kann!

Marketenderin.

Das Schiff zieht Wasser! An die Pumpen! — Dem Generalissimus wird es gehen, wie dem Infanten Don Carlos hier, den Grafen Egmont und Horn dort in Brüssel, und wie Allen, die nicht die Courage haben zur Rebellion, wie Oranien, der allein noch mit seinen Seehunden, den Wassergueusen, obenauf ist. Und nun, Gomez! leih' mir deine Trompetenstimme! und nun frag' ich Euch: wollt Ihr den Generalissimus retten? wollt Ihr?

Soldaten.

Für immer Don Johann von Oesterreich!

Gomez.

Höllenweib, du hast mich verführt! Speranza! dich hat der Teufel (mit der Jungfrau Maria) gezeugt! Tambour, schlag' Generalmarsch!

(Es geschieht. Er eilt nach dem Hintergrunde zur Fahne.)

Marketenderin (Gomez nachfolgend).

Alle zu Hauf! Don Johann soll an unserer Spitze bleiben! Er versteht unser Handwerk und unsere Art! — Und wir lieben ihn! Mit ihm und für ihn in den Tod!

Alle.

Mit ihm in den Tod!

Sancho.

Bis in die letzte Natur.

Gomez.

(die Fahne emporhebend und sie der Marketenderin in die Arme drückend).

Vorwärts! Marsch!

Marketenderin (abstürzend).

Zu Hauf! Setzt Segel bei! Ahoi! Alle zu Hauf

Alle.

Nach Madrid! Nach Madrid!

(Während im Hintergrunde der erste tolle Haufen ordnungslos rechts abstürzt, schließt sich ihm die geordnete Soldateska in Reih' und Glied marschirend an. Verwandlung.)

Neunter Auftritt.

Quartier des Legaten Sega.

Sega (allein).

Zwei auserwählte Menschen kenne ich,
In deren Liebe Gott erretten könnte
Das Schiff der Kirche von dem Untergang:
Maria Stuart, Königin von Schottland
Im Kerker der Stiefschwester England,
Und hier Johann von Oesterreich umstrickt
Vom eiferfücht'gen Neide seines Bruders.
Er kehrt zurück als Sieger von Lepanto,
Wir können weiter über ihn verfügen.
Geläng's, durch ihn, Maria zu erretten
Und Beide auf den Thron Britannia's,
Der meerbeherrschenden, emporzuheben,
So schmiedeten wir wieder den Prometheus
Der neuen Zeit an Petri Felsen an.
Im Argen liegt die Welt! Loyola hilf!

Zehnter Auftritt.

Sega. Arthur.

Arthur.

Eur' Eminenz läßt Don Johann begrüßen
Und nach dem Kloster fragen, wo Maria
Für deren Sicherheit Sie Bürge wurden,
Zu finden ist.

Sega.

Wir kommen selbst zu ihm. (Arthur ab.)

Sega (allein).

Er ſoll ſie wiederſeh'n, denn die Verſagung
Reizt nur zum Widerſpruch. Und irr' ich nicht,
So iſt das Wiederſeh'n nicht Wiederfinden;
Denn ihre Reize, die ihn feſſelten,
Sind nun verblüht im dumpfen Kloſtergarten,
Auch hat ſie keine Krone zu verſchenken,
Und ein gebrechlich' Weſen iſt das Herz.

Elfter Auftritt.

Sega. Iſidoro.

Iſidoro.

Rebellion! Rebellion! Im Anmarſch
Iſt's ganze Lager. Mit dem Feldgeſchrei:
„Johann von Oeſterreich!“ ſtürmt unaufhaltſam
Die Fluth des Volkes nach Buen Retiro.

Sega.

So hat der König dennoch ſich verrechnet?
Ich hatte ihn gewarnt, er hörte nicht.

Iſidoro.

Ich bin vorausgeflogen, wie ein Hirſch
Vor einer Meute.

Sega.

Oder Meuterei.
Wer iſt ihr Haupt?

Iſidoro.

'Ne Marketenderin.

Sega.

So weit kam es mit dieſem Herrn der Welt
Im Escurial, daß er ſich fürchten muß
Vor einer Marketenderin? Mein Gott!

Iſidoro.

Man ſollt' nicht glauben, wie ſo wunderſam
Es hergeht; ach, die Glücklichen ſind doch
Zumeiſt die Armen und Demüthigen. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Sega. Perez.

Don Perez ſeh' ich zitternd zu mir kommen,
Und todtenbleich vor Angſt im Angeſicht?

Perez.

Weiß Ihre Eminenz noch nicht —

Sega.

Ich weiß.

Was weiter nun?

Perez.

Der König hat Madrid
Eilig verlaſſen und im Escurial
Seine Perſon in Sicherheit gebracht.

Sega.

Sehr unklug, Freund! Ihr und der König Philipp
Bleibt, wie ich merke, immer Neulinge
Im Meer der Politik; das Steuer fällt Euch
Vor jedem hohlen Wind aus Eu'rer Hand.
Wir werden Euch Vormünder ſetzen müſſen.

Perez.

Ihr nehmt es ſtreng.

Sega.

Zu ſtreng im Augenblick,
Wo Ihr das Oel der Zagheit in das Feuer
Des Aufruhrs gießt, der Spanien und mehr,
Die chriſt-kathol'ſche Welt anzünden könnte?
Ich werd' mit Philipp ſelber ſprechen müſſen.
Hat irgendwie Vorkehrung er getroffen,
Eh' er Madrid verließ?

Perez.

Noch eine Ordre
An Don Johann hat er zuletzt vollzogen,
Und mich, mich ſelbſt damit an ihn entſendet.

Sega.

Und Don Johann?

Perez.

Welch eine Schmach erfuhr ich!
Ich ſtand vor ihm, ſtarr ſah mich an ſein Auge,
Um ſeinen Mund ſaß feſtgefror'ner Hohn;
Ich reicht' ihm dar die königliche Ordre,
Es blieben ſeine Arme feſtverſchränkt;
Ich bat ihn um Verzeihung, doch er ſchwieg —
Sein ſtarrer Blick blieb nur derſelbe Dolch,
Mit dem er mir die Seele marterte.
Ich warf mich auf die Kniee, und ich flehte
Ihn an um Rettung ſeines Bruders Philipp —
Er ſchwieg. Er wollte mich mit Schweigen tödten.
Ich litt dieſelbe Pein, als trät' er mich,
Obſchon er ſich nicht regte, doch mit Füßen;
Nun bat ich wieder um ein einzig' Wort, —
Kein Odemhauch verrieth das Herz in ihm. —
Nun ſchwieg ich wieder ſtill, — und todtenſtill
War's nun, — es gähnte zwiſchen uns ein Grab.
Da habe ich gelernt, wie man mit Schweigen
Vernichtet einen Feind. Zu ſeiner Zeit
Kann ihm vielleicht ſein Schüler Ehre machen.
Wie furchtbar kann das Schweigen ſein! Entſetzlich, —
Den böſen Dämon hab' ich dort erblickt.

(Tumult aus der Ferne.)

Hört Ihr den Lärm; ſie toben in dem Schloß;
Sie ſuchen noch den König Philipp dort.

Sega.

Ich kenn' vielleicht das Mittel, welches Löwen
Und Männer bändigt. Folgt mir jetzt zum Kloſter,
Wo die Mendoza ich verborgen habe.
Sie ſoll uns helfen; kommt, beſinnt Euch nicht! (Beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Quartier Johann's. Der Hintergrund iſt durch eine quer über die Scene laufende Säulenreihe vom Mittelgrunde geſchieden.

Johann (allein).

In Ruheſtand verſetzt? Ja, wenn der König
Dem Sturm, wie einem Hund, gebieten könnte:
„Schweig' ſtill!“ Der wildempörten Meereswoge:
„Leg' dich zur Ruhe!“ Und der Feuersbrunſt:
„Du Flammenrieſe, Himmelsſtürmer, kriech'
Zurück in deine Kohle!“ Oder auch
Dem Geiſt der Gegenwart, der wilder noch,
Als die Gewalten aller Elemente:
„Knie' vor mir nieder, ſieh', ich bin dein Herr!“
Dann glaubte ich daran, daß er auch mich
In Ruheſtand verſetzt! Mich, den die Zeit
Mit Löwenmilch zu Thaten aufgeſäugt.
Doch wär' ein Gut gar ſehr begehrenswerth!
Ein Jeder ſucht es, — einer in dem Lächeln
Beglückter Liebe, dieſer in der Mündung
Der donnernden Gewehre mit dem Degen,
Der in der Gunſt des Hofes, der im Beifall
Der leichtbewegten Menge, und ein And'rer
Im falſchen Glanze aufgehäufter Schätze, —
Bis ſie es All' im eig'nen, kleinen Herzen,
Und wenn nicht da, doch in der Erde finden, —
Die heil'ge Ruhe! — Wie begehr' ich ſie! —
Sie nahet mir, ich ſtreck' die Arme aus;
Doch wie ein Nebelſchauer geht's vorüber.

Vierzehnter Auftritt.

Escovedo tritt aufgeregt herein. **Johann.**

Escovedo.

Die Stunde ſchlägt, auf deren Donnerſtimme
Ich jede Mitternacht emporgelauſcht.
Johann von Oeſterreich! In deiner Hand

Hör' ich den Würfel der Entſcheidung rollen,
Es iſt das Schickſal Spaniens, mit Sehnſucht,
Mit Todesangſt harrt es auf dieſen Wurf.

Johann.

Ich weiß nicht, was du willſt.

Escovedo.

Du blickſt mich an,
Wie ein Nachtwandler? Du verſtehſt mich nicht?
Weißt du denn nicht, daß unſ're Regimenter
Im off'nen Aufſtand und im Anmarſch ſind?

Johann.

Was geht's mich an?

Escovedo.

Mein Gott im Himmel! leg'
Das rechte Wort mir auf die Zungenſpitze,
Das dieſen böſen Zauber löſen kann,
Der in dem Augenblicke der Entſcheidung
Den Sinn des Menſchen bindet, wo er ſich
Und eine Welt vom Elend könnt' erlöſen!

Johann.

Vergiß dich nicht!

Escovedo.

Du willſt dich ſelbſt vergeſſen!
Du drückſt die Augen zu, um nicht die Brücke
Zu ſehen, die den Abgrund überfliegt,
In den der Neid, die Bosheit deiner Feinde
Dich unaufhaltſam drängt! O rette dich
Und Spanien, das ſchöne Spanien
Aus Schmach und Tyrannei! vor König Philipp!
Es ſtöhnt und wimmert hier zu deinen Füßen,
In Schweiß und Blut gebadet, — ſieh' doch da
Die Folterbank der Inquiſition! —
Die Schrauben ſtehen ſtill; vom Todesſchreck
Ergriffen, iſt der Folterknecht entwichen;
Du biſt der einz'ge Retter Hilf und rette!

Gieb Spanien die alte Freiheit wieder!
Thu' einen Schritt, ſo nimmſt du ein den Thron
Als echter Sohn und Erbe deines Vaters!

Johann.

Bin ich kein Menſch, daß du mit ſolchen Worten
Das Herz mir aus dem Buſen winden willſt?
Ich kann, ich darf, ich will dich nicht verſtehen.

Escovedo.

Hiſpanien, verhüll' dein Angeſicht!
Der wunderbare, große Augenblick,
Der dieſes Mannes Herz und Hand geſucht,
Fliegt ungenützt vorüber, hinterdrein
Zähnfletſcht die Hölle, ſchleichen, kriechen gramvoll
Jahrhunderte voll Schmach und Noth und Elend
Und ſo bin ich, du arme Bettlerin,
Dein einz'ger Sohn, der deinen Schrei gehört,
Den Todesſchrei in dieſer letzten Stunde!

Johann.

Ich kenn' in dir nicht mehr den klugen Freund;
So höre mich: Soldatenmeuterei
Kann einen Thron zwar ſtürzen, aber wehe
Der frechen Hand, die darauf einen neuen
Zu bauen ſich erkühnt! Lies doch, mein Freund,
Die römiſche Geſchichte! Einen Herrſcher
Trägt nur empor der eiſerne Gehorſam.

Escovedo.

Johann, es handelt ſich hier um dein Haupt!
Nie, nimmermehr wird dir des Königs Argwohn
Vergeſſen dieſen Tag, an welchem er
Ohnmächtig iſt vor deines Namens Klang!
Ein König, welcher zittert, der iſt furchtbar.
Johann von Oeſterreich!

Johann.

Du nennſt den Namen,

Der mir den Weg aus dieſem Dunkel zeigt!
Ich bin ein Oeſterreicher! Das iſt Alles!

Escovedo.

O welch' ein Jammer, unſagbar und grau'nvoll:
Dort geht zurück in's ewige Gefängniß
Die Mutter aller Spanier, hier träumt
In wunderbarer, ſchrecklicher Verblendung
Der Mann der That, und träumt, bis auf ſein Haupt
Herunterfährt das mörderiſche Beil!
Sie ſind die einzigen, die ich geliebt!
Vergönnt mir einen Winkel, wo mein Herz
Und meine Thränen ich verbergen kann! (Ab.)

Johann (allein).

Du ſtrenger Geiſt vom Hauſe Habsburg, ſteh' mir bei:
In dieſem Kampfe, den ich in mir ringe!
O Kaiſer Karl, ſelbſt dein enterbter Sohn
Soll nicht den Feuerbrand der Anarchie
Frech ſchleudern in das väterliche Haus!
Ich ſteh' und falle mit der alten Zeit!

Funfzehnter Auftritt.

Maria in Kloſtertracht, zwiſchen zwei **Nonnen**, welche jedoch im Hintergrunde zurückbleiben, tritt ein und nähert ſich **Johann**.

Johann.

Wen ſucht, Ihr, fromme Jungfrau?

Maria.

Gott, mein Gott!
Johann erkennt mich nicht?

Johann.

Maria? Du?
Erſcheinſt du mir im Traum? Biſt du es ſelbſt
Und findeſt nicht mein Herz?

(Er breitet ihr die Arme entgegen.)

Maria (an ſeiner Bruſt).

Johann! Johann!

(Pauſe.)

Johann.

O, ſprich, Geliebte, welches Leid hat mir
Die ſchöne Roſe, die ich hier gelaſſen
Verwandelt in die weiße Lilie?
Sind Lieb' und Leid ſo eng, ſo ſehr verwandt?

Maria.

Frage mich nicht, was meine Wange bleichte!
Die Thränen thaten es, die ich um dich
Vergoſſen Nächtelang und Tagelang,
Und die Gebete, die für dich empor
Aus meinem Herzen zu dem Himmel ſtiegen.

Johann.

Sie ſtritten unſichtbar an meiner Seite
Am Tage von Lepanto, heute aber
Senk' Gottesruhe in dies wilde Herz,
Wo ſchon der Aufruhr auf der Pulvertonne
Stand mit der Lunte, in die Luft zu ſprengen
Ein Königreich.

Maria.

Behüt' dich Gott, mein Herr!
So wirſt du deinen Lorbeer nicht beflecken,
Den allerreinſten in der Chriſtenheit!
Gebiet' dem Aufruhr der Soldaten Stillſtand
Und bringe Frieden deiner armen Heimath,
Den Niederlanden! Sieh'! in deine Hand
Legt jetzt der König Schwert und Palmenzweig!

Johann.

Maria weißt du auch, was du beginnſt?
Du legſt von Neuem zwiſchen uns das Schwert
Und das Geſchick, das unberechenbare.

Maria.

Wär' ich denn deiner werth, wenn meine Liebe

Voll Eigenſucht in deinen Heldenlauf
Sich drängen wollte? Laß' dies arme Herz
Nur ruhig bluten, weinen dieſe Augen;
Ich weiß es doch: du wirſt mich nie vergeſſen!

Johann.

Du weckſt mein Herz zu unnennbarem Jammer
Und tödtlich das Gefühl, daß ich verfallen
Dem böſen Geiſte dieſer Zeiten bin;
Er jagt mich weiter, weiter ruhelos —
Durch Elend und Entſetzen bis an's Ziel,
Wo mit zerbroch'nem Schwert ich niederſinke —

Maria.

In meine Arme und an dieſes Herz!
Johann! bring' Frieden nach den Niederlanden,
Und laß' zum Segen deinen Namen werden!

Johann.

Mir graut vor jenem Land, es dampft von Blut,
Das gegen Spanien um Rache ſchreit.

Maria.

Du aber biſt der Sohn der Niederlande,
Und ſo reicht dir und deinem armen Volk
(Sie reicht ihm die Hand.)
Hiſpania zum Frieden ihre Hand.

Johann (halb für ſich).

Es iſt mir keine and're Wahl geblieben,
Da Escovedo ich zurückgewieſen, —
Und wenn er doch erkannt das Beſſere?
Du haſt für mich entſchieden, doch iſt mir,
Als fiel' auf meinen Pfad ein dunkler Schatten.

Sechszehnter Auftritt.

Sega. Vorige. — Zuletzt **Soldaten** mit der Fahne im Hintergrunde.

Sega (Johann unterbrechend).

Vielleicht von einem Thron. Der Weg dahin
Geht über Flandern; hier der Reiſepaß —

(Er überreicht ihm die königliche Ordre.)

Von König Philipp Vollmacht und Decret.

Johann (zu Maria).

Was haſt du mir gethan, du Unglückſel'ge!

(bewegt ihre Hand faſſend.)

Maria? —

Sega.

Ihre Mutter iſt die Kirche,
Die um das fromme Kind an ihrem Herzen —

Maria (für ſich).

Im Todeskampf —

Sega (fortfahrend).

Die treuen Arme legt.

Maria

(für ſich, die Arme über der Bruſt kreuzend).

Das Opfer iſt vollbracht.

(Marſchmuſik. — Mit dem Rufe: „Hoch Don Johann von Oeſterreich!“ füllen die Soldaten den Hintergrund.)

Johann (zu Sega).

In Eurem Schutz
Laß' ich zurück mein Herz! Bewahrt es ſo,
Daß ich an einem Tag Euch danken kann,
Wo ich von Euch zurück es fordern werde;
Mit Leib und Seele haftet Ihr für ſie.

Sega.

Ihr habt's geſagt.

Johann.

Maria, lebe wohl!

Maria.

Johann!

(Pauſe. — Endlich wendet ſich Johann ſchmerzbewegt von ihr ab.)

Maria.

Er wendet ſich.

(Ihm nacheilend, — an ſeinem Halſe.)

Leb' wohl!

Johann.

Maria!

Soldaten (durcheinander).

Generaliſſimus!

Gomez.

In Reih' und Glied!

(Es geſchieht.)

Johann.

Hier bin ich, Kameraden!

(Während der Vorhang fällt.)

Vorwärts! Marſch!

Vierter Act.

In Namur. Johann's Quartier. Johann kommt herein, Arthur trägt ihm Helm und Degen nach und legt sie auf dem Tische ab.

Erster Auftritt.

Johann. Arthur.

Johann.

Es dunkelt.

Arthur.

Nicht zu unterscheiden ist
Der Tag von Nacht, so dichter Nebel breitet
Sich, wie ein weißes Leichentuch, ringsum,
Kaum sieht man noch die Spitzen von den Masten
Und Kirchenthürmen!

Johann.

Wüst! Wüst! Escovedo,
Ist er von Spanien noch nicht zurück?

Arthur.

Noch nicht.

Johann.

Noch nicht? Was war das? Horch! Was ist das?
Als träf' ein Todesschrei mir an das Ohr!
Nun wieder einer!

Arthur.

Möven sind es nur,
Die schreiend unten längs dem Flusse schweifen.

Johann.

Nur Möven?

Arthur.

Herr, es iſt ein Hexenwetter!
Die Nebel quirlen ſeltſam durcheinander,
Bald ſieht es aus, als jagten weiße Reiter
Durch Sumpf und Moor, und bald, als zögen langſam
Geſpenſter weite Kreiſe um die Burg
Und ſummten Flüche und Verwünſchungen.

Johann (halb für ſich).

Noch immer Escovedo nicht zurück?

Arthur.

Noch nicht!

Johann.

Es iſt mir doch, als hört' ich
Ihn draußen ſprechen, mich beim Namen nennen?
Hörſt du denn Nichts?

Arthur.

Nichts! Nichts!

Johann.

O welch ein Wort!
Und welch ein Elend, ſolch ein ewig' Nichts!
(halb für ſich.)
Ich habe wo geleſen, daß ein Zweifler,
Als er geſtorben, in das Nichts geſunken,
Und immer tiefer, immer ſchneller, ſchneller
Und ohne Ende, und noch immer fiel
Und fallen müſſe bis zum jüngſten Tage!
Nichts iſt doch fürchterlicher, als das Nichts!

Arthur.

Es harren die vereinigten Provinzen
In ihrem Unterhändler vor der Thür;
Soll ich ihn rufen?

Johann.

Nein! Noch nicht! Noch nicht!

O Philipp, ſchick' Soldaten oder Geld,
Wenn nicht, — den Frieden! In die Löwenhöhle
Send' Boten ich auf Boten, keiner kehrt,
Auch Escovedo will nicht wiederkommen,
Was iſt das? Horch!

Arthur.

Es ſind Soldatenſchritte.

Johann.

Erkund'ge Dich! (Arthur ab.)

Johann (allein).

O welche Todesqual!
Ich hab' gehört von einem ſtolzen Ritter,
Der ſich vermeſſen, daß er nie die Furcht
Vor irgendwas und irgendwem geſpürt;
Der König hört davon und läßt den Prahler
In unterirdiſch' Labyrinth verlocken
Und hinter ihm den einz'gen Ausgang ſchließen.
Der Ritter lacht, er hat bei ſich ſein Schwert;
Er taſtet ſich durch lange, öde Gänge,
Die endlos ſich im Schneckenkreiſe drehen;
Es ſchreckt ihn nicht die todte Finſterniß,
Doch ſehnt ſein Auge ſich von ſelbſt nach Licht.
Da blitzt es hier, nun dort, nun iſt es da!
Ein Freudenſchrei ſtürzt ihm aus ſeiner Bruſt.
Jetzt pfeift es; — grauenvoll! — es rieſelt ihm
Zum erſten Mal Eiskälte über'n Rücken. —
Die Lichter mehren ſich — jetzt hundertfach —
Jetzt tauſendfach aus allen Mauerritzen, —
Und Millionen Ratten ſpringen ſchon
An ihn heran, auf ihn herab! Er flieht —
Es pfeift ihm hinterdrein und ihm entgegen.
Er ſtemmt ſich an die Wand, — die Schlacht beginnt,
Die fürchterlichſte, die ein Menſch geſchlagen —
In dieſen Niederlanden! Chriſt, Erbarmen! —
Am andern Morgen kommt beim Kerzenlicht
Der kluge König mit den Schranzen allen, —

Und an der Wand ſteht ein Skelett — Johann!
Ich bin der Mann, den Ihr verrathen habt!
Verflucht ſei Eu'r Gebein! in Euren Adern
Verwandle ſich ein jeder Tropfen Blut
In ein lebendig Weſen, ſich am and'ren
Und durcheinander ſich zu Tode nagend —
Und ſo in hunderttauſendfachem Selbſtmord
Stirb, falſcher König, Mörder, Brudermörder;

(Er ſinkt in den Seſſel.)

O Escovedo! treuer Escovedo!

Zweiter Auftritt.

Johann. Arthur, darauf **Sancho** mit ſechs **Soldaten.**

Arthur.

Die Deputation der Regimenter,
Die mit uns eingerückt ſind in Namur
Und auf dem Markte unter Waffen ſteh'n.

(Auf den gewährenden Wink Johann's öffnet Arthur, Sancho und ſechs andere Soldaten treten herein.)

Johann.

Was wollt Ihr? Redet!

Sancho.

Wir kommen nicht aus eigener Natur, ein Jeder iſt nur zur Deputation gewählt aus ſeinem Regiment.

Johann.

Was wünſchen meine braven Regimenter?

Sancho.

Herr Generalſtatthalter, ein Stück Geld, vorerſt ein Stück Brod, vor Allem Aufrechthaltung der Capitulation.

Johann.

Wie verſteh' ich das?

Sancho.

Die Capitulation beſteht noch von Herzog Alba her mit der Erlaubniß: daß der Spanier jegliche Stadt in

den Niederlanden, welche mit den Waffen in der Hand genommen worden iſt, eine volle Stunde lang zu plündern wohlbefugt iſt. Nun iſt geſchehen, daß Namur von uns bezwungen worden iſt, und ſo thun wir mit Demuth und Gehorſam die Anfrage: ob nicht eine planmäßige Plünderung gehalten werden dürfe?

Johann.

Ganz recht! doch hat Toledo, irr' ich nicht,
Noch eine kleine Clauſul eingeſchaltet.

Sancho.

Die Worte lauten: „Doch mit Vorbewußt
Des Herzogs Alba!"

Johann.

Nun, da Ihr ſo wörtlich,
So laßt uns denn auch an die Worte halten.

Sancho.

Hoch, Don Johann! der Vater der Soldaten!

(Soldaten machen die Honneurs.)

Johann.

So ſei Namur der Plünd'rung preisgegeben,
Sobald Ihr mir es glaublich dargelegt,
Daß es mit Alba's Vorbewußt geſchieht.

Sancho.

Herr Generalſtatthalter, mit Vergunſt!
Es mag wohl gut und ſcharf die Deutung ſein,
Doch geht ſie gegen unſere Natur!

Johann.

Namur hat mir in Brüſſel ſchon gehuldigt,
Erobert iſt es nicht, wir haben nur
Hier mit Gewalt uns das Quartier gemacht.

Sancho.

Monate lang bleibt ſchon die Löhnung aus,
Doch ohne Murren haben wir gedient,
Es fault die Kleidung von den Gliedern uns,

Doch thut ein Jeder vor, wie nach, die Pflicht.
Schon Wochen lang gebrach es uns an Brod,
Wir aßen roh das Fleisch gefall'ner Pferde,
Nun aber nagt der Hunger an der Seele,
Und aus der ganzen, menschlichen Natur
Springt endlich doch der Wolf und sucht sein Schaf.

Johann.

Bei Gottes heil'gem Leib, nicht eher will ich
Erquicken mich an Speise oder Trank,
Bevor Ihr Alle satt geworden seid.

Sancho.

Vergeßt nur nicht, daß Hunger — Hunger ist
Und gegen alle menschliche Natur!

(Er commandirt zum Abmarsch. – Alle bis auf Johann ab.)

Johann (allein).

Nicht einen Tag, vielleicht nicht eine Stunde
Kann ich mich länger über'm Abgrund halten; —
Ich hab' des Seiles Ende in der Hand, —
Schon starrt das Blut, und mir vergeh'n die Sinne;
Und oben steht mein Bruder, König Philipp
Und dreht die Finger lächelnd sich in's Ohr,
Damit er meinen Hülferuf nicht höre. —
Doch Gott wird richten zwischen dir und mir.

Dritter Auftritt.

Johann. Arthur; dann **Max von Bergen**.

Arthur.

Graf Bergen fragt, ob hier es wär' genehm,
Wenn er stillschweigend wieder sich entferne.

Johann.

Er möge kommen! (Arthur ab.)

Johann.

Philipp, Bruder Philipp,

Du treibſt und drängſt mich zu dem Aeußerſten!
O hätt' ich Escovedo jetzt bei mir!

Bergen (tritt ein).

Herr Generalſtatthalter!

Johann.

Freund, willkommen!

Bergen.

Ob Freund, ob Feind, wird endlich ſich entſcheiden!
Es hat ein Meer von Blut ſich zwiſchen uns
Gelagert ſeit dem ſchönen Frühlingsabend,
Wo vor dem Thore von Madrid zwei Freunde
Sich Lebewohl geſagt und einen Eid
Der Treue ihrem Mutterland geſchworen.
(Kurze Pauſe.)
Seitdem hat Don Johann ſich in das Buch
Der Weltgeſchichte flammend eingeſchrieben —
Im Dienſte Philipp's und ſeitdem hab' ich
Ruhmlos geſtritten für mein armes Volk.
Gen Oſten gingen Sie, doch ich dorthin,
Wo blutigroth die Sonne unterging.

Johann.

Verweilen wir nicht beim Vergangenem,
Denn unabweisbar iſt die Gegenwart.

Bergen.

Es knüpft das Heute ſtets ſich an das Geſtern.
Sie ſind der Sohn des Kaiſers Karl des Fünften,
Der Ihrem Bruder Philipp Spaniens Thron,
Und Ihnen Nichts, als ſeinen Geiſt vererbt;
Doch müßten Götter Sie darum beneiden,
Und wie vielmehr ein Bruder und ein König.

Johann.

Sie ſprechen frei, Herr Graf.

Bergen.

Das lernt ſich wohl. —
Doch einen Ausweg fand der kluge Philipp.

Johann.

Ich weiß, ich weiß; Sie können kurz ſich faſſen.

Bergen.

Und wie Ihr Ruhm dem Herrn gefährlich wurde,
Warf er Sie in den Schlund der Niederlande,
Die Alba's Ruhm und Requeſens vernichtet.
Sie gaben uns das ewige Edict,
Darin zurück die alten Landesrechte;
Sie wollten menſchlich ſein, und dankbar jauchzte —
Ein ganzes Volk dem großen Fürſten zu;
Doch Philipp's Argwohn ward von Neuem wach.

Johann.

Euch iſt bekannt, wie gegen das Edict,
Auf das in Brüſſel mir gehuldigt worden,
Die Seeprovinzen mit Oranien
Einſpruch gethan, und ich gezwungen worden,
Den Bürgerkrieg von Neuem zu beginnen
Und bei Gembloux die trotzenden Rebellen
Zu ſchlagen auf das Haupt.

Bergen.

Sie wiſſen auch,
Wie ſchnell die Hyder der Empörung ſich
Zehnfach erneut die abgeſchlag'nen Köpfe.
Was man im Escurial gewünſcht, erfüllt ſich:
Der junge Held, der allbeneidete,
Muß ſich zu Tode ſiegen.

Johann.

Täuſchen kann
Sich auch der Klügſte, ſelbſt Graf Max von Bergen.

Bergen.

Und dennoch wiſſen wir, daß Sie vergebens,
Seit Sie das ewige Edict gegeben,
Von König Philipp Geld und Menſchen bitten
Doch — was ſag' ich — und daß vergeblich Sie
Um eine Antwort Philipp's Herz beſtürmen.

Er ſchweigt, weil er auch ſchweigen will.
Sie können ſchon nicht mehr das Feld behaupten
Und ſind gewillt, hier feſten Fuß zu faſſen?

Johann.

Hier auf den Höhen beim Zuſammenfluß
Der Maas und Sambre, wo auch einſt mein Vater,
Verfolgt von drei franzöſiſchen Armeen,
Sich feſtgeſtellt, ſtemm' ein ich meinen Fuß,
Bis ich aus Spanien Nachricht hab' erhalten.

Bergen.

Sie wollen ſich an unſ're Herzen flüchten,
Doch kommt die Unterhandlung nicht zu Ende.
Nun haben Sie gebrochen das Edict,
Das auch Namur mit ſpaniſcher Beſatzung
Verſchonen wollte! Auf dem Markte halten
Zähnfletſchend die Hyänen Spaniens,
Dem Tag mordluſtig in die Augen blinzelnd
Und nach der Nacht und ihren Gräueln lungernd:
Und dieſe Nacht hat Philipp zubereitet.
Sie wird mit einem langen, blut'gen Strich
In uns auslöſchen Ihren guten Namen; —
Und während wir hier ſprechen, bricht ſie an.

Johann.

O Max, ſei wieder einen Augenblick
Mein Freund, mein Jugendfreund! Laß' uns vergeſſen,
Was uns getrennt! Sprich nicht als Unterhändler!
Laß' über'n Abgrund dieſer wüſten Zeit
Die Hände, wie vordem, uns wieder reichen.

Bergen (reicht ihm die Hand).

Johann, ich habe immer dich geliebt;
Und wenn du willſt, kann dir ein Federzug
Gewinnen alle Herzen von Brabant!

Johann.

So zög're nicht mit den Bedingungen.

Bergen.

Wir wählen dich zu unſerem Statthalter
Mit allen Rechten und Verpflichtungen,
Wie unſ're Privilegien beſagen.

Johann.

Es ſei! Es ſei!

Bergen.

Die ſpaniſche Armee
Erhält von dir Befehl, das Land zu räumen,
Sobald wir den rückſtänd'gen Sold bezahlt.

Johann.

Genehmigt!

Bergen.

Doch zur Sicherheit der Staaten
Und ihrer Freiheit ſtellen wir zwei Punkte —

Johann.

Die ſind?

Bergen.

Johann ſagt ſich von Spanien los
Vor aller Welt und Gottes Angeſicht!

Johann.

Den letzten Punkt! Den allerletzten Punkt!

Bergen.

Frieden und Schutz den Religionsparteien!
Mit einem Wort: die Freiheit ganz und gar!
Johann erbleicht vor dieſem kurzen Wort?

Johann.

Verrathen Gott und König? Lieber ſterben!
Und wähnt Ihr Gueuſen wirklich, daß es Euch
Gelingen könnt', die chriſtkathol'ſche Kirche
Und Petri Felſen, der den Himmel trägt,
In Nücht'gen Staub und Aſche zu verwandeln?
Auch die Titanen ſtürmten einſt den Himmel —

Bergen.

Doch da die alten Götter dich verleugnen,

So iſt es immer rühmlicher, mit Rieſen
Zu fallen, als mit Zwergen ſteh'n zu bleiben.
Es hat die Welt getheilt ſich in zwei Lager —
Ergreife die Partei der neuen Zeit,
Du ausgeſtoß'ner Sohn der Tyrannei!
Ergreif' Partei! das kann allein dich retten!

Johann.

Laß' mich allein! Bedenken will ich mich!

Bergen.

Johann, es drängt die Zeit; und eine Angſt
Beſchleicht mein Herz, als könnte jegliche
Secunde um dich zu Kryſtall erſtarren
Als deine Mörderin und als dein Sarg. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Johann. Später **Sega** und **Iſidora** mit einem Chorknaben, welcher ein verſchloſſenes Käſtchen trägt.

Johann.

Es ſchnappt mir nach dem Odem. Unſichtbar
Umſpannt den Hals mir eine Rieſenfauſt.
Wenn ich das Morgen nur gewonnen hätte —
Den Jahrestag der Seeſchlacht von Lepanto,
An dem in allen chriſtkathol'ſchen Ländern
Für mich Gebete auf zum Himmel ſteigen
Mit Glockenklängen und mit Orgeltönen;
An dieſem Tage war ich immer glücklich!
Wär' nur die nächſte Mitternacht vorbei!
Ich habe freudig ſtets den Tag begangen,
Mein altes Glück wird er zurück mir bringen;
Bei Tagesanbruch will ich mich entſcheiden.
O König Philipp, nur ein Wort von dir!
O ich Betrogener, der ich gewähnt,
Sein Eigennutz wär' ſtärker, als ſein Neid!
Der Gräßliche! Ich hätt' ihn retten können!
Der Raſende! Er opfert auf ein Land,

Den köſtlichſten Juwel der Krone Karls,
Um zu verderben ſeinen eig'nen Bruder.

(Sega und Iſidoro treten ein, der Chorknabe mit dem Käſtchen bleibt an der Thür.)

Sega.

Erheb' dein Auge, du geliebter Sohn
Der heil'gen Kirche! denn es naht ſich dir
Die ſtrahlende Erfüllung der Verheißung.

Johann.

Ja, wunderſam. Man hat mit mir ein Spiel,
Ein unerhörtes Bubenſpiel getrieben,
Und meine Seele habt Ihr angeſpießt
An eine Nadel. Welches prächt'ge Rad
Dreht doch ein Schmetterling! Welch' Farbenſpiel!
Nun iſt der Spaß vorbei, er zuckt und ſtreckt ſich
Und in majorem dei gloriam
Legt auseinander er die bunten Flügel.

Sega.

Ihr ſeid in übler Stimmung, Don Johann!
Die Herrſcherin der Welt, die heil'ge Roma
Hat Euch verheißen eine Königkrone
Zum Lohne des Gehorſams und der Siege,
Die Ihr zu Land und Waſſer habt erkämpft;
Die ſchönſte Fürſtin der kathol'ſchen Welt
Bietet Euch Herz und Hand, Krone und Reich!

Johann (verwundert).

Maria aber?

Sega.

Petri heil'ge Hand
Löst jede Kette. — (er überreicht ihm einen Brief.)
Hier der Scheidebrief!

Johann.

Ich bin beſtürzt und ich begreif' Euch nicht.

(Iſidoro kniet nieder und öffnet das Käſtchen.)

Was ſoll das mir? Es iſt genug des Spieles!

Iſidoro.

(hebt aus dem Käſtchen eine Krone empor, mit welcher er vortritt und vor Johann niederkniet.)

Maria Stuart, Königin von Schottland,
Gefangen auf den Tod in Englands Kerker,
Reicht rettungflehend Hand und Krone dar
Dem Kaiſerſohn, Johann von Oeſterreich!

Sega.

Und König Philipp läßt geſcheh'n, daß Ihr
Verlaßt die Niederlande; in Calais
Erwartet Euch die Flotte unſ'rer Freunde.

Johann.

Das alſo war die Krone der Verheißung?
Der Blutlohn, den die Buhlerin gezahlt
Für ſeines Königs Mord dem Grafen Bothwell,
Der Hexentank, der ihn wahnſinnig machte —
Und gräßlich enden ließ in Raſerei?

Iſidoro (iſt aufgeſtanden, für ſich).

Sie brennt mir in der Hand.

Sega.

Rein, wie die Flamme,
Bleibt immer eine Krone, ob von Oel,
Ob ſie von Blut ſich nährt.

Johann.

Iſt das 'ne Krone?
Nur eine Mauſefalle, eine Schlinge!
Hab' ich Euch in den Niederlanden noch
Zu weiten Spielraum, daß in Englands Milchtopf
Mich locken müßte ein Zigeunerpfiff?
Bei Gott, ich ſpräng' hinein, verſpürt' ich Luſt,
Wie einen Narr'n mich aus der Welt zu ſchaffen.

Sega.

Ihr irrt Euch jetzt.

Johann.

Ich habe mich geirrt!
Verflucht, das ich geglaubt, es gälte Rom

Um die Religion! — daß ich gewähnt,
Dem König gält' es um das Heil der Völker!
Zu ſpät, zu ſpät erkenn' ich Wolf und Fuchs
Im Schafſtall dieſer Welt; es ſei verflucht
Der Ehrgeiz, der mich dienſtbar hat gemacht!
Es ſei verflucht das Haupt, der Fuß, die Hand,
Was je den Jeſuiten hat gedient.

Sega.

Du richteſt dich.

Johann.

Ich habe meinen Lohn.
Und wie ich dieſes Pergament zerreiße,
So trenn' ich unſ're Sache von einander.

(Er zerreißt den Brief, Iſidoro legt die Krone in den Kaſten und verſchließt ihn.)

Sega.

Wir ſind geſchieden, du Wahnſinniger!
Nenn' Heuchelei die Thrän' in meinem Auge,
Doch hab' ich ſie geweint und über dich!
Gott wache über dich, verlor'ner Sohn!

(Sega und Chorknabe ab, Iſidoro begleitet ſie bis zur Thür, dann kommt er zurück.)

Fünfter Auftritt.

Johann. Iſidoro.

Johann (für ſich).

Die Nacht bricht an. Schnell muß ich mich entſcheiden!
Wenn ich jetzt Escovedo bei mir hätte! —
Er war das helle Auge meines Geiſtes.

Iſidoro.

Vergönnt mir, hoher Herr, die große Gnade
Zu küſſen Eure Hand. — Der Untern Einer
In dieſer Welt, von jeher Obern dienſtbar,
Hab' ich darin mir viel mit angeſchaut,
Doch nur ſehr wenig Gutes angetroffen,
Und was ſo ſchien, geſchah aus Eigennutz.

Nun hab' ich doch erlebt das Allergrößte:
Ein Kriegsheld will jetzt lieber untergeh'n,
Als ſich beflecken mit 'ner blut'gen Krone!
Dafür will ich Euch eine Nachricht bringen:
Maria de Mendoza iſt entflohen
Aus ihrem Kloſter, — und wer weiß, wohin?

Johann.

Es geht mit mir zu Ende, und es wanken
Im tiefſten Grund die Pfeiler meines Hauſes.

Iſidoro.

Und dann verzeiht mir nur noch eine Frage:
Ihr habt doch Escovedo nicht vertraut
Geheimniſſe, die Euch gefährden könnten?

Johann.

Verrathen? Nein! Verrathen kann er nicht.

Iſidoro.

Das freut mich doch. Ich hatte deshalb Sorge.

Johann.

Und ſahſt du Escovedo in Madrid?

Iſidoro.

Ich habe ihn geſeh'n.

Johann.

Du ängſtigſt mich.

Iſidoro.

Daß ich das Aergſte Euch verkünden ſoll!
Die Nacht vorher, eh' ich mit dem Legaten
Madrid verließ, ward von vermummten Männern
Ich abgeholt, in dem Gefängniſſe
Der Inquiſition zum letzten Gang
Vorzubereiten einen armen Sünder.

Johann.

Mein Gott!

Iſidoro.

Ich kam dort an; er lag noch auf der Folter;

Ich hört' ſein angſtvoll' Stöhnen nebenan. —
Ach, wie erfinderiſch iſt doch der Menſch,
Zu quälen einen Menſchen! — Endlich ward er
Herein zu mir gebracht; — er war zu matt
Zu dem Gebet. — Euch wird nicht wohl?

Johann.

Und er?

Iſidoro.

Da betet' ich für ihn, auch folgt' ich ihm
Bis zu dem Richtſtuhl, wo ſie mit dem Tuche
Die Augen ihm verbanden. Und er flüſtert'
Mir in das Ohr: „Johann von Oeſterreich
Bring' dieſes Tuch, das bald mein Blut wird netzen;
Ich ſterbe für den Freund!“ Nun trat ich ſeitwärts, —
Da fiel der Todesſtreich —

Johann.

Mein Escovedo!

(Pauſe.)

Iſidoro.

Von ſeinem Blute ward ich überſchüttet.

(Johann reißt Iſidoro an ſeine Bruſt. Pauſe.)

Iſidoro

(überreicht Johann ein ſchwarzes Tuch).

Hier iſt das Tuch, das er auf Euch vererbt.

(Pauſe.)

Johann.

So war's gemeint? Die Bosheit fand den Weg
Durch Escovedo's Herz zu meiner Seele!
Er war zu groß für dieſe kleine Zeit,
Sein Geiſt gehörte ihr nicht an, er hatte
Sich aus dem alten, freien Griechenland
Verirrt zu den Barbaren, und es mußte
Patroklus fallen dem Verhängniſſe.

(Kurze Pauſe. Er fährt fort, wie in Gedanken ſprechend.)

Patroklus iſt erwürgt, in meiner Hand
Halt' ich das Tuch, getränkt von ſeinem Blut.

Isidoro.

Was sinnt Ihr? Eu're Augen werden starr!

(Pause.)

Johann.

Hier Escovedo's Leiche! Stell' dich! Stell' dich!
Du König und Bandit! Hier ist Achill!
Zum Aeußersten bin ich gebracht, wie Egmont,
Wie der Infant Don Carlos; Tigerkönig!
Noch träuft er von dem Blute Escovedo's,
Und neue Opfer schleppt er sich herbei!
Ein Stiergefecht! Das königliche Thier,
Mit rothen Tüchern, vom Geheul des Volkes,
Von Messerstichen, Pfeilen, Brandraketen
Zur Tollwuth aufgereizt, brüllt auf und dreht sich
Ringsum im Kreis, bis es dem Matador
Aufstöhnend in die Degenspitze rennt! —
Ich bin kein Stier, und er kein Matador!
Zwei Brüder fassen sich bis auf den Tod,
Und sie umklammern sich mit Eisenarmen
Und stürzen mit einander in den Abgrund!

(Er klingelt. Arthur erscheint.)

Sechster Auftritt.

Arthur. Vorige; zuletzt Max von Bergen.

Johann (zu Arthur).

Graf Max von Bergen! (Arthur ab.)

Isidoro.

Heilige Maria,
Nimm in die Hand sein Herz zu dieser Stunde!

Johann.

Du unbekannte, fürchterliche Gottheit,
Du neuer Moloch dieser Zeit, o Freiheit,
Die du die Völker rasend machst, daß sie
In deine Feuerarme jubelnd stürzen,
Nimm hin! nimm mich auch hin!

Iſidoro.

St. Dominik!
Das blut'ge Tuch verwirrt ihm ſeine Sinne,

Johann.

Bei meines Vaters Aſche ſchwör' ich mich,
Mein Vaterland, zu eigen deiner Sache!
Bei jedem Wehſchrei, der aus deinen Kerkern
Zum Himmel ſtieg, bei jedem Tropfen Blut,
Den Philipp's Henker in den Sand geſchüttet,
Bei jeder Thräne, die ein Auge weinte,
Bei jeder Handvoll Aſche deiner Städte
Schwört dir dein Sohn ſich zu mit Leib und Seele!

(Trommelwirbel von Außen. Max von Bergen erſcheint unter der Thür.)

O nimm mich auf, ich ſtürze an dein Herz!

Bergen (zurücktretend, abwehrend).

Es iſt zu ſpät, Mit königlicher Vollmacht
Iſt angelangt Don Perez, — dieſe Trommeln
Bedeuten, daß die ſpan'ſchen Regimenter
Gehorſam leiſten, denn er hat Befehl
Zur Plünderung der Stadt Namur gegeben. —
Auf Wiederſeh'n im Reich der ew'gen Freiheit! (Ab.)

Johann.

Ha! ich erkenn' an dieſem Sprung den Tiger;
Er kreist mich ein! Nun Auge gegen Auge!
Und Bruſt an Bruſt! Und in den Tod hinein! (Ab.)

Fünfter Act.

Quartier Perez'.

Erſter Auftritt.

Sega. Perez.

Sega.

Er unterlag dem Zufall und der Macht
Des Augenblicks; gefangen nahmt Ihr ihn
Inmitten ſeiner hungernden Armee
Und um den Preis der Plünderung Namurs.
Doch wagt Ihr ungeſtraft es nimmermehr,
Johann von Oeſterreich hinwegzuführen.

Perez.

Ich bin der Diener meines Königs, ſein Befehl
Iſt mein Geſetz.

Sega.

Unmöglich kann der König
Beflecken ſo die Krone Spaniens!
Er wird nicht wollen, daß die Weltgeſchichte
Mit einem Fluch einzeichnet ſeinen Namen
Bei Nero und Domitian.

Perez.

Hier leſ't!

(Er überreicht ihm ein Schreiben.)

Sega (nachdem er geleſen).

Lebendig oder todt ihn abzuliefern

Im Escurial? Ich aber protestire
Im Namen des Statthalters Christi gegen
Jede Gewaltthat, die beschlossen worden
Oder verübt wird an Johann von Oest'reich.

Perez.

Der König weiß um Alles, darum auch,
Daß über seinen Abfall Unterhandlung
Mit den Rebellen er gepflogen hat.

Sega.

Vergeßt nicht, Perez, daß Sanct Peter hält
In seiner Hand zwei Schlüssel, um zu binden
Und um zu lösen! Seht Euch vor, mein Herr!

Perez.

Es ist bereits geschehn. Ich hab' von Rom
Ja durch Euch selbst den Ablaßbrief gelöst,
Worin der heil'ge Vater im Voraus
Jegliche Sünde mir vergeben hat.

Sega (bei Seite).

Wir ernten nur die Frucht von unsrer Saat.

(Zu Perez.)

Ihr habt doch die Bedingung nicht vergessen,
Woran die Kirche ihre Gnade knüpft?
Habt Ihr die Geißel täglich Euch gegeben?

Perez.

Nach Vorschrift, und mein Pater kann's bezeugen.

Sega.

Und zwanzig Paternoster abgebetet?

Perez.

Nur eins ist heute übrig, und dazu
Hab' ich noch Zeit bis zu der Mitternacht.

Sega.

So seht Euch vor, daß Euch die Hölle nicht
Bei einem Haar der Unterlassung faßt!

Weh' Euch! bleibt nur ein Wort, ein einz'ger Laut
An einem Tage weg, seid Ihr verloren!

Perez.

Ich habe streng an Ordnung mich gewöhnt;
Doch wär's mir lieb, käm' ich aus dieser Sache!
Darf ich mich Euch vertrauen?

Sega.

Wie Euch selbst.

Perez.

Wie? Wenn Jemand durch Flucht sich retten könnte?
Allwissend bin ich nicht! Doch müßte die
Verantwortung auf Euch allein nur fallen.

Sega.

Versteh' ich Euch ganz recht?

Perez.

Ich sage Nichts.
Ich würd' nicht beben, wäre hier in Frage
Das Leben tausend gottverwors'ner Ketzer;
Der Sieger von Lepanto aber stammt
Am Ende doch aus fürstlichem Geblüte.
Ich denke laut; vergeßt das, was Ihr hörtet!

Sega.

Ich werde Euer Seelenheil bedenken.

Perez.

Kann ich Euch sonst gefällig sein?

Sega.

Mein Freund!
Maria de Mendoza, deren Vormund
Ihr einst gewesen seid, hat heimlich sich
Aus ihrem Kloster und hierher geflüchtet
Und bittet um die Gnade, Euch zu sprechen.

Perez.

Welch' unglückselige Vermessenheit!

(Sega ist an die Thür gegangen und hat Maria hereingeführt, welche in schwarzer spanischer Tracht erscheint.)

Sega.

Ich bitte um ein freundlich' Wort für sie. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Maria. Perez.

Maria.

Don Perez wird nicht wähnen, daß mit Bitten
Sich ihm die Tochter eines Hauses naht,
Das strahlend seinen Namen: de Mendoza
Aus ält'ster Zeit herabgetragen hat
Bis auf den Tag.

Perez.

Was wollt Ihr sonst bei mir?

Maria.

Ihr habt geschworen meinem edeln Vater
In seiner Todesstund', sein einz'ges Kind,
Mich Aermste zu beschirmen, wie den Stern
In Eurem Auge! Sprich, Entsetzlicher!
Wie hast du deinen heil'gen Schwur gehalten?

Perez.

Es hätte wohl der Tochter des Mendoza
Von jeher die Besonnenheit geziemt.

Maria.

Aus Eurem Mund gereicht der Spott zur Ehre;
Ich freue mich des Muthes, den ich hatte,
Zu trotzen dem Verräther und der Schmach.
Doch stell' ich diese Sache Gott anheim,
Denn ich blieb rein von Schuld durch seine Gnade
Und durch die Liebe des geliebten Mannes,
Der mich gerettet hat, und den zum Lohn —
Aus schwerem Irrthum, den mir Gott verzeihe! —
Ich Eurer Arglist überliefert habe.
Ich hab' den Schmerz, wie einen scharfen Dolch,
Hineingestochen in mein blutend' Herz
Und es für Eure Sicherheit geopfert.

Perez.

Wir ſchreiben dieſen Dienſt Euch gern zu gut!
Doch noch begreif' ich nicht, was Ihr hier wollt?

Maria.

Mich aber hat der mörderiſche Frevel,
Den gegen Escovedo Ihr verübt,
Aus meiner Kloſterruhe aufgeſcheucht,
Es jagt mich eine Todesangſt hierher,
Euch an die Zahlung einer Schuld zu mahnen,
Die zehnfach fällig iſt in dieſer Stunde!
Gedenke an Madrid und an den Tag,
Wo du vor mir gekniet und mir gelobt,
Daß du für Don Johann die eig'ne Seele
Einſetzen wollteſt, könnt' ich ihn vermögen,
Das Heer zu führen nach den Niederlanden.
Ich hab's gethan! Verräther, ſprich, wo iſt
Johann von Oeſterreich?

Perez.

Er iſt in Haft
Auf den Befehl des Königs, ſeines Herrn.

Maria.

Auf deinen böſen Rath! Du aber haſt
Zum Pfand für ihn mir eingeſetzt die Seele;
Weh' über dich! wird ihm ein Haar gekrümmt,
Ich übergeb' ſie ewiger Verdammniß.

Perez.

Ihr wähnt mit Drohungen mich zu erſchrecken?

Maria.

Und dennoch zitterſt du vor jenem Tage
Wo keines Königs Gunſt dich retten kann;
Die Wagſchaal', die mit Escovedo's Blut —

Perez.

Halt' ein, Wahnſinnige!

Maria.

Du angefüllt,
Bedarf nur meines Wehſchrei's, um zu ſinken.

Perez.

Habt Dank, daß Ihr mich an mein Seelenheil
Erinnert habt! Ich gehe zum Gebet.

(Er wendet sich zum Abgehen. Maria hält ihn auf.)

Maria.

Ihr dürft nicht so von mir! In Eure Hand
Gefallen ist das Schicksal des Verrath'nen;
Ihr könnt' ihn retten, rettet Euch in ihm!
Und scheut Ihr nicht das eigene Gewissen,
So fürchtet doch die Laune Eures Herrn,
Der jeden Günstling, den er noch gebraucht
Zu einer Missethat, war sie vollbracht,
Von sich gestoßen in die Dunkelheit.
Er liebt wohl den Verrath, nicht den Verräther,
Er will die böse That, und straft den Thäter!
Don Perez, sieh', die du so schwer gekränkt,
Warnt dich vor deinem Fall! Weißt du gewiß,
Daß Philipp nicht bereits die Faust erhoben,
Dich selbst hinabzustoßen in die Grube?
Wenn er sich doch Johann versöhnen wollte,
Den Helden der kathol'schen Christenheit —
Den vielgeliebten Sohn des heil'gen Vaters —
Meinst du, er nähme Anstand, dich zu opfern?
Vielleicht steht vor der Thür schon dein Verderben.

Perez.

Weißt du Etwas? Wie? Nein?

Maria.

Sei klug, sei gut
Aus Eigennutz; er ist ja der Magnet,
Der immer an sich zog dein Eisenherz.

Perez (halb für sich).

Man hätte früher das bedenken mögen.

Maria.

Das wilde Thier der Wüst' kann dankbar sein,
Zu guten Menschen haben Pantherthiere

Und Löwen ſich geſellt; man ſagt, die Schlange
Verlör' das Gift beim Klange einer Flöte,
Wer ſeid denn Ihr, daß mit Verrath und Undank
Ihr Gottes heil'ge Ordnung ſtürzen wollt?

Perez.

Spart Euch die Mühe, ſie iſt überflüſſig.

Maria.

Ich weiß, Ihr wollt mit dunkeln Worten nur
Mich ängſtigen, vielleicht auch nur vor Euch
Demüthigen Mendoza's einz'ge Tochter,
Ich ſoll vor Euren Füßen niederfallen,
Um zu erhalten das erſehnte Wort:
„Johann iſt frei!“ — Ihr wißt es ſelbſt zu gut,
Daß er gefangen nur gefährlich iſt
In allen Gliedern Eurer Regimenter,
In allen Chriſtenherzen dieſer Welt! —
Don Perez, ſpart mir die Demüthigung, —
Gedenkt daran, wie Euch mein edler Vater
Als Waiſenkind vor ſeiner Thür gefunden,
Und nur, weil Euer Vater unter ihm
Als Fähnrich hatt' gedient, Euch angenommen
Zum Pagen meiner Mutter. Ihr war't glücklich!

Perez.

Ihr habt ein ganz vortreffliches Gedächtniß,
Vielleicht wär' Euch Vergeſſenheit zu rathen!

Maria.

Mein Vater gab Euch adlige Erziehung, —
Ihr war't ſein Sohn, — und er hielt Euch die Leiter,
Auf der Ihr rüſtig ſtiegt empor zur Stelle,
Wo Ihr beweiſen könnt an unſ'rem Hauſe,
Was er für Euch gethan. Verſchränk' die Arme
Vor deinem Herzen nicht! — Ein guter Engel
Hebt in dir dort die Hände betend auf, —
So ſieh', wie man ſich beugen muß vor ihm, —
Auf meine Kniee ſink' ich mit ihm nieder!

Die Thränen ſtürzen aus der tiefſten Quelle,
Sie rinnen in den Staub vor deinen Füßen,
Und meine Seele fleht: ſei menſchlich, Perez!

Perez (hebt ſie auf).

Steht auf, Maria! Nie vergeſſe ich
Den Dank, den ich Mendoza ſchuldig bin.

Maria.

Du biſt gerührt; Johann iſt frei!

Perez.

Und weil ich
Genügen wollte jeder and'ren Pflicht,
Hab' ruhig angehört ich deine Worte;
So wiſſe denn: zum Dienſt des Königs hat
Dein Vater mich erzogen, und ich habe
Ihm noch auf ſeinem Sterbebett' gelobt
Ewige Treue, unverbrüchliche,
Dem Könige von Spanien, meinem Herrn.
Das war die Leiter, die er mir gehalten.
Auf der ich in die Höhe bin geſtiegen.
Johann, der mir ein Fremder, iſt ſein Bruder, —
Ich nur ſein Diener, ja ſein Werkzeug nur;
Und wie mein Herr mit ſeinem eig'nen Blut
Verfahren will, das ſteht bei ihm allein.
Maria, kehrt zurück in's Kloſter! Geht!

(Perez geht, kehrt aber wieder zurück.)

Gefährlich iſt es, in den Streit der Fürſten
Sich einzumiſchen! — In dem Kloſter findet
Ihr Frieden im Gebet und in Entſagung. (Perez ab.)

Dritter Auftritt.

Maria erſt allein; dann **Sancho**.

Maria (auf den Knieen betend).

Du ſchmerzensreiche Mutter Gottes, neige
Herab dein gnädig' Angeſicht und höre
Mich in der Todesangſt! Bei deinem Jammer,

In dem du unter'm Kreuz geſtanden haſt,
Beträuft vom Blute deines Gottesſohnes,
Und bei dem Schwert, das deine Seel' durchdrang,
Als du ſein trübes Auge brechen ſah'ſt, —
Bei allen Qualen, die du dort empfunden,
Beſchwör' ich dich: errett' mir den Geliebten!
Send' einen guten Engel, deſſen Licht
Die Wächter blendet, der des Kerkers Thür
Anrührt mit ſeiner Hand, — ſie öffnet ſich —

(Sie ſpringt auf.)

Ich ſtürze an ſein Herz, wir ſind vereint,
Und vor uns liegt der Weg — zur Flucht und Freiheit!

Sancho

(iſt eingetreten und hat ſich ihr geheimnißvoll genähert).

Maria de Mendoza! Wenn Ihr was
Zu unſ'res Feldherrn Rettung wollt verſuchen,
So zählt auf uns! Ich bin vom Regiment
Arkebuſierer, das mit ihm gefochten
In Afrika, — vom Regiment Johann!

Maria.

Du biſt ein Menſch und Gott hat dich geſendet!
Komm', führ' mich zu den Seinen! O, mein Gott!
Ihr wißt, wie treu man an ihm hangen muß,
Doch jetzt erfahrt, wie ich ihn lieben kann —
Durch Angſt und Noth hindurch bis in den Tod!

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Perez kommt zurück, erſt allein, dann der **Meiſter vom Schwerte** und der **Meiſter vom Strange**, zuletzt ein **Unbekannter**, vermummt.

Perez (allein).

An einem Paternoſter hangt nur noch
Die Abſolution für dieſen Tag; —
Und doch kann ich es nicht zu Ende bringen, —

Es zählt der Perpendikel an der Uhr
Mir die Secunden zu, und jede fällt
Als Tropfen in den Becher dieser Stunde,
Und diese Stunde bringt die Mitternacht.

(Er kniet nieder und betet leise — seine Gedanken werden laut.)

Und unser Vater — unser — unser Vater? —
Und alle Menschen Brüder? — Nein doch! Nein doch! —
Johann mein Bruder? — O wie wunderlich —
Und Kain schlug den Bruder Abel todt, —
Und Philipp doch verflucht? — Was bete ich? —
Selbst mein Gebet ist hochverrätherisch!
Der König will die That und haßt den Thäter,
Und mein Verderben stände vor der Thür? —
Freilich, was Unerhörtes müßt' er thun,
Wenn er sich mit Johann versöhnen wollte!
Ich könnt' das Opfer dieses Einfalls sein,
Und wessen Kopf ist sicher vor dem Schwert?
Es will mir das Gespenst des Escovedo
Die Sinne jetzt verwirren; — weiche! weiche!

(Der Meister vom Schwerte und der Meister vom Strange kommen herein, der Erste im rothen, der Zweite im grauen Mantel, Beide in breitkrämpigen, spitzen Hüten von gleicher Farbe mit herabhängenden Schwungfedern. Der Erste trägt unter dem offenen Mantel ein Richtschwert, der Zweite im Gürtel: Messer, Schlingen, Daumschrauben und andre Marterwerkzeuge. Sie bleiben zuerst im Hintergrunde stehen; endlich macht sich der Erste bemerklich mit dem Aufstoßen seines Schwertes.)

Perez (fährt empor).

Ha, Mörder, Mörder!

Meister vom Strange.

Nichts für ungut, Herr!

Meister vom Schwerte.

Beruhigt Euch! Noch wissen wir es nicht,
Ob wir in Euch den Rechten auch gefunden.

Meister vom Strange.

Und dann habt Ihr die Auswahl zwischen uns.

Perez.

Wen sucht Ihr?

Meiſter vom Schwerte.
Seine Excellenz, Don Perez!

Perez
(hält ſich an die Lehne eines Seſſels).
Wer ſeid Ihr Leute?

Meiſter vom Strange.
Nur die vielgetreuen
Diener der Inquiſition von Spanien
Und wohl geprüfte Meiſter in der Kunſt
Der Marterbank und aller Todesarten.
Verzeiht, daß wir ein wenig ſpät gekommen, —
Wir hatten auf dem Meere Wechſelwind.

Meiſter vom Schwerte.
Ihr zittert, Herr! Euch wird nicht wohl? Will's Gott,
Daß Ihr der Rechte ſeid, ſo ſollt Ihr finden,
Wie gut ein ſpan'ſcher Meiſter Euch bedient.

Meiſter vom Strange.
Ich rath' zur Schlinge mit einfachem Knoten,
Auf einen Ruck iſt alle Qual vorbei.

Perez.
Wer ſchickt Euch her?

Meiſter vom Schwerte.
Das ſteht wohl in dem Brief.
(Er überreicht ihm ein verſiegeltes Schreiben.)

Perez.
Das große Siegel?
(Er läßt den Brief fallen.)
Wie geſchieht mir doch?
Ich bin ein treuer Diener meines Herrn!
Wie? oder nicht? Ihr ſtarrt mich lachend an?

Meiſter vom Strange.
So irre reden Viele kurz vor'm Tode.

Perez.

Nur einen — einen Augenblick, daran
Hängt meine Absolution!

Meister vom Schwerte.

Macht schnell!

Perez (auf den Knieen).

Unsere Schuld — das tägliche Brod — unsere Schuld — unsere Schuld!

Meister vom Schwerte

(hebt den Brief auf und überreicht ihn nochmals).

Erbrecht den Brief! Wir müssen sicher sein.

Perez

(im Armstuhl — erbricht und liest den Brief).

„Auf Allerhöchsten Befehl sende ich zwei zuverlässige Leute — im Falle Oesterreich nur todt aus den Niederlanden hinweg und anherogebracht werden kann —"

(Er liest weiter — Pause.)

Perez

(richtet sich würdevoll in die Höhe).

Wie ich gefürchtet, also ist es auch:
Ihr werdet Don Johann zum Tod befördern!

(Er übergiebt den Beiden den Brief.)

Meister vom Schwerte.

O! Gott ist groß, und mächtig das Verhängniß!
Wir sind Morisko's, wie Ihr selbst wohl seht,
Gefangen einst bei Munda, wo Johann
Zertreten und vernichtet unser Volk;
Wer sich nicht taufen ließ, den warf er über
Nach Afrika; wir Beide wurden Christen
Und Henkersknecht'! Was man doch werden kann!
Nun hat sich doch die Welt herumgedreht!
Erlaubt, Don Perez, daß wir Beide lachen!

(Beide lachen boshaft auf.)

Perez.

Ihr guten Menschen, wie das nah' Euch geht!

Ihr ſeid verſchwiegen? Habt Ihr auch den Muth,
In jedem Falle Eure Pflicht zu thun?
Befehl und Pflicht ſind doppelſchneid'ge Dinge.

Meiſter vom Schwerte.

Ganz wohl! Und kurz und gut! Auf welche Art
Soll er bedient ſein?

Perez.

Kennt ein Mittel Ihr,
Das keine Spur von der Gewaltthat läßt, —
So wird es Seiner Majeſtät gefallen —

Meiſter vom Strange.

Ha! unſer Handwerk hat auch ſeinen Vortheil!
Ich habe wohl ein treffliches Stilet,
Mit afrikan'ſchem Viperngift getränkt;
Ein kleiner Ritz, kaum ſichtbar für das Auge,
Macht gleich das Blut zu kaltem Eis gerinnen.

Meiſter vom Schwerte.

Wann ſoll's geſcheh'n?

Perez (für ſich).

Ich hab' noch nicht gebetet! —
Ich hab' für ihn die Seele eingeſetzt. —

Ein Vermummter (erſcheint unter der Thür).

Don Perez, ſeid gewarnt! Es iſt im Lager
Gefährliche Bewegung für Johann!
Maria de Mendoza ſchürt das Feuer.
Don Perez! — und der König weiß um Alles.
(Er verſchwindet.)

Perez.

Ha, Einer von den unbekannten Spähern!
Ich kann nicht mehr zurück! Ich oder Er!

Meiſter vom Schwerte.

Befehlt!

Meiſter vom Strange.

Befehlt!

Perez
(zeigt nach der Seitenthür).
Es führt Euch dieſe Thür
Zu einer ſchmalen Trepp' in's Schlafgemach
Des Staatsgefang'nen! Kennt Ihr Don Johann?

Meiſter vom Schwerte.
Wir haben ihn ſeit Munda oft geſeh'n.

Perez.
An Euer Werk!
(Beide durch die Thür rechts ab.)
Und ich — und ich an's meine!
Wer mir doch jetzt mit beten helfen wollte! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Elegantes, luxzes Gefängnißzimmer mit vergitterten Fenſtern und eiſenbeſchlagenen Thüren. Die breite Bogenthür im Hintergrunde zum Schlafgemache iſt mit einem theilbaren, rothen Vorhang verhängt. Die Beleuchtung des Zimmers iſt düſter; es wird einzig von einer Lampe auf dem Tiſche erhellt.

Johann. Sega.

Sega.
Komm'! Komm'!

Johann.
Zum Tod! Und kennſt du meine Schuld?
Meineid und Völkermord! Ich darf nicht leben.

Sega.
Reich iſt an Gnadenmitteln unſ're Kirche, —
Und rein von Schuld ſoll deine Seele werden,
Wie eine Lilie in Gottes Hand.

Johann.
Betet für mich! Ich bin ein großer Sünder, —
Der Sclave eines hölliſchen Geſpenſtes.
Das König Philipp heißt und ſich ernährt
Von Menſchenblut und unerſättlich iſt,
Seit er des eig'nen Sohnes Blut gekoſtet.

Sega.

Du haſt dich ſelbſt geſtürzt in dein Verderben;
Ergreif' die Hand, die dich zu retten ſtrebt!

Johann.

O ich Wahnſinniger! O ich Verruchter!
Ich war ſein Helfersknecht! Ich ſchüttete
Ihm Völkerblut in ſeines Durſtes Abgrund, —
Ich warf ihm auf die Schlachtbank die Moriſko's,
Schlug der Türkei die brunnentiefe Wunde,
Daß ſie ihr Blut aus allen Adern gießt,
Ich zapft' ihm ab das Blut der Niederlande, —
Ich war der Mundſchenk dieſes Ungeheuers!
Ich Raſender, der ich gewähnt, ich könnte
Den Brand der Hölle, der in Philipp wüthet,
Auslöſchen mit dem Blutſtrom meiner Schlachten, —
Nun hat mich ſelbſt die Rieſenſchlang' verſchluckt; —
Da dieſe Hand iſt nicht mehr meine Hand —
Der Fuß nicht mehr mein Fuß; ich muß an ihr
Und ſie an mir verderben! Philipp! Philipp!
Verzweifle nun in deinem Eingeweide!
Ich hör' dein Stöhnen, mörderiſcher Wurm!
Ich hab' mich eingebiſſen in dein Herz, —
Nun ringle dich zu Tod im heißen Sand,
Doch langſam, langſam, wie du mich gequält!

Sega.

Du biſt gerettet, folge mir hinaus!
Mein Famulus hat dir ein Mönchsgewand
Hierher gebracht, — du folgſt verhüllt mir nach —
Hinab zum Strand, dort liegt ein Schiff bereit,
Das der Verfolgung eilends dich entzieht.
Hier droht der Tod, doch draußen iſt — die Freiheit.

Johann.

Die Freiheit? O du wunderbares Weſen!
Willſt du denn wirklich aus der gold'nen Fabel
Herunterſteigen in die Wirklichkeit?
Als ich im blinden Wahne dich verläugnet,

Da drückteſt du um mich die Welt zuſammen
Zu meinem kleinen Vaterland, und da
Auch dies mit Füßen ich getreten,
Drängſt du es zu vier ſtarren Kerkerwänden
Um mich herum! — Die Wände ſind lebendig!
Sie ſchrauben ſich heran, — die Decke ſenkt ſich, —
Sie fällt herab auf mich, ich werf' mich nieder, —
Und lieg' in einem Sarg' — lebendig todt!
Und nun erkenn' ich dich, furchtbare Gottheit! —
Schon fehlt die Luft zum Odem! Und ich ſtöhne
Mit meinem letzten Angſtſchrei: Freiheit! Freiheit!

(Er ſinkt an Sega zuſammen. — Der Meiſter vom Strange und der Meiſter vom Schwerte blicken aus dem getheilten Vorhang im Hintergrund auf einen Augenblick hervor.)

Sega.

Sohn Karl's des Fünften! Stehe auf! Ermann' dich!
Wenn ſolche Säulen brechen, wehe! dann
Neigt unſ're Zeit ſich zu dem Untergang,
Und um den untheilbaren Rock der Kirche,
Um deine prieſterliche Herrſchaft, Rom!
Würfeln die Völker mit den Königen.

Johann (ſich erhebend).

Es hat mein Vater noch vor ſeinem Ende
Das Schauſpiel ſeines Leichenzugs gefeiert —
Ein Schauſpiel war es, doch ſo furchtbar wirklich,
Das man begreift, wie man geſtorben ſein
Und dennoch leben kann! Ich bin ſein Sohn.

Sega.

Du Unglückſeliger, du biſt verloren,
Wenn du noch länger zögerſt! Folge mir.

Johann.

Ich habe dich beleidigt, o vergieb!

Sega.

Vertraue dich mir an.

Johann.

Ich hab' die Welt,
Und ſie hat meiner ſatt. Dem Könige

Und ſeinem Neide ſoll genug geſcheh'n:
Ich gehe, wie mein Vater, in ein Kloſter,
Vielleicht auf Montſerrat, ich ſehne mich
Nach des Gebirges großer Einſamkeit,
Dort, wo die Wolken und die Wetter hauſen,
Die gerne mit mir grollen oder weinen,
Und über Wurzeln umgebroch'ner Bäume
Durch Moos und Moor als Bäche abwärts rieſeln,
Um dich zu grüßen, heilige Maria! —

(Kurze Pauſe.)

Sie iſt das einz'ge Herz, das mir geblieben;
Bereitet ihr ein ruhiges Aſyl,
Worin ihr Schickſal ſie beklagen kann;
Denn unſ'rer Liebe wunderſames Glück
Ward uns nur in Minuten zugezählt!
Man hat im Leben grauſam uns geſchieden,
Laßt bei einander unſ're Gräber ſein!
Maria mir zu meiner Herzensſeit'
Und rechts von mir den treuen Escovedo;
So will ich ſchlafen gehen! — Gute Nacht! —

Sega.

Ja, wenn auf Macht und Herrſchaft du verzichteſt,
Dann freilich biſt du ſicher, ſelbſt im Kerker.

Johann.

Todtmüd' iſt mein Gebein, ich ſehne mich
Nach Schlaf und Ruhe; gute Nacht! Gut' Nacht!

(Johann geht in das Schlafzimmer; die Lampe verlöſcht, — die Scene wird dunkel.)

Sechſter Auftritt.

Perez (hereinſtürzend). **Sega**. Später **Maria**.

Perez.

O haltet ein! Vorbei iſt Mitternacht;
Ich konnt' nicht beten, und ich bin verdammt!

(Johann's Stimme im Gemach: „Mord und Verrath!" Stimmen der Inquiſitionsdiener: „Stirb! Stirb!" Während dieſer Ausrufe hat Perez angſtvoll Sega's Knie umſchlungen.)

Sega.

Perez! Perez!

(Sancho's Stimme von Außen: „Besetzt die Thüren und die Ausgäng'! Halt!" Man hört das Aufstoßen der Gewehre.)

Maria (aufgeregt herein).

Freiheit! Freiheit! Johann? Johann?

Sega macht sich mit Gewalt von Perez los und eilt mit Maria nach dem Schlafgemach. Bei dem Zurückweichen des Vorhangs blickt man in ein kurzes, geschlossenes Gemach. In hellem Lichte beleuchtet sieht man Johann ermordet in einem Ruhesessel liegen. Maria stürzt an ihm nieder.)

Perez (links am Eingange).

Es ist geschehn.

Sega (drinnen rechts am Ruhesessel).

Doch wehe über dich,
Ermordet hast du deine eig'ne Seele!

Perez (niederstürzend).

Jesu Maria!

Sega (vortretend).

Wehe dieser Stunde!
In ihr gab Philipp sich und Spanien
Den Todesstoß; und faul ist unser Werk;
Wir Alle sind in dieser That gerichtet,
Und über uns're Leichen steigt die Zukunft.

(Der Vorhang fällt.)

Herzog Bernhard.

Hiſtoriſche Tragödie.

(Zum erſten Mal aufgeführt im Hoftheater zu Dresden, Herbſt 1843.)

Perſonen:

Herzog Bernhard.
Erlach,
Taupadell,
Roſen,
Flersheim,
Ferentz,
} ſeine Officiere.
Hortleder, herzoglicher Rath in Weimar.
Eliſabeth Amalie, Landgräfin von Heſſen-Caſſel.
Oxenſtierna, ſchwediſcher Reichskanzler.
Byſtröm, ſchwediſcher Oberſt.
Joſeph, franzöſiſcher Agent bei dem Herzog.
Guebriant, franzöſiſcher Officier.
Marie de Vignerot, Nichte des Cardinals Richelieu.
Der Famulus des Pater Joſeph.
Floret, Guebriant's Diener.
Ein kaiſerlicher Trompeter aus Breyſach.
Ein Page des Herzogs.
Erſter, zweiter Bürger von Breyſach.
Officiercorps.
Magiſtrat von Breyſach.

Bürger. Frauen. Kinder. Herolde. Fahnenträger. Muſikanten. Jungfrauen. Soldaten. Ein Schiff auf dem Rhein. Volk.

Der Schauplatz im erſten und zweiten Act in Caſſel, im dritten vor Breyſach, im vierten in Breyſach, im fünften in Neuenburg, unfern von Breyſach.

Erſter Act.

Ein Zimmer, von welchem aus einige Stufen zu einem Balcon hinaufgehen, welcher mit einem Vorhange verhangen iſt. Es iſt Nacht. Eine Lampe im Vordergrunde auf einem Tiſche.

Erſter Auftritt.

Guebriant. Floret. Bald darauf **Joſeph.**

Guebriant
(zum eintretenden Floret).

Trafſt du ihn wachend noch?

Floret.

Kaum wurde ihm
Gemeldet in's Gemach, daß Ihr nur eben
Hier eingetroffen von Paris, als er
Aus ſeinem Cabinete zu mir trat
Und lächelnd ſprach: „Ich werde mit dir kommen."

Guebriant.

Noch dieſe Nacht?

Joſeph (eintretend).

Wenn Ihr es mir erlaubt?

(Floret entfernt ſich.)

Guebriant.

Wir ſind gewöhnt, von Euch die Wachſamkeit
Noch überraſcht zu ſeh'n.

Joſeph.

Richelieu
Und Frankreichs Sache brauchen off'ne Augen,

Und unſer Plan gedeiht. Der ſchwed'ſche Kanzler
Und Herzog Bernhard wollen hier in Caſſel
Aufrechnen miteinander. Meint Ihr nicht,
Daß wir den Herzog ſelbſt gebrauchen könnten,
Den Erbfeind Oeſterreich's und Spanien's,
Sein Kriegsgenie, ſein Glück und ſeinen Arm?
Kann Frankreich ihn gewinnen, lieber Freund, —
Was wollt' ich ſagen? Wir gebrauchen ihn.
Was meint der Cardinal?

Guebriant.

Ich habe Euch
Zu überbringen unumſchränkte Vollmacht
Zur Unterhandlung. (Er überreicht ihm eine verſiegelte Schrift.)

Joſeph
(erbricht und lieſt ſie).

Und Ihr ſeid bereit,
Zehn Regimenter über'n Rhein zu führen,
Um Schweden oder Weimar zu verſtärken?

Guebriant.

Sie können hier ſein in drei Tagesmärſchen.

Joſeph.

Ein jeder Krieg iſt wie ein Würfelſpiel:
Nur der gewinnt, der Geld zum Einſatz bringt.
Hat daran auch der Cardinal gedacht?

Guebriant
(überreicht ihm verſchiedene Zettel).

Die Zettel hier auf drei Millionen Livres
Wird Joel Hirſch in Frankfurt klingend machen.

Joſeph.

Der Cardinal hat Alles wohl bedacht. (Er lieſt weiter.)
Was leſ' ich hier? Er ſchickte zum Alliirten
Uns ſeine kluge Nichte? Sollt' man meinen?
Bei guter Laune war die Eminenz.

Guebriant.

Ich habe sie zu Euch hierher geleitet.

(Marie von Bignerot mit einem Armleuchter aus em Balcon, den Vorhang zurückschlagend.)

Zweiter Auftritt.

Marie. Vorige.

Guebriant.

Da ist sie schon.

Marie (herabkommend).

Ich bin es, Pater Joseph,
Und bin gewillt in Euren heil'gen Schutz
Mich zu empfehlen. (Guebriant entfernt sich.)

Joseph.

Eure Gnaden werden
Befehlen über Ihren treuen Knecht.
Wenn ich betroffen bin, Euch hier zu seh'n,
So legt es meiner Ehrfurcht nicht zur Last.
Ich wähnte Euch im Walde von Boulogne,
Auf schnellem Rößlein Hirsch' und Rehe jagend,
Wie ich Euch noch im vor'gen Herbst geseh'n,
Oder zu Füßen Seiner Eminenz,
Die Karte von dem Kriegsschauplatz entrollend,
Mit ihm vertieft in uns're Politik; —
Denn viel hält Seine Eminenz auf Euch
Und Euern klugen und entschloss'nen Sinn,
Und Beides können wir auch hier gebrauchen.

Marie.

Nicht Eure Politik, die trügerische,
Hat mich hinweggetrieben aus Paris.
Wollt Ihr mir eine Frage wohl vergönnen?

Joseph.

Ist sie verfänglich?

Marie.

Nein! — Kennt Ihr die Liebe?

Ihr ſeht mich an verwund'rungsvoll und lächelnd?
Habt Ihr kein menſchlich' Herz? O, denkt zurück
An Eures Lebens grüne Maienzeit,
Hat da es nie im raſchen Puls geſchlagen?
Kein ſchönes Weib unruhig es gemacht?

Joſeph.

Mich hat mein Schutzpatron in dieſem Punkte
Behütet allezeit vor der Verſuchung
Durch Faſten und Kaſteiung meines Leibes.

Marie.

Und Nichts hätt' Euch erfreut?

Joſeph.

Curios! Erfreut?
Ihr ſeid die Schülerin Richelieu's,
Und unter uns vertraulich plaudern wir.
Ihr kennt mich ja; wenn Ihr das Freude nennt,
Die böſe Welt, wie einen wilden Bären,
Mit unverdroſſ'nem Fleiß und klugem Sinn
So abzurichten, daß er endlich doch
Nach unſ'rer Pfeife ſeine Sprünge macht,
So hatt' ich auch wohl meine ſtille Freude,
Und dieſe Freude war — die Politik.

Marie.

Weh' über ſie und Euch! Ihr habt zugleich
In namenloſes Unglück mich gebracht,
Daß alle Pein des tiefſten Fegefeuers
Ein Labſal gegen meine Qualen iſt.

Joſeph.

Gott ſei dafür!

Marie.

Kennſt du die Liebe nicht,
So bleibt der Himmel ewig dir verſchloſſen,
Doch auch die Hölle; über die Verdammniß
Geht die unglückliche, verſchmähte Liebe.
In ſolches Elend habt Ihr mich geſtürzt,
Ihr und der Cardinal! Gott ſei mir gnädig!

Joſeph.

Geringes Mittel heilt oft großes Uebel,
Zuweilen hab' ich guten Rath gewußt.

Marie.

Ach, ich bin tödtlich krank! Und Ihr wollt helfen?
Doch wie es ſei, es wird mir leichter werden,
Wenn ich erſt Worte meinen Leiden gebe!
Soll ich Euch beichten, Pater?

Joſeph
(zieht die Kapuze über das Geſicht).

Sprecht, ich hör' Euch!

Marie (kniet nieder).

Erzieh'n ließ mich der Cardinal im Kloſter,
Doch ſo, daß er in klugem Vorbedacht
Die Welt wie einen Fächer vor mir aufſchlug,
So oft er zu mir kam und bei mir weilte,
Daß ich ſie kannte, eh' ich ſie geſeh'n.
Und aus dem Kloſter kam ich an den Hof;
Er blendete mich nicht, es hatte mich
Richelieu gelehrt, der Eitelkeit
Triumphe zu verachten und zu nützen
Zu ſeinen Plänen.

Joſeph.

Und er nannte Euch
Sein feines Kind.

Marie.

Ihr wißt, mir war's vergönnt,
Bei Euch zu bleiben, wenn Ihr Euch beſpracht
Von Frankreichs Stellung zu den and'ren Staaten,
Von Spanien, Oeſtreich und den Lutheranern,
Und was uns ſchaden oder fördern könnte.

Joſeph.

Wir hatten damals ſorgenvolle Stunden.
Habsburg begann die Schlinge zuzuziehen,
Die es der Welt geworfen um den Nacken;

In ſeiner Rechten Spanien, wie ein Schwert,
Als Kreuz Italien in der linken Hand,
Trat das rebell'ſche Böhmen es zu Boden,
Die Lutheraner und die dän'ſchen Ketzer,
Und ſchon erhob ſich Kaiſer Ferdinand,
Deutſchland zu ſeinem Erbreich umzuprägen
Und ſeine Fürſten ringsum zu verwirren;
Europa's Gleichgewicht begann zu ſchwanken,
Und Todesſchreck durchzuckte Frankreich's Seele, —
Ich mein' den Cardinal Richelieu, —
Und Frankreich bot den Schweden ſeine Hand.

Marie.

Und Guſtav Adolph's Stern erſchien aus Norden!

Joſeph.

Es war ein Meteor, auf Lützens Eb'nen —

Marie.

Ging aller Welt die neue Sonne auf —

(erhebt ſich raſch.)

Bernhard von Weimar! Und ſein Name ſcholl
Hell wie Drommetenklang von Land zu Land
Und wie Kanonendonner bis zum Himmel.
Noch heute hör' ich den Bericht der Schlacht:
Der König fiel, verloren war ſie ſchon,
Da ſchwang in dem entſcheidenden Moment,
Wo aus dem Rückzug ſchon die Flucht ſich ſtürzt,
Das Schlachtpanier empor der Herzog Bernhard,
Ein neuer Kriegsgott, ſeine Stimme rief:
„Wer rächt mit mir den König und den Freund?"
Es war ein Zauberwort, es ſtarrt die Flucht,
Die Glieder rücken wieder aneinander,
Im Vorwärtsſchritt ſich ordnend, denn ſchon ſtürmte
Der Herzog in die feindlichen Batt'rieen.

Joſeph.

Und Glück und Ruhm verlor dort Wallenſtein.

Marie.

Und Bernhard hätte Kaiſer werden müſſen.

Joſeph.

Wenn wir und Oxenſtierna es geduldet.
Gott ſei dafür! Ein proteſtant'ſches Reich
Mit einem ſolchen Kaiſer an der Spitze
Wär' unſer Untergang.

Maria.

Seid Ihr ſchon ſicher?

Joſeph.

Der Politik gehört der Augenblick:
Hat ſie das Heute, fehlt ihr nicht das Morgen.

Marie.

Ich kenne den abſcheulichen Verrath,
Der ihn geſtürzt, und Eure Argliſt hat
Dem Neide Oxenſtierna's ihn geopfert.
Ihr triumphirt, doch nur als Meuchelmörder.

Joſeph.

Lebt er nicht mehr?

Marie.

Wie ein Laokoon,
Umſchnürt von Schlangen ſeine edlen Glieder! —
Doch als er endlich, um ſich Luft zu ſchaffen,
Zur Unterhandlung in Paris erſchien,
Und ich vor Euch auf meinen Knieen lag,
Mit blut'gen Thränen angſtvoll zu Euch flehend:
„Laßt nicht den Helden dieſer Zeit verderben!“ —
Weh' über Euch!

Joſeph.

Ei, meine fromme Tochter?

Marie.

Ihr hattet in das Ohr dem Cardinal
Den böſen Rath geflüſtert!

Joſeph.

Welchen meint Ihr?

Marie.

Noch glühen mir die Worte in der Seele,
Die mir zur Antwort gab Richelieu:
„Erob're ihn für Frankreich, meine Tochter!
Das schöne Elsaß und Burgund sind Euer!“

Joseph.

Das war die Meinung Seiner Eminenz.

Marie.

Am nächsten Abend sollt' ich Herzog Bernhard
Zuerst beim Hof in St. Germain erblicken;
Herzöge, Fürsten, Grafen und Barone,
Demüthig ihre Hüte unter'm Arm,
Im höchsten Glanz die Damen rings umher,
Und mitten d'rin der König mit dem Hofstaat
Verbargen mühsam nur die Ungeduld,
Den jungen, deutschen Cäsar zu erblicken.
Jetzt trat er ein, das kaum verhalt'ne: „Ha!“
Flog ihm entgegen. Noch ein Jüngling war er,
Der schon aus dreißig Schlachten kam als Sieger,
Ein Heldenjüngling war er! Schlank und stolz
Grüßt er mehr mit den Augen, als dem Haupte.

Joseph.

Man kann nicht lang' in seine Augen seh'n;
Sie haben die besond're Eigenschaft,
Daß Einem sie das Wort im Mund verwirren.

Marie.

Kann auch die Eule in die Sonne seh'n?

Joseph.

Ihr spracht von seinem Auftritt bei dem Hof?

Marie.

Doch endlich hört' ich ein verleg'nes Flüstern —
Er sprach jetzt mit dem König, traulich, heiter —
Es sagt' mir meine Nachbarin in's Ohr:
„Der Herzog trägt den Hut nicht unter'm Arm!“

Und wirklich ſtand er dort bedeckten Hauptes,
Und mehr ſchien Ludwig unterthan zu ſein.
Der Ceremonienmeiſter mit dem Stabe
Naht jetzt dem Herzog, dieſer aber ſpricht
Zum König lächelnd: „Sire, zürnt ihm nicht,
Er weiß nicht, daß ich deutſcher Reichsfürſt bin.“

Joſeph.

Habt Ihr des Löwen Kralle dort geſeh'n,
So mußten wir den ganzen Löwen fürchten.

Marie.

Jetzt wandte ſich der Herzog zur Verſammlung,
Da ſtreifte mich ſein Blick und haften blieb
Auf mir ſein Auge, groß und ſternenklar.
O, unvergeßlich bleibt mir die Minute,
Wo er nun vor mir ſtand; noch weiß ich nicht,
Was er geſprochen und was ich erwidert;
Doch ſah ich ihn am nächſten Tage wieder
Beim Cardinal; ich ſaß zu ihren Füßen. —
Verdamm' mich, wenn du kannſt, ich liebte ihn
Mit all' der Allmacht einer erſten Liebe!

Joſeph.

Doch er?

Marie.

O welch' unheimliche Gewalt
Zwingt mich dazu, das Alles Dir zu ſagen?!

Joſeph.

Ihr wollt es, Hoheit.

Marie.

Eines Tages trat
Er zu mir ein, ich las im Tacitus
Vom Ruhm des deutſchen Volks. Er ſetzte ſich
Zu mir und nahm das Buch, — nun las er vor, —
Zuweilen fragte ich, — jetzt las ich ſelbſt,
Bis leiſ' der Abend ſeine Dämm'rung wob;
Da ſtand er auf, und mir entfiel das Buch,

Ich wollt' mich bücken, — wie geschah mir denn?
Ich sank an seine Brust, auf meiner Stirne
Hat einen Augenblick sein Mund geruht —
Da plötzlich fuhr er, wie entsetzt, zurück,
Die rechte Hand tief auf das Herz gedrückt,
Er wandte sich hinweg, ohnmächtig stürzt' ich,
Wie hinter ihm die Thüre schloß, zu Boden,
Und nie mehr hab' sein Antlitz ich geseh'n.

Joseph.

Das hat sein deutscher Fürstenstolz gethan;
Und hätten wir ihm nicht gewehrt in Zeiten,
So just wär' er mit Frankreich umgesprungen!
Er wird nun zahmer sein, die erste Schlacht,
Fast wichtiger, als die zu Lützen war,
Hat er verloren. Wie ein Schiff, im Sturm
Gescheitert, treibt als Wark er sich heran:
Geschlagen in der Schlacht von Nördlingen,
Mit seines Heeres Trümmern kommt er an.
Doch Ihr? Darf ich die wahre Ursach' kennen,
Die mir das Glück gönnt, hier Euch zu begrüßen?

Marie.

Nur dein vermönchtes Herz kann darnach fragen. —
Vielleicht kann ich mit meinem Rath dir nützen.

Joseph.

Um plötzlich dann die Wolke zu zertheilen,
Und an sein Herz zu fallen mit dem Ruf:
„Sieh', alle diese Herrlichkeit ist dein!"

Marie.

Genau kenn' ich den Plan des Cardinals,
In deinem Schutze will ich bei dir weilen,
Ihm, den ich meine, unbekannt —

(Guebriant kommt zurück.)

Guebriant.

Der Morgen dämmert,
Und mit' ihm hält der Herzog seinen Einzug.

(Trompeten aus der Ferne.)

Marie.

Ich muß ihn seh'n!

Guebriant.

Dort oben aus dem Fenster
Streift bis an's Thor hinunter Euer Blick.

Marie

(eilt die Stufen hinauf in den Balcon).

Es schmettern die Trompeten, und sie kommen.

Joseph

(mit Guebriant hinaufgehend).

Es ist belehrend, einen Siegesfürsten
Einmal zu seh'n nach einer Niederlage.

Marie (am Fenster).

Die Fahne weht, von Kugeln fast zerschossen,
Es kommt heran das blaue Regiment,
Und dort er selbst. — Willkommen, deutscher Held!

(Joseph, welcher den Vorhang des Balcons zurückgehalten hatte, läßt ihn vorfallen. — Verwandlung.)

Dritter Auftritt.

Saal im Schlosse. Im Hintergrunde Eingang zur Capelle. Orgelspiel und Gesang. **Oxenstierna** kommt mit dem Gesangbuch unter'm Arm heraus. **Byström** ihm entgegen.

Byström.

Herr Kanzler, Gottes Gnade Euch zum Gruß!

Oxenstierna.

Ihr kommt von Nördlingen nicht, Oberst Byström.

Byström.

Vom kaiserlichen Hauptquartier aus Stuttgart,
Denn kriegsgefangen bin ich seit dem Tage,
Dem unglückseligsten für Schwedens Waffen.

Oxenstierna.

Ihr trefft uns hier mit Schreck und Schmerz erfüllt.

Byström.

Auf Ehrenwort beurlaubt bin ich nur,
Zu unterhandeln wegen Ranzionirung
Des Feldmarschalls von Horn und meiner andern
Gefährten dort.

Oxenstierna.

Man sollt' in Ketten den,
Der uns verwegen in dies Unheil brachte,
Dem Feind für Euch zur Lösung überliefern.

Byström.

Wir sind nur Menschen und in Gottes Hand
Ruht auch der letzte Würfel einer Schlacht

Oxenstierna.

Sein heil'ger Zorn straft die Vermessenheit.

Byström.

Von Horn, der Eidam Eurer Excellenz,
Glaubt, daß in mancher Hinsicht diese Strafe
Von Eurer Politik bedacht gewesen.

Oxenstierna.

Ich hatte Horn und Euch streng anbefohlen,
Dem Herzog nirgendwie zur Hand zu sein;
Denn viel gefährlicher ist er den Schweden,
Als Oesterreich mit allen seinen Heeren.
Und doch habt Ihr mit ihm die Schlacht gewagt?

Byström.

Sein eh'rner Wille riß uns Alle hin;
Dazu stand Nördlingen in höchster Noth,
In Feuerwolken und im Kugelregen,
Von Höllenwuth bestürmet unabläßlich,
Daß meilenweit die Erde zitterte
Und Tag und Nacht mit jammervollen Tönen
Schallte der Glocken dumpfer Hülferuf,
„Wir müssen retten! rief da Herzog Bernhard,
Zum Tod bedrängt sind un'sre Glaubensbrüder,

Und ein Verräther ist, der sie verläßt!“
Da gab der Feldmarschall von Horn ihm nach.

Oxenstierna.

Um Euch zugleich zu stürzen ins Verderben.

Vierter Auftritt.

Der **Famulus** des Paters in Eremitentracht, die Kapuze über dem Kopf. **Vorige.**

Famulus.

Seid Ihr der große Oxenstierna, Herr?

Oxenstierna (scheu zurücktretend).

Was wollt Ihr?

Famulus.

Keine Furcht, gestrenger Herr!
Ich bin der Famulus von Pater Joseph,
Der Euch ersucht, mit Euerm Herzog Bernhard
Zur Conferenz zu kommen; denn er scheut sich
Bei Tage vor dem Pöbel dieser Stadt.

Oxenstierna.

Wir werden kommen. (Famulus ab.)

Byström.

Ob auch Herzog Bernhard
Die Hand zum Bund mit Frankreich bieten wird?

Oxenstierna.

Was soll der Herzog? Dieser wird nur hindern
Die Unterhandlung; denn ich muß das Schiff
Des schwed'schen Glückes aus dem Sturme retten,
Und über Bord fliegt deutsche Nation.

Byström.

So müßt Ihr erst hinab den Herzog stoßen.
Er steht und fällt mit seinem Vaterland.
Hier naht er selbst.

(Bernhard mit Rosen und Erlach kommt herein.)

Oxenſtierna (zu Bernhard gewendet).

Wir wollen daran denken,
Wie wir zur Rechenſchaft ihn ziehen müſſen.

(Oxenſtierna und Byſtröm ab.)

Fünfter Auftritt.

Bernhard. Roſen. Erlach.

Bernhard.

Der ſchwed'ſche Edelmann will koſtbar thun,
Als ſäh' man nicht die Lappen durch den Purpur.

(Zu Erlach.)

Folgt auf dem Schritt ihm nach und ſaget ihm,
Daß Herzog Bernhard mit ihm ſprechen will.

Roſen.

In's hag're Angeſicht wirf ihm die Worte,
Und ſag' uns wieder, wie dabei er ausſah.

Erlach.

Mein Herzog ſendet mich zu einem Schweden.

(Erlach ab.)

Bernhard.

Mein Oberſt, laß' die Truppen vor der Stadt
Das Lager ſchlagen, Raſttag halten wir.
Nicht mehr als funfzig ſollen auf einmal
Urlaub erhalten in die Stadt, und nur
Auf eine Stunde; Jedem ſchärfe ein,
Daß er ein Theil von meiner Ehre ſei.
Halt' eiſern Mannszucht, jeder Plünderer
Wird vor dem Lager aufgehängt, doch ſoll
Der Prediger vorher ihn beichten laſſen,
Daß nicht zur Hölle ſeine Seele fährt.

Roſen.

Doch Durchlaucht, in dem Namen unſ'rer Truppen
Bitt' ich Euch ſehr, daß Ihr an jedem Morgen
Im Lager ſie begrüßt; Ihr wißt es ſelbſt,

Daß Euer Angeſicht für Alle iſt,
Wie leiblich' Gottes Bild.

Bernhard.

Vom kleinſten Vorfall
Im Lager gebt Ihr ſchleunig uns die Nachricht
Durch Ordonnanz.

Roſen.

Sehr wohl!

Bernhard.

Und in der Nacht
Werd' ich im Lager ſchlafen unter Euch.

Roſen.

Wir wiſſen wohl, Ihr theilt mit dem Gemeinen
Arbeit und Lager, in der Schlacht zumeiſt
Den Kampf und die Gefahr.

Bernhard.

Gott ſei mit Dir.

(Roſen ab.)

(Orgelſpiel und Geſang in der Capelle. Eliſabeth kommt mit ihren Damen aus der Capelle heraus. Wie ſie Bernhard erblickt, tritt ſie in leichtem Schreck einen Schritt zurück, dann nähert ſie ſich ihm, ungeſehen von ihm, während ihre Damen zurückbleiben.)

Bernhard (für ſich).

Der Kanzler hat, damit mich zu begrüßen,
Buß-, Bet- und Faſttag anbefehlen laſſen;
Er will mich damit kränken; doch, mein Gott,
Hab' ich geſündigt, ſo vergieb die Schuld,
Und ſei mir gnädig um der Freiheit willen,
Und ſchenk' mit ihr dem deutſchen Volke Frieden.

Sechster Auftritt.

Eliſabeth. Bernhard. Dann **Famulus** des Paters.

Eliſabeth.

Es hat dich Gott geprüft und treu erfunden,
Und aus dem Trübſal führt er uns zum Heil.

Bernhard.

Eliſabeth, ich hoffte einſt als Sieger
Vor Euch zu treten und die Jugendfreundin
Von ganzem Herzen glücklich zu begrüßen.

Eliſabeth.

Es liegen ernſte Jahre zwiſchen jetzt
Und jener Zeit, wo wir zuerſt uns ſah'n
Bei Eurem Großoheim im Schloß zu Koburg.

Bernhard.

Du ſieh'ſt jetzt einen tiefgebeugten Menſchen,
Den Gott gewürdigt hat recht ſchwer zu prüfen.

Eliſabeth.

Und ſeine Hand wird dich zum Ziele leiten;
Die Zeit wird kommen, wo ein neuer Lenz
Den Frieden mit dem Oelzweig bringt zurück,
Wo Millionen Deutſche frei zu Gott
Die Herzen und die Hände dürfen heben,
Zu danken für den Retter und Befreier.
(Sie reicht ihm die Hand.)

Bernhard.

Ich dien' der Zeit, und dienet ſie auch mir,
So ſoll und darf uns der Triumph nicht fehlen.

Famulus
(tritt vor und überreicht Bernhard einen Brief).

An Herzog Bernhard Durchlaucht — Pater Joſeph.

Zweiter Act.

Im Quartier des Pater Joseph.

Erster Auftritt.

Joseph, Bernhard, Oxenstierna, an einem mit Landkarten bedeckten Tische sitzend.

Joseph.

So offen handelt Frankreich gegenüber
Den alten Freunden. Frankreich könnte jetzt
Bei der bedenklichen Verlegenheit
Der schwed'schen Macht — ich will nicht Ohnmacht sagen,
— Vergebt Ihr Herrn, Ihr kennt ja Eure Lage! —
Klug zögernd theuer seine Hülfe machen;
Doch liegt uns nur daran, Euch bald zu helfen.

Oxenstierna.

Und Frankreich hat in Zeiten klug erwogen,
Daß unser Vortheil auch der seine ist.

Bernhard.

Schlagt Euren Beistand zu dem Marktpreis an,
Wir schenken Euch die Großmuth und die Worte.

Joseph.

Vernichtet ist die schwed'sche Infant'rie,
Die Reiterei geschlagen, das Geschütz
Verloren an den Feind, die Bundescasse
Erschöpft bis auf den Grund, und triumphirend
Fast übermaßen kaiserliche Sache: —

Und nicht genug, daß Feindesheere schon
Sieg-, muth- und waffenreich bis an die Elbe
Die protestant'schen Länder überfluthen,
Zieht Götz, der große General des Kaisers,
Fünf neue Regimenter aus Italien,
Savelli furchtbar her aus Spanien!
Was meinen Excellenz und Eure Hoheit?

Oxenstierna.

Vor'm Kriegsrecht soll darauf der Schuldige
Die Antwort geben.

Bernhard.

Ich bedaure Euch,
Vor'm Kriegsrecht und vor Gott müßt Ihr verstummen.
Des Krieges Ende lag in meiner Hand
Bei Lützen schon, vernichten konnte ich
Die Heere Wallenstein's. Ihr wußtet Rath —
Das Directorium ward Euch vertraut —
Das tapfere und sieggewöhnte Heer
Des großen Königs warft Ihr auseinander,
Und mich mit zwölf Schwadronen an den Main.

Oxenstierna.

Schad', daß wir Euch das oberste Commando
Der evangel'schen Stände nicht vertraut,
Um wieder heimzuschiffen dankgerührt,
Daß Ihr uns nicht mit Kugeln heimgejagt.

Bernhard.

Das hätt' die schwedische Armee gethan,
Als sie im Lager an der Donau sich
Aus Noth und Hunger gegen Euch empört,
Hätt' ich mich Eures Unglücks nicht erbarmt
Und zum Gehorsam sie zurückgeführt.

Oxenstierna.

Ich schenkte Euch ein Herzogthum dafür.

Bernhard.

Ein Herzogthum, das ich erobert hatte. —

Doch jetzt galt's die Vereinigung Feria's
Mit Altringer zu hindern, und ich bat
Euch um Befehl an Horn und Birkenfeld;
Taub blieb der schwed'sche Kanzler meiner Mahnung,
Er zögerte, bis Biberach gefallen.
Ich stürzte nun mit Macht nach Regensburg —

Oxenstierna.

Und ließt Kursachsen Wallenstein zur Beute.

Bernhard.

Warf den von Werth mit seiner Reiterei
Und lag vor Regensburg, und mit Kanonen
Sprengt' ich das Thor, und Regensburg war mein,
Das Tilly noch auf seinem Sterbelager
Das Kleinod Maximilian's genannt;
Den Schlüssel Baierns, Oesterreichs und Böhmens,
Das ehrne Schild von Oberpfalz und Franken,
Die Herrscherin der Donau nannt' ich mein,
Und jählings abwärts stürzt des Kaisers Glück.
Vergeblich klagt er seine Noth Italien,
Und Spanien und seinen Niederlanden,
Verlassen steht er da von allen Freunden,
Entwichen war die Zucht aus seinen Heeren,
Und Wallenstein lag über finstern Planen.
Und jetzt verlangt' ich nur geringen Beistand,
Denn aufgebrochen war ich schon nach Passau,
Um in das Herz von Oesterreich zu dringen —

Joseph.

Bis zu der Kaiserkrone?

Oxenstierna.

Die wir schon
In Majestät auf Eurem Haupt erblickten.

Joseph.

Ermordet wurde Wallenstein in Eger.
Der letzte Griff zur Krone ist gefährlich.

Bernhard.

Ihr spielt mit Euren eigenen Gedanken!
Was thut der Titel? Herrschen soll, wer kann.
Genug, Ihr habt den großen Wendepunkt,
Wo wir entscheiden konnten das Geschick
Der heil'gen Sache, sorgsam hingezaudert;
Unwiederbringlich war er bald verloren.
Ich schickt' Couriere Tag und Nacht an Horn,
In Oberschwaben lag er müßig stille,
Ich eilte hülfeflehend selbst nach Dresden,
Und dann nach Frankfurt an die Bundsversammlung,
Ich bat, ich flehte: „Rettet Regensburg!"
Des Kanzlers Antwort blieb ein kühles Lächeln,
Und Regensburg, mein Kleinod, geht verloren,
Und die Armee der Liga und des Kaisers
Rollt bis nach Schwaben und vor Nördlingen.

Oxenstierna.

Und da ließt Ihr, der uns're ganze Macht
Bis vor des Kaisers Hofburg schleudern wollte,
Euch schlagen auf das Haupt.

Bernhard.

Als Oxenstierna
Viel lieber mich, als Oest'reich stürzen wollte,
Ließ Gott zur Strafe seines argen Sinnes
Geschehen, was er wünschte; seine Hand,
Und nicht des Kaisers Macht schlug uns zu Boden.

Joseph.

Ihr hohen Herren, erwägt, daß alle Welt
Glück für Verstand, Unglück für Thorheit hält;
Doch lernt man erst den Klugen daran kennen,
Wie er benutzt des Schicksals Wechselfälle,
Und er benützt sie, daß die Gegenwart,
Wo sie sich giebt, er schnell zu packen weiß —
Des schwedischen Reichskanzlers Excellenz
Hat so bereits mit Frankreich abgeschlossen.

Bernhard.

Hör' ich auch recht?

Joseph.

Ganz recht!

Bernhard.

Und die Bedingung?

Joseph.

Den Schweden bleibt Norddeutschland überlassen,
Sie decken Magdeburg und Halberstadt.

Bernhard.

Ich träume wohl?

Joseph.

Und Frankreich überläßt man
Colmar und Schlettstadt und das ganze Elsaß.
Und über Mainz und sonst Protectorat.
Und Euch will Frankreich ganz besonders wohl,
Es streckt die Arme zärtlich nach Euch aus.
Europa's Helden an sein Herz zu drücken.

Bernhard.

Das hat gewagt Herr Axel Oxenstierna?
Und hinter'm Rücken aller Bundsgenossen?
Und scheut sich nicht vor mir und meinem Volk

Oxenstierna.

Wir haben nach Ermessen hier gehandelt,
Wem's nicht gefällt, der lass' es sich gefallen.

(Geht stolz ab.)

Bernhard.

Mein Blut steht still vor dieser Felonie,
Die der Reichskanzler hier begangen hat.
Mein Herz erstorrt vor diesem Seelenraub,
Den man an dir verübt, mein deutsches Volk!
Ich hebe meine Hand zum großen Richter
Und klage gegen Axel Oxenstierna
Auf Hochverrath an unsrer heil'gen Sache!
Herr Gott, nimm unser Recht in deine Hand!
Doch Frankreich wisse, über meine Leiche
Geht erst der Weg zum heil'gen deutschen Reich! (Ab.

Zweiter Auftritt.

Marie tritt aus einem Seitengemache herein. **Joſeph.**

Marie.

Du aber mußt für Frankreich ihn gewinnen
Um jeden Preis, und wär's um eine Krone!

Joſeph.

Wir machen ihn nicht feil.

Marie.

Ich will es wagen. —
Folgt mir, beliebt es Euch, in's Kabinet,
Ich werde Euch dictiren in die Feder
Die Punkte des Vertrags mit Herzog Bernhard;
Denn Ihr wißt nur mit Leuten umzugehen,
Doch einen Helden könnt Ihr nicht verſtehen.

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Saal im landgräflichen Schloſſe. Im Hintergrunde kann man, wenn die Thür geöffnet wird, auf einen freien Platz ſehen. Die Landgräfin **Eliſabeth** kommt aus der Thür im Mittelgrunde links, von welchem einige Stufen in den Saal gehen, herunter. **Bernhard** ihr entgegen.

Bernhard.

Eliſabeth!

Eliſabeth.

O Bernhard, gieb mir Muth,
Zu dir zu ſprechen, wie an jenem Tage,
Wo du in Koburg von mir Abſchied nahmſt.

Bernhard.

Wirf einen Strahl von jenem Augenblick
In meines Schickſals gramumwölkte Nacht!

Eliſabeth.

Und du haſt nicht vergeſſen dieſe Stunde?

Bernhard.

Wo du mir endlich mitgabſt eine Hoffnung,
So reich, ein ganzes Leben auszufüllen,
Und meiner Bitte einen gold'nen Ring?
Ein Zeichen meines Glückes blieb er mir,
Bis in das Grab hinunter trag' ich ihn.
Doch wenn vorher ich noch mein Ziel erreiche,
Darf ich dich mahnen an ein heil'ges Wort?

Eliſabeth.

Ich gab darin dir meine Seele mit
Im Uebermaß des Kummers bei dem Abſchied. —
Sprichſt du es aus — doch Gottes Will' geſchehe!

Bernhard.

Ich ſpreche dieſes Wort, wenn meine Bahn
Zu Ende geht beim Throne oder Sarg;
Bis dorthin ruh' es ſtill in meinem Herzen.
Du blickſt mich an ſo angſtvoll und ſo traurig?

Eliſabeth.

Mein Herr und Freund, ich träumte ſchwer von dir,
Und meine Seele quälet ſich um dich.
Mir kam es vor, als ſtändeſt du vor mir,
Auf deinem Haupte eine Lorbeerkrone
Und einen Purpurmantel um die Schulter,
Du reichteſt mir die Hand und ſprachſt dabei:
„Laß' uns zum Tanz antreten, denn es harren
Auf uns die Gäſte in dem Krönungsſaale!"
Doch hinter dir erblickt' ich einen Jüngling,
Vom Haupte bis zum Fuße ſchwarz verhüllt,
Und einen Lilienkelch in ſeiner Hand; —
„Wer folgt dir, Bernhard?" fragt' ich mit Entſetzen:
„Es iſt mein Schattenbild!" gabſt du zur Antwort.

(Der Famulus nähert ſich langſam aus dem Hintergrunde: Eliſabeth bemerkt ihn.)

Eliſabeth.

Ha! dort!

Bernhard.

Was ist dir?

Elisabeth.

Kennst du diesen Boten?

Bernhard.

Des Vaters Diener! Und wir werden hören,
Was er von Frankreich uns zu melden hat.

Elisabeth.

So muß ich dich verlassen, und das Unglück
Hat über dich Gewalt! Mein Gott! Mein Gott!

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Der Famulus. Bernhard.

Famulus.

Den großen Helden Deutschlands grüßet Frankreich,
Es übergiebt Euch diese Documente,
Gleichlautend beide, unterzeichnet ist
Das eine von Richelieu's eig'ner Hand.
Es ist für Euch, vollzieht Ihr nun zugleich
Das andere, so ist verpflichtet Frankreich,
Euch die Mannschaften, die Subsidien,
Wie Eure Hoheit sie bezeichnen werden,
Zu liefern für den Feldzug an dem Rhein,
Und Eurem Schwert gehört das reiche Elsaß.

Bernhard (nachdem er gelesen).

Ich werde mich bedenken, dunkler Bote;
Harr', bis ich mich entschieden, in dem Vorsaal.

(Famulus ab.)

Bernhard (allein).

Großmüthig ist der Antrag und verlockend. —
Verloren ist mit Regensburg die Donau,
Und könnte ich dafür den Rhein gewinnen,
Ich riß' die Kette Oest'reichs auseinander.

In Spanien iſt ſeine Lebensquelle,
Wo ſchnell es ſeine Kräfte ſich erneut;
Die Vorrathskammer ſeine Niederlande,
Und die Vorlande an dem Rhein die Straße,
Die unermüdlich die Armeen ihm
Zuführt zu dem endloſen Völkerkriege;
Und könnt' ich ihm abſchneiden dieſen Weg,
Es wär' ein unermeßliches Geſchick!
Und was gewinnt denn Frankreich? Welchen Trug
Der Cardinal auch in dem Herzen trägt,
Er könnte dennoch ſich in mir verrechnen!
Und Oeſt'reichs Leben hütet dort ein Drache,
Das Bollwerk Breyſach, Deutſchlands eh'rnes Thor,
Und könnte ich dort bauen meinen Horſt —
Seid ruhig, haſtig quellende Gedanken,
Ihr ſtürzet mich und Euch aus allen Schranken!

Fünfter Auftritt.

Bernhard. Taupadell.

Taupadell.

Mein Herzog.

Bernhard.

Sei willkommen.

Taupadell.

Doch ich bringe
Nicht Sieg zurück, nur Wunden von Gefechten.

Bernhard.

Und deine Treue?

Taupadell.

Herr, bis in den Tod!

Bernhard.

Lohn' dir das Gott, ich bin ein armer Mann.

Taupadell.

Ich bin belohnt, verzeiht Ihr mir mein Unglück.

Bernhard.

Schau' nicht so finster drein, mein tapf'rer Oberst, —
Des Glückes Laune müssen wir ertragen,
So lang' wir Menschen und Soldaten sind!

Taupadell.

Ihr wißt noch nicht —

Bernhard.

Ich les' in deinen Mienen
Die Nachricht, daß mein fränk'sches Herzogthum
Gefallen ist.

Taupadell.

Ich wollt' erschlagen sein,
Könnt' „Nein!" ich sagen.

Bernhard.

König Ferdinand
Hatt' Beide, Götz und Piccolomini,
Mit ihrer ganzen Macht auf dich geworfen,
Und ich — mußt' dich verlassen in der Noth. —
Sie haben dir wohl tüchtig zugesetzt?

Taupadell.

Herr, Euer alter Bär bekam zu thun,
Er mußt' der Meute seine Tatzen zeigen;
Es werden die Kroaten an uns denken!
Und hätten nicht die Franken uns verrathen,
Ich hätte wahrlich ihrer mich erwehrt.

Bernhard.

Ist Würzburg auch dahin?

Taupadell.

Und Rothenburg
Und Schweinfurth; Herr, es fielen alle Städte
Wie Kartenhäuser um und ab von Euch.

Bernhard.

Es ist von Vielen Gottes Geist gewichen.

Taupadell.

Doch unſer kleines Häuflein ſchlug ſich durch,
Wir zogen, wie die Wölfe, in der Nacht
Und brachen durch die Wälder mit der Axt —
Doch nur Fünfhundert bring' ich Euch zurück.

Bernhard.

Sag' deinen Tapfern, daß aus ihrem Rückzug
Ein luſt'ges Vorwärts wieder werden ſoll,
Denn ich hätt' meine eigenen Gedanken.

Taupadell.

Durchlaucht, lehrt mir die Kunſt, dem Mißgeſchick
So ſcharf zu blicken in den Augenſtern,
Daß es vor Schreck und Angſt zum Glücke wird!

Bernhard.

Es drängt die Zeit zum Abmarſch. Reit' in's Lager,
Und Erlach ſoll zum Aufbruch blaſen laſſen.

(Taupadell will gehen. Bernhard ruft ihm nach.)

Mein Generalmajor!

Taupadell (macht ſoldatiſch die Front).

Verſteh' ich recht?

Bernhard.

Noch heute ſollſt du das Patent erhalten!

Taupadell.

So wahr beim Schall der ſchmetternden Trompeten
Mein Roß und Herz mir noch vor Jubel ſpringen,
Will ich die neue Ehre mir verdienen
Und mich bedanken mit Victoria! (Ab.)

Bernhard (allein).

Fahr' hin, du ſchwed'ſcher Lohn für ſo viel Mühe
Und Waffenthat und mörderiſche Schlachten,
Für ſo viel Siege und Eroberungen, —
Fahr' hin, du ſchönes Herzogthum von Franken,
Das erſt mir Guſtav Adolph zugeſagt
Und Oxenſtierna ſchwer verwilligt hat;
Du galtſt mir einſt ſo viel, ich nahm dich an

Als erſten Bauſtein zu dem neuen Deutſchland —
Fahr' hin, fahr' hin, noch bleibt uns Muth und Eiſen!

Sechster Auftritt.

Bernhard. Hortleder.

Hortleder.

Das iſt noch Bernhard! Nur gewaltiger
Und heldenhafter, als ich mir's gedacht,
Bernhard der Große, Deutſchlands Troſt und Hoffnung!

Bernhard.

Mein alter Lehrer, Rath und Freund, willkommen!
So weite Fahrt habt Ihr zu mir gethan?
Ihr kommt von Weimar und von meinen Brüdern?
Ihr ſolltet Ruhe Euerm Alter gönnen!
Setzt Euch in meinen Armſtühl; anders nicht
Kann ich Euch ehren!

Hortleder.

Gott will reiche Gnade
Dem Menſchenkind verleihen, weltliche
Und geiſtige, und jedem Menſchen and're;
Mich aber hat unendlich er beglückt,
Daß ich Euch noch geſeh'n vor meinem Ende.

Bernhard.

Was an mir iſt, das iſt dein gutes Werk.
Du lehrteſt mich, mein Vaterland zu lieben
Und zu verrachten jede Niedertracht,
Wie Cäſar meinem Glücke zu vertrauen,
Und Nichts zu fürchten, als das Auge Gottes.

Hortleder.

Wohl hab' ich ſelbſt die edle, ſchlanke Tanne,
Die mit der Krone nun zum Himmel ragt
Und ihre Zweige über Deutſchland ſtreckt,
In ihrer Heldenjugend treu geflegt;
Und ich wär' auserleſen, mit der Axt
Zu wagen einen Mordhieb gegen ſie?

Bernhard.

Ihr bringt mir schlimme Botschaft von den Meinen;
Was zögert Ihr? Ich bin gefaßt auf Alles.

Hortleder.

Weh' einem Volk, das sich von fremden Völkern
Die Freiheit bringen läßt auf Degenspitzen;
Und schwer auf uns'rem Herzen kniet der Schwede.

Bernhard.

Ein falscher Freund ist schlimm, doch schlimmer noch
Die leibliche und geist'ge Tyrannei.

Hortleder.

Doch die Verzweiflung ist das Gräßlichste.
Ich kam durch Städte, wo kein Mensch mehr lebt,
Durch andere, wo Pest und Raub und Mord
Ein Abbild von den Höllenqualen geben;
Nicht Bürger sah ich mehr, nur wüste Banden.

Bernhard.

Gott sucht sie heim um ihre Missethaten;
Sie sollten mir vertrauen schon seit Lützen,
Ich konnte alle vom Verderben retten.
In einer Zeit, wo zwei Extreme kämpfen,
Muß untergehen, was dazwischen liegt.
Wie Wenigen war's Ernst um ihre Sache!
Langmüthig rief sie Gott zu seinem Werke,
Sie zögerten in Eigennutz und Kleinmuth;
Vergebens stürzte ich von Sieg zu Sieg,
Der Neid fraß ihnen ab das Herz im Leibe.
Was wundern sie sich nun, daß über sie
Das schlechtgestützte Haus zusammenbricht
Und sie begräbt im Sturze der Ruinen?

Hortleder.

Verargt es ihnen nicht, wenn aus der Noth
In ihrer Weise sie die Rettung suchen.

Bernhard.

Auf rechte Art gelingt das rechte Werk.

Hortleder.

Ganz Sachsenland und mit ihm Eure Brüder,
Und Braunschweig, Lüneburg und Mecklenburg,
Brandenburg und Pommern, Lübeck, Hamburg, Erfurt
Haben in Prag den Frieden abgeschlossen.

Bernhard.

Den Frieden? Hab' ich recht gehört, den Frieden?
Um welchen Preis?

Hortleder.

Er mag gering erscheinen:
Sie haben vierzig Jahre Toleranz
Und Einige besondern, kleinen Vortheil.

Bernhard.

Verzeih' mir, Oxenstierna, daß ich dich
Geziehen des Verraths an Deutschlands Völkern
Sie hatten früher sich verkauft den Feinden
Und aufgegeben uns're gute Sache,
Die Unglückselig'en, die Verblendeten!
Und meinen sie, die Schweden werden nun,
Treulos verleugnet und so tief beleidigt,
Die Fahnen senken und von hinnen zieh'n?
Die Hunde, die Ihr erst zur Jagd gebraucht,
Habt Ihr in wüth'ge Wölfe nun verwandelt,
Und ein Gericht wird über Euch ergeh'n
Daß meine Seele schaudernd ab sich wendet.
Mein Gott, zerdrück' mir nicht das Herz im Busen
Und schenke meinen Augen eine Thräne,
Nur eine Thräne, du barmherz'ger Gott!
Nein! Nein! sie müßte, wie geschmolz'nes Blei,
Ausbrennen mir des Auges helle Sterne;
Schenk' lieber deiner armen Welt Vernunft.

Hortleder.

Ihr gebt nur Worte meinen eig'nen Schmerzen.

Bernhard.

Und welche Stellung weisen sie mir an,
Mir und dem Heer?

Hortleder.

Von Euch schweigt der Vertrag.

Bernhard.

Sprich, Greis, bin ich ein Traum, nichts Wirkliches?
Hab' ich denn nie gelebt? Bin ich schon todt?
Und wenn sie wirklich mich vergessen haben,
So zeuget mir, Ihr Hunderttausende,
Die Ihr beim Rufe meines Feldgeschreies
Mit Eurem Blut getauft die deutsche Erde!

Hortleder.

Doch Eure hohen Brüder sind der Meinung,
Daß Ihr, auf Euern Theil am Herzogthum
Beitretend, unterzeichnen könnt den Frieden,
Wie er in dieser Abschrift ist punktirt.

(Er überreicht Bernhard eine Schrift.)

Bernhard (zerreißt sie).

Und so cassire ich den span'schen Frieden,
Gemacht aus Arglist, Feigheit, Schmach und Lüge;
Wenn nicht das Glück, die Ehre soll uns bleiben,
Und mit dem Schwert will ich den Frieden schreiben!

Hortleder.

Ihr habt entschieden. Meine Seele schaudert
Vor Leid und Freud', —
Ich denk' an Hannibal und an sein Ende.
So laßt mich von Euch, daß ich weinend schweige
Und still zur dunkeln Gruft hinuntersteige.

(Hortleder ab.)

Siebenter Auftritt.

Bernhard, bald darauf ein **Page**, später der **Famulus**.

Bernhard

(unterschreibt den Vertrag mit Frankreich).

Da steht mein guter Name! und er macht
Richelieu zu meinem Bundsgenossen!

(Er läutet mit der Handglocke. Ein Page kommt.)

Der Bote des französischen Agenten! (Page ab

Es müſſen oft die Fürſten und die Völker
Bündniſſe ſchließen, wie ich jetzt gethan;
Und mein Verſtand ſieht keinen andern Ausweg.
Doch iſt mein Herz befangen, wie noch nie,
Und meine Seele bis zum Tod betrübt.

(Der Famulus kommt.)

An Pater Joſeph bring' die Schrift zurück.
Von mir zugleich genehmigt und vollzogen.
Noch heute rücken aus die Regimenter,
In Mainz erwart' ich Marſchall Feuquieres
Und die Subſidien.

Famulus.

Heil Euch, mein Herzog!
Gedenkt an mich, bald grüßt Euch auch mein Mund
Als König von dem Rheinland und Burgund! (ab.)

Achter Auftritt.

Bernhard, allein, in Gedanken verſunken an einem Tiſch über eine Landkarte gebückt. **Eliſabeth** kommt herein, zuerſt nicht bemerkt.

Eliſabeth.

Brich ab mit Frankreich, Bernhard!

Bernhard.

Meinſt du auch?
Und doch hätt' Frankreich, wenn ich meine Schlachten
In ſeinem Dienſt geſchlagen, nicht an mir
Gehandelt, wie mein Volk und meine Freunde.

Eliſabeth.

Nicht dich, ſich ſelber haben ſie verlaſſen.
Doch du, ich weiß es, bleibſt mit Herz und Hand
Bei deinem Gott und deinem Vaterland!

Bernhard.

Bis dieſes Herz zu ſchlagen aufgehört.

Eliſabeth.

So haſt du Frankreich ſchon zurückgewieſen?

Bernhard.

Wie Frankreich auch gesinnt ist, das Verhängniß
Stellt es zu uns als Freund und Bundsgenossen.

Elisabeth.

Es ist dein ärgster Feind, der Feind des Reiches,
Der dich benützen will nach seiner Absicht.

Bernhard.

Ich werde Frankreich, es wird mich gebrauchen,
Und die Gewalt der Waffen giebt den Ausschlag.

Elisabeth.

Und fürchtest nicht Richelieu's Trug und List?

Bernhard.

Ich weiß, was ich von Frankreich halten kann,
Und bin auf meiner Hut; Eins ist gewiß.
Daß unsre Feinde auch dieselben sind.

Elisabeth.

Weil sie auch deutsche Fürsten sind, wie du! —
Erhebe doch das eigene Panier,
Wir wollen unsre Kraft zusammenraffen,
Und all' mein Erbgut steuere ich dir,
All' die Juwelen in der Zeiten Noth —
Sprich fröhlich zu den Steinen: „Werdet Brot!"
Das Silber nicht, das Gold will ich nicht wägen,
Lass' es zu Geld mit deinem Bildniß prägen.

Bernhard.

Du füllst nicht aus den Abgrund dieses Krieges.

Elisabeth.

Brauchst du Soldaten, lass' die Trommel rühren,
Sechs Regimenter will ich zu dir führen,

Bernhard.

Es kommt die Stunde, wo dein reiches Opfer
Entscheidend in die Wage fallen kann;
Dies ist der Augenblick, wo frei von Frankreich
Ich meine eig'ne Macht zusammenfasse.

Eliſabeth.

Sind meine Thränen ganz umſonſt gefloſſen?

Bernhard.

Ich habe, weil ich mußte, abgeſchloſſen.

Eliſabeth.

Barmherz'ger Gott, ich konnte ihn nur warnen,
Und ſollt' er irren, nimm von ihm die Schuld!

(Marſchmuſik, erſt aus der Ferne, dann näher.)

Bernhard.

Schon rücken aus die braven Regimenter —
Es ſtürzt mein Wort ſie bis zum deutſchen Rhein.

Eliſabeth.

Ich ſeh' dich an mit namenloſen Leiden.

Bernhard.

Eliſabeth, leb' wohl!

Eliſabeth.

O tödte mich,
Daß meine Seele betend dir zur Seite
Kann geh'n und ſteh'n im mörderiſchen Streite.

(Muſik vor dem Schloſſe.)

Bernhard.

Sie machen Halt vor deines Schloſſes Stufen,
Auf ſeinen Feldherrn wartet ſchon der Stab.
Horch, die Trompeten! ihre Stimmen rufen
Mich an die Spitze der Armee hinab;
Des Krieges Schickſal treibt mich, zu beginnen
Den dritten Act vom deutſchen Trauerſpiel.
Mit meinem Glücke ſcheide ich von hinnen,
Und in der Burg von Breyſach ſteht mein Ziel;

(Abgehend.)

Denn dort will ich mit ſcharfen Degenklingen
Das ſtolze Oeſterreich zum Frieden zwingen.

(Ab, während Eliſabeth auf die Kniee fällt, ſich mit ihrem Schleier das Geſicht verhüllend.)

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Vor Breysach. Zelt des Herzogs. Die hintere Abtheilung ist mit einer theilbaren Gardine verhängt. **Bernhard** mit **Guebriant, Taupadell, Rosen** und dem übrigen Generalstab. Ein kaiserlicher **Trompeter** mit verbundenen Augen wird hereingeführt; sobald er vor dem Herzog steht, wird ihm die Binde von den Augen genommen.

Taupadell.

Du stehst vor Seiner Hoheit, Herzog Bernhard.

Trompeter.

Der Commandant von Breysach läßt der Gnade
Des hocherlauchten Herzogs Bernhard sich
Und Mannschaft wie die Bürgerschaft zugleich
Empfehlen.

Bernhard.

Sieht er ein, daß er nicht länger
Sich wehren kann? Die Tapferkeit und Treue
Treibt er bis zum Verbrechen, da die Bürger
Mit Weib und Kindern er verhungern läßt
Und den Soldaten Brot aus Eichenrinde
Und Asche bäckt. Die Sünde auf sein Haupt!
So will er endlich doch die Thore öffnen?

Trompeter.

Er hat dem Kaiser in die Hand geschworen,
So lang' sich zu vertheidigen in Breysach,
Bis Hülfe und Ersatz undenkbar ist.

Die letzte Hoffnung ſtellt er nun auf Götz; —
Ihr möchtet deshalb Euren Zorn nicht ſteigern
Und bis dorthin, daß zwiſchen Euch und Götz
Das Waffenglück entſchieden haben wird,
Friſt gönnen zur Capitulation.

Bernhard.

Ich werde, ſag' ihm, dann bei mir erwägen,
Ob die Unmenſchlichkeit ich kann vergeſſen.

(Trompeter ab.)

Zweiter Auftritt.

Erlach. Vorige.

Bernhard.

Was bringt Ihr uns für Nachricht?

Erlach.

Götz rückt an
Von Süden bei den abgebrannten Mühlen.

Taupadell.

Laßt mich mit meinem gelben Regiment
Ihm an die Kehle, Herr; wir ſchleppen ihn
Hieher zu Euren Füßen, und es brennt mir
In beiden Händen, Götz die alte Schuld
Von Nördlingen mit Klingen auszuzahlen.

Bernhard.

Er ſoll die Stirn an unſ'ren Schanzen ſich
Einrennen; wir vertheidigen uns hier,
Bis ſeine Kraft gebrochen. Roſen, dir
Empfehle ich die äußerſte Redoute,
Doch opf're dich nicht auf; wir müſſen ihn
Herüberlocken über'n Arm des Rheins
Zur kleinen Schanze bis zur mittlern Brücke.
Dort hält ſich Leslen bis zum letzten Mann.
Turenne mit dem blauen Regimente
Stellt zur Reſerve auf der Brücke ſich

Und rückt erſt vor im letzten Augenblick,
Wo auf den Wall die Kaiſerlichen dringen.
Nun, Guebriant!

Guebriant.

Hier! Zu Befehl!

Bernhard.

Du bleibſt
Und wirſt im Augenblicke der Gefahr
Mich wecken aus dem Schlummer, der auf mich
Gebirge wälzt, — ich führ' zuletzt in's Feuer
Hattſtein und Schönbeck, beide Regimenter.

(Alle ab bis auf Taupadell. Bernhard und Guebriant.)

Dritter Auftritt.

(Die Zwiſchenwand des Zeltes geht zurück, man ſieht in die zweite Hälfte hinein, deren Ausweg offen iſt.)

Bernhard. Taupadell. Guebriant. Joſeph.

Joſeph.

Verzeiht uns, Hoheit, daß wir uns beeilen,
Schnell die Beſchwerden zu erledigen,
Die gegen Frankreich Ihr erheben mögt.

Bernhard.

Ihr bringt mir das rückſtändige Quartal?
Ich war gezwungen, oft daran zu mahnen!

Joſeph.

Miniſter Desnoyers hat deshalb Weiſung.

Bernhard.

Wohl! ich verſteh'. Ihr habt den Mann gewählt,
Der mir von jeher hinderlich geweſen,
Die trockenſte Natur in ganz Paris,
Die Reductionstabelle der Bureau's. (Er ſetzt ſich.)
Wenn Ihr, wie jetzt, das linke Auge drückt,
So habt Ihr immer einen Schalk im Nacken.

Joſeph.

Die Hoheit liebt den Scherz.

Bernhard.

Gebt Euern Ernſt
Und den Verlag, den meine Caſſe machte
Für Euch zum Baue der Rheinauer Schanzen.

Joſeph.

Sie nahm der Feind.

Bernhard.

Warum?

Taupadell.

Weil die Franzoſen
Beim erſten Pfiffe kaiſerlicher Kugeln,
Wie Spatzenſchwärme, auseinanderſtoben.

Bernhard.

Sprecht, Guebriant; denn damals ſchützet Ihr
Mit meinem Hülfscorps den franzöſ'ſchen Muth.

Guebriant.

Vergönnt mir, daß ich ſchweige.

Bernhard (zu Joſeph).

Nun, ſo bringt Ihr
Mir das verſprochene Hülfsheer?

Joſeph.

Sollt' ich meinen,
Daß Ihr die Menſchen, wie das Geld verbraucht?
Zwölftauſend Mann ſind ſchon zu Euch geſtoßen.

Bernhard.

Wie viele ſteh'n bei uns?

Guebriant.

Neunhundert noch.

Joſeph.

Es waren ſüdfranzöſ'ſche Regimenter,
Zu grob war ihnen deutſche Reiterart,

Taupadell.

Zumal die Baiern des Johann von Werth!

Bernhard.

Genug, genug davon! Nun weiter! Frankreich will
Nicht Geld, nicht Mannſchaft ſchicken? Sprecht nur offen
Soll der Vertrag noch gelten oder nicht?
Und ſoll ich Euch die kaiſerlichen Heere
Hinüberbrauſen laſſen nach Paris?

Joſeph.

Verhüt' das Gott! und Eure Hoheit wird
Sich im Unwillen nicht verleiten laſſen
Zum Aeußerſten.

Bernhard.

So treibt mich nicht dazu.

Joſeph.

Im Anmarſch iſt bereits auch Feuquieres
Mit dreißigtauſend Mann, um Eurer Hoheit
Zu liefern die Beſatzung für die Städte
Und Feſtungen am Rhein, die Ihr erobert,
Damit Ihr ungeſchwächt und unbehindert
Mit Eueren cäſariſchen Cohorten
Verfolgen könnt die eingeſchlag'ne Bahn
Zum Marmortempel der Unſterblichkeit.

Bernhard.

Ihr ſeid ja plötzlich wunderſam beredt.
Doch danke ich für Eure zarte Sorgfalt
Für meinem Ruhm.

Joſeph.

Ihr wollt Euch, Hoheit, doch
Vergraben nicht in Breyſach's öden Mauern?

Bernhard.

Giebt's Gott in meine Hand, ſo wird er mir
Auch Einſicht ſchenken, wie ich es bewahre.

Joſeph.

Es wird für dieſes große Unterpfand
Des künft'gen Friedens Frankreich Euer Schuldner
Doch bleiben müſſen, wög' es auch in Gold
Die Feſtung Breyſach auf.

Bernhard.

Zieht nur zurück
Die Fingerspitzen, die Ihr ausgestreckt!
So lang' ich lebe, soll kein fremder Fürst
So viel von deutscher Erde eigen nennen,
Um in dem Sarg sein Haupt darauf zu legen.

Joseph.

Die Frage, die Ihr hier berührt, wird später
Ob so, ob anders, sich von selbst entscheiden.

Bernhard.

Sie ist entschieden. Und mit einem Wort, —
Frankreich entzieht sich höflich der Verpflichtung
Zu mir und meinem Heere, sei es denn!
Doch frei ist meine Hand zum Krieg und Frieden.
Ich breche ab; — und so sind wir geschieden!

(Bernhard in den Hintergrund und Taupadel links ab.)

Vierter Auftritt.

Joseph. Guebriant.

Guebriant.

Ihr konntet ungelegener nicht kommen.

Joseph.

Und dieser Zeitpunkt war uns angemessen;
Krank ist der Herzog, wie es scheinen will?

Guebriant.

Zu mächtig ist für seinen Leib der Wille,
Er reibt sich auf in Planen und in Thaten;
Dem Tage Zwischenrast, der Nacht den Schlaf
Hat entfremdet schon seit Nördlingen.

Joseph.

Und packt ihn nicht die rächende Natur?

Guebriant.

Wie Ihr es nehmt, denn stets allgegenwärtig
Im Heere bis in's Kleinste bleibt sein Geist,
Er hat zum Sclaven seinen Leib gemacht.

Bei Mitterweyer in der Schacht mit Götz,
Wo er zum Kampf ſelbſt die Schwadronen führte,
Mußt' er ſich heben laſſen auf das Roß,
Und, wie ein Todesengel mit dem Schwerte,
In Schwaden mäht' er um ſich her die Feinde;
Doch, als die Schlacht gewonnen war, Victoria
Geſchoſſen wurde, ſank er, wie in Ohnmacht,
Mir, der ich neben ihm zu Pferde hielt,
In meine Arme.

Joſeph.

Seht, ein rechtes Beiſpiel,
Wie jede Tugend kann zum Laſter werden,
Sein Ehrgeiz bringt ihn um, ſein Eigenwille,
Das Schattenbild der deutſchen Kaiſerkrone,
Das ihm vor ſeinen heißen Augen flammt.

(Man hört entferntes Schießen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Erlach. Bald darauf **Alersheim.**

Guebriant.

Wie ſteht es drüben?

Erlach.

Götz und Lombey haben
Mit Tod und Teufel heute ſich verbündet;
Verloren iſt die ſüdliche Redoute,
Und durch den ſeichten Rheinarm dringt der Feind
Zur kleinen Schanz', wo Lesley ſteht.

Guebriant.

Er weiß,
Was er zu thun. (Erlach geht ab.)
Da jetzt der kaiſerliche
Feldmarſchall Götz mit neuen Regimentern
Verſtärkt von Lombey aus den Niederlanden
Eilig heranrückt zum Entſatz von Breyſach
Und einen Sturm auf's Lager vorbereitet,
Iſt doppelt ruhelos des Feldherrn Geiſt.

Joſeph.

Wer ihn doch zum Franzoſen machen könnte!
Es wäre ihm und uns zugleich geholfen.

(Joſeph ab. Vermehrtes Schießen.)

Flersheim (kommt ſchnell herein).

Die Kaiſerlichen ſtürmen auf die Wälle
Mit raſender Verzweiflung, Leslen meldet,
Daß ſich die Gräben rings mit Leichen füllen.

Guebriant.

Turenne ſoll vorrücken die Reſerve. (Flersheim ab.)

Sechſter Auftritt.

Guebriant. Ferentz. Gleich darauf tritt **Bernhard** aus der hintern Zeltabtheilung heraus.

Ferentz.

Wo iſt der Herzog? Alles in Verwirrung!

Bernhard.

Was giebt es?

Guebriant.

Herr, die Schanze wird genommen.

Ferentz.

Leslen gefallen und Turenne geworfen,
Der Feind bemächtigt ſich der dritten Brücke.

Bernhard.

Die Fechthandſchuh'! den Hut! den Rappen vor!

(Er wird von Pagen bedient.)

Friſch auf! Es ſtürzt durch alle meine Glieder
Im raſchen Puls die neue Zuverſicht
Und donnernd das entſcheidende Gewicht
Des jähen Sieges in die Schale nieder!

(Zu den Officieren, welche am Eingange zum Zelt erſcheinen.)

Schließt Euch, Ihr treuen Waffenbrüder, an,
Mit Gott und Eiſen brechen wir die Bahn!

(Alle ab. Lebhaftes Schießen in der Nähe.)

Vierter Act.

In Breysach. Quartier von Joseph.

Erster Auftritt.

Joseph. Guebriant.

Joseph.

Und Frankreich soll gelassen, müßig zuseh'n,
Wie sich der Herzog hier zum Herrn von Breysach
Im Uebermuthe seines Glückes macht?

Guebriant.

Er ist in gutem Recht, nicht weniger,
Als Ihr ihm zugestanden, nimmt er sich.

Joseph.

Auch Ihr seid uns abtrünnig und bestochen —
Und unterjocht von seinem Waffenruhm.

Guebriant.

Wer ist in seiner Nähe so gering,
Daß ihm des Feldherrn Geist und hohe Art
Nicht hinriß' zur Bewunderung und Ehrfurcht?

Joseph.

Wir haben Euch zu ihm nicht herbeordert,
Ihn zu bewundern; und Ihr seid Franzose!

Guebriant.

Habt Ihr ihm selbst am Meisten doch gedient!

Joſeph.

War't Ihr ſo klug den Fehler einzuſehen,
So lag's an Euch, ihn zeitig zu verbeſſern;
Ein Rieſe kann auch über einen Stein
Zum Fallen kommen.

Guebriant.

Doch ich war kein Stein,
Nein! ſchämt Euch nicht, verächtlich iſt der Mann,
Den nicht das Weſen eines großen Menſchen
Und eines Helden aus dem Staub des Lebens
Emporreißt zur Theilnahme an den Thaten,
Die, lichten Göttern gleich, aus dunklen Hüllen
Vorbrechen plötzlich und die Welt erfüllen.

Joſeph.

Die Welt iſt nicht gemacht für das Genie,
Für die Gewöhnlichen nur iſt ſie da;
Sie zeugen immer wieder ſich von Neuem
Und leben fort in Kind und Kindeskindern.

Guebriant.

Und ſo gehörte dieſe Welt — den Würmern,
Die ſich zuletzt in jeden Nachlaß theilen.

Joſeph.

Ihr habt in ſeiner Schule, wie ich merke,
Mehr noch gelernt, als Frankreich brauchen kann.

Guebriant.

Ihr ſeid gereizt, weil ich dieſelbe Ehrfurcht
Dem Herzog zolle, die der König Ludwig,
Der Cardinal, Ihr ſelbſt ihm nicht verſagt;
Nur deshalb grollt ihr ihm, weil er ſich nicht
Zugleich mit ſeinen Feinden aufgerieben;
Ihr Nachlaß wär' von ſelbſt Euch zugefallen,
Ihr hättet ihn, doch er hat Euch benützt.

Joſeph.

Nicht ungerächt ſoll er uns überliſten!
Iſt er ein deutſcher Fürſt, bin ich Franzoſe.

Und Frankreich iſt ein abſoluter Staat,
Und wer ihm dienen will, muß blind gehorchen,
Er darf für ſich nichts mehr Beſond'res haben.

Guebriant.

Auch kein Gewiſſen?

Joſeph.

Nein! der Staat iſt Alles.

Guebriant.

Auch keine Ehre?

Joſeph.

Ehre giebt das Amt.

Guebriant.

So könnte man Verbrechen anbefehlen?

Joſeph.

Warum auch nicht? Der Staat darf Alles wollen,
Sein Vortheil iſt ſein oberſtes Geſetz.
Der dient ihm nicht mit ſeiner ganzen Seele,
Der ihm nicht auch die ganze Seele giebt.

Guebriant.

Iſt freilich Euch zu ſchlecht kein Mittel mehr,
Den großen Herzog heimlich zu verderben,
So muß er endlich doch verloren ſein.

Joſeph.

Macht er mit uns den Gang auf Tod und Leben,
So wird der Ausgang lehren, wer gewonnen.

Guebriant.

Ich und Turenne werden, was Ihr auch
Beſchließen mögt, die Seele nicht verwetten
Und bei den Deutſchen Frankreich's Ehre retten. (Ab.)

Joſeph (allein.)

Der ließ ſich nicht gebrauchen, und es wird
Noch lange dauern, bis die Elemente
Der alten Zeit in unſere Maſchine
Des neuen Staates ſich gehorſam fügen.

Zweiter Auftritt.

Marie. Joseph.

Marie

(gedankenvoll eine Rose zerpflückend).

Kaum aufgeblüht und schon mußt du verderben.
Ich streue deine Blätter in die Luft —
Auch dieses letzte fliege zu den and'ren —
Nun ist's vorbei mit allen deinen Reizen,
Du liegst im Staub, wie meine eig'ne Seele. —
Doch sie war muthiger, als ich, sie rächte sich,
Und hat den Dorn mir in die Hand gedrückt —
Doch ich kann nur verzagen und verzweifeln.
Ich möcht' in's Kloster geh'n und Buße thun,
Dort will ich klagen mit der Todtenglocke,
Dort will ich seufzen mit dem Wind am Gitter,
Dann will ich weinen mit der Wetterwolke,
Die mit gebroch'nem Herzen niederströmt
Und rings das Land begräbt in ihren Fluthen.

Joseph.

Die Schwermuth ist der Schönheit ärgste Feindin,
D'rum kann man sie nicht schnell genug verbannen.

Marie.

Auch habe ich nach Euerem Befehl
Gesprochen mit den Damen dieser Stadt,
Und ihnen zugesagt, den Festpokal
Dem Herzog Bernhard huldigend zu bringen.
Und allegorisch werden mir zur Seite
Zwei Fräulein gehen. Eine stellt die Hoffnung,
Die Andere den Frieden vor, doch ich
Im Schleier soll als Glaubensfreiheit gelten.

Joseph.

Ganz recht, verschleiert! denn zu keiner Zeit
Darf man der Freiheit seh'n in's Angesicht.

Marie.

Und weil ich mich denn selbst verloren habe,

Bin ich ein Werkzeug Eurer Hand geworden.
Seid freundlich zu mir, wie ein Arzt und Freund,
Und laßt mich nicht in mir zu Grunde geh'n.
Mich hat das herbe Schicksal tief erniedrigt,
Und steuerlos im Sturme treibt mein Nachen.

Joseph.

Ihr habt die schöne Leidenschaft des Herzens
Erhoben zum Gesetze Eures Lebens,
Und dies verleugnen, hieß' Euch selbst vernichten.
Wollt Ihr nun, daß ich Eueren Roman,
Den Ihr so kühn und genial begonnen,
Fortspinne weiter aus sich selbst heraus,
So übergebt das Werk in meine Hände;
Doch jedem Zweifel, jedem Widerspruch
Müßt im Voraus und gänzlich Ihr entsagen.

Marie.

So seid mein Meister und ergänzt mich selbst
Durch Eueren Verstand und festen Willen!

Joseph.

Bei diesem Gang seid Ihr mein Famulus,
Nur dieses Mal verhüllet Eure Reize
In's kösterliche, dunkele Gewand.
Ihr werdet mich zum Herzog hinbegleiten;
Ich hoffe, Frankreich's hohe Tochter wird,
Was auch geschehen mag, sich nicht verrathen.
Das letzte Mittel zu dem guten Ende
Soll dort versucht sein, — hilft auch dieses nicht,
So seid nicht Ihr allein, es ist zugleich
In Euch der Cardinal und Frankreich's Ehre
Gelästert und beschimpft. Könnt Ihr das dulden?
Seid Ihr denn nicht —

Marie.

Französin und ein Weib.

Joseph.

Wie konnt' ich daran zweifeln! Stolzes Herz!
Ich freue mich an Euch. Und ich begrüße

Die königlich entscheidende Natur,
Die groß und einfach selber sich begreift,
Und Liebe giebt um Liebe, Haß um Haß,
Und in dem Haß —

Marie.

O sprich das Wort nicht aus!
Verhüllt und riesig steigt in mir empor
Mit grauen Nattern die verderbende,
Die du gewirkt, die dunkle Eumenide! (Marie ab.)

Joseph (allein).

So ziehe ich das Netz um ihn zusammen,
Und macht der Tod auch seine Seele frei,
So muß er doch, was er mit Müh' und Fleiß
Erobert hat zu uns'rem Erbtheil lassen.
Gesponnen unzerreißbar sind die Fäden
Aus Haß und Liebe, Ehrgeiz, Neid und Habsucht,
Benetzt mit Thränen der Verzweifelung,
Ein Meisterwerk der feinsten Politik!
Denn das Geheimniß aller Herrscherkunst
Besteht in Einem nur: die wilden Thiere,
Die jeder Mensch in seinem Herzen hegt,
— Die Leidenschaften — weise abzurichten,
Daß ihres Herrn Befehle sie vollbringen, (Ab.)

Dritter Auftritt.

Bernhard's Quartier. **Bernhard. Erlach. Taupadell. Rosen. Flersheim. Ferentz.**

Bernhard

(zu Taupadell. Er übergiebt ihm einige Papierrollen).

Hier, Taupadell, ist Plan und Anschlag
Zu der Verstärkung uns'rer Festungswerke;
Ihr sollt nicht sparen Kunst und Geld und Müh',
Furchtbar zu schirmen unser Waffenlager.

Taupadell.

Mein Feldherr soll mit mir zufrieden sein.

Bernhard.

Ferner steh'n hier aufgezeichnet
Die Regimenter, die nach Neuenburg
Noch heut' marschiren. Dort versammelt sich
Im Lager uns're Macht.

Taupadell.

Geht's in das Reich?

Bernhard.

Du hast's gesagt.

Taupadell.

Herr Gott, laß' dieses Mal
Allein mich fertig werden mit dem Feinde!

Bernhard.

Und jedes Hülfscorps, das bei Euch dort einrückt,
Tractirt Ihr mit Bankett!

Taupadell.

Und deutscher Wein
Soll ihnen sagen, wer der Herr vom Rhein! (Ab.)

Bernhard (zu Erlach).

Euch sende ich an König Karl von England;
Leicht zu gewinnen ist er uns'rer Sache,
Und von Ostende aus geht Ihr zu Schiff! (Erlach ab.)

Bernhard (zu Flersheim).

Ihr geht zu seinem Neffen, dem Pfalzgrafen,
Der zu mir stoßen will mit seinen Truppen;
Er soll marschieren lassen und mit uns
Zusammentreffen dort bei Neuenburg. (Flersheim ab.)

Bernhard (zu Ferentz).

Ferentz! Ihr eilt so schnell, als möglich ist,
Nach Stockholm zur Verhandlung mit der Krone.
Hier Eure Instruction. Und meldet dort,
Daß Thüringen zum Werbeplatz ich mache.
Dies Schreiben überreicht Ihr unterwegs
Georg von Lüneburg. Wir müssen jetzt
Zusammenraffen alle uns're Freunde!
Nach Eurer Eile mißt sich auch der Lohn. (Ferentz ab.)

Bernhard (für ſich).

Und nun, Eliſabeth, iſt da die Zeit,
Wo deine fromme Liebe auch das Schickſal
Der Welt entſcheiden wird; es ſchlingt ſich jetzt
An meine Kette Glied an Glieder an,
Ich werfe ſie dir zu, du ſchlingſt ſie weiter,
Sie zieht ſich bis nach Thüringen hinaus,
Geſchmiedet aus den freien, deutſchen Herzen
Von Breyſach bis dort in mein Vaterhaus,
Und wir gebrauchen nicht mehr unſ're Degen,
Nur Kugeln, um die Tenne rein zu fegen.
Mein Roſen!

Roſen (tritt heran).

Hier!

Bernhard.

Nach Kaſſel eilſt du jetzt,
Bring' der Landgräfin meine Botſchaft hin,
Dies Schreiben wird das Weitere ihr ſagen.

(Er giebt ihm einen Brief. Roſen ab.)

Vierter Auftritt.

Bernhard. Page.

Page.

Des Cardinals Agenten melden ſich.

Bernhard.

Laſſ' ſie herein. (Page ab.)
Zu mir tritt der Verſucher!

Fünfter Auftritt.

Joſeph kommt. **Marie** in Eremitentracht bleibt im Hintergrund im Schatten einer Säule ſtehen; während der Unterredung kommt ſie einige Male zum Vorſchein. **Bernhard.**

Joſeph.

Zu dieſem großen Sieg- und Jubelfeſte,
Das Ihr begeht hochherrlich hier in Breyſach,
Naht ſich pflichtſchuldig und glückwünſchend Frankreich
Eurer herzoglichen Durchlaucht Sachſen-Weimar,
Wenn dieſer hohe Titel noch genügt.

Bernhard.

Lehrt Eure Rede doch gerade gehen,
Daß man ihr in die Augen blicken kann.

Joſeph.

Vor'm Schloſſe werfen Eure Pfennigmeiſter
Geld unter's Volk; verzeiht, daß ich mich bückte
Nach dieſer Münze, ſie iſt neugeprägt.

(Er läßt die Münze auf den Tiſch klingen.)

Auf der Kehrſeite ſeh' ich angehängt
Dem ſchönen, ſächſ'ſchen Wappen das von Breyſach;
Ich wußt' noch nicht, daß Ihr hier Landesherr?

Bernhard.

Ich muß mich Eurer Art und Frage wundern;
In dem Vertrag mit Frankreich iſt beſtimmt,
Daß es verzichte auf die deutſchen Länder,
Die ewig bei dem Reiche bleiben ſollen,
Und daß mir Frankreich den Beſitz von Elſaß
Und Breyſach ſeinerſeits verſtatten wolle.

Joſeph.

Vielfache Deutung duldet der Vertrag.

Bernhard.

So ſei er aufgehoben ganz und gar,
Und auf mein Schwert geſtützt ſteh' ich vor Euch!

Joſeph.

Ihr ſprecht ein hartes Wort, doch iſt es deutlich;
So offenherzig ſprech' ich auch vor Euch:
Es kann nicht Frankreich dulden, daß Ihr hier
Euch werft in ſein Genick, es todt zu hetzen.
Doch weil es Eu're Durchlaucht hoch verehrt,
So ſchlägt es drei verſchied'ne Wege vor,
Die zur Vereinigung uns führen können.

Bernhard.

Ich höre.

Joſeph.

Noch iſt Ferdinand der Dritte
Nicht als der röm'ſche Kaiſer anerkannt,

Ungültig iſt er, wie Ihr wißt, gewählt;
Frankreich gelobt, daß es mit aller Macht
Euch bahnen will den Weg zum Kaiſerthrone.

Bernhard.

Ich danke Euch für dieſe gute Abſicht;
Verdamme mich der ew'ge Richter einſt,
Beging' ich ſolchen Hochverrath an Deutſchland!
Ich wär' ein ſchlimmerer Coriolan,
Der doch als Opfer des Verrathes fiel. —
Nennt mir den zweiten Weg!

Joſeph.

Ihr nehmt zu Lehn
Von Frankreich Elſaß und Burgund zugleich.

Bernhard.

Sprecht Ihr zum erſten Male offenherzig,
So wiederhol' ich nur, was Ihr ſchon wißt:
Ich will und dulde keinen Raub am Reich!
Ihr habt Euch eingemiſcht in unſ'ren Krieg,
Weil Ihr die deutſche Einheit ſchirmen wolltet!
Ob Ihr das ſchon nicht ehrlich habt gemeint,
Doch hab' ich Luſt, beim Worte Euch zu nehmen.
Wir wollen uns als Bundsgenoſſen dienen,
Ich ſchlage Eure Feinde, ſchlagt die meinen,
So wird gemeinſam unſer Vortheil ſein;
Doch Ihr wollt mehr, ja, Alles wollt Ihr haben,
So habt dazu den Haß des deutſchen Volkes
Und einen tücht'gen Waffentanz am Rhein!

Page (kommt).

Die Bürgerſchaft erwartet Euch, mein Herzog!

Bernhard.

Sogleich! (Page ab.)
Laßt hören Euren allerletzten Vorſchlag!

Joſeph.

Vielleicht erinnert Eure Durchlaucht ſich
An jene Zeit, wo Euch der Cardinal
Richelieu wie ein Vater aufgenommen;

Zum erſten Mal ſchwieg ſeine Politik,
Er liebte Euch.

Bernhard.

Ich glaube ſelbſt daran,
Urſprünglich war ſein Herz wohl groß und edel.

Joſeph.

Ihr ſah't bei ihm dort ſeine ſchöne Nichte.

Bernhard.

Lebendig tritt ihr Bild vor meine Seele.

Joſeph.

Ihr ſchient in Liebe Euch ihr zuzuneigen.

Bernhard.

Nicht weiter!

Marie (im Hintergrund).

Ein Meſſerſtich in meine Seele, o!

(Sie ſinkt auf die Kniee.)

Bernhard.

Feil iſt, ich weiß, auf dem polit'ſchen Markt
Euch jedes heil'ge Gut im Menſchenleben;
Verkauft und kauft nach Ellen Männerehre,
Pflicht und Gewiſſen, Euren Gott dazu,
Und treibt den Seelenhandel in das Große,
Daß Ihr den Teufel ſelber noch beſchämt!
Erlaubt mir nur, Euch in's Geſicht zu ſagen:
Um keinen Preis iſt meine Seele feil!

(Ab links durch die Seitenthür.)

Joſeph (allein).

Du haſt dich doch dem Teufel Politik
Zuletzt verkauft und deine Zeit iſt um!
Hinab mit dir! hinab, Koloß, und hätte
Aegypten dich aus Felſen aufgethürmt,
Hinab mit dir! der Boden, den du drückſt,
Der Erde Wölbung berſtet unter dir,
Hinab mit dir, hinab in das Verderben!

(Er wendet ſich nach dem Hintergrund und ſieht Marie auf den Knieen, den Kopf an die Säule gelehnt.)

Sechster Auftritt.

Joseph. Marie.

Joseph (bei Marie).

Marie! Welch ein Zufall! Starre Ohnmacht
Hält ihren Geist bestrickt. Marie!
Faß' dir ein Herz, du stolze Tochter Frankreich's,
Erheb' dich aus dem Staub! Bis auf den Tod
Bist du gekränkt; ich will ein Wort dir sagen:
Laß' Eins sein Wort und That — die heil'ge Rache!

Marie (sich erhebend).

Fluch über Euch! Ihr habt mich unbarmherzig
Geworfen unter seinen stolzen Fuß.
Gott werf' auf Eure Seele Schuld auf Schuld,
Bis voll das Maß der ewigen Verdammniß!

Joseph.

Es macht der wilde Schmerz Euch ungerecht.

Marie.

Und er zertrat mein Herz und ging vorüber!
Und himmelhoch hebt sich empor mein Wehschrei,
Ihr Flüche, ausgestoßen über ihn,
Wo seiner Heere Ungewitter tobte,
Ihr Seufzer aus den abgebrannten Städten,
Das Aechzen der, die er mit Hunger zwang,
Das Todesröcheln der Gefallenen
In seinen Schlachten, und die Thränenfluth
Der Wittwen und der Waisen über ihn,
Dringt auf ihn ein und lehrt sein Eisenherz
Empfinden meiner Seele heißen Schmerz.
Nur einmal, einmal meine Todespein!
Bis elend er zu Grunde geht mit mir!

Joseph.

So sei es, und nun bring' ihm den Pokal! (Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Freier Platz. Im Hintergrunde das Rathhaus von Breysach mit einem Altane. Breite Stufen hinauf zum Eingange. Gruppen von Bürgern, Frauen und Kindern sind versammelt.

Erster Bürger.

Sie ziehen her auf's Rathhaus zum Bankett.

Zweiter Bürger.

Horch, die Musik!

(Der Zug erscheint. Marschmusik, Herolde, Fahnenträger mit dem Panier von Sachsen.)

Erster Bürger.

Die Fahnen, die Soldaten!

(Eine Abtheilung sächsischer Krieger zieht vorüber. Bernhard mit dem Generalstab.)

Volk.

Hoch Herzog Bernhard, Kriegs- und Siegesfürst!

Zweiter Bürger (zu einem Knaben).

Das ist er dort, mein Junge, schau' ihn an,
So sieht ein Held aus und ein Weltbezwinger.

(Zug der Jungfrauen kommt, voran Marie, verschleiert, mit dem Pokale, neben ihr zwei Mädchen, allegorisch gekleidet als Hoffnung und Frieden.)

Erster Bürger.

Jungfrauen bringen jetzt ihm den Pokal
Zum Siegesfest! Hinaus, hinaus auf den Markt,
Auf die Gasse!

Zweiter Bürger.

Gott ehre seine Freude!

(Der Zug hat theils auf den Stufen des Rathhauses sich gruppirt, theils sind die Krieger vorübergezogen, während Bernhard mit dem Generalstabe und den Magistratspersonen hineingegangen ist. Nach einer kurzen Pause, während welcher auch der Zug der Jungfrauen sich in das Rathhaus begeben hat, erschallt eine Fanfare. Das Panier erscheint auf dem Altane des Rathhauses, dann tritt Herzog Bernhard vor, mit dem Pokale in der Hand.)

Bernhard.

Es lebe hoch die deutsche Nation! (Er trinkt.)

Alle.

Hoch!

(Marie stürzt verschleiert aus dem Rathhause heraus, Joseph fängt sie auf und führt sie hinweg.)

Fünfter Act.

Platz vor einem burgähnlichen Gebäude in Neuenburg.

Erster Auftritt.

Taupadell. Flersheim.

Taupadell.

Und aufmarschieren alle Regimenter
Zu dem Empfang der Durchlaucht.

Flersheim.

Zu Befehl!

Taupadell.

Das dritte Regiment bezieht die Wache.

(Fanfaren und Kanonensalven.)

Puh! wie so lustig durcheinander toben,
Die eh'rnen Hunde, die vor Freude heulen,
Da sie von Weitem ihren Herru erkennen!

(Flersheim und Taupadell ab.)

Zweiter Auftritt.

Bei Trommelmarsch mit der Fahne rückt eine Abtheilung des dritten Regiments bis zum Eingang des Schlosses. – Ruf aus der Ferne: „Der Herzog!" Trommelwirbel und Präsentiren des Gewehres bei der Ankunft des Herzogs.

Bernhard, geführt von **Taupadell** und auf sein Schwert gestützt.

Bernhard (zu den Soldaten).

Gott grüß' Euch Alle, tapf're Kameraden!

Seht, unterwegs hat mich ein arger Feind
Recht tückiſch überfallen, und er kommt
Mir über Wall und Schanze auf den Leib.
Ich will mich wehren.

Taupadell (zu den Soldaten).

Brave Jungen, Ihr
Braucht Euch zu ſchämen nicht, daß aus den Augen
Euch Regentropfen in den Schnurrbart fallen!

(Beide ab. Trommelſchlag, die Soldaten ziehen ſich zurück. Verwandlung.)

Dritter Auftritt.

Zimmer des Herzogs. Der Hintergrund iſt mit einem theilbaren Vorhang verſchloſſen; wenn der Vorhang zurückgezogen wird, hat man die Ausſicht auf den Rhein.

Bernhard, von **Taupadell** geführt, tritt ein.

Bernhard.

Die Aerzte helfen nicht, ich muß ſchon ſelbſt
Auskämpfen dieſen Krieg in meinem Blut.
Es iſt in Rebellion. So laſſ' mich ruhen.

Taupadell.

Ich kann von Euch nicht weichen.

Bernhard.

Nun, ſo harre
Im Zimmer draußen; brauch' ich deine Hülfe,
So ruf' ich dich!

Taupadell.

Gott ſtärke meinen Herrn! (Ab.)

(Fernes Glockengeläute. Bernhard zieht den Vorhang vom Hintergrunde zurück. Sonnenuntergang auf dem Rhein. Ein Nachen zieht vorüber. Der Schiffer ſingt:)

Der Schiffsmann ſtößt vom Lande,
Wem läutet man ſo ſehr?
Wem ſingt man alſo ſanfte
Zu ſeiner letzten Ehr'?
Ade! Ade!

Bernhard.

Sei mir gegrüßt mit allen deinen Wogen,
Du heiliger, du schöner deutscher Strom,
So weit dich Gottes reiche Hand gezogen
Aus Felsenschlössern und von Dom zu Dom,
So weit in dir mit Reben und mit Aehren
Die Berge und die Auen sich verklären!
Uralter Schutzherr, meines Volkes Wächter,
Ich grüße dich in meinem herben Leid,
Beschirme Deutschlands künftige Geschlechter,
Entreißt die Waffen mir des Schicksals Neid,
Und trage einst zum Meere stolz die Lasten,
Den deutschen Wald in hohen, freien Masten!

(Gesang des Schiffers.)

Es gehen alle Wellen
In's dunkle Meer hinein,
Ein neuer Stern am Himmel
Giebt oben hellen Schein;
Ade! Ade!

Page (kommt herein).

Um Einlaß drängt mich eine edle Dame,
Die ihren Namen mir verschweigen will:
Sie wisse um ein düsteres Geheimniß,
Das Euch allein sie anvertrauen könne.

Bernhard.

Laß' sie herein!

(Page ab: gleich darauf Marie.)

Bernhard (bei ihrem Anblick).

Marie Vignerot!

Marie.

Du nanntest mich und schauderst nicht zurück?
Kein guter Engel steht an deiner Seite,
Der dir das Brandmal zeigt an meiner Stirn,
Daß der Verdammten Eine vor dir steht?

Bernhard.

Ich hör' dich sprechen und versteh' dich nicht

Und du erſcheinſt mir in ſo ſchwerer Stunde,
Wie der Erinn'rung allerſchönſtes Bild.

Marie.

O welch' ein Jammer! tiefer, als die Hölle,
Und tiefer, als der Abgrund meiner Seele,
Wo die Verzweiflung mit dem Wahnſinn ringt.

Bernhard.

Nicht deine Liebe ſollte mich beglücken.
Mich riß von dir die zürnende Bellona,
Zum Dienſt der Freiheit und des Vaterlandes.
Das eig'ne Herz hab' ich erdrückt im Buſen,
Und darf nicht fragen, was gewonnen iſt —
Ein wenig Erde und ein Leichenſtein.

Marie.

Ein jedes deiner Worte iſt ein Dolch,
Der mir zweiſchneidig durch die Seele geht.

Bernhard.

Du wollteſt ein Geheimniß mir vertrauen?

Marie.

Der Pater Joſeph wollte mich begraben
Lebendig todt in eine Kloſterzelle
Und mich zudecken mit dem Leichentuch,
Stumm machen meine Schuld und mein Gewiſſen.
Nun bin ich frei, entfloh'n bin ich dem Kerker.
O, der blödſücht'ge, der verdammte Thor!
Er kennet nicht die Allmacht des Gewiſſens,
Das erſt, wie eine Spinne in dem Winkel,
Sich leiſe regt und webt, faſt unbemerkt,
Dann anſchwillt, groß genährt von Angſt und Seufzen,
Zum rieſ'gen Ungeheuer, ſcheußlich, gräßlich!
Mit tauſend gift'gen Augen ſtarrt's uns an,
Mit tauſend Stimmen ziſcht es in die Ohren:
„Was haſt du gethan?“
Ich kann es nicht geſtehen, denn ich fürchte mich!

Und wieder ruft es jetzt mit Donnerſtimme:
„Was haſt du gethan?“

Bernhard.

Du ſprichſt in Raſerei, beſinne dich!
Was hätteſt du ſo Arges denn verbrochen?

Marie.

Im Schleier trat ich hin vor dich in Breyſach,
Und reichte dir den Kelch, du nahmſt und trankſt, —
Es war das ſtärkſte Gift darin, der Tod!

Bernhard.

Gift? Tödtlich' Gift? Es iſt ein Fiebertraum!
Unſelige, was hätt' ich dir gethan?

Marie.

Du haſt ein Herz, das für dich ſchlug, zertreten,
Und Liebesharm in grimmen Haß verwandelt —
Da ward ich Werkzeug in des Paters Hand.

Bernhard.

O der Verräther, der verruchte Mönch!

Marie.

Und nun zertritt die Natter, die dich ſtach,
Die ſich im Staube vor dir ringeln muß,
Laß' mich zu deinen Füßen mit dir ſterben!
Schon hör' ich wieder die Geſpenſterſtimme,
Sieh', ſieh', dort ſteigt der grauſ'ge Nebel auf,
Schon kriecht es giftgeſchwollen näher, näher, —
Errete, rette mich, erbarme dich!

Taupadell (kommt).

Was iſt geſcheh'n?

Marie.

Erbarmt Euch über mich!

Bernhard.

Sagt mir, iſt ſie wahnſinnig oder nicht?

Marie.

Was hab' ich gethan?

Das Ungeheuer ſtreckt die Arme aus,
Es will mich fangen und mein Herzblut ſaugen!
Heilige Mutter Gottes, hilf!
(Sie ſpringt unverſehens über die Mauerbrüſtung im Hintergrund.)

Taupadell.

Verſchlungen ſchon hat ſie der dunkle Rhein!

Bernhard.

Barmherz'ger Gott, ſei gnädig ihrer Seele!
(Der Vorhang im Hintergrunde wird geſchloſſen.)
Alarm! Schlagt den Alarm! Die Officiere
Zu mir heran!

Taupadell.

Sie halten noch im Schloßhof. (ab.

Bernhard.

Iſt Rettung nicht im Himmel, nicht auf Erden?
Mein Gott, nur eine kleine Spanne Zeit!
Und wirf von meiner Bruſt den feigen Tod!

Taupadell (kommt zurück).

Was iſt Euch, hoher Herr? O großer Gott!
Es ändert plötzlich Euer Auge ſich!

Bernhard
(ihn an ſich ziehend, geheimnißvoll).

Frankreich hat mich vergiftet!

Taupadell.

Hülfe! Hülfe!

Bernhard.

Du rufſt vergebens, denn mein Blut gefriert.
Eliſabeth! Du warnteſt mich vor Frankreich!
Gott ſucht mich heim um eine Schuld des Irrthums.
Laßt nicht zu Grunde gehen die Armee,
Die eiſernen Genoſſen meiner Thaten!
Uns darf der Tod nicht von einander ſcheiden,
Nicht auseinanderwerfen die Armee!

Taupadell.

Laßt mich für Euch hier auf der Stelle ſterben.
Uns alle, Herzog!

Bernhard.

Gott, nur einen Tag!
Ich muß noch Breyſach meinem Volk verſichern,
Nicht in die Hände Frankreichs darf es fallen,
Es iſt das deutſche Capitol am Rhein!
Das Unterpfand des Friedens und der Freiheit!

Taupadell.

Ich ſpring' nach Arzenei!

Bernhard.

Es iſt zu ſpät.
Ruf' meinen Secretair! Nein, bleibe hier!
Ich war gefaßt auf Alles, nicht auf's Sterben
Inmitten meiner Jugend, meiner Plane.
Mein deutſches Volk, ſo muß ich dich verlaſſen
Im Augenblick, wo ich dich retten konnte!

Vierter Auftritt.

Roſen. Vorige.

Roſen.

Heil Eurer Durchlaucht! Glück und große Freude!
Eliſabeth, die Herrin Heſſens, führt
Sechs Regimenter Cuiraſſier' Euch zu!
In dieſem Augenblicke kommt ſie ſelbſt;
Nur wenig Vorſprung hatte ich voraus!

Bernhard.

Eliſabeth! Eliſabeth!

Roſen.

Mein Herzog!

Bernhard.

Den Hut, den Degen her! Wie ich dem Tod

So oft getreten vor das Angeſicht,
So will auch jetzt ich ihm entgegengeh'n,
Und dir, Eliſabeth! (Er wird gewaffnet.)

Roſen.

Ich faſſe nicht
Und fürchte nur ein gräßliches Verhängniß!

Fünfter Auftritt.

Das Corps der **Officiere** tritt ein. **Vorige.**

Bernhard
(zwiſchen Taupadell und Roſen ihnen entgegen).

Faßt Euch ein tapf'res Herz, Ihr Kameraden!
Gott hat mir meinen Abſchied ausgeſtellt,
Mich ruft der Tod von Euch, denn tückiſch hat
Mich Frankreich überraſcht.

Die Officiere.

Mord! Meuchelmord!

Taupadell.

Ich lade Frankreich vor das Weltgericht!

Bernhard.

Mir zugemeſſen werden die Minuten;
Ihr Freunde und Genoſſen, Eure Hand!
(Sie reichen ihm Alle die Hand, während er ſpricht.)
Ich danke Euch für Eure große Treue
Und Tapferkeit in unſ'rer heil'gen Sache;
Wir haben einen guten Kampf beſtanden.
(Viele Stimmen von Außen unverſtändlich durcheinander.)

Taupadell.

Es drängen her zum Schloß die Regimenter,
Der Schmerz hat ihre Glieder aufgelöst,
Und tauſendfach erſchallt der Ruf nach Euch!

Bernhard.

Ich will ſie ſeh'n!
(Zwiſchen Taupadell und Roſen an das Fenſter.)

Viele Stimmen von Außen.

Der Herzog lebt! Der Herzog!

Bernhard (Abſchied winkend).

Lebt wohl! Es wird mir ſchwer, Euch zu verlaſſen!

(Zurück zur Verſammlung.)

Hört an mein Teſtament!
Der Gnade Gottes ſei mein Volk empfohlen,
Und der Gedanke, dem ich Thaten gab,
Dem Mann der Zukunft, den ſich Gott erwählt;
Doch allen Deutſchen meinen letzten Wunſch:
Zeigt Weg und Steg den fremden Nationen
Zurück in ihre Grenzen mit Kanonen!

(Er ſinkt in die Arme Taupadell's. Alle Anweſenden knieen betend nieder. Von Außen ſpielt die Regimentsmuſik die Melodie des Chorals: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott".)

Nimm meine Seele, Gott, in deine Hand
Und ſchenke Frieden meinem Vaterland.

Sechster Auftritt.

Eliſabeth, in der Uniform ihrer Regimenter, ſtürzt herein. **Vorige.**

Eliſabeth.

Laßt mich zu ihm! Ich komme, Bernhard!

(Sie erblickt ihn und ſtürzt, ſeine Kniee umſchlingend, mit einem Aufſchrei nieder.)

Bernhard! Bernhard!

Bernhard.

Eliſabeth! (Er ſtirbt.)

(Der Vorhang fällt.)

Der Sohn des Fürſten.

Ein Trauerſpiel.

(Zuerſt aufgeführt im Hoftheater zu Oldenburg 1842.)

Personen:

Der König.
Friedrich, der Kronprinz, sein Sohn.
Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
Feldmarschall von Grumbkow, Minister.
Feldmarschall von Natzmer.
General von Flans.
General Graf von Finkenstein, Erzieher des Kronprinzen.
General-Major von Buddenbrock.
Feldmarschall Graf von Wartensleben.
von Katte, sein Tochtersohn.
Graf Hoym, sächsischer Gesandter.
Gräfin Hoym, seine Gemahlin.
Gräfin Anna Orzelska, ihre Freundin.
Quanz, Flötenspieler aus Dresden.
Ritter Hotham, englischer Gesandter.

Kammerherr. Officier. Soldaten. Wache. Musikanten.

Erster Act.

Zimmer im Königlichen Schlosse in Berlin.

Erster Auftritt.

Der König, Dessau, Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Flans, Finkenstein.

König.

Setzt Euch, Ihr Waffenfreunde! ich will stehen,
Unruhig ist mein Herz, Gott stärke mich
Und Eure Seelen mit der höchsten Gnade!

Natzmer.

Amen! so sei es, gnäd'ger Herr und König.

König.

Die Sorge für die Zukunft meines Reiches
Drückt felsenschwer auf mich zu dieser Zeit.

Dessau.

Gilt's dem Franzosen, Sir', so sorgt Euch nicht,
Sollt' er die Lombardei vergessen haben,
Wo Prinz Eugen und ich den Weg ihm zeigten,
So sollen ihn Kartätschen d'ran erinnern.

König.

Ich hab' mich abgemüht in strenger Arbeit
Mit Stein und Hammer, wie ein Maurer,
Fast ruhmlos in der Tiefe, um zu legen
Den festen Grund zur Burg des deutschen Volk's,

Den Staat der neuen Zeit wollt' ich errichten,
Wie ich hier an der Spree am linken Ufer,
Nach meinem Plan mir eine Stadt gebaut.

Deſſau.

So daß ſich Herz und Auge daran weiden,
Als wären zur Parade aufmarſchiert
Wie Regimenter Infanterie die Straßen
Und machten auf Commandowort die Front.

Grumbkow.

Sire, Euer Werk iſt rühmlich Euch gelungen.

Natzmer.

Und ſichtbar war mit Euch der Segen Gottes.

Grumbkow.

Als die Regierung kam in Eure Hand,
Da fanden wir das Land gedrückt von Schulden,
Das Volk verarmt und träg' und ungeſchickt,
Und ohne Fracht die Straßen und die Ströme.
Ausländ'ſche Cabinete hatten uns
Schlagbäume vorgelegt an jedem Ausgang,
Die Phariſäer ſaßen bei den Zöllnern.

Buddenbrock.

Ich war dabei, als Ihr in's Feuer warft
Den Goldbrockatrock, die franzöſ'ſchen Bücher
Sammt der Perrück' und anzogt Uniform.

Deſſau.

Der König ward Soldat, Soldat das Volk,
Die Bajonnete pflanzte Preußen auf.

Natzmer.

Und in der Furcht des Herrn, zu Fleiß und Ordnung
Mit ſtrenger Hand habt Ihr das Volk gewöhnt.

Grumbkow.

Und Preußen ſpricht ein Wort mit in Europa.

Natzmer.

Und wie Ihr auf den proteſtant'ſchen Glauben

Den Staat gegründet, ſo ſeid Ihr geworden
Schutzherr der Proteſtanten aller Länder.

Grumbkow.

So recht von Gottes Gnaden ſeit Ihr König.

König.

Und doch wird jede Müh' verloren ſein,
Denn was der Vater baut, zerſtört der Sohn;
Mein Fritz, der Kronprinz, ſchlägt mir aus der Zucht,
Er hat nicht Luſt und Liebe zum Soldaten,
Und doch, ſo iſt mein Will', es geht nicht anders,
Soldat muß ſein, wer nach mir herrſchen will,
Denn Brandenburg muß vorwärts mit dem Degen
Und Raum gewinnen vor Europa's Mächten.

Deſſau.

Ob zu der Jagd ein Hund taugt, weiß man erſt,
Wenn er das Blut vom Wilde hat geſpürt,
So iſt's mit dem Soldaten und dem Krieg.

Finkenſtein.

Die Königliche Majeſtät hat mir
Zur Leitung anvertraut des Prinzen Hoheit,
Vertheid'gen darf ich ihn als meinen Zögling.
Wahr iſt es, eig'ner Art iſt all' ſein Weſen
Und unberechenbar, bald muß man glauben
Ein zartes Mädchenherz trag' er im Buſen.

König.

Da habt Ihr meine Sorge, meine Furcht!

Finkenſtein.

Doch plötzlich richtete ſeine Seele ſich
Empor geharniſcht und die Worte fliegen
Von ſeinen Lippen wie zweiſchneid'ge Schwerter.

König.

Wie immer weibiſche Gemüther ſind,
Es haben niemals Worte ihm gefehlt.

Finkenſtein.

Und träumend kann er ſitzen ſtundenlang
Und brüten über ſich, da ſollt' man glauben,
Es könnte untergeh'n die Welt um ihn,
Nicht merken würd' er es; doch wacht er auf,
So iſt ihm das Geringſte nicht entgangen.

König.

Er reitet ſchlecht.

Finkenſtein.

Doch wirft kein Pferd ihn ab.

König.

Er macht die Griffe falſch beim Exerciren. —

Finkenſtein.

Und dennoch weiß er recht zu commandiren.

König.

Er iſt ein eigenſinn'ger Kopf, er liebt
Nichts in der Welt, auch ſeinen Vater nicht.

Finkenſtein.

Verkennt ihn nicht. Gebt Euch die Mühe, Sir',
Sein ganzes Thun zu prüfen mild und ruhig,
Ihr werdet ſehr mit ihm zufrieden ſein.

König.

Man braucht ihn nur zu ſeh'n, es iſt genug.
Trägt er das Haar nicht, wie ein eitles Mädchen,
In langen Locken flatternd um den Nacken?
Statt Hirſch und Eber in den Wald zu jagen,
Zieht einſam durch die Schatten er dahin,
Wie ein verwünſchter Prinz, mit der Schmalmei;
Und lieſt er nicht — denn Alles weiß ich ſchon —
Franzöſiſche Romane? Er macht ſelbſt
Leichtfert'ge Verſe, ſpöttiſche Satyren,
Daß ſie nicht Gundling beſſer machen könnte.

Deſſau.

Das Alles kommt von den Franzoſen her.

König.

Und ich erfahre, daß er mit dem Gelde,
Das er erhält, nicht auskommt und er macht
Zu meiner Sorge Schulden in der Stadt.
Er weiß nicht umzugeh'n mit Geld und Waffen,
Das kann mein ganzes Reich zu Grunde richten.

Finkenſtein.

Ich bin dem Prinzen ſtreng —

König.

Zu zärtlich noch!
Ihr ſolltet ihn erzieh'n, als wär' mein Sohn
Nur eines Handwerksmannes armer Junge,
Der aber doch Carriere machen ſoll.

Finkenſtein.

Sir', wie ich ihn nun kenne, wär's nicht gut,
Wenn man zu ſtark den Widerſpruch ihm machte.

König.

Ihr meint: er möcht' in Thränen uns zerfließen?

Finkenſtein.

Nicht das —

König.

Heraus nur offen mit der Sprache!

Finkenſtein.

Man dürft' ſich täuſchen, wenn man meinen ſollte,
Die Willenskraft des Vaters fehle ihm,
Denn bis zum Starrſinn kann er ſich verhärten.

König.

Gott gebe, daß charakterfeſt er werde,
Ich will ihn freudig drücken an das Herz.

Finkenſtein.

Mein Königlicher Herr, zu ſeiner Zeit
Erlaubt es mir, daran Euch zu erinnern.

König.

Ich merke wohl, er hat Euch eingeſchüchtert

Mit ſeiner ſcharfen Zung' und ſpött'ſchem Weſen.
Von jetzt an will ich ſelber ihn erzieh'n
Und ihn wie eine Damascenerklinge
Zuſammendrücken bis zum Griff hinan,
Daß man erfährt, was endlich an ihm iſt,
Und wenn die Klinge auseinanderſpräng'!
Er wäre jetzt im Stand und ließ mir Preußen
Zu Grunde geh'n, indeß er mit der Flöte
Den Vollmond anbläſ't, bis der Mond und er
Zwei Jammerbilder miteinander ſind.

(Man hört des Prinzen Stimme aus der Ferne.)

Gleich auf der Stelle, Finkenſtein, nimm ihm
Die Flöte weg, und ſende ihn zu mir.

(Finkenſtein ab.)

Zweiter Auftritt.

Wartensleben an einem Krückſtock kommt mit **Katte**. **Vorige**.

König.

Mein alter Feldmarſchall, mein Wartensleben!

Wartensleben.

Noch einmal, Majeſtät, komm' ich zu Euch,
Ein Lebewohl für dieſe Welt zu ſagen.
Nicht länger will des Leibes morſches Haus
Sich aufrecht halten; über achtzig bin ich,
Ihr aber ſeid nicht alt geworden, Herr!
Ich kann nicht mehr zu Pferde tactfeſt ſitzen,
Und ſolltet Ihr aufbieten uns zum Krieg,
So könnt' nur meine Seele mit Euch ziehn.
Mir geht's wie einem alten Falken jetzt,
Die Finger werden krumm und lang der Schnabel.
Was macht denn unſer Deſſau? wie ich höre,
Iſt er noch friſch? —

Deſſau.

Und ſteht vor Euch lebendig.

Wartensleben.

Gott's Blitz und Strahl! Reichsgeneralfeldmarſchall,
Man ſagt, Ihr wär't von Bronz' und unverwundbar,
Nicht Kling' noch Kugel oder Krankheit könnten
An Euren Leib! Ich bin ſo glücklich nicht,
Ich höre ſchwer, ich bin halb blind, halb lahm,
Mein linker Fuß tritt tiefer nach dem Grab', —
Es iſt ein ſchlimmes Ding mit alten Leuten! —
Platz machen muß ich einem Andern.
Da iſt mein Enkel, Katte iſt ſein Name.

Katte
(auf einen Wink vom König zum Sprechen)

Mein Vater iſt Generallieutenant
Und ſteht in Königsberg.

Wartensleben.

Er hat ſtudiret
Und was gelernt; doch reiten kann er auch,
Gott's Blitz! auf meinem Gut iſt eine Windmühl',
Das war ihm eine Freud', wenn ſie im Gang',
Mit ſeinem Schecken zwiſchen durch zu ſprengen.
Zu tollkühn iſt er, ja das glaub' ich ſchon,
Wird ſich ſchon legen, er wird alle Tage älter.

König.

Katt', du ſtammſt ab von ehrenwerthen Männern.
Dein Vater iſt ein guter Officier,
Und hier empfiehlt dich deiner Mutter Vater,
Der edle Greis iſt deines Königs Freund.
Biſt du nicht baar des väterlichen Segens,
So wirſt du's weit in meinem Dienſte bringen.

Katte.

Sir', hing' es nur von meinem Willen ab,
Die allerhöchſte Gnade zu verdienen,
Oder von meiner Treue, meinem Eifer,
Sie ſollte ganz gewiß mir nicht entgehn.

König.

Stell', Deſſau, eine Frage an den Junker;
Ich hätt' am liebſten zum Soldaten ihn,
Er hat Etwas an ſich, das mir gefällt.

Deſſau.

Was thut ein Tambour, wenn die Linie weicht?

Katte.

Steh'n bleibt er und zum Angriff wird er trommeln.

Deſſau.

Was thut der Fahnenjunker, wenn er ſieht,
Daß überwältigt wird das letzte Häuflein?

Katte.

Er reißt die Fahne von den Stab herab
Und rettet ſie und ſich, ſo gut er kann,
Und müßt' er ſich in einen Sumpf verſenken.

Deſſau.

Da iſt ein tiefer Fluß mit ſteilem Ufer,
Wir drängen dich hinan: ergieb dich, Schuft!

Katte.

Drei Säbelhieb' um mich und in das Waſſer,
Mein Roß iſt gut, es trägt mich an das Ufer.

König (zu Grumbkow).

Hätt' Gott mir einen ſolchen Sohn beſcheert,
Ich könnt' einſt ruhig von der Erde ſcheiden.

Wartensleben.

Was hält des Königs Majeſtät von ihm?

König.

Gefällt es ihm, ſo iſt er Lieutenant
Bei meiner Gard Gensd'armes in Berlin.

Wartensleben.

Küß' Königlicher Majeſtät die Hand;
Du haſt nun den Steigbügel an dem Fuß
Und mit der Zeit kommſt du auch in den Sattel.

Dritter Auftritt.

Friedrich. Die Vorigen.

Friedrich.

Mein Königlicher Vater hat befohlen,
Mir Voltaire und die Flöte wegzunehmen?

König.

Von heut' an, Fritz, will ich Hofmeister ſein;
Du ſollſt ein Deutſcher werden, nicht Franzoſe,
Mit Zahl und Degen kommt ein Reich empor.
Studir' und exercier' bei Tag und Nacht,
Aus Zucht und Gottesfurcht wird Bürgertugend;
Du aber biſt noch ſchwach im Chriſtenthum,
Den Catechismus Ehr'n Noltenii
Wirſt du mir wieder außewendig lernen.

Friedrich.

Wenn Armuth und Gehorſam chriſtlich ſind,
So ſteht's mit meinem Chriſtenthume leidlich.

König.

Will er die böſe Zunge hüten lernen?

Friedrich.

Wenn Ihr mir nur ein wenig Freiheit gönntet,
Haushälteriſch wie mit erſpartem Pfennig
Wollt' ich umgeh'n mit ihr; gewiß, mein Vater,
Ihr würdet ſeh'n, daß aus mir etwas wird.
So wie ich bin, iſt eigen nichts an mir;
Befohlen iſt mir, was ich denken muß,
Was nicht; befohlen: was, wie lang und wie
Ich beten darf, wie oft mich täglich waſchen,
Und wie ich geh'n und ſteh'n und liegen ſoll,
Und ich bin nichts, als nur Minutenzeiger;
Die Schloßuhr geht ſo pünktlich nicht, als ich,
Mein Vater, ſchenket mich mir ſelbſt einmal,
Dann ſollt Ihr ſehn, wer von Natur ich bin.
Jetzt nur ein Automat der Disciplin,

Bin eine Null ich hinter Euren Zahlen.
Ja, ich begreife auch, das Ihr bisweilen
Ungnädig ſeid, ich ſelbſt kann mich nicht lieben.
Mein Vater, laßt mich menſchlich einmal fühlen!

Deſſau (für ſich).

Nicht räſonnirt! Das iſt mein alter Spruch.

König.

Subordination ſollſt du begreifen.

Friedrich

Das Eine aber könntet Ihr mir gönnen,
Ich kann am Ende Voltaire noch vermiſſen,
Doch bitt' ich um die Flöte, Herr und Vater!

König.

Ich werd' dir dafür eine Trommel geben.

Friedrich.

Den Muth, das Allerſchwerſte zu ertragen
Verdank' ich meiner Flöte und in ihr
Raubt Ihr mir meiner Seele letzten Troſt,
Die letzte Freude und die letzte Freundin.

König.

Die letzte Freude? Hier iſt das Patent,
Das dich zum Oberſtlieutenant ernennt.
(Er übergiebt ihm das Patent.)

Friedrich.

Mein Herr und Vater, wie hab' ich verdient
So große Huld?

König.

Macht dir das Freude?

Friedrich.

Ja!

König
(ſtellt ihm Katte vor).

Und für die Freundin ſchenk' ich einen Freund!

Friedrich
(ſtellt ſich gerade vor Katte hin).

Wie heißt Ihr?

Katte.

Katte iſt mein Name, Hoheit.

Friedrich.

So läßt du dich auf Freundſchaft commandiren?
Da haſt du's weit gebracht!

Katte.

Verſucht's mit mir!
Wollt Ihr ein preußiſch' Herz, das für den Freund
Auch ſterben kann, nun ſo verſchmäht mich nicht,
Begehrt Ihr mehr, ſo weich' ich gern dem Beſſern.

Friedrich (ſieht ihn).

Schwermüthig finſter, doch entſchloſſen ſeh'n
Mir deine Augen in das Angeſicht,
Mir iſt, als würden wir uns noch verſtehn.
(Zum König.)
Ich danke für die Freude und den Freund!

König.

Und nun laßt uns ausruh'n von unſ'ren Sorgen.
Der ſächſiſche Geſandte hat Theater,
Wir wollen die Geſellſchaft überraſchen.
(Er führt den Prinzen bei Seite.)
Fritz, du wirſt ſeh'n vom Dresdner Hofe dort
Gräfin Orzelska, die hier angekommen,
Bei der Domainenkammer zu betreiben
Den Anſpruch auf die Wälder ihrer Herrſchaft,
Die an der Grenze mit den unſern rainen.
Fritz, ſieh' dich vor! mach' ihren Ruhm zu ſchanden,
Daß unbeſiegt kein Jüngling ſie geſehn;
Fritz, eine Probe für dich ſoll es ſein! (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Saal beim ſächſiſchen Geſandten. Im Hintergrunde befindet ſich ein kleines Theater.

Gräfin Hoym, Orzelska, Quanz, ſpäter **Muſikanten.**

Quanz.

Mit Bitten, gnäd'ge Frau, ſteht jetzt mir bei,
Gräfin Orzelska will die Aphrodite
Bei unſ'rem Feſtſpiel nicht erſcheinen laſſen,
Da uns verrathen worden, daß der König
Mit ſeinem Fritz uns überraſchen will.

Gräfin Hoym.

Du haſt uns, Freundin, erſt dein Wort gegeben,
Wir halten dich dabei, nun mußt du folgen.

Orzelska.

Ich weiß nicht, was mich heute ſo beängſtigt,
Gewiß, ein Unglück wird es mir bedeuten.

Gräfin Hoym.

Biſt du auch abergläubig?

Orzelska.

Und wie arg!
Ich kann nicht eine Eule ſchreien hören,
So denk' ich gleich, daß es den Tod bedeutet,
Und eine Spinne bringt mir immer Unglück.

Gräfin Hoym.

Du haſt ihr Wort, nicht weigern darf ſie ſich.

Quanz.

Es wäre ſonſt der ſchöne Spaß verdorben;
Ihr ſeid mir gnädig und zu hold der Kunſt,
Daß Ihr umſonſt Thalia flehen ließ't.

Orzelska.

Ich thät's nicht um die Welt, doch Euch zu Liebe!

(Gräfin Hoym und Orzelska ab.)

Quanz.

Ihr braven Muſiker, herbei zur Arbeit!
(Muſikanten erſcheinen mit verſchiedenen Inſtrumenten.)
Wo iſt das Waldhorn?

Erſter Muſikant.

Hier.

Quanz.

Ihr ſtellt Euch dort.
Baßgeige!

Zweiter Muſikant.

Hier!

Quanz.

Gleich in die Ecke dort.
Ihr Violinen da, Trompeten dort,
Vertheilt Euch Alle hinter die Couliſſen!
Nur paßt mir auf den Tact und auf die Pauſen,
Werft hier nicht um, dem ſächſ'ſchen Hof zur Schande!
(Die Muſikanten ab.)

Fünfter Auftritt.

Quanz mit der Flöte ſtellt ſich auf einen erhöhten Tritt. Wie der **König, Friedrich, Deſſau, Graf Hoym** und **Gräfin Hoym** und viele andere **Herren** und **Damen** erſcheinen, beginnt das Concert, — welches in kurzen charakteriſtiſchen Sätzen gehalten wird.

König.

Gern hab' ich einen Spaß auf dem Theater,
Derb mag er ſein, zweideutig aber nicht!

Friedrich.

Iſt das nicht Quanz, der große Flötenſpieler?

Hoym.

Orpheiſche Muſik will er uns zeigen
In ihrer Macht und aller Lieblichkeit.

Deſſau.

Macht der Muſik? die lernt man in der Schlacht,

Wenn jach die Linie bei Trommelwirbel
Mit: Marſch, Marſch! und gefälltem Bajonnet
Sich ſtürzet in die feindlichen Batt'rien;
Das iſt Muſik, die Herz und Leber ſtärkt.

(Der Vorhang der kleinen Bühne geht auf — man ſieht Meer, Nebel und Wolken, durch welche fratzenhafte Ungeheuer vorüberziehen.)

Hoym.

So fliehet von der Macht der Zaubertöne
Die alte Nacht mit ihrem Geiſtergraus

(Morgenröthe.)

Delphine jauchzen in der Morgenröthe,
Aus der empor die große, gold'ne Kugel
Der Sonne ſteigt, das Weltall zu entzücken.

(Eine große, gold'ne Kugel hebt ſich aus dem Meer hervor, es wird ganz tageshelle, die Sonne öffnet ſich als purpurrothe Muſchel, darin kniet Orzelska als Aphrodite in ſilbergeſticktem Schleier, ſo daß es das Anſehn hat, als träufe ſie von Waſſer.)

König

(hält ſchnell dem Kronprinzen den Hut vor die Augen).

Fritz, drück' die Augen zu! hinweg damit!

(Der Vorhang der kleinen Bühne wird heruntergelaſſen.)

Ich werde, Herr Geſandter, mich dafür
Bei Eurem Herrn zu ſeiner Zeit bedanken!

Zweiter Act.

Wald bei Wusterhausen. (Jagd und Jagdmusik.)

Erster Auftritt.

Dessau, dann der **König**, **Friedrich**, **Katte**, **Jäger** und **Treiber**.

Dessau (hereinstürmend).

Der König hat den Königsschuß gethan!
Fanfare! (Fanfare.)

(Der König und viele Andere kommen herein.)

König.

Jedem Schützen einen Trunk!

(Aus dem Flaschenkorb, welcher herbeigebracht wird, wird ein Krug gefüllt.)

Wie lustig dampft der Morgen uns entgegen!
Die frische Luft macht weit und groß das Herz,
Das kräftigste Vergnügen ist die Jagd!

Dessau.

Und eine Schlacht, die eisern hin und her
Die Regimenter wie Fregatten wirft
Im Sturm und Donner aller Elemente.

König (mit dem Trinkkrug).

Es lebe Jeglicher, der brav geschossen! (Er trinkt.)

Dessau.

Voran der König!

König.

Dessau mir zur Hand!

(Er übergiebt ihm den Krug.)

Deſſau
(will den Krug an den Kronprinzen übergeben).
Die Königliche Hoheit mir voraus!

König
(nimmt den Krug dem Kronprinzen weg).
Wer trinken will, der muß den Trunk verdienen.
Hier trägt ein Jeder ſchon ſein Tannenreis,
Und nur der Prinz hat blaue Luft geſchoſſen,
Ein ſchlechter Schütze theilt nicht mit den guten!

Friedrich.
Ich trink' voraus und das Verdienſt kommt nach.

König.
Nein! Nein und Nein!
(Hörnerruf aus der Ferne.)
Wer ſind, die Drüben rufen?

Deſſau.
Der ſächſiſche Geſandte mit Orzelska,
Die einen Sechszehnender aufgejagt!

König.
Das Wild bricht durch, ſie hetzen es hieher!
(Alle ab bis auf Friedrich und Katte.)

Zweiter Auftritt.

Friedrich. Katte.

Friedrich.
Nicht länger, Katte, kann ich das ertragen
Ich geh' zu Grund' im unerhörten Druck;
Und doch fühl' ich lebendig in der Seele
Den Drang der gräßlichen Nothwendigkeit,
Mein eigen' Daſein mächtig auszufüllen.
Mich treibt mein Dämon, der bei Tag und Nacht
Ein Zauberwort mir flüſtert in das Ohr.
Es iſt daſſelbe Wort, das einſt den großen
Moritz von Sachſen, Guſtav Adolph, dann

Bernhard von Weimar Schlachten ſchlagen ließ,
Daß die uralte Lüge ſeit der Zeit
Die Todesangſt mit Schminke kaum verhehlt.
Ich quäl' mich ab, das Wort des neuen Lebens
Mühſam zu lernen, bis mit Donnerton
Ich es Europa in die Ohren ſchmett're!
Warum kann ich dem Zauber nicht entflieh'n?
Ich wär' ein frommer Sohn und läg' am Herzen
Des ſtrengen Vaters heißgeliebt und glücklich.
Warum las ich daſſelbe Zauberwort,
Das tödtet und lebendig macht zugleich
In jeder Zeile, welche Frankreich ſchreibt?
Ich glaub' an Geiſter nicht, doch an den Geiſt.
Und Geiſt wird Macht. Ich möchte ihn beſchwören,
Daß er in unſ're Bajonette führe,
Eh' Frankreich ernſthaft wird und ihn behält.
So habe ich geträumt, ſo träum' ich noch,
Und bin zuletzt ein Träumer und ein Thor,
Denn jede Wirklichkeit iſt mir verſagt,
Ich bin ein Sclave, der in Ketten raſt!
Das Alles wühlt chaotiſch mir im Innern,
Es frißt ſich auf, gebärt ſich wieder ſelbſt,
Und wie Prometheus, an die Felſenwand
Hoch angeſchmiedet, ſtöhn' ich in die Oede!
Und Ihr verwünſcht mich noch, daß ich die Zeit,
Die ſchreckliche, mühſam zu täuſchen ſuche,
Und mit der Nixe plaud're, die voll Mitleid
Sich aus dem Meere hebt und zu mir ſetzt
Und meine Stirn mit milden Händen kühlt. —
Ich bin der Unglückſeligſte der Menſchen!

Katte.

Was ſoll ich ſagen, und wie ſoll ich retten?
Als du dein edles, großes Herz mir ſchenkteſt,
Da ſchwoll im Lebensmuth mir meine Seele;
Ein inniges Entzücken trieb mich oft
Spät in der Nacht noch auf mein ſchnelles Roß
Und in das Freie und dem Sturm entgegen.

Ich hätt' die ganze Welt in meinen Armen
Zerdrücken mögen. Denn du bist mein Alles,
Mein Gott und mehr, — der Gott der neuen Zeit!

Friedrich.

Dem es erbärmlich schlecht geht auf der Erde,
Der Nichts ist, als ein gramerfüllter Mensch, —
Doch in der Freundschaft reich, in dir, mein Katt'!

Katte.

Und alle Jugendträume wurden wach,
Die Ideale der Hellen'schen Welt
Sah ich in dir verklärt, dich leuchtend stürzen
Als junger Dionysos in den Streit,
Ein Schrecken der Barbaren, das Entzücken
Der Götter und der Menschen, Friedrich! Friedrich!
Du sollst, wie Frühlingswetter, donnernd, flammend
Herunterbrechen in die schwüle Nacht
Und in die träge Sumpfluft unsrer Tage.

Friedrich.

Katt', unsre Träume, unsre Ideale
Sind, wie die Riesen der Potsdamer Garde:
Sechs Ellen lang sind sie und man vergißt,
Daß sie zur Flucht auch lange Beine haben.

Katte.

Und nun seh' ich aus Mißverstand zertrümmern
Das größte Herz, das schlägt in dieser Zeit,
In Witz und Spott den himmelstürmenden
Gedanken in dir funkelnd sich zersplittern,
Und jeder Splitter schneidet in mein Herz.
Du Königssohn! gieb dich nicht auf, mein Friedrich!
Sei größer, als der Druck der Gegenwart,
Sei, wie Alkmenens Sohn, zum Knecht erniedrigt.
Doch noch ein Held, der lächelnd Schmach erduldet,
Bis siegreich selbst den Tod er überwindet.

Friedrich.

Hier geh' ich unter! Quäle dich nicht länger,
Denn stärker, als wir Beide, ist das Schicksal,

Es iſt ein Tambour, der voran uns trommelt,
Mit links und rechts muß alle Welt ihm folgen.

Katte.

Wenn du in dir den eig'nen Gott begriffſt, —
Ich ſeh' ihn, wie ein Kind in ſeiner Wiege —
Du hätteſt Muth zum Alleräußerſten.

Friedrich.

Freund, weck' das Kind nicht auf!

Katte.

Ich will es wecken!

Friedrich.

Es könnte ſchnell, wie das Verderben wachſen,
Wie die Lawine, die ein Land begräbt.

Katte.

Mein Friedrich, ſei nur groß, ſo wie du biſt,
Dem Kühnen iſt das Schickſal immer günſtig.
Nicht blau allein in Preußen iſt der Himmel,
Es giebt noch Länder, wo vergönnt es iſt,
Ein Menſch zu ſein, ſich groß und frei zu fühlen,
In England — —

Friedrich.

Katt'!

Katte.

Herrſcht deiner Mutter Bruder!
Sie wirbt für dich um ſeine ſchöne Tochter.
In welcher Schule könnteſt du dort lernen,
Ein Fürſt zu ſein mit einem freien Volke!
Dort ſteht noch feſt die Burg der alten Freiheit,
Der großen Mutter der german'ſchen Völker.
Setz' dich zu ihren Füßen und ſie wird dich lehren,
Wie in die alte Heimath du zurück
Dereinſt die heil'ge Flamme tragen kannſt.

Friedrich.

Und aus Maſchinen freie Menſchen machen.
Durch Froſt und Hitze im Kartätſchenregen
Will ich ſie ihrem Ziel entgegenhetzen.

Katte.

Du biſt ein Ritter, ſcheu' die Brautfahrt nicht;
Laß' mich Brautwerber ſein bei deiner Zukunft.

Friedrich.

Verwegner! Du ſpielſt mit Donnerkeilen,
Sprich den Gedanken aus mit ſeinem Wort!
Werd' nicht ſo bleich! Flucht heißt das Wageſtück,
Und das Verderben folgt ihm hinterdrein.
Ein Glück für uns, daß mich gefeſſelt hält
Orzelska in den ſchönen Bann der Liebe.
Ich will, ich muß! ſo laß' mich träumen, Wildfang!
Lieg' ich in Ketten auch, der Traum iſt ſüß.

Katte.

Und wenn du nun erwachſt?

Friedrich.

Dann denk' ich nach,
Was du an dieſem Morgen haſt geſprochen.
Katt', deine Saat iſt bös! erſchrick dann nicht,
Wenn plötzlich ſie uns über'n Kopf gewachſen.
Willſt du mein Freund auf Tod und Leben ſein?

Katte.

Hier knie' ich nieder, hört mich, mächt'ge Geiſter
Der großen Väter, weilt Ihr noch bei uns!
Mit Leib und Seele weih' ich mich zu eigen
Dem Königsſohne, meinem Freund und Bruder,
Mit jeglichem Gedanken meines Geiſtes,
Mit jedem Pulsſchlag, jedem Athemzug,
Mit jedem Tropfen Blut will ich ihm dienen,
Will für ihn freudig in die Schlacht mich ſtürzen,
Wie einer Braut, dem Tod entgegen gehend,
Mein Blut für ihn verſchüttend in den Sand!

Friedrich.

Mein Freund, mein Bruder!

Katte (in ſeinen Armen).

Auf ewig bin ich dein!

Friedrich.

Frohlocke, arme Menschheit! noch ist nicht
Die Freundschaft nur ein Märchen der Geschichte.
Nicht fassen kann ich es, doch ist es möglich,
Daß in der starren Einsamkeit des Thrones
Ein Fürst noch einen Freund erringen kann.
Beneidet mich, Ihr Götter, denn Ihr habt
Nicht einen Freund, ich habe ihn gefunden.

(Hörnerruf und Jagdgetümmel.)

Horch! da ist schon die Strafe für den Wunsch.
Die ganze Jagd mit Hunden und Halloh
Und wilden Ebern stürzt in unsern Himmel, —
Das ist das Loos der Poesie, mein Freund!
Deck' mir den Rücken jetzt, merk' auf, ich rufe,
Wenn mit Orzelska ich gesprochen habe,
Dich mit der Flöte, Katte!

Katte.

Friedrich!

Friedrich.

Freund!

(Friedrich ab.)

Katte (allein).

Ihr mächtigen Dämonen, die Ihr webt
Oft aus Gedanken eines Reiches Schicksal
Als Hieroglyphe in das Leichentuch
Der Weltgeschichte, kluge Webemeister,
Werft als unnütze Spule mich nicht weg!
Doch soll ich lieber Euch Baumeister nennen,
Und Ihr müßt in den Grund, wie man erzählt,
Einmauern einen Menschen, weil den Bau
Nicht eher dulden unterird'sche Geister,
So nehmt mich hin!

(Man hört einen Schuß, dann Jagdgeschrei — darauf einen zweiten Schuß.)

Und wölbet über mich
Die neue Zeit, das Haus der Hohenzollern,
Und weiß und schwarz vom Giebel weh' die Fahne!

Dritter Auftritt.

Flans. Katte.

Flans.

Wo iſt der Prinz, wo iſt er hin?

Katte.

Er ging
Von mir zur Jagd. Was iſt geſcheh'n, wer ſucht ihn?

Flans.

Jetzt eben ward der Hirſch herangetrieben,
Dem König ſchußgerecht, der Schuß geht fehl,
Die Treiber machen unerhört' Geſchrei,
Da wendet ſich das Thier und auf den König
Gefällt die Bajonette des Geweih's,
Ein Augenblick — der König war verloren;
Doch nein! da ſtreckt ein zweiter Schuß es nieder,
Hoch aus dem Herzen ſprang der Strahl des Blut's.
Der Schütze war der Prinz! der aber wirft
Nachläſſig über Schulter das Gewehr
Und iſt verſchwunden wieder im Gebüſch.

Katte.

So dankt der König ſeinem Sohn das Leben?

Flans.

Doch außer ſich iſt er, daß jetzt der Prinz
Sich ſeinem Danke vornehm hat entzogen.

Katte.

Find' ich den Prinzen, bring' ich ihn zurück. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Orzelska

(im Jagdgewand, kommt ſchnell herein).

Er folgt! Wohin, wohin ſoll ich mich wenden,
Daß ich vor ihm und vor mir ſelbſt entfliehe!
Wie kann mir das geſcheh'n? Erzogen bin ich,
Mit Herzen im Salon Piquet zu ſpielen,
Verſpielt hab' ich das Herz, ich bin verloren!
Nicht Er, ich will allein verloren ſein,

Verderben nicht die ſchöne Heldenblume.
Ich will ihn retten, eine Polin bin ich!
Sich und Europa ſoll er überwinden.
Mein Herz wird brechen, doch noch ſterbend will ich
Zurufen einer Welt: So liebte ich,
Und Polen iſt mein Vaterland geweſen!
Schnell über meinen Sarg den ſchweren Deckel,
Darüber Erde; auf den Leichenſtein:
„So hat geliebt Orzelska Deutſchlands Hoffnung!“
Er kommt! Wer ſteht in dieſem Kampf mir bei?
Die Kniee brechen mir —

(ſie ſinkt auf die Kniee.)

Maria, Mutter Gottes!
Send' einen guten Engel zu mir nieder,
Der mich in dieſer Stunde aufrecht hält.

Fünfter Auftritt.

Friedrich. Orzelska.

Friedrich.

So endlich, endlich treff' ich dich, Orzelska!
Es drängt die Zeit und die Minuten ſprüh'n,
Wie Pulverkörner aufgeſtreut auf Kohlen;
Und zu vertrauen habe ich dir viel.
Ein Räthſel biſt du, wie der Turmalin,
Der ſelt'ne Stein, der mit dem einen Pole
Die Aſche an ſich zieht und mit dem andern
Sie von ſich bläſt, und du haſt zwei Geſichter.
Doch, Anna, nein! betrügen kannſt du nicht,
Nicht täuſchen kann ſo wunderholde Bildung,
Mich nicht verrathen können deine Augen,
Die klaren Sterne der Auguſtusnacht,
Die mir am ſächſ'ſchen Hofe aufgegangen.

Orzelska.

Ich ſah Euch dort.

Friedrich.

So tonlos willſt du ſprechen?

Hell, wie das Gold, kann deine Stimme klingen,
Karg' nicht damit, es ſteht der Geiz dir nicht!

Orzelska.

Kronprinz von Preußen und Oranien.

Friedrich.

Mit Treſſen und mit Titeln willſt du handeln?

Orzelska.

Ich mußte einen Freudenſchrei erſticken,
Als ich Euch dort zuerſt am Hof erblickte.
Ich ſah Euch ſtehen mitten in dem Saal,
Umringt von Prinzen, vielen Cavalieren,
Den edelſten, den ſchönſten Jünglingen;
Ich lächelte zuerſt, denn linkiſch faſt
Und unbeholfen ſchient Ihr mir zu ſein.
Doch jetzt hört' ich Euch ſprechen, und mir war es,
Als ſäh' ich plötzlich offen ein Etui,
Und aus dem ſchwarzen Sammt im reinſten Waſſer
Mit Blitzen ſpielen einen Diamanten.
Ich kam in Eure Nähe und ich blickte
Euch forſchend in das edle Angeſicht,
In die unſchuld'gen, großen, blauen Augen;
Begeiſterung und Klugheit waren d'rin
In Eins verſchmolzen, und ich glaubte jetzt
Zuerſt geſeh'n zu haben einen Fürſten, —
Es ſtand vor mir ein junger Genius!

Friedrich.

Es geht mir wohl, wie jeglicher Charade:
Sie klingt bedeutſam, recht geheimnißvoll,
Als läg' der Schlüſſel d'rin zu aller Weisheit,
Löſ't man ſie auf, ſo iſt es Narrethei.

Orzelska.

Und als mir ſchrieb der ſächſiſche Geſandte,
Daß hier perſönlich mit dem Landesherrn
Die Irrung an den Grenzen meiner Güter
Geſchlichtet werden müſſe, und zugleich
Die Freundin meiner Mutter, Gräfin Hoym,
Mir anbot ihre Wohnung, ihren Schutz,

Da flog ich her, vor mir beschwingt die Hoffnung,
Daß meinen jungen Helden in Berlin
Ich finden würde in dem Dienst der Zukunft,
Landkarten, Schlachtenpläne um ihn her
Gebreitet, ihn gebückt darüber grübelnd,
Und über seinem Haupt den Siegesadler!

Friedrich.

Wer giebt dir Macht, in mich hinein zu seh'n,
Und alte Träume grausam aufzuwecken?
Es ist vorbei — ich habe abgeschlossen —
Eins bleibt nur übrig: Mensch zu sein wie And're,
Und meine Hände streck' ich aus nach dir!
Welk ist der Lorbeerkranz, das Schwert zerbrochen,
Die Schwingen meines Geistes sind geknickt;
Verweig're nicht den letzten grünen Zweig,
Das Myrthenreis des häuslich stillen Glück's,
Denn sonst bleibt die Verzweiflung nur noch übrig.

Orzelska.

Wär' ich die Tochter eines niedern Hirten,
So arm, daß ich als Mantel tragen müßte
Die aufgelös'ten Haare und als Schutz
Zum Schatten über's Angesicht die Hände,
Vielleicht stürzt' ich mich doch an Euer Herz,
Ich könnt' Euch zeigen, wie die Polin liebt;
Vielleicht Euch lieben heiß und so gewaltig,
Wie Ihr nicht eine Ahnung davon habt;
Wie eine Göttin glühend dich umflammen,
Das Küsse Blitze würden, die elektrisch
Sich durch dein ganzes Leben stürzen sollten.

Friedrich.

Ha! mich berauscht dein Wahnsinn, Weib! Geliebte!

Orzelska.

Vielleicht könnt' so ich lieben einen Mann.

Friedrich.

Laß' mich verdursten nicht vor deinen Augen.

Orzelska.

So höre denn, was sonst kein Mensch vernommen:

Unwürdig, Hoheit, bin ich Eurer Liebe,
Und nicht ertragen kann ich den Gedanken,
Daß Euch die Welt verachten ſollt' um mich.
Nicht ohne Makel ſchon bin ich geboren,
Die ſchöne Sünde ſaß an meiner Wiege,
Und ich gehöre einem Volke an,
In deſſen Haus ein Trunkenbold zur Nacht
Leichtſinnig einen Feuerbrand geworfen,
Und in der weichen Sumpfluft eines Hofes
Bin ich erwachſen — das Verderben hat
Frühzeitig meine Jugend angehaucht.

Friedrich.

Das Eine nur, ich will nichts And'res wiſſen:
Orzelska, liebſt du mich mit ganzer Seele?

Orzelska.

Dringt nicht in mich! Das ausgeſproch'ne Wort
Trennt uns auf ewig, Prinz! Ob dieſes Herz
Und wie es hat gefühlt für Euch, erfahrt Ihr,
Wenn ſchon mein Mund auf ewig iſt verſtummt.

Friedrich.

Nur einen Tropfen Wahrheit, ſchönes Räthſel!

Orzelska.

Du Unbarmherziger, du tödteſt mich!
So wiſſe denn, was du begehrſt: ich liebe
Dich ſchmerzlich, treu und innig bis zum Tode!
Und nun Ade! für dieſes Leben, Prinz! —
Du aber, faß' dein großes Ziel in's Auge,
Dein Volk zu retten aus dem Untergang,
In den die ganze Welt verſinken will.

Friedrich.

Entweiche nicht, ſchwertzückende Bellona!
Mit deinem Heldengeiſt ſollſt du mich führen,
Und mit dem Degenknopfe wird es glücken,
Mein Siegel dieſen Tagen aufzudrücken.

Orzelska.

Mein Herz wird brechen, doch als Siegesgöttin

Wird meine Seele über deinen Fahnen,
Wenn in den Kampf die Regimenter ſchreiten,
Die Hände falten und die Flügel breiten.

Friedrich.

Nicht weiter in dem wunderſchönen Wahnſinn!
Gedanken und Raketen ſteigen hoch,
Sind ſie verpufft, iſt doppelt ſchwarz die Nacht.
Du liebſt mich, das iſt wirklich, du biſt mein!

(Der König erſcheint mit Deſſau und Flans, Deſſau macht ihn auf den Prinzen mit Orzelska aufmerkſam; der König winkt ihnen, ſtill zu ſein.)

Orzelska.

Dein großer Vater legt die Hand an's Werk,
Verſtehe ihn, wenn er dich mißverſteht,
Er darf dich nicht verſteh'n, er iſt ein Menſch,
Er könnt' erſchrecken vor dem eig'nen Werke,
Das er titaniſch wälzt auf deine Schultern;
Denn du, — o glaube mir! es ſpricht ein Gott
Aus mir in dieſer heiligen Minute, —
Mußt mit Europa einen Kampf beſteh'n,
Und du wirſt ſiegen oder untergeh'n.

(Im Hintergrunde erſcheint Katte, mit dem Waldhorn Signale gebend.)

Leb' wohl! und ſo verſchwind' ich deinen Blicken!

(Sie eilt davon.)

Friedrich
(im Begriff, ihr nachzueilen).

Ich werfe Kron' und Scepter in den Staub,
Ich bin ein Menſch wie Andere, und dein!

Sechster Auftritt.

Der **König** mit **Deſſau** und **Flans, Friedrich.**

König (ihn zurückhaltend).

Das läßt du bleiben, Fritz! —

Friedrich.

Ihr großen Götter!

König.

Der Prinz iſt Arreſtant, nehmt ſeinen Degen!

(Der Prinz übergiebt den Degen an Deſſau.)

Dritter Act.

Zimmer im Königlichen Schloſſe zu Berlin.

Erſter Auftritt.

Der König, Grumbkow, Deſſau.

Grumbkow.

Mein gnäd'ger König iſt nicht froh gelaunt?

König.

Mein Tagewerk wird ſchwer; vielleicht vergebens
Iſt alle Arbeit; Kummer drückt mein Herz.
Ein Volk wollt' ich mir ſchmieden aus den Preußen,
Aus meinen Märkern wollt' ich Bürger zieh'n,
Fromm, arbeitſam, in ihren Werken tüchtig,
Aus ihren Söhnen Krieger, treue Diener
Des Staates und der Kirche und zunächſt
In meinem Fritz den Feldherrn, der in Zukunft
Nach meinem Tod' vertheidige das Reich,
Und Alles ſchlägt mir fehl. In meiner Jugend
Hatt' ich das Unglück, daß Oranien,
Mein edler Wilhelm, König ward in England;
Der theure Wilhelm hätte mich gemacht
Zu einem großen Feldherrn, einem Helden,
Und die Armee'n von Europa könnt' ich
Jetzt commandiren. Die Holländer wollten
Mich wählen zum Statthalter und ich hätte
Sie treulich auch regiert nach altem Recht.

Hier komm' ich mit dem Stocke noch nicht aus,
Hier iſt Nichts fertig, Alles will erſt werden,
Und ob es wird? das iſt die große Frage,
Darüber komm' ich morgen nicht hinaus!

Deſſau.

Eugen und Marlborough, Europa's Helden,
Begrüßen Euch als Bruder, und die Schweden
Habt Ihr von unſ'rem Sande heimgejagt,
Daß ſie die Wiederkunft vergeſſen werden.

König.

Ihr wollt mich tröſten.

Grumbkow.

Mit Unſterblichkeit.

König.

Zu den Geſchäften!

Deſſau.

Es beſchwerte ſich
Die Univerſität in Halle, daß ein Werber
Den Studioſus Schinndorf hat gepreßt
Zu unſerem Rekruten.

König.

Unterthan
Des Königs iſt er und er ſoll es bleiben.

Deſſau.

Nicht räſonnirt! Subordination!

Grumbkow.

Aus Königsberg von der Domainenkammer
Hier ein Bericht, der vorträgt die Supplik
Des Kriegsrath Schubeuth, der um Gnade bittet,
Daß er aus Noth die Kaſſen angegriffen.

König.

Fiat justitia, pereat mundus!
Zur Warnung aller Andern an den Galgen

Gleich vor die Fenſter des Collegiums
Infam ſei aufgeknüpft der Kaſſendieb!
(Er ſchreibt.)

Zweiter Auftritt.

Kammerherr, gleich darauf Orzelska, Vorige.

Kammerherr.

Zufolge Königlicher Ordre meldet
Gräfin Orzelska ſich zur Audienz.

König.

Sie trete ein. (Kammerherr ab.)

Orzelska (kommt).

Des Königs Majeſtät
Hat meiner allergnädigſt ſich erinnert,
Und freudig ſchüchtern darf ich vor ihr ſtehen,
Gehorſam die Befehle zu erwarten.

König.

Der Zufall hat zum Zeugen mich gemacht
Bei Euerer Begegnung mit dem Prinzen
Im Park zu Wuſterhauſen, und Ihr habt
Euch gegen meinen Sohn honnet betragen,
Das ſoll zu Statten kommen Eurer Sache.
Genehmigt hat die Kammer der Domainen —
Denn wie Ihr wißt, der Präſident bin ich —
Den Vorſchlag zum Vergleich und unterzeichnet
Nehmt die Urkunde des Vertrages hin.
Ich mein' es wirklich gut mit Euch, Orzelska.

Orzelska
(ſie küßt ſeine Hand, indem ſie niederkniet).

Des Königs Majeſtät beglückt mich ſo,
Daß mir kein Wort des Dankes kann genügen.

König.

Steht auf; Man knie't vor Gott, doch nicht vor mir

Orzelska (aufſtehend).

An's Herz muß ich Euch eine Bitte legen,
Die mir ſo ſchwer belaſtet meine Seele,
Daß ich mich kaum noch aufrecht halten kann,
Und dennoch iſt es nur die kurze Frage:
Sir', wie gefällt Euch mein arabiſch' Pferd,
Das ich zu Wuſterhauſen hab' geritten?
Es iſt ſo wundereig'nen Temp'raments,
Daß man es bringt zu raſendem Galopp,
Wenn kaum noch merkbar es die Ferſe fühlt;
Auf alle ſeine Launen muß ich merken,
Scheu iſt es, wie ein Hirſch, doch löwenmuthig,
Sag' ich zu ihm nur leiſe: „Schäm dich doch!"
Sir', wenn ich Spor'n und Peitſche nun gebrauchte?

König.

Da wär't Ihr toll! Was ſoll die Frage, Gräfin?

Orzelska.

Gleich ſolchem edlen Roß iſt das Gemüth
Des Prinzen Friedrich —

König.

Will ſie da hinaus?

Orzelska.

Zum Tode ſcheu durchgehen kann das Roß,
Sich und den Reiter in den Abgrund ſtürzen.

König.

Was iſt dir, Mädchen, daß du dich erdreiſteſt,
Vor mir in dieſem Saale ſo zu ſprechen?
Vergißt du, wer ich bin und wer du biſt?

Grumbkow (zu ihr leiſe).

Entfernt Euch ſchnell, der König iſt erzürnt.

König.

Hinweg mit ihr!

Deſſau.

Subordination!

Orzelska.

Ich ſteh' im Schutz der ſächſiſchen Geſandſchaft;
Und ich bekenn': Philipp von Spanien war
Kein Brutus noch, als er den Sohn getödtet. (ab.)

König.

Wärſt du kein Weib, den Kopf vor deine Füße!

Grumbkow.

Viel Recht hat immer eine Weiberzunge,
Es können nicht Kanonen davor ſchützen.

Deſſau.

Hab' ich doch viel Armeen commandirt,
Mit einem Wort zugleich viel tauſend Männer,
Und Sir', ich habe eine brave Frau,
Doch muß vor ihr ich oft zum Rückzug trommeln.

König.

Es mag ihr hingeh'n; weiter im Geſchäfte.

Grumbkow.

Es bittet ſeines Königs Majeſtät
Ein treuer Diener, der ſeit langen Jahren,
Bis ihm die Haare auf dem Kopf gebleicht,
Dem Staate hat gedient, um ſeinen Abſchied.

König.

Wie heißt der brave Mann?

Grumbkow.

Ich ſelber bin es.

König.

Grumbkow? Es iſt nicht möglich, alter Freund,
Daß deiner König du verlaſſen kannſt!

Deſſau.

Auch Leopold von Anhalt-Deſſau will
Den Abſchied fordern, eh' er abgedankt.

König.

Was iſt das für ein Tag? Es will mich Alles
Bis auf die Seele kränken; ſelbſt die treuen

Bewährten, alten Freunde ſcheu'n ſich nicht,
Sich aufzulehnen gegen ihren Freund.

Deſſau.

Nicht räſonnirt! Subordination!

König.

Was iſt geſcheh'n? Wer Euch beleidigt hat,
Beleidigte mich ſelbſt, es ſoll mein Zorn
Ihn treffen, wie der Blitz vom hohen Himmel,
Und wär' es unſer eig'ner Sohn, mein Fritz.
Ich will es wiſſen, Antwort gebt mir Beide.

Kammerherr (kommt und meldet).

Hotham, der engliſche Geſandte, wünſcht
Zu überbringen ſeines Hofes Botſchaft.

Grumbkow.

Und dieſe Botſchaft wird die Antwort geben
Und uns rechtfertigen in Euren Augen.

Dritter Auftritt.

Hotham. Vorige.

Hotham.

Sir', England und Hannover grüßen Euch!
Ich überreiche meine Vollmacht, König.

König.

Georg, mein Schwager hat mich warten laſſen,
Spät kommt die Antwort und beinah zu ſpät.
(Er überlieſt die überreichte Schrift.)
Hier iſt noch eine Clauſel und Bedingung,
Die Ihr mir mündlich zu eröffnen habt?

Hotham.

Sir', Euch allein.

König.

Ich bin allein, denn dieſe,
Die Ihr hier ſeht, ſind meine beiden Hände.

Hotham.

Was uns verweigert wird, will ich nicht fordern. —
Georg, mein Herr und König hat genehmigt
Die Doppelheirath, die verhandelt worden.
Der Prinz von Wales, Herzog von Glocester
Reicht freudig der Prinzessin Wilhelmine
Von Preußen seine Hand, Amalie
Die Rose Albions, die Königstochter
Verweigert nicht ihr Wort dem Prinzen Friedrich,
Und es genehmigt noch ihr hoher Vater,
Daß Friedrich als Statthalter in Hannover
Mit seiner Neuvermählten residire.

König.

Doch, Ritter, die Bedingung laßt mich wissen!

Hotham.

Georg der Zweite muß sich nur bedingen,
Daß Ihr den Feldmarschall, Minister Grumbkow,
Der gegen England sich zu Oestreich neigt,
Versetzt in Ruhestand.

König.

Da wird Nichts d'raus!
Herr Ritter, nein! zu Ende sind wir nun.
Was? will das Ausland uns noch Vorschrift geben,
Wen man hier zum Minister haben darf?
Was fällt dem Schwager ein? Sagt ihm, der Preuße
Läßt vom Ausländer sich nicht commandiren!
Hier die Papiere weg! (Hotham nimmt die Papiere weg.)

Hotham.

Ich protestire
Im Namen meines Königs gegen Alles,
Was seiner Ehre sollt' zu nahe treten,
Und schütt'le Preußens Staub von meinen Füßen. (Ab.)

König.

Den Knaben kenn' ich, der den Pfeil geschmiedet!
Kommt mit mir zum Kronprinzen, denn ich will
Euch Beide dort zu Zeugen meiner Worte. (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer des Kronprinzen.

Friedrich, Katte, Quanz.

Friedrich (zu Katte).

Du ſprichſt ſo melancholiſch ſüß die Worte
Der traurigen Romanze zu der Flöte.

(Zu Quanz.)

Quanz, Freund der Muſe, noch einmal den Anfang.

(Quanz bläſt die Flöte.)

Katte

(fällt ein und trägt vor).

Erſtochen und in Moor und Blut
Der Reiter auf ſeiner Fahne ruht.

Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land.

Entflohen iſt ihm Roß und Hund,
Es küßt ſeine Braut eines Andern Mund.

Es raſcheln die Blätter bei ſeinem Gebein,
Der Mond zieht vorüber mit ſeinem Schein.

Es hält allein dort treue Wacht
Ein Todesſchauer um Mitternacht.

Quanz.

Die Flöte hat die Töne nicht dazu,
Den Geiſt der Worte ſchneidend auszuklingen;
Dazu gehört die Aeolsharfe nur
In ſcharfer Zugluft in der Fenſterritze,
Wenn durcheinander die Accorde ſchrillen,
Wie in der Todesangſt, ſo, daß das Blut
Vor Grauſen ſtarrt und ſich die Haare ſträuben.

Friedrich.

Dazu gehört noch Katt' mit ſeiner Stimme.
Wenn er aus langer Weile iſt betrübt,
Dann kann ſie tönen, wie die Todtenglocke

Aus einem fernen Dorf, wie Geisterstimmen, —
Obwohl ich keine noch vernommen habe.

Katte (für sich).

Zerbrochen ist das Schwert in seiner Hand,
Vergessen ist er im ganzen Land.

Friedrich.

Quanz, Meister Quanz, blas' uns noch eine Strophe!
Du kommst zu uns so selten nach Berlin,
Daß diese Zeit wie eine Artischocke
Wir klug abblättern müssen. Staatsrath hält
Der König jetzt, noch sind wir ungestört.

Katte.

Zum Tod verhaßt ist ihm ein rother Rock,
Wie Quanz ihn trägt, dazu nun noch die Flöte,
Das kann ein Königreich in Aufruhr bringen.

Friedrich.

Was ist das? Horch!

Katte.

Ihr habt den Geist beschworen.

Friedrich.

Gestiefelt und gespornt ist dieser Geist,
Den Tageslicht und Hahnschrei nicht verjagt;
Es ist des Königs Schritt, wenn er im Zorn,
Er stößt mit seinem Rohre auf das Estrich.

Katte.

Quanz, komm' die Hintertrepp' hinab in's Freie!

Friedrich.

Ade, nun schnell!

Katte.

Komm', komm'!

(Durch die Seitenthür Katte mit Quanz ab.)

Fünfter Auftritt.

Der König. Deſſau, Grumbkow, Friedrich.

König.

Die Querpfeif' hört ich: mit dem Muſikanten
Hab' ich zu ſprechen nicht, doch mit dem Prinzen.
Wer hat Georg von England aufgehetzt,
Bedingungen, ehrloſe, mir zu ſtellen?
Die Wahrheit ohne Umſchweif!

Friedrich.

Wohl! es ſei.
Macht Krieg, mein Vater, und mein Regiment
Laßt mich zuerſt dem Feind entgegen führen;
Und Eure Liebe will ich mir verdienen,
Die ich im Frieden nimmermehr erringe.

Deſſau.

Das war ein Wort! ein Freudenſchuß für Preußen!
Ich ſalutir' der königlichen Hoheit!

König.

Phantaſterei iſt noch kein Heldenmuth,
Und keine Antwort noch auf meine Frage.
Ein Trotzkopf biſt du!

Friedrich.

Vater!

König.

Doch ich will
Dir ſuchen ein verſtänd'ges, braves Weib,
Das dich zu einem Manne machen ſoll.
Nunmehr ſollſt du ein deutſches Mädchen haben, —
Nicht widerſprechen!

Friedrich.

König, Herr und Vater
Allein laßt mich verſchenken Herz und Hand,
Gewiß, mit Eurem Beifall werd' ich wählen.
Das große Recht, das von Natur ich habe,
Das ſoll kein Menſch mir rauben mit Gewalt.

Grumbkow.

Hoheit, Ihr sprecht nicht wohl!

Friedrich.

So will ich schweigen.

König.

Da thust du gut daran, bei Gott, sehr gut!
Sonst schweigt der Vater und der König spricht.
Erst kommt das Vaterland und dann erst du;
An dich werd' ich mein Preußen nicht verrathen,
Wenn du nicht tüchtig wirst, es zu regieren!
Und ich such' mir viel lieber einen Jungen
In meiner Mark, sei's in der letzten Hütte,
Der mir mein Werk nicht untergehen läßt,
Der mich verstehen, der mich lieben lernt.

Grumbkow.

Der Hoheit treten Thränen in die Augen,
Gewiß! sie hat den Vorhalt nicht verdient.

Friedrich.

Ich fühle Euren Fuß auf meiner Brust
So unabläſſig, daß ich fragen darf:
Was hättet Ihr gethan, wenn Euer Vater
So schonungslos mit Euch verfahren wäre?

König.

Ich wär' ihm durchgegangen, denn ich war
Nicht feig', wie du!

Friedrich.

Um Gotteswillen, Vater!

Deſſau.

Nicht räſonnirt! Wenn Martin Luther ſelbſt
Mir dies geſagt, ich hätt' es nicht verſchluckt.

König.

Pack' deine Sachen ein! In einer Stunde
Geht es nach Ansbach, Frankfurt, dann nach Weſel;

Ich will dir Land und Leute kennen lehren;
In einer Stunde biſt du fertig, Fritz!

(Der König, Deſſau, Grumbkow ab. Friedrich ſinkt in einen Armſtuhl.)

Sechſter Auftritt.

Katte, Friedrich, zuletzt **Finkenſtein.**

Katte.

Was iſt geſcheh'n? was iſt dir widerfahren?
Todtbleich das Angeſicht und blaß die Lippen?
Die Hände zittern dir, du möchteſt ſprechen,
Doch nach dem Odem fängt es dir —

Friedrich
(auf die Bruſt pochend).

Hier, da!

Katte
(reißt ihm den Rock auf und kniet vor ihm, die Hände ihm haltend).

Mein Prinz! mein Freund! Herr Gott, was iſt mit dir?

Friedrich.

Ich bin — — infam gemacht vor ganz Europa!

Katte.

Du darfſt nicht wüthen gegen dich, mein Friedrich!
Ich weiß, er meint es dennoch wohl mit dir,
Der immer dir ſo weh' thut; mit Gewalt
Will er aus dir ſich einen Feldherrn bilden
Nach ſeinem Sinn, und er begreift dich nicht,
Und nicht den Schwung und Adel deiner Seele,
Weil er nicht in gewohnter Form ſich zeigt.
Und wer begreift dich ſonſt? Ich fühle dich
Heraus aus dir, weil ich dich alſo liebe.
Du wirſt ein Held, doch nimmer ein Soldat,
Das iſt ein Mißverſtändniß zwiſchen Euch!

Friedrich.

Feig' iſt infam; feig' hat er mich genannt,
Ich bin ein Ausſatz an der großen Menſchheit.

Rühr' mich nicht an! ich bin infam gemacht,
Unehrlich, wie ein Henker! Gott, mein Gott!
Wie konnteſt du mir das geſchehen laſſen?!

Katte.

Das freilich darf mein Friedrich nicht ertragen.

Friedrich.

Das ſchnelle Wild, das furchtſam von Natur,
Der ſcheue, wilde Vogel in der Luft,
Der arme Wurm, die Schlange ſind nicht feig',
Sie wehren ſich, ſind ſie zum Tod bedrängt,
In ihrer Ohnmacht noch, ſie ſind nicht feig',
So niederträchtig kann ein Menſch nur werden!
Demüthig, feig' Mißhandlung zu ertragen.
Ich habe ſie ertragen, ich bin feig'!
Feig' hat er mich genannt, ich hab's ertragen,
Ein Königsſohn, ein Officier und feig'!

Katte.

Du ſollſt das nicht ertragen, handeln mußt du!
Das Schickſal preiſ' ich, treibt es dich zur That!
Die fürchterliche Stunde iſt gekommen,
Die ich für dich oft betend hab' erfleh't,
Denn jedem großen Menſchen nahet ſie.
Wie einen dürren Stab, bricht ſie entzwei
Die Gegenwart und die Vergangenheit,
Und wirft ihn lachend in das Meer der Zukunft.
Da müſſen in ihm alle Kräfte wachſen,
Bis zum Zerreißen ſich die Sehnen ſpannen,
Erkämpfen muß er jeden Augenblick.
Aus dem Verderben ſelber ſich gewinnen,
In Schrecken und in Schmerzen ſich gebären.
Und ſo begrüß' ich jubelnd dieſe Stunde,
Die aus den Jugendträumen dich geweckt
Mit ſchwerer Hand und einem Donnerſchlag.

Friedrich.

Ha! nun verſteh' ich dich, nun ganz das Wort,
Das neulich du im Wald zu mir geſprochen.

Du retteſt mich, die Rettung heißt: die Flucht!
Für feig' hält mich der König, daß ich hier
Ertrage jegliche Demüthigung.
Feig' bin ich nicht, ich muß es ihm beweiſen!
Gieb die Parol'!

Katte.

Nach England!

Friedrich.

Flucht und Freiheit!

Katte.

Und kehren wir zurück aus England?

Friedrich.

So ſtecken wir die alte Zeit in Brand!

Katte.

Die Päſſe ſchafft der engliſche Geſandte.

Friedrich.

In wen'gen Augenblicken reiſ't der König
Mit mir nach Frankfurt ab, dann geht's nach Weſel,
Dort werde ich entflieh'n, du warteſt hier,
Bis du von mir die Nachricht wirſt erhalten,
Dann folgſt du nach, in Holland treff' ich dich,
Nach Frankfurt aber ſendeſt du den Paß!

Finkenſtein (kommt herein).

Prinz, vorgefahren ſind die Reiſewagen.

Friedrich (umarmt Katte).

Freund, lebe wohl!

Katte.

Auf glücklich' Wiederſeh'n!

(Man hört von Außen den Schall der Poſthörner.)

Vierter Act.

Quartier Katte's.

Erster Auftritt.

Katte

(in Reiſekleidern, ſitzend vor einer Stutzuhr, vor welcher ſein Degen liegt).

So zaudert Stunde ſich um Stunde hin,
Und ſchaudernd langſam kriecht der Zeiger weiter,
Und keine Nachricht noch von meinem Friedrich!
Doch längſt muß er in Weſel ſein, und jetzt
In Holland ſchon, wenn Alles iſt gelungen,
Und keine Nachricht noch, und Alles ſtill!
Urlaub von meinem Chef hab' ich genommen,
Mein flinker Scheck' ſteht in dem Hof geſattelt,
Und jeder Augenblick drängt mich hinweg,
Und jeder Augenblick wird Todesangſt,
Die mir die Daumen eindrückt in die Schläfe.
Mein Herz ſpringt, wie ein eingefang'nes Thier
In ſeinem Käfig, ruhelos umher,
Und kaum kann meine Hand es niederdrücken.
Was pocht an's Fenſter? Nur ein Rabe iſt es,
Der alte Dieb, der Rabe iſt es nur,
Den ich mit Brocken mir herangewöhnt;
Da war er wieder weg, nun kommt ein And'rer,
Sind das die Boten, die der Freund mir ſendet?
Es raſen durch einander meine Sinne —
So mag zu Muth dem armen Sünder ſein,

Der das Schaffot beſteigt. Wie iſt mir doch?
(Man hört Militair vorüberziehen mit der Muſik des Deſſauer Marſches.)
Horch! die Parade! Meine Kameraden
Zieh'n auf dem Markt vorüber mit Muſik,
Und, wie ein alter Freund, ruft dieſer Marſch
Heran zu mir: „Wo iſt mein wilder Katte?“
Er tröſtet mich in dieſer bangen Stunde
Mit neuer Hoffnung auf die nahe Zukunft,
Die Friedrich's Sonne dieſem Reiche bringt.
Einſt, Kameraden, wird Euch dieſer Marſch
Dem Feind entgegenführen in die Schlacht
Und Euren Katt' voran mit heller Klinge
Im Jubelruf: „Für meinen Freund und König!
Mir nach, Ihr waffenraſſelnden Schwadronen,
Schon mäh't der Tod, es knickt des Feindes Centrum,
Mir nach, mit Gott und Friedrich, meinem König!“
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern
Und an den Himmel pocht Kanonendonner,
Victoria, Herr Gott, dich loben wir!
(Muſik ſchweigt.)
Wenn aber das Geſchick mich ſollt' ereilen
Und vor der Zeit in kühle Erde legen,
Vergeßt nicht Euren Katte, Kameraden,
Am Tag, wo Friedrich Euch zum Kampfe führt!
Doch and're Zeiten bringen and're Menſchen,
Und über mein Gedächtniß wächſt das Moos;
Tief aus dem Walde ſingt der Hirtenknabe:
„Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land!“
(Er nimmt ein Medaillon hervor.)
Auch du wirſt mich vergeſſen, ſchöner Stern,
Du königliche Jungfrau, Wilhelmine,
Zu der ich ſchüchtern oft empor geblickt,
Wie zu dem ſchönſten Traumbild meines Lebens.
Ade, auf ewig, wie ich ewig dich
Treu tragen werde in der tiefſten Bruſt.
Bald hinter mir liegt dieſes Königreich,

Und einem andern Himmel flieg' ich zu;
Ob ich und wie ich wiederkehren werde,
Das wissen nur des Schicksals strenge Mächte.

(Pause.)

„Verlassen ist er von Roß und Hund,
Es küßt seine Braut eines Andern Mund."

(Man hört Jemand kommen.)

Doch endlich Nachricht, denn es kommt ein Mensch!

(Orzelska kommt im Reitermantel mit einem Federhut.)

Willkommen, Kamerad, was bringst du mir?

Zweiter Auftritt.

Katte. Orzelska, welche den Mantel auseinander fallen läßt.

Katte.

Orzelska! Gräfin!

Orzelska.

Unglückseliger!
Du bist noch da? O! meine böse Ahnung!
Und das Verderben steht vor deiner Thür.

Katte.

Habt Ihr vom Prinzen Nachricht? Redet, redet!

Orzelska.

Katt', auf dein Pferd und schone nicht die Sporen
Und mit verhängtem Zügel spreng' davon,
Dir ras't des Todes Schrecken hinterdrein.

Katte.

Orzelska, tödte mich mit einem Worte,
Sprich: ist der Prinz verloren oder nicht?

Orzelska.

Gefangen ward er —

Katte.

Wehe!

Orzelska.

Als in Steinfurth,
Bei Heidelberg, er auf das Pferd sich schwang

Um zu entfliehn. Du haſt darum gewußt,
Verrathen iſt dem König Alles, Alles!
Bewacht, wie ein Verbrecher, iſt der Prinz
Und wird hierhergebracht. Befehl iſt da,
Dich zu verhaften und man zögert noch,
Dir Zeit zu gönnen, um dein Haupt zu retten.
Du biſt noch da? Du ſtarrſt mich ſinnlos an?
Ich rede Wahrheit, Katte, glaube mir!

Katte (übergiebt ihr ein Käſtchen).

Orzelska, hier! ich bitte Euch um Alles,
Was Eurem Herzen werth und heilig iſt,
Legt in die Hand der Königin das Käſtchen
Verſiegelt, wie es iſt, es ſind darin
Hochwichtige Papiere, die den Prinzen
Und viele Andere verderben können.

Orzelska.

Vertraue mir, wie einem guten Dämon.

Katte.

Hier dieſen Brief ſend' ſchnell an meinen Vater
Und meine Mutter! — Ihr geliebten Eltern,
In Noth und Jammer ſtürzt Euch Euer Sohn!

Orzelska.

Auch dieſes noch, doch nun hinweg mit dir,
Denn ſchon nach deinem Nacken zückt das Schwert.

Katte.

Orzelska?

Orzelska.

Schrecklicher, du zögerſt noch?

Katte.

Und Friedrich? Friedrich?

Orzelska.

Hätt' ich Löwenkraft,
Dich jetzt hinwegzuzerren, Rieſenſtärke,
Dich mit Gewalt zu werfen auf das Roß,
Du müßteſt fort! Du ſchüttelſt mit dem Haupt?

Katte.

Es iſt beſchloſſen.

Orzelska.

Menſch, von Sinnen biſt du!
Du kannſt in dieſer drängenden Minute
Dich noch bedenken?

Katte.

Nein, es iſt bedacht.

Orzelska (kniet nieder).

Wahnſinniger, ſieh' her, auf meinen Knieen
Fleh' ich dich an um Mitleid mit dir ſelbſt.

Katte.

Ich bleibe hier und ſtell' mich dem Verhängniß!

Orzelska (ſpringt in die Höhe).

Ja, haſt du Muth, als freier Mann zu ſterben,
Dann freilich muß ich anders von dir denken.

Katte.

Orzelska, rette, rette die Papiere!

Orzelska.

Dann will ich jubelnd rufen in die Welt:
Es hat in dieſer Zeit ein großes Herz,
In Deutſchland noch ein Heldenherz geſchlagen,
Und dieſes Herz, das habe ich gekannt. (Ab.)

Katte (allein).

Ich ſollte feig' und ehrlos jetzt entweichen
Und meinen Freund verrathen und verlaſſen
In ſeiner Todesnoth? Nein: ſtarr und treu
Will ich bezeugen, daß zu aller Zeit
Für ſeinen Freund der Freund ſich opfern kann;
Und welche große Seele liebte mich!
Und dieſer Liebe ſollt' ich unwerth ſein,
Er ſollte ſich in mir vergriffen haben,
Dem einz'gen Menſchen, dem er ſich vertraut?
O, der Gedanke müßt' ſein Herz vergiften
Und d'rin die große Zukunft ſeines Volk's!

Was beb'ſt du, Henker? Sieh', hier iſt der Katt',
Hier knie't er nieder und es ſpringt ſein Blut
Und ausgeſöhnt ſind alle dunklen Mächte!

Dritter Auftritt.

Katte. Wartensleben.

Katte.

Und Gott ſpricht: Ja! — Er zeigt in dieſer Stunde
Dem Enkel noch das heil'ge, theure Haupt.

Wartensleben.

Biſt du allein? Ich arme, alter Mann, —
Hört uns doch Niemand? — muß ich das erleben?
Von deinem Chef komm' ich: du armer Junge,
Gleich mußt du fort; Couriere ſind gekommen,
Ich ſollt' dich ſelber arretiren helfen.
Du ſchlimmer Jung', du haſt ja complottirt?
Dein Kopf ſteht auf dem Spiel, nun mach' dich fort!
Ein Feldmarſchall muß einen Officier
Zur Deſertion beſchwatzen, heil'ger Gott!
Was ſteht noch feſt auf dieſer böſen Welt?
Mit meiner Krücke jage ich dich fort.
Der König muß dich ja in Ketten werfen,
Und Hochverräther biſt du mit dem Prinzen.
Ei, ſchämt Euch doch! — Biſt du noch immer da?

Katte.

Der Feldmarſchall von Wartensleben thut
Nicht ſeinem Enkel dieſe Schande an,
Daß er ihn zwingen ſollte, ſeinen Freund,
Den Sohn des Königs, feig' in der Gefahr,
Als Schurke zu verlaſſen.

Wartensleben.

Kind, mein Kind!
Dein Weg geht ja zum Blutgerüſt' grad' aus!

Katte.

Die Majeſtät, die ſchwer beleidigte,

Muß jetzt ein blut'ger Opfertod verſöhnen,
Und wär' ich ſelbſt der König, könnt' ich anders
Mir rathen nicht; und wenn ich jetzt entwich',
Bei Gott! es fiel des Prinzen heil'ges Haupt!

Wartensleben.

Du braver Jung'! Ich alter, ſtumpfer Mann
Soll überleben meinen lieben Enkel?
Das kann nicht ſein! Mir wirbelt's vor den Augen
Wie Pulverdampf. Nun aber mach' dich fort,
Die Zeit verſtreicht.

Katte.

Die Stunde hat geſchlagen, —
Ein Vorbild warſt du immer meiner Jugend,
Sei es auch jetzt; der König iſt dein Freund;
Wenn du ihn in der Schlacht umringt von Feinden
Geſehen hätteſt, und aus tauſend Röhren
Hätt' unvermeidlich rings der Tod gedroht,
Wärſt du entfloh'n?

Wartensleben.

Blitz über dich! ich hätte
Mich doch zu ihm geſtürzt, er iſt mein König.

Katte.

So ſtürz' ich in den Tod für ſeinen Sohn.

Wartensleben.

Her an mein Herz, du braver, guter Junge!
Du biſt mein Katt', mein wilder Katt', mein Enkel!
Ja, wenn du wirklich ſterben mußt für ihn,
So ſtirb denn! doch das Eine kränkt mich nur
Daß es im Krieg nicht iſt; doch ſo? doch ſo?
Denk' nicht, daß ich ein Haſenherz im Leibe,
Da mir das Waſſer in die Augen tritt.
Mein gutes Kind, der Jammer iſt zu groß,
Ich geh' zu Grund daran, ich alter Mann.

Katte.

Die letzten Augenblicke meiner Freiheit

Verrinnen mit dem Sand im Stundenglas',
Sie ſollen dir und mir noch ganz gehören.
Ich danke dir zunächſt, daß du mir ſchenkteſt
Von Kindheit an ſo große, heil'ge Liebe,
Dann, daß du mich gelehrt: ein ſtolzer Tod
Sei wünſchenswerther, als gemeines Leben.
Daß du in mich gepflanzt die heiße Liebe
Zu meinem Vaterlande und dem König,
Der es regiert mit ſtrenger Herrſcherhand;
Geweckt in mir das Feuer der Begeiſt'rung
Für jede Menſchen-, jede Rittertugend!
So freudig kann ich gehen in den Tod.
Ich ſterbe nicht für Geld und eit'le Dinge,
Mir iſt der allerfrei'ſte Tod vergönnt,
Der Tod um meinen Freund und Preußens Hoffnung.

Wartensleben.

Es wär' doch endlich beſſer, wenn du ging'ſt,
Denn Seine Majeſtät kann dir verzeih'n.
Ich geh' mit dir, wohin du willſt, mein Jung'.
Ich habe dich zu lieb und kann nicht leben,
Wenn ich nicht meinen Enkel bei mir habe.

Katte.

Entſchieden hat das mächtige Verhängniß,
Und vor ihm beug' ich ſtolz den kühnen Nacken. —
So bitte ich dich um die letzte Liebe:
Vollſtreck' mein Teſtament: in deine Hand
Leg' ich das Kreuz des Johanniterordens,
Die höchſte Ehre, die in dieſem Leben
Zu Theil ward deinem Enkel! — meinen Schecken,
Das beſte, treu'ſte Roß in dieſer Welt,
Send' meinem Vater, und er wird es pflegen
Zu Liebe mir, ſo lang' es leben wird.
Doch tröſte ihn, der König wird ihm nicht
Entgelten laſſen ſeines Sohnes Fehl.
Und meiner Mutter gieb dies Medaillon —
Ach! meine Mutter! Du geliebte Mutter,

Dein Herz wird brechen bei der Schreckensbotschaft! —
Sie soll es mir mitgeben in das Grab,
Denn meinen Leichnam wünsche ich bestattet
In der Familiengruft.

Wartensleben.

Du sollst nicht sterben.
Der König hält noch was auf Wartensleben,
Wir lagen ja in einem Zelt zusammen,
Er wird nicht meinen Enkel sterben lassen.

Katte.

Sieh' mich noch einmal an, ich geh' zum Tode.
Gieb deinen Segen mir, er wird mich trösten
Auf meinem schweren Gang.

Wartensleben.

Herr Gott im Himmel!
Wie oft hab' ich gebetet: „Laß' die Meinen
In deinen gnäd'gen Schutz empfohlen sein."
Du prüfst mich schwer! Barmherziger, laß' nicht
Verloren geh'n das Haupt des theuren Enkels,
Und bring' in ihm zu Ehren deinen Namen.

Katte.

Doch näher rückt die gräßliche Minute,
Die mich hinabführt in die Nacht des Kerkers,
Gönn' eine Weile mir, um mich zu sammeln.

Wartensleben.

Gott wird dich mir erhalten; sollte aber
Ein Anderes beschlossen sein — so stirb
Als tapferer Soldat.

Katte.

Der will ich bleiben.

Wartensleben.

Bestell' mir gut' Quartier im Himmelreich,
Denn bald komm' ich mit meiner Krücke nach.

Wartensleben ab.)

Katte (allein).

Noch dieſen freien Odemzug, noch einen,
Dann iſt's vorbei! und dieſen Blick in's Freie
Als freier Mann; dann ſitz' ich auf den Tod
Gefangen und bewacht. — Und nun Soldat,
Faß' dir ein feſtes Herz! — Mir iſt, als wehe
Mich friſche Luft von hohen Bergen an.
Horch! in das Haus getreten ſind die Leute,
Die ausgeſchickt der edle Pannewitz,
Mein Commandeur, — er hat ſich Zeit genommen.

(Man hört Soldaten kommen und commandiren: „Halt! Gewehr beim Fuß!")

Vierter Auftritt.

Katte. Ein Officier.

Officier.

Du biſt noch da? — Sieh'! meine Pflicht befiehlt,
Dich zu verhaften, gieb den Degen ab!

Katte

(betrachtet den Degen).

Schwer trennt ein Mann ſich von der guten Waffe.
Hielt ich ſie in der Hand, ſo war es mir,
Als ſchlüg' das Herz bis vorn noch in die Spitze,
Ein Stück von meiner Seele hängt daran.
So kurz iſt meine Laufbahn, Kamerad;
Hier iſt der Degen, und ich folge dir. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Saal im Königlichen Schloſſe in Berlin.

Deſſau, Grumbkow, Ratzmer, Buddenbrock, Flans und Andere.

Grumbkow.

Des Prinzen Hoheit wird hierher gebracht,
Und jeder Augenblick läßt uns erwarten
Des Königs Majeſtät.

(Man hört draußen auf Commando die Wachen unter's Gewehr treten.)

Hier kommt er ſchon.

Deſſau.

Der Wagen fliegt daher, als wären Drachen
Davor geſpannt.

Buddenbrock.

Da hält er in dem Hof.

Flans.

Die Luft wird ſchwül und drückend in dem Saal.

Deſſau.

So juſt war's Allen vor der Schlacht bei Hochſtädt,
Bis plötzlich, wie mit einem Donnerſchlag,
Loskrachten mit einander die Batt'rien.

Sechſter Auftritt.

Friedrich und **Finkenſtein. Vorige.**

Finkenſtein.

Laßt Eure Worte ſein wie fromme Milch,
Denn ſehr erzürnt iſt Eures Vaters Majeſtät.

Friedrich.

Das Gleichniß trifft gut zu, denn Milch gerinnt,
Wenn ein Gewitter an dem Himmel ſteht.
Zuſchauer, ſeh' ich, haben wir genug,
Denn Freibillete machen voll das Haus.
Doch möcht' ich nicht um Alles in der Welt
Hier ſteh'n und applaudiren auf Befehl!

Finkenſtein.

Kämpft in Euch nieder dieſe Stimmung, Hoheit,
Ihr ſeht, wir ſteh'n in tödtlich ſchwerer Angſt.

(Trommelwirbel von Außen. Beide Flügel der gegenüberſtehenden Thür gehen auf, der König tritt herein.)

Siebenter Auftritt.

Der König. Vorige.

Friedrich (nach einer Pauſe).

Mein Vater!

König.

Der nicht mehr, dein Richter nur!
Auf deine Kniee nieder, Abſalom!

Friedrich.

Vor meinem Gott, vor keinem Menſchen ſonſt!

König.

Auf deine Kniee nieder, Delinquent!

Friedrich.

Was habe ich verbrochen?

König.

Und er fragt?
Er unterſteht ſich noch, danach zu fragen?
Antwort, warum haſt du mir das gethan?

Friedrich.

Du haſt mir ſelbſt geſagt, du hielteſt mich
Für feig', daß ich nicht durchgegangen wäre;
Kein Brandenburgiſch' Herz trägt dieſen Vorwurf!
Du biſt erzürnt, gefährlich iſt dein Zorn,
Zum Tod gefährlich, dennoch frag' ich dich:
Gelt' ich noch jetzt für feig' in deinen Augen?
Es floh der Knabe Fritz, zurück kommt Friedrich!

König.

Mir dies von dir?

Natzmer.

Um Gotteswillen, Hoheit!

König

(mit einer drohenden Bewegung nach den Degengriff).

Hierher, hierher mit ihm!

Flans.

Mein Herr und König!

König.

Wirf dich nicht zwiſchen mich und meinen Zorn!

Buddenbrock.

Durch dieſes Herz erſt geht der Weg zum Prinzen!

König.

Bin ich nicht über Tod und Leben Herr!

Grumbkow.

Und das nach Recht und Urtheil, Majestät!

König

(sucht sich mühsam zu fassen, sinkt endlich in den neben ihm stehenden Sessel und spricht mit tonloser Stimme).

Ich bin noch kein Tyrann! Gott steh' mir bei!

(Fast mit erstickter Stimme.)

Führt ihn hinweg!

(Er steht auf und spricht ruhig gebietend.)

Vor's Kriegsrecht nach Küstrin!

Fünfter Act.

Saal im Schloſſe zu Küſtrin.

Erſter Auftritt.

Deſſau, gleich darauf der König.

Deſſau.

Nicht räſonnirt! und links und rechts! was Schwerenoth!
Tambour, der Schlag iſt falſch! und links und rechts!
Halt, Kameraden, halt! was zittert Ihr?

(Der König erſcheint im Hintergrunde.)

Was geh'n Euch ſeine blauen Augen an?
Die konnten wohl dem Teufel bange machen.
Zwölf Kugeln auf die Bruſt! zwölf auf den Kopf!
Zielt mir genau, der König ſieht Euch zu!

(Er commandirt zur Ladung.)

König.

Was haſt du, Leopold?

Deſſau.

Sir', zu Befehl!
Das Kriegsrecht hat den Fritz zum Tod verurtheilt.

König.

Fiat justitia, pereat mundus.

Deſſau.

Gut denn, nicht räſonnirt! Doch ſeh' ich's kommen,
Daß ſich in Preußen, in Europa nicht

Ein Menſch wird finden, der vollſtreckt das Urtheil.
Da wird es heißen: „Alter Schnurrbart Deſſau,
Dein Wahlſpruch iſt: Subordination,
Geh' hin und laß' mir meinen Fritz erſchießen.“
Denkt Ihr, es ſei ſo leicht ſich zu gewöhnen,
Zu feuern auf des Königs Fleiſch und Blut?

König.

Und doch willſt du dem König Friedrich Wilhelm
Das Herz zertreten, und es leidet ſchwer.
Es iſt ein Vaterherz, das niemals ruht,
Und immer neu zum Sohn die Liebe weckt.
Doch ich bin König, keine Rückſicht darf
Mich der Regentenpflicht abwendig machen,
Genug hiervon! — Verrathen in Berlin
Iſt unſ're Reiſe zum verlor'nen Sohn,
Gräfin Orzelska iſt mit Wartensleben
Vor uns hier eingetroffen. Sei es denn!

Zweiter Auftritt.

Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Flans, Finkenſtein, Vorige.

König.

Ich hab' Euch, meine Treuen, herbeſchieden,
Uns zu berathen über das, was Noth thut
In dieſen harten, kummervollen Tagen.
Fürbitten für den Prinzen thun bei uns
Europa's Mächte: Schweden, Dänemark,
Polen mit Sachſen, Holland und zuvörderſt
Des Kaiſers Majeſtät.

Natzmer.

Gott hat erregt
Die Herzen aller Fürſten für den Prinzen,
Er wird das Herz des Vaters auch noch wenden;
Vergieb uns unſ're Schuld, wie wir vergeben!

König.

Grumbkow, Du wirſt den fremden Mächten ſchreiben,

Daß ich in Preußen bin in meinem Haus,
Und daß ich keinem Nachbar kann geſtatten,
Hinein zu ſprechen in mein Regiment.
Wozu hat mich belehnt der höchſte Richter
Mit ſeinem Schwerte der Gerechtigkeit?

Grumbkow.

Daß Eure Majeſtät das Recht beſchütze,
Doch auch die Zukunft eines großen Volk's,
Und ſeine Zukunft iſt der Prinz der Krone.

König.

Er iſt zunächſt mein Sohn, dann Obriſtlieutenant
Der Vater kann dem Sohne wohl verzeih'n,
Der König aber nicht dem Deſerteur.

Finkenſtein.

Sir', meiner Führung war der Prinz vertraut
Bis Ihr beſchloſſen, daß Ihr ſelber ihn
Erziehen wolltet nach dem eig'nen Sinn,
Und Ihr begannt damit auf Probe ihn,
Auf milb're, dann auf härtere zu ſtellen,
Und eine jegliche hat er beſtanden;
Doch endlich ward die letzte ſo geſteigert,
So bis auf's Aeußerſte hinaus getrieben,
Daß Alles kommen mußte, wie es kam.
Ich glaubte wirklich, daß des Königs Majeſtät
Das zum Voraus bedacht. —

König.

Kühn iſt die Meinung.
Und ſie gefällt mir nicht.

Finkenſtein.

Doch iſt ſie ehrlich.

König

Ihr Freunde und Gefährten, die Ihr hier
Verſammelt um mich her ſeit vielen Jahren,
Es ſeh'n auf Euch die fernſten Nationen
Wie auf die Träger kriegeriſcher Ehre

Vor ganz Europa, und ſo frag' ich Euch:
Hat Fritz die Preuß'ſche Ehre nicht verletzt?

Deſſau.

Nicht räſonnirt! ich ſage zehnmal: nein!
Mit Bajonetten will ich das beweiſen,
Ich brauche noch Kartätſchen nicht dazu.

König.

Von deinem Herzen läßt du dich beſtechen.

Deſſau.

Ich danke, Sir', für dieſe gute Meinung;
Denn längſt geärgert hab' ich mich darüber,
Daß Leumund ſagen will, ſtatt eines Herzens
Wär' eine Bomb' mir in die Bruſt gewachſen.

König.

Sieh' Grumbkow, ſeit ſo vielen Jahren dienſt du
Mir treu und unerſchütterlich, und niemals
Iſt mit dem Kopf das Herz dir durchgegangen,
Denn klug und ruhig warſt du immer Meiſter
Des Augenblicks, wo Andere verzagten.
Sprich, läßt vertheid'gen ſich des Prinzen Flucht?
Und wie?

Grumbkow.

So darf ich fragen, Majeſtät:
Wenn unſer Kriegsrecht einen Officier,
Der deſertirt, mit Tod beſtrafen will,
So ſagt mir, welche Strafe trifft wohl den,
Der überführt wird, daß er angereizt
Zur Deſertion mit böſem Rath und Anſchlag?

König.

Sagt es ihm in das Ohr, nun ja: der Tod!

Grumbkow.

Das thut mir Leid. Ich ſelber war dabei,
Als Königliche Majeſtät dem Prinzen
Anſchlag und Rath zur Deſertion gegeben.

König.

Grumbkow?

Flans.

Ich hab' gehört, daß auch der Kronprinz,
Als er gefangen ward hereingebracht,
Euch in's Gedächtniß rief ein schlimmes Wort,
Das ihn zur Flucht gereizt.

Deſſau.

Der General hat Recht.
Ich war mit Grumbkow ſelber Ohrenzeuge,
Als Friedrich, Prinz von Preußen und Oranien,
Den König, ſeinen Vater hat gefragt,
Was er an ſeiner Stelle wohl gethan,
Wenn ihm ſo hart der Vater wär' geweſen,
Und ihm die böſe Antwort ward zu Theil:
Nicht räſonnirt! — „Ich wär' ihm durchgegangen."

Flans.

Der Rathſchlag war gefährlich für den Prinzen,
In welchem Sinn er auch gegeben worden.

Grumbkow.

Darf ich wohl weiter fragen?

(Der König winkt bejahend.)

Und dabei
Gab zu verſteh'n des Königs Majeſtät,
Daß er für feig' den Prinzen halten müſſe,
Wenn er nicht dieſem Rathe folgen würde.

König.

Zurück auf mich wollt wälzen Ihr die That?

Deſſau.

Gewiß, mein König, hättet Ihr zu mir
Ein gleiches Wort geſprochen, ſeht, ich hätte
Selbſteigenmächtig meinen Dienſt quittirt,
Ich wär' bei Nacht und Nebel durchgegangen.

Katzmer.

Die Seele des Soldaten iſt die Ehre,
Des Prinzen Ehre war zum Tod verletzt.

Deſſau.

Bei einem andern Falle hätt' er den,
Der dies geboten, auf der Stelle gleich
Mit ſeinem Degen niederſtoßen müſſen.

König.

Sein königlicher Herr und Vater aber
Wird ſich am Ende noch bedanken müſſen,
Daß er nur deſertirt?

Flans.

Das ſagt mein König.

Grumbkow.

So iſt es nicht! Denn, wenn der Feldherr ſagt
Zu ſeinem Officier: „Mit Ehren nicht
Sollſt du mir dienen mehr, geh' deines Weg's,
Und geh'ſt du nicht, ſo halt ich dich für feig!"
So hat damit der Officier den Abſchied;
Und ſo hat auch des Königs Majeſtät
Den Prinzen Friedrich, Oberſtlieutenant,
Entlaſſen aus dem Dienſt.

König.

Das iſt mir neu!
Grumbkow, bedenk', willſt du mich überliſten,
Daß mein Gewiſſen du gefährden könnteſt;
Du willſt Partei mit meinem Herzen machen.

Grumbkow.

Da nun der Prinz der Krone ſeine Ehre
Im Angeſichte ſeines Volkes wahrte,
Da anders Nichts, als Flucht ihm übrig blieb,
So frag' ich, hat er recht und wohl gethan?

Flans.

Er hat gehandelt wie des Königs Sohn.

Natzmer.

Ein Brandenburgiſch' Herz hat er bewieſen.

Deſſau.

Er iſt ein Ehrenmann und ſoll es bleiben.

König.

Für Katte hat noch Niemand hier gesprochen.

Grumbkow.

Er ist des Königs Gardelieutenant.

König.

Laßt mich allein! — Doch, Grumbkow, weile noch.

(Alle bis auf den König und Grumbkow ab.)

Gräfin Orzelska hat mir angezeigt,
Daß sie noch diese Nacht nach Polen reist,
Um dort sich zu verbergen in ein Kloster
Und abzusterben jeder Lebensfreude;
Sie bittet mich, gleichsam als Sterbende,
Ihr noch den letzten Willen zu erfüllen,
Und ihr des Prinzen Anblick zu vergönnen.
Die Gräfin hat großherzig sich benommen
Und Fritz auf seine Pflicht zurückgewiesen,
Die Gräfin hat uns ehrlich auch gewarnt
Vor der heillosen Flucht, die er gewagt;
Wir sind zu vielem Danke ihr verpflichtet.
Sie soll den Prinzen seh'n — bestellt sie her,
Und ihren Reisewagen vor das Thor. (Grumbkow ab.)
Dein Licht, barmherz'ger Gott! send' mir von Oben,
Wo mein Verstand schwer nach dem Rechten ringt
Und in sich selbst nicht findet, was er sucht.
Laß' mich von meinem Herzen nicht bethören
Und von der Stimme meines eig'nen Blut's,
Und halte mir vor Augen meine Pflicht,
Daß ich sie leuchten seh' als meine Sonne!

Dritter Auftritt.

Der **König**, **Officier**, gleich darauf **Wartensleben**.

Officier.

Der Feldmarschall von Wartensleben bittet
Noch um Gehör.

König.

Laßt mir den Greis herein.

(Officier ab. Wartensleben tritt ein.)

Wartensleben

(will ſich auf die Kniee werfen, der König verhindert es).

Mein gnäd'ger König

König.

Nicht doch, Wartensleben!
Dich auf den Knieen ſeh'n, das kann ich nicht.

Wartensleben.

Ihr wollt ja tödten laſſen meinen Enkel?!
Es ſoll wohl nur ein Todesſchrecken ſein?
Denn gnädig ſcheint mir Euer Angeſicht.
Ja, Straf' hat er verdient, da habt Ihr Recht!
Ich bin wohl zu verwegen, daß ich jetzt
Dem Schützen, der ſchon angelegt zum Schießen,
Die Hand noch flehend halte vor's Gewehr?
Es geht mir durcheinander in dem Kopf.

König.

Komm', ſetze dich zu mir, wir wollen ruhig
Zuſammen überlegen, was zu thun;
Beruh'ge dich.

(Er führt ihn zum Seſſel, ſie ſetzen ſich.)

Wartensleben.

Mein König und mein Herr!

König.

Vergiß nicht, daß Gott Jedem auferlegt
Mit and'ren Pflichten immer eine ſolche,
Die wie das Auge in dem Kopfe iſt;
Die heiligſte auf Erden iſt die Treue,
Wer ſie verletzt, iſt todt vor Gott und Menſchen.

Wartensleben.

So arg iſt doch mein Katte nicht geweſen;
Ich kenne ihn von ſeiner Kindheit an,
Und daß er ſeinen König liebt, das weiß ich.

König.

Ein jeglicher Soldat ſchwört mir zur Fahne,
Mit einem ſtrengen Eid der Officier;
Doch meinen Gard' Gensd'armes iſt vertraut
Zunächſt des Königs eig'ner Leib und Leben,
Und ihre Officiere ſind beſonders
Darauf vereidet, von mir abzuwenden
Jeglichen Schaden, Nachtheil und Gefahr.
Und Katt' iſt Officier bei meiner Garde.

Wartensleben.

Das war's! — Die Augen wollen mir vergeh'n.

König.

Mehr noch; ich hatt' ihn zugeſellt dem Prinzen,
Mit rechtem Beiſpiel ihm voranzugehen,
Er hat zur Deſertion ihm Rath gegeben,
Mit fremden Mächten heimlich unterhandelt
Und gegen mich mit England es gehalten.

Wartensleben.

Es waren Beide unerfahr'ne Leute,
Man muß der Jugend viel zu Gute halten.

König.

Und wer den Eid und ſeine Treue bricht,
Der ſtirbt des zeitlichen und ew'gen Todes.

Wartensleben.

Mein König, iſt denn gar nicht mehr zu helfen?
Unmögliches kann doch die Gnade thun.

König.

Wenn durch die Gnade auch zugleich die That
Unſchädlich wird gemacht, ſo kann der König
Und wird verzeih'n; doch wenn die Uebelthat
Gefrevelt hat am heil'gen Geiſt des Staat's,
Da iſt die Nachſicht doppeltes Verbrechen.
Und würde nun ſo große Miſſethat,
Die Katt' begangen gegen Gott und König,
Der ſtrafenden Gerechtigkeit entzogen,

So wär' zu jedem Treubruch, jedem Frevel
Und Hochverrath ein Präjudiz gegeben,
Entbunden hielt' ſich Jeder ſeiner Pflicht,
Auf keinen Officier, auf keinen Diener
Könnt' mehr der König ſein Vertrauen ſetzen,
Und auseinander riß das Band des Staats.
D'rum iſt es beſſer, treuer Wartensleben,
Daß eher Katt', als die Gerechtigkeit,
Aus meinem Land und von der Erde ſchwinde!

Wartensleben.

Er iſt zu jung noch! Und in dem Gefängniß
Könnt' er ſich beſſern und er lebte doch.
Es kommt gar hart mir an, ſo ſehr zu bitten, —
Und doch iſt Kerker ein lebend'ger Tod.

König.

Nun muß ich gegen dich in Schutz ihn nehmen,
Er iſt verſtändiger, als du es meinſt;
Denn bitten ließ er mich: nicht im Gefängniß
Ihn tauſendmal zu tödten, denn er wünſche
Einfachen Tod, und Heil dem Vaterlande.
Und nicht gering hat er von ſich gedacht,
Das fühlt er wohl, daß er mit ſeinem Blut
Sich einſchreibt in die Preußiſche Geſchichte,
Das will ich ihm und kann ich ihm nicht wehren,
Und wahrlich, wär' ich jung und toll, wie er,
Ich könnte ihn um dieſen Tod beneiden.

Wartensleben.

In mir iſt Nichts mehr feſt, nun kommt mir's vor,
Als müßt' ich meinen König endlich gar
Noch bitten um den Tod des lieben Jungen;
Verzeiht mir, Herr! ich bin nicht mehr der Mann,
Der in der Schanze bei Stralſund gefochten.

König.

Faſſ' dir ein Herz, wie er, und bleib' mein Freund.

Wartensleben.

Was aber ſag' ich meinem Schwiegerſohn?

König.

Daß er mein braver Officier ſoll bleiben.

Wartensleben
(ſteht auf und im Abgehen).

Erhalte Gott des Königs Majeſtät! (Wartensleben ab.)

König
(zu dem eintretenden Officier).

Den Feldmarſchall führ' ſicher an den Wagen;
Lentz, der Major, ſoll ihm, wenn er es will, —
Denn Freundes Zuſpruch wird der Greis bedürfen —
Geſellſchaft leiſten bis zum nächſten Tage.
(König und Officier zu verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Auftritt.

Gefängniß.

Friedrich (ſitzt auf einem Ruhebett).

Die Luft des Kerkers macht mich matt und ſtumpf
Und an der Erde flattern die Gedanken,
Wie Vögel, die ein Hagelwetter ſchlägt.
Schlaflos ſind meine Nächte, und auch dieſe
Zuckt mir vorüber, wie in leiſen Krämpfen,
Und gähnend ſteh'n um mich die Knabenträume,
Wie müde Poſſenreißer, und der Held,
Das non plus ultra der modernen Zeit,
Der als der neue, große Alexander
Mit ausgeſpreizten Beinen auf ſechs Pferden
Und aufrecht ſtehend im Galopp den Erdkreis
Im Circus prachtvoll brauſend hat durchſtürmt,
Hat Schläge nun vom Principal bekommen,
Und fühlt jetzt eine jammervolle Sehnſucht
Nach einer friſchen Priſe Spaniol;
Houpla! Das iſt die Welt und ich bin ſchläfrig.
(Flötenmuſik aus der Ferne.)
Die Flöte! — Das iſt Quanz, der Töne Meiſter!
Wie haſt du doch den Weg zu mir gefunden,
Du melodieenreicher Hermes, der die Sorge,
Die tauſendäugige, zum Schlafe bringt?

Aus dem Dachfenſter drüben von dem Hauſe
Läßt du die Töne mir herüberwandern,
Wie Vögel ſingend auf der Frühlingsreiſe, —
Hab' tauſend Dank für die Gottesgabe,
Die du zum Bettler in den dunklen Kerker
Herunterklingen läßt im gold'nen Regen!
Das iſt die Melodie von der Romanze,
Die mein geliebter Katt' im Munde führte,
Vom tapfern Ritter, der um ſeinen Leib
Die Fahne hat gewickelt und verblutend
Sich in den Sumpf verſenkt — der treue Mann!
Wenn ich nur meinen Katt' gerettet wüßte,
Es würde leichter mir zu Muthe ſein! — —
Die Töne rieſeln leiſ' auf mich herab,
Mohnkörner ſind es — und mein Haupt wird ſchwer.

(Er ſinkt auf das Ruhebett und ſchläft.)

Fünfter Auftritt.

(Die Muſik dauert noch fort, die Gefängnißthür wird aufgeſchloſſen, Orzelska tritt herein mit dem Degen des Prinzen. Sie geht leiſe bis zum Lager, betrachtet den Prinzen, drückt den Degen an ihr Herz, legt ihn in ſeine Arme und fällt dann betend auf die Kniee nieder. Man hört draußen mit den Schlüſſeln raſſeln. Sie ſpringt auf, legt die Hände wie ſegnend auf das Haupt des Prinzen und entfernt ſich ſchnell. Unter der Thür wendet ſie ſich raſch noch einmal um, in dieſem Augenblicke greift eine Hand herein und zieht ſie hinaus.)

Orzelska. Friedrich.

Orzelska

(im Augenblick, wo ſie verſchwindet).

Friedrich! Friedrich!

(Die Thür des Gefängniſſes ſchließt ſich.)

Friedrich

(aus dem Schlaf erwachend).

Orzelska? Welcher Traum! wie iſt mir doch?
Sind meine Sinne irr'? Und in der Hand
Halt' ich den Degen, meinen Degen wieder,
Den Freund der Freiheit und der Männerehre?
Orzelska, bringſt du Alles mir zurück,
Und dennoch biſt du wieder mir verſchwunden?

O, ich verſteh': — verloren biſt du mir,
Wo ich dem Leben bin zurückgegeben —
Leb' wohl, du Traum des letzten Frühlingstages!

Sechster Auftritt.

Grumbkow, Natzmer, Buddenbrock, Hans, Finkenſtein treten herein. **Friedrich.**

Grumbkow.

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs
Hab' ich Euch zu eröffnen den Entſchluß:
Obwohl Ihr durch ſo beiſpielloſe Flucht,
Die das Geſetz Verbrechen nennen muß,
Die Kugel habt verdient, ſo muß der König
Und Vater dennoch zweifeln, ob er nicht
Der Meinung von Europa weichen muß,
Die keinen Richter, als den höchſten Herrn,
Für Euch erkennt. Deshalb ſtellt Euch der König
Vor einen unbeſtechbar ſtrengen Richter,
Vor Euer eigenes Gewiſſen, Prinz!

Alle (zu Friedrich).

Heil Friedrich, dir, dem Troſt des Vaterlandes!

Grumbkow.

So ſeid Ihr frei!

Friedrich.

Doch Katt'? mein Freund? mein Katt'?

Grumbkow.

Er kommt und nimmt von Euch den letzten Abſchied.

(Alle außer Friedrich ab, während Katte mit Wache hereintritt, welche an der Thür mit gezogenen Säbeln zurückbleibt.)

Siebenter Auftritt.

Katte, Friedrich. Zuletzt der **Officier** der Wache.

Friedrich.

Mein Katte!

Katte.

Friedrich! — Darf ich dir noch einmal
Lebendig blicken in dein helles Auge,
Noch einmal ruh'n an deinem großen Herzen,
Noch einmal drücken deine treue Hand?
Nun biet' ich gern mein Haupt dem Schwerte dar,
Ich habe meinen Friedrich noch geſehen.

Friedrich.

Du darfſt nicht ſterben! Sieh', ich halte dich!
Um deinen Nacken ſchling' ich meine Arme,
Ich mach' zu deinem Schilde meine Bruſt.
Der Mordhieb, der nach deinem Leben zielt,
Soll dich nicht finden, eher treff' er mich!
Du darfſt nicht ſterben, Rieſenkräfte giebt
Die Gottheit mir, das Leben dir zu retten!

Katte.

Ich hab' geirrt, aus Irrthum ſchwer geſündigt
An dir und deinem Volk. Ich wollte dich
Mit frevelhafter Hand vom Dienſt erlöſen,
In dem der Gott des Schickſals dich erzogen
Zu der Vollſtreckung ſeines ſtrengen Willens.
Und zwiſchen dich und ſeine Abſicht habe
Ich frevelnd mich gedrängt mit meiner Liebe,
Und dieſe Schuld büß' ich mit meinem Tode.

Friedrich.

Nicht täuſchen ſollſt du dich, ich bin ein armer,
Verzweifelnder, ohnmächtig ſchwacher Menſch!
Ich leugne die Vernunft dem Schickſal ab,
Wenn es zu ſeinem Werkzeug mich erwählt,
Und die Gerechtigkeit; denn ich allein
Trag' alle Schuld! — Was kann mein Katt' dafür,
Daß, wie ein Vogel hinter ſeinen Drähten,
Ich mich geſehnt nach Freiheit und nach Luft?
Warum ſollſt du bezahlen mein Gelüſte?
Weil du mit ganzer Seele mich geliebt?
Ha! ich begreife nun den weiſen Spruch:

Daß Götter neidiſch ſind auf Menſchenglück.
Zu glücklich waren wir und Nichts bleibt übrig,
Als zu verachten, wo nicht Abwehr hilft.
Katt', bleib' bei mir, du darfſt mich nicht verlaſſen!
Wie wir zuſammen durch das Leben gingen,
So laſſ' zuletzt uns Arm in Arm erwarten
Mit frohem Trutz das Unvermeidliche.

Katte.

Ich hab' erreicht das Ziel, doch nicht mein Friedrich;
Ich darf mir drücken in die braunen Locken
Den blut'gen Lorbeerkranz in früher Jugend,
Dir bin ich eigen, keinem Menſchen ſonſt! —
Doch du gehörſt dem ganzen Leben an,
Und mit Kanonendonner ſollſt du wecken
Die deutſchen Völker aus dem Todesſchlafe,
Und aus der Gruft des römiſch-deutſchen Reich's
Sie führen zu dem neuen Tageslicht.
Ich aber trage unnennbare Sehnſucht,
Mit meinem Blut zu ſiegeln den Vertrag,
Den mit dir ſchließt die furchtbar große Gottheit.

Friedrich.

Wer ſpricht mit mir? Biſt du derſelbe noch,
Biſt du mein Katt'?

Katte.

Ich bin ein Sterbender. —
Vor einer Stunde hat den Todeskampf
Das Fleiſch in mir gerungen, und aus Schaudern,
Die mir herauf die Unterwelt geſendet,
Hat ſich mein Geiſt zum Leben durchgeſchlagen,
Und unter meinen Füßen liegt der Staub.
Ich kann dir ſagen, was geſchehen wird:
Vergebens werden ſich die alten Mächte
Europa's rüſten gegen deine Jugend,
Es ſchmettert ſie dein Genius zu Boden;
Fürcht' Böhmen nicht und Oeſterreich und Ungarn,
Nicht den Sarmaten, den Franzoſen nicht,

Und nicht die Rieſenſchlange ihrer Heere,
Die feuerſpeiend dir entgegen rollen;
Mit dir iſt Gott! Dein Fuß wird ſie zertreten.

Friedrich.

Wie Wetterſtrahlen ſchagen deine Worte
Mir durch das Leben mit Erſchütterungen,
Es wühlet eine Hand in meiner Seele,
Sie wird wie umgewendet in ſich ſelbſt,
Sie windet ſich und kann doch nicht entrinnen,
Und unſagbare Schmerzen leide ich.

Katte.

Du ſtehſt mit mir vor der geheimen Schwelle
Des räthſelhaften, dunklen Geiſterreichs,
Das Thor geht auf und Gottes Schauer weh'n
Auf uns herab; mit einem Fuße weil' ich
Schon jenſeits, und verſchwinden muß ich dir,
Noch einmal wend' ich mich und reiche dir,
Eh' du zurücktrittſt in das Menſchenleben,
Die Hand zum Abſchied; weine nicht, mein Freund!
Und nun vernimm noch meinen letzten Wunſch,
Gelobe mir, ihn treulich zu erfüllen.

Friedrich.

Ich halt' dir Wort bei deinem treuen Herzen,
Ich halte Wort bei unſ'rer heil'gen Freundſchaft,
Ich halte Wort bei deinem Opfertod'!

Katte.

Verſöhne dich mit deinem Vater, Friedrich!

Friedrich.

Er tödtet dich.

Katte.

Nicht er, der Rathſchluß Gottes
Wirft meinen Leichnam unter deine Ferſe,
Und ſperrt den Weg dir ab, wenn deinem Ziel
Im Zweifel du den Rücken wenden wollteſt.
Wie jeder mächt'ge Menſch, ſo dient dein Vater

Der unergründlich göttlichen Vernunft,
In deren Obhut alle Weſen ſind;
Er muß aus ſeinen Unterthanen ſchmieden
Ein mächt'ges Volk mit ſeiner ehr'nen Hand,
Verloren muß Der ſein, der ihn behindert.
Ich habe zwiſchen Ambos und den Hammer
Die Hand gelegt, und er zerſchmettert ſie;
Gott ſegne ihn! — in meiner Todesſtunde
Verſöhne dich mit deinem Vater, Friedrich!

Friedrich.

Hab' Dank! — Du giebſt den Vater mir zurück,
Nur er kann mir den Freund nicht wiedergeben.

Katte.

Dein Vater führte mich in deine Arme,
Und für die Ewigkeit war unſer Bund.

Friedrich.

So ſei mein guter Geiſt, und ſteh' mir bei
In jeder dunklen Stunde der Gefahr!

Katte.

Ich werde um dich ſein zu aller Zeit,
Wenn Rath und Troſt von Oben du bedarfſt.
Nun bitt' ich dich noch mit den letzten Worten:
Werd' nie abtrünnig deinem Gott in dir!
Vergiß auch nicht im Mordgewühl der Schlachten
Ein menſchlich' Herz für Alle zu bewahren,
Die deinem Scepter anvertraut der Herr;
Denn das Gebet der Wittwen und der Waiſen,
Mein Friedrich, findet immer Gottes Ohr!
Verzeih' auch Allen, welche dich gekränkt,
Auch mir! —

Friedrich.

Du tödteſt mich, Geliebter!

Officier (tritt vor).

Katt', endet! Angebrochen iſt der Morgen.

Katte.

Ich küſſe deine Hand, der ich empfehle

Zum letzten Mal das heil'ge Vaterland!
Und so auf ewig — ewig lebe wohl!

(Katte, Officier und Wache ab. Friedrich fällt an Kniee nieder bei dem Ruhebett, auf welchem der Degen liegt.)

Achter Auftritt.

Friedrich, zuletzt der **König** und seine **Generale**.

Friedrich.

So hat sich Alles von mir abgeschieden,
Was sonst den Menschen an das Dasein kettet! —
Die treu'ste Freundschaft, Sonne meiner Jugend
Geht unter blutigroth in's tiefe Meer,
Hinabgesunken ist der Mond der Liebe
Und nie erscheint mir mehr sein freundlich' Bild!
Du hast erreicht, was du gewollt, mein Vater.
Mir leuchtet nur fortan der Stern der Pflicht,
Und einsam steh' ich an dem Steuerruder,
Zum fernen Eiland sicher hinzuführen
Die theuren Menschen, die das Schiff bestiegen,
Mit allen Kräften muß ich ihnen dienen
Und für sie wachen und das Steuer lenken.
Hör' mich, mein Gott, in dieser dunklen Stunde:

(Der König mit seinen Generalen tritt ein.)

Vollenden will ich meines Vaters Werk,
Gewaltig, daß Europa soll erbeben.
Mein einz'ger Freund bist du fortan, mein Volk,
Du die geliebte Braut, mein Vaterland!
Weh' jeder Hand, die gegen dich sich hebt!

(Er springt auf.)

Hier ist mein Degen und hier bin ich selbst!

(Trauermarsch außen vorüberziehend.)

Katt'! Katt'!

König.

Es sucht der König seinen Sohn,
Und Preußen seinen Friedrich!

Friedrich (an seinem Halse).

Vater! Vater!

(Der Vorhang fällt.)

Cromwell.

Dramatiſches Fragment.

Vor dem Parlamentshauſe, zu welchem eine Freitreppe hinaufgeht; darauf iſt allerlei Volk im Halbkreiſe bis zur erſten Couliſſe gruppirt. Vorn in der Mitte ſteht **Ezechiel**, gefeſſelt zwiſchen zwei Henkersknechten, vor einer Kohlenpfanne, worin das Brandmarkungseiſen glüht.

Volk.

Wehe, Wehe!

Erſter Henkersknecht
(laut ausrufend).

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs von Gottes Gnaden Carl I. und kraft Urthels eines hohen Gerichts der Sternkammer —

Volk.

Hört, hört!

Henkersknecht.

Zur Strafe hochverrätheriſcher Schmähſchriften gegen den König und zum abſcheulichen Beiſpiele vollſtrecke ich an gegenwärtigem Nathanael Ezechiel das gerechte Urthel und drücke ihm die Brandmarke auf die Stirne. (Er thut es.)

Ezechiel
(aufſchreiend und niederſinkend.)

Oh, oh!

Beide Henkersknechte
(ihre Hüte abnehmend).

Hoch lebe des Königs Majeſtät!

Erſter Henkersknecht
(entfeſſelt Ezechiel).

Sei ehrlos und frei!

Volk (andrängend).

Nieder mit den Henkern, zerreißt sie, werft sie in die Themse!

Cromwell

(tritt aus dem Parlamentshause und ruft von der Treppe herab).

Haltet ein, halt!

Volk.

Oliver Cromwell! hört ihn!

Cromwell.

Kühlt Euren Zorn, in dem der Herr Euch stachelt,
Nicht an den Henkersknechten der Tyrannen:
Sie sind nur arme Hunde der Gewalt,
Kneipzangen, angesetzt an Euer Fleisch,
Nur Stein und Knüttel aus gottloser Hand,
Geworfen in das Kniegelenk der Freiheit!
Schürt lieber eine Kohle zu der andern,
Bis Gottes Odem einen Windstoß giebt
Und alle Flammen jagt in die Gemächer
Des sieben Mal verstockten Pharao.

Volk.

Hört ihn, hört! Ruhe, Ruhe!

Cromwell (heruntertretend).

Zu mir, Ezechiel, du Gottgeprüfter,
Heran zu mir!

Ezechiel

(vom Boden sich erhebend).

Zu dir, Schwert Gideon!

Cromwell (ihn umarmend).

Ich küsse dieses Brandmal deiner Stirn,
Es sei im Land ein Zeichen deiner Treue!
Nun komm' mit mir bei Seit' —

(Er tritt mit ihm bei Seite.)

Es hört mein Ohr
Den Schritt des Engels der Gerechtigkeit:
Weh' jedem Hause, dessen Thüre nicht
Gezeichnet ist mit Blut! und Weh' den Wächtern,

Sind ſie gegürtet nicht mit ihren Schwertern!
Und dir vertraue ich, Ezechiel!

Ezechiel.

Ich bin ein Fels!
Die Hand ſoll bluten, die nach mir geſchlagen!

Cromwell.

Du biſt aus Eſſex?

Ezechiel.

Ja.

Cromwell.

Und kennſt die Brüder,
Die Heiligen der Grafſchaft, und voraus
Den Maſter Scroop, die Lärmtrompete Gottes,
Und du verſtehſt auch den Gebrauch der Waffen?

Ezechiel.

Zwölf Jahre dient' ich in den Niederlanden
Als Reiter in dem Krieg mit Spanien.

Cromwell.

Nimm dieſen Brief an Maſter Scroop in Eſſex,
Er wird dir weiter ſagen, was zu thun.
Die Heiligen des Landes und voraus
Die Pächter und die Bauern müſſen ſich,
So will es Gott, zum Streit gerüſtet halten.
Ein Pferd muß Jeder in dem Stalle haben,
Ein Schwert und einen Harniſch in der Kammer.
Seid wach, und haltet in die Luft die Ohren,
Denn die Parole kann ein Windhauch bringen!

Ezechiel.

An unſ'ren Armen ſoll es dir nicht fehlen,
Biſt du der Joſua.

Cromwell.

Ich bin ein ſchlechtes Werkzeug
Im Dienſt des Herrn! In ſeinem Namen geh'!
Sei klug und wachſam! — (Ezechiel will gehen.)

Halt, wer reist, braucht Geld;
Nimm meinen Beutel, wenig ist darin,
Doch reicht es für den nächsten Tag der Reise.

(Egerton ab.)

Ireton
(aus dem Parlamentshause stürzend).

Sieg und Triumph! Die Sache ist entschieden!
Das Parlament will seine Männer schützen.
Des Königs Forderung wird abgeschlagen.

Volk.

Sieg und Triumph!

Ireton.

Schmückt Euch mit grünen Reisern,
Und rufet laut: „Gelobt sei Gott der Herr!"

Cromwell (zu Ireton).

Du machst Musik mit deinen eig'nen Ketten!
Das Wort macht frei, doch mein' ich, durch das Schwert.
Noch hör' ich nur den Wind im Walde sausen,
Der vor des Herren Wetterwolke weht;
Und wenn er Bäum' entwurzelt, Häuser abdeckt,
So kann der Blitzstrahl nur die alte Burg
Der Tyrannei in Staub und Asche legen.
Verstehst du mich?

Ireton.

Daß mir das Herz erbebt,
Wie einem jungen Tiger, der zuerst
Des Rehes Blöken hört.

Cromwell.

Ich kenne dich,
Und werde dich zur rechten Stunde finden.

Ireton.

Verbirg nicht deinen Rath.

Cromwell.

Heul' mit dem Wind
Und schwell' mit auf den Pöbelkönig Pym!

In ihm erfüllt ſich ein Geſetz des Herrn.
Da ſteht er ſchon in ſeiner Gloria.

(Pym tritt mit zwei anderen Parlamentsmitgliedern oben aus der Thür.)

Volk.

Hoch König Pym, der Vater unſ'rer Freiheit!

Pym.

Hell wird das Auge unſ'res guten Rechts,
Erblick' ich Euch um mich geſchaart, Ihr Freunde,
Stark wird das Herz der Freiheit, hört mein Ohr
Den Wiederhall der Stimmen meines Volkes!

Volk.

Freiheit und Recht!

Pym.

Seid Eurer Sache treu,
So ſoll kein Teufel ſie Euch rauben können;
Und iſt das Parlament der Mund des Volkes
Und wir darin die Zunge, nun ſo reiht auch
Um uns die Palliſaden Eurer Zähne.

Cromwell (oben bei Pym).

Und beißt die Hand ab, die dazwiſchen fährt!

Pym.

Mein Weg führt mitten in die Löwengrube;
Seht, Thränen ſtürzen mir aus meinen Augen,
Denn glaubt es mir, ich liebe Euch zu ſehr,
Ich hätt' Euch Alle gerne reich gemacht,
Den Seckel aber hütet unſ're Mutter,
Die Freiheit von Altengland.

Volk.

Freiheit von Altengland!

Pym.

Ich gehe einen ſchweren Gang für Euch,
Vielleicht muß heut' ich noch mein Blut vergießen,
Lebt Alle wohl!

Volk.

Du darfſt uns nicht verlaſſen!

Cromwell (zu Pym).

Wie ſie dich lieben! Thränenbäche fließen —
Und doch erſäuft nicht eine Mücke d'rin.

Pym.

So rede du!

Cromwell (vertraulich zu ihm).

Haß iſt der Stahl der Liebe.

(zu dem Volke)

Das Meſſer ſitzt Euch Allen an der Kehle,
Der König fordert von dem Parlament
Fünf Köpfe nur, davon hat Pym den einen.
Der König wähnt, daß Euer Parlament
Ein Schafſtall ſei, der nicht mehr blöken wird,
Wenn die Leithammel abgeſchlachtet ſind.
Nicht dieſe Stunde wird vorüber gehen,
Und Euer Vater Pym ſteht gegenüber
Dem Zorn des Holofernes mit der Botſchaft
Des Parlaments. Vergeßt nicht Pym, derſelbe
Trägt ſeinen Kopf zu dem ergrimmten Stuart —
Daß er ihn wiederbringt, iſt Eure Sache;
Denn vor Euch geht der Schrecken Gottes her,
Der ein Tyrannenherz mit Fäuſten ſchüttelt,
Wenn Ihr nur Eure Angeſichter zeigt
Und hören laßt die Löwenſtimme Juda's.

Volk.

Hoch Oliver Cromwell, hoch!

Pym (zu Cromwell).

Du hältſt das Volk, wie Eiſen in der Zange.

Cromwell.

Damit du ſchmieden kannſt.

(zu dem Volke.)

Ihr Heiligen,
Jagt durch die Straßen Londons Eure Brandung
Bis hin vor Whitehall, daß der Wogen Giſcht
Bis über'n Hauptmaſt und den Wimpel ſpritzt
Zu deinen Zelten, Iſrael!

(zu Ireton)

Stimm' an den Pſalm,
Und gieb der Botſchaft das Geleit zum König.

Ireton

(beginnt den Geſang, das Volk fällt ein, Alle kommen zur Treppe herunter).

Es komm' zu uns, Herr Gott, dein Reich,
Wo alle Menſchen Brüdern gleich,
Erlöſ' uns aus der Tyrannei
Und mache deine Knechte frei!
Kyrie Eleiſon! (Alle ab bis auf Cromwell.)

Cromwel (allein).

Auch ſo ein Zungendreſcher, ſo ein Abgott
Der Hausbeſitzer und der Krämer Londons,
Der Schneiderſcheren und der Käſemeſſer
Und Aller, die vom Rock des Allgemeinen
Für ſich beſonders einen Fetzen wollen;
Der City-Helden, die zum Wohl des Volkes
Beim Feſtmahl ſich mit Fleiſch und Pudding ſtopfen
Und angeröthet von der Gluth des Weines
Mit Leberreimen für die Freiheit kämpfen!
Der volle Geldſack unter Schloß und Riegel
Ertrotzter Privilegien, der iſt
Ihr Herr und Gott, und Pym ihr Kettenhund.
Der Dieb' und Bettler wegbellt von der Thür,
Ein hohler Topf, in den der Geiſt hinein
Hallend den Wind der Freiheit blaſen läßt.
Ich aber ſag': der Stein, den die Bauleute
Verworfen haben, wird der Eckſtein werden,
Und dieſer Eckſtein iſt das arme Volk,
Die ausgeſog'nen Pächter, welchen Druck
Und Angſt und Noth das Herz mit Haar bedeckt
Und ihr Gemüth in Kieſelſtein verwandelt
Und dann die ganze Yeomanry,
Das vom nordmänn'ſchen Adel unterdrückte,
Sächſiſche Volk auf ſeinen freien Höfen,
Das nie vergißt das alte Recht und Unrecht,
Das giebt die Eiſenmänner, die ich brauche;

Und ſtreitet hier der Bürger mit dem König,
So kenne ich die Erben dieſer Beiden. —
Geöffnet hat das Auge mir der Herr
In vierzigſtündigem Gebet vor ihm,
Ich ſehe Alles, wie es kommen muß,
Ich fühl', mein Gott, ich bin dein Prägeſtempel
Und das Metall, das du mir unterſchiebſt,
Soll das Gepräge deiner Freiheit tragen.
Alſo geſcheh' dein Wille, 's iſt genug!

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Vierter Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt:

Congreß von Verona.

An M*.

Wir ſaßen lang' in Winternacht zuſammen,
Die uns vorüberzog in Schnee und Wind,
Indeß Du bei des Feuers heit'ren Flammen
Mir lauſchteſt, wie ein märchenfrohes Kind.

Und ich erzählte Dir von jenen Tagen,
Wo Griechenland und Spanien auferſtand, —
Und von der Völker Hoffnungen und Fragen
Und von Italiens kettenſchwerer Hand;

Von Miſſolunghi und von Barcelona,
Von Frankreichs Wirren und der Politik
Und endlich vom Congreſſe in Verona,
Vom Rath der Fürſten und dem Weltgeſchick.

Und wie ich Dir belebt mit bunten Bildern
Und luſt'gen Blumen dieſen dunkeln Grund,
Mußt' ich verſprechen: im Roman zu ſchildern
Das Alles, wie zu Dir in ſolcher Stund'.

So iſt und bleibt dies kleine Buch Dein eigen,
Zurück in Deine Hand ſei es gelegt!
Willſt Du zu ihm herab Dein Antlitz neigen,
Siehſt Du die Blume, die Du ſelbſt gepflegt.

Julius Moſen.

Der Congreß von Verona.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Es war im Herbste des Jahres 1822, als die Herrscher Europa's sich vereinigten zum Congresse in Verona, um sich über die geeigneten Mittel zur Unterdrückung der Revolutionen in den bourbonischen Staaten und in der europäischen Türkei zu berathen. Bereits hatte Oesterreich die Carbonaja in Neapel und Piemont gedämpft, noch aber stand Spanien im hellen Feuer des Bürgerkrieges und Griechenland ringend, blutend und hülferufend im Kampfe gegen die Türken zu Land und Meer.

Mit maaßlosen Sorgen und Hoffnungen wandten die Völker nach Verona ihre Augen, wo sich jetzt Alles zum Empfange der Monarchen vorbereitete; denn kaum hatte man das Gerücht vernommen, daß der Congreß in Verona würde gehalten werden, so folgte auch schon die Nachricht, daß Kaiser, Könige, Fürsten und Herren von allen Seiten heranzögen.

Bald waren alle Paläste, in welchen Quartiere zu finden waren, in Beschlag genommen. Es trafen aber immer noch neue Bestellungen ein. Ein Agent suchte den andern bei den Hauswirthen zu überbieten und abzutreiben, denn schon war ein Unterkommen an einer der Hauptstraßen unmöglich.

Schon war Pater Benedetto einige Tage herumgewandert, um für den Ritter Malavilla, welcher von der Regierung in Seo d'Urgel hieher als Agent gesendet wurde, ein Quartier in der Stadt aufzufinden. Während er so

mit eiligen Schritten Straße auf und ab eilte, blieb er plötzlich stehen, wischte sich die Stirne und sprach für sich: „Daß es mir nicht gleich einfiel!“ und nun eilte er mit doppelt beschleunigten Schritten zu dem Arzte Antonio.

Dieser gehörte zu den vornehmsten alten Familien der Stadt und wohnte im eigenen Hause bequem eingerichtet mit seiner schönen Schwester Francesca zusammen, so daß sich Pater Benedetto wohl sagen mochte, daß er in seiner eigenen Wohnung keine fremde Herrschaft aufnehmen würde. Antonio besaß jedoch hinter seinem neuen Hause ein altes, geräumiges und jetzt unbewohntes Gebäude.

Sein Vater hatte den einen Flügel davon abgebrochen, aus den Baumaterialien das der Straße zugekehrte, neue Haus gebaut und den übrigen Theil des alten Gebäudes so weit hergestellt, daß die Keller und Gewölbe darinnen noch gebraucht und die oberen Geschosse zu Böden benutzt werden konnten.

Da zu dem ersten Stockwerke aus dem neuen Hause hinüber eine schwebende, hölzerne Brücke ging, wodurch das alte und neue Haus mit einander in Verbindung gebracht waren, so erschien dieses alte, unbewohnte Gebäude um so geheimnißvoller und phantastischer, als es schon ohnedies durch seine alterthümliche, barocke Bauart sich auszeichnete.

Eben hatte Arnold, ein junger, deutscher Gelehrter, an Antonio eine Empfehlungskarte abgegeben, welche er in München von einem Professor aus Padua erhalten hatte, als Pater Benedetto eintrat und nach einigen höflichen Redensarten gerade auf sein Ziel mit den Worten losging: „Warum Ihr im alten Gebäude nicht einige Quartiere in Stand setzt, um hohe Herrschaften aufnehmen zu können, begreife ich nicht. Gut! es kommt Euch nicht auf Erwerb an, da Ihr ohnedies begütert seid, aber Euch interessiren die Welthändel, und warum wollt Ihr Euch nicht ein Stückchen Congreß unter die Augen rücken?

Es giebt unter den hohen Herrschaften und Diplomaten einige, welche gern ruhigere, unbelauschte Quartiere suchen, und solche könnt Ihr bieten."

Antonio erwiederte lachend: „Das kann unmöglich Euer Ernst sein! Wer wollte in diese alte Eulenburg hinüberziehen, wo die Gespenster bei Tage umgehen könnten?"

„So laßt uns," fuhr Benedetto fort, „einmal die Gelegenheiten ansehen; — denn die Herrschaft, für welche ich Quartiere zu besorgen habe, schreibt mir, daß die Wohnung nur schattig und kühl und vom Lärm der Straße, doch nicht zu weit davon, abgelegen sein solle, dann möchte sie sein, wie sie wolle."

„Wenn sie so sehr bescheiden ist," entgegnete Antonio, „so kommt und laßt uns das alte Haus besichtigen: — vielleicht gefällt es auch Euch, Signore Arnoldo, mit hinüber zu gehen, denn manches ist an diesem alten Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhunderte merkwürdig."

Arnold, ein begeisterter Liebhaber für Alles, was aus dem Mittelalter herrührte, nahm diese Einladung dankbar an.

Dem Austritte aus dem Zimmer Antonio's gegenüber befand sich eine offene Thür, durch welche sie aus dem ersten Stockwerke des neuen Hauses auf der schwebenden Brücke hinüber gingen in das alte. Dort drüben eingetreten durch eine gewöhnliche Bretterthüre, gelangten sie auf einen Corridor, welcher nur schwach durch ein Fenster aus der Hinterwand hervor erleuchtet war. Von diesem Corridor ging es zu den verschiedenen Zimmern und Gemächern.

Giovanni, Antonio's Diener, rasselte mit dem Schlüsselbunde voran und schloß jetzt eine mit eisernen Zierrathen beschlagene Thüre auf.

Sie traten in einen hohen, gewölbten Saal. Der mittlere, bis auf das bunte Estrich heruntergehende Fenstereinschnitt in der starken Mauer bildete eine tiefe, helle Halle, an deren Seiten zierliche steinerne Sitze hin bis

an das Fenster liefen, welches auf einen Altan führte. Dieses große Fenster, welches jetzt aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben und früher aus bunten Glasmalereien bestand, enthielt davon noch einige Bruchstücke und Theile von Figuren und schönen Arabesken. Diese Halle war in früherer Zeit gemalt gewesen. Noch war daran die Figur Karls des Großen zu Roß zu erkennen, über seinem Kopfe stand mit alter Schrift sein Name. Auf der gegenüberstehenden Wand sah man einen jungen Helden, welcher von zwergartigen Bogenschützen aus Felicuspalten beschossen wurde, und, auf seine Kniee gesunken, in ein Horn blies, auf welchem mit goldnen Buchstaben „Orlando" zu lesen war. An der breiten Wand, dem Fenster gegenüber, sah man eine lustige Wallfahrt von wilden und zahmen Thieren in Pilgermänteln und allerlei Trachten aus einem Thale auf langgeschlängeltem Wege in die Burg Zion auf einem Berge ziehen, vor welcher Petrus stand und die Thore weit aufgemacht hatte, während von der andern Seite des Berges die Menschen von Strafengeln mit Geißeln in die Hölle gejagt wurden.

Arnold mußte sich darauf besinnen, daß er nicht träumte, so märchenhaft seltsam kam ihm Alles vor. „Nun bin ich," rief er, „auf meine Lebenszeit glücklich, denn mir kommt es vor, als wäre ich hier an einer glückseligen Insel gelandet, welche übrig geblieben vom Paradiese des Mittelalters. Es wachen hier wieder auf die Tage der Waiblinger und Welfen, und ich trete mitten hinein in den heiligen Zauberkreis, der hier um mich gezogen ist!"

„Der Saal ist doch hell und geräumig," versetzte Pater Benedetto, „und wenn er gereinigt ist, und Stühle, Bänke und Tische hereingeschafft werden, so ist er schon wieder zu bewohnen; und dazu müßt Ihr, Signore Dottore Antonio, Rath schaffen, denn hier soll der Ritter Malavilla mit Eurer Erlaubniß wohnen, und die blanken

Piaster, welche er für die Miethe bezahlen soll, werden Euch nicht wehe thun."

„Um Gotteswillen," entgegnete Arnold, „nur keine modischen Möbeln in diese geweihten Hallen, und keine modernen Menschen, welche die Herrlichkeit dieser Räume nicht zu schätzen wissen!"

Benedetto versetzte lachend: „Maestro, sorgt Euch nicht! wenn es noch irgend einen Ritter in der Welt giebt, welcher an Gott und König glaubt, und die Revolutionaire und Ketzer haßt, so ist dieß unser Ritter."

„Vielleicht," meinte Antonio, „finden wir auch die nöthigen Geräthe; denn während mein Vater das alte Gebäude nach dem Baue des neuen ausbessern ließ, wurden die Geräthschaften zusammen oben in eine große Kammer geräumt."

„Laßt uns zuerst," ermahnte der Pater, „die Nebenzimmer und übrigen Wohnlichkeiten besehen!"

Mit diesen Worten war der lebhafte Mann schon aus dem Zimmer hinaus, kam jedoch bald zurück und rief Beiden zu: „Die Fenster überall aufgemacht, gelüftet; Giovanni, mit Wasser und Kehrbesen herein und das Estrich gefegt! und Alles ist für eine spanische Herrschaft wie gemacht, geräumig, kühl, von der Straße abgelegen und doch nicht zu weit! — Und nun laßt uns die Möbeln durchmustern!"

Antonio führte jetzt die Gesellschaft eine Treppe höher. Hier schien der ganze Raum des Stockwerkes früher zu einer großen Rüstkammer gedient zu haben; denn hier und da hingen an den Wänden noch Theile von verrosteten Waffen, aber von der Treppe an bis tief in den Hintergrund hinein standen und lagen Tische, Stühle, Schränke, Gefäße, zerschlitzte, bunte Gewänder, verblichene, zusammengerollte Tapeten, Waffen verschiedener Art mit Helmen und Hüten, bestaubt durcheinander und übereinander.

„Schon längst," sagte Antonio, „wollte ich hier einmal aufräumen und das Brauchbare oder Merkwürdige

von dem Unnützen sondern lassen, aber immer verhinderten mich daran meine Geschäfte, und dann fehlte mir auch Jemand, welcher mit Verstand die Hände an das Werk hätte legen können."

Arnold ließ ihn kaum aussprechen, indem er rief: „O du großer Dichter meines Vaterlandes, du herrlicher van der Velde, und du göttlicher Dichter des Zauberringes, und du märchenreicher Phantasus! Könnte ich Euch doch Alle an diese Stelle zaubern, damit Ihr die alte Zeit des städtischen Ritterthums mit Händen betasten könntet, wie ich hier es thun kann, daß Ihr Euch in ihre Arme stürzen könntet, wie es mir hier vergönnt ist!"

Mit diesen Worten warf sich der romantische Jüngling in einen Armstuhl, daß eine Wolke Staub aufwirbelte und ihn verhüllte, aus welcher er mit heftigem Niesen plötzlich wieder zum Vorschein kam.

Antonio machte jetzt den begeisterten Arnold auf einen Schrank in der Ecke aufmerksam, welcher mit Schnitzwerk verziert war. An jeder Ecke war ein Stab angebracht; an dem einen Stabe wickelte sich eine Schlange hinauf, an dem andern ringelte sich eine solche herunter, während oben über der Thüre ein Kranich Wache hielt. Die Thüren waren zurückzuschieben; man fand jedoch Nichts im Schranke, als eine Laute, einen Dolch und ein auf Pergament geschriebenes Beichtbuch. Arnold behauptete, dieser Schrank enthielte die Hieroglyphen der italienischen Geschichte, die Laute der Liebe, den Dolch der Rache und das Buch der Reue.

Pater Benedetto jedoch hatte kein Auge für Merkwürdigkeiten, sondern nur für das, was zu brauchen war. Er ließ seine Blicke sondernd durch den Rüstsaal gehen und sagte dann: „Da es nicht darauf ankommt, ein elegantes Quartier herzustellen, sondern nur ein bewohnbares, so dürften sich hier die nöthigen Möbeln herausfinden lassen."

Arnold unterbrach im Eifer der Alterthumsliebhaberei

den Priester mit den Worten: „Antonio, wenn Ihr mir das Geschäft anvertrauen wollt, so will ich nicht nur die nöthigen Stücke für die untern Zimmer herauslesen, sondern auch alles Uebrige so ordnen, daß jeder Alterthumsfreund um das schöne Stück Mittelalter, das Ihr hier habt, Euch beneiden kann."

Antonio nahm den Vorschlag mit Dank an und befahl seinem Diener, Leute zu dingen, über welche der deutsche Gelehrte bei der Arbeit verfügen könnte.

Da aber schon der Abend herandämmerte, so wurde zum Beginnen der beabsichtigten Arbeiten der nächste Morgen bestimmt. Antonio jedoch lud Arnold und Pater Benedetto ein, in seiner Wohnung drüben ein Abendbrod einzunehmen und den Staub mit einer Flasche Wein zu löschen. Mit diesem Vorhaben verließ die Gesellschaft das alte Gebäude.

Zweites Capitel.

Gegen seine frühere Absicht hatte jetzt Antonio denselben Lärm hämmernder und pochender Handwerker in seinem Hause, welcher in den Nachbarhäusern ihm von Anfang fast unerträglich vorgekommen war. Da er nunmehr selbst mitten darin sich befand, war er in den Stunden, wo er sonst zu Hause sich ausruhte, unermüdlich thätig.

Vor allem reizte es ihn an, oben im alten Hause Arnold zu besuchen, welcher eine Herrlichkeit nach der andern entdeckte.

Arnold hatte bereits die Sachen zusammengestellt, welche in den untern Saal kommen sollten. Kein Stück davon war dem andern gleich, keines stammte aus einer und derselben Zeit, und doch machten sie, als sie unten im Saale aufgestellt waren, den Eindruck einer ungemeinen Behaglichkeit.

Arnold hatte die Sessel und Armstühle, von welchen der eine hoch mit ausgespreizten vier Beinen, der andere niedrig mit geschweiften Dachsbeinen, dieser bedürftig einfach, jener mit Schnitzereiarbeit überladen war, durch die Tapeziere, welche ihm zur Hand waren, aufpolstern und mit rothem Plüsch, in welchen große Blumen gepreßt waren, überziehen lassen, so daß es schien, als hätten sie von jeher zu einander gehört. Ueber ein Tischgestelle, welches statt der Füße geschnitzte, bunt lackirte Hundsköpfe hatte, ließ er eine gewöhnliche hölzerne, gefirnißte Tischplatte befestigen und diese Tafel

in die Mitte des Saales ſtellen. In die Fenſterhalle kam ein niedriger, bequemer Armſtuhl zu ſtehen. Vor der Halle ſelbſt ließ er von leichtem, grünwollenen Zeuge einen Vorhang anbringen, welcher in zwei Theilen einfach herunterhing und mit einem Zuge an einer Schnur zurückgezogen werden konnte.

So war Arnold beſchäftigt, ein erquickliches Mittelalter in dem alten Hauſe wieder herzuſtellen. Er hatte eine Art ſpaniſche Wand gefunden, deren Geſtelle mit Pergamentblättern überzogen waren. Da jedoch die gothiſche Schrift, welche früher darauf ſich befunden hatte, weggeſchabt war und darüber eine ungeſchickte Hand Heiligenbilder gemalt hatte, ſo glaubte er, darin noch irgend ein literariſches Kleinod aus alter Zeit entdecken zu können.

Indem ſich Arnold in dieſe Rumpelkammer der Vergangenheit vergrub, hatte ſich täglich der Zudrang der Fremden in Verona gemehrt. Schon am 4. October hatte der Podeſta da Perſico zur Feier der ausgezeichneten Gunſt, welche der Stadt durch die bevorſtehende Haltung des Congreſſes und die Anweſenheit ſo vieler hohen Häupter widerfahren ſollte, eine dreitägige Andacht in der Kathedralkirche auf den 9., 10. und 11. October angeordnet. Schon hörte man, daß die Equipagen des Fürſten Hardenberg, dann, daß die päpſtlichen Geſandten angekommen wären. Jeder Tag brachte eine neue Kunde und wieder neue Equipagen.

So rückte der 13. October heran, als der Stadtrath Verona's der Bürgerſchaft die bevorſtehende Ankunft der kaiſerlichen Majeſtäten ankündigte, mit dem Bemerken, daß es ſich zieme, jetzt Dankbarkeit und Treue durch Illumination der Fenſter zu erkennen zu geben.

Schon waren der Vicomte Chateaubriand, die franzöſiſchen Geſandten de la Ferronay und Montmorency, der Herzog von Wellington und der Staatskanzler eingetroffen.

Auf den Straßen wogte Volk und Militair durch-

einander, und zwiſchendurch rollten die Equipagen der hohen Herrſchaften und vornehmen Geſchlechter.

Die Paläſte Giuliani, Capellari, Principalchi und wie ſie alle Namen haben mochten, ſchmückten ſich wieder mit alter Pracht und Herrlichkeit und träumten von der Zeit des Can grande.

Endlich war auch Verona's Monarch unter dem Jubelzuruf der getreuen Bürger eingezogen und abgeſtiegen im Palaſte Erbiſti; ihm folgte einige Stunden ſpäter der König von Preußen, begrüßt vom Erzherzog Vicekönig.

Welches Schauſpiel entwickelte ſich vor den Augen der Lombardei und Europa's, und wie erhöhte ſich die Spannung der Gemüther auf den Rathſchlag, welchen dieſe hohe Verſammlung faſſen würde!

Noch aber ſtand der Einzug des Kaiſers von Rußland, welcher am 16. erwartet wurde, bevor. Alles bereitete ſich zu einem feierlichen Empfange.

Stündlich wuchs die Menge der Hohen und Niedern in der geſegneten Stadt, und kaum war Raum zu finden für Andere, welche noch zuſtrömten.

Aber es waren in Verona nicht nur diejenigen, welche auf Seite der Machthaber ſtanden, öffentlich im Glanze des Tages, ſondern auch heimlich Parteigänger und Agenten von Seiten der Völker zugegen, welche die Meinung der hohen Verſammlung für ihre Sache zu gewinnen bemüht waren. Zu dieſen ſchien die kleine Geſellſchaft einiger jungen Männer zu gehören, welche noch ſpät in der Nacht auf der Stube des Arztes Antonio zuſammenſaßen und in tiefes Geſpräch über die Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächſten Zukunft vertieft waren.

Es waren außer Antonio nur noch Arnold, Jouy aus Paris, Mitarbeiter am Conſtitutionnel, und der Neugrieche Achilleus anweſend, welcher vom griechiſchen Senate von dem Waffendienſt abgerufen worden war, um nach Deutſchland zu eilen, wo er auf mehreren Univer-

ſitäten früher ſeine Studien vollendet und viele Verbindungen angeknüpft hatte, welche der griechiſchen Sache jetzt von Nutzen ſein konnten. Auf der Reiſe nach der Schweiz, zu dem Philhellenen Eynard in Genf, hatte er jedoch Befehl erhalten, ſich nach Verona zu verfügen, um dort die Annahme der griechiſchen Abgeſandten, welche, Hülfe flehend im Namen Chriſti, an den Congreß der Herrſcher der Chriſtenheit abgeordnet waren, zu vermitteln, und da, wo die diplomatiſche Förmlichkeit hinderlich ſein könnte, als Unterhändler zu nützen.

Antonio hatte ihn früher in Venedig kennen gelernt, als er von Candia, ſeiner Heimath, kam und nach Deutſchland pilgerte, von deſſen Philoſophen und Dichtern weithin die Rede ging, als wenn durch ſie und ihre Werke die alte helleniſche Zeit wieder lebendig werden würde.

Achilleus, welcher dem Bunde der Hetäriſten angehört hatte und glühend für das Ideal der Freiheit Griechenlands vom türkiſchen Joche ſchwärmte, fand ſich gar bald mit den deutſchen Jünglingen in Berührung, welche damals, geſchmückt mit Siegeskränzen, in der Erinnerung an die Freiheitskämpfe gegen Napoleon und für die Herſtellung des deutſchen Reiches glühten.

In Jena hatte er ſich mit Arnold enger verbrüdert, welcher nach Verona gekommen war, um im Namen der deutſchen Jugend dem Congreſſe ein Sendſchreiben zu überreichen, welches von mächtigem Einfluſſe auf die Berathungen ſein ſollte.

Bei Antonio hatte ſich auch der Franzoſe Jouy eingefunden, welcher in Zeitungsartikeln den geſchlagenen Hoffnungen der italieniſchen Carbonari mit franzöſiſchen Worten zu Hülfe kam und alle Welt zu überzeugen ſuchte, daß Frankreich eher der heiligen Allianz den Fehdehandſchuh hinwerfen werde, als es die Italiener, Spanier, Portugieſen und Griechen werde wieder unterjochen laſſen. Da Jouy an das zu glauben ſuchte, was er ſchrieb und ſprach, ſo glaubte auch Antonio daran,

obſchon er ſich immer wieder ſagen mußte: „Italien iſt geſtorben und die nachgebornen Kinder verſtehen kaum mehr das Teſtament, welches in den Werken ihrer Dichter und Künſtler niedergelegt iſt.“

Indem Jouy ſich die Cigarre anzündete, ſprach er, zwar mit Unterbrechung und kurz aus den Mundwinkeln hervorgeſtoßenen Rauchwölkchen, aber doch lebhaft und gereizt: „Ich begreife Euch nicht, Achill, was Ihr hier in Verona durch Eure Deputation gewinnen wollt; Ihr verkennt durchaus den politiſchen Standpunkt, welchen dieſe hohe Verſammlung einnimmt! Iſt es den Regenten gelungen, in Napoleon die Revolution zu beſiegen, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie auf den von Richelieu, Mazarin und Louis XIV. zur Herrſchaft gebrachten Grundſatz, daß der Fürſt der Staat ſei, zurückkommen mußten. Siehe da, der Wagen der Revolution ging ſo lange bergauf, als die Pferde Kraft hatten; da dieſe zu Ende war, rollte er wieder hinunter, und wir begreifen leicht, daß wir da wieder feſtſitzen, wo wir vor der Revolution uns befunden haben.“

Antonio ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „Wer iſt der Hexenmeiſter, welcher dem Meere verbieten könnte, Woge auf Woge zu rollen? wer zum Frühlinge ſagen: verweile! und zum Winter: verſchwinde! Wer könnte ſich ſelbſt befehlen: deine Luſt, die du jetzt empfindeſt, ſoll währen, ſo lange das Herz ſchlägt? Jede Minute iſt eine andere, und in jeder Minute die Welt eine andere! In ihr iſt Nichts dauernd, als die ewig in tauſenderlei Formen ſich verwandelnde Kraft. Fühlt doch jeder Menſch, daß er und ſeine Umgebungen und Verhältniſſe raſtloſen Wandlungen unterworfen ſind, und daß ſein Leben gleich den bunten Flittern, Sternchen und Fädchen im Kaleidoſcope, das geſchüttelt wird, immer neue Figuren bildet, dieſe wieder zerſtört und wieder andere und andere zuſammenſchießen läßt; weiß nicht ein Jeder, daß weder er, noch ein anderes Weſen, das mit ihm zugleich gelebt und des Daſeins ſich gefreut

hat, nach einer Spanne Zeit mehr über die Erde wandeln wird? Und wer wollte nicht einsehen, daß ein Reich oder ein Volk nur aus vielen, solchen veränderlichen, vorübergehenden Menschenwesen besteht, und daß, wie in dem vorüberrinnenden Strom, Nichts bleibt, als die Veränderung?"

„Doch ist es eigen," entgegnete Arnold, „daß weder in alter, noch in neuerer Zeit ein Herrscher oder ein Volk den Wechsel der Dinge in Rechnung gezogen oder nur daran geglaubt hat. Als Perikles die uneingeschränkte Volksherrschaft in Athen heraufbeschwor, mochte er wohl kaum daran denken, daß er die Blüthe, aber auch den Untergang seines Vaterlandes beschleunigte; und als Ludwig XIV. seinen Tressenhut aufsetzen und sagen konnte: „Frankreich hat Schatten!" mochte er wohl nicht wähnen, daß eine Zeit kommen würde, wo es Frankreich unter dem Federhute zu heiß werden und es den Kopf verlieren würde; und die Männer der Revolution hatten wohl keine Ahnung davon, daß ein Buonaparte kommen und sagen könnte: „Ich bin der Sohn der Revolution und mein Schwert der Erbe der Bourbonen!" Und haben die Nationen und ihre Fürsten auch ihn gestürzt, so ist es zu begreifen, wie aus seinem Nachlasse die Fürsten den bourbonischen Gedanken der unbeschränkten Souverainetät und die Völker die Revolution erben mußten; weniger ist es zu erklären, warum Beide darüber zürnen und sich wundern, wie sie, welche seit Jahrhunderten so eng verbunden waren, jetzt sich gegenüberstehen können, gerüstet zu dem langen Kampfe mit der weiten Aussicht auf Kerker, Straßenaufläufe, Inquisitionen und heimlich rinnende Blutströme.

Wie Ferdinand, der König von Spanien, die Verfassung der Cortes vernichtet und die Inquisition wieder eingeführt, zugleich aber auch die Drachenzähne des Bürgerkriegs über die pyrenäische Halbinsel gesäet hat, so wird sich dieser Kampf weiter und weiter und auf Jahrhunderte hinüber wälzen. Unglückliches Hellas, zur

unrechten Stunde haſt du dich erhoben, das Mißtrauen der Herrſcher muß dich wieder zurück in den Abgrund ſchleudern; denn der türkiſche Kaiſer iſt legitimer Souverän und der Grieche ein Empörer!“

Bei dieſen Worten flammte Achilleus empor; er war aufgeſprungen und rief: „Seit wann iſt der Türke eingetreten in die Gemeinſchaft chriſtlicher Völker? ſeit wann hat er begonnen, die unterworfenen chriſtlichen Völker als Menſchen zu achten? ſeit wann aufgehört, die chriſtlichen Prieſter zu verfolgen? unſere Frauen zu ſchänden und zu ermorden die Wehrloſen? ſeit wann iſt der Hirt, der ſich des Wolfes zu erwehren ſucht, ein Rebell? — Hellas pocht an das Thor der Chriſtenheit, und ſie wird helfen und retten! Wir werden den Weg finden zum Herzen des nordiſchen Kaiſers, des mächtigen Sohnes der griechiſchen Kirche! Weit über des Menſchen Verſtand geht der Rathſchluß Gottes! — Und wenn uns die ganze Chriſtenheit verlaſſen ſollte, Chriſtus iſt mit uns! Noch breitet um unſere Inſeln die uralte Freundin der Hellenen, das gewaltige Meer, ſeine Arme und trägt unſere Flotten. Noch ragen empor die Inſeln Hydra und Spezia, Zea, Tino, Syra, Mykoni und die übrigen Cykladen und ſenden aus zum Schrecken der Pforte die von Helden und Waffen ſtrotzenden Schiffe — die hölzernen Bollwerke der griechiſchen Freiheit ſeit Miltiades und den Perſerkriegen, noch ſenden die Gebirge ihre Söhne in den Kampf für die Freiheit, die Epiroten, die Pargioten und Sulioten. Ob Ihr uns mögt, ob nicht, Ihr chriſtlichen Völker, wir nehmen unſere Stühle wieder ein in Euren Kreiſen!“ —

„Ja,“ entgegnete Joun, „Gott wird Euch helfen, ſo weit Ihr Euch ſelbſt helfen könnt! Mein Glaube geht ſo weit, als meine Kraft ohne Glauben auch reicht, und ich habe noch keinen Gläubigen gekannt, der ſich die Börſe voll Louisd'ore gebetet hätte, wenn die Gläubiger ihm den Gerichtsboten geſchickt.“

Achilleus runzelte die Stirn und ging mit weiten

Schritten im Zimmer auf und nieder; Arnold jedoch nahm das Wort und erwiederte: „Wohl mag der Menſch im kleinen Privatleben mit dem Compaſſe ſeines beſchränkten Verſtandes ſich genug ſteuern, wohl mag der Erfolg ſeiner Unternehmungen nach ſeiner Ueberlegung und der Art der Ausführung ſeines Vorhabens ſich ergeben; aber im Moment, in welchem er unmittelbar Theil nimmt an der Weltgeſchichte, wird er zum Diener des Verhängniſſes, dieſer über das Menſchengeſchlecht geſtreckten Hand Gottes. Dieſes Alles überwältigende Verhängniß offenbaret ſich in dem Leben eines jeden großen Mannes, welcher eine geſchichtliche Aufgabe zu löſen hat. Wenn ein Volk einer Wendung ſeiner Verhältniſſe bedürftig wurde, war immet ſchon ſein Cäſar oder ſein Brutus, das Genie der Herrſchaft oder der Freiheit geboren. Dieſe Menſchen ſind wie große Naturgeſetze, welche aus dem Dunkel hervorbrechen zur Zerſtörung und Wiedergeſtaltung der Dinge als unabweisbare Nothwendigkeiten. So war Napoleon. Weder Gift noch Dolch oder Höllenmaſchinen konnten ſeine Laufbahn aufhalten, ſelbſt die Peſt mußte, ruhig weiter würgend, an ihm vorüberſchleichen, der mörderiſche Kugelregen der Schlacht, welcher um ihm her ſeine Getreuen niederſtreckte, mußte nur an ihm, dem Einzigen, dem Geweihten und Gefeiten, gefahrlos vorüberſchauern. Als aber ſeine Zeit erfüllt war, führte ihn ein Komet in die Steppen Rußlands, begrub die Hunderttauſende ſeiner Heere unter Schnee und Eis, und der Gott der Zeit rollte den Fliehenden hinterdrein die aufgereizten Nationen, bis er einſam und ohnmächtig ſeine Laufbahn abſchloß auf dem Felſen der Inſel St. Helena. Es hat keinen großen Menſchen gegeben, der nicht an ſeine Beſtimmung geglaubt hätte. Wie ſo ſchon im einzelnen Menſchen, ſo offenbart ſich Gott in ganzen Völkern, und ſo kann jedes Volk auf ihn ſchauen und trauen zur Stunde der Noth!“

Achilleus reichte ihm die Hand wie zum Danke und

ſprach: „Wie Naturforſcher, deren Geiſt ſich vertieft in die Geheimniſſe der ſchaffenden Kräfte, auf die größten und gewaltigſten Entdeckungen durch einen ſcheinbaren Zufall gebracht wurden, ſo daß ſie an einen Dämon, der für ſie heimlich fortgedacht und gearbeitet hätte, zu glauben geneigt waren, ſo geht es wohl auch zuweilen dem Menſchen, welcher mit ganzer Seele ſich ſeinem Volke dahingiebt; — er tritt wie in einen Zauberkreis, wo ihm das Urälteſte oft neu und das Neue zum längſt Vergangenen wird. Eine ähnliche Begebenheit erlebte ich vor einigen Jahren auf Ithaka. Mein Oheim ſendete mich dorthin in Handelsangelegenheiten, welche mir zugleich Gelegenheit geben ſollten, meine Sehnſucht nach dieſem Eilande, für das mich Homer in meiner früheſten Jugend ſchon begeiſtert hatte, zu befriedigen. Auf eigener Barke, welche zwei Fiſcher führten, flog ich, zugleich gerudert und vom günſtigen Winde, welcher das große, lateiniſche Segel ſchwellte, dahin getrieben, neben mir den treuen Hund und das Jagdgewehr, auf dem Schooße die Odyſſee, über mir den wolkenloſen, blauen Himmel, und unter mir im Waſſerſpiegel einen neuen Himmel, wie durch den Aether ſelbſt und rief mit Entzücken die rollenden, tönenden Worte Homer's hinaus in das Meer. Da hob ſich plötzlich Ithaka aus dem Meere empor. Wir ruderten an der kleinen Inſel Nochiri vorüber und liefen in den Hafen von Thiaki ein. Ein heiliger Schauer überrieſelte mich, als ich die Stätte betrat, geweiht von den Fußtapfen helleniſcher Götter und Dichter. Ohne Aufenthalt pilgerte ich, geleitet von einem Knaben, zu den Ruinen der Hofburg des Odyſſeus, meines Helden, den ich vor Allen bewundere. An dem Abhange des Bergrückens, der Vati durchzieht, liegen die cyklopiſchen Mauern der Burg, von woher der Webeſtuhl der treuen Penelopeia, der Becherklang vom wüſten Gelag ihrer Freier, und dann der ſchwirrende, mordende Bogen des heimkehrenden Rächers und die Harfe des Sängers weit hinüber über das Meer in meine Knabenträume hinein-

geklungen hatten. Wen mag es wundern, daß dort an dieſer Stelle, welche mit ihren Erinnerungen mich tief in die graue Heldenzeit meines Volkes zurückführte, mir die Noth und die Schmach ſeiner Gegenwart ſchmerzlich vor die Seele trat? Dort, wo Odyſſeus als Bettler vor ſeiner eigenen Thüre geſtanden, während die übermüthigen Freier in ſeinem Hauſe ſchwelgten und über Knechte, Mägde, Vieh und alle Habe nach Willkür verfügten, erſchien mir mein ganzes Volk in ſeiner Geſtalt verkörpert, die Zeit tauſendjähriger Leiden, wie die Irrfahrt des Vielgeprüften, und die türkiſchen Paſcha's, unſere Dränger, wie die übermüthigen, dem Tode geweihten Schwelger im Hauſe. In dieſen Träumen ſtieg ich weiter hinunter zu dem Grabe Odyſſeus'. Engländer hatten es vor einigen Jahren erbrochen und darin die gold'ne Krone des Heldenkönigs gefunden, in Stücke zerbrochen und dieſe unter ſich zum Andenken an dieſen glücklichen Fund vertheilt. Ich ſchickte den Knaben zurück nach Vati und blieb mit der anbrechenden Nacht allein in dem Grabe, knieend auf der Erde, mit welcher ſich vielleicht ſein Staub vermiſcht hatte. Dort betete ich lange, nicht mit Worten, aber mit Gedanken, zu dem Schutzgeiſte Griechenlands, zur Pallas Athene in der Geſtalt der Panagia, der Madonna, und zu den Manen des Helden, in welchem am Mächtigſten unſer Nationalcharakter in Liſt und Thatkraft erſchienen iſt. Während ich ſo betete, griff ich mit der einen Hand in die lockere Erde, ſie an mein Herz zu drücken. Während aber meine Hand ſie zuſammenpreßte, fühlte und fand ich darin einen Ring, den ich mit ſüßem Entſetzen an meinen Finger ſteckte. Ich eilte, wie getrieben von unſichtbarer Macht, hinunter nach Vati in meine Herberge, zündete ſchnell die Lampe an, reinigte den Ring von der Kruſte, welche den Siegelſtein umſchloß, und löſte, wie eine Mandel aus der Schale, jenen geſchnittenen Stein mit dem Bilde des Delphins. Es war Odyſſeus' Siegelring. Ich trage ihn hier an meiner linken Hand, mir

zum Symbole von der Wiedergeburt meines Vaterlandes!“

Er hielt die linke Hand an die Lampe hin, zugleich ergriffen ſie Arnold und Antonio und betrachteten mit Andacht den Siegelring, mit welchem Achilleus den neuen Freiheitsbrief der Hellenen unterſiegeln wollte. Jouy warf nur einen Blick darauf und ſprach gleichgültig: „Eine ſeltene Antiquität! Recht ſchade, daß Ihr nicht an Ort und Stelle ein gerichtliches Protokoll über den Fund habt aufnehmen laſſen, um jeden böswilligen Zweifel niederzuſchlagen.“

„Der Ring iſt mir heilig,“ verſetzte Achilleus, „und das iſt mir genug.“

Schon längſt hatte man auf der Straße vor dem Hauſe einige Wagen vorüberrollen gehört, jetzt vernahm man die rauſchende Marſchmuſik der öſterreichiſchen Regimenter, welche zum Empfange des Kaiſers von Rußland ausrückten.

Antonio ſchlug die dichten Vorhänge vom Fenſter zurück und der anbrechende Morgen ſchien in das Zimmer.

Alle eilten auf den Balcon, um die vorüberziehenden Truppen zu ſehen.

Bei dem Wirbel der Trommeln und der raſch einfallenden Muſik hob Achilleus das Haupt und ſchlug die Arme vor der Bruſt ineinander, als könnte er ſo das ungeduldige Herz niederdrücken und bändigen.

Als das Regiment, wie eine vielgelenkige Rieſenmaſchine, gleichmäßig im Tacte vorüberrückte und ſo immer auf ein Glied das zweite und dritte und immer wieder ein neues Glied, das Gewehr im Arme, Blicke g'rad aus, Schulter an Schulter folgte, und dann wieder ein anderes Bataillon ſich anſchloß, daß die verhallende Muſik hineinſchmetterte in die Muſik des folgenden, und dann wieder ein neues Regiment der vorgetragenen, zerfetzten Fahne folgte, ſeufzte Antonio tief auf, ſprach aber kein Wort, nur eine Thräne fiel aus ſeinen Augen hinunter einem Grenadiere auf die Hand, welche das Gewehr trug.

Jouy hatte sich hinter den Pfeiler zurückgedrückt und schrieb eifrig mit der Bleifeder Notizen zum Berichte an den Constitutionnel nieder.

Als das Militair vorübergezogen war und chaotisch der Strom der Menschen ihm nachwogte, brach auch Antonio mit seiner Gesellschaft auf, um im offenen Wagen dem Zuge zu folgen, welcher sich dem Schauspiele des kaiserlichen Einzuges entgegendrängte.

Drittes Capitel.

Wer die Süßigkeit des italieniſchen Himmels in vollen Zügen genießen will, der muß den Monat October jenſeits der Alpen verleben, wo der Genius des Landes wie ein junger Dionyſos unter den Gehängen von Weintrauben unter Ulmen das Tambourin ſchlägt, und rings um ihn die tanzenden Winzerinnen mit dunklen, brennenden Augen, ſcherzen und lachen. Ein eigenes, ſüßes Arom durchwürzt die Luft mit Thymian-, Lavendel- und Myrthenduft, von welchem alle Geſchöpfe berauſcht zum tiefblauen, klaren Himmel emporjubeln. Auf die warme Nacht folgt der ſonnenhelle Tag, welcher mit ſeiner wonnigen Kühle wie eine lange Frühlingsmorgenſtunde über die Erde dahingleitet. Zugleich füllen ſich die Märkte der Städte mit den ſüßeſten Früchten und Gemüſen, mit Wildpret und Geflügel aller Art, vom Faſan und Truthahn bis zu den Schnüren der kleinen in Garnen gefangenen Vögel. So ſchön war der Monat und der Himmel, und ſo reich die Tafel, welche den Congreß in Verona erwartete! An dieſem Tage, wo der Kaiſer von Rußland ankommen ſollte, ſchien es, als wollte die Natur, wie eine ſchöne Lombardin, mit allen Reizen, welche ihr zu Gebote ſtehen, ſich zieren, um den ſchönen Kaiſer zu empfangen. Vom Palaſte Canoſſa, dem Abſteigequartier Alexander's, bis nach Parona, wohin ihm Alles entgegengeeilt, war die Straße in einer Ausdehnung von vier Meilen in eine Allee von Bajonetten, Lanzen und Degen verwandelt, wozu öſterreichiſche und ungariſche Infanterie-

und Cavallerieregimenter verwendet worden waren. Eine unzählige Menge von Wagen und gedrängte Schaaren des Volkes harrten hinter den Reihen der aufmarschirten Soldaten dem Augenblicke entgegen, wo der Donner der Kanonen seine Ankunft verkündigen würde. Wo Gebäude an die Straße vorgedrängt waren, hatte die Schaulust Thüren und Fenster und die Dächer voll Menschen gedrängt. Selbst die Bäume schienen statt Früchten Knaben zu tragen. Alle Ehrenbogen, durch welche Tags vorher schon der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen gefahren, waren heute doppelt mit leuchtenden Blumenkränzen und Guirlanden und weiß und grün gekleideten Jungfrauen geschmückt, welche Fahnen in österreichischer oder russischer Nationalfarbe trugen und bei der Ankunft der kaiserlichen Herrscher schwenken sollten. Schon früh um 11 Uhr war dem Kaiser Alexander der Kaiser von Oesterreich bis nach Parona, und die übrigen Souveraine, Minister und Gesandten bis zur Poststation Sanct Giorgio entgegen gefahren. Bei den ungeheuren Anstalten, welche gemacht worden waren, den liebenswürdigen Herrscher huldigend zu empfangen, glaubte man sich zurückversetzt in die Zeit, wo Napoleon noch der Oberherr Europa's war und sich vor ihm alle Völker und ihre Herrscher beugten. Hier zum ersten Male drängte sich der Welt die Ueberzeugung auf, daß die Weltherrschaft, insoweit diese früher an die römisch-deutsche Kaiserkrone geknüpft gewesen ist, an das russische Kaiserhaus sich übertragen habe.

Unter der Wagenreihe, welche vor St. Giorgio aufgefahren, war auch der Wagen, in welchem Antonio, Achilleus, Arnold und Jouy sich befanden und ihre Blicke auf die Straße nach Parona hin hefteten.

Jouy, welcher die nöthigen Notizen für den Constitutionnel aufgezeichnet hatte, begann sich zu langweilen und meinte: selbst in den Zeitungen, welche geradezu von den Herrschern durch ihre Beamten redigirt würden, ließen sie es sich gefallen, daß man von ihrem Auf-

treten bei politischen Festen und bei ihren Ein- und Auszügen, wie von einem glänzenden Schauspiele spräche, welches sie dem Volke gegeben hätten; er begriffe daher nicht, warum man, wenn sie zu lange warten ließen, nicht wie bei andern Schauspielern im Parterre pfeifen und pochen dürfe; das Bravorufen wäre ohnedies gestattet.

Achilleus, welcher die Pferde lenkte, hatte die Zügel Antonio gegeben und sich auf dem Vordersitze in die Höhe gestellt, um die Volksmenge und die Straße weithinaus übersehen zu können.

Da sich gleich hinter dem Wagen die Straße um einen Hügel wand, so schien es, als endigte sie dort bei diesem hohen, schlanken Jünglinge, der in seiner malerischen Nationaltracht, wie ein junger Mars, hoch und gewaltig emporgerichtet, den Eindruck machte, als kämen zu ihm heran die Atriden, ihn um seinen Beistand anzuflehen in der Feldschlacht.

Jetzt donnerten die Kanonen von Parona herunter, und ein elektrischer Schlag durchzuckte die Volksmenge auf drei Miglien hin bis mitten in das Herz von Verona.

Nicht lange darauf wirbelte eine Staubwolke empor, und russische Fürsten sprengten vorüber als Vorreiter des Kaisers; dann erhob sich ein Jubelruf, welcher den Donner der Kanonen und die schmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken der Regimenter übertönte. Ein leuchtender Blitz durchzuckte die langen Linien der aufmarschirten Soldaten, welche das Gewehr präsentirten, und im sechsspännigen Prachtwagen rollten heran die beiden Kaiser. Alexander grüßte freundlich nach allen Seiten; als er aber jetzt näher kam bis auf den Punkt, wo Achilleus ihm in die Augen fiel, sprach er zu seinem Nachbar: „Griechenland sorgt dafür, daß wir es nicht vergessen!“ So rollte er vorüber, und nun kam die lange Wagenreihe der Könige, Fürsten und Diplomaten Europa's.

Da die Herrschaften in offenen Wagen dem Kaiser

entgegengefahren waren, und der Zug nunmehr langsam sich vorüberbewegte, so war ein Jeder zu sehen und zu bewundern; denn Alle waren heute im höchsten Glanze und mit allen Orden und Bändern, welche sie auszeichneten, geschmückt.

Wer den Charakter einer Zeit kennen lernen will, der muß die Gesichter Derjenigen studiren, welche in ihr von Bedeutung waren. Man kann aus Portraitsammlungen oft mehr lernen, als alle diplomatischen Urkunden einer Zeit uns lehren können; denn die Schrift, welche das Leben in das Menschenantlitz zeichnet, enthüllt uns die innersten Geheimnisse und Gesetze, welche eine Zeit, der das Memoirengesicht angehört, bewegt haben.

So spricht sich in den Portraits der Männer des dreißigjährigen Krieges der Geist jener Zeit so deutlich aus, daß ganze Partieen der fanatischen, soldatischen Geschichte jener Tage zu individuellen Gestalten mit bestimmten Gesichtszügen zusammenrinnen. Ebenso charakterisirt sich die nachfolgende Bourbonenzeit in den weiblichen, eigenwilligen, verschmitzten Gesichtern ihrer Fürsten, Diplomaten und Feldherren; so die Schreckensperiode der Revolution in den hageren, aufgeregten gemüthslosen Gesichtern der Sanscülotten. So wechseln die Zeiten und die Gesichter, es wechseln die Sitten und Meinungen.

Jouy flüsterte Antonio zu: „Seht Euch einmal dort meinen Landsmann an! Sieht er nicht aus, wie das Genie des Christenthums, wie ein loyaler Engel, vom heiligen Ludwig herabgesandt zur Erlösung der verdammten Welt von der Revolution? Von der Vorsehung bestimmt zu einer Putzmachermamsell mit Talent zu künstlichen Blumen, muß er sich nähren als Mensch, Christ, Schriftsteller, Minister und bourbonischer Royalist, Dilletant, überall zum Vergnügen der russischen und österreichischen Diplomaten!“

In einem andern Wagen fuhr der Fürst vorüber, welcher seit seinem drei und vierzigsten Jahre bedeckt ist von allen Auszeichnungen und Ehren, welche die

europäiſchen Herrſcher gewähren können. Arnold lenkte die Aufmerkſamkeit des Franzoſen auf ihn mit den Worten: „Betrachtet Euch genau die vornehme Geſtalt, welche allen Zauber der Ariſtokratie in ſich vereinigt, und dieſes marmorglatte Geſicht, welches alle Falten tief hinein in die Seele verbirgt! Merkt Euch ja dieſes hinſchweifende Auge und den feinen Mund, um welchen ein ſüßes Höhnen ſchwebt! An dieſer klaren, klugen Haltung ging Frankreich mit ſeiner Revolution und ſeinem Kaiſerthum zu Grunde; und dieſes Lächeln iſt das Kräuſeln des Meeres über dem, am verſteckten Riffe unter dem Waſſer geſcheiterten und untergeſunkenen Schiffe der Völkerfreiheit. Dieſe Stirn iſt weiß gewaſchen und geglättet, wie ein Kieſel unter ſchwer herabträufelnden Tropfen. Dort zieht er hin, das Todesurtheil Italiens, Spaniens und Griechenlands zu unterzeichnen.“

Jetzt kam Wellington vorüber, Jouy faßte ihn in das Auge und meinte: an dieſem Ariſtokraten habe man doch ſeine Freude; er gehe gerade aus wie ein Stier auf jede purpurrothe Fahne, habe Bravour und ſcheue ſich nicht, ſich auf Piſtolen zu duelliren.

„Wie verdrießlich,“ fuhr Jouy fort, „ſieht dort unſer alter Freund Neſſelrode aus, der doch ſonſt ſo munter war!“

Waren doch die alten, ſchönen Pläne Katharinens auf Griechenland ſo reif geworden, daß der Graf Capo d' Iſtria ſchon den Tag anberaumen mochte, wo Griechenland das türkiſche Joch abſchütteln und in Rußlands Arme ſinken würde, und doch wußte der kluge Oeſterreicher dem Czaren in Troppau ſo viele Furcht vor Revolutionen beizubringen und dabei der ruſſiſchen Diplomatie ſo viel Süßes zu ſagen, daß Neſſelrode ſeit dieſer Stunde ein ſüßſaures Geſicht macht.

Faſt eine Stunde lang rollte eine Equipage nach der andern vorüber, und wenige waren ſo glücklich, den Anmerkungen Jouy's zu entgehen; doch wie die Wagen-

reihe immer noch nicht enden wollte, warf er allen seine Bosheit zu in den Worten: „Voilà, die europäische Aristokratie auf der Völkerwanderung!“

Einer der letzten Wagen war eine altväterische, schwerfällige Staatskutsche mit rothen Rädern und Gestellen und weißlackirtem Sitzkasten. Auf der Kutschenthüre sah man das vergoldete Wappen, welches einen Löwen mit offenem Rachen und einer Lilie in den Pranken vorstellte; darüber las man die Devise: fortis et fidelis! Die Pferde, welche im Dienste ergraute Rappen waren, lenkte ein Kutscher, welcher eine Baske zu sein schien. Mit dem blauen, großen Mützenteller auf dem Kopfe und der Sammetjacke nahm er sich stattlich genug aus.

In diesen Wagen fuhr der Ritter Malavilla, Abgeordneter der Regentschaft von Seo d'Urgel. Er gehörte seinem Anzuge, wie seiner Gesinnung nach ganz der alten, guten Zeit an, wie sie sich in Spanien seit Philipp II. krystallisirt hatte.

Sein Galakleid, in welchem er heute zugleich mit dem Kaiser von Rußland seinen Einzug hielt, war eine Art kurzer, weißseidener Leibrock, dessen Aermel in tausend kleine Muscheln und Fältchen gelegt waren, darunter trug er eine goldgestickte Weste, in welcher er eine goldene Tabatiere mit dem Bildnisse seines Königs in Diamanten stecken hatte; es versteht sich von selbst, daß er kurze, anliegende, weiße Beinkleider und Strümpfe und Schuhe von gleicher Farbe trug, so daß er, da auch sein Kopf bis zum Haarbeutel hinunter gepudert war, einer Lilie auf dem Felde der Loyalität zu vergleichen war. Seiner Haltung konnte eine steife Grazie und seinem Gesichte ein gewisser Adel nicht abgesprochen werden, welcher jedoch gemindert wurde durch den harten, fanatischen Blick seines dunklen Auges. Auf dem Tressenhute, welchen er vor sich liegen hatte, ruhte seine linke Hand, an welcher er über dem Handschuh einen feinen Solitair trug; mit der Rechten zupfte er zuweilen aus Gewohnheit an seinem Halstuche, welches er, wie einen Shawl

zusammengelegt, nachlässig und doch zierlich geschlungen trug. Neben ihm saß seine Tochter, die schöne Isabella, eine junge, schlanke Dame, welche über das Haupt die schwarzseidene Mantille gezogen hatte, in einem prächtigen Gewande von gelbseidenem Stoffe mit matten, eingewirkten, großen Blumen. Um den zarten Hals trug sie an einer silbernen Schnur ein prächtiges Kreuz von großen Rubinen balais, welches sich auf ihrem Busen wiegte. Ihr Gesicht kam nur selten zum Vorschein, wenn die Mantille, in welche sie gehüllt war, sich zuweilen verschob, und der große Fächer, mit welchem sie sich Luft zufächelte, ein wenig tiefer sank, so daß ihr dunkelblaues Auge zuweilen erschien und verschwand, wie der Farbenglanz eines Schmetterlings, welcher auf einer Blume die Flügel auf- und zuschlägt.

Indem sie mit der Spitze ihres zierlichen Füßchens, unter dem Saume ihres Kleides vor, nachlässig mit der Spitze des Galanteriedegens ihres Vaters spielte, sprach sie zu ihrer Duenna, welche ihnen gegenüber saß: „Warum aber fahren wir nicht im offenen Wagen, daß wir, wie alle Uebrigen, Etwas sehen könnten? Warum ist denn das Alles da, wenn man es nicht anschauen darf? Wenn man nur wenigstens Luft schöpfen könnte in diesem engen, schwülen Raum!“

Die Duenna erschrak vor der kühnen Rede Isabellens, der Ritter jedoch griff gravitätisch hinter Isabellen hinüber und hielt den herabhängenden Riemen am Fenster zwischen Daumen und Zeigefinger; plötzlich besann er sich wieder, und Ines, die Duenna, faßte etwas höher den Riemen an, und da der Ritter nichts weiter sagte, so ließ sie das Fenster herabrollen.

Ein Stoß frischer Luft drang in den Wagen; Isabella hauchte tief auf und blickte hinaus, und vor ihr stand Achilleus, ruhig, hoch und schön. Ihr Blick verdunkelte sich, als sie an ihm vorüberfuhr; das Blut trat ihr nach dem Herzen, und sie sank in die Wagenecke zurück. „Was

iſt dir, meine Tochter?“ fragte der Ritter; Iſabella aber wußte ſelbſt nicht, was ihr widerfahren war. Ihr war es, als hätte ſie etwas wunderbar Herrliches erlebt, das aber zu ſchnell an ihr vorübergegangen war, um ſich daran deutlich erinnern zu können.

Viertes Capitel.

Die Straßen Verona's waren öde und leer, als hätte eine furchtbare Peſt die Bevölkerung dahingerafft und nur noch einige Wenige zurückgelaſſen; denn faſt Alle waren hinausgezogen vor das Thor auf die Straße nach Parona hin, dem Kaiſer Alexander entgegen. Die Hauptſtraßen, an welchen die fremden Herrſchaften wohnten, waren mit Buchsbaumzweigen und anderm grünen, feinblättrigen Laube, die Auftritte und Hausſchwellen mit Blumenblättern belegt, welche mit verſchiedenen Farben Namenszüge und Sinnbilder darſtellten, und die Säulen, die Thüren und Fenſter der Paläſte mit reichen Blumenguirlanden geziert. Von den Brüſtungen der Balcone herunter hingen Teppiche von Sammt oder Seide, welche zu dem Bunten und Heitern noch die Pracht hinzufügten.

Ueber die Straße von einem Hauſe zum andern gegenüber hingen hie und da bunt geſtreifte Papierballons, in welchen Lampen zur Illumination hingen; an andern Orten ſah man dieſe Ballons mit ihren Lampen erſt zum Fenſter heraus und auf die Schnur hinübergleiten. Hie und da waren hohe Brettergerüſte errichtet, welche Portale zu den Paläſten bildeten, buntgemalt und mit Fahnen, Transparents und Büſten der Herrſcher geſchmückt, welche ſich zum Congreß hier verſammelten.

Peppino, welcher in einer kleinen Werkſtätte Menſchen, Affen und Papageien modellirte, und in weißen und buntgemalten Gypsabgüſſen zum Verkaufe in den Straßen Verona's herumtragen ließ, brachte jetzt zur ſchönen

Francesca, der Schwester Antonio's, die Büste des Kaisers von Rußland. Er hatte sich ein gutes Modell verschafft, daher war ihm vor allen Potentaten dieser am Besten gelungen.

„Schöne Nachbarin!" rief er zur Thür herein, „ich bringe Euch hier den schönsten Mann von der Welt, — den Kaiser von Rußland, und den reichsten dazu. Per bacco! Die Münze von Venedig prägt für ihn Tag und Nacht Doppelzechinen, und der Banquier Papadopoli hat für ihn einen Wechsel auf vier Millionen erhalten; und mir ist er für drei Zwanzigkreuzer feil!"

„Du zehnfacher Judas Ischarioth!" rief lustig Francesca, „da hast du eine Krone dafür, denn minder ist er nicht werth!"

„Gott segne Eure schöne Hand!" versetzte Peppino und eilte davon.

Francesca, vielbeschäftigt mit Lampen und Blumen, druckte einen Kranz von Herbstrosen und Lorbeer dem Kaiser über den Kopf und stellte die Büste auf die Brustwehr des Balcons.

Kaum war dieses Geschäft vollbracht, als Giovanni, welcher Diener, Koch, Hofmeister, Botengänger und zuweilen Freund des Hauses war, herbeikam und jubelte: „Pater Benedetto meldet, daß die große, vornehme, spanische Herrschaft, für welche er drüben das alte Haus gemiethet, ganz gewiß noch diesen Nachmittag eintreffen werde, und läßt fragen, ob Alles in Stand gesetzt sei?"

„Laß' ihm sagen," entgegnete Francesca, „daß er deshalb seinen Seelenfrieden nicht stören solle; die spanische Herrschaft dürfte leicht in geringern Häusern und Betten geruht haben!"

Mit diesen Worten verschwand das lebendige Mädchen in die Nebenstube, um sich zu schmücken. Nach einer Weile rief sie Anna, ihre alte Dienerin. Francesca weinte vor Ungeduld, denn schon zum zweiten Male war ihr das Band unter dem Knie gesprungen, als sie zur Probe, ob es halte, den Fuß an sich gezogen hatte,

daß der elastische Muskel bis in das Gelenk hinaufschlug. Schnell hüllte sie ihre schlanke Gestalt in das rosaseidene Gewand, und stand jetzt mit dem halbgewendeten Rücken vor dem Spiegel, indem sie sich darin beschaute, in die Haarkrone mit einer Diamantnadel sich den langen Schleier steckte und über Kopf und Rücken breit herunterfallen ließ, so daß die reichen, dunkeln Locken nur ein wenig verhüllt über den weißen Schultern sich hervordrängten und mit den Ringelzungen herunternaschten, wo der Spitzenbesatz vor der ungestümen Brust zitterte. Wie die Pracht ihrer Gestalt jetzt aus dem Spiegel ihr entgegenflammte, blitzten wildfröhlich ihre schwarzen Augen; schnell drehte sie sich um, warf ihre weißen, leuchtenden Arme in die Höhe, daß die weiten Aermel davon zurückfielen, und rief: „Heute werde ich den schönsten Mann in Europa sehen!“

„Wie seid Ihr wieder so wild!“ erwiederte Anna, „das ist immer wie siedendes Oel, das überläuft und in den Kohlen aufsprüht und brennt und flammt, bis Alles in Feuer steht. Ich habe Eurer Mutter in ihrer letzten Krankheit vor ihrem Tode versprochen, Euch zu hüten, wie meinen Augapfel! Nun ich älter bin, wünsche ich, daß sich bald Jemand findet, der unserer schönen Francesca anständig ist und mit mir sorgen hilft. Da zeigt sich eine Gelegenheit nach der andern, Francesca rümpft das Näschen und läßt Einen nach dem Andern vorüberziehen, als wäre ihr Vater, der stolze Rathsherr, Korbmacher gewesen. Francesca, die schönen Jahre gehen auch vorüber, und es kommt die Zeit, wo jede Stunde nur ein klein wenig Stolz und Jugend uns aus dem Gesicht tippt und die gute Laune abnimmt, wie eine Kerze auf dem Altare, vor der Viele auf den Knieen gelegen und die Vielen geleuchtet hat, und an die, wenn sie abgebrannt ist, Niemand mehr denkt.“

Francesca hatte sich lachend in den Armstuhl geworfen und fuhr in der Art ihrer Anna, welche sie possierlich ihr nachäffte, weiter fort: „Und da ist in

der Nähe der Kaufmannssohn im gelben Eidotterfrack und den kirschblüthenen Höschen, mit dem seidenen Schnupftüchelchen in der Hand, woran er immer Pfefferdüten dreht und mir den Ring an den Finger lächeln will! Er versuch's," rief Francesca mit ihrer natürlichen Stimme, „hier ist meine Hand, wenn er sich nicht fürchtet vor ihren Bewegungen." Nun fuhr sie weiter fort mit der nachgemachten Stimme der Alten: „Da ist der Nobile Grimaldi aus Venedig, von uraltem Adel und sehr verliebt!" Bei diesen Worten streckte Francesca die beiden Zeigefinger aus und ließ, wie in einem Puppenspiele, sie zu einander reden, so daß der linke eine steife Verbeugung machte und hochtrabend redete: „Signora padrona! Venedig ist die Königin des adriatischen Meeres und war einst sehr berühmt und mächtig: dort gab es viele Patricier, welche mehr galten, als Kaiser und Könige, und ich bin der Enkel meines Großvaters!" Jetzt begann Francesca mit dem rechten Zeigefinger zu wackeln, den sie entgegnen ließ: „„Signore padrone! Warum seid Ihr denn nicht lieber der Vater Eures Urgroßvaters?"" „Signora, Eure Frage ist schwer zu beantworten!" „„So geht denn heim und fragt Euren österreichischen Polizeidirector und bringt mir Antwort! Ade!"" — Nun kommt der Professor aus Padua! Gelehrt und dick und mit der langen Nase, welche immer in den Antiquitäten und Gräbern der alten Römer herumschnobert und eine Rarität nach der andern entdeckt zum Ruhme Italiens, — ein Scarabäus, der mir zuweilen vor den Füßen herumkriecht, daß ich mich jeden Augenblick hüten muß, ihm nicht auf den Rüssel zu treten. Hinweg mit allen diesen Männern! — Und ihnen sind alle gleich, welche ich kenne! Wenn ich in den Geschichten unserer Vorfahren lese, und sehe diese Nachkommenschaft, welche sich ihrer Schande und Knechtschaft freuen mag, so schaudert mich vor diesem Gesindel. Ich kann nicht sagen, daß ich diese Männer verachte, aber ich mißachte sie. Zeige

mir einen Mann, der auf der Stirn den Stempel des Herrschers trägt, wozu jeder geboren sein soll, zeige mir den Mann, der nie unter dem Joche der Gemeinheit den Nacken gebeugt hat, zeige mir Cäsar oder Brutus, und ich will so rücksichtslos Seele und Leib ihm opfern, und müßte ich, wie Semele in Jupiter's glühenden Armen, in Asche zerstäuben! — Heilige Maria, bitte für uns!" —

Anna weinte und schluchzte bei diesen Worten, streichelte Francesca begütigend und sagte: „Armes Vögelchen, Du verschmähst die Federchen und Fädchen, um daraus ein Nest zu bauen, und trägst brennende Kohlen hinein, und, wie Du sagst, so wird es kommen mit dem Feuer und der Asche! Ich habe mich nun lange genug in der Welt umgesehen und manchmal die Augen offen gehabt und habe mir Vieles zurecht gelegt und gesehen; und habe denn immer gemerkt, daß die glücklich wurden, welche hübsch ordentlich sich in die Welt hineinschickten, ruhig einen Tag zu dem andern legten, immer das Nächste zum Nächsten fügten, bis ihr Haus fertig war. Da sah ich verarmte Adlige, die den ganzen Tag herumgingen und nicht müde wurden, davon zu reden, daß einer ihrer Vorfahren Cardinal, ein anderer Herzog von Genua, und wieder ein dritter groß am Hofe des Kaisers gewesen, und konnten nicht darüber hinauskommen, daß Alles anders geworden sei; — ich habe dieselben um kleine Darlehne, welche sie nie wieder bezahlten, betteln gesehen, und sehr verachtet bei allen Krämern, Kaffee- und Speisewirthen und allen Handwerkern. Doch auch Andere habe ich bemerkt, welche dachten: alte Zeit und Adel hin und her! — und anfingen, etwas zu lernen, womit sie sich redlich nähren konnten und etwas dann arbeiteten und dabei zu Geld und Ansehen und gutem Hausstande kamen. So habe ich denn auch erlebt, daß die von unseren Landsleuten, welche über die alte Herrlichkeit Italiens nicht hinauskommen konnten, auch daran zu Grunde gegangen sind, und wieder Viele, die

das Heute in das Morgen hinüberarbeiteten und glücklich wurden."

Francesca's schönes Angesicht war bei dieser Rede vor innerer Heftigkeit erbleicht, denn mit Gewalt drängte sich das Blut nach dem Herzen, indem sie sich zu beherrschen suchte und ruhig entgegnete: „So mag es wohl in der Welt bestellt sein; das Gewöhnliche mag Recht behalten! Wohl mag die freie Gemse stündlich und täglich vom Tode bedroht sein, — aber wenn sie ihr Schicksal erfüllt, so fällt sie doch als ein edles Thier, und nicht gemein, wie das Schaf, welches dem Hirten seine Wolle und Milch, seine Lämmer und zuletzt Fell und Blut und Fleisch lassen muß. Armes Schaf Italien, vergönne mir die gefährliche Freiheit einer Gemse, und den Muth, mich vom Felsen in den Abgrund zu stürzen, zu guter Letzt, wenn das Verderben hinter mir herrauscht."

In diesem Augenblicke donnerten die Kanonen von Parona herunter; Francesca sprang auf und eilte auf den Balcon. Ein dumpfes Brausen scholl aus der Ferne heran, welches sich immer mehr steigerte bis zum Tosen. Dazwischendurch hörte man wieder Kanonendonner; zugleich erschienen an den Fenstern und unter den Thüren Greise, Frauen und Kinder, und wer sonst noch in der Stadt zurückgeblieben war. Jetzt war es eine kleine Weile still, dann erhob sich wieder das dumpfe Tosen und zwischendurch donnerten von Neuem Kanonensalven. Jetzt quollen schon aus den Nebenstraßen und Gassen dichtgedrängte Volksmassen, zurückgehalten von den Cavalleristen, welche hier mit blanken Klingen und drängenden Pferden die Straße frei erhielten. Jetzt wälzte sich ein Ruf vom Thore herein die Straße entlang: „Sie kommen, sie kommen!" — und nun war Alles wieder still, bis ein vieltausendstimmiger Ruf: „Kaiser Alexander!" und: „Kaiser Franz! hoch!" — die Luft erschütterte, Hüte und Mützen in die Höhe wirbelten und aus den Fenstern Tücher flatterten, und zugleich die beiden Kaiser im offenen Wagen mit dem Sechsgespann heranrollten, ihnen

hinterdrein die endloſe Wagenreihe. Welcher Augenblick, wo die zwei größten Herrſcher des Continents, der kaiſerliche Greis mit dem kaiſerlichen Jünglingsmann unter dem Jubel dichtgedrängter Volksſchaaren hier einzogen, um über Europa Gericht zu halten! — Francesca hatte ſich mitrufend weit über den Balcon vorgebeugt, als das Sechsgeſpann ſich näherte, und ſie die hohe, edle Geſtalt und das freundliche Antlitz des ſchönen Kaiſers erblickte, welcher freundlich ſeine lachenden, blauen Augen zu Francesca emporhob. In dieſem Augenblick hatte ſie von ſeiner Büſte den Lorbeerkranz genommen und hineingeworfen in den vorüberrollenden Wagen. Als ſie ſah, daß Kaiſer Alexander den Kranz aufhob und noch einmal dankend zurückblickte, drückte ſie ihre beiden Hände vor ihr brennendes Geſicht und das ſchöne Bild des Kaiſers tief in ihre Seele.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Der Ritter Malavilla hatte mit ſeiner Tochter und Dienerſchaft die Wohnung bezogen, welche Antonio mit ſo großem Eifer im alten Gebäude für ihn hatte einrichten laſſen. Mit ihm war der Pater Santello angekommen, welcher den Auftrag erhalten hatte, als Secretair des Ritters die Correſpondenz mit der Regierung von Seo d'Urgel zu führen. Er hatte ſich zugleich mit dem Ritter einquartiert und ließ ſich jetzt von Antonio in der Wohnung, welche ihm zuzuſagen ſchien, herumführen und ſich in ihr mit den Räumlichkeiten bekannt machen. So gelangten ſie auch in das Erdgeſchoß. Gleich bei der erſten Stufe der emporlaufenden Wendeltreppe, wenn man von Oben herunterkam, rechter Hand, befand ſich eine Thüre, über welche oben ein rothes Kreuz gemalt war.

Da ſie nur angelehnt war, ſo ſtieß ſie Santello zurück und fragte, welches Heiligthum da drin ſei?

„Es iſt eine gewölbte Halle," verſetzte Antonio, „welche in alten Zeiten eine Hauscapelle geweſen iſt, im Winter aber zur Aufbewahrung von allerlei Früchten benutzt wird."

Santello beugte die Kniee, bekreuzte ſich und ſagte dann zu Antonio: „Die Stelle, wo Gott im Sacrament einmal Leib geworden, iſt heilig für immer. Vergönnt mir, daß ich dieſe Capelle zu ſeinem Dienſte wieder einweihe."

„Macht davon Gebrauch," verſetzte Antonio, „wie es Euch beliebt!"

Sie waren in die Halle hineingetreten. „Diese Pforte hier geht in den anstoßenden Hof," fuhr Antonio fort, „in welchem Ihr in der Wasserkühle des Springbrunnens Euch ergehen könnt, so oft Ihr Lust habt."

Mit diesen Worten schob er den Riegel an der Pforte zurück, drückte das Schloß auf und stieß die beiden Thürflügel auseinander, daß plötzlich die helle Tagesgluth in das verödete Heiligthum hereindrang.

Der mit Marmorplatten abgeschlossene Hofraum, in dessen Mitte die Fontaine zwischen Sonnenblumen und Georginen, wie ein krystallener Baum, emporsprühte, erschien, wie eine heitere Vorhalle, welche das menschliche Gemüth zu träumerischer Andacht in den dunklen Räumen der Capelle einladen mochte.

Antonio und Santello setzten sich auf die steinernen Stufen, welche zu der Capelle führten, und beriethen sich, wie sie am schnellsten wieder herzustellen sein möchte, damit der Ritter so bald als möglich seine Hausandacht darin halten könnte.

„Ihr habt mir erzählt," sagte endlich Santello, indem er die Kapuze über seinen tonsurkahlen Kopf zog, „daß dieses alte, herrliche Gebäude, welches wir nun bewohnen, vor unserer Ankunft seit einer langen Reihe von Jahren verlassen und öde gestanden, und daß Ihr jetzt nicht begreifen könntet, wie Euch früher die Augen vor diesem phantasiereichen Bauwerke, welches zugleich wieder so wohnlich ist, hätten verschlossen sein können! und wie Ihr früher diese Abwechselung in der Größe und Form der Fenster und Thüren, die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, und die scheinbaren Willkürlichkeiten in Vertheilung der Räume so geschmacklos hättet finden können, so daß Euch erst jetzt plötzlich der Sinn davon, wie von einem alten, schönen Gedichte, aufgegangen sei. Gerade so, wie es Euch mit diesem alten Gebäude gegangen ist, so wird unserer Zeit plötzlich wieder die Glorie der Kirche und des Throns in aller ihrer Herrlichkeit offenbar werden, daß sie vor dem Glanze erblinden wird, wie Saulus,

als ihm der Herr erschien und zu ihm sprach: „Warum verfolgst du mich?“ —

„Wohl denn!“ versetzte Antonio, „wie ohne Zwang, sondern von selbst der Geist der alten Baukunst an diesem Hause mir klar wurde, und wie der Herr nicht mit irdischen Waffen, sondern durch die Herrlichkeit seiner Erscheinung und die Milde seiner Worte Saul bekehrt hat, eben so sollte die heilige Kirche mit den geistigen Waffen der Wahrheit, nicht aber mit Bajonetten und Feuerbränden gegen Ketzer und Demagogen zu Felde ziehen!“

Santello lächelte erst über diese Worte mit einem spöttischen Zuge um den Mund, dann wurde er ernst und antwortete mit gehaltener Stimme: „Euren Irrthum, lieber Freund, habe ich getheilt während der schönsten Zeit meines Lebens, wo ich noch als Einsiedler auf dem heiligen Berge Montserrat meine Tage im Gebete dahinlebte. Welche Erinnerungen wachen in mir auf! Meine Vaterstadt ist Tarragona, hoch auf dem Felsen, die Königin der reichen, blühenden Ebenen und Gefilde bis zum Fuße des Montserrat, die Beherrscherin des Meeres, das von Osten her ihr seinen Tribut bringt, Tarragona, Freundin des Scipio, des Afrikaners, Cäsars Julia Victrix, Roms und seiner Kaiser geliebteste Stadt!“ —

„Doch, verzeiht mir,“ unterbrach sich Santello, „daß ich vom Strom meiner Gefühle dahingetrieben werde an die Küsten meiner Vaterstadt!“

„Wollt Ihr mir so viel Vertrauen schenken,“ erwiederte Antonio, „daß Ihr mir von Eurer Heimat und Euren Schicksalen erzählen wollt, so seid versichert, daß ich es zu ehren verstehen werde.“

„Meine Eltern,“ fuhr Santello fort, „sind mir unbekannt geblieben; ich wurde in Franziskanerkloster unweit der Bastion des Rosenkranzes und des neuen Thores des heiligen Franziskus erzogen, ohne daß ich je etwas von ihnen gehört und gesehen habe. Der Abt des Klosters wich meinen Fragen um sie aus, obschon er von ihnen das Nähere wissen mochte. Ich war ein

Kind, deſſen Daſein vor der Welt verborgen bleiben ſollte, ſo viel iſt gewiß. Einſtmals beſuchte mich ein alter Herr, welcher mit dem Abte zu mir kam und mich unter Thränen herzte und küßte. Im Laufe des Geſpräches hatte ihn der Abt einmal Uguanna genannt, das iſt Alles, was ich über ihn erfahren habe. Da er nie wiederkam, ſo vergaß ich ihn allmälig wieder, und erſt jetzt fällt mir der Name: Uguanna! wieder ein. Vielleicht hätte dieſer Name mir Gelegenheit gegeben, auf die Spur meiner Eltern zu kommen.

„Als ich ſchon die prieſterliche Weihe erhalten hatte, wuchs meine Sehnſucht nach der Einſamkeit des fernen Berges ſo ſehr, daß ich vom Erzbiſchof mir Dispenſation verſchaffte und ſo endlich mich auf den Weg dahin begab.

„Unter vielen Gebeten gelangte ich bei ſeinem Fuße an. Die Gebete ſtiegen mit mir empor, die Kümmerniſſe blieben zurück an der Schwelle, hinweggebannt vor dem heiligen Odem des Berges. Da gerade zu jener Zeit die Einſiedelei St. Jago erledigt war, ſo wurde ſie mir auf die Verwendung meines Priors eingeräumt. Ich ſtieg bei dem grauenden Morgen die ſteile Escala des Berges hinan, geführt von einem der Väter aus dem Kloſter. Um uns her ragten empor die ungeheuren, nackten Felſenkegel, wie Rieſenfinger, zum Himmel deutend, während die Natur um uns in Abgründe ſich hinunterſtürzte, um den Menſchen mit Gott allein zu laſſen in der Einöde der ſtarrenden Klippen und der ziehenden Wolken. Wir ſtiegen durch Klippen und Wolken hinauf in die klare Luft des Himmels und unter uns ruhte die Erde im Schleier des wirbelnden Nebels. Endlich kamen wir bis zu den vier höchſten Felſenpyramiden, von welchen die höchſte an ſteiler, ſenkrechter Wand die Hütte trägt, welche ich bewohnen ſollte. Tief unten in unermeßlicher Tiefe lag das Kloſter, ringsumher die Felſeneinöde, und weithin ausgebreitet die unermeßliche Ausſicht auf die unbegrenzte Ferne, wo das Auge die großen, volkreichen

Städte, wie eine zerſtreute Lämmerheerde auf dem Felde, die Ströme, wie glitzernde Thautröpfchen im Graſe, das Meer, wie einen kaum ſichtbaren Silberfaden am Horizonte, und die Gebirge, wie Wolkenketten, erblickt. Dort fällt die Welt mit allen ihren Leiden und Freuden wie ein Mantel von der Schulter des Einſamen und das Herz ſchwingt ſich, wie eine todesfreudige Hymne, zum Throne Gottes.

„Zwiſchen zwei Felſenwänden ſchräg vor bis an die Sonne zog ſich der Garten, von welchem ich mich mit dem Spaten in der Hand nähren ſollte. Die köſtlichſten Feigen- und Aepfelbäume waren dort ſeit Jahren gediehen und nie müde geworden, für das bischen Erde, welches ihnen der Menſch gegönnt hatte, ihm dankbar die ſüßeſte Fülle von Früchten in den Schooß zu ſchütten. Gar bald hatte ich mich daran gewöhnt, Alles, was ich bedurfte, meiner eigenen Hand zu verdanken. Jedes Kraut, was ich gepflanzt, jeder Keim, der aus dem Kerne ſich hervordrängte, jede Blumenſtaude, welche ich bis zur Blüthe gepflegt hatte, erfüllte meine Seele mit ſüßem Entzücken. So ging Jahre lang mein Leben hin mit Gebet und Arbeit. Jeder Tag brachte mir eine neue Freude, denn ich lebte im Odem Gottes, der mich auf allen meinen Tritten anwehte. Es war mir, als hätte ſich das Paradies, als es von der übrigen Erde verſchwand, auf dieſe Bergeshöhen zurückgezogen. Selbſt die Thierlein, welche ſeit dem Sündenfalle die Menſchen ſcheuen, waren, wie freundliche, kleine Geiſter, um mich herum. Die Vögel, welche um meine Einſiedelei herum die Neſter hatten, beſuchten mich harmlos in meiner Stube, wenn ich betete, und halfen mir mit zu meinem Schöpfer ſingen, ſie waren um mich, wenn ich arbeitete, und eins oder das andere ſetzte ſich wohl gar auf meine Hutkrempe und ſah neugierig zu wie ich grub und pflanzte. Dieſes Alles iſt nun vorüber um nie wiederzukehren. Keine grüne Stelle ſollte von der alten glückſeligen Zeit mir übrig bleiben.

„Ihr seht mich an, Don Antonio, mit zweifelnden Mienen? Gott wird entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist. Ich kenne die Anklagen, welche in den Cortesversammlungen erhoben worden sind, sie mögen jeden, der nicht zu Hause ist in meinem Vaterlande und seiner Geschichte, verwirren, aber der gerechte Richter wird die Wahrheit von der Lüge unterscheiden.

„Unsere Demagogen wollen die Freiheit erjagen, und verjagen sie aus ihren uralten Asylen. Wollt Ihr freie, edle Männer sehen, so lernt unsere spanischen Bauern kennen. So selbstständig, stolz und kühn habe ich anderwärts nicht Fürsten und Grafen getroffen. Ich habe lange Zeit bei den verschiedensten Gelegenheiten unter ihnen zugebracht, und mir ist kein Fall bekannt, wo ein spanischer Bauer den Anstand und die männliche Höflichkeit verletzt hätte. In den unruhigsten Zeiten dürft Ihr Euch dem angeborenen und allgemeinen Ehrgefühl der Spanier vertrauen; keiner würde um alle Schätze des Morgenlandes das Gastrecht verletzen.

„Was ist Freiheit anders, als das Freisein von dem, was die Menschenwürde entadelt? Diese Freiheit, das stolze Eigenthum meines Volkes, wurzelt in der Religion; sie ist eine Freiheit, gepflegt aus der grauen Vorzeit herüber in unsere Tage von Priestern und Königen: wir nennen sie die Ehre! —

„Als der Revolutionskaiser Napoleon diese Ehre angetastet, wusch der Spanier sich rein im Blute der Franzosen.

„Unter den Mönchen des Klosters war kein einziger, welcher nicht mit Wundennarben aus Schlachten und Gefechten in jener Zeit geschmückt gewesen wäre; denn sie hatten die Guerillas der catalonischen Bauern zum Kampfe für Gott und König geführt und ihre Namen als Vaterlandsretter mit Blut eingeschrieben auf die Blätter der Geschichte."

„Ich kenne," versetzte Antonio, „die Heldenthaten der Spanier zu jener Zeit, und meine Bewunderung

für den spanischen Nationalcharakter ist unwandelbar, doch kann ich nicht begreifen, wie die Rathgeber des Königs ihn verleiten mochten, bei seiner Rückkehr aus den französischen Fesseln, mit Bajonetten die Urkunde der Freiheit von 1812 zu vernichten, und die Cortes, welche seinen Thron gerettet hatten, einzukerkern oder zu verbannen."

Santello war bei diesen Worten düster geworden, doch sprach er mit mühsamer Fassung weiter: „Möchtet Ihr nicht zugleich erfahren, welchen Lohn die Mönche des Klosters auf dem Montserrat für ihre Kämpfe und Siege erhielten?

„An einem Morgen ließ mich der Abt bitten, hinunterzukommen, denn viele Brüder müßten uns verlassen. Ich stieg hinunter und trat in die Klosterkirche. Die Mönche und Einsiedler waren dort versammelt. Der Abt, jener edle Greis, dessen schwermuthvolles Antlitz ich nie vergessen werde, stand vor dem Altare und verkündete: daß die Cortesversammlung das Kloster aller seiner Einkünfte beraubt und jeder seiner Brüder die Erlaubniß hätte, dahin zu gehen, wohin er wolle. Und die Meisten gingen hinweg und stiegen hinunter zu dem Volk und riefen es zu den Waffen.

„Eine dumpfe Schwüle schien auf das Land hinabzufallen.

„Nun saß ich tagelang oben und schaute hinaus auf das weite Land und betete für seinen Frieden, den ich selbst nicht mehr finden konnte. Der schöne Monat April war gekommen und hatte meine Bäume mit Blüthen und summenden Bienen überschüttet, jeder Grashalm, jedes Blümchen und jegliche Creatur freute sich des Daseins, nur in meiner Brust war es drückendschwer und dunkel vor dem heranziehenden Gewitter der nächsten Zeit. Da kam eines Morgens Xaver, einer der drei übriggebliebenen Mönche, aus dem Kloster zu mir herauf. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen, obwohl sein

Angeſicht todtenbleich geworden war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge? meinte er: „Wie einem Geknebelten!“

„Er ging mit mir vor zur Stelle, wo man ganz deutlich unten die Stadt Cervera liegen ſieht. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß die Unſern ihr Hauptquartier dort aufgeſchlagen, die Heerſtraße, die von Barcelona nach Madrid führt, beſetzt und alle Verbindung zwiſchen beiden Städten in ihrer Gewalt hätten. „Seht dort!“ rief Xaver, „aus der Morgendämmerung heraus wickelt ſich die Anhöhe, welche Cervera beherrſcht, dort hat ſich der Trappiſt verſchanzt. Seht dort weiter links die Sturmhaufen des Gouverneurs von Lerida; Gott ſtrecke ſie nieder in ſeinem Zorn!“ — Jetzt ſahen wir von der Anhöhe Blitzſtrahlen vorzücken und ein Gewühl in den Reihen des Gouverneurs; jetzt nachhallend ein Donnern. „Das ſind Kanonen!“ jauchzte der alte Guerillaführer Xaver, „das ſind Kanonen der Unſern!“ Wir Beide ſanken jetzt nieder auf die Kniee, um Verderben herabzuflehen auf die Feinde des Altars und des Thrones; doch unſere Gedanken waren nicht bei dem Gebete, es ward nicht erhört.“

„Vierzehn Stunden lang dauerte der Kampf vom Morgen bis zum Abend, da waren die Unſern geſchlagen und zurückgeworfen in die Stadt. Dieſe ſtand angezündet an allen Ecken und mit Bajonetten ſtürmten die Soldaten; aber die Bürger, voran die Mönche mit dem Crucifix, ſtanden mitten im Brande und Gemetzel. Von den Straßen verdrängt, ſtanden ſie auf den Dächern und warfen herab auf die Aſturier Ziegel, Balken und Steine. Ein Schutt- und Leichenhaufen blieb übrig, darunter lagen hundert und funfzig Prieſter und Mönche begraben. So ſtirbt ein Spanier für ſeinen Glauben.“

„Aber als der Himmel geröthet war von den Flammen des ſchönen Cervera, faßte mich plötzlich Xaver bei der Hand, ſchleuderte mich weit hinunter, daß ich beinahe den Abhang hinuntergeſtürzt wäre in die grauenvolle Tiefe, und rief: „Ein ehrloſer Schuft, der jetzt

Altar und König verläßt!“ — Dann sprang er mir wieder nach und rief: „Schwöre Rache!“ Ich schwur! — „Und nun,“ sprach er, „komm', komm'!“ Ich folgte ihm durch die dämmernde Nacht immer tiefer hinunter, und doch war es mir, als wenn mich jeder Strauch mit tausend zarten Fingern zurückhalten wollte, und jeder Stein des Felsens, den ich betrat, meine Füße festbannen, und doch riß es mich allgewaltig vorwärts, wie einen Dürstenden zur rieselnden Quelle. Hier und da setzten wir uns in der Nacht und er erzählte mir von Riego und seinen Soldaten, von dem bedrängten König, von den Cortes, und wie sie dem Altar, dem König, dem Adel und allen Vorrechten einzelner Provinzen den Krieg erklärt, und wie sie alles Große und Herrliche in den Staub darnieder treten wollten im Wahnsinn der Revolution. Alles erfuhr ich von ihm, und wie durch die Provinzen die alten spanischen Herzen sich zusammen fänden und die Waffen ergriffen zur Vertheidigung der Ehre Gottes. Und ich und Xaver beteten und fluchten durcheinander. Am Morgen langten wir im Thale an. Ich habe seitdem den heiligen Berg nie wieder bestiegen und weit hinter mir liegt die grüne Bergeinsamkeit mit ihrem Frieden auf der Höhe.“

Zweites Capitel.

Es geschieht wohl, daß bei fröhlichem Festgelage einer der Gäste heimlich unter dem Tafeltuch ein Geldstück von einer Hand zur andern wandern läßt, während ein anderer rathen soll, in welcher Hand sich der wandernde Gegenstand befinde. Man bemerkt unter der Decke eine fortwährende Regsamkeit und auf den Gesichtern eine lustige Spannung, ohne daß ein Zuschauer vor der Thür dahinter kommen würde, was hier vorgeht. Eine ähnliche verhüllte Thätigkeit begann jetzt in Verona auf den verschiedenen diplomatischen Bureau's. Bei einem dieser Bureau's hatte der junge Graf Joseph von Rankenstein, welcher sich früher schon länger in Verona in unbekannten Aufträgen aufgehalten hatte, thätigen Einfluß.

Gebildet und verschlagen zugleich, wurde er zu verschiedenen Geschäften gebraucht und er hatte dabei immer dem Vertrauen entsprochen, welches man in ihn gesetzt hatte.

Er gehörte zu den Menschen, welche die wildesten, verzehrendsten Leidenschaften im Busen mit der kühlsten Besonnenheit vereinigen können, indem sie mit dem Teufel ihres Blutes einen Vertrag gemacht zu haben scheinen, in welchem sie ihm zwar ihre Seele verschrieben, jedoch dabei die Bedingung gemacht haben, daß er nie die Etiquette verletze und die Stellung zur Welt gefährde.

Graf Joseph hatte zwei Jahre vorher in Verona die Schwester Antonio's in Gesellschaft kennen gelernt.

Sie hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, auch anfangs seine Huldigungen angenommen, dann aber sie so spröde und rücksichtslos zurückgewiesen, daß er Mühe hatte, nicht in die Rolle eines zurückgesetzten, sentimentalen Liebhabers zu verfallen.

Er blätterte jetzt in seinem Portefeuille, in welchem er seine früheren Veroneser Erinnerungen aufbewahrt hatte, herum und suchte alle Verhältnisse, an welche sie geknüpft waren, sich wieder vor die Seele zu führen, um sie für seine jetzige Stellung, welche er hier wieder einnahm, nützlich zu machen.

Bei diesem Geschäfte fielen ihm auch die Abschriften kleiner, französischer Gedichte, welche er in hoffnungsreichen Stunden gedichtet und, auf feines, rosafarbenes Papier geschrieben, an Francesca gesendet hatte, wieder in die Hände.

Dazwischen befanden sich die Concepte zu den Billeten, welche er an sie geschrieben hatte, nach der Reihenfolge sauber geordnet.

Während er jede Zeile las, schienen die verschiedenartigsten Empfindungen in seiner Seele wieder anzuklingen.

Zuweilen war sein Gesicht so regungslos, als wäre es aus Wachs poussirt, selbst die Augen schienen eine gläserne Lüge, da die Augäpfel darin sich kaum bewegten; dann aber zogen sich doch wieder kleine, leichte, lächelnde Schlängelchen um die feinen Mundwinkel.

In dem letzten Billete, welches er an sie geschrieben hatte, wollte er sie beschwören, ihm über die Ursache der Veränderung in ihrem Benehmen zu ihm, gnädig, wie eine lichte, schöne Sonne, Licht zu geben, damit er sich rechtfertigen oder um Vergebung bitten könne, wenn er irgendwie ihre Abneigung durch eigene Schuld sich zugezogen habe

Francesca hatte dieses Billet zwar gelesen, jedoch unter seiner Adresse ihm wieder zurückgesendet.

Als Graf Joseph es damals wieder erbrach, fand er mit Bleistift darunter geschrieben: Spione! —

Bei diesem einzigen Worte war die Correspondenz beendigt.

Als ihm jetzt dieses fast verblichene Wörtchen in die Augen fiel, war es ihm, als führe ein glühendes Eisen in seine Seele und drücke es ihm dort zischend und unauslöschbar für alle Ewigkeit ein.

Seine Finger schnappten krampfhaft zusammen, sein Kinn zuckte in die Höhe und zwischen seinen Zähnen murmelte er ein unverständliches Wort; — dann faßte er diese Papiere zusammen, nahm das brennende Wachslicht und ging zum Kamin, um sie zu verbrennen, aber bald stellte er das Licht wieder auf den Tisch und legte die Papiere in das Portefeuille.

Jetzt trat, vom Bedienten angemeldet, Bartolo herein, welcher sich auf seinen Visitenkarten Chevalier de Venta betitelte und behauptete, daß ihn Napoleon bei der Schlacht von Waterloo dazu ernannt habe, weil er erst dort seine ausgezeichneten Dienste in einem Reitergefechte bei Venta, von dem sonst Niemand etwas in den Zeitungen vernommen hat, erfahren haben sollte. Es war ein hoher, schöner Greis mit schneeweißem, kurzgeschnittenen Haupthaar, von welchem seine kohlschwarzen Augenbraunen seltsam abstachen. Er war einfach und sauber gekleidet und trug im Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Erscheinung war einnehmend und ehrwürdig zugleich. Mit einer eleganten Verbeugung näherte er sich dem Grafen mit den Worten: „Excellenz hat mir erlaubt, meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen?“

„Lassen Sie sich nieder, Chevalier! ich hoffe, auf die Dauer des Congresses von Ihrer Beobachtungsgabe wieder Gebrauch machen zu können! Sind Sie im Stande, Ihr Corps sogleich wieder organisiren zu können?“

„Ich habe,“ versetzte der Chevalier, „im Voraus auf Ihre Genehmigung hin in allen Ständen der Gesell-

schaft kluge Augen und Ohren gewonnen; doch versteht es sich von selbst, daß ich desto umfassendere Berichte abstatten kann, je mehr mir Mittel zur Verfügung gestellt werden können."

„Sparen Sie kein Geld!" entgegnete der Graf, indem er aus seinem Pulte einige Rollen Ducaten nahm und sie in die Hand des Chevaliers sinken ließ, „denn ich muß täglich eine ganz genaue Uebersicht über das, was hier in Verona vorgeht, haben können! Womit haben Sie sich während meiner Abwesenheit die Zeit vertrieben?"

„Ich habe mich auf das Magnetisiren gelegt, um zu entdecken, ob nicht die Clairvoyance für die Politik nützlich gemacht werden könne. Ich habe dabei die wunderbarsten Erfahrungen gemacht. Recht sehr bedaure ich, daß der Congreß nicht im vorigen Sommer stattgefunden hat. Unter meinen Clairvoyanten hatte ich damals ein Frauenzimmer, welches von Natur blind war, jedoch im Hochschlafe Alles sah, was meilenweit in der Runde vorging. Ihre Seele war ein verklärter Polizeidiener geworden. Legte man irgend etwas, das Jemand an sich gehabt hatte, meiner Clairvoyanten auf die Herzgrube, so sah sie die ganze Person, mit welcher sie auf diese Weise in Rapport kam, vor sich und wußte genau anzugeben, was diese dachte, sprach oder sonst vornahm. Ihre Seele zuckte, wie ein Elf, über Land und Meer, durch Fenster- und Thürritzen zu der Person, welche man auskundschaften wollte."

„Leider bin ich Schuld an ihrem Tode; ich hatte sie einst nach Neapel zu einem Professor der Physik geschickt, welcher als Carbonaro verdächtig geworden war. Meine Clairvoyante fing an zu sprechen: „Ich sehe viele große Häuser und ein Meer mit Schiffen und einen feuerspeienden Berg! — Ich stehe an einer kleinen Spalte, durch welche ein Draht geht — soll ich hinein? — Der Draht geht tief hinein in ein Gewölbe, dort steht ein Mann, welcher eine gläserne Walze, mit Siegellack bestrichen, herumdreht, — muß ich hinein?" — Ich befahl ihr, ohne Zögern

hineinzufahren. In diesem Augenblicke schrie sie auf und war nicht mehr. Sie war an den Draht einer Elektrisirmaschine gekommen und hatte einen tödtlichen Schlag erhalten."

Graf Joseph lächelte über die seltsame Geschichte und sagte: „Wäre es denn nicht möglich, eine solche Clairvoyante wieder herbeizuschaffen?"

„Vielleicht!" entgegnete der Chevalier, „aber es ist eigen, daß bei einer Jeden durch den Magnetismus immer eine andere Seelenthätigkeit hervorgebracht wird. Die Eine setzt sich mit Gespenstern in Vernehmen, die Andere mit den Elementargeistern, wieder eine Andere mit Engeln und Dämonen, doch habe ich seitdem keine gefunden, welche praktisch zu gebrauchen gewesen wäre. Eine meiner kleinen Prophetinnen wird interessant, sie kann zuweilen das Schicksal einer Person aus den Augen prophezeihen."

„Bei gelegener Zeit," versetzte Graf Joseph, „werde ich Sie ersuchen, mich zu ihr zu führen; — doch geben Sie mir jetzt einige Auskunft über das Haus unseres Freundes Antonio; — wie steht es dort?"

„Antonio ist noch immer der Arzt aller unverheiratheten Damen, welche Interesse haben an einem jungen Arzt mit sanften, träumerischen Augen. Sein Haus wird, wie früher, besucht von interessanten Fremden. Unter diesen, welche jetzt dort aus- und eingehen, dürften nur Jouy, ein französischer Journalist, Arnold, ein deutscher Gelehrter, und ein Neugrieche, welcher mit antiken Gemmen handelt, vielleicht einige Aufmerksamkeit verdienen. Da Jouy Mitarbeiter am Constitutionnel ist, so braucht man blos die Artikel, welche aus Verona datirt sind, dort nachzulesen, um zu wissen, was man von ihm zu halten hat. Der Deutsche forscht nach Alterthümern herum und ist ein Träumer, und der Neugrieche hat bis jetzt wenig von sich verrathen."

„Seit einiger Zeit kommt auch der Maler Malocchio häufiger dorthin; Antonio's schöne Schwester sitzt ihm

zu einer Ariadne, an welcher er ſchon ſeit langer Zeit malt."

„Da Ihr den wunderlichen, melancholiſchen Geſellen kennt, ſo brauche ich über ihn keine Worte zu verlieren. Doch wohnt ſeit einigen Tagen dort in dem alten Gebäude ein Spanier, welcher ein Anhänger Queſada's, des Generals der Glaubensarmee, iſt und von der Regentſchaft in Seo d'Urgel als Agent hierher geſandt ſein ſoll. Seine Tochter, welche er mitgebracht hat, ſoll eine ſeltene Schönheit ſein. Excellenz ſollten ſich die Mühe nicht dauern laſſen, ſie kennen zu lernen; denn ſchönere Frauen habe ich nirgends geſehen, als in Spanien, wo ich, wie Ihnen bekannt iſt, vor Jahren als Obriſt unter Maſſena den Feldzug mitmachte."

„Sehr wohl, Chevalier! Doch vergeßt nicht, auf dieſes Haus und Alle, welche dort Zutritt haben, ein aufmerkſames Auge zu richten."

Der Chevalier empfahl ſich, als jetzt der Bediente den Neugriechen Achilleus anmeldete. „Er mag hereinkommen," befahl Graf Joſeph, „und ſich kurz faſſen."

Achilleus trat ein, begrüßte den Grafen und erwartete ruhig die Antwort auf ſeinen Gruß. Joſeph faßte ihn muſternd in das Auge, ſo daß eine kleine Pauſe entſtand; denn die Geſtalt des Griechen und ſein ruhiges, großes Weſen, welches er an ſich hatte, machte auf ihn einen Eindruck, welchen er gern durch vornehme Kälte im Augenblicke aufwiegen mochte. Endlich fragte er: „Was bringt Ihr?"

„Eine Frage und eine Bitte!" entgegnete Achilleus dem Grafen, welcher in ſeinem Seſſel ſitzen geblieben war und nur mit halb über die Schultern hinübergewendetem Geſicht ihn anſah.

„Ich halte mich hier ſeit einiger Zeit auf," fuhr Achilleus fort, „und gedenke die Zeit des Congreſſes, welcher ſo viele hohe Herrſchaften hier vereinigt, zu guten Geſchäften mit einigen werthvollen, altgriechiſchen, geſchnittenen Steinen zu benutzen. Geſtern jedoch iſt mir

ein schwereres Geschäft aufgetragen worden. Die Deputation, welche meine Regierung an den Congreß sendet, ist vor Ancona angelangt und hält dort die Quarantaine. An ihrer Spitze steht der Graf Andreas Metaxa, ein Freund meines Hauses. Von ihm habe ich einen Brief erhalten, worin er mich angeht, Erkundigungen einzuziehen, ob die Deputation hoffen dürfe, von den hohen Mitgliedern des Congresses angenommen zu werden. Doch ich bin selbst hier fremd und unkundig diplomatischer Wege; nur weiß ich, daß Eure Excellenz die Gunst des erleuchteten Staatsmannes besitzen, in dessen Hand das Schicksal der Hellenen ruhen dürfte."

Jetzt hielt Achilleus inne, um dem Grafen Gelegenheit zu einer Antwort zu lassen, welche ihm die Weise andeuten könnte, in welcher er weiter sich auszulassen hätte.

„Und Ihr," versetzte Graf Joseph, „wagt es, Euch einer solchen Anfrage zu unterziehen?"

„Wer möchte nicht gern seinen Landsleuten dienen?" entgegnete Achilleus, „und wer nicht gern da um Rath fragen, wo man den besten und klügsten sich holen kann? Herr Graf, mich führt das Vertrauen und dann die Ueberzeugung hieher, daß es vielleicht bequem sein dürfte, mittelbar dem Grafen Metaxa das wissen zu lassen, was man ihm kund thun möchte."

Graf Joseph fühlte sich von Achilleus klaren und ruhigen Worten eingenommen; doch konnte er nicht einig mit sich werden, wie er sich ihm geben sollte, da er wußte, daß sein Chef selbst noch zu keinem bestimmten Princip, welches in Bezug auf Griechenlands Sache befolgt werden könnte, gekommen war.

Wußte man auch, daß der Aufstand der griechischen Nation nicht ohne Vorwissen der russischen Diplomaten ausgebrochen war, so fürchtete man doch wieder die Pläne Rußlands auf Constantinopel, theils auch das Beispiel, welches unterdrückten Völkern dieser Heldenkampf der Hellenen geben konnte, noch mehr aber die Begeisterung,

welche dafür bei allen Völkern Europa's erwacht war; doch eben die Begeisterung, welche den Aufstand der Griechen zu einer Sache der Christenheit machte, stand der Meinung im Wege, welche gern mit Waffengewalt den Türken zur Unterwerfung der Griechen geholfen hätte.

Indem Graf Joseph dieses erwog, beschränkte er sich auf die Frage: „Und zu welchem Zwecke soll diese Deputation nach Verona kommen?"

„Es hatte sich schon früher," versetzte Achilleus, „in Morea die Nachricht verbreitet, daß der heilige Bund den türkischen Sultan zum Bundesmitgliede aufzunehmen gedenke; irre ich nicht, so soll die Deputation mit dem heiligen Kreuze in der Hand um Aufnahme eines christlichen Volkes zu bitten wagen. Vielleicht ist der Schritt kühn, verzeihlich dürfte er immer sein."

„Es leben leider viele christliche Völker," entgegnete Graf Joseph, „unter türkischer Botmäßigkeit; aber da die Zeit der Kreuzzüge vorbei ist, so dürfte zu erörtern sein, welches besondere Recht die Hellenen auf den Beistand Europa's in Anspruch nehmen wollen?"

„Das Recht der Thatsache!" versetzte Achilleus; „das Land ihrer Väter: Attika, Livadien, Aetolien, Akarnanien und der ganze Peloponnes ist in ihrer bewaffneten Hand; im Augenblicke, wo sie die Türken über die Grenze gejagt hatten, ist ihre Insurrection zu einem rechtmäßigen Kriege eines christlichen Volkes mit den Barbaren geworden. Odysseus bewacht die Thermopylen, Niketas den Isthmus von Korinth, Maurocordato Akarnanien, Ypsilanti Athen, und unsere Flotten beherrschen das Meer bis zu den Mauern des Serails. Man kann nur fragen: wie viele Opfer noch bluten müssen, ehe die Regenten Europa's sich entschließen werden, Stillstand zu gebieten; denn je länger Hellas kämpft und blutet, desto mehr werden ihre eigenen Völker zu gefährlichen Thaten begeistert; oder meinen Excellenz, daß man Hellas zwingen müsse, die Fahne der Republik aufzustecken?"

Graf Joseph fragte: „So meint Ihr, daß die Großmächte der Christenheit durch die Nothwendigkeit der Politik gezwungen würden, sich Eurer anzunehmen? Ich will Eure Nachricht von der Ankunft der griechischen Deputation in Ancona und Eure Meinung über ihre Angelegenheit dem Staatskanzler vortragen; gebt bei meinen Secretär Eure Adresse ab; ich wünsche Euch Nachricht zu geben." Hiermit war Achilleus entlassen.

Graf Joseph ging, nachdem sich Achilleus entfernt hatte, lange in tiefen Gedanken im Zimmer umher; denn dieses Gespräch, welches er eben gepflogen hatte, stellte sich von selbst in die genaueste Verbindung mit dem Auftrage, welchen ihm sein Chef ertheilt hatte: in einem Berichte alle die verschiedenen Ansichten über den griechischen Aufstand und die Maßregeln, welche die conservative Politik hier zu nehmen habe, zusammen zu stellen.

Er mochte selbst glauben, daß der Gesichtspunkt, unter welchen er diese Angelegeheit bringen würde, nicht geringen Einfluß auf die letzte Meinung seines Chefs und endlich auf den Beschluß, welcher gefaßt werden würde, äußern könnte.

Die leicht hingeworfenen Worte Achilleus' hatten den Gedanken in ihm erregt, daß man doch vielleicht später vom günstigen Erfolge des griechischen Freiheitskampfes genöthigt werden könnte, ihn als einen loyalen anzuerkennen. Er verbarg es sich nicht, daß die große Aufgabe der Diplomatie sei, das Unvermeidliche der Zukunft freiwillig und affectlos kurz vorher, ehe es sich selbst Bahn gebrochen, mit dem Stempel der Loyalität zu plombiren, um dadurch die weiter fortwirkende Kraft desselben zu schwächen. Konnte er in diesem Falle die Anerkennung Griechenlands als nothwendig voraussehen, so war er selbst, wenn er darauf die Aufmerksamkeit seines Chefs in Zeiten hinzulenken gesucht hatte, als vollendeter Diplomat anerkannt.

Er beſchloß, zunächſt hierüber noch keine beſtimmte Meinung zu haben oder zu äußern.

Während er ſo gedankenvoll auf und abging, war Fürſt Iwan eingetreten, mit welchem er ein freundſchaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, um durch ihn Anerbietungen von höherer, diplomatiſcher Stellung bei einem nordiſchen Hofe vielleicht möglich zu machen, welche ihn, gut benutzt, bei ſeinem eigenen Cabinete auf ſeiner Carriere fördern konnten.

Kaum erblickte ihn Joſeph, ſo ſtreckte er ihm die Hände entgegen mit den Worten: „Willkommen, nordiſcher Schwan!“

„Sie können immer heiter ſein,“ erwiederte der Fürſt mit mattem Lächeln, und ſank dabei in die Ottomane, „ich bin nicht ſo glücklich; eine gewiſſe Schwermuth iſt mir angeboren.“

„Und' doch verdanken wir vielleicht gerade dieſer ſchönen Schwermuth,“ verſetzte Graf Joſeph, „die entzückenden Genüſſe, welche uns Ihr muſikaliſches Genie bereitet. Ich bin zu egoiſtiſch, um Sie ganz von dieſer göttlichen Melancholie geheilt zu wiſſen.“

„Ich weiß zwar nicht,“ entgegnete Fürſt Iwan, „wie die Muſik auf das Nervenſyſtem Anderer wirkt, welche ſtärker organiſirt ſind; mich verzehrt ſie in ihren Wogen in Fieberſchauern. Geſtern hatte ich das Glück, meinem Souverain die neueſte Compoſition des Goethe'ſchen Liedes: „Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühen?“ vorzutragen.“

„Seiner Majeſtät tauchte bei den Worten: „im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n!“ die Erinnerung an den ſchönen Moment unſeres Einzuges empor in der Geſtalt einer jungen, ſchönen Veroneſerin, welche vom Balcon herab einen Lorbeerkranz geworfen hatte.

Da Ihnen, lieber Graf, die hieſige ſchöne Welt bekannt iſt, ſo wollte ich Sie erſuchen, mit mir durch die Straße zu fahren, wo ich vielleicht noch das Haus

und den Balcon herausfinden könnte, wo uns dieſe junoniſche Geſtalt erſchienen iſt.“

Graf Joſeph hatte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört; er ſann eine kurze Weile vor ſich hin, dann fuhr ihm plötzlich eine Vermuthung durch den Sinn und ein ſchadenfrohes, kaum bemerkbares Lächeln über das Geſicht, als er aufſtand und ſagte: „Hoheit, ich ſtehe zu Ihrem Befehl!“

Vor dem Palais hielt Iwans Wagen mit den drei nebeneinandergeſpannten, prächtigen, verſchiedenfarbigen Schäcken, und bald flogen darin die beiden Jünglinge, zum Entzücken junger, glühender Mädchenaugen hinter den Jalouſien, entlang der Straße dahin.

Drittes Kapitel.

Francesca ruhte halb liegend, halb ſitzend, wie in Schlummer und Traum verſenkt, auf dem Divan, in reichfaltigem, altgriechiſchen Gewande, den linken Arm über das Haupt zurück und die rechte Hand auf das Herz gelegt, während ihre alte Dienerin auf einem Kiſſen auf dem Boden ſaß und auf ihrem Schooße in der mit Holzſchnitten gezierten Ausgabe der Werke Arioſto's herumblätterte. Unfern davon ſaß vor ſeiner Staffelei der Maler Malocchio mit Palette und Pinſel, in ſein Gemälde vertieft, von dem er zuweilen mit ſchnellauffaſſenden Blicken das Auge zu Francesca hinüber gleiten ließ. Endlich ſprach er wie für ſich: „Und da bleibt hier Alles nur eine ſtotternde Erzählung eines wunderherrlichen Gedichtes! Da fliegt die Natur vor Einem her, wie ein wunderbar ſchöner Vogel mit purpurglänzenden Flügeln und ſchmetternden Tönen, daß man blind und taub werden möchte, und der arme Künſtler ſucht ihn auf der Leinwand in die Farben zu bannen, und am Ende iſt man froh, wenn darauf nur ein verzerrter Schatten des göttlichen Urbildes zurückbleibt."

„Und nun genug!" rief Francesca ungeduldig und ſprang vom Lager empor, „begnügt Euch mit dem, was Ihr habt!"

„Schenkt mir nur noch einen Augenblick," flehte Malocchio, „dann will ich gern verzweifeln an mir und meiner Kunſt! Nur die Beugung der Hand auf dem Herzen und den röthlichen Schein im Schatten laßt mich noch einen Augenblick lang ſtudiren!" —

„Alſo nicht mehr ſchlafen?“ erwiederte Francesca, „gut denn! Hier ſitze ich ſchon, wie ein gehorſames Kind!“ —

Malocchio miſchte ſchnell einige rothe Farbennüancen und fuhr zu arbeiten und zu ſprechen fort: „Die kriechende Ameiſe erhält Flügel, ehe ſie ſtirbt, und eine große, ſchöne Zeit vor ihrem Ende die Verklärung in der Kunſt, — die letzte Oelung auf der Leinwand des Malers. Ehe die Blätter vom Baume fallen, werden ſie bunt, wie Blumen, und in bunten Malerblättern fiel die Zeit des Mittelalters vom Baume des Lebens in Florenz, Rom und Venedig, und jetzt beginnt die Kunſt in Frankreich und Deutſchland zu blühen. Unerbittlich ſcheint das Schickſal das Schöne und Herrliche zu verfolgen, wo es die Bahn des gewöhnlichen Daſeins verlaſſen will. Francesca, Ihr ſeid wunderbar ſchön!“

„Was fällt Euch ein, Malocchio? — Ihr krächzt ja, wie ein Leichenhuhn!“

„So? — daß ich nicht wüßte!“ verſetzte Malocchio, welcher wie aus einem Traume aufwachte, in welchem ihm zuletzt Achilleus vor die Seele getreten war, indem er weiter ſprach: „Achilleus iſt ſo eine Heldengeſtalt, ſo ein hoher Thurm, in welchen gern der Blitz einſchlägt; aber Minerva hat ihm die Klugheit zugeſellt als Blitzableiter. Es iſt ſeltſam, daß die zwei ſchönſten Menſchen, welche mein ſuchendes Auge auf dieſer häßlichen Welt aus den hunderttauſend Ungethümen herausgefunden und ſich an ihrer Erſcheinung auf ein langes Leben hinaus geſättigt hat, ſich nicht zuſammenfinden? — Francesca?“

„Ich höre Euch! was phantaſirt Ihr?“

„Ich möchte wiſſen,“ bat Malocchio fragend, „welche Meinung Ihr über Achilleus habt?“

„Aus bloßer Neugierde?“

„Aus Wißbegierde,“ verſetzte Malocchio; „denn es iſt immer bemerkenswerth, was zwei ausgezeichnete Menſchen von einander halten.“

„Meine Meinung über ihn iſt bald geſagt. Er iſt

ein ſchönes Menſchenthier, jedoch begabt mit übermenſchlicher Klugheit, eine ſchlanke Cypreſſe, welche ſtolz verſchmäht Nadeln oder Blätter zu tragen, wie andere Bäume; oder mit kürzeren Worten: er iſt für Nichts da, als für die Sache, welche er einmal ergriffen hat, alles Andere opfert er ihr hartherzig hin. Eher wollte ich einen Stein lieben, als mein Haupt an ſein Herz legen. Wenn es darinnen pocht und hämmert, ſo iſt es nur das Pochen und Hämmern einer Waffenſchmiede, und wenn er freundlich zu lächeln ſcheint, ſo iſt das nur das Leuchten einer heimlich geſchliffenen Waffe. Er iſt ſo recht ein Mann, wie ihn die Männer gern haben. Für ein edles Weib, welches nicht ſeine Magd ſein will, iſt er nicht geſchaffen. Er iſt artig und zuvorkommend, er verletzt nicht den Anſtand gegen uns, aber mir iſt es immer, als wenn ſein Fuß heimlich trachte, Einem auf den Nacken zu treten."

Malocchio lachte luſtig auf und rief: „Alſo ein Pantherthier im Menſchenfell! — Welche Art von Männern wäre denn nach Eurem Geſchmack?"

Franceſca ſah ihm bei dieſer Frage luſtig in die Augen, wandte ſich um und war in das Nebenzimmer verſchwunden.

Malocchio ſtand noch lange vor ſeinem Bilde, nickte jetzt mit dem Kopfe und ſchüttelte ihn dann wieder, bis er endlich der alten Dienerin, welche im Zimmer umher Alles wieder in Ordnung brachte, noch einen Gruß an ihre Gebieterin auftrug und ſich entfernte.

Kaum war Malocchio unter der Thür verſchwunden, als Graf Joſeph hereintrat und die alte Anna begrüßte.

Sie erkannte ihn auf der Stelle wieder, da er früher öfters im Hauſe geweſen war, und fragte ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit nach ſeinem Befehle.

Joſeph drückte ihr ein Goldſtück in die Hand und erſuchte ſie, ihrer Gebieterin ihn als einen alten Hausfreund anzumelden, jedoch ſeinen Namen, da er ſie überraſchen wolle, zu verſchweigen.

Anna küßte das Bild des Kaiſers auf dem Goldſtücke,

winkte bejahend und ſagte: „Excellenz, laßt Euch nur die Zeit nicht verdrießen, denn Signora Franceſca wird ſich jetzt umkleiden; ein Maler, wie Ihr hier ſeht, malt ſie in ganz anderen Kleidern, als hier zu Lande gebräuchlich ſind, das muß Alles um ſie ſo recht unordentlich ſein, weil das erſt recht ſchön ſein ſoll.“

„Geht nur, Mütterchen,“ ſagte Joſeph, „und verrathet nicht meinen Namen, Ihr verderbt ihr ſonſt eine große Freude!“ — und trieb ſie in das Zimmer hinein.

Graf Joſeph war, wie erzählt worden iſt, von Franceſca auf das Empfindlichſte verletzt worden, und ein Gemüth, wie das ſeine, kann nie vergeſſen oder verzeihen. Er hatte ſich durch ſeine Verbindungen verſchiedene Briefe zu verſchaffen gewußt, in welchen Antonio über die lombardiſchen Zuſtände mit Neapolitanern correſpondirt hatte. Joſeph beſaß in dieſen Briefen hinreichende Mittel, Antonio der Theilnahme an demagogiſchen Umtrieben zu beſchuldigen und zu verderben. Er zögerte jedoch, davon Gebrauch zu machen, einmal, weil eine unbeſtimmte Regung in ſeiner Seele ihn davon zurückgehalten hatte, und dann, weil das Verderben, in welches er Antonio ſtürzen konnte, zwar auch ſeine Schweſter, aber doch nur mittelbar getroffen haben würde, und weil er ſich endlich raffinirter und ganz beſonders an ihr rächen wollte.

Er ſuchte jetzt über ihrem Haupte von allen Seiten her Fäden zu ſpinnen, um ſie zu ſeiner Zeit zu einem verderblichen Netze für ihre unbefangene, ſchönverwegene Seele zuſammenziehen zu können.

Mit ähnlichen Gedanken war er hierher gekommen. Es galt ihm jetzt, um deſto ſicherer zum Ziele zu kommen, ſich ihr wieder zu nähern.

Das Mittel, welches er gewählt hatte, um dieſen Zweck zu erreichen, war klug auf ihre große, edle Seele berechnet und konnte den beabſichtigten Erfolg nicht verfehlen.

Er ſtand, jetzt vor dem Gemälde, welches Ariadne darſtellte, wie ſie auf Naxos, hingelehnt an einen Felſen,

noch ſchlummert, während das Schiff, auf welchem Theſeus entflieht, im Meeresnebel in der Ferne verſchwindet.

Joſeph liebte, wie alle Feingebildete, welche durch beharrliche Abſtumpfung der Empfänglichkeit für den Enthuſiasmus irgend einer in die Menſchenbruſt tretenden großen Idee, ſich das Leben leicht gemacht haben, Muſik und Malerei, weil dieſe Künſte auf die Sinne und die Sinnlichkeit, nicht aber auf den Gedanken wirken, wie die Poeſie.

Je länger ſeine Augen auf dem Gemälde verweilten, welches er jetzt betrachtete, deſto mehr feſſelte es ſeine Seele. Malocchio hatte dem Tizian nicht nur die Farbe, ſondern auch die ſchöne Sinnlichkeit abgelauſcht, welche, wie ein ſüßer Zauber, über ſeine Geſtalten ausgegoſſen iſt. Auch war er ſeinem Ideale noch nie ſo nahe gekommen, als in dieſem Bilde.

Die Geſtalt der ſchönen Schläferin, der Felſen, an welchem ſie ruhte, und das weite Meer, welches faſt bis zu ihren Füßen die weiß züngelnden Wellchen herantrieb, waren vom hellen, rothen Scheine der Morgenſonne übergoſſen. Wie leicht und natürlich war der eine Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen, und wie ſüß ruhte die rechte, weiche Hand auf dem entfeſſelten Buſen! man wähnte zu ſehen, daß die Bruſt die leichte Hand im Athmen auf und nieder wiege. Bis zur Hüfte ſah man ſie bekleidet mit einem weichen, weißen Gewande, welches Nacken und Arme frei ließ, der Knoten des Gürtels war beinahe aufgezogen und gönnte dem jungen, ſchlanken Leibe die ungezwungenſte Ruhe im Schlafe; übrigens verhüllte ein ſchweres, purpurrothes Zeug, welches noch über den Stein, auf welchem ſie ruhete, hinabfiel, ihre zarten Glieder bis zu dem einen weißen, kleinen Füßchen, welches zur Hälfte aus ſchattendunkler Röthe emporblühte.

Ihr Haupt hatte ſich ihrer Herzſeite zugeſenkt, daß die reichen Lockenfluthen weit herunter rollten und mit einzelnen Spitzen Schulter, Arm, Bruſt und endlich den Steinſitz berührten. Waren auch ihre Augen im Schlummer

geschlossen, so waren die Augenlider doch so weich behandelt und die langen Wimpern verhüllten so süß das helle Licht dahinter, daß es Einem war, als müßte man die Träumerin mit Küssen wecken.

Ein leichter, wehmüthiger, schmerzenahnender Zug um den Mund machte das Antlitz nur noch lebendiger und anziehender.

Joseph fühlte in sich alle Sinne von diesem seltnen Bilde aufgeschwelgt bis zu fieberhafter Erregung. Diese Gestalt, dieses Antlitz und diese Mienen hatte er einst geliebt, und diese so süß auf dem Herzen ruhende Hand hatte das Wort geschrieben, welches, wie ein Dolchstich, in seiner Seele brannte. Schmerzliche Sehnsucht, heißer Haß, innige Zuneigung und bittere Feindschaft, alle diese widerstreitenden Gefühle kochten in seiner Brust, als er jetzt am Schlosse der Thür den Griff umdrehen hörte und Francesca hereinkommen sah.

Sie schien erst betroffen zurückzutreten, faßte sich jedoch bald und bewillkommnete den Grafen, welcher mit heiterem, beinahe offenem Gesichte und fast unschuldigen Blicken, welche in ihre unwilligen Augen hineinschauten, ihr entgegenkam und sie anredete: „Verzeiht mir, Signora, daß ich Euch meinen Besuch nicht erspare; nur ein Geschäft, welches ich früher für Euer Haus einmal besorgt habe und wovon ich Rechenschaft geben muß, konnte mich bewegen, Eurem Zürnen mich auszusetzen. Ihr dürft mir erlauben, Euch umständlich das auseinanderzusetzen, was nothwendig ist, um Euch verständlich werden zu können.“ Bei diesen Worten ließen sich Graf Joseph und Francesca nieder, indem er weiter fortfuhr: „Welche Versuche seit einigen Jahren in Spanien, Neapel, Sicilien und Piemont gemacht worden sind, mit frevelhafter Hand alle bestehenden Verhältnisse umzustürzen, und mit welchem sieggekrönten Erfolge die österreichischen Armeen vor mehreren Monaten Ruhe und Frieden den bedrohten Bürgern Italiens wieder zurückgebracht haben, ist Euch nicht un-

bekannt geblieben. Die von den Volksverführern herausgeforderte Justiz verwaltet nunmehr ihr Amt."

Francesca sprang empor und rief: „Nicht weiter! ich höre das mitternächtige Seufzen der Gefangenen, das Stöhnen der heimlich Erdrosselten."

„Verzeiht," warf Graf Joseph ein, „die überwiesenen Hochverräther werden in aller Stille mit dem Schwerte zur Ruhe gebracht," und fuhr dann weiter fort: „Ich bin nicht hier, um die Vertheidigung der gesetzlichen Macht oder der Rebellen zu führen, ich bin nur genöthigt, Thatsachen zu berühren; — so viel ist außer Zweifel, daß alle Diejenigen, welche auch nur aus Unvorsichtigkeit sich in die Händel verwickelt haben, bei erwiesenem Verdachte der Theilnahme an hochverrätherischen Plänen verloren sind."

Francesca hielt in ängstlicher Spannung den Odem an sich, Joseph weidete sich einen Augenblick an der beklemmenden Stille, als er jetzt ein wenig inne hielt, dann aber sprach er wie von einer ganz gleichgültigen Sache: „Und Antonio, Euer Bruder, konnte so unvorsichtig sein, seine Gesinnungen bloß zu stellen?"

Bei diesen Worten wich alle Röthe aus dem Antlitze Francesca's, sie saß todtenbleich, wie eine Sterbende, im Lehnsessel, ihre brechenden Blicke irrten im Gesichte des Sprechenden, wie hülfeflehend, umher; sie war jedoch nicht im Stande, ein Wort über ihre Zunge zu bringen.

„Als ich im vorigen Jahre," setzte Joseph seine Rede fort, „in Aufträgen meines Cabinets mich hier in Verona aufhielt, wo ich, gastfreundlich von Euch und Eurem Bruder aufgenommen, hier in diesem Zimmer die glücklichsten Stunden verlebte, erhielt ich von der Untersuchungscommission in Neapel Anzeigen, daß der Arzt Antonio verdächtig sei, sich compromittirt zu haben. Von diesem Augenblicke an stellte ich mir die Aufgabe, ihn zu retten. Ich bot alle Mittel auf, mich seiner Correspondenzen mit den verschiedenen Logen der perfetti maestri zu versichern, und endlich gelang es mir, vielleicht alle seine

unvorsichtigen Briefe in meine Hände zu bringen. Schon war ich im Begriff, vor Euch hinzutreten und zu sagen: „Sieh', Francesca, dein Bruder ist gerettet!“ — als ich diesen Brief, welchen ich an Euch geschrieben hatte, wieder zurück erhielt mit einer Bleistiftbemerkung. Ihr hattet mich bis auf den Tod beleidigt; genug davon! — Ich erlaube mir, diesen Brief in Eure Hand zurückzugeben, mit der Bitte, Eure Bemerkung darunter gelegentlich noch einmal zu prüfen, und ihn dann zu behalten, oder auch ihn nochmals an meine Adresse wieder abzugeben. Hier sind die Briefe Eures Bruders! Er wird, wie ich glaube, es nicht ungern sehen, sie wieder zu besitzen, und nun, Signora, bitte ich, wenn Ihr Alles wohl erwogen habt, um Euer ferneres Wohlwollen.“

Francesca hielt die Briefe in der Hand und sprach: „Ihr habt in diesem Augenblicke eine That gethan, welche als guter Engel für Euch im Himmel bitten wird in der Stunde der Todesangst! — Ihr habt eine Beleidigung vergeben mit den Mitteln zur grimmigsten Rache in Euren Händen! Nie will ich das Euch vergessen! Und gegen die Stimme meines Herzens will ich Euch von nun an vertrauen, denn so handelt nur ein edles Herz!“

„Verabscheut mich wenigstens nicht mehr!“ sprach lächelnd Graf Joseph, küßte ihre Hand und empfahl sich.

Viertes Capitel.

Francesca und Isabella hatten einander lieb gewonnen. Ihre Wohnungen waren nur getrennt durch die freie Brücke, welche vom neuen Hause hinüber in das alte führte, so daß sie jeden Augenblick benutzen konnten, wo sie einander zu sehen und zu sprechen begehrten.

Da die Capelle heute wieder eingeweiht werden sollte, so waren sie schon seit einigen Tagen zusammen beschäftigt mit Blumen, Kränzen, Bändern und Zeugen, mit welchen sie das Heiligthum schmücken wollten.

Santello hatte aus Spanien die heiligen Geräthschaften, welche zu einer Privatmesse nöthig waren, mit hierher gebracht.

Isabella hatte Alles übernommen, um mit Hülfe Francesca's und ihrer Dienerin Decken, Gewänder und heilige Gefäße zu reinigen.

Es war ein fröhlicher Anblick, die beiden blühenden Jungfrauen hier zu sehen zwischen Blumen und Kränzen, vor ihnen aufgestellt die silbernen Leuchter, das elfenbeinerne Crucifix, den goldenen Kelch, das Ciborium und die Wachskerzen, während Santello's Chorknaben, welche ihm Pater Benedetto zugewiesen hatte, auf und abliefen und ein Stück nach dem andern hinabtrugen zu dem Priester, welcher dort mit einigen Leuten beschäftigt war, Alles an Ort und Stelle zu bringen. Kaum hatten Francesca und Isabella die sauber abgestäubte und mit bunter Seide gestickte Stola noch einmal betrachtet, so waren die Knaben schon wieder da und ließen sich die

Paramente über die Arme legen und eilten wieder von dannen.

Jetzt rollte Isabella vor ihrer Freundin das Altartuch auseinander, dessen blaßblauer Grund ganz überdeckt war von arabischen Buchstabenzeichen, in abwechselnden Farben mit bunter Seide und Gold und Silber hineingestickt.

„Dieses Altartuch hat einst einer meiner Ahnen," erzählte Isabella, „aus einem Mohrenkriege aus Cordova mit zurückgebracht und dem Altar geweiht."

„Und weiß Niemand," versetzte Francesca, „was diese Zauberzeichen durcheinander bedeuten?"

„Es soll darauf," erwiederte Isabella, „das Schicksal Spaniens gezeichnet sein, aber Niemand kann die Charaktere lesen."

Doch die Chorknaben waren wieder da, Isabella rollte das Tuch zusammen und schickte sie fort mit den Worten: „Und nun kommt Ihr erst zurück, wenn wir alle hinunterziehen zur Einweihung des Altars; denn Alles, was noch zurück ist, kommt erst später hinunter."

Jetzt öffnete die Spanerin ein elfenbeinernes Kästchen, nahm daraus einen Rosenkranz und sagte: „Nun setze dich zu mir und erzähle mir Märchen, ich muß noch vor der Weihe fünf Vaterunser und funfzigmal den englischen Gruß abbeten!"

Francesca nahm an, daß ein gutes Gespräch die Rosenkranzandacht nicht stören könne, und fragte daher unbesorgt: „Sehnst du dich nicht zuweilen recht sehr nach deiner Heimath?"

„Zuweilen wohl," versetzte Isabella, während sie in Gedanken fortzubeten wähnte, „wenn ich unser kleines Bergschloß, worin ich geboren und groß geworden bin, von außen, wie es oben auf der Klippe mit seinen zehn weißen Thürmchen so schmal und hoch, so lustig und trotzig steht, mir vor die Seele träume, und wie der Weg in tausend Windungen und Biegungen hinaufkriecht zur engen Pforte, dann möchte ich wohl mir

Flügel wünschen, um dorthin zu fliegen; aber denke ich an die dunklen Stuben und Gänge, an die zehn alten Gesichter, die darin herumwandeln, so bin ich recht froh, mit meinem Vater in der weiten Welt umherschweifen zu können. Alles, was ich jetzt erlebe, das ist wie ein schöner Traum aus meiner Kindheit, der sich nun ganz erfüllt.

„Meine alte Duenna erzählte mir immer viele süße, schaurige Geschichten von Prinzessinnen und maurischen Rittern in abenteuerlichen Trachten. Und da geschah es dann, daß es mir endlich war, als müßte aus dem Glanz der Edelsteine, wenn ich recht lange in mein Schmuckkästchen blickte, oder aus den Kelchen der Blumen, welche unter meinem Fenster blühten, mir plötzlich etwas erscheinen, was noch hinter dem Glanz und den Farben verborgen läge. Wenn die Schloßglocke läutete, oder der Ton der Orgel in mein Ohr drang, oder Wind und Regen an die Fenster schlugen, kam es mir vor, als ob dieses Etwas mit mir sprechen wollte, das doch nicht reden konnte oder das ich doch nicht verstände. Da kam mir immer ein Märchen in den Sinn, in welchem ein Mädchen die Sprache der Vögel versteht, und im einsamen Thurme, wo es gefangen ist, von ihnen Nachricht aus aller Welt her erhält, bis eine Schwalbe ihr erzählt, daß sie einen Ritter gesehen habe, so schlank und schön, wie einen heiligen Georg, der ganz in Gold, Silber und Purpur flamme, dessen Augen, wie Sterne, funkelten, dessen langes, lockiges Haar, wie eine gold'ne Löwenmähne, ihm um die Schulter woge, und der auf einem geflügelten, weißen Rosse einherbrause, sie zu retten. Nun rannen mir der weite, blaue Himmel, das aus der Ferne herüberleuchtende Meer und die Klänge der Glocken und Orgel zu einem funkelnden, klingenden Nebel zusammen, hinter welchem verschleiert der junge Ritter stand mit den glänzenden, rollenden Locken.

„Wo ich auch weilte, dachte ich an ihn, und nun —" hier unterbrach sich Isabella, da jetzt zwischen ihre Finger

eine größere Kugel am Rosenkranze gerieth, wo sie ein Vaterunser beten mußte.

Nach einer Weile fuhr sie wieder fort: „Und nun habe ich bei unserem Einzuge vor Verona eine Erscheinung von ihm gehabt. Wie unser Wagen um die Felsenecke bog, stand hoch in freier Luft vor uns der Löwenritter mit den gold'nen, glänzenden Haaren und den feurigen Augen; aus dem Gürtel hervor sah ich den Griff eines Messers blinken, ein weites, faltenreiches Gewand herunter bis auf die Kniee; sonst flammte er ganz in Weiß, Blau und Gold, so herrlich, daß ich heute noch nicht weiß, wie mir geschehen ist. Gewiß habe ich nur geträumt."

„Wenn der Ritter," versetzte Francesca, „dir in der Luft erschienen ist, dann hast du ganz gewiß geträumt. Wenn der Held auf ebener Erde gestanden hätte, könnte ich dir vielleicht einen bessern Trost geben. Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns festlich ankleiden, damit Spanien und Italien heute bei der Altarweihe nicht gering erscheinen."

Isabella legte bei diesen Worten schnell den Rosenkranz in das Kästchen und eilte dann mit ihrer Freundin in das Nebenzimmer, um mit ihr unter ihren Gewändern das passendste zu wählen.

Unterdessen hatte sich der Vicomte Montmorency und, auf Veranlassung seines Chefs, auch Graf Joseph bei dem Ritter Malavilla eingefunden, um von ihm die Auskunft über die spanischen Angelegenheiten zu erhalten, welche er der hohen Versammlung zu geben hätte.

Der Ritter hatte sie im großen Saale der alterthümlichen Wohnung in seinem Hofornate, den Tressenhut auf dem Haupte und den Stoßdegen an der Seite, feierlich empfangen. Sein Diener hatte für jeden einen Armstuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und reichte, jetzt Chocolade mit Zuckergebäck herum.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, wickelte der Ritter eine zusammengebrochene Schrift, an welcher ein

großes Siegel in einer Kapsel hing, aus einem weißen Stück Seidenzeug, faltete sie auseinander und küßte die Unterschrift. „Hier von meinem Könige und Herrn meine Vollmacht!“ mit diesen Worten überreichte er die Schrift dem französischen Vicomte, welcher sie an Graf Joseph gab, dieser aber stellte sie dem Ritter wieder zu.

Der Vicomte erhob sich dann und sagte: „Herr Ritter, Frankreich wird, wie der Cherub, welcher Petrus aus dem Gefängniß erlöst hat, seinen Bruder Spanien aus den Händen der Demagogen retten, sobald es von den übrigen brüderlichen Großmächten die nöthigen Zustimmungen und Garantieen erhalten haben wird. Gott, der König der Könige, hat die Hirten der Völker hier versammelt zum Rathe und Frankreich rüstet sich zur That!“

„Es dürfte nur,“ versetzte Graf Joseph, „zu erwägen sein, wie die Bevölkerung Spaniens eine bewaffnete Dazwischenkunft aufnehmen würde? — wie tief dort die Lehren der Demagogie in's Volk eingedrungen sind? — und ob besorgt werden müsse, daß die spanische Revolution den Charakter der französischen annehmen und das übrige Europa in Verwirrung bringen könne? Nur zwei Meinungen können hier in Betracht kommen: ob es besser sei, Spanien durch den französischen Cordon, wie ein verpestetes Land, abschließen zu lassen, bis dort sich von selbst die Krankheit ausgerast hat, oder schnell mit den Waffen in der Hand einzuschreiten, um der Demagogie vielleicht ein gewaltsames Ende zu machen?“ —

„Der Name Ferdinand's des Siebenten,“ erwiederte Malavilla, „hat den Spaniern zum Feldzeichen gegen Napoleon gedient, für eine bourbonische Armee wird er ein Talisman sein, welcher die Feinde schon mit seinem majestätischen Klange schlägt. Doch schnell muß die Hülfe kommen, ehe es den Cortes gelingt, sich mit dem Volke zu versöhnen! Wenn eine Räuberbande sich eines Landes bemächtigt hätte, könnte es nicht schlimmer be-

rathen ſein, als jetzt Spanien mit ſeinen Cortes. Sie wollen die Schatzkammer bereichern, welche ſonſt ſchon des Königs Name gefüllt hat, durch den Raub an den Gütern der Kirche und des Adels, und doch iſt das platte Land mit Leib und Seele ergeben ſeinen ritterlichen Lehnsherren. Sie haben an einem einzigen Tage hunderttauſend Mönche obdachlos gemacht und in das Elend gejagt, und doch beherrſchen dieſe das Gemüth des Volkes und um einen Jeden von ihnen ſammeln ſich die Schaaren der Guerilla's, dieſe Wespenſchwärme, welche Löwen zu Tode jagen, dieſe ſchnellen Würgengel der Gebirge, welche die napoleoniſchen Legionen zerſtreuen und zertreten konnten. Wundert Ihr Euch, daß Berg und Thal gegen die Cortes ſind?" —

„Wie aber," fragte der Vicomte, „iſt das Heer geſinnt?"

„Darauf hat die beleidigte Garde in Madrid," entgegnete Malavilla, „den Cortes am 7. Juli mit Flintenkugeln geantwortet."

„Doch ſcheinen die Cortes," warf Joſeph wieder ein, „auf die großen Städte mit ihren Kaufleuten und Fabrikanten ſich ſtützen zu können?"

„Wie auf ein ausgehöhltes Rohr;" verſetzte Malavilla; „der ſpaniſche Handel iſt vernichtet, die redlichen Kaufleute werden bankerott und die Schleichhändler reich. So raffinirt haben die Cortes im Wahnſinn der Revolution Alles aufgeboten, bei ihren eigenen Freunden ſich verhaßt zu machen, daß ſie ſelbſt den Provinzen ihre urväterlichen Namen, an welchen der Ruhm und der Stolz des ſpaniſchen Volkes mit allen ſeinen großen Erinnerungen hängt, genommen haben; ſie trieben ihre revolutionären Taufen ſo in das Große und Kleine, daß ſie ſelbſt den Straßen und Gaſſen in den Städten neue, elende Namen gaben."

„Sie ſind," entgegnete Joſeph, „die elegiſchen Affen der franzöſiſchen conſtituirenden Verſammlung."

„Und wenn die Vorfälle in Spanien," fuhr Mala-

villa fort, „Aehnlichkeit mit der Revolution in Frankreich haben, ſo iſt Spanien eine einzige Vendee!“

Bei dieſen Worten ſprang der Franzoſe in die Höhe und rief: „Gott der Bourbonen, ſieh' herunter auf dieſe Stunde, wo Frankreich in die Hände das Schickſal Spaniens nimmt, wie eine Lilie!“

„Wie eine Schwertlilie,“ ſchaltete Malavilla ein, „mit ſtählernen Blättern! Frankreich,“ fuhr er fort, „wird die Thore offen und die Straße nach Madrid geöffnet finden, wenn es als Bruder dem Bruder die hülfreiche Hand bietet. Der erſte König der Chriſtenheit muß in Spanien die Revolution beſiegen oder ſie in Paris erwarten, angeſchwollen zu dem Verderben der legitimen Throne, hinüberwogend über Deutſchland mit den Trümmern zerbrochener Kronen bis an die Schwelle der ruſſiſchen Czarenburg.“

„Herr Ritter,“ ſprach jetzt mit einem gewiſſen feierlichen Anſtande Graf Joſeph, „Sie werden erſucht, morgen meinem Fürſten Ihre Papiere vorzulegen, und halten Sie ſich verſichert, daß Ihre Mittheilungen über die ſpaniſchen Zuſtände den Beſchluß des Congreſſes, die Madrider Provocationen mit Thaten zu beantworten, beflügeln werden.“

Fünftes Capitel.

Santello trat im prieſterlichen Schmucke in den Saal und meldete dem Ritter, daß die Reſtauration der Hauscapelle vollendet ſei und die Einweihung des neuerrichteten Altars im Beiſein vieler guter Chriſten ſtattfinden könne.

Der Ritter gab dazu ſeine Zuſtimmung und lud zu dieſer feierlichen Handlung den franzöſiſchen Vicomte und den Grafen Joſeph, welche dieſe Ehre dankend annahmen, mit ritterlicher Höflichkeit ein.

Santello, welcher bemüht war, dieſe religiöſe Feier im vollſten Pompe herauszuſtellen, hatte die Dienerſchaft des Ritters im Vorſaale verſammelt. Er ließ Paar um Paar in das Zimmer Iſabella's kommen und gab einem Jeden ein geweihtes Geräth, dem Einen die Leuchter, einem Andern den Weihwedel, dem Dritten den Kelch, er ſelbſt nahm die Monſtranz, verhüllt in den ſeidenen Ueberzug, in beide Hände, dem Ritter überſendete er das Crucifix mit der Bitte, es vorzutragen. Auf ſeinen Befehl bewegte ſich jetzt der Zug mit dem Fähnlein, worauf die Mutter Gottes und andere Heilige gemalt waren, und mit brennenden Wachskerzen feierlich in den Saal herein, voran die Chorknaben mit dem Weihkeſſel, der dampfenden Räucherpfanne und den läutenden Glöckchen, zwiſchen ihnen der Prieſter und hinter ihm Iſabella und Franceſca, an welche ſich dann alle Uebrigen anſchloſſen.

Graf Joſeph ſah jetzt zum erſten Male Iſabella.

Im erſten Augenblicke war er von der Pracht und dem Glanze beider Jungfrauen geblendet, dann aber faßte er Iſabella in das Auge, welche mit ihrem dunkelblonden Haare und der Perlenkrone darüber, mit dem edlen, reinen Antlitze und den verſchwimmenden, blauen Augen und ihrem ganzen, andächtig ſchwärmeriſchen Weſen ihm vorkam, wie ein lebendiges Madonnenbild von Luini. Er verbeugte ſich vor ihr und ſtellte ſich mit dem Vicomte hinter ſie in die Reihe der Uebrigen, während ſeine Blicke unmerkbar von der Perlenkrone bis zu dem an der ſchlanken Geſtalt reich herabfallenden und nachſchleppenden Gewande herunterzitterten, um dann wieder auf dem mildgewölbten Nacken verſtohlen zu weilen.

Der Ritter hatte ſich mit dem Crucifix in beiden Händen, an die Seite des Prieſters geſtellt.

So bewegte ſich jetzt der Zug zur Hauptthüre des Saales hinaus und die Treppe hinunter.

Santello hatte beſtimmt, daß Antonio mit ſeinen Hausleuten und allen Uebrigen, welche der Feierlichkeit beiwohnen wollten, ſich im Hofe ihm anſchließen und von hier in die Capelle folgen ſollten.

Zufällig hatte ſich Achilleus mit eingefunden. Aus der Thür des Gebäudes führten breite Marmorſtufen hinunter. Achilleus lehnte mit unterſchlagenen Armen nachläſſig am Treppengeländer, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Jetzt ſchallte von der Treppe das Glöckchen hinunter, ſchon ſah man die flammenden Lichter und nun kam der Zug Paar um Paar die Stufen herab und an Achilleus vorüber. Jetzt folgten in der Reihe Iſabella und Franceſca mit frommen, niedergeſchlagenen Augen.

Wie Achilleus dieſe beiden, wunderbar ſchönen Jungfrauen zuſammenkommen ſah, trat er, wie leichterſchreckend, einen Schritt zurück; Iſabella blickte ſchnell auf, ſie verfehlte die folgende Stufe, die Wachskerze fiel ihr aus der Hand, doch ſchon hatte Achilleus die Strauchelnde aufgefangen.

Der Zug war in Verwirrung gekommen; Joſeph

suchte Achilleus die schöne Last abzunehmen, wurde aber von dem rechten Arme desselben zurückgedrängt, aber bald that Isabella wieder einen frischen Odemzug, schlug die Augen auf und sah in das Antlitz des jungen Griechen.

Jetzt trat auch der Ritter auf die Stufen zurück, doch schon hatte sich Isabella erholt und auf den Arm Francesca's gestützt. Jetzt ging der Zug weiter und verlor sich hinein in die restaurirte Hauscapelle zur Weihe des Altars.

Diese bestand aus einem Kreuzgewölbe, welches vier zu einem Pfeiler verbundene Säulen in der Mitte, wie einen Blumenkelch, emportrugen. Ein einziges Bogenfenster an der Hinterwand des Chores ließ durch kleine, grüne Glasscheiben ein sehr spärliches Licht hereinfallen, so daß auf die Beleuchtung durch die ewige Lampe vor dem Altare gerechnet sein mochte. Bis auf die reichverzierten Capitäle der Säulengruppe in der Mitte der Capelle, aus welchen in arabeskenartigen Pflanzenverschlingungen Kraniche ihre Hälse hervorbogen, waren Gewölbe und Wände ohne architektonischen Zierrath, nur verliefen sich die zackenartig ausgekerbten Hauptgurte des Kreuzgewölbes an den Wänden in Kragsteine, welche Engelsköpfe vorstellten.

Heute war jedoch der festliche Ausschmuck dieser Räume desto reicher. Die Wände waren bedeckt mit rothen Tuchstücken, welche in reichen Falten herunterhingen. Darüber waren Blumenguirlanden von einem Kragsteine zum andern gezogen, so daß die steinernen Engelsköpfe, wie auf Blumenwogen, zu ruhen schienen. Ebenso war der Tragpfeiler mit seiner Säulengruppe von Myrthen und Lorbeerreisern und die Capitäle waren mit schweren, bunten Kränzen überdeckt.

In diese Capelle hinein kam jetzt der Zug, welchen Santello zur Einweihung des Altars führte. Antonio hatte den Altar nach der Vorschrift Santello's ganz neu aufmauern und in die darüber befindliche Maueröffnung ein verschließbares Schränkchen, auf dessen

Hinterwand Malocchio die Mater dolorosa mit den Gesichtszügen Isabella's gemalt hatte, wieder einfügen lassen.

Als der Zug der Andächtigen jetzt hereinkam, verbreiteten die vielen Kerzen ein helles Licht. Santello knieete jetzt vor dem Altare nieder und küßte die erste, dann die zweite und endlich die dritte Stufe. Nun stellte er sich auf die Mitte des Trittes und erhob Augen und Hände zum stillen Gebet empor. Unterdessen waren die Chorknaben, Rauchpfanne und Glocke tragend, hinter ihm hingekniet, zu seiner Rechten und Linken standen neben dem Altar Alle, welche heilige Geräthschaften und Gefäße trugen, die Uebrigen füllten das kleine Schiff der Capelle bis zur Eingangsthür.

Jetzt nahm der Ritter von dem einen Chorknaben das Weihwasserbecken und hielt es dem Priester hin, welcher seine Rechte hineintauchte und dann an den vier Ecken und in der Mitte des Altars mit dem Wasser das Zeichen des Kreuzes machte. Hierauf sprengte er siebenmal mit dem Weihwasser den Altar, zum Zeichen, daß dieser durch die sieben Gaben des heiligen Geistes geweiht sei. In die Oeffnung, welche in die Marmorplatte gehauen war, that er dann ein Reliquienkästchen und die Weihrauchkörner, zur Bedeutung, daß der Christ die Beispiele der Heiligen mit dem Glauben der Dreifaltigkeit in seinem Gedächtnisse erhalten solle; hierauf bedeckte er diese Höhlung, wie ein Grab, mit einem eingefügten Steine, welchen er mit Oel und Chrisam überschüttete und fünf Kreuze zum Gedächtniß an die fünf Wunden Christi darüber zog. Nun bedeckte er nach uraltem Gebrauche den Altar mit drei leinenen Tüchern, zum Andenken an die Todtenhülle, in welcher Christus in das Grab gelegt worden und zuletzt mit dem vielfarbigen und in seltsamen Charakteren schimmernden Altartuche, welches der Ritter aus Spanien mitgebracht hatte. Hierauf reichte der Ritter dem Priester die Räucherpfanne, womit dieser die vier Seiten und die Mitte des Altars

so glaubenseifrig beräucherte, daß die Kohlen von den Schwingungen des Gefäßes in helle Gluth geriethen und den fortwährend hineingeworfenen Weihrauch in großen Rauchwolken emporwirbelten, bis alle Anwesende und alle Gegenstände in einen süßen, träumerischen Nebel versanken, welcher durch die heftig und doch leise in Einem fort hervorgemurmelten Worte des Priesters noch sinnbetäubender wurde. Jetzt schien der Weihrauchdampf sich zu verziehen, denn aus den Nebelwolken erschien das Crucifix zwischen zwei schimmernden Leuchtern auf dem Altar, aber bald verschwand es wieder in einer neuen, aufquellenden Weihrauchwolke.

Als aber jetzt Santello mit gewaltiger Stimme die Jubelworte des zwei und vierzigsten Psalms laut vorbetete, sanken alle Anwesenden nieder auf ihre Kniee; denn es begann die Einleitung zur Messe mit ihren Gebeten, Gesängen und Ceremonien.

Graf Joseph war während dieser feierlichen Handlung an der Seite Isabella's niedergekniet, und schien in Andacht und Gebet versunken zu sein, während alle seine Gedanken sich nur mit ihr beschäftigten. — Er suchte den Augenblick des schönen Sinnesrausches, auf welchen der kirchliche Cultus ihm berechnet zu sein schien, für sich zu benutzen; denn Isabella ruhte hier auf ihren Knieen, eingewiegt in ein schönes Dahinträumen, welches ihre Augen mit den langen Wimpern bedecken ließ und ihr Antlitz mit einen seligen Lächeln übergoß.

Die weiten Aermel ihres Gewandes waren über die Armgelenke zurückgefallen und der seidene, mit reichen Spitzen besetzte Handschuh hatte sich vom Ellenbogen zurückgestreift. Da der Graf ein wenig weiter zurückkniete, so beugte er sein Gesicht so weit herunter, daß seine fieberhaft brennende Wange zuweilen ihren Arm leise berührte, ohne daß Isabella etwas davon zu merken schien. Ihr kam es nur zuweilen vor, als wäre Achilleus in der Nähe.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Graf Joseph erstattete bei seinem Chef über die Zusammenkunft mit dem Ritter Malavilla Bericht.

Diese Mittheilungen stimmten so sehr zu den Ansichten des Fürsten, daß er noch an diesem Tage eine besondere Conferenz mit dem Vicomte Montmorency zu halten beschloß. Zugleich nahm auch Graf Joseph Gelegenheit, ihm die Verhandlung vorzutragen, welche er mit Achilleus gepflogen hatte.

Obwohl Joseph seine eigene Meinung über die griechische Sache zurückhielt, so merkte doch der Fürst, daß er nicht ganz unbefangen geblieben war.

In diesem Sinne sagte er zu ihm: „Lieber Graf, ich bin mit Ihren Verhandlungen sehr wohl zufrieden, nur behalten Sie bei den Zusammenkünften, welche Sie mit den Vertretern der verschiedensten politischen Interessen haben werden, immer die erste Regel unserer Diplomatie in den Augen: daß ihre Aufgabe nicht ist, neue politische Zustände herbei zu führen, sondern das Bestehende gegen das revolutionäre Princip zu beschützen, in welcher Form dieses auch erscheinen mag.

„Eine Revolution kann nur siegen durch unzeitige Nachgiebigkeit Derjenigen, welche sie zu bekämpfen haben. Sie ist immer ein Fieberzustand ganzer Nationen, welcher nie anhalten kann. Je gefährlicher die Krisis zu sein scheint, desto näher ist die Zeit der Abspannung; und die Diplomatie hat weiter nichts zu thun, als diesen Zeitpunkt abzuwarten, um dann plötzlich mit aller aufgesparten Kraft zu reagieren.

„Die böhmiſchen Zuſtände, wie ſie vorhanden in der Beſeitigung der alten huſſitiſchen Bewegung, die franzöſiſchen Verhältniſſe in der Bewältigung der Revolution, ſind ſolche Meiſterſtücke der alten Schule der Diplomatie. Die Bewegungen in Italien und Spanien ſind ſchwache Nachwehen des bereits beſchwichtigten Revolutionsfiebers.

„Der griechiſche Aufſtand gehört in dieſe Kategorie, und er iſt um ſo behutſamer zu nehmen, als die nordiſche Macht ihn zu ihren alten Plänen auf Conſtantinopel benutzen kann. Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß jetzt darauf gerichtet ſein, dieſe vor ihrem eigenen Schatten einzuſchüchtern. Doch das bleibe mir überlaſſen!

„Den jungen Griechen, welcher hier als heimlicher Agent ſeiner Regierung verhandelt, überlaſſe ich Ihrer Ueberwachung. Suchen Sie auf jeden Fall ihm den Zutritt zu den ruſſiſchen Staatsmännern mit den Mitteln, welche zu Gebote ſtehen, zu verwehren. Von ſeiner polizeilichen Entfernung von hier kann erſt dann die Rede ſein, wenn Sie aus ihm herausgeholt haben, was zu wiſſen nöthig iſt. Ich meine damit, auf welche Unterſtützungen die Griechen ſich Hoffnung machen können, und welche Wege ſie eingeſchlagen haben, ſie zu erlangen, oder welche Mittel ſie bereits in den Händen haben, um ihre Pläne vielleicht durchzuſetzen.

„Im Uebrigen iſt mir aus Bologna die Mittheilung zugekommen, daß dort die griechiſchen Deputirten mit päpſtlichen Päſſen eingetroffen ſind und ihren Weg weiter hierher verfolgen wollen. Sie haben ſofort eine Eſtafette an das Polizeibureau an der Grenze bei Lago ſcuro abzuſenden, mit dem Befehl, ihnen die Viſa nach Verona zu verweigern und ſie dafür zunächſt nach Roveredo zu inſtradiren; dort mögen ſie ſich der weiteren Weiſung gewärtigen. Nun, mein Lieber, wiſſen Sie, was zu thun iſt!“

Mit dieſen Worten war Joſeph entlaſſen. Dieſer eilte in ſein Quartier zurück, wo die perſönliche Intrigue,

mit welcher er ſich an Francesca zu rächen geſonnen war, dieſen Morgen weiter ſich fortſpinnen ſollte.

Er hatte den Kaiſer von Rußland durch den Fürſten Iwan auf die Gemäldegallerie im Palais, in welchem er ein Quartier bezogen hatte, aufmerkſam machen laſſen; und wirklich wollte der Kaiſer dieſen Vormittag ſie beſehen. Sobald Graf Joſeph davon Nachricht erhalten, hatte er den Maler Malocchio kommen und ſein Gemälde „die ſchlafende Ariadne," in einem Cabinete, worin kein anderes Bild ſich befand, in das günſtigſte Licht ausſtellen laſſen, denn ſchon früher hatte der Graf dem Künſtler verſprochen, ihm dieſes Bild kaiſerlich bezahlt zu machen, wenn er den günſtigen Augenblick abwarten wollte. Dieſer Augenblick war jetzt da. In der Eile der Zeit hatte er daß ganze Cabinet mit rothem Plüſch tapeziren und das Bild in weiche Mouſſelinwolken hineinhängen laſſen, ſo das die ſchöne Träumerin in weichen Betten zu ſchlafen ſchien.

Jetzt hörte man das Sechsgeſpann des Kaiſers anrollen, Graf Joſeph flog hinunter vor die Thür, ihn ehrenvoll zu empfangen. Vor dem Saale, in welchem die beſten Gemälde aufgehangen waren, ſtand Malocchio, welcher ſich tief vor dem großen Kunſtfreunde verbeugte. Graf Joſeph machte den Kaiſer auf ihn aufmerkſam mit den halblaut geſprochenen Worten: „Einer unſerer vortrefflichſten Maler in Verona, berühmt in ganz Italien! Wollten Eure Majeſtät geruhen, ſeinem neueſten Gemälde, welches er hier ausgeſtellt hat, einen flüchtigen Blick zu gönnen, ſo würde er ſich glücklich preiſen."

Der Kaiſer nickte dem Künſtler im Vorübergehen gnädig zu und entgegnete: „Der Künſtler mag uns erſt die Bilder der alten Meiſter deuten und uns ſo in den Stand ſetzen, nachher ſeine eigenen Verdienſte zu beurtheilen."

Mit dieſen Worten traten ſie in den Saal. Malocchio, welcher früher alle die hier aufgehäuften Kunſtſchätze ſtudirt hatte, wußte jedes Werk geiſtreich zu erklären und

dabei die zierlichsten Künstlergeschichten fröhlich einzuflechten; doch waren sie, da der Kaiser nur bei den vorzüglichsten Gemälden verweilte, bald die drei Säle, in welchen die alten Gemälde und Statuen sich befanden, hindurch.

„Und nun," sagte der liebenswürdige Kaiser, „wollen wir das Bild des lebenden Meisters betrachten!"

„Geruhen, Sire," versetzte Joseph. „Sich in dieses Cabinet zu begeben?" Mit diesen Worten öffnete er die Thür, und der Kaiser trat ein. Das Bild war noch verhangen. Jetzt zog Malocchio den Vorhang vom Bilde hinweg, und betroffen von der reizenden Gestalt, welche in leuchtenden Farben im Bilde hingegossen lag, trat der Kaiser einen Schritt zurück. Ihm war es, als sähe er in diesem Augenblicke das Wunderherrlichste, was je auf dieser Erde geschaut worden ist.

Es trat jetzt eine lange Pause ein, welche weder Graf Joseph, noch Malocchio zu unterbrechen wagte. Der Kaiser hatte sich in den Lehnsessel davor geworfen, die Hände über das Knie zusammengeschlagen, und das Haupt vorgeneigt, wie zum süßen Zwiegespräch. Es war ihm, als tauche in seiner Erinnerung eine ähnliche, holdselige Gestalt mit demselben traumerglühten Antlitze auf, und doch verschwand sie ihm wieder, wenn er sie vor seiner Seele festhalten wollte.

Endlich sprach er wie für sich: „Glücklicher Künstler, dem es vergönnt ist, eine so herz- und sinnergreifende Schönheit aus sich heraus zu erschaffen! Welche Seligkeit muß in Euch schlummern, wenn es Euch vergönnt ist, sie in einer solchen Gestalt verkörpert herauszustellen!"

„Eure kaiserliche Majestät," versetzte bescheiden lächelnd der Künstler, „nehmen die Kunst zu vornehm, wenn ich so sagen darf. Sie wird immer nur eine Nachahmerin der ewig schönen und ewig jungen, herrlichen Natur bleiben."

„Ihr meint," entgegnete der Kaiser, „eine solche räthselhaft schöne Gestalt könne in der Wirklichkeit existiren?

Heißt das nicht, den Traum für eine Wahrheit erklären?"

„Gewiß," antwortete Malocchio, „wird auch die gelungenste Menschenfigur in einem Kunstwerke immer nur das Spiegelbild einer Person sein, deren Brust lebendiger Odem gehoben, deren Adern lebendiges Blut durchströmt hat. Nur kann es geheimnißvolle Beziehungen geben, welche im Schöpfungsmomente den Künstler hellsehend machen und aus der fernsten Gegend ihm das gesuchte Ideal vor die Seele stellen. Vielleicht ist es auch möglich, daß Längstverstorbene nicht die Mühe scheuen, von einem wahren Künstler sich portraitiren zu lassen. Doch dieses Bild hier ist nur die Abschrift eines eigenthümlich herrlichen Originalgedichtes, welches hier in Verona erschienen ist."

„Dann habe ich sie irgendwo gesehen," entgegnete der Kaiser, „dann seid Ihr doppelt um Eure schöne Kunst zu beneiden, welche in Eure Zauberkreise das Schönste, was das Leben geben kann, zu bannen vermag."

„Nicht immer," versetzte Malocchio, „gelingt es dem armen Künstler, den vorüberfliegenden Vogel Phönix der Schönheit mit guten Worten in der Luft so lange schwebend zu erhalten, bis er ihn auf die Leinwand gebracht hat. Der Zufall wollte es nur, daß ich seit langen Jahren der Hausfreund der Familie der schönen Francesca bin. Ich habe sie mir gewissermaßen zu diesem Bilde hier aufgezogen. Schon wie sie noch als Kind in der Wiege schlummerte, belauschte ich die seligen Züge des kleinen Gesichts, bis sich die Knospe immer mehr zur schönen Blume entfaltete, deren ganze Entwickelungsgeschichte ich in mir selbst erlebt habe. Da ich so genau endlich den Zusammenhang ihrer herrlichen äußeren Form mit den Bewegnngen ihrer Seele im Laufe der Zeit vergleichen konnte und endlich daran verzweifelte, die mild und schön, doch fortwährend von ihrer Seele lebendig bewegten Linien festzuhalten, kam ich endlich auf den Gedanken, sie zu malen in dem Momente, wo

in gleichschwebenden Wagschalen Leib und Seele im Gleichgewichte ruhen, während der Schlummer die Wage des Lebens mit zarter, beruhigter Hand wägend emporhält. So sehen Euere Majestät jetzt mein Ideal als träumende Ariadne auf dem Wendepunkte ihres Glückes, denn noch träumt sie selig dahin, und doch ist ihr schon der treulose Theseus entflohen. So mag sie denn hier im Bilde ewig schlummern, um nie aufzuwachen und das Entsetzlichste zu erfahren."

Malocchio hatte so bewegt gesprochen, weil er lebhaft an Francesca, an ihren hohen, freien Sinn, und an Alles dachte, was an ihr so groß und schön war, und doch nach seiner Ansicht den Eindruck eines himmelhoch emporschießenden Baumes auf steiler Höhe machte, welcher Blitz und Sturm trotzig herausforderte.

Der Kaiser dachte anders; denn je länger er die so sanft geschlossenen Augen betrachtete, desto mehr wünschte er, sie wachend und lebend zu sehen.

Graf Joseph schien seine Gedanken zu errathen, indem er sich fragend an Malocchio wendete: „Es müßte ein besonderer Kunstgenuß sein, die schöne Veroneserin lebend dieses Bild vorstellen zu sehen. Vielleicht dürfte es nur auf eine schickliche Gelegenheit ankommen, sie zu einer solchen Darstellung zu bewegen?"

„Vielleicht," warf Malocchio ein, „könnte es mir gelingen, sie dazu in gesellschaftlichem Kreise zu bereden."

„Iwan! Iwan!" rief der Kaiser den Fürsten, welcher vor der Thür stehen geblieben war, seinen Herrscher zu erwarten, „sorge dafür, daß dieses Gemälde in mein Zimmer gebracht werde; und Ihr, Malocchio," sprach er zum Maler, „laßt Euch aus meiner Kasse dafür den Preis bezahlen, den Ihr für Euer Meisterstück selbst bestimmt; vergeßt nicht, daß ein Kaiser der Bezahler ist! Iwan wird mit Euch das Weitere besprechen. Euch, lieber Graf," sprach er, zu Joseph sich wendend, „danke ich für die schöne Stunde, welche ich hier genossen habe,

und alle übrigen, welche mir der Besitz des Gemäldes machen wird."

Mit diesen Worten entfernte sich der Kaiser, ihm folgten hinterdrein zur Begleitung bis an den Wagen Joseph und Iwan.

Zweites Capitel.

Schon seit mehreren Tagen ging in Verona die Botschaft von Haus zu Haus, daß der Magistrat zu Ehren der hohen Gäste das Theater prächtig erleuchten lassen wolle.

Jetzt waren an allen Straßenecken große, buntfarbige Ankündigungen des Festpompes im Theater auf den Abend angekündigt.

Diese Nachricht belebte ganz Verona und die Straßen mit Lakaien, Kammermädchen und Läufern, welche die kostbarsten Stoffe für ihre Gebieterinnen herbei holten. Eine unendliche Geschäftigkeit begann in den Kaufgewölben und Putzläden; denn Alles beeilte sich, den Toiletten die nöthigsten Bedürfnisse zu liefern: Straußenfedern, künstliche Blumen, Venediger Ketten, Spitzenschleier und Shawls von allen Farben und den feinsten Stoffen. Die Nachricht: „Alle Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten und Herrschaften des Congresses erscheinen heute im Theater!“ zuckte, wie ein elektrischer Funke, durch hunderttausend warmblütige Herzen.

Glücklich schätzten sich alle Veroneser, welchen es gelungen war, durch besondere Begünstigung Billete zu erhalten. Graf Joseph hatte es vermittelt, daß für den Ritter Malavilla und Isabella eine Loge zur Verfügung gestellt worden war, und sein Anerbieten, Beide mit seiner Equipage in das Theater abzuholen, war höflich angenommen worden. Zugleich hatte er galant Francesca eingeladen, der Spanierin Gesellschaft zu leisten.

Isabella und Francesca hatten ihre Toilette beendet und saßen jetzt noch im Gesellschaftszimmer Antonio's beisammen.

Francesca hatte sich zu dem Abende im Theater ein einfaches, seidenes Kleid von blaßgelber Farbe mit brochirten, großen Blumen gewählt; statt des Schmuckes von Gold und Edelsteinen trug sie nur eine weiße, künstliche Rose in ihren Haaren; Isabella hatte auf Befehl ihres Vaters sich mit einem grünen, goldgestickten Sammetgewande geschmückt.

Eben war Antonio von seinen Krankenbesuchen in der Stadt zurückgekommen und brachte eine zugebundene Mappe in Quartform mit, welche er mit freundlicher Begrüßung seiner Hausgenossen vor sie hin auf den Tisch legte, jedoch die rechte Hand darauf ruhen ließ.

„Welchen schönen Lohn erhalte ich," fragte er scherzend, „wenn ich hier Etwas mitgebracht hätte, was Euch gefällt?"

„Was Ihr verlangen könnt!" antwortete freundlich Isabella.

„Sei nicht aus Eigennutz geheimnißvoll!" rief Francesca und nahm ihm die Mappe weg.

Schnell hatte sie die Schleifen daran aufgezogen, sie aufgeschlagen, und ihre Blicke fielen auf englische Stahlstiche.

„Wie schön," rief Isabella, „ist das eine Gegend aus Spanien?"

„Schmolle nicht, Bruder," rief Francesca, „setze dich lieber zu uns und erkläre die Bilder!"

Antonio folgte dieser Mahnung, setzte sich zu den beiden Freundinnen und begann in den Stahlstichen herumzublättern.

Jetzt trat Achilleus, welcher zuweilen gegen Abend Antonio besuchte, in das Zimmer; Isabella, welche ihn zuerst erblickte, zuckte ein wenig zusammen; dann aber flog ein rosiges Lächeln über ihr Gesicht und wob sich

um ihre Lippen, daß ihre hellen Zähne, wie Thauperlen in einem Roſenkelche, dazwiſchen hervorleuchteten.

Auch Achilleus konnte überraſcht keine Worte finden.

Franceſca, welche dieſe ſüßen Verlegenheiten bald bemerkte, rief ihm heiter zu: „Kommt, ſetzt Euch zu uns; hier betrachten wir Anſichten aus Eurer Heimath! Ihr könnt uns am Beſten ſagen, ob man aus dieſen Blättern ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Hieher, hieher!“ bedeutete ſie ihn, indem ſie ihm das Tabouret neben Iſabella anwies.

Mit pochendem Herzen ließ ſich Achilleus nieder; Franceſca ſchlug ein Blatt um; es war eine Anſicht von der Inſel Scio.

„Du unglückſeliges Eiland,“ ſprach Achilleus, wie für ſich, indem er das Blatt betrachtete, „noch vor Kurzem das Entzücken der Welt, und jetzt mit allen deinen reizenden Villen und Weingärten ein ödes Todtenfeld, eine Wohnſtätte der Geier und Raben!“

„Wer hat das gethan?“ fragte mit bewegter Stimme Iſabella, „Erdbeben oder Moriſko's?“

„Der blutgierige, wortbrüchige Türke,“ verſetzte Achilleus, „welchen die Herrſcher Europa's ihren legitimen Bruder nennen, wenn er ſie ungläubige Hunde ſchilt. Doch Hellas iſt, wie der Heiland, vom Grabe auferſtanden und die Nägelwunden an Händen und Füßen bluten von Neuem und das Herzblut ſprüht auf die Erde.“

„Wollt Ihr uns nicht den traurigen Untergang der Scioten erzählen?“ fragte Antonio.

„Wenn Ihr es befehlt!“ verſetzte Achilleus, „aber die Geſchichte davon iſt durchaus nicht geeignet, eine heitere Geſellſchaft zu unterhalten.“

„Ihr dürft uns nicht zu zärtlich behandeln,“ entgegnete Franceſca, „denn auch wir haben Entſetzliches genug erlebt.“

„Don Achilleus,“ wagte jetzt Iſabella ihn anzureden, „ich bin eine Spanierin und aufgewachſen mitten im Bürgerkriege. Von unſern Wartthürmchen herunter ſah

ich faſt täglich Feuersbrünſte den Himmel röthen, und viele Edelleute, welche ich in meiner Kindheit gekannt habe, ſind erſchoſſen oder aus dem Lande in das Elend verjagt worden. Ich bin die Tochter dieſer eiſernen Zeit!"

Achilleus hing mit ſeinen Blicken, während ſie ſprach, an ihrem ſchönen, ernſten Angeſichte; ſie hatte zu ſprechen aufgehört und noch immer war er in ihrem Anblick verloren, bis Franceſca ihn wieder aufforderte, ſeine Erzählung zu beginnen.

„Die Inſel Scio," erzählte jetzt Achilleus, „hat nördlich die ſchöne Inſel Mitylene, ſüdlich Samos, weſtlich Ipſara, öſtlich das reizende Ufer Kleinaſiens, wovon ſie ein zwölf Stunden breiter Meeresarm trennt, zur Nachbarſchaft. Auf Scio ſoll Homer geboren ſein und noch jetzt zeigt man bei der Quelle Rakte die Stelle, wo er eine Sängerſchule geſtiftet hat. In vier und zwanzig Dörfern wurde dort der Maſtix für die ſchönen Sclavinnen des Sultans gebaut, wofür die Inſel großer Gunſt genoß. Hundert und funfzig Barken trieben den Handel mit der kleinaſiatiſchen Küſte und allen Inſeln des Archipels bis nach Conſtantinopel und Aegypten.

„Reich und üppig geworden durch die Schätze des Morgenlandes unter dem Schutze der Pforte glaubte Scio, als rings um ſie her der Freiheitskampf der Hellenen entbrannte, ſich retten zu können durch kluge Ruhe und Ergebenheit an ihre Herren.

„Sorglos ſahen die Scioten den Sultan die furchtbare Flotte in ſeinen Arſenalen zur gänzlichen Unterwerfung der griechiſchen Inſeln ausrüſten und ſie unter Ali Paſcha mit den erfahrenſten und geſchickteſten türkiſchen Seeleuten bemannen, und ruhig die Inſeln Hydra, Spezzia und Ipſara ihre Briggs und Brander zur Gegenwehr bereiten.

„Vergeblich wurden die Scioten von allen Seiten gewarnt; ſie lagen ſtill und vertrauten auf ihren unbedingten Gehorſam, als wenn nicht in einer Zeit, welche Alles auf die Spitze das Schwertes zur Entſcheidung

drängt, die Theilnahmlosigkeit der sicherste Weg zum Untergange wäre!

„Während so die Insel Scio Alles wohlbestellt hielt und wie im tiefsten Frieden schlummerte, erwachte der Sciote Antonaky Burnia. Heimlich begab sich dieser zum Logotheten Lykurg auf Samos und bewog ihn zur Befreiung von Scio mit einigen hundert Samiern, welchen eine Schaar ausgewanderter Scioten folgte, dort zu landen.

„Dem Aufrufe zum allgemeinen Aufstande folgten Wenige, denn der Erzbischof und die Primaten eilten rings umher und mahnten zum Frieden.

„Am 12. April des verwichenen Frühjahres aber lief die türkische Flotte mit 7 Linienschiffen und 26 Fregatten in den Kanal von Tschesme ein; die Stadt wurde beschossen und genommen. Die Scioten flohen in die Gebirge, die Samier auf ihre Schiffe.

„Die Ipsarioten erhielten zugleich mit der Nachricht vom Auslaufen der türkischen Flotte die entsetzliche Kunde vom Unglücke auf Scio.

„Die griechische Flotte eilte sogleich zur Rettung herbei, aber Scio war bereits vernichtet. Die Stellen, wo die Stadt, wo die Dörfer, wo Villen sonst dem Seefahrer entgegengeglänzt hatten, bezeichneten nur noch emporqualmende Rauchsäulen.

„So schnell der Admiral, Ali Pascha, zur Mordbrennerei gewesen, so zauderte er doch jetzt, die entflohenen Scioten auf den Bergen anzugreifen. Er wandte sich arglistig an die europäischen Consuln der Insel und übergab ihnen ein Amnestiedecret für alle Scioten, welche die Waffen niederlegen würden. Die Consuln kletterten auf den steilsten Bergen umher und durchliefen die ganze Seeküste mit ihrer Friedensbotschaft und verkündeten die Gnade des Moslem; als ob in einem Kampfe auf Tod und Leben von Gnade die Rede sein könnte, als ob der Türke die europäischen Consuln höher achtete, als die europäischen Herrscher selbst.

„Die Scioten lieferten ihre Waffen ab und sandten 700 Primaten, um sich dem Admiral zu Füßen zu werfen.

„Das wortbrüchige Ungeheuer ließ sie an die Raaen seiner Flotte aufknüpfen und gab das Zeichen zum allgemeinen Mord. Da begann das Rasen mit Feuer und Schwert. Ein unendliches Wehegeschrei ging vom Morgen bis wieder zum Morgen durch Wald und Gebirg. Wer vermag die Gräuel zu schildern, die um Rache emporschrieen zum ehernen Himmel?!

„Selbst der Stahl der modernen Säbel schien endlich vor Schauder zu erstumpfen, nicht die Wuth des Admirals. Das Herz des Tigers konnte nicht das Flehen der Unmündigen, nicht das Lächeln der Säuglinge rühren. Er hieß sie von den Felsen in die Abgründe schleudern und auf dem offenen Felde an die Bäume aufhängen; ihre Mütter und ihre schönen Schwestern wurden abgeführt zum Verkaufe in die Bazars von Constantinopel und Algier."

Isabella rief in Angst und Schreck: „O, haltet ein, Ihr ermordet mich! Giebt es denn keine Gerechtigkeit im Himmel?"

„Es giebt eine Wiedervergeltung! entgegnete Achilleus. „Die türkische Flotte lag im Kanal von Tschesme vor Anker, zwei wachthabende Fregatten kreuzten Tag und Nacht vor ihr.

„Im Rathe der griechischen Seehelden zu Ipsara war beschlossen, zwei Brander abzusenden. Constantin Kanaris aus Ipsara und Georg Papinis aus Hydra waren zu dem tödtlichen Wagestücke bereit.

„Der Mond war im letzten Viertel; die dunkle Mainacht verbarg die kühnen Rächer. Das türkische Admiralschiff von 80 Kanonen lag an der Spitze der Linie vor Anker, über 2000 Menschen an Bord; denn es war der Ramasan der Moslem. Ali, der Admiral, gab Audienz, und die Generalsstabsofficiere aller Schiffe waren in dieser Nacht dorthin gekommen.

„Da kam die Schebecke Kanaris' mit günstigem Winde

herangeflogen, ſchnell und ſtill, wie das Verderben; jetzt war der Brander an das Boogſpriet des Admiralſchiffs befeſtigt, und nun zündete Kanaris ihn an.

„Die Lohe ſprang empor, Kanaris zugleich in die Gondel zu ſeinen Matroſen und brach glücklich mitten durch die Linie der Feinde. Lärm und Angſtgeſchrei erfüllten den Hafen. Jetzt flog das Admiralſchiff, wie ein Eliaswagen, donnernd und flammend zum Himmel. Der Paſcha hatte es verlaſſen und wollte in der Schaluppe ſich an das Land retten; doch vergeblich. Die brennenden Schiffstrümmer ſtürzten herunter auf ihn und verſenkten ihn in's Meer. Seine Sclaven riſſen ihn wieder empor, aber gegen ihn war die rächende Gottheit. Sterbend lag er jetzt am Ufer der Inſel, auf ihm die Blutſchuld, über ihm der Fluch ſeiner That und in ſeiner Seele die Verdammniß. Die türkiſche Flotte wurde zerſtreut. Dies iſt der Untergang der Scioten und die Rache an Ali Paſcha!“

Achilleus ſchwieg jetzt, in ſich verſunken. Als er wieder aufblickte, ſah er in die leuchtenden, dunklen, blauen Augen Iſabella's, welche keinen Blick von ihm verwendet hatte.

„Bei ſolchen gewaltigen Erinnerungen,“ ſagte endlich Iſabella, „welche jedes Herz zu Heldenthaten begeiſtern müſſen, kann ich jede griechiſche Jungfrau beneiden, welche einen Bruder hat, der mit für die Freiheit kämpft. Eine ſolche weiß, unter welchem Bilde ſie das junge Heldenthum verehren und lieben kann; ſie kennt Einen, welchem ſie den Lorbeerkranz bei ſeiner Heimkehr auf das Haupt drücken, oder für wen ſie, wenn er ruhmbedeckt den Heldentod ſtirbt, die Todtenklage anſtimmen ſoll.“

„Der Tod für das Vaterland iſt immer ſüß,“ verſetzte Achilleus, „aber es muß unausſprechlich ſchön ſein, wenn im Augenblicke des Verſcheidens das Bild der geliebten Jungfrau vor die Seele tritt. Ich beneide den Kameraden, der lebend und ſterbend die Freiheit unter

dem Bilde ſeiner Braut ſich denken kann. Ich ſelbſt werde bald dort ſtehen bei meinem Freunde Botzaris, für die Freiheit fechten, ſo lange noch ein warmer Tropfen Blut durch mein Herz fliegt, und an Euren Wunſch denken, wenn ich nicht an Euch ſelbſt denken darf!"

„Habt ihr nicht Luſt, Signora Iſabella," rief Antonio ſcherzend, „mit uns dorthin zu ziehen, wo die eiſernen Würfel fallen, — nach dem Peloponnes? Vielleicht gehe ich als Arzt dorthin und kämpfe gegen die Türken mit Charpie und Pflaſter."

„Ich halte Euch beim Worte!" verſetzte Achilleus; „Ihr würdet Ernſt aus Euren Worten machen, wenn Ihr ſehen könntet, wie viele Hundert tapfre Männer an ihren Wunden umkommen müſſen, weil wir keine Aerzte haben."

„Meinetwegen," entgegnete Francesca, „wandert Alle aus; ich bleibe hier in meinem ſchönen Italien! Hier bin ich geboren und hier iſt meine Heimath. Hier will ich auch ſterben, wenn es Noth thut, und — dann bin ich ein Mädchen und kann nur wirthſchaften und fünf Arien zur Zither ſingen."

Eben war Ines hereingetreten und ſprach mit Francesca, welche ſich zu ihr gewendet hatte; Antonio ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Der Ritter läßt uns ſagen," rief Francesca zu Beiden wieder zurückgewendet, „daß er uns erwarte. Ich bin bereit."

„So müſſen wir ſcheiden," ſprach aufbrechend Iſabella zu Achilleus, „und ich werde beten um Gottes Beiſtand für Euch in der Schlacht und Todesgefahr für die Freiheit." Sie reichte ihm die Hand, welche er ergriff und einen Kuß darauf hauchte. Iſabella wandte ſich ſchnell und folgte ihrer Freundin.

Drittes Capitel.

Als die Abenddämmerung angebrochen war, hörte man den Wagen des Grafen in den Hof vor die Wohnung des Spaniers anrollen. Isabella und Francesca erwarteten den höflichen Herrn im großen Saale. Bald trat er selbst herein, Arm in Arm mit dem Ritter, Beide in den Uniformen ihrer Höfe, Beide festlich; doch hatte der Graf voraus die Eleganz des Schnittes und die Anmuth, mit welcher er nicht der Mode, sondern diese ihm zu dienen schien.

So nahte er sich mit klaren, lächelnden Augen den beiden Damen und flüsterte, während er jeder einen Arm zum Führen bot, ihnen zu: „Heute werden Sie zum ersten Mal den Glanz von ganz Europa überstrahlen!"

Zugleich schlugen die Diener des Ritters die beiden Flügelthüren vom Haupteingange des Saales zurück, der Ritter setzte den Treffenhut auf das Haupt, hob mit dem linken Arm den langen Stoßdegen in die Höhe und schritt voran, während sein Haushofmeister mit einem langen Stabe und sein ältester Bediente mit zwei Wachskerzen ihm vorausgingen und die übrige Gesellschaft mit der hinterdrein trippelnden Duenna nachfolgte.

Unten bei dem Wagen angelangt, schlug der Livreejäger des Grafen hastig den Auftritt herunter und riß den Kutschenschlag, zur Seite springend, auf, während Graf Joseph zuerst die Damen, dann den Ritter hinein becomplimentirte und sich dann schnell und leicht hineinschwang. Jetzt flog der Kutschenschlag zu, der Jäger

wieder hintenauf und die Kutſche raſſelnd durch die Straßen nach dem Theater.

Obgleich der Magiſtrat zur Unterſtützung der Polizei auch noch ein Commando öſterreichiſcher Grenadiere ſich erbeten hatte, ſo war es dem Grafen und ſeiner Geſellſchaft doch kaum möglich, den Eintritt in das Theater zu gewinnen.

Aber welches Gluthmeer von tauſend und wieder tauſend, zu brennenden Sträußern vereinigten Wachskerzen überraſchte ſie, als ſie in die Loge eintraten! und doch ward dieſer Glanz noch überboten von den aus allen Logen flammenden Diamanten, Rubinen und anderen köſtlichen Edelſteinen. Alles, was die große Welt an Pracht darbieten kann in allen Formen, Koſtümen und Koſtbarkeiten, war hier in den Hauptlogen vereinigt. Die mit Orden überſäeten, hochaufgewölbten Buſen der Mächtigen blitzten, wie Sternenſyſteme in klarer Winternacht; mit ihnen wetteiferten die Damenlogen, welche von Diamanten, wie mit hellen Regentropfen, in welchen ſich die Sonne ſpiegelt, überſprüht ſchienen. Nie mehr werden die Kleider- und Haarkünſtler von einer gleichen Ausſtellung ihrer Künſte erzählen können. Dieſer Abend hatte ihren raffinirteſten Scharfſinn und ihr ganzes Genie erſchöpft. Jede Loge war in der Pracht der Gewänder und des Schmuckes ein Triumph der damaligen Mode.

Das Theater war allmälig vollgedrängt von Zuſchauern vom Parterre bis in die äußerſte, oberſte Reihe hinauf. Prinzen, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicegrafen und Barone grüßten mit vertraulichem Nicken Marſchälle, Generale, Obriſten und Majore, und dieſe neigten ſich ehrerbietig vor den Staatsminiſtern und Geſandten. Alle ſich hin- und herneigenden Ordensbänder, Kreuze und Sterne machten den Eindruck eines Blumenbeetes, in welchem ein linder Abendwind wehte. Man mußte Jouy Recht geben, welcher nach Paris berichtete, daß das royaliſtiſche Europa an dieſem Abende in die Blüthe geſchoſſen ſei.

Graf Joseph hatte hinter den Stühlen seiner Damen Platz genommen, heiter beflissen, ihnen der Reihe nach die merkwürdigsten Personen in dem Kopf an Kopf vollgedrängten Hause zu bezeichnen.

„Dort in der Mittelloge," flüsterte er zu Isabella, „der Bühne gegenüber, in dem reichgestickten Fracke mit dem Ludwigskreuze, in imposanter Haltung unveränderlich aufrecht stehend, ist der Graf von Caraman, der französische Botschafter in Wien. Ihm gegenüber erblickt man den Grafen von Lieven in dunkelgrüner Uniform, in der Pracht der Stickerei und der herabhängenden Ketten von massivem Golde; etwas entfernter erschienen eben so reich kostümirt die russischen Grafen Nesselrode, Pozzo di Borgo und Herr von Tatitscheff. Dort sehen Sie meinen Fürsten, meinen Chef und Gönner mit dem höchsten Schmucke aller Ehrenzeichen, mit welchen die Herrscher Europa's seine Brust überschüttet haben. Kaum wetteifert mit ihm nebenan der lange, schmächtige Herzog von Wellington in der Uniform des Großmeisters der Artillerie. Es fehlt nur der Fürst Esterhazy, dessen Diamanten vielleicht über Alle den Ausschlag geben könnten."

„Und wer ist denn die prächtige Frau," fragte Isabella, „dort in dem Kleide von Brüsseler Spitzen auf weißem, transparenten Atlas?"

„Sie meinen die Fürstin dort, mit einem Nelkenkranze um das Haupt, welcher die Haare so zurückhält, daß man darunter das in bläulichrothen Blitzen spielende Diadem hervorstrahlen sieht, über welches die einzelnen Locken schmachtend herunterfallen?" —

„Es ist," versetzte Francesca übermüthig, „die Wittwe Napoleon's!"

Der Graf trat bei diesen Worten, wie erschreckt, einen Schritt zurück und fragte dann, um Francesca nicht antworten zu dürfen, Isabella, „ob sie schon etwas Aehnliches erblickt hätte?"

„Nur einen Schatten von dieser Herrlichkeit," versetzte sie, „und zwar bei einem Stiergefecht in Toledo, wo

brennender Sonnenſchein und ſpaniſche Augen noch heller funkelten, als dieſe Edelſteine und die Meſſer des Matadors!“ —

Jetzt erſchütterte eine ſchmetternde Fanfare das Haus, alle Zuſchauer erhoben ſich und tauſend Farben in Schleiern, Federn, Bändern und Steinen ſchimmerten durcheinander; in der mit rothem Sammet und Goldſtickerei drapirten Hauptloge erſchienen die höchſten Monarchen Europa's. Sie trugen öſterreichiſche Uniform, der Kaiſer Alexander die Oberſtuniform ſeines ungariſchen Regiments.

Graf Joſeph hatte Franceſca feſt in das Auge gefaßt, doch bemerkte er keine beſondere Veränderung in ihrem Geſichte, nur erſt, als er ſagte: „Die beiden Kaiſer Oeſterreich's und Rußland's!“ erweiterten ſich ihre Augen, als wollten ſie ſich an einem einzigen Anblicke ſättigen.

„Ob Alexander der ſchönſte Mann iſt, für den man ihn hält,“ fuhr der Graf weiter fort, „muß ich den Damen zur Entſcheidung heimgeben, ſo viel nur kann ich behaupten, daß er das größte und edelſte Herz der Welt in ſeiner Bruſt trägt. Blond und hoch, wie ein Hohenſtaufe, iſt er romantiſch und ritterlich, wie der Held einer Sage aus alter Zeit. Er hat das doppelte Glück, Ueberwinder der Männerheere und Beſieger der ſprödeſten Damenherzen zu ſein. Welche Feſtung könnte ſich auch gegen die Sonne ſelbſt vertheidigen! Ich mag es wohl glauben, daß er gerade für ein ſtolzes Damenherz am Gefährlichſten iſt.“

Franceſca's Blicke ruhten während dieſer Lobpreiſung auf den Spitzen, welche vor ihrem Buſen zitterten, ſie ſagte Nichts dagegen, doch ſchlich ein jedes Wort, welches Joſeph zwiſchen ſie und Iſabella hereinflüſterte wie eine kleine, glatte Schlange in ihre Seele hinein.

Jetzt begann die Oper: „l'inganno felice“ von Roſſini und die Crivelli, Paſſerini und Galli boten ihre äußerſten Triller auf, ſich den Beifall der erlauchten Verſammlung zu erwerben.

Doch war an diesem Abende das Schauspiel vor der Bühne fesselnder, als das, welches auf ihr dargestellt wurde. Das Auge machte immer neue und unvergeßlichere Entdeckungen, indem es von Loge zu Loge trunken umherirrte.

Nur ein Zuschauer, welcher unten beim Eingange in das Parterre, wie ein Tannenbaum über Buschwaldung, mächtig emporragte, hielt seine Augen auf einen einzigen Punkt hin gerichtet, von wo ihm selige, freundliche Blicke entgegenkamen. Es war Achilleus, welcher diesen glücklichen Platz gewonnen hatte, wo er Isabella lange und ruhig ansehen durfte.

Seit dem Augenblicke, wo sie bei dem Gange zur Einweihung der Capelle von den Treppenstufen herab strauchelnd in seine Arme gesunken, war ihr Bild nicht aus seiner Seele gewichen. Er fühlte es in seiner Brust, wie zwei Hände, welche ihm das Herz abzufangen suchten. Sie stand, wie ein lichter Mond, in ihm, vor welchem seine Geschäfte und Sorgen immer, wie sich kreiselnde, silberne Wolken, vorüberflogen.

Als er aber jetzt bemerkte, daß auch ihre Blicke sich zuweilen verstohlen herunterschlichen, da jauchzte sein Herz hochauf in wildem Jubel der neuen, noch nie empfundenen Leidenschaft.

Das argwöhnische Auge des Grafen Joseph hatte dieses Alles bemerkt; während er in das Textbuch zu blicken schien, wußte er den Augapfel so zu halten, daß er Beide immer im Blicke behielt. In seiner Seele hob sich, wie eine listige, grimmige Schlange, die Eifersucht empor und zugleich stand mit einem Male Isabella so reizend, so begehrenswerth vor seiner Seele, daß er von diesem Augenblicke an in verliebtem Hasse sie zu erobern beschloß, selbst auf die Gefahr seiner Freiheit hin.

In einer Menschenseele haben neben einander so viele Gedanken Raum, daß er zugleich ihren alten Adel mit dem seinigen der jüngeren Zeit angehörigen und seinen

Reichthum mit ihren Verbindungen am ſpaniſchen Hofe abwog.

Während Alles in ihm ſo glühte und gährte, war ſeine Seele, wie ſiedendes Blei, welches die fürchterliche Gluth mit dunkeln Häutchen bedeckt. Er hielt ſeine Augen ſo lange auf die Buchſtaben des Textes, welche ihm, wie Ameiſen, durcheinanderliefen, bis er wieder die Aufſchrift: „l'inganno felice“ leſen konnte und daraus merkte, daß er ſeinen Blick wieder in der Gewalt hatte. Er fühlte an ſeine Stirn, ſie war eiskalt, und nun trat er aus dem Schatten vor an die Brüſtung der Loge und fixirte mit dem Operngucker ruhig den Neugriechen. Kaum bemerkte jedoch Achilleus, daß er beobachtet wurde, ſo zog er ſich zurück und drängte ſich hinaus, um den Ausgang zu gewinnen, wo er Iſabella beim Einſteigen in den Wagen noch einmal zu ſehen hoffte.

Der Ritter, welcher hier den ganzen Hof von Madrid zu vertreten glaubte, ſtand jedoch an ſeinem Platze, wie eingewurzelt, mit geradeaus ſehenden Augen, welche gar Nichts zu bemerken ſchienen, doch war ihm nicht entgangen, daß verſchiedene, reichdecorirte, ruſſiſche Fürſten und Grafen Joſeph vertraute Grüße zugewinkt hatten. Wenn der Graf es darauf abgeſehen hatte, ſich dadurch bemerklich zu machen und bei dem Ritter ein einflußreiches Anſehen zu gewinnen, ſo war ihm ſein Vorhaben gelungen. Der Ritter legte ſeit dieſem Abend etwas Feineres in ſein Benehmen gegen den Grafen.

Jetzt ging jedoch der erſte Act zu Ende, die Monarchen grüßten mit Verneigung das aufſtehende Publikum und entfernten ſich; Alexander führte die Kaiſerin von Oeſterreich und Friedrich Wilhelm die Erzherzogin Marie Louiſe bei dem Ausgange an ihre Wagen.

Die Entfernung der höchſten Herrſchaften gab das Signal zum Aufbruche der übrigen Hoheiten, welche ihre Würde durch längeres Verweilen nicht gefährden wollten, ihnen ſchloſſen ſich auch der Ritter Malavilla mit ſeinen beiden Begleiterinnen und Graf Joſeph an.

„Werden Sie," sprach Graf Joseph zum Ritter, „nunmehr Vertrauen fassen auf die Aufrechthaltung der absoluten Throne?"

„Ich habe," versetzte der Ritter, „daran gedacht, daß mein Herr und König in demselben Augenblicke, wo die übrigen Herrscher Europa's im Theater in Glanz und Macht vereinigt ruhig zusammensaßen, in schmachvollster Knechtschaft schmachtet und sich nach Rettung sehnt."

Bei diesen Worten traten sie aus dem Schauspielhause hervor; Achilleus stand seitwärts an dem einen Thürpfeiler des Ausganges. Der Graf warf ihm im Vorbeigehen einen vornehmen, kalten Blick zu, Isabella aber ließ heimlich ihren Fächer fallen, welchen Achilleus schnell aufhob und an seiner Brust verbarg.

Joseph bemerkte diese Bewegung, aber schon drängte die herauswogende Menge sich zwischen ihn und Achilleus, welcher sich in ihren Wogen verlor.

Viertes Capitel.

Wer sich im Genusse des Schönen nicht stören lassen will, der muß sich hüten, in die heimlichen Werkstätten zu sehen, wo es bereitet wird. Wer sich an einer üppig süßen Frucht erquickt, der darf nicht nachgrübeln, woraus die Wurzeln die Säfte dazu unter der Erde bereitet haben. Doch, wer auch die Nachtseite der Mächtigen und Herrlichen kennen lernen will, der darf sich nicht scheuen, aus dem Lichtmeere des Veroneser Theaterabends dem Erzähler in ein düsteres Gewölbe nachzufolgen und dort den Chevalier Bartolo zu belauschen.

In diesen Gemache befindet sich kein einziges Fenster, es ist nur erhellt von einer Lampe, welche über der großen Tafel hängt, an welcher der Chevalier arbeitet. Vor ihm steht ein großer Kasten voll versiegelter Briefe, zu seiner Rechten ein Kohlenbecken, auf welchem sich ein Kessel siedendes Wasser befindet. Er hält jetzt einen, mit einer Oblate versiegelten Brief eine Zeitlang über das Wasser in den heißen Dampf, betrachtet zuweilen das Siegel, hält es wieder in den Dampf, dann fährt er mit einem dünnen, scharfen Messer unter den Aufdruck des Petschafts hinein und der Brief ist geöffnet. Mit einem Blicke hat er den Inhalt überpflogen, ihn wieder zusammengebrochen, auf die Stelle, wo die Oblate, gelegen, mit einem kleinen Malerpinsel ein wenig Buchbinderkleister aufgetragen und den Brief wieder verschlossen, daß auch nicht das argwöhnischste Auge eine Verletzung des Siegels zu bemerken im Stande

sein würde. Nach dieser Handhabung wirft er den Brief in einen zweiten Kasten, welcher neben ihm auf der Erde steht. Jetzt nimmt er einen andern, welcher mit Siegellack zugesiegelt ist. Der Chevalier macht damit wenig Umstände; mit einem heißen Messer löst er das Siegel von der Unterlage ab, öffnet ihn und liest.

Jetzt zieht er seine Brieftasche hervor und copirt schnell den Inhalt; dann bringt er etwas heißes Siegellack, welches er am Feuer flüssig gemacht, auf die Stelle, wo das Siegel aufgelegen, drückt den Brief wieder zusammen, beschaut lächelnd sein Meisterstück am Lichte und wirft ihn dann in den Kasten auf der Erde.

Er nahm jetzt einen andern Brief, welcher ihm besonders geschickt couvertirt schien; kaum hatte er jedoch das Siegel an der Lampe besehen, so sagte er für sich: „Von den Grafen? — Du zuerst darfst nicht ununtersucht passiren; aber mit welch' verdammt feinem Lack, welcher dazu noch oblaten dünn aufgetragen, hat er den Brief versiegelt! Also an den Präsidenten, den alten Fuchs, er ist gerichtet? — Dieser Brief gehört vor mein eigenes Gericht!" Während er sich so mit sich selber unterhielt, hatte er verschiedene Stempelstöckchen, in welchen unten ein Ausschnitt sich befand, um ein Petschaftblatt aufzunehmen, über das Siegel probirt; eins davon paßte. Er knetete nunmehr Wachs, drückte es auf das Siegel, nahm es ab, bestrich es dann mit flüssigem Gyps und paßte den Stempel darauf. So ließ er es eine kleine Weile stehen, während er andere Briefe untersuchte, und entweder ohne Weiteres in den Kasten warf, oder erst dann, wenn er sie geöffnet und übersehen hatte.

Jetzt löste er daß Stempelstöckchen vom Wachse ab und fand, daß das Siegel rein abgedrückt war. Schnell war das Siegellack mit dem heißen Messer abgeschabt und der Brief geöffnet. Der Chevalier las:

„Der Chevalier Bartolo, der Corse, ist wieder zum Rapporteur angeworben. Er und seine Agenten

sind thätig in allen Regionen der Gesellschaft, um Ihren vielbeschäftigten Freund allwissend zu machen. Da es aber immer gefährlich bleibt, einem so unternehmenden Menschen sich anvertrauen zu müssen, so bitte ich Eure Excellenz, den Franzosen Arnaud mir zu senden, damit er den Chevalier beaufsichtige. Noch frage ich an: auf welche Weise Dieselben seinen Mund zu versiegeln gedenken, wenn ich ihn nach Beendigung des Congresses Ihnen zusenden werde?"

Der Chevalier zuckte empor und murmelte: „Pest und Teufel! Ist das so gemeint? Ich danke verbindlichst, Herr Graf, für die Beaufsichtigung und das Mundstopfen! Ich danke!" — Sein Gesicht verzerrte sich jetzt zu einem häßlichen Lächeln. Er verschloß, während er wüste Worte in sich hineinmurmelte, wieder den Brief mit dem in Gyps geformten Siegel und warf ihn mit verächtlicher Miene in den Kasten.

Er nahm jetzt wieder andere und immer andere Briefe, öffnete sie mit den verschiedenartigsten, niedlichsten Instrumenten, bald so, bald anders, zeichnete daraus Einiges in seine Brieftasche auf, schloß sie wieder, nahm wieder andere, deren Aufschrift schon allen Verdacht beseitigte, als wenn der Inhalt von besonderem Interesse für ihn sein könnte, und warf sie zu den anderen, welche besichtigt waren.

So arbeitete er bis tief in die Nacht hinein.

Endlich kam er mit seiner Beschäftigung zu Ende. Er nahm ein Glöckchen und schellte damit. Auf dieses Zeichen trat ein höckeriges, einäugiges Männchen herein. „Das dauerte lange," flüsterte er, „das war eine Henkersarbeit!" —

„Schweig'! Schwätzer. Hier hast du dein Schloß vor den Mund! und kann die Zunge sich dann noch nicht bändigen, — so —"

Der Chevalier sprach den Satz nicht aus, sondern machte nur eine drohende Bewegung mit der Hand.

Der Alte lächelte schüchtern und sagte: „Ei, was geht das Alles mich an? — Ich bin ein armer, alter Kerl, den die Welt zeitlebens mit Füßen getreten hat, und ich sehe nicht ein, warum ich das Bischen Glück, das ich da zum ersten Mal in Eurer Hand finde, nicht hinnehmen soll!“

„Alle Briefe hier gehen an ihre Adressen!“

Der Alte nahm den Briefkasten und entfernte sich. Der Chevalier aber setzte und legte Alles in Ordnung, nahm dann seine kleine Blendlaterne, welche er anzündete, löschte die herunterhängende Lampe, die stumme Vertraute seiner stillen Arbeit, aus und begab sich hinweg.

Jetzt schlugen von Außen die Thüren zu, der Schlüssel drehte sich im Schlosse um, und dann verhallten die Schritte des Chevaliers im Corridor.

Es war nun im Gewölbe todtenstill; nach einer Weile aber regte es sich in allen Winkeln, viele kleine, glitzernde Augen begannen zu blitzen, jetzt sprang es auf den Stuhl und jetzt auf den Tisch, und nun bildete sich ein Kreis von Ratten um das warme Kohlenbecken. Eine um die andere schien sich ihre Pfötchen zu wärmen, während viele andere die Köpfchen zusammensteckten und von wunderlichen Dingen und umgehenden Gespenstern sich schauerliche Geschichten zu erzählen schienen.

Ein ebenso heimlicher Congreß fand in einer einsamen verfallenen Hütte, außerhalb der Stadt, in einem verwilderten Garten statt. Der Mond war untergegangen und der Himmel war dicht umwölkt, ein feiner, schauriger Regen wehte mit kalter Novemberluft über die Eisberge der Alpen herüber. Verona lag öd und lichtlos, wie ein großer, trauriger Kirchhof, unten zwischen den Festungsmauern. An der Hütte im Garten zog die Etsch zur Stadt hinunter, um ihr Leid und ihre schluchzenden Wellen hineinzugießen in das adriatische Meer.

Ueber die eingefallene Mauer des Gartens durch Nesseln und Brombeernbüsche krochen jetzt zwei verhüllte Männer.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Wir kommen doch nicht fehl?“ murmelte der Eine; „Wir sind am Ziel!“ der Andere.

„Ein abscheuliches Wetter!“

„Es meint es gut mit uns und giebt uns Sicherheit!“

„Hu, da liegt ein Mensch im Grase!“

„Eine umgestürzte, verwitterte Statue. Halt' dich links!“

„Wo bist du?“

„Hier! hier ist meine Hand, Bajonna!“

„Aber wo ist endlich das Haus?“

„Wir stehen gleich davor; — hier kriech' durch, ich biege eine Cypressenstaude zur Seite.“

Mit diesen Worten nahten sich Beide der verfallenen Hütte.

In dieser waren schon drei andere, in Mäntel verhüllte Menschen versammelt. Auf dem zerbröckelten Estrich stand eine verdeckte Lampe, so daß ihr Licht nur einen schwachen Dämmerschein in ihrer Nähe verbreitete, und die Wände unbeleuchtet blieben. Vor der Lampe stand ein Kästchen, sonst war weiter kein Gegenstand in dem öden Gemache zu erblicken.

Die drei umherstehenden Männer hatten ihre Hüte tief in die Stirne gedrückt und sich in ihre Carbonaromäntel gehüllt, so daß von den Gesichtern nur die wilden, brennenden Augen sichtbar waren.

Jetzt pochte es dreimal an die von innen verriegelte Thüre an. „Wer da?“ rief der Eine der Vermummten, während jeder von ihnen eine Pistole herauszog, jedoch ruhig wieder beisteckte, als durch das Schlüsselloch geantwortet wurde: „la povera Italia!“ — Die Thüre wurde auf diese Parole geöffnet, und herein traten die beiden andern Vermummten.

Nachdem sie sich gegenseitig mit Handschlag begrüßt hatten, stellten sich diese fünf Personen um die Lampe, und der, welcher zuerst gesprochen hatte, eröffnete die Versammlung mit der Anrede:

„Wo fünf der Unſern ſich treffen, iſt eine Loge verſammelt. Bajonna von Neapel, woher kommſt du in der Stunde der Mitternacht?“

Einer der Zuletztgekommenen trat näher, enthüllte ſein Geſicht, welches todtenbleich und eingefallen war, und entgegnete: „Aus Ketten und Gefängniß, vom Mahle der Verzweiflung! Vom Todtenbette der Freiheit!“

„Wer kommt mit dir?“

„Die Geiſter Morelli's und Silvati's!“

„Todt? Beide todt?“ murmelten die Vermummten entſetzt unter einander.

„Todt, wie der Gott der Hoffnung! Ich bringe Euch ihren letzten Gruß! Mittwochs Abends vor drei Wochen waren die beiden Verurtheilten in die Capelle gebracht, wo ſie, umgeben von Prieſtern, die Nacht zubringen mußten. Silvati lieh ihnen Gehör, beichtete und empfing die letzte Oelung.“

„Schmach über ihn!“ riefen dumpf die Vermummten.

„Vergebt ihm; denn furchtbar iſt die Stunde vor dem Tode! Morelli, der brave Carbonaro, iſt verſtockt geblieben, wie ſie ſagten; er iſt ein Mann geblieben, ſpreche ich! Er hat ihnen geſagt in die blinzelnden, zuckenden Pfaffengeſichter hinein: daß er nicht an die Kirche und ihre Dogmen glaube und die Prieſter verachte!“

„Morelli!“ riefen die Vermummten, — „Bewunderung und Ehre ſeinem Geiſte!“

„Donnerſtag um 7 Uhr Morgens,“ fuhr Bajonna fort, „wurden Beide hinaus vor das Thor von Capua geführt. Man hatte ihre Augen verbunden, ihre Geſichter mit ſchwarzem Flor umwunden, ihnen Schuhe und Strümpfe ausgezogen und ſie in Oberröcke von grobem, ſchwarzen Zeuge geſteckt. Mit feſten, ruhigen Schritten gingen ſie der Guillotine entgegen. Zwei Prieſter, mit dem Crucifix in der Hand, gingen ihnen zur Seite.

„Als Silvati an das Blutgerüſt gelangt war, kniete er auf die Stufen nieder und betete mit ſeinem Prieſter. Morelli blieb ſtehen, weigerte ſich, dem geiſtlichen Zuſpruch

das Ohr zu leihen, und rief: „Er will mich betrügen!“ Als der Prieſter ihm abermals mit den Worten: „Gott iſt gerecht!“ zuzuſprechen anfing, erwiederte Morelli: „Nicht für mich; ich war ſtets ein ehrlicher Mann und ſterbe doch wie ein Verbrecher!“ — Dann ſtürzte er auf die Kniee und warf ſich mit dem Rufe: „Es lebe Italien!“ unter die Guillotine. Seinem entſeelten Körper iſt ein Grab in geweihter Erde verſagt worden.“

Jetzt ſchwieg Bajonna, die Umſtehenden ſchauerten in ſich ſelbſt hinein; der Sprecher aber fragte weiter: „Sind die übrigen Brüder ſicher?“

„Das Beil,“ verſetzte Bajonna, „züngelt über dem Nacken Aller, welche nicht entflohen ſind.“

„Welche Hoffnung bringſt du für die Zukunft mit?“

„Keine! Ich komme, um Rache zu fordern für Morelli und Silvati!“

„Rache?“ fragten die Vermummten.

„An dem Einen, der uns Alle in das Verderben geſtürzt hat! Hört an!

„Zu Anfange des vorigen Jahres erſchien in Neapel ein Chevalier Bartolo, dem Anſchein nach einer der begeiſterten Anhänger der guten Sache. Er wußte als alter franzöſiſcher Officier das Vertrauen mehrerer Eingeweihten zu erwerben, und ſo gelang es ihm, ſich in unſere Loge aufnehmen zu laſſen. Doch bald erregte er die Aufmerkſamkeit des namenloſen Oberen. Schon waren die Dolchbrüder gewählt, ihn unſichtbar zu machen, als er plötzlich in einer Nacht mit den wichtigſten Papieren verſchwunden war. Am nächſten Morgen wurden die tüchtigſten Bundesmitglieder verhaftet und auf Thatſachen und Pläne hin, von welchen nur der Chevalier wiſſen konnte, gerichtet und zum Schaffot oder Galeere verdammt. In der letzten Verſammlung am Avernerſee erhielten wir aus England die Botſchaft, daß der Chevalier im Solde des Grafen Joſeph als deſſen geheimer Polizeiſpion und Agent ſtehen ſolle.

„Er ſterbe!“ riefen die Vermummten.

„Er sterbe! — Er ist wieder hier während des Congresses in Verona, um das Netz des Verderbens weiter zu stricken! — Silvati fordert von Euch des Mannes Blut!“

„So frage ich die Loge: ist der Mann des Todes schuldig?“

„Schuldig! Schuldig! Schuldig!“

„Werft das Loos!“ rief der Sprecher, kniete nieder und ließ drei Würfel auf den Boden rollen. Ein Anderer zählte die Augen und rief: „Sieben!“ —

Jetzt warf der Zweite, dann Bajonna. Kaum übersah dieser die Würfel, so zuckte er krampfhaft zurück, starrte wieder auf die Augen der Würfel hin und stöhnte fast kaum vernehmbar: „Es ist ein Pasch von funfzehn!“ —

Jetzt warfen auch die zwei Uebrigen. Der Wurf Bajonna's blieb der beste.

„Bluträcher, tritt vor!“ rief der Sprecher, indem er sich das Kästchen aufschließen ließ, es öffnete und einen weißen Todtenkopf daraus hervorhob.

„Fürchtest du den Tod?“

„Nein! Nein!“

„Lege die drei Finger der rechten Hand auf diesen Schädel und schwöre:

„Bei dem lebendigen Herzen in meinem Leibe schwöre ich, den Chevalier Bartolo als Spion und Verräther zu tilgen von der Erde; verflucht sei seine Seele, sein Odem, sein Gebein! Wie ich verflucht sein will, lebt der Verräther noch drei Mondes-Wechsel lang!“

Der Bluträcher sprach schwörend diese Worte nach.

„Schwöre weiter:

„Und sollte ich aus Feilheit, Feigheit oder Schwachheit einem Richter, einem Priester oder einem Schergen, oder sonst wem den Namen eines Bundesbruders nennen, so biete ich mein Haupt der Keule, meinen Hals dem Strange, meine Brust dem Dolche und mein Andenken der Schande! — Ich will Ver-

rath und Meineid von mir wenden und lieber ehrlich sterben, als schuftig leben. Amen.“

Als der Bluträcher auch diese Worte gesprochen hatte, umarmten und küßten ihn alle Uebrigen.

Dann entfernte sich Einer nach dem Andern, der Letzte löschte die Lampe aus, nahm das Kästchen an sich und verschloß die Thür des verfallenen Gartenhauses, in welchem Nichts vom Leben zurückblieb, als die Schwämme, welche ungestört fortwucherten in dem tropfenden Moder der Wände.

Fünftes Capitel.

Achilleus hatte sich spät in der Nacht auf sein Lager geworfen, welches auf dem Estrich seiner Stube bald gefunden war. Ein Teppich und seine Kapuze, in welche er sich wickelte, genügten ihm. Wie er sein Gebet zur heiligen Panagia gesprochen hatte, war es ihm, als sehe er sie riesig hoch über dem Taygetes herüber wandeln, in der rechten Hand Scepter und Schwert und in der linken als Reichsapfel die Sonne von Griechenland, unter ihren Füßen den türkischen Mond. Wie so die Panagia hinwandelte, sah er ihr goldenes Haar, wie Ströme über Bergesrücken, herunterwallen und ihr blaues, langherabfallendes Gewand über das wogende Meer dahinschleppen. Indem er den Saum ihres Gewandes küßte, war es ihm, als sänke er tief herab, bis ihm die Sinne vergingen und er Nichts mehr vernahm, als den Ruf des Kukuks von den coccygischen Bergen und den Schlag der Wachtel aus weiter Ferne. Jetzt streifte das Gewand der Panagia über duftende Kornfelder und Weinreben und über unendliche, purpurglühende Rosengebüsche, aus welchen, wie tönende Meßnerglöckchen, Schwärme von Nachtigallen singend emporflogen, — und in die wasserfrische Luft von Meer, Gebirg, Quellen und Strömen goß der an Berghängen blühende Thymian, der Rosmarin und das Geißblatt neuen Duft, daß seine Brust vor Entzücken sich schwellte und seine Seele trunken jauchzte: „Hellas! mein Vaterland!“

Da kam es ihm vor, als würde plötzlich von seinem innern Auge ein Schleier hinweggezogen, und unter sich

ſah er die Hörner des Parnaſſes, den Golf von Korinth, nordwärts und jenſeits der Ebenen von Theſſalien den Olymp mit dem kryſtallenen, ſchneeglänzenden Gipfel und weithin Achaja, Argolis, Elis und Arkadien und das unendliche Meer. Nun verwirrten ſich wieder die Bilder in ſeiner Seele, betäubt vom Rauſchen der Wälder und der Gewäſſer. Da war es ihm endlich deutlich, daß er mit vielen tauſend anderen Jünglingen, welche ſich die Stirn mit Roſenkränzen umwunden und dem Tode geweiht hatten, in den heiligen Kampf gegen die türkiſchen und ägyptiſchen Paſchen zog. Wie ein weißes Mohnfeld, lag unter ihnen ausgebreitet mit unzähligen Zelten das Lager der Barbaren. Es war Nacht, und doch Alles deutlich zu ſehen, denn die Panagia hielt ein Schwert hinunter, welches, wie ein Meteor, hellaufleuchtete, jetzt aber wieder verſchwand und Alles in Nacht und Dunkel begrub. Sie zerbrachen jetzt die Scheiden ihrer Schwerter und flüſterten unter einander: „Sieg oder Tod!“ Dann beſtimmten ſie das große Zelt in der Mitte des Lagers zum Sammelpunkte und in einzelnen Abtheilungen ſchlichen ſie behutſam hinunter. Auf den nachgeahmten Ruf der Nachtigall, welcher jetzt erſcholl, wurden die ſchlafenden Wachen niedergeſtreckt, auf einen zweiten Ruf würgten ihre Schwerter mitten im Lager und nun wogte Alles in Finſterniß und Kampf gräßlich durch einander. Jetzt wurde ſein Traum ſinnlos und chaotiſch; nun aber hörte er Flöten, Trommeln und Siegesjubel. Aus den Dörfern und Städten ſtürzten Greiſe, Weiber und Kinder heran und löſten die Ordnung des Heeres. Jeder ſeiner Kameraden drückte einen jüngeren Bruder oder Schweſter, oder ſein Weib, oder ſeine Braut an ſein Herz, nur er war allein. Jetzt theilten zwei weiße Arme den an der Straße neben ihm blühenden Oleanderbuſch, und ſie ſchlangen ſich um ſeinen Nacken, und er rief vor Freude laut weinend: „Iſabella! Iſabella!“ Mit dieſen Worten wachte er auf. Der helle Tag hatte ihn überraſcht und vor ihm ſtand Iſabellens Duenna.

„Ja freilich," ſagte liſtig lächelnd die Alte, „komme ich von Donna Iſabella; freilich muß man gleich am frühen Morgen auslaufen, wenn der Don nicht merken ſoll, daß der ſchönſte chineſiſche Fächer von der Welt verloren gegangen iſt und ihn eine wildfremde Nation gefunden hat. Kann man Euch Männern denn gleich trauen? Ihr habt den Weibern wohl ſchon mehr geſtohlen, als einen Fächer. Man muß Euch gleich hinterdrein ſein und Euch auf die Finger klopfen, daß Ihr fremdes Gut wieder fallen laßt. Verſtellt Euch nur nicht, als wüßtet Ihr von Allem Nichts! — So ſind ſie Alle, erſt mit Blicken und Rehfüßchen um die Dame herum, — bis ſie ein ſogenanntes Andenken geſtohlen haben, um damit vor der Welt zu prahlen! Was denkt Ihr denn in Eurer grünen Jugend, als ob die Ehre einer vornehmen, ſchönen Donna nicht gehütet werden müßte, wie des Kindes Augapfel! — Nur heraus mit dem chineſiſchen Fächer! Ich weiche nicht von der Stelle, ich laſſe mich nicht hinausbecomplimentiren!"

„Was haltet ihr denn von mir? Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen!" verſetzte lachend Achilleus. „Aber ſetzt Euch ein wenig nieder, und laßt mit Euch reden; Ihr ſeid alſo die Duenna der ſchönen Iſabella aus Spanien?"

„Aus Catalonien! Freilich iſt ſie ſchön, wie ein Altartüchelchen! Ich will mich nicht eher ſetzen, bis ich den Fächer meiner gnädigen Iſabella wieder bekommen habe. Es haben mehr Leute geſehen, wie Ihr, ja gerade Ihr, den Fächer aufgehoben habt."

„Warum ſoll ich Euch den glücklichen Fund verläugnen?" ſagte Achilleus, nahm den Fächer, drückte einen Kuß darauf und gab ihn der Alten. Dieſe aber nahm ein ſeid'nes Tüchelchen aus der Taſche und wiſchte die Stelle ab, welche Achilleus' Lippe berührt hatte und zankte für ſich: „Das nenne ich dreiſt! Wenn das unſer Don geſehen hätte, der arme Fächer müßte in das Feuer wandern." Mit dieſen Worten ſchlug ſie den

Fächer auf, welcher so zart und fein aus dünnen Elfenbeinblättchen gearbeitet war, daß er wie aus zierlich gemusterten Brüsseler Spitzen verfertigt zu sein schien.

Während die Duenna sich das Aussehen gab, als betrachtete sie die seltsamen Figürchen der darauf befindlichen Drachen und Mandarinen, blickte sie durch die durchbrochenen, kleinen Zwischenräume und belauschte den Griechen, um aus seinem Gesichte und Mienen seine Gemüthsart kennen zu lernen. Er schien ihren Beifall zu haben. Achilleus, welcher errieth, daß die Alte ihn ausforschen wollte, glaubte nichts Besseres thun zu können, als sie zu gewinnen. Er nahm aus seinem Reisekästchen eine schöne Kette, an welcher türkische Goldstücke hingen, und ließ die Glieder spielend durch seine Finger gleiten, während die Duenna durch die Fensterchen des Fächers dem Spiele neugierig zusah.

Endlich nahm er das Wort: „Habt ihr nie gehört, daß selbst ein grausamer, stolzer, mächtiger Löwe sich an einem gold'nen Kettchen herumführen ließ?"

„Viele Menschen," versetzte die Duenna, „lassen dies umsonst an ihrer Nase geschehen, — was meint Ihr denn mit Eurer klugen Frage?"

„Ich möchte Euch diese gold'ne Kette mit den daran klimpernden Goldstücken um den Hals hängen, und es müßte Euch sehr schön lassen, wenn ich damit Euren Schutz mir erwerben könnte. Bei den großen Heiligen in unsern Kirchen weiß man gewiß, daß sie die Hände segnen, welche nicht leer zu ihnen kommen, aber die Menschen sind oft anders gesinnt."

„Wozu braucht Ihr," erwiederte die Duenna, „auch den Schutz einer alten Frau? — Ihr spottet recht herzhaft über mich!"

„Seid Ihr nicht täglich und stündlich um Donna Isabella? — Könnt Ihr nicht sprechen von mir?"

Warum? Warum von Euch sprechen?

„Weil es mich glücklich machen würde, wenn Isabella recht gut von mir dächte; daher wäre es sehr gut von

Euch, wenn Ihr zu allererſt mit ihr über mich in allem Guten zuweilen ſprechen möchtet!“ Mit dieſen Worten ließ Achilleus die gold'ne Kette in ihren Schoos fallen.

Die Duenna rief wie erſchreckt: „San Jago! was ſoll ich mit dieſer Pracht und Herrlichkeit? Das iſt viel zu koſtbar für mich, und Ihr müßt am Ende es bereuen, ſo einen großen Schatz weggeworfen zu haben.“

Achilleus, welcher die Abſicht der Alten errieth, bedachte ſich nicht und erzählte: „Mein Oheim hat fünf Schiffe auf dem Meere, welche Getreide von Alexandrien nach Marſeille führen, und im Peloponnes beſitzt er große, reiche Landſtecken; ich bin ſein zukünftiger Erbe.“

„Alſo ſeid Ihr ein griechiſcher Marquis?“

„Wir gehören zu den fürſtlichen Geſchlechtern der Phanarioten.“

Die Alte hatte bei dieſer Unterredung zuerſt die Augen groß gemacht und den Kopf wohlgefällig herüber und hinüber gewiegt; dann hatte ſie die Füße zurückgezogen und ſich gehoben, jetzt aber ſtand ſie und machte einen tiefen Knicks, während ſie ſich vornehm mit dem Fächer Luft zufächelte und mit ehrerbietiger Stimme ſprach: „Fürſtliche Hoheit geruhen, über Ihre Dienerin zu befehlen und meinen unterwürfigen Dank für die ſchöne Kette zu genehmigen; gern will ich, wie daran Glied an Gliedchen ſich reiht, für Euch goldene Wörtchen an goldene Wörtchen fädeln, wenn Euch damit bei meiner Gebieterin gedient iſt. Aber was meint Eure Hoheit, daß ich ihr ſage?“

Achilleus wurde durch dieſe Frage verlegen, doch entgegnete er endlich: „Ihr ſchönes Bild ſteht vor mir im Traume, welcher mit der Nacht beginnt und mit dem Tage nicht aufhört! und daß ich mir zu vergönnen bitte, in der Capelle im Dunkel des Eingangs ſtehen zu dürfen, wenn ſie vor dem Altare kniet und betet. Das und Alles, wofür ich keine Worte habe, könnt Ihr zu ihr ſagen, wenn Ihr an mich denken wollt.“

„Dann wäre es wohl beſſer,“ erwiederte die Duenna,

„daß Ihr morgen gegen Abend erſt in die Capelle kämt, wenn das Abendgebet beendigt iſt. Ich will Donna Iſabella zu bewegen ſuchen, daß ſie noch einen Roſenkranz durchbete, wenn unſer Beichtvater Santello mit Don Malavilla und den Uebrigen ſich ſchon wieder hinauf in die Zimmer begeben hat. Am Springbrunnen im Hofe könnt Ihr warten, bis ich Euch das Zeichen gebe, auf welches Ihr in die Capelle kommen könnt. Aber nicht wahr, ehrlich ſeid Ihr und ehrlich meint Ihr es mit meiner lieben, herzigen Iſabella?“

„Bei meiner Seele!“ rief Achilleus und ſtreckte alle fünf Finger empor.

„Das Alles will ich Donna Iſabella erzählen!“ rief die Duenna, machte einen Knicks, küßte ſeine Hand und entfernte ſich.

Sechstes Capitel.

Arnold hatte auf dem Rumpelboden des alten Hauses so viele historisch merkwürdige Gegenstände aller Art, besonders verschiedene schöne, ritterliche Waffen gefunden, daß er damit ein Raritätencabinet zu Stande brachte.

Antonio hatte ihm auf sein Begehren das eine Gemach, welches daran stieß, mit der schönen Aussicht auf das Castell St. Peter und die Ruinen der Theodorichburg, zur Wohnung eingeräumt, damit er immer in der Nähe der Kunstschätze und Merkwürdigkeiten sein konnte.

Da er an keinem Vorfalle oder Gespräche, sondern mit Hingebnng mehr an Personen Theil nahm, so gewann er bald Alle, die im Hause Antonio's aus- und eingingen, vor Allen Francesca für sich, welche von ihm öfters sagte: sein Gemüth wäre wie frisches Quellwasser; man könnte den fieberhaften Geist darin gesund baden.

Es war ihm vergönnt, stundenlang zu ihren Füßen zu sitzen und zu plaudern oder mit ihr zu singen, oder schweigend in ihr schönes Angesicht empor zu sehen.

So saß er auch heute wieder zu ihren Füßen, während sie aus den Saiten ihrer Zither mit einer Federspule abgerissene Klänge ritzte. Sie lachte dazwischen oft hell auf, denn Arnold war bemüht, die ganz besondere Art seiner Liebe zu ihr zu erklären; denn daß er sie liebe, behauptete er eifrig und fast erzürnt.

„Also wie ein schönes Gemälde liebt Ihr mich?“ wiederholte jetzt Francesca fragend seine Worte.

„Und doch wieder anders," versetzte Arnold; „ich liebe Euch, wie ein beseeltes, lebendiges Gemälde!"

„Unsinn! ein Kind seid Ihr! Da bin ich ja wieder, was ich eben bin!"

„Habt Ihr nie eine schöne Blume geliebt, welche so zart und schön war, daß Ihr kaum schüchtern ihr zu nahen, am Allerwenigsten sie zu berühren gewagt hättet?"

„Wenn ich nun sagte — es fällt mir aber nicht ein — Arnold, da ist meine Hand, stecke einen Ring daran und ich bin dein Weib!"

„Das wäre so, als wenn die Gottheit für ein Gärtchen, das ich übersehen kann, mir den Sirius oder einen andern Stern als Rittergut in Lehn geben wollte. Das Geschenk erdrückte mich! Ich liebe Euch, wie man den Frühling liebt, man weiß, daß man ihn nicht fesseln, nicht besitzen kann; mit Blumen, Düften und Nachtigallen rauscht er beseligend vorüber und lange sehen wir ihm wehmüthig nach, aber zu fesseln ist er nicht! Den Frühling liebt man um Luft und Klang, Blüthe und Duft —." —

„Also doch mit Eigennutz; Ihr müßt mich doch noch anders lieben? Denkt darüber nach."

„Darf ich nicht in Euer schönes Antlitz, nicht in die schwarze Sonnen Eurer Augen blicken? nicht Eure Stimme vernehmen? Eure Haltung, Euren Gang bewundern? die leiseste Schwingung Euer schönen Seele ahnen? — Ist das nicht genug? — Und frage ich weiter noch, so habe ich nur einen einzigen, verwegenen Wunsch dazu!"

„Dürft Ihr ihn nicht nennen?"

„Zürnt Ihr, wenn er albern und vielleicht toll ist, oder wenn er gar täppisch beleidigen sollte?"

„Nein! aber sprich ihn nur aus! Mißfällt er mir, so habe ich ihn nicht gehört."

Arnold sah für sich hin und sprach fast stotternd: „Wenn es Euch je einfallen sollte, alle die Herrlichkeit,

welche ich jetzt vor mir blühen sehe, wegzuschenken, um vielleicht damit einen Krösus reich zu machen, dann möchte ich die Erlaubniß haben, mir von dem blüthenüberschütteten Rosenstrauche nur ein Blättchen nehmen zu dürfen, um es in meiner Seele, wie in einem Stammbuche, aufzubewahren, um von so großem Reichthume ein Scherflein für die Erinnerung zu retten!"

Francesca wurde bei diesen Worten nachdenkend und schwermüthig. Es entstand eine ängstliche Pause; endlich fuhr sie mit der Hand über die Stirn, strich die ihr in das Gesicht fallenden Locken hinweg und fragte: „Habt Ihr nicht schon einmal geliebt?"

„In meiner frühesten Jugend, ja!"

„So erzählt mir Eure Liebesgeschichte, während ich über Eure Verwegenheit nachdenken will."

„Wäre es mir möglich," erwiederte Arnold, „vor Eure Seele einen deutschen Tannenwald zu zaubern, denn dieser gehört nothwendig dazu. Ich wurde in einem Gebirgsdorfe geboren, welches von Waldung rings umgeben war. Die meisten Leute darin lebten von ihren Rinderheerden, welche in den Busch auf die Weide getrieben wurden. Auch ich mußte schon als neunjähriger Knabe die Heerde allein hineintreiben in den großen, schauerlichen Wald und vom frühen Morgen bis zum Rufe der Abendglocke sie hüten. Meine Mühe ward aber sehr erleichtert durch einen alten, großen Hund, welcher nie ein Stück abirren ließ und die Heerde, wenn sie sich einem Abgrunde näherte, mit gewaltigem Bellen zurücktrieb. Da der Wald meilenweit sich in das Gebirge hineinstreckte, so mußte der Hund oft nur allein den Weg wieder zurückfinden. Ich konnte mich ganz auf das treue Thier verlassen und sorglos die Nester der Vögel ausspüren oder die Quellen aufsuchen, deren Gewässer dem Thale zuströmten, um dort endlich einen Fluß zu bilden, oder die Hirsche und Rehe belauschen, wenn sie durch den Wald sicher in Rudeln vorüberzogen. Ich brauchte blos auf die Glocke, welche die schönste Kuh am Halse

trug, oder auf das Bellen des Hundes zu hören, um wieder im Augenblicke bei der Heerde zu ſein. Dazu wird in der Einſamkeit des Waldes das Gehör ſo fein, daß man ſtundenweit den Ruf eines Vogels oder Wildes vernimmt. Einſt aber entdeckte ich eine große, purpurrothe Blume, welche ich noch nie geſehen hatte. Ich beugte mich zu ihr nieder und ſah in ihren Kelch hinein, doch zugleich ſtieg mir ein ſo ſüßer, betäubender Duft entgegen, daß mir alle Sinne davon trunken wurden. Wie ich ſo immer unverwandt hineinſah, legten ſich plötzlich die Fadenbüſchel und Troddeln darinnen auseinander und mir war es, als wenn ich, wie durch ein Fenſter, hineinſähe in ein durchſichtig goldenes, mit Diamanten überſäetes Gewölbe, in deſſen Mitte in einem blaßgrünen Gewande ein Mädchen zu ſchlummern ſchien. Ich rief endlich hinunter: „Guten Tag! guten Tag! Schlaf' doch nicht am hellen, lichten Tage, du kleines Mäuschen!“ — Da that das Kind ein Paar große, wunderblaue Augen auf und ſah mich lange an. „Willſt du denn nicht mit herauskommen und herumſpringen?“ Da ſtieg das ſchöne Kind, wie auf kleinen, kryſtallenen Stufen, herauf und bis zum Fenſter, durch welches ich hineinſprach, und ſagte: „Sei nur endlich ſtill; denn wenn du meine Großmutter aufweckſt, ſo darf ich auch morgen nicht hinaus!“

„Wenn du aber auch morgen ganz gewiß kommſt?“

„Morgen, wenn du wieder hierherkommſt, brich die Blume ab, aber mit hinweggewendeten Augen, und wirf ſie rückwärts in das fließende Waſſer; dann ſuche die Quelle, von woher das Waſſer kommt und du wirſt mich finden. Du darfſt aber keinem Menſchen davon ſagen, was du jetzt geſehen und gehört haſt, auch von mir nie, nie etwas erzählen; denn ſonſt darf ich nicht mehr zu dir kommen.“

„Jetzt fielen die Fäden und Troddeln wieder am Fenſter herunter und das Kind war verſchwunden, aber zugleich war auch die Abenddämmerung ſchon angebrochen und meine Heerde hinweg. Ich horchte und horchte, aber

ich vernahm weder das Bellen des Hundes, noch das Tönen der Glocken. Ich fing laut an zu weinen und zu klagen und lief auf das Gerathewohl durch den Wald, um zu meiner Heerde zu kommen. Bald glaubte ich den Hund, bald die Kuhglocke zu hören, aber immer wieder hatte ich mich getäuscht. Endlich ward es Nacht und ganz still im Walde, daß ich die Bäume athmen hörte. Der Mond war aufgegangen und sein Schein fiel, wie Schnee, durch die Baumzweige auf das Moos. Bald kroch ich durch niedriges, wildverwachsenes Gebüsch in moorigem Grunde, wadete durch die kleinen Waldbäche, kletterte wieder steile Berge hinan, indem ich mich von Ast zu Ast hinaufzog, um vielleicht oben eine Aussicht zu haben; — aber ich sah Nichts, als weiten, großen Wald. Jetzt kniete ich nieder und bat den guten, lieben Mond, daß er mich heimführen möchte. Ich war so in Wehmuth und Gebet versunken, daß ich endlich darüber eingeschlafen und in das weiche Moos gesunken war. Meine Verzweiflung ließ mich so fest schlafen, daß ich nicht eher aufwachte, bis die Strahlen der Morgensonne mich auf die Augenlider tippten.

„Aber wie seltsam ward es mir zu Muth, als ich mich jetzt gerade wieder auf derselber Stelle befand, von welcher ich gestern ausgegangen war, und da, wo gleich vor meinen Füßen die große, rothe Purpurblume aus dem hohen Moos herausblühte!

„Ich brach die Blume schnell ab und warf sie in den vorüberfließenden Bach. Dann begab ich mich wieder auf die Wanderschaft und ging dem Gewässer immer entgegen, tief, tief in den dunkeln Waldgrund hinein, welcher immer enger ward, so daß ich endlich im Bette des Bächleins fortwaden mußte. Nach einer Weile endlich schob sich ein großer, hoher Berg, an welchem das Wasser herunterrieselte, vor mir empor.

„Ich kroch durch die Büsche hinauf und immer weiter, bis ich an einen großen Stein kam, unter welchem die Quelle des Baches hervorrieselte. Ich bohrte mit dem

Finger hinein, um mich ganz gewiß zu überzeugen, daß hier der Anfang des Baches ſei, als ich über mir ein Lachen hörte, wie das eines Lachtäubchens. Ich ſah empor, und oben auf dem Steine ſaß das Blumenkind. Es war heute nicht mehr ſo koſtbar angezogen, wie Tags vorher, es hatte nur ein grünes Kleidchen an und ein Strohhütchen auf dem Kopfe; aber ſeine großen, blauen Augen und die langen Haare, welche ringsherum fielen, wie ein gold'ner, langer Schleier, hatte es immer noch.

„Ich ſagte: „Wer biſt du denn?“ — „Du biſt aber einmal neugierig,“ verſetzte die Kleine, „habe ich dich doch auch nicht gefragt, wer du biſt?“ „Du kannſt es mir doch ſagen, da könnte man dich doch bei dem Namen rufen.“ „Nun ſei nur wieder gut,“ erwiederte das Mädchen, „meine Großmutter iſt die Kräuterfrau, und ich laufe mit ihr den ganzen Tag im Walde herum und ſuche Baldrian, Ehrenpreis, Waldmännchen, Wachholderbeeren und allerlei Wurzeln, welche Krämpfe oder Blut ſtillen, die trägt ſie dann weit hinaus in die Stadt zu dem Apotheker, der kauft ihr Alles ab; — und ich heiße Brenli; — wie aber du?“ — „Arnold, entgegnete ich, und hüte meines Vaters Rinder, welche mir geſtern fortgelaufen ſind, als ich durch das Blumenfenſter zu dir hineinſah.“ „Ich weiß nicht, was du willſt,“ verſetzte das Kind, „aber willſt du nicht mit mir zu meiner Großmutter gehen und zu Mittag miteſſen?“ „Was gebt Ihr mir denn?“ fragte ich. „Was wir unterwegs finden!“ ſagte ſie.

„Wir gingen jetzt mit einander immer tiefer in den Wald, den hohen Berg hinauf. Unterwegs fanden wir eine Waldſtrecke, welche vor langen Jahren abgebrannt war und jetzt von würzigſüßen Erdbeeren, wie mit Scharlach, weithin bedeckt lag. Wie Ameiſen waren wir darüber her, pflückten Beere um Beere, bis unſere Hüte ganz und gar davon voll waren. Wir zogen nun weiter fort und ſchwatzten, wie die Vöglein, tauſenderlei durcheinander. Endlich kamen wir an eine ſonnige Stelle, wo viele ſchöne,

braune Schwämme ſtanden, Vrenli nahm den einen, brach ihn entzwei, und als Milch daraus hervortropfte, ſagte ſie: „Nun ſammle mir die kleinſten hier in meine Schürze!“ Es dauerte nicht lange, ſo trug ſie die zuſammengefaßte Schürze voll.

„Als wir bald den höchſten Gipfel des Berges erreicht hatten, ſahen wir blaue Rauchwolken emporqualmen. „Dort,“ verſetzte Vrenli, „iſt unſer Waldhaus, wo die Großmutter kocht.“

„An dieſer Stelle ſtarrten uralte, himmelhohe Fichtenbäume empor, an welchen Moos in langen Zotten mit tropfendem Harze herunterhing, ellenlang, daß ſich die Aeſte bogen. Die Bäume verſchränkten ihre Aeſte immer dichter und dichter, ſo daß man endlich gar Nichts mehr vom Himmel ſehen konnte, und es mir war, als ginge ich in einer dunkelgrünen Kirche herum, durch eine Thür in die andere und von einer Capelle in die andere hinein, und von Säulengang zu Säulengang. Das Moos wurde endlich ſo hoch, daß man, wie auf grünen Sammetpolſtern, ging und wir einmal um das andere uns hineinſetzten, um zu verſuchen, wie tief wir hineinſänken.

„Jetzt aber,“ ſagte Vrenli, „warte hier! ich will mit meiner Großmutter d'rin reden, damit ſie nicht zankt, wenn du gleich mitkommſt!“

„Ich blieb ſtehen, Vrenli bog die Zweige auseinander und verſchwand dazwiſchen.

„Da ich ſie jetzt mit ihrer Großmutter ſprechen hörte, ſo ſchlich ich ein wenig vor und lugte durch das Zweiggitter hinein. Wie erſchrack ich aber, als ich die alte Großmutter erblickte! Sie ſaß an einem Feuer, welches ſie mit trockenen Tannenzapfen unterhielt. Schräg über waren drei Pfähle in die Erde geſtoßen, welche oben zuſammenliefen und an einer herunterhängenden Kette einen Keſſel über die Flamme hielten. Sie hatte mir erſt den Rücken zugewendet, jetzt aber ſah ich ihr Geſicht. Es ſchien nur aus einer krummgebogenen Naſe zu beſtehen, denn das Kinn bog ſich bis zur Spitze

hinauf, ſo daß man Nichts vom Mund zu ſehen bekam, und die Wangen waren ſo eingeſchrumpft, daß ſich die Falten vom Naſenrücken bis zu den Ohren zogen. Die Augen, welche von herunterhängenden, grauen Augenbrauen ganz verhangen waren, glitzerten daraus hervor, wie grüne Funken.

„Erſt konnte ich nicht verſtehen, was ſie ſprach, aber endlich vernahm ich doch den Sinn ihrer Rede. Ich lauſchte und hörte ſie fragen: „Iſt er denn auch hübſch fett?“ Brenli entgegnete: „Pfui über dich, alte Sündengroßmutter! Haſt du nicht geſagt, du hätteſt kein Menſchenfleiſch mehr gegeſſen, ſeitdem du in der Kirche getauft worden wäreſt; und das heilige Waſſer habe dir allen Appetit darnach abgewaſchen?! Großmutter! Großmutter! denk' daran, wie im vorigen Winter der heilige Chriſtophorus dich mit einem ausgeriſſenen Tannenbaume ſchon um eines Fluches willen in der Nacht ſo abgebläut hat, daß du am Morgen wie todt dalagſt.“

„'s iſt wahr! 's iſt wahr!“ verſetzte die Alte, „ich bin getauft, ich bin eine Chriſtin und glaube an die Vergebung der Sünden, an die Auferſtehung der Todten und meiner Seele Seligkeit!“ —

„So ſchwöre mir: daß du ihm nicht ſchaden willſt an Leben und Leib!“ —

„Die Alte zögerte; da nahm Brenli einen Feuerbrand und ſagte: „So brenn' ich dich damit in die Augen!“ —

„Ich ſchwöre!“ ſchrie die Alte, „ich ſchwöre ſchon!“

„Nun kam Brenli zu mir zurück, ſprach mir Muth ein, als ſie bemerkte, daß ich am ganzen Leibe zitterte, und ging mit mir hinein zu ihrer Großmutter, welche gar nicht that, als ſähe ſie mich.

„Unfern des Feuers ſtanden zwei mächtige Fichtenbäume, welche ausſahen wie Kirchthürme, zumal ihre Aeſte faſt bis auf die Erde reichten. Brenli führte mich darunter und ſagte: „Dort oben iſt mein Haus!“

„Ich bemerkte jetzt, daß von der einen Fläche zur andern ſtarke Aeſte ſo zueinander gewachſen waren, daß

ſie eine natürliche Leiter bildeten bis hinauf in die Wipfel. Brenli und ich ſtiegen luſtig hinauf und immer höher, bis wir zwiſchen zwei Aeſten durchkrochen und uns bald in einer Reiſerhütte befanden. Durch die Aeſte, welche, wie die Felgen eines Rades, um die Axe des Baumes herumgingen, hatte Brenli's Großmutter nach Art der Korbmacher andere Aeſte geflochten, daß ein tüchtiger Fußboden fertig geworden war. Wo die Aeſte ſchwank wurden, hatte ſie Stützen darauf befeſtigt, welche in einer Gabel den oberen darüberſtehenden Aſt trugen, ſo daß dieſe Stäbe und die wieder zwiſchendurch geflochtenen Zweige eine Wand bildeten, in welcher ſich nach jeder Himmelsgegend hin eine Fenſteröffnung befand. Die Decke war ebenſo, wie der Fußboden, geflochten.

„Dieſes Stübchen," ſagte Brenli zu mir, „mußte mir meine Großmutter machen; ſie kommt aber nicht herauf zu mir, weil ſie ſich ſo gar ſehr vor dem heiligen Chriſtoph fürchtet, der vom Himmel herunterſieht!"

„Dicht am Stamme ſtand ein Topf, über welchem Rinnen am Baume angebracht waren, und daran herunter rannen ſchwer und langſam große, goldene Tropfen.

„Ich fragte Brenli: „Was iſt denn das?" —

„Tauch' nur einmal den Finger hinein!"

„Das that ich, koſtete und merkte, daß es Honig war. Ich fragte, woher es käme, daß Honig herunter laufe? Sie ſagte: „Hörſt du denn nicht das Summen über uns? Ein Bienenſchwarm hat ſich oben in den hohlen Stamm hineingebaut; wenn die Sonne heiß darauf ſcheint, ſo fließt der Honig am Stamme herab. — Willſt du die Bienen einmal ſehen, alle mit einander?"

„Wenn ſie mir Nichts thun!" verſetzte ich.

„Stelle dich nur ganz ruhig dort in den Winkel," ſagte ſie, nahm aus einem ſchwarzen Kaſten ein elfenbeinernes Pfeifchen und blies darauf eine wunderſeltſame Melodie.

„Auf einmal kam eine großmächtige Biene mit kleinen Flügeln herein und hinterdrein Bienen um Bienen, daß

ſich die Luft verdunkelte. Während ſie das Pfeifchen nur mit der linken Hand an die Lippen hielt und blies, ſetzte ſie die Bienenkönigin ſich auf den Kopf, und nun kamen die Bienen, und eine hing ſich mit den Füßen an die andere, bis ſie im Zopfe Vrenli's den Rücken hinab bis auf den Boden herunter hingen. Jetzt aber nahm ſie die Bienenkönigin auf ihre Hand, ſetzte ſie wieder hinaus vor das Fenſter, blies dreimal gellend in das Pfeifchen, und mit Summſumm und rummbrumm flogen alle wieder fort.

„Jetzt ſteckte die alte Großmutter aus der Thüröffnung ihr Naſengeſicht und ſagte: „Wollt Ihr denn gar Nichts eſſen? — Kommt herunter, Ihr Honigvögel, ſonſt fluche ich Euch die Windsbraut in den Wipfel, Hagelſchlag und Blitz!“

„Großmutter, hüt' dich!“ rief Vrenli, „denn dort kommt Sanct Chriſtoph mit dem Baumſtamm!“

„Au weh! Au weh!“ ſchrie die Alte und rutſchte wieder hinunter; wir aber ſtiegen ihr nach.

„Unten war ein viereckiger Steinblock mit Laub bedeckt, darauf lag ein großmächtiges Stück Fleiſch!

„Schon wieder Bärenfleich?“ fragte Vrenli und rümpfte das Näschen.

„Wodan und Thor!“ brummte die Alte, „die Vöglein ſoll ich nicht rupfen und dem Häslein und Rehlein nicht das Jäckchen ausziehen, wie kann ich nun etwas Anderes braten, als Bärenfleiſch? Schlangenfleiſch magſt du auch nicht eſſen, und auch nicht wilde Katz' und Fuchs!“

„Ich hatte großen Hunger und ließ mir den Braten gut ſchmecken, der mit Waldkräutern ſo kräftig gebraten war, daß ich in meinem Leben noch nichts Beſſeres gegeſſen zu haben glaubte. Als Brod aßen wir dazu geroſtete Schwämme und geſchmorte Heidelbeeren.

„Als die Alte ſich aber den Mund mit ihren grauen, langen Haaren abwiſchte, verlor ich den Appetit.

„Trinkt der Bub' auch Kaffee?“ fragte mich die Alte.

„Manchmal,“ verſetzte ich. „wenn zu Hauſe wieder ein kleines Brüderchen oder Schweſterchen auf die Welt kommt.“

„Aus einem geräumigen Loche in der Erde holte sie jetzt eine Schachtel voll gebrannten Kaffee heraus und warf eine gute Hand voll davon in das Wasser, das im Topf am Feuer sott. Ich war darüber verwundert; Brenli flüsterte mir aber in's Ohr: „Mit einem Sacke Kaffee hat sie der Chemnitzer Apotheker zum Christenthume bekehrt, seitdem hat sie Gott erkennen gelernt mit Leib und Seele."

„Die Alte nahm jetzt einen aus Baumwurzeln geflochtenen Stuhl über die Schulter und ein Gefäß von Baumrinde in die Hand und ging damit hinweg. Brenli zog mich bei der Hand nach und sagte: „Du wirst gleich sehen, was für schöne Ziegen hier grasen."

„Wir blieben hinter der Großmutter einige Schritte zurück, welche jetzt bei einer Quelle stehen blieb und zu rufen begann: „Bläß! Bläßli! Bläß!" — Es dauerte nicht lange, so kamen vier bis fünf Hirschkühe mit ihren Kälbern und eine nach der andern ließ sich von ihr melken bis der Milchtopf bis zum Rande voll war. Jetzt kostete die Alte die Milch und schimpfte: „Bläß, pfui, schäm' dich, du hast wahrlich wieder Sauerklee gefressen und die Milch versäuert!" die Bläß drehte sich aber um und schlug mit den Hinterläuften aus, daß die Großmutter beinahe die Milch weggeworfen hätte.

„Wir kehrten nun zum Feuer zurück und tranken christlichen Kaffee mit heidnischer Hirschmilch.

„Dann lief ich mit Brenli im Walde umher, wir fingen Käfer, suchten Krystalle und seltenes, blühendes Moos, bis wir so auf einen grünen Rasenfleck im Walde kamen. Dort war ein junges, fleckiges Reh, mit dem wir Freundschaft machten und es mit Glockenblumen bekränzten. Es lief uns immer nach mit den possierlichsten Sprüngen bis beinahe zum Feuerheerde der alten Kräuterfrau, dort aber entlief es uns. Wir schütteten unsere Schätze, welche wir gesammelt hatten, vor die Alte hin, welche Alles ordnete und an sich nahm.

„So war es endlich Nacht geworden. Nachdem wir

Milch getrunken und Erdbeeren gegeſſen hatten, hieß mich Brenli in ihr Baumhaus hinaufſteigen. Kaum war ich oben angelangt, ſo warf ich mich in das Baumlaub und Waldgras, woraus das Lager gemacht war, und ſchlummerte ein.

„Ich mochte ſo bis tief in die Nacht hinein geſchlafen haben, als ich aufwachte und die ganze Stube erleuchtet ſah. Wie erſchrak ich aber, als ich Brenli im hellſten Lichte gegenüber ſah und merkte, daß über ſie hin ein Feuerſchein gegoſſen war.

„Da ich laut aufſchrie, ſo erwachte ſie; und als ich ihr ſagte, daß mich der Feuerſchein ſo erſchrecke, entgegnete ſie, daß ihre Mutter in der Nacht auch geleuchtet und dieſes Licht auf ſie vererbt habe.

„Jetzt hörte ich ein dumpfes Donnern über den ganzen Himmel rollen, zugleich ſchwankte unſer Baumhaus, wie ein Schiff auf Meereswogen, hin und her. Brenli horchte auf und ſagte: „Es iſt ein ſchweres Gewitter im Anzuge; wir wollen die wenigen Stunden der Nacht gar verwachen, ich kann dir Lieder vorſingen, bis du ſie auswendig gelernt haſt und mitſingſt.“ Sie ſtellte ſich jetzt an die Fenſteröffnung und ſang:

„Die großen, braunen Augen that ſie zu,
Zwölf Mägdlein trugen ſie zur Ruh',

Und Engel, glänzend in Silberlahn,
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran,

Es fällt vom Himmel zur Nacht hinab
Ein Sternenſchein auf das grüne Grab,

Da wächſt heraus ein' Blum', die iſt roth,
Und hat überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter wohlgemuth,
Der ſteckt die Blume auf ſeinen Hut,

Und reitet hinein in die blaue Fern'
Entgegen dem gold'nen Morgenſtern.“

„Während wir ſangen, hatte ſich das Gewitter verzogen, und als wir das letzte Wort dreimal wiederholt hatten, ſprang im Oſten der Morgenſtern jählings am

Himmel empor, wie ein Läufer mit der Fackel vor der Königin.

„Wir traten an die Fensteröffnung und sahen in die Morgendämmerung hinaus. Nebel zogen und rollten sich, wie gespenstige Drachen, durch die Baumwipfel hindurch, ein Auerhahn rief aus weiter Ferne den neuen Tag an, und ein Vogel nach dem andern erhob seine Stimme. Jetzt ging ein süßer Schauer durch alle Bäume und ein betäubender Duft von Harz und würzigen Kräutern verbreitete sich im Walde. Da es mich in der Morgenkühle schauerte, so schlang Vrenli um mich ihre Arme, und ich sagte: „Vrenli, ich bin dir gut!“

„In diesem Augenblicke hüpften unzählige Eichhörnchen durch die Thürlücke vom Boden herein, sprangen gegen einander und zu den Fenstern wieder hinaus, daß wir erschrocken uns die Augen rieben.

„Da wieder drei Eichhörnchen nach einander herauf hüpften, so sah jetzt Vrenli hinunter und sagte: „Meine Großmutter hat sie gefangen und hetzt sie nun zum Schabernack herauf!

„Während Vrenli hinunterstieg, um Milch zum Frühstück herauf zu holen, zertheilte sich die Purpurgluth im Osten, und die Sonnenkugel blickte, wie ein schneeweißes Angesicht, über die Waldung herüber.

„Als Vrenli zurückkam, führte sie mich von einer Fensteröffnung an die andere, nannte mir die weithinaus in das Reich laufenden, blauen Bergrücken und die Städte, welche, wie weiße Punkte, unten in den Thälern lagen.

„Die Großmutter hat einmal,“ sagte Vrenli, „ein Zauberglas mitgebracht, durch welches man mitten in diese Städte und Dörfer hineinsehen kann.“

„Mit diesen Worten brachte Vrenli einen Dollond aus dem schwarzen Kasten, stellte ihn, legte das Rohr auf und ließ mich in das Glas hinein sehen.

„Was erblickte ich? meinen Vaterort — den Kirchthurm und den Kirchhof mit den vielen Leichensteinen und den Küster, welcher darüber hinging, um die Morgen-

glocke zu läuten — und jetzt, als Brenli das Rohr ein wenig drehte — mein Vaterhaus und davor die große, schöne Linde!

„Jetzt trat meine Mutter hervor und es däuchte mir, als wenn sie auf den Wald zu blickte. Jetzt kam mein Vater mit Hut und Stock, den Hund bei sich; — er nahm Abschied von der Mutter und schritt auf dem Weg, welcher dem Walde zuführt, zum Dorfe heraus.

„Da fiel mir auf einmal Alles wieder ein, was ich fast vergessen hatte — Vater und Mutter — Heerde und Hund!

„Jammernd warf ich mich Brenli um den Hals und rief: „Ach du goldiges Brenli, ich muß fort!“

„Was fällt dir denn ein?“ fragte sie erschrocken.

„Mein Vater kommt herein in den Wald und sucht mich, mein guter, lieber Vater! Und wie komme ich nun wieder zu ihm? und zu meiner Mutter?“ —

„Während ich so wehklagte, hatte Brenli durch den Dollond geguckt und sagte: „Ist das dein Dorf, wo auf dem Kirchthurme ein rother Wetterhahn steht?“

„Und das Haus, gleich hinter der Kirche mit der großen Linde davor, ist mein Vaterhaus.“

„Und der lange Mann mit den kurzen Beinen, der eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe hat?“

„Das ist mein Vater! Ist er noch weit von hier? Wird er uns hier denn finden?“ —

„Das nun wohl nicht!“ versetzte sie. „Er kann uns ja nicht sehen. Aber wenn du durchaus zu ihm willst, so muß dich meine Großmutter aus dem Walde hinaustragen, — nach Mitternacht zu, denn dort liegt dein Dorf.“

„Ich war bei diesen Worten vor Freude außer mir; wir stiegen hurtig zur Großmutter hinunter, welche wieder Kräuter und Wurzeln bähte und uns kaum ansah.

„Brenli jedoch rief sie an: „Großmutter, trag' unsern Buben aus dem Wald hinaus nach der Mitternachtseite hin, bis er zu seinem Vater kommt! Ich seh' mit dem Gucker Euch nach und schicke den heiligen Christoph hinter-

drein, wenn du keine guten Gedanken haben ſollteſt.“ Die Alte kniete nieder und brummte: „Da auf meinen Nacken! das eine Bein daher, das andere da herunter! gut ſo!“ Nun kam Brenli, drückte mir einen Kuß auf die Stirn, dann einen auf jedes Auge, zuletzt auf den Mund und nun ſchlug ſie in die Hände.

„Ihre Großmutter ſprang auf und rannte mit mir fort, bergab, bergauf, das Thal hinunter, über den Hügel hinüber, aus dem Fichtenhain in das Tannicht, aus dem Tannicht in das Erlicht, durch das Dickicht und das Dünnicht, bis wir an das alte, ſteinerne Kreuz am Wege, welcher nach dem Dorfe zurückführt, kamen. Dort hielt ſie an, ſetzte mich nieder und eilte zurück, ohne ein Wort zu ſagen.

„Auf einmal ſprang bellend der alte Hund zu mir heran, leckte mir nun die Füße, ſchnoberte mich wieder an und heulte endlich vor Freude hinaus auf das Feld, wo mein Vater im ehrwürdigen Gange einherkam.

„Seine Freude, daß er mich wiedergefunden hatte, half mir über die Strafe hinweg, welche ſonſt zu fürchten geweſen wäre. Zum Glück hatte der Hund auch die Heerde zu dem Gehöfte heimgebellt.

„Von meinem Abenteuer glaubte mein Vater nicht das Geringſte; doch ließ er mich nie wieder allein in den Wald hinaus. Ich habe auch nie wieder Etwas von Brenli oder ihrer alten Großmutter geſehen oder gehört. Nur iſt es mir zuweilen, als hörte ich das elfenbeinerne Pfeifchen, mit welchem ſie die Bienen und das Reh lockt, zu dem fernherrauſchenden Walde mich zurücklocken.“

Als Arnold ſeine Erzählung geendigt hatte und traumfroh zu Franceſca emporblickte, ſagte ſie: „Ihr habt mir für die Geſchichte Eurer erſten Liebe ein Märchen erzählt!“ —

„Iſt die erſte Liebe,“ verſetzte Arnold, „etwas Anderes, als ein Märchen?“

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Joseph hatte seinen Vortrag über die griechischen Angelegenheiten bei seinem Chef schriftlich eingereicht. Er war darin zurückgegangen bis auf die Ursache der französischen Revolution, welche seiner Meinung nach angezettelt war, von der Eitelkeit schriftstellerischer Talente, welche Altar und Thron in den Augen der Menge herabgesetzt und so die Völker gegen ihre geistigen und leiblichen Herrscher böswillig aufgewiegelt hätten. Weiter hatte er in der Ueberwindung Napoleon's den Sieg der Loyalität in das Licht gestellt und historisch nachzuweisen gesucht, daß die nachfolgenden demokratischen Bewegungen seit dem Jahre 1815 nur die äußeren Kennzeichen einer über Europa verbreiteten Verschwörung wären, welche einige ehrgeizige und verwegene Demagogen angesponnen hätten. Die spanischen, italienischen und griechischen Aufstände wären nur die Zweige an einem und demselben Stamme, welcher in Paris seine Wurzeln habe. Dasselbe gelte von den constitutionellen Bestrebungen in Deutschland, deren Ziel die Vernichtung des Adels und der Throne sein müßte.

Der Staatsmann hatte lächelnd die Arbeit seines Schülers durchgelesen und sagte jetzt: „Lieber Graf, Ihre Arbeit ist gut, aber nur zu gründlich. Ohne daß Sie es wollen, haben Sie sich auf den Standpunkt eines Robespierre gestellt. Um recht gründlich in Irrthümer zu gerathen, muß man einen beliebigen Grundsatz in seine äußerste Consequenz hinaustreiben und diese dann

mit Fanatismus zu verwirklichen ſuchen. Ein Diplomat muß ſich zuerſt hüten, von allgemeinen Principien ſich gefangen nehmen zu laſſen, er darf auch nicht damit ſpielen, denn er ſtellt ſich damit oft ein Präjudiz, welches in der Hand der Gegner zur gefährlichen Waffe werden kann. Der Staatsmann, mag er einer ſtrengen oder einer ariſtokratiſchen Monarchie, oder auch einer Regierung mit republikaniſchen Inſtitutionen dienen, muß in die Seele ſeines Staates ſich hineinleben, bis ein gewiſſer Inſekteninſtinkt ihm das zukünftige politiſche Wetter in ſeinem Blute anzeigt. Bei klarem Himmel zieht die Spinne feine, unſichtbare Fäden, ſo weit es ihr anſteht, naht aber Sturm und Regen, ſo zieht ſie ſich auf ihren Mittelpunkt zurück und macht ein kurzes und zähes Gewebe. Das iſt die Lehre von der extenſiven und intenſiven Diplomatie. Verfahren Sie anders, ſo werden Sie ein politiſcher Wettermacher, der ſich in der nächſten Stunde zum überflüſſigen Lügner macht.

„Fragen Sie nach der Urſache, warum die Souverainität in Spanien wieder hergeſtellt werden muß, — ſo iſt die Antwort: weil die Cortes einem Mitgliede der heiligen Allianz und mithin allen Thronen den Krieg erklärt haben. — Wollen Sie auf den Grund kommen, warum die griechiſche Inſurrection nicht als rechtmäßig anerkannt werden darf, ſo werden Sie die Antwort finden: weil Oeſterreich für Italien, Ungarn und Böhmen, und vor Allen Rußland für Polen das Beiſpiel, — und dann, weil England die Concurrenz einer auflebenden griechiſchen Marine im Mittelmeere fürchtet, und Frankreich zu beſchränkte Einſichten im Cabinete hat, um ſeinen Vortheil zu erkennen.“

Joſeph verſetzte: „Durchlaucht, ich bekenne meinen Fehler; darf ich um Zurückgabe des Aufſatzes bitten?“

Der Staatsmann entgegnete jedoch: „Laſſen Sie dieſen Aufſatz nur hier, — in einer Pariſer Zeitung kann er anonym nützen; das geſchriebene Wort iſt ohnedieß nur vorhanden, um die Wahrheit zu verhüllen, welche der

Diplomat öffentlich immer verbergen muß. Schreiben Sie mir jetzt in demſelben Sinne einen Artikel über den nothwendigen Uebergang der conſtitutionellen Verfaſſungen in Republiken für irgend ein vielgeleſenes, liberales Journal, laſſen Sie den Aufſatz von meinem Gentz durchſehen und beliebig abdrucken, damit man die norddeutſchen Cabinete in die für uns gegebenen Verhältniſſe zurückſcheucht. Betrachten Sie ſich ganz, wie einen diplomatiſchen Cavalleriegeneral, der die Flanken zu ſichern hat. Laſſen wir nun die Staatsgeſchäfte bei Seite! — Hier iſt die Liſte der Gäſte, welche zum Balle auf morgen Abend einzuladen ſind. Sollte Ihnen noch irgend wer einfallen, welchen wir nicht umgehen können, ſo ſetzen Sie ohne Weiteres Namen und Titel dazu."

Joſeph nahm die Liſte in Empfang und fragte: „Werden Eure Durchlaucht es ungnädig vermerken, wenn ich die ſchöne Tochter einer alten, veroneſiſchen Patricierfamilie mit einladen laſſe?"

„Schönheit," verſetzte lächelnd der Staatsmann „iſt der Frauen vollgültiges Adelsdiplom; — vergeſſen Sie nicht die ſchöne Spanierin einzuladen; — wollen Sie ſich ernſthaft um ihre Hand bewerben, ſo kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß ihre Familie mächtige Verbindungen am Hofe von Madrid hat. Haben Sie Neigung, dorthin als ſpaniſcher Geſandter zu gehen, ſo iſt Ihnen der Weg vorgezeichnet."

Graf Joſeph küßte die Hand ſeines Gönners, verbeugte ſich und nahm im Bureau die bereits vorräthigen Einladungskarten an ſich, ſchrieb ſchnell noch einige andere und eilte in ſeinem Phaeton zu Franceſca.

Er hatte ſich durch die Zurückgabe der Briefe, welche Antonio mit den italieniſchen Patrioten gewechſelt hatte, die dankbarſte Geſinnung des Hauſes auf immer geſichert und wurde daher von Franceſca mit der artigſten Zuvorkommenheit aufgenommen.

„Sie müſſen ſchon einem angehenden Diplomaten einen kleinen Eigennutz verzeihen!" begann Graf Joſeph.

„Mein Fürst giebt morgen den kaiserlichen und königlichen Hoheiten einen Ball, wobei der Raum die Anzahl der Gäste bedingt, so daß nur wenige, selbst vom höchsten Adel dazu eingeladen werden konnten. Damit aber Kaiser Alexander einen Begriff erhalte, welches allerhöchste Adelsrecht eine italienische Schönheit hat, konnte mir Seine Durchlaucht vergönnen, Ihnen, Signora, diese Einladung zu überreichen, mit der Hoffnung, daß sie so gern angenommen werden möchte, wie sie gemacht worden ist. Ich eile jetzt hinüber zum Ritter Malavilla, um auch ihn und Ihre Freundin einzuladen."

Francesca war von dieser Einladung so freudig überrascht, daß ihr Antlitz erbleichte. Nach einer Pause entgegnete sie: „Ihr häuft auf mein armes Haupt so große Gnade, daß ich fürchte, ewig Eure dankbare Schuldnerin bleiben zu müssen."

Graf Joseph sah ihr lächelnd in die Augen, küßte ihre Hand und rief unter der Thür: „Auf Wiedersehen!" und eilte auf der bekannten Brücke, welche vom neuen in das alte Haus hinüberführte, zu dem Ritter.

Er fand ihn, als er dem anmeldenden Diener auf dem Fuße nachfolgte, in seinem Armstuhle und zu seinen Füßen sitzend Isabella, welche auf ihrem Schooße die große Quartausgabe des Don Quixote aufgeschlagen liegen hatte, um daraus ihrem Vater vorzulesen.

Der Ritter wollte sich erheben, jedoch hielt ihn Graf Joseph zurück, mit der Bitte, ihn ganz als Freund des Hauses zu betrachten; denn Edelleute unter sich sollten einander immer als Waffen- und Standesbrüder begegnen, welche derselbe Eid an eine Fahne binde.

„Um so mehr," entgegnete der Ritter, „ist es meine Pflicht, Euch stehend den Handschlag zu geben; doch nun laßt Euch hier bei uns nieder, so lange es Euch gefallen mag."

„Da ich mir," versetzte Graf Joseph, „von Seiner Durchlaucht die hohe Erlaubniß erbeten habe, an Euch selbst dieses Einladungsschreiben bestellen zu dürfen, so

durfte ich es wagen, daſſelbe perſönlich Euch einzuhändigen."

Mit dieſen Worten überreichte er den, von einem gelbſeidenen, mit Gold durchwirkten Bande umſchlungenen, Brief an den Ritter, welcher ihn annahm und neben ſich zur ſpäteren Eröffnung hinlegte.

„Ich habe im Leſen geſtört?" fragte Graf Joſeph die Donna Iſabella, welche zu den Füßen ihres Vaters auf dem Polſter ſitzen geblieben war.

„Wir leſen hier," verſetzte Iſabella, „den Don Quixote, bei deſſen Abenteuern man Luſt bekommt, ſchnell etwas zu erleben und wenn es ein Beſuch wäre, der etwas Neues, wie einen Vogel, in das Zimmer hereinflattern läßt. Ihr habt meinem Vater einen Brief in ſeidenem Umſchlage gebracht, und nun liegt hier ein Geheimniß, das mich neugierig macht, nur dürfte darin eine Herausforderung eines Rieſen an meinen Vater ſein, und was fehlte dann noch, daß wir mitten in der Feerei uns befänden?"

„Diesmal," erwiederte Graf Joſeph, „wird das Geheimniß natürlicher ſich entwickeln, und ich darf verrathen: daß im Briefe weiter Nichts enthalten iſt, als vielleicht eine Einladung zu dem großen Balle, welchen mein väterlicher Gönner und Freund den kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten morgen Abend geben wird."

Iſabella war aufgeſprungen, drehte ſich auf den Fußſpitzen um ſich ſelbſt, während ſie mit den Fingern die Bewegung zum Caſtagnettenſchlagen machte, und rief: „Das iſt ja das ſchönſte Zaubermärchen! — Kaiſer und Könige mit Treſſen und Sternen, Damen mit Paradiesvögeln und Diamanten bei Muſik und Kerzenbeleuchtung! Das iſt ja ganz ſo, wie in dem Zauberkäſtchen, welches ich in Valencia geſehen habe! Das war ein Kaſten, welcher Muſik machte und ein rundes Fenſterchen hatte; wenn man dadurch hineinblickte, ſo ſah man alle Potentaten mit ihren Gemahlinnen tanzen, aber immer jedes Paar um ſich ſelbſt, daß ſie nicht von der Stelle kamen."

„Das kannst du," versetzte der Ritter, „vielleicht jetzt in seiner prachtvollsten Wirklichkeit sehen, und ich fürchte fast, daß so große Herrlichkeit, welche du hier erlebst, dir künftig die klösterliche Stille in der Provinz verleiden wird."

„Es wird Euch kaum gelingen," entgegnete Graf Joseph, „Donna Isabella frei wieder heimführen zu können!"

„Giebt es hier so gefährliche Ritter für Mädchenherzen?" fragte Isabella.

„Ganz gewiß," versetzte Graf Joseph, „denn es streiten auf ihrer Seite die ritterliche Tapferkeit und adlige Galanterie."

„Nun und im Herzen?" fragte Isabella.

„Das Herz einer adligen Dame ist eine Rose in der Hand der Standesehre, welche für sie unter ihren Bewerbern wählt."

„Wehe über mich armes Kind!" rief Isabella; der Ritter aber entgegnete beleidigt: „Ich will nicht fürchten, daß Donna Isabella es für ein Unglück hält, eine adelige Dame und meine Tochter zu sein! — Es ist Zeit, daß du hinabgehst in die Capelle; ich werde den Priester schicken, daß du mit ihm betest."

Isabella verhüllte ihr Gesicht und schlich sich betrübt hinweg; Graf Joseph aber suchte in den Ton des Ritters einzugehen, indem er mit steifer Haltung sich vom Stuhle erhob, und rief: „Don Malavilla! ich werfe meinen Handschuh jedem Nebenbuhler vor die Füße, wenn ein solcher vorhanden sein sollte."

Der Ritter trat mit messenden Augen vor den Grafen hin und sprach mit Grandezza: „Es ist keiner vorhanden! — Nach dieser Schilderhebung erwarte ich von Euch übermorgen um diese Stunde eine Erklärung über das Recht Eures Anspruchs."

„Eurer Gnade," versetzte Graf Joseph, „lege ich die Erwägung meiner Wünsche noch unausgesprochen in die Hand."

Mit diesen Worten nahm Graf Joseph Abschied von Don Malavilla und entfernte sich.

Als er jedoch über den dunkeln Corridor nach der Treppe an Isabellens Stube vorüberging, hörte er darin sprechen und weinen, indem er bemerkte, daß die Thür nicht in das Schloß geschlagen war und ein wenig offen stand.

Er blieb stehen und hörte darin Isabella mit ihrer Duenna sich unterhalten.

„Ich würde sterben müssen," klagte Isabella, „wenn ich nicht mehr an ihn denken dürfte, denn ich habe keinen Gedanken, der nicht von ihm erfüllt wäre. Und du sagst: er liebt mich? er liebt mich wirklich? er will kommen und mit mir sprechen? O du gute, o du liebe Ines!"

Wie Messerspitzen fuhren diese Worte in das Herz des lauschenden Grafen; er hatte das Taschentuch zwischen die Zähne genommen und biß darauf, um sich in seiner Aufregung nicht zu verrathen. Doch entging ihm kein Wort, ja kein Odemhauch Isabellens und ihrer Duenna.

„Wie ist es nun möglich," flüsterte jetzt Ines zu Isabella, „daß Ihr lieben Kinder einmal miteinander reden könnt, wenn immer Etwas dazwischen kommt? Morgen Abend sollte er kommen, nun muß ich ihn wieder abbestellen, weil Ihr zum Monarchenball fahren sollt! Es wird ihm die Eifersucht das Herz abdrücken, wenn er das hört!"

Bei diesen Worten fingen Beide bitterlich an zu weinen, bis endlich Isabella fragte: „Weißt du denn auch gar keinen Rath, daß ich ihn nur einmal sehen und sprechen kann, ehe es zu spät wird, und ich ihm ganz verloren bin?"

„So darf ich ihn unter Euer Fenster bestellen morgen in der Nacht, wenn Ihr vom Balle heimkommt?"

„Beste Ines! fliege zu ihm hin und sage, daß ich nicht mehr leben könnte, wenn ich ihn nicht bald wiedersehen würde! Sag' ihm, daß ich ihn über alle Maßen lieben müßte! — Ach, er hat mir gewiß einen Zaubertrank beigebracht!" —

„Tröstet Euch nur! habt Muth und Geduld! Ich will

gleich zu ihm rennen, und treffe ich ihn nicht zu Hause, so ist er gewiß auf dem Kaffeehause am Corso, ich habe ihn einmal auf dem Bra-Platze gesehen."

Die Duenna kam jetzt heraus und eilte an Graf Joseph vorüber, welcher nun hinweg und die Treppe hinabging, sich in seinen Wagen warf und seinem Kutscher befahl, so schnell, als möglich, seinem Quartier zuzufahren.

In wenigen Minuten war er dort angekommen. Sein Blut kochte aufrührerisch in allen Adern. Er schleuderte Hut und Handschuh auf das Sopha, riß sich die Weste auf, ging in großen Schritten erst im Zimmer auf und ab, stellte sich jetzt an den Flügel, machte einige wilde Läufe über die Tasten, bis er das Klingen und Gellen der Saiten überdrüssig hatte und sich in den Armstuhl vor seinem Arbeitstische warf. Gedankenlos zerschnitt er die grünsaffianene Schreibunterlage mit dem Federmesser, bis er plötzlich wieder aufsprang und rief: „Noch hat sie nicht mit ihm gesprochen! er soll auch nicht mit ihr sprechen! nein! nein! eher — sterben!" — Nun er Worte gewonnen hatte, wurde es ihm leichter um das Herz. „Wer er sein mag?" fragte er sich; „wer anders, als der Grieche? — Er muß hinweg von hier! Doch nein, hier muß er bleiben, damit ich ihm nachgehen, ihn fassen und verderben kann! — Was? ein Demagog wollte mir Herz und Hand einer Dame streitig machen? — Habe ich doch zwei Jagdschlösser auf meinen Herrschaften, tief im Walde, und darinnen Keller und Ketten! — Ich laß' ihn nach Böhmen schleppen — und im brunnentiefen Loche soll er nachdenken, so lange er Odem hat, über die Ursache seines Elendes! Ha! der Schuft, erdrosseln will ich ihn! Wo nur der Chevalier bleibt?"

„Zu Befehl!" rief dieser, zur Thür hereintretend, daß der Graf erschrocken zurückfuhr. Doch bald faßte er sich und fragte: „Habt Ihr vor der Thür gelauscht?"

„Ja! auf Euren Wink!" versetzte lächelnd der Chevalier.

„Ich bin zufrieden mit Euren Diensten," fuhr Graf

Joseph fort, „sehr zufrieden! Ich will Euch jedoch mehr als fürstlich belohnen, wenn Ihr mir einen sehr verwegenen, abenteuerlichen Gesellen in aller Stille aufheben und unterbringen könnt!“

„Wie Eure Excellenz es wünschen!“ versetzte der Chevalier. „Darf ich bitten, mir die Person anzugeben, welche wir in das Auge fassen müssen?“

„Ihr kennt das Haus des Arztes Antonio! Im Nebengebäude wohnt der Spanier Malavilla mit seiner Tochter. Sobald Beide morgen in der Nacht vom Balle, welchen mein Fürst giebt, zurückgekehrt sind, wird dort im Hofe unter den Fenstern oder irgendwo ein junger Mensch sich zeigen. Nun merkt auf! — Erscheint auf dem Altane oder unten an der Thüre eine Dame, und naht der junge Mann, um mit ihr zu sprechen, oder sollte er es gar wagen, in die Wohnung sich zu schleichen, so ist es derjenige, den Ihr zu fassen habt. Ich werde selbst bei Euch sein, damit kein Mißgriff vorfällt. Nach Mitternacht ist morgen kein Mondenschein, und trüber Himmel ist zu erwarten Wißt Ihr einen Ort, wo der Leichnam unterzubringen ist, ohne daß er wieder zum Vorschein kommen kann, so wäre es desto besser! — Doch nein! es könnte die Tödtung des Menschen unnöthigen Lärm machen. Ist er lebendig und geräuschlos abzufangen, so ist es mir um so lieber! — Braucht Ihr Geld, Chevalier? Braucht Ihr Geld?“

„Ich verstehe Euch ganz,“ versetzte der Chevalier, „Ihr gebt mir Vollmacht; ihn stumm oder unsichtbar zu machen, das ist meine Sache!“

„Ihr habt mich verstanden,“ erwiederte der Graf, „und gelingt Euch der Streich nach Wunsch, so weiß ich zu belohnen! Hier nehmt Euch doch Geld! — Hier ist die Chatulle!“

Der Chevalier befolgte dankbar lächelnd den Befehl seines hohen Gönners, versprach nochmals, seine Schuldigkeit zu thun, und empfahl sich.

Zweites Capitel.

Achilleus saß am folgenden Morgen in seinem Zimmer im Begriffe Briefe zu siegeln, vor ihm stand der Schmuggler Albertuccio aus dem Sardinischen, durch welchen er seine Correspondenz mit Umgehung der Post an die Philhellenen besorgte, indem der Schmuggler die ihm übergebenen Briefschaften über die Grenze nach der Schweiz paschte, wo sie weiter an ihre Adressen abgingen.

Jetzt war Achilleus fertig. „Albertuccio," rief er, „hier sind die Briefe! Alle Heiligen mögen Dich begleiten!" — Der Schmuggler pfiff dem Hunde, welcher unter dem Tische herumschnoberte, und schnalzte mit den Fingern. Folgsam setzte sich der Hund auf die Hinterpfoten, der Pascher ließ sich mit einem Knie nieder auf den Fußboden und häkelte etwas auf der Brust des Hundes auseinander, bis eine Pelztasche zum Vorschein kam, welche auf dem Leibe des treuen Fido so angebracht war, daß sie ein unbefangenes Auge kaum zu entdecken im Stande gewesen wäre. In diese Tasche hinein schob der Pascher die Briefschaften, nestelte die Taschenklappe wieder auf der Brust des Thieres an, schnalzte mit den Fingern und nahm unter lautem Bellen seines reiselustigen Fido Abschied von Achilleus. —

Jetzt trat Arnold in das Zimmer mit einer Thräne im Auge. Achilleus reichte ihm die Hand und fragte: „Was ist Euch begegnet?"

„Die letzte Hoffnung des deutschen Reiches," versetzte Arnold, „ist vernichtet; — die letzten Mitglieder der

Burſchenſchaft, die allerletzten Wächter der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſerkrone ſind von Halle, Jena und Göttingen relegirt! Der apfelgrüne Tannhäuſer, mein ehemaliger Stubencamerad, ſchreibt mir, daß er aus Verzweiflung einen Ruf nach Petersburg als Vorleſer angenommen hat! — Sein Bruder, der Volksaufwiegler, iſt dagegen in ſeiner Heimat geblieben und Branntweinbrenner geworden, ich glaube, aus Haß gegen die deutſche Menſchheit. — Hannibal, der vorjährige Sprecher auf dem Burſchentage in Dresden, welcher dreißig Mal ſich gepaukt hat, iſt Pfarrſubſtitut in Rinderndorf geworden! und was hatte ich Alles von dieſem Dreiblatte gehofft. Es waren drei Winkelriede an Geſtalt und Geſinnung! So iſt die neue Hoffnung meines Vaterlandes dahin; — Achilleus! mein Vaterland iſt verloren, und ich eile mit dir dorthin, wo ein neues geboren wird! Wollt Ihr mich haben mit Leib und Seele?"

„Willkommen!" entgegnete Achilleus, „in Hoffnung der Auferſtehung und im Namen des Volkes der Hellenen!"

„In wenigen Wochen," fuhr Achilleus fort, „reiſen wir mit einander zu Eynard in Genf, wo wir die anderen deutſchen Philhellenen treffen werden, welche ſich vorbereiten zur Einſchiffung in Marſeille, wenn dieſer einzige Hafen, welcher für uns noch offen iſt, bis dorthin uns nicht verſchloſſen wird."

„Verzeihung," rief jetzt Jouy, zur Thür hereintretend, „wenn ich den Erguß des politiſchen Enthuſiasmus ſtöre! Ich habe Euch, Freund Arnold, vergebens in Eurer Wohnung und dort zu den Füßen der ſchönen Franceſca geſucht, und nun finde ich Euch, ohne weiter mich umgethan zu haben, bei Achilleus, welcher hier die Priamiden des Congreſſes belagert und die mächtigſten Götter gegen ſich hat: Mars, Venus und Mercur!"

„Worin kann ich Euch dienen?" verſetzte Arnold.

„Möchtet Ihr wohl," fragte Jouy, „dieſen Artikel, welchen mir der Philhellene Hoffmann aus Darmſtadt

für den Constitutionnel zugesendet hat, in das Französische übersetzen?“ —

Arnold nahm den Aufsatz, überflog ihn und verdolmetschte dem Franzosen folgende Worte:

„Während aus allen Gegenden sich unabhängige, zum Theil in Aemtern und Chargen stehende, hochherzige Männer melden zum Eintritt in die heilige Schaar, nicht höhere Grade und Aemter verlangend —“

„O die uneigennützigen Republikaner!“ warf Jouy laut lachend ein, — „wer hätte geahnet, daß sich Eure Federspulen in Schwerter verwandeln würden?“

Arnold fuhr jedoch im Vortrage fort:

„und selbst hochdenkende Juden sich zur persönlichen Theilnahme erklärt haben.“

Bei diesen Worten warf sich Jouy auf das Sopha in unauslöschlichem Lachen, indem er dazwischen Arnold zurief: „O les't! les't!“ und Arnold trug weiter vor:

„Honoratioren von Städten erbieten sich, die nach Griechenland durchreisenden Männer in ihrer Stadt frei zu beherbergen und zu verpflegen; Wirthe machen die billigsten Bedingungen!“

„Ich drücke ganz Deutschland mit seinen Honoratioren und philanthropischen Gastwirthen an mein französisches Herz!“

„Fast alle Local-Behörden behandeln die Durchziehenden mit Wohlwollen.“

„Fast Alle? wirklich, fast Alle? O das ist zu viel Menschenfreundlichkeit von der Polizei!“

„Mitziehende opfern große Summen, außer ihrer Person!“

„Das glaube ich! parbleu!“

„Bejahrte Männer unterziehen sich mit Jünglingseifer den Sammlungen, und gern vergißt man, daß sogar Millionärs bei Ansprache um eine kleine Gabe antworten: Was geht mich das Massacre auf Scio an? ich habe selbst Weib und Kinder!“

„Ernst Emil Hoffmann.“

Jouy rief; „Die guten Pfeffer- und Ducatenſäcke; Gott ſegne ihnen das Podogra und das Gehörne.“ Er konnte vor Lachen nicht zu ſich kommen, indem er durcheinander rief: „Chargirte Hochherzige ohne Ehrgeiz, hochdenkende Polizeiſoldaten mit Humanität, Honoratioren und Juden, — Alles herbei, begeiſtert für den Kreuzzug gegen die unglücklichen Turkomanen! Ein neuer deutſcher Kreuzzug von Juden und Philiſtern! vive la liberté! Da werden aber die Herrn Ruſſen und Boruſſen kommen und den Türken helfen, und wenn nun die Philhellenen auf Conſtantinopel losmarſchiren, werden auf einmal herauskommen ihre guten Landsleute und ſie als große Demagogen arretiren; und es wird die deutſche Unterſuchung losgehen bei der Bundes-Central-Commiſſion, bis die armen Philhellenen zu Tod unterſucht ſind.“

Arnold war bei dieſem Spotte, welchen Jouy franzöſiſch übermüthig über Deutſchland ausgoß, vor Zorn außer ſich; er richtete ſich jetzt auf, ſeine blauen Augen wurden weit und ſtanden ſtill mit einem vernichtenden Blick auf den verſtummenden Jouy, indem er mit gehaltener Stimme ihm zurief: „Spottet über Euch, denn Ihr habt Zeit dazu im Sumpfe Eurer Geſchichte! Es giebt kein Nationalverbrechen, in welchen Ihr Euch nicht berauſcht habt! Ihr habt Alles angefangen, um Nichts zu vollenden. Ihr habt den Deutſchen die Mode der Reformation nachgemacht und ſie wieder abgelegt, den Engländern die Revolution und die Reſtauration nachgeahmt, um nun wieder zu ſein, was Ihr zuerſt geweſen ſeid — Tanz-, Fecht- und Kleinmeiſter!“

Mit dieſen Worten warf Arnold ſeine Adreßkarte ihm auf den Tiſch und ging davon.

Wie Arnold vor Zorn roth, ſo war Jouy vor Wuth bleich geworden; um ſeine Naſe ſpielte ein leichter Krampf, ſeine Unterlippe drängte ſich in die Höhe und die Mundwinkel herunter, indem er Arnold nachrief: „Eine kalte Klinge in deine Kehle, verdammter Preuße!

— Ich will dich zahm machen, daß du mir die Hand küssen sollst! — Er soll mir Genugthuung und blutige geben! auf Stoßdegen und Pistolen! — Er soll denken an die Tanz-, Fecht- und Kleinmeister!"

„Ereifert Euch nicht," entgegnete gelassen Achilleus; „Ihr müßt Euch wieder mit einander versöhnen."

„Was! ich mich versöhnen?" fuhr Jouy fort; „eher halte ich mir eine Pistole an die Stirn und mache dem heiligen Gott oben mein Compliment!"

Achilleus konnte sich über diesen drolligen Muth des Lachens nicht enthalten; Jouy, welcher seinen Zorn schon in Worten verpufft hatte, lachte mit und sagte endlich: „Gut denn! ich will ihn fordern auf Pistolen und Degen; denn sterben muß er; er hat es gewollt! So ein Ehrenhandel thut mir eben Noth, wie Arrac zum Thee!"

„Willkommen im Kühlen!" entgegnete Achilleus. „Ihr habt mir versprochen, mich diesen Morgen bei dem Vicomte Chateaubriand einzuführen! Ihr verbindet mich und Griechenland zum Danke, wenn durch den Vicomte die Straße über Marseille den Philhillenen zu sichern ist."

„Nichts von Dank und Worten," versetzte Jouy, „dafür die versprochenen Artikel aus Nauplia, welche ich redigiren will und mir honoriren lassen kann!"

Mit diesen Worten begaben sich Beide auf den Weg zur Casa Lorenzi, wo Chateaubriand wohnte.

Als sie dort die marmorne Treppe hinauf gestiegen waren, trat ihnen ein Thürhüter in reichgestrickter Livree entgegen mit den Worten: „Der Vicomte nimmt heute, außer Diplomatie, durchaus Nichts an!"

„Und zur Di[illegible]tie gehören wir!" entgegnete Jouy.

Auf diese Be[illegible]ag zog der Thürhüter die Glocke, die Thür öffnete sich und sie traten in den Vorsaal ein, wo sie einem Bedienten in gleicher Livree ihre Namen nannten, angemeldet und eingelassen wurden.

An einem Tische, auf welchem in guter Ordnung Bücher und Schriften lagen, saß der Vicomte in sau-

berem, ſchwarzem Anzuge. Er hatte eben im Morning-Chronicle die Zuſchrift geleſen, welche der Graf von Jouffroy am 23. September zu Verona an Herrn Vicomte von Montmorency erlaſſen hatte. Er ſah darin zuerſt unumwunden die heilige Allianz zu einer Partei gegen die Völker und ihr Drängen zur Theilnahme am hiſtoriſchen Leben erklärt und die zwei unverſöhnlichen Stichwörter: Reaction und Revolution in die Welt geworfen. Es war in dieſer Zuſchrift auch von ihm die Rede und das Miniſterium Ludwig's XVIII. hart getadelt, daß ſein Name beim Congreſſe genannt werde; es müſſe einen ungünſtigen Eindruck machen, daß der Mann, welcher der Conſtitution das Wort rede, hier erſcheine, wo es ſich um Beſeitigung derſelben handle. „Glauben," fuhr höhniſch Jouffroy's Zuſchrift fort, „Herr von Chateaubriand werde zur Kenntniß der geheimen Beſchlüſſe der Cabinete zugelaſſen werden, heißt ſich eine Illuſion machen, größer als alle, die in den Romanen dieſes ſchöngeiſtigen Schriftſtellers vorkommen." Tief gekränkt hatte der Vicomte ſein Haupt in die Hand geſtützt; eine Ahnung von ſeinem Sturze und dem Friedensbruch zwiſchen den Königen und den Völkern und von der muthwillig herausgeforderten Revolution ging durch ſeine Seele. Jouy nahte ſich ihm, wie einem alten, wenn auch vornehmen Bekannten, mit den Worten: „Vicomte, ich mache mir das Vergnügen, Euch die Notizen, welche Ihr mir zur Abgabe an die Redaction des Conſtitutionnel übergeben habt, hier gedruckt zu überreichen!" Mit dieſen Worten übergab er ihm die neueſte Nummer des Conſtitutionnel und fuhr fort: „Zugleich habe ich die Ehre, Euch den Phanarioten Achilleus aus Candia vorzuſtellen."

Achilleus hatte unterdeſſen Gelegenheit, den berühmten franzöſiſchen Schriftſteller und Staatsmann in das Auge zu faſſen. Der Vicomte war von kleiner, zierlicher Geſtalt; ſeine feurigen, lebendigen Augen hatten einen phantaſtiſchen Ausdruck, welcher jedoch coquett wurde durch

einen selbstgefälligen Zug um den Mund und durch eine studirt vornehme Haltung des Körpers.

Jouy empfahl sich jetzt wieder, und Achilleus nahm das Wort: „Der ruhmgekrönte Name Chateaubriand ist es, welcher die alte, große Erinnerung des hellenischen Volkes an die Zeit wieder erweckt, wo über die orientalischen Christen, als daß Verhängniß Gottes sie unter das Joch der Ungläubigen gebeugt hat, Frankreich seinen Schild hielt und la Valette noch für die Sache der Christenheit den Märtyrtod auf den Wällen von Malta erduldet hat. Wie in vorigen Tagen hebt bei seiner blutigen Auferstehung Hellas seine Augen empor zu Frankreich, und ich stehe in dieser großen Minute vor seinem ritterlichsten Repräsentanten in Verona, ohne zu wagen, eine Bitte um Hülfe auszusprechen."

„Ihr erweckt in mir," versetzte Chateaubriand, „alle Erinnerungen an die Tage, welche ich selbst auf meiner Ritterfahrt nach Jerusalem in Hellas verlebt habe. Wie oft traten mir dort Thränen in die Augen, wenn ich die Hände des griechischen Sclaven von dem Oele triefen sah, das dem Arme seiner Voräitern Kraft gab, den Tyrannen niederzuschmettern. Wie tritt mir so lebendig," fuhr der Vicomte jetzt gesprächig fort, „eine Scene, welche ich dort erlebt habe, vor meine Seele! — Ich hatte mich dort einst in die Schluchten des Oeneus vertieft und war nach Derwent herabgestiegen. Ich zeigte dort dem türkischen Befehlshaber von der Hauptwache den Befehl des Pascha's vor. Er lud mich zu Tabackspfeife und Kaffee. Er war ein dicker Mann von ruhigem, gelassenem Aussehen, der sich auf seiner Matte nicht rühren konnte, ohne aus Trägheit zu seufzen. Er betrachtete meine Waffen, zeigte mir die seinigen, besonders eine Büchse, die, wie er sagte, sehr weit schoß. Die Wache sah einen Bauer, der neben dem Weg einen Berg erkletterte. Der Türke stand mühsam auf, nahm die Büchse, zielte lange zwischen den Tannen auf den Bauer und gab ihm den Schuß. Als der Bauer gestürzt war, kam der Türke zurück, ein guter Kerl, wie

zuvor. Ich aber ſprang empor, tief in meiner Seele entſetzt vor dieſer gräßlichen, apathiſchen Barbarennatur. Seitdem, Hellene, habe ich das Wort geführt für die heilige Sache des griechiſchen Volkes!

„Wir haben Griechenland und Athen," fuhr gerührt der Vicomte fort, „nicht vergeſſen, weder den Dank, welchen wir der Mutter aller Cultur ſchuldig ſind, noch unſere alten, heiligen, ſchirmherrlichen Bezüge zu den chriſtlichen Völkern unter der türkiſchen Botmäßigkeit, noch unſere Pflicht, die brüderliche, helfende Hand ihnen zu reichen. Wir werden auch nie unterlaſſen, daran zu denken, mit Bewahrung unumgänglicher Rückſichten der Diplomatie, der gräuelvollen Wuth der Ungläubigen Stillſtand zu gebieten. Können wir der helleniſchen Sache perſönlich und augenblicklich nützen, ohne unſere Stellung und ihre Obliegenheit bloszſtellen zu müſſen, ſo könnt Ihr Euch immer an unſere Perſon wenden. Wir fürchten nur, daß unſer Einfluß in Paris bei den jetzigen Zuſtänden nicht von Dauer ſein wird. Man will dort keine Verſöhnung. O, mein unglücklicher Ludwig! Ich kenne dein Herz und ich weiß, was es duldet! — Das Königthum kann ſich immer mit dem Volke verſchmelzen zu Eintracht und gegenſeitiger Liebe, die Ariſtokratie wird ſich immer haſſend dazwiſchen ſtellen und ſie gegeneinander hetzen bis zur Entſcheidung mit den Bajonetten. In dieſem Augenblicke, mein Freund, iſt der ein Rebell, welcher dem Könige und der Charte treu iſt. Ich bin ein ſolcher. — Frankreich iſt der Reaction verfallen, und ihre Söhne rütteln in ihrer Verblendung an dem Steine vor der Höhle, worin wir den Geiſt der Revolution an die Kette geſchmiedet. Das Blut des ermordeten Herzogs Berry im Opernhauſe in Paris und nun das der Verſchworenen von la Rochelle und Namur rieſelte hinunter zu den Dämonen. Die Zeit ſteigert ſich zu Extremen; ich tauche meine Hand in das reine Waſſer!"

„Wenn auch jeder Augenblick," entgegnete Achilleus, „ein Noth- und Angſtſchrei meines Vaterlandes iſt, welcher

in meiner Seele wiederhallt, so bin ich doch sehr entfernt, die Ursachen zu verkennen, welche Frankreich behindern, sich zur Sache des heiligen Kreuzes und der Freiheit zu bekennen. Würde aber Eure Excellenz in Paris Ihren Einfluß für uns dahin verwenden, daß für die Jünglinge Frankreichs und Deutschlands, welche mit ihren Talenten und Waffen uns zu Hülfe eilen, der Hafen von Marseille zur Einschiffung uns offen bliebe, so würde Hellas die Stunde segnen, wo es mir vergönnt gewesen ist, unser Martyrthum dem edelsten Sohne Frankreichs an das Herz zu legen."

„Für meine Dienste, welche ich hier meinem Herrn und Könige leisten konnte," versetzte Chateaubriand, „kann ich eine Gnadenbezeigung erwarten. Noch heute geht eine Estafette nach Paris an meinen Freund Villèle ab."

Dankgerührt empfahl sich Achilleus, im Begriff in sein Quartier zu eilen, um an Eynard und Hoffmann über den Erfolg seiner Verhandlung bei Chateaubriand zu berichten.

Während er über den Corso ging, rief es hinter ihm: „Pst! Pst!" Er blickte sich um und sah Ines, die Duenna, welche ihm athemlos nachfolgte.

„Heiliger Jago von Compostella!" seufzte sie, als sie ihn jetzt erreicht hatte, „welch ein hastiger, tauber Mensch seid Ihr! Es belauscht uns doch Niemand?"

„Niemand, verehrte Ines!"

„Ach, was habe ich Alles für Euch gethan! Alle Heiligen mögen mir meine Sünden vergeben, wenn es eine ist, die Brieftaube zwischen zwei Liebenden zu sein! Und doch drückt es hier mein Herz! Könnt Ihr mir ehrlich antworten, ob Ihr ein guter Christ seid?"

„Ich bin rechtgläubig, so wahr Christus auferstanden ist!" betheuerte Achilleus.

„Und nun seht!" fuhr die Alte fort, „was ich für Euch gethan habe: Donna Isabella —"

„Habt Ihr gesprochen von mir? Weiß sie davon, was ich Euch bekannt habe? Was sagte sie?"

„Geduld! Geduld! — Ob ich doch nicht endlich beſſer thue, Euch Alles zu verſchweigen? Könnt Ihr Herz und Zunge hüten?“ Mit dieſer Frage nahmen ihre Augen einen ſo ſtechenden Blick an, daß Achilleus vor ihr betroffen zurücktrat.

„Wenn Ihr,“ flüſterte ſie ihm jetzt in das Ohr, „je mit einem Wort, oder nur mit einem Wink der Ehre Donna Iſabella's zu nahe tretet, ſo wißt, daß meine Hand noch feſt genug iſt, Euch einen ſpaniſchen Dolch zwiſchen die Rippen zu ſtoßen!“

„Weib, biſt Du toll?!“

„Ruhig! Ruhig! iſt das eine Art, in der Gaſſe ſo laut zu reden? Liebt Ihr Iſabella?“

„Ja! und wieder Ja! und was nun?“

„Heute nach Mitternacht ſchleicht durch Antonio's Haus über die Brücke herüber in unſer Quartier! Niemand iſt zu Hauſe, als ich! — Dort ſollt Ihr mehr von mir hören! — Verſiegelt Euren Mund! Hütet Euch! Und Ihr kommt?“

„Ich komme!“

„Gut, ſeid Ihr ein Hidalgo, ſo zeigt es! Still! Still! Vergeßt nicht die Mitternacht!“

Mit dieſen Worten verließ die Duenna Achilleus.

Drittes Capitel.

Arnold hatte in der Erwartung, daß Jouy ihm einen Cartellträger bald zuschicken würde, sich auf sein Zimmer begeben. Noch im ersten Zorne hatte er seine Pistolen ausgepackt, sie gereinigt, Pulver, Zündhütchen und Kugeln hervorgesucht und Alles zu dem erwarteten Duelle hastig vorbereitet.

Als aber eine Stunde verstrichen und Jouy's Cartellträger noch nicht erschienen war, setzte er sich hin und schrieb in sein Tagebuch eine donnernde Rede nieder, welche er gegen Frankreich vor den deutschen Philhellenen in Athen auf dem Grabe des Demosthenes wirklich zu halten beschloß.

Er war damit noch nicht zu Ende, als es draußen klingelte und Jemand hereingelassen wurde, welcher sich als Chevalier Bartolo anmelden ließ. Arnold hatte, in der Absicht, sich vor den Franzosen auch in der Tracht zu unterscheiden, den altdeutschen, schwarzen Rock angelegt und das schwarz-roth-gelb gestreifte Barett aufgesetzt. Die langen, blonden Haare, welche er sonst vor der österreichischen Polizei unter dem Rockkragen verborgen tragen mußte, flatterten jetzt frei um seinen Nacken. Die rechte Hand in den um zwei Knöpfe auf der Brust offen gelassenen Rock hineinschiebend, trat er im Fechteranstande dem Chevalier entgegen.

Dieser überreichte ihm die Adresse Jouy's mit den Worten: „Mein Herr, Sie haben Herrn Jouy aus Paris in der Hitze des Gesprächs beleidigt. Habe ich

ihn auch nur erſt vor einer Stunde auf dem Café am Platze Bra kennen gelernt, ſo habe ich doch den Blick eines alten Soldaten; er iſt ſehr brav, ſowie ich Sie für ſehr honnett halte."

„Sehr verbunden, mein Herr Franzoſe!"

„Sie haben das deutſche Volk für beleidigt gehalten und die franzöſiſche Nation in der That beleidigt, — das iſt Nationalhaß!"

„Zur Sache! Zur Sache!" rief Arnold ungeduldig.

„Herr Jouy verlangt von Ihnen dafür Genugthuung; er fordert Sie auf Piſtolen und Stoßdegen!"

„Für die Waffen iſt geſorgt!" entgegnete Arnold.

„Wollen Sie ſo gefällig ſein und ihm Zeit und Ort beſtimmen?"

„Am Gardaſee! im Angeſichte der Alpen," entgegnete Arnold; „nicht weit vom Strande, gerade Garda gegenüber, ragen zwei kleine Inſeln aus dem See hervor, ganz zu einem Stelldichein gemacht. Eine iſt etwas größer, als die andere, und vom Ufer entfernter. Auf dieſer Inſel habe ich Luſt mit Jouy, dem Franzoſen, ſechs Kugeln zu wechſeln. Nachmittags um drei Uhr wünſche ich dort ſeine Augen zu ſehen."

„Herr Jouy wird ſich die Ehre geben, Sie anſtändig zu bedienen. A revoir!"

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Chevalier, welcher dieſe Gelegenheit ergriffen hatte, um in die Geſellſchaft dieſer jungen Leute zu kommen und ihre Geſinnungen und Pläne genauer kennen zu lernen.

Arnold ließ einen Fiaker kommen, eilte zu Achilleus und bat ihn, bei dem Duelle mit Jouy ihm zu ſecundiren. Achilleus lehnte jedoch den Antrag ab mit den Worten: „Wer im Dienſte des Vaterlandes ſteht, iſt ein Verräther an demſelben, wenn er ſich das Recht anmaßt, über ſeine Perſon willkürlich zu verfügen. Dir hat das Vaterland deine Pflicht geſchenkt, wie du ſagſt, und ſo biſt du wieder in dein urſprüngliches, perſönliches Recht zurückgetreten, nicht ſo ich! Hier in Verona bin

ich ein Glied meines Volkes, nur dem Dienſte des Ganzen unterthan. Alles, was dieſen Dienſt gefährden kann, muß ich vermeiden, ſelbſt die Theilnahme an dieſem Duelle. Doch werde ich mit dir zum Stelldichein fahren, auch dir einen Secundanten verſchaffen. Malocchio erzeigt mir und dir den Gefallen."

Arnold war mit dieſem Vorſchlage zufrieden. Achilleus ſtieg mit ihm in den Wagen, in welchem ſie zu Malocchio fuhren.

Sie fanden ihn beſchäftigt, mit dem Bleiſtift auf dem Reißbrett Skizzen zu der Darſtellung lebender Bilder zu entwerfen; Iwan und Graf Joſeph drängten ihn, Alles zur Vorſtellung vorzubereiten, zu welcher Francesca gewonnen werden ſollte.

Er ſtreckte den eintretenden Freunden die Hand über das Reißbrett hinüber entgegen und hieß ſie willkommen. Als er das Anliegen Arnold's erfahren hatte, bat er, ihm nur zu ſagen, was er als Secundant zu thun habe? Als Arnold ſeinem Wunſche gewillfahrt hatte, ſagte er unter der Bedingung zu, daß Antonio als Arzt zugezogen werde.

Da die Zeit drängte, ſo beſtellte ihn Arnold nach einer halben Stunde in ſein Quartier, wo er ſie dann mit Antonio finden ſollte.

Nachdem Arnold dieſe Verabredung mit Malocchio genommen hatte, eilte er mit Achilleus zu Antonio, welcher zwar an dieſem Handel ungern Theil nahm, jedoch auch ſeine ärztliche Hilfe nicht verweigern wollte.

Achilleus ging jetzt, um einen verſchloſſenen Wagen zu holen, in welchem er bei Arnold und Antonio vorfahren wollte. Arnold eilte unterdeſſen hinauf in ſeine Stube, wohin Malocchio bald nachkam.

Kaum hatte Arnold hier ſeinem Secundanten die gehörige Behandlung der Piſtolen gezeigt und ihn nochmals darauf aufmerkſam gemacht, daß er Sonne und Wind zwiſchen ihm und Jouy gleich theilen müſſe, ſo kam der Wagen vorgefahren. Sie legten daher ſchnell

die Waffen zurecht, welche Malocchio unter den Mantel nahm, und eilten hinunter zu den Freunden, welche sie erwarteten.

Obschon der schönste, sonnigste Herbsttag ihnen vor den Thoren entgegenlachte, so waren sie doch so sehr mit sich selber beschäftigt, daß sie Nichts bemerkten, was um sie her vorging. Der Kutscher schwang die Peitsche unermüdlich, und die Pferde gingen so rasch, daß sie in Staubwolken auf der schönen Straße durch die Maulbeeralleen, welche mit verdorrten Weinreben, wie mit Schnüren und Troddeln, behangen waren, an den sanften Hügelungen des Landes, wie im Fluge, dem See entgegen eilten. Schon blitzte er durch die blätterlosen Büsche mit tausend blauen Augen, jetzt wendete sich die Straße um den Hügel, und vor ihren Augen breitete sich der schöne Gardasee aus und streckte sich weithinein zwischen die Berge.

Sie fuhren über die Wurzel der Landzunge, wo Lucull's Villa einst gestanden, hinüber nach Desenzano, wo sie im Gasthofe die Pferde zurückließen und eine Barke nahmen, um hinüber auf die kleine Insel zu fahren. Der Schiffer, welcher sie mit seinem Knaben ruderte, benachrichtigte sie, daß er vor einer Weile bereits zwei fremde Herren hinübergefahren habe, von welchen sie erwartet würden.

„So rudere, was du kannst!" rief Arnold; „du sollst ein doppeltes Trinkgeld haben!"

Jetzt flog die Barke, wie ein Pfeil, über den See, der vor dem Kahne dunkelgrün auseinanderrauschte und weithin in Azurbläue und in der Ferne in tiefes Dunkel sich verlief. Kähne und Marktschiffe mit weiten, schwellenden Segel flogen über die Bahn, bis sie der kleinen, einsamen Insel sich zuwendeten. Das Gebirge zu ihrer Linken drängte sich heran zum See und schoß schroff in steiler Wand herunter, an welchen die Wogen schäumend emporsprühten. Gegenüber lief das Gebirge in sanften Hügeln herab in die Ebene. Weiße Wolken, wie ent-

zündet in der Mittagsgluth, standen fern und ferner auf den Spitzen des Gebirges, das sie die weißleuchtenden Eisgipfel der Alpen in das Unermeßliche fortzusetzen schienen.

Von diesem Anblick ergriffen, stellte sich Arnold, mit ausgespreizten Beinen das Gleichgewicht im Kahne haltend, aufrecht und rief: „Grüße Euch Gott, Ihr uralten, hohen Wächter des deutschen Vaterlandes! Und schauen Eure Augen noch hell herunter in das wälsche Land, so macht mein Auge sicher und fest meine Hand, daß ich für die deutsche Ehre einen guten Schuß thue."

„Horch!" rief Achilleus, „was ist das? Sie begrüßen uns oder üben sich im Schießen!"

Jetzt erblickten sie zwei Personen auf der Insel, in welchen sie bald Jouy und den Chevalier Bartolo erkennen sollten, welche Probeschüsse zu machen schienen.

Als die Barke angelegt hatte und sie an das Ufer gestiegen waren, bemerkten sie, daß Jouy auf der Insel in den Sand ein altes Ruder gesteckt hatte, wonach er schoß, ohne das er sie bemerkte oder zu bemerken scheinen wollte.

Als sie den Beiden jetzt nahe genug gekommen waren, sahen sie, daß Jouy, um zu prahlen oder zu schrecken, in das Ruder mit den Kugeln seiner Pistole ein „I" geschossen hatte, welches etwas unsicher ausgefallen war.

„Das ist ja eine fürchterliche Sicherheit der Schüsse!" rief Bartolo, indem er sich stellte, als wäre er mit Jouy noch ganz unbemerkt; „o, wie leid thut mir der arme, deutsche Teufel!"

„O du Prahlhans, du!" murmelte Arnold, „so wahr mein Vater ein alter Scheibenschütze war, ich zeichne dir den Anfangsbuchstaben meines Namens in dein confiscirtes Roulettegesicht, daß du Rouge und Noir nicht mehr unterscheiden sollst."

„Still! Still!" flüsterte Achilleus; „ich muß ihnen einen Gruß zuschicken."

Mit diesen Worten nahm er Malorchio das Waffen-

käſtchen ab, knieete nieder in den Sand, lud ſchnell die eine Piſtole und ſchlich ſich dann in die Nähe Jouy's, welcher eben wieder mit der Piſtole zielte, um eine neue Kugel in die Linie zu ſetzen. Als ihn Bartolo bemerkte, gab ihm Achilleus winkend zu verſtehen, daß er ſchweigen ſollte, zielte und ſchoß los, ehe noch Jouy abgedrückt hatte.

Dieſer wandte ſich um und rief lachend: „Ah, Hellas als Kampfrichter!"

„Nehmt es nicht übel," verſetzte Achilleus, „daß ich vielleicht einen Punkt über Euer „I" geſetzt habe, wenigſtens wollte ich Euch den Gefallen thun."

„Ich eſſe das Ruder auf, ſo lang es iſt," rief Jouy, „wenn ein Punkt über meinem „I" ſteht."

Der Chevalier brachte das Ruder herbei und ſagte: „Guten Appetit dazu, aber ſpuckt die Kugeln weg, denn Blei iſt ungeſund!"

Jouy warf einen giftigen, lachenden Blick auf Achilleus und ſagte: „Ich gratulire mir, daß Ihr nicht mein Gegner ſeid! Doch geſpielt iſt genug, geh' es zum Ernſte!"

Mit dieſen Worten wandte ſich Jouy von der Geſellſchaft ab und ging mit untergeſchlagenen Armen am Strande ſpazieren, während ſein Secundant mit dem Secundanten Arnold's verhandelte.

Die Waffen wurden unterſucht und genehmigt, Sonne und Luft getheilt und zwei Degen, welche die Barriere bedeuteten, kreuzweis in den Sand geſteckt.

Hinter dem Degenkreuze wurden dieſſeits und jenſeits fünf Schritte abgemeſſen und Zeichen gelegt, wo die Gegner ſich zu ſtellen hatten, ſo daß Jeder bei ſeinem Schuſſe bis zur Barriere vorrücken mochte, jedoch dann ſtehen bleiben und dem Gegner vergönnen mußte, ebenſoweit im Schießen auf ihn loszukommen.

Jetzt waren die Piſtolen geladen. Jeder Secundant rief ſeinen Mann.

„Es iſt nun noch zu entſcheiden, wer den erſten Schuß hat!" rief Bartolo und gab Arnold die Würfel, welcher nieder-

knieete, die Würfel ſchüttelte und ſieben Augen warf. Jetzt knieete Jouy nieder und warf fünf Augen.

„Ihr habt den erſten Schuß!“ ſagte Malocchio zu Arnold und übergab ihm die geladene Piſtole, während ihm Jouy gegenübertrat und von ſeinem Secundanten die Waffe erhielt.

Jetzt traten die Secundanten zur Seite, auf das Commando: „Marſch!“ hob Arnold die Piſtole, der Schuß fiel und Jouy zuckte leicht zuſammen. Antonio ſprang hinzu; Jouy aber rief: „Es iſt Nichts, es kann Nichts ſein!“

Arnold hatte Jouy nach der Stirn gezielt, die Kugel aber demſelben hart am linken Ohr vorübergeſtreift und es geſchrammt, daß Bluttropfen herunterperlten.

„Die Kugel,“ rief Arnold, „hat ihm nur meinen Namen in das Ohr geſagt; weiter im Spiele!“

Jouy, tödtlich erbittert über dieſen ſo ernſtlich gemeinten Schuß rief: „Es ſoll ſein!“ und trat bis an die Barriere, während er ſcharf die Stelle auf Arnold's Bruſt, wo der um zwei Knöpfe geöffnete Rock die weiße Weſte hervorſchimmern ließ, auf das Korn nahm. So kurz dieſer Augenblick, ſo fürchterlich war er. Alle Anweſenden hielten den Odem an ſich, Arnold hörte die tombackene Uhr in ſeiner Weſtentaſche ängſtlich picken, auf einmal ſchlug ſie ihm, wie eine Fauſt, auf das Herz, der Schuß war gefallen, und er taumelte getroffen auf zwei Schritte zurück; doch da richtete er ſich plötzlich lachend in die Höhe, nahm die Uhr aus der Taſche und rief: „Die alte Uhr meines Vaters, mein einziges Erbtheil, war mein Schild! Sie ſteht ſtill! Sie ließ das Leben für mich!“

„Mit dir iſt Gott!“ ſagte Achilleus; Jouy knirſchte mit den Zähnen. Malocchio reichte Arnold die wieder geladene Piſtole; dieſer trat bis an die Barriere vor und an Jouy hinan. Wie Arnold die Piſtole auf ihn hielt, über rieſelte Jouy unwillkürlich der Todesſchauer, ſein Geſicht wurde grünlichweiß, ſeine Augen ſtanden weit

offen und ſtier. Schon wollte Arnold losdrücken, als es ihm, wie eine warme Hand, über das Herz ging. „Meinetwegen!“ ſagte er und ſchoß die Kugel in die Luft. Die Freunde ſtürzten herbei und ſchüttelten ihm, wie zum Danke, die Hand; er aber ſagte: „Das hilft mir nur nicht viel, denn nun wird er mich todtſchießen.“

„Daß ich ein Schuft wäre!“ rief Jouy; „wo Eure Kugel hingefahren iſt, hat auch meine noch Platz!“ Mit dieſen Worten ſchoß auch er in die blaue Luft und reichte Arnold zur Verſöhnung die Hand.

„Frieden zwiſchen Deutſchland und Frankreich!“ rief der Chevalier; und die Andern ſtimmten hüteſchwenkend und rufend mit ein.

Malocchio, erfreut, ein Piſtolenduell und die dazu gehörigen Geſichter und Mienen geſehen und dabei ſogar als Secundant Theil genommen zu haben, eilte hinunter an das Ufer und rief den Fiſcher mit der Barke zur Ueberfahrt nach Deſenzano herbei.

Im Hinüberfahren ſchickten ihnen die Felſen aus ihren Höhlen einen friſchen Wind hinterdrein, daß ſie auf hohen Wogen in kurzer Zeit an das Ufer kamen.

Da Antonio die Geſellſchaft bat, bei ihm in Verona einen Becher Wein auf die glücklich beendigte Fahrt zu trinken, ſo ließen ſie ſchnell anſpannen und fuhren bei dämmernder Nacht in die Stadt zurück.

Viertes Capitel.

Die Nacht war angebrochen. Ein ſchauerlicher Nordwind kreiſelte den Staub auf den Straßen und fachte vor dem Hauſe Caſtellani in den Pechpfannen die Flammen hoch empor, welche in wilden Lohen das Gebäude beleuchteten. Eine Menge Menſchen ſtanden zur Seite gedrängt von den Spalieren der Grenadiere, welche den Platz frei hielten, unterſtützt von den grauen Polizeidienern mit ihren ſpaniſchen Röhren.

Eine prächtige Equipage nach der andern mit vorreitenden Fackelträgern rollte heran, die Soldaten präſentirten das Gewehr und eine hohe Herrſchaft trat nach der andern in das Haus. So hatte die Auffahrt beinahe eine Stunde lang gewährt, als noch ganz zuletzt der Wagen des Ritters Malavilla vor dem Eingange hielt. Der Wagentritt wurde heruntergeſchlagen, die Thür geöffnet und der Ritter ſtieg mit Iſabella und ihrer Freundin Franceſca aus. Der Thürſteher rief Namen und Stand des Angekommenen aus und die ſpaniſche Herrſchaft trat in den Palaſt. Ein fürſtlicher Page begleitete den Ritter auf die mit weichen Tepichen belegte Treppe hinauf, wo eine Kammerfrau die Damen zur Toillette führte. Der Ritter ließ den Mantel von der Schulter in die Hände ſeines nachtretenden Dieners fallen und wartete auf die Zurückkunft ſeiner Tochter im Foyer. Er erſchien gepudert, in der ſpaniſchen Hofuniform, in weißſeidenen Schuhen und Strümpfen, den langen, ſteifen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite und das Treſſenhütchen unter dem linken Arme.

Hier entdeckte ihn Graf Joseph. Er nahte sich ihm mit seinem Anstande und bewillkommnete ihn im Auftrage Seiner Durchlauchtigsten Hoheit, indem er bat, ihn zu betrachten, als gehöre er zum Hause des Wirthes, welcher ihm den Auftrag gegeben, sich zur Verfügung des Ritters zu stellen.

„Ich werde mich, Herr Graf," versetzte der Ritter, „durch Eure Gesellschaft eben so sehr geehrt fühlen, als ich dafür dankbar bin, das Ihr sie uns leisten wollt."

Jetzt kamen Isabella und Francesca aus dem Putzzimmer heraus, verklärt durch die geschmackvolle Toilette, welche sie gemacht hatten, und durch die Erwartung der Herrlichkeit, welcher sie entgegengingen.

Isabella erschien in einer Basquina von rosarothem Taffet, auf der Schulter und unten mit drei Reihen Silberfranzen besetzt, welche knapp Busen und Taille umfing und reichhaltig herabfiel bis über die Kniee, wo das Untergewand von weißem Atlas und die goldgestickten Zwickel der seidenen Strümpfe unter den langen Silberfranzen hervorschienen Sie trug einen Schmuck von Rubin balais um den Nacken und gleiche Ohrringe.

Mit ihrem goldenen, wehenden Lockenhaar und in der phantastischen Tracht, mit den zierlichen, spanischen Füßchen in den perlengestickten Schuhen erinnerte sie an die Elfenkönigin, wenn sie zum Sommernachtsreigen dahineilt.

Ihre Freundin Francesca dagegen mit ihrer, hohen, stolzen Gestalt erschien mehr wie eine schöne Heroin aus der Mythenzeit. Ihr ganzes Wesen war einfach und großartig; sie trug ein langes, weißseidenes Kleid und darüber eine weiße Tunica von Tüll, welche unten mit Erikazweigen besetzt war; — in den Haaren, wie sie es zu festlichen Gelegenheiten liebte, eine weiße Moosrose.

Die Augen des Grafen Joseph sahen jedoch nur Isabella, die Königin seines Herzens.

So reizend, wie jetzt, war sie noch nie vor seine Seele getreten. Gewöhnt an den Umgang mit Damen,

fühlte er in diesem Augenblicke eine längstüberwundene Befangenheit, so daß er fast schüchtern ihr und Francesca nahte und mit unzusammenhängenden Worten seine Freude über ihre Anwesenheit ausdrückte. Alle die eingelernten Redensarten, diese abgegriffenen Scheidemünzen im Salonverkehr, schämten sich zum Vorschein zu kommen.

Doch diese Verlegenheit währte nur einen Augenblick, indem er zugleich über den Genuß dieser Stimmung reflectirte und sagte: „Sie rauben mir die Worte der Anbetung und lassen mir nur das Gefühl derselben, wie einen pomo di Siena ohne Schaale!"

„Ihr drückt dafür," versetzte Francesca, „die Schaale über dem Lichte Eures Witzes zusammen, daß das Oel daraus in die Flamme und uns in die Augen knistert."

Jetzt war, wie von ungefähr, Fürst Iwan herbeigekommen und flüsterte schmachtend: „Meine gnädigen Damen, die große Polonaise wird beginnen; die kaiserlichen und königlichen Majestäten haben sich die Damen engagiren lassen; wir kleinen Fürsten sind so glücklich, selbst um die Gunst der Damen flehen zu dürfen; wird Signora Francesca mir erlauben, sie einführen zu dürfen?"

Während Francesca zusagte, trat die Gesellschaft in den Saal, in welchem die flammenden Kronleuchter die Nacht in einen blendenden Tag verwandelt hatten und den Purpurschein der Sammettapeten an den Wänden über den Marmorspiegel des Fußbodens und die irdischen Gottheiten, welche darüber hinwandelten, in verschwimmenden Reflexen ausgossen.

Isabella glaubte nicht mehr auf der Erde zu wandeln, ihr war es in diesem Glanze, worin das geblendete Auge kaum die einzelnen Gestalten herauszuerkennen vermochte, und in diesem feinen Moschusdufte der haute volée, welcher die Sinne befing, als wandle sie unten im märchenhaften Reiche der Gnomen und Elementargeister.

Schon längst hatte die Polonaise begonnen, in welcher sich die Paare nur langsam einige Schritte bewegten und dann wieder flüsternd stehen blieben, daß Francesca un-

willkürlich an Arnold's Waldmärchen und an das Bienensummen in Brenli's Hütte im Fichtenbaume denken mußte.

Die Musik ging jetzt in ein Adagio über und mit sanften, schwelgenden Augen neigte sich Fürst Iwan zu Francesca mit den Worten: „Ziehen die Töne nicht, wie Schwäne, dahin über einen weiten See verschwimmend in die Abenddämmerung? Wie süß müßte es sein, in Klänge zu zerfließen!"

Francesca sah ihn von der Seite an und entgegnete: „Oder wie gekörntes Eis mit Zucker und Limonensaft auf der Lippe eines dürstenden Mohren!"

„Grausame!" flüsterte der Fürst und streckte den rechten Fuß mit dem kleinen Schnallenschuh aus, da die Colonne um einige Schritte weiter sich bewegte.

Bei dieser Bewegung kam Graf Joseph mit Isabella an das eine Ende des Saales zu stehen, wo sie die gegenüberstehende Reihe übersehen konnten. Er benutzte diesen Augenblick, um die Gesellschaft, wie ein Pfauenrad, um sich herum zu legen, indem er in den Spiegel einer jeden Feder flüchtig seiner Dame das Miniaturbild einer hohen, brillanten Person carrikirt zu zeichnen versuchte.

„Ich möchte wohl ahnen können," sagte er, „was von diesem schönen Abend in Eurer Erinnerung bleibend sich eindrücken wird?"

„Das langsame Gehen," versetzte heiter Isabella, „das sie Tanzen nennen."

„Ihr müßt bedenken," erwiederte er, „daß wir hier das stabile Princip repräsentiren; seht nur dort meinen Oheim, den Hofmarschall, der wie ein abgehärmtes Fragezeichen aussieht und nie vergessen kann, daß einer seiner Ahnen mit einer bourbonischen Prinzessin vermählt gewesen ist, welche wenigstens eine Lilie in sein Wappen eingebracht hat."

„Ist bei Euch," fragte Isabella, „die Lilie auch das Zeichen, welches auf den Degen geätzt wird?"

„Bei uns," erwiederte lächelnd der Graf Joseph, „druckt

man sie vor der Hand als Etikette auf Almanache, und fromme Jungfrauen machen Sonette darauf."

„Wenn ich nur einmal eine Dichterin sehen könnte!" seufzte Isabella.

„Seht Ihr dort," entgegnete Graf Joseph, „die Dame in der blaßbläulichen, seidenen Robe? Es ist eine mediatisirte Fürstin. Das eine Auge, welches immer still steht, ist vor Schrecken über eine Recension zu Glas geworden, das andere ist eine zu Tode geweinte Elegie. Gleich hinter ihr die kurze, dicke Herzogin ist der Pendant zu ihr, — sie ist eine Blumenmalerin, wie Ihr an der rothen Schminke auf ihrem Gesichte sehen könnt; die Klatschrose gelingt ihr am Besten. Wir waren sonst große Freunde; seitdem ich ihr in das Stammbuch eine Ruine mit blühenden Rosen gezeichnet, habe ich ihre Gnade verloren."

Jetzt bewegte sich die Colonne wieder um einige Schritte; Graf Joseph streckte den rechten Fuß mit dem feinen Schnallenschuh aus und führte seine Dame um einen halben Schritt weiter vor.

Jetzt wurden die Damen gewechselt. Jeder der allerhöchsten und hohen Cavaliere überließ seine Dame dem vor ihm stehenden, indem hier und da Namen und Rang der Dame mit sammetweicher Neigung des Kopfes zugeflüstert wurde.

Nach wenigen kurzen Complimenten wechselten die Damen wieder, so daß die Tour zu einer vorübergehenden Unterhaltung der Cavaliere mit den Damen ausschlug.

Jetzt hatte Graf Joseph das Glück, mit der blumenmalenden Herzogin zusammenzukommen.

Sie begann die Unterhaltung und zeigte die lächelnden, elfenbeinernen, schönen Zähne, welche sie heute besonders sorgfältig eingesetzt hatte, während sie sprach: „War das nicht die kleine Spanierin, die Malavilla, welche Sie einführten? Ich hatte das Glück, von Ihnen bemerkt zu werden?"

„Ich hatte die Ehre," versetzte Graf Joseph, „von Höchstihrem eminenten Talente zum Gesange zu sprechen und meinen Wunsch auszudrücken, ein spanisches Duett von Höchstihnen und ihr hören zu können."

„Führen Sie doch die Kleine," entgegnete die Herzogin, „in meinen Salon ein; Sie erinnern sich, daß jeden Freitag —"

Doch jetzt wechselten die Damen wieder; die Herzogin ging an den Vordermann, Isabella an den hohen Wirth und Francesca an den Kaiser Alexander über.

Da Graf Joseph jetzt mit einer halbtauben und wortkargen Prinzessin zusammen kam, welche ihn wegen seines niederen Standes mißachtete, so unterhielt er sie mit einem stereotypen Lächeln, indem sie sich bei den Handschuhspitzen hielten.

Unter diesem stummen Lächeln hatte Graf Joseph Zeit, mit seinen Blicken verstohlen Isabella nachzugehen, mit welcher sich der Fürst sehr gnädig zu unterhalten schien. Wie er sie in ihrer wunderbaren Schönheit von sich fern stehen sah, brachen alle verhaltenen Gluthen der Liebe und des Hasses aus der Asche hervor. An die Seele legte sich ihm der nagende Gedanke, daß die alte, kupplerische Duenna noch in dieser Nacht die erste Zusammenkunft Isabellens mit seinem begünstigten Nebenbuhler veranstaltet hatte, in derselben Nacht, wo sein mächtiger Chef für ihn bei dem Ritter um die Hand seiner Tochter werben wollte.

„Warum zittert denn der Graf?" fragte ihn jetzt mit langsamer, näselnder Stimme die Prinzessin und warf den Kopf, wie ein Wasservogel, zurück, während die Brustbeine vortraten.

„Aus submissester Ehrfurcht, Signora!" rief Graf Joseph ihr in das linke Ohr.

Die Prinzessin zuckte gnädig mit den Mundwinkeln und drehte den Nacken ein wenig, und der Cavalier flüchtete sich wieder unter das stereotype Lächeln.

Unterdessen unterhielt sich der hohe Wirth mit Isa-

bella, welche in diesen kurzen Augenblicken sein höchstes Wohlwollen gewonnen hatte.

„Wir werden es uns angelegen sein lassen," sagte er scherzend, „die Krone von Spanien wieder an Oesterreich zu bringen. Sie dürfen sich hüten, denn ich werde Ihnen einen tapfern Ritter schicken, der Sie erobern soll, um dann immer Ihr Unterthan zu sein."

Isabella erbleichte, der Fürst bemerkte es und sagte: „Welche Rose soll Oesterreich erhalten, die weiße oder rothe?"

Bei dieser Frage sah Isabella auf Francesca, welche die weiße Moosrose in den Locken trug, und sagte: „Es scheint, als wenn Rußland dem Hause Oesterreich keine Wahl mehr lassen wolle."

Obschon die Musik immer wieder die Colonne zum Weiterschreiten aufforderte, so wollte die Tour des Damenwechsels doch nicht weiter gehen, da sich Alexander immer noch mit Francesca unterhielt.

„Stundenlag saß ich schon vor dem schönen Bilde," erzählte ihr der huldvolle Kaiser, „und immer näher trat mir der innere Sinn desselben. Ich empfinde es dabei recht eigen, daß das höchste Glück nur ein Traum ist und nur im Traume genossen wird."

Francesca hing mit ihrer ganzen Seele am schönen, gnädigen Antlitze des Kaisers und entgegnete lächelnd: „Um so mehr ist Europa zum ewigem Danke dem guten, wachenden Genius verschuldet, welcher seinen Schild über die Träumerin gedeckt und sie mit scharfem Schwerte vertheidigt hat, als der französische Adler blutlechzend herunterstieß."

„In te, domine, speravi!" erwiederte der fromme Kaiser, „ich war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes!"

„Ich wollte, daß ich ein Maler wäre!" entgegnete Francesca, „ich malte den angebeteten Kaiser des Nordens auf dem Schlachtfelde auf den Knieen liegend, während die Adjutanten heransprengen, hüteschwenkend und siegverkündend."

Alexander sah ihr mild und freundlich in das glühende

Geſicht und ſagte: „Wenn Ihr an mich ſpäter denken mögt und eine Umgebung dazu träumen, welche mir recht lieb iſt, ſo ſtellt Euch einen ſtundenlangen Wald von großen, uralten, epheuumrankten Birken und Tannen, durchſchnitten von ſmaragdgrünen Raſenſtrecken, im ſpäten Abenddämmerlicht vor und einen Mann im grauen Mantel dahinwandelnd, verſenkt in melancholiſche Träume, einſam und gedankenvoll — im Parke von Czarskoje-Selo. — Aber auch ich will mir von dem ſo ſchönen Ideale, welches dem Maler meines Bildes vorgeſchwebt hat, den lebendigen Eindruck bewahren. Ich hoffe der ſchönen Ariadne im Labyrinthe dieſer Tage wieder zu begegnen!“

Mit dieſen Worten verneigte er ſich ein wenig, alle Anweſenden machten die Bewegung ihm nach, und die Polonaiſe war beendigt.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

In der Strada degli Erbeſti hatte Peppo, ein luſtiger, wohlbeleibter Bologneſe, eine Oſteria. Den vorderen Raum derſelben nahm die Küche ein, welche zugleich den einkehrenden Gäſten zum Speiſezimmer und zur Wohnſtube diente. Vom Eintritte gegenüber an der ſchwarzen Mauerwand ſtand in einer kleinen Blende die Figur des heiligen Antonius von Padua von angemaltem Gyps. Davor brannte eine Lampe, welche die ſchmutzigen, herumſtehenden Bänke und Tiſche ſpärlich beleuchtete. Durch dieſe Wand ging in jeder der beiden Ecken eine Thüre hinaus, die eine in das Wohnzimmer des Wirths, die andere in die Vorrathskammer.

Dort ſah man ein angeſtecktes Weinfaß auf einem Geſtelle, die in großen Laiben aufgeſchichteten Parmeſankäſe, dazwiſchen einen großen, angeſchnittenen Schinken und wie vom Himmel herunterhängende Knoblauchwürſte. Vor dem Heerde ſtand Peppo mit der weißen, ſaubern Jacke und Mütze und der reinlichen Schürze; ſonſt war Alles umher in Schmutz erſtarrt.

Ueber dem Feuer, welches mit Rebenholz unterhalten wurde, drehte ein kleiner Hund an einem Trillrade einen Hammelbraten am Spieße, indem Peppo den kleinen Arbeiter mit den zärtlichſten Schmeichelworten und Verſicherungen tröſtete, daß dieſes heute ſeine letzte Arbeit ſein ſolle.

In dem Dämmerlichte umher, welches das Kohlenfeuer auf dem Heerde und die Lampe des heiligen Antonius

verbreitete, ſaßen mehrere Gruppen abenteuerlicher Geſellen. Die meiſten waren in Mäntel gehüllt und hatten ihre breitkrämpigen Hüte tief in die Augen gedrückt, wie Männer, welche auf ein gefährliches Abenteuer ausgehen.

Der Eine hatte harte Eier und Salz vor ſich, welche er mit beſonderer Kunſtfertigkeit auf dem Tiſche auftippte, ſchälte, in Salz eintauchte und zwiſchen ſeinen Zähnen verſchwinden ließ, dann aus dem irdenen, glaſirten Weintopfe, welcher vor ihm ſtand, ſich das Glas vollſchenkte und leerte. Ein Anderer betrachtete mit aufgeſtemmten Armen die Gräten der Fiſche, welche vor ihm auf dem Teller lagen, als dächte er über die Vergänglichkeit aller Dinge nach. Ein Dritter ſaß rittlings auf der Bank und rauchte Taback aus einer Pfeife, welche aus zwei in einander geſteckten Rohren und einem rothen Thonköpfchen beſtand, verdrehte die Augen und murmelte unverſtändliche Worte von hohen Potentaten und vom Chevalier durcheinander, bis ihm ſein Nebenmann einen Schlag auf die Schulter gab und ihm zornig in das Ohr rief: „Wirſt du ſchweigen lernen!“

Zwei Andere ſpielten wieder mit einander Morra, indem ſie die Zahl gleichzeitig ausſtreckter Finger zu errathen ſuchten und durcheinander ſchrieen: „Acht! ſechs! neun! Alle!“ mit einem Eifer, als hinge davon das Heil der Welt ab. Anderwärts ſaßen wieder Einige und ſpielten ſchweigſam Domino um die Bezahlung des Weins, welchen ſie ſich noch in Ausſicht geſtellt hatten.

Die allgemeinere Unterhaltung ſchien eine Muſikantenfamilie, welche unfern der Ausgangthür ſtand, zu beſtreiten. Sie beſtand aus einem alten Mann mit einem erdfahlen Geſicht, welcher die Geige ſpielte, während ſeine Frau, ein altes, zahnloſes, dickes Mütterchen, ſang, und zwei kleine Knaben auf dem Kopfe vor ihnen dazu tanzten.

Sie hatten einen weißen Pudel bei ſich, welcher die Mütze ſeines Herrn in der Schnauze trug und von einem Gaſte zum andern wedelnd und knurrend herumging und die Gaben einſammelte.

„Wie gut haſt du es dagegen, mein vierbeiniger Küchenjunge und Bratenwender!“ ſagte Peppo zu ſeinem Hündchen im Trillrade, welches keuchend die Zunge hervorſtreckte.

Jetzt trat ein neuer Gaſt herein, welcher eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, daß vom Geſicht nur das linke Auge und ein ſchwarzes Pflaſter auf der Stelle des rechten zu ſehen war. Er verlangte trotzig einen Krug Wein und ſah ſich in dem Gemache um, als wenn er Jemand ſuche. Endlich ging er auf einen der Anweſenden zu, welcher einſam im Winkel an der Tafelecke ſaß und mit dem Finger vom vergoſſenen Wein gedankenlos Figuren auf die Tafel zog. Der Einäugige ſetzte ſich wortlos an die andere Ecke.

Als der Wirth mit dem Weinkruge, welchen er beſtellt hatte, unter der Thür zögerte und mit einem der Gäſte die Zeche berechnete, rief er ihm nach einer kurzen Weile zornig zu: „Presto! presto, birbone!“

Sein Nachbar ſchien ihn erſt jetzt zu bemerken. Als Peppo das Krügelchen Wein dem Einäugigen hingeſetzt und ſich wieder entfernt hatte, füllte dieſer das Glas, ſchob es dem Andern zu und ſagte: „Trink, Nicolo, auf unſer Wiederſehn!“

„Wie kommſt du daher, Bajonna?“ flüſterte jener.

„Ich ſpürte Dich aus,“ verſetzte leiſe Bajonna; „meinſt du nicht, daß ich dir Geſchichten zu erzählen habe, welche dich etwas angehen? Hier iſt kein Ort dazu! Folge mir nach in den Hof!“

Nicolo nickte mit dem Kopfe zum Zeichen ſeiner Einwilligung; Bajonna wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und begab ſich hinaus. Bald kam Nicolo ihm nach.

„Bei allen Heiligen!“ fragte Nicolo, „wie kommſt du aus Neapel hierher?“

„Wie du?“ fragte kurz Bajonna.

„Das iſt bald geſagt!“ erwiederte Nicolo; „habe ich nicht aus unſerer Revolution in Neapel ein bischen Blut von dem Schweizerofficier an meiner Hand? —

Sollt' ich ein ſolcher Narr ſein und dort meinen Hals hinhalten, bis es einem andern Narren gefällt, mir den Strick darum zu werfen?"

„Da haſt du ein Seitenſtück zu meiner ſtillen Abreiſe von Neapel!" verſetzte Bajonna. „Du biſt hier im Privatdienſt des Chevalier Bartolo und ſeines Patrons, des Grafen Joſeph, welcher ſich eine Privatpolizei hält?"

„Hm!" entgegnete Nicolo, halb bejahend, halb verneinend.

„Was haſt du für Hinterhalt und gehſt nicht mit der Sprache heraus?" fragte Bajonna weiter, — „du weißt ja doch, daß ich dich als abtrünnigen Bruder der Carbonaja —"

Kaum hatte Bajonna dieſe Worte geſprochen, als ein Meſſerſtoß ihm nach der Bruſt ging, welcher jedoch unter dem Mantel auf einen Drahtharniſch traf. Zu gleicher Zeit erhielt Nicolo von ihm einen ſo kräftigen Schlag auf die Hand, daß das Meſſer auf das Steinpflaſter niederklirrte.

„Beſtie!" murmelte Bajonna; „ſei jetzt vernünftig und laß' mich erſt ausreden, ehe du mir nach dem Leben ſtehſt, Crocodil!"

„Nichts für ungut," verſetzte Nicolo; „du ſollſt ſicher vor mir ſein, bin ich es vor dir!"

„Sicher wie ein Kind im Mutterleibe!" entgegnete Bajonna; „aber ſei aufrichtig und ſprich, wie kamſt du zu deinem Gewerbe?"

„Aus Hunger und Menſchenhaß!" verſetzte Nicolo.

„Warum nicht lieber aus Durſt und Dummheit?" entgegnete Bajonna.

„Was bleibt dem Patrioten in dieſer Zeit übrig?" fragte Nicolo, „als unter irgend einer Maske in das Menſchengewühl unterzutauchen! Und in welcher Maske kann ich ſicherer ſein, als in der eines Polizeiagenten? Aus dieſem Unrathe findet ſo leicht Niemand einen alten Carbonaro heraus. Dann kann ich auch bei meinem Gewerbe am Beſten meinem Groll nachgehen gegen das

Geſindel, welches die italieniſche Sache ſo ſchändlich verrathen hat; denn ſelten bindet Einer ſeine Zunge, daß man ihm nicht ein Wort zum Stricke verdrehen kann. Und weißt du nicht, wie Hunger thut? Ich könnte dir Geſchichten erzählen, welche dich zu einem wüthigen Wolfe machen ſollten; hatte mich doch einer unſerer Brüder drei Tage lang bei ſich hingehalten, um ſich darnach zu erkundigen, ob nicht ein Preis auf meinem Kopf ſtände, welchen er verdienen könnte!"

Thränen der Wuth brachen jetzt aus Nicolo's Augen; er konnte nicht weiter ſprechen, nur die Fäuſte ballen und in der Finſterniß Bajonna heimlich, tückiſch drohend vor das Geſicht halten.

Bajonna dagegen war unſchlüſſig, ob er den Abgefallenen erwürgen, oder zu dem vermeinten höheren Zwecke mißbrauchen ſollte. Endlich ſiegte bei ihm die Klugheit. Er hoffte nämlich durch Nicolo ſicher an den Chevalier zu kommen, um an ihm das Rächeramt zu vollſtrecken, welches ihm durch die Würfel im Gartenhauſe zugefallen war.

Er entgegnete daher ruhig: „Ich haſſe weder die Menſchen, noch die Freiheit, aber ich weiß auch kein anderes Mittel, mich vor meinen Verfolgern zu retten, als den Schutz des mächtigen Chevaliers, den ich als ſein Agent oder Geſelle von ſelbſt genöſſe. Schon in Neapel hörte ich, daß du dich hier mit der geheimen Polizei eingelaſſen hätteſt; ich lauerte hier vor dem Logis des Chevaliers auf dich und als ich dich endlich heimlich dort aus- und eingehen ſah, war ich meiner Sache gewiß. Bald kundſchaftete ich auch dieſe Oſteria aus, wo Ihr häufig zuſammen kommt, und nun ich dich perſönlich getroffen, werde ich dich nicht loslaſſen, bis du mir zur Gunſt des Chevaliers verholfen haſt."

Nicolo gerieth durch dieſen Antrag in große Verlegenheit; denn wenn er auch hoffen durfte, daß der Chevalier einen Menſchen, welchen er empfehlen konnte, in ſeinen Sold nehmen würde, ſo kannte er doch den

Charakter Bajonna's zu gut, als daß er je an seinen Abfall vom revolutionairen Wahne hätte glauben können. Wie oft hatte Bajonna das Amt des Großmeisters in der Loge ausgeschlagen, um desto entschlossener handeln zu können! Nicolo fürchtete daher, daß es doch auf sein Leben abgesehen sein könnte.

Indem er alles dieses erwog, dachte er zugleich an das Abenteuer, welches ihm in Kurzem bevorstand, und an die Gefahr desselben.

„Kannst du schweigen?" fragte er endlich.

„Kennst du mich nicht besser, als du mit deiner Frage zu erkennen giebst?"

„Schwöre mir bei deinem Schutzpatron, daß du weder mich noch einen Anderen verrathen willst!"

„Bei allen Teufeln! ich schwöre dir, verschwiegen zu sein, wenn ich es nicht schon sein sollte!"

„Gut denn! — In dieser Nacht soll ein junger Geselle aufgehoben werden, welcher eine Liebschaft mit einer vornehmen jungen Dame angezettelt hat!"

„Was geht das mich an?"

„Genug, wenn du dich unserem Patron, dem Chevalier, empfehlen willst; denn das Abenteuer ist halsbrechend."

„Als wenn ich eine feige Memme wäre! Heraus mit der Gefahr, ich will sie bestehen, wenn dir der Muth dazu zu dünn gerathen ist."

„Kurz und gut! In dieser Nacht ist Jemand zu einem Stelldichein unter das Fenster seiner Dame bestellt. Sobald dieser dort angelangt ist und wir in der Person sicher sind, muß ihm ein Pflaster auf den Mund und er selbst zu Boden geworfen, geknebelt und in einen Wagen geschafft werden, um ihn heimlich irgendwo unterzubringen. Willst du den Kehlengriff thun, so will ich dich mitnehmen."

„Basta, es gilt, ich bin dabei! — Und wie viel erhalte ich zum Handgeld?"

„Zehn Scudi von mir! wie du mit dem Chevalier hernach übereinkommſt, iſt deine Sache!“

„Ein Lumpengeld für einen Henkersknecht!“ entgegnete Bajonna, welcher um Geld für dieſe Arbeit handelte, um Nicolo in Sicherheit zu wiegen.

So ſuchte Einer den Andern zu täuſchen; — denn Nicolo hatte ſich vorgenommen, ihn doch noch ſtumm zu machen. Er wußte es nur zu gut, daß der Mann, welcher überfallen und heimlich entfernt werden ſollte, ſeinen ſcharfen Hatagan immer bei ſich trug, und wenn Bajonna auch nur mit demſelben zu ringen haben ſollte, ſo konnte er doch die Gelegenheit benutzen, um ihm ſelbſt einen tödtlichen Stich zu verſetzen, welcher ihn von dem verdächtigen Carbonaro auf immer befreite.

„Wird der Chevalier bei dem Abenteuer zugegen ſein?“

„Warum fragſt du?“

„Damit ſich mit meiner That kein Anderer brüſten und mir den Lohn wegnehmen ſoll!“

„Du ſollſt That und Lohn,“ entgegnete Nicolo, „ganz allein behalten!“ —

Jetzt ſchlug es auf der Domuhr elf; Nicolo zählte die Schläge und ſagte dann: „Nun wird es Zeit, daß ich meine Leute anſtelle! Halte dich nur immer zu mir und verathe dich nicht durch überflüſſige Reden!“

„Als wenn ich,“ entgegnete Bajonna, „ein Papagei wäre, wie du!“

Sie gingen jetzt in die Oſteria zurück; Nicolo ließ ſich noch einen Krug Wein geben, ſtürzte ihn in einem Zuge hinunter und rief dann den Anweſenden zu: „Es wird Zeit zur Ruhe! Wer die Ordnung liebt, der folgt mir“

Mit dieſen Worten ging er fort. Einer nach dem Andern von den Gäſten erhob ſich, bezahlte und verließ die Stube, in welcher nach wenig Minuten ſich Niemand mehr befand, als Peppo und die Muſikantenfamilie, welche ſich in einem Winkel zuſammengekauert hatte.

Peppo hatte jetzt ſeinem kleinen Hunde ein Lager

auf dem Heerde zurecht gemacht und wollte nun selbst zu Bette gehen, als er aus dem dunkeln Winkel beim Eingange zehn Augen funkeln sah.

„Was?“ schrie er, „ich sollte meine ehrliche Osteria zu einer Zigeunerherberge machen? — Packt Euch hinaus, oder ich hetze Euch mit meinen Cenerentolo zur Thür hinaus! Ihr rührt Euch noch nicht? Ihr unterfteht Euch, hier noch zu trotzen?“

„Um die Barmherzigkeit Gottes!“ jammerte die Musikantenfrau, „Ihr werdet uns doch nicht hinausjagen auf die Straße, mich und die armen Kinder! Sind wir doch ehrliche Leute und haben unsern Passeport und suchen uns redlich zu nähren, wie Ihr gesehen habt. Mein Alter soll für Euch und Euer Haus zehn Paternoster vor dem Einschlafen beten; Ihr mögt es glauben, er betet gut!“

„Still mit deiner Lärmtrommel!“ sagte Peppo, „zeigt Euren Passeport und laßt sehen!“

Die Alte wühlte jetzt in einem Felleisen herum, bis sie die schmutzige Brieftasche und darin den Passeport fand, welchen sie Peppo einhändigte.

„Also Römer seid Ihr?“ fragte der Wirth, „wirkliche, wahre, ächte Römer?“

„So wahr das Campidoglio,“ rief jetzt pathetisch der Musikant hinter seiner Frau vor, „über dem alten Forum und Rom auf sieben Bergen steht! So wahr Cäsar und Hannibal dem heiligen Vater in alten Zeiten die Steigbügel gehalten; ich bin ein Römer, geboren alla Fontana di Trevi, wo gleich vor der Hausthür Fische gebraten werden!“

Peppo nahm den Paß zu sich und sagte: „Hättet Ihr Euch gleich als Römer zu erkennen gegeben, Maestro, so hätte es keines Redens bedurft!“

Mit diesen Worten ging er in sein Schlafgemach und holte einige alte, mit Seegras gestopfte Matratzen, welche er der Musikantenfamilie zuwarf und ihr gute Nacht wünschte; dann schloß er fürsorglich die Thüre zur Vorrathskammer ab und begab sich zur Ruhe.

Zweites Capitel.

Antonio hatte den Prieſter Santello, da der Ritter Malavilla mit Iſabella zum Balle gefahren war, zu ſich eingeladen, um den Abend in der Geſellſchaft bei ihm zuzubringen.

Jouy hätte Arnold gern trunken gemacht und nöthigte ihm noch ein Glas Malvaſier auf, nachdem ſein Zureden an Achilleus' Mäßigkeit geſcheitert war.

Malocchio ſprach, aufgeregt von den ſüßen Flammen, welche er ſchlürfte, unermüdlich von dem Beruf der Kunſt, das Leben wie eine Traube zu keltern und den Moſt zu Wein abzuklären; Niemand hörte auf ihn. Um ſo ungeſtörter konnte er fortfahren: „Was machte die alten Maler in ihren Werken ſo groß? Nichts weiter, als der klare Inſtinkt, mit welchem ſie das eigenſte Leben ihres Zeitalters zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. So lange der ſiebenfarbige Regenbogen der chriſtlichen Religion durch die Weltſeele ſich hinunter in das Herz des Künſtlers zog, konnten ſeine Werke nur der Abglanz dieſer Herrlichkeit ſein. Seitdem aber die alten griechiſchen Götter von dem türkiſchen Lärm und Spectakel bei der Zerſtörung Conſtantinopels wieder aufgewacht und nach Italien ausgewandert und allmälig dem Menſchen in das warme Blut getreten ſind, iſt das Leben ein ganz anderes geworden. Nun fangen meine Kunſtkameraden an vornehm zu thun und das Publikum zu verachten, weil es an zierlichen Madonnenheiligenſcheinen und Chriſtkindlein und den Händefaltungen, Verklärungen und Verzückungen

keinen rechten Geschmack mehr finden will. War früher die Welt nach der Bibel zugeschnitten, so hat sie sich jetzt ausgethan in die Natur und die Geschichte.

„Dort sind noch ewig neue Motive zu Bildern zu finden! — Was, Ihr hättet keinen Stoff? malt mich ab!' rief er und schwenkte mit der einen Hand den Hut und in der andern Hand das leere Glas in die Höhe; „es lebe die traumtrunkene Ariadne und Kaiser Alexander hoch!"

Die Gesellschaft stieß mit an und Santello rief: „Auf den Triumph der guten Sache!"

Alle ließen ihre Gläser bei diesem Trinkspruche anklingen und Jeder dachte an etwas Anderes.

Mitten in diesem Lärm hatte sich Achilleus heimlich entfernt, ohne daß Jemand darauf Acht gehabt, zumal Jouy jetzt einen Zankapfel in die Gesellschaft geworfen hatte mit den Worten: „Also meint Ihr wirklich, Herr Pater, daß Ferdinand der Siebente oder die Regentschaft von Seo d'Urgèl so eine gute Sache hätte? Sind denn wirklich Camerillaregierung und Inquisition für ein Volk so ein großes Heil?" —

„Spanien ist groß und herrlich geworden durch die Treue im reinen Glauben!" versetzte Santello, „und groß geblieben, so lange die Inquisition stark genug war, die Ketzer auszurotten."

Chevalier Bartolo ergriff das Wort und sagte: „Von der Herrlichkeit der Inquisition kann ich jetzt mehr erzählen, als ich früher gewünscht hatte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit ihr so bekannt zu werden, daß ich ihre Wohlthat noch jetzt in allen Gliedern fühle, wenn sich das Wetter ändert. Ich lebte zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution in Paris und war, begeistert für die Freiheit, ein Jacobiner, wie die meisten meiner Freunde; denn jede allgemeine Idee einer Zeit hat etwas Ansteckendes, und kein Mensch kann sich dagegen leicht verwahren. Ich weiß nicht, wodurch ich zu der Ehre gekommen war, von den Mitgliedern meines Clubs für

einen durchtriebenen Gesellen gehalten zu werden. Doch mochte ich gerade diesem Vorurtheile es zuschreiben, daß ich als Emissair nach Spanien geschickt wurde, um dort den Samen der Freiheit auszustreuen, oder mit andern Worten: um dort Verschwörungen und Emeuten anzuzetteln und dadurch der französischen Republik den Rücken sicher zu machen. In dieser Mission kam ich auch nach Tarragona. Dort wurde ich mit dem alten Baron Uguanna bekannt, welcher in meiner Schule bald sich zum besten Werkzeuge der Revolution herangebildet hätte, wenn ich eben so klug gewesen wäre, als ich gelten wollte.

„Der alte Baron hatte eine sehr schöne Tochter, welche sich in mich verliebte; mein junges Herz fing Feuer, und gar bald fand ich Gelegenheit, ihr das Evangelium der Freiheit zu predigen.

„Die Folgen davon blieben nicht aus; der alte Baron wüthete, der aufgehetzte Pöbel rottete sich vor meinem Quartier zusammen und schrie: „Tod dem Franzosen! Nieder mit dem Jacobiner!" und ich konnte mich nur in einer Mönchskutte retten, welche ich auf meinen nächtlichen Streifereien trug, indem ich die verriegelte Hausthür selbst aufriß, mit den Worten: „Nieder mit dem Jacobiner!" in die verblüffte Volksmenge hineinsprang und so mir zur Flucht verhalf.

„Ich schüttelte den spanischen Staub von meinen Füßen und kehrte nach Frankreich zurück, wo bald darauf Bonaparte die Revolution zum Schlachtroß und kaiserlichen Paradepferd abrichtete und zuritt. Ich konnte nichts Besseres thun, als zur Armee zu gehen, wo für die thätige Jugend der neue Glücksstern schien. Dieser führte mich im Jahre 1809 unter den Adlern Junot's wieder zurück nach Spanien.

„Täglich im Kampfe mit den spanischen Guerilla's hatte ich mich bald bis zum Range eines Majors emporgearbeitet.

„Als ich mit meinem Bataillon in Toledo einrückte, kam mir die Geistlichkeit und Municipalität huldigend

entgegen, und fast dazu gezwungen, wurde ich zu einem Gastmahle geführt, welches zu Ehren der brüderlichen französischen Nation veranstaltet sein sollte.

„Man geleitete mich in einen großen Palast, wo die vornehmsten Einwohner der Stadt versammelt waren und zu einer festlichen Tafel, an welcher die schönsten Damen mir zur Seite und gegenübersaßen. Ich wurde mit dem ersinnbarsten Luxus bedient und jeder Argwohn schwand aus meiner Seele. Unter den heitersten Gesprächen, Scherzen und Trinksprüchen verstrich die Zeit. Plötzlich wurde es mir jedoch vor den Augen dunkel, ich wollte vom Sessel in die Höhe springen, es war mir unmöglich, mir vergingen die Sinne und ich sank bewußtlos, wie in den Arm des Todes.

„Wie lange ich mich in diesem Zustande befunden haben mochte, weiß ich nicht. Ich erwachte endlich wieder, doch mit Erschrecken; denn ich lag in einem offenen Sarge, meine Hände waren auf dem Rücken festgebunden und vor mir sah ich die Inquisitionsrichter mit den tödtlichen Augen. Sie saßen an einer schwarzverhangenen Tafel, auf welcher Kerzen bei einem Todtenkopfe brannten.

„Wo bin ich?" seufzte ich.

„Im Verhörsaale der Inquisition," antwortete Einer der Fürchterlichen.

„Was habt Ihr mit mir zu schaffen?" rief ich. — „Für jedes Haar auf meinem Haupte müßt Ihr dem Kaiser der Franzosen Rechenschaft geben! wehe Euch, wenn Ihr noch weiter gegen mich frevelt! — Noch sei Euch vergeben! Mein Bataillon wird mich schon jetzt suchen!" —

„Im Grabe!" war die Antwort.

„Meine Braven?"

„Fielen zum Sühnopfer der spanischen Nation!"

„Gut, so erwürgt auch mich!"

„Nicht gleich! erst bekenne deine Sünden! Hast du nicht vor Jahren in Tarragona öffentlich und heimlich gelästert gegen die Jungfrau Maria und den Sohn

Gottes am Kreuze! und gepredigt, daß die nackte Pariſer Vernunft der einzig wahre Gott, und alles Andere Lüge ſei?"

„Wer iſt der Elende, der mich beſchuldigt?"

„Bei dieſer Frage flüſterten die Ketzerrichter unter einander, endlich erhob ſich Einer von ihnen. Es war eine hohe, vom Alter niedergebeugte Geſtalt, welche ſich kaum aufrecht zu halten vermochte. Auf einem Krückenſtocke, geführt vom Familiaris des Gerichts, welcher eine Kerze hielt, kam der Mönch zu mir.

„Ich blickte in die Höhe, das erdfahle, beinerne Geſicht des Mönchs ſah auf mich herab, grell beleuchtet vom Scheine der Kerze. Seine brennenden Augen ruhten auf mir, als wollten ſie mich vernichten.

Nach einer Weile fragte er: „Kennſt du mich, Elender?"

„Ich habe Euch nie geſehen!" entgegnete ich.

„Erinnerſt du dich noch an den Baron Uguanna in Tarragona?"

„Ihr ein Mönch, und ich in Euren Händen?" ſeufzte ich, „Gott erbarme ſich meiner!"

„Nicht über dich, elender Verführer meiner Tochter! Ehe du auf ewig in die Nacht verſinkſt, höre: Elvira iſt geſtorben und hat dich verflucht; dein Sohn, welcher nie etwas von ſeinen ehrloſen Eltern erfahren wird, betet als Einſiedler auf dem Montſerrat für ihr arme Seele; und ich ſtehe vor dir, um dich der Verdammniß zu weihen! bekenne deine Sünden, — und verdirb!"

Santello war bei dieſer Erzählung des Chevaliers immer aufmerkſamer geworden. Faſt leblos ſtarrte er ihm in das Antlitz. Nur manchmal zuckte er kaum merkbar in ſich zuſammen.

Der Chevalier fuhr jedoch fort: „Ich drückte meine Augen zu, um nicht länger in das rachebrütende Auge des Greiſes zu ſehen, und ſchwieg auf alle ſeine Fragen. Nach einer Weile kam der Familiaris wieder zu mir

heran, hob mich aus dem Sarge und ſtellte mich auf die Füße.

„Führt ihn hinein in das Gewölbe!“ herrſchte der Großinquiſitor zwei dienenden Laienbrüdern oder Henkersknechten zu.

„Auf dieſen Befehl wurde ich aus dem Saal hinunter geführt in ein unterirdiſches Gewölbe. Dort ſtand in einer Mauerblende die hölzerne Bildſäule der ſchmerzensreichen Mutter Gottes. Sie hielt in der rechten eine Oriflamme, ihr Haupt umſtrahlte eine vergoldete Glorie. Sie trug, wie eine Minerva, eine Art von Panzerhemde. Beleuchtet von unzähligen Lampen erſchien ſie lebendig. Das Geſicht hatte etwas ſchmerzlich Schönes und doch wieder Grauſames, das mich noch heute ſchaudert, denke ich an die ſchöne Qualſpenderin; denn ich erfuhr nur zu bald, welche grimmige Tücke unter der Maske der Allerheiligſten verborgen war. Dem oberflächlichen Blicke kaum bemerkbar, beſtand das Panzerhemd des Muttergottesbildes aus kleinen, ſchmalen, doch ſcharfen Meſſerklingen. Arme und Hände hatten Gelenke. Durch ein Maſchinenwerk im Innern konnte die Geſtalt fürchterlich belebt werden.

„So mußte ſie, der Inbegriff der himmliſchen Demuth, die hochbegnadigte Jungfrau, ſich zu einem Marterwerkzeuge erniedrigt ſehen von wahnſinnigen Fanatikern und rachedürſtenden Mönchen zur Erhaltung des reinen Glaubens.

„Ihr gegenüber ſtand ein Altartiſch, und vor demſelben zwei Geiſtliche. Der Eine redete mich an mit den Worten: „Bartolo, du haſt ſeit langen Jahren, wir wiſſen es, nicht den Troſt der Religion empfangen! deine frommen Eltern haben dich mit freudebebenden Herzen unſerem Heilande geweiht und ihm deine Seele empfohlen; er hat dich nie verlaſſen, nur du haſt ihn verleugnet. Sieh', die Geiſter deiner Eltern heben ſich händeringend und weinend aus ihren Gräbern empor, um dein hartes Herz zu erweichen, daß es ſich dorthin wende, wo allein das

Heil ist! Und wieder öffnet sich ein neues Grab und daraus hervor steigt der Geist der unglücklichen Elvira und schlingt ihre Arme um deinen Nacken, um dich niederzuziehen auf deine Kniee! Kehre dich um und sieh', wie die schmerzensreiche Mutter dich zu sich winkt; gehe hin, erwärme an ihrem Busen dein verstocktes Herz, bekenne deine Sünden, damit du wieder zurückkehren kannst in den Schooß der Christenheit!"

„Da ich meiner selbst nicht mehr mächtig war, ließ ich mich geduldig zum Marienbilde hinleiten.

„Lege dich in ihre Arme!" flüsterte mit süßer Stimme der Eine meiner Begleiter.

„Und küsse den holdseligen Mund der Gebenedeiten!" mit weinender Stimme der Andere.

„Wie erschrak ich aber, als ich ihr so genähert wurde und sie plötzlich sanft, wie eine Lebende, die Augen aufschlug und ihre Arme ausbreitete, gleich als wolle sie mich liebevoll an ihr Herz drücken.

„In diesem Augenblicke erwachten alle Sünden in mir, welche ich nur je begangen hatte, meine Seele fühlte sich in den seligen Schauern der Reue zerknirscht und wie ein Kind, das Unrecht gethan und sich bessern will, sank ich an ihr mütterliches Herz.

„Die Mutter Gottes schlang in demselben Augenblicke die Arme um mich, fester und fester zog und drückte sie mich an sich. Ein gräßlicher Schrei entfuhr meinen Lippen, denn jetzt fühlte ich tausend Spitzen und Schneiden mir auf den Leib gesetzt. Jetzt schnurrte es, wie ein Uhrwerk, nein! wie eine fürchterliche Katze, im Innern der Gestalt und in das zuckende Fleisch stachen leckend tausend stählerne Züngelchen. Ohnmächtig hing ich in den Armen der ruchlos Entweihten.

„Als ich wieder erwachte, lag ich entkleidet auf einem Teppiche vor dem mildlächelnden Marienbilde, daß, wie ein Vampyr, von meinem Blute tropfte. Das ganze Gewölbe war von Wachskerzen erhellt, und aus der Ferne scholl ein melancholisch-süßer Choralgesang.

„Da ſtand wieder vor mir der fürchterliche Uguanna mit drei anderen Inquiſitoren und fragte mich: „Elender, willſt du noch nicht bekennen, daß du die heilige Jungfrau mit Wort und That geläſtert haſt?“

„Jetzt trat in mein Gedächtniß wieder die fürchterliche Scene mit ihrer Marter und Niedertracht, und mein ganzes Weſen ſchäumte auf in Zorn und Wuth, indem ich mit erſtickender Stimme rief: „Fluch über Euch, die Ihr ſelbſt die Allerheiligſte am Gräßlichſten verhöhnt und verläſtert, Ihr, die Ihr die Mutter Gottes ſchändlich mißbraucht zu einem Folterknecht! Fluch auch dir, alter, wahnſinniger Greis, der du nach meinem Blute dürſteſt, weil ich vor langen Jahren im jugendlichen Leichtſinn mit deiner Tochter menſchlich geſündigt habe! Räche dich, ja räche dich! Hier iſt meine arme, zerfleiſchte Bruſt, trink' dich ſatt an dem hervorquellenden Blute und nehme dich die allbarmherzige Gottheit einſt ſo in ihre Arme, wie mich heute Eure Mutter Gottes umarmt hat!“

„Ketzer!“ ſchrie mich einer der Inquiſitoren an, „du frevelſt von Neuem! Wir gönnen dir Zeit zur Reue und Buße! Familiaris rufe die Knechte und führt ihn hinunter in die Reſtauration!“

„Die Knechte kamen und wuſchen mich ſo lange mit Eſſig, bis die tauſend kleinen Wunden ſich in brennendem Schmerz ſchloſſen; dann führten ſie mich eine tiefe, ſteile Treppe, wie in einen Bergmannsſchacht, hinunter, bis wir an eine mit Eiſen beſchlagene, kleine, niedrige Thüre kamen. Sie wurde aufgeſchloſſen, ein dumpfer, widriger Geruch kam mir entgegen, der eine Kerkerknecht leuchtete hinein und der andere ſchrie: „Bücke den Kopf und nun krieche hinab!“

„Mit Gewalt wurde ich hineingedrängt, die Thüre verſchloſſen und ich befand mich allein in dem Moder und der Nacht des Kerkerloches. Da es nur ungefähr zwei Ellen hoch war, ſo konnte ich nur liegen und mit

gekrümmten Rücken auf der Erde kauern. Ich war in der Hölle bei lebendigem Leibe.

„Wie lange ich dort zugebracht, weiß ich nicht, denn ich lebte schon nicht mehr und war in dumpfes Hinbrüten verloren.

„Da träumte mir einmal, daß ich aus meinem Grabe von bewaffneten Männern herausgezogen würde; aber dann schlossen sich, von Licht geblendet, meine Augen, und meine Sinne waren gänzlich vergangen.

„Doch fühlte ich ein angenehmes Rieseln über meinen Leib, aber noch war es mir unmöglich, mich vom Schlafe, welcher bleiern über mir lag, zu befreien; — endlich wurden meine Sinne wacher. Auch fühlte ich jetzt, daß mir die Lippen geöffnet und einige Tropfen Wein eingeflößt wurden. Nie in meinem ganzen Leben habe ich Etwas genossen, was süßer und erquickender mir geschmeckt und was mich mehr gestärkt hätte, als die Tropfen dieses Labetrunkes. So kehrte allmälig menschliches Leben in mein Blut zurück.

„Bei meiner unverwüstlichen Lebenskraft hatte ich mich bald wieder erholt, und nun erfuhr ich das Nähere meiner Rettung.

„Nach der Einnahme von Madrid hatte sich die höchste Junta mit ihren Horden über Illicos nach Toledo fechtend zurückgezogen, verfolgt von General Lasalle an der Spitze seiner Reiterei und General Valence mit seiner Escadron der braven polnischen Legion.

„Vor den Thoren der Stadt hatten die Lanciers im Sturmritte das Gesindel zerstreut, und die Voltigeurs durch die Gärten mit dem Bajonette einen Weg sich in die Stadt gebahnt.

„Lasalle hatte sich sogleich zu den Inquisitionsgebäuden begeben. Thore und Pforten wurden von den Beilen der Sappeurs zusammengebrochen und die bewaffneten Knechte des Glaubensgerichts niedergehauen, die Gefangenwärter gezwungen, die Soldaten zu den verborgensten Kellern zu begleiten und mit ihnen in die unterirdischen

Gänge hinabzusteigen. In einem dieser Kerker hatten sie mich gefunden, in anderen die furchtbaren Jammergestalten der Unglücklichen, welche seit langen Jahren im Kerker geschmachtet, verkrüppelt, den Rücken in eine hohle Wölbung zusammengedrückt, und Arm und Hand bis unter das Knie hinabgeschoben. Mit ihren blödsinnigen, grauen Gesichtern und den weißen Mähnen ihrer Haupthaare und Bärte glichen sie mehr seltsamen, gräßlichen Thieren, als Menschen.

„Das ist die Werkstätte gewesen," rief der Chevalier, von Wein und Erinnerung angeregt, „in welcher der reine Glaube und die Herrlichkeit Spaniens angefertigt worden sind."

„Das ist die Werkstätte gewesen," entgegnete Santello mit todtbleichem Gesicht und stieren Blicken, „in welcher ein Rabenvater vergebens an sein Weib und Kind erinnert worden ist! Alter Sünder, was würdest du sagen, wenn dein Sohn plötzlich vor dir stände und legte seine Hände auf deine Schulter, wie ich jetzt thue, und sähe in dein lasterhaftes Gesicht, wie ich jetzt hineinsehe, und dich fragte: Mann, wo ist deines Sohnes Vater?"

„Uguanna!" stöhnte der Chevalier, schlug die Hände vor sein Gesicht und sank in den Sessel.

Santello trat einen Schritt zurück, seine Lippen waren festgeschlossen, doch zuckten leise Krämpfe in den Mundwinkeln; die übrigen Anwesenden, welche hier vor der Lösung eines furchtbaren Geschickes zu stehen glaubten, wagten kaum Athem zu holen.

Endlich sagte Santello mit gebrochener Stimme und gesenkten Blicken: „Ich habe den Deckel eines Sarges gehoben und darunter gesehen das Antlitz der Verwesung! Friede sei mit ihm!"

Mit diesen Worten wandte sich Santello und begab sich hinweg.

Kaum war er fort, so sprang der Chevalier empor und sagte: „Zum letzten Male in meinem Leben habe

ich gelogen; denn, wie Sie sehen, fehlte gar nicht viel, so hätte ich wider Verhoffen ein Söhnchen bekommen!“

Jouy warf jauchzend ein Glas an die Decke und rief: „Die ganze Welt ist Lug und Trug! nur der Augenblick ist nahe daran, eine Wahrheit zu werden!“

Bei diesen Worten nahmen die Gäste ihre Hüte und verabschiedeten sich von Antonio, welcher zurückblieb und seine Schwester vom fürstlichen Balle erwartete.

Drittes Capitel.

„Hier wohnt Isabella!“ sagte die alte Ines, indem sie mit der Lampe dem nachfolgenden Achilleus vorleuchtete; — „diese Thüre führt in den Saal, wo der Ritter seine Conferenzen mit den Diplomaten hält, diese geht in meine Schlafstube, nun biegen wir links, da läuft die Treppe hinunter zur Capelle; kommt mir nur ruhig nach!“

Unter diesen Reden der Alten, welche ein schwarzwollenes Tuch um den Kopf geschlagen hatte und mit ihrem hageren Gesichte und den großen, wilden Augen über die Schulter auf den nachfolgenden Achilleus zurücksah, gingen sie die steile Wendeltreppe hinunter.

Unten im Vorhause angelangt, schloß sie rechts eine Thüre auf und sagte: „Das ist die Seitenthüre zur Capelle! Tretet nur ein!“

Die Capelle war matt erleuchtet von der messingenen Lampe vor dem Marienbilde über dem Altare. Ihr Schein reichte so weit, als die Stufen des Altars gingen, der übrige Raum verschwand in Dämmerung und Finsterniß.

„Jetzt muß ich Euch hier allein lassen,“ fuhr Ines fort, indem sie sich bekreuzte und eine Verbeugung vor dem Altar machte; „Ihr seid in guter Obhut! Mitternacht ist nahe und jeden Augenblick kann der Ritter mit Isabella zurückkommen. Wenn Alles im Hauses ruhig und sicher ist, komme ich mit Isabella herunter. Während Ihr mit meiner Donna zusammen seid, will ich Wache stehen; auf das leiseste Zeichen von mir müßt Ihr Euch trennen.

Isabella geht durch die Seitenthür zurück, Ihr aber müßt dort zur Hauptthüre hinaushuschen; ich habe sie zur Fürsorge aufgeschlossen.

„Santello ist drüben beim Arzte, ich habe ihm den Schlüssel auf einen Augenblick weggenommen. Aber vergeßt nicht, daß Ihr ein Hidalgo seid und der Ehre meiner Isabella nicht mit einem Hauche nahe tretet. Fürchtet Euch dort vor der heiligen Maria, wenn nicht vor mir."

„Geht mit Gott," entgegnete Achilleus; „Ihr sollt nie bereuen, daß Ihr uns gütig gewesen seid. Aber noch Eins: wie werde ich durch das Hofthor auf die Straße hinaus kommen?"

„Laßt Euch nicht bangen," versetzte Ines, „es ist nie verschlossen, da das Schloß daran vielleicht seit Menschengedenken eingerostet und unverschließbar ist. Es geht auf und zu, wie eine Dose. Horch! — kommt da nicht ein Wagen? — Nein! er fährt vorüber. Ich muß hinauf; laßt Euch die Zeit nicht zu lange währen."

Mit diesen Worten war Ines durch die Seitenthür verschwunden.

Achilleus setzte sich auf die Stufen des Altars und stützte sein Haupt in die Hand. Aus seinem Herzen war jede Leidenschaft entwichen, seine Liebe zu Isabella leuchtete in ihm reiner, als das Flämmchen der Lampe vor dem Muttergottesbilde über ihm. Um ihn herum stellte sich seine ganze Vergangenheit und sah ihn mit frommen, großen Augen an. Ihm trat vor seine Seele so deutlich, wie noch nie, seine Heimath, die schöne Insel Candia und das väterliche Haus in Canea und die Kirche der Panagia, wo er seinem Vater, welcher dort Priester war, als Knabe so oft im heiligen Dienste Beistand geleistet hatte.

Jetzt tauchte ein neues Bild in ihm auf. Er sah sich mit seinen beiden Schwestern zu den Füßen des Vaters unter dem großen Feigenbaume im Garten sitzen, lauschend den Gesängen Homers, welche er ihnen vorlas. „Wie lange habe ich Euch, Ihr Lieben, nicht gesehen! seufzte

er; — „weder dich, frommer, ſtrenger Vater, noch dich, Irene, du jüngſte meiner Schweſtern, noch dich, großherzige Cizina?“ — Immer näher traten ihm ihre ſchönen Geſichtszüge, ſo daß er unwillkürlich die Arme ausſtreckte und ſagte: „Werdet Ihr auch meine Braut aus der Fremde freundlich bei Euch aufnehmen?“ — Seine lautgeſprochenen Worte hallten in der Capelle wieder, und erweckt aus ſeinen Träumen, lächelte er für ſich über ſeine Schwärmerei.

Bald aber verſank er in der Stille der Nacht wieder in die Erinnerung. Er dachte der heiligen Stunden, wo er mit ſeinem Vater am Meere wandelte und hinausſah in die Ferne, wo rechtshin im großen, rauſchenden Meere die hundert Inſeln des Archipels, wie dunkelblaue Schilder, weithin verbreitet lagen, ihnen zunächſt Cerigo, die cytheriſche Inſel, und jenſeits der Meerenge das hyacinthenblühende Lakonien mit allen ſeinen uralten, gewaltigen Erinnerungen an Sparta mit dem düſtern Taygetes im Hintergrunde und dem meerzujauchzenden Eurotas.

Während er ſich ſo in Erinnerungen und Träume verſenkt hatte, war der Wagen des Ritters in den Hof herein gefahren, ohne daß er davon etwas vernommen hatte.

Lebhafter, wie noch nie, fiel ihm auf das Herz die Noth ſeines Vaterlandes: „Und ich höre die Feldſchlacht in der Ferne toben, und ich bin nicht mehr unter den vorrückenden Gliedern! — Aber bald! — bald! — Und Iſabella? — Es war keine Zeit zur Liebe, und ich muß ſchamroth werden, daß ich ihr unterliege!“ —

„Ich Unglücklicher,“ ſprach er mit tonloſer Stimme vor ſich hin, „ich hätte ſtärker ſein ſollen, als die Leidenſchaft, obſchon ich keinen Dienſt für mein Vaterland verabſäumt habe.“

Bei dieſen Worten überkam ihn ein ſchwerer Kummer. Die Zukunft lag noch nie ſo dunkel, wie jetzt, vor ſeinem innern Auge. Es drückte ihm ſein Herz im Buſen zuſammen, und unwillig wiſchte er ſich eine Thräne aus

dem brennenden Antlitz. „Und was thue ich hier?“ sagte er wieder zu sich selbst, „mit herzlosen Diplomaten weiter und weiter ohne Erfolg unterhandeln? mit Menschen, welche vor der frischen That in ihrer Seele erbeben, und froh sind, wenn sie ihr einen gefährlichen Namen geben können! Weil sie sich freuen, uns mit den spanischen und italienischen Revolutionären vermengen zu können? Die Nachwelt wird zu träumen wähnen, wenn sie liest: die christlichen Kaiser und Könige haben das Volk der Hellenen verächtlich von sich gestoßen, als es gewagt, das Joch des uralten Feindes der Christenheit zu zerbrechen! — Und die Rache geht langsam und kommt doch. Und mitten zwischen diesen Greueln und Kämpfen muß ich unter Ruinen die lieblichste Blume finden, welche je mein armes Auge erblickt hat? — Zu welchen Räthsel verirrt sich mein Geschick! Sie liebt mich! — und ich hatte nicht um ihre Liebe geworben, und ich liebe sie, ohne daß ich sie lieben wollte! Hat ein guter Gott das Alles so über mich verhängt, so will ich ruhig der Linie nachgehen, welche sein Finger vor mir her in den Staub zieht, und führte sie mich durch Entsetzen und grimmige Leiden zum unbekannten Ziel.“

Jetzt hörte er die Thür knarren und herein im flammenden Festschmuck trat Isabella. Unter der Thüre zuckte sie zurück: Achilleus trat zu ihr, faßte ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Habe tausend Dank, du mein guter Engel, daß du vertrauensvoll herunter-steigst in meine Nacht. Wie bist du so schön und gut! Setze dich zu mir auf die Altarstufen, daß die Panagia uns sehe und höre; denn wir sind ihr heilig in dieser Stunde.“

Achilleus breitete seinen Mantel auf die Stufen des Altars aus und beide setzten sich darauf, Hand in Hand und Haupt zu Haupt geneigt.

Selten mag ein Auge so ein wunderbar eigenes Bild erblickt haben, wie es hier die Altarlampe beschien.

Es war, als wenn die ganze Welt die Liebe dieses

zum Asyle des Altars geflüchteten Paares mit geheimnißvollem Dunkel schützend umgeben wollte, während es von oben herab die Mutter Gottes mit der Lampe beleuchtete und sich ihrer herrlichen Kinder erfreute, welche vor ihr da saßen in der Blüthe ihrer schönen Gestalten und in der Pracht ihrer schönen, phantastischen Landestrachten.

Achilleus drehte jetzt Isabella's Antlitz an das Licht, daß es gerade über die Stirn hereinfiel und es magisch beleuchtete, sein Herz schwoll vor Entzücken und er rief: „Du Herrliche, sag' mir, wie kann ich deine Liebe verdienen?"

„Ich schenke sie dir," versetzte Isabella, „aber was giebst du mir dafür?"

„Mein ganzes Herz," entgegnete er.

„Dein Herz ist eine große, herrliche Gabe!" versetzte Isabella, „ein prächtiger Edelstein, aber rundgeschliffen und leicht zu verlieren; faß' es erst ein in Treue zu einem Ringe, und gieb mir so Herz, Treue und Ring, daß ich Alles tagtäglich, stündlich, augenblicklich sehen und fühlen und an meine Lippen drücken kann; dann erst bin ich sicher, daß du mich liebst!"

„Diesen einfachen, goldenen Reif," entgegnete Achilleus, „gab einst mein Vater meiner Mutter, welche nun im Grabe ruht, zum Zeichen seiner Treue; er ist das heiligste Amulet, was ich besitze, und verbindet mich, wenn du es an deiner Hand tragen wirst, mit dir auf ewig. Hast du aber auch bedacht, Isabella, daß ich einem Volke angehöre, welches sich erst das Land seiner Väter mit dem Blute seiner besten Söhne erkaufen muß? — Kannst du glauben, daß ich meine Pflicht vergessen werde und meinem Vaterlande in der schrecklichsten Stunde, wo es zwischen Leben und Tod ringt, treulos sein könnte?"

„Ich liebe dich um so mehr!" entgegnete Isabella, „ich will keinem Manne angehören, zu dem ich nicht in Anbetung und Bewunderung, wie zu meinem Gott, emporschauen kann."

„Ich kann dir, du Holde," erwiederte Achilleus, „kaum ein sicheres Obdach anbieten, nichts, als die Hoffnung auf die Freiheit meines Vaterlandes von der Tyrannei grausamer Osmanli's. Ist deine Liebe so stark und gewaltig, daß du mit mir Noth, Kummer, Verfolgung, Todesangst und unendlichen Jammer zu theilen im Stande bist?"

„Kennst du die Liebe so wenig, daß du an ihr und mir zweifeln könntest?" fragte mit zartem Vorwurfe Isabella. „Fragst du auch dein Auge, ob es noch sehen will, wenn dich Feinde möderisch umringen? Fragst du deine Hand, ob sie sich vertheidigen, dein Herz, ob es noch schlagen will, wenn du im Elende bist? Und ich soll nicht sein, wie dein Herz, dein Auge und deine Hand? Ich will dir ja Alles, ich will du sein, wenn du mich so ganz in dein Wesen hineinnehmen und mich so in dir sein und walten läßt, wie dein eigenes Blut."

„Habe Dank, heilige Isabella," sagte Achilleus, „für den Blick, welchen du mir vergönnst in dein tiefes, schönes und unendlich reiches Herz! Du allwaltende Gottesmutter, sieh' herab, ich küsse deine Tochter auf die Stirn und nehme in meine Obhut ihre Seele, — ich küsse ihre Augen und nehme sie zu meinen Sternen, welche mich leiten sollen durch mein ganzes Leben, — ich küsse ihren Mund und weihe sie zu meiner Braut! Und so, Isabella, stecke ich den Verlobungsring an deine Hand und nenne dich mein, so lange mir noch die Sonne scheint und das Meer rauscht!"

„Sei ganz mein," rief Isabella, „so lange ein Gott im Himmel lebt!"

„Du hast es gesagt, es sei so!" — entgegnete Achilleus.

„Ich gebe dir dagegen diesen Ring aus Drähten von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Blei zusammengefügt mit dem Diamanten zum Zeichen, daß ich dir angehöre, so lange die Natur zusammenhält."

Mit diesen Worten sank sie an sein Herz, welches

mit heftigen Schlägen ihr zartes Haupt auf und niederhob; auf einmal fuhr sie aber plötzlich in die Höhe.

„Was ist dir, Geliebte, Theure?“ fragte Achilleus.

Isabella brach in heftige Thränen aus, schlug die Hände verschlungen über die Kniee und starrte vor sich hin auf die Stufen.

Lange war Achilleus vergebens bemüht, ihr Worte abzugewinnen, er strich ihr die herunterfallenden Locken aus dem Gesicht und redete ihr mit vielen sanften Worten zu, sich zu fassen, und ihm zu entdecken, was sie quäle?

Nach einer Weile begann sie zu wehklagen: „O ich armes, mutterloses Kind! — hätte ich nur eine Mutter, welcher ich mich an die Brust werfen könnte, um ihr Alles zu gestehen, um Rath und Trost in meinem Elende zu gewinnen!“

„Dein Verlobter,“ versetzte Achilleus, „muß dir Vater und Mutter und alle Verwandtschaft ersetzen, mir kannst du, mir mußt du dich ganz vertrauen!“

„Ich vertraue dir auch,“ entgegnete Isabella, „aber eben um ganz dein zu gehören, bedürfte ich einer Fürsprecherin, bei meinem Vater. So wisse es denn, Graf Joseph bewirbt sich um mich, und mein Vater ist ihm gewogen. Diesen Abend sprach der Fürst, welcher den Ball gab, lange mit meinem Vater, und aus mancherlei Andeutungen muß ich schließen, das meine Hand versagt worden ist.“

„Wehe über mich!“ versetzte Achilleus, „es ist mir unmöglich, dich zu verlieren, da ich dich gewonnen habe. Wie sind wir zu retten? Weib! du bist mein, mir verbunden durch die heiligen Eide, — und im Gürtel trage ich den Hatagan!“

„Vergieß' kein Blut!“ rief ängstlich Isabella, „nur kein Blut! denn aus dem Blute, sagte Ines, steigen böse Geister auf, welche den Mörder jagen und hetzen, wie ein Wild, bis er zusammensinkt.“

„Und dieser Graf Joseph, und gerade dieser,“ ent-

gegnete Achilleus, „ſoll nicht ſeine Hand und ſein Auge zu dir erheben! — Er iſt verloren!“

„Meinen Vater gegenüber,“ fuhr Iſabella fort, „bin ich ein willenloſes Werkzeug; biſt du mein Verlobter und künftig mein Gemahl, ſo beweiſe es durch die That. Sie werden mich in die Arme des Verhaßten werfen und vor den Altar ziehen, werde ich dann hoffnungslos mit meinen Augen nach dir ſpähen? Ich weiß keine Hilfe und keinen Rath, dafür bin ich dein, und du biſt mein Herr, der ſeine Sclavin vertheidigen wird.“

„Welche Frage auch unſer Schickſal an mich ſtellen wird,“ betheuerte Achilleus, „ich werde darauf antworten, wie es mir Gott eingiebt. Nur das Eine weiß ich, daß ich dich retten oder untergehen muß. Ob Klugheit oder Gewalt, oder Beides zuſammen, den Knoten löſen wird, werden die Umſtände lehren. Dem Willen und dem Muth iſt alles Menſchliche möglich! So faſſe dir ein Herz für das Nächſte! Verzage nicht, wenn du bis zum Aeußerſten gedrängt wirſt, denn oft iſt nur dort die Hilfe möglich. Meine Gedanken fliegen immer zu dir und ſind um dich herum, wie die Augen des Adlers um ſein Junges im Horſte, und erſpähen jede Gefahr, welche dir droht.“

„Ich vertraue dir!“ verſetzte Iſabella, „und ich will ruhig ſein! — Ich verlange nicht, daß du mir beſonders verſprichſt, mich zu retten, du mußt es ja ohnedies, da ich nun dein bin.“

Jetzt kam Ines herein und rief: „Es wird Zeit, hohe Zeit, daß Ihr Euch trennt; nicht lange wird es dauern, ſo bricht der Morgen an.“

Viertes Capitel.

Während so Achilleus und Isabella in der Capelle vor dem Marienaltare Ringe und Schwüre tauschten, gingen in der dunkeln, stürmischen Nacht zwei Männer, tief in Mäntel gewickelt, auf der Straße vor Antonio's Hause auf und ab, sechs standen an dem Hofeingange in den Winkel gedrückt, zwei Andere an der Thür, welche hinauf zur Wohnung des Spaniers führte. An der Straßenecke hielt ein bedeckter Wagen, der Kutscher stand zwischen beiden Pferden, welche ungeduldig mit den Hufen Feuer aus den Pflastersteinen schlugen.

Die Beiden, welche auf der Straße auf und nieder gingen, unterhielten sich flüsternd miteinander.

„Es scheint," sagte der Eine, „als wenn wir vergeblich auf den Vogelfang ausgezogen wären."

„So viel ist gewiß," entgegnete der Andere, „daß seit elf Uhr Nachts, wo ich meine Leute erst sicher hier anstellen konnte, Niemand in die beiden Häuser gekommen ist, welcher nicht hineingehört hätte. Im Wagen des Spaniers befanden sich nur der Ritter mit seiner Tochter und Francesca, dabei Kutscher und Diener, welche mir genau bekannt sind."

Obschon der Chevalier, welcher sich hier mit dem Grafen Joseph unterhielt, ausgekundschaftet hatte, daß Achilleus der glückliche Nebenbuhler des Grafen war, so hielt er es doch für gut, bis zum Ausgange der Sache hierüber zu schweigen. Ob er aus Klugheit oder Tücke diese Nachricht verhehlte, darüber gab er sich selbst keine Rechenschaft; doch wäre es ihm lieb gewesen, wenn er

ihm den Plan, auch ihn wieder unter eine Oberaufsicht zu stellen, wie er aus dem heimlich eröffneten Briefe erfahren hatte, mit irgend einem Streiche hätte vergelten können. Wenigstens war er gewohnt, sich immer den Rückzug zu decken, bevor eine Unternehmung noch nicht gelungen war.

Graf Joseph ging nun eine Zeit lang schweigend neben dem Chevalier her.

Jetzt hörten sie aus dem offen stehenden Fenster von Francesca's Zimmer die Klänge einer Zither heruntertönen.

„Signora Francesca," flüsterte der Chevalier, „ist noch munter."

„Sie thäte besser," entgegnete Joseph, „sie legte sich zur Ruhe!"

„Der Ball scheint sie alarmirt zu haben," versetzte der Chevalier.

„Horch, die schöne Nachtigall," sagte Joseph, „singt ein Lied."

Sie lauschten jetzt und hörten mit schöner, kräftiger Stimme Francesca zur Zither singen:

„Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich sög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie sollt' es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und sinke in Flammen
Und Asche zusammen.

„Es ist zu viel vom Teufel verlangt," sprach Joseph zu sich, „die Eine rächend zu verderben und die Andere zugleich zu gewinnen. Es ist zu viel Seligkeit auf einmal! Doch wäre es ein Meisterstück, könnte es gelingen."

Doch jetzt dachte er wieder daran, daß in demselben Augenblicke sein glücklicher Nebenbuhler über ihn triumphire. Er hatte bei der belauschten Unterredung der Duenna mit Isabella den Namen des Verhaßten nicht gehört, er rieth nur darauf, daß es Achillens sein müßte. Aus zu großer Vorsicht hatte er ihn nur unter die besondere Aufsicht des Chevaliers gestellt, ohne die Mittel zu gebrauchen, welche ihm vielleicht zu Gebote gestanden hätten, ihn polizeilich fortzuschicken. Jetzt bereute er, damit gezögert zu haben, während er doch im nächsten Augenblicke sich wieder darauf freute, ihn ganz in seine Gewalt zu bekommen und ihn seine Verwegenheit abbüßen zu lassen, wenn er wirklich zum Rendezvous bestellt gewesen sein sollte. „Oder sollte doch," fragte er sich wieder, „ein Anderer von Isabella begünstigt sein? welch' unerforschbares Räthsel ist ein Weiberherz!"

In diesen Gedanken wanderte er wieder mit dem Chevalier auf und ab.

Die beiden Vermummten, welche zu den Seiten des Treppengeländers vor dem Hauseingange des Ritters lehnten, waren Bajonna und Nicolo.

Sie standen regungslos, wie zwei steinerne Pfeiler, in der Finsterniß der Nacht, einander unsichtbar.

Nach langen Stillschweigen legte endlich Nicolo die Hände gekrümmt um die Mundwinkel, damit seitwärts der Ton nicht vernommen werden könnte und sprach leise: „Bist du wach?"

„Immer!" flüsterte Bajonna zurück.

Bei dieser Antwort näherte sich ihm Nicolo und sprach ihm noch leiser in das Ohr: „Hörst du nicht in der Capelle Jemand sprechen? — Es tönt mir immer so etwas um die Ohren herum, als sprächen Menschen im Gebäude."

„Das ist leicht möglich," entgegnete Bajonna, „bleibe du hier zurück und laß' mich an der Capellenthür horchen."

Mit diesen Worten schlich Bajonna dorthin und lauschte durch das Schlüsselloch. Wohl sah er vor dem Altare Achilleus und Isabella im Schimmer der Lampe vor dem Marienbilde, er hütete sich aber, seinem Gefährten etwas davon mitzutheilen, denn es lag ihm Nichts daran, daß hier der Privatpolizei des Grafen Joseph ein Opfer fiele, aber Alles an der Gelegenheit, dem Chevalier auf den Leib zu kommen. Er war schon einmal bei ihm auf dem Hofe gewesen, hatte ihn aber nicht eher erkannt, als bis er wieder sich hinweg begeben und sein Gefährte ihn genannt hatte. Bajonna war entschlossen, sich die Gelegenheit zum zweiten Male nicht entwischen zu lassen.

Er ging daher zu Nicolo wieder zurück und sagte ihm, daß in der Capelle Alles sicher und darin Nichts zu sehen sei, als die Mutter Gottes im Scheine der Lampe.

Jetzt schauerten die Wolken im Sprühregen herunter und Nicolo kroch, wie ein Hund, in den Treppenwinkel, um sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen, Bajonna aber stellte sich wieder unter das Thor der Capelle.

„Eine schöne Nacht zum Todtschlage!" dachte er bei sich selbst, „alle Sterne sind eingeschlafen und der alte Gott mit allen Heiligen könnte nicht den Wolf vom Hunde unterscheiden. Es wäre eine schöne Stunde, der Weltregierung ein wenig nachzuhelfen und eine bessere Stelle, als die Kirchenschwelle, könnte es nicht geben, eine Blindschleiche zu zertreten!"

Jetzt kam Graf Joseph zum Hofe herein und blieb vor der Eingangsthür zum Hause stehen; er versuchte leise das Schloß an der Thür, fand es jedoch fest verschlossen. Nun kam er zu Bajonna und fragte leise: „Ist Alles in der Capelle still geblieben?" —

„Wie im Grabe!"

„Ist die Thür gut verschlossen?"

„Verschlossen und verriegelt!"

„Habt Ihr auch keine Thür öffnen oder ein Gespräch oder sonst Etwas gehört?"

„Vor einer Viertelstunde hörten wir im Vordergebäude eine Mädchenstimme singen."

„Gut!"

Graf Joseph ging fort, ohne das Schloß an der Capellenthür untersucht zu haben.

„Wie scherzhaft der Zufall ist," sagte Bajonna bei sich, „daß er vom Hasse die Liebe behüten läßt! Während mein Feind einem Andern nachstellt und mich zum Helfershelfer geworben hat, und ich dabei ihm selbst wieder tödtlich nachstelle, läuft endlich alles darauf hinaus, daß ich zwei Liebende in der Schäferstunde bewacht habe."

Jetzt sah Bajonna wieder durch das Schlüsselloch und sprach dann vor sich hin: „Welche Eile hast du doch drin, dich von deinem Liebchen zu trennen, du kommst immer noch zu früh heraus! Wider Willen muß ich, wenn du zu voreilig herauskommst, dich deinen Feinden überliefern. Fast bin ich neugierig darauf, wer von Euch Beiden das größte Glück hat; — denn einer von Beiden ist verloren! Sie könnten eben so gut mit einander um das Leben würfeln, als wider Wissen den Zufall entscheiden lassen. So wäre ich denn weiter Nichts, als ein blindes Werkzeug des Zufalls oder des Geschickes? Was ist der Chevalier? Was endlich das Schicksal ganzer Völker? — Was grüble ich hier weiter? — mir bleibt die That, die lustige Mutter der Zufälle selbst!

Während der mörderische Demagog sich so mit sich selbst besprach, hatte Graf Joseph sich vor dem frostigen Regenschauer in den Wagen geflüchtet. Der Chevalier stand davor und besprach sich mit ihm.

„Welche Zeit ist es in der Nacht?" fragte der Graf.

„Drei Uhr Morgens!"

„Nicht vor Tagesanbruch weiche ich von hier; haben wir bis dorthin vergebens gewartet; dann überlasse ich Euch die weitere Aufsicht. Auf jeden Fall müßt Ihr herausbringen, ob eine fremde Person, und welche im

Hause des Ritters gewesen ist. — Hundert Ducaten setze ich auf die Kundschaft davon und das Doppelte auf den Kopf des Abenteurers! Nun wißt Ihr genug."

„Excellenz braucht mir keinen so scharfen Sporn einzusetzen," erwiederte der Chevalier, „um meine Pflicht zu thun, doch bin ich dankbar für das Honorar, welches ich eben so gewiß verdienen werde, als ich ein Corsikaner bin."

„Geht jetzt zurück zu Euren Gesellen," befahl Graf Joseph, „damit im entscheidenden Augenblick jeder zur Hand ist." —

Bartolo entfernte sich und ging auf Antonio's Haus zu. Dort flüsterte er unter dem Eingange zum Hofe einige Worte den Männern zu, welche dort standen, dann schlich er in den Hof und vor die Thür des Ritters, wo er im Winkel den zusammengekauerten Nicolo fand.

„Was schläfst du hier im Winkel, Nicolo?" zürnte er mit bösen Worten, „vor die Thür gehörst du! Wo ist Truccio?"

„Er steht, so viel ich weiß, an der Thür des Vordergebäudes!"

„Wo und wer ist denn hier dein Nebenmann?"

„Der Neuangeworbene! Jonnaccio!"

Während der Chevalier dorthin ging, sah er plötzlich den Schein eines Lichtes an dem Treppenfenster zum ersten Stockwerk hinauf leuchten.

Es waren Isabella und Ines, welche aus der Capelle hinauf in ihre Gemächer gingen.

Schnell wandte sich der Chevalier zur Thüre der Capelle und fragte Bajonna: „Hast du Nichts gehört?"

„Seid Ihr unser Chef?" fragte Bajonna.

„Ja! doch gieb Antwort!"

„Es sind Leute drinnen vor dem Altar! Hört Ihr nicht die Schritte auf den Marmorplatten? Es kommt auf uns zu! da seht nur hinein!"

Jetzt bückte sich der Chevalier, um hineinzuspähen; in demselben Augenblicke aber drückte Achilleus von Innen

die Thür auf und Bajonna stieß fest den Dolch dem Ritter in den Rücken mit den Worten: „Stirb, Verräther!"

„Hülfe! Hülfe!" rief zurücktaumelnd der Chevalier, während Bajonna ihm den zweiten Stich versetzte und Achilleus aus der Capelle hervorspringend den Mörder mit gewaltigem Arme zurückschleuderte, daß er weit hinein in den Hof taumelte.

„Ein Verräther unter uns!" schrie der davon eilende Nicolo; „der Chevalier ist ermordet!" —

Die feigen Schergen unter dem Thore und draußen auf der Straße ergriffen die Flucht, unter ihnen Bajonna, welcher die Verwirrung noch größer machte und schrie: „Es sind Mörder unter uns!"

Zugleich hieb der Kutscher vom Wagen, in welchem Graf Joseph saß, in die Pferde, daß er rasselnd davon flog.

Achilleus hatte aus Vorsicht die Thür der Capelle in das Schloß geworfen und dann den Chevalier aufgehoben.

„Seid Ihr verwundet?" fragte Achilleus.

„Ich fühle einen Schmerz auf der linken Schulter," versetzte er.

„Chevalier Bartolo? Was bringt Euch hierher? Doch kommt, kommt, daß wir Hülfe schaffen!" —

Unter diesen Worten führte er den Verwundeten an die Hofthür vor der Wohnung Antonio's.

Drinnen war es lebendig geworden. Kaum hatte er angepocht, so wurde geöffnet.

Achilleus führte den Chevalier in die ihnen entgegenstoßende Stube des Hausdieners, welcher Licht hatte.

Der Chevalier hatte so viel Kraft, um den Rock abzuwerfen. Durch das Hemd und die Weste lief das Blut vom Rücken herunter.

Jetzt kam auch Antonio herbei. Ohne Worte zu verlieren, untersuchte er die Wunden. Die eine hatte sich im Schulterblatt verfangen, die andere die linke Brust ein wenig geritzt.

„Daß dieser zweite Stoß meinem Leben kein Ende machte, verdanke ich Euch, Achilleus," sagte der Chevalier; „denn hättet Ihr den Banditen nicht in demselben Augenblicke beim Kragen gefaßt und hinweggeschleudert, so saß er im Herzen fest. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mich bei Euch zu bedanken, wenn Ihr und Signore Antonio den Vorfall verschweigen könnt. Doch laßt mich jetzt lieber heimkehren, damit ich mich in mein Bett strecken kann; die Wunden sind so unbedeutend und ausgeblutet, daß ein wenig Heftpflaster Alles wieder in Ordnung bringen wird."

Da sich durchaus der Chevalier nicht länger halten ließ, so gab ihm Antonio unter der Bedingung nach, daß er und Achilleus ihn in seine Wohnung begleiten dürften, damit ihm unterwegs kein Unfall zustoßen möchte.

Der Chevalier nahm dieses Anerbieten dankbar an. Antonio steckte sein Verbindezeug in die Tasche und faßte ihn bei dem einen Arme, während Achilleus ihn bei dem andern Arme nahm, so daß er zwischen Beiden seinen Rückzug noch rüstig genug anzutreten vermochte.

Fünftes Capitel.

Achilleus traf bei seiner Heimkehr seinen Diener Thriaki, in seinen zottigen Ueberwurf gewickelt, schlafend im Hausraume vor seiner Stube.

Als ihn Achilleus beim Namen rief, fuhr er aus dem Traume empor und schrie: „Zu den Waffen, die Osmanli! die Osmanli!"

„Hier sind wir sicher vor ihnen!" versetzte lachend Achilleus. „Zünde nur schnell die Lampe an, damit es hell wird."

Thriaki rieb sich die Augen und entgegnete lustig: „So wollt' ich doch, daß ich alle Osmanli mit Pulver in die Luft sprengen könnte, da sie mir auch im Schlafe keine Ruhe lassen! Schiffen wir nicht bald wieder heim?"

In diesem Gespräche waren sie in das Zimmer gegangen. Als sich Achilleus auf das Lager werfen wollte, schlug sich Thriaki plötzlich mit geballter Faust vor die Stirn und rief: „Daß mich eine thessalische Hexe in einen Esel verwandle!" doch spuckte er abergläubisch dabei aus, um die Bedeutung der Worte unschädlich zu machen.

„Was hast du, Thriaki?" fragte schlaftrunken Achilleus.

„Es wartet ein Bote aus einem Pyrgos nicht weit von hier auf Euch seit gestern Abend; er hat einen Brief bei sich, worauf Euer Name steht. Er will durchaus nicht sagen, wer ihn schickt und den Brief Euch nur selbst geben Er sitzt halb schlafend und halb wachend in der Stube des Thürhüters. Soll er kommen?"

„Hole ihn, damit wir wissen, was er will!"

Thriaki ging, und Achilleus ſetzte ſich auf ſein Lager, die Capotta über Kopf und Stirn gezogen.

Nicht lange hatte er ſo geſeſſen und den Schlaf abgewehrt, ſo trat der Bote ein.

Dieſer war ein alter, rüſtiger Bergjäger. Da ihn Achilleus nicht gleich bemerkte, ſo ſchwenkte er ſein grünes Hütel mit dem Gemsbart und der Spielhahnfeder um den Kopf und rief: „Deine Landsleute, der Metaxa mit der großen, ſchwarzledernen Mütze, und der Fehelo mit den pfiffigen Augen grüßen dich aus Roveredo, wenn du der Agley aus Randi biſt!“

„Gelobt ſei die heilige Jungfrau!“ verſetzte Achilleus, „daß ſie da ſind!“

„Die Archonten! unſere Archonten!“ rief Thriaki und ſprang jubelnd in der Stube herum.

„Haſt du ſie geſehen?“ fragte Achilleus den Boten.

„Im Wirthshaus neben dem Traffick,“ verſetzte der Bote, „ſitzen ſie mit ihren gelben Schuhen, rauchen Taback aus langen Pfeifen und handthieren mit ihren Händen und Zungen, als wenn zehn Wälſche in einem Jeden von ihnen auf einmal ſtäcken.“

Achilleus hatte jetzt den Brief geöffnet und las:

„Zurückgewieſen von Verona und dem Congreſſe der chriſtlichen Kaiſer und Könige, ſind wir hierher nach Roveredo gegangen. Du triffſt uns in der Locanda zum Phönix. Sobald du dieſe Zeilen geleſen haſt, eile hierher, damit wir hören, was geſchehen iſt, und beſchließen können, was Noth thut. Wir bringen Zeitung für dich aus Candia. Fehelo und Alle grüßen dich! Metaxa.“

„Ein Pferd! Thriaki! den Schecken vom Roßkamm Pauluccio, den ich vorgeſtern ritt! Metaxa und Fehelo ſind gekommen!“

„Soll ich mir nicht den Rappen mitbeſtellen?“ fragte Thriaka.

„Eile nur, guter Junge!“ entgegnete Achilleus; „du ſollſt mitreiten, aber bringe die Pferde!“

Thriaki warf seine rothe Schiffermütze jubelnd in die Luft, fing sie wieder und stürzte fort.

Während Achilleus den Shawl um das Haupt wickelte und unter dem Halse zusammenknüpfte, Pistolen und Messer in den Gürtel steckte und dann den zottigen Mantel umwarf, erzählte der Tyroler: „Den Levantinern geht es halt jetzt gerad', wie es uns Tyrolern mit dem Bonaparte gegangen ist. Da wir aufgestanden gegen die Franzosen und Baiern für unsere alten Gerechtsame und das Haus Oesterreich, hat es erst den Großen in Wien gefallen; darnach ist es ihnen eingefallen, daß wir doch Bauern waren; da ist der Andreas, der Sandwirth, auf der Bastei in Mantua erschossen worden. Mit unsern Gerechtsamen war es aber auch aus! Das geht nun einmal nicht an, daß das wilde Volk auf den Feind schießt unter eig'nem Commandanten! — Es ist mir schon recht, daß Ihr die türkischen Hund' niederschießt, aber den kaiserlichen Räthen wird das Alles nit gefallen, und eh' Ihr's merkt, habt ihr das Genick wieder unter dem Halfter!"

Achilleus lachte und sagte: „Unsere Klephten sind bessere Diebe, als die Euren! Eure verstehen sich nur darauf, Freiheiten zu stehlen, unsere stehlen gleich die ganze Freiheit den Türken aus der Tasche!"

„Die Kuh mit dem Kalb! das ist zu grob!" versetzte der Tyroler.

„Freilich! Freilich!" entgegnete Achilleus.

Jetzt wieherten die Pferde vor der Hausthür. Der Bote nahm seinen Abschied und Achilleus eilte hinunter. Thriaki saß schon auf dem Rappen und hielt den Schecken, welcher vor Ungeduld in die Höhe sprang.

Achilleus schwang sich hinauf und, wie im Wirbelwinde, galoppirten Beide die Straße hinunter, über die Etschbrücke, durch die Vorstadt und die Straße an der rauschenden Etsch hinauf in die aufqualmenden Nebel des dämmernden Morgens.

In derselben Zeit ungefähr, wo Achilleus in Rove-

redo ankam, suchte Graf Joseph den Chevalier auf, um zu erfahren, was ihm zugestoßen und warum das Unternehmen mißglückt sei.

Er traf ihn in der übelsten Laune; denn obschon die Wunden dem Anscheine nach ganz unbedeutend waren, so brannten sie ihn doch, wie Feuer. Dazu nagte noch an seiner Seele der demüthigende Gedanke, daß gerade der, welchen er für Geld an seinen Feind ausliefern wollte, ihm das Leben gerettet hatte.

„Eine brillante Vorsicht!“ sagte Graf Joseph zu ihm; „mein Vertrauen zu Eurer Klugheit und Pünktlichkeit wird mit jedem Tage stärker. Was helfen mir die endlosen Klatschereien, welche Eure Spione mir zutragen, wenn gerade bei den wichtigsten Aufträgen Eure Creaturen unzuverlässig sind?! Ich begreife Euren Tact nicht, wenn es möglich ist, daß unter Eurem Corps Leute sein können, welche, wie Schnappmesser, auf die eigene Hand zurückschlagen und sie verwunden, wenn man sie zücken will!“ —

„Wißt Ihr denn so genau,“ versetzte der Chevalier, „ob der Bandit einer von meinen Leuten war? O, ich weiß es, Herr Graf, daß ich Ihnen schon längst überflüssig bin; man hat ja sogar schon anderwärts um Rath gefragt, wie ich nach dem Congresse still zu machen sei!“

„Mensch!“ rief Joseph, „ich will nicht fürchten —“

„Daß ich,“ fiel ihm der Chevalier in das Wort, „in der Nacht still gemacht werden sollte. Das sind die Früchte meines elenden Handwerks! Gott verdamme die Stunde, wo ich mich, einen französischen Officier, an Euch verkauft habe!“ —

„Schämt Ihr Euch nicht,“ entgegnete Graf Joseph, „über den Verdacht, welchen Ihr gegen mich ausspreckt?“

„Nein!“ versetzte grimmig der Chevalier.

„So schämt Euch,“ fuhr Graf Joseph fort, „Eurer aufkeimenden Feigheit! Sollte ich ahnen können, daß ich mit den ungeheuren Geldsummen, welche ich Euch bezahlt

habe, nur einen Verräther aufgefüttert hätte, bei dem heiligen Nepomuk! Ihr solltet nicht mehr das Licht des Tages erblicken. Verkriecht Euch, wohin Ihr wollt, Ihr entrinnt doch nicht meiner Gewalt!"

„Ich sehe wohl ein," versetzte resignirt der Chevalier, „daß ich meine Seele dem Teufel verkauft habe; mag er sie haben!"

„Um Redensarten, welche ich Eurem Wundfieber verzeihe," entgegnete Graf Joseph, „will ich nicht mit Euch rechten; erzählt mir lieber, wie der Hergang war."

„Sehr einfach!" — versetzte der Chevalier, bemüht, Lüge und Wahrheit zusammenzugießen. „Als ich von Innen an der Hausthür des Spaniers ein Geräusch wahrzunehmen glaubte, und mich nach dem Schlüsselloche bückte, um hindurchzuspähen, erhielt ich von einem Banditen, welcher hinzukam und mich irrthümlich für den Erwarteten nahm, die Dolchstiche, welche mich zu Boden warfen.

„Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihn," fuhr der Chevalier fort, „daß er gewandt, wie ein Aal, mir entsprungen war. Zugleich entstand unter unseren Leuten, welche mich stürzen sahen, der Wahn, daß ich ermordet und Alles verrathen sei. Wie es mit der Flucht der Leute und Eurer eigenen zuging, kann ich natürlich nicht wissen."

„Habt Ihr," fragte Graf Joseph, „vom vorigen Abend Rapport über den Griechen Achilleus?"

„Also doch auf seiner Spur!" dachte der Chevalier bei sich, und versetzte dann: „Ich hatte mich den ganzen Nachmittag an ihn genestelt, mit ihm eine Spazierfahrt zum Laco di Garda gemacht und befand mich bei unserer Rückkehr in seiner Gesellschaft bei dem Doctor Antonio. So viel ist gewiß, daß sein Hatagan, wenn er mich verwundet hätte, besser getroffen haben würde."

„Seltsam!" entgegnete Graf Joseph, „und hat man denn keine Spur von dem Banditen?"

„Zur Zeit noch nicht!" antwortete der Chevalier;

„doch zweifle ich nicht, daß er im Laufe des Tages von meinen Spähern ausgekundschaftet sein wird."

„Da sich Alles anders verhält, als ich dachte," sagte begütigend Graf Joseph, „so nehmt es nicht übel, wenn ich Euch zu nahe getreten bin! Ein Pflaster für Eure Wunde werde ich Euch zusenden. Sobald Ihr irgend Etwas herausgebracht habt, laßt es mir melden! Schont aber ein anderes Mal besser Euer theueres Leben!" —

Mit diesen Worten verließ Graf Joseph den armen Chevalier und begab sich nach Haus, um noch eine Stunde Schlaf nachzuholen und dann dem Ritter Malavilla und Donna Isabella seine Aufwartung zu machen.

Der Ritter war frühzeitig wieder aufgestanden. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; denn das Loos seiner einzigen Tochter war allem Anscheine nach entschieden.

Die hohen Verhältnisse, in welche er seine Tochter an der Hand ihres zukünftigen Gemahls treten sah, umnebelten ihm den Verstand, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Mit Kaisern und Königen sah er sich in Verbindung gesetzt und mit dem höchsten Adel verwandt. Hatte doch selbst der alte Hofmarschall, welchen Graf Joseph das Fragezeichen hieß, ihn „mon cher cousin!" genannt. Doch der neue Glanz, welcher seiner alten Familie bevorstand, sollte ihm hier gar Nichts gelten, sondern nur die Sache seines Königs, welche in dem künftigen Gemahle seiner Tochter einen einflußreichen Freund gewann, denn durch diese Vermählung mußte dieser immer an das spanische Interesse sich geknüpft fühlen.

Da jetzt ein Strahl von der Lampe, über welcher sein Morgenkaffee stand, auf die goldene Dose fiel, welche er einst von seinem Könige zum Geschenk erhalten hatte, und in grünlichen und bläulichen Funken die Diamanten des Namenszuges desselben spielen ließ, so nahm er es für einen Schicksalswink und ein Zeichen des unabweisbaren Glückes für ihn und seine Tochter. Er legte in Begeisterung auf die Dose die drei Finger seiner rechten

Hand und ſchwur der abſoluten Krone Blut und Leben zu opfern, während er aus Angewohnheit zugleich den Deckel in die Höhe hob und ein Priſe nahm und ſchnupfte.

Dann ergriff er die Handglocke und ſchellte damit.

Nachdem er dreimal die Glocke geſchüttelt hatte, trat ſein alter Diener Pedro mit dem Waſchbecken, Handtuch und Raſirzeug ein.

„Was ſiehſt du mich ſo finſter an, Pedro?“ fragte der Ritter.

„Don Malavilla,“ antwortete der Diener, „hat mich immer, ſeitdem ich zu Eurem Hauſe gehöre, und Ihr wißt, das iſt ſo lange her, als ich alt bin, — „Pedro Caſtellan!“ betitelt, und heute ſchon zweimal ſchlechtweg: „Pedro!“ Da erlaube ich mir nur zu fragen, wodurch ich Don Malavilla's Gnade verloren habe?“

Unter dieſen Worten hatte Pedro ſein Geſchäft begonnen, er hob jedoch das Raſirmeſſer jetzt zurück, um eine Antwort zu erhalten.

„Pedro Caſtellan!“ antwortete der Ritter ernſthaft, „fahre fort in deinem Geſchäft!“

Pedro machte einen Kratzfuß und küßte die Hand des Ritters, dann ging er wieder an ſein Geſchäft und erzählte dabei: „Man ſollte nicht meinen, es geht hier gerade ſo her, wie bei uns. Geſtern war nebenan bei dem hochgelahrten Doctor Antonio eine Geſellſchaft. Beim Nachhauſegehen kommen die Herrſchaften in Zank und im Zank herein in den Hof. Ein franzöſiſcher Major erhielt in der Finſterniß der Nacht zwei Dolchſtiche; ſie ſollen aber nicht gefährlich ſein; der junge Grieche Achilleus, ein rechter Haſe, flüchtete ſich in unſere Capelle zum Muttergottesbilde, wo eben Donna Iſabella noch ihr Abendgebet hielt. Ihr dürft nicht zucken, ſonſt ſchneide ich Euch noch einmal! Duenna Ines war zugleich mit dort. Sie kann nicht genug rühmen, wie höflich der Hidalgo geweſen ſei und wie er ſich ſo fein entſchuldigt hätte!“

Jetzt war der Ritter vom Meſſer Pedro's befreit,

welcher ihm das Waschbecken hielt und dann das Tuch zum Abtrocknen reichte.

Der Ritter schien in ernsten Gedanken versunken zu sein; denn während der ganzen Morgentoilette sprach er zu verschiedenen Malen: „Hm! Hm!“ ohne ein Wort dazu zu setzen.

„Don Malavilla,“ sagte jetzt Pedro, „schaut einmal in den Spiegel! So ritterlich nimmt sich keins der Bilder aus, welche daheim im Ahnensaale hängen, als das Eure heute an diesem Morgen. Das mag wohl daher kommen, weil keiner der ruhmvollen Herren so viele Kaiser und Könige, wie Ihr in voriger Nacht, auf einmal beisammen gesehen hat.“

„Pedro Castellan!“ rief der Ritter, „hüte deine Zunge und sprich nicht einfältig über die Vorfahren, welche Löwenmark in ihren Knochen und Blitze in ihren Augen hatten. Hast du noch nicht das Bild des Silva Malavilla gleich über dem Haupteingange unseres Burgsaales gesehen mit dem hageren, langen Gesicht und der gerunzelten Stirn, die Hand auf den Kopf einer emporschauenden Dogge gelegt?“

„Unseren Mohrenjäger,“ rief Pedro, „der ein Gelübde gethan, eine Burg zu bauen und darinnen eine Kirche der gnadenreichen Mutter Gottes, wenn er dreihundert Morisko's erschlagen haben würde? Und ehe drei Jahre um waren, lagen dreihundert Schädel unter den Grundsteinen, worauf unsere Burg noch heute steht.“

„So ist's!“ versetzte der Ritter und strich sich seinen Knebelbart.

„Gleich nebenan ist sein Sohn,“ fuhr der Ritter fort, „welcher wochenlang in den Alpuxarren und den toledanischen Haiden wilde Schweine erlegte und dann eben so tapfer beim Stiergefecht dem Stier das Messer in das Herz stieß!

„Dann folgt der schöne, blonde Alvarez mit den ewig ruhigen Augen, von dessen Ernst und Majestät man erzählt, daß Niemand ohne zu stottern zu ihm habe sprechen

können, so ruhig und groß vermochte er die Menschen anzublicken."

„Dann kommt Don Perez," versetzte der unterrichtete Diener, „der mit eigener Hand den Stammbaum des Hauses gemalt hat, welcher aus dem Leibe eines darunterliegenden Königs emporgewachsen ist, und wo ganz oben mit goldenen Buchstaben in einem der rothen Blätter Euer Name steht."

„Nicht so viele Worte! gehe nun hinunter zu Pater Santello, begrüße ihn in meinem Auftrage und bitte den hochwürdigen Herrn, seinen Kaffee auf meinem Zimmer zu trinken, denn ich wäre seines Rathes bedürftig."

Pedro Castellan entfernte sich, der Ritter aber kleidete sich vollends mit aller Sorgfalt an, als wenn er zu Hofe fahren müßte. Als er den Sandalenschritt des Paters kommen hörte, nahm er den Hut unter den Arm und stellte sich aufrecht unter die Thür zu seinem Cabinet, um ihm von da aus zwei Schritte entgegen zu gehen.

„Der Friede Gottes sei mit Euch!" sagte der eintretende Santello. „Amen!" entgegnete würdevoll der Ritter, indem er zugleich einen und einen halben Schritt zur Bezeigung seiner Ehrfurcht dem geistlichen Herrn entgegen that und die Unterredung mit den Worten begann: „Ehrwürdiger Herr Pater, laßt uns zuerst Platz nehmen, damit wir ruhig über einige hochwichtige Angelegenheiten uns berathen können. Erlaubt mir zugleich, Euch bedienen zu dürfen, da ich nicht wünsche, daß meine Dienstleute uns hier stören und im Hin- und Hergehen Einiges verkehrt aufschnappen und unter sich noch verkehrter wiedererzählen."

Mit diesen Worten goß er Kaffee in die bereitstehende Tasse, indem er zugleich zu sprechen fortfuhr: „Und da mein ehrwürdiger Freund zuweilen eine Cigarre nicht verschmäht, so gönne ich mir die Freude, Euch eine von den wenigen anzubieten, welche mein allergnädigster König und Herr, Ferdinand der Siebente, mit eigener Hand gedreht und mir verehrt hat, als ich die Gnade genoß,

mit ihm die erste Chocolade zu trinken; denn Ihr wißt, daß auf der Erde es keinen geschickteren Cigarrendreher giebt, als ihn."

Santello griff mit süßverklärtem Gesichte in das Cigarrenkästchen, nahm eine davon heraus und hielt sie dann vor die Augen, als wenn sich daran Merkmale entdecken ließen, welche ihre königliche Herkunft verrathen könnten.

„Es ist ein feines, sammtnes Blättchen," sagte er endlich, „und die kleine Blätternath geht so schön in einer Linie herunter, daß darin die königliche Majestät, welche auch dem Geringsten sein Recht angedeihen läßt, sich zu erkennen giebt."

Jetzt hatten die beiden Spanier ihre Cigarren angezündet und schwiegen.

Endlich ergriff der Ritter wieder das Wort und sagte: „Nicht nur in öffentlichen Geschäften, welche die Freiheit unseres allergnädigsten Königs und Herrn betreffen, sondern auch in den Angelegenheiten meines Hauses habe ich immer nach dem Beispiele der ruhmwürdigsten Könige, welche über Spanien geherrscht, geistlichen Rath mir geholt und befolgt; denn wer muß es sich nicht sagen, daß gerade der Priester, welcher der Gottheit nicht nur überhaupt seiner Heiligkeit nach, sondern auch täglich bei dem heiligen Sacramente nahe steht, auch den richtigsten Blick in die menschlichen Angelegenheiten haben muß?!"

„Euer Herrlichkeit," versetzte Santello, „hat immer im Wohlgefallen Gottes gewandelt und ihr Tagewerk mit Segen überhäuft."

„Sein Name sei gepriesen!" fuhr der Ritter fort, „ich hatte nie Ursache mein Vertrauen zu bereuen. Insbesondere habt Ihr mit Eurer Einsicht mir immer den Weg gezeigt, welcher sich als der rechte auswies. So nehme ich auch jetzt meine Zuflucht zu Eurer Weisheit, wo es sich hauptsächlich um das Wohl meines Hauses und meiner Tochter handelt.

„Ihr werdet in der letzteren Zeit häufig bei uns den

ehrenwerthen Grafen Joseph von Rankenstein gesehen haben. Was soll ich reden von seiner Herkunft, da er zu einem der angesehensten Geschlechter der größten Monarchie gehört? was von dem Glanze seines Hauses, das mit Burgen, Wäldern und Feldern reich gesegnet ist? was von seinen leiblichen und geistigen Vorzügen, von seinen gebildeten, ritterlichen Manieren, da Euch das Alles nicht unbekannt ist; doch davon muß ich reden, daß er schon jetzt die Hoffnung und Freude seines mächtigen Gönners und Chefs ist und vielleicht bald eine Stütze nicht nur seines Herrn, sondern auch der übrigen europäischen Throne werden wird.

„Das Herz dieses hohen Jünglings hat die Fürsicht Gottes meiner Tochter zugeneigt, und die fürstliche Durchlaucht hat gestern vorläufig, wenigstens kann ich mir das, was dieselbe zu mir gesprochen, nicht anders deuten, um ihre Hand für ihn angehalten, und ich konnte darauf nicht anders antworten, als daß seine Gesinnung meinem Hause zur höchsten Ehre gereiche.

„Diesen Vormittag werden dessen Oheim, der Oberhofmarschall, und er selbst erscheinen, wie ich vermuthe, um die Verlobung mit ihr zu vollziehen. Insofern Euch dagegen kein Bedenken beikommen sollte, bitte ich Euch, einen Notar zu bestellen, um die Ehepacten aufzusetzen und rechtskundig zu machen."

„Wie könnte ein anderes Gefühl," entgegnete Santello, „in mir aufkommen, als das einer namenlosen Freude über das Glück Eures Hauses, welches darüber steht, wie ein glänzender Morgenstern?! Erlaubt mir, meinen Glückwunsch aus der innersten Seele Euch hierüber abstatten zu dürfen."

„Wir danken Euch für Eure Theilnahme," versetzte der Ritter, „denn wir sind überzeugt, daß kein Mensch sie aufrichtiger an unserem Wohle nehmen kann, als Ihr, der Ihr unser geistlicher Hausfreund seid und, wie wir hoffen, lebenslänglich bleiben werdet. Doch noch Eins ist mir an diesem Morgen auf das Herz gefallen. In

voriger Nacht hat hier im Hofe ein Mordanfall ſtattgefunden; ein junger Grieche, den wir hier ſchon geſehen, ſoll ſich in die Capelle geflüchtet haben, wo zufällig unſere fromme Tochter mit Ines ein Nachtgebet gehalten hat. Ich wünſchte hierüber, ehe ich weitere Schritte thue, in das Klare zu kommen."

„Das, was zu wiſſen Noth thut," verſetzte Santello, „habe ich zu erforſchen geſucht. Da ich es jedoch als Gewiſſensrath anvertraut erhalten habe, ſo kann ich mich darüber nicht weiter auslaſſen. Es dürfte aber zum Frieden Eures Hauſes dienen, wenn die Duenna Ines ſo lange, als wir hier in Verona noch verweilen, von Donna Iſabella getrennt und in eine Kloſterpenſion gethan würde. Iſt es Euch genehm, ſo werde ich dieſe Angelegenheit beſorgen."

„Hat ſie die Ehre unſeres Hauſes gefährdet?" fragte beſtürzt der Ritter.

„Ihr könnt in dieſer Hinſicht ganz ruhig ſein," entgegnete Santello, „doch forſcht auch nicht weiter nach; denn oft nöthigt uns das, was wir erfahren, zu Schritten, welche wir gern unterließen, wenn wir das Gehörte ungehört machen könnten."

„Ich vertraue Euch," antwortete der Ritter, „und ich werde nur mit Euren Augen ſehen und mit Euren Ohren hören! — Doch nun wünſche ich noch, daß Ihr das Gemüth der Donna Iſabella auf die neue Wendung ihres Schickſals vorbereiten und ihr die Pflichten, welche ſie in kindlicher Ehrfurcht uns ſchuldig iſt, einſchärfen mögt."

„Ich werde nicht zögern, Euren Wünſchen nachzukommen," verſetzte Santello und verließ den Ritter.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

In einer geräumigen Stube der Osteria zum Phönix in Roveredo berathschlagten sich die griechischen Deputirten Metaxa, Fehelo, der Erzbischof Germanos und Georg Mauromichalis mit Achilleus über den Stand ihrer Angelegenheiten bei dem Congresse in Verona.

„Fahr' fort, Achilleus!" sagte Metaxa und drückte den Kalpack sich tiefer in die Stirn herein, als sollte er die Gedanken zusammenhalten.

„Warum auch unsere Blicke zu den fremden Herrschern erheben?" fragte Achilleus, „wir sind stark genug, für die Freiheit zu sterben; und was wollen wir mehr?"

„Für die Freiheit leben!" versetzte trocken Fehelo, „und deswegen müssen wir uns keine Mühe verdrießen lassen, sie zu erwerben; wir müssen nicht müde werden auf den Märkten zu den Völkern, in Palästen zu Königen zu sprechen und ihre Hülfe zu suchen."

„Wenn wir nicht ganz allein den eig'nen Kräften vertrauen können," versetzte Achilleus, „dann sind wir verloren. Ihr hofft auf Rußland und den Schutz, welchen es uns als seinen nächsten Glaubensverwandten schuldig ist? Habt Ihr vergessen, wie Orlow im Jahre 1770 die Moreoten erst aufgereizt zur Schilderhebung gegen die Osmanli und sie dann theilnahmslos in der Noth verlassen und der Rache des Siegers preisgegeben hat. Noch wissen die Väter von den Schrecknissen jener blutrothen Tage zu erzählen, wo keine Stadt in Morea der Zerstörung entgangen und die Bevölkerung theils

erwürgt, theils nach Asien in die Sclaverei geschleppt worden ist. So erprobte sich damals Rußlands Hülfe.

„Dann ließ Rhigas —“

Bei Nennung dieses Namens legten die Anwesenden die Hand auf das Herz und verneigten sich — „seine Freiheitsgesänge erschallen, daß sie in allen Schluchten, auf allen Bergen und Gefilden, wie auf den Schiffen im Meere ertönten und die Herzen der Hellenen von Neuem zur alten Freiheit erweckten.“

Achilleus recitirte bei dieser Erinnerung Rhigas' Worte:

„Sparta, Sparta, willst du ewig
Schlummern in der Todesnacht?
Wache auf, erheb', erheb' dich
Mit Athens verbund'ner Macht!“

und Mauromichalis setzte hinzu:

„In Strömen unter uns'ren Füßen
Rinne das verhaßte Blut!“

Dann erzählte Achilleus weiter: „Ihr wißt, wie er unermüdlich für die Auferstehung unseres Volkes gearbeitet hat; wie vermag ich seinen Ruhm zu preisen?! Euch ist bekannt, wie er von einer Insel zur andern, von Stadt zu Stadt, von einem Gehöfte zum andern bis hinauf zu den Adlern der Berge gestiegen ist, wie er die Bischöfe, Gelehrten, Archonten, die Schiffsherren, Seecapitaine und die Capitaine der Klephten zum großen patriotischen Bunde vereint hat. Er ist der Vater unserer Zukunft!

„Soll ich Euch daran erinnern, wie Oesterreich ihn in Triest gefangen und an die Türken zum Märtyrtode ausgeliefert hat?

„So hat Oesterreich auf den Nothschrei der griechischen Christenheit geantwortet.“

„Wolltet Ihr meinen, daß sich die Gesinnung dort geändert hat, so denkt nur um einige Monate zurück und an Alexander Ypsilanti. Kaiser Alexander hat ihn in einem Ukas seiner Aemter und Würden und der Rechte

eines ruſſiſchen Unterthans für verluſtig erklärt, und Oeſterreich ihn, als er vor ſeinen Drängern über die Grenze floh, auf den Tod gefangen geſetzt.

„Ich habe Euch den öſterreichiſchen Beobachter von den letzten Monaten mitgebracht, damit Ihr ſehen mögt, wie er mit roßgeſchweiften, plumpen Türken liebäugelt!

„Hofft Ihr auf das eiferſüchtige England, das die Zukunft unſ're Marine fürchtet? oder auf Frankreich, das, in ſich ſelbſt uneins, von Neuem ſich in die ſpaniſchen Händel verwickelt?“

„Du denkſt und redeſt,“ verſetzte Germanos, „wie ein Jüngling, der noch nicht den Lauf der Welt kennt. Für den Verſtändigen iſt es hinreichend, zu wiſſen, wo Hülfe zu finden iſt, um unabläſſig darnach zu trachten. Die Wechſelzufälle des Lebens ſind unberechenbar; der heute dein Freund iſt, kann morgen dein Feind ſein, und aus deinem Todfeinde kann dein treueſter Waffenbruder werden. Ein harter Fels in der Wüſte kann plötzlich mitten im Sonnenbrande ſeine Adern öffnen und Menſchen und Thiere und weit umher das Land erquicken. Iſt es nicht genug, daß alle Welt weiß: das Volk der Hellenen hat hülfebittend ſeine Abgeordneten an den Congreß der chriſtlichen Herrſcher geſendet? —

„Ob ſie uns Zutritt geſtatten oder nicht, das iſt ihre Sache. Sie können aber nicht vermeiden, daß von dieſem Augenblicke an, unſere Sache zur Angelegenheit Europa's geworden iſt. Tauſend und abertauſend hochherzige Männer werden unſere Sache führen und die Maßregeln, welche man gegen uns anwendet, in Zeitungen und Flugblättern beſprechen, bis die öffentliche Meinung, millionenfach ausgeſprochen, die engherzigſte Politik, gerade weil ſie es iſt, zu unſerer Rettung drängen wird.“

„Deshalb, Achilleus,“ fuhr milder Metaxa fort, „ermüde nicht in deinem Auftrage! Schon jetzt ſtehen die Völker Europa's auf unſ'rer Seite, täglich vermehren ſich die philhelleniſchen Geſellſchaften in Frankreich und Deutſchland, du ſelbſt berichteſt uns, mit welchem Erfolg

der Schweizer Eynard und der Deutsche Hoffmann für uns warben. Geld und Waffen strömen uns zu von allen Enden, und kampfgerüstete Jünglinge aus allen Ländern reihen sich an unſ're Schaaren. Es ist an uns, diesen guten Geist immer mehr zu erwecken! Schon jetzt können die Cabinete es nicht mehr wagen, ihren Völkern zu verbieten, uns hülfreiche Hände zu reichen. So mächtig wird dieser Volkswille anschwellen, daß die Herrscher sich endlich beeilen müssen, um schnell und nachdrücklich zu helfen, ehe diese Begeisterung für unſ're Sache sich daheim bei ihnen auf die eigenen Angelegenheiten zurückwendet.

„Laßt uns beharrlicher und deshalb klüger sein, als unsere Widersacher.“

„Das freie Volk der Hellenen,“ nahm jetzt Fehelo das Wort, „bezeugt dir seinen Dank für deine kluge und besonnene Unterhandlung in Verona; doch da es sich nun ergiebt, daß der Congreß uns unserem Schicksale überlassen mag, so kannst du bei geeigneter Gelegenheit bestimmter auftreten; denn verschiedene, oft selbst sich widersprechende Mittel, gehörig angewendet, fördern dann am Leichtesten zum Ziele, wenn das eine lange vergeblich angewendet ist. Sprich zu Oesterreich: wir werfen uns in Rußlands Arme! zu Rußland: ob es nicht mit Oesterreich zugleich helfen wolle? — zu Frankreich: warum es seinen Einfluß im Orient, welchen es doch nur habe durch die alte Schirmherrlichkeit über die Christenheit unter den Osmanli's, aufgeben wolle? und kannst du drohen, so ist's um so besser!“

„Erhalte ich Aufträge zur Verhandlung mit Wellington?“ fragte Achilleus.

„Nein!“ versetzte Metaxa, „der Charakter des Mannes verbietet es. In London müssen wir unmittelbar verhandeln mit Canning, welcher den Tories und den mit ihnen befreundeten Monarchen des Continents durch die Sendung Wellingtons nach Verona nur ein Compliment gemacht hat. Dort streiten die Interessen der Eifersucht

auf Rußland wider uns, und zur Zeit nur die Bildung und christliche Gesinnung und ein vom Handel noch nicht ganz überwältigter, phantastischer, abenteuerlicher Nationalzug für uns. Sobald England uns von den Continentalmächten verlassen sieht, wird es versuchen, uns für sich zu gewinnen, und an Venedigs und seine eigene Herrschaft auf den jonischen Inseln und an die Vermehrung seines Einflusses nach dieser Richtung hin denken. Können dort unsere Freunde die Humanität mit dem Staatsinteresse zur Begünstigung des hellenischen Aufstandes verbinden, so haben wir Alles errungen, was wir beabsichtigen. Dann wird von selbst die Eifersucht der anderen Mächte in Verbindung mit den übrigen Ursachen das Beste thun. Jetzt können wir kein günstigeres Resultat bezwecken, als das, welches wir schon haben: unsere Zurückweisung ohne offenbare Verbindung der Mächte mit den Osmanli's zu unserer Unterdrückung."

„Nun weiter zu deinem Auftrage!" nahm jetzt Germanos das Wort; „hier ist die Correspondenz, welche Capodistria als russischer Agent mit dem Patriarchen und den einflußreichen Phanarioten gewechselt hat; hier ein Brief vom Erzbischof von Talantion an den Beichtvater des Kaisers Alexander mit der Bitte, dir bei ihm Gehör zu verschaffen. Was du dort für die gute Sache sprechen sollst, wird dir deine eigene Klugheit eingeben."

Mit diesen Worten übergab ihm Germanos ein Portefeuille.

„Im Uebrigen," fuhr Metaxa fort, „sorge dafür, das bald nach Beendigung des Congresses die Mannschaft der deutschen Philhellenen in Marseille unter deiner Leitung sich einschiffe. Die Panagia schirme Eure Fahrt!"

„So ist das Nächste, was Noth thut," fuhr Metaxa fort, „besprochen; nun können wir dir freudige Botschaft mittheilen: die türkische Flotte hat sich vor unseren Brandern in die Dardanellen geflüchtet. Suli hat sich unseren Waffen ergeben. Napoli di Romania ist erobert; der Hafen von Salonichi ist blockirt, in den Thälern des

Pireus holt kein Osmanli mehr Odem; noch im nächsten Winter muß Theſſalien befreit ſein. Omer Vrione iſt geſchlagen und hat ſich nach Vonitza zurückgezogen."

„Und wie ſteht es in Candia?" fragte beſorgt Achilleus.

„Die Paſcha's von Retino, Canea und Candia ſind in den Gebirgen von dem Oberſten Balleſte, deinem Jugendfreunde, geſchlagen und Canea wird belagert."

„Bringt Ihr mir Nachricht von den Meinen?" fragte noch dringender Achilleus.

„Gieb dich jetzt zufrieden!" entgegnete ausweichend Metaxa; „nach Tiſch ſollſt du Alles erfahren! Laß' uns zuerſt mit Speiſ' und Trank ſtärken!"

Jetzt brachte Thriaki, welcher ſich die Ehre nicht nehmen ließ, ſeine Landsleute zu bedienen, aus der Küche das gebratene Lamm und die Weinkrüge, und Alle lagerten ſich zum Mahle.

Sie ſchienen jetzt die Sorgen vergeſſen zu haben, während ſie das Mahl mit Erzählungen einzelner Heldenthaten aus dem Freiheitskampfe würzten.

Unter Anderem erzählte Fehelo: wie Ali Paſcha in Janina bei ſeiner Empörung gegen die Pforte die Sulioten gewonnen mit dem Verſprechen, ihnen das befeſtigte Kiapha zu überlaſſen, und Markos Bozzaris beim Angriffe auf das Lager der Osmanli's ganz allein bis zum Zelte eines ihrer Paſcha's vorgedrungen und die Wachen, vor ſeinem Anblick wie mit Stumpfſinn geſchlagen, ihn angeſtarrt hätten, als er dem Paſcha die Waffen aus der Hand genommen und triumphirend mitten durch das Lager der Feinde zurückgekehrt ſei. Er ließ den Helden leben.

Metaxa dagegen beluſtigte ſich über den Aberglauben der hochmüthig bornirten Türken und erzählte: unter ihren Schaaren gehe das Gerücht, das Maurokordato einen franzöſiſchen Zauberer bei ſich führe, dieſer hätte ein Käſtchen, welches er camera obscura nenne: wenn die Osmanli und Albaneſen auf die Hellenen heranzögen, mache er es auf, und plötzlich fielen ſie, ohne zu wiſſen wie, in die Mauſefalle hinein, der Zauberer ſchlüge den

Deckel zu, und Alle wären verschwunden, man wisse nicht wohin.

„Es lebe die Mausefalle!“ rief er lustig, und Alle stießen lachend mit dem Becher an.

„Seht nur,“ sagte jetzt Fehelo, „wie tiefsinnig Achilleus dareinschaut; was für Schatten schweben um deine Augen?“

„Mich bekümmert,“ versetzte dieser, „das Schicksal der Meinen; denn aus Eurem Stillschweigen über sie muß ich schließen, daß sie todt oder unglücklich sind.“

„Wir müssen ihm endlich doch das böse Gerücht erzählen,“ versetzte Metaxa; „denn es ist besser, das Schlimme schnell und auf einmal zu erfahren, als tropfenweise es zugezählt zu erhalten.“

„So fasse dir ein männliches Herz!“ sprach Germanos. —

„Deine Schwester Irene hat den freiwilligen Märtyrtod um ihre jungfräuliche Ehre und unseren Glauben gewählt.“

„Meine süße Irene? Irene, meine Schwester?“ rief Achilleus.

„Bei einer Wallfahrt, welche am Pyrgos des Pascha von Retino vorüberging, hatte sie der wollüstige Tyrann erblickt; er brach mit einigen berittenen Janitscharen hervor, riß sie mitten aus dem Zuge heraus und entführte sie in seinen festen Thurm. Ihre Schönheit machte auf ihn so großen Eindruck, daß er sie zu seiner Gemahlin erheben und zum Islam bekehren wollte. Die edle Jungfrau wies jedoch alle Verlockungen, welche er aufbot, standhaft von sich. Da schwur der Tyrann, daß sie mit dem anbrechenden Tage zur Unterwerfung gezwungen werden solle.

„Als sie jede Hoffnung auf Rettung verloren sah, wurde sie ruhig und heiter.

„Sie begehrte in das Bad geführt zu werden und ließ sich dorthin die kostbarsten Kleider, Schmuck, Schleier und Myrthenkranz bringen. Dann schickte sie die Sclavinnen hinaus vor die Thüre in den Garten mit dem Befehle, die Brautlieder zu singen. Der Pascha blickte mit Verlangen von seinem Altane herunter, wo er auf

den weichen Polstern saß und aus seiner langen Pfeife Rauchwölkchen dem dämmernden Abend entgegen blies. Plötzlich entstand im Garten ein unendliches Klagegeschrei.

„Eins der Mädchen war, da Irene ihnen zu lange blieb, hineingegangen und hatte sie dort auf dem Teppiche ausgestreckt gefunden mit leichenblassem Gesicht. Sie hatte sich den Dolch in die Brust gestoßen. Friede sei mit ihrer Seele.

„Dein Vater hat sich mit deiner älteren Schwester bei dieser Nachricht nach Ipsara geflüchtet."

Achilleus hatte sich während der Erzählung in das Gewand gehüllt, um seinen Schmerz vor den Archonten zu verbergen. Nach einer Weile erhob er sich, reichte wortlos seinen Landsleuten die Hand, ging hinunter, wo Thriaki die Pferde vorgeführt hatte, schwang sich auf und sprengte seinem Diener weit voraus, um ungehindert seine Thränen um Irene strömen zu lassen und sie in unendlicher Wehklage betrauern zu können.

Zweites Capitel.

An demſelben Morgen, wo Achilleus in Roveredo die traurige Nachricht von dem Tode ſeiner Schweſter und der Flucht ſeines Vaters erfuhr, gelangte Graf Joſeph zur höchſten Staffel ſeines Glückes. Er hatte zu einem Gabelfrühſtücke ſeine Freunde, den Hofrath von Gentz und den Fürſten Iwan, eingeladen, um ſeinem Oheim, dem Hofmarſchall, welcher mit ihm zum Ritter Malavilla fahren ſollte, Geſellſchaft zu leiſten. Vor der niedrigen, wohlbeſetzten Tafel auf der chaise longue ſaß der Hofrath, die Serviette mit der Buſennadel auf dem Rocküberſchlage feſtgeſteckt. Zu ſeiner Rechten ſaß der Hofmarſchall, links Fürſt Iwan und ihm gegenüber der Wirth, hinter ſeinem Seſſel ſtand Nepomuk, der reichgallonirte Kammerdiener, ohne nur mit den Augen zu zucken oder ein Glied zu rühren.

Jetzt ging ein Diener mit Deſertgläſern herum und rief: „Peter Simon aus Spanien!“

„Gefällt Ihnen, Herr Hofrath,“ fragte Graf Joſeph, „der ſpaniſche Character?“

„Es iſt ein ſchöner, fanatiſcher Ernſt in ihm, ſein Feuer vermählt ſich gut mit der adeligen Auſter,“ verſetzte der Hofrath und ſtach die Auſternpaſtete an, welche ihm der Bediente dienſtbefliſſen hereinreichte.

„Drymadera!“ rief jetzt ein anderer Diener und präſentirte die Gläſer.

„Auſtern wirken auf mein Nervenſyſtem,“ flüſterte der Hofmarſchall, „zu excentriſch und machen mir unruhige Nächte.“

„Sie müssen es nur verstehen," entgegnete der Hofrath, „die Aufregung bis zur süßquälenden Angst zu steigern, aus welcher allein der Götterknabe des Genusses uns noch geboren werden kann. Blasirt, wie man ist, muß man raffiniren, wie man durch die Kunst über die Natur den ironischen Triumpf feiern kann. Wenn man der Lüge unserer Existenz satt ist, muß man das Grauen vor sich selbst dazu gebrauchen, um sich wenigstens aus der Lethargie empor zu prickeln, welche denn doch das Entsetzlichste bleibt."

Jetzt ging fricassirtes Geflügel und Trüffeln in Butter herum.

„Hier haben wir denn ein Bild," versetzte spottend der Hofrath „vom deutschen Reiche, welches erst zerstückelt und in der gemeinschaftlichen Sauce des Bundestages schmackhaft geworden ist."

Fürst Iwan entgegnete: „Freund Rumohr bemerkte einstmals, als wir zusammen bei dem Fürsten Radziwill speisten, daß eine wohlservirte Tafel und vorzüglich ein Dejeuner auf die Geschmacksnerven denselben Eindruck machen müsse, wie eine Beethoven'sche Symphonie auf das Gehör."

„Dann," erwiederte der Hofrath, „ist unser Wirth mehr, als Beethoven; denn dieses Andante, welches er hier producirt, ist genialer, als Alles, was ich je in einer gastronomischen Academie genossen habe!"

„Cyperwein!" rief jetzt der Bediente und präsentirte dem Hofmarschall den Teller mit den Gläsern; dieser forderte aber ein Glas mit Wasser und entschuldigte sich bei Gentz mit der Bemerkung, daß ihm der griechische Wein zu rebellisch wäre.

„Gnädiger Onkel," entgegnete Graf Joseph, „Sie sehen nun selbst, daß die Insurrection der Griechen in ihrem Wein steckt; wenn wir es mit unserer Sache gut meinen, müssen wir ihnen den Rebellionsstoff abzapfen, auch auf die Gefahr hin, daß uns selbst die Revolution zu Kopfe steigt."

„Daß es Gott verhüte!" rief der Hofmarschall und

fuhr im Schrecken mit der Naſe herum, daß er an die zitternde Majonese di sturione gerieth, welche der Diener eben herumreichte.

Der Hofmarſchall zuckte vor der durchſichtigen Maſſe, aus welcher der Störkopf ihn ernſthaft anſtarrte, zurück und rief dann verlegen lächelnd: „War es mir doch, als ſähe ich leibhaftig den Kopf ſeiner allerhöchſtſeligen Majeſtät des Königs von Spanien“ —

„Mitten in der weichen Gallert ſeines Hofes!“ ſetzte der Hofrath lächelnd hinzu.

„Schloß Johannisberg!“ rief der nachfolgende Diener und präſentirte den Teller mit gefüllten, grünen Gläſern.

„Nehmen wir heute für Eſſig zum Fiſche!“ verſetzte der Hofrath und holte ſich den duftenden Römer herunter.

„Ich läugne nicht,“ fuhr er fort, „daß ich den Genuß liebe, der, wie eine ſpröde Geliebte, immer vor mir flieht.

„Ich bin Apollo, der die Daphne jagt, welche, ſobald er ſie endlich erreicht, in ſeiner Umarmung ſich in Lorbeer verwandelt. Mein Appetit iſt dahin, nur das Frühſtück hat für mich noch einiges Intereſſe. Mir bleibt faſt Nichts übrig, als in ſtillen Stunden daran zu denken, wie ich mir Geld verſchaffe zu Möbeln, Parfüms und anderen Luxusgegenſtänden, woran ich mich erfreuen kann, ohne aus eigener Kraft etwas dazuthun zu müſſen. Sie ſehen mich an, wie einen Hochverräther? — Wir ſind unter uns und können ſchon vertraulich uns ausſprechen! Was kann der Diplomat mehr verlangen, als das Beſte vom Leben — Macht — Reichthum, ſelbſt die Freiheit als aparten Biſſen?“

Jetzt wurden gebratene Wachteln herumgereicht.

„Meine Freunde,“ rief heiter der Wirth und ließ den Kork von der Champagnerflaſche ſpringen, „beurtheilen Sie nicht zu ſtreng das Allegro, das ein blöder Anfänger componirt hat.“

„Aber welch' ein Anfang!“ entgegnete der Hofrath, „würdig eines Mozarts, welcher ſchon den künftigen Don Juan, dieſen Tokaier Ausbruch der Muſik, errathen läßt.“

Eine feierliche Ruhe lagerte ſich nun über die kleine Geſellſchaft, als wenn ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln durch den Saal ſchwebte, eine Stille, wie in Todtengrüften, wo das bange Ohr Nichts hört, aber doch das Regen und Bewegen des unheimlichen Gaſtmahls unter den Brettern ahndet.

Endlich ergriff Fürſt Iwan wieder das Wort, indem er ſich zu Hofrath Gentz wandte und fragte: „Es iſt Ihnen aber gewiß nicht gleichgültig, in welcher Form wir das Leben zum Genuſſe bringen?“

„In dieſer Frage,“ antwortete der Hofrath, „bezeichnen Sie zugleich die Nothwendigkeit des Ceremoniels und der Erhaltung alter Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten. Was iſt die Sitte und Etiquette anders, als der Verſuch, individuelles Belieben mit den Anſprüchen, welche zugleich Andere darauf haben, in der Geſellſchaft auszugleichen?“

„Herr Hofrath,“ verſetzte der Hofmarſchall, „ſprechen Worte, welche man mit goldenen Lettern auf cararíſche Marmortafeln niederſchreiben ſollte! Ich habe die Ehre gehabt, in meinen jüngeren Jahren in Madrid die allerhöchſtſelige Majeſtät der Königin ſpeiſen zu ſehen, und noch heute ſchwebt mir Alles, wie ein himmliſches Bild, vor den Augen. Hinter der Majeſtät ſtanden drei Damen, die Servietten zierlich über die Schulter gelegt. Nur einmal die Königin trinken zu ſehen, iſt ſchon eines Lebens werth. Sobald die Königin das Augenlid nur um eine Linie auf die Pupille herabdrückt, winkt die erſte Dame der zweiten, die zweite der dritten, und dieſe dem Mayordomo und der Mayordomo dem Pagen. Jetzt winkt der Page dem Diener, dieſer flüſtert: „Draußen!“ und beide eilen hinaus zum Schenken. Jetzt kehrt der Page zurück und trägt einen bedeckten, vollen Becher in der Rechten, einen vergoldeten Credenzteller in der Linken, vom Diener begleitet bis an die Thür, vom Mayordomo bis an die Stufen, von der Dame bis zur Königin, wo Beide niederknieen. Nun

koſtet die Dame das Getränk ſo, daß ſie einen Tropfen davon in den Deckel ſchüttet und die Lippe ſo ſpitz vordrängt, daß ſie den Tropfen ſchlürfen kann, ohne das Metall des Deckels zu berühren; jetzt erſt trinkt die Königin, die Dame nimmt ihr aus der nachläſſigen Hand den Becher und giebt ihn an den Pagen und dieſer trägt ihn zurück im ſchwebenden Anſtande des Ganymeds.

„Das iſt nur ein Moment aus dieſem wunderbaren Schauſpiel! Sollte man glauben, daß dieſes Ceremoniel im Geringſten Andern läſtig geweſen wäre, ſo würde man nur eine ungeheure Ignoranz verrathen, denn zugleich ſtanden Granden und Ritter angelehnt an die Wände des Zimmers und unterhielten ſich ſcherzend mit den Damen der Königin, ſelbſt die Drei, welche den Tafeldienſt hatten, konnten mit den Augen ihre Verehrer grüßen.“

„Man begreift erſt aus ſolchen Schilderungen,“ verſetzte Graf Joſeph, „daß die Höflinge früher mit Recht ſagen konnten: „Hofdienſt vor Gottesdienſt!“

Hofrath von Gentz erhielt jetzt ein friſches Glas Champagner und weidete ſein Auge an den aus dem Schaume emporſpritzenden Funken.

„Haben Sie die junge Fanny Elsler in Wien je tanzen geſehen?“ fragte er. „Aus keinem ſchwereren Stoffe, als prüſelnder Champagner iſt, kann dieſe leichte Elfe gewoben ſein!“

„O, ich habe ſie geſehen!“ flüſterte Fürſt Iwan. „So nur kann ich mir Ariadne vorſtellen, wenn ſie ihre Dithyramben tanzt.“

„Haben Sie die Veroneſiſche Ariadne geſtern auf dem fürſtlichen Balle geſehen?“ fragte Graf Joſeph.

„Iſt ſie auch zu einer Ariadne,“ entgegnete der Hofrath, „zu junoniſch, ſo iſt in ihr doch Italien in ein Mädchen verwandelt. Sieht man in ihre Augen, ſo glaubt man in jedem eine dunkle Kleopatra zu erblicken; ſie kommt mir vor, wie das Modell eines griechiſchen

Künstlers zu einer Amazone im feuchten Thone, woran man noch überall die warme Hand des Meisters sehen kann."

„Wenn Sie diese schöne Gestalt," versetzte Fürst Iwan, „in verschiedenen Attitüden lebendiger Bilder sehen wollen, so werde ich mir erlauben, Sie nächstens zu mir einzuladen. An einem der nächsten Abende wird die Stadt auf Befehl der Municipalität erleuchtet werden. Mein allergnädigster Monarch wird geruhen, nachdem er die Beleuchtung in den Hauptstraßen in Augenschein genommen hat, bei mir abzusteigen, wo nur eine kleine Gesellschaft anwesend sein wird.

„Seine Majestät besitzt, wie Sie wissen, das Bild der schönen Veroneserin, dargestellt als schlummernde Ariadne, und hat den Wunsch früher ausgesprochen, das Original in derselben Stellung zu sehen. Ich hoffe, Höchstdieselben damit überraschen zu können. Bereits hat mir die schöne Francesca die Annahme meiner Einladung zugesagt."

„Eure Durchlaucht," versetzte schalkhaft der Hofrath, „werden die kaiserliche Majestät zur Dankbarkeit und mich zum Danke verbinden."

„Ich begreife immer noch nicht," warf jetzt der Hofmarschall dazwischen, „was gestern Nachts auf dem Balle vorgefallen sein mochte, daß plötzlich auf ein Flüstern, das durch den Saal ging, die Gesellschaft auseinander stiebte?"

„Es ist allerdings seltsam!" versetzte Graf Joseph; „plötzlich ging, wie Sie selbst, gnädiger Onkel, bemerkt haben, ein Flüstern umher; ich fragte meinen Nachbar, was es gebe? und erhielt nur zur Antwort: „Pulver im Keller! Verschwörung! den Congreß in die Luft sprengen!" und in so kurzer Zeit, als wir hier davon sprechen, hatten fast alle Gäste den Saal verlassen. Es ist nicht zu begreifen, wie ein solcher muthwilliger Scherz, — denn etwas anderes konnte die Ursache von dem Vorfalle nicht gewesen sein — diesen Einfluß haben mochte!"

„Was Du sagst, Neffe!“ entgegnete der Hofmarschall mit weitoffenen, erschrockenen Augen.

„Mir ist das leicht erklärlich,“ versetzte der Hofrath; „denn hängt mit der niederen Gesellschaft die hocharistokratische Welt zusammen, wie die auf dem Meere schwimmende Vallisneria mit dem Grunde nur durch dünne Fädchen, so wird jeder ungefähre Wogenschlag sie erschüttern. Ihr einziger Feind ist der Schreck. Die menschliche Aristokratie gleicht der in der Thierwelt; das edle Roß, welches weder Kanonendonner noch Blut scheut, kann ein rieselndes Blatt in die Flucht jagen; den Löwen, wie man sagt, ein krähender Hahn! Und wie oft haben die Pariser Feuilleton's und gallischen Hähne gleiche Wirkung auf uns geäußert!“

„Es ist doch wunderbar! sehr wunderbar, wie mein Neffe bemerkt!“ entgegnete der Hofmarschall.

„Mein Gott!“ rief Fürst Iwan, „ist denn auch so eine Verschwörung etwas ganz Unmögliches? Hat man nicht auf Bonaparte eine Höllenmaschine losgelassen, und erzählt man sich nicht von den Pulververschwörungen in Frankreich und England grausige Dinge genug?“

„Italien und Deutschland,“ erwiederte der Hofrath, „sind keine Elektrisirmaschinen! und wir können noch ohne Schaudern vor dem nächsten Augenblick dieses delikate Pfirsichgelee genießen.

„Wer wird bei diesem köstlichen Stragino di Gorgonzola und seinen Verwandten aus Dolzera und Grana an gefüllte Bomben denken?“

„Welch' ein göttlicher Novembervormittag!“ rief Fürst Iwan, als jetzt eben die Sonne einen großen, königlichen Gnadenblick durch das Fenster herein auf die Gesellschaft warf und alle silbernen und krystallenen Gefäße auf dem Tische leuchten und blitzen ließ.

„Es wird Zeit,“ versetzte der Hofrath, „daß ich zu seiner Durchlaucht eile, um ihr den Entwurf zum Ultimatum an die Cortes in Madrid vorzulegen.“

„Darf man fragen, welche Töne Sie angeschlagen haben?“ fragte Graf Joseph.

„Die melancholischen der Mundharmonika!“ antwortete der Hofrath. „Um zu Völkern zu sprechen, muß man die Worte, welche man gebraucht, unmerkbar mit dem Molltone alter Balladen anhauchen; selbst wuthige Elephanten bringt man eher mit der Flöte, als mit der Peitsche zur Besinnung. Unsere Depesche soll vor den französischen Bajonetten einhergehen, wie der weinende Genius der spanischen Nation.“

Jetzt erhob sich die Gesellschaft, und Fürst Iwan und Hofrath von Gentz empfahlen und entfernten sich.

„Nun noch einen Augenblick zur Toilette, dann zu meiner Braut!“ sagte Graf Joseph zu seinem Oheim, welcher mit der Kaffeetasse sich in das Fenster zurückgezogen hatte; „verzeihen Sie, daß ich Sie auf zwei Augenblicke allein lasse!“

Indem er Nepomuk, welcher an der Thür stand, zurief: „Den Staatswagen vor!“ — verschwand er in das Nebenzimmer.

In dieser Stunde hatte Isabella namenlose Leiden erduldet. Sie lag in der Capelle vor dem Altare auf den Knieen. Santello betete ihr vor, und sie sprach ihm die Worte nach, in welchen ihr Herz, wie das Wachs an den angezündeten Kerzen, schmolz und ihre Thränen groß und schwer über die Wangen herunterrollten. Eben sagte Santello ihr die letzten Worte vor: „Du schmerzensreiche Mutter Gottes, laß' meine Wunden in süßen Peinen glühen, wie Rosen, und mich frohlocken über die Dornenkrone, welche mir Gott zur Prüfung meiner Demuth und meines Gehorsams auf die Stirn drückt; laß' mich freudig büßen für die Verlockungen des Fleisches und der sündhaften Gedanken! — Sende zu mir herab aus dem Paradiese die Seele meiner himmlisch verklärten Mutter, daß sie doppelte Seligkeit empfinde, wenn sie sieht, wie ich in kindlicher Ehrfurcht meinem Vater,

dem treuen Vormunde, den mir Gott gegeben hat, gehorsam und unterthan bin in allen Dingen!“ —

„Virgo immaculata, oro pro nobis!“

Jetzt sank Isabella mit vorgebeugtem Haupte nieder auf die Altarstufe.

Santello blieb ruhig stehen, die Hände über sie segnend ausgestreckt, bis der Odem in ihre Brust zurückkehrte und sie wieder die Augen emporhob zu ihm, der jetzt vor ihr stand, wie ein grausamer und doch liebevoller Todesengel.

„Nun hast du überwunden, fromme Tochter!“ sprach er gerührt; „der Friede Gottes sei mit dir, Amen!“

Er hob sie in die Höhe, indem er weiter sprach: „Von nun an wird dein Name genannt sein bei den Seligen! komme nun zu deinem Vater und bringe ihm dein geläutertes und in Gehorsam geprüftes Herz zurück!“

Isabella folgte ihm zu ihrem Vater, wie ein Lamm zur Schlachtbank. Streng und forschend blickte der Ritter in ihr bleiches Antlitz. Als sie sich beugte und ihm die Hand kußte, hob er freundlich ihr Haupt empor und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Jetzt geh', Isabella,“ sagte der Ritter, „in dein Gemach und laß dich bräutlich schmücken, denn ich hoffe, daß dein zukünftiger Herr und Gemahl bald erscheinen wird! Liebes Kind, du machst mir heute viele Freude und unserem Hause große Ehre!“ —

„Ihr habt über mich beschlossen,“ versetzte sie mit brechender Stimme, „und — ich bin schon gehorsam!“

Mit diesen Worten wendete sie sich und eilte weinend nach ihrem Zimmer.

Jetzt rasselte der Wagen des Grafen Joseph in den Hof und hielt vor dem Hause.

Drittes Capitel.

Achilleus hatte sich bei dem Bischofe, welcher den russischen Kaiser nach Verona begleitet hatte, anmelden lassen und war angenommen worden.

Es befand sich dort Fürst Iwan.

Der Bischof saß nachlässig auf dem Divan in einem weichen, mit schwarzem Sammt überzogenen Pelze. Zu seinen Füßen spielte ein Cyperkätzchen. Mit dem reich herabwallenden, schwarzen Barte, welcher sein Gesicht noch bleicher erscheinen ließ, als es ohnedies schon war, machte er auf den ersten Augenblick einen großartigen Eindruck. Doch verminderte sich dieser durch den listigen, weichlichen Ausdruck der Augen und einen leichten, hämischen Zug um den Mund.

Achilleus begrüßte ihn und überreichte ihm, indem er ihm zugleich ehrerbietig die Hand küßte, den Brief, welchen ihm Germanos zur Bestellung eingehändigt hatte.

Der Bischof erbrach den Brief und las ihn mit Aufmerksamkeit durch, dann faltete er ihn wieder zusammen, legte ihn neben sich auf den Tisch und beschwer'te ihn mit der eisernen Sphinx, welche er zum Briefhalter gebrauchte.

„Mein heiliger Bruder in Christo, Neophytos, Erzbischof von Talantion," begann er jetzt, „hat sich hier in eine weltliche Sache eingelassen, welche ihn in der Seelenpflege stören mag. Er unterschreibt sich hier als Erzbischof und Congreßmitglied. Seine Heiligkeit wird wohl ermessen, was Ihr bei den dortigen Verhältnissen

am Zuträglichsten erscheint. Die Hochwürdenträger der russisch-griechischen Kirche waren seit Czar Peter immer der Meinung, daß sie, den Welthändeln fremd, unter dem Schatten der kaiserlichen Krone am Besten gedeihe. Der hochwürdige Bischof meint nun, die Insurrection der Griechen gegen die Ungläubigen sei eine Sache der Christenheit. Ich für meine Person halte dafür, daß, wenn diese Ansicht richtig sein sollte, Seine kaiserliche Majestät auf Ihrem allerhöchsten Standpunkte am Besten wissen wird, ob diese Meinung die gehörige sei."

„Das russische Kaiserhaus," entgegnete Achilleus, „hat im vorigen Jahrhundert die griechische Nation unter der Versicherung des Schutzes seiner Glaubensverwandten zu den Waffen gerufen und Hellas hat mit Strömen Blutes diesen Schutz zu verdienen gesucht. Eure Heiligkeit werden sich, wie ich hoffen darf, an Orlow, seinen Aufruf an die Hellenen und an seinen Abzug erinnern."

„Käme es auf das Herz des Kaisers an," versetzte Fürst Iwan, „so würde Griechenland gewiß so glücklich sein, unter dem russischen Kaiserhause zu stehen, aber leider haben sich bei Euch die neumodischen Ideen eingeschlichen, welche unser Herrscher nie billigen wird."

„Doch dürfte Seine Majestät," entgegnete Achilleus, „sich an die Verhandlungen Capodistria's mit den Häuptern der Hellenen im vorigen Jahre erinnern? Die Aussichten, welche er uns eröffnet hatte, waren so glänzend, daß ganz Hellas dem aus Rußland herbeikommenden Ypsilanti bei seinem Aufrufe zur Freiheit und zu den Waffen freudig zujauchzte."

„Seiner Majestät," versetzte der Bischof, „sind diese Privatunterredungen fremd geblieben; Sie hat den Ersten, wie den Zweiten, aus Ihrem Rathe entfernt."

„Vielleicht," entgegnete Achilleus, „kommt es nur darauf an, Seine Majestät an die bestimmteren Verhältnisse zu erinnern, um Sie zu bewegen, das begonnene

Werk der Befreiung der Christen aus der türkischen Schmach und Knechtschaft zu vollenden."

„Ich zweifle," erwiederte der Bischof, „ob Seine Majestät verkennen möchte, daß die Hellenen keineswegs den Erwartungen Rußlands entsprochen haben. Ich weiß auch nicht, ob von der griechischen Regierung irgend eine bestimmte Bitte zum Throne Seiner Majestät gelangt ist, Höchstdieselbe um den Schutz der Oberherrlichkeit anzuflehen. Den Griechen scheint der unbescheidene Gedanke, eine Republik stiften zu wollen, keineswegs fremd zu sein; gerade durch sie sind in Europa die revolutionären Ideen, zu deren Ausrottung wir berufen sind, erst recht entzündet worden."

„Hellas," versetzte Achilleus, „ist jetzt durchaus nicht im Stande, seine Zukunft zu bestimmen. Auf seine eigene Kraft bis jetzt beschränkt, muß es sich concentriren, so gut es kann. Inwiefern sich sein politisches Dasein nach der Politik der christlichen Mächte modificiren muß, wird nur von dem Einflusse abhängen, welchen es sich durch Hülfsleistung verschaffen kann."

„Was meint denn eigentlich unser Bruder in Christo," fragte der Bischof, „in seinem Schreiben für Schriften, welche der Ueberbringer Seiner Majestät zu überreichen habe? Wünscht er, daß ich Euch Zutritt bei dem Kaiser verschaffe, so habe ich zugleich Euer Anliegen mit zu verantworten. Ich kann denn doch seinen Wunsch erst in Ueberlegung ziehen, wenn ich von dem Inhalte jener Papiere wenigstens insoweit unterrichtet bin, um über die Zulässigkeit der Einhändigung derselben an Seine Majestät eine Meinung mir bilden zu können."

Achilleus konnte sich jedoch nicht entschließen, die ihm anvertrauten Correspondenzen Capodistria's mit den Phanarioten in Constantinopel und den moreotischen Häuptlingen näher zu bezeichnen, als Neophytos in seinem Briefe an den russischen Bischof gethan hatte. Er entgegnete daher: „Hochwürdiger Herr Bischof, verzeiht, daß ich nicht mehr darüber sagen kann, als im Briefe

geschrieben steht; das mir eingehändigte Paket ist mit dem Siegel der Regierung versiegelt; ich kann mithin über den Inhalt nichts Weiteres mittheilen. So viel ist nur gewiß, daß diese Papiere dem russischen Cabinete vom höchsten Interesse sein dürften."

„Ihr seid aber im Stande," fragte Fürst Iwan, „jeden Augenblick dieses Paquet abgeben zu können?"

„Seine Heiligkeit, der Herr Bischof," versetzte Achilleus, „darf jede Stunde zu mir schicken, ich bin immer bereit, vor der kaiserlichen Majestät zu erscheinen."

„Ihr könnt im Vorsaale bei meinem Caplan Eure Adresse abgeben," entgegnete der Bischof; „kann ich etwas in der Sache thun, so sollt Ihr von mir Nachricht erhalten."

Achilleus begab sich jetzt mit gedrücktem Herzen hinweg; Fürst Iwan war zurückgeblieben.

„Wie oft," sagte er, „hat Seine Majestät die Schritte bereut, welche zur Insurrection in Griechenland geschehen sind! Diese Papiere, welche der junge Grieche in den Händen hat, muß er zurückerhalten, und zugleich müssen wir verhindern, daß der Grieche bei ihm Zutritt erlangt."

„Ich fürchte nur," versetzte der Bischof, „daß der Grieche sie nicht gutwillig herausgeben wird, wenn er sie nicht persönlich abgeben darf."

„Bei dem Vernehmen," erwiederte der Fürst, „welches jetzt zwischen uns und dem Wiener Cabinete besteht und bei der religiösen Stimmung, welcher der fromme Kaiser jetzt so leicht hingegeben ist, muß durchaus die Zusammenkunft des jungen Griechen mit ihm hintertrieben werden. Er sieht darnach aus, um die Mordscenen von Constantinopel, welche mit so viel Vorsicht dem Kaiser verschwiegen worden sind, vor seine Phantasie zu führen und ihn für die griechische Sache mit einem Schlage zu gewinnen. Wie schwer es dem Staatskanzler geworden ist, den Kaiser davon abzuziehen, ist bekannt."

Der Bischof lächelte für sich hin und streichelte die

Katze, welche auf seinen Schooß und unter seinen langen Bart gekrochen war.

„Was ist da weiter zu thun?“ fragte er endlich phlegmatisch und listig.

„Eure Heiligkeit,“ versetzte der Fürst, „dürfen mir Ihr Vertrauen schenken und lassen Sie mich Ihrem Gebete und Ihren Fürbitten empfohlen sein.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Fürst Juan und warf sich in sein Cabriolet, welches vor der Thür hielt, um zum Grafen Joseph zu fahren.

„Meint der Herr Fürst,“ sagte jetzt der Erzbischof zu seinem Kater, welchen er auf dem Schooße behalten hatte, „daß wir so einfältig sind, für ihn immer Kastanien zu braten? — Er mag sich vor dem Schicksale der Günstlinge in Acht nehmen. Meint er, ich werde ihn halten, wenn er in der kaiserlichen Gunst straucheln sollte? Wer da fest steht, den muß man stützen, wer fallen will, den muß man einen Stoß geben, daß es schneller geht! — Mir kommt es vor, als wenn der Fürst anfinge, die kaiserliche Gnade unter den Prägestock zu bringen. Mag er seine Finger in Acht nehmen!“

Während der Bischof so seine klugen Gedanken hatte, befand sich bei dem Grafen Joseph der verschmitzte Nicolo.

„Der Dolch, mit dem der Chevalier nur leicht verwundet worden,“ erzählte er, „muß von der Fabrik des alten Giacomo in Neapel sein; denn nur dieser versteht die Klinge so zu vergiften, daß die kleinste Wunde, welche damit beigebracht wird, tödtlich ist; — der Chevalier und der Doctor Antonio sind jetzt derselben Meinung; denn die ganze linke Seite der Brust ist schon schwarz unterlaufen, und stündlich greift das Uebel trotz aller Umschläge um sich. Die Blutegel fallen im Augenblicke, wo sie aufgesetzt werden, todt ab.“

„Recht zur Unzeit,“ erwiederte Graf Joseph, „wird mir der Chevalier untüchtig; doch sind seine Geschäfte zunächst in deinen Händen gut aufgehoben. Ich kann dich in manchen Stücken sogar besser gebrauchen, als

ihn, da du mehr Energie haſt, als er; dir geht Nichts ab, als die rechte Manier, mit vornehmen Leuten Umgang zu gewinnen; doch du biſt noch Anfänger, und bei rechter Aufmerkſamkeit im Dienſte wirſt du ſchon die nöthigen Eigenſchaften auszubilden bemüht ſein. Zuverläſſig biſt du; darauf kann ich mich doch verlaſſen?"

„Ich hoffe," verſetzte Nicolo, „in manchem Stücke Euch beſſer zu bedienen, als der Chevalier."

„Wie ſo?" fragte der Graf.

„Mir iſt es nur befremdend, daß der junge Grieche und der Arzt Antonio den verwundeten Chevalier heimgebracht haben."

„Wie hängt das zuſammen?" fragte argwöhniſch der Graf.

Während Nicolo erwog, daß es ihn nur in unangenehme Händel verwickeln würde, wenn er Bajonna in das Spiel brächte, und darauf bedacht war, die Stelle des Chevaliers bei dem Grafen zu erhalten, entgegnete er: „Das wird der Chevalier am Beſten wiſſen! Soviel iſt gewiß, daß der Chevalier aus unnöthiger Dankbarkeit oder aus ſonſt einer Urſache ihn Eurer Nachforſchung zu entziehen ſucht."

„Der Schurke!" murmelte der Graf zwiſchen den Zähnen.

Er ging eine Weile im Zimmer auf und ab, dann ſagte er zu Nicolo: „Warte im Vorzimmer, bis ich dich wieder rufe!"

Nicolo entfernte ſich, Graf Joſeph aber ſetzte ſeinen Spaziergang im Zimmer fort.

„Wie mein böſer Genius," ſagte er zu ſich ſelbſt, „tritt mir dieſer Grieche überall in den Weg; ich werde nicht eher ruhig, bis ich ihn weit von meiner Bahn hinweggeſchleudert habe. Es war ihm vergönnt, meiner Rache in der Nacht zu entrinnen; wohl denn! ich verzichte darauf; er ſoll nur weg von hier! Seine Nähe verwirrt mir die Sinne."

„Der Grieche Achilleus!“ meldete Nepomuk. „den ich auf Befehl Ihrer Excellenz bestellt, wartet im Vorzimmer.“

„Er mag verziehen,“ versetzte unwillig der Graf und sagte dann, als Nepomuk sich entfernt hatte, wieder zu sich: „Gut! ich habe ihn bestellen lassen; er ist aber doch da!“

Jetzt trat Hofrath von Gentz herein.

„Wie leid thut es mir,“ begann er, „heute an dem Tage, wo nur Hymen mit Fackeln und Kränzen Ihnen nahen sollte, mit einer Geschäftssache Sie behelligen zu müssen. Ich komme eben aus der Canzlei unseres Fürsten. Ich habe nochmals Gelegenheit gehabt, ihm Ihre Meinung, den Griechen Achilleus zu polizeilicher Haft bringen zu lassen, vorzutragen. Er ist jetzt damit ganz einverstanden, sobald der Grieche die Weisung der Cabinete, welche Sie ihm zu ertheilen haben, seinen Landsleuten in Roveredo zugestellt haben wird. Auch hierin hat Seine Durchlaucht Ihren Vorschlag genehmigt, den griechischen Deputirten durch denselben Agenten, welcher ihr Memoriale eingereicht hat, die Resolution darauf mitzutheilen. Der junge Mann wartet schon, wie ich gesehen habe, im Vorsaale. Wollen Sie ihn nicht vorkommen lassen?“

Graf Joseph zog an der Klingel und ließ Achilleus eintreten.

Achilleus kam herein und begrüßte den Grafen Joseph, welcher ihn nicht zu bemerken schien und noch eine Zeit lang mit Hofrath von Gentz über gleichgültige Dinge sprach.

Noch nie hatte Achilleus den Druck der Verhältnisse so schwer empfunden, wie an diesem Tage, wo seine schönsten Wünsche zerrinnen sollten. Mit welchen so ganz anderen Erwartungen hatte er sich vor einigen Wochen in diesem Zimmer befunden! Alle Hoffnungen, welche er auf den Congreß in Verona gesetzt hatte, verschwanden ihm mehr und mehr. Zugleich fühlte sich seine innerste Seele über die vornehme Mißhandlung empört, welche ihm hier, wie anderwärts, zu Theil wurde.

Nach einer Weile trat er endlich zu den Grafen

Joseph hin, und da dieser ihm den Rücken zukehrte und ihn noch nicht bemerken wollte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Wenn der Herr Graf keine Zeit hat, einen Phanarioten und Fürsten zu empfangen, so bitte ich, ein anderes Mal mich zu einer gelegneren Stunde einzuladen."

Graf Joseph maß den Griechen mit großen Augen; dieser aber sah ihm ruhig in das Gesicht.

Der Hofrath von Gentz lächelte vor sich hin.

„Ich wünsche jedoch," versetzte Graf Joseph, „weniger Euer Vertrauen zu besitzen."

„Wär't Ihr eben so höflich, als Ihr bescheiden seid," versetzte Achilleus, „so würde es mir nicht Leid thun, bei ernsten Dingen Euch begegnet zu sein."

Graf Joseph biß sich auf die Lippen, sagte nichts dagegen und übergab ihm ein erbrochenes Schreiben.

„Es ist," erklärte der Hofrath, „das Memoriale, welches Ihr im Namen einiger Neugriechen bei uns eingereicht habt. Ihr erhaltet es mit der nöthigen Resolution zurück, um es Euren Committenten noch vor ihrer Wegweisung aus Roveredo wieder zustellen zu können."

Achilleus schlug das Schreiben auseinander und fand am Rande mit Bleistift die Bemerkung:

„Ist Metaxa und Consorten der wohlmeinende Rath zu ertheilen, sich ihrer rechtmäßigen Regierung zu unterwerfen!"

Achilleus sah empor und den beiden Diplomaten in die Augen, um seinen Mund zog sich ein bitteres Lächeln. Er kämpfte mit dem in ihm aufsiedenden Zorne, bis er es über sich gewann, ruhig die Worte zu sagen: „Ich appellire im Namen des Volkes der Hellenen gegen die Schmach, welche man ihm anzusinnen sich das Ansehen giebt, an das Gericht des gerechten Gottes und empfehle seiner Barmherzigkeit unsere Feinde in ihrer Todesnoth!"

Mit dieſen Worten legte Achilleus das Memoriale wieder ſorgfältig in die Falten und entfernte ſich.

Graf Joſeph drehte ſich zu dem Hofrath lachend um und ſagte: „Ich gäbe viel darum, die Declamationen des jungen Barbaren daheim mit anhören zu können! Ich geſtehe, daß mir noch nie irgend wer ſo zuwider geweſen iſt, wie dieſer junge Menſch!“

„Und doch,“ entgegnete der Hofrath, „zwingt mir der ruhige Fanatismus für ſeine Sache Achtung ab. Es iſt Etwas in dieſen Naturkindern, welches ihnen immer ein perſönliches Uebergewicht über Civiliſirte verſchafft. Wirklich, Herr Graf, kam es mir vor, als wenn er um einen Kopf höher geweſen wäre als wir, und ich wette doch darauf, daß ich mich getäuſcht habe.“

„Uebermorgen,“ ſagte Graf Joſeph, halb zu dem Hofrathe, halb zu ſich ſelbſt, „ſoll ſein Kopf niedrig genug werden.“

„Faſt dauert es mich,“ entgegnete der Hofrath, „zu wiſſen, daß ſchon die Schlinge der Polizei nach ſeinem Nacken geſchwungen iſt, um ihn herunterzuziehen in die dumpfe, ſchauerliche Nacht der Gefängniſſe und in die Qualen nichtsſagender Verhöre.“

„Sie werden ſentimental!“ verſetzte Graf Joſeph.

„Ach!“ entgegnete der Hofrath, „mir thut die ſchöne Geſundheit des griechiſchen Leibes Leid, welche ihm der Vampyr der Kerkerluft ausſaugen ſoll. Laſſen Sie ihm den Paß viſiren und ſchicken Sie ihn fort, das könnte genügen!“

„Haben Sie mir,“ fragte Graf Joſeph, „nicht ſelbſt die Erlaubniß von Seiner Durchlaucht zur Verhaftung dieſes Menſchen gebracht?“

Der Hofrath zuckte mit den Schultern.

Jetzt ließ ſich Fürſt Iwan anmelden. Er wurde angenommen und erzählte ſeinen beiden Freunden von ſeinem Zuſammentreffen mit Achilleus bei dem ruſſiſchen Biſchof und den Papieren, welche er dem Kaiſer Alexander perſönlich zu überreichen ſuche.

„Sehen Sie," sagte Graf Joseph zu dem Hofrathe, „welchen gefährlichen Menschen Sie gegen mich in Schutz genommen haben?"

„Diese Papiere," fuhr Fürst Iwan fort, „könnten so eigenen Inhalts, sein, daß sie auf das Gemüth des Kaisers einen unberechenbaren Eindruck zu machen im Stande sind. Wer kann wissen, wie weit Capodistria in seinen Verhandlungen mit den Phanarioten gegangen ist?"

„Darin sind wir einig," entgegnete Graf Joseph, „daß weder der junge Grieche seinen Zweck erreichen, noch die Papiere in die Hände des Kaisers gelangen dürfen."

„Wie aber ist das Alles zu verhindern?" fragte Fürst Iwan.

„Meine Gedanken," versetzte der Graf, „werden allmälig von den Geschäften des Tages müde, laßt uns zusammen eine Fahrt vor das Thor machen. Sie begleiten mich dann zu dem Ritter Malavilla und meiner schönen Braut. Erlauben Sie mir nur zwei Augenblicke, einem meiner Leute einen Auftrag zu ertheilen."

Er ließ den im Vorsaale harrenden Nicolo herein kommen und ging mit ihm in sein Cabinet, wo er eine Weile mit ihm sprach und ihn dann wieder entließ.

Heiter kam er jetzt zurück, streifte die weißen Glacéhandschuhe über die Hand und verließ plaudernd mit seinen Freunden das Zimmer.

„Sie nennen sich," sagte der Hofrath beim Einsteigen in den Wagen zum Grafen, „aus zu großer Güte zuweilen meinen Schüler in der Kunst, das Leben sich leicht zu machen! — Ich bewundere meinen Meister in Ihnen."

Jetzt gab der Kutscher den Pferden die Zügel und in fröhlichem Gespräche flog der Alcibiades des Congresses mit seinen Freunden den Corso dahin.

Viertes Capitel.

Achilleus hatte Thriaki ausgeschickt mit dem Auftrage: sich im Hofe Antonio's irgendwie der Duenna Ines bemerklich zu machen, damit er von ihr Nachricht über seine Verlobte erhalten möchte. Schon dämmerte der Abend heran und Thriaki war noch nicht zurückgekehrt.

Zu den Widerwärtigkeiten des Tages, welche Achilleus erlebt hatte, gesellte sich nun eine Schaar von ahnungsvollen Sorgen um Isabella. Nach den Begegnissen der vorigen Nacht mußte er glauben, daß die treue Ines gewiß Gelegenheit gesucht haben würde, ihm von Isabella Nachricht zu überbringen, da er doch erst erwarten mußte, welcher Weg zu Mittheilungen an sie ihm bezeichnet werden würde.

Es hatte aber Niemand im Hause während seiner Abwesenheit eine Frau, wie er Ines beschrieb, gesehen, auch später Thriaki Nichts von ihr bemerkt. Sollte Isabella Etwas zugestoßen sein? oder gar ein Verräther ihrem strengen Vater seine Zusammenkunft mit ihr in der Capelle und ihre Verlobung voreilig verrathen haben?

„O, wie habe ich mir mein Schicksal verwirrt!" seufzte er. Dann fragte er sich wieder: „Habe ich auch recht gethan, der süßen Stimme der Liebe mein Ohr zu leihen, während ich im harten Dienste meines Volkes mit den Gespenstern arglistiger Politik qualvoll mich abringe? Was frage ich, da ich hier zwecklos die Zeit vergeuden mußte und Nichts zum Vortheile meines Vaterlandes errungen habe? Meine Mission, ich will es mir nicht

leugnen, ist hier zu Ende. Sie haben mich und mein Volk verhöhnt, und ich muß dies Alles ertragen, ohne die Faust zur Vergeltung ballen zu dürfen. Wie so groß däuchte ich mich, als ich Arnold sagen konnte: wer zum Dienste des Vaterlandes sein persönliches Belieben mitbringt, verletzt seine heiligste Pflicht! Freilich gehöre ich mir selbst wieder an, und dir, du geliebte Braut! So will ich denn muthig daran sein, mit allen Mitteln, welche mir zu Gebote stehen, diese nahe und so eigene Pflicht, welche mich an sie bindet, zu erfüllen! Eine gute Nachricht von dir, Isabella, würde heute nach so vielen Kümmernissen mich erfreuen und erfrischen. Wenn du wüßtest, wie meine ganze Seele nach einem Worte von dir dürstet, du würdest gewiß einen Weg gefunden haben, mir es bestellen zu lassen. Oder solltest du gar den heiligen Bund bereuen, den du mit mir geschlossen hast? Es ist nicht möglich! Mag mir Gott einen solchen Argwohn verzeihen!"

Jetzt gingen ihm die Gedanken durcheinander, er verhüllte sich das Haupt und versank in ein hinbrütendes Träumen.

Bald hörte er die munteren Tritte seines Thriaki die Treppe herauf. Er sprang empor im Augenblicke, wo Thriaki zur Thüre hereinkam. „Thriaki, meine Taube mit dem Oelzweig!" rief er, „bringst du gute Botschaft?" —

Thriaki war athemlos; er pochte sich mit der flachen Hand auf die Brust und brachte endlich mit unterbrochenen Worten heraus: „Es ist ein Iltisnest, dieses Verona! man möchte einen Kopf haben, so schmal, wie eine Ratte um durch jede Ritze kriechen zu können. Bin ich doch meines Vaters Sohn, aber heute war ich immer noch nicht pfiffig genug."

„Erzähle! Erzähle!" rief ungeduldig Achilleus.

„Ich machte mir ein Geschäft in Antonio's Hause," fuhr Thriaki fort, „um mich dabei zugleich nach Ines zu erkundigen. Daß die gute Alte aus dem Hause geschafft

und irgendwo im Verborgenen untergebracht ist, hatte ich bald heraus."

„O, meine Ahnung!" rief Achilleus.

„Santello, der Pfaffe, hat sie in einem verschlossenen Wagen fortgefahren, welcher leer wieder zurückgekommen ist. Man war der Meinung, daß sie eine Liebschaft ihrer Donna begünstigt habe und nun dafür büßen müsse."

„Die Arme! ich bin Schuld an ihrem Unglück!"

„Hört nur weiter! Heute Mittags hat der Graf Joseph, welchen Ihr ja kennt, bei dem Spanier sich mehrere Stunden lang verweilt. Dort soll viel verhandelt worden sein; aber man weiß nicht recht was! Auch ein alter, schwarzröckiger Notar ist mit oben gewesen."

„Du mordest mich, Thriaki!" rief Achilleus. „Doch nein, redlicher Gesell'! schütte dein Tuch mit allen deinen Nachrichten aus!"

„Es sind Nichts, als Krebse!" versetzte Thriaki. „Ich ließ mir nun den Notar beschreiben und richtig! nach vielem Hin- und Herfragen fand es sich, daß es Maestro Alippi am Domplatze ist. Ich ging zu ihm, trug ihm eine Zankgeschichte vor, welche ich gestern mit unserem Hauswirthe hatte, und fragte um guten Rath, den ich ihm mit drei Liren bezahlen mußte.

„Dabei erzählte ich ihm, daß ich schon Vormittags ihn aufgesucht, aber nicht gefunden hätte, da er bei dem Spanier gewesen wäre. Er meinte, freilich hätte er viel Geschäfte. Nun stellte ich mich recht schwatzhaft an und fragte: ob er Duenna Ines kenne, welche er vielleicht dort gesehen habe? Er wußte aber Nichts von ihr, das sah ich ihm an. „Ich kenne auch den Herrn Grafen Joseph, fuhr ich fort, er ist ein hübscher Herr, giebt gute Trinkgelder, und wenn ich zu ihm in Dienst kommen könnte, so wäre es mir gar lieb, und mehr Leute würde er doch gebrauchen, als früher, da er sich doch nun verheirathen wolle."

„Da mochte der Alte die Schelmerei merken, wurde zornig und sagte: „Seht doch den Milchbart! will wohl

einen alten Praktikus aushorchen? Scheert Euch zu dem und jenem!“ —

„So mußte ich denn von dem alten Advocaten mit langer Naſe abziehen; es geſchah mir ganz recht, wie konnte ich auch daran denken, einen alten Fuchs mit Mäuſen zu fangen.

„Ich ging nun wieder zurück in den Hof, dorthin, wo die Fontaine in die Höhe ſpringt, ſetzte mich ruhig hin und that, als wenn mich in aller Welt Nichts anginge. Als endlich der ſpaniſche Pfaff in der Capelle den Hausleuten den Abendſegen las, zog ich meine Kaputze über den Kopf und recht tief in das Geſicht und ſchnürte mich hinein, wo ich gleich an der kleinen Thür, welche vom Hauſe hineingeht, mich niederkniete, bis die Litanei zu Ende war. Ich ließ den Ritter an mir vorüber und hinausgehen, dann folgte Iſabella. Schnell bückte ich mich, küßte den Saum ihres Gewandes und bat um ein Almoſen im Namen meines Schutzpatron's Achilleus.“

„Du haſt ſie geſehen, du haſt ſie geſprochen? hier haſt du eine Zechine und einen Bruderkuß!“

Thriaki ſchlug die Zechine in den Zipfel ſeines Taſchentuchs, lachte mit den weißen Zähnen und den großen, ſchwarzen Augen und entgegnete: „Sie war ſchön, wie ein weißes Reh mit rothgeweinten Augen! So ſcheu und klug ſtand ſie vor mir, daß ich an die Verſe Cornaro's aus Candia dachte:

„Die Augenwimpern ſchlägt darum gar künſtlich auf das Mädchen,
Und thut, als wär' es ganz erſtaunt, und blickt hinauf zum Himmel.“

„Suche dein Almoſen vor der Hausthür!“ antwortete ſie nach kurzem Beſinnen, das einen halben Augenblick dauerte, und ging vorüber.

„Ei! dacht' ich, das iſt ein kluges Wort, und ſtellte mich vermummt, wie ich war, und gebückt, wie von Alter und Gebrechen, unter die Hausthür an die kleine Treppe, die Ihr kennt.

„Kaum hatte ich mich dort angebracht, so flog ein verſiegeltes Billet vom Altan zu mir herunter.

„Ich ſteckte es ſchnell ein.“

„Heraus damit!“ rief Achilleus, „was machſt du für Umſchweiſe in Worten?“

„Alles recht gut!“ verſetzte Thriaki; „ſo klug die Sache angefangen worden, war ſie doch verrathen; denn im Augenblicke, als ich durch das dunkle Thor hinaus auf die Straße entwiſchen wollte, hielten mich zwei Polizeiſchnapphähne bei dem Kragen zurück und befahlen mir, den Zettel herauszugeben. Was war zu machen? Ich entſchloß mich kurz und ſagte: „Wenn es ſo ſein ſoll?“ griff in die Taſche, knitterte darin den Zettel zuſammen und heraus damit in den Mund, und wäre faſt erſtickt an dem trocknen Biſſen. Da ſtanden die Kerle mit langen Naſen, ſtierten mich an, ſchimpften, wie die Sperlinge, und ließen mich laufen. Nun weiß ich nicht mehr, was ich anfangen ſoll, um Euch heute noch Nachricht von Donna Iſabella und der alten Ines zu bringen! Was meint Ihr, wenn ich mich hinlegte und ſchliefe, vielleicht, daß ich im Traume abläſe, was ich Geſchriebenes im Magen habe?“

„Du wärſt im Stande,“ entgegnete verdrießlich lachend Achilleus, „und verſchlängſt mich ſelbſt, wenn uns daheim der Feind auf den Ferſen wär', nur, um mich nicht in ſeine Hände gerathen zu laſſen!“

„Wie der Wallfiſch den Propheten?“ meinte Thriaki, „aber was ſoll ich jetzt thun?“

„Du mußt wieder nach Roveredo zu den Deputirten reiten und dieſes Schreiben hinausbringen.“

„Und auf Antwort warten?“

„Das wird ſich finden! Iß erſt zu Abend, dann aber thu' einen ſchnellen Ritt!“

„Einen Schluck Eſſig und einen Liebesbrief im Leibe,“ rief Thriaki, „was braucht ein junger Grieche mehr zum Salat?“

Achilleus ſchrieb jetzt einige Zeilen an Metaxa, ſiegelte

sie mit dem zurückerhaltenen Memoriale ein und übergab dann das Packet an Thriaki, welcher sich unterdessen die Schärpe um den Leib fester zusammengezogen hatte.

„Nun gute Nacht, Achilleus!“ sagte er, reichte ihm die Hand und eilte davon; Achilleus aber beschloß zu Antonio zu gehen, um sich bei ihm und Francesca nach Isabella und Ines zu erkundigen.

Francesca war in diesen Tagen viel beschäftigt mit der Anordnung und Zubereitung der Gewänder, welche sie zur Darstellung lebender Bilder gebrauchte. Eben waren die Lampen angezündet worden. Vor ihr lagen die verschiedensten wollenen und feinleinenen Stoffe aufgerollt.

Antonio war hereingetreten, ohne von ihr bemerkt zu werden. Er stand im Schatten an der Thür still und betrachtete sie. Noch nie war ihm ihre Schönheit so in die Augen gefallen, als jetzt, wo sie das große Stück weißwollenen Zeuges, um den Faltenwurf zu versuchen, über den Kopf geworfen, um die Schulter und unter der Brust straff angezogen und sich so emporgerichtet hatte. Sie wendete sich jetzt gegen das Licht, daß ihr Gesicht hell angestrahlt wurde. Ein schmerzlich schöner Zug, welchen Antonio schon seit einiger Zeit um ihre Lippen und Augen bemerkt hatte, schien ihn zu fragen: „Bist du der Arzt, der Herzen heilen kann?“

Jetzt ließ sie die Arme sinken, und das Zeug warf ungehindert große, mächtige Falten, vom Haupte über den Rücken und an den Seiten herunter. Als sie nun, wie in schweren Träumen, die Augen schloß, erschien sie ihm, wie eine Scheintodte, welche eben aus dem Todtenschlafe erwachen will. Sie seufzte tief auf und Antonio machte ein Geräusch, um seine Gegenwart ihr bemerklich zu machen.

Sie fuhr, wie aus einem Traume, empor.

„Francesca?“ fragte mit weicher Stimme Antonio.

Sie sprang bei diesen Worten aus der Hülle heraus und flog ihm laut weinend in die Arme.

„Was ist mit dir, liebe Schwester?“ fuhr er besorgt fort und strich mit der flachen Hand ihr die hervorstürzenden Thränen aus dem Gesichte; „verdiene ich so wenig dein Zutrauen, daß du vor mir deinen Kummer verhehlst?“

„Antonio! Antonio!“ rief sie schluchzend.

„Unsere Eltern,“ entgegnete traurig Antonio, „sind schon längst heimgegangen, ich habe Niemand mehr auf dieser Erde für meine Liebe und für meine Sorge, als dich. Francesca, hat es dir je an mir gefehlt, daß du jetzt dein Gemüth vor mir verschließest?“

„Nein! nein!“ versetzte sie mit schluchzender Stimme; „aber gewiß, du Guter, nie habe ich dir etwas verhehlt, als das, was jedes Menschenherz mit sich allein abmachen muß. Wenn ich dir sage, daß ich bis zum Tode betrübt bin, so habe ich doch kein Wort für die Ursache. Glaub' mir, es ist Nichts, als eine Ahnung. Mir steht gewiß eine Krankheit, oder — der Tod bevor.“

„Welche Gedanken!“ entgegnete Antonio, „welche unglückseligen Gedanken! Ich kann und darf dir dein Vertrauen nicht abzwingen; aber glaube es mir, unendlich schmerzt es mich, daß du zum ersten Male meine dargebotene brüderliche Hand leise zurückdrückst. In deine Seele, die sonst so ruhig und klar war, ist Etwas gekommen, das ihr fremd bleiben sollte. Dein ganzes Wesen hat sich unter meinen Augen verändert.“

„So fremd wäre ich dir geworden?“ fragte Francesca mit zartem Vorwurfe.

„Fremd, seitdem die Fremden in Verona sind!“ versetzte streng Antonio; „dich hat der Glanz der großen Welt geblendet, und nun kommen dir unsere Verhältnisse, unser früheres, friedliches, eingeschränktes Dasein gering dagegen vor. Armes Kind, der äußere Glanz täuscht dich! Könntest du hinter die glänzende Hülle sehen, du würdest nur nacktes Elend finden. Glück und Frieden gedeiht nur im Schatten des bürgerlichen Lebens, nicht auf den harten, steilen Felsenwänden, wo im heißen

Sonnenbrande die Königskerzen wachsen und giftige Schlangen schimmernd durch den Sand sich ringeln.

„Noch wähnst du mit den Verhältnissen zu spielen, in welche du zur großen Welt durch den Grafen Joseph und unsere spanischen Gäste gekommen bist; aber bald werden sie dich beherrschen und dich in das Verderben ziehen. Die Blumen der Kaiserkrone gedeihen am Besten auf Gräbern, wo ihre giftige Zwiebel sich von Leichen nähren kann, und die Menschen aus der hohen Gesellschaft, welche du kennen gelernt hast, scheinen dir so herrlich zu blühen, weil sie aus den Gräbern der Geschichte mit brennenden Farben der Verwesung die Blüthe des Lebens füllen können. Wer nicht zu ihnen gehört, der hüte sich vor dem Moschusgeruch, mit welchem sie ihre kranken Glieder einbalsamiren.

„Man erzählt sich, daß an gewissen Stellen zur Nacht schöne Gespenster tanzen und mit süßen Worten Jünglinge und Mädchen dazu hinzulocken suchen, um ihnen das Blut auszusaugen. Francesca, die Feste, zu welchen du dich hinziehen läßt, sind solche fürchterliche Tänze und Mahle."

Francesca hing bei diesen Worten, wie todt, in seinen Armen. Als er aber jetzt fortfuhr: „Und wenn ich je erleben sollte, daß meine herrliche Francesca Glück, Ruhe und Ehre verlöre —" stieß sie ihn zornig und erschrocken mit den Händen von sich und warf sich nieder auf die Erde, das Gesicht in die aufgerollten Zeuge verbergend.

Antonio wartete noch eine Weile, als er aber auf seine Frage: „Meine ich es denn schlimm mit dir?" keine Antwort erhielt, sagte er: „So erbarme sich Gott über uns, denn ich kann dich nur warnen!" —

Jetzt trat wieder eine Pause ein, dann erhob sich Francesca, reichte ihrem Bruder ruhig die Hand und sagte: „Ich danke dir, mein Bruder, für deine Warnung! Schenke mir nun auch das Vertrauen: daß ich eher sterben werde, als eine Unwürdige in deinen Augen sein!"

„Ich danke dir für diesen Trost," versetzte Antonio,

„ich vertraue auf die Ehre unſeres Namens, in welcher wir Beide erzogen ſind!“ —

Bei dieſen Worten hörten ſie Jemand kommen, es war Malocchio, welcher mit einem Folianten unter dem Arme und mit den Worten hereintrat: „Hier bringe ich von der Bibliothek die Abbildungen der vornehmſten Kunſtwerke der alten Welt mit den Beſchreibungen dazu.“

„Willkommen, Freund Malocchio,“ rief Francesca, „laß' ſehen, was uns deine Kirchenväter für Coſtüme vorſchreiben!“

Malocchio legte das dicke Buch auf den Tiſch und ſchlug es auf.

„Hier iſt gleich Ariadne! Seht, wie anmuthsvoll in blühenden Formen, epheubekränzt und reich verhüllt, ganz meine Francesca.“

„Hier iſt das wollene Zeug zum Chiton,“ verſetzte ſie und zeigte ihm das ſchöne Tuch, welches ſie dazu genommen hatte.

„Wir nehmen den doriſchen Chiton,“ verſetzte Malocchio, „welcher ohne Aermel durch Spangen auf der Schulter feſtgehalten, an der linken Seite in der Mitte zuſammengenäht und nach Unten offen iſt, ſo daß die beiden Endſpitzen in einander gelegt werden können.

„Um die Hüfte wird, wie es noch jetzt bei den Athenerinnen Sitte iſt, der Gürtel gelegt, ſo daß durch das Heraufnehmen des Gewandes der antike Bauſch gebildet werden kann. Seht hier das Bild an! Indem das Tuch auf der linken Seite weiter reicht, als auf der rechten, entſteht hier ein Ueberhang und Faltenſchlag, welcher als die größte Zierde der griechiſchen Frauenkleidung betrachtet wurde.“

Antonio hatte ſich während dieſer Unterredung wieder entfernt.

„Wenn Ihr, holde Freundin,“ fuhr Malocchio fort, „noch die Amazonenkönigin Hippolyte darſtellen wollt, ſo bedürfen wir noch das regelmäßig gefaltete, enganliegende Obergewand, den Peplos, welcher mit dem

Obertheile quer um die Bruſt gewunden und hier zuſammengeſteckt wird.

„Wir nehmen ſie im Coſtüm der Diana. Hier habe ich eine Zeichnung dazu gemacht. Hippolyte will eben den tödtlichen Pfeil vom ſtraff angezogenen Bogen dem Feinde entgegenſenden, ihre beiden Dienerinnen mit den kleinen Schildern und gezückten Schwertern ſind ihr zur Seite, um mit ihr vorwärts in den Kampf zu eilen.“

„Prächtig! Prächtig!“ rief Franceſca. „Ich küſſe dafür Eure Stirn, hinter welcher ſo viele ſchöne Malergedanken fertig werden!“

„Hier iſt nun Sappho nach einer antiken Gemme,“ fuhr Malocchio fort und ſchlug den Kupferſtich auf. „Sie iſt eben im Begriffe, vom Felſen ſich hinunter in die Fluth zu ſtürzen.“

In dieſem Augenblicke wurde Achilleus angemeldet.

„Er ſoll uns willkommen ſein!“ ſagte Franceſca, ohne die Blicke vom Blatte emporzuheben.

Achilleus trat ein und entſchuldigte ſich, daß er noch Abends vorſpräche.

„Es iſt mir vielmehr recht lieb,“ verſetzte Franceſca, „wenn Ihr an unſeren Berathungen mit Antheil nehmen wollt. Wir wollen künftigen Montag Abends den Fremden zeigen, daß die alte claſſiſche Zeit jeden Augenblick wieder lebendig gemacht werden kann!“

„Ihr werdet damit,“ verſetzte Achilleus, „eben ſo wenig Freude anrichten, wie wir mit der neuen Auflage von den Perſerkriegen, welche wir in Griechenland eben veranſtalten.“

„Eure Darſtellungen,“ verſetzte Malocchio, „ſind aber auch zu plaſtiſch und geſchehen nicht einmal, wie unſere, mit ſtillſchweigender polizeilicher Erlaubniß. Ihr gebt Eure Darſtellungen vor einem nachahmungsſüchtigen Völkerpublikum, wir vor dem höchſten Adel; ſeht welcher Unterſchied!“

„Läſterer!“ rief Franceſca, und hielt ihm die Hand auf den Mund.

„Darf ich fragen," versetzte Achilleus, „welche Gegenstände zur Darstellung gewählt werden sollen?"

„Hier! seht!" entgegnete Francesca und deutete auf das Bild der Sappho im Buche.

„Erzähltet Ihr mir nicht," fragte Malocchio, „daß Ihr selbst einmal in früheren Jahren den leukadischen Felsen besucht habt?"

„Vor drei Jahren," versetzte Achilleus, „landete ich auf meiner Zurückkehr von Ithaka bei der Insel Santa Maura, um das Cap Ducato, das alte Vorgebirge Leukas, zu besteigen.

„Eben war die Sonne im Untergange, als ich dort hinaufgelangte, wo die liebeglühende Kythariode sich hinabschwang in die donnernde Fluth. Wenige Säulenschafte sind nur noch allein vom Tempel Apollo's übrig, wo dort die vom Liebesweh gequälten Herzen Hülfe und Heilung suchten. Welche uralte, grausige, dunkle Geschichten schweben um diesen Felsen! Die Hülfe, welche der Gott geben konnte, war der Sprung vom Felsen hinunter in das Meer.

„Dorthin kommt auch Zeus, so oft er für die kalte, stolze Göttin entbrannt ist und löscht durch den Sprung in das Meer sich die Liebesflammen. Nur Apollo wußte um das Geheimniß, bis er es an Kythere verrieth, als sie lange vergebens ihren Liebling Adonis gesucht und endlich todt im Tempel des erythonischen Apollo gefunden hatte. Doch die schöne Göttin bebte vor dem Sprunge in die Tiefe zurück, nur nicht Sappho.

„Ihre Liebesschmerzen und ihre schöne Gestalt verschlang das herzkühlende, flammenlöschende Meer, nur nicht die Töne ihres bittersüßesten Liedes von der Gewalt der Liebe.

„Dieser Erinnerung nachhängend, stand ich dort oben hoch über dem brandenden Meere auf der heiligen Stelle an der Westseite des Caps, als eben die glühende Sonne vor mir in das kühle Meer tauchte und hinterdrein die fluthende Nacht Alles in Dunkel versenkte.

„Das iſt, ſchöne Francesca, die Geſchichte vom leukadiſchen Sprunge!“

„Ich danke Euch für Eure Geſchichte,“ verſetzte ſie mit zitternder Stimme, „und für das einzige Mittel gegen unglückliche Liebe. Wie ſo einfach groß ſind dieſe Sagen, ſo fabelhaft und doch ſo proſaiſch wahr. Wohl weiß ſelbſt die Gottheit keinen andern Rath für ein gebrochenes Herz, als einen ſchönen, freiwilligen Tod!“

„Panagia verhüte,“ rief beſtürzt Achilleus, „daß Euch meine Schilderung betrübe!“

„Sie rührt mich nur unendlich,“ verſetzte Francesca und reichte ihm über den Tiſch hinüber die Hand.

Malocchio ging jetzt hinüber zu Antonio, um ihn mit ihrem Vorhaben zu verſöhnen, da er gemerkt hatte, daß Antonio ſich jedesmal, wenn er jetzt zu Francesca kam, verſtimmt zurückzog.

Als Francesca ſich allein mit Achilleus im Zimmer befand, bemerkte ſie, daß er Etwas auf dem Herzen habe, was er zu entdecken hatte und doch vor Verlegenheit nicht dazu kommen konnte.

„Was ſeid Ihr denn ſo ſtumm?“ fragte ſie endlich.

„Schöne Francesca,“ verſetzte er, „Ihr ſeid die Freundin Iſabella's?“ —

Bei dieſen Worten lächelte Francesca verſtohlen für ſich.

„Hat ſie Euch,“ fuhr Achilleus fort, „nie von mir geſprochen?“

„Sehr oft, lieber Freund! Wie kommt Ihr darauf, Euch nach ihr zu erkundigen?“

„Seid nicht zu ſtreng mit mir! denn Ihr könnt es wohl wiſſen, daß ich ſie redlich liebe.“

„Seid Ihr auch ihrer Liebe verſichert?“

„Habt Ihr heute mit ihr geſprochen?“

„Nein! ſeit geſtern Abend habe ich ſie nicht geſehen. Sie kommt ſonſt immer gegen Abend zu mir, nur heute nicht. Sonſt war immer die Thüre drüben, zu welcher von hier aus die Brücke führt, geöffnet, heute blieb ſie

verſchloſſen. Es ſcheint, als wünſche man heute drüben keine Beſuche zu machen oder anzunehmen.“

Achilleus ſtarrte betrübt vor ſich auf die Erde.

Nach einer Weile fuhr Franceſca fort: „Achilleus, Ihr ahnet nicht, wie lieb Ihr mir geworden ſeid, ſeitdem ich geſehen habe, daß auch Ihr menſchlich empfinden könnt! Von ganzer Seele wünſche ich, daß Ihr glücklich ſein möchtet! Armer Mann, Ihr habt wenig Ausſicht dazu! Wie es mir ſcheint, ſucht Graf Joſeph Iſabella zu gewinnen. Meine Dienſtleute erzählten mir, Ines ſei heute von ihr getrennt und in einem Kloſter irgendwo auf einige Zeit untergebracht worden. Vielleicht komme ich morgen Abend mit Iſabella zuſammen, eher kaum, aber dann ſollt Ihr Nachricht von ihr erhalten.“

Jetzt kam Malocchio heiter zurück, da es ihm gelungen war, Antonio die Auszeichnung, welche ſeinem Hauſe durch die Bevorzugung ſeiner Schweſter in den höchſten Zirkeln zu Theil wurde, blendend vorzuſtellen und dadurch ſein Bedenken zu beſchwichtigen.

„Es iſt nun Alles abgemacht!“ flüſterte er Franceſca zu.

„Das iſt mir ſehr lieb!“ verſetzte ſie, „denn es würde mich immer ſchmerzen, wenn ich irgendwie meinen Bruder betrüben müßte.“

Franceſca erhob ſich jetzt vom Sitze und Malocchio und Achilleus verließen ſie.

Fünftes Kapitel.

Fürst Iwan mochte bereut haben, dem Grafen Joseph ohne Rückhalt vertraut zu haben, wo die russisch-griechischen Papiere, an deren Wiedererlangung gelegen war, zu suchen seien.

Ihm war auf der Spazierfahrt eingefallen, welche geheime Mittel sein Freund besaß, ohne Umschweif sich in den Besitz derselben zu setzen. Er war daher Abends wieder mit bei Joseph vorgefahren und nahm nun die Gelegenheit wahr, ihm bemerklich zu machen, daß der Beichtvater darum wisse und wie viel werth das Stillschweigen desselben sei.

Graf Joseph suchte ihn jedoch zu beschwichtigen mit dem Versprechen, daß er auf jede Discretion rechnen könne.

Jetzt überbrachte der Kammerdiener einen Brief und meldete, daß schon seit einigen Stunden eine alte Madame unten warte, um Antwort zu erhalten.

Fürst Iwan bat den Grafen, als dieser den Brief bei Seite legen wollte, sich nicht stören zu lassen und den Brief zu erbrechen.

Während Graf Joseph jetzt den Brief flüchtig durchlas, wechselten die Mienen in seinem Gesicht zwischen übermüthiger und unmuthiger Laune; endlich war er mit dem Briefe zu Ende. Etwas verstimmt blickte er in die Höhe und sagte: „Kommt es mir doch vor, als wenn gerade in diesen Tagen, von welchen ich so vieles Glückliche gehofft habe, alle meine früheren Liebesabenteuer sich in tausend Mücken verwandelt hätten, um mich

zu Tode zu necken. Ich hatte vor einigen Jahren die Bekanntschaft eines Bürgermädchens aus Grätz gemacht, welches zum ersten Male auf dem Leopoldstädter Theater in Wien aufgetreten war, und, wenngleich noch in zweiten Rollen, das Publikum durch ihre Anmuth entzückte. Auch ich war unter ihren Bewunderern. Ich beschloß an einem Abende, wo Regen vom Himmel goß, schnell ihre Bekanntschaft zu machen. Als das Theater ausging, ließ ich meine Equipage am Eingange für die Schauspieler vorfahren und sie dem reizenden Clärchen zur Verfügung stellen. Bald kam sie auch mit ihrer Mutter herunter, ich hob Beide in den Wagen und fuhr sie zu ihrem Logis. Da sie mich freundlich einluden, bei ihnen ein frugales Abendessen einzunehmen, so schickte ich die Equipage fort und stieg mit ihnen in die dritte Etage hinauf, welche sie inne hatten.

„Wie so einfach und doch so freundlich war das Stübchen, in welches wir eintraten! An den Fenstern blühten in Töpfen Balsaminen und Basilicum, von dessen feinen Düften das Zimmer durchzogen war.

„Clärchen bat mich, mir die Zeit nicht lang werden zu lassen, sie wollte schon mit ihrem Anzuge schnell machen, und verließ mich auf kurze Zeit mit ihrer Mutter. Ich war so im Stübchen allein und hatte Zeit es zu betrachten.

„Ueber dem mit weißem Cattun überzogenen Sopha hing das Bild der heiligen Veronica und gegenüber an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern der kleine Spiegel an bunten Bändern mit den dahin gesteckten Pfauenfedern, umgeben von kleinen, eingerahmten Schattenrissen.

„In der einen Ecke der Stube stand ein offenes Fortepiano, auf dem zurückgeschlagenen Deckel lag „Adelaide" von Beethoven. Ueber dem Instrumente hing an bunten Schnüren ein kleines Bücherbret, in dessen einer Abtheilung ihre kleinen Rollenbücher lagen, und in der andern einige Bände von Schiller's und Göthe's Trauerspielen

ſtanden. Das eine Bändchen davon war ſehr abgegriffen und mochte ihr Lieblingsbuch ſein. Ich zog es heraus und fand, daß es Göthe's Egmont war. Die kleine, verliebte Eitelkeit! dachte ich, wie oft mag ſie ſich an die Stelle ihrer Namensſchweſter träumen! Ich entſchloß mich, mit ihr einen Egmontroman zu ſpielen.

„Ich ſetzte mich in die Ecke des Sopha's zur großen, grauen Katze, welche auf einem weichen Kiſſen dort ihren Platz hatte, und verſenkte mich abſichtlich in die Ahnungen der ſchönen Stunden, welche mir hier in dieſem Stübchen aufblühen ſollten.

„Endlich kam Clärchen allein zurück, ihre Mutter war noch in der Küche beſchäftigt, um uns ein kleines Abendeſſen anzurichten.

„Sie erſchien in ihrer reizenden Steyermärkiſchen Tracht und ſagte bei ihrem Eintritte: „Schauen nun Euer Gnaden, was Sie für ein armes Mädchen beſucht haben, aber es iſt mir, als wenn ich nicht mehr recht ich ſelbſt bin, wenn ich nicht wenigſtens Abends wieder mich anziehe, wie daheim bei uns!“

„Ich verſicherte ſie, daß ſie mir nie reizender vorgekommen ſei, wie jetzt, und ich müßte, wenn ich ſie anſähe, immer an das Clärchen im Egmont denken.

„Bei dieſer hingeworfenen Aeußerung flog eine ſchöne Röthe über ihr Geſicht; ich hatte ihre ſchwache Seite gefunden.

„Habe ich mit Egmont, fuhr ich fort, wenigſtens das Eine gemeinſam, daß ich, wie er, ein Graf bin und bald bei Hof lange, ceremonielle Stunden, und auf dem diplomatiſchen Bureau mühevolle Tage zubringen muß, ſo bin ich doch darin nicht ſo glücklich, wie er, daß ich ein holdes Liebchen gefunden hätte, bei dem ich meiner Tagesſorgen quitt werden könnte.“

„Wirklich,“ fragte ſie geſpannt, „Euch hätte noch keine ſchöne, vornehme Dame erobert? Das iſt wohl gar nicht möglich, die ſchönen ungariſchen und böhmiſchen Fürſtinnen und Gräfinnen zu ſehen, ohne ſich in ſie zu

verlieben? Wär' ich ein Mannsbild, so bräch' jeden Schritt lang das Eis und ich plumpte tief hinein, daß die Donau über mir zusammenschlüg'." —

„Das Räthsel kann ich dir lösen, holdes Clärchen! versetzte ich; ich bin auf dem Lande geboren und erzogen, und Landleben vergißt sich nicht mehr. Nun habe ich mir schon in meinen jüngeren Jahren eine Liebe geträumt, welche, wie ein Maienblümchen im stillen Waldgrunde, mir entgegenblüthe."

„Doch," unterbrach sich jetzt Graf Joseph, „ich langweile Sie, verehrter Freund, mit einer kindischen Liebesgeschichte, ähnlich so vielen tausend anderen."

„Nein! gewiß nicht," versetzte Fürst Iwan, „ich fühle die Musik davon heraus, obschon, ich gestehe es gern, Frauencharactere, wie die göttliche Francesca ist, mich vor allen hinreißen. Aller Genuß entsteht aus Contrasten, ich selbst bin ein musikalisches Gemüth und liebe dagegen das Plastische. Doch bitte ich Sie, fortzufahren; nur vergönnen Sie mir, dabei an die göttliche Francesca denken zu dürfen." —

„Ich schilderte ihr nun," fuhr der Graf Joseph fort, „daß der Mann um so glücklicher wäre, je mehr er seiner Geliebten geben könnte, und wie ich deshalb nur einen Werth auf meinen Stand und Einfluß bei Hofe legte, um Alles einst meinem Mädchen, wie ein Geschmeide, schenken zu können.

„Sie sehen, mein Freund, daß ich auch den Diplomaten in der Liebe nicht vergessen mochte."

„Wie so gern," versetzte mit weichem und doch tückischem Lächeln der Fürst, „betrügt man in der Liebe, um doch am Ende der Betrogene zu sein! Die eheliche Liebe ist die Monotonie der reinen Accorde, erst der darüber hinausgehende Septimenaccord macht sie piquant."

„Um kurz zu sein," fuhr Graf Joseph fort, „kam ich mit ihr an diesem Abende so weit, daß sie ganz in die Rolle von Egmont's Clärchen einging, und ich hörte nun einen ganzen Winter durch das Liedchen zum Forte-

piano: „Freudvoll und leidvoll!“ — bis ich es wieder überdrüßig hatte, und mit beiden Händen die Gelegenheit ergriff, mit zum Diplomatencongreß nach Carlsbad zu gehen, wo ich mich nach meinen Talenten nützlich zu machen ſuchte.

„Ich vermied es, das Mädchen wieder zu ſehen, und hatte das ganze Abenteuer faſt vergeſſen, bis ich jetzt dieſen Brief von ihr erhalte. Da leſen Sie!“

Fürſt Iwan nahm den dargebotenen Brief und las:

„Kannſt du mich wirklich vergeſſen haben, lieber, guter Graf? Willſt du gar nicht mehr denken an dein armes Mädchen, das ganz vergangen iſt im Sehnen zu ihrem Egmont? Ich nenne dich immer noch: Du, wie meine liebe, heilige Veronika. Wenn es mir auch ſchlimm geht, ich bete immer in den zwei „Du“ zu dem „Du“, die meine Schutzpatronin iſt, und für das „Du,“ das Joſeph iſt, der mein Egmont war. Aber Ihr beiden „Du“ meint es gar nicht mehr gut mit mir; die Veronika will nicht mehr Fürbitt' thun und ſchilt mich immer aus, daß ich dir zu gut geweſen bin, und du haſt mir ein Blumenblättchen nach dem andern ausgerupft, das nun Alles dahin iſt, was ich hatte — die ganze Schönheit, ſo viel davon an mir war; nur meine Augen ſind hell geblieben und nur zu hell, denn ich ſehe viele Dinge, die ich gar nicht ſehen möchte. Heute Nacht um neun Uhr, wenn der Mond kommt, geht es wieder an. Ich wollte dir, gnädiger Graf, eher noch erzählen, wie es mir gegangen iſt. Du hatteſt mich doch beredet, vom Theater abzugehen, weil du nicht wollteſt, daß mich alle die dummen Augen der Andern angaffen ſollten; denn das Clärchen müſſe immer daheim ſein. Das that ich auch; du weißt ja, daß ich deinetwegen nicht einmal mehr mit der Mutter in den Prater ging und nur alle Freitage einmal in die Meſſe in die Stephanskirche, wo du mir immer an der Thür das Weihwaſſer in die Hand tropfen ließeſt. Das kann ich gar nicht

vergessen, und ich muß immer meine Thränen tropfen lassen, wie du die Hand vom Weihwasser, wenn ich daran denke. Das war auch so schön, wenn du Nachts im Mantel zu uns geschlichen kamst, und ich dir unser Liedchen vortrommeln konnte auf dem Piano, du weißt es ja! „Freudvoll und leidvoll!“ so lange, bis das Freudvoll ganz versunken war und nur das Leidvoll übrig blieb, daß sich Einem von selber vorsingt und in den Ohren und in dem Herzen und in der Seele hängen bleibt, wie eine Brummfliege mit den Beinchen im Spinnennetze. Ich weiß wohl, du hättest mich nicht sogleich sitzen lassen, wenn du nicht mit nach Carlsbad gemußt hättest wegen des europäischen Gleichgewichts. Aber ein Paar Zeilen hättest du schon zuweilen an dein Clärchen schreiben können, wenn nur dein Name darin gestanden hätte und: „An mein gutes, dummes Clärchen, abzugeben am Kohlmarkte.“ Ich wartete aber immer vergeblich, und dachte oft, daß dich ein spanischer Alba wohl gar in das Gefängniß geworfen hätte, um dich vor Tagesanbruch hinrichten zu lassen, wo ich mich ja hätte gar vergiften müssen. Denk' dir nur! ich wäre gewiß schon todt, wenn nicht Brackenburg, ich meine den Fleischergesellen aus Grätz, der draußen in der Neustadt in Arbeit steht, mich nicht immer mit Liebesanträgen verfolgt hätte. Ich ließ aber nicht von dir, da ließ er doch von mir ab. So gingen nun die Zeiten hin in recht großem Herzeleid. Du hattest doch immer Geld an die Mutter gegeben, das wußte ich freilich nicht, dachte auch nicht daran, wovon wir lebten. Da hatte ich mir das Faulenzen angewöhnt, daß es mir schwer fiel, mit Nähen und Stricken Alles zu verdienen; denn bei dem Theater wollten sie mich nicht mehr, da meine Stimme eine ganze halbe Scala in der Höhe verloren hatte und nicht mehr fest war. Nun dachte ich oft, wenn ich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht bei meinem Lämpchen saß, bis

es mir vor dem angegriffenen Auge blutroth wurde: daß du mich gewiß nicht so leiden lassen würdest, wenn du mein Elend wüßtest! Nach und nach aber wurde mir auch Alles einerlei, — ich war gar nicht mehr ich selbst. Das war die Zeit, wie es ganz finster in mir geworden war. Ich hab' auch gar nicht mehr gebetet, und ich sündhaft' Wesen lebte ohne Beichte und Absolution; ich hatte ja auch vor Arbeit keine Zeit mehr dazu. Da war ich einmal in der Nacht vor Mattigkeit vom Stuhle in die Stube gesunken und konnte mich nicht rühren; es war ein böser Schlaf, in den ich verfallen war. Da that es plötzlich in mir einen Ruck, und seitdem bin ich eine Hellseherin. So gnädig ist Gott; denn nur so sollte ich erfahren, daß mein Egmont noch lebt, und ihn vielleicht wiedersehen. Wie mein Zustand herumkam, weiß ich nicht; ich solle prophezeien können, sagt mir meine Mutter. Da kam einstmal ein fremder Herr und brachte uns Reisegeld hierher nach Verona und einen Brief vom Chevalier Bartolo, der mich hierher verschrieb. Nun bin ich seit einigen Tagen hier und habe dich immer noch nicht gesehen. Aber mein Verdienst ist noch gar gering, da ich täglich nur zwei Zwanzigkreuzer bekommen kann; denn ich bin ja nur noch eine Anfängerin in dem Hellsehen und habe es erst bis zu dem Tiefschlafe gebracht. Wenn ich aber erst in den Hochschlaf komme, dann wird auch meine Gage erhöht. Der Chevalier kommt jetzt auch nicht mehr zu uns, da ihn ein Scorpion gestochen und er bald sterben muß. Joseph, mein schöner Graf Egmont, willst du denn dein armes, gutes Clärchen gar nicht mehr sehen? Ich bin nicht mehr schön, du brauchst mich auch nicht mehr zu lieben; aber meine Augen, sagt mir meine Mutter, sollen immer noch schön sein. Die sollen dich freundlich ansehen, wenn du hieher kommst, ehe sie brechen. Ich habe doch auf dieser Welt nur eine Liebe, die bist du, an die will ich mich halten,

vielleicht daß mich Gott daran hinaufzieht auf Fürbitte der heiligen Veronica', welche mir den Todesschweiß mit dem Tüchel von der Stirn abwischen will.

Clara Nauerin,
aus Grätz in Steyermark,
Hellseherin."

„Die kleine, naive Person," sagte jetzt Fürst Iwan, indem er den Brief zurückgab, „muß ich kennen lernen."

„Sie meinen doch nicht," versetzte Graf Joseph, „daß wir sie besuchen sollen?"

„Warum," entgegnete der Fürst, „wollen Sie sich nicht diesen Genuß verschaffen, eine in Molltöne sich auflösende Mädchenseele zu beobachten?

„Sie nennen sich im Lebensgenuß einen Schüler des Hofraths Gentz, warum wollen Sie den glücklichen Moment, das süße Grauen vor sich und dem Leben sich zu verschaffen, vorübergehen lassen? Und wie modern ist der ganze Roman mit dem armen Clärchen! es verräth wenig Geschmack und Kunstsinn, ihn nicht zu Ende zu lesen. Denken Sie nur: unglückliche Liebe, zur Clairvoyance gesteigert, welche piquante Novelle!"

„Gut denn," versetzte Graf Joseph, „wir wollen von der Frau, welche unten wartet, uns zu ihr bringen lassen. Es ist Nacht, wir brauchen keine Späheraugen zu fürchten. Ich weiß nicht, was mich zu diesem Abenteuer hinzieht, welchen ich endlich doch lieber aus dem Wege gehen sollte."

Mit diesen Worten begaben sich beide hinunter und ließen sich von der Mutter Clärchens zu ihrer abgelegenen Wohnung unterhalb des Castells Sanct Peter führen.

Sie kamen dort in ein dunkles Haus, wo sie eine steile Treppe hinansteigen und über einen engen Corridor und endlich in das Zimmer Clärchens kamen.

Ein Tisch, auf welchem eine messingene Lampe stand, und einige gewöhnliche Rohrstühle waren die einzigen Möbeln darin.

Aus diesem Zimmer ging eine Thür hinaus in ein

kleines Nebengemach. Die Alte nahm die Lampe, leuchtete hinaus und fragte: „Bist du noch wach, Clara?“

„Ist es schon Zeit zum Schlafengehen?“ fragte Clärchen, welches draußen auf dem ärmlichen Lager saß.

„Noch nicht, lieb' Clärchen!“ entgegnete die Alte. „Komm' doch heraus, es sind Leute da, welche mit dir reden wollen!“

„Nein! nein!“ rief Clärchen kindisch furchtsam, „es sind Todte! — Laß' sie nicht herein, meine gute Mutter, sprich nur den Segen, so gehen sie wieder fort.“

Jetzt trat Fürst Iwan unter die Thür. Kaum erblickte ihn Clärchen, so verhüllte sie sich mit der Bettdecke und fing laut an zu jammern.

Ihre Mutter setzte sich zu ihr und suchte sie zu beschwichtigen.

„Es ekelt mich so vor dem dort unter der Thür!“ flüsterte Clärchen leise unter der Decke. „In seinem Kopfe hat er einen Kanker, der ihm die Seele ausgefressen hat und aus seinen Augenhöhlen mich anstarrt.“

Fürst Iwan wich zurück und Graf Joseph trat in die Thür. Clärchen hatte die Arme über den Kopf geschlagen und lag ruhig.

„Still! still!“ flüsterte die Alte, „sie schläft ein.“

Graf Joseph getraute sich kaum Athem zu holen. Er starrte in die Kammer hinein, wo im Dunkeln Clärchen im Starrkrampfe lag. Er konnte Nichts wahrnehmen, als den weißen Schein von ihrem Lager. Es war ihm, als wenn hier sein böses Schicksal im Dunkeln säße und über sein Verderben nachgrüble. Er wollte zurücktreten, aber seine Füße waren wie angewachsen, er mußte immer wieder auf den weißen Schimmer im Dunkeln hinsehen, denn es schien ihm, als zucke die Finsterniß, wie lebendig, in sich selber, und als müsse sich daraus ein gespenstiges Ungeheuer gebären; nun gewann es eine Gestalt und ein Auge starrte ihn an. Er faßte die Hand des hinter ihm stehenden Fürsten.

„Nun schläft sie fest und ist eiskalt,“ sagte die Alte.

Diese Worte und Töne einer menschlichen Stimme brachten ihn wieder zu sich.

Sie holte jetzt aus dem Zimmer die Lampe in die Kammer hinein und bat beide Herren näher zu treten.

„Sie können jetzt," sagte sie, „mit ihr sprechen, denn das ist der rechte Hellsehschlaf; schauen Sie nur her, wie die armen Augenliderchen zucken!"

Sie leuchteten jetzt ihr in das Gesicht, und Graf Joseph hatte im vollen Maße den Genuß des innern Grauens und Entsetzens.

Alles Leben war aus dem Gesichte und den Gliedern des armen Clärchens entwichen, es schien vor ihm ein marmornes Bildwerk zu liegen. Nur die Augenlider vibrirten in Einem fort als einziges Kennzeichen, daß sie keine Leiche war. Doch machte dieses den Anblick noch entsetzlicher, obgleich ihr Gesicht in diesem Zustande eine eigene, gespenstige Schönheit hatte.

„Kennst du mich?" flüsterte endlich Graf Joseph.

„Warum sollte ich dich nicht kennen?" sagte sie mit fester, schöner Stimme; „ich weiß es schon, daß du der arme Falschmünzer bist, der gerichtet werden soll. Ich habe dich nicht angegeben. Die falschen Banknoten, welche du mir für baares Geld gegeben, habe ich in ein Kästchen gethan und in das Wasser geworfen. Der Italiener hat dich verrathen. Wie so schauerlich siehst du aus, armer Joseph, mit dem schwarzen Schleier über den Augen! Warum willst du ihn denn gar nicht wegnehmen?"

„Es ist eine Betrügerin!" flüsterte Fürst Iwan ihm in das Ohr: „merk' auf, ich will sie einmal fragen.

„Wer bin denn ich, liebes Kind?"

„Wenn ich dich nur recht erkennen könnte!" versetzte Clärchen; „du kommst mir immer vor, wie ein Kanker, der die Violine spielt. Fürchtet du dich denn gar nicht vor dem Winter?"

„Es ist Nichts, als Medisance!" flüsterte Fürst Iwan entrüstet zu dem Grafen.

„Ich kann Nichts dafür," versetzte Clärchen, welche ihn doch verstanden hatte, „daß du so garstig aussiehst!"

„Du irrst dich, Clärchen!" sagte jetzt Joseph zu ihr; „das Verbrechen der Falschmünzerei ist mir fremd, ich habe auch keinen schwarzen Schleier vor den Augen."

„Ich sehe es jetzt auch;" erwiederte sie; „es ist nur eine schwarze Schrift, welche auf deiner Stirn steht; wer sie doch lesen könnte! Komm' doch her zu mir!"

Graf Joseph fragte jetzt: „Kennst du mich denn auch wirklich?" und strich ihr mit der flachen Hand über das Gesicht. Sie that einen Schrei, fuhr in die Höhe, starrte ihn einen Augenblick an, dann rief sie: „Joseph! Joseph!" und schlug krampfhaft die Arme um seinen Nacken. Graf Joseph wollte sich losreißen, aber ihre Arme lagen um ihn, wie eine kalte, fürchterliche, riesenstarke Schlange. Die Sinne vergingen ihm.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Sonntags den 24. November wagte es endlich die neue Zeit sich zu vergleichen mit der alten Römerwelt. Das alte Amphitheater sollte wieder die Bewohner einer Stadt, und die Herrscher und Repräsentanten Europa's versammeln und der modernen Bildung Gelegenheit geben, den eigensten Gehalt ihres innern Lebens in Form und Gestalt plastisch eben so herauszustellen, wie einst die Römerwelt ihren harten, blut- und kampflustigen Sinn in den Fechterspielen zur Anschauung gebracht hat; denn das Schauspiel, was allen Zuschauern gefallen soll, muß das Element, was ihnen Allen gemeinsam ist, in bestimmten Zügen vor die Seele treten lassen.

Schon mehrere Tage vorher hatte der Magistrat der getreuen Stadt Verona das kleine, bretterne Theater, über welches so oft die Lustspiele Goldoni's und Kotzebue's gewandert waren, abbrechen, den innern Platz räumen und vierzehn Eingänge öffnen lassen, wovon einer für die Souveraine und das diplomatische Corps besonders bestimmt war.

Ueber dem Thore gegen Norden wurden Logen für die höchsten Herrschaften errichtet. Neben und über diesen Logen breitete sich in zwei Flügeln ein Gerüste aus, auf welchem die übrigen Fürsten, Gesandten und Minister ihren Sitz nehmen sollten.

Diesen Logen gegenüber befand sich ein erhöhter Platz, welcher zu den Festvorstellungen bestimmt war.

Da das Festspiel Mittags beginnen sollte, so wogte

schon vom frühesten Morgen an die Volksmenge dorthin. Es schien, als wenn ein Zauberer mit einem wundermächtigen Worte die Bevölkerung der Stadt und Umgegend in seinen Zauberkreis hineinbanne; denn gleich tosenden Strömen quoll das Volk zu dreizehn Eingängen hinein und füllte die Kreise des Theaters bis hinauf zur äußersten, steilen Zinne.

Jouy, welcher dort oben mit seiner Schreibtafel stand, um seinen Bericht über das Fest an den Constitutionnel zu machen, schrieb nieder:

„Die Sonne tritt hervor, und in Wolkenmänteln lagern sich auf den fernen Alpenketten im großen Halbkreise die Geister der alten Römer und Teutonen als ferne Zuschauer zu diesem Festspiele, ich aber blicke von meinem äußersten Sitze hinunter, wie in einen Blumenkelch, welcher, geformt aus geputzten Menschen, hier aufblühen will."

Immer näher rückte die Mittagsstunde und bereits wimmelte das ungeheure Bauwerk vom Volke, das die Kreise der Stufensitze eingenommen hatte.

Jouy schrieb wieder auf die Pergamenttafel:

„Sechzigtausend Menschen sind versammelt und eben so viele wogen in den Vorhöfen und auf dem Platze vor der Hauptwache auf und ab."

Auf dem erhöhten Plane erschienen jetzt verschiedene Personen, allegorisch costümirt, die Eine als Tapferkeit, die Andere als Friedfertigkeit, welche die Eintracht zu einem Piedestale führten und sie hinaufhoben. Jetzt zog sich die Eintracht die Kleiderfalten zurecht, und die Friedfertigkeit langte ihr den Pfeilbund zu, welcher in ihrem linken Arme liegen sollte. Jetzt hatte sich die Eintracht zurechtgestellt.

Nun erschien ein Mädchen als Hoffnung im grünen Kleide mit zwei rosenrothen Genien, von welchen Einer eine Urne trug und der Andere den Dreifuß.

Sie stellten diese Gegenstände vor der Eintracht nieder und sich dazu.

Jetzt erschien Plutus, der Gott des Reichthums, mit Fortuna und vielen infernalischen Geistern, welche goldene und silberne Gefäße, Stutzuhren, buntseidene Stoffe und allerlei Erzeugnisse lombardischer Industrie trugen.

Jouy schrieb in seinen Bericht:

„Alle Gewalten, welche Herrscher und Völker beglücken, gruppiren sich; wenn Plutus und Rothschild, welcher eben drüben im Logengerüst erscheint, mich heute einigermaßen in das Auge fassen, so ist dieses mein letzter Zeitungsbericht."

Jetzt war Alles zum Beginnen des Festspieles vorbereitet, man erwartete nur die allerhöchsten Herrschaften noch.

Jouy schrieb weiter:

„Mir und Plutus dauert es zu lange, bis die Mitarbeiter im Volksglücke erscheinen, er nimmt eben jetzt das große Scepter unter den Arm und eine Prise Taback. Er niest etwas unanständig und das Publikum schreit tausendstimmig: „Zur Gesundheit!" Gegen diesen Volkshumor setzen sich alle edlen Gemüther, welche besorgt sind, daß ein Sonnenstäubchen den Spiegel der Ehrfurcht vor den hohen Gästen trüben möchte. Es entsteht ein tausendstimmiges Natterngezische, welches nur das Uebel ärger macht."

Vor Schrecken fiel Jouy jetzt die Bleifeder aus der Hand, denn von allen Castellen donnerten plötzlich die Kanonen; Peppo, der dicke Schenkwirth von der Strada degli Erbesti, welcher unter ihm saß, fing die Bleifeder auf und reichte sie ihm wieder zu mit den Worten: „Seid doch so gut und schreibt auch meine drei Lottonummern auf, da habt Ihr die Zettel! per Bacco! man muß auch den Waisenkindern auf die Finger sehen!"

Jouy verstand nicht recht, was er wollte, er sollte es erst später erfahren.

Jetzt erschienen in der großen Mittelloge die kaiserlichen Hoheiten Oesterreich's und Rußland's; und das

Hurrah und Vivat der Zuschauer übertäubte die Pauken und Trompeten des gegenüber befindlichen Orchesters.

An diese Majestäten schlossen sich andere und zugleich füllten sich die Plätze, welche für die Diplomaten und hohen Standespersonen bestimmt waren.

Zugleich begann auf der Bühne das Festspiel. Chöre von Sängern und Sängerinnen bildeten einen Kreis um die Eintracht mit ihren Glücksgruppen und sangen eine Cantate auf den Bund der Herrscher Europa's und auf das Glück der Völker.

Als sich die Sängerchöre wieder entfernt hatten, erscholl eine Fanfare. Einer der beiden Waisenknabengenien griff in die Urne und gab einen Zettel dem Plutus. Dieser rief mit einer Stentorstimme: „Sechs und dreißig! drei! neunzehn!" und so wieder bei den folgenden Zetteln die darauf befindlichen Nummern.

Unterdessen tanzten Jünglinge und Mädchen eine Art Cotillon um die Fortuna herum.

Jouy schrieb wieder in seinen Bericht:

„So viel ich vom Festspiele verstehe, bedeutet es eine symbolische Feier der Diplomatie durch das Lottospiel. Ich fürchte, der Pöbel bezahlt die Einlage und die Hoffnung, und die Lottopächter haben den Gewinn, wie immer!"

Während des Lottospiels hatte Achilleus sich zum südlichen Thore in das Parterre hineingedrängt.

Seine Augen flogen nach den Logen der Diplomaten und suchten Isabella; denn er hoffte, sie ganz gewiß wenigstens hier bei diesem Feste zu sehen, bei welchem alle fremden Herrschaften versammelt waren.

Mit brennenden Augen und klopfendem Herzen überblickte er die Herren und Damen in den Mittellogen, aber Isabella konnte er nicht entdecken.

Nun begann er jede einzelne Person in das Auge zu fassen und Kopf für Kopf durchzuzählen, immer wieder verfing sich sein Blick in den schimmernden Diamanten, Orden und Bändern. Jetzt hatte er den

Grafen Joseph herausgefunden, welcher neben der blumenmalenden Herzogin ſtand und ſich mit ihr vom fürſtlichen Balle unterhielt. Iſabella konnte er in dieſer Loge nicht erſpähen. Sein Herz wurde leichter. Jetzt erhob ſich dort eine lange, hagere Geſtalt, er erkannte in ihr den Ritter Malavilla. Es ſchien ihm, als richtete er auf ihn ſeinen Operngucker. Achilleus ließ nun ſeine Blicke auf dieſer Loge haften; denn dort mußte Iſabella ſein, wenn ſie zugegen war.

So mit ſich beſchäftigt, bemerkte er nicht, wie die buntſeidene Schärpe, welche er um den Leib geſchlungen hatte, immer lockerer wurde und gewandte Finger bald hier, bald dort nachhalfen, ſo daß ſie über die Hüfte hinunter zu gleiten begann.

Jetzt erſchallte wieder eine Fanfare und die Tänzer zogen ſich zurück.

Plutus rief eine Terne aus und die drei Nummern liefen, wie ein Evangelium, durch die Verſammlung.

Ein Trabant des Plutus reichte ihm die große, bronzene Uhr, über deren Zifferblatt der Kaiſer Franz mit Alexander und Friedrich Wilhelm ſtand und ihnen die Hände reichte. —

Plutus hielt die Uhr in die Höhe, — und die große, unzählige Volksmenge wurde auf ſeinen Wink todtenſtill. Er benutzte dieſen Moment und ließ die Uhr, welche ein Spielwerk hatte, die Melodie des Liedes: „Den Kaiſer ſegne Gott!“ ſpielen und die Töne verſtärken mit obligater Begleitung einiger Glasharmonika's.

Ein vieltauſendfaches Bravo erſcholl dem Spielwerke.

Jouy ſchrieb weiter:

„Die Terne hat eine große Uhr gewonnen, hoffentlich iſt das diplomatiſche Corps in Verona der Gewinner; es wäre ihm wenigſtens zu vergönnen, daß es ſich unterrichten könnte, welche Zeit es iſt!“ —

Achilleus merkte Nichts von allen dieſen Vorgängen; er wollte ſich durchaus überzeugen, ob Iſabella vorhanden ſei oder nicht? Er hatte jetzt auch neben der

Hauptloge unter den bevorzugten Veroneſer Patriciern Antonio mit Francesca entdeckt; gleich neben ihr ſaß eine Dame mit verſchleiertem Hute, auf welcher ſeine Blicke hafteten.

Wie er ſo ganz mit Auge und Seele verloren war in das Aufſuchen ſeiner Verlobten, entſtand plötzlich ein Gedränge, daß er ein wenig vorwärts geſchoben wurde und über die Schärpe, welche um ſeine Füße herumgefallen war, hinaustrat. In demſelben Augenblicke hörte er einen Schrei; er drehte ſich um und ſah ſeinen Thriaki, welcher eben einen ſonnenverbrannten, hageren Geſellen bei der Kehle gefaßt hielt und ihm die Schärpe wieder abnahm.

„Hab' Dank, Thriaki!“ ſagte Achilleus, „aber laß' den Schelm laufen!“ Thriaki ließ ihn los, und, wie ein Aal, fuhr der Dieb mit dem Kopfe unter und war verſchwunden.

„Wie kommſt du hierher?“ fragte Achilleus weiter; „ich hatte dich früher von Roveredo zurückerwartet.“

„Die Deputirten,“ verſetzte Thriaki, „konnten lange nicht einig werden, endlich aber wurde ich mit dem Schreiben, das ich auf der Bruſt unter der Jacke trage, an Euch abgefertigt. Wie ich nun hierher zurück und in unſer Quartier kam, hörte ich, daß Ihr zum Schauſpiele gegangen ſeid. Sogleich flog ich hierher und erkannte Euch mitten aus den kleinen Leuten heraus, die Euch nur bis zur Schulter hinangehen. Ich drängte auf Euch zu, und kam gerade noch recht, um die Schärpe zu retten.“

Jetzt war auch die Lottoquaterne gezogen und ein Wettrennen zu Pferde begann.

Es erſchienen römiſche, lombardiſche und deutſche Ritter, Koſacken, Mamelucken und ungariſche Huſaren, die geübteſten Reiter, welche bei der zum Congreſſe anweſenden Bereitergeſellſchaft debütirten. Der ungariſche Huſar ſtach bei dem dritten Umritt den Koſacken aus, und erhielt den erſten Preis, einen prächtigen Sattel, den zweiten Preis, ein Paar ſilberne Sporen, der Koſak.

Jouy ſchrieb wieder nieder:

„Das Schauſpiel iſt bald vorbei. Die Erinnerung daran wird Clio mit ehernen Griffeln auf die Tafel der Geſchichte ſchreiben! Ich habe vergeblich auf den Eintritt des Vicomte Montmorency mit ſeinem Wappenherold gewartet. Den erſten Dank aus den Händen der Concordia hat der ſchwarze Juppo von der Bereitergeſellſchaft, welcher bei dieſem Turniere die Ritterſchaft Europa's repräſentirte, gewonnen.“

Unterdeſſen war Achilleus von der verſchleierten Dame bemerkt worden, ſie ſchlug den Schleier zurück, ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Er legte zum Gruße kreuzweis die Arme über die Bruſt, und ſie erhob ſich und beugte ſich vor, als wäre ſie ſo lebhaft von dem Wettrennen intereſſirt.

Sie erſchien ihm ſehr blaß und traurig, oder kam es ihm nur ſo vor, da bereits der Abend hereindämmerte?

Wie that es ihm aber ſo wohl, zu wiſſen, daß auch ſie aus ſo vielen Tauſenden ihn herausgefunden hatte, und daß ſie ſich bei der Anweſenheit einer ſolchen Menge anſehen und mit allen den kleinen Zeichen, welche nur der Liebe verſtändlich ſind, ſich einander bemerklich machen konnten!

Aus dieſen Träumen wurde er geſtört von einem kleinen Mann, welcher jetzt unter dem Arm ſeines Nachbars das Geſicht hervordrängte und mit der Naſe ihn antippte. Achilleus blickte herunter, und der Kleine ſagte: „Ihr hättet auch beſſer gethan, wenn Ihr lieber zu Hauſe Eure Papiere bewachtet!“

Kichernd zog ſich der Kopf zurück, und der Tadler war verſchwunden.

Achilleus war bei dieſen Worten todtbleich geworden; der Gedanke, daß böſe Hände ihm die wichtigen ruſſiſchen Papiere entwenden könnten, hatte ihn erſchreckt.

„Thriaki,“ rief er, „ſchnell laß' uns Bahn brechen, um hinaus zu kommen!“

„Mir nur immer nach!“ entgegnete dieser, „es wird Mühe kosten!“

Nun begann Thriaki eine Schulter zwischen die hinter ihm stehenden Nachbarn hineinzuschieben, bis Beide ein Weniges wichen und Achilleus weiter sie trennend nachtrat. So ging es fort bis unter den Eingang und nun unter die Halle, wo das Gedränge noch ärger wurde.

Endlich kamen sie glücklich hinaus und auf den Platz la Bra. Dort nahm das Drängen ein Ende, und sie jagten nun in gewaltigen Sprüngen in die öden Gassen der Stadt hinein. Jetzt bogen sie um die Ecke, doch plötzlich prallte Thriaki zurück und flüsterte: „Aus unserem Stubenfenster sah oben Jemand heraus, und, habe ich recht in der Dämmerung gesehen, ein Polizeisoldat.“

Achilleus trat zurück und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. Jetzt zog er sich, wie ein Wanderer, welcher einen schlafenden Tiger erblickt hat, rückwärtstretend zurück wieder in die Hauptstraße hinaus in den Schatten einer Marquise vor einem Conditorladen und fragte hier den nachfolgenden Thriaki: „Hast du dich gewiß nicht getäuscht?“

„Bin ich nicht ein Ipsariot und groß geworden auf dem Meere?“ anwortete stolz Thriaki; „ich rieche die Veroneser Polizei eine Meile weit, wenn ich sie auch nicht gesehen hätte. Doch Ihr sollt sichere Auskunft haben; ich kenne hier den Confettiere! Was, uns aufheben? Daß sie die Pest anblies'!“

Mit diesen Worten schwatzte Thriaki seinen Herrn hinein in den Conditorladen, wo nur ein armer Schweizerjunge, welcher dort in der Lehre stand, heute zurückgeblieben war.

„Gaspare,“ rief lustig Thriaki, „schnell leih' mir deine weiße Schürze und Mütze!“

Gaspare rieb sich hinter den Ohren und wußte nicht, was er thun sollte.

„Da ist meine Jacke zum Unterpfand und die rothe Mütze! und nun her mit deinen Lumpen!“

Gaspare beschaute die Jacke, welche ihm Thriaki zuwarf und sagte: „Macht der Herr dummes Zeug, ist's seine Sache!" dann band er seine Schürze ab und überließ sie mit der weißen Mütze dem ungestümen Thriaki.

Achilleus warf sich unmuthig, zornig, und voll Gram auf den Divan, welcher in der Ecke stand; Thriaki aber eilte hinaus.

„Will nicht Eure Excellenz," fragte der Conditorjunge, „meinen Pasteten zusprechen? sie sind immer besser, als gar Nichts." —

Achilleus schüttelte mit dem Kopfe.

„Nun so schenkt mir," fuhr der Junge fort, „ein kleines Trinkgeld! mein Herr ist ein alter, geiziger Teufel, bei dem ich die ganze Zeit nichts Warmes bekomme, als den Abfall von der Pfanne!"

Bei diesen Worten war der Confettiere hereingetreten. Er wartete, bis Achilleus dem Jungen das Trinkgeld gegeben hatte, dann fuhr er zu, packte den Jungen bei den Haaren, nahm ihm das Geld ab und rief: „Du schweizerischer Spitzbub' du, willst hinter meinem Rücken die Leute prellen? wart', ich werde dir das Geld aufheben!" und stieß bei diesen Worten den heulenden Jungen zur Thür hinaus.

Jetzt kam Thriaki athemlos zurück, warf Schürze und Mütze hin, zog seine Jacke wieder an, beschaute sich sein rothes Fessi und winkte dann Achilleus hinaus vor die Thür.

„Es ist so, wie ich gesagt habe," erzählte er draußen, „das ganze Haus wimmelt drüben voll Polizeisoldaten. Der Hausmann steckte mir, daß sie das Pult erbrochen und alle Papiere in Beschlag genommen haben. Sie wollen uns alle Beide arretiren. Aber nun, wohin?"

Achilleus stand einen Augenblick in Gedanken, dann schlug er den Weg zum Hause Antonio's ein. Die dunkelnde Nacht verbarg ihn und Thriaki in Schatten und herunterrieselnden Regenschauern.

Zweites Capitel.

Clärchen hatte den ganzen Nachmittag auf dem Bette gesessen, die Hände um die Kniee geschlagen und stumm an die leere Wand gestarrt. Lange war ihre Mutter vergebens bemüht, ihr ein Wort abzugewinnen; sie schien nicht zu hören und zu sehen. Wie in Todesangst flog ihre Brust auf und nieder und nur zuweilen zuckte es um ihre Lippen. In ihren Augen brannte ein wildes Feuer, als müßte sich darin ihre Seele verkohlen. Sie konnte die Bilder nicht los werden, die in ihr aufstiegen. Sie sah Joseph einen hohen Sprung thun und dann auf Purpur gebettet. Nun kam es ihr wieder vor, als sähe sie den Chevalier in Sumpf und Moor versinken und alle Kräfte aufbieten, sich zu retten und doch immer tiefer hinunter sinken. Jetzt sah sie sein in Todesangst verzerrtes Gesicht und sein Auge, weit offen und starr zu ihr emporgerichtet. Sie schrie laut auf und die Besinnung war ihr wieder zurückgekehrt.

Sie sah ihre Mutter vor sich am Bette knieen, weinen und beten. Verwundert blickte Clärchen um sich und sagte endlich: „Habe nur noch eine kleine Weile Geduld, dann bin ich nicht mehr hier, um dich zu quälen! Mutter, wie soll ich dir deine Liebe vergelten? Ach, mich hat doch Niemand geliebt, als du!“

„Bleibe nur bei mir,“ schluchzte die Mutter, „ich will dich ja gern warten und pflegen. Es wird dir und mir gewiß noch gut gehen. Zur Vergeltung so vieler Leiden wird uns Gott gewiß noch ruhige, schöne Tage zu leben

vergönnen. Wenn du nur wieder reisen kannst, dann ziehen wir nach Grätz. Dort waren wir doch am Besten aufgehoben bei unseren Vettern und Basen. Dort nehmen wir Concession zu einem kleinen Traffik und nähren uns als redliche Bürgersleute."

„Noch einen Monat lang werde ich krank sein," versetzte Clärchen, „dann bin ich wieder gesund! das hat mir die heilige Veronica gestern in der Nacht verkündet; sag' mir aber doch, wie du gestern so bald das Logis des Grafen Joseph gefunden hast? Wo wohnt er denn?"

„Auf der Straße der Porta nuova in dem Hause der Conditorei gegenüber!" entgegnete ihre Mutter; „aber schlag' ihn doch aus den Gedanken! Ich werde nie vergessen, wie er dich gestern von sich geworfen und die Flucht genommen hat, als müsse er seinem Todfeinde entweichen."

„Wenn nur der Chevalier nicht stirbt!" erwiederte Clärchen; „denn mir ist es, als ginge von meiner Herzgrube aus ein Faden, den er sich um die Hand gewickelt hat und an welchem er mich mit hinunter in das Grab ziehen will. Gute Mutter, wenn du nun zu ihm gingst und bätest ihn recht schön, daß er mich freigeben solle; es kann ihm doch an meinem Tode Nichts liegen."

„Der grausame Mensch!" versetzte ihre Mutter. „Sollten wir deshalb seinen goldenen Versprechungen gefolgt sein, damit du von ihm den Tod haben sollst? Wenn wir nur nicht so ganz allein wären, ich ginge wohl hin zu ihm und spräche ihm in das Gewissen, vielleicht thäte es auch seiner Seele gut."

„Mir wird hier Niemand etwas thun, auch ist mir heute besser, als an den vorigen Tagen. Gehe nur hin, liebe Mutter, und bringe mir Hoffnung und Trost zurück."

„Wirst du dich aber auch nicht fürchten, wenn du hier allein bist?"

„Nein, ich fürchte mich vor gar Nichts mehr! Wer sollte mir auch Uebles zufügen wollen? Gieb mir nur die Guitarre her; ich will versuchen, ob ich noch singen kann."

Die Mutter holte ihr die Guitarre und sagte dann:

„So vertreibe dir denn die Zeit, ich will so bald als möglich wieder bei dir sein! Das sehe ich schon ein, daß es gut sein wird, wenn ich mit dem Chevalier reden kann. Behüte dich Gott unterdessen, mein Clärchen!“

Mit diesen Worten entfernte sich die Alte, um den Chevalier zu besuchen.

Clärchen war nun in der Abenddämmerung allein in der Stube; Alles war um sie her still, wie im Grabe, nur die alte Wanduhr zählte ihr pickend die Minuten ihres Lebens zu. Sie stimmte jetzt die Guitarre, welche ihr Joseph früher geschenkt hatte. Sie betrachtete dann träumend die Arabesken, welche darauf von Perlmutter eingelegt waren, und fuhr mit dem Zeigefinger ihren und Josephs Namenzügen nach, welche hinter dem Saitenhalter in einander verschlungen waren. Sie breitete dann das grüne Band darüber, welches an die Guitarre geknüpft war. Eine große Thräne stürzte aus ihrem Auge, als sie jetzt daran dachte, wie oft sie ihm zum Claviere oder der Guitarre ein Lied gesungen hatte. Sie that einige Griffe in die Saiten und sang endlich dazu:

„Die Sonne sinkt vom Himmel,
Das Herz wird ihr zu schwer,
Die Sonn' ist untergegangen
Hinunter in's tiefe Meer.
Vom Berge zieht der Nebel
Herunter in das Land,
Und aus der Sanduhr sickert
Die Stunde und der Sand.
Muß ich allein noch leben
In aller Qual und Pein?
Ach, zög' mich nur die Sonne
Mit in die Fluth hinein.“

Auf einmal ließ sie die Guitarre aus der Hand stürzen und sprang in die Höhe, wie von einem plötzlichen Gedanken erregt. Hastig öffnete sie den Koffer, nahm ein langes, weißes Gewand daraus hervor; nun stand sie wieder still, fuhr mit beiden Händen über die Stirn, dann schlug sie ihren kleinen Toilettenkasten auf, strählte

und scheitelte sich das Haar und band um die Stirne ein goldenes Band, so daß die langen Locken, nur um das Haupt gefesselt, über die Schulter hinunterrollten, dann legte sie das weiße Gewand an und einen schwarzen Schleier über den Kopf.

So eilte sie hinaus auf die Straße, durchlief einige Gassen und kam so auf die Straße der Porta nuova. Bald hatte sie dort den Palast gefunden, wo nach der Angabe ihrer Mutter Graf Joseph wohnte.

Graf Joseph war, seitdem er zum Schauspiele in das Amphitheater gefahren war, noch nicht zurück; von allen seinen Dienern war nur Nepomuk zurückgeblieben, welcher im Vorsaale saß und so lange am Trauerspiele von Grillparzer, „die Ahnfrau", gelesen hatte, bis er eingeschlummert war.

Ihm kam es eben vor, als wenn die Vorsaalthüre aufgehe, und die Ahnfrau wandle an ihm vorüber und hinein in das gräßliche Zimmer. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rief er und schauerte in sich zusammen.

Er war jetzt munter geworden und zündete die Lampe an, um „die Ahnfrau" weiter zu lesen.

„Was doch so ein Dichtermensch," sagte er bei sich, „Einen verrückt machen kann! Hieß' ich nun Jaromir, so schwür' ich darauf, daß ich die Ahnfrau Bertha gesehen hätte! Ja, meinetwegen auch!"

Jetzt hörte er Wagen rollen. „Dem heiligen Nepomuk sei Dank," sagte er bei sich, „daß es wieder lebendig wird in der Stadt!" und las dann weiter fort.

Unterdessen war Achilleus mit Thriaki im Hause Antonio's angekommen und hatte sich in das Studirzimmer begeben, um dort seinen Freund zu erwarten.

Da es Nacht geworden war, hatte ihm Giovanni, Antonio's alter Diener, die Lampe angezündet und Thriaki überreichte Achilleus nun verschiedene couvertirte

Schreiben, welche an die Bureau's der Diplomaten des Congresses abgegeben werden sollten.

Metaxa schrieb ihm:

„Was wir erwartet haben, kam nicht unerwartet. Wäre es dir gelungen, eine Audienz bei dem Kaiser von Rußland zu erhalten, so hättest du deine Mission in Verona beendigt. Da jedoch, allem Anscheine nach, dein Aufenthalt dort immer gefährlicher wird, so entferne dich, sobald die Gefahr für deine Freiheit drohend werden sollte. Eynard erwartet dich in Marseille. In diesen mit dem Regierungspetschaft versiegelten Couverten befinden sich Exemplare der für dich beigelegten Abschrift von der Unabhängigkeitsurkunde des griechischen Volkes. Besorge sie an ihre Adressen zur Antwort auf die uns mitgetheilte Resolution. Morgen reisen wir zurück nach Ancona. Auf Wiedersehen beim Siegesmahle der Freiheit!“

Achilleus faltete die Abschrift der Urkunde auseinander, sah nach der Unterschrift und rief: „Ich grüße deine Unterschrift, Alexander Maurokordato, Präsident des hohen Rathes von Epidaurus!“

Dann las er mit lauter Stimme:

„Die griechische Nation nimmt Himmel und Erde zum Zeugen, daß, ungeachtet des fürchterlichen Joches der Osmanli, sie noch vorhanden ist. Die Tyrannen, die durch blutige, auf Ausrottung berechnete Handlungen Gesetz, Recht und Billigkeit mit Füßen getreten, haben die Nation gezwungen, zu ihrer Selbsterhaltung die Waffen zu ergreifen. Nachdem sie, alleinig durch den Muth ihrer Söhne, der Gewalt ein Ziel gesetzt hat, —“

„Einen Brander her!“ rief Thriaki dazwischen, „ich sprenge den Halbmond vom Himmel herunter!“

„— spricht sie heute vor Gott,“ fuhr Achilleus mit erhobener Stimme zu lesen fort, „und den Menschen —“

„— und dem ganzen Congreß und allen seinen Equipagen!“ schaltete Thriaki ein —

„— durch den Mund ihrer Stellvertreter — ihre politiſche Unabhängigkeit aus!“ —

„Bravo!“ rief Antonio, welcher eben zur Thür hereinkam.

„Hurrah hoch!“ rief Thriaki und ſchwenkte ſein rothes Feſſi in die Höhe.

Achilleus reichte Antonio die Hand und ſagte: „Ihr ſeht, daß ich mich hier häuslich niedergelaſſen habe. Laßt mich erſt Thriaki mit dieſen Briefſchaften auf die Poſt ſchicken und dann vernehmt meine Abenteuer.“

„Nur keine Entſchuldigung,“ entgegnete Antonio; „Ihr macht ohnedies ſo wenig Gebrauch von der Gaſtfreundſchaft!“

Achilleus händigte jetzt ſeinem Thriaki die Depeſchen ein, und dieſer eilte mit geflügelten Schritten davon.

„Ihr ſeht ſehr erregt aus,“ ſagte jetzt Antonio und nahm Achilleus beim Handgelenke, um den Puls zu fühlen; „wie heftig und unregelmäßig!“ fuhr er fort. „Ihr müßt Euch zu Bette legen und Thee trinken!“

„Dazu werde ich wohl keine Zeit haben!“ verſetzte; Achilleus; „mir iſt die Polizei auf den Ferſen, um mich zu verhaften.“

„Mein Gott!“ rief Antonio, „was habt Ihr verbrochen?“

„Genug!“ entgegnete Achilleus; „ich habe hier und da bei den Diplomaten für die Sache meines Volkes geſprochen.“

„Freilich,“ verſetzte niedergeſchlagen Antonio, „dann ſeid Ihr verloren, wenn ſie Euch finden! Kommt, werft meinen Mantel um; wir müſſen Euch zum Thore hinauspaſchen! Habt Ihr Geld? da hier! es iſt genug für Euch zur Heimreiſe!“

Mit dieſen Worten kramte Antonio in ſeinem Pulte herum und brachte zwei Rollen Ducaten hervor, welche er Achilleus aufdringen wollte.

Dieſer lehnte aber das Anerbieten ab und entgegnete: „Ich trage in meinem Gürtel Baarſchaft und Creditbriefe, und ich bedaure bei dem Einbruche der Polizei in meine Wohnung Nichts, als mein Porteſeuille und ein paar

feine deutſche Piſtolen, welche ich nicht gern vermiſſe; auch kann ich von Verona noch nicht abreiſen, denn die heiligſten Pflichten, welche ein Menſch haben kann, feſſeln mich hier noch. Wollt Ihr mir ſonſt einen Freundſchaftsdienſt erweiſen, ſo zeigt mir einen Verſteck, wo ich mich einige Tage lang verbergen kann, ohne Euch zu gefährden."

„Was iſt nicht endlich möglich!" verſetzte Antonio, „laßt mich einmal über Eure Lage nachdenken!" Jetzt ging er in der Stube auf und ab und ſah aus, wie ein Mann, welcher ſich über eine ernſte Sache mit ſich ſelbſt berathſchlagt. Achilleus' Auge haftete an ihm, und jede Miene ſeines Geſichts ließ ihn hoffen oder fürchten.

„Vielleicht kann uns dieſer einen Ausweg nennen," ſprach Antonio endlich bei ſich. „Ihr erinnert Euch doch," wandte er ſich zu Achilleus, „an unſern Chevalier Bartolo, welcher dem Franzoſen Jouy in ſeinem Duelle mit unſerem Arnold ſecundirt hat? Ihr werdet mich nicht verrathen; der Chevalier iſt der Chef einer geheimen Polizei, welche ſich hier Graf Joſeph hält, um bei ſeinem Vorgeſetzten den Allwiſſenden zu ſpielen."

„Die Schufte!" verſetzte Achilleus.

„Und doch kann dieſer Schuft," fuhr Antonio fort, „uns vielleicht nützlicher werden, als der bravſte Mann. Wir müſſen den alten Hallunken gegen den jungen gebrauchen! Ihr habt den Chevalier gegen den Banditen vertheidigt, und doch verdankt Ihr ihm vielleicht eben ſo viel, als er Euch; ihm hat die Rettung nicht viel geholfen; der Dolch, mit welchem ihn der Bandit nur leicht verwundet hat, iſt vergiftet geweſen. Wir haben das Uebel zu ſpät erkannt, er iſt verloren. Ich war eben noch bei ihm. Er weiß gewiß am Beſten, wie Ihr den Nachſtellungen Eurer Feinde entgehen könnt. Kommt, hüllt Euch da in dieſen Mantel! So, gut! Nun kommt und laßt uns im Schatten der Häuſer zu ihm ſchleichen."

Mit diesen Worten verließen sie die Stube und schlugen den Weg zur Wohnung des Chevaliers ein.

So oft ihnen Menschen entgegen kamen, flüsterte Antonio seinem Schützling zu: „Per Bacco! bückt Euch ein wenig und macht keine solche schlanke Schritte! Euer Gang verräth Euch, daß Ihr kein Oesterreicher seid!“

„Nun sind wir sicher,“ flüsterte er, als sie in eine enge, dunkle Gasse einbogen, wo der Chevalier sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Drittes Capitel.

Der Chevalier hatte Santello zu sich berufen und ihn um Ertheilung des Sterbesacraments bitten lassen. Dieser hatte keinen Anstand genommen, zu dem Manne zu eilen, welchen er für seinen natürlichen Vater halten mußte. Gleich bei seinem Eintritte hatte ihn dieser auch als seinen Sohn begrüßt und ihn um Vergebung der Sünden gebeten, welcher er sich gegen Mutter und Sohn zeihen mußte.

„So wunderbar sind die Wege Gottes," sagte der priesterliche Sohn, „auf welchen er die Menschen aus einander und zu einander und endlich durch Sünde und Reue zur Gnade leitet! Ich preise in Anbetung seine Gnade und Weisheit!

„Wie liegt auch mir jetzt das Leben mit allen seinen Felsenriffen, Abgründen und Ebenen vor meiner Seele ausgebreitet da, als stände ich auf dem Montserrat der Ewigkeit! Habe Dank, heiliger Jago, der du mit deiner Fürsprache bei Gott mir den Eintritt in den heiligen Priesterstand erfleht hast; denn nun kann ich der lechzenden Seele meines Vaters den Born der Gnade zu trinken geben! So sei willkommen, du mein verlorener und wiedergefundener Vater! Sieh', dein Sohn beugt sich auf dich herab und küßt dir deine Stirne!"

Der Chevalier forschte mit matten, doch freudigen Augen in dem Gesichte seines Sohnes herum, dann fühlte er mit zitternden Händen ihn an und sagte mit brechender Stimme: „Ich sündhafter Mensch habe einen

Sohn? Santello heißt du? — Mein Sohn Santello, und du biſt ein frommer, heiliger Menſch? Nun iſt mir, als wäre ich in dir aller meiner Sünden quitt! — Gott, ich danke dir für das Gefühl der Vaterfreude, das du, Allbarmherziger, dem großen Sünder herabſchütteſt auf ſein Sterbelager!"

„So ſprich denn deine Beichte!" ſagte jetzt mit ſanfter Stimme Santello.

„Es iſt wohl keine Sünde ſo groß und ſchwer," verſetzte der Chevalier, „welche ich nicht begangen hätte; meine Sünden ſind zahllos, und die Minute, welche mir noch zu leben vergönnt iſt, reicht nicht dazu hin, ſie zu beichten; aber mein Gewerbe, das ich ſeit Napoleon's Sturz getrieben habe, aus Noth und Luſt zum Leben, bettet mich auf Degenſpitzen und Bajonetten! Ich habe mich zum Polizeiſpione gebrauchen laſſen und viele exaltirte Menſchen verrathen an die Gewalt. Nun höre ich ihr Aechzen und Stöhnen aus den Kerkern bei Tag und Nacht! Viele von ihnen ſind heimlich hingerichtet worden, und nun ſtehen ſie dort an der Thür, um meine Seele vor den Richterſtuhl Gottes hinzuzerren."

„Ich bin ein Prieſter und habe Macht zu binden und zu löſen und die böſen Geiſter zu vertreiben von dem Lager der Sterbenden. Begehrſt du die letzte Oelung?"

„Ja!" antwortete der Chevalier mit dumpfer Stimme.

Nun beſprengte Santello das Krankenzimmer mit Weihwaſſer in Form eines Kreuzes. Dann begann er durch Abbetung der Litanei alle Heiligen im Himmel um Beiſtand und Fürbitte bei Gott anzurufen und hielt ſeine Hände auf das Haupt des Kranken, um ihn ſo zu ſegnen und in den Schutz Gottes zu empfehlen. Hierauf ſalbte er ihn mit dem heiligen Oele an Augen, Ohren, Mund, Händen und Füßen, damit ihm alle Sünden verziehen ſein ſollten, welche er mit ſeinen fünf Sinnen begangen hatte.

Jetzt knieete Santello nieder und betete für ſich zu

seinem eigenen Schutzpatron und empfahl ihm dringend die Seele seines Vaters.

Unterdessen waren Antonio und Achilleus eingetreten. Sie blieben unter der Thür stehen, bis Santello das Gebet vollendet hatte. Auf seine Erlaubniß, sich dem Kranken nähern zu dürfen, traten sie an das Bett.

Der Chevalier reichte ihnen die Hand und sagte: „Allmälig wird es mit mir zu Ende gehen; es ist mir, als wenn mein Blut zu Eis gefröre."

„Vielleicht," versetzte Antonio, „ist eine Krisis im Anzuge, von welcher Eure Rettung abhängt."

„Auch Ihr besucht mich, Achilleus?" fuhr der Chevalier fort, „das habe ich nicht um Euch verdient!"

„Wenn es Euch," nahm Antonio wieder das Wort, „nicht zu schwer fällt, ein Anliegen, das wir an Euch haben, anzuhören, so könntet Ihr vielleicht meinem Freunde einen großen Dienst erzeigen. Er hat sich für die griechische Sache bei einigen Diplomaten des Congresses verwendet und ist dadurch der Polizei verdächtig geworden."

„Das ist nur ein Vorwand," versetzte der Chevalier; „Graf Joseph sucht ihn aus Eifersucht zu erdrücken. Er hat sein Auge auf die Tochter des spanischen Agenten geworfen, und der Grieche steht ihm bei seiner Werbung im Wege. Ja, Ihr," wandte sich der Chevalier zu Achilleus, „seid gewissermaßen an meinem Tode Schuld; denn in jener Nacht, wo ich verwundet worden bin, sollte ich Euch heimlich wegfangen. Der Graf wollte Euch ein lebenslängliches Unterkommen in den Kellern eines seiner Jagdschlösser verschaffen! — Ihr steht unter der Obhut guter Geister; denn sonst wäret Ihr längst von der Oberwelt verschwunden."

Achilleus knirschte vor innerem Ingrimm über diesen schändlichen Plan mit den Zähnen und sagte bei sich: „Er soll mir Rede stehen!"

„Gilt Euch der Rath eines Sterbenden etwas," fuhr der Chevalier fort, „so verlaßt noch in dieser Nacht

Verona; denn in jedem Augenblicke wächst für Euch die Gefahr."

„Ich würde nicht anstehen," entgegnete Achilleus, „sogleich den Staub Verona's von meinen Schuhen zu schütteln, wenn ich nicht hier noch auf die Entscheidung einer unendlich wichtigen Sache warten müßte. Wenigstens muß ich noch morgen hier bleiben. Wißt Ihr mir zu rathen, wie ich mich vor der Polizei sicher stellen kann, welche ausgeschickt ist, mich zu verhaften, so vergelte es Euch Gott alle Zeit."

„Wenn ihr mit dem Schicksal hazardiren wollt, so geht dort an mein Pult; darinnen werdet Ihr ein Packet kleiner Karten mit einer Chiffer und einem Stempel darauf finden! Dort! Der Schlüssel steckt an!" —

Da Achilleus zögerte, so suchte Antonio das Packet und fand es.

„Nehmt Euch davon!" sagte der Chevalier zu Achilleus. „Habt Ihr eine solche Karte bei Euch und Ihr werdet verhaftet, so laßt es ruhig geschehen und Euch in das Gefängniß führen; dort aber gebt die Karte an den Stockmeister oder Gefängnißwärter ab, und Ihr könnt dann ruhig passiren, wohin Ihr wollt.

„Daß dieses Mittel Euch nur einmal retten kann, versteht sich von selbst; denn es muß sich zu bald aufklären, daß nur ein Mißbrauch mit diesem geheimen Zeichen stattgefunden hat. Benutzt den Augenblick, denn später kann Euch kein Gott mehr von dem Verderben retten!"

„Ich danke Euch," versetzte Achilleus, „für Eure Güte, und wünsche irgendwie Euch dankbar sein zu können."

„Ich bin schon belohnt," entgegnete der Chevalier, „in dem Gedanken, mit diesem Amulet einem braven Manne vielleicht genützt zu haben."

Jetzt sank der Chevalier matt mit dem Haupte zurück.

Die beiden Freunde entfernten sich und kehrten wieder in Antonio's Wohnung zurück, um dort weiter zu berathschlagen, was nun zu thun sei.

Sie fanden dort Thriaki, welcher zurückgekommen war und seinen Herrn erwartete.

Er erzählte, daß er nicht nur zur Post die Depeschen bestellt, sondern auch Gelegenheit gefunden habe, mit dem Portier des Hauses, worin sie ihr Logis hatten, zu sprechen. Er habe von ihm erfahren, daß noch jetzt dort zwei Polizeisoldaten sich einquartiert hätten und die Nachhausekunft Achilleus' erwarteten; daß jedoch die Kammer, welche er selbst inne gehabt, ihrer Durchsuchung entgangen sei. Es wäre auch dem Hausmanne gelungen, die wenigen Sachen daraus ihm herunterzuschaffen; darunter wären zum Glück noch die schönen Pistolen seines Herrn gewesen, welche er zum Ritte nach Roveredo geladen und später auf seine Kammer mitgenommen gehabt, um die Ladung herauszuziehen, welche jedoch noch darin stecke.

„Wer weiß, wozu wir sie gebrauchen können!" versetzte Achilleus und zog die Stirne zu gefährlichen Gedanken zusammen, während er die Gewehre in seinen Gürtel zum Hatagan stellte.

Jetzt kam ein Bote von Francesca, welcher Achilleus auf ihr Zimmer beschied, um ihm einige wichtige Mittheilungen zu machen.

Achilleus eilte zu ihr. Sie hieß ihn freundlich willkommen und bat ihn, sich auf das Tabouret zu setzen. „Denn man muß Euch Männer," sagte sie, „ein wenig niedrig machen, wenn man Euch recht ordentlich in die Seele sprechen und dabei in die Augen blicken will.

„Ich habe mein Versprechen, mit Isabella von Euch zu reden, gelöst!" fuhr sie fort, „denn sie hatte mir schon früher ihr Vertrauen geschenkt. Ich stehe nun zwischen Euch als Mittlerin und Vertraute. Ihr scheint gar nicht zu wissen, daß Graf Joseph ernsthaft um ihre

Hand angehalten und sie von dem Ritter zugesagt erhalten hat?"

„Und wie hat sich Isabella erklärt?" fragte in höchster Spannung Achilleus.

„Ruhig! Ruhig!" versetzte Francesca; „was soll das arme Kind erklären? Der Wille ihres Vaters liegt, wie ein eisernes Joch, über ihrem Nacken. Dieser ist für sie nun einmal ein unumgängliches Gebot."

„Wenn sie mich liebte," rief Achilleus, „sie würde den Muth finden, vor ihn hinzutreten und zu bekennen, daß sie meine Verlobte ist vor dem Angesichte der heiligen Panagia! Sie liebt mich nicht, nicht so, wie ich glauben konnte, daß ich geliebt werde. Setze ich denn nicht auch Blut und Leben an meine Liebe zu ihr? Heiliger Gott! sie soll sagen, ob sie mein ist! Ich finde bald Gelegenheit, im Dienste des Vaterlandes mein Blut zu verströmen! Daß sie mir diesen Schurken vorziehen würde, diesen Grafen Joseph, das hätte ich nie geglaubt! — Einen Wüstling, einen Hochverräther an der Sache Gottes und der Menschheit, der gerichtet ist in seinem eigenen, vergifteten Blute!"

„Undankbarer!" entgegnete Francesca, „wie hat meine Freundin diese Vorwürfe verdient? — Das arme Kind ist bis zum Tode gequält, in Angst und Verzweiflung, gehalten von ihrem Vater und seinem Priester, wie eine Gefangene, getrennt von ihrer alten Vertrauten, von Ines, eingeschüchtert mit allen Mitteln, welche die Religion hat, die Gemüther zu zerknirschen in Gehorsam, und nun noch beschuldigt gemeiner Gesinnung von dem Manne, um den sie so Vieles und Alles duldet! Grausame, hartherzige Thiere seid Ihr Männer gegen die Frauen! Und auch Ihr, den ich selbst um einen Zoll höher, als die Anderen hielt, seid am Ende wie Alle, und um kein Haar besser! Hättet Ihr doch, wie Graf Joseph, gewagt, geradezu den Ritter um die Hand seiner Tochter zu bitten, und hätte er Euch sie versagt, ihm den Krieg offen erklärt, so hätte Alles sich anders gewendet!"

„Iſt das meine Schuld?“ fragte entrüſtet Achilleus; „habe ich Iſabella ſeit der heiligen Nacht in der Capelle wieder geſehen? War es mir möglich, mit ihr zu ſprechen? Konnte ich wider ihren Willen und ohne Verabredung einen ſolchen Schritt thun?“

„Und nun iſt Alles zu ſpät!“ entgegnete Franceſca, „Euer Nebenbuhler war flinker, als Ihr.“

„Bei Gott,“ verſetzte düſter Achilleus, „noch nicht flink genug! Zwiſchen Lippen und Kelch liegt noch die Ewigkeit!“

„Ihr habt noch Muth!“ ſagte jetzt freundlicher und milder, doch zugleich auffordernd Franceſca, „und dem Muthigen hilft Gott!“

Mit dieſen Worten überreichte ſie Achilleus einen Brief.

Er erbrach und las:

„Wäre es denn möglich, mein Geliebter und Herr, daß ich dir entriſſen werden könnte? Bin ich nicht dein geworden durch das heiligſte Bündniß, welches nur je zwei Menſchen geknüpft haben? — Und nun wäre ich doch die Braut eines Andern, und ſie ſchafften Kleinode herbei, mich zu ſchmücken, und Kränze, um Haus und Altar zu zieren? Bin ich denn wahnſinnig oder verrucht genug, meineidig zu ſein? Ich weiß nicht mehr, wer ich bin; ich weiß nur, daß ich dein gehöre und von dir getrennt werden ſoll, um, wie eine Sclavin, verkauft zu werden! Sage mir nur, du lieber, herziger Mann, iſt denn wirklich die Macht des Vaters über ſein Kind ſo heilig und allgewaltig, daß er es morden darf, nicht mit dem Meſſer, aber doch mit den fürchterlichen Blicken im Auge und den eiskalten Worten? Ich bete Tag und Nacht zur Mutter Gottes und frage ſie, was ich thun ſoll? Santello ſagt: „Sei gehorſam deinem Vater“ und mein Herz: „Sei treu deiner Liebe!“ Wie ich geſtern zur Nacht ſchlaflos auf meinem Lager ſaß und in das Fenſter mir gegenüber ſtarrte, getheilt zwiſchen

Angſt und Gebet, die gefalteten Hände in einander ringend, bis dein Ring, den du mir gegeben haſt, in das Blut drang, hat mir der Himmel ein Zeichen gegeben. Quer über das Fenſter hinüber fuhr plötzlich ein rother Schein, und mitten darin ſah ich einen zückenden Dolch. Weißt du, was das bedeutet? Geliebter, heiliger Mann, ſage mir, was der Dolch bedeutet? — Soll ich ihn, ſoll ich mich ermorden in der Brautnacht? In der Brautnacht? — Denke dir, der Verhaßte ſchleicht auf dem Corridor heran immer näher und näher —"

Hier ſtürzte Achilleus vor krampfhaftem Schmerz in ſeiner Bruſt nieder auf die Kniee, aus ſeinem Geſichte war alle Farbe gewichen, den Brief hielt er in der rechten Hand zitternd empor und rang nach Worten; die Sprache verſagte ihm.

Franceſca ſprang erſchrocken herbei und rief ihm in das Ohr: „Achilleus! Hört doch! Beſinnt Euch! Noch iſt nicht Alles verloren!" Zugleich rieb ſie ihm die Stirne; er verſuchte vergeblich, ſie mit ſeiner linken Hand hinweg zu drücken.

Endlich kam ihm der Odem in heftigen Stößen wieder in die Bruſt; in ſeine Augen flog ein gräßliches Feuer. Er ſprang in die Höhe, ſchüttelte ſich, daß ihm die wilden Locken, wie eine Löwenmähne, um das Geſicht ſchlugen, und lachte, wie ein zum Mord gereizter Menſch, der ſeinen Feind unter ſich wirft, laut auf in Wuth, Haß, Rache und Triumph!

„Menſch!" rief Franceſca, „Fürchterlicher! was ſinnſt du?"

Achilleus aber hörte ſie nicht; er ſetzte ſich zur Lampe, las den Brief zu Ende, legte ihn wieder zuſammen und in ſeine Brieftaſche. Für ſich unheimlich lächelnd, zog er die Piſtolen aus dem Gürtel und unterſuchte Lauf und Schloß.

„Achilleus! was ſinnſt du?" fragte Franceſca wieder.

„Ich ſehe nur nach," verſetzte er ruhig, „ob ſie ge-

laden sind!" und steckte die Pistolen wieder in den Gürtel. „Ich danke Euch," fuhr er fort, „für die Mittheilung dieser traurigen Botschaft und für den theuren Brief meiner Isabella. Ist es Euch möglich, noch heute mit ihr zu sprechen, so sagt ihr, daß ich diesen Abend nicht im Stande gewesen sei, mit der Feder zu antworten; ich würde aber für sie handeln."

Mit diesen Worten ging er zur Thür hinaus und durch das Haus hinweg. Francesca hörte von der Straße her seine weiten, mächtigen Schritte schallen. Sie schüttelte das Haupt und ging hinüber zu Isabella.

Viertes Capitel.

Nepomuk, der Diener des Grafen Joseph, welcher ihn im Vorzimmer zu erwarten hatte, war so sehr vertieft in die Lectüre des Trauerspiels, daß er den eintretenden Ritter Malavilla nicht merkte, und auch dann nicht, als dieser vor ihm stand und kopfschüttelnd auf ihn herabsah. Endlich legte er ihm die Hand auf das Buch, und Nepomuk fuhr erschrocken empor. Als er jedoch den Ritter sah, machte er einen Kratzfuß und stotterte:

„Die Ahnfrau, gnädiger Herr; eine schauerliche Geschichte — werden verzeihen —"

„Ist dein Herr daheim?"

„Ist noch nicht zurück, seit er nach dem Theater gefahren; muß aber bald kommen; wenn Eure Gnaden auf ihn warten wollen?"

Mit diesen Worten führte er den Ritter in das Zimmer, setzte den Armleuchter auf den Tisch und sagte, während er sich wieder entfernte: „Unser Herr Graf wird gewiß bald zurückkommen; denn gegen Abend wechselt er immer die Kleider."

Obgleich sich jetzt der Ritter im Zimmer allein zu sein wähnte, so hatte er doch einen unsichtbaren Gefährten.

Clärchen hatte sich hineingeschlichen und hinter dem Ofenschirm in die Ecke gekauert. Sie getraute sich kaum Odem zu holen, doch schlug ihr das Herz fast hörbar. „Wenn ich doch nur wieder fort wäre, dachte sie bei

sich, und fuhr in Angst mit den zitternden Händen sich über das kalte Gesicht. Bei jedem Geräusch, das der Ritter machte, fuhr sie vor Schreck zusammen. Sie hatte nur gehört, daß es nicht Graf Joseph sei, und glaubte in ein fremdes Logie gerathen zu sein. Als endlich der Ritter ganz ruhig geworden war, wagte sie um die Ecke des Schirmes ein wenig vorzublicken; als sie aber den alten, langen ernsthaften Mann sah, zog sie sich wieder zurück und wickelte sich tief in den schwarzen Schleier, während sie ihre Hände fest um die Kniee schlang, als wollte sie sich in diesem entsetzlichen Augenblicke an sich selbst festhalten.

Nach einer Weile hörte sie wieder im Vorsaale Jemand sprechen; es war Graf Joseph, welcher angekommen war. Es war ihr, als wenn über sie herunter heißes Wasser gegossen würde.

Graf Joseph trat jetzt herein, und sie belauschte folgendes Gespräch:

„Welche fröhliche Ueberraschung, mein Schwiegervater! Tausendmal willkommen!"

„Lieber Sohn, ich mußte noch zu Ihnen eilen; denn schneller, als wir Beide hofften, kommen wir zum Ziele. Allen Heiligen sei Dank, er hat das Gebet der getreuen spanischen Herzen gehört! Ich komme eben vom Vicomte Montmorency. Heute hat er endlich die Note erhalten, in welcher von den Mächten des Congresses Frankreich die Vollmacht erhält, nach Ermessen in die spanischen Angelegenheiten einzuschreiten. Ein Bourbon wird den andern retten vor dem hunderiköpfigen Drachen der Demagogie! Die heilige Oriflamme wird das ritterliche Frankreich über die Pyrenäen führen, und die Cherubim mit Flammenschwertern den Weg bahnen!"

„Obschon ich," versetzte Graf Joseph, „vor Anbeginn in diese Verhandlungen eingeweiht und vielfach dabei thätig gewesen bin und Ihnen den glücklichen Fortgang derselben und endlich die glorreiche Beschlußnahme selbst mitgetheilt habe, so überrascht mich doch das Resultat,

da es fertig vor uns da steht. Lassen Sie sich und uns Allen Glück wünschen! Von dieser Stunde an, wo wir uns die Hände fröhlich reichen, triumphiren die loyale Sache in Spanien und in ihr die Throne Europa's. Jetzt erst ist die Revolution vernichtet!"

„Doch wird unsere heilige und gute Sache," fuhr Malavilla fort, „noch manches persönliche Opfer verlangen, und wir, die wir in die ersten Reihen der Kämpfer gehören, müssen uns dazu immer bereit halten. Vicomte Montmorency reist morgen nach Paris zurück und wünscht, daß ich ihn begleiten möge, damit ich dort die nöthige Depesche für meinen Herrn und König erhalten kann, um sie ihm mit Gefahr meines Lebens nach Madrid zu bringen. Dort hat die gute Sache noch viele heimliche, mächtige Anhänger. Mit Gott wird mir meine Mission gelingen."

„Sie wollen uns schon morgen verlassen? Und Isabella? — meine Braut?"

„Hierüber müssen wir eben," versetzte Malavilla, „uns berathen! Bis morgen Nachmittag höchstens kann ich noch hier verweilen; dann muß ich mit untergelegten Pferden dem Vicomte, welcher Verona schon Vormittags verläßt, nacheilen. Alles Gute nimmt einen langsamen Weg und kommt schnell zum Ziele. So hören Sie denn meinen Vorschlag! Sie wissen, daß der Priester Santello, mein Freund und Rathgeber, bei mir ist. Dieser meint, daß der Drang der Verhältnisse uns entschuldige, wenn er sogleich morgen Ihrer Verbindung mit meiner Tochter Isabella die kirchliche Weihe gebe, so daß ich bei meiner Abreise meine Tochter sorglos bei ihrem Gemahl zurücklassen kann. Auf die übrige Dauer des Congresses können Sie mein Quartier beziehen, welches räumlicher ist, als das Ihrige. So hoffe ich, daß sich Alles von selbst einrichten wird."

„Sie machen mich unaussprechlich glücklich, lieber Vater, doch auch zugleich schmerzlich betrübt. Während ich meinen heißesten Wunsch erfüllt sehen soll, träufeln

Sie in den Moment des Glückes einen bittern Tropfen Wermuth. Ist es denn nicht möglich, daß Sie wenigstens noch morgen den ganzen Tag Ihren vereinigten Kindern schenken? Sie sehen, ich bin bestürzt von der Fülle des Glückes, welche mich überschüttet, und klage doch, daß ich es mit Schmerz bezahlen soll!"

„So ist es immer im Leben, mein Sohn! Zwischen Schmerz und Thränen blüht die Blume der Freude! Und wer von uns Beiden ist es, der am Meisten verliert? Euer Vater! — Ich ziehe nun einsam dahin und lasse alle meine Wünsche bei Euch zurück; vor mir liegt nur meine ritterliche Pflicht, die mir mit eisernem Maßstabe selbst die Empfindungen des Herzens zumißt."

Clärchen hörte gespannt Alles mit an, es war ihr, als wollten sich die Augen ihr aus den Höhlen drängen; der Odem stockte in ihrer Brust. Ueber sie kam jetzt ein Fieberfrost, der ihr die Zähne an einander schlug, so daß der Ritter aufmerksam wurde.

„Mein Gott!" rief er, „es ist mir, als hörte ich Jemand mit den Zähnen klappern?!

„Nebenan," versetzte Graf Joseph, „ist ein Kaffeehaus, und man hört zuweilen die Carambole aus dem Billardzimmer."

Clärchen legte schnell einen Finger zwischen die Zähne, daß das Klappern aufhörte, und der Ritter fuhr fort:

„Sie sind also mit mir einverstanden, und werden morgen Isabella zum Altare führen? Es versteht sich, daß die Trauung ohne Aufsehen in der Stille in unserer Hauscapelle Statt findet."

„Ihr Wille," versetzte Graf Joseph, „ist nur mein innigster Wunsch! Weiß meine Braut davon?"

„Noch nicht!" entgegnete der Ritter; „ich eile aber zu ihr, um ihr unseren Beschluß anzukündigen, und würde Euch bitten, mit mir zu ihr zu kommen, wenn sie nicht genöthigt wäre, nun noch schnell die Vorbereitung für Morgen zu treffen, während ich zugleich die Leute anstellen muß, den Reisewagen zu packen. Sie können morgen

früh zu guter Zeit Ihre Effecten, welche Sie zur Hand haben wollen, in mein Quartier bringen lassen, damit sie es nach meiner Abreise gleich als das Ihrige ansehen können. Um elf Uhr Vormittags erwarten wir Sie selbst."

„Nehmen Sie," rief Graf Joseph, „mein Herz mit zu meiner theuern Braut und sagen Sie ihr, daß die Stunden, welche noch bis dorthin vergehen müssen, wo ich sie ganz mein nennen kann, sich mit peinlicher Sehnsucht ausfüllen werden."

Der Ritter umarmte jetzt den Grafen und verabschiedete sich von ihm.

Als jedoch der Ritter das Haus verlassen hatte, trat Achilleus in den Vorsaal. Kaum war Nepomuk aus dem Gespensterspuk Grillparzer's emporgetaumelt, als Achilleus schon die Thür zum Zimmer des Grafen geöffnet hatte und eingetreten war. Nepomuk wollte ihm sogleich nacheilen, aber ehe er noch die Thüre erreichte, hatte Achilleus inwendig den Schlüssel umgedreht und abgezogen.

„Ihr sucht mich mit Schergen, Graf!" sprach in gemessenem Zorne Achilleus; „hier bin ich! Ihr trachtet nach meiner Freiheit, nach meinem Leben — hier bringe ich mich selbst!"

Graf Joseph, erschrocken wie er war, suchte sich zu fassen und entgegnete:

„Nur ein Mißverständniß, sehr verehrter Freund!"

„Todfeind willst du sagen, ehrvergessener Schuft!" rief Achilleus mit feuersprühenden Augen; dann fuhr er ruhiger fort:

„Die Augenblicke sind gezählt; schon schreien deine Diener nach Hülfe! also nur drei Worte! Ich will nicht mit dir rechten, daß du die Hand Isabella's, die vor Gott mein gehört, zu erschleichen suchst! — Nicht, daß du und deinesgleichen, wie Hetären, mit Eurer Pest, Eurem Elend und Eurer Schande in scheußlicher Umarmung und Moschusduft die junge Zeit entehren und vergiften wollt, — nicht, daß du um Geld und Titel auch mein Volk, wie das deine, verhandeln willst; denn

du bist ein Diplomat, — nur dafür sollst du mir Rede stehen, daß du mir nach der Kehle schnappst, heimtückische Creatur! Hier stehe ich vor dir gerüstet in der Nothwehr. Da, greif' zu der Pistole, diese oder diese da! Beide sind geladen! welche du willst, greif' zu!" —

Der Graf fuhr in sich selbst zusammen und suchte sich mühsam an der Tischecke zu halten; seine Blicke drehten sich ängstlich zu der verschlossenen Thür, nach Hülfe forschend; dann fuhren sie in der Stube umher; — aber der Entsetzliche stand mordrüstig vor ihm und schlug auf ihn die Pistole an mit den Worten:

„Ich zähle drei; dann schieße ich dich nieder! Einer von uns Beiden!"

Mit bebender Hand griff der Graf nach der Pistole.

„Eins!" rief Achilleus; — „zieh' den Hahn auf! Zwei!"

Auf einmal stürzte der Schirm am Ofen um, und Clärchen hervor und um den Hals des Grafen Joseph, so daß sie ihn mit ihrem Leibe deckte, in unarticulirten Tönen aufkreischend, wie ein Rebhuhn, daß ein Jagdhund im Neste überrascht.

Achilleus ließ die Pistole sinken und stand einen Augenblick da, wie versteinert; endlich brach er in lautes Lachen aus und rief:

„Dein Teufel ist dir getreu! Du sollst nicht von einer ehrlichen Kugel sterben, sondern lebendig zur Hölle fahren!"

Doch jetzt war auch Nepomik mit militairischer Hülfe angekommen. Auf zwei Kolbenschläge sprang die Thür auf. Achilleus drehte sich, die Pistole vorhaltend, der Thüre zu; — zugleich wurden die Soldaten sichtbar. Die Flintenschlösser knitterten, und schußfertig starrten ihm die Gewehre entgegen.

„War es so gemeint?" sagte Achilleus; „auf so elende Art vor den Augen des Schufts sterben? Hier sind meine Waffen!" rief er und legte sie von sich. —

Jetzt trat der Officier herein und sagte:

„Sie sehen halt, daß hier zu Lande Ordnung ist; kommen Sie! und machen Sie keine Umstände nicht!"

Achilleus schlug die Arme über die Brust zusammen, und zwei Soldaten hinter sich, zwei vor sich, ließ er sich ruhig abführen und zur Polizei abliefern.

Als sich die Wache mit Achilleus entfernt hatte, machte sich Graf Joseph von Clärchen los, welches, wie todt, zu seinen Füßen niedersank.

Fünftes Capitel.

Clärchen lag in tiefer Ohnmacht. Graf Joseph war über die Begebnisse dieses Tages bis in das Innerste der Seele verstimmt. Nepomuk, welchen er zu Clärchens Mutter geschickt hatte, um sie herbeizuholen, kam jetzt mit ihr zurück. Als die Alte Clärchen, wie todt, auf dem Teppich des Zimmers liegen sah, begann sie eine unendliche Wehklage.

„Das also ist," rief sie, „das Glück, welches Ihr uns versprochen habt? — Mein armes, gutes Clärchen! erst hat er dich um deine Ehre, deine Ruhe und nun um dein Leben gebracht! — Giebt es denn keinen gerechten Gott im Himmel mehr, der uns arme Leute gegen die Großen in Schutz nimmt und sie vor's Gericht bringt?"

„Nicht unsinnig, Alte! sie ist nicht todt, nur ohnmächtig, und ihr ist hier nichts Uebles widerfahren. Kommt sie zu sich, so wird sie dir selbst erzählen, wie sie hergekommen ist! Laß' sie nur ruhen; du siehst, sie schläft. Der Schlummer wird sie erquicken. Jetzt spreche ich mit dir. Ich will dir nicht vorwerfen, wie du selbst aller Zucht und Ehre vergessen warst, als du meine Besuche mit dem Deckmantel der christlichen Liebe bedeckt und dafür von mir Geld genommen hast! — Deine Verwünschungen, die du auf der Zunge hast, sind dir schon längst mit Chremnitzer Ducaten abgekauft. Sie verunstalten blos dein Gesicht; weiter gehen sie mich Nichts an!"

„O, du heilige Mutter Gottes," seufzte die Alte, „sieh' nur an, wie gottlos er mit uns verfährt!"

„Nun will ich aber endlich," fuhr der Graf fort, „Ruhe vor Euch haben! In Euren Verhältniſſen iſt Eure größte Unehre der Mangel. Dieſem kann ich abhelfen!" Mit dieſen Worten wühlte er in ſeiner Chatouille herum und forderte die Alte auf, zu ihm zu kommen.

Wie ſie einen Blick in das flammende Gold hinein that, ſeufzte ſie ſchwer auf und ſagte: „Wie glücklich ſind die Reichen! hätten wir nur eine Handvoll davon gehabt, wir wären vor allen Miſſethaten bewahrt geweſen!"

„Falte deine Schürze zuſammen! Hier! Hier!" Mit dieſen Worten warf der Graf ihr drei Hände voll hinein; es ſchauerte ihm ſelbſt inwendig dabei; denn der Gedanke: daß man dem Verſchiedenen auf den Sarg drei Hände voll Erde werfe, fuhr ihm unvermuthet durch den Sinn, ſo daß er unwillkürlich in einer Anwandlung von Aberglauben ihr noch eine vierte Hand voll Ducaten zu den andern hinunterklingen ließ.

„Verſtehe mich aber!" ſetzte er ſtreng hinzu; „ſobald Ihr reiſen könnt, kehrt Ihr in Eure Heimath nach Grätz zurück und unterſteht Ihr Euch irgendwie mir Uebles nachzureden oder Euch wieder zu mir zu drängen, ſo zittert vor meinem Zorn!"

Die Alte gelobte die tiefſte Verſchwiegenheit an und küßte ihm die gnädige Hand.

Nepomuk hatte unterdeſſen ſich bemüht, Clärchen wieder in das Leben zu bringen. Während er mit Eau de Cologne ihr die Schläfe rieb, war ihm doch zugleich der goldene Regen nicht entgangen, welcher auf die Mutter Clärchens herunterfiel.

„Nepomuk!" befahl der Graf, „führe die beiden Damen in ihr Logis zurück, ſobald das Fräulein ſich erholt haben wird!"

„Zu Befehl, Eure Gnaden!" verſetzte Nepomuk und richtete Clärchen, welche allmälig wieder zu ſich kam, in die Höhe, der Graf aber ging hinaus, ließ ſich ſeinen Mantel umwerfen und ging allein hinweg, um ſich auf die Polizei zu begeben.

Achilleus hatte ihn so tief gedemüthigt, daß sich seine Seele krümmte, wie ein Aal, welcher lebendig in Essig geworfen, an das Feuer gesetzt ist. Er glaubte sich es schuldig zu sein, seinem gedemüthigten Feinde, welchen er in Ketten und Banden zu finden hoffte, triumphirend unter die Augen zu treten.

So hatte er noch niemals einen Menschen gehaßt, wie ihn; und ihn zu zertreten, war ihm im Voraus der süßeste Gedanke, welchen er je gehabt hatte.

Er ging bei sich alle Mittel durch, welche den Griechen so recht langsam zu foltern im Stande sein könnten. Er mußte vor sich laut auflachen, als ihm einfiel, morgen zu seinem Hochzeitsfeste den Gefangenen den Abhub seiner Tafel schicken zu wollen und besonders an Achilleus eine Flasche Champagner, um sie auf Gesundheit des Gebers zu leeren! —

In diesen Gedanken trat er in das Polizeigebäude.

Polizeisoldat trat ihn barsch an und sagte: „Es wird nicht mehr spedirt! kommt ein anderes Mal wieder; der Herr Wachtmeister hat seine Sessionsstunde!“ —

„Du kannst höflicher sein!“ entgegnete Graf Joseph und schlug den Mantelkragen zurück, daß sein Gesicht frei und von der Lampe in der Hausflur beschienen wurde.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ stotterte der Soldat, „ich hab' Sie halt nit gekannt!“

„Ruf' den Wachtmeister!“ befahl Graf Joseph und hüllte sich wieder in seinen Mantel.

Der Wachtmeister kam und fragte unterthänigst: „Was schaffen Eure Gnaden?“

„Hat die Wache nicht vor Kurzem,“ versetzte er, „den jungen Griechen Achilleus hier abgeliefert?“

„Das schon!“

„Er ist doch geschlossen?“

„Geschlossen?“

„Mit Ketten!“

„Mit Ketten?“

„Willst du mein Echo sein? — Was heißt das?“ fragte streng und gespannt der Graf.

„Eure Gnaden erlauben, der junge, hübsche Mensch gehört zu der mobilen Garde des Herrn Chevaliers; da hier hat er die Freipaßkarte für Jeden, der sie vorzeigt, hier abgegeben. Es steht ganz richtig darauf eingestempelt das Wappen Eurer Gnaden und darüber sind die drei Zeichen! —“

„Bist du verrückt?“

„Verrückt?“ antwortete der Wachtmeister.

„Du, mein' ich.“

„Ich, Eure Gnaden?“

Graf Joseph stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße auf das Pflaster.

„Verzeihen, — wer Papiergeld ausgiebt, muß es halt auch wieder einnehmen; und es wird denn auch Alles ganz in seiner Ordnung sein, ich habe ganz gethan nach meiner Instruction.“

Graf Joseph zerschlitzte vor Unmuth das seidene Taschentuch, welches er in der Hand trug, und herrschte zum Wachtmeister: „Schweig'! dumm hast du gehandelt!“

„Dumm? Eure Gnaden haben die Instruction gegeben, und soll ich nicht darnach thun, so haben Sie nur zu befehlen!“

„Es ist ein Betrug mit dieser Karte vorgegangen; schnell, biete das ganze Personal auf, dieser Grieche ist das gefährlichste Subject, was hier in Verona zu finden ist!“

„Das muß ja ein Hauptspitzbub' sein! Verlassen sich darauf Euer Gnaden; — der Mensch wird noch eingefangen, sobald wir ihn kriegen!“

„Schickt nach Nicolo,“ fuhr der Graf fort, „Nicolo soll zu mir kommen! Sobald der Neugrieche eingebracht ist, rapportirt Ihr mir!“

„Sobald er eingebracht ist, Euer Gnaden!“

Unwillig begab sich der Graf hinweg in der Absicht, zu dem Chevalier zu gehen, um dem Unterschleife mit der Karte, durch welche Achilleus sich befreit hatte, auf die Spur zu kommen.

Der fürchterliche Argwohn, daß vielleicht irgend ein einflußreicher Diplomat des Auslandes oder vielleicht gar die Propaganda ebenso gut, wie er, in Verona eine geheime Polizei besolde, welche ihm seine Plane kreuze, ging ihm durch die Seele.

Als er jetzt um die Straßenecke biegen wollte, hörte er seinen Nepomuk mit Clärchen und ihrer Mutter sprechen. Er zog sich zurück und langsam an ihnen vorüber; zwischen ihrer Mutter und Nepomuk wankte Clärchen. Nepomuk recitirte aus der Ahnfrau:

„Kannst du mich so leiden seh'n?
Soll ich hier vor dir vergeh'n?
Laß' dich rühren meinen Jammer,
Laß' mich ein in deine Kammer.
Hat die Liebe je verwehrt,
Was die Liebe heiß begehrt?"

„Es kommt Alles auf Sie an, gnädiges Fräulein," fuhr er jetzt in Prosa fort. „Ich habe mich nun einmal in Sie verliebt, als Sie ohnmächtig in meinen Armen lagen, gerade wie die Bertha in der Ahnfrau, und wenn Sie wollen, so geh' ich zum Herrn Grafen und frage um seinen gnädigen Permiß zu meiner Heirath!"

„Nein! Nein!" versetzte Clärchen, „ich bin ein armes Geschöpf und nicht werth der Hand eines redlichen Mannes!"

„Nicht so gar arm, als Sie vielleicht denken," versetzte Nepomuk und fuhr mit Grillparzer fort:

„Hat doch keine wilde Bärin
Mich im rauhen Forst geboren
Und mit Tigermark genährt,
Steht auf meiner offnen Stirn
Doch der heitre Name: Mensch!
Und der Mensch hat seine Grenzen!"

„Sehr viele Ehre für uns, Herr Nepomuk!" nahm Clärchens Mutter das Wort, „besuchen Sie uns nur, so oft es Ihnen gefällt; denn morgen und übermorgen kann mein Clärchen doch noch nicht abreisen; sie ist noch zu sehr angegriffen!"

„Eure Gnaden," entgegnete Nepomuk, „sind mein Schutzengel!"

„Meine Bertha, sei nicht strenger,
Als der strenge Richter, Gott,
Der mit seiner Sonne Strahlen
In des Sünders letzten Qualen
Noch vergoldet das Schaffot."

In diesem Gespräche kamen sie an Graf Joseph vorüber, welcher höhnisch in sich selbst hineinlachte und seinen Weg zum Chevalier fortsetzte.

Jetzt hörte er plötzlich schlanke, kecke Schritte durch die Quergasse einherkommen. Er kehrte sich um, und in stolzer Haltung schritt dicht an ihm vorüber über die Hauptstraße in die andere Gasse hinein Achilleus mit Thriaki, welcher sich zu ihm gefunden hatte.

Joseph stand eine Weile da, wie versteinert. „Pfui über mich!" sagte er endlich zu sich, „daß mich dieser Grieche schon durch seine Erscheinung verblüfft. Konnte ich ihn nicht halten und um Hülfe rufen?" In seinen Ohren klang ihm das Echo des Polizeiwachtmeisters nach: „Sobald wir ihn kriegen!" Er eilte ihm jetzt nach in die zweite Straße, aber er war nicht mehr zu sehen oder zu hören; Graf Joseph kehrte wieder um und setzte seinen Weg fort.

Da es auf den Straßen ganz still geworden war, so hörte Joseph den Wiederhall seiner eigenen Schritte. Es kam ihm vor, als wenn Jemand in seine Fußtapfen ihm nachtrete.

Auf einmal jedoch schlichen sich an ihn zwei Kerle heran.

„Wer ist Er?" rief der Eine.

„Seine Legitimation!" der Andere.

„Wer seid Ihr?" fragte barsch der Graf.

„Hoho! nur höflich!" versetzte der Eine, „Leute, die Nachts allein auf der Straße gehen und mit sich disputiren sind ganz verdächtige Menschen! Er ist ein verdächtiger Mensch!"

„Unverschämt!“ versetzte der Graf Joseph und flüsterte dann dem Einen etwas in's Ohr.

„Eure Gnaden!“ entgegnete dieser, „werden uns nicht übel nehmen, daß wir Sie angehalten, wir sind auf einen gewissen Herrn Achilleus aus, den wir noch nicht haben!“

„Eben ging er über die Straße,“ versetzte der Graf, „und dort zur Gasse hinein! — Beeilt Euch! eine besondere Belohnung sollt Ihr haben, wenn Ihr ihn stellt!“

„Unterthänige gute Nacht, gnädiger Herr!“ riefen die Beiden und verschwanden im Dunkel der Gasse.

„Ist es mir doch,“ sagte jetzt Graf Joseph zu sich, indem er seinen Weg fortsetzte, „als verhöhnten mich heute die bösen Geister meines Schicksals. Es geht mir, wie einem römischen Triumphator, hinter dem Triumphwagen sangen die Cohorten Spottlieder auf ihren Cäsar. Es ist der neckischste Polterabend, den ich vor meiner Hochzeit haben kann. Pah! man muß der Sache eine scherzhafte Seite abgewinnen. Freund Gentz würde sagen: „Wen das Schicksal nicht mehr foppt, dem fehlt Salz und Gewürz zum Braten!“

Mit diesen und ähnlichen Gedanken hatte er sich wieder in eine gute Stimmung hineingelogen, als er in das Logis des Chevaliers trat.

Mit trübem, langem Gesicht empfing ihn der aufwartende Diener, ein alter Corporal des Chevaliers.

„Wie befindet sich dein Herr?“ fragte Joseph.

„Auf der Retirade!“ versetzte der Diener; „sein Tornister ist gepackt, und der Tambour steht vor der Thür, um Alarm zu trommeln!“

„Ist keine Hoffnung mehr vorhanden?“

„Zum Avancement in das Himmelreich, wenn ihm der Teufel nicht im Hinterhalte liegt. Tretet nur ein, Herr Graf! und seht selbst, was für ein spanisches Gesicht er macht!“

Als Graf Joseph eintrat, wehte ihn ein eigener Schauder an; doch trat er an das Lager.

Der Chevalier röchelte aus tiefer Brust. Seine Lippen schienen heftig zu sprechen, ohne daß man etwas hören konnte; endlich zuckte er zusammen, wie von einem Schlage auf die Schulter; er machte die Augen weit auf, und ihre wunderlichen Blicke hefteten sich in das Gesicht des Grafen.

„Ergieb dich, Spion!“ rief er, sprang in die Höhe, packte die Hand des Grafen, schlug um sie krampfhaft seine Finger und stürzte dann mit dem Rufe: „Vive l'empéreur!“ auf das Bett zurück und war todt.

Der Graf war vor Schreck auf die Kniee niedergesunken und suchte mit Anstrengung, wie Don Juan im letzten Acte, seine gefangene Hand aus der kalten, marmornen des Todes zu befreien.

Sechstes Capitel.

In der Wohnung des Ritters Malavilla waren in dieſer Nacht ſeine und Antonio's Diener und Dienerinnen und viele beſonders gedungene Arbeiter beſchäftigt, theils um den Reiſewagen im Hofe zu packen, theils um zugleich zur Vermählung ſeiner Tochter mit dem Grafen die Zimmer und die Capelle zu ſchmücken. Ueberall war der Ritter gegenwärtig, um anzuordnen und anzutreiben. Bald ſtand er unten bei dem Wagen und ſah nach, ob die Koffer wohl verſichert würden, bald in dem großen Zimmer, wo Gardinen an den Fenſtern aufgemacht wurden, bald im Vorhauſe bei den Gärtnern, welche ihre Gewächshäuſer noch gegen Abend geplündert hatten, um Laub und Blumen zu Kränzen herbeizuſchaffen. „Auf der Reiſe muß der Herr ſich nicht ſchämen, ſein eig'ner Diener zu ſein," ſagte er zu Santello, welcher zu ihm in die Küche trat, wo der Koch und ſeine Jungen mit Töpfen und Tiegeln handthierten.

„Ich bringe hier unſere Ines zurück," entgegnete Santello, indem er ſie hinter ſich hervor und zur Thür hereinzog.

Ines machte einen ſteifen Knix und zeigte eine beleidigte Miene.

„Da ſeid Ihr ja wieder, Ines!" rief der Ritter, „ich hoffe, daß Ihr Zeit gehabt, Euch auszuſinnen, wie weit Euer Revier in meinem Hauſe geht, und wo es aufhört."

Ines machte wieder einen Knix und ſchwieg.

„Kann Sie keine Antwort finden?“ fragte der Ritter.

„Ich bewundere nur,“ verſetzte ſie ſpitz, „wie Don Malavilla ſeit meiner Entfernung ſich ſo gut in der Wirthſchaft eingerichtet hat! Hätte ich gedacht, daß ich ſo bald erſetzt ſein könnte, ich hätte bei den barmherzigen Schweſtern ruhiger ſein können, als ich geweſen bin.“

Sie brach jetzt in ein bitteres Weinen aus und ſchluchzte dazwiſchen: „Wer hätte auch das gedacht, daß man ſo bald überflüſſig ſein und verſtoßen werden könnte, ach, ich erbarmungswürdigſte aller Duennen in den beiden Reichen von Caſtilien und Arragonien!“

„Schon gut, Ines!“ verſetzte der Ritter, „geht nur hinein zu Donna Iſabella und fragt nach ihren Befehlen. Ihr werdet heute noch genug zu thun bekommen.“

Ines begab ſich auf dieſe Weiſung in das Zimmer Iſabellens.

Wie ſie eintrat und Iſabella ſitzen ſah, tief in den Schleier verhüllt, ohne von ihr bemerkt zu werden, begann ſie noch lauter zu weinen und zu wehklagen: „O du grauſamer Don! ſo an ſeinem eigenen Kinde zu handeln! Ja, ich will, ich muß es ihm noch ſagen, daß er ein kieſelherziger Barbar, ein Kindesmörder iſt!“

Iſabella hatte ſie erſt bei dieſer Rede erſtaunt angeſtarrt, jetzt ſprang ſie empor und fiel ihr um den Hals mit den Worten: „Daß ich dich wieder habe, meine Ines, dich zu dieſer Zeit! Nun habe ich doch Jemand, der es vom Herzen gut mit mir meint. Weißt du denn ſchon, daß ich gezwungen werde, dem Grafen Joſeph zum Altar zu folgen? — Weißt du es ſchon?“

„Und Ihr habt Euer Jawort gegeben?“ fragte Ines.

„Das hat Niemand von mir begehrt! denn auf mich kommt Nichts mehr an!“

„Und das könnt Ihr Alles ſo dulden, armes, gutes Kind? Denkt Ihr denn noch an den ſchönen Achilleus? Bekümmert er ſich denn gar nicht mehr um Euch?“

„Ich habe ihn nur einmal aus der Ferne geſehen!“

„Weiß er, in welcher fürchterlichen Lage Ihr ſeid?“

„Vielleicht! Gegen Abend hatte ich Gelegenheit, ihm einige Zeilen zu ſchreiben, welche Franceſca an ihn beſtellen wollte. Ach, theure Ines, mir bleibt Nichts mehr übrig, als die Verzweiflung. Meine Gedanken flattern herum, wie Vöglein, die durch das Fenſter in ein Zimmer geflogen und nun darin gefangen ſind. Es iſt nur noch ein Ausweg übrig. Schwöre mir bei der Aſche deines Vaters, Nichts zu verrathen!“

„Bei den Gebeinen aller Heiligen und dem Sarge meines Vaters und ſeiner Aſche!“

„Ich vertraue dir. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ſeitdem bin ich ruhig. Mein Vater ſoll ſeinen Willen und Wunſch erfüllt ſehen. Ich habe ihm geſagt, daß ich lieber ſterben würde, als die Gemahlin des Grafen werden.“

„Und was ſagte er?“

„Daß er mich lieber todt ſähe, als ungehorſam; denn es wäre beſſer, daß die Ehre unſeres Hauſes nicht getrübt würde, als daß ich lebe zu ſeiner Schande. Ich will nun das Aeußerſte erwarten. Ich will gehorſam ſein!“

„Und das könntet Ihr Achilleus, dem jungen griechiſchen Fürſten, zu Leid' thun?“

„Mein Vater,“ fuhr Iſabella fort, „ſoll auch ruhig abreiſen; ich will ihm die letzte Freude gönnen.“

„Und dann?“

„Werde ich hoffen, daß Achilleus den Grafen auf Leben und Tod zum Zweikampfe fordert oder ſonſt unſern Feind zwingt auf mich zu verzichten!“

„Iſabella! ſeid Ihr bei Sinnen? Das ſind nichtige Hoffnungen. Mir ſieht der Graf nicht darnach aus, als ob er ſich in die Gefahr begebe, in welcher er umkommen könnte! Habt Ihr keine andere Ausſicht?“

„Die letzte!“ verſetzte Iſabella. „Ich will mich einſperren in der Hochzeitskammer, den Grafen nicht einlaſſen und beten die ganze Nacht durch zu allen Heiligen um Hülfe und Rettung.“

„Und wenn nun die Heiligen ſich nicht erbitten laſſen?“

„Bricht dann der Morgen an, und iſt noch keine Hülfe da, ſo ſtoße ich mir ein Meſſer in das Herz, und Alles iſt vorüber.“

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ rief Ines und ſtürzte nieder auf die Kniee, „ſieh' herab auf dieſes Elend und bitte für ihre arme Seele! — Iſt denn gar keine Hülfe mehr auf Erden?“

„Kennſt du einen andern Ausweg, wie ich den Gehorſam zu meinem Vater mit meiner Freiheit und Liebe vereinigen kann, o wie ſo gern will ich ihn einſchlagen!“

Jetzt kam Franceſca herein, Iſabella ſtreckte ihre Hände nach ihr aus, als erwartete ſie von ihr Troſt und Rath.

„Noch iſt Nichts verloren!“ flüſterte ihr Franceſca zu. „Darf Ines meine Nachrichten mit anhören?“

„Ines kann ſchweigen,“ verſetzte die Duenna.

„Geliebte Freundin,“ erwiederte Iſabella, „zög're nicht länger mit guter Nachricht, haſt du welche für mich?“

„Achilleus,“ fuhr Franceſca fort, „hat den Grafen zum Rencontre zwingen wollen, und dieſer hat ſich hinter die Polizei geflüchtet, welche jetzt den verwegenen Griechen aufſucht.“

„Schmach über den feigen Grafen!“ rief Iſabella entrüſtet; „doch Achilleus? iſt er gerettet?“

„Er iſt zunächſt in Sicherheit,“ flüſterte Franceſca noch leiſer, „er athmet mit dir unter einem Dache.“

„Hier! Achilleus hier?“ rief Iſabella.

„Pſt!“ beſchwichtigte ſie Ines, „ſtill! ſonſt verrathet Ihr ihn.“

„Wir haben ihn oben in dem Raritätencabinete meines Bruders bei unſerem Freunde Arnold verborgen, welcher mit ihm abreiſen will. Er wünſcht Euch noch einmal zu ſehen und zu ſprechen.“

„Gott vergelte dir,“ entgegnete Iſabella, „deine Liebe und Güte, Franceſca! Du ſchenkſt mir das Leben.

Nun hoffe ich wieder, und doch weiß ich nicht, wie auch er zu helfen im Stande ſein könnte."

„Verzagt nicht, Donna Iſabella!" entgegnete Ines, „ſo lange er noch hier iſt, braucht Ihr nicht zu verzweifeln."

„Wenn und wie," fragte Iſabella, „kann ich ihn ſprechen? Ich muß ihn ſehen! — Mein Gott, was fang' ich an?"

„Von ſeinem Verſtecke aus kann er in das Eckfenſter unſeres Hauſes gegenüber ſehen.

„Wenn im Hauſe Alles ruhig iſt, und Ihr ihm ſeine Bitte nicht verſagen wollt, ſo ſoll ich eine Lampe an das Fenſter ſtellen. Bei dieſem Zeichen will er hinunter in die Capelle kommen und Euch dort erwarten."

„Wie aber erhalten wir den Schlüſſel zur Capelle?" verſetzte Iſabella.

„Laßt das meine Sorge ſein," entgegnete Ines, „die Mägde ſind unten beſchäftigt, ſie mit Guirlanden zu ſchmücken, ich will die Arbeit übernehmen und ſo lange damit zu thun haben, bis der Pfaffe und der Ritter ſich niederlegen müſſen, um zu ſchlafen."

„Welche Angſt befällt mich nun mit einem Male?" ſeufzte Iſabella, „mir thut das Herz ſo weh! Es iſt wohl ein herbes Leid, dem Freunde ein ewiges Lebewohl ſagen zu müſſen. Doch hinweg, ihr trüben, böſen Gedanken! — Ich will mich freuen und die letzte Minute, welche mir vergönnt iſt, um ihm noch einmal in die großen, braunen Augen zu ſehen."

„So will ich denn," unterbrach ſie Franceſca, „ſo lange wach bleiben, bis Ines zu mir kommt und mir ſagt, daß ich die Lampe an das Fenſter ſtellen kann."

„Meine Franceſca!" rief Iſabella und warf ſich um den Hals ihrer Freundin.

„Du biſt doch glücklich," verſetzte Franceſca, „dein Geliebter iſt dir nahe, du wirſt ihn doch ſehen, und an ſeinem Herzen ruhen. Ein Augenblick der vereinigten Liebe wiegt ein ganzes Leben auf. Ich denke mir es

ſo ſchön, geliebt, in der ſchönſten Jugend plötzlich zu ſterben, ehe noch das Leben und die Liebe verblichen iſt. Gute Nacht, du Schöne und Liebe!“

Mit dieſen Worten riß ſie ſich von ihr los und floh hinweg.

Jetzt trat der Ritter ein und ſagte: „Sieh', deine Aeuglein ſind ja wieder hell! Das freut mich, mein Täubchen. Du biſt mein gehorſames Töchterchen; nicht wahr?“

„Ihr habt über mich verfügt, mein Vater, und mir bleibt Nichts mehr übrig, als willenlos dem nächſten Tage entgegen zu gehen. Ich wünſche, daß Ihr zufrieden mit mir von Verona ſcheidet, ſo wie ich entſchloſſen bin, ruhig der Sonne Ade zu ſagen.“

„Ich liebe nicht auf Schrauben geſtellte Worte! Ich will, daß Ihr mir fröhlich gehorcht, Donna Iſabella!“

Er ſah ſie jetzt mit verſteinernden Blicken an und ſtand vor ihr hoch aufgerichtet, wie ein ehernes Bild.

„Meinetwegen,“ verſetzte Ines, „ſperrt mich wieder in das Kloſter, oder jagt mich hinaus in die weite Welt; ich ſage Euch doch: es iſt nicht gut gethan, eine Braut vor ihrem Hochzeitstage mit harten Worten zu bekümmern. Ei, Don Malavilla, einem Bräutchen muß man gelind zuſprechen! Ihre Mutter wird ihre Brautthränen ſo gut geweint haben, wie ſie jetzt ſelbſt. Nein, gewiß Herr Ritter, das gehört zum Brautſtand! — Eine Braut hat große Rechte und wer dieſe nicht achtet, der iſt kein Cavalier.“

„Wird ſie ſchweigen, Frau Weisheit?!“ entgegnete der Ritter, doch mehr freundlich, als finſter.

„Schweigen?“ fragte Ines, „hat mich nicht Gott der Herr zu einem Frauenzimmer gemacht, und ich ſoll ſchweigen? Das iſt ja zum Sterben!“

„Meinetwegen! meinetwegen!“ ſagte der Ritter, „erlaubt mir nur, der Jungfer Braut zu befehlen, jetzt zu Bette zu gehen und einen guten Schlaf zu halten, damit ſie morgen früh hübſch munter wieder aufſteht!“

„Zum letzten Male mit dem Kränzchen! Das sag' ich Euch gleich, Don Malavilla, morgen früh geht erst das Weinen an, und ich helfe dazu und die Mägde im ganzen Hause."

„Daß Euch die Sündfluth verschläng'!"

„Gute Nacht, lieber Vater!" sagte jetzt Isabella, küßte seine Hand und entfernte sich in das Schlafzimmer.

„Erlaubt Ihr mir auch," versetzte jetzt Ines, „Euch an das Bett zu erinnern! Wenn Ihr morgen erst die Hochzeit mitmachen und dann reisen wollt, so wird Euch ein Schlummer diese Nacht recht wohl thun; — Ihr seid doch gerade auch kein Jüngling mehr."

„Ihr habt Recht, aber ich muß noch überall zusehen; denn wo des Herrn Auge nicht ist —"

„Da hat Ines das ihrige! Ueberlaßt mir nur Alles; jetzt gehe ich in den großen Saal, dann in die Küche, hernach in den Keller und später in die Capelle, um dort ein Kränzchen aufzuhängen."

„Ich will mich auf Euch verlassen," versetzte der Ritter, „und schlafen gehen, aber, — daß Ihr mich früh um fünf Uhr weckt! Habt Ihr mich verstanden?"

„Um keine Minute früher oder später," entgegnete lustig Ines, „poche ich an Eure Kammerthür; erst einmal mit dem Finger und, wenn Ihr nicht hören wollt, mit der Hand! Gute Nacht, Herr Brautvater!"

„Gute Nacht, Schwätzerin!"

Der Ritter entfernte sich jetzt nach seinem Schlafzimmer, und Ines sprach für sich: „Schlaf' nur, du grausamer Wütherich! Wenn meine Bitte im Himmel was gilt, so soll deine Nachtmütze ein Taubennest werden!"

Sie schlich nun in das Schlafzimmer Isabellens, welche angekleidet auf dem Bette ruhte.

„Nur nicht ängstlich, geliebte Donna!" flüsterte Ines; „es geht Alles besser, als wir denken! Haltet Euch nur ruhig; ich gehe jetzt und scheuche die fremden Leute aus dem Hause und die unsrigen in das Bett, wenn sie

dann Alle ruhig ſchlafen, komme ich wieder, um Euch abzurufen.“

Mit dieſen Worten begab ſich Ines wieder fort, Iſabella aber ſeufzte und drückte die Hand auf das pochende Herz.

Nachdem ſie eine Weile ſo gelegen hatte, verſchleierte ihr der Schlummer die Augen. Ihr war es, als müſſe ſie Roſen über ſich werfen, je mehr ſie aber ſpielend über den Kopf zurückwarf, deſto mehr lagen um ſie herum, daß ſie ſich endlich fürchtete, ganz darin begraben zu werden. Nun war es ihr, als ſagte Jemand ihr in das Ohr: „Die arme Schlange!“ Und jetzt ſah ſie einen Adler herunterſchießen, die Roſen ſtoben aus einander und daraus ziſchte eine graue, häßliche Natter empor; doch ſchon hatte ſie der Adler im Genick gepackt und in Todeszuckungen lag der Wurm unter ſeinen Fängen.

In dieſem Traume halb wachgeworden und doch vom Schlaf umſtrickt, hörte ſie jetzt ihren Namen ſich in das Ohr rufen. Sie fuhr empor, und Ines ſtand wieder vor ihr.

„Nun, Gott ſegne Euer ruhiges Gemüth,“ ſagte Ines, „der Liebeskummer läßt Euch doch recht ſanft ſchlafen. Es iſt ſchon ſpät nach Mitternacht, und die Lampe ſteht ſchon ſeit einer Viertelſtunde drüben im Fenſter. Im Hauſe ſind Alle zur Ruhe, und der Pfaff' iſt nicht heimgekommen; er wacht mit Gebeten bei der Leiche des Chevaliers Bartolo!“

Iſabella ſtarrte ſie mit weitoffenen Augen an, als müßte ſie ſich erſt auf ſich ſelbſt beſinnen.

„Und der redliche Achilleus,“ fuhr Ines fort, „iſt ſchon längſt in die Capelle hinuntergegangen; — und Ihr beſinnt Euch wohl noch?“

„Achilleus!“ rief Iſabella, „mein Achilleus, biſt du da?“ Sie küßte den Ring, den ſie von ihm an der Hand trug, erhob ſich ſchnell vom Lager, warf die Mantille über und folgte ihrer Duenna hinunter in die Capelle.

Siebentes Capitel.

Achilleus saß wieder auf den Stufen des Altars, aber so sehr hatte sich seit der Nacht, wo er hier vor dem Bilde der Panagia sich mit Isabella verlobt hatte, Alles geändert! Damals war sein Leben noch frisch und grün, damals hatte er noch gehofft, den Congreß für sein wiedererwachendes Vaterland zu gewinnen, damals hatte er das Herz der schönen Isabella errungen, und alle seine Wünsche schien ein glücklicher Erfolg zu krönen. Wie viel Bitteres hatte er seitdem erlebt! An der Schwelle der schönen, heiligen Stunde, welche ihn auf ewig mit Isabella zu verbinden schien, hatte der Mord auf ihn gelauert, welchem der Chevalier nun zum Opfer gefallen war, hatte ihn die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale seiner Schwester Irene, dann die Resolution des Congresses, welche sein Volk wieder unter das Henkerbeil des Osmanli beugen wollte, und die Rache des Grafen Joseph mit der verfolgenden Polizei erwartet, und jetzt sollte er auf ewig seiner Liebe Ade sagen. So waren alle seine Wünsche und Hoffnungen und er selbst an dem Leben gescheitert. Mit bitterer Scham mußte er sich gestehen, daß seine und seines Volkes Feinde über ihn triumphirten. Wie zum Hohne schienen ihm die Säulen und der Altar der Capelle mit Guirlanden und Blumenkränzen behangen, um ihm seine Ohnmacht zu zeigen.

Er lächelte schmerzlich bei dem Gedanken, daß er jetzt, wie ein feiger Dieb, im nächtlichen Dunkel herum-

ſchleichen mußte, um ſeinen Feinden zu entgehen, welche er doch ſo tief verachtete.

„Ich bin umſtellt von Netzen, bedrängt von Jägern und Hunden,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „und muß mich zu Tod hetzen laſſen von der Meute.“

Seine Gedanken vergingen ihm, und, wie im anwandelnden Wahnſinne flüſterte er: „Iſt denn kein Brander da, um den Kapudan Paſcha den mißgünſtigen Göttern in den Schooß zu ſchleudern?“

Er verſank jetzt in ein düſtres Schweigen und bemerkte nicht, daß ſchon lange Iſabella vor ihm ſtand und ihn weinend betrachtete.

Ihr war es, als könne ſie an ſeinem Anblicke nicht ihr Auge ſättigen. Er war ihr in der höchſten Freude ſeines Daſeins nicht ſo ſchön erſchienen, als jetzt in ſeinen ſchmerzensreichen Träumen.

Die Lampe vor dem Muttergottesbilde warf auf ihn einen hellen Schein herab, daß ſeine reichen Locken, wie ein Heiligenſchein, ihm um die Schläfe lagen; und ſo ruhig und regungslos, wie er vor ihr da ſaß, erſchien er ihr in dem weißen Gewande mit den reichen, goldenen Verzierungen, welche hier und da im Lampenſcheine mit flammenden Blumen blitzten, wie ein Heldenbild, das die Phantaſie eines Malers auf die Leinwand gezaubert.

Er hatte den Ellbogen auf das Knie und die Hand unter das Kinn geſtützt und ſah in kummervollem Schweigen noch immer vor ſich hin, als jetzt Iſabella ihm lautſchluchzend in die Arme ſtürzte.

Erſchrocken ſchlang er ſeinen Arm um ſie und rief: „Wer will dich mir entreißen? Iſabella! du biſt mein, ich halte dich an meiner Bruſt und decke dich mit meinem Leben!“

Da Iſabella vor heftigem Weinen nicht zu Worten kommen konnte, ſo fragte er ſie: „Liebſt du mich wirklich noch?“

„Würde ich dann,“ verſetzte endlich Iſabella, „zu dir kommen in der Nacht? Müßte ich mich nicht ſelbſt

verachten, das ich so sehr alle Rücksichten vergesse, wenn ich mir noch selbst angehörte und ich mich nicht als deine Verlobte betrachtete?"

„Und dennoch," entgegnete Achilleus, „willst du diese Hand, an welcher du meinen Ring trägst, einem Anderen, meinem Todfeinde morgen geben, hier vor demselben Altare, wo wir uns Treue geschworen haben, und wo wir jetzt zusammen sind?"

„Du willst mich verkennen!" rief Isabella, „und so mußt du mich verachten! Wenn du wüßtest, welche unendliche Qualen ich erdulde, du würdest mich wenigstens bemitleiden."

„Und doch hast du dich nicht geweigert, einem Anderen dich verloben zu lassen, und warst du nicht mein?"

„Immer foltere mich noch länger!" versetzte Isabella, „kann ich dich nicht auch fragen: warum du nicht deine Braut vor den Nachstellungen eines Andern rettest?"

Achilleus schlug sich bei dieser Frage mit der Faust vor die Stirn und rief: „Wohl hast du Recht, an mir liegt es, dich zu beschützen! Wie verachte ich mich, dir meine Ohnmacht gestehen zu müssen! Wie ich aber auch auf Mittel sinne, uns zu retten, so sind nur zwei in meine Hand gegeben."

„Nenne sie mir, o du theurer Mann!" unterbrch ihn Isabella.

„Doch erst beantworte mir die Frage," fuhr Achilleus fort, „wenn du dich streng weigertest, dich mit dem Grafen zu vermählen, was würde dir geschehen?"

„Mein Vater würde mich," entgegnete Isabella, „in das Kloster verstoßen, ihm aber würde das Herz brechen; — Achilleus, glaube mir, daß ich Alles bedacht habe, was uns nützlich sein könnte, — und ich gestehe dir, daß ein rascher, freiwilliger Tod mir edler und schöner vorkommt, als der langsam heraufgequälte in den öden Mauern eines Klosters. Ach, lieber Freund, dort kennt man entsetzliche Mittel, den Willen und das Herz zu brechen! Ich hatte daheim eine Freundin, welche in gleicher Lage

BIBL. VNIVERS. LIPS.

es vorzog, in das Kloſter zu gehen. Nach Verfluß eines Jahres war es mir vergönnt, ſie dort zu ſprechen. Ich hatte mich darauf gefaßt, ihre Schönheit und Jugend vernichtet zu ſehen, nicht aber darauf, auch ihre Seele verändert zu finden. O dieſes bejammerswürdige Bild! Sie ſah nicht elend aus, ihre Geſtalt war runder und voller geworden, aber ihr Auge war dumm und tückiſch, ihr Antlitz im Stumpfſinn zu einem häßlichen Lächeln verzerrt! — Nein, nein! Achilleus, nur nicht in's Kloſter, lieber in den Tod!"

Bei dieſer Erinnerung und dieſen Gedanken ſchauderte Iſabella in ſich ſelbſt und zitterte heftig, daß Achilleus nur mit Mühe und ſanften Worten ſie beruhigen konnte.

Nach einer Weile fuhr er wieder fort: „So bleiben uns nur zwei Mittel übrig, unter welchen du wählen ſollſt. Das erſte iſt: die Flucht! — wir können noch in dieſer Nacht die Stadt verlaſſen und unſeren Verfolgern einen Vorſprung abgewinnen."

Iſabella zuckte freudig empor und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn, dann ſagte ſie: „Nun ſehe ich, daß du mich wirklich liebſt, da du das Gefährlichſte freudig um mich wagen willſt! Was will ich mehr? — Doch wie gering müßte ich mich anſchlagen, wenn ich deine Freiheit und dein Leben muthwillig auf das Spiel ſetzte! Es iſt ſo reizend zu denken, mit dir zu fliehen, aber die Flucht kann uns nicht gelingen; denn der verhaßte Mann hat durch ſeine Verbindungen große Gewalt weithin über die Länder. Kaum deine eigene Regiernng würde uns vor ſeiner Rache ſchützen können. Auch mein Vater iſt geehrt von den Vertrauten der Fürſten der halben Welt; — und ſein Fluch würde uns doch finden, wenn wir auch in dem finſterſten Wald uns verbärgen. Was würdeſt du auch von deinem Weibe denken, wenn dir es ſpäter doch einfiele, daß ſie die heiligſte Pflicht, welche ſie vor dir an ihren Vater geknüpft hat, verletzt hätte? würdeſt du dann ruhig an ihrem Herzen ſchlummern? Würdeſt du deinen eignen Vater verleugnen können?"

„Wie du mich zwingſt," verſetzte Achilleus, „dich immer inniger zu verehren und zu lieben, ſo machſt du mich immer unglücklicher, da ich dich endlich doch verlieren ſoll. Deine ſüße Schönheit und dein klarer Verſtand, deine Liebe und deine Pflicht ſtehen ſo ſonnenhell vor mir, daß ich vor dir knieen, dich anbeten und bitten möchte: laß' mich zu deinen Füßen ſterben!"

„Wenn du für mich ſterben willſt," verſetzte mit gedämpfter Stimme Iſabella, „ſo verſprich mir, im Dienſte des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde im Kampfe gegen die Feinde Chriſti und deines Volkes den heiligen Opfertod zu ſuchen!"

„Weib! Geliebte!" rief Achilleus, „du zeigſt mir den Weg, deiner werth zu werden."

„Nun ſo nenne mir das letzte Mittel," erwiederte Iſabella, „das du zu unſerer Rettung erdacht haſt."

„Mir iſt, als wenn ich mich jetzt ſchämen müßte, es dir zu nennen, du Heilige!" entgegnete Achilleus. „Ich dachte daran, morgen am Traualtare den Grafen, nachdem ich ihn vergeblich zum Zweikampfe zu bringen geſucht habe, mit dem Dolche niederzuſtrecken."

„Nicht ſo entſetzlich, als du meinſt," verſetzte Iſabella, „kommt mir die That vor; denn meine ganze Seele empört ſich gegen ſein Daſein. Mir iſt, als kröche in ihm ein widerliches Thier mich an! — Wärſt du geringer, als du biſt, ſo würde ich ſagen: thu' es! — aber dein hohes Leben gehört nicht dir ſondern deinem Volke in ſeiner gräßlichen Noth; — und dann iſt der Verächtliche nicht werth, daß du dich der Rache an ihm opferſt."

„Und ſo ſoll ich lieber," fragte bitter Achilleus, „dich ihm ruhig überlaſſen?"

„Er ſoll mich doch nicht haben!" verſetzte ſtolz und entſchloſſen Iſabella; „er ſoll mich nicht berühren dürfen!

„Wie ich dies vollbringe, das laß' mein Geheimniß ſein; wie du mich ehrſt, will ich daran erkennen, daß du hier nicht weiter in mich dringſt."

„Du deuteſt mir geheimnißvoll einen Entſchluß an,'

verſetzte Achilleus, „der mich in der innerſten Seele erſchreckt. Ich mag nicht denken, welcher herbe Gedanke in mir aufſteigt.“

„Was quälen wir uns länger,“ unterbrach ihn Iſabella, „dieſe Stunde iſt unſer. Laß' uns noch ihrer uns erfreuen. Sieh', noch halte ich deine klare Hand, noch neigſt du freundlich dein Haupt zu mir herunter, und ich darf mit meinem Blicke an deinem Antlitz hängen. Ich muß es mir ſo recht lebendig einprägen, um dich wieder aus Millionen herauszufinden, wo und wann es auch ſein mag. Geliebter Mann, ich werde immer um dich ſein. Wenn du in die Schlacht ziehſt, auf dem Meere oder dem Lande, wirſt du dann meiner auch gedenken?“

„Alle meine Gedanken müſſen ewig bei dir ſein!“ verſetzte Achilleus, „aber ich bin zum Tode betrübt.“

„Vergiß den Schmerz des Augenblicks,“ erwiederte Iſabella, „unſere Liebe geht darüber hinaus. Wenn ich geſtorben ſein werde, wird meine Seele immer bei dir ſein! — Wenn du eine Blume am Wege ſiehſt, die dir beſonders in das Auge fällt, ſo denke nur: deine Iſabella blickt daraus dich an; hörſt du eine Nachtigall ſingen, ſo will ich in ihrem Herzen ſitzen und aus ihm dir zurufen: Haſt du mich lieb? — Wenn dich die Sonne erfreut, ſo will ich in ihren Strahlen mich um dich legen, wenn dich der Regen erquickt, dich in Tropfen umſchauern. Wenn über deine kampferhitzte Stirn ein kühles Lüftchen dir fächelt —“

„Du biſt überall bei mir!“ rief Achilleus; „deine Worte ſind, wie Flammen, in welchen mein irdiſches Daſein ſich verzehrt, daß meine geläuterte Seele jubelnd aus Schmerz und Tod ſich emporſchwingt.“

„Und nun, du Geliebter, laß' uns ſcheiden, denn die Nacht will entweichen! Sieh' mich nicht an mit ſo kummervollen Augen, unſere Schickſale beſchließen die Heiligen im Himmel. Zerdrücke mich nicht in den Qualen dieſer Stunde, damit ich ruhig bleibe zu meinem letzten Entſchluß. Vergiß nicht, daß du mir geſchworen haſt, dein

Leben deinem Volke zu ſchenken; — und nun verlaſſe mich; denn ich will noch für dich beten."

„Stoße mich nicht von dir!" verſetzte Achilleus, „ich kann nicht von dir gehen."

„Doch ſei barmherzig gegen deine unglückliche Braut!" entgegnete Iſabella. „Warum ſinkſt du auf die Kniee?"

„Gieb mir deinen Segen!"

„Ich küſſe deine Stirn," ſagte Iſabella, „und Gott laſſe unter ihr Gedanken reifen, große, mächtige Heldenthaten! Ich küſſe deine Augen, die Sterne deiner Iſabella, welche ihr leuchten durch das Dunkel des Lebens und des Grabes! — Ich küſſe dir deine Wangen, — unſere Schutzheiligen mögen nicht von ihnen die Todesfreudigkeit nehmen, wenn jede andere Lebensfreude dir untergehen ſollte; — und in dieſem Kuſſe vermähle ich dir meine Seele."

Ihre Lippen glühten zuſammen, bis Iſabella in ſich zuſammenſank und ohnmächtig in ſeinen Armen lag.

In dieſem Augenblicke war es ihm, als wäre die Erde unter ſeinen Füßen entwichen und er flöge mit ihr empor zu dem ewigen Frühling und der himmliſchen Freiheit entgegen.

Doch jetzt ſchlug ſie die Augen auf; ſie ſah ihn eine kurze Weile wieder an, dann verbarg ſie ihr Geſicht auf ſeiner Bruſt.

Achilleus vermochte kein Wort zu ſprechen, ſo heilig und groß war ihm dieſer Augenblick.

Jetzt löſte ſie ſich aus ſeinen Armen, winkte ihn hinweg und ſank nieder auf die Kniee vor dem Altar.

Achilleus wandte ſich ab, um zu gehen; wie Meſſerſtiche ging es ihm durch ſeine Bruſt: er ſah ſich noch einmal um. Iſabellens Augen flammten, wie Sonnen, empor zu der Panagia, welche ſich freundlich zu ihr herunter zu neigen ſchien. Er ſchlug jetzt die Hände vor ſeine Augen und eilte hinweg; die Kniee brachen ihm, als er die Stufen hinaufſtieg, und als er in die Stube zu Arnold trat, ſtürzte er ſich in unendlichem Schmerze nieder auf den Boden und drückte die Bruſt, in welcher ihm das Herz zerſpringen wollte, auf das Eſtrich.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Die wichtigsten Fragen des Congresses waren erledigt und die Monarchen rüsteten sich zum Aufbruche. Hier und da waren schon die Reisewagen vorgefahren, und die Abschiedsvisiten waren an der Tagesordnung. Der Magistrat der getreuen Stadt Verona hatte schon zu verschiedenen Abenden die große Illumination angekündigt, welche den hohen Gästen zu Ehren Licht in die Nacht bringen sollte; aber ein heimtückischer Regenguß, welcher sich immer gegen Abend einstellte, hatte bis jetzt das Werk des Lichtes verhindert. Noch nie mochte in Verona so viel vom Wetter gesprochen worden sein, als in diesen Tagen. Da Persico erschien in der Magistratssitzung jeden Morgen mit einem trostloseren Gesichte und der wiederholten Nachricht: „Die Wettergläser und die Staatspapiere fallen stündlich!“

„So lange der Vesuv,“ versetzte eine andere Magistratsperson, „noch immer nicht aus der Revolution herauskommt, werden wir auch kein beständiges Illuminationswetter erwarten können.“

„Uebrigens halte ich dafür,“ wiederholte der Cato des Magistrats seine gestrige und vorgestrige Meinung, „daß wir doch illuminiren; — die Götter nehmen den guten Willen für die That!“

Seine Meinung war endlich durchgedrungen, unterstützt von der Todesangst, in welche der Senat gerieth, als er bereits vom Aufbruche verschiedener Gäste hörte.

Man sah nun in allen Straßen vom frühen Morgen

an die unermüdlichen Vorbereitungen zu dem bevorstehenden glänzenden Abende. Schon erschienen hier und da die Transparents und auf den Fensterbrüstungen die Reihen kleiner, thönerner Lampen, wieder vor den Palästen die bretternen Gestelle, welche zur Nacht, wie Portale zum Paradiese, in tausend buntfarbigen Sternen flammen sollten.

Es war kein Mensch so gering in Verona, welchem der Congreß nicht ein goldenes Blättchen des Lebens in den Schooß geworfen, und keiner so undankbar, welcher nicht dafür ein Lämpchen an sein Fenster gesetzt hätte.

Da Persico ging jetzt mit freudig-stolzem Gefühle durch die Hauptstraßen, sah hier und da den Arbeitern an den Häusern zu und freute sich über den Glanz, welchen die Stadt zur Nacht um sich verbreiten würde.

So kam er auch an das Quartier des Grafen Joseph. Mit Schrecken gewahrte er, daß eine Herrschaft im Auszuge begriffen war. Er fragte die Diener, welche eben ein Gemälde forttrugen: „ob heute schon die Excellenz reisen wolle?“

„Zu dienen,“ entgegete Nepomuk, „aber nur von einem Bett in das andere. Unser gnädiger Herr beschließt den Congreß mit der Hochzeit, und ich heiße Nepomuk und spiegle mich daran.“

Da Persico nahm seine Pergamentblättchen aus der Tasche und notirte sich diese Nachricht, um darüber bei dem Magistrat zu rathschlagen, ob die getreue Stadt dem Grafen ein anständiges Hochzeitsgeschenk zu machen habe.

Er steckte jetzt das Pergament wieder ein und schritt vorüber.

„Nepomuk!“ rief jetzt der Portier heraus, „der gnädige Herr hat zweimal geklingelt!“

Nepomuk sprang die Treppe hinauf und fragte zur Thüre hinein: „Excellenz befehlen?“

„Da hier!“ sagte Graf Joseph, „trag' dieses Billet

zum Hofrath von Gentz, und dieſes an den Fürſten Iwan. Du mußt auf Antwort warten; aber komme ſchleunigſt zurück!"

Nepomuk eilte mit ſeinen Aufträgen davon; Graf Joſeph aber trat in ſeinem feinſten Feſtanzuge, welchen er bereits angelegt hatte, vor den Spiegel. „Ich habe heute," verſetzte er mit Ironie über ſich ſelbſt, „eine recht intereſſante Bläſſe. Wie ſo ganz Recht hat Freund Gentz mit ſeiner Behauptung, welche man freilich anderswo auch hört: daß der wahre Genuß nur in der Zurüſtung dazu liege; dieſer ſelbſt aber zuletzt, wie ein nothwendiges Uebel, hingenommen werden müſſe."

Er ſank jetzt nachläſſig in den Armſtuhl, kreuzte die Beine und beſah die weißen Glaceehandſchuhe, indem er die weitere Betrachtung anſtellte:

„Was ich in frohem Uebermuthe erreichen wollte, die Demüthigung der ſtolzen Francesca, und zugleich die Myrthenkrone der ſchönſten jungen Dame, für welche meine Braut anerkannt iſt, wird mir der nächſte Abend gewähren. So reich und ſüß gefüllt iſt mein Lebenskelch, und doch bin ich ſchon wieder ſatt davon, ehe ich meine Lippen damit benetzt habe.

„Doch nein! nur die fürchterlichen Auftritte mit meinem Nebenbuhler und dann mit dem ſterbenden Chevalier haben meine Nerven angegriffen."

Ein Diener kam jetzt mit einer Flaſche Porto herein, welche er auf den Schenktiſch zu dem einfachen Frühſtück ſtellte, welches dort zugerichtet war.

Joſeph nahm ein Glas, trank es ſchnell aus und ſagte bei ſich: „Ein Surrogat zur Erwärmung des Herzens!"

Nach einer Weile fühlte er in ſeinen Wangen ein ſüßes Feuer; er trat wieder an den Spiegel hin und bemerkte mit Vergnügen, daß ein leichtes, flüchtiges Roth ſich über ſeine Wangen verbreitet hatte.

Jetzt ſchlug er den Deckel vom Etui zurück, welches

der Juwelier vor einer Weile überbracht hatte, und sah den darin befindlichen Brautschmuck an.

Die großen, dunkeln Saphire blickten ihn an, wie die Augen Isabella's. „Sie hat wunderschöne Augen, das ist wahr, die schönsten, welche ich je erblickt habe; ich werde auf den Hofbällen mit ihnen brilliren können. Ja, gewiß, die ganze haute volée kann kein so feines Füßchen und kein niedlicheres, rosiges Händchen aufzeigen, wie Donna Isabella. Recht Schade, daß ihr der esprit fehlt! Daß man doch so selten eine geistreiche Schönheit findet! Doch werde ich genug um die Vorzüge, welche Isabella besitzt, beneidet werden. Ein wenig Phlegma ist in der Ehe wenigstens bequem. Da sie nicht der Liebe fähig zu sein scheint, so wird sie nicht meine Flammen vermissen. Die Clärchenzeit kann nicht wieder kommen!"

Eben trat Nepomuk ein und brachte ihm die Nachricht, daß die beiden Herren mit Vergnügen ihn zur Trauung begleiten würden und dankbar annähmen, daß er sie selbst in seiner Equipage abholen wolle.

„Ist Alles in meinem neuen Quartier bei meinem Schwiegervater eingerichtet?" fragte er.

„Alles so hübsch, als es in der kurzen Zeit geschehen konnte," versetzte Nepomuk.

„So mag der Staatswagen vorfahren," befahl Graf Joseph, „und du wirst die Schlüssel zu diesem Quartiere hier an dich nehmen."

Wie er nun dem getreuen Nepomuk die Geschenke, welche er für Isabella bestimmt hatte, einhändigte und ihm in das breite, servile Gesicht hineinblickte, fiel ihm ein, daß dieser bei Clärchen sein Nachfolger im Reiche sein werde! — Ein höhnisches Lächeln schwebte ihm leicht um den Mund, als er die Treppe hinunterging und der treue Livreeknecht immer, wie in besonderer Absicht, in seine Fußtapfen ihm nachtrat.

Seine Bedienten bildeten aus dem Hause heraus bis zum Wagen ein Spalier. Sie prangten in gelben, blau

aufgeschlagenen, reichbetreßten Röcken, kurzen, rothen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen.

Beim Einsteigen ließ er dem Kutscher wissen, daß er erst beim Hofrath von Gentz und dann beim Fürsten Iwan vorfahren solle.

Während der Wagen mit seiner Guirlande von gelben Bedienten fortrollte und nur Nepomuk zurückblieb, murrte dieser für sich hin:

„Als wenn der Aff' zu lachen hätte, als er mich vorhin sah! — Schau' du mich an, wie du willst; es ist lange noch nicht ausgemacht, ob ich oder du der Narr bist!" —

Wie der Wagen um die Straßenecke verschwunden war, ging er in die Stube seines Herrn zurück, setzte sich auf das Sopha zum Frühstück und sagte zu sich: „Wohl bekomm's Euer Gnaden! Es ist doch recht wunderbar in der Welt eingerichtet, daß anderen Leuten, als den gnädigen Herrn, ein guter Tropfen Wein auch schmeckt, so gut und besser, als ihnen. Es ist doch eine wunderbare Einrichtung! und mir schmeckt's auch!

„Bin's, den jene Häscher suchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!
Bin's!"

Unterdessen hatte Graf Joseph seinen Oheim, den Hofmarschall, und seinen Freund, den Hofrath von Gentz, abgeholt.

„So wollen Sie, werther Graf," begann jetzt im rollenden Wagen der Hofrath Gentz die Unterhaltung, „wirklich heirathen? Ich hätte Ihnen in der That kaum einen solchen phantastischen Muth zugetraut. Ich bewundere Jeden, welcher sich zum Ehestande entschließt; Manche sollen auch darin glücklich geworden sein. Wäre ich noch jung, ich machte vielleicht aus Ennui und aus Ueberdruß an der Monotonie des Lebens einen ähnlichen Entrechat."

„Ich glaube, Sie haben über die Ehe zu viel philosophirt!“ versetzte Graf Joseph.

„Ich habe eigentlich gar nie daran gedacht,“ entgegnete der Hofrath, „und spreche nur darüber, um Sie zu trösten.

„Doch, da fällt mir ein, daß unser Chef Ihnen für die Beibringung der russisch-griechischen Papiere dankt!“

„Ich bin entzückt darüber, daß es der Polizei gelungen ist, ihrer habhaft zu werden!“ versetzte Graf Joseph, „dafür hat sie sich noch nicht der Person des verdächtigen Griechen bemächtigen können.“

„Nichts, als Ennui, hat unser diplomatischer Kleinhandel;“ erwiederte der Hofrath; „mir kommt es vor, als trieben wir es, wie schlechte Hühnerhunde: wir schnappen nach den aufgescheuchten Vögeln und denken Wunder, was wir gethan, daß uns der Mund voll Federn hängt. Hier haben Sie wieder eine Probe unserer Klugheit: wir haben die Rockknöpfe des flinken Gesellen in den Händen, und er denkt in Sicherheit an uns mit unanständigen Gedanken. Wir haben Nichts, als Ennui, nach dem Sturze Bonaparte's.“

Jetzt hielt der Kutscher vor der Wohnung des Fürsten Iwan.

Der Fürst war beschäftigt mit der Anordnung zu der Abendunterhaltung, welche er seinem Souveraine verschaffen wollte.

Im Hintergrunde des Saales war eine Art Bühne errichtet, welche nur sehr geringe Tiefe hatte und von einem gemalten Rahmen von allen Seiten umgeben war, so daß, wenn Abends der Vorhang bei der Darstellung aufgezogen würde, das Ganze aussehen sollte, wie ein wirkliches, nur lebenglühendes Gemälde.

Malocchio war beschäftigt, die Beleuchtung so zu vertheilen, daß sie den gewünschten Effect mach..

Er hatte auf der linken Seite von der Bühne aus eine dreifache Reihe von Glaskugeln emporgereiht, auf der rechten aber zur Hervorbringung der Reflexlichter eine einfache Schnur Lampen in blauen Glaskugeln

Die Fenſter waren mit rothen Vorhängen verhüllt und die Lampen zur Probe angezündet. Malocchio hatte verſchiedene Couliſſen gemalt, welche zu den Bildern gewechſelt werden konnten. Jetzt ſah man einen Felſen und wogendes Meer. Fürſt Iwan hatte im Kunſteifer ein weißes Tafeltuch umgeworfen und ſich als Sappho geſtellt, um Malocchio, welcher vor der Scene ſtand, bemerklich zu machen, daß das Licht zu grell ſei.

„Ich denke mir die ſchöne That," rief der Fürſt herunter, „im Abenddämmerſcheine, wo ſchon Licht und Schatten in einander verſchwimmen. — Es muß in der Situation," fuhr er kühner fort, „eine Art Muſik liegen."

„Hol' dich der —" brummte Malocchio vor ſich hin und überſetzte ihm dann die unausgeſprochene Redensart in die Worte: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, dieſes Fach, welches meine Kunſt betrifft, ein wenig verſtehen zu dürfen! Es mag wohl muſikaliſch ſein, ſelbſt in Dämmerung und Wehmuth in das Waſſer ſpringen zu wollen; — wenn wir aber den Moment ſehen wollen, ſo müſſen wir den Waſſerſpringer bitten, uns Licht dazu anzuzünden. Da wir nun überdieß ein Muſikchor haben, welches die Muſik dazu macht, ſo brauchen wir um den muſikaliſchen Eindruck nicht verlegen zu ſein!"

„Ihr müßt nur nicht aus den Augen verlieren," fuhr der Fürſt fort, „daß Seine kaiſerliche Majeſtät in der Mitte des Saales und gleich vornan ſitzt."

„Seine kaiſerliche Majeſtät," verſetzte Malocchio, „würde mehr Genuß haben, wenn Allerhöchſt dieſelbe ſich weiter zurückſetzte, damit das Bild in Ihren Augen eben zum Bilde würde; doch haben hier Euer Durchlaucht zu beſtimmen."

„Da fällt mir eben ein," entgegnete wieder der Fürſt, „daß es vielleicht beſſer iſt, wenn Sappho in dem Augenblicke, wo der Vorhang in die Höhe geht, die Arme ſo über den Kopf gerade in die Höhe hielt, und dabei auf einem Fuße ſtände, wie ich jetzt, ſo daß man ſich recht lebhaft denken könnte: jetzt ſpringt ſie!"

„Wollen Sie in dieser herrlichen Attitüde," versetzte boshaft Malocchio, „stehen bleiben, bis ich sie mir erst eingeprägt habe?"

„Ich kann nicht länger!" rief der Fürst.

„Nur so lange, bis ich Sie ordentlich gesehen!"

„Mir schlafen die Arme ein!"

„Sie zittern zu sehr mit dem rechten Fuße."

„Es geht nicht!" rief endlich resignirt der Fürst und stürzte jetzt fast wirklich in das gemalte Meer.

In diesem Augenblicke waren der Graf, der Hofmarschall und der Hofrath hereingetreten und riefen, als sie den Fürsten vom Felsen herumstolpern sahen, lachend ihm zu: „Bravo, Maestro!"

Der Fürst warf schnell das weiße Tuch von sich und eilte herunter. „Sie finden mich in großer Arbeit; doch ich bin glücklich zu Stande. Ich hatte nur dem werthen Malocchio noch einige Ideen anzudeuten; nun bin ich so glücklich, Sie, verehrtester Freund, zu begleiten auf dem rosigen Pfade zum Altar und Torus! Ihre gnädige Nachricht und Aufforderung hat mich fast erschreckt; denn so nahe hatte ich mir nicht die glückliche Stunde gedacht, welche Ihnen die schönste Dame des Congresses in die Arme führen wird."

„Durchlaucht," versetzte der Hofrath, „man muß das Glück und den Pudding heiß auftragen und essen, sonst werden beide unverdaulich."

„Immer eine geistreiche Bemerkung! immer genial!" rief lächelnd Fürst Iwan.

Unter diesen Worten waren sie vor der Thür bei dem Staatswagen des Grafen angelangt und eingestiegen.

„Und so werde ich wohl," fuhr Fürst Iwan hier fort, „darauf verzichten müssen, Sie mit Ihrer gnädigen Braut gegen Mitternacht bei der Darstellung in meinem Saale zu sehen?"

„Unser Freund," versetzte der Hofrath, „liebt, wie alte Bühnenfreunde, das Spiel hinter den Coulissen."

„Aber Sie, Herr Hofrath?" fragte der Fürst.

„Danke Ihnen," entgegnete der Hofrath, „daß Sie

mir eine schlaflose Nacht weniger machen wollen; — ich kann den Schlaf nur noch in den Morgenstunden erhaschen, wo er matt von den Krankenbetten zurückkommt."

Jetzt hielt der Wagen im Hofe vor der Wohnung des Ritters Malavilla, welcher in der Hausflur neben Santello an der Spitze seiner Dienerschaft die Gäste erwartete.

Als der Graf an der Hand seines Oheims mit dem Fürsten und dem Hofrath eintrat, ging der Ritter ihm drei Schritte entgegen und bot ihm die Hand, welche ihm Graf Joseph küßte und dabei sagte: „Mir fehlen die Worte, meine Rührung und meinen Dank auszudrücken; der Gedanke, daß ich das höchste Glück meines Lebens Ihrer Huld verdanken soll, welche Sie zu meinem Vater, mich zu Ihrem Sohne macht, überwältigt mich!"

„Ich vertraue Ihnen," entgegnete der Ritter, „den Juwel meines Hauses an, mit der Erwartung, daß er als Talisman unsere Häuser auf ewige Zeiten zum Glücke vereinigen wird!"

„Auch Sie, die Freunde meines Eidams," wandte sich der Ritter zum Fürsten Iwan und Hofrath von Gentz, „heiße ich willkommen, und bitte nur um Entschuldigung, daß bei dem Drange der Umstände, welche mich nöthigen, gleich nach der Hochzeit abzureisen, die Hochzeitsfeier nur einfach und prunklos sein kann. Doch in einer Zeit, wo mein allergnädigster König und Herr in harter Gefangenschaft nach Erlösung schmachtet, würde es mir auch wenig geziemen, geräuschvolle Feste zu feiern. Ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo wir das, was wir heute versäumen müssen, nachholen können. Daher meinen größten Dank, daß Sie mein Haus durch Ihre Gegenwart heute ehren wollen! Ich bitte Sie, uns zur Braut zu begleiten!"

Mit diesen Worten nahm er den Grafen bei der Hand und geleitete die Gäste durch die Reihe seiner Dienerschaft hinauf in den Saal.

Zweites Capitel.

Achilleus ſaß oben im Raritätencabinette in einem alten, niedrigen Armſtuhle, verhüllt in eine wollene Decke; ein fieberhaftes Froſteln rieſelte ihm durch alle Glieder. Antonio ſtand beſorgt bei ihm und bat ihn, die Arznei zu nehmen, welche er ihm ſchicken würde; er war jedoch nicht zum Sprechen zu bringen und glich mehr einem marmornen Bilde, als einem lebendigen Menſchen. Er ſtarrte, wie beſinnungslos, vor ſich nieder auf den Boden, als erblickte dort ſein Auge ein furchtbares Zeichen eines Zauberers, das ihn verſteinere.

Thriaki, welcher die Livree eines der Diener aus dem Hauſe Antonio's trug, um in dieſer Verkleidung keinen Verdacht auf ſich zu lenken, wenn er ſich auf die Straße wagen mußte, ſaß zu den Füßen ſeines Herrn und ſtarrte ihm theilnehmend und traurig in das bleiche Geſicht.

Antonio ſtrich Achilleus noch einmal theilnehmend über die kalte Stirn und entfernte ſich dann mit Thriaki.

Arnold war unterdeſſen beſchäftigt, ſeinen Reiſeſack zu packen. Er knieete auf dem Boden und ordnete die Papiere, welche er um ſich verbreitet hatte. Jetzt fiel ihm das große Sendſchreiben in die Hand, welches er in Jena mit ſeinen Freunden ausgearbeitet hatte, um es den in Verona verſammelten deutſchen Fürſten zu überreichen.

Es war ſehr ſauber auf Velinpapier geſchrieben und in ſchwarz-roth-gelbgeſtreifte Seide eingebunden.

Es handelte von der Wiederherſtellung des deutſchen Reiches, welche die ritterliche Jugend Deutſchlands von dem großen Fürſtentage in Verona erwarte.

Es mahnte die Diplomaten mit Donnerworten an den Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer und an die Raben, welche um den Berg flögen. Arnold las es wieder Zeile für Zeile durch, und eine unendliche Wehmuth beſchlich ſeine Seele. Er und ſeine Freunde hatten von dieſem Schreiben eine welterſchütternde Bewegung erwartet, als er damit ſeine Reiſe hierher antrat. Der Sprecher der Burſchenſchaft, die Ausſchußmänner und zwanzig Andere hatten ihn zu Roß bis an die Orla begleitet; dort waren ſie noch einmal in ein kleines Wirthshaus an der Straße eingekehrt und hatten mit einander commercirt. Im Grasgarten unter den mit Früchten ſchwer beladenen Pflaumenbäumen ſtand die lindenhölzerne, weiße Tafel, mit kleinen, tannenen, ausgepichten Krügen beſetzt; ringsherum hatten ſie ſich gelagert bei dem Geſange:

„Brüder! lagert Euch im Kreiſe,
Singt nach unſ'rer Väter Weiſe!“

Er hatte dort im ſchwarzen, altdeutſchen Rocke das letzte Male präſidirt und mit dem ſchweren Schläger auf die Tafel gepocht und ſein Smollis dem Fiducit zugerufen. Er beſaß noch das rothe Barett und brauchte es freilich nur noch als Schlafmütze, welches damals zuerſt vom Schläger durchſtochen beim Landesvater den Rundgang mitgemacht. Damals hatte der große Mecklenburger das erſte Mal die Gabe der Rede erhalten, mit welcher er gegen die Philiſter und die Hegeliter zu Felde zog. „Was iſt die Idee, ein Denkendes oder Gedachtes? Gut, ſie iſt ein Gedachtes, alſo nicht Etwas, das abſolut iſt, und ſo ſtrecke ich den Hegel und alle Antichriſten in den Sand!“

Der Mecklenburger war kaum mit brüllendem „Silentium!“ zur Ruhe zu bringen. Er beſchloß dennoch an dieſem Tage die Ausrottung der Philoſophen und die Wiederherſtellung des Lutherthums.

Dort war der Vorturner Schwarz auf die Linde vor dem Hauſe geſtiegen und hatte im Wipfel auf einer Bohnenſtange ſeine rothe Schärpe befeſtigt, daß ſie als Panier der Burſchenfreiheit weithinaus flaggte und in das Land leuchtete.

Arnold gedachte mit beſonderer Wehmuth dieſes Tages; denn ihm fiel zugleich das Anzeichen ein, welches ihm dort das Schickſal als böſe Vorbedeutung mit auf die Fahrt nach Verona gegeben hatte.

Um die Genehmigung des Sendſchreibens an den Congreß von den anweſenden Burſchen zu erhalten, hatte er damals beim Commers beſchloſſen, es vorzuleſen. Als er kaum mit mächtiger Stimme begonnen: „Hohe Häupter, große Kaiſer, Ihr glorreichen Könige!“ erſchien plötzlich auf der Gartenmauer hinter ihm der ungeheure Ziegenbock des Wirthes mit einem ſo boshaften Meckern, daß, wie mit einem Wetterſchlag, die Tafelgeſellſchaft mit erſchütterndem Lachen ſich im Graſe umherwälzte.

Als ſich Arnold verdrießlich nach dem Ruheſtörer umſah und dieſer das Genick ſteif machte und ihm einen Zweikampf auf Stoß anbot, brach auch er in ein unbezwingliches Gelächter aus. Der Ernſt des Tages war dahin; zu ſeinem lachenden Herzeleid nahmen er und ſeine Freunde auch von einander endlich mit Meckern Abſchied und weithin aus der Ferne hörte er noch den geiſtreichen Ausſpruch des Bocks von den ritterlichen Burſchen dem Echo der Berge zurufen.

Je weiter er ſich von der Orla entfernt hatte, deſto mehr war ihm das Vertrauen auf die welterſchütternde Wirkung ſeines Sendſchreibens entfallen. Als er aber hier in Verona gehört hatte, daß ſogar der Zuruf des Altvaters Görres confiscirt worden war, und auch er mehr die große Welt kennen gelernt hatte, war er endlich zur Einſicht gekommen, daß weder das alte, noch das junge Deutſchland hier Etwas erlangen werde.

Sein abenteuerlicher Sinn zog ihn jetzt von der verlorenen Sache des Geſammtvaterlandes hinüber zu dem

Freiheitskampfe der Hellenen. Achilleus hatte, ſo viel aus ihm herauszubringen war, beſchloſſen, mit ihm in der nächſten Nacht Verona zu verlaſſen.

„Lebe wohl, du mein grünes, lindenblühendes Vaterland!“ ſagte er für ſich, „träume noch länger, bis du endlich dennoch zum neuen Leben erwachſt!“

Jetzt erſchien Thriaki unter der Thür und winkte ihm. Er ſchob das ſchwarz-rothgelbe Schreiben in den Reiſeſack und ging zu ihm.

„Eben wird unten in der Capelle,“ flüſterte Thriaki, „Iſabella mit dem Grafen Joſeph getraut. Wollt Ihr die Ceronemie mit anſehen?“

Arnold war dazu bereit und ging mit hinunter, wo ſie zur kleinen Thür hinein die heilige Handlung mit anſehen konnten.

Drittes Capitel.

Es war schon später Nachmittag geworden, und noch saßen die wenigen Hochzeitsgäste des Grafen bei der Tafel. Isabella war von ihrem entsetzlichen Entschlusse so bestrickt, daß an ihr Alles, wie ein wehmüthiger Traum, vorüberging. Fast war es ihr unmöglich, ein Wort zu sprechen; ein jedes war ihr schmerzlich. Ihr kam jedoch bei ihrem Schweigen die Etiquette zu Statten, welche einer Braut schweigsames Trauern bei dem Hochzeitsfeste nachsieht. Sie mochte keinen Bissen genießen, nur zuweilen befeuchtete sie ihre brennenden Lippen mit einem Tropfen Wein. Wenn ihr jedoch das Herz in die Höhe steigen wollte, drückte sie unter dem Tafeltuche Francesca, welche neben ihr saß, die Hand.

Jetzt erhob sich der Ritter mit dem Glase in der Hand und sagte: „Ich erlaube mir auf die Rettung meines allergnädigsten Königs und Herrn, Ferdinand des Siebenten, dieses Glas zu leeren; Gott stürze seine Feinde und erhebe ihn hoch!“

Alle standen auf und die Gläser klangen zusammen.

Dann erhob sich der Hofmarschall und sprach: „Das monarchische Princip in Europa, welches die heilige Allianz gegründet und auf dem Congreß zu Aachen befestigt hat, lebe hoch!“

„Vor Allen,“ schaltete Fürst Iwan, zu Francesca flüsternd, ein, „Kaiser Alexander, die Sonne und Wonne dieser Tage!

„Meine Schwester, die Marschallin,“ setzte Fürst Iwan

die Unterhaltung mit Francesca fort, „wird sich die Ehre geben, unsere gnädige Francesca Abends im Wagen abzuholen. Sie haben die verehrte Frau bei dem Balle neulich kennen gelernt, und sie freut sich, Sie in ihren Schutz nehmen zu können, wenn der Form wegen davon die Rede sein mag. Wie ich hoffe, wird der Kaiser gegen elf Uhr mit seinem Hofstaate bei uns absteigen. Sie können nicht glauben, mit welchem Enthusiasmus er von der Erwartung spricht, Sie, schöne Francesca, wiederzusehen, und dazu in den verklärtesten Momenten der Kunst und des Lebens! — Schon zu verschiedenen Malen habe ich ihn überrascht, wie er vor dem Bilde „Ariadne auf Naxos“ stand in tiefen Gedanken mit dem schönsten Ausdrucke der Schwärmerei in seinen himmlisch blauen Augen.“

Francesca's Herz wurde weit bei diesem Lobe ihres Helden. Ihre Phantasie schwelgte sich in dem Gedanken mächtig empor, den schönsten und mächtigsten Herrscher in Europa und Asien lieben zu können.

Wie ein Heliotrop, wendete sich ihre Seele seiner Sonne zu.

„Die beiden jungen Fürstinnen Sufieff,“ fuhr Fürst Iwan fort, „werden in der Amazonengruppe neben Ihnen Ihre beiden Dienerinnen vorstellen. Sie können nicht glauben, wie ich mich diesem Abend entgegensehne!“

„Mir ist so bange, Durchlaucht,“ entgegnete Francesca, „wie noch nie, vor dem nächsten Abende; gewiß wird Etwas bei der Vorstellung verunglücken. Wenn ich mir denke, daß die kaiserliche Majestät und der ganze Hofstaat die Blicke mir zuwenden, während ich oben ruhig die Musterung aushalten soll, ist es mir, als müßte ich vor Bangen vergehen.“

„Der Triumph, welchen Ihre Erscheinung im ersten Augenblicke feiern wird,“ versetzte der Fürst, „wo der Vorhang in die Höhe rollt, wird Ihnen den Muth zurückbringen. Sie sind um den Sieg, welchen Sie über uns Alle und selbst über die größten Schönheiten einer

fürſtlichen Damenwelt davon tragen, zu beneiden. Ihr Bild hat ſich ſchon jetzt unſeren Hoheiten ſo unvergeßlich eingeprägt, daß es auf immer verſchmolzen iſt mit der Erinnerung an den Congreß. Doch — Herr Hofrath von Gentz bringt jetzt den Trinkſpruch auf das Brautpaar aus!"

Dieſer ſprach jetzt mit anmuthigen Blicken:

„Wie die Blume in dem Wein,
Und der Schein
In dem hellen Edelſtein,
Um die Ulme ſchlanke Rebe,
Hoch das ſchöne Brautpaar lebe!"

„Graf Joſeph und Iſabella!" riefen die Gäſte durcheinander; Iſabella's Blicke aber verſchleierten ſich und ſie ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Freundin.

Dieſer Vorfall ſtörte die Geſellſchaft. Alle waren von ihren Sitzen aufgeſprungen, um der Braut zu Hülfe zu eilen. Graf Joſeph knieete zu ihren Füßen und drückte ſein Geſicht auf ihre Hand, um ſeine verzerrte Miene zu verbergen, denn in ſeiner Bruſt ziſchten quälende Nattern durcheinander.

„Daß ich vielleicht auch noch beneidet werde!" dachte er bei ſich; „ſie wird mich, ſie kann mich nicht lieben, und ich habe nur den Genuß, ſie doch errungen zu haben Schöne Iſabella, Sie werden auf mein einſames Jagdſchloß ziehen und dort zu ſich kommen!"

Doch jetzt that Iſabella wieder einen friſchen Odemzug. Sie öffnete ihre Augen, erſchrak und verbarg ihr Geſicht an Francesca's Buſen.

„Der ſchönen Braut," flüſterte Hofrath von Gentz zu dem Ritter und dem Grafen, „wird eine Viertelſtunde Ruhe auf ihrem Zimmer wohlthun."

„Signora Francesca," verſetzte Graf Joſeph, „hätte wohl die Gnade, ihr auf kurze Zeit Geſellſchaft zu leiſten?"

Iſabella warf dem Hofrath von Gentz einen dankbaren Blick zu und entfernte ſich, geführt von ihrer Freundin und dem Grafen Joſeph, in ihr Zimmer. Dort verließ

ſie der Graf wieder und kehrte zu den Gäſten zurück, welche eben im Begriffe waren, ſich von dem Ritter zu verabſchieden.

„Von uns," ſagte Hofrath Gentz zu dem Ritter, „ſollen Sie immer Nachricht in dem Courier und anderen Pariſer Zeitungen unſerer Farbe erhalten. Sorgen Sie dafür, daß auch Ihre Freunde von Ihnen das Nöthige erfahren."

„Wollen Sie Seiner Durchlaucht," verſetzte der Ritter, „für das ungemeine Wohlwollen, welches mir hier in den diplomatiſchen Verhandlungen zu Theil geworden iſt, nochmals meinen Dank ſagen, ſo bin ich dafür Ihnen verbunden.

„Ich laſſe Ihnen hier meinen Eidam zurück und empfehle mich und ihn der ferneren Gunſt unſerer Freunde."

In ähnlichen Redensarten verabſchiedete ſich der Ritter von den anderen Gäſten.

Als er jetzt mit dem Grafen Joſeph allein zurückgeblieben war, ſagte er zu ihm: „Es bleiben mir nur noch wenige Minuten übrig, um die Familienangelegenheiten mit Ihnen, lieber Sohn, zu beſprechen; folgen Sie mir in meine Stube!"

Auf dieſe Aufforderung ergriff Graf Joſeph den dargebotenen Arm ſeines Schwiegervaters und zog ſich mit ihm auf das Zimmer zurück, welches er von heute an ſelbſt bewohnen ſollte.

Unterdeſſen waren Franceſca und die treue Ines bemüht, Iſabella in ihren Leiden Troſt einzuſprechen. Sie lehnte jedoch jedes Hoffnungswort ab und ſagte dabei: „Mich bekümmert nicht mehr meine unglückliche Lage, ſondern nur meine eigene Schwäche, welche mich zuweilen bewältigt bei dem Gedanken an das Unvermeidliche und an den unglücklichen Achilleus. Ich würde gefaßter ſein, wenn er ſchon abgereiſt wäre; denn er ſoll nicht in mein Unglück verwickelt werden. Franceſca, ſchicke deinen Bruder zu ihm und laß' ihm ſagen, daß ich bei unſerer Liebe inſtändig ihn bitte, gewiß in nächſter Nacht dieſe troſt-

loſe Stadt zu verlaſſen; die Angſt um ſeine Sicherheit foltere mich mit entſetzlichen Leiden."

„Ich zweifle nicht," entgegnete Franceſca, „daß er, ſo wie ich ihn kenne, ſeine Flucht antreten wird, ſobald er irgend kann. Da er jede Hoffnung auf Eure Hand aufgeben muß, ſo wird es ihn hier nicht länger dulden, oder es iſt von dem gewaltſamen Manne ein Unglück zu fürchten."

„Nein! nein!" entgegnete Iſabella, „er wird größer ſein, als der Schmerz, und ſich für ſein Vaterland retten!"

„Ich hatte mich ſeit Jahren," verſetzte Ines, „auf den Tag gefreut, wo meine gnädige Donna den Brautkranz tragen würde; nun iſt er da, und keiner iſt ſo unglückſelig, als dieſer. Wo ich ſtehe und gehe, muß ich inwendig beten, daß er glücklich vorübergehe. Eins haben mir Gott und der Ritter ſchon gewährt, daß ich bei Euch bleiben und nicht wieder mit dem böſen Pfaffen zurückreiſen muß. Wer mir einmal ein Leid gethan hat, wie er, der kann es mir alle Tage wieder zufügen."

Jetzt trat Graf Joſeph herein, ging auf Iſabella zu, küßte ihr die Hand und ſagte: „Unſer Vater und Santello ſind eben im Begriffe, abzureiſen; wenn ſich meine Gebieterin ſo wohl fühlte, um eine kleine Fahrt zu überſtehen, ſo wünſchte ich, eine Strecke Weges den Unſrigen das Geleit zu geben; unſere Equipage fährt nach, um uns, wenn wir Abſchied genommen haben, zur Illumination wieder zurückzubringen."

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr!" entgegnete Iſabella; „denn ich ſehne mich darnach, am Halſe meines Vaters im Freien mich mit Ihrer Erlaubniß ausweinen zu dürfen."

„Ich werde in keiner Weiſe," verſetzte der Graf, „Ihnen hinderlich ſein, ſich Ihrem kindlichen Gemüthe hinzugeben; es fällt mir ſelbſt ſchwer, von dem edlen Greiſe mich trennen zu müſſen. Er hat mir jedoch verſprechen müſſen, zum nächſten Frühjahr wieder zu kommen und auf unſerm Jagdſchloſſe mit uns zu leben. In

einigen Minuten also darf ich hoffen, Sie zur Nachtfahrt vorbereitet zu finden?"

„Ich werde ihr den Pelz umgeben," versetzte Ines, „und das schöne Bräutchen so verwahren, daß der Herr Graf nicht einmal auf die Nachtluft eifersüchtig zu sein braucht."

Als sich der Graf entfernt hatte, sagte Francesca: „Ich verlasse Euch, aber mit schwerem Herzen; noch nie habe ich so zaghaft glückliches Wiedersehen gewünscht!"

Isabella drückte sie an ihr Herz und küßte sie ungestüm; dann wandte sie sich ab; Ines warf ihr den Pelzmantel um die Schulter, und Francesca eilte hinweg.

Kaum war sie verschwunden, als sich Isabella ermannte und heimlich zu Ines flüsterte: „Ich bitte dich, gehe hinauf zu Achilleus und sage ihm, daß ich bei unserer Liebe ihn bitte, diese Nacht noch Verona zu verlassen, und, wenn er an meiner Kammerthür, — er wird sie leicht finden, da sie gleich die letzte ist, ehe man auf die schwebende Brücke hinaustritt, vorübergeht, — dreimal und an verschiedenen Stellen zum Zeichen des Abschiedes anzupochen. Wenn wir wieder zurückkommen, wirst du mir Nachricht sagen können, ob er dir versprochen hat, mir diesen letzten Wunsch zu erfüllen."

„Um Gotteswillen, was habt Ihr vor?" fragte bestürzt Ines; „Ihr dürft jetzt Nichts thun ohne meinen Rath; denn dieser thut Euch jetzt gewiß Noth. Wer im Unglück ist und sich allein helfen will, der fängt es immer so an, daß er zu Grunde geht. Ich thue Alles für Euch, wenn Ihr versprecht, Nichts ohne mich zu thun, was es auch sein sollte. Ihr laßt mir hier eine schöne Angst zurück."

„Die Pferde sind angespannt!" meldete der eintretende Graf; „der Vater erwartet uns! In unserer Abwesenheit wird Ines mit Nepomuk die Wirthschaft und das Abendbrod besorgen!"

Mit diesen Worten reichte er Isabella den Arm und führte sie hinunter in den Reisewagen, wo der Ritter

noch umringt war von den Leuten des Hauſes und ihnen Abſchiedsaudienz gab.

„So können wir denn," ſagte er zu Joſeph und Iſabella, „Verona mit freudiger Hoffnung verlaſſen, wohin wir doch ſo ſorgenvoll gekommen ſind. Wir haben hier viel Freunde gefunden. Doch, ſteigen wir ein!"

Der Ritter, Iſabella und Graf Joſeph nahmen allein das Innere des Reiſewagens ein, die Diener des Ritters ſchwangen ſich auf das Cabriolet und die äußeren Rückſitze.

Santello hatte ſich in den Wagen des Grafen, in welchem das junge Paar wieder zurückkehren wollte, geſetzt, um dem Ritter und den Seinen ungeſtört das Zuſammenſein in der Abſchiedsſtunde zu gönnen.

Er war düſter verſenkt in die Erinnerung an ſeinen todten Vater, den Chevalier, welchen er heute, wo er auch den Grafen mit Iſabella getraut, früh Morgens hatte begraben laſſen.

Jetzt ſchwangen die Kutſcher die Peitſchen, und die Wagen rollten zu dem Hofthore hinaus auf die Straße und in die dämmernde Nacht hinein.

Viertes Capitel.

Die Nacht war angebrochen, und Verona flammte auf, wie ein feuriges Meer. Es ſchien, als wäre der Sternenhimmel aus der dunkeln Novembernacht herabgeſunken auf dieſe Stadt zur Verklärung des Congreſſes.

Immer weiter verbreitete ſich die Beleuchtung über die angrenzenden Hügel mit ihren einzelnen Gehöften und Villen und ringsum auf die Caſtelle, welche, wie feurige Burgen, emporflammten. Welchen Anblick hatte man auf die Stadt von den Etſchbrücken, wo man am Beſten die Symmetrie der Illumination, welche in ihrer Anordnung herrſchte, überſehen und bewundern konnte!

Ein freudiges Brauſen und Wogen erhob ſich von allen Enden mit dem luſtigen Rauſchen des Stromes, welcher, wie ein Spiegel, in unendlichem Lichtglanze durch die Stadt vorüberwogte.

Aus dem Jubelgeſchrei, welches bald hier, bald dort aus den Straßen erſcholl, konnte man errathen, wo die kaiſerlichen Majeſtäten, welche die Umfahrt machten, ſich eben befanden.

Das verwunderte Auge konnte nicht müde werden, ſich zu ſättigen an dem Anblicke des Ganzen, wie der einzelnen Gebäude. Der geſchmackvolle Rathsherr Da Perſico hatte mit den Kunſtfreunden und Künſtlern der Stadt Rath gepflogen, und es war jetzt der ungewöhnliche Effect erreicht, da die Beſitzer der Gebäude ſeinen Wünſchen Gehör gegeben und die Architectur derſelben durch die Lampenreihen bezeichnet hatten, ſo daß jetzt jedes in ſeinen beſonderen Conſtructionen in ein Feenſchloß verwandelt war.

So erhob ſich auch in dieſer Nacht, wie ein verklärter Geiſt, der ſchöne Arco di Gavi, welcher vorlängſt in Ruinen zerfallen und abgebrochen war, auf ſeiner alten Stelle auf dem Corſo mit allen Säulen und denſelben Piedeſtalen, von Holz gebaut und ſo erleuchtet, daß die ſchöne Proportion dieſes Denkmals in Flammenzügen in die Luft gezeichnet zu ſein ſchien.

Vor Allem prangte in Lampen und Blumenguirlanden der Bra-Platz. Das auf allen Außenſeiten beleuchtete Amphitheater, die Kirche der heiligen Agnes und der große Palaſt der Hauptwache hatten dieſen Stadttheil in ein Zaubermärchen verwandelt, in welchem die Menſchen im Traumjubel herumirrten.

„Kaiſer Alexander, hoch!“ erſcholl es jetzt aus hunderttauſend Kehlen, und im offenen Wagen, umdrängt von dem Volke, rollte er einher, ſchön und freundlich, mit vielen Verneigungen grüßend und dankend.

So ging der Zug fort bis auf den Platz delle Erbeſti, welcher mit dem Palaſte Maffei, der ihn beherrſcht, und allen daran liegenden prächtigen Kaufgewölben durchgängig mit Wachskerzen erleuchtet war.

Wieder donnerte ein neues Jauchzen von der Porta nuova her; denn Kaiſer Franz war dort ausgeſtiegen und wandelte zu Fuß durch die glänzenden Pyramiden, welche längs der Straße ſtanden, um ſich her ein fröhliches Volk, das ſich in ſeinem Glücke kaum zu faſſen wußte, bis Alles ausbrach in die Melodie des Liedes: „Heil dir im Siegeskranz!“

Dieſer Geſang, welcher ſich von Straße zu Straße verbreitete, ſchwoll endlich an zu einer großen, vieltauſendſtimmigen, gewaltigen Melodie, welche mit Donnertönen Achilleus aus ſeinem Starrſinn erweckte. Antonio und Arnold waren bei ihm.

„Mich hungert!“ war ſein erſtes Wort, „gebt mir Brod und Wein!“

Arnold that bei dieſem Ausrufe einen Freudenſchrei und flog hinaus ſo heftig, daß er die Treppe mehr

hinunterfiel, als sprang, über die Brücke hinüber zu Francesca, welche [illegible] hinuntergehen wollte zum Wagen, wo sie von der [illegible]rstin, der Schwester Iwan's, erwartet wurde, um sie zu [illegible] Feste abzuholen.

„Was wollt Ihr, Freund Arnold?" rief sie ihm zu, als er vor ihrer Schönheit erschrocken zurücktrat.

„Brod und Wein für Achilleus!"

„Bringe Beides hinüber!" rief Francesca zu ihrer alten Dienerin, welche auf diesen Befehl sie verließ.

„Arnold!" fuhr sie fort und legte dem blöden Jünglinge beide Hände auf die Schulter, „Ihr wart einst so verwegen, von mir ein reines Rosenblättchen für Euer Stammbuch zu begehren, als Ihr mir das Märchen von dem Brenli im Walde erzähltet! — denkt Ihr noch daran?"

„Warum nicht?" versetzte er und sah ihr dabei freundlich in die Augen.

„Und Ihr liebt mich immer noch so wunderbar eigen?" fragte sie.

„Warum wollt Ihr an mir zweifeln?" entgegnete Arnold.

„Hier hast du deinen Lohn!" entgegnete sie, „den ersten Kuß, welchen ein Mann von mir erhält, zum Lohn für deine reine Liebe!"

Mit diesen Worten drückte sie einen feurigen Kuß auf seine Lippen, warf ihn dann lachend zurück und eilte hinab zu dem Wagen der Marschallin.

Fünftes Capitel.

Die hohe Gesellschaft war bei dem Fürsten Iwan versammelt. Als sich der Kaiser nieder gelassen hatte, nahmen alle Anwesenden ihre Plätze ein. Es war fast schon Mitternacht angebrochen, und der Lärm auf den Straßen hatte sich zu einem monotonen Meerrauschen abgedämpft. Der Vorhang war vor der Bühne noch heruntergelassen. Jetzt wurden dahinter die Lichterreihen angezündet, und nun begann eine kriegerische Marschmusik, welche endlich immer wilder und kampffreudiger wurde. Die Musik ging fort, als der Vorhang in die Höhe rollte und jetzt in wunderbar magischer Beleuchtung, fast wie ein colossales Götterbild, Hippolyte im Begriffe, vom gespannten Bogen den Pfeil zu schnellen, mit vorgebeugtem, helmfunkelnden Haupte, neben sich die beiden schwertzückenden Amazonen, vor den erstaunten Blicken erschien. Eine lautlose Stille trat ein.

Die Gesellschaft war, wir mit einem Zauberschlage, in die alte hellenische Sagenwelt versetzt, welche hier lebendig geworden zu sein schien.

Mit einer Fanfare fiel der Vorhang.

Noch war einige Minuten Alles still, so sehr hatte dieses Bild die Zuschauer in entzücktes Staunen versetzt.

Als aber jetzt der Kaiser in die Hände klatschte und „Bravo!“ rief, fand die Bewunderung ihren Ausdruck in den lautesten Beifallsbezeigungen.

„Da capo!“ rief man jetzt von allen Seiten.

Der Vorhang ging wieder in die Höhe und Hippolyte

ſtand da, mit dem einen Arme eine todtverwundete Amazone umſchlungen, mit der rechten Hand das Schwert dem Feinde entgegenzückend, während ſich die andere Amazone zur Flucht mit über dem Haupte gehaltenem Schilde hinwegzuwenden ſchien.

Hippolyte's ganze Geſtalt ſchien Kampf, Angſt, Zorn und Rache zu athmen. Ihr Antlitz und ihre Augen waren zum Erſchrecken ſchön im gewaltigen Ausdruck.

Der Kaiſer ſprang vom Sitze auf, Alle folgten der Etiquette und dem Beiſpiele und ſtanden hinter ihm, wie erbebend vor dem Zorne der Heldenjungfrau.

„Schöne Hippolyte!“ rief der Kaiſer, „wirf das Schwert hinweg, du beſiegſt ohnedies die Herzen der Männer!“

Der Vorhang rollte herunter.

„Wer nicht einen ſolchen Moment je erlebt hat, wie wir eben jetzt,“ ſagte der Kaiſer zu dem hinter ihm ſtehenden Hofrath von Gentz, „dem fehlt die ſchönſte Note in der Melodie des Lebens.“

„Und nur der,“ entgegnete mit anmuthiger Verneigung der Hofrath, „welcher nicht das Höchſte und Feinſte im Leben genoſſen und die Sehnſucht nach einem unausſprechlichen Ideale des Sinnenreizes empfunden hat, kann einen ſolchen Augenblick, wo Leben und Kunſt ſich vermählen, ſo recht eigen mit allen ſeinen ſüßen Schauern genießen, denn die Schönheit erreicht nur da ihren höchſten Gipfel, wo ſchon die Vernichtung die Hand nach ihr ausſtreckt. Das eben ergriff und erſchütterte uns ſo heftig in dieſem Bilde, daß wir die gewaltige Königin in ihrer vollſten Jugendblüthe und Kraft mitten in der Schlacht und dem Untergange nahe geſchaut haben. Solche Momente ſind nicht für den Augenblick, ſondern zur Ausfüllung der Erinnerung eines ganzen, ſchön verlebten Daſeins, das nur noch des Schlußſteins bedurft hat.“

„Wie ſchön, wahr und doch ſo traurig ſind dieſe Gedanken!“ verſetzte der Kaiſer und wandte ſich wieder zur Bühne um.

Die Musik begann eben ein Adagio, unter welchem der Vorhang sich wieder hob.

Die Lampe auf der rechten Seite von der Bühne aus waren in rothe verwandelt, so daß ein flammendes Reflexlicht auf Ariadne fiel, welche jetzt in derselben Stellung und Gewandung, wie auf Malocchio's Bilde, vor den Zuschauern hier lebendig im Rosenschimmer des Morgens am wogenden Meere ruhte, leicht und natürlich den einen Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen und die rechte Hand auf den Busen gelegt, schlummerte sie hier, wie in Seligkeit und Liebe eingewiegt. Wie schwarze, zuckende Schlangen, rollten ihre Locken vom gesenkten Haupte ihr über Schulter, Arm und Busen, und ein leichter, wehmüthiger Zug spielte um ihren Mund.

Das Adagio der Musik ging über in noch sanftere Melodieen, als wollte sie die Schlummernde in noch tieferen Schlaf hineinlullen.

Der Kaiser war in Hinträumen versunken, seine Seele weilte bei dem Bilde in seinem Zimmer, dem er so oft seine innersten Gefühle als einem stummen Zeugen anvertraut hatte.

Der Vorhang war schon längst gesunken, der Kaiser konnte sich mit seinen Gedanken immer noch nicht zur Gesellschaft zurückfinden. Endlich sagte er zum Fürsten Iwan, welcher auf seine Mienen gelauscht hatte: „Rufen Sie uns die schöne Francesca!"

Der Fürst eilte hinter die Scene und kehrte nach einer Weile mit Francesca zurück, welche vor dem Kaiser sich schweigsam auf die Kniee niederließ; der Kaiser jedoch erhob sie und steckte ihr den St Annenorden an. „Schöne Francesca," sagte er bewegt, „tragen Sie zu meinem Andenken dieses Zeichen der Ehre!"

Francesca küßte mit hervorbrechenden Thränen die Hand des geliebten Kaisers.

Die ganze Gesellschaft hatte sich jetzt huldigend um sie gedrängt.

Francesca war so bewegt, daß sie keine Silbe auf

die vielen schönen Worte, mit welchen sie von Herren und Damen überschüttet wurde, zu entgegnen wußte.

„Ich werde Sie wiederfinden!“ sagte endlich zu ihr mit freundlichen Blicken der Kaiser. Mit einer demüthigen Verneigung entfernte sie sich wieder an der Hand des Fürsten Iwan.

Es begann bald darauf eine Musik, welche die heftigste, leidenschaftliche Bewegung ausdrückte, jedoch bald in wehmüthige Molltöne hinüberspielte, unter welchen der Vorhang wieder aufging.

Auf dem Felsen am Meere stand die unglückselige Sappho. Ein langes, weites Gewand hatte sie über das Haupt geworfen, die Arme hineingewickelt und es um die Schulter festgezogen, während sie die Rechte darunter auf das Herz gedrückt, und in der linken, umwickelten Hand die Zither krampfhaft an die rechte Schulter gedrückt hielt, so daß das weite Gewand das Gesicht bis auf die Augen verhüllte und zugleich von allen Seiten herab in reichen, weiten Falten herunterrollte.

Ihre Gestalt ruhte auf dem rechten, gebogenen Knie, ihr Oberkörper war über den Felsen vorgedrängt, daß er über dem Meere zu schweben, und daß sie im Augenblicke halb zu sinken, halb hineinzustürzen schien.

Ein Schreckenslaut entfuhr der Brust des Kaisers; die Musik riß mitten im Tacte ab, und der Vorhang stürzte herunter.

Als sich der Kaiser zur Gesellschaft umwandte, standen Thränen in seinen Augen. Er sprach leise einige Worte zu dem Fürsten, welcher sich ehrerbietig ihm genaht hatte. Dieser gab dem an der Thür stehenden Kammerherrn einen Wink, die Thürflügel gingen auf, und mit einer huldvollen Bewegung des Hauptes verließ der Kaiser die Gesellschaft. Diese brach zugleich auf und folgte ihm.

In diesem Augenblicke trat die Schwester des Fürsten, die Marschallin Sufieff, zu Francesca in das Ankleidezimmer mit einem Becher in der Hand.

„Es ist bei uns der Gebrauch,“ sagte sie, „daß um

Mitternacht ein Kelch auf das Wohl des Kaisers zuletzt geleert wird!"

Francesca nahm den Kelch, leerte ihn und sank, wie in süßer Ohnmacht, in die Arme der Marschallin.

Nach einer Weile trat Fürst Iwan mit seinem stereotypen, melancholischen Lächeln herein und sagte, wie er die Gruppe erblickte: „Hat sie getrunken?" —

„O, du schöner Kaiser!" flüsterte, wie im Traume, Francesca, Iwan aber und seine Schwester faßten sie unter den Armen an und führten sie mühsam hinunter zu dem Wagen.

„Ihr wollt mich morden! — Antonio, hilf!" — rief im Schlafe Francesca.

„Beruhigen Sie sich, holdes Kind!" sagte Fürst Iwan, hob sie in den Wagen hinein und setzte sich dann zu ihr.

Der Livreejäger schlug die Kutschenthür zu, und der Wagen rollte durch die lampenflammenden Straßen Verona's und zum Thore hinaus in die dunkle Nacht; endlich bog der Wagen von der Straße ab und ungefähr eine Stunde weiter bis zu einer Villa, welche dicht am Ufer der Etsch lag. —

Während dieser Nachtfahrt hatte sich Achilleus zur Reise gerüstet.

Eben kam Thriaki flüchtig und leise von der Straße zurück und brachte die Nachricht mit, daß ein Regenschauer durch die Straßen streife und alle Lampen auslösche.

„Ist der Fischer Biaggio bestellt," fragte Achilleus, „welcher uns sicher auf dem Strome aus der Stadt hinauspaschen will?"

„Er wartet oberhalb des ponte delle navi," versetzte Thriaki, „am Hinterhause unseres Landsmannes Krusii der mit türkischen Pfeifenröhren und Meerschaumköpfen handelt!"

„Finden wir sein Haus offen zum Durchgange?"

„Er erwartet uns!"

„Ist unten im Corridor die Thür, welche auf die

ſchwebende Brücke hinüber zu Antonio führt, geöffnet, und der Ausgang auf die Straße drüben ſicher?“

„Es iſt alles in Ordnung!“

„Heda!“ rief jetzt Achilleus Arnold an, welcher ſeit dem Kuſſe, welchen Franceſca ihm in heiterem Uebermuthe gegeben hatte, wie von Traumſeligkeit betäubt war und ſchon die halbe Nacht lang auf ſeinem Reiſefelleiſen zum Aufbruche bereit geſeſſen hatte.

Arnold fuhr in die Höhe und fragte dann: „Iſt der Weg ſicher, daß wir fortkommen?“

„Alles ſicher! Freund Arnold, geh' mit Thriaki voraus zum Nachen; ich folge Euch einige Augenblicke ſpäter nach.“

„Ich weiß nicht, was mir für eine Schiffsladung voll Wehmuth und Sentimentalität in den Gliedern liegt,“ verſetzte Arnold; „mir iſt wieder gerade ſo, wie am Tage vorher, ehe mein Freund, der lange Egidi, erſtochen wurde.“

„Keine Unglücksprophezeihungen!“ rief Achilleus und ſpuckte dabei aus, um den böſen Zauber der Worte zu zerſtören.

„Thriaki!“ fuhr er dann fort, „hier belade dich mit unſeren wenigen Habſeligkeiten, welche uns die Polizei noch gelaſſen hat, — und nun Gott befohlen!“

Arnold und Thriaki traten jetzt ihren Weg an und gingen geräuſchlos die Treppe hinunter.

Achilleus war noch zurückgeblieben. Ihm war es, als wenn aus allen Winkeln Stimmen ihm flehend zuriefen: „Verweile!“ — Faſt war es ihm unmöglich, ſich von der Stelle zu entfernen, wo er doch wenigſtens in Iſabella's Nähe war.

Wenn auch ſein Herz im Unwillen ſich gegen ſie empörte, da ſie doch ihrem Vater keinen feſteren Widerſtand geleiſtet und den Grafen Joſeph ihre Hand gereicht hatte, ſo vertraute er doch wieder auf ihr Wort, mit welchem ſie ihn verſichert hatte, daß der Graf in keiner

Weiſe ihr nahen dürfe. „Und doch iſt ſie endlich ein Weib!“ ſprach Achilleus bitter bei ſich.

Nun erinnerte er ſich wieder an den Wunſch Iſabellens, welchen ihm gegen Abend ihre Duenna mitgetheilt hatte: daß er zum Zeichen ſeiner Abreiſe dreimal an die Thür ihrer Stube pochen ſolle. Vergebens ſuchte er bei ſich zu erforſchen, ob ſie durch dieſen Wunſch ihm zu erkennen gegeben, daß ſie ihren Sinn geändert und mit ihm zu fliehen bereit ſei, oder ob er ſonſt einen wichtigen Entſchluß andeute, welchen ſie gefaßt habe?

So irrten ſeine Gedanken ſchweifend herüber und hinüber. Es giebt ſolche Zuſtände im menſchlichen Leben, wo der bedrängte Menſch durchaus rathlos und hülflos iſt und nur auf das Einſchreiten irgend einer himmliſchen oder dämoniſchen Macht hoffen kann.

In ſolchen Augenblicken bleibt dem Menſchen Nichts übrig, als betend ſich hinzuwerfen und den überirdiſchen Gewalten ſein Anliegen zur Entſcheidung anheimzugeben.

Als Achilleus ſeinen zottigen Mantel umgeworfen und das Licht ausgelöſcht hatte, um hinunter zu gehen, war es ihm, als ziehe es ihn unwiderſtehlich auf die Kniee.

Er ſank nieder, und ſeine Worte weckten die ſchlummernden, ſchlangenhaarigen Eumeniden.

Sechſtes Capitel.

Francesca ruhte noch betäubt von dem böſen Tranke im Divan auf der Villa, wohin ſie der Fürſt Iwan gebracht hatte. Im Traume hatte ſie die Stellung der ſchlummernden Ariadne angenommen, die eine Hand über das Haupt und die andere auf das Herz gelegt; doch trug ſie jetzt ein wunderbar reiches, flammendes Diamantendiadem auf dem Haupte, einen gleich reichen Schmuck um den Hals und eben ſolche Armſpangen.

Ihr gegenüber ſtand ein großer, runder Spiegel auf einem Geſtelle, welcher ihre Geſtalt prächtig zurückſpiegelte.

Sie ſchien unruhig zu ſchlafen, denn ihre Finger zuckten fieberhaft, bald als wollte ſie Etwas faſſen, bald als ſtieße ſie es wieder von ſich; ihre Augenlider zitterten in Einem fort, und ihr Buſen wogte heftig auf und nieder. Sie ſprach dann und wann ein abgeriſſenes, unverſtändliches Wort im Schlafe. Jetzt machte ſie die Bewegung der pfeilſendenden Amazone im Schlafe. „Er ſtürzt! Er iſt todt!“ rief ſie, ſchrak heftig empor und erwachte.

Sie rieb ſich die Augen, über ihr brannte, von der Decke herabhängend, eine Lampe. Sie war allein, und Alles ihr ſo fremd. Die Hände vor die Stirn gelegt, rief ſie: „Wo bin ich denn?“ Nun fuhr ſie mit der einen Hand über die andere, als wollte ſie davon Etwas herunterſtreifen; — auf einmal war es ihr, als beſänne ſie ſich auf Etwas, was ſie in ſich ſelbſt ſchaudern machte. Jetzt ſtarrte ſie gerade vor ſich aus, und ihre Blicke

fielen in den Spiegel vor ihr. Sie schrak zurück vor dem Lichte der Juwelen, welche ihr entgegenglitzerten, und vor sich selbst.

Jetzt hörte sie draußen vor der Villa einen Wagen fortfahren.

Sie war in die Höhe gesprungen und riß das Diadem von der Stirn, den Schmuck vom Halse und den Armgelenken und schleuderte die funkelnden Steine in das Spiegelglas, daß es in tausend Scherben klirrend herunterfiel.

Doch nun hörte sie Jemand kommen; schnell verriegelte sie die eine, dann die andere Thür; als sie auch die dritte verschließen wollte, hörte sie den Strom draußen vorüberbrausen. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte sie. Sie riß die Thür auf und stand auf dem Altane, unter sich die reißende, tosende Etsch, sie drehte jetzt den Schlüssel im Thürschlosse um und war jetzt abgeschieden vom Hause und seinen Bewohnern, allein, entsetzt und grübelnd in Zweifeln über ihre Erinnerungen. —

Während dieser Vorfälle auf der Villa verlebte Graf Joseph eine böse Nacht. Schon das zweite Mal an der verschlossenen Thür zur Brautkammer abgewiesen, fühlte er sich so infamirt, daß er jetzt in seinem Zimmer umher wandelte, wie ein Tiger im eisernen Menagerie-Käfige. Manchmal stand er still und stampfte unwillig mit dem Fuße auf das Estrich, dann lachte er in Selbstverspottung laut auf; nun schauderte er wieder in der Erinnerung an die Sterbescene bei dem Chevalier. Fast begann er sich zu fürchten und hätte gern seinen Nepomuk zur Gesellschaft gerufen, wenn er sich nicht über die Einsamkeit der Brautnacht geschämt hätte.

Als wenn alle Schleusen seines Gedächtnisses in dieser Nacht geöffnet wären, so strömten alle bösen Erinnerungen seines Lebens aus der Tiefe seiner Seele hervor.

„Sie hatten doch Alle den Tod verdient, diese italienischen Rebellen!“ grollte er für sich. „Wer giebt jetzt ihren Gespenstern ein Recht, mir Schauer über den

Rücken zu jagen? — Was geht mich Griechenland und der junge Grieche an? — Und wieder das Bild Francesca's? als ob ſie zu gut geweſen wäre für das Schickſal von ſo vielen Tauſenden!"

Jetzt hörte er von der Decke herunter einen ſchweren, fallenden Tropfen; er ſtutzte, ging aber dann wieder heftiger im Zimmer auf und ab. „Ich ſollte nicht im Stande ſein," fragte er ſich ſelbſt, „den Eigenſinn meiner Frau zu brechen? — Sie kann ſich unterſtehen, mir das zu bieten? — Wohl, hat ſie ſich in dieſer Nacht eingeſchloſſen, ſo ſoll ſie es ferner bleiben; ſie ſoll Niemand ſehen, als mich, ihren Kerkermeiſter, und ich will verflucht ſein, wenn ſie vorher einen freundlichen Blick von mir erhält, bis ſie nicht zerknirſcht und in Reue vor mir niederknieet. Iſt mir es, wie ich hoffe, gelungen, Francesca der Schmach zu überliefern, weil ſie mich in meiner Leidenſchaft zu ihr verhöhnt hat, ſo kann ich dich, Iſabella, auch zu Tode quälen. Ich kenne das ganze Arſenal tödtlicher Seelenqualen."

Jetzt hörte er wieder den fallenden, tönenden Tropfen, welchen er vorher vernommen hatte.

Er warf ſich auf die Ottomane und wickelte ſich in einen Teppich, um ſich vor dem Froſte zu ſchützen, der ſeine Glieder überrieſelte.

Nachdem er eine Weile geſeſſen hatte, umſtrickte ein unruhiger Schlummer ſeine müden Sinne.

Jetzt kam es ihm im Traume vor, als wenn wieder ein Tropfen von der Decke herunterfiele, aber auf dem Boden nicht zerplätſcherte, ſondern ſich als ein Kügelchen um ſich ſelbſt herumwickelte und immer größer würde; ſeine Augen verfolgten das ruheloſe Spiel; — die Kugel dehnte ſich jetzt in die Länge und ward zu einer Nebelſäule, welche die Geſtalt eines menſchlichen Weſens annahm; — jetzt erkannte er das erdfahle Todtengeſicht des Chevaliers Bartolo.

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir, Herr Graf!" ſagte dieſer endlich, „denn wir ſind, wie Sie ſich beſinnen, ſchon

auf dem Congreſſe von Verona geſtorben; es iſt doch wehmüthig, daran zu denken, wie wir damals an dem Uhrzeiger der Zeit rückwärts geſchoben haben, ohne es zu merken, daß wir nur dazu da waren, Alles vorwärts zu bringen. Freude hatten wir ohnedies nicht davon."

„In welchem Jahre leben wir denn?" ſtöhnte jetzt Graf Joſeph, da das Geſpenſt des Chevaliers von der Zeit des Congreſſes, wie von einer längſt vergangenen, ſprach.

„Ganz genau," verſetzte er, „weiß ich es ſelbſt nicht; denn die Hähne krähen ſo heiſer; — zweimal Zehn darnach!"

„Wiſſen Sie," fragte der Graf im Schlafe, „was aus Spanien geworden iſt?"

„Das nenne ich einen Todtenſchlaf," verſetzte kopfſchüttelnd der Chevalier; „nicht zu wiſſen, daß dort immer noch Revolution und Conſtitution, vor wie nach, an der Tagesordnung iſt? — Wir haben freilich gedacht, mit ein paar Kanonenſchüſſen die Welt wieder in den Schlaf zu lullen! Haha! mit Kanonenſchüſſen!"

„Und was iſt aus Griechenland geworden?"

„Ein unabhängiges Reich!"

„Und aus Frankreich?"

„Seit der neuen Revolution —"

„Neue Revolution?" fragte Joſeph.

„Es iſt nicht richtig hier im Hauſe," flüſterte geheimnißvoll der Chevalier, „es gehen Geſpenſter um; horch!" —

Mit dieſen flüſternden Worten wankte das Geſpenſt auf die Thür zu und bückte ſich nieder zum Schlüſſelloch.

Graf Joſeph ſpitzte im Schlafe die Ohren, als müßte er ſelbſt mit aufhorchen. Er hörte jetzt in der That im Corridor vor ſeiner Stubenthür vorbei leichte Schritte; der Geiſt des Chevaliers winkte ihm, und halb wach, halb ſchlafend erhob ſich der Graf von der Ottomane und ging auf die Thür zu. Wie er ſich dem Schemen des Chevaliers genähert hatte, richtete ſich dieſer in die Höhe und blies ihn eiskalt an, daß es ihm durch Mark und Gebein ſchauerte und er zugleich völlig erwachte.

Er blickte ſcheu um ſich, im ganzen Zimmer war Nichts

zu ſehen und zu hören, doch draußen im Corridor hörte er jetzt das Geräuſch von Tritten.

Es täuſchte ſein Ohr nicht, denn Achilleus war eben im Begriffe, ſeine Flucht anzutreten.

Nun war es wieder ſtill. Achilleus ſtand jetzt vor der Thür der Brautkammer ſtill und zögerte noch, das verabredete Zeichen zu geben.

Im Augenblicke, wo er den Finger krümmte, um dreimal anzupochen, überſtürzte ihn der Gedanke, daß er vielleicht damit das Zeichen zum Tode der Geliebten geben ſolle! —

Iſabella hatte ihn bemerkt und knieete, d'rin auf einem Teppich, mit erhobener Hand, in welcher ein Dolch funkelte, welchen ſie unter die linke, entblößte, jungfräuliche Bruſt in das verzweifelte Herz ſtoßen wollte, ſobald von draußen dreimal an verſchiedenen Stellen angepocht worden.

Sie hatte die Schritte von Oben herunter ſich nähern gehört und wähnte jetzt den Odem des Geliebten von draußen herein zu vernehmen, doch zögerte ſie, eher die Hand gegen ſich zu wenden, als ſie das Zeichen erhalten.

Wie Achilleus noch immer zögerte, das Signal zum Abſchiede zu geben, überkam ſie der Zweifel: ob ſich ihr Ohr vielleicht getäuſcht, oder auch das verabredete Zeichen nicht gehört habe? — Sie näherte ſich der Thür und fragte leiſe durch das Schlüſſelloch: „Wer da?"

Der Graf war in den Corridor hinausgeſchlichen und hielt das Ohr vor ſich hineingeneigt. Er hörte jetzt Iſabella's Stimme flüſtern. Eine namenloſe Eiferſucht ging plötzlich, wie ein Peſthauch, über ſeine Seele.

Wie? wenn Achilleus noch in Verona, noch hier wäre, und nicht, wie er, die Thür der Brautkammer verſchloſſen gefunden hätte?

Doch jetzt hatte auch Achilleus die ſchleichenden Fußzehen eines Menſchen längs der Wand her vernommen.

Er öffnete ſchnell die Thür zur ſchwebenden Brücke und war im Begriff, hinüber zu eilen, als mit entſetzlichen Sprüngen der Graf ihn erreicht hatte, an ihm hing, mit

stöhnender Stimme: „Halt!“ rief und ihn zurück- und niederzuzerren suchte.

Achilleus schüttelte sich grimmig, wie ein Löwe, an welchem ein Hund sich eingebissen, und riß sich so plötzlich los, daß der Graf zurücktaumelte, an das hölzerne Brückengeländer schlug und es, wie ein dürres Rohr, mit der Wucht seines Körpers zerknickte, durchbrach und hinunterstürzte auf die Pflastersteine des Hofes.

Ein dumpfes Stöhnen erscholl von Unten, nun war Alles wieder still.

Achilleus wandte sich schaudernd ab und verfolgte den Weg, ohne zurückzublicken.

Neuntes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Hofrath von Gentz ſaß ſchon ſeit zehn Uhr Morgens an ſeinem Arbeitstiſche, um die Circularnote zu ſtiliſiren, welche die Allerhöchſten Monarchen von Oeſterreich, Rußland und Preußen über die Reſultate der Zuſammenkunft in Verona an ihre bei den verſchiedenen Höfen accreditirten Geſandten erlaſſen und als eine Art von Rechenſchaftsbericht veröffentlichen wollten.

Ein luſtiges Feuer im Kamine verbreitete im Zimmer eine behagliche Wärme, welche es um ſo traulicher machte, je ungeſtümer und ſchauerlicher der Regen in Güſſen draußen unaufhörlich herunterſtrömte. Um den unangenehmen, düſtern Morgen gänzlich ignoriren zu können, hatte der Hofrath die Jalouſieen vor den Fenſtern zu gemacht, die Vorhänge vorziehen und die Wachslichter auf den ſilbernen Armleuchtern anzünden laſſen, ſo daß ſich um ihn die Nacht gemüthlich verlängerte.

Er war erſt vor Kurzem aufgeſtanden, und nur der Wunſch des Fürſten, welcher ihm Befehl war, hatte ihn vermocht an die Arbeit zu gehen.

Er lehnte ſich jetzt in die Eiderdunenkiſſen ſeines Armſtuhles zurück, hüllte ſich tiefer in den grünſeidenen, mit Katzenfellen gefütterten Schlafrock und ſchien zu ſchlafen, während er nur mit Behaglichkeit ſeine, wie Ameiſen, unter einander herumkribbelnden Gedanken belauſchte, welche ſich endlich ordneten und an die Circularnote, welche er in ſauberer Handſchrift niederſchrieb, willfährig in den Worten anſchmiegten:

„So verschwinden die falschen Schrecknisse, die feindseligen Auslegungen, die finsteren Prophezeiungen, welche Unwissenheit oder Treulosigkeit in Europa verbreitete, um die Meinung der Völker über die reinen und edlen Absichten der Monarchen irre zu leiten. Kein geheimer Plan, kein Ehrgeiz, keine Berechnung des eigenen Vortheils gesellte sich zu dem Entschlusse, den eine gebieterische Nothwendigkeit allein Ihnen im Jahre 1821 vorgeschrieben hatte."

Jetzt rieselten die Worte ihm aus der Feder, als drängte ein Zauberspruch sie unaufhaltsam hervor auf das feine, goldgeränderte Papier, auf welchem sich die weiße Hand des Hofraths, wie das naschende Köpfchen eines Kaninchens, emsig bewegte. Ein süßes Lächeln spielte um seine Lippen, als er die Worte hingoß:

„Die vereinigten Souverains und Cabinete konnten nicht umhin, Ihre Blicke auf zwei schwere Verwickelungen zu wenden, deren Fortschritte Sie seit der Zusammenkunft in Laibach anhaltend beschäftigt hatten. Eine Begebenheit von großem Gewicht hatte sich vor dem Schlusse jener Zusammenkunft zugetragen. Das, was der Geist der Revolution in der westlichen Halbinsel begonnen, was er in Italien versucht hatte, gelang ihm am östlichen Ende von Europa. In eben dem Augenblicke, wo die militärischen Aufstände zu Neapel und Turin vor der Annäherung einer regelmäßigen Macht zurückwichen, wurde ein Feuerbrand der Empörung in das ottomanische Reich geworfen. Das Zusammentreffen der Ereignisse konnte keinem Zweifel über die Gleichheit ihres Ursprungs Raum lassen. Der Ausbruch des nämlichen Uebels auf so vielen verschiedenen Punkten und allenthalben, wenn gleich unter wechselnden Vorwänden, jedoch von denselben Formen und derselben Sprache begleitet, verrieth zu unverkennbar den gemeinschaftlichen Brennpunkt, aus welchem es hervorging."

Während so der Hofrath von Gentz vergnüglich be-

ſchäftigt war, ein Blatt der neueſten Geſchichte zu ſchreiben, hatte Todesſchreck und entſetzliche Angſt das Haus Antonio's erfüllt.

Die Leiche des Grafen Joſeph lag noch in der Capelle vor dem Altare, wohin ſie am Morgen gebracht worden war, nachdem Antonio erklärt hatte, daß das Hinterhaupt vom Sturze zerſchmettert und jeder Lebensfunken entflohen ſei.

Das Polizeiperſonal kam jetzt, um dieſen traurigen Vorfall zu Protokoll zu nehmen. Eben trat der Polizeiwachtmeiſter mit zwei Gehülfen oben aus dem alten Gebäude heraus und beſichtigte das zerbrochene Geländer der Brücke.

„'s iſt halt ganz natürlich," ſagte er, „daß ein Menſch, der mit dem Geländer hier durchbricht, auch das Genick bricht; 's iſt gar kein Wunder!"

„Aber wie iſt denn der ſelige Herr Graf," fragte argwöhniſch der Polizeidirector, welcher jetzt unter die Thür getreten war, „auf die Brücke herausgekommen?"

„'s iſt halt ganz natürlich," verſetzte der Wachtmeiſter, „daß man bei einer Hochzeit einen Schluck über Durſt trinkt; nun ſchau'n Euer Gnaden, da verfehlt man den Weg. Als ich vor'm Jahr noch mit in Neapel ſtand, iſt es meinem Nebenmann, dem Hannſeph, auch ſo gegangen. Er hatte auch in den ſcharzen Wein zu lange hineingeſchaut, bis ihm der Schwefel in den Kopf, und er, ſtatt er in das Bett hinein, zum Fenſter hinausſtieg und hinunterplumpte, ohne wieder aufzuſtehen. Freilich war er nur ein Füſilier und keine Excellenz."

Jetzt zog ſich die Polizei wieder zurück, um die Ausſage Iſabellens aufzunehmen.

Ines ſtand jedoch an der Kammerthür und verſicherte dem Polizeidirector, daß ihre gnädige Frau ein Mal um das andere in Ohnmacht falle, und daß der Schreck ihr die Beſinnung und die Sprache geraubt haben müſſe.

Jetzt kam auch der alte Hofmarſchall aus ihrer Stube heraus und betheuerte daſſelbe, indem er hinzu-

fügte: „daß die gnädige Gräfin auch keinen weiteren Aufschluß geben könne, da der selige Graf in der Nacht nicht bei ihr gewesen sei, vielmehr auf dem Wege zu ihr die Thür verfehlt haben und so auf die Brücke und dort zu seinem Unglücke gekommen sein müsse!“

Der Polizeidirector ließ sich bedeuten und verfügte sich mit seinen Leuten zur Todtenschau in die Capelle.

Noch waren alle Blumen und Blätter in den Kränzen und Guirlanden frisch und duftend, nur der Jüngling, dessen Hochzeitsfest sie geschmückt hatten, lag bleich und todt auf derselben Stelle, wo er gestern noch in ein weites, reiches Leben keck hinausgeblickt hatte.

Wie sie Tags vorher fröhlich auf ihn herabgeschienen hatten, so lächelten sie auch wieder jetzt gleichmüthig auf seine Leiche herunter, und mit demselben schmerzlichen Blicke, mit welchem die Mater dolorosa gestern ihren Lampenschein in seine brennenden Augen, goß sie auch heute wieder die spielenden Lampenstrahlen über sein todesstarres Gesicht.

Da Antonio die Polizei überzeugte, daß keine Verletzungen am Leichname vorhanden, als diejenigen, welche die nothwendige Folge des Aufschlagens auf das Steinpflaster des Hofes waren, gab der Director die Erlaubniß zur Beerdigung.

Er folgte jetzt Antonio hinüber in dessen Arbeitszimmer, wo der Polizeischreiber sein Protokoll aufnehmen sollte.

Während dieser das Ergebniß der Besichtigung an Ort und Stelle zu Papier brachte, zog Antonio den Polizeidirector in das Nebenzimmer.

Da sein ganzes Aussehen nicht die Angst verbarg, welche ihn aufregte, so fragte der Polizeidirector argwöhnisch: „Wie kommt Ihr mir vor, Signor Antonio? Kennt Ihr irgend eine Ursache von dem Tode des Grafen, welche außerhalb eines Zufalls liegt, so wagt nicht das Geringste zu verschweigen, denn früher oder später kommt

es doch an den Tag. Betrachtet mich jetzt als Euren Freund und Rathgeber."

„Ihr rathet falsch," entgegnete Antonio, „wenn Ihr wähnt, daß mich dieser schreckliche Vorfall in meinem Hause in diese Unruhe versetzt, denn Niemand hat den Grafen nöthigen können, zur Nacht auf die Brücke zu kommen und mit dem Geländer durchzubrechen. Mich erschüttert sein Tod, aber er macht mir keine Unruhe. Meine Angst hat eine mir näher liegende Ursache; meine Schwester ist seit gestern Nacht, wo sie zu einer Gesellschaft bei dem russischen Fürsten Iwan fuhr, noch nicht wieder zurückgekommen. Vergeblich habe ich schon zu verschiedenen Malen in das Quartier des Fürsten geschickt, jedoch keine Auskunft erhalten können. — Auch fürchte ich mich, voreilig Lärm zu machen, da die Ehre meines Hauses dadurch gefährdet werden könnte. Ihr seht, in welche furchtbare Lage ich versetzt bin. Rathet mir, was ich thun soll?"

„Wie?" fragte der Polizeidirector, „war nicht früher der Graf mit Eurer Schwester bekannt?"

„Was wollt Ihr damit meinen?" entgegnete Antonio.

„Nichts, als daß Ihr hier sehr vorsichtig sein müßt," erwiederte der Polizeidirector, „wenn Ihr nicht ihr Verschwinden mit dem Tode des Grafen in Verbindung und Euch in unabsehbare Verlegenheit bringen wollt. Wenn es nicht den Allerhöchsten Gästen unserer Stadt und dieser im Besonderen daran liegen müßte, diesen Unglücksfall, was er auch sein mag, dem Zufalle zuzuschreiben, so würde ich auf Eure Mittheilung hin die strengste Untersuchung eintreten lassen. Sobald jedoch Eure Schwester wieder zum Vorschein kommt, bitte ich mich persönlich davon in Kenntniß zu setzen, damit sie mir die gehörige Auskunft über ihr Außenbleiben in der Nacht giebt."

„Ihr gebt mir den Trost," versetzte Antonio gereizt, „welchen ich von der Polizei erwarten konnte. Ich

werde meine Sache selbst in die Hände nehmen. Getraut Ihr Euch nicht, den Fürsten Iwan zu fragen, was die Heimkehr meiner Schwester, welche er in seiner Equipage zum Feste abgeholt hat, behindert hat, da er doch verbunden gewesen ist, sie auch sicher heim an Ort und Stelle zu bringen, so werde ich selbst nach meiner Sache sehen, und so wahr Gott lebt, ich werde ohne Polizei den Weg finden, der mich zur Gerechtigkeit führt."

„Wie Ihr beliebt!" versetzte kurz der Polizeidirector. „nur vergeßt nicht, daß wir eine städtische und keine adelige Polizei sind; wir können bloß unter uns, nicht über uns greifen."

Jetzt war der Polizeischreiber mit seinem Protokoll fertig. Der Polizeidirector las es durch und vollzog es. Dann verabschiedete er sich mit gelindem Hohnlächeln von Antonio und entfernte sich mit seinen Leuten.

Antonio jedoch ließ seinen Wagen vorfahren. Mit pochendem Herzen warf er sich hinein und fuhr zum Quartier des Fürsten Iwan.

Der Portier, welcher ihn kannte, ließ ihn ungehindert passiren, und so gelangte er an die Vorsaalthür zum fürstlichen Quartier. Er zog die Klingel, ein russischer Bedienter erschien und fragte in gebrochenem Französisch nach seinem Begehren. Da ihn Antonio bedeutete, daß er der Arzt Antonio sei, glaubte der Bediente, ihn zu seinem Herrn, welcher diesen Morgen über Kopfschmerzen geklagt hatte, passiren lassen zu müssen, indem er voranging, um ihn zu melden, und Antonio nachfolgte.

In demselben Augenblicke aber, wo der Bediente die Stubenthür öffnete, schlüpfte Antonio hinein und stand vor dem Fürsten, welcher im Negligee schmachtend auf dem Sopha lag und in den Werken Casanova's las.

„Wo ist meine Schwester Francesco?" frazte mit fester, mahnender Stimme Antonio.

Der Fürst, welcher ihn bis jetzt noch nicht bemerkt und im Buche geblättert hatte, fuhr entsetzt empor, mur-

melte einige unverſtändliche Worte vor ſich hin und flog dann, wie vom Schrecken Gottes gepeitſcht, hinweg in das Nebenzimmer, wo er ſich einſchloß, noch ehe ihm Antonio folgen konnte.

Antonio hielt ſich mit beiden Händen an der Platte des Tiſches, welcher vor dem Sopha ſtand, feſt, denn ſeine Sinne wollten ihm vergehen in der Ahnung, daß mit ſeiner Schweſter etwas Entſetzliches vorgefallen ſein müſſe, da der Fürſt auf eine ſo befremdende Weiſe ſich ihm entzogen hatte und die Antwort ſchuldig geblieben war.

Der ruſſiſche Bediente ſtand hinter ihm und zerrte ihn am Aermel, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Jetzt aber fuhr Antonio heftig empor, packte ihn bei der Bruſt und rief: „Gieb Antwort! wo iſt meine Schweſter Francesca geblieben, welche geſtern zur Nacht hier auf dem Privattheater dem Kaiſer Darſtellungen gegeben hat?“

„Nix verſteh!“ erwiederte der Bediente und machte ein unendlich dummes Geſicht.

Antonio ſchleuderte ihn von ſich, daß er weit in das Zimmer hineintaumelte, eilte hinunter und fuhr zum Hofrath von Gentz, von welchem er wußte, daß er in der verwichenen Nacht mit ſeiner Schweſter zuſammen in der Geſellſchaft bei dem Fürſten geweſen war. —

Unterdeſſen ſtieg Nepomuk die dunkle Treppe zum Logis Clärchens hinauf.

Als bei anbrechendem Tage die Leiche des Grafen im Hofe gefunden wurde, hatte er aus treuer Fürſorge für die Verlaſſenſchaft des Verunglückten ſich in das frühere Logis deſſelben begeben, wozu ihm Graf Joſeph Tags zuvor die Schlüſſel gegeben hatte. Er hatte dort eine ſchnelle Durchſicht der Koſtbarkeiten vorgenommen und die werthvollſten und fügbarſten davon für ſo angreifbar erachtet, daß er ſie, in einen kleinen Reiſekoffer verpackt, in ſichere Verwahrung zu bringen ſuchte.

Mit ſcheuen Blicken trat er in das Zimmer, wo nur Clärchens Mutter anweſend war.

„Sind Eure Gnaden," fragte er leiſe, „ganz allein und können wir ungeſtört ſein?"

„Mein Clärchen ſchläft noch," verſetzte die kluge Alte, „und wer ſollte zu uns kommen, ſeitdem der Chevalier nicht mehr lebt?"

„Ach, iſt das ein Schickſal auf dieſer Welt!" fuhr Nepomuk fort; dabei brachte er den kleinen Reiſekoffer unter dem Mantel hervor und legte ihn auf ſeinen Schooß, während er ſich auf den einen Rohrſtuhl an den Tiſch ſeiner künftigen Schwiegermutter gegenüberſetzte.

„Fehlt Ihnen denn Etwas, Herr Nepomuk," fragte die Alte „da Sie ſo traurig, ja ſo recht niedergeſchlagen ſind, als wäre Ihnen Ihr Herr Vetter geſtorben?"

„Sie haben einen recht klugen Ausſpruch gethan, Euer Gnaden," verſetzte Nepomuk, „denn mir iſt allerdings Jemand geſtorben, ein Jemand, den wir Beide kennen."

Bei dieſen Worten begann er ſo zu weinen und zu ſchluchzen, daß er nicht zu Worten kommen konnte. Lange war Clärchens Mutter bemüht, ihn zu ſich zu bringen. Sie wiſchte ihm mit ihrer Schürze die Thränen aus den Augen und pochte ihm mit der flachen Hand in den Nacken, bis er endlich rief:

„Er iſt todt, der letzte Borotin! der gnädige Graf Joſeph von Rankenſtein, und mit ihm der Joſephiniſche Zweig!"

„O du heilige, gebenedeite Mutter Gottes!" rief die Alte; „der gute, liebe, brave Herr! Habe ich denn recht gehört, der Herr Graf?"

„Es iſt eine ſchauerliche That!" verſetzte Nepomuk geheimnißvoll.

„Eine That?" fragte erſchrocken die Alte.

„Ja freilich, eine That! Eine fürchterliche That! Eine Schauergeſchichte für das Burgtheater! O, es giebt gräßliche Räthſel in der Natur!"

„Hat er denn nicht," fuhr die Alte fort, „die ſpaniſche Prinzeſſin geheirathet? Und iſt geſtern nicht die

Hochzeit geweſen? Herr Nepomuk, mir geht Alles im Kopfe um und um.“

„Das iſt ja eben das ungeheure Schickſal!“ flüſterte Nepomuk; „in der Liebesverblendung tappt er den Corridor hinter, verfehlt die Thür zur Brautkammer und drückt dafür die Thür auf, die hinaus in das Freie auf die Brücke geht; dort erſchrickt er über ſeinen Irrthum, ſtürzt mit dem Brückengeländer in den Hof und liegt unten — ſtarr — kalt — todt in der heulenden Stunde der Mitternacht.“

„Hört auf! Hört auf! Herr Nepomuk, oder ich falle in Ohnmacht; meine armen Nerven ſind für ſo eine adelige Begebenheit nicht ſtark genug; erlaubt, daß ich meinen Biſamapfel ſuche!

„Wenn ich daran denke,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, indem ſie an dem Biſam roch, „wie der ſelige, nunmehr in Gott zu Tod' gefallene, Herr Graf manchmal Abends bei uns Knödeln und gebackene Hähnerl geſpeiſet hat, ſo muß ich weinen!“

„Ja weinen!“ verſetzte Nepomuk, „denn er hat es um uns verdient. Noch ehe er geſtern zur Hochzeit fuhr, nahm er mich bei Seite, drehte mir, wie er es zu thun gewohnt war, da den obern Knopf an der Livree und ſagte: „Du biſt doch ein kreuzehrlicher Kerl, Nepomuk! Zeit meines Lebens biſt du mir treu geweſen. Ich will gewiß für dich nach meinem Tode ſorgen. Sollt' mir was Menſchliches begegnen, Nepomuk, ſo tröſte mein Clärchen! — Hinter meinem Secretair wirſt du dann ein Felleiſen finden; was darin iſt, ſoll dein ſein! Verkaufe die Koſtbarkeiten an ſichere Juden, damit du nicht in Verdacht kommſt, als hätteſt du das Legat nicht auf rechte Weiſe von mir bekommen; denn es giebt fürchterliche Advocatenkniffe, welche dich chikaniren könnten; verzehre lieber heimlich in der Stille auf mein Wohl dieſe irdiſchen Güter, über deren Beſitz ich dann dort jenſeits erhaben ſein werde! Aber denke an mein Clärchen, Nepomuk!“

„Hat er das geſagt, der grundgute, höchſtſelige Herr Graf?“ fragte mit thränenerſtickter Stimme die Alte; „ach,

wenn das Clärchen hört, wie wird sie Ihnen diese Botschaft belohnen!"

„Unermeßlich!" rief Nepomuk; „denn wenn Sie das Ihrige zu dem Meinigen thun, und wir Alles zusammen amalgamiren, so sind wir auch Leute, welche Sonntags nach Schönbrunn im eigenen Planwägelchen fahren können. In diesem geringen Felleisen, — sollte man es meinen? — sind — aber werdet Ihr auch schweigen können?"

„Schwöre mir bei allen Heil'gen,
Bei der Sonne hellem Licht,
Bei des Aetna's Gluthenflammen,
Beim Orkan der schwülen Nacht
Einen ungeheuern Eid,
Daß Ihr still, verschwiegen seid!"

„Bei der heiligen Elisabeth und der unbefleckten Empfängniß und allen Nothhelfern!" rief Clärchens Mutter.

„Ich vertraue Ihnen!" versetzte Nepomuk, öffnete das Felleisen und brachte daraus goldene Dosen, brillantene Schuhschnallen, Fingerringe mit den kostbarsten Edelsteinen, eine schwere, goldene Tasse, Busennadeln mit Sapphiren und Smaragden und einen großen, grünseidenen Beutel voll Chremnitzer Ducaten heraus.

„Ist das nicht eine Gnade?" fragte Nepomuk, „und welch' eine seltene Erkenntlichkeit für den treuen Diener seines Herrn! Denn Sie wissen wohl nicht, daß ich in Wien seit Jahren der Verwalter seines Palais bin? Und mir hat er immer sein Vertrauen geschenkt!"

Die Alte konnte sich an dem Glanze der Edelsteine nicht satt sehen. Vorzüglich gefiel ihr ein großer Brillantenring.

Nepomuk knieete nieder und überreichte ihr denselben mit den Worten: „Madame, es liegt Ihr Sohn zu Ihren Füßen und fleht um Clärchens unschuldsvolle Hand!"

„Stehen Sie auf, Herr Nepomuk!"

„Madame! sagen Sie lieber: mein Sohn!"

„Mein geliebter Sohn!"

Nepomuk sprang in die Höhe und umarmte seine gerührte Frau Schwiegermutter.

Zweites Capitel.

Hofrath von Gentz machte eben seine Toilette, um später zu seinem Chef und Gönner zu fahren. Er stand vor dem Spiegel und probirte sich die neuen Perrücken auf, welche er eben aus Paris erhalten hatte. „Welche schreckliche Coiffure," rief er jetzt, „mit den tragisch emporsträubenden Wirrlocken! Mein Gott, man müßte mich für einen Wahnsinnigen halten, wenn ich damit in der Gesellschaft erschiene."

„Jean!" rief er jetzt seinem französischen Diener, „welche Nummer habe ich auf?"

„Nummer fünf, Euer Excellenz!" entgegnete Jean.

„Sieh' einmal nach, wie sie der Friseur in seinem Conto beschreibt."

„Heroische Riego-Tour!"

Der Hofrath warf die Perrücke hin und rief: „Ist der Coiffeur bei Sinnen, uns hierher eine spanische Revolutionsperrücke zu schicken?"

„Es ist aber die neueste Pariser Mode!" entgegnete Jean.

„Streife mir einmal die blonde Tour über!" befahl der Hofrath und betrachtete sich wieder, nachdem es geschehen war, im Spiegel.

„Nimm mir sie wieder ab!" sprach er wehmüthig zu Jean, „die blonde Jugend steht mir nur noch bei Abendbeleuchtung zu Gesicht, wenn wir mit ein wenig Schminke nachhelfen können.

„Was hast du da für eine kurzgeschnittene, rabenschwarze Tour?"

„Die Imperialtour, welche dringend empfohlen wird wegen des mühſamen Naturellwirbels.“

„Ich werde ſie heute tragen,“ verſetzte der Hofrath, als er fühlte, wie knapp ſie ſich um die Schläfe anſchloß. „Bringe mir dazu die blaßgelbe Weſte und den ſchwarzen Frack.“

Jean brachte die Kleider; aber kaum kamen ſie in die Nähe des Hofraths, ſo rief er: „Welch' ein abenteuerlicher Tabaksgeruch verbreitet ſich im Zimmer? Schnell ſpritze Alles mit Eau de Levante an; es iſt zum Sterben!“

„Ich dachte mir es gleich, daß Eure Excellenz,“ verſetzte Jean, „den Cigarrengeruch, welcher bei dem Ritter Malavilla alle Zimmer verpeſtet, mit heimbringen würden.“

„Schnell, trage den ſchwarzen Frack hinaus und bringe mir dafür den braunen!“

Jean flog hinaus und kam mit dem befohlenen Kleide zurück, welches ſich der Hofrath am Kamine wärmen und dann anziehen ließ.

„Kannſt du mir nicht die Cravatte etwas nachläſſiger binden?“ fragte er ſeinen Jean, welcher bemüht war, die Schleife zu machen.

„Herr Hofrath,“ verſetzte Jean, „die Jahreszeit, in welcher wir leben, verlangt Alles anliegend und knapp.“

„Gut denn!“ entgegnete der Hofrath; „ſtecke mir nun die Orden an.“

Jean eilte zu der Chiffoniere und nahm daraus die verſchiedenen Etuis von rothem Saffian, in welchen ſich die Ehrenzeichen befanden.

Nach kurzer Mühe war der Hofrath ſo weit decorirt, als es geſchehen konnte.

Nachdem ihm Jean noch die Ringe an die Finger, die Buſennadel vorgeſteckt und den Hut, Handſchuhe und Mantel zurechtgelegt hatte, befahl er, in einer halben Stunde den Wagen vorfahren zu laſſen.

Jean verließ ihn jetzt, während er ſich wieder zu ſeinem Arbeitstiſche ſetzte, um noch einmal die Circularnote zu leſen. Er verſank dabei in wehmüthige Betrachtungen

und ſprach bei ſich: „Was iſt Wahrheit, was nicht? Was ein Verbrechen, was eine Heldenthat? Alles kann liebenswürdig oder abſcheulich erſcheinen, je nachdem die Beleuchtung darauf fällt. Was die Welt heute bis in den Himmel erheben muß, tritt ſie morgen in den Koth, und in Beidem hat ſie Recht. Schön nennt man, was Mode iſt, und die Mode iſt nur die angemeſſene Form, in welcher Menſchen und Begebenheiten ſich nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen geltend machen mögen. Alles, was dagegen iſt, iſt ebendeshalb ſchlecht, weil es rebelliſch iſt. So iſt der Schein zugleich das Weſen im Leben, und der Schein ſelbſt iſt das unbegreifbare, in reizenden Moden veränderliche Etwas.“

Jean meldete jetzt den Arzt Antonio an. Der Hofrath nahm ihn an, und der Kammerdiener ließ ihn herein.

„Was bringt Ihr mir, Signore Dottore, zum guten Morgen?“ fragte der Hofrath.

„Leider nur Trauriges!“ verſetzte Antonio: „Eure Excellenz war geſtern noch heiter mit dem Grafen Joſeph bei ſeinem Hochzeitsmahle und noch ſpäter mit meiner Schweſter Franceſca in der Abendgeſellſchaft bei dem ruſſiſchen Fürſten Iwan zuſammen, und gewiß hätte geſtern Niemand geahnet, daß das furchtbare Geſchick Allen ſo nahe ſtehen könnte.“

„Was iſt geſchehen?“ rief der Hofrath entſetzt; „iſt Eurer ſchönen Schweſter ein Unglück zugeſtoßen? Mein Gott, ſie ſtand geſtern Nachts noch ſo ſchön und herrlich vor uns; und als wir die Geſellſchaft verließen, mußten wir uns ſagen, daß die Erinnerung an ſie ein ganzes Leben lang uns erfreuen müſſe. Ich ſehe ſie noch immer als die zum tödtlichen Sprunge verhüllte Sappho auf dem Felſen ſtehen, vorgebeugt, ſchon über dem Meere ſchwebend, das ſehnſüchtig zu ihr die Arme emporzuſtrecken ſchien; — unmöglich kann ihr nachher noch Etwas widerfahren ſein. Die Geſellſchaft trennte ſich nach der Darſtellung dieſes Bildes.“

„Sie iſt nicht wieder heimgekehrt,“ verſetzte Antonio,

„und vergebens habe ich mich ſelbſt bei dem Fürſten Iwan erkundigt; er blieb mir die Auskunft ſchuldig und entfloh vor mir.“

„Das iſt ja eine ganz entſetzliche Geſchichte; — vielleicht iſt die ſchöne Franceſca doch wieder zur Nacht heimgekommen und hat erſt am Morgen irgend eine Freundin beſucht. Vielleicht iſt ſie in dieſem Augenblicke, wo Ihr mich beunruhigt, wieder heimgekehrt. Ihr ſeid zu ängſtlich und werdet dem Rufe der ſchönen Signora ſchaden. Ich kann Euch nur ſagen, daß ſie ſich äußerſt wohl in der Geſellſchaft bei dem Fürſten befand, als ich ſie verließ.“

„Herr Rath, verzeiht mir,“ entgegnete Antonio, „wenn ich Euch irgend beſchwerlich falle; aber erwägt, in welche fürchterliche Lage ich verſetzt bin. Als heute früh die Leiche des Grafen im Hofe gefunden worden —

„Leiche?“ rief der Hofrath mit Entſetzen; „Graf Joſeph ermordet?“

„Verunglückt —“

Der Hofrath ſprang auf und in den Winkel zurück, als wäre ein Bandit vor ihm erſchienen. „Verlaßt mich im Augenblicke! Ich rufe um Hülfe! Mörder! Mörder! Demagogen!“ ſchrie er, und Jean trat herein.

„Seine Excellenz,“ verſetzte mit Beſtürzung Antonio, „irrt ſich in mir; ich bin nur ein zum Tode bekümmerter Mann.“

„Entfernt Euch! Dann mag Alles ſich verhalten, wie es will; ich wünſche von gar Nichts weiter zu wiſſen.“

„Wenn Euch nur mein Anblick ängſtigt,“ entgegnete Antonio, „ſo könnt Ihr ruhig leben und ſterben!“

Mit dieſen Worten verließ er den Hofrath.

„Jean!“ ſagte jetzt dieſer mit matter Stimme; „haſt du die fürchterliche Drohung gehört? Was er wohl mit dem ruhig Sterben gemeint hat? Reibe mir doch die Schläfe mit etwas Naphta; ich fühle eine Schwäche in allen Nerven bis zur Ohnmacht. Stelle dir nur vor, Graf Joſeph iſt todt, oder vielleicht ermordet, wenn ich recht gehört habe! Iſt der Wagen vorgefahren?“

„Zu Befehl!“ verſetzte Jean.

„Da wirf mir den Pelz um! Nun noch den Mantel! — Nimm den Fußſack mit hinunter, daß ich mich nicht erkälte; denn auch die Herbſtluft ſcheint ſich hier gegen uns verſchworen zu haben. — Faſt kann ſich kein Mitglied des Congreſſes rühmen, in dieſem Herbſte von der Grippe verſchont geblieben zu ſein.“

So wohl verwahrt gegen die rauhe Witterung, verfügte ſich der Hofrath hinunter und ſtieg unter dem Regenſchirme, welchen Jean über ihn hielt, in den Wagen.

Tief in Pelz und Mantel verhüllt, die Circularnote in der Mappe neben ſich, fuhr Hofrath von Gentz zu ſeinem Fürſten.

Heiter empfangen, legte er ihm zuvörderſt das Concept der Circularnote vor.

„Ich ſetze meinen Namen,“ ſagte freundlich der Fürſt, „unbedingt darunter, ohne die Schrift vorher geleſen zu haben. Sie haben die eigene Gabe, meine Anſichten aus mir herauszufühlen. Leſe ich ſie von Ihnen niedergeſchrieben, ſo kommt es mir vor, als würde ich mir erſt ihres guten Rechtes bewußt. Doch Sie ſehen, erlauben Sie mir die Bemerkung, ſo beſtürzt aus? Iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?“

„Euer Durchlaucht kann ich nicht verſchweigen, daß ich auf das Aeußerſte beſtürzt bin. Eben war der Arzt Antonio bei mir und erkundigte ſich nach ſeiner Schweſter, welche geſtern einige Darſtellungen lebender Bilder in der Geſellſchaft bei dem Fürſten Iwan gegeben hat und nicht nach Hauſe zurückgekehrt iſt. Dabei erwähnte er beiläufig, daß Graf Joſeph im Hofe vor dem Quartier des ſpaniſchen Geſandten todt gefunden worden ſei.“

„Die Polizei hat mir den unglücklichen Vorfall melden laſſen,“ verſetzte ruhig der Fürſt. „So ſehr ſein Tod auch zu beklagen iſt, ſo darf man ſich doch nicht verhehlen, daß er anfing, ſich unſicher zu machen. Zur Erreichung ſeiner Privatabſichten ſcheute er ſich nicht, jeden Einfluß, welchen er hatte, zu mißbrauchen. Sein

ausgezeichnetes Talent hatte durchaus eine zweckwidrige Richtung genommen. Er hatte den innern Halt verloren und mußte früher oder später zu Grunde gehen. Des Menschen Gemüth ist sein Schicksal."

„Wenn man aber an so viele öffentliche und heimliche Tödtungen diplomatischer Männer denkt," erwiederte der Hofrath, „und wieder hier und dort und überall bald mehr, bald weniger gefährliche Volksaufstände uns gegenübertreten sieht, so möchte man doch eine über Europa verzweigte Verschwörung eingestehen müssen. Ich bewundere den Muth Eurer Durchlaucht, mit welchem Sie mitten unter den herumschwirrenden Banditen ruhig stehen und sie der Gerechtigkeit überliefern oder wenigstens einschüchtern, nur besitze ich ihn nicht."

„Sie nehmen das Alles zu schwierig," entgegnete der Fürst, „und sehen die Tagesbegebenheiten in zu düsterem Lichte. So lange es Staaten, hat es auch Parteien, Verschwörungen und Revolutionen gegeben. Die Klügsten und Muthigsten werden immer Herrscher, die Geistesbeschränkten und Zagen Diener. Daß sich gegen die herrschende Partei immer eine andere bildet, ist der natürliche Lauf der Dinge, welchen man weder ganz aus den Augen setzen, noch auch überschätzen darf; denn man darf nicht vergessen, daß der Diplomat ein Feldherr ist im großen geschichtlichen Kampfe, in welchem denn freilich auch von beiden Seiten die Kühnsten fallen."

„Und leider habe ich das Unglück seit dem Befreiungskriege zu diesen Kühnen zu gehören," versetzte der Hofrath, „und doch erlaube ich mir, zu versichern, daß ich die rechte Begeisterung, durch Meuchelmord zu fallen, noch nicht in mir spüre."

„Zu Ihrem Troste," versetzte der Fürst, „nehmen Sie das Protokoll, welches die Polizei über den traurigen Vorfall an Ort und Stelle aufgenommen hat, mit nach Hause, und Sie werden finden, daß hier nur ein Zufall zu beklagen ist."

Der Fürst übergab ihm das Protokoll und entließ ihn.

Drittes Capitel.

Der ruſſiſche Biſchof ging betend in ſeinem Zimmer auf und ab, als Antonio zu ihm eintrat.

„Worin kann ich Euch dienen?“ fragte der Biſchof; „Euer Haus iſt mir nicht unbekannt; habt Ihr nicht auch eine ſchöne Schweſter, welche Franceſca heißt und deren Bild ein hieſiger Maler als ſchlummernde Ariadne gemalt hat? Seine kaiſerliche Majeſtät hat es für ſeinen Winterpalaſt in St. Petersburg angekauft.“

„Meine Schweſter,“ entgegnete Antonio, „hat von den verſchiedenſten hohen ruſſiſchen Herrſchaften vielfache Auszeichnungen genoſſen.

„Selbſt Seine kaiſerliche Majeſtät hat ihr noch geſtern Abend in der Geſellſchaft bei dem Fürſten Iwan, wie ich vernommen habe, große Ehre erzeigt. Das Alles ermuthigt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir den Aufenthalt oder das Schickſal meiner Schweſter, welche Fürſt Iwan bis jetzt noch nicht wieder heimgebracht hat, ausmitteln zu helfen. Ich bin genöthigt, mich deshalb unmittelbar an den Kaiſer zu wenden, wenn im Laufe dieſes Tages meine Nachforſchungen noch kein beruhigendes Reſultat geliefert haben ſollten.“

Der Biſchof war von dieſer Erzählung betroffen. Er fragte nach den kleinſten Details des Hergangs vor der Abendgeſellſchaft bei dem Fürſten Iwan und der Zuſammenkunft Antonio's mit ihm an dieſem Vormittage.

„Das iſt Alles ſeltſam, was Ihr mir hier ſagt,“ verſetzte er endlich, „und ich theile allerdings Eure

Meinung, daß ein Unglück ihr widerfahren sein muß. Wenn Ihr diese Angelegenheit, deren Wichtigkeit für Euch und uns am Tage liegt, nicht durch voreilige Schritte verwirren wollt, so biete ich gern meine Hand zur Aufklärung.

„Kehrt zunächst ruhig heim; morgen früh werde ich Euch wieder zu mir bestellen lassen, um das, was ich herausbringen werde, Euch mitzutheilen und mit Euch das, was nothwendig sein sollte, zu überlegen."

Antonio dankte Seiner Heiligkeit mit den verbindlichsten Worten und entfernte sich.

Der Bischof jedoch ließ einen Wagen kommen und fuhr zum Fürsten Iwan. Er wurde angenommen, wie er erwartet hatte. Der Bediente führte ihn zum Fürsten in die Stube, wo dieser, wie ein Verzweifelnder, stöhnend auf dem Teppich lag.

„Stehen Sie auf, Fürst Iwan!" rief der Bischof, „gebraucht Ihr Gewissen den Zuspruch der Religion, so will ich Ihnen ihre Hülfe bringen!"

Der Fürst schien ihn aber immer noch nicht zu erkennen; er starrte ihn mit gläsernen Augen eine Zeitlang an, dann fing er bitterlich zu weinen und zu klagen an: „Herr Bischof, Sie sehen hier den unglücklichsten Menschen von der Welt! Ich bin krank, sehr krank, und kann nicht die Stube verlassen; ich habe mich schon bei Seiner Majestät dem Kaiser entschuldigen lassen; der Tod meines Freundes, des Grafen Joseph, hat mich so erschüttert. Er wohnte zuletzt im Hause eines hiesigen Arztes; Antonio heißt er, wie ich glaube. Ja, ja, so ist es! Was wohl seine junge Frau beginnen wird? Es ist viel Unglück dort zusammen gekommen!"

So schwatzte der Fürst, wie in Todesangst, Alles durcheinander, bald im Begriffe, sich dem Bischofe zu entdecken, bald wieder, Alles zu verschweigen.

„So schnell," versetzte der Bischof, „kann sich das Leid in unsere Freude drängen, um uns zu zeigen, daß

wir über das Irdiſche nie das Jenſeits aus den Augen verlieren ſollen."

„Ihre Worte," entgegnete der Fürſt, „ſind himmliſche Accorde für meine ſündige Seele; wo wäre auch hienieden ein Menſch, der ſagen könnte: ich bin ganz rein von aller Sünde? Nicht wahr, Eure Heiligkeit? Sie freilich ſind ein Prieſter und ſtehen von ſelbſt über der Welt und ihrem Dichten und Trachten. Wie glücklich iſt der Menſch, welcher in ſeinem Rapport zur Gottheit von der Nichtigkeit der Dinge nicht geſtört wird! In der Welt giebt es ſo unberechenbare Zufälle, welche man uns in das Gewiſſen ſchiebt, Dinge, welche gar nicht verantwortet werden können, und doch verantwortet werden müſſen. Eure Heiligkeit werden wiſſen, was ich meine."

„Der plötzliche Tod des Grafen," verſetzte der Biſchof, „hat auf Sie, wie ich vermuthe, einen um ſo heftigeren Eindruck gemacht, je fröhlichere Bilder noch Ihre Seele von der verfloſſenen Nacht her umgaukeln mochten?"

„Haben Sie ſchon gehört? Weiß man davon? Ja freilich, der Tod iſt ein entſetzlicher Mahner an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge. Wiſſen Sie etwas Genaueres von dem Tode des Grafen?"

„Noch iſt die Nachricht davon in der Stadt nicht ſo verbreitet, wie die Erzählung von dem Feſte, welche Sie Seiner kaiſerlichen Majeſtät gegeben haben. Es wird überall von den lebenden Bildern geſprochen, welche bewundernswerth ſchön geweſen ſein ſollen."

„O, es war ein ausgezeichneter Genuß!" rief haſtig der Fürſt, „Seine Majeſtät, ja wir Alle waren davon entzückt. Wirklich ſpricht man davon in anderen Zirkeln?"

Der Biſchof ließ ihn jedoch nicht entrinnen. Er feſſelte ihn immer wieder an die Thatſache, zu deren Erzählung er ihn hinzudrängen bemüht war.

„Darf ich fragen," verſetzte er, „welche Darſtellungen beliebt worden ſind?"

„Nur einige Gruppen," erwiederte der Fürst, „brachten wir zur Darstellung: die Amazonenkönigin Hippolyte mit ihren Schwertjungfrauen in die Schlacht sich stürzend, — die schlafende Ariadne und Sappho, wie — sie — auf dem Felsen steht."

„Die schlafende Ariadne?" fragte wieder der Bischof; „vielleicht nach dem Bilde, welches Seine Majestät hier angekauft hat?"

„Ganz und gar das nämliche Bild und von derselben Person dargestellt, welche dem Maler gesessen hat. Eben dieses schöne Zusammentreffen erfreute vorzüglich Seine kaiserliche Majestät, welche noch bei dem Einsteigen in den Wagen mir Ihre allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gab. Wer möchte auch einem so liebenswürdigen Kaiser nicht gern eine vergnügte Stunde bereiten? Ich darf es gestehen, daß ich kein anderes Studium habe, als ihm zuweilen eine trübe Wolke von seiner erhabenen Stirne zu verscheuchen; wie glücklich bin ich, wenn es mir gelingt!"

„Es hat also," fuhr der Bischof fort, „das lebendige Bild Ariadne's Seiner Majestät gefallen?"

„Ganz ungemein!" entgegnete der Fürst.

„Ich selbst," versicherte der Bischof, „bin neugierig, die Darstellerin kennen zu lernen; es muß eine außerordentliche Schönheit sein, soviel ich vernommen habe."

„Glauben Sie," versetzte der Fürst, „daß die Schönheit nicht auch Geschmackssache ist? Da hatte ich einen Freund, welchen rothes Haar entzückte; dann habe ich einen Andern gekannt, welcher kurze und dicke Personen für schön hielt."

„Ich werde Ihnen," entgegnete der Bischof, wieder zum Ziele einlenkend, „meine Meinung über die schöne Veroneser Ariadne unumwunden sagen. Ich hoffe, Ihren Geschmack bewundern zu können. Francesca heißt sie, wie Sie sagten?"

Der Fürst zuckte bei Nennung dieses Namens zusammen; der Bischof aber fuhr fort:

„Durch den Maler Malocchio haben Sie ihre Bekanntschaft gemacht?“

„Da das Gemälde Seiner Majestät so ungemein gefiel,“ antwortete der Fürst, „so war es mir allerdings angenehm, ihm die Bekanntschaft dieses lebenden Originals zu verschaffen.“

„Wenn ich nicht irre,“ versetzte der Bischof, „begegnete ich ihr gestern Nachts bei der Illumination; sie fuhr in Ihrer Equipage, wenigstens saß Ihre Schwester, die Frau Marschallin, mit einer mir unbekannten jungen Dame darin.“

„Eure Heiligkeit hat ein scharfes Auge!“ versetzte der Fürst. „Ich ließ sie zur Gesellschaft holen, wo sie uns die Bilder darstellen wollte.“

„Sie sind, wie es mir scheint,“ fuhr der Bischof fort, „Signora Francesca ungemein gefällig gewesen. Es muß ihre Familie schmeicheln, daß ihre Frau Schwester sie in ihren mütterlichen Schutz genommen, zum Feste abgeholt und ebenso wieder heimgebracht hat.“

„Wieder heimgebracht?“ — wiederholte fragend Fürst Iwan.

„Sie fragen mich?“ entgegnete der Bischof.

Fürst Iwan zwinkerte mit den Augen, in welchen die Pupille unruhig hin und herfuhr.

„Also ich darf Seiner kaiserlichen Majestät,“ fuhr der Bischof fort, „die Versicherung geben, daß Ihre Frau Schwester, die Marschallin, Signora Francesca wieder in ihre Wohnung gebracht hat? Sie wissen, daß bei dem Kaiser eine galante Nachfrage zuweilen erwartet werden kann. Ich hoffe noch heute zu ihm gerufen zu werden. Also so sehr hat sich Seine kaiserliche Majestät für die reizende Veroneserin interessirt?“

Bei dieser Frage stürzte sich Fürst Iwan nieder auf die Kniee und rief: „Ich bin verloren!“

„Vertrauen Sie mir!“ entgegnete der Bischof; „erzählen Sie mir, was geschehen ist!“

Der Fürst ging an die Thür und verriegelte sie, um

ungestört und unbelauscht dem Bischofe sich entdecken zu können.

Der Bischof hörte mit kaum verhaltenem Unwillen seine Erzählung an. Als der Fürst beendigt hatte, fragte er: „Und nun entscheiden Eure Heiligkeit, was ich zu thun oder zu unterlassen habe, um aus diesen traurigen Verwickelungen herauszukommen?“

„Sie haben,“ versetzte der Bischof, „ein verwegenes Spiel getrieben, und es ist nicht zu verhüten, daß es Seiner kaiserlichen Majestät bekannt werde. Francesca's Bruder, der Arzt Antonio, bietet Alles auf, um eine Audienz bei dem Kaiser zu erlangen.“

„Und kann denn,“ fragte der Fürst, „dieser verwegene Mensch nicht unschädlich gemacht werden?“

„Zu Ihrem Unglücke,“ versetzte der Bischof, „ist Graf Joseph gestorben; er war der Einzige, der Ihnen hier vielleicht helfen konnte, da ihm ein großer Einfluß auf die hiesige Polizei vergönnt war. Wie die Sache liegt, scheint es mir gerathen, daß Sie sich Seiner Majestät zu Füßen werfen, und Alles entdecken. Sie haben dann wenigstens das voraus, daß die Darstellung des Hergangs von Ihnen selbst auf geeignete Weise geschehen kann.“

„Ich Unglücklicher!“ rief der Fürst, „da ich mich als krank dort habe entschuldigen lassen, so kann ich unmöglich heute bei Seiner Majestät erscheinen. Morgen früh! ja, morgen früh muß ich zum Lever fahren! Morgen früh! Welche lange Nacht ist noch dazwischen!“

„Darf ich fragen,“ entgegnete der Bischof, „ob Sie irgend Etwas in Bezug auf den jungen Griechen und die Papiere, welche er in den Händen hatte, gethan haben?“

„Ich habe,“ versetzte der Fürst, „davon dem Grafen Joseph Mittheilungen gemacht, worauf dieser polizeilich einschritt, die Papiere an sich brachte und den jungen Griechen, so viel ich weiß, von hier fortwies.“

„Erlauben Sie mir, Her Fürst, Ihnen zu bemerken,

daß Sie unbesonnen gehandelt haben. Wissen Sie, daß Sie damit hochwichtige diplomatische Geheimnisse verrathen haben? Herr Fürst, ich muß bemerken, daß Sie hochverrätherisch an Ihrem Herrn und Kaiser gehandelt haben. Wie waren Sie befugt, den Absichten des jungen Griechen in den Weg zu treten? Wissen Sie, welche Plane wir in Bezug auf Griechenland haben? Meinen Sie wirklich, daß wir unsere Glaubensbrüder ruhig von den Türken werden abschlachten und ausrotten lassen? Wenn ich vorsichtig die Wege prüfte, welche ich mit dem Griechen Achilleus einzuschlagen hätte, waren Sie berechtigt, sie mir durch Verrätherei zu kreuzen?"

Der Fürst warf sich wieder nieder auf die Erde, umschlang die Kniee des Bischofs und rief:

„Heiliger Vater, erbarmen Sie sich eines sinnlosen Menschen! Machen Sie mich nicht unglücklich!"

Der Bischof bückte sich jedoch und stieß die Hände des Fürsten von sich zurück, indem er in seinen Bart hineinmurmelte: „Schuft!"

Er wandte sich jetzt ab, ließ den Fürsten liegen und eilte hinunter zu seinem Wagen.

Kaum war er fort, so sprang der Fürst in die Höhe. Seine ganze Gestalt belebte sich in Zorn und Wuth. Seine großen, grauen Augen standen weit offen, die Lippen und das Kinn zogen sich, wie in Todesangst, zurück, daß die Zähne im Munde unbedeckt blieben, und die Ellbogen stemmten sich in die Hüften, während ihm in den Händen die Daumen zwischen den Fingern herumfuhren.

„Ich muß fort von hier! Gleich! Gleich! Nach Frankreich, nach England! In die Arme des freien englischen Volks! — Meine Güter in Rußland? Freilich! Freilich! Meine Kinder? Ihre Mutter ist Ehrendame der Kaiserin. Sie muß für die Kinder Fußfall thun. Die hiesigen Banquier's respectiren meinen Namen; ich gebe Anweisungen an Stieglitz in Petersburg!"

Jetzt klingelte er. Der Leibeigene trat ein.

„Den Wagen vor, den Wagen, gleich!“ befahl der Fürſt. „Während meines Außenbleibens packt Ihr hier Alles; denn — ja, jeden Augenblick müſſen wir erwarten, daß Seine kaiſerliche Majeſtät von hier abreiſt. Wir müſſen uns dazu halten. Schnell, den Wagen vor!“

Der Leibeigene eilte fort, der Fürſt aber zu ſeinem Bureau, nahm daraus ſein Portefeuille und durchblätterte ſeine Creditbriefe. Sie ſchienen ihn zu tröſten. Haſtig nahm er daraus einige Papiere, legte ſie in ſeine Briefſtaſche und verſchloß wieder die anderen.

Jetzt meldete der Leibeigene an, daß der Wagen vor der Thür halte.

Der Fürſt ließ ſich den Mantel umwerfen und eilte hinunter.

Viertes Capitel.

Antonio hatte sich vom Bischof nicht beschwichtigen lassen, er war nach der Unterredung mit ihm zwar nach Hause geeilt, da jedoch dort keine Meldung über Francesca's Schicksal eingegangen war, fuhr er zum Podesta da Persico, bei welchem er Hausarzt war.

Da Persico war eben im Begriff sein Arbeitszimmer zu verlassen und zur Familie zu gehen, als Antonio zu ihm eintrat und ihm sein Anliegen vortrug.

„Nun gebt mir Rath, Freund meines Hauses!“ rief er. — „Ich beschwöre Euch bei Eurer Freundschaft und bei der Ehre unserer Stadt, schafft mir hier Hülfe! Es gilt vielleicht das Leben meiner Schwester. In Todesnoth streckt sie vielleicht die Arme nach uns aus und vergeblich sucht uns ihr irrendes Auge!“

Da Persico gerieth in die äußerste Verlegenheit, er ging rathlos im Zimmer auf und nieder.

„Wenn mitten aus der Stadt,“ fuhr Antonio fort, „mitten aus dem Schooße einer alten, vornehmen Familie unter Eurer Amtsführung eine unbescholtene Jungfrau geraubt oder gar entehrt oder gemordet werden kann, ohne daß Ihr alle Mittel aufgeboten habt, gegen eine solche Frevelthat die Gewalt der Justiz geltend zu machen, so wird auf Euren Namen der Makel fallen, welcher uns und der Stadt angethan worden ist.“

„Aber bedenkt, Freund Antonio,“ versetzte da Persico, „mit welchen mächtigen Personen wir hier zu thun haben! Wir müssen immer erwägen, daß unsere städtischen Be-

hörden nur so viel Gewalt und Ansehen haben, als ihnen das Gouvernement gestattet. Setzt kein Mißtrauen in meinen Eifer, Euch zu dienen, wenn ich nachdenke, ob wir Etwas thun können, was uns zum Ziele zu führen vermag. Die geraden Wege sind nicht immer die sichersten, sonst würde ich Euch rathen, Euch sogleich an den Erzherzog Vice-König zu wenden. Dort werdet Ihr selbst einsehen, daß wir Seine kaiserliche Hoheit nur dann mit dieser Privatangelegenheit behelligen dürfen, wenn sonst kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt."

Jetzt war der Rathsdiener in das Zimmer getreten, welcher heute die Meldungen bei dem Podesta zu machen hatte. —

Da Persico hatte im Geheimen die Hauswirthe in Verona auffordern lassen, ihm es sogleich anzumelden, wenn eine hohe Herrschaft im Begriffe sei, abzureisen, um entweder etwaige Ansprüche, welche ein Bürger an einen ihrer Untergebenen zu machen hätte, ermitteln oder noch seine Aufwartung machen zu können.

Als da Persico den Rathsdiener erblickte, ließ er ihn vortreten.

„Der Particulier Serluzzi läßt anzeigen," rapportirte der Rathsdiener, „daß der russische Fürst Iwan seine Rechnungen im Hause berichtigen und einpacken läßt, um noch in der Nacht mit Extrapostpferden abzureisen."

„Bei allen Heiligen!" rief Antonio, „greift Ihr jetzt nicht ein und schafft uns Recht, so geschieht das Unerhörte! Signore Podesta, laßt mich nicht alle Rücksicht vergessen, die ich der Stadt schuldig bin! Muß ich allein meinen Weg gehen, so nehme ich das Messer zum Wegweiser und das Schaffot zum Ziel. Ich will Gerechtigkeit, und ich habe Muth dazu, und wenn das ganze italienische Volk knieend die Fuchtel küßte, so oft ein Ausländer sie ihm um die Ohren schwippen läßt!"

„Ihr vergeßt Euch, Signore Antonio, Ihr vergeßt wahrlich, mit wem Ihr sprecht!"

„Weil es mir scheint, als könnte unsere oberste

Magiſtratsperſon vergeſſen, daß ſie uns Gerechtigkeit ſchuldig iſt.“

„Nun, wenn Ihr meint,“ verſetzte beleidigt der Podeſta, „daß Euch mit Befehlen geholfen iſt, ſo gebe ich Euch Vollmacht, ſie zu dictiren.“

„Jeſus Maria!“ rief Antonio, „wie elend iſt ein Italiener daran!“ —

„Schicken wir uns ein wenig in die Zeit,“ entgegnete der Podeſta, „und benutzen wir für den nächſten Augenblick das Nächſte. Der ruſſiſche Fürſt will, wie es ſcheint, entfliehen. Nun kann der Commandant allein Befehl an die Wachen an den Thoren geben, den Fürſten zurückzuhalten, bis die Meldung an den ruſſiſchen Kaiſer über Eure Beſchwerde gemacht iſt. Wollt ihr aber den ſtrengen Weg der Gerechtigkeit einſchlagen, ſo laßt Euch von einem Advokaten eine ſchriftliche Klage fertigen und gebt ſie zur Regiſtrande, damit ich reſolviren und Bericht darüber nach Wien erſtatten kann mit der Anfrage: ob eine der hohen, fremden Herrſchaften hier zur Verantwortung gezogen werden könne oder nicht? Ihr ſollt Gerechtigkeit haben, ſo viel ich nur zu verſchaffen im Stande bin! Es ſoll mich kein Bürger beſchuldigen können, daß ich ihm die Juſtiz verweigert hätte.“

„Verzeiht, edler Freund!“ verſetzte Antonio, „wenn ich Euch in der Heftigkeit meiner Leiden beleidigt haben ſollte! Ich weiß, daß Ihr mir gewiß den beſten Rath gebt, und nie werde ich vergeſſen, meine Dankbarkeit für die Hülfe in der Noth Euch zu beweiſen; aber, Signore Podeſta, in jedem Augenblicke kann der Fürſt abreiſen!“

„Freilich! Freilich!“ entgegnete der Podeſta. „Laßt uns daher beeilen, daß wir mit dem Commandanten ſprechen, welcher mir ſonſt in manchen Angelegenheiten freundlich zu Willen geweſen iſt und gewiß auch jetzt uns ſeine Hülfe nicht verſagen wird.“

Unter dieſen Worten gingen Beide die Treppe hinunter, um dem Fürſten Iwan den Rückzug abzuſchneiden.

Unterdeſſen war der ruſſiſche Biſchof vom Fürſten

Iwan heimgekommen. Hier erwartete ihn ein kaiserlicher Adjutant, welcher ihm meldete, daß Kaiser Alexander ihn sobald, als irgend möglich zu sprechen wünsche.

Der Bischof bat, Seiner Majestät Seinen Gehorsam zu bezeigen, indem er in der nächsten Minute nachfolgen werde.

Als sich der Adjutant entfernt hatte, warf sich der Bischof in seinen Armstuhl und schnippte mit den Fingern, bis der Kater kam und ihm schnurrend auf den Schoß sprang.

„Bist du mir heute böse, mein kleiner Bonaparte?“ begann er zum Kater zu plaudern, „pfui, mußt du denn die Handschuhe gleich ausziehen und mir das ganze Fäustchen voll Krallen zeigen? — Nicht zu trotzig auf meine Gunst, nicht zu trotzig; denn sieh', Herrengunst ist manchmal ein Adler, welcher eine Schildkröte in die Höhe trägt, bis er sie fallen und auf dem Felsen zerschmettern läßt; manchmal ist aber auch der Günstling ein Igel, welcher seine Pflegemutter, die alte, gute Schlange, so lange herumstachelt, bis sie ihm doch den tödtlichen Stich geben muß. So schlimm war nun der gute Iwan nicht, nur naschhaft und bornirt. Pfui, Bonaparte, hinter dem Rücken des Herrn von seinem Teller zu naschen! — Nun geh', geh'! Ich bin zum Kaiser bestellt, — dort wird heute Jemand den Hals brechen! — ich nicht, mein Bonaparte, ich nicht! — Wir bleiben zusammen.“

Mit diesen Worten begab sich der Bischof auf den Weg zu dem Kaiser, welcher ihn mit Ungeduld erwartete; denn wieder fühlte er sich vielfach verletzt und zwar an der empfindlichsten Stelle seines Gemüthes.

Er hatte sich in sein Cabinet zurückgezogen. Da die Abenddämmerung bereits begann, so war das Gemach von Wachskerzen erleuchtet. Er saß im Fauteuil, vor ihm auf einem schmalen Mahagonitisch, welcher an beiden Enden zwei Klappen zum Aufschlagen, wie Ohren, herunterhängen hatte, lagen viele Schriften durcheinander, zwischen drin stand ein niedlicher, silberner Adler, welcher

in den Krallen Tinte- und Streusandfäßchen und Stahlfedern zum Schreiben hielt. Ihm gegenüber, hell von Kerzenlicht beleuchtet, hing Malocchio's Gemälde: Ariadne.

Eben kam der Mond über die Giebel der Häuser herüber und sah traulich-mild zu dem nordischen Kaiser herunter, wie ein vielvertrauter Freund.

„Bringst du mir Grüße aus dem Heimathland, du mein Gedankenfreund?" fragte schwermüthig der Kaiser; „kannst du mir sagen, ob ein Mensch von den vielen Millionen, die du hier unten siehst, glücklich ist? Nicht wahr, es giebt nicht so viel Unglück, nicht so viel Bosheit, Verrath und Undankbarkeit in der Welt, als man mir vorsagt? — Du und mein guter Engel, Ihr wißt es, wie so gern ich die Völker glücklich gemacht hätte, die Gott meinem Regimente anvertraut hat. Ich hätte sie nicht so lieben sollen, vielleicht wäre es besser für mich und für sie gewesen. Mein großer Ahn, Peter mit der eisernen Faust, war mehr für sie geschaffen; ich wäre in einer Hütte glücklicher gewesen, als auf der Höhe, von wo nicht die Stimme der Liebe und nur der rollende, verderbliche Stein zu den Armen und Bedrängten hinunter gelangt.

„Nicht wahr, mein guter Gott, du verzeihst mir, daß ich nicht Alle, ach vielleicht nur Wenige beglückt habe? Es war noch nicht Zeit für mich, dort zu herrschen, oder sie war vielleicht schon längst vorbei. Ich wäre für ein frommes Volk in alter Zeit ein guter Hirt gewesen, für die entarteten, böswilligen Enkel, welche sich meine Untergebenen nennen, bin ich zu weich. O wie oft denke ich an dich, großer Friedrich von Preußen, und deinen Ausspruch: „Ich bin es müde, über Sclaven zu herrschen!" —

„Nach mir wird ein Anderer kommen. Tröstet Euch!" —

Jetzt trat er wieder an den Tisch zurück und blätterte in einem aufgerissenen Paquet von Briefen und Zetteln verschiedenen Formates herum. Es waren die Papiere, welche Achilleus entwendet worden waren. Sie enthielten die Zuschriften, welche die Agenten Rußlands mit ver-

ſchiedenen griechiſchen Biſchöfen, den Häuptern der Phanarioten, den Capitain's und andern einflußreichen Hellenen gewechſelt hatten. In einigen dieſer Briefe waren die entſetzlichen Verfolgungen geſchildert, welche die Hellenen von den Türken zu erdulden hatten, die fürchterlichen Schlächtereien und Schandthaten der Barbaren bei der Entdeckung der Unterhandlungen der Hellenen mit Rußland in Conſtantinopel, auf Scios und Morea. Eine jede Zeile war ein Wehe- und Hülferuf der gequälten Chriſtenheit. Jetzt las der Kaiſer immer weiter, in fürchterlichen Bildern drängte ſich Hellas vor ſeine Phantaſie, bis es ihm vorkam, als hätten die böſen Geiſter in einer entſetzlichen Stunde die Gottheit vom Throne geſtürzt und die Schaaren der Engel gebunden und geknebelt und ſchleppten ſie triumphirend und höhnend in die Hölle. Und wie ſie an ihm vorüberzogen, wandten ſich alle Augen der Engel flehend zu ihm, und ihm war es, als könnte er ſie mit einem Worte retten, das er doch nicht auszuſprechen im Stande war.

Kalter Schweiß rieſelte ihm über ſeine Stirn herunter, ſein Herz pochte ſo gewaltig, daß der Stern vor ſeiner Bruſt davon zitterte. Als er aber jetzt die ſcheußliche Ermordung des Patriarchen in Conſtantinopel geleſen hatte, ſprang er entſetzt empor und rief: „Alles dieſes Blut, alle dieſe Thränen auf deine Seele; — ich bin unſchuldig daran!“ — ohne den zu nennen, den er meinte.

Der Kaiſer ging jetzt mit großen Schritten auf und nieder, endlich blieb er vor dem Gemälde an der Wand ſtehen. Wie aus Gewohnheit betrachtete er es, es dauerte jedoch eine Weile, bis er es wirklich erblickte, ſo zerſtreut, oder ſo ſehr war ſeine Seele noch auf die griechiſchen Zuſtände gerichtet.

„Ja, es iſt ein wunderthätiger Zauber in dieſem Bilde,“ verſetzte er endlich, „es iſt wie eine ferne, milde, herzerquickende Muſik. Werde ich dich wohl wiederſehen, ſchöne Franceſca?“

In dieſem Augenblicke ſtürzte eine Wachskerze vom Leuchter, welcher neben dem Goldrahmen des Gemäldes befeſtigt war. Der Kaiſer trat, leicht erſchrocken, einen Schritt zurück, die Kerze brannte zu ſeinen Füßen noch ein wenig, dann verlöſchte ſie.

Des Kaiſers alter Diener meldete jetzt den Biſchof an, welcher ſogleich angenommen wurde.

Der Biſchof trat ein, verbeugte ſich tief und ſprach: „Der Friede Gottes ſei mit Czar Alexander!“

„Es geſchehe! Heiliger Vater,“ verſetzte mild und freundlich der Kaiſer, „ſeid uns willkommen zu dieſer Stunde, wie immer. Ich bedarf Eures Troſtes, ſelbſt Eures chriſtlichen Rathes. Setzt Euch mir gegenüber.“

„Kaiſerliche Majeſtät, mein Herr und Gebieter,“ entgegnete der Biſchof, „häuft auf mein Haupt ſo ſehr Allerhöchſt Ihre Gnade, daß ich ſie, wie eine ſchwere, und doch ſo ſchöne und heilige Schuld, mit hinunter in das Grab nehmen werde.“

„Laßt Euch nieder, heiliger Vater,“ fuhr der Kaiſer fort, „und leiht mir Euer Ohr. Ihr ſeid der fromme Bewahrer meiner eigenſten Seelengeheimniſſe, und Ihr habt nie mein Vertrauen getäuſcht. Es iſt ein erhebender Gedanke, zu wiſſen, daß ein Menſch ſeinem Freunde treu iſt.“

Der Biſchof verneigte ſich wieder und der Kaiſer fuhr fort: „Ihr erinnert Euch gewiß noch der gräßlichen Nacht, wo in mein einſames Gemach der Mörder meines Vaters trat und mich zuerſt als Kaiſer begrüßte, dieſer ſchreckliche Bote!“

„Es iſt nicht gut,“ verſetzte der Biſchof, „in die Todtengrüfte zu ſteigen und das Leichentuch von den in dem Herrn Schlafenden hinwegzuziehen. Eure kaiſerliche Majeſtät laſſe die Gedanken daran mit verhülltem Antlitze vorüberwandeln.“

„Ihr ſprecht fromm und weiſe! Ich trug die kaiſerliche Krone und auf meinen Knieen gelobte ich meinem Gotte ein menſchlich-milder Herrſcher zu ſein. Ich ſuchte Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft zu pflegen, die armen Leibeigenen von der Scholle zu befreien, ich wähnte, wie

ein Heiland, den Segen Gottes über eine halbe Welt zu verbreiten. Da trat mir der gewaltige Mensch, Bonaparte, gegenüber; mit ihm war der Sieg in jeder Schlacht, und Herrscher und Völker fielen vor ihm nieder. Ist mit ihm auch Gott, oder ist er nur eine Gottesgeißel, wie Attila und andere, die ihm gleichen in der Geschichte? fragte ich mich. Dieser Mann stand in Erfurt vor mir und sprach: „Sei mein Bruder, wir wollen miteinander die Welt beherrschen, um sie zu bilden und glücklich zu machen!“ — Er war doch der erste Mensch, der mich verstand, ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ihm mein Herz entgegenflog.“

„Er soll,“ versetzte der Bischof behutsam hierauf, „die Kunst zu täuschen verstanden haben, wie Keiner vor ihm. Die Kinder dieser Welt sind schlauer, als die des Lichts!“

„Er war wohl nicht immer schlecht,“ entgegnete der Kaiser; „ihn hat die Macht verführt. Ein großer Mensch hat große Anfechtungen. Als er aber nicht mehr gut und edel war, und mit Menschen, wie mit Zahlen, rechnete, welche man wegwischt, wenn man sie nicht mehr braucht, verließ ihn Gott. Was halfen ihm sein Genie, seine Garderegimenter, die Hülfsheere der europäischen Nationen und alle seine Kanonen und Bajonnete, als er über Rußland's Grenze zog, um uns zu unterjochen? Gott war mit mir, und heulende Wölfe verfolgten den einsamen Schlitten des fliehenden Welteroberers über die russische Grenze.“

„Der Name meines allerhöchsten Herrn,“ versetzte der Bischof, „wird mit einem Sternenkranze ewig an dem Himmel prangen, und die spätesten Völker zu ihm emporblicken mit dankbaren Gebeten.“

„Gott allein die Ehre!“ entgegnete der Kaiser, „ich bin ein Mensch, wie alle meine Brüder sind! Doch hatte ich gehofft, daß ich mir in den Herzen der Meinen eine treue Stätte erobert hätte, da doch selbst Bonaparte, welcher Niemand liebte, als sich, so viele Treue gefunden hatte. Ich habe nicht einmal so viel Anhänglich-

keit errungen, daß mich Irgendwer vor den Verſchwörern, welche in Petersburg mir nach Reich und Leben trachteten, hätte warnen mögen.

„Die Welt iſt bös, und die Revolution ſchleicht um Mitternacht umher und findet wohl offene Thüren und Herzen; — und doch verkannte ich das Uebel lange Zeit. Wir wurden verleitet, die Inſurrection der Griechen für die heilige Nothwehr eines chriſtlichen Volkes gegen den Erbfeind der Chriſtenheit zu halten.

„Wir verdanken es erſt dem klugen Staatsmanne des Hauſes Oeſterreich, daß uns der Zuſammenhang aller dieſer Revolutionen gegen Gott und Obrigkeit offenbar geworden iſt. Wir haben einen Blick in die Werkſtätte des böſen Geiſtes dieſes Jahrhunderts gethan. Gott behüte uns davor, daß wir Theilnehmer an dem Werke der Zerſtörung ſein ſollten!“

„Gott hält die Herzen der Herrſcher in ſeiner gnädigen Hand,“ verſetzte der Biſchof, um Etwas zu ſagen, ohne die Mittheilungen, welche ihm hier gemacht wurden, durch eigene Anſichten, wenn er ſolche haben mochte, zu ſtören.

„Und ſo dankbar wir dem klugen Freunde ſind, daß er uns das Höllengeſpinnſt in unſrer eig'nen Armee entdeckt und uns vor Unglück bewahrt hat, ſo werde ich doch nie die bittre Erfahrung vergeſſen, daß der Diener eines fremden Herrſchers mir das Alles in Laibach entdecken mußte. Das hatte ich nicht um die Meinen verdient.“

„Mein Herz blutet bei den Worten meines allergnädigſten Kaiſers,“ verſetzte der Biſchof, „und doch dürfte bei Prüfung der Verhältniſſe es ſich ergeben, daß nur wenige Verworfene —“

„Ja, das möchte ich auch glauben!“ unterbrach ihn der Kaiſer, „aber wenn immer von Neuem ähnliche Kränkungen ſich wiederholen —“

„Bei Gott und dem heiligen Andreas,“ rief beſtürzt der Biſchof, „ich will nicht fürchten?“

„Es iſt von keiner Verſchwörung gegen mich und

meine Regierung die Rede," entgegnete der Kaiser, „aber seht, hier wird mir soeben die Correspondenz, welche theilweise mit Mißbrauch unseres Namens mit der hohen Geistlichkeit und den Häuptern der Hellenen gewechselt worden ist, zugesendet!

„Mir ist es unbegreiflich, wie diese Schriften, welche nicht hätten geschrieben werden mögen, in diese Hände gekommen sind. Wir müssen einen heimlichen, gefährlichen, verschmitzten Feind in unsrer Nähe haben! Ich möchte darüber Eure Meinung hören."

„Wunderbar sind die Wege Gottes!" versetzte der Bischof, „geheiligt sei sein Name! Vor wenigen Minuten hat der unglückselige, leichtfertige Mensch sich vor mir entlarvt. Ach, welche Schuld ruht auf seinem Haupte! Mich wird nur der strengste Befehl meines Gebieters vermögen, Allerhöchstdemselben doppelt, ja zehnfach wehe thun zu müssen.

„Sehe ich hier diese Papiere vor mir liegen, so entsetzt sich meine Seele vor dem Blödsinne des Mannes, der sie in fremde Hände bringen könnte, erblicke ich aber dort das schöne Bild vor mir, so stürzt sie mir in Thränen aus meinen Augen."

Wirklich standen dem Bischof jetzt Thränen zu Gebote, sie rollten reichlich über seine Wangen herab.

„Ich beschwöre Euch bei dem allbarmherzigen Gott," rief der Kaiser, „steht meine Frage im Zusammenhange mit diesem Gemälde?"

„Nicht das!" entgegnete der Bischof, „entschuldigen Eure kaiserliche Majestät, sollte ich in meinem Kummer mich unrichtig ausgedrückt haben; nur der ungetreue Diener meines allergnädigsten Herrn und Kaisers, welchen ich nennen muß, steht zu Beiden in entsetzlicher Beziehung. Unendliches Mitleid überkommt meine Seele bei dem Gedanken an den Verlorenen!"

„Es beängstigt mich," erwiederte der Kaiser, „was Ihr zu erzählen Anstand nehmt, und wünscht Ihr es so, so befiehlt Euch hier Euer Kaiser, ihm Alles zu entdecken, was Ihr wißt."

„Wird der Befehl meines allergnädigsten Gebieters,“ fragte mit einem leichten, klugen Augenblinzeln der Bischof, „auch die Verzeihung mit enthalten, wenn meine Worte mit meinen schlimmen Erfahrungen das Gemüth der kaiserlichen Majestät kränken müßten?“

„Ich bin gefaßt,“ versetzte der Kaiser, „und meine Gnade für Euch ist unwandelbar.“

Der Bischof begann seine Erzählung. Er mußte zu verschiedenen Malen inne halten, solch einen großen Eindruck machte sie auf den Kaiser, so behutsam sie auch vorgetragen wurde. Fast hätte der kluge Bischof noch ein mildes Urtheil für den Fürsten ausgewirkt; denn schon entfielen dem Kaiser die Worte: „Wir sind alle schwache Menschen!“ aber jetzt heftete der Bischof seine Blicke auf das Bild mit der Frage: „Ist nicht dieses Bild das Portrait einer lebenden Dame?“

Der Kaiser sah ihn eine kurze Weile forschend an, dann entgegnete er: „Sie stammt aus einem edlen Veronesischen Geschlechte; wir haben die Freude gehabt, sie persönlich kennen zu lernen.“

„Eure Majestät,“ fragte wieder der Bischof, „haben sie noch gestern Nachts in der Gesellschaft bei dem Fürsten gesehen?“

„Ist ihr etwas Widriges begegnet?“ rief der Kaiser, „ich will nicht fürchten —“

„Sie ist seitdem nicht nach Hause gekommen,“ fuhr der Bischof fort, „und ihr Bruder, der Arzt Antonio, sucht mit bewundernswürdiger Energie die Ursache davon zu erforschen. Er war selbst bei mir und bat mich flehend, ihm eine Audienz bei Eurer Majestät auszuwirken.“

„Mein Gott und Herr, was ist ihr widerfahren!“ fragte bestürzt der Kaiser.

Der Bischof erzählte nun ruhig den Hergang, wie ihn der Fürst selbst erzählt hatte, ohne ein Wort hinzuzuthun oder davon zu nehmen.

Welchen Erfolg die Erzählung hatte, werden wir später erfahren.

Fünftes Capitel.

Es war eine sternhelle Herbstnacht, ein kalter, scharfer, trockener Wind fegte den Sand durch die Straßen. Vor der Wohnung des Fürsten hielt der wohl aufgepackte Reisewagen. Die Pferde waren angespannt, und der Postillon saß schon nachlässig auf dem Kutschenbocke und hatte über die Schulter zurück das Gesicht auf die Hausthür zugedreht, denn eben erschien die Herrschaft, welche er fortfahren sollte. Er zog das Posthorn hervor, um es zur Hand zu haben, als eben jetzt der Fürst, geführt von seinem Leibeigenen, herunter auf die letzte Stufe trat und die Bewegung des Postillons bemerkte.

„Nicht blasen, guter Mann!“ bedeutete er ihn.

„Mir auch recht!“ entgegnete der Postillon.

„Pawlowski, komm' herein zu mir!“ sagte der Fürst jetzt zum Kutschenfenster heraus, und der gehorsame Diener schwang sich hinein zu seinem Herrn.

Nun rollte der Wagen fort, und Fürst Iwan schöpfte Luft; dann sagte er zu sich kleinlaut: „Wäre doch diese Nacht vorbei!“

Jetzt lenkte der Wagen auf den Corso ein, und heller Lichtschein fiel plötzlich in die Kutschenfenster.

„Was ist das?“ rief der Fürst, als der Wagen anhielt.

Jetzt ging vorn das Fensterchen auf, vor welchem der Postillon saß, und dieser sprach herein: „Wir müssen halten, bis die Leichenprocession vorüber ist!“

Der Fürst blickte zum Kutschenfenster hinaus; eben kam der Zug heran.

„Es iſt ein ſchauerlicher Anblick!“ murmelte der Fürſt vor ſich hin, als er die Todesbrüderſchaft, verhüllt vom Kopf bis auf den Fuß, daß nur die Augen geſpenſtig durch runde Löcher aus den ſpitzen Kapuzen herausſtarrten, mit brennenden Fackeln vorüberziehen ſah.

Jetzt kam auch der Sarg, welcher nach Landesgewohnheit offen getragen wurde, ſo daß die Leiche ſichtbar war.

Mit Mühe konnte der Poſtillon die ſchaudernden Pferde halten; der Fürſt verſuchte es, den Mantel vor das Geſicht zu ſchlagen, um den traurigen Anblick zu vermeiden, und doch konnte er es ſich nicht entſchlagen, wieder hinauszuſehen.

Entſetzt, mit einem Schrei fuhr er zurück, denn eben zog der Sarg am Fenſter vorüber, und darin lag in weißem Todtenkleide die Leiche ſeines Freundes, des Grafen Joſeph.

Der Fürſt zitterte an allen Glieder. „Joſeph, ade! Joſeph!“ ſtöhnte er in ſich hinein. „Nur nicht ſterben!“ rief er dann wieder, „nur nicht ſterben!“

„Mein Herr wird nicht ſterben!“ tröſtete der Leibeigene, „Pawlowski für ihn ſterben, wenn er ſterben muß. Es iſt aber auch in dem Italien Alles verkehrt, und leuchten ſie die Todten nach Hauſe, die doch nicht mehr ſehen können.“

Da ſein Herr noch immer ſein Geſicht verhüllt hatte, fuhr der Leibeigene fort: „Die Leiche des Grafen iſt nun vorüber, es ziehen nur noch die Geſpenſter mit den Kapuzen heran. Da iſt es doch luſtiger bei uns, wenn ein großer Herr ſtirbt. Als Ihr hochſeliger Vater begraben wurde, — ja, Sie waren da noch ein kleiner Herr und werden Nichts davon mehr wiſſen, — bekamen wir Alle grüne Röcke und Handſchuhe und Abends war Ball, und ſo iſt das ja überall bei uns.“

Jetzt brachte Pawlowski eine Flaſche Rum hervor, öffnete ſie leiſe und that einen langen, ſeligen Schluck, bis der Leichenzug vorüber war und der Wagen wieder fortrollte.

„Es ging schrecklich mit dir zu Ende!“ sprach für sich Fürst Iwan, „wie eine Violinenpassage, wenn plötzlich eine Saite springt. Ich wollte, daß ich schon diese Stadt hinter mir hätte!“

Jetzt kam der Wagen an das Thor von St. Giorgio. Es war verschlossen. Der Postillon stieß in das Horn. Der wachthabende Officier trat an den Wagen und fragte: „Wer passirt?“

„Fürst Iwan!“

„Herr Fürst wird verzeihen,“ versetzte der Officier, „es ist halt Befehl von dem Commandanten da, daß Sie für heute nicht passiren sollen.“

Erschrocken fuhr der Fürst mit dem Kopfe zum Fenster hinaus und versetzte: „Ich will nicht fürchten, daß man sich unterstehen mag, in mir Seine Majestät, den Kaiser von Rußland, meinen allergnädigsten Herrn, zu beleidigen.“

„Herr Fürst,“ entgegnete der Officier, „es kommt mir da hier weiter gar Nichts zu, als dem Befehl meines Commandanten zu gehorchen.“

„Soll ich umkehren?“ fragte der Postillon vorn zum Fensterchen herein.

Der Fürst war aber in die Ecke des Wagens zurückgesunken und schwieg.

Da der Postillon keine Antwort erhielt, so schnalzte er mit der Zunge und kehrte lachend wieder um.

Antonio, welcher am Thore den Wagen des Fürsten erwartet hatte, war ein heimlicher Zeuge dieses Auftritts.

„Entkommen sollst du nicht,“ sprach er für sich, „bevor du mir nicht Rede gestanden hast; und finde ich kein Recht, so erwürge ich dich eigenhändig! — Warum nicht?“

Mit diesen Gedanken kehrte er in seine Wohnung zurück. Keiner seiner Diener getraute sich, ihn anzureden, so unheimlich, wild und düster war sein Gesicht.

Er ging jetzt im Zimmer auf und ab, er fühlte zum ersten Male die Lust der Rache. Es war ihm doch gelungen, die offenbare Flucht des Fürsten zu verhindern.

„Er soll büßen! Die zahme Sitte fällt in Lappen

von meinen Gliedern, die angekränkelte Feigheit weicht aus meinen Gliedern, und ich, Francesca, bin dein Bruder und ein Lombarde!"

Er hatte bei diesen Worten aus einem Etui einen kleinen, feinen Dolch genommen und prüfte die Spitze auf dem Fingernagel.

Unterdessen war der russische Bischof vorgefahren. Er trat unangemeldet in das Zimmer und begrüßte Antonio, dann fragte er: „Sind wir hier ganz ungestört? Ich bitte Euch, schließt die Thüren ab."

Mit zitternder Hand schob Antonio den Riegel an den Thürschlössern vor und kehrte zu dem Bischof zurück.

„Kommt, setzt Euch zu mir," sagte der Bischof, nachdem er in einem Armstuhle Platz genommen hatte, und erzählte nun Antonio das Schicksal seiner Schwester bis zu dem Momente, wo Fürst Iwan plötzlich aus dem Zimmer, wohin er sie gebracht, und wo er sie auf einige Augenblicke verlassen hatte, das Klirren des von ihr zerschmetterten Spiegels vernahm.

„Fürst Iwan war sogleich," fuhr der Bischof fort, „nach dem Zimmer geeilt, hatte jedoch die Thür dazu verriegelt gefunden. Er rief seinen Leibeigenen Pawlowski, welcher mit einem Beile gewaltsam die Thür öffnete. Als sie eintraten, fanden sie das Zimmer leer und die Splitter des Spiegels, vermengt mit dem Brillantenschmuck, welchen Francesca von sich geworfen hatte, auf dem Boden. Sie eilten zur zweiten Ausgangsthür, welche gleichfalls von Innen verriegelt war, so daß Francesca auf gewöhnlichem Wege das Zimmer nicht verlassen haben konnte. Auf jeden Fall glaubte der Fürst sie auf dem Altane zu finden, welcher nach dem Strome zu hinausging. Die Thür dazu war von Außen verriegelt. Fürst Iwan glaubte nun mit vielen besänftigenden Schmeichelworten sie versöhnen und zum Oeffnen der Thür bewegen zu können; als er aber nach einiger Zeit immer noch keine Antwort erhielt, auch mit dem lauschenden Ohr nicht einmal ein Geräusch draußen ver-

nahm, welches auf ihre Anwesenheit schließen ließ, so befahl er seinem Pawlowski, auch diese Thür aufzusprengen. Kaum flog sie aus dem Schlosse, so eilte Fürst Iwan in Todesangst hinaus, aber Nichts war zu sehen oder zu hören, als der vorüberrauschende Strom mit seinen im Mondenscheine flammenden Wellen. Sie hatte den Todessprung hinunter in die Tiefe gethan.

„So räthselhaft," setzte der Bischof hinzu, „wie ich Euch diese entsetzliche Begebenheit erzählt habe, so unenthüllt laßt sie bleiben und Euch die Strafe des Unwürdigen genügen."

Antonio konnte vor dem Aufruhr seines Innern nicht zu sich kommen. Er war wie von einem Blitzstrahl gerührt, alles Leben schien in ihm erstarrt zu sein, nur ein leises Zucken in seinen Mundwinkeln und die weiten Augen, mit welchen er starr am Gesicht des Erzählers hing, verriethen, was in ihm vorging.

„Kaum wart Ihr," fuhr der Bischof fort, „heute von mir gegangen, so war ich unablässig bemüht, den Thatbestand zu ermitteln und den Niederträchtigen zur verdienten Strafe zu bringen. Folgt mir jetzt und seht mit eigenen Augen das Urtheil an ihm vollziehen!"

Jetzt kehrten Antonio die ersten warmen Blutschläge in die Pulse zurück; der Bischof schritt voran, und Antonio folgte ihm schweigend nach.

Unten in der Hausflur wurden sie von dem Generaladjutanten des Kaisers und vor dem Hause von vier bewaffneten Kosaken erwartet.

Der Bischof flüsterte noch einige Worte dem Generaladjutanten zu und verabschiedete sich von Antonio, welcher sich jetzt in dieser Gesellschaft zu dem Fürsten begab.

Dort angelangt, ließ der Generaladjutant zwei Kosaken unten an der Thür halten, zwei nahm er mit, welche er an der Saalthür auf seinen Befehl harren ließ.

Pawlowski wollte zu seinem Herrn hineineilen, um ihm den Besuch anzumelden, der Generaladjutant hielt

ihn jedoch am Kragen zurück und überließ ihn der Aufsicht der Kosaken.

Jetzt trat er mit Antonio in das Zimmer zum Fürsten. Iwan, welcher hier noch in Reisekleidern im dumpfen Hinbrüten auf dem Sopha lag.

Als er jetzt die Eintretenden bemerkte, sprang er entsetzt empor, doch zwang er sich, freundlich und zuvorkommend ihnen zuzulächeln und harmlos zu erscheinen, aber die Muskeln des Gesichts versagten ihm so den Dienst, daß er es nur zu einem ängstlichen Grinsen brachte.

„Kennen Sie die Unterschrift des Kaisers?" fragte der Generaladjutant und hielt ihm eine Schrift vor.

Die Augen des Fürsten flunkerten darüber hin, ohne daß sie einen Buchstaben sahen.

„Geben Sie Ihre Orden ab!"

Der Fürst öffnete auf diesen Befehl mit Mühe das vor ihm stehende Reisecetui und überreichte die Ehrenzeichen.

„Seine kaiserliche Majestät, zur Strafe deiner Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit und deines Hochverrathes, streicht dich aus allen Classen des Adels und der Ehren, und verbannt dich, Iwan, von seinem Angesicht in die ewige Nacht der Bergwerke — nach Sibirien!"

Bei diesen Worten sank Iwan weinend nieder auf den Teppich, umschlang mit zitternden Händen den Fuß des Sopha's und schrie: „Gnade! Gnade!"

Der Generaladjutant öffnete jetzt die Thür und ließ die Kosaken eintreten.

„Schleppt ihn hinunter in den Wagen, und wehe Euch, wenn Ihr ihn nicht todt oder lebendig an den Gouverneur von Tobelsk abliefert!"

„Hä!" meinte tückisch der eine Kosak, „es ist nicht der Erste, den ich nach Sibirien transportirt! es wird auch nicht der Letzte sein, Herr Generaladjutant!"

„Macht es kurz!"

Jetzt traten die Kosaken zu Iwan, der noch am Boden lag. Nachdem sie vergeblich versucht, seine Hände von dem Fuße des Sopha's loszumachen, griff der Eine

nach seinem Stiefel, zog eine Knute heraus, schwang sie mit einer wilden Lache in die Höhe, und, wie ein Wurm, krümmte sich stöhnend der Verbannte, auf den zweiten Hieb sprang er heulend empor.

In diesem Augenblicke knebelten ihm die Kosaken die Hände auf den Rücken, und schluchzend und zähneklappernd folgte er dem vorausschreitenden Kosaken, während der Andere hinterdrein ging.

„Und nun, Signore Antonio," wandte sich der Generaladjutant zu ihm, „bescheinigt mir hier Eure Gegenwart bei der Execution!"

Mit diesen Worten legte er den kaiserlichen Befehl auf den Tisch, nahm eine Feder von dem Schreibzeug, welches darauf stand, tauchte sie ein und überreichte sie ihm.

Antonio, welchem es war, als quäle ihn nur ein furchtbarer Traum, der ihm die Zunge und alle seine Sinne binde, schrieb darunter: Vidi Antonio!

Zehntes Buch.

Erſtes Capitel.

Wo kein naturwüchſiger Staat beſteht, welcher ſich ſo zu dem Geiſte der Nation verhält, wie der menſchliche Leib zu ſeiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt ſeine Stelle der mechaniſche Polizeiſtaat, welcher keine Staatsbürger kennt, ſondern nur träge Maſſen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundſätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränke, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemeſſen wird.

In dieſen Polizeiſtaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er ſich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunkt des Egoismus verſetzt.

Iſt der Menſch ſo von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein ihn aus der Engherzigkeit erheben kann, ſo bleibt ihm Nichts, als der gemeine, ſinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann.

In die größere Menge eines ſolchen Volkes, welches ſich ſeine Seele hat ſtehlen laſſen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem ſich die niederträchtigſte Geſinnung von ſelbſt verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei.

Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habſucht. Liebe und Freundſchaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo ſie aufhören, dienſtbar zu ſein, treten der grimmigſte Haß, Verläumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht.

Solche Krankheitszustände der Staatsgesellschaft charakterisiren sich durch Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther, woran sich als nächstfolgendes Glied der Kette — die allgemeine Feigheit schlingt.

Die Heilung dieser Völkerkrankheiten erfolgt in babylonischen Gefangenschaften oder in Revolutionen.

Griechenland und Italien gebrauchten die erstere, Frankreich und Spanien die letztere Cur.

Will man die Symptome des nervösen Faulfiebers ganzer Nationen jedoch schnell auf einen Blick erkennen, so muß man Gelegenheit suchen, irgendwie eine sogenannte vornehme Familie bei der Erbschaft eines reichen, kinderlosen Seitenverwandten zu belauschen.

Wirf unter eine Meute Hunde einen Knochen, so sieht dein Auge noch eine friedliche, brüderliche Theilung gegen das Bild, welches dir die Erben eines solchen unglücklichen Erblassers bieten werden.

Diese innere Verworfenheit der allgemeinen Zustände tritt jedoch bei den Familien am Schönsten in die Blüthe, welche es über sich gewonnen haben, um jede Art von Demüthigung im Leben emporzukommen und sich in ihrer Errungenschaft zu befestigen suchen.

Zu diesen Familien gehörte das Haus von Rankenstein, dessen Ahnherr im siebenjährigen Kriege die Apothekerwaaren für die kaiserlichen Lazarethe zu liefern und die Geschicklichkeit hatte, für jeden kostbaren Arzneistoff ein Surrogat zu erfinden, z. B. Weidenrinde für China. Der Apotheker verdankte es seiner Industrie, daß er innerhalb weniger Jahre ein reicher Mann geworden war. Da jedoch unverhältnißmäßig viele Patienten bei dem Gebrauche der von ihm gelieferten Medicamente starben, so war es nahe daran, daß man ihn zur Untersuchung und Verantwortung nach Wien beschied.

Der Apotheker lächelte dazu, reiste von seinem damaligen Aufenthaltsorte, von Brünn nach Wien mit einer schweren Cassette voll Chremnitzer Ducaten und kehrte nach einigen Wochen mit einer leichten Cassette, worin

ſich dafür ein Adelsdiplom für ihn und ſein Geſchlecht und ein Zeugniß ſeines guten Verhaltens bei der Lazarethlieferung befand, in ſeine Apotheke zurück.

Der nunmehrige Herr von Rankenſtein hatte einen Sohn, der Jura ſtudirte und mit dem Wahlſpruche: „Den Hut in der einen Hand vor dem hohen Adel und Beamten und den Fuß auf den Köpfen der Bürger!“ immer mehr in die Höhe ſtieg, bis er kaiſerlicher Rath geworden war und den Grafentitel erlangt hatte.

Der kaiſerliche Rath und Herr Graf hatte drei junge Grafen, der ältere von ihnen war Graf Joſeph, welcher für die diplomatiſche Carriere beſtimmt wurde, der andere Karlmann, welcher ſein Glück, wie ſein Vater, als Juriſt machen ſollte, und der dritte Franciscus, welcher nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin das Freifräulein Eulalia von Storchbein geheirathet hatte.

Sein Vater hatte die neue Familie zu ſich in das Haus genommen, um die weibliche Pflege ſeiner Schwiegertochter in ſeinen alten Tagen zu genießen. Die Frau Gräfin, geborene von Storchbein, jedoch bedurfte der Pflege ſelbſt genug, da ſie trotz der Schwindſucht des Grafen Franciscus nicht aus dem Wochenbette herauskam, ſo daß ſie ihrem Gatten, als er im neunten Jahre ſeiner Verheirathung mit ihr verſtarb, zu den vier Kindern erſter Ehe noch ſechs ſcrophulöſe Grafen und hoffnungsreich emporſchießende Gräfinnen geſchenkt hatte, und jetzt mit allen zehn hochgräflichen Sproſſen ihrem Schwiegervater in die Arme fiel und rief: „O, Sie nur allein ſind jetzt unſer Vater und unſer Schiff auf dem Meere des Lebens!“

Der alte Herr Graf folgte jedoch ſeinem Sohne Franciscus bald nach. In ſeinem Teſtamente hatte er ſeinem älteſten Sohne Joſeph die böhmiſche Herrſchaft, den Kindern ſeines verſtorbenen Sohnes Franciscus das große Rittergut Eulenburg und ſeinem lieben Karlmann ſeine Baarſchaft vermacht.

Der Reſpect vor dem Herrn Bruder und Schwager,

dem Diplomaten, hatte bei dem Tode des alten Herrn Grafen den Familienfrieden aufrecht erhalten, obschon Eulalia und Karlmann sich für hintangesetzt hielten.

Es war in der Ordnung, daß der Rechtspraktikant der Vormund der kleinen Neffen und Nichten von der Franciscanischen Linie wurde.

Die Frau Gräfin Eulalia war um so zufriedener damit, als auch Karlmann Wittwer war und zarten Hoffnungen Raum gab.

Karlmann war zwar nicht ganz abgeneigt, sich an den Busen seiner Freundin zu flüchten, wenn er aber die Neffen und Nichten, welche Geschwister werden sollten, zusammenaddirte, so brachte er immer wieder funfzehn heraus, welche sich auf die Waagschale des wohlverstandenen Interesse legten und die Schale der Zuneigung zu seiner Schwägerin und Freundin in die Höhe schnellten.

So stand die Lage der Sache, als der k. k. öffentliche Notar Alippi der gräflich Rankenstein'schen Familie den Heimgang des Grafen Joseph meldete, mit Beifügung des Protocolls über die Obsignation und Consignation seines Nachlasses in Verona und der Anfrage über sein Immobiliarbesitzthum, auf welches die Ehepacten seiner jungen Wittwe bestimmte Rechte einräumten.

Diese Nachricht war für die Familie ein Donnerschlag.

Karlmann war jetzt das Haupt der gräflich Rankenstein'schen Familie. Da er als solches jetzt in ein gewisses Verhältniß zu Isabella kommen mußte, so dürfte eine Schilderung seines Charakters und Wesens nicht überflüssig sein.

Von seinem Vater hatte er die Ansprüche auf eine bevorzugte Stellung in der vornehmen Welt geerbt. Da ihm jedoch besondere Verstandeskräfte versagt waren, so schlug der Familienstolz in ihm zu Dünkel und Hochmuth aus, welchen er dadurch zur Geltung zu bringen suchte, daß er seine angeborne Bornirtheit in Bösartigkeit umsetzte. Er war ungemein glücklich, als sich ihm

die Bemerkung aufdrängte, daß man ihn für einen verschlagenen und gefährlichen Charakter ansehe.

Es machte sich an ihm das Gesetz geltend, daß die Seele eines von den Idealen abgefallenen Menschen allmälig zu thierischen Atomen sich zersetzt, oder, wie man in früherer Zeit sagte, dem Teufel verfällt.

Karlmann konnte ein schlichter und braver Mensch werden; er wollte mehr sein und seine Seele unterschied sich kaum mehr von der eines Kameels, welches uns als ein großes, bösartiges Schaf der Wüste geschildert wird.

Kaum hatte sich Karlmann von dieser Nachricht erholt, als in ihm der pfiffige Gedanke aufstieg, wenigstens nachzuspüren, ob vielleicht mit der Hand der Wittwe seines Bruders auch dessen Nachlaß zu erobern sei.

„Ich muß hier klug sein," sprach er zu sich, „und hinterher sein, die Chancen zu benutzen."

Er schickte jetzt seinen Schreiber auf die Post, ließ sich nach dem Postenlauf nach Verona erkundigen und schrieb an seine Schwägerin, welche mit dem Franciscanischen Geschlechte den Winter über in der Stadt wohnte, folgende Zeilen:

„Gnädige Freundin!

„Die großen Pflichten, welche ich, da ich nicht nur Ihr Schwager, sondern auch Vormund der lieben Kleinen meines hochseligen Bruders Franciscus bin, auf mich genommen zu haben, mir bewußt zu sein schmeicheln darf, nöthigen mich, obschon ich ihnen mich pflichtschuldigst unterziehe, sofort zur Ermittelung der Ansprüche, welche uns an die Verlassenheit unsers hochseligen resp. Herrn Bruders und Schwagers Joseph zustehen möchten, oder zustehen müssen, wenn die Ehepacten anzugreifen sein sollten, nach Verona abzureisen, zu welchem Behufe ich morgen früh abreisen und Hochdieselben mich entschuldigen werden in der Behinderung persönlichen Empfehlens.

Karlmann von Rankenstein."

Karlmann hatte jedoch nicht darauf gerechnet, daß

Eiferſucht ſcharfe Augen hat, und Gräfin Eulalia hatte kaum an die junge Wittwe des hochſeligen Schwagers Joſeph gedacht, als ſie mit einem Satze mitten im Zimmer ſtand und nach ihrer Kammerzofe rief: „Schnell Guſtel, ſag' dem Johann, daß er unſern großen Reiſewagen packen ſoll; — nein! er ſoll erſt Extrapoſtpferde beſtellen; oder nein, die kleinen Herren Grafen ſoll er aus der Lection holen; — wir verreiſen noch Alle heute Mittag."

„Und die kleinen Herren Grafen und Gräfinnen?" fragte das Mädchen.

„Haben Alle im Wagen Platz!" entgegnete die Gräfin.

Die Zofe eilte hinunter in die Bedientenſtube zu Johann, dem ſie Alles Wort für Wort beſtellte.

„Ja, Jungfer!" entgegnete träg der Bediente, „ich kann das Alles auf ein Mal nicht im Kopfe behalten, wie ſoll es da in die Hände und Füße kommen?"

„Lauf' er nur erſt auf die Poſt!"

„Ich laufe ſchon," entgegnete der Bediente und ſchlenderte langſam zur Thür hinaus.

Die Zofe eilte wieder zu ihrer Gebieterin zurück, welche am Wäſchſchrank ſtand und einige Wäſche herauslegte.

„Wir brauchen, da es Winter iſt," meinte ſie zum Mädchen, „für die Kinder nur die nothwendigſte Wäſche, denn neue Wäſche iſt in der Kälte ungeſund.

„Was brauchen wir viele Kleider, wir müſſen ja trauern! In die Kutſchkäſten geht Alles! Guſtel, du und der Leopold, Ihr fahrt zu unſrer Bedienung mit."

„Aber dreizehn Perſonen?"

„Ich will die Kinder nicht von mir laſſen," verſetzte die Gräfin, „ich werde mir vorwerfen laſſen, daß ich keine gute Mutter wäre! Da bin ich zu klug dazu. Ich liebe gewiß meine Stiefkinder, wie meine eigenen! Nicht wahr Guſtel?"

Mit dieſen und ähnlichen Geſprächen packte die Gräfin aus und ein, dann kam der Bediente zurück und ſchob den Wagen aus dem Hofe. In einer Stunde war er

hinten und vorn vollgepackt, hinten darauf im Dienersitze, von einem einzigen Pelzmantel umschlungen, saßen Leopold und Gustel, und in der Kutsche selbst die Gräfin Eulalia mit ihren zehn Kindern auf der Fahrt nach Verona. —

Als Karlmann in Verona ankam und im Hotel d'Europe abstieg, ließ ihn eine fremde Dame zu sich auf Nr. 7 bestellen, ohne ihren Namen nennen lassen.

Karlmann beeilte sich, Toilette zu machen und eilte dann den Corridor entlang, indem ihm der Marqueur vorleuchtete zur geheimnißvollen Dame.

Als er in das Zimmer eintrat, flog ihm Eulalia mit ihren zehn Kindern in die Arme. —

Zweites Capitel.

Antonio hatte der fürchterliche Strafact am Fürsten Iwan, welchem er beiwohnen mußte, wie ein Wetterschlag erschüttert und ihn wieder zu sich selbst gebracht. Er konnte nun den Tod seiner unglücklichen Schwester menschlich mild betrauern; wollte sich ja in ihm das Herz gegen den Menschen empören, welchem ihr Verderben zur Last fiel, so brauchte er nur an den Augenblick zu denken, wo dieser, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, wie ein Wurm, sich unter den Hieben der Knute auf dem Boden krümmte, um wieder an Gerechtigkeit zu glauben. Doch waren ihm nunmehr das väterliche Erbhaus und die Vaterstadt und alle seine Umgebungen und Verhältnisse so sehr verdüstert, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, ihn von allen heimathlichen Beziehungen abzulösen. Wer je so recht eigen in sich die Sehnsucht gefühlt hat, die tausend Bänder und Binden, mit welchen das herkömmliche Leben Einen umwickelt hat, plötzlich zu zerreißen und von sich zu streifen und einem neuen, fremden Leben zuzujauchzen, der allein versteht, was im Herzen Antonio's vorging. Noch fühlte er aber nicht die Kraft, die süße Knechtschaft des Herkommens gegen das Neue und Fremde unbesehen umzutauschen. Er war in der Lage eines Jünglings, welchem seine Geliebte einen Absagebrief geschrieben hat.

Der Verschmähte hatte alle die Pfänder und Briefe von ihr vor sich ausgebreitet in dem Vorsatze, Alles

ihr zurückzuſchicken. Er klagt nicht, weil er die Geliebte verliert, nicht über die Pfänder, welche er ihr zurückſchickt, er weint aber bitter darüber, daß er einſt eine Närrin oder Treuloſe geliebt hat, während er doch um keinen Preis die Erinnerung an die wunderſeligen Stunden ſeines Wahnes ſchwinden laſſen möchte und dennoch in ſeinem Herzen entſchloſſen ſein muß, ſie auszutilgen.

„Verona, du ſchöne Vaterſtadt!“ ſagte er dann zu ſich zuweilen, „und doch wollte ich, daß ich dich längſt geflohen hätte!“

In dieſer Stimmung war es recht heilſam für ihn, daß ihn der Notar Alippi zur Uebernahme der Vormundſchaft über Iſabella bewog; denn Nichts kann ſchneller von Melancholie heilen, als die Nothwendigkeit, mit dem gemeinen Leben wieder anbinden zu müſſen.

An Antonio wurde jetzt ein Brief abgegeben. Kaum hatte er ihn flüchtig durchgeleſen, ſo eilte er hinüber zu Iſabella.

Sie hatte ſich in dieſen Tagen in der ſeelenquälendſten Lage befunden. Vergeblich ſuchte Ines ſie heiter zu plaudern, aber bis jetzt war es ihr nicht gelungen, ſie aus ſich ſelbſt herauszulocken.

Stundenlang konnte ſie an dem Schreibtiſche ſitzen, die Stirn ſchwermuthsvoll in die Hand gelegt, ohne ein Wort zu ſchreiben oder zu ſprechen.

Während ſie ſo theilnahmlos und in ſich erſtarrt zu ſein ſchien, würde man ihr doch Unrecht gethan haben, wenn man dieſen Zuſtand für ein Kennzeichen geiſtiger und leiblicher Abſpannung gehalten hätte.

Noch nie war ihre geſunde Seele ſo thätig geweſen, als jetzt, alle die Schlacken und Erdſchollen, welche das Schickſal in ſie hineingeworfen hatte, wieder hinauszuarbeiten und klar zu werden.

Die zwei Mächte, welche in ihrer Seele ſtritten, waren zunächſt Achilleus und ihr Vater. Zuerſt ſuchte ſie Herr zu werden über die Vorwürfe, welche gegen ihren Vater aufſtiegen, der ſie hartherzig gezwungen,

dem Grafen Joſeph zu dem Altare zu folgen, und ſie ſo bis zum Entſchluſſe, freiwillig zu ſterben, unbarmherzig getrieben hatte, ſo daß ſie nur einem fürchterlichen Zufalle ihr Leben noch verdankte. Sie ging bis in ihre früheſte Kindheit zurück und ſammelte alle die Bilder ihrer Erinnerung, welche ihr das Weſen ihres Vaters vor die Seele ſtellten. Sie läugnete ſich es nicht, daß ſein ganzes Gemüth aufgegangen war in eine wunderbare Anhänglichkeit an die königliche Majeſtät, welche wieder zur Folie einen phantaſtiſchen Familienſtolz hatte. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, daß er Alles, auch ſeine Seligkeit, dieſer Idee geopfert haben würde, wie vielmehr ſeine einzige Tochter. Ihre Seele ſtand in dieſer Betrachtung vor ihm, wie vor einer ehernen Statue, welcher ſie in tiefer Verehrung die Füße küßt, ohne vorauszuſetzen, daß das Metall Etwas davon empfinden werde.

Jetzt war es ihr aber, als lege Achilleus die Hand auf ihre Schulter und ſage ihr freundlich: „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und deinem Manne anhangen!“ Sie küßte den Ring, welchen ſie von ihm am Finger trug und fragte in ſich dann wieder beſorgt: „Wirſt du wirklich noch ſo zu mir ſagen? Du gingſt von hier hinweg, ohne zu wiſſen, was ich über mich beſchloſſen hatte, als ich die gezwungene Braut des ungeliebten und doch ſo unglückſeligen Mannes war. Bin ich nicht ſeine Wittwe?“ fragte ſie dann wieder ſchaudernd in ſich. „Ja, vor der Welt gewiß!“ antwortete ſie; „aber er war nie mein Herr und Gemahl; ich wäre ihm doch entronnen! Aber ob Achilleus, der ſtolze Mann, mich noch für ſeine Braut halten wird? — Ich bin verloren!“ ſeufzte ſie dann wieder.

An die Rechte, welche ſich an ihre jungfräuliche Wittwenſchaft durch den Ehevertrag auf den Nachlaß des Grafen Joſeph knüpften, hatte ſie noch nicht eigentlich gedacht, obſchon ihr, auf Antrieb des Notars Alippi, Antonio zum Vormund beſtätigt worden war. Hätte ſie geahnt, welche

Hölle ihr aus dieſen Verhältniſſen entgegenbrodelte, ſie würde ſchneller, als geſchehen mochte, ihnen entronnen ſein.

Doch jetzt trat Antonio zu ihr in das Zimmer.

Iſabella ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſagte mit weicher Stimme: „Willkommen, Freund und Bruder! — Ach, und Franceſca?“ — Ein Strom von Thränen rollte bei dieſer Erinnerung aus ihren Augen. Antonio hatte ihr zwar nur im Allgemeinen erzählt, daß ſie in der Etſch verunglückt ſei, doch ahnte ihr Herz, daß ihr Tod doch noch eine andere Urſache, als den Zufall, habe. Ueberall, wo noch irgend eine menſchliche Hülfe denkbar war, ragte ihr Muth, wie ein grüner Baum aus einer Ueberſchwemmung, fröhlich empor, nur da, wo gar Nichts übrig blieb, als der Schmerz, brachen ihre Klagen und Thränen unaufhaltſam hervor.

Doch erinnerte ſie ſich jetzt bald, daß ſie dem tiefſtrauernden Antonio, welcher vor ihr ſtand, jede Rückſicht ſchuldig ſei; ſie drückte entſchloſſen das Taſchentuch tief in die Augen und ſuchte Schmerz und Thränen zu ſtillen.

Nach einer kurzen Weile ſah ſie Antonio mit freiem, mildem Antlitze, wenn auch mit röthlichen, thränenſchimmernden Augen, wieder an.

„Vielleicht macht Euch dieſer Brief Freude, welchen mir Achilleus bei ſeiner Abreiſe von Genf nach Marſeille ſchreibt.“

„Achilleus!“ rief Iſabella und ſtreckte die Hand freudezitternd nach dem Briefe aus, welchen ihr Antonio überreichte.

„Biſt du gerettet, Achilleus?“ fragte ſie wieder; „nun iſt Alles gut, da du deinen Verfolgern entgangen biſt!“

Sie entfaltete den Brief, aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe ſie einen Buchſtaben vor Freude erkennen konnte. Sie ſah nur immer auf die Schriftzüge der geliebten Hand, welche ihr ungeleſen ſagten, daß der Geliebte lebe und nach Verona zurückdenke.

Endlich wurde es ihr klar vor der Stirn und in den Augen, und sie las:

„Ich bin gerettet, denn bald sehe ich wieder das lebendige Meer, die gewaltige Mutter der Freiheit, und die schwimmenden Häuser ihrer wilden Söhne, der Matrosen. Ein Engel Gottes hat mich geleitet; ich bin entkommen den Fallstricken der Feinde, und mein Kerker ist jetzt so hoch, wie der blaue Himmel über mir, und so weit, als der frische Wind weht. Wie Diebe und Mörder, stahlen wir uns über die sardinische Grenze herüber in die freie Schweiz und hierher nach Genf. Hier hat mich die Nachricht von der Ankunft meines Vaters und meiner Schwester Zizina in Marseille erwartet, welche mich dort empfangen werden. Morgen werde ich mit Arnold und dem waffenrüstigen Corps der Philhellenen dorthin abgehen. — Wenn ich an den entsetzlichen Tag vor meiner Flucht von Verona und an die Nacht denke, in der ich dein Haus verließ, so erzittert noch feig meine innerste Seele, wie eine Löwin vor dem Zischen der Nattern. Immer deutlicher wird es mir, daß sich in diesen Stunden der Nacht Gräßliches erfüllt hat. Es ging ein Todesschauder durch deine Häuser. Wer war der Unglückselige, welcher mich auf der schwebenden Brücke über den Hof in das Vorderhaus packen und zu Boden ringen wollte, und zurücktaumelte gegen das Geländer und hinunter stürzte auf die Steine? Ich konnte mich nicht um ihn bekümmern. Sollte es der Todfeind gewesen sein, welchen mein Engel in den Abgrund stieß? Und mitten aus diesen Schrecknissen tritt das Bild Isabellens hervor, wie ein milder Mond aus den Wolken der Sturmnacht. Wer doch allwissend sein könnte! Ich werde nicht eher ruhig, bis ich weiß, wie es bei Euch, wie es mit ihr steht. Muß ich mir sagen, daß sie jene Nacht nicht überlebt hat, doch sagt mir wieder mein Herz: „Sie lebt!“ Es ist unmöglich, daß sie den

heiligen Eid, welchen wir uns vor dem Altare in der Capelle geſchworen haben, gebrochen hätte! — Ihr Sinn iſt zu hoch und edel, als daß ich an ihr zweifeln könnte. Und doch, welche tödtliche Ungewißheit, in welcher ich ſchwebe! Ach, ſie kann nicht mehr leben! — So flattern meine Gedanken hin und her, wie die Wimpel der Schiffe, weit hinauslechzend in die Luft und doch gebannt in den engen Raum. Es brennt mein Herz nach einem freien Tode in der Schlacht. Antonio, ich beſchwöre dich, gieb mir ſchnell Nachricht, verhehle mir Nichts, und wenn es tödtlich ſein ſollte! Sollte Iſabella noch leben, ſollte ich ſie noch mein nennen können, dann grüß' ſie mit den wärmſten Worten meiner Liebe, und ſag' ihr, daß ich meine Arme nach ihr ausbreite, und meine Seele mit weiten Adlerflügeln ihr zuſtürzt, wie der helleniſchen Freiheit. Wenn ſie noch mit mir wandelt im Lichte des Tages, dann bitte ſie, dem Flüchtling nur ein Wort zu ſchreiben, damit ich daraus ſehe, daß ſie an mich denkt! Die Briefe treffen mich in Marſeille im Hôtel de deux Lions. Achilleus."

„Ja, ich lebe! ich bin noch dein!" jauchzte Iſabella empor, „und alles Trauern und jeder Kummer zerrinnt, wie eine Wolkenwand, vor dir, meine Sonne, mein Heiland, mein Gott!"

„Ihr werdet glücklich ſein!" verſetzte Antonio, „da Eure Liebe ſo ſtark und ein guter Gott mit ihr iſt!"

Drittes Capitel.

Als Antonio seine Pflegebefohlene verlassen hatte, erschien der Notar Alippi.

„Heute muß ich willkommen sein, Signora," rief Alippi heiter; „denn ich komme, wie ein guter Hausarzt, fast schneller zu Hülfe, als die Krankheit da ist. Die Krankheiten, welche wir heilen, sind Processe."

„Seid lieber allein willkommen," versetzte Isabella, „ohne Krankheit und ohne Proceß."

„Beide helfen oft zur wahren Gesundheit, wenn sie glücklich überstanden sind," entgegnete Alippi; „sie reinigen zuweilen von überflüssigen Säften und Geld. Eine reiche Erbin muß durchaus einen Proceß über ihre Erbschaft zu führen haben, sonst begreift sie nicht den Werth des Geldes und die Welt, welche oft lange Finger macht. Doch ohne Scherz, meine Gnädige, Ihr müßt Euch nicht scheuen, Lebenserfahrungen zu machen. Keine Wissenschaft ist nützlicher für die poetischen Gemüther, welche im blauen Idealhimmel wandeln, als Weltkenntniß.

„Die Sippschaft des verstorbenen Grafen Joseph will so gnädig sein, Euch diesen Unterricht zu ertheilen. Damit er nicht zu praktisch wird, will ich Euch ein wenig zur Seite stehen. Sonst geht es Euch, wie dem armen Junker, welcher so lange Lection im Reiten nahm, bis er sein Pferd verkaufen mußte, um den Rittmeister für den ertheilten Unterricht zu honoriren."

„Herr Notar," entgegnete Isabella, „ich verstehe Euch in der That nicht."

„Ihr werdet mich bald verstehen," versetzte der Notar, „wenn ich Euch melde, daß die Verwandten des seligen Herrn Grafen Joseph angekommen sind, um zu sondiren, was von der Erbschaft, welche Euch nach den Ehepacten gehört, Euch abzugewinnen ist."

„Da sei Gott für," erwiederte Isabella, „daß ich sie im Geringsten stören sollte! Ich will von ihnen Allen Nichts."

„Sie wollen aber Alles von Euch!" entgegnete der Notar.

„Ihr könnt doch in der That nicht meinen," fuhr Isabella fort, „daß ich irgendwie auf die Verlassenschaft des Grafen Anspruch mache?"

„Warum nicht?"

„Weil er mich nie Etwas anging oder angehen soll! Nicht lebendig, nicht todt! Gott hat zwischen uns entschieden. In demselben Augenblicke, als das Klagegeschrei über den Verunglückten sich erhob, war ich im Begriff, mir den freiwilligen Tod zu geben."

Der Notar sah sie mit verwunderten Augen an; er verstand sie nicht und ging über diese Außerung hin, indem er mit gedehnter Stimme fortfuhr: „Signora will also die Erbschaft aus hoher, edelherziger Gesinnung ausschlagen? Was wollt Ihr damit bezwecken?"

„Nichts, in der That Nichts!" entgegnete Isabella; „was nicht mein gehört, will ich nicht haben."

„Diese Erbschaft," fuhr etwas hitziger der Notar fort, „gehört Euch aber laut des Documentes, was ich gültig mit Zeugen errichtet habe, auf ausdrückliches Verlangen des Verschiedenen."

„Schont mich, verehrter Freund," erwiederte Isabella, „ich habe Euch schon gesagt, daß ich, gezwungen von meinem Vater, dem Grafen Joseph zum Altare folgte, mit dem Entschlusse, mich von ihm in der Brautnacht dadurch zu befreien, daß ich mir ein Messer in das Herz stieße. Nun hat Gott anders entschieden. Ich bin seine Wittwe nur vor der Welt, doch nicht vor Gott. Ich

ſtoße ſein Gedächtniß mit dem, was ihm je gehört hat, von mir."

„So müßt Ihr zugeben," verſetzte der Notar, „daß ſein Nachlaß jetzt ein Gut iſt, welches das Geſchick in Eure Hand gelegt hat, um darüber nach beſtem Gewiſſen zu verfügen. Freilich iſt es bequemer, ſich einer unangenehmen Pflicht zu entziehen, als ſie auf ſich zu nehmen."

„Wie verſteht Ihr das?" fragte nach einigem Beſinnen Iſabella.

„Das bürgerliche Daſein, welches uns Alle zuſammenhält," verſetzte der Notar, „iſt eine Kette von Rechten und Pflichten, welche uns fortwährend umſchlingt, ſchützt und hält. Wer ſich ſeiner Rechte entäußert, iſt ebenſo im Unrechte, wie der, welcher ſich ſeinen Pflichten entzieht. Es giebt aber kein Recht ohne die damit verbundene Pflicht. Euer Vater hat in der Ausübung ſeiner väterlichen Gewalt Euch wieder neue Rechte und Pflichten zugleich gegeben. So habt Ihr auch das Recht, über den Euch zuſtehenden Nachlaß des Grafen zu verfügen, jedoch nicht ohne die Pflicht, daß dieſe Verfügung eine verſtändige ſei; denn die ſcheinbar edelſte That ohne Verſtand iſt nur ein Unſinn, der ſich am Unſinnigen von ſelbſt rächen muß."

„Ihr ſeid ſtreng," entgegnete Iſabella, „und Ihr verwirrt mich!"

„Ich verlange weiter Nichts von Euch," erwiederte der Notar, „als ein wenig Euern Entſchluß aufzuſchieben. Wollen wir die Leute, welchen wir ein ſo ungemeines Geſchenk machen könnten, erſt kennen lernen?"

„Es ſei!" verſetzte Iſabella.

„Ich eile nun zurück zu meinen Geſchäften," fuhr der Notar fort, „auch hat ſich der Bruder des Grafen Joſeph, welcher mit ſeiner Schwägerin hier angekommen iſt, bei mir anmelden laſſen. Es ſcheint, als wolle er mich ſondiren. Ade, meine Gnädige!"

Der dienſtfertige Freund begab ſich hinweg. Iſabella war bei dieſem Geſpräche nur mit halber Seele, denn

ihre Gedanken eilten immer hin zu Achilleus; es war ihr, als müsse sie ihn fragen, was zu thun sei? —

Sie setzte sich zum Schreibtisch, um an ihn zu schreiben; nach kurzem Besinnen warf sie die Worte auf das Papier:

Achilleus!

„Darf ich mein Achilleus sagen? Warum gabst du mir bei deinem Auszuge nicht das Zeichen an der Thüre? Ich knieete vergebens dort und hielt die Hand fest mit dem seidenen Taschentuche um den Dolchgriff geschlungen, um dir meine Seele in die Ferne mitzugeben. Nun lebe ich noch im warmen Blute, und meine Seele plätschert, wie ein Fisch, darin; so wohl ist ihr im schönen Leben, das sie mit dem geliebten Manne theilt. Antonio hat mich deinen Brief an ihn lesen lassen. Du liebst mich noch! Sage, wie sehr ich dich lieben soll, und ich will deine Befehle mit Gedankenschnelle übersliegen! Du fragst, wer der Unglückselige war, der in jener Nacht hinter dir mit dem durchbrechenden Geländer in den Hof hinunter gestürzt ist? Du ahnest recht! — Er ist es, vor dessen Andenken mir graut. — Wenn ich mich von hier erlöst habe, so soll die Erinnerung an ihm tief hinunterrollen in die Vergangenheit, an die Niemand mehr denkt. Er soll verschwinden vor mir, wie ein böser Traum vor der hellen Sonne des Tages. Du liebst mich noch, Achilleus? — Liebst du mich ewig, wie ich dich? Darf ich dir angehören? Ganz und gar? Darf ich zu dir stürzen, dich mit beiden Armen umschlingen und nie von dir lassen? Ich habe gelesen, daß die Frauen der Sulioten sich in die Schaaren der Streiter gemischt und die fürchterliche Schlacht bis zum Siege mit durchgekämpft haben; sollte die Spanierin der Suliotin nachstehen? Ich will deines Volkes und deiner werth sein, du sollst mich prüfen, streng ohne Mitleid, aber wenn ich die Probe bestehe, nicht wahr, dann sagst du zu mir: „Isabella, ich bin zufrieden.“ Du wirst mir doch nicht zürnen, du geliebter Mann, daß ich im Gehorsam zu meinem Vater so

lange verharrt bin, bis dorthin, wo ich im freiwilligen Tode keine Sünde mehr sah? Ich konnte dir doch mein Wort nicht anders halten. Und ich bin ganz dein geblieben, und ich bin selig, daß ich mir sagen kann: ich bin deiner in keinem Augenblicke unwerth geworden! Könnte ich doch an deiner Seite in der Schlacht stehen, siegen und fallen. Sie sollen uns begraben im freien Hellas und einen Lorbeerbaum und einen Rosenstrauch auf das Grab pflanzen, daß wir wieder an die Sonne emporwachsen und uns umschlingen können in süßem Wechseltausch der Blätter und Blüthen. Du sollst den Helden Kränze zum Triumph, ich will den Bräuten rothe Rosen zur Hochzeit schenken! Ich habe kein anderes Wort, als: ich liebe dich! Schreibe mir noch einmal von Marseille. Sprichst du: „Komme zu mir, Isabella!“ so bin ich bei dir. Sei mir nicht böse um die Frage: darf ich die gräfliche Erbschaft von mir werfen? Erlaubst du es mir? Schreibe mir deinen Befehl! Antonio soll auch an dich schreiben. Seine Schwester, die schöne, hochherzige Francesca — ist verschwunden. Ich möchte dir immer noch ein Wort zurufen; aber alle sind enthalten in dem Wunsche: behalte lieb deine

Isabella.“

Viertes Capitel.

Während Isabella an Achilleus schrieb, hatte es zu verschiedenen Malen an die Zimmerthür geklopft, Isabella aber es nicht vernommen.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür, und Karlmann von Rankenstein steckte sein hageres, lauerndes Gesicht herein.

Als er Isabella mit Schreiben beschäftigt sah, begann er zu hüsteln, um sich bemerklich zu machen.

Nun schob Karlmann seine hungrige Gestalt, schwarz vom Frackkragen bis zum Stiefelabsatz, den schwarzumflorten Hut unter dem Arm, durch die Thürspalte ganz herein.

Karlmann war nicht blöde; er lächelte dummdreist, blieb stehen und nießte.

Isabella fuhr empor. Als sie aber den Grafen Karlmann erblickte, schauderte sie vor der abscheulichen Aehnlichkeit, welche dieser mit dem Verstorbenen hatte, und seinem verbissenen Zuchthausgesicht mit den lauernden Augen, welche die Blicke zum leichten Schielen verkniffen, heftig zurück.

Die Worte erstarrten ihr auf der Zunge, ihr war es zu Muthe, wie einem Vogel, welchen eine Klapperschlange anstarrt.

Als aber jetzt Karlmann sich mit einer Verbeugung ihr nähern wollte, schrie sie laut auf.

„Gnädige Frau Gräfin!“ begann Karlmann, „verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe; ich traf Nie-

mand von Ihrer Dienerſchaft im Vorſaale, doch wagte ich es, hier einzutreten, — und welche Ueberraſchung! ich kann nicht zweifeln, daß ich vor mir meine verwittwete Frau Schwägerin, Iſabella, geborne von Malavilla, ſehe!"

„Sie kennen mich?" fragte ſcheu Iſabella.

„Mein verſtorbener Bruder," verſetzte Karlmann, „hatte das Talent, das Signalement einer Perſon ſo aufnehmen zu können, daß man bei einiger Phantaſie ſie wieder erkennen mußte, wenn man ſie zum erſten Male erblickte. Als er uns ſeine Verlobung mit Ihnen, meine Gnädige, anzeigte, ſchilderte er Sie ſo genau, daß ich jetzt einen Eid darauf ablegen wollte, daß Sie meine gnädige Frau Schwägerin ſind."

Iſabella fragte jetzt kurz: „Sie ſind alſo ein Bruder des verſtorbenen Grafen?"

„Eure Gnaden," entgegnete Karlmann, „werden doch nicht daran zweifeln? Freilich beſitze ich im Augenblicke zum Beweiſe, daß ich der bin, für welchen ich mich ausgebe, nur meine Aufenthaltskarte."

„Ich zweifle nicht im Geringſten daran!" verſetzte Iſabella.

„Ja, ich gehöre der gräflichen Familie von Rankenſtein an," fuhr hochmüthig und doch mit dem Beſtreben, angenehm erſcheinen zu wollen, Karlmann fort, „und wir dürfen uns ſchmeicheln, zu unſerer Familie Mitglieder zu zählen, welche die höchſten Hofchargen bekleidet haben. Unſer verſtorbener Vater war kaiſerlicher Rath, unſer mütterlicher Oheim — Hofmarſchall, unſer verſtorbener Bruder —

„Mein Vater," unterbrach ihn Iſabella, „hat mir davon geſagt."

„Und ich," fuhr Karlmann fort, „habe ſchon verſchiedene Aemter verwaltet, ſie jedoch wieder aufgegeben, da ich leider zu großes Ehrgefühl habe. Meine Gnädige! Sie können nicht glauben, was es für ein Unglück iſt, zu viel Ehre zu beſitzen! Denken Sie, durch unſere Mutter ſind wir mit den Bourbonen, den größten Kaiſerlichen

und Königlichen Majeſtäten Europa's verwandt. Unſere Großmutter war eine natürliche Tochter Louis XIV. Aber wollen wir uns nicht ſetzen, meine Gnädige?"

„Wie Sie belieben!" entgegnete Iſabella.

Karlmann warf ſich auf das Sopha und forderte Iſabella auf, neben ihm Platz zu nehmen; Iſabella aber zog vor, ſtehen zu bleiben.

„O wie glücklich wäre unſer Haus geweſen, Sie die Unſrige nennen zu können! Sie ſind eine Spanierin?"

„Ja!"

„Eine Spanierin; und darf ich fragen, gewiß von ſehr altem Adel? Ja, alter Adel und alte Kronthaler!"

„Ja! Doch was bedeuten Ihre Fragen?"

„Ihr Herr Vater iſt, wie ich höre, wieder zurückgereiſt? Sie ſind ganz allein? Das iſt eine grauſame Lage; haben Sie nie darüber nachgedacht, wie Sie ſich nun zu ſtellen gedenken?"

Als Iſabella ſchwieg, fuhr er fort: „Man glaubte, daß mein Bruder einiges Vermögen beſitze; es ſoll aber ganz und gar geſchmolzen ſein; der Aufwand, welchen ſeine diplomatiſche Carriere verlangte, hat es aufgezehrt. Es iſt entſetzlich, daß er ſo frühzeitig ſterben mußte, ohne ſeine Wittwe noch verſorgt zu haben. Es iſt wirklich gewiſſermaßen Pflicht für die gräflich Rankenſtein'ſche Familie, für ihre liebe Angehörige zu ſorgen. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich für unſer Haus aufopfere? Wir Rankenſteiner leiden alle an einem zu weichen Herzen. Sie können ganz auf mich rechen; — ich bin ein Rechtspracticant und bald Doctor juris. Ich werde mich Ihrer annehmen.

„Im Familienrathe haben wir beſchloſſen, Sie zunächſt mit uns nach Wien zu führen; denn ſo einſam können Sie unmöglich in der Welt daſtehen; das duldet nicht die Ehre des gräflichen Hauſes, dem Sie nun angehören."

Iſabella fiel jetzt die Unterredung mit dem Notar Alippi ein. „Sollten die Menſchen wirklich ſo ſchlecht ſein, als er ſie mir geſchildert hat?" fragte ſie bei ſich. In

dieſen Gedanken beſchloß ſie, vor ſich Alles abſpinnen zu laſſen. Sie entgegnete jetzt lächelnd: „Aber warum ſoll ich nicht lieber in ein Kloſter gehen?“

„Sie werden doch,“ entgegnete Karlmann, „nicht ſo viele Reize und Schönheiten in die düſter-melancholiſchen Zellen eines Kloſters verbergen und grauſam die Welt von ſich ſtoßen, welche ihre Arme nach Ihnen ausbreitet?“

„Ich bin ein armes, verlaſſenes Weſen!“

„Verlaſſen? Bin ich nicht Ihr Schwager? O laſſen Sie mich dieſe ſchöne Hand küſſen, welche gewiſſermaßen mein gehört, inſofern Sie dieſe meinem Bruder gereicht haben. O der Glückliche! der Beneidenswerthe! Wir haben ein Hausgeſetz, das freilich nicht auf dem Rechtswege geltend gemacht werden kann: daß die Wittwen unſeres Hauſes, wenn ſie ſich wieder verheirathen wollen, nur wieder einen Rankenſtein'ſchen Abkömmling heirathen müſſen! — Ich bin ein ſolcher Abkömmling, aber wohl nicht in den Augen meiner huldreichen, ſchönen Schwägerin?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Iſabella unwillig und empört über den Sinn dieſer Worte, inſoweit ſie ihn ahnete.

Karlmann verſtand jedoch dieſe Frage als eine Bejahung ſeines Antrags, ſank nieder auf die Kniee und rief: „O, der erſte Augenblick, in welchem ich Sie ſehe, entſcheidet über mich! — Mein ſeliger Bruder hat gewählt wie ein Rankenſteiner, und ſtolz bekenne ich mich auch zu ſeinem bon goût! Sie folgen mir nach Wien? Die Rankenſtein'ſchen Ahnen werden in den Wolken über uns ſchweben und ſegnend ihre Hände über uns ausſtrecken! Sie werden? Sie werden —“

„Zudringlich, Herr Graf!“

„O, die Liebe, die Anbetung kennt keine Zeit!“ ſagt ein Weltweiſer, und Göthe, einer der größten Weimar'ſchen Dichter: „Doch wer kühn iſt und verwegen!“

„Faſſen Sie ſich, Herr Graf!“

„Alſo kühler muß ich ſein!“ dachte jetzt Graf Karlmann für ſich, erhob ſich vom Boden und ſetzte das Geſpräch ſüß lächelnd fort:

„Ich bin ein Träumer, meine Gnädige! und die Empfindung reißt mich hin, wo ich nur huldigen, nur anbeten sollte. Sie werden in der nächsten Zukunft gar sehr ritterlichen und juristischen Schutz bedürfen, glauben Sie es mir, und wie glücklich, wie überaus glücklich würde ich sein', wenn es mir gelänge, Ihnen ein bezauberndes Lächeln abzugewinnen! Sie dürfen mir nur ein Blanquet zur Vollmacht ausstellen, um in Ihrem Namen Ihre Angelegenheiten ordnen zu können!"

„Es thut mir Leid, Herr Graf, daß ich gar keine Angelegenheiten habe, wo ich Ihrer Rechtskenntniß bedarf."

„O Sie Unschuldige, Sie kennen die Welt nicht! Hat nicht Ihr Herr Notar für Sie gesorgt und die Ehepacten redigirt?"

„Sie beleidigen! Sie wollen mich beleidigen!"

„Es ist Nichts so hell hienieden, dem nicht auch eine dunkle Seite abzugewinnen sein sollte.

„Mein verstorbener Bruder Franciscus hat eine Wittwe und zehn unmündige Kinder hinterlassen, welche Sie bald kennen lernen werden. Sie begreifen, daß die Wittwe und die Kinder, selbst wenn sie wollten, nicht geradezu diese Ehepacten anerkennen können. Es muß mithin zum Proceß kommen. Vorläufig hat die Francescanische Linie seine Güter in Besitz genommen. Während der Dauer des Processes wird sie die Nutzungen davon beziehen. Für die Francescanische Linie hat der Proceß nicht viel zu bedeuten; sie besitzt das schöne Fideicommißgut Eulenburg und kann die Nutzungen von den Joseph'schen Gütern zu den Proceßkosten verwenden; aber Sie sind eine Ausländerin, müssen Caution stellen, und wie lange meinen Sie, daß ein Proceß bei uns dauern kann? Ich selbst habe einen solchen zu Actenstößen angeschwollenen Proceß unter meiner Feder, welcher unter Maria Theresia schon blühte, und ich bringe ihn auch nicht zu Ende. Ich bin hier als das Haupt meiner Familie ganz und gar uneigennützig, bis auf die schönen, ritterlichen Hoffnungen, welche Ihr Anblick

mir eingeflößt hat. Ich darf mir schmeicheln, daß ich bekannt bin als ein einflußreicher Freund und ein nicht zu verachtender Feind! Mein Charakter und meine Stellung leisten dafür Bürgschaft. Doch ich ziehe mich bescheiden auf den ersten Wink, den mir Eure Gnaden ertheilen, zurück. Keinigswegs will ich das Prädikat „zudringlich", das Ihren schönen Lippen, freilich nur im Scherz, entschlüpft ist, mit von hinnen nehmen. Soll ich mich zurückziehen, meine Gnädige?"

„Sie können Ihre Frage bejahen!" versetzte empört und streng Isabella, „und nehmen Sie mit sich die Gewißheit, daß mit meinem Willen die Rankenstein'sche Familie mir ewig fremd bleiben soll. Ich wünsche Ihnen und Ihren Neffen und Nichten alles Gute; nur mich, bitte ich, für keine Ihrer Angehörigen zu betrachten. Leben Sie wohl!"

Karlmanns Nasenspitze wurde bei dieser Erklärung schneeweiß, während das Gesicht sich mit Grün und Gelb schattirte. Er warf den Kopf in den Nacken und rief:

„Wir werden Ihnen zu begegnen wissen! Ich fürchte Sie nicht, wer Sie auch sein mögen, und werde gewiß der Letzte sein, Sie als Wittwe meines Bruders anzuerkennen. Sie haben es ausgesprochen, wir sind geschieden; und wie ich mich hier verabschiede, so muß ich im Voraus bemerken, daß ich keineswegs hier dem hohen und niederen Publikum ein Urtheil über meine zukünftige Handlungsweise zugestehen kann."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können!" versetzte lächelnd Isabella.

„Ich empfehle mich!" zischte Karlmann zwischen den Zähnen, und warf hinter sich die Thür heftig in das Schloß, indem er draußen auf Ines stieß, welche die Arme in die Seite stemmte und ihm zurief:

„Ein Tölpel seid Ihr! Wär' der alte Ritter da mit seinem Stocke, der sollte Euch lehren, wer wir sind!"

Karlmann fuhr jedoch, im Innersten erboßt, vorüber, bereit zu allen bösen Dingen.

Fünftes Capitel.

Karlmann hatte sich noch nicht lange entfernt, so kam Gräfin Eulalia von Rankenstein-Storchbein mit ihren zehn Kindern vorgefahren und ließ sich von Ines zur Visite bei Isabella anmelden.

„Draußen unser Vorsaal," erzählte Ines, „sieht aus, wie ein Haufen Ameisen; Alles kribbelt schwarz und klein durcheinander. Die Gräfin von Raben- oder Rankenstein, oder was sie sonst für ein Stein ist, steht mit einer ganzen Kleinkinderschule draußen. Alle kohlschwarz!"

„Ich werde nicht klug aus deinem Geschwätze!" entgegnete Isabella.

„Ich auch nicht!" erwiederte Ines; „Horcht nur, wie das draußen pispert und wispert, wie ein Staarennest. Das ganze Waisenhaus mit der Waisenhausmutter ist es; soll ich sie hereinlassen?"

„Wir müssen sehen," versetzte Isabella, „was die Leute wollen!"

Ines eilte hinaus, und nach einer kurzen Weile trat die Franciscanische Linie herein, woran die Gräfin, lang und schlang im abgegriffenen, schwarzsammtnen Hute mit einem Florschleier, welcher schalkhaft vom Gesichte ein wenig zurück auf die Schulter geschlagen war, in einem gefärbten, schwarzseidenen Kleide, welches kaum die schwarzwollenen Strümpfe und die ein wenig niedergetretenen und mit Bändern befestigten Schuhe bedeckte.

Hinter ihr her folgten paarweise die kleinen, gleichfalls schwarz aufgefärbten Hoffnungen des Rankenstein'schen Geschlechtes.

Die Frau Gräfin machte eine steife Bewegung zur Verneigung, daß der Saum ihres Gewandes beinahe den Boden berührt hätte, und wandte sich dann mit angenehmem Lächeln und den Worten zu Isabella:

„Unsere gnädige Frau Schwägerin müßte glauben, daß wir keine Bildung besäßen, wenn wir bei den traurigen Verhältnissen, welche für das Gräfliche Rankenstein'sche Haus hier eingetreten sind, nicht herbeiflögen, unsere betrübte Aufwartung und unsere Condolenz zu machen. Wir sind Tag und Nacht von Wien her unterwegs gewesen, erst gestern Abends hier angekommen, und Sie werden entschuldigen, daß wir jetzt erst kommen. Meine geliebten Kinderchen waren so ungeduldig, der liebenswürdigen Tante ihre gehorsame Aufwartung zu machen, daß sie sich kaum anziehen lassen wollten."

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte schüchtern Isabella.

„Comtesse Eulalie de Rankenstein, née de Storchbein!"

„Sie sind, versetzte fragend Isabella, „die Wittwe des Grafen Franciscus von Rankenstein und haben eine so weite Reise unternommen, nur um mich zu trösten? Wie komme ich zu dieser zarten Aufmerksamkeit? Sie werden müde sein, wollen Sie sich nicht niederlassen?"

„Von dieser gnädigen Erlaubniß," versetzte die Gräfin, „machen wir unterthänigen Gebrauch."

Indem sich die Gräfin Eulalia von Rankenstein niederließ und sich um sie herum die kleinen Franciskaner gruppirten, schöpfte sie Odem und überlegte dabei, wie klug sie es anfangen müsse, um zu erfahren, ob Isabella ihr im Herzen ihres Freundes Karlmann gefährlich werden, und ob ihr vielleicht in den Sinn gekommen sein könne, sich in Wien niederzulassen; denn noch hatte sie keinen andern Gedanken, als den, welchen die Eifersucht ihr eingab.

In diesem Sinne fragte sie jetzt mit verhehltem Argwohn: „Wenn wir hätten hoffen können, Sie nächstens

bei uns in Wien zu ſehen, welches ſich wohl kaum mit Madrid meſſen kann, da jenes doch bei Weitem klimatiſcher ſituirt iſt, ſo mußte ich freilich die Reiſe zu Ihnen unternehmen, ohne den Thermometer in meinem Orangeriehauſe nach der Witterung zu befragen. Wie glücklich könnten wir uns ſchätzen, wenn wir uns geirrt hätten und Sie künftighin in Wien leben würden, wo wir uns im Winter täglich ſehen und Sie mich im Sommer auf Eulenburg beſuchen könnten!“

„Ich muß darauf verzichten,“ entgegnete Iſabella; „auch habe ich bis jetzt noch nicht gewünſcht, Ihre ſchöne Vaterſtadt kennen zu lernen; doch danke ich Ihnen aufrichtig für Ihre freundliche Einladung.“

„Sie geben uns eine abſchlägliche Antwort?“ verſetzte mit traurigen Mienen die Gräfin, während ihr Herz ſich wunderbar leicht fühlte, „und Sie ahnen nicht, wie wehe Sie uns damit gethan haben? Ich hatte mir ſchon einen Plan entworfen, wie wir zuſammen unſer Leben einrichten wollten; Mittwochs Abends habe ich allwöchentlich den Winter über während der Saiſon meinen Saal offen, ganz nach Pariſer Zuſchnitt, wo ich die geiſtreichſten Männer Wien's zu ſehen gewohnt bin. Neulich erſt verſicherte mir Saphir, daß er nächſtens erſcheinen werde, um bei mir humoriſtiſche Studien zu machen. Zuweilen laſſe ich auch in meine Geſellſchaft berühmte Reiſende einführen.“

Iſabella begriff von allen dieſen geſchilderten Herrlichkeiten Nichts; die Gräfin fuhr jedoch fort:

„Und wie habe ich mich erſt gefreut, mit Ihnen die ſpaniſchen Dichter zu leſen; zuerſt die Werke der berühmten Louiſiada; — ich habe eine Vorliebe für dieſe Dichterin, weil ſie einen ſolchen ſchönen Namen hat!“ —

„Sie meinen wohl,“ verſetzte betroffen Iſabella, „die Luſiade des Camoens?“

„Ganz recht!“ erwiederte die Gräfin; „aber freilich, mein Spaniſch will nicht viel bedeuten.“

„Sie gebrauchen es auch nicht dazu!“ entgegnete lächelnd Isabella; „denn Camoens ist ein Portugiese.“

„Ach ja! ich erinnere mich,“ versetzte die Gräfin, etwas unsicher und spitzig; „unser seliger Joseph freilich war im Spanischen besser zu Hause, als wir; — und doch,“ fuhr die Frau Gräfin mit Anspielung auf die Erbschaftsverhältnisse fort, „müssen wir ahnen, daß dem von Rankenstein'schen Hause nicht das geringste, sichtbare Andenken davon hinterlassen sein soll.“

Doch jetzt erhob sie ihre Augen zu Isabella, um zu sehen, welchen Eindruck ihre kluge Rede, wie sie glaubte, auf dieselbe gemacht habe; es vergingen ihr aber alle Gedanken, die schlimmen und gemeinen, als sie der verachtende Blick Isabellens traf, unbeschreiblich ernst und zugleich voll Adel und Hoheit, und doch voll Mitleid mit dieser Erbärmlichkeit.

Doch bald milderte sich der strenge Ausdruck in Isabellens Augen und Mienen; ein wehmüthiges Lächeln zog sich um ihre Lippen. Ohne ein Wort zu entgegnen, wandte sie sich zu ihrem Bureau und brachte das Etui mit dem Sapphirschmucke daraus hervor, welcher ihr vom Grafen Joseph als Brautgeschenk eingehändigt worden war.

„Das Einzige,“ sagte sie mild zu der unsichern Gräfin, „was ich von Ihrem verstorbenen Schwager in den Händen habe und dessen Besitz mich drückt, da ich es nie mein nennen mochte, ist dieser Schmuck. Die einzige Freude, welche Sie mir machen können, ist die Erfüllung meiner Bitte: zum Andenken an ihn die Juwelen unter Ihre Kinder zu vertheilen, wenn Sie sich nicht entschließen könnten, sie für sich anzunehmen.“

Mit diesen Worten überreichte sie das Etui der Gräfin.

„Ich bin unendlich gerührt,“ versetzte diese, „von Ihrer Zuvorkommenheit und —“ hier stockte ihre Rede, denn unter ihren Fingern sprang fast unwillkürlich der Deckel des Etui auf, und die prächtigen, tiefdunkeln Sap-

phire leuchteten, wie flammende Kinderaugen, ihr in das Geſicht.

Die Gräfin ſprang von ihrem Stuhle auf und ſtürzte auf die zurückweichende Iſabella mit den Worten los: „O, meine theure Freundin, welche unausſprechliche Großmuth beweiſen Sie gegen mich oder vielmehr meine verwaiſten Kinder! O das iſt mehr als Großmuth, es iſt ſpaniſche Großmuth!“

„Sie haben mir nicht zu danken,“ verſetzte Iſabella; „vielmehr danke ich Ihnen, daß Sie mich von dieſen Gegenſtänden befreien.“

„Kommt her, Kinder, Ihr zuerſt, Thereſel und Andreſel,“ rief die Gräfin, „und bedankt Euch bei der gnädigen Tante.“

„Ich gehe nicht zu ihr, Mama!“ erwiederte Andreſel, Karlmann's lebendiges Ebenbild, „ich hab' ja Nichts gekriegt!“

Während die übrigen kleinen Franciscaner auf Iſabella zum Handkuß losgingen, trat Hofrath Gentz ein.

Auf einen hohen Wink hatte er ſich bewogen gefühlt, hierher zu kommen, um ſich nach Iſabella zu erkundigen.

Ines hatte ihn ohne Anmeldung hereingelaſſen.

Als er die dunkle Gruppe, wie eine Wolke, verſammelt ſah, trat er einen Schritt zurück; er hätte ſich gern wieder entfernt, wenn ihn nicht die Frau Gräfin Eulalia bemerkt gehabt hätte.

Mit Erſtaunen und verklärten Augen rief ſie: „Excellenz, Herr Hofrath von Gentz, o, wie bin ich überaus glücklich, Hochdieſelben hier in Verona zu ſehen! Meine Schwägerin erlaubt mir, Sie im Namen unſeres Hauſes willkommen zu heißen.“

Der Hofrath verneigte ſich mit einem unbeſchreibbaren ſtummen Lächeln um die Mundwinkel gegen die Wiener Gräfin, und jetzt theilnehmend vor Iſabella, indem er ihr die Hand küßte und begann:

„Sie dürfen ſich, ſchöne Freundin, überzeugt halten,

daß die hochgestelltesten Personen des Congresses an Ihrem Leide überall den herzlichsten Antheil nehmen. Wenn wir Ihnen irgendwo nützen können, so dürfen Sie uns nur mit Ihrem Wunsche vertrauensvoll beehren."

„Von ganzem Herzen," entgegnete Isabella, „danke ich Ihnen für Ihr so gnädiges und freundliches Wohlwollen, das ich insoweit zunächst dankbar in Anspruch nehme, als ich gern auf sicherem Wege einen Brief an meinen Vater senden möchte, welcher ihn mit gewöhnlicher Gelegenheit kaum treffen dürfte."

„Senden Sie mir," versetzte der Hofrath, „den Brief zu, ich gebe Ihnen mein Wort, daß er Ihrem Herrn Vater zur Hand kommen soll."

„Excellenz!" rief jetzt Gräfin Eulalia, welche mit Schrecken bemerkte, daß der Hofrath noch keinen Stuhl hatte, „darf ich Ihnen nicht hier meinen Sessel anbieten?"

„Mein Platz ist," erwiederte der Hofrath, „hier zu den Füßen unserer gnädigen Freundin!" indem er sich auf das Tabouret vor ihr niederließ.

„Sie haben hier," fuhr der Hofrath mit heimlich neckendem Tone fort, „die schöne Bekanntschaft Ihrer angenehmen Verwandten aus Wien gemacht? Dieser freundliche Zuspruch wird für Sie jetzt ein großer Trost sein!"

„Excellenz! Das Haus von Rankenstein," rief die Gräfin, indem sie auf dem Stuhle eine Art von Knix zu Wege brachte, „ist für die Theilnahme, welche Sie ihm schenken, unterthänigst verbunden."

„Sie sind eine recht glückliche Mutter, liebe Gräfin!" versetzte der Hofrath, „Sie beschenken die Monarchie mit reichen Hoffnungen."

„Die Franciscanische Linie des Hauses Rankenstein," rief entzückt die Gräfin, „wird diesen Moment, wo Eure Excellenz so ungemeine Gnade auf uns häufen, als unvergeßlich in ihre Familienannalen niederschreiben."

Der Hofrath, welchem diese Unterhaltung allmälig Spaß machte, wandte sich jetzt halb zur Gräfin und

halb zu ihrem Stiefsöhnchen, dem Andreſel, welcher ſich dicht zu ihm hingeſtellt hatte, und fragte, indem er ihn bei der Hand faßte: „Und Sie ſind der älteſte Ihrer Brüder?“

Andreſel aber verſtand unrecht und ſtieß die Hand des Hofraths zurück mit den Worten: „Greif' mich nicht an; ich kann dich nicht leiden!“

Wie von einem elektriſchen Funken berührt, ſchnellte die Gräfin von ihrem Sitze auf, ſtürzte mit vorgeſtreckten Händen auf den Hofrath zu und rief: „Sie ſehen meinen Schreck, Excellenz! o, das unglückliche Kind! Laſſen Sie ihn ſein Ungeſchick nicht entgelten, wenn er nach zwanzig Jahren wieder vor Hochdenſelben erſcheinen wird, um ſeine Carriere zu machen!“

„Beruhigen Sie ſich, edle Mutter!“ verſetzte der Hofrath, indem er ihr ironiſch mit gedrückten Augen in das Geſicht blickte: „die Monarchie weiß die Geſinnung, welche dem Rankenſtein'ſchen Geſchlecht angeboren iſt, zu ehren und — zu befördern.“

„Doch, gnädige Freundin,“ wandte er ſich zu Iſabella, „meine Zeit iſt mir leider zugemeſſen; erinnern Sie ſich freundlich meiner zu guter Stunde!“

„Ich werde nie,“ entgegnete Iſabella, „Ihre freundliche Theilnahme an meinem Schickſale vergeſſen, und nie Ihr Wohlwollen, das Sie mir am Tage des Abſchiedes von meinem Vater, wo mir mein trauriges Schickſal auf einen Augenblick die Beſinnung raubte, mit ſo zarter Rückſicht bezeigt haben.“

Der Hofrath küßte ihr ſchweigend die Hand, verneigte ſich vor der Frau Gräfin Eulalia und verließ die Geſellſchaft.

Kaum hatte er ſich entfernt, als die Gräfin ſich mit den Worten zu Iſabella wandte: „Erlauben Sie mir, mich gleichfalls zu empfehlen; denn die entſetzliche Scene, welche ich mit dem unglücklichen Knaben erlebt habe, raubt mir die Beſinnung. Wir hoffen, Sie recht bald bei uns zu ſehen, wenn Sie der Adreßkarte, welche

ich Ihrer Kammerdame gegeben habe, einige Aufmerksamkeit schenken wollen."

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin, und hinterher folgten Paar auf Paar die Hoffnungen der k. k. Monarchie.

Vor dem Zimmer mochte jedoch die Gräfin ihrem kleinen Andreas von Rankenstein eine Lection auf Abschlag ertheilt haben, welche ihn so rührte, daß erst das Rollen der Gräflich Rankenstein'schen Familienkutsche sein lautes Weinen verhallen ließ.

Isabella stand noch lange da, versunken in sich selbst; sie fühlte ein namenloses, bitteres Weh in ihrem Herzen, zum ersten Mal ganz den Schmerz der Weltverachtung.

Sechstes Capitel.

Der Notar Alippi saß an seinem Arbeitstische, fast zugebaut von Actenstößen, welche sich um ihn zu Bergen aufgethürmt hatten. Eben zankte er sich mit einem Gerichtsboten, welcher einen Sportelzettel für einen seiner Clienten überbracht hatte und die Bezahlung forderte.

„Für wen haltet Ihr mich denn," eiferte der Notar, „daß ich die Processe meiner Clienten aus meiner Tasche führen soll? Habt Ihr nicht Lust zu warten, bis der Betrag an mich eingesendet worden ist, so weiß das Gericht, wohin es sich zu wenden hat."

„Aber der junge Advokat Fissetto verlegt immer die Kosten!" entgegnete schüchtern der Gerichtsbote.

„So wendet Euch an ihn," versetzte barsch der Notar; „wenn da Einer ein Narr ist, warum soll ich auch einer sein?"

„Eine halbe Lira Botenlohn für mich, das ist nach der Taxe!" entgegnete der Gerichtsbote.

„Wer Euch geheißen hat, hierher zu gehen," antwortete der Notar, „mag Euch auch das Botenlohn bezahlen. Basta!"

Unwillig entfernte sich der Gerichtsbote, indem er etwas von „Filz!" und „Geizhals!" in sich hineinbrummte.

„Ich will auch keinen Kreuzer mehr bezahlen," sprach der Notar bei sich, „den ich nicht zu zahlen schuldig bin. In so einem lieben Vaterlande, wie ich eins habe, und wo Alles für Geld feil ist, muß man Nichts überflüssig

ausgeben.“ Eben summirte er eine Liquidation in seinem Deservitenbuch zusammen und sprach dabei: „Das sind dreihundert Liren! Auch gut!

„In einer Stadt,“ philosophirte der Notar wieder bei sich, „wo man kein Verdienst kennt, als das baare, und keine Ehre, als die goldene, da muß man Alles zu Geld machen! — Ich bin ein Kind meiner Zeit, ich kann die Welt nicht anders machen. Basta!“

Jetzt war Antonio hereingetreten. Kaum hatte ihn der Notar bemerkt, so sprang er mit Geschäftsfreundlichkeit auf, hieß den Freund willkommen und zog ihn vertraulich zu sich nieder in das kleine, zweisitzige Sopha.

„Ich muß Euch heute mit einigen Geschäften stören!“ begann Antonio. Der Notar unterbrach ihn aber mit den Worten: „Geschäfte stören mich nie, und wir können uns schon collegialisch einige Zeit schenken; denn der Arzt kurirt den Magen und der Advocat die Börse, welche freilich nie an Unverdaulichkeit, sondern nur an dem leidet, was ihr abgeht! Was übrigens unsere Mittel betrifft, welche wir gebrauchen, so laufen sie auf Eins hinaus: Aderlassen, Schröpfen und so weiter!“

„Seid Ihr doch immer gut aufgelegt!“ versetzte Antonio; „ich habe freilich so viel Trauriges in den letzten Tagen erlebt, daß mir zu Muthe ist, wie Einem, der aus dem Starrkrampfe wieder in das Leben hineingebürstet worden ist.“

„Freilich, Ihr könnt von Unglück erzählen!“ entgegnete der Notar; „durch Euer Haus ist ein Schicksal gegangen, wie man es kaum in alten Zeiten gekannt hat, wo kein Tag hier verging, welcher nicht von einem Bürgerauflauf, Mord und Zetergeschrei zu erzählen hatte.“

„Ihr werdet mir glauben,“ fuhr Antonio fort, „daß ich der hiesigen Verhältnisse herzlich satt bin. Seit meine Schwester eines so verhängnißvollen Todes gestorben, ist es mir, als rückten die Mauern der Straßen und die Wände meines eigenen Hauses immer näher zusammen, um mich zu erdrücken. Kurz und gut! ich gehe von hier hinweg.“

„Uebereilt Euch nicht, werther Freund," versetzte der Notar, „wo Ihr auch hingeht, Ihr nehmt Euch doch überall selbst mit! Was Euch quält und ängstigt, liegt in Euch."

„Zum Theil gewiß," versetzte Antonio, „aber nur in so fern, als der Einzelne den Einflüssen der Außenwelt nie sich gänzlich entziehen kann. Herrscht die Pest in einer Stadt, so ist auch die Luft krank, und Niemand ist ganz gesund, der sie athmet. Wer der Krankheit ausweichen will, der muß eine andere, gesunde Gegend aufsuchen.

„So will auch ich nicht nur Verona, sondern auch Italien verlassen, denn es ist doch nur eine Todtengruft, uber deren Eingang noch immer die prahlerischen Worte stehen: „Ich harre der Auferstehung!"

„Ich lasse mir das Alles nicht zu sehr zu Herzen gehen," entgegnete der Notar. „Es ist das Schicksal aller geschichtlichen Völker, daß sie sich einmal in ungeheuren Thaten glorificiren und alle Kraft, welche sie in sich tragen, verschwenderisch ausleben, als müßte sie ewig vorhalten. Die Folge ist immer Erschöpfung, Ohnmacht und Schlaf. Meinetwegen habt Recht, Italien liegt nun so seine tausend Jahre im Starrkrampfe; trösten wir uns! Wenn die Zeit kommt, wo Italien wieder sich erholt haben wird, modern wir schon lange im Grabe. Die kurze Zeit, welche uns zu leben vergönnt ist, gehört dem materiellen Genusse! Ei, ich hätte auch ein großer Republikaner, ein Held, ein Redner und Staatsmann werden können, nun aber bin ich Nichts, als ein alter Advokat, der gerade so sparsam ist, um kein Verschwender zu sein, und wieder so freigebig, als Noth thut, um sich das Leben schmackhaft zu machen. Da habt Ihr meinen Glauben! Ich bin ein alter Egoist. Basta!"

„So gebt mir wenigstens zu," versetzte Antonio, „daß man hier entweder unbewußt, wie die Masse des Volkes, Eures Glaubens sein, oder eine besonders organisirte Gemüthsverfassung haben muß, wie die Eure ist, um sich wohl zu befinden."

„Zugegeben!“ erwiederte der Notar, „aber was folgt daraus?“

„Da ich nun weder ſo, noch anders mehr hier leben mag,“ fuhr Antonio fort, „ſo werde ich mich von hier hinweg wenden, wo man mich gern vermiſſen mag, und dorthin flüchten, wo ſich wieder ein lebendiges Leben regt, nach Griechenland! — Macht mir keine Einwendung! Ich brauche heftige Bewegung, um das unermeßliche Leiden, was ich in mir trage, herauszuarbeiten. Unſer Leben geht hier in eine Sackgaſſe aus, in der einen Ecke iſt ein Todtenbett für die, welche langſam gehen, und für die, welche laufen und ſpringen, ein Schaffot. Ich ſuche mir mein Schickſal auf dem Schlachtfelde. Unterbrecht mich nicht, wenn Ihr mich zu einer andern Meinung bekehren wollt! Ich frage Euch nur als Geſchäftsfreund: könnt Ihr mir für meine beiden Häuſer in dieſen Tagen einen Käufer ſchaffen, und mein Mobiliarvermögen unter den Hammer bringen? Ich brauche Geld!“

„Wenn Ihr denn nicht anders wollt,“ verſetzte der Notar, „ſo will ich Euch gern dienen. Das Gouvernement ſucht in der Stadt ein geräumiges Haus, um darin für allerlei Vagabonden und Geſindel eine Arbeitsanſtalt zu begründen. Wenn es Euch recht iſt, ſo komme ich morgen früh mit dem Stadtbaumeiſter, um die Häuſer taxiren zu laſſen; denn das alte, bombenfeſte Gebäude im Hofe iſt, wie zu einem anſtändigen Gefängniſſe gemacht. Unten iſt gleich eine Capelle, wo gepredigt, und oben ſind Säle und Stuben, wo gebeſſert werden kann. Ich zweifle nicht, daß wir mit dem Gouvernement Handels eins werden.“

„So muß es kommen,“ entgegnete Antonio, „damit ich des Heimwehs ledig bin in dem fernen Lande, welches meine neue Heimath werden ſoll. Ich werde Euch morgen früh erwarten.“

Mit dieſen Worten brach Antonio auf, der Notar begleitete ihn bis zur Thür, wo der Briefträger ihm entgegentrat und fünf Liren Porto verlangte.

„Ihr macht mich mit dem Postporto noch bankrott," sagte halb im Scherz, halb im Ernst der Notar, zog jedoch dabei seine Börse und reichte ihm das verlangte Geld.

Der Notar ging zu seinem Arbeitstische zurück, erbrach die Schreiben und sprach dann bei sich, indem er den Tag des Eingangs und das verlegte Porto und Briefträgerlohn darüber verzeichnete: „Es ist eine Unverschämtheit von dem Herrn Baron, daß er immer unfrankirte Briefe schickt, dafür will ich nächstens mein Guthaben mittelst Postvorschuß erheben."

Jetzt ließ sich der Rechtspraktikant Graf Karlmann von Rankenstein aus Wien anmelden.

„Wo ein Thier fällt, da sammeln sich die Raben!" sprach der Notar bei sich, und dann zu seinem Schreiber, welcher auf Antwort harrte: „Führe den Herrn Grafen in das große Zimmer! Ich werde gleich kommen."

In diesem Zimmer hielt der Notar seine Conferenzen mit Standespersonen. Es war rosenroth tapeziert und hatte blauseidene, mit Silbertroddeln verzierte Vorhänge. In Reih und Glied standen Wiener, gelbüberzogene Mahagonistühle, und an den zwei Pfeilern zwischen den Fenstern hohe Spiegel in Gestelle eingerahmt, welche mit zwei Säulen das Frontispice eines griechischen Tempels bildeten und mit einem leeren Fronton gekrönt waren. In diesen Spiegeltempeln beschauten sich die ihnen gegenüberhängenden Portraits der Familie. Vom Haupteingange rechts stand eine Etagere, deren Hinterwand mit Spiegelglas belegt war und die tausenderlei kleinen, darin befindlichen Sachen von Silber, Glas und Porzellan vervielfacht erscheinen ließ. Links vom Eingange stand das Sopha, an welchem vergoldete Eierstäbe und allerlei mathematische Figuren angebracht waren.

Graf Karlmann befand sich jetzt allein in diesem Zimmer, erstaunt über die Pracht, welche ihn hier umgab.

„Es ist schön bei uns in Wien," dachte er bei sich, „aber im Geschmacke thun die Italiener es immer zuvor."

Jetzt trat zur Seitenthür der Notar herein.

Karlmann begrüßte ihn umständlich, und der Notar bat ihn, sich niederzulassen.

„Ich darf voraussetzen," begann Karlmann die Unterredung, „daß Ihr Kammerdiener Ihnen meinen Stand und Namen angemeldet hat."

Da der Notar eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe machte, fuhr Karlmann fort: „Sie hatten die Gewogenheit, unserem Hause den schnellen, so ganz unerwarteten Tod unsers Bruders, des Grafen Joseph, freundlichst und eiligst anzuzeigen, wofür Ihnen das Gräflich Rankenstein'sche Haus dauernd dankbar sein wird."

„Es war meine Pflicht," wollte der Notar beginnen, Karlmann ließ ihn jedoch nicht zu Wort kommen, indem er fortfuhr: „Dafür aber sind wir Ihnen besonders verbunden, daß Sie seinen Mobiliarnachlaß hier unter Siegel genommen haben; Alles zeugt von Ihrem Scharfsinn, Menschlichkeit und juridischem Tact!"

„Es war meine Pflicht," entgegnete der Notar, „denn die sonst zu junge Brautwitwe des Grafen forderte mich dazu auf. Da Sie selbst Jurist sind, so werden Sie wissen, daß wir in solchen Fällen nur, wie die Stempel in der Münze, sind; was uns vorgelegt wird, dem geben wir das nöthige, bekannte Gepräge."

„Also ein ganz simpler, juristischer Handwerker, um so besser!" dachte Karlmann bei sich und fuhr in diesem Tone fort: „Wir können also vor der Hand nicht entscheiden, welche Ursache diese, von der angeblichen Braut meines verstorbenen Bruders herbeigeführte Versiegelung haben mag. Sie meldeten uns jedoch in Ihrer verehrten Zuschrift, daß sogenannte Ehepacten vorhanden sein sollen, aus welchen die Nurgedachte auf das Gräflich Rankenstein'sche Vermögen Ansprüche zu machen gedenkt."

Der Notar spitzte die Ohren und entgegnete in seiner behutsamen Weise: „Die fraglichen Ehepacten sind mir von dem mir persönlich bekannt gewordenen und zum Ueberflusse von hohen Zeugen recognoscirten Herrn Grafen Joseph von Rankenstein Punkt für Punkt in die

Feder dictirt und von ihm, von mir und den Zeugen namensunterschriftlich mit Beidruckung der Siegel vollzogen worden."

„Sie werden mir meine Nachfrage verzeihen," fuhr der Graf Karlmann fort, „wenn Sie erwägen, — wie nicht anders zu erwarten steht, — daß unser Haus dabei gar sehr interessirt sein muß; würden Sie Anstand nehmen, mir ohngefähr den Inhalt davon mitzutheilen?"

„Wenn Ihnen eine Abschrift davon genügt," versetzte der Notar, „wie ich immer von Instrumenten, welche ich zu machen habe, eine solche zu meinen Privatacten nehme, so will ich Ihnen als meinem Collegen gern gestatten, die Pacten durchzulesen."

Er klingelte jetzt mit einer Handglocke, der Schreiber erschien und brachte auf den Befehl: „Acta Litera F. Nr. 13." dieses Actenstück herbei.

Der Notar schlug die verlangten Ehepacten auf und überreichte das Protocoll dem gespannten Grafen.

Während dieser zu lesen begann, steckte der Notar die Hände über einander in die weiten Aermel seines Hausrockes und betrachtete lauschend das Mienenspiel im Gesichte Karlmanns, welches ohnedies glauben machen konnte, als leide der Besitzer an verhaltenem Leibschneiden.

Doch jetzt war Karlmann mit Lesen fertig, er warf fast ungestüm das Actenstück auf den Tisch und rief: „Es ist uns schändlich mitgespielt! Sie, Herr Notar, wir Alle sind die Betrogenen! Die listige, spanische Gaunerin ist, mit Respect vor Ihrem Rechtsgefühle sei es gesagt, die abgefeimteste Person, welche meinen Bruder und auch Sie hinter das Licht geführt hat! Wie? ihr soll das schöne, große Gut Weinstein und der sämmtliche Mobiliarnachlaß gehören? — Das Haus Rankenstein kann eine solche perfide Verfügung nicht anerkennen."

„Ei, das wäre?" sagte halb fragend und fast neckend der Notar.

„Fassen Sie nur die Verhältnisse in das Auge!" fuhr eifrig und tieferbost Karlmann fort; „das bekannte Princip

des Gräflichen Hauses Rankenstein, in welchem wir alle aufgezogen sind, verlangt, daß kein Mitglied irgend einen Theil des Rankenstein'schen Vermögens an eine fremde Person gelangen lassen darf, sei dies durch Erbschaft, oder sonst auf eine rechtliche oder unrechtliche Weise."

„Das finde ich ganz in der Ordnung!" versetzte trocken und aufmerksam der Notar.

„Nun war mein verstorbener Bruder das Haupt unserer Familie, und nie hatte er an den Tag gelegt, daß er dem Rankenstein'schen Grundsatze untreu geworden wäre. Und er soll jetzt die Unbesonnenheit begangen haben, einen großen Theil des Rankenstein'schen Vermögens in fremde Hände zu bringen?"

„Und wie sollte denn der verstorbene Graf," fragte der Notar, „zu einer solchen Sinnesänderung gekommen sein?"

„Er ist von der Spanierin und ihrem Vater, dem vorgeblichen Ritter de Malavilla," fuhr Karlmann fort, „auf die schnödeste Weise in das Garn gelockt worden. Welche Mittel eingeschlagen worden sind, den armen Bruder zu bethören, wird zu seiner Zeit dargethan werden."

„Das liefe ja auf eine peinliche Anklage hinaus!" versetzte ruhig der Notar; „aber ohne Beweis ist eine solche — nun, Sie wissen es ja — selbst ein Verbrechen."

Karlmann versank jetzt einen Augenblick in sich selbst und wühlte in dem Sumpfe seiner Seele herum, um einen Stein zu finden, welchen er auf Isabella werfen konnte.

Unbewußt versetzt sich die verdorbene Phantasie solcher Charactere in die Lage der Person, welche um irgend einen erreichten Vortheil beneidet und gehaßt wird, und stellt sich vor, wie sie an ihrer Stelle das in Frage gebrachte Resultat erreicht haben würde? Bald gebärt auch die Hölle aus ihrer Niedertracht die Verläumdung, wie aus dem Speichel der Hundswuth die Aqua Toffana.

In einer solchen innern Wuth rannte jetzt in Karlmanns Busen und Kopf die scheußliche Phantasie mit niederhängendem, geifernden Rachen umher, bis sie sich

ſelbſt erblickte und in giftige, heiſere Worte ausbrach: „Iſt nicht bei Errichtung der Ehepacten Chocolade herumgereicht worden?“

„Der alte Herr Ritter,“ verſetzte phlegmatiſch der Notar, „trank gern Chocolade.“

„Und er und ſeine Tochter,“ rief Karlmann, „verſtanden ſie zu würzen! Mein armer Bruder hat an dieſer Chocolade den Verſtand verloren. Er hat Alles Ihnen in die Feder dictirt, was ihm der Alte eingeblaſen hat, ohne daß Sie es bemerken mochten! Wir wiſſen Alles und Jedes! Sein treuer, redlicher Kammerdiener Nepomuk hat gebeichtet; er iſt bereit, jeden Augenblick zu beſchwören, daß der Ritter ſelbſt in der Küche war, als die Chocolade gebraut wurde.“

„Herr College!“ rief der Notar in ſcheinbarem Schauder, „Sie erſchrecken mich! So nahe wären wir dem Verderben geweſen?“

„Seit dem Genuſſe dieſer Chocolade,“ fuhr Karlmann fort, „iſt mein armer Bruder geiſtesſchwach geweſen. Er klagte heftig über Schwindel, ja er trieb ſich Nächte lang auf der Straße umher, wie gleichfalls nachgewieſen werden kann. Dieſe Wirkung des Giftes hatte der Spanier erwartet; nun zog er das Netz um das Opfer zuſammen. Wie ein Lamm, wurde der arme Joſeph zum Altare geſchleppt, wo er ſich mit Iſabella trauen laſſen mußte. Die Nacht darauf — ſtürzte oder wurde er todtgeſtürzt. Iſt das nicht entſetzlich?“

„Und Sie!“ rief ſcheinbar verwundert der Notar, „kommen kaum von Wien hierher und machen dieſe ungeheure Entdeckung? Aber auf welchem Wege gelang es Ihnen, dieſes Werk der Nacht an das Tageslicht zu bringen?“

„Ich darf mir wohl ſchmeicheln,“ verſetzte Karlmann, entzückt über ſich ſelbſt, „daß den Mitgliedern des Hauſes Rankenſtein der Scharfſinn angeboren iſt!“

Jetzt hielt es der Notar nicht länger aus; er ſprang auf, umarmte Karlmann und drehte ihn lachend im

Kreiſe umher, indem er ausrief: „Freund meiner Seele! ja, Sie ſind ein anderer Daniel! Ihr Verſtand iſt groß, und Sie ſind noch zu größeren Dingen geboren!“

„Bin ich?“ fragte Karlmann.

„Sind Sie!“ entgegnete der Notar.

Der Notar war aber ſo entzückt durch dieſen Blick, welchen ihn Karlmann in die Gemüthsart des Rankenſteinſchen Hauſes hatte thun laſſen, weil er nunmehr ſicher hoffen durfte, Iſabella von ihren ſchwärmeriſchen Ideen, auf den Rankenſtein'ſchen Nachlaß zu verzichten, heilen zu können. Er hielt es jetzt nur noch für nöthig, dieſe mehr als gemeine, dieſe Gräflich Rankenſtein'ſche Geſinnung ihr recht nahe zu rücken und ſie dadurch zur Einſicht zu bringen, daß jede zarte Rückſicht, welche ſie für dieſes Geſchlecht hegen möchte, eine Thorheit ſei. Doch verehrte er auch Iſabella zu ſehr, um Karlmann nicht die Nichtswürdigkeit ſeiner Verläumdung wieder in ſein gemeines Herz zurückzuſchieben.

In dieſer Abſicht fuhr er jetzt fort: „Obſchon ich vor dieſer ſcharfſinnigen Erfindung eines Zuſammenhangs zwiſchen der Errichtung der in Frage ſtehenden Ehepacten und Ihren Vorausſetzungen meinen Reſpect bezeige, ſo werden Sie doch ſelbſt finden, daß damit ihre Gegnerin wohl eingeſchüchtert, jedoch auch ſonſt weiter Nichts gewonnen werden kann.“

„Wie ſo?“ fragte verwundert Karlmann.

„Weil Graf Joſeph,“ ſagte lächelnd der Notar, „bis zu ſeinem Hochzeitstage mit ausgezeichnetem Scharfſinn und unermüdlicher Thätigkeit auf dem Bureau ſeines Chefs gearbeitet hat, mithin durch Chocolade nicht um ſeinen Verſtand gekommen ſein konnte!“

„Was Sie ſagen!“ rief verwundert Karlmann.

„Weil er zwar raſend in die Tochter des Ritters Malavilla verliebt geweſen iſt,“ fuhr der Notar fort, „nicht aber ſie in ihn.“

„Sie erlauben mir, das Gegentheil zu behaupten;“ warf Karlmann ein; „denn ein Rankenſtein kann nie ſo

ſein Blut und ſein Haus verläugnen, daß er ſich gegen die angeborne raison verlieben würde."

„Weil ferner," fuhr unbarmherzig der Notar fort, „der Ritter Malavilla ſeine Tochter zu dieſer Verbindung Kraft ſeiner väterlichen Autorität gezwungen hat!"

„Pah!" warf bornirt und höhniſch Karlmann ein, „eine Komödie, welche alte und junge Narren täuſchen kann, uns aber nicht, uns nicht!"

„Weil endlich," ſetzte der Notar hinzu, ohne auf die beleidigenden Aeußerungen Karlmanns zu hören, „an jenem Morgen vor Errichtung der Ehepacten gar keine Chocolade getrunken worden iſt."

„Nicht?" fragte mit langem Geſichte Karlmann, „alſo Kaffee?"

„Auch nicht!" entgegnete lachend der Notar.

„Ich wollte ſagen: Wein!" rief rathend Karlmann.

„In der That gar Nichts!" verſicherte der Notar; „und ergo —" fuhr er fort, „kann ihm auch mit Nichts der Verſtand verwirrt worden ſein, wenn es nicht die Liebe gethan hat. Da Sie nun ſelbſt meinen: einem Rankenſtein könne dieſe Krankheit Nichts anhaben, ſo müſſen Sie ſich ſchon die Mühe geben, Ihren Scharfſinn anzuſtrengen und eine andere Geſchichte zu erfinden!"

„Mein Herr!" rief beleidigt Karlmann, „Sie erklären mich für einen Calumnianten? Sie werden mir dafür Rede ſtehen! Ich werde gegen Sie auf Ehrenerklärung und Abbitte denunciren!"

„Nun," verſetzte ruhig der Notar, „und damit meinen Sie wirklich die fette Erbſchaftsportion Ihrer jungen Schwägerin abzujagen? Wenn Sie meinen?"

„Mein Zeuge iſt Nepomuk, der Diener meines ſeligen Bruders!" entgegnete Karlmann.

„Und Nepomuk," verſetzte gleichgültig der Notar, „kann froh ſein, wenn er ungehangen von Verona wegkommt. Doch vor der Hand geht mich ſeine Handthierung wenig an. Wollen Sie, Herr Graf und College, ſich überzeugen, daß ich dem Gräflich Rankenſtein'ſchen

Hause gern diene, wo ich nur kann, so will ich Ihnen Gelegenheit geben, das Gemüth Ihrer spanischen Schwägerin zu Ihrem Zwecke zu bearbeiten, und dazu ist Ihre Geschichte wirklich geeignet, und ich will Sie gern unterstützen, daß sie einen recht brillanten Eindruck macht."

„Sie werden," rief Karlmann, „an dem Rankenstein'schen Hause einen dankbaren Schuldner haben! Sie können glauben, daß ich hier ohne alles eigene Interesse handle, und nur der heiligen Pflicht des Vormundes für die Wittwe und Waisenkinder der Franciscanischen Linie dienstbar bin. Nur wo diese Pflicht mich beseelt, muß ich rücksichtlos, ja — eisern sein! Sie verstehen mich!"

„Wir verstehen uns!" versetzte lächelnd der Notar und schüttelte ihm die Hand, indem er fortfuhr:

„Ist es Ihnen angenehm, so werde ich Donna Isabella bewegen, morgen mit Ihnen und der Franciscanischen Linie sich zu vernehmen; wir können Vormittags um 11 Uhr dort im großen Saale zusammen kommen. Vielleicht ist ein Uebereinkommen zu ermitteln! Ich werde auf Befehl Alles getreulich protocolliren."

Karlmann wollte jetzt einiges Silbergeld unter ein Papier schieben, welches auf dem Tische lag, indem er flüsterte: „Sie erlauben mir doch?"

„Was machen Sie für Umstände?" entgegnete der Notar; „wir haben zwei Stunden lang Conferenz gehalten, und während der Dauer des Congresses liquidiren wir in Louisd'ors."

Karlmann holte zögernd aus der Westentasche einige Goldstücke hervor, drückte sie ihm in die Hand und empfahl sich.

Der Notar begleitete ihn bis an die Thür und sagte dann für sich: „Der Schuft! er soll wenigstens ordentlich bezahlen lernen! Er kann froh sein, daß ich ihn nicht an die Justiz ausliefere! Basta!"

Siebentes Capitel.

Der Notar Alippi hatte Wort gehalten. Er war am folgenden Morgen mit dem Stadtbaumeiſter und ſeinen Gehülfen zu Antonio gekommen, und hatte die Gebäude taxiren laſſen. Da er hier als Unterhändler des Gouvernements handeln konnte, ſo ſchloß er den Kauf mit Antonio ab. Dieſer ließ ſich den Vorſchlag gefallen, die Hälfte des Kaufpreiſes auf den Häuſern zinsbar ſtehen und nur die andere Hälfte in Creditbriefen an die Herren Sieveking und Tandon in Marſeille ſich aushändigen zu laſſen.

„Ich werde die ganze Sache auf meine Kappe nehmen,“ meinte der Notar, „denn ſollten die Herren vom grünen Tiſche mir Bedenklichkeiten machen, ſo trete ich ſelbſt ein und verkaufe dieſe Grundſtücke weiter auf mein eigenes Riſico.“

„Habt herzlichen Dank für Eure Gefälligkeit!“ verſetzte Antonio, „Ihr ſeid ein Ehrenmann, und ich vertraue Euch in allen Dingen. Wollt Ihr mir noch gefällig ſein und ſämmtliche Möbeln und Effecten, welche mir in den beiden Häuſern gehören, zur Auction bringen, ſo habe ich ganz mit Verona abgeſchloſſen. Den Erlös davon bitte ich an den Banquier Eynard in Genf, den Philhellenen, zu ſenden, welcher Gelegenheit finden wird, auf meine Ordre über die Summe zu verfügen.“

„So ſchnell wollt Ihr alſo,“ fragte der Notar, „Eurer Vaterſtadt den Rücken wenden?“

„Was man einmal beſchloſſen hat,“ verſetzte Antonio,

„muß man ſchnell thun! Ich ſehne mich von hier hinweg, wie ein Gefangener aus ſeinem Kerker nach der Freiheit!“

„Ich verſtehe Euch zwar nicht,“ entgegnete der Notar, „doch gönne ich Jedem ſeine eigene Anſicht, wenn er ſie nur kräftig geltend macht. Doch laßt uns hinüber die Donna Iſabella gehen, denn wie ich bemerke, ſind zur Kutſchen ihrer liebenswürdigen Verwandten aus Wien in den Hof gefahren. Wir müſſen dem armen Kinde beiſtehen gegen die ſchamloſe Habgier ihres Herrn Schwagers Karlmann und ihre eigene Großmuth.“

„Ich kann es ihr nicht verdenken,“ verſetzte Antonio, „wenn ſie ſich den Staub von den Gewändern ſchüttelt.“

In dieſem Geſpräche gingen ſie hinüber in den großen Saal, wo die Gräfin Eulalia mit der Franciscaniſchen Linie und an ihrer Seite Karlmann Platz genommen hatten.

Nachdem der Notar und Antonio die Verſammlung begrüßt hatten, lächelte Karlmann ſeinem Collegen vertraulich zu und flüſterte ihm in das Ohr: „Hier ſehen Sie die ſo hart verfolgte Wittwe, meine theure Schwägerin, mit meinen armen Neffen und Nichten! Ich werde Ihr gutes Recht zu vertheidigen wiſſen und baue auf Ihren Beiſtand, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, die der Rankenſtein'ſchen Familie zugedachte Beraubung zu hintertreiben.“

„Sie können,“ verſetzte ironiſch der Notar, „bei Ihrem Geſchäftstact und Ihrer ehrenvollen Geſinnung das Ziel nicht verfehlen; ich kann erwarten, daß Sie den Hergang von der Errichtung der Ehepacten, freilich beſſer motivirt, der Donna Iſabella zum Beſten geben werden. Sie werden wenigſtens die Genugthuung haben, ſie zu kränken. Aber wo bleibt denn Ihre Gegnerin, iſt ſie noch nicht von Ihrem Hierſein unterrichtet?“

„Wir dürfen uns,“ verſetzte die Gräfin Eulalia, „noch nicht ſchmeicheln, die gnädige Donna erblickt zu haben. Wie es ſcheint, hält man einige Aufmerkſamkeit, welche man uns ſchuldig ſein möchte, für überflüſſig.“

Antonio entfernte ſich jetzt, um Iſabella herbeizurufen.

Die Gesellschaft hatte sich jetzt wieder niedergelassen, der Notar jedoch hinter dem Tische Platz genommen, um die bevorstehende Verhandlung zu Protokoll zu bringen. Er hatte das Actenstück, in welchem Karlmann gestern die Ehepacten gelesen hatte, mitgebracht und schrieb jetzt die Namen der anwesenden Personen auf.

Als er damit fertig war, trat Antonio mit Isabella herein.

Sie ging durch die Reihe der Rankenstein'schen Familienglieder hindurch, während sie mit einer leichten Bewegung des Hauptes sie grüßte.

Sie nahm ohne Aufenthalt das Wort, indem sie sich zur Gesellschaft wandte: „Ich habe den Grafen nicht geliebt; der unbeugsame Wille meines Vaters hat mich gezwungen, ihm meine Hand zu reichen. Gott hat uns geschieden."

Nun flüsterte sie vor sich einige unverständliche Worte, doch sprach sie endlich vernehmbar: „Er hätte mich auch nur als Leiche gefunden!"

„Sie werden, Herr Notar," versetzte lächelnd und zutappend Karlmann, „das Alles protokolliren."

„Bemerkt noch dabei," fuhr Isabella fort, „ich will Nichts mit ihm gemein haben, wie nicht im Leben, so nicht im Tode! Ich entsage —"

„Meine Gnädige!" rief der Notar; „Ihr wollt das, was Euch gehört, so hinwegwerfen?"

„Antonio," versetzte Isabella, „ich stehe hier allein und hülflos; wollt Ihr Euch meiner annehmen?"

„Ich werde Euch nicht verlassen!" erwiederte Antonio, „Eure Freundschaft ist ein heiliges Vermächtniß meiner Schwester."

„Wir müssen uns gar sehr," entgegnete Karlmann, „alle und jede Einmischung in die Rankenstein'schen Hausangelegenheiten verbitten! Herr Notar, Sie haben von der gnädigen Frau, oder vielmehr Demoiselle Isabella das Wort gehört: „ich entsage?" —

„Die gnädige Gräfin," versetzte lachend der Notar, „wird freilich noch anzugeben haben, welchem Objecte

sie entsagen will; Sie werden aber, da Sie selbst Jurist sind, wissen, daß man nur auf eine Sache verzichten kann, an welcher uns ein Recht zur Verfügung zusteht."

„Ich entsage —" wollte Isabella fortfahren; doch Karlmann fuhr triumphirend dazwischen: „Ja, Ihr edles Herz entscheidet hier in dieser Sache! — Sie haben die Achtung der Rankenstein'schen Linie schon bereits gewonnen durch die Herausgabe der Juwelen; wir werden darüber dankbar quittiren; Sie werden jetzt Ihrer Großmuth die Krone aufsetzen!"

„Wir werden Sie," setzte die Gräfin Eulalia hinzu, „als die Schutzheilige der Franciscanischen Linie anbeten."

In dem Antlitz Isabellens prägte sich ein tödtlich verachtender Zug aus. Der Unwille, welcher in ihr aufstieg, beklemmte ihre Brust; sie wollte fortfahren: „Allem und Jedem, was mich an das Haus Rankenstein erinnern könnte —" doch Antonio unterbrach sie, indem er rief: „Und auch jeder Ueberlistung und Ränkemacherei, welche den freien Willen gefährden könnte!"

„Wir wissen in der That nicht," entgegnete gereizt Karlmann, indem er zwischen Grün und Gelb seine Gesichtsfarbe wechselte, und seine Nasenflügel schnaubend zitterten, „wer Euch hier ein Recht einräumt, unsere gnädige Schwägerin in ihrer so hochverehrungswürdigen Gesinnung zu stören? Ihr scheint Euch hier aufzudringen, ohne daß uns klar ist, in welcher Absicht? Freilich eine junge Wittwe ist immer eine angenehme Clientin!"

„Mein Herr," rief entzürnt Antonio, „nehmt den Hals auf meiner Treppe in Acht, daß Ihr ihn nicht brecht; sie ist steil genug!" —

„Ich will keine Gewaltthat fürchten!" —

„Warum nicht?" rief noch heftiger Antonio.

„Entfernen wir uns nicht vom Geschäfte!" sprach jetzt langsam mit seiner austönenden Baßstimme der Notar; „Donna Isabella weiß, daß sie frei und unbehindert über das, was ihr nach den Ehepacten zusteht,

verfügen kann. Ihr, meine Gnädige, werdet Euch bedenken und uns dann Eueren Entschluß eröffnen."

„Theurer Freund," wandte sich Isabella begütigend zu Antonio, „laßt mir meinen Willen! Glaubt mir, daß ich mit ganzer Seele vor den ausgestreckten, hastigen Fingern da schaudere; aber laßt mich aussprechen, was mir mein guter Engel auf die Zunge legt."

„Ja, Herr Graf von Rankenstein," sprach sie jetzt zu diesem, „ich gestehe, daß ich vor Ihrer Herkunft entschlossen war, dieser Erbschaft unbedingt zu entsagen; Sie aber und Ihre Frau Schwägerin haben mich gelehrt, was ich zu thun habe; ich danke Ihnen dafür und freue mich, wiederholen zu können: Ich entsage allen Ansprüchen, welche mir den Rechten nach daran zustehen könnten!"

„Haben Sie geschrieben?" fragte freudetrunken Karlmann den Notar, „und Sie meine Gnädige," wandte er sich zu Isabella, „sehen hier meine Schwägerin und ihre zehn unmündigen Kinder! Bedenken Sie, daß auch ich Familienvater bin, ein glücklicher, aber sorgenvoller Familienvater!"

„Fahren Sie fort!" sprach der Notar trocken und unwillig zu Isabella.

„Ich entsage," fuhr Isabella fort, „diesen Ansprüchen — zum Besten des Veroneser Armenhauses!"

„Armenhauses?" wiederholte mit erstarrendem Gesichte Karlmann.

„Wie?" — fragte gedehnt Gräfin Eulalia.

„Also zum Besten des städtischen Armenhauses in Verona!" wiederholte der Notar und schrieb.

„Da Eure Gnaden," wandte er sich dann zu Isabella, „noch unmündig sind, so fragt es sich, ob Ihr Vormund beitritt?"

„Ja!" versetzte Antonio.

Isabella reichte Antonio freundlich die Hand, welcher sie mit Thränen küßte, und verließ die Gesellschaft.

Karlmann, welcher mit stieren Augen und herab-

hängenden Lippen und Händen, erstarrt und steif, dagesessen hatte, sank jetzt ohnmächtig vom Stuhle. Die Franciscanische Linie erhob ein unendliches Wehgeschrei, Eulalia knieete neben dem Ohnmächtigen, hielt ihn umschlungen und rief dem vorübereilenden Antonio nach: „Herr Doctor, Hülfe! Hülfe!“

„Brennt eine Feder an,“ entgegnete Antonio, ohne sich aufzuhalten, „und haltet sie ihm unter die Nase! Probatum est.“

Achtes Capitel.

Antonio ſuchte Iſabella in ihrem Zimmer auf. Er fand ſie in Thränen aufgelöſt. Ihr erſchien in dieſem Augenblicke das Leben ſo leer und nichtig und ſie ſich ſelbſt ſo losgeriſſen von dem Zuſammenhange mit demſelben, daß es ihr war, wie Einem, der in der Fremde am Heimweh erkrankt.

Antonio ſetzte ſich zu ihr und ſuchte ihr Troſt einzuſprechen.

„Ich fühle Euren Schmerz," begann er, „denn ich leide ſelbſt daran. Wie oft der einzelne Menſch ſich im hitzigen Fieber verjüngt, ſo ſcheint es der Fall mit den europäiſchen Völkern zu ſein. Man hat in dieſer Zeit nur die Wahl zwiſchen Sumpf und Meer, oder beſſer: zwiſchen ſicherer Sclaverei und gefährlicher Freiheit!"

„Warum iſt denn die Freiheit ſo gefährlich?" fragte Iſabella.

„Weil die Könige lieber über Sclaven herrſchen, als über freie Menſchen regieren wollen. Da Ihr nun ſo einſam in der Welt ſteht und zunächſt Niemand Euch gebieten kann, ſo müßt Ihr Euch ſelbſt entſcheiden!"

„Ich habe entſchieden," verſetzte Iſabella, „doch Ihr?"

„Auch ich!" entgegnete Antonio.

„Darf ich Eure Wahl wiſſen?" fragte Iſabella.

„Ich gehe nach Marſeille," antwortete Antonio, „und ſchiffe mich mit den Philhellenen nach dem Peloponnes ein, um den jungen Helden meine Dienſte als Arzt zu weihen."

„Mit Achilleus?“ —

„Ja!“

„Mit Achilleus! und ich und meine Ines?! Ich muß ihn wenigstens noch einmal sehen! Noch einmal in seine Augen blicken! Antonio, seid Ihr nicht mein Vormund, mein Bruder, mein Freund?“

„Wollt Ihr mit Ines unter meinem Schutze nach oder über Marseille reisen, so bin ich, wenn Ihr wollt, Euer Geleitsmann; bereits sind meine Häuser, und in den nächsten Tagen werden meine Effecten an die Meistbietenden verkauft, und mein Wagen rollt nach Genua, wo wir nach Marseille uns einschiffen.“

„Und das könnt Ihr,“ versetzte freudig erschrocken Isabella, „Alles so kalt sagen, als ob nicht eine neue Erde und ein neuer Himmel in diesem Entschlusse läge?“

„Weil ich nur eine Cur gebrauche,“ entgegnete Antonio, „welche ich mir für meine kranke Seele verordne. Ich habe hier Alles verloren — Francesca und den Glauben an die Zukunft Italiens. Ich bin hier in einem Leichenhause, ich sterbe eines zwiefachen Todes an dieser dumpfen Moderluft. Ihr habt in diesen Tagen einen Blick unter die Hülle gethan, unter welche die Gesellschaft der alten Staaten ihre verpesteten Glieder verbirgt. Was ist dieser Rankenstein anders, als eine krebsartige Blatter, welche das verdorbene Blut dieser Zeit emporjagt und nur mit glühendem Eisen geheilt werden kann?

„Er wäre von Natur nicht schlechter gewesen, als viele Andere sind, wenn nicht die allgemeine Verworfenheit in seiner Bornirtheit einen so fetten Sumpf gefunden hätte. So ist er ein Prachtexemplar der europäischen Staaten-Furunkeln und verdiente in Spiritus aufbewahrt zu werden.“

„Aber kann sich denn ein solcher armer Mensch nicht bessern?“ fragte mitleidig Isabella.

„Gott ist groß! heißt es im Koran,“ versetzte Antonio und fuhr fort: „Stellt Euch nun, verehrte Freun-

bin, den Staat als einen einzigen beseelten Leib vor, in welchem viele tausend Schmarotzer die besten Säfte gierig an sich sögen; meint Ihr nicht, daß sich seine ihm angeborene Heilkraft bestreben würde, sie aus seinen Adern heraus und dem Messer des Arztes entgegenzuwerfen? Seit fünfzig Jahren haben auch die europäischen Staaten diese Heilbestrebungen gemacht, und in diesen Tagen heftig genug in Spanien und Griechenland, so daß die Häusärzte dieser Patienten jetzt zu einer Berathung zusammen gekommen sind. Sie sind darüber einig geworden, daß es zuträglicher sei, die Patienten zu einem unsterblichen Siechthume zu verurtheilen, als sie durch Krisen gesund werden zu lassen."

Antonio wollte in seinen medicinischen Gleichnissen, in welchen er unerschöpflich sein konnte, weiter fortfahren, aber Isabella unterbrach ihn mit den Worten: „Antonio, ich verstehe Nichts davon. Ich weiß nur, daß die Verwandten des Grafen Joseph mir wehe gethan haben. Sprecht nicht mehr davon, denn es widert mich vor ihnen."

„Also wollen wir wenigstens nicht," versetzte Antonio, „vor dem Mittagstische oder kurz nachher davon sprechen."

„Nie!" rief Isabella, „wenn ich Euch darum bitten darf."

„Friede sei mit ihnen," entgegnete Antonio, „so lange mir es nicht einfällt, Karlmann und die holde née de Storchbein in einer Komödie auf das Theater zu bringen; man wäre es der Menschheit zur Belehrung schuldig. Und nun, Freundin, eile ich hinüber, um Alles zu meiner Abreise vorzubereiten, darf ich Euch bitten, dasselbe zu thun?"

„Antonio," rief mit freudeentzücktem Gesichte Isabella, „Ihr seid mein guter Engel! — Ihr führt mich dorthin, wo das Leben, wie das Meer, frisch seine donnernden Wogen wälzt, zu dem Manne meiner Liebe, zu Achilleus! — Jeder Stunde wünsche ich Adlerflügel,

daß sie mich hoch und schnell hinübertrage zu ihm, den ich von Herzen meine!"

Als sich jetzt Antonio verabschiedet hatte, eilte Isabella in die Nebenstube, wo ihre treue Ines war, um ihr den Entschluß zur Reise nach Marseille unter dem Schutze ihres Vormundes mitzutheilen.

Ines, welche um das Schicksal ihrer geliebten Gebieterin schwer besorgt war, kam bei dieser Nachricht vor Freude außer sich.

„Noch haben unsere Schutzheiligen im Himmel," rief sie, „helle Augen, um auf uns herabzusehen! Nun wird Alles gut. Glaubt mir, ich kenne die Menschen; — die gräfliche Sippschaft hätte Euch dort zu Tode gemartert, wenn sie Euch, wie eine Gefangene, mit nach Wien geschleppt hätte! Und was wäre denn die Liebe, wenn sie nicht die Gewalt hätte, mit feurigem Schwerte die geliebte Seele aus der giftigen, brennenden Hölle zur andern Seele hinüber zu führen, der sie angehört?! — Doch nun darf ich kein Wort mehr reden, noch diesen Vormittag sollen unsere Koffer gepackt sein! — Denn, wißt es nur, ich sehne mich auch gar sehr aus diesem alten Hause hinweg, wo der Geist des alten Chevaliers Bartolo in der Nacht umgeht und durch die Schlüssellöcher in die Stuben guckt. Er käme auch gar zu gern herein, wenn ich nicht mit Weihwasser Kreuze an allen Thüren gemacht hätte."

„Was du dir nicht Alles einbildest!" versetzte Isabella, „mache dich nun an dein Geschäft, ich will an meinen Vater schreiben."

„Grüßt ihn von mir!" rief Ines, „und ich lasse mich schön für die Klosterpension bedanken!"

Mit diesen Worten eilte Ines hinaus; Isabella ging aber in ihr Zimmer zurück und schrieb.

Nachdem sie den Hergang von dem Tode des Grafen Joseph gemeldet hatte, beichtete sie die Geschichte ihrer Liebe zu Achilleus und fuhr endlich fort: „Meine erste und heiligste Pflicht war der Gehorsam gegen meinen

Vater. Mit brechendem Herzen und in ärgeren Qualen, als die des Todes sein können, habe ich sie zu erfüllen gesucht. Du zogst deine Hand von mir zurück und verschenktest mich an den ungeliebten Mann. Ruhe sei seiner Asche! Wenn auch auf entsetzliche Art, doch frei von älteren Pflichten, gehöre ich nun ganz dem Manne an, dem ich mit den heiligsten Eiden verbunden bin. Er ist nach Marseille abgereist, um sich dort mit den deutschen Philhellenen nach dem Peloponnes einzuschiffen zum heiligen Kampfe für das Kreuz gegen die Heiden und Osmanli. Vielleicht schon morgen eile ich dorthin, wohin ich gehöre, an seine Seite, an sein Herz. Und nun kniee ich vor dich hin, strenger und doch geliebter Vater, und bitte nicht um Verzeihung, denn ich habe meine Ehre und meine Pflicht als deine Tochter heilig bewahrt, aber um deinen väterlichen Segen! Ich fühle deine Hand in diesem Augenblicke auf meiner Stirne liegen und höre dich das väterliche Wort sprechen: „Gott sei mit dir, meine Tochter!“ — Könnte ich doch mit heißen Thränen jetzt mein Haupt an deinem Busen verbergen, dir danken und auch für dich den Schutz Gottes herabflehen!

„Mein zukünftiger Herr und Gebieter wird Wege finden, auf welchen ich dir Nachricht von uns zusenden kann; wirst auch du so lieb und gut sein und deiner Tochter schreiben, wie es dir geht? Vielleicht ist der Sieg über die Ungläubigen bald entschieden, dann fliegen wir auf einem schnellen Schiffe nach Cadix und entführen dich Spanien, das noch lange nicht gesund werden wird, in das meerumrauschte, lorbeergrüne Hellas, in das Vaterland der Götter und Heroen! —

„So lebe wohl, mein geliebter Vater, bis dorthin, wo wir uns glücklich wiedersehen. Wenn auch die Erinnerung an die vergangenen Tage in Verona und die Ungewißheit, welche Loose das Geschick in der verschlossenen Urne trägt, mein Herz banger klopfen läßt, und mir heiße Thränen über die Wangen rollen, doch

hebe ich vertrauungsvoll den Blick nach Oben und stärke mich in dem Vorsatze: Alles gemessen zu ertragen, was das Geschick auf mein Haupt legt. Ich will nicht vergessen, daß ich die Tochter eines edlen Spaniers und die Braut eines Helden bin! — Ich bete täglich den großen Rosenkranz ab für dein Heil.

Isabella."

Neuntes Capitel.

In diesen Tagen ging der Congreß auseinander. Zu allen Thoren hinaus rollten die Küchen- und Bagagewagen der höchsten Herrschaften und der Diplomaten.

Es hatte das Ansehen, als wäre eine böse Krankheit in Verona ausgebrochen, vor welcher Alles sich flüchte, was fliehen konnte. Zwischen diesen langen Wagenzügen drängten sich die Frachtwagen der Fuhrleute, beladen von Kisten, in welchen fremde Kaufleute die verschiedensten Waaren nach Verona zu Markt gebracht hatten. Selbst der Bereiter Juppo mit seinen phantastisch aufgeputzten Leuten und Pferden zog auf der Straße nach Venedig zu. Allen voraus war in der Nacht im riesigen Kasten der ungeheure Elephant dorthin marschirt, jetzt folgte ihm die übrige Menagerie, welche sich während des Congresses hatte sehen lassen, in den mit eisernen Käfigen befrachteten Wagen, mit Brummen, Grunzen, Pfeifen und Gekreische. Dicht hinterdrein kam ein anderer großer Wagen, welcher nicht zur Menagerie gehörte, vielmehr die Gräfin Eulalia und die Rankenstein'schen Hoffnungen enthielt. Karlmann, welcher handgreifliche Händel mit Nepomuk gehabt hatte, war zurückgeblieben, um sich auf Kosten seines groben Freundes curiren zu lassen.

Während so nach allen Richtungen hin der Auszug von Verona Statt fand, hielt ein wohlbepackter Reisewagen im Hofe Antonio's.

Er hatte die alten Diener des Hauses mit nicht unbedeutenden Pensionen an die Summen gewiesen, welche

n Kaufgelde noch auf den Häuſern ungekündigt ſtehen eben.

Am Schwerſten wurde ihm der Abſchied von der alten na. Sie zerfloß in Thränen und rief: „Ich elendes ib muß ſehen, wie das Haus zu Grunde geht! Erſt g Francesca und kam nicht wieder, und nun zieht auch r fort, und nie mehr werde ich Euch eine ſchöne Frucht den Tiſch vor Euch hinlegen oder Euch einen Trunk in aus dem Keller holen! Und nun ſoll gar dieſes us, in welchem mich jede Treppenſtufe, jede Thür, jeder ahn, jeder Säulenſchnörkel kennt, zu einem Aufenthalte s Lumpengeſindel werden!“

„Tröſte dich, liebe Anna!“ ſprach Antonio begütigend ihr, „in der Welt iſt Alles dem Wechſel unterworfen. tt ſchenke dir noch viele Freude in deinen alten Tagen! be tauſend Dank, Pflegerin unſerer Kindheit, für deine be und Treue; ich werde ſo oft an dich dankbar denken, meine Heimath mir vor die Seele tritt. Gedenke h meiner und der unglücklichen Francesca! Sie hatte h ſehr lieb.“

Als er ſich nun von ihr wandte, ſank ſie nieder auf Schwelle des Hauſes und verhüllte ſich mit der Schürze t ſchluchzend das Geſicht.

In dem Saale des alten Hauſes hatten die Auctio- oren bereits ihr Geſchäft begonnen. Eine Menge te hatten aus Kaufluſt und Neugierde ſich herbeige- ngt und zogen hinein und heraus, wie es ihnen gefiel. tonio kannte Viele von ihnen, aber Wenige grüßten flüchtig. Andere thaten, als ob ſie ihn gar nicht be- rkten. Sie hielten ihn für einen bankrotten Mann, cher das Weite ſuchen müſſe.

Laut ſcholl oben aus dem geöffneten Fenſter heraus Stimme des Auctionators: „Eine gewirkte Tapete den Wappen des alten lombardiſchen Adels, eine ne Hausapotheke und eine Ofengabel — drei Liren r Erſten — zum Andern — und zum Letzten!“ — nun fiel der Hammer.

Jetzt kamen Isabella und Ines aus der Capelle, wo sie zur Mutter Gottes um ihren Beistand auf der Reise gebetet hatten.

Isabella war sichtbar angegriffen. Ihr war lebendig vor die Seele getreten, was sie Alles dort erlebt hatte, die heiligsten und höchsten Freuden und die entsetzlichsten Leiden. Sie hatte dort Honig und Wermuth getrunken.

Schmerzlich bewegt reichte sie Antonio, welcher ihr Schweigen verstand und ehrte, die Hand. Er hob sie und Ines in den Wagen, während oben die Stimme des Auctionators erscholl: „Eine Zither, ganz gut erhalten, es fehlen die Saiten, eine Schachtel voll Rosenkränze und ein defecter Don Quixote! — Wer bietet darauf?“

Als Antonio jetzt noch Einiges dem Postillon zurief, bemerkte er neben ihm den treuen Giovanni, welchen er verabschiedet hatte.

„Was willst du da, alter Geselle?“ fragte Antonio verwundert.

„Ohne Umstände, Signore Antonio,“ entgegnete trotzig der Alte, „wo Ihr hinzieht, ziehe ich auch mit. Das wäre noch schöner, wenn ich meinen jungen Herrn, den mir sein seliger Vater auf das Gewissen gelegt hat, allein reisen lassen wollte! Ich kenne meine Pflicht so gut wie Einer! Ihr werdet mich schon gebrauchen.“

Antonio sprang eine Thräne in das Auge; er entgegnete Giovanni kein Wort und rief dem Postillon zu, während er sich in den Wagen hineinschwang: „Fahr' zu, Schwager!“

Der Wagen rollte zum Thore hinaus, während die Stimme des Auctionators hinterher scholl: „Zum dritten und letzten Mal!“

Zehntes Capitel.

Auf der Brigg Scipio, welche im Hafen von Marseille vor Anker lag, um das Bataillon deutscher Philhellenen zur Ueberfahrt nach Hellas aufzunehmen, schaukelte sich oben Thriaki in den Tauen und sang mit lauter, klingender Stimme ein Freiheitslied von Rhigas in den Wald der vielen hundert Schiffe hinein, welche hier ringsum mit ihren Masten emporstarrten. Es lag unfern davon ein ägyptisches Kauffahrteischiff, auf dessen Verdeck die arabischen Matrosen herumlagen, welche er damit zu ärgern gedachte. Sie hatten ihm jedoch den Rücken zugedreht. Dafür hatte er ein desto theilnehmenderes Publikum an den spanischen und französischen Schiffsleuten, welche ihm von allen Seiten „Bravo!“ zuriefen.

Thriaki war mit Achilleus zum Besuche auf dem Schiffe, denn sie wohnten noch in der Stadt zusammen mit den Philhellenen, mit welchen sie, begleitet von dem Commerzienrath Hoffmann aus Darmstadt, von Genf nach Marseille marschirt waren.

Die Abfahrt hatte sich schon seit einigen Tagen verzögert, da der Capitain einen frischen Nordwest abwartete.

Von Zeit zu Zeit kam Achilleus in den Hafen und auf das Schiff, um mit seinem Vater, dem Priester Athanasi, und seiner Schwester Zizina, denn Beide waren auf dem Schiffe geblieben, zusammen zu sein.

Sie hatten sich so viel zu fragen und zu sagen, daß sie kein Ende finden konnten. Beide saßen jetzt wieder unten in der Kajüte zusammen, Athanasi lauschte dem

Gespräche seiner Kinder, welche von ihren Kindertagen sprachen.

„Erinnerst du dich noch," fragte Zizina, „wie du mich auf dem Nachen weithinaus auf das Meer ruderteſt und plötzlich ein Gewitter heranzog mit fürchterlichem Windesbrauſen, daß die Wogen berghoch gingen?"

„Wohl erinnere ich mich," entgegnete Achilleus, „wie du ſo ängſtlich zu weinen und zu jammern begannſt, als wären wir ſchon verloren."

„War es nicht gefährlich genug?" verſetzte Zizina, „lagen wir nicht alle Beide auf dem Boden des Nachens, den wilden Wogen überlaſſen?"

„Gingen ſie nicht brandend auf das Ufer zu?" fragte lachend Achilleus. „Es iſt mir, als ſpürte ich jetzt noch, wie du meinen Arm damals in der Todesangſt gedrückt haſt."

„Und wäre denn der Nachen nicht auch am Strande zerſchellt worden," entgegnete Zizina, „wenn nicht der Vater mit unſeren Nachbarn uns dort mit eigener Gefahr gerettet hätte? Wüßte nur das Alles von dir deine ſchöne Braut aus Spanien, ſie würde gewiß dir nicht mehr gut ſein. Sprich, Achilleus, wird ſie mich denn auch lieben?"

„Gewiß, wie eine treue Schweſter!" verſetzte Achilleus.

„Aber wann wird ſie denn zu uns kommen?" fragte Zizina.

„Unſere Briefe," entgegnete Athanaſi, „welche wir ihr zur Antwort auf die Zuſchrift an dich geſendet haben, kann ſie noch nicht in den Händen haben. Sollte unſere Brigg in das Meer ſtechen, ehe ſie noch hier iſt, ſo bleibe ich mit Zizina in Marſeille zurück, um ſie zu empfangen, du aber mußt unterdeſſen mit dem Corps der Philhellenen abreiſen. Ihr könnt uns auf Hydra erwarten."

„Ich weiß nicht," verſetzte Achilleus, „warum heute immer in mir die faſt thörichte Hoffnung aufſteigt, daß ſie hier in Marſeille noch eintreffen müſſe, ehe wir ſegelfertig ſind. Ehe ich hierher kam, mußte ich auf dem Fort von Nôtre Dame de la Grace nach allen

Schiffen ausspähen, als hätte ich irgend eins entdecken gekonnt, welches sie von Italien herüber brächte!"

Jetzt trat der Capitain Petro aus Ipsara herein und rief: „Achilleus, der Wind setzt noch in künftiger Nacht günstig um! Ich seh' es am Sonnenuntergang, es macht Nordwest! Morgen früh bei Tagesanbruch werden die Anker gelichtet. Daß die deutschen Philhellenen an Bord kommen! Sieh' zu! Zeit verloren, viel verloren!"

Achilleus sprang bei dieser Nachricht empor und entgegnete: „Sorge dich nicht! Bei Anbruch des Tages kommen wir Alle an Bord!"

Nach diesen Worten küßte er seinem Vater die Hand, seiner Schwester die Stirn, stieg auf das Verdeck, wo ihn Thriaki erwartete, und kehrte mit ihm in die Stadt zurück, um die gute Nachricht den Philhellenen zu überbringen.

Athanasi und Zizina sahen vom Borde des Schiffes aus dem Boote nach, auf welchem Achilleus zurückfuhr, bis es zwischen den Schiffen verschwunden war.

Die in Purpurwolken untergehende Sonne warf den letzten Strahl auf den griechischen Priester, welcher, wie ein König der Vorzeit, groß und mächtig, mit dem vollen, silberglänzenden Bart und Haupthaar, die Priesterbinde um die Stirn, in seinem langen, weißwollenen Gewande hier auf dem Verdecke stand, während sich seine schöne Tochter an seine Brust schmiegte.

Ihr Antlitz mit der Senkung der Stirn zur feinen Nase, den dunkeln, großen Augen in gewölbten Augenhöhlen, mit dem weiten Schnitt der Augenlider, der kurzen, aufgebogenen Oberlippe und dem vollrunden Kinn, erinnerte an die altclassische Darstellung der Helene, wie wir sie aus Vasengemälden kennen.

Ein weißes Gewand von durchsichtiger Mousseline umgab das Haupt und fiel über die Schulter den Rücken hinab, während das lange, faltige Ueberkleid von persischen Shawls ihre schlanke Gestalt verhüllte bis hinab

zu den Spitzen der hochbesohlten Kothurnpantöffelchen von rothem Saffian.

„Sieh' hin, Vater," rief sie jetzt und deutete mit der lebhaft ausgestreckten Hand auf ein Boot hin, welches sich näherte, „sieh', zwei Frauen, eine jüngere und eine alte, sitzen neben einander, und die jüngere erinnert mich an unsere Irene! — Saß sie nicht so ruhig und stolz, die Hände kreuzweis über den Schoos gelegt? — Nun kommen sie näher! — Schade, daß sie verschleiert ist, sie muß unserer Irene ähnlich sein! — Sieh' nur, wie Irene, so hat sie auch den rechten Fuß zurück, und den linken im Sitzen vorgeschoben! — Wäre Irene noch am Leben, sie müßte es sein!"

„Sie erinnert mich selbst an mein heiliges Kind," entgegnete der Greis. „Sie rudern auf uns zu, sie halten!" flüsterte Zizina; „sprich mit ihnen, Vater! Sag', sie sollen heraufkommen, ich möchte ihr Gesicht ohne Schleier sehen!"

Das Boot hatte angehalten; der jüngere, vornehme Mann darin rief herüber: „Seid Ihr der Papas Athanasi, der Vater meines Freundes Achilleus?"

„So bist Du wohl Antonio?" fragte der Papas dagegen.

„Ich bin Antonio aus Verona."

„Und Isabella?" rief Zizina.

Mit drei mächtigen Ruderschlägen flog das Boot heran.

Isabella stieg zuerst, unterstützt von Antonio, an Bord, dann folgte Ines und nun Antonio, hinterdrein sein getreuer Giovanni.

Isabella lag in den Armen Zizina's, sie hielten sich weinend umschlungen, als hätten sie sich schon seit Jahren gekannt.

Athanasi drückte Beide an seine Brust und rief: „Der Herr erhebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch seinen Frieden! Sei deinem zweiten Vater willkommen, Isabella, du Erwählte meines Sohnes!"

„Und Ihr, Antonio," wandte er sich zu ihm, „kommt

an mein Herz! Ihr bringt uns große Freude und das neue Glück! —

„Doch hier hält noch Euer Boot! wollt Ihr nicht bei uns bleiben?“

„Für immer!“ entgegnete Antonio, „denn ich bin ein Philhellene!“

„Willkommen im Namen des helleniſchen Volkes!“ rief der Papas.

„So fahre zurück, Giovanni,“ befahl Antonio, „grüße unſern Capitain, mach' Alles mit ihm ab und bringe unſer Gepäck hierher an Bord.“

Es war dunkel geworden. Petro, der Capitain des Scipio trat jetzt heran, legte die Hand auf das Herz und begrüßte die Neuangekommenen.

„Wollt Ihr jungen, lieblichen Blumen,“ wandte er ſich zu Zizina und Iſabella, „nicht der Nachluft ausweichen und in die Kajüte hinabſteigen? Befehlt meinem Pädi, was Ihr begehrt; — eine Taſſe Kaffee? Pädi, Kaffee und Glühwein in die große Kajüte, ſchnell! Wo ſteckt du?“

„Hier bin ich ſchon,“ rief das Pädi.

Jetzt führte er die Geſellſchaft hinab in die geräumige Kajüte, ſah überall nach Ordnung und ſtieg dann wieder hinauf, um Alles zur Abfahrt zurüſten zu laſſen.

Wie jetzt Iſabella die Mantille und das Obergewand abgeworfen hatte und an das Licht trat, fiel ihr die lebhafte Zizina heftig um den Hals und rief: „O du wunderbar Schöne, der glückliche Achilleus! Vater!“ rief ſie dann wieder, „ſieh' an deine neue Tochter!“ und trat einen Schritt zurück, daß er Iſabella, welche beſchämt und doch lächelnd die Augen niedergeſchlagen hatte, ſehen konnte, dann aber drückte Zizina ſie wieder in die Falten ihres Gewandes und rief: „Nun ſoll dich Niemand früher ſehen, als unſer Achilleus! Sieh', er iſt noch in der Stadt, morgen früh kommt er herüber, dann ſollſt du ihn ſehen!“

„Zizina,“ ſprach der Papas dazwiſchen, „gönne der lieben Iſabella Ruhe. Kommt Beide, ſetzt Euch zu uns auf die Polſter. Seht, das Pädi bringt den Kaffee.“

„Ihr wollt mich, frommer Vater," wandte ſich Iſabella zu ihm, „aufnehmen als Eure Tochter? Darf ich Euch gehorſam ſein? Ich will mir alle Mühe geben, Euch zu gefallen. Zizina wird mich ſchon lehren, wie ich Euch dienen muß, um von Euch geliebt zu werden."

„Du haſt, edle Tochter," verſetzte der Papas, „meinem Sohne dein Herz, deine Seele, deine Ehre vertraut, du willſt mit ihm durch dieſes Leben wandeln, Hand in Hand durch die Tage des Unglücks ſo muthig und freudig, wie durch die Stunden des Glücks, du kommſt um ſeinetwegen von einem fremden Volke herüber zu uns und willſt die Unſere ſein, das Alles ſetzt ein großes, edles, in Gott und der Liebe geheiligtes Herz voraus, du ſollſt das Kleinod unſeres Hauſes ſein! du wirſt jetzt mit mir nach Hydra ſchiffen und dort bei uns wohnen; Achilleus wird mit der griechiſchen Flotte auslaufen gegen die Osmanli! Wirſt du die Sorge um den Fernen ertragen?"

„Ich weiß, er kämpft für den Heiland und Hellas!" entgegnete Iſabella, „ich werde nicht geringer ſein, als die helleniſchen Jungfrauen ſind."

„Aber die Zeit des Friedens," fuhr Athanaſi fort, „wird kommen und Gott wird es fügen, daß ich zum großen Feſte der Freiheit Euch vermähle vor dem Altare und in Euch die neue Zeit der Wiedergeburt meines Volkes einſegnen kann."

Iſabella hing an ſeinem Nacken, ihr Haupt war von der Hand des Greiſes, welche auf ihrer Stirne ruhte, leicht zurückgebogen.

„Doch jetzt," fuhr der Papas fort, „muß ich dich ganz meiner Zizina überlaſſen. Ich trete Euch die zweite, kleinere Kajüte ab, welche mir vorbehalten war; ich bleibe hier mit Antonio zuſammen."

„Das Nachteſſen ſchicke uns herein, Vater! Gute Nacht!" rief Zizina und zog Iſabella hinüber in die kleinere Kajüte, welche ihnen allein gehören ſollte.

Elftes Kapitel.

Isabella und Zizina schliefen nur wenig. Bis tief in die Nacht hinein erzählten sie sich von ihrem Heimathsleben, von Achilleus, von Spanien und Candia, und von Verona.

„Wenn wir nicht mehr italienisch sprechen müssen," rief zuweilen Zizina lebhaft dazwischen, „und du mit mir meine Sprache reden kannst, wie wollen wir erst da unsere Herzen gegen einander sprechen lassen!"

Wer hier im engen Raume bei dem Lichte der Hängelampe die Beiden, welche hier auf dem Polster zusammen saßen, hätte belauschen können, der würde das freundlichste Bild gesehen haben, was das Auge erblicken kann, — zwei Jungfrauen von den zwei verschiedensten und schönsten Völkern Europa's, in der ersten Blüthe der Jugend, Hand in Hand, ihre Gesichter zu einander geneigt, Herzen und Seelen zum schwesterlichen Bunde tauschend, einander so unähnlich, und doch in Schönheit und Anmuth so übereinstimmend, wie zwei Farben, welche sich durch den Gegensatz zu einander hervorheben und uns zugleich entzücken.

Es war so heimlich in diesem engen, abgeschiedenen Raume, daß selbst das Tosen im Hafen und in der Stadt, welches bis spät in die Nacht hineinrichte, nur, wie Waldrauschen, mit dem an die Seiten des Schiffes anplätschernden Gewässer in einander floß und, wie ein melodisches Summen, das Gespräch der beiden Jungfrauen durchwob.

„Der Freund meines Vaters, Tombasi, der unsere Flotte commandirt," erzählte Zizina, „läßt ein neues Kriegsschiff auf der Werft von Ipsara bauen. Er will unsern Achilleus, der auf dem Meere groß und tapfer geworden ist, zum Capitain darüber setzen. Sobald wir nach Ipsara kommen, wird das Schiff vom Stapel laufen und zur Flotte stoßen. Achilleus soll dem Schiffe einen Namen geben und unser Vater es darauf taufen. Ich weiß nun seinen Namen; wie du, „Isabella!" wird es heißen. Dann wird die blaue Flagge mit dem weißen Kreuze aufgehißt und wir rufen Alle: „Hurrah!" — — und nun hüpft das Schiff, wie eine Braut, in das Meer, daß das Wasser hoch über das Verdeck herüberspritzt. Aber weinen dürfen wir nicht, wenn wir dann von Achilleus Abschied nehmen, denn die Männer und die wilden Armatolen würden uns verachten." —

„Zizina!" rief Isabella, „ich habe schwere und herbe Stunden erlebt, und überwundenes Unglück macht ein tapferes Herz."

„Ich will mit dir," entgegnete Zizina, „dann täglich auf den Felsen an der Küste hinaufklettern, dort, wo die Kanone mit dem geflügelten Löwen liegt und in das Meer hinausgähnt, um die Freunde mit Donnern zu grüßen und den Osmanli Kugeln in das Gesicht zu werfen; dorthin setzen wir uns und schauen durch das Fernrohr, das dort steht, hinaus auf das Meer, ob nicht deine tapfere Isabella mit ihrem Achilleus am Horizonte erscheint. Da will ich dir großmächtige Geschichten aus alter Zeit von Miltiades und den Perserschlachten und unserem Miauli, von Leonidas bei den Thermopylen und Marco Bozzaris erzählen, indeß der frische Meerwind auf den blauen Drachen der Meereswogen donnernd an die Felsenwände heransaust; Isabella, das macht die Seele frisch! — Isabella, du wirst stärker sein, als ich, denn deine Augen flammen, wie dunkelblaues St. Elmofeuer auf den Spitzen der Masten um Mitternacht. Hat dir Achilleus nicht erzählt, daß oben auf der Spitze des

Schiffes, auf welchem er ist, zuweilen eine solche Glücksflamme brennt?“

„Wo er ist,“ versetzte Isabella, „flammt immer mein Glück! — Zizina, halte mich nicht für niedrig gesinnt, wenn ich von dieser neuen, gewaltigen Welt, welche sich vor mir aufthut, wie betäubt bin und betroffen hineinschaue; mein Herz springt so hoch empor, daß es mir weh thut! Ihm ist, wie einem Vogel, der in einem engen, kleinen, dumpfen, schmutzigen Käfige lange gefangen gewesen und nun plötzlich gerettet ist in die blaue Himmelsluft hinaus. Er flattert von Baum zu Baum und übt die matten Schwingen und sitzt wieder lange stille, bis so allmählig die Freiheitsluft ihm jeden Blutstropfen wieder frisch gemacht hat; schon am nächsten Morgen jubelt er mit den anderen Kameraden hoch empor zum Himmel, hinüber über die Berge und in die freien Wälder! Ich habe so lange unter verweichlichten und in der Knechtschaft erniedrigten Menschen gelebt, noch erst vor kurzer Zeit habe ich in Verona einen Blick thun müssen in die Seelen der Menschen, welche in dem übrigen Europa leben und Glück und Ehre in Geld und Titeln suchen müssen, Zizina, und Gott hat mich nicht bei ihnen verderben lassen wollen, er sandte mir deinen Bruder, und jetzt schenkt er mir einen zweiten Vater und dich, meine Schwester, damit ich die Liebe und die Freiheit, daß ich Gott kennen lernen und in der Seele gesund werden sollte.“

Während sich die beiden Jungfrauen besprachen, begann der Wind zwischen West und Nord zu wechseln, und Alles deutete an, daß er sich zum glücklichen Fahrwind umsetzen würde.

Die Schiffswache ging oben auf dem Verdecke auf und ab; der Steuermann hatte sich an den Arm des Steuers gelehnt und starrte, halb schlafend, halb wachend, in die große, prächtige Cannabierestraße hinüber, welche sich mit ihren dunkeln, großen Häusermassen bis herunter zum Hafen senkt. Nur hie und da war in der obern

Stadt ein Fenster matt erleuchtet von einer einsamen Lampe, doch am Hafen glühte heller das mitternächtige Laster durch einige rothverhangene Fenster wachend herüber zu den Schiffen, bis wieder der Morgen aufdämmerte und Alles im Hafen und in der Stadt lebendig wurde.

Schon stand der Capitain oben auf dem Verdecke und ertheilte rechts und links Befehle. Die ganze Mannschaft des Schiffes hatte sich festlich geschmückt, und kaum wurde es Tag, so war das Schiff zur Abfahrt bereit.

Jetzt erscholl der Ruf von allen Seiten: „Die Philhellenen! Die Philhellenen!“ Athanasi erschien auf dem Verdecke.

Die große Cannabierestraße herunter kam unter Jagdhörnermusik das Corps der Philhellenen, zuerst die Compagnie der Elitenjäger, nun eine Compagnie Infanterie, dann eine Compagnie Scharfschützen, und zuletzt eine Compagnie Artillerie, eine Schaar kampffreudiger deutscher Jünglinge, begeistert bis zum Opfertode. Voran schritt Achilleus, prächtig gewaffnet im weißen, mit Gold- und Seidenstickerei reichverzierten Gewande, die bunte Binde um die Hüfte geschlungen, von welcher in unzähligen Falten die blendende Fustanella bis über die Kniee hinunterfloß, in rothen, gestickten Schnabelschuhen, auf dem Haupte den ragenden, silbernen Helm, unter welchem hervor die dunkelblonden Locken im Morgenwinde flatterten und von der Schulter hängend an einer dicken, seidenen Schnur das krumme Spathi, den Türkensäbel.

Neben ihm ging Arnold wetteifernd mit ihm in weiten Turnerschritten, daß die Jagdbüchse, welche ihm von der Schulter herabhing, zusammenklang mit seinem Hirschfänger.

Jetzt kamen sie im Hafen an. In diesem Augenblicke erhob die Mannschaft des Scipio ein Jubelgeschrei,

die Philhellenen schwenkten die Fahnen und riefen begeistert herüber: „Eleutheria! Eleutheria!“

Jetzt stiegen sie in die Boote, welche bereit standen, sie an Bord zu bringen. Die Matrosen ruderten das Corps in wenigen Augenblicken heran. Jetzt sprang Achilleus in das Schiff, Athanasi streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Willkommen mit unseren Freunden! Aber auch ich habe für Hellas geworben — komm' hinunter in die Kajüte und begrüße auch meine Freunde!“

Athanasi ging voraus, Achilleus folgte ihm in gespannter Erwartung schnell nach.

Wie er in die Kajüte trat, sah er neben Zizina eine zweite Verschleierte stehen.

Er erstickte einen Freudenschrei, jetzt warf Zizina von dem Antlitze ihrer Freundin den Schleier zurück.

„Isabella!“ rief Achilleus, „Isabella!“

Sie lag an seinem Herzen und weinte.

Doch jetzt waren die Anker gelichtet, das Steuerruder wurde gewendet, die Spitze des Schiffes legte nach Südost um, ein jubelndes Hurrah erscholl, die Kanonen donnerten das Lebewohl, alle Schiffe im Hafen erwiederten den Gruß mit Kanonen, Drehbassen und Büchsen, und in allen Sprachen riefen viele tausend Stimmen dem davon eilenden Schiffe nach:

„Hoch Griechenland, seine Freunde und die Freiheit!“

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Fünfter Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung

BIBL.
VALVERS.
LIPS.

Inhalt:

Seite

Studien zur Kunst der Malerei 1

Bilder im Moose 163

Studien zur Kunst der Malerei.

Die Geschichte der Kunst ist zugleich die Geschichte des Seelenlebens der Menschheit in seinen höchsten Ergebnissen. Sowie sich in jeglicher Religion die Gottheit, so offenbart sich die Menschheit in der Kunst.

Zur Zeit hat das menschliche Geschlecht zwei solche Offenbarungen durchlebt.

Die erste Offenbarung in der Naturreligion durch die Völker der alten Welt, bei welchen in Indien und Aegypten der menschliche Geist noch ganz von den Gewalten der Natur bewältigt und in symbolischen Darstellungen befangen ist, bis er erst später wagt, die furchtbaren Lenker des menschlichen Geschickes in rein menschlichen Gestalten zu denken und in den freien Staaten Griechenlands so sehr sich erhebt, daß er die Götter in die Linien der Schönheit bannt und als ideale menschliche Wesen mit menschlichen Leiden und Freuden mitten in das Menschenleben hereinstellt.

Von dieser Ueberwindung der alten Naturreligion handeln die schönsten Stellen in den Eumeniden des Aischylus.

Als aber die Hellenen so sich selbst zu Göttern des Lebens in Freiheit und Freude emporgeschwungen hatten, überfiel sie die Ahnung, daß, wie sie selbst, auch ihre Götter einst gestürzt werden würden.

Das scheint das Schicksal der Menschheit und ihre Aufgabe, daß selbst das Höchste und Heiligste von ihr überwunden werden müsse, damit ein noch höheres Princip zur Herrschaft gelange in ihr.

Deshalb finden wir die Blüthe einer Kunstepoche

immer da, wo ein Glauben seinen Culminationspunkt bereits überstiegen hat; denn die Kunst ist das sichtbare Ringen der menschlichen Seele, das Unsichtbare und Ueberirdische sichtbar und irdisch zu machen und dergestalt zu überwinden.

Nachdem die Menschheit die erste große Aufgabe durch die Hellenen gelöst hatte, konnte ihr erst die zweite gestellt werden.

Diese zweite Offenbarung der Kunst ist die christliche, wo die Gottheit aus der Natur und dem unmittelbaren Verkehre der Menschen zurückweicht, das Band der Nationen auflöst und die Geister der Menschen zu einer Gottgemeinschaft emporreißt, — eine Idee, welche das germanische Mittelalter unter Kaiser und Papst auszuleben hatte.

Wenn im Alterthume der allgemeine ideale Begriff des Daseins eines Volkes, eines Volksstammes oder einer Stadt, das Individuum dagegen nur in Bezug auf diese allgemeine Idee eine Bedeutung hatte, mithin dort von selbst die Kunst dem Ideale sich zuwenden mußte, so hatte die Kunst, welche aus dem Christenthume erwuchs, zur Aufgabe geradezu das menschliche, zur Gemeinschaft mit Gott anringende und dadurch geheiligte Individuum des einzelnen Menschen. Dort ideale, plastisch dargestellte, allgemeine Begriffe, — hier seelenbegabte, besondere Individuen! — Dort vorwaltend marmorne, strenge Gebilde, hier die warme Farbe in Nüancirung der zartesten Seelenzustände! — Dort mehr die ganze menschliche Gestalt mit allgemeinem, typischem Antlitze; hier Verhüllung der Glieder und der lebendigste Ausdruck des Gesichtes als eines Spiegels der Seele.

Die Natur hatte, eben weil sie immer strebt, sich in äußeren Formen zur Erscheinung zu bringen, in den Völkern der alten Welt ihr höchstes Princip — die Schönheit durch die Kunst errungen.

Kaum war diese große Aufgabe durch die Menschheit gelöst, als mit den in sich zerfallenden griechischen Staa-

ten in Socrates und Plato sich die Sehnsucht nach einem neuen, beseelenden Principe aussprach, das mit dem Christenthume in die Welt treten sollte.

In einem bekannten Märchen spricht sich bildlich dieser Uebergang von der alten zur neuen Zeit am herrlichsten aus. Es wird uns erzählt, daß unten im Meere in crystallenen Schlössern wunderschöne Frauen, Ondinen, fröhlich leben, bis sie eine unendliche Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele empfinden, welche sie nur erhalten können durch die vertrauteste Liebe mit einem christlichen Manne. Die schönsten Volkslieder feiern das Glück und Unglück der Liebe zwischen christlichen Rittern und Meerfrauen.

Als eine solche Ondine empfing die zur griechischen Schönheit verklärte Menschheit den heiligen Geist des Christenthums.

Obschon der Septimenaccord in der Musik eine Dissonanz ist, welche das Ohr fast beleidigt, so ist doch erst durch ihn möglich geworden, in der Musik die tiefsten Seelenzustände auszudrücken. Als ein solcher Septimenaccord trat das Christenthum in die menschliche Brust und hob die einfache Harmonie auf, welche sich jetzt in Spiritualismus und Sensualismus zerlegte.

Sowie jetzt die Kunst bald spirituell und eben deshalb didaktisch, bald sensuell in einer seligen Versenkung der Seele in die Mysterien des himmlischen Heiles, die Idee des Christenthums zu lösen suchte, bis sie, wie in Verzweiflung an der Lösung der ihr gestellten Aufgabe, in sinnliche, leibliche Lust hinein und dem Untergange bachantisch zujauchzte; so ist auch hier in allgemeinen Zügen das Drama dieser beiden bevorstehenden Tendenzen in der christlichen Kunst mit Hindeutung auf die höchsten Glanzpunkte ihrer Entwickelung anzudeuten.

Diese höchste Entwickelung der christlichen Kunst fand Statt in –

Italien.

Das römiſche Volk, welches aus Abenteurern verſchiedener italiſcher Völker zuſammengefloſſen war, mußte, wie in naturgemäßer Entwickelung, endlich die hauptſächlichſten Nationalitäten der alten Welt auflöſen und romaniſiren.

Dieſe Thatſache ging dem Chriſtenthume voraus, welches das in der Theorie vollendete, was in der Praxis geſchehen war.

Wie die jungen Völker des Nordens und Oſtens mit Aufgebung ihrer Heimath und ihrer Nationalität ſich in das römiſche Reich hineinſtürzten und mit den entarteten Abkömmlingen der alten Völker in Eins zuſammenfloſſen, wurde die romaniſche Völkermaſſe durch germaniſches Blut verjüngt und die germaniſchen Völker dagegen von alter Bildung durchgeiſtet im neuen Glauben an den menſchgewordenen Gott.

Während das weltliche römiſche Kaiſerthum ſich erneute in den deutſchen Königen mit dem alten, materiellen Streben nach der Weltherrſchaft, entwickelte ſich gegenüber das Papſtthum aus der neuen Idee von der inneren und äußeren Einheit der chriſtlichen Kirche, in welcher von ſelbſt eine geiſtige Anwartſchaft auf die Beherrſchung der Welt ſich herausbilden mußte, ſo daß das neue, römiſch-deutſche Reich einen weltlichen und einen irdiſchen Herrſcher erhielt. Der nothwendige Kampf dieſer beiden Gewalten miteinander, welcher aus dem chriſtlichen Dualismus des leiblichen und geiſtigen Lebens hiſtoriſch hervorgehen mußte, gab als Reſultat das geſchichtliche Leben; wie jedoch die bürgerliche Freiheit die Blüthe deſſelben war, ſo hebt ſich wieder als höchſtes und Letztes daraus hervor die Vollendung der Kunſt in der Erfaſſung und Bewältigung der Geſammtidee des chriſtlichen Mittelalters.

Wie der altägyptiſche Cultus von Tod und Grab ausging, ſo knüpfte ſich auch der chriſtliche an das Leiden

und Sterben des Heilandes und ging aus vom Grabe. Ebenso wie dort die Kunst symbolisch war, so begann auch jetzt die christliche in den römischen Katakomben mit der Darstellung von Symbolen.

Theilte sich in Aegypten die Herrschaft über das Volk zwischen Priester und König, so zeigt uns das Mittelalter dieselbe Erscheinung in Papst und Kaiser.

Die Weltgeschichte sucht die ihr von Anfang an gestellte Aufgabe der Versöhnung des leiblichen und geistigen Daseins immer in höherem Umfange zu lösen. Das ist ihr ewiges Gesetz, welches sie zu erfüllen sucht.

Deshalb wird jede große Weltperiode der anderen, in's Besondere bei ihrem Beginne, ähnlich sein, so die christliche der ägyptischen Kunst gegenüber.

Gegen das Ende des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung übt sich wieder die, früher vom Christenthume zurückgewiesene, heidnische Kunstfertigkeit, welche sich allmälig zu christlichen Darstellungen herübergeläutert hatte, in Ausschmückung der römischen Basiliken mit Mosaikgemälden. Diese Kunst suchte in diesem Zeitraume das, was über alle Begriffe erhaben ist, theils noch mit symbolischen Zeichen, wie das Lamm auf dem Throne, theils schon in Gestalten von großen Dimensionen auszudrücken.

Allmälig weichen die symbolischen Zeichen mehr in die Nebenräume, und Christus mit den Aposteln füllt den ganzen Raum hinter dem Hauptaltare, die große Nische der Basiliken, in riesigen Gestalten, Ehrfurcht gebietend, aus.

Eine ewige, heilige Todesruhe ist in allen Mienen und Gliedern ausgeprägt. Alle diese heiligen Bilder in geweihten Räumen machen denselben Eindruck auf das Gemüth, wie ein ernster Choral in langgezogenen Orgeltönen. Jede Leidenschaft, jede Regung des gemeinen Lebens ist von solcher Stätte verbannt.

Es war die Zeit der Furcht, wozu noch der Glaube

trat, daß mit der Beendigung des ersten Jahrtausends das Weltgericht anbrechen werde.

Hatte so der menschliche Geist diese großartigen, strengen Formen für die Gegenstände seiner Anbetung erfunden, so schien er jetzt selbst in ihnen zu erstarren. Sie wurden auf Jahrhunderte unverrückbare Typen, und in ihnen lag gebunden, wie in einem Fruchtkerne, der Keim der zukünftigen Pflanze mit seinen beiden Blättchen, fast noch ganz zusammengewickelt, — der Dualismus des Mittelalters — die spirituelle und sensuelle Tendenz.

Noch aber hatten sich die Factoren der neuen Weltgeschichte, Papst und Kaiser, nicht bis dahin entwickelt, wo ihr Kampf beginnen mußte. An Fortentwickelung der Kunst war so lange nicht zu denken, als das historische Leben des Mittelalters noch nicht seinen Mittelpunkt in einem bestimmten socialen Zustande gefunden hatte; denn die Kunst ist der Culminationspunkt des Lebens.

Mitten im Sturme des langen Kampfes der Päpste mit den Kaisern erwuchs als das diese beiden Tendenzen neutralisirende Princip, die Freiheit der vielen italienischen, in's Besondere der lombardischen Städte in dem Bündnisse mit den Päpsten gegen die Gewalt der Kaiser und ihre Heerzüge.

Wie aber nicht Eins oder das Andere der sich einander entgegengesetzten Principien, welche um die Herrschaft über einen geschichtlichen Zeitraum mit einander bis zu ihrer gegenseitigen Vernichtung kämpfen, das Recht auf einseitige Existenz hat, sondern beide Principien nur eben da sind um des Kampfes Willen, welcher das historische Leben als fortlaufendes Product der streitenden Principe selbst ist, ebenso wird eine weltgeschichtliche Periode nur da zum Abschluß in der Kunst gelangen, wo dieser Kampf den engsten Kreis mit der größten Energie beschreiben und abschließen, mithin das ganze, weitverbreitete Völkerleben, wie im Fokus eines Brennspiegels, zusammendrängen wird zum freibürgerlichen

Daſein, welches ſich wieder in der Kunſt zur Verklärung bringt.

War der Kampf der geiſtlichen mit der weltlichen Macht unter Gregor VII. und Heinrich IV. erſt recht ausgebrochen, ſo begann zu gleicher Zeit das heftigſte, republikaniſche Drängen in den Städten Oberitaliens, welche ebenſo wieder als päpſtliche Bundesgenoſſen in den weiten Strudel des Kampfes mit hineingeriſſen wurden.

Nur eine der größeren Städte Italiens ſchien von allen dieſen wilden Kämpfen unberührt zu bleiben. Florenz, ſo glücklich gelegen, nicht zu nahe der Lombardei, welche den erſten Anſturm der Kaiſer zu ertragen hatte, noch auch gar zu nahe dem Sitze der Päpſte in Rom, deren ſanftere Art ebenſo die freie Entwickelung einer Stadt gefährden mußte, ſchien nur ein idylliſches Traumleben zu führen bis zum Jahre 1215, wo die Familien Buondelmonti und Uberti zu Haß und Mord gegen einander aufſtanden und ſpäter als Ghibellinen und Welfen und weiter als Schwarze und Weiße den großen Kampf des Mittelalters unerbittlich auskämpften, hin und hergeſchleudert zwiſchen wilder Demokratie und zügelloſer Ariſtokratie.

Es war daher eine hiſtoriſche Nothwendigkeit, daß aus dieſer in Florenz erfolgten Concentration des Mittelalters auch die höchſte Blüthe der Kunſt ſich entfaltete.

Hatte die Kunſt faſt genau bis zu dieſem Zeitpunkte in Italien wie im Todesſchlafe gelegen, ſo ſchien der byzantiniſche Grieche bis dahin von der Weltgeſchichte als Cuſtode der alten Kunſtfertigkeiten angeſtellt geweſen zu ſein, um dieſelben zur rechten Stunde dem Italiener zu übermachen.

Das byzantiniſche Reich, nicht, wie das abendländiſche, verjüngt durch die jungen, germaniſchen Völker, erſcheint in der ganzen Geſchichte des Mittelalters, wie ein kindiſch gewordener Greis, der mit buntem Spiel-

werke spielt und von den Jahren der Jugend nur die Untugenden übrig behalten hat. —

So todtsalt, wie das ganze Leben der Byzantiner, blieb auch ihre Malerei. Die Gesichter schauen aus dem Goldgrunde, grünlich, gelb, stumpf und leblos in typischer Weise heraus, die Gestalten selbst sind lang und hager ohne lebendige Bewegung.

Kurz vor Ausbruch der bürgerlichen Unruhen in Florenz wird, wie durch besondere Fügung, im Jahre 1204 Constantinopel durch die Lateiner erobert und geplündert, zugleich werden byzantinische Künstler über Italien verstreut, welche die alte Kunstfertigkeit dem zur Freiheit erstarkten italienischen Bürger zubringen.

Schon in den Wandmalereien in Parma vom Jahre 1230 zeigt sich der neue, wilde Geist in heftiger Bewegung und Leidenschaftlichkeit der Figuren und in kräftigen Farben neben byzantischer Schulenstrenge. Es ist der Kampf der Jugend mit althergebrachter Form.

Zugleich leben wieder auf alte Philosophie, Poesie, und hellenische, republicanische Politik. Der Bildhauer Nicola Pisano eilt zu der alten Kunst zurück und bildet ihr seine Gestalten nach in der höchsten Vollendung.

Da tritt auch der erste, große Maler Italiens, Giovanni Cimabue auf, erst gebannt in byzantinische Manier, von der er sich später losringt mit Modellirung des Nackten nach der Natur. Die neuerwachte Kunst scheint seine Malereien in der Oberkirche des heiligen Franciscus in Assisi in den Medaillons, worinnen Christus, Maria, Johannes der Täufer und Franciscus dargestellt sind, jauchzend mit Blumenranken und kletternden, fröhlichen Genien umgeben zu haben.

Seine Gesichter sind nicht mehr todt, sie schauen nur noch träumend in die Dämmerung des junger Tages herein.

Schüchtern, langsam, aber sicher schritt die Kunst weiter von einem Genie zu dem anderen.

Cimabue findet einen Hirtenknaben, welcher bei seiner

Heerde sitzt und ein Schaf auf einen Stein zeichnet, Cimabue nimmt den Knaben zu seinem Schüler an. Dieser Hirtenknabe, welcher bald ganz Italien entzücken sollte, war Giotto, geboren im Jahre 1276 zu Vespignano bei Florenz. Sein Freund war Dante.

Gleich diesem faßte Giotto die Geheimnisse der Religion spirituell, oder didaktisch-allegorisch mit der individuellsten Charakteristik der dargestellten Figuren auf.

Diese spirituelle Auffassung des Himmlischen und Irdischen, wird von Giotto an die hervorstehende Richtung der toscanischen Malerschule bis auf Michael Angelo, mit welchem sie sich abschließt.

Wie in der Geschichte der italienischen Poesie Dante die spirituelle, die episch-didaktische Richtung, dagegen Petrarca die sensuelle, lyrische Richtung des Mittelalters darstellt, so beginnt auch zugleich neben Giotto diese zweite Linie, die sensuelle, durch die christliche Kunst parallel mit der ersteren sich hinzuziehen.

Simone di Martino in Siena, Giotto's Zeitgenosse, bezeichnet den Anfang dieser Kunstrichtung.

Sein bedeutenderes Werk ist ein Altarbild in Siena, welches aus mehreren, jetzt zerstreuten, Tafeln besteht.

Die Figuren, welche er gemalt hat, sind aufgelöst in Sehnsucht und Andacht. Diese Richtung, welche sich ganz in das Gefühlsleben vertieft, hat als das Höchste, was sie erstrebte, die göttliche Jungfrau mit dem Kinde darzustellen gesucht. Ihr verdanken wir die heiligsten, tiefempfundensten und innigsten Madonnenbilder.

Wie die didaktisch-epische Seite der italienischen Kunst in Michael Angelo die höchste Vollendung erreichte, so diese lyrische Richtung in dem Dominikanermönch Fra Giovanni Angelico da Fiesole, in Florenz.

Wie dieser fromme Maler ganz Eins in Leben und Kunst war, ganz aufgelöst in Demuth und Frömmigkeit, so sind auch seine Gemälde, wie reine Spiegelbilder seiner heiligen Seele; — man kann sagen: er betete in Farben. Wie ihm, so ist seinen Bildern, welche ganz

Hingebung an das ewige Heil in kindlicher, seliger Wehmuth sind, die Leidenschaft des Lebens fremd. Seine Werke machen ohngefähr den Eindruck, wie in der Musik das Miserere von Allegri.

Diese Richtung mit ihrer bestimmten Hinneigung zur Darstellung der heiligen Mutter mit dem Kinde verbreitete sich jetzt von Siena und Florenz aus durch ganz Italien, so in Bologna in Vitale dalle Madonna, so in Padua durch Jacopo d' Avanzi.

Sehr verwandt mit Fra Angelico ist Gentile da Fabriano. Ihre Werke verhalten sich zueinander, wie in der deutschen mittelalterlichen Dichtkunst Tristan und Isolde zu Parcival; während dort, wie bei Gentile, das ritterliche, bunte, fröhliche Hofleben, so ist hier und bei Fra Angelico das geistliche Element vorherrschend.

In ähnlichen Bestrebungen sehen wir die Künstler Venedig's, Verona's, und Mailand's mehr oder minder glücklich.

Waren so bis jetzt beide Kunstrichtungen ganz von der Religion beherrscht, so scheint jetzt die Kunst ihrer sich zu bemächtigen. Das ägyptische Element der mittelalterlichen Kunst geht in das Hellenische über.

Wie einst Perikles die Geschichte Athens in Befreiung aller geistigen und materiellen Interessen, so brachten jetzt die Mediceer die Republik Florenz zu ihrer höchsten Blüthe im Genusse des bürgerlichen Daseins.

Zugleich mit ihnen sucht die Kunst die Fesseln des religiösen Cultus abzuwerfen in der Ueberwindung des Allegorisch-Didaktischen, zugleich mit Unterdrückung der wuchernden Gefühlsrichtung mit Begeisterung für das wirkliche, doch noch durch die Religion getragene, freibürgerliche Leben.

Masaccio brach zuerst kühn sich die Bahn zu dem wahrhaftigen Leben des Menschen. Hinter ihm liegt alles Symbolische, Allegorisirende und alle lyrische Schwärmerei. Seine Wandgemälde in S. M. del Carmine in Florenz repräsentiren diese neue Entwickelung der Kunst. In die

heiligen Geschichten auf seinen Gemälden drängen sich Gruppen aus der unmittelbarsten Gegenwart in ihrer malerischen Tracht als ruhige Zuschauer herein.

Können wir die früheren Kunstrichtungen episch und lyrisch nennen, so ist mit Masaccio die Kunst dramatisch geworden.

Kurz nach ihm schwärmt auf dieser Bahn, wie ein junger Bacchante, Fra Filippo Lippi in die sinnlichste Lust und Weltlichkeit hinaus. Fast auf gleicher Bahn schreiten Sandro Botticelli und Benozzo Gozzoli, ersterer phantastisch, letzterer mit heiterer Andacht, zur Natur in Scherz und Laune weiter vor.

So auch Domenico Corradi, genannt Domenico Ghirlandajo, der große Meister der Kunst, welcher diese neue Richtung zum Ziele führt.

Seine Kunstwerke sind die klarste Abspiegelung des herrlichsten Lebens in seiner Vaterstadt Florenz, voll mächtiger Gestalten und wunderbar lebendiger Gesichter.

Die Begebenheiten der Heiligen, welche er darstellt, zieht er ganz in das kräftige, bürgerliche Leben seiner Zeit hinein. Seine besten Gemälde im Chore von S. M. Novella zu Florenz sind das Leben der Maria und das des Täufers Johannes.

Wenn so die christliche Kunst sich dem Principe der griechischen insoweit näherte, als sie, wie jene, die Gegenstände ihrer Anbetung plastisch in das Leben selbst hineinrückte und die Schönheit der Natur als ein selbstständiges Princip in der Malerei gelten ließ, so darf man sich nicht wundern, wenn sich die Künstler jetzt mehr und mehr dem Studium der Antike hinnäherten, zuerst durch Antonio Pollajuolo und Andrea del Verrocchio, beide Maler und Bildhauer zugleich. Dieser Versuch, die Natur im Idealen zu erfassen und sie in dieser Weise zur Darstellung der Schönheit in religiösen Vorwürfen geschmeidig zu machen, welchen schon Nicolo Pisano, der Bildhauer, früher mit Erfolg gemacht hatte, zieht sich, wie ein goldener Faden, an welchen durch-

sichtige Kugeln gereiht sind, durch die florentinische Kunst als ein heller Schein hindurch. Dieser Versuch wird jetzt von der spirituellen Richtung bis zum Resultate gesteigert in dem großen Vorläufer Michael Angelo's, in Luca Signorelli von Cortona in den Wandgemälden in einer Capelle des Domes in Orvieto, welche das Ende der Welt darstellen in der Geschichte des Antichrists, in der Auferweckung der Todten, mit der Hölle und dem Paradiese.

Auf der andern Seite wurde in Nachahmung der alten Kunstwerke die Schule von Padua hervorgerufen durch Francesco Squarcione, welcher die Kunst nach alten Statuen, Reliefs und Vasengemälden zu lehren versuchte, unter dessen zahlreichen Schülern, welche sich über Italien später verbreiteten, der Vorzüglichste Andrea Mantegna ist.

Der Einfluß der Paduanischen Schule erstreckte sich sehr bald auf Ferrara, Mailand und Venedig, in letzterer Stadt durch die beiden Viviani, Antonio und Bartolomeo, von welchen der Erstere sich auszeichnet durch den Schmelz der Farbe.

Hier in Venedig sollte nicht der tiefe Gedanke, nicht die Zeichnung, sondern die Farbe das herrschende Princip werden, damit die italienische Malerkunst in jeder Richtung hin das Höchste erreichen möchte.

Dieses neue Princip kommt in's Besondere zum Durchbruche in Antonello von Messina, welcher in den Niederlanden in der Schule des Johann van Eyck die Behandlung der Oelfarbe erlernt und sie nach Venedig gebracht haben soll.

Wie Paläste und Kirchen die Einrahmung des venetianischen Lebens, klares Meer und sonnige Luft der Grund sind, vor welchem sich die kräftigen Gestalten der republicanischen Kaufleute bewegen, so kommen in klarer Heiterkeit schon in den Gemälden Giovanni Bellini's, Antonello's Zeitgenossen, alle diese Elemente umgeben

von architektoniſchen Verzierungen zum Vorſchein. Seine Schüler waren Giorgione und Tizian.

Wie oft eine einzige Frühlingsnacht alle Blüthenknospen, welche eine Reihe warmer Tage bis zum Zerſpringen angeſchwellt hat, plötzlich öffnet, daß bei anbrechendem Morgen die ganze blühende Erde in Glanz und Duft vor Entzücken zittert, ebenſo ſchien es zu dieſer Zeit mit der Kunſt zu ſein.

Hatte zu dieſer Zeit die Kunſt in Venedig den Schmelz der Farbe gefunden, ſowie ſie in Florenz und Oberitalien bis zur objectiven Schönheit und zur Natur, zugleich auch zum Studium der Schönheit durchgedrungen war, ſo wurde auch die ſenſuelle Richtung, erſt in Siena, dann durch da Fieſole in Florenz, ſpäter vorzüglich in Umbrien durch Pietro Antonio di Foligno in Aſſiſi, beſonders durch Nicolo Alunno von Foligno, und endlich durch Pietro Vanucci della Vieve, Perugino genannt, dem Lehrer Raphaels, in Perugia gepflanzt.

Kurz vor und im peloponneſiſchen Kriege, wo die Macht und Herrlichkeit der griechiſchen Freiſtaaten auf ewig zuſammenbrach, und in Sokrates und Plato die Vorahnung des neuen Princips der künftigen Geſchichte ſich ausſprach, gedieh die alte Welt, die Naturſeele durch die Kunſt in idealer, äußerer Schönheit zu ihrer Vollendung. So jetzt der Geiſt des Mittelalters in der Malerkunſt auf dem Wendepunkte, wo ſich das chriſtliche Mittelalter endigte und die neueſte Zeit hereinbrach mit ihren Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei, mit der Entdeckung von Amerika und mit der Reformation.

Wie ſo die Weltgeſchichte mit Abſtreifung der mittelalterlichen Idee eine neue ſuchte, um welche ſie ſich bewegen ſollte, ſchlichtete ſich von ſelbſt der Kampf des Papſtthums mit dem Kaiſerthume. In gleicher Nothwendigkeit der Folge geſchah es, daß in den Städten und an den Höfen Italiens und Deutſchlands und anderer

Länder zugleich, und überall das mittelalterliche Leben zur Blüthenkrone der Kunst emporschoß.

Es machte sich jetzt das alte Gesetz geltend, daß die in der Freiheit entsprossene und herangewachsene Kunst nach dem Tode dieser ihrer Mutter hoffähig wird.

Bald sehen wir jetzt Papst, Kaiser und Fürsten als die großen Schutzherrn der Kunst, zunächst die Mediceer in Florenz, in der alten, heiligen Kunstwerkstätte.

In dieser Blüthenepoche tritt uns dort zunächst entgegen Leonardo da Vinci, wunderbar ausgerüstet mit allen Gaben des Daseins an Geist und Leib.

Bei seiner ganzen Erscheinung und seinem Drange, das verschiedenartigste menschliche Wissen zu erfassen und zu bewältigen, denkt man, wie von selbst, an Göthe, sowie dieser auch seine Wahlverwandschaft mit Leonardo in dem Bekenntniß, daß er sich doch am Meisten von ihm angezogen fühle, zu ahnen schien.

Seiner vorherrschenden Seelenrichtung nach zart und schwärmend, wie Göthe in Werther und Clavigo, und in seinen Frauengestalten fast sentimental, verbindet er diese Stimmung der Seele, welche ihn zur umbrischen Schule hinneigt, mit der Kraft des Gedankens der toskanischen Richtung.

Das ganze Leben von dem gemeinsten und verworfensten bis zu dem edelsten Menschen und bis zu dem Erhabenen und Göttlichen, handhabte er, wie ein Componist sein Handclavier.

Wie er, so erscheinen seine Gemälde und Compositionen tief, mild, schön und edel! —

Leonardo da Vinci, welcher von Florenz nach Mailand und später nach Frankreich ging, starb hier in den Armen seines Freundes Franz des Ersten.

Bernardino Luini, sein Schüler, ist seinem Meister am Treuesten nachgefolgt.

Zugleich entwickelte sich in Florenz der gewaltige Genius Michael Angelo Buonarotti, welcher nur 22 Jahre jünger war, als Leonardo da Vinci. Er

war Anatom, Architect, Bildhauer und Maler, in jeder Eigenschaft Meister. Wie von einem Dämon erschaffen, hereingestürzt in das Leben, sind seine Gestalten, die Träger sowie erhabener Leidenschaft, so des tiefsinnigen, ruhigen Ernstes. Papst Julius II. beruft ihn nach Rom; — dort findet er Raum, die sixtinische Capelle an den Wänden und den Decken mit seinen Schöpfungen zu beleben, mit den Geschichten der Genesis das Spiegelgewölbe, mit den Propheten und Sibyllen die Stichkappen, mit den Ahnen der heiligen Jungfrau die Bögen darunter über den Fenstern, Alles in einer wunderbaren, architectonischen Zusammenstimmung. Diese riesige Arbeit war in 3 Jahren vollendet. In seinem 60. Jahre malt er auf die Hinterwand dieser Capelle das jüngste Gericht — übermächtig, titanisch in den Gruppen der Verdammniß.

Von seinem Sterbelager aus sah er die Kuppel der Peterskirche, welche er erbaute, emporsteigen. Das spirituelle Princip des alten Testamentes erfaßte er so gewaltig, daß man sagen könnte, er habe die Geister desselben, den zornigen, eifrigen Gott und seine Propheten gezwungen, in der Kunst sich zu verleiblichen. Selbst sein Christus in dem jüngsten Gerichte ist nicht der Heiland der Christen, sondern der junge Jehova, der die ganze, abtrünnige Welt, mit den Gottlosen zugleich Petrus und Paulus zu verdammen scheint.

Kann man den Michael das kunstverklärte alte Testamemt nennen, so ist Raphael das neue Testament.

Aber immer noch heben sich aus dem florentinischen Leben herrliche Meister der Malerkunst empor, so

Baccio della Porta, als Mönch im Dominikanerkloster in St. Maria von Florenz Fra Bartolomeo genannt, ist in seiner Milde Leonardo da Vinci ähnlich; das Element der katholischen Religion ist in seinen Bildern zu menschlicher Anmuth und Würde ausgeprägt. Er war der Freund des unglücklichen Savonarola, nach dessen Hinrichtung er in das Kloster ging und dort vier Jahre

lang hinbrütete in seinem Schmerze, bis der junge Raphael freundlich zu ihm ging und ihn wieder zur Kunst aufrichtete. Er hauchte seinen Schmerz und zugleich sein Leben aus in dem berühmten, Grau in Grau gemalten Altarbilde in Lucca, in der Madonna della Misericordia, welche fromme Menschen mit ihrem Mantel vor dem Zorne Gottes schützt. Dieses Bild ist auch insofern bedeutend, als hier subjectiv gelöst werden soll, was Raphael objectiv hernach gelöst hat. Ist in Michael Angelo der Spiritualismus des Christenthums verdammnißfreudig, so sucht hier das sensuelle Princip in der Madonna die arme, sündige Welt der Verdammniß zu entziehen.

Neben ihm hat sich sein Freund Mariotto Albertinelli durch die Ausbildung seines Stils zum Einfachen und Großartigen und durch die Wärme seiner Farbe ausgezeichnet; — ihm zur Seite steht der kindliche, phantasieenreiche Andrea Vanucchi, Andrea del Sarto genannt, mit seinen schönsten Arbeiten im Vorhofe der Kirche St. Annunciata in Florenz, in der Madonna del Sacco über dem dortigen Klosterhofe und in seinem Oelgemälde in Dresden: das Opfer Abrahams.

Ebenso begann Ridolfo, der Sohn des Domenico Ghirlandajo, in der Kunst emporzustreben. Sein Freund Raphael suchte ihm zu bewegen, in Rom Theil zu nehmen an den Arbeiten im Vaticane. Ridolfo blieb in Florenz und malte nicht mehr.

Es war kurz vor der Reformation, wo die päpstliche Macht ihren höchsten Glanzpunkt erreicht hatte, zu ebenderselben Zeit, wo mit dem Mittelalter die Skepsis der neuen Zeit den langen Kampf begann, der bis zu dieser Stunde fortdauert.

Der Jüngling aber, in welchem die Kunst des Mittelalters ihre Spitze erreichen sollte, ist:

Raphael.

Als Schüler des Pietro in Perugia begann er in der schönen, zarten, lyrischen Stimmung der umbrischen

Schule sich auszubilden, so daß sein Genius, indem später in Florenz die toskanische Richtung ihn mächtig ergriff, durch diese Gegensätze gesteigert zur Verschmelzung des sensuellen und spirituellen Princips, das Höchste in der italienisch-christlichen Kunst zu lösen vermochte.

Als fünf und zwanzigjähriger Jüngling wurde er von dem Papste Julius II. nach Rom berufen, wo er mit Michael Angelo zusammen kam, ein Genius zu dem andern.

Es war, als wenn die durch das Christenthum durchseelte Natur durch ihn und seine Werke sich erlösen wollte aus den Fesseln der Endlichkeit, der Sünde, oder der Strafe und Verdammniß in das ewig selige Reich der Idee. Ein wunderbar gnädiges Schicksal hob ihn mit leichter Hand über seine Zeitgenossen hoch empor zur Verklärung.

Seine großen Freskogemälde an den Wänden und den Decken von drei Zimmern und in einem Saale im Vaticane verherrlichen den Triumph der Kirche.

Die Reihenfolge der Freskogemälde an der gewölbten Decke der Logen im Vaticane ist die in Bildern zur Anschauung gekommene Bibel.

Die Zeichnungen zu den Tapeten enthalten das Leben der Apostel.

Wie er in diesen großen historischen Gemälden alle Richtungen der italienischen Kunst vereinigt, so hat er wieder das Höchste gelöst in seinen Madonnenbildern, vor Allen in der Madonna del Sisto, jetzt auf der Dresdener Gallerie. Wie einst Phidias in seiner Statue den olympischen Zeus in höchster Vollendung darstellte, so hat Raphael die Mutter mit dem Kinde in Linien und Farbe als höchsten Inbegriff der Weiblichkeit zur leiblichen Anschauung gebracht.

So hatte Raphael das Alles vollendet Die Religion war einst, wie in Athen, in die Kunst aufgegangen; das Wort war in ihr Fleisch geworden.

Wie auch dort, so suchte die Kunst sich jetzt von ihr zu befreien.

So wie Raphael die religiöse Richtung der Kunst beschließt, so beginnt mit ihm die neue Bahn in seiner Geschichte der Psyche und in der Galathea an den Wänden der Farnesina.

In der Galathea scheint Aphrodite, wie vom Schlafe erwacht, als die Ondine der alten Welt, welche eine Seele erhalten hat, in neuem, eigenem Dasein auf der Muschel über das Meer der neuen Zeit entgegenzujubeln.

Doch schon nahte der Tod dem jungen Gott der Freude.

In ernster Vorahnung seines Endes malt er die Verklärung Christi auf Tabor. Der Heiland schwebt hier in Licht und Seligkeit, erhaben über alle Zerrissenheit, die Besessenheit und alles Elend des niederen Lebens. Dieses Bild ist das letzte, welches er gemalt hat, als das höchste Gedicht, welches nur ein Genius, der schon über dem Leben steht, empfinden und wiedergeben kann. Dieses Bild, dessen tiefe Poesie und Wahrheit bis jetzt kaum Jemand ahnet, wird erst in später Zeit verstanden werden, wo sich die Dissonanzen des Christenthums zur Harmonie auflösen, wo die Sünde ein Irrthum und das Laster eine Krankheit und der Tod die Genesung sein wird. Dieses Bild ist eine gemalte Prophezeihung von dem neuen Weltheiland, in welchem Raphael ihm zuruft das Stichwort: „Licht und Freiheit!"

Als Raphael 37 Jahre alt war, starb er, hinter seinem Sarge als Siegespanier stand dieses Bild.

So herrlich hat er das große Werk der Jahrhunderte beendet, und die neue Zeit begonnen.

Sein großer Schüler, Giulio Romano, stürzt nach seinem Tode, wie ein zügelloses, scheues Roß, in wilder, toller Freiheit dahin. Zu seinen kecken, wilden Schöpfungen fand er Raum in Mantua.

Kurz nach Raphaels Tode ward Rom von Carl von Bourbon erobert und geplündert. Die Greuel des

Krieges vertrieben die Jünger Raphaels aus Rom und zerstreuten sie in alle Gegenden Italiens.

Doch wie jeder Meister, welcher das Höchste in seiner Kunstrichtung erreicht hat, immer seine nachstrebenden Schüler zurückdrücken muß in die Manier, so Raphael seine Schüler, während die Werke Leonardo da Vinci's von selbst Schüler ihm heranbildeten, welche zur eigenen Meisterschaft gelangen sollten.

Antonio Allegri, von seinem Geburtsorte Coreggio zubenannt, erhielt seine Bildung zuerst in der Schule des Mantegna, ward jedoch daraus befreit und zu sich selbst gebracht durch die Werke Leonardo's.

Er ist der freigewordene Sensualist, der im Reiche der Farbe zwischen Licht und Schatten lacht und weint. Er ist der unübertroffene Meister im Zauberreiche des magischen Halbdunkels. Mit wunderbar lebendigem Auge und leichter Hand verfolgt er die leiseste Bewegung der schönen menschlichen Glieder und Mienen in seinen Darstellungen.

Er empfindet, wie ein schönes, lebhaftes Mädchen, das seine Schönheit kennt und damit ein wenig coquettirt. Man könnte ihn vergleichen mit Euripides, sowie Michael Angelo mit Aischylus, Raphael aber mit Sophokles.

Sanguinisch lebt in ihm die vom ernsten Cultus der Kirche entfesselte Kunst sich aus.

Das religiöse Element ist selbst in seinen Gemälden, welche noch dem Cultus geweiht sind, von der Kunst ganz überfluthet.

Sein beliebtes Frescobild, die Himmelfahrt der Maria, welches die innere Kuppel des Domes in Parma einnimmt, ist ein Meer von wonnigen Gliedern.

Seine schönsten religiösen Oelgemälde, welche sich in der Dresdener Gallerie befinden, scheinen nicht sowohl die Andacht, als vielmehr ein reines Wohlgefallen an schöner Gliederwendung und holdseligen Mienen in ma-

gischem Farbenspiele zu erwecken. Er sucht immer zu gefallen, zu rühren und zu entzücken.

Sein recht inneres, eigenes Leben kommt zum Vorscheine in seinen mythologischen Compositionen, wie in dem Jagdzug der Diana im Saale des Nonnenklosters von S. Paolo in Parma, und in seinen Staffeleibildern, in der Jo, der Danaë und in vielen anderen, welche er, wie im Jubel der fröhlichsten, harmlosesten, sinnlichen Lust, auf die Leinwand hingegossen hat.

War so in Coreggio der Sensualismus noch getragen vom Gemüthsleben, so ward jetzt die Kunst in Venedig einzig angezogen vom schönen, leiblichen Dasein. Sie tritt aus dem märchenhaften Dämmerlichte Coreggio's in die freundliche Tageshelle des gegenwärtigsten Lebens. Das warme Sonnenlicht ist die Seele der venetianischen Malerkunst. Verleiblicht ist diese Kunstrichtung in dem Schmelz der Oelfarbe.

In den beiden großen Schülern Bellini's, Giorgio Barbarelli di Castelfranco (Giorgione genannt) und in Tiziano Vecellio kommt dieses Princip zum Durchbruch und zur höchsten Verklärung.

Wie das politische Leben der Republik Venedig kühn, mit einem morgenländischen, phantastischen Anstrich und doch in strenger Zucht eiserner Herrscherkraft, so ist das Leben, welches sich in den Gemälden Giorgiones ausspricht, in strenggebändigter Leidenschaft glühend und phantastisch in venetianischer, äußerlicher Pracht.

Sein tüchtigster Schüler war Sebastiano del Piombo, sein Nachahmer war Jacopo Palmavecchio. Er starb sehr jung und mußte die Lösung seiner großen Aufgabe seinem Mitschüler und Nebenbuhler Tizian überlassen; das neidische Schicksal reichte ihm die Todtenkrone für den Siegeskranz.

In Tizian hat die Kunst sich ganz befreit von den Satzungen der Kirche in der Verklärung des Fleisches, im bittersüßen Gefühle der Sättigung am Genusse des leiblichen Daseins.

Mit Tizian, dem Freunde Arioſto's, ſchließt ſich in Carl V., deſſen Zeitgenoſſe er iſt, das Mittelalter ab.

In ſeiner Himmelfahrt der Maria, jetzt in der Academie von Venedig, wird das irdiſch ſchöne Weib vom Sturme emporgetragen in die Arme Gottes.

Dieſe irdiſche Maria iſt die Muſe ſeiner Kunſt.

Den höchſten Triumph des leiblich ſchönen Daſeins in Licht und Farbe hat die venetianiſche Kunſt gefeiert in einem ſeiner Venusbilder in der Tribune der Uffizien in Florenz, wo das göttliche, nackte Weib, vor einem hellen Hintergrunde in klarem Lichte auf weißem Lager in leuchtender Farbe und in ſüßer Genüge ihres Daſeins hingegoſſen, ruht.

Neben Giorgione und Tizian entwickelte ſich unabhängig Giovanni Antonio Regillo da Pordenone, in Compoſition ruhender und ruhiger Geſtalten und in weicher Modellirung des Nackten.

Einer der vorzüglichſten Schüler Tizian's iſt Jacopo Robuſti, Tintoretto genannt, welcher ſich einen eigenen Weg zu bahnen ſuchte. Sein Wahlſpruch: „Die Zeichnung des Angelo, Colorit von Tizian!“ charakteriſirt ſeine Gemälde, ohne daß er den Einen oder den Andern erreicht hat.

Zugleich mit dieſen Nachfolgern Tizian's blühte die Kunſt in Verona in edler, ſelbſt großartiger Copirung des Lebens und der Natur mit tüchtiger Technik. Der Repräſentant dieſer Richtung, welche das geiſtige Element der Religion, ſowie ſelbſt die zum Idealen geſteigerte Sinnlichkeit Preis giebt und ſich nur an die maleriſche Erſcheinung der Gegenwart hält, iſt vor Allen Poolo Cagliari (Paolo Veroneſe).

Da er ſich nach Tizian gebildet hat, ſo kann man ihn deſſen Schüler nennen. Die große, harmoniſche Auffaſſung des Lebens in ſeinen Gemälden, verklärt durch die Pracht der Farbe in den reichen Gewandungen, die Durchſichtigkeit in den Schatten und die Kraft des

Lichtes, alle diese Elemente zusammen machen ihn vorzugsweise zum Historienmaler der Wirklichkeit.

Viele seiner Werke machen denselben Eindruck, wie die historischen Festschauspiele des zu gleicher Zeit lebenden Shakespeare's, ohne daß man an den großen Humor dieses Dichters denken darf. Seine Gemälde geben die Poesie der irdischen Herrlichkeit wieder. Festpompe innerhalb geschmückter, prachtvoller, architectonischer Räume mit Menschen — italienischen Freibürgern im Genusse ihres aristocratischen Daseins — bringt er mit Vorliebe zur Anschauung.

Von dieser Auffassung des wirklichen Lebens war nur ein Schritt zur Darstellung des gemeinen Lebens — zu den Genre-Bildern. Jacopo da Ponte (Bassano nach seiner Vaterstadt genannt) bezeichnet diese Stufe des Verfalls der italienischen Kunst.

Wie mit dem 16. Jahrhunderte das Mittelalter gleich einer reifen, mürben Frucht vom Baume des Lebens abfiel, so auch die italienische Kunst.

Mit dem Verfalle derselben entsteht durch die Vermittelung des schnellfertigen Giorgio Vasari aus Arezzo die erste Academie. Er ist zugleich der Geschichtsschreiber der italienischen Künstler.

In Florenz, Rom und in Siena schien um diese Zeit die Kunst, wie die Flamme einer ausgebrannten Lampe zu verlöschen, und dennoch zuckte sie noch einmal hellleuchtend auf, ehe sie für immer verwehte.

Aus den Stürmen der Reformation hatte der Jesuitismus das Papstthum gerettet.

Eine große Restaurationsperiode beginnt und mit ihr in der Kunst die sogenannte Schule der Eklektiker und die Schule der Naturalisten.

Suchten die ersteren nach den verschiedenen älteren Malermeistern, wie nach Mustern zu malen, so schlugen die letzteren einen neuen Weg ein in frappanter Auffassung der Wirklichkeit.

Lodovico Caracci sucht die Kunst wiederher-

zuſtellen mit ſeinen beiden Neffen Agoſtino und Annibale Caracci, mit welchen er in Bologna eine Kunſtacademie errichtete und dort Unterricht ertheilte, wie er noch heute in unſeren Kunſtacademieen ertheilt wird, nach Modellen und Gypsabgüſſen und willkührlichen Kunſtrecepten.

Unter ihnen hebt ſich Annibale hervor, welcher mit Maſſen Wirkung zu machen ſuchte, wie ſpäter Bernini in der Baukunſt.

Aus dieſer Schule ging Domenico Zampieri, genannt Domenichino hervor, in welchem der Geiſt der alten Kunſt in ſchöner, heiterer Auffaſſung der Natur wieder lebendig zu werden ſchien, obſchon er häufig wieder zu effecthaſchenden Schauſtellungen manierirt herabſinkt.

Sein Nebenſchüler war Francesco Albani, deſſen Gemälde freundliche Phantaſieſpiele ſind, ferner Andrea Sacchi, deſſen beſtes Bild der heilige Romuald unter ſeinen Kloſterbrüdern im Vaticane iſt, ohne jedoch mit den alten Meiſtern einen Vergleich aushalten zu können; vor Allen aber Guido Reni, welcher mit allen Eigenſchaften begabt war, welche nur je einen Menſchen zum Künſtler zu ſtempeln vermögen, und dennoch verſagte ihm die Ungunſt ſeiner Zeit die Erreichung des höchſten Zieles. In ſeinen Jugendwerken großartig, ſpäter ſchön und harmoniſch, leidet er an dem Streben nach einem Ideale, welches aus ſeiner Zeit entwichen war.

Doch hat er in ſeinem Deckengemälde im Palaſte Roſpigliosi in Rom: Aurora und der Sonnengott — vielleicht das Höchſte geleiſtet, was in dieſer Zeit möglich war.

In dieſem Bilde ſcheint das entwichene Ideal, das der Künſtler ſuchte, ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirne gedrückt zu haben.

Neben ihm ſteht Giovanni Franceſco Barbieri, genannt Guercino da Cento, in kräftiger Auffaſſung male-

rischer Momente in seinen früheren, und in weicher Anmuth in seinen späteren Bildern.

Wie die Schule des Caracci, so entstanden anderwärts ähnliche Kunstacademieen in gleichen Richtungen; so in Mailand und in Rom, wo der idyllische Federigo Baroccio in zarter, schöner Farbe malte. Auf gleiche Weise bildete sich Cristofano Allori in Florenz, welcher in seinem Oelgemälde, Judith mit dem Haupte Holofernes', für immer zu den Meistern seiner Kunst gehört.

Es war, als wenn aus Florenz, ihrem Stammhause, die italienische Kunst nur schwer und schmerzlich sich trennen könnte.

Noch zuletzt bei ihrem Abschiede wird sie von treuen Jüngern umdrängt, unter ihnen ist Carlo Dolce, durch dessen Beinamen die Weise seiner Malerei sich charaktisirt, hervorstehend.

Er war der letzte Eklektiker, welcher noch mit Ehre genannt wird.

Länger, als diese Schule, erhielt sich die der Naturalisten, welche die Leidenschaft, wie sie sich auch zeigen mochte, darzustellen suchten, ohne Rücksicht auf Muster alter Bilder.

Sie charakterisiren das Leben der Italiener, wie es noch heute ist, aufgelöst zu Individuen mit heißem Blute, aber ohne irgend einen Haltpunkt in der Religion oder der Geschichte. Dieses Leben der individuellen Leidenschaft brachte Michelangelo Amerighida Caravaggio in der Kunst hauptsächlich zur Darstellung. Wie sich in der neueren Zeit dieses Sinnenleben in Neapel concentrirte, so wählte auch dort die Kunst, welche dieses Leben zur künstlerischen Anschauung brachte, ihren Sitz. Dort lebte der Spanier Giuseppe Ribera, le Spagnoletto genannt, welcher die Fußstapfen Caravaggio's verfolgte. Aus dieser Schule ging der Schlachtenmaler Aniello Falcone und der wilde Salvator Rosa hervor, welcher mit seinen Mitschülern unter dem Namen der Compagnia della Morte mit den Neapolitanern in dem Aufstande Masaniello's gegen die spanische Herrschaft losbrach und nach dessen

Sturz nach Rom entfloh. Seine Bilder sind, wie sein Leben und sein Charakter, wild und finster.

Wie das letzte historische Leben in Italien phantastisch in der Empörung Masaniello's zum letzten Male aufflackerte, und die große, italienische Geschichte des Mittelalters endlich ausläuft in unheimliche Banditengeschichten, so schließt auch die Geschichte der italienischen Kunst sich ab durch Salvator Rosa in seinem Bilde: die Verschwörung Catilina's und in seinen düsteren Landschaften mit wilden Schluchten und Gebirgen und einsamen, finsteren Räubergruppen.

So starb das historische Leben, zugleich die Kunst in Italien.

Wir haben gesehen, daß die alte, vorchristliche Welt die Gottheit als Offenbarung der in der Natur zur Erscheinung kommenden Elementarkräfte begriff.

Die Natur, als ein belebtes und im Lebendigen erscheinendes Wesen gedacht, hat keinen anderen Zweck, als die Erscheinung ihres zur äußern Form sich herausbildenden Gemüthes. Demnach würde das plastische Ideal in der unbedingt vollkommensten Aufhebung der schaffenden Idee in ihrer Form und dieser wieder in ihrer Idee bestehen. Da aber zwischen der Idee der schaffenden Natur und der durch die Materie vermittelten Form immer ein Bruch bleiben muß, welcher die ideale Erscheinung unmöglich macht, so konnte die Natur nur durch den Menschen in der Kunst zu sich selbst erlöst werden. Diese Erlösung zum Ideale der Schönheit hat sie bei den alten Griechen gefunden. An ihrem Ziele mußte jedoch der idealen Natur der ihr feindliche Gegensatz von selbst entgegentreten. Dieser war das Christenthum, welches die Natur und ihre Vergötterung im Idealen als das teuflische, sinnliche Princip zu Boden trat. Mythisch hat das Christenthum diesen Sieg in dem Erzengel Michael gefeiert, welcher die zum Satan verfratzte Natur unter seine Füße geworfen hat.

So trat mit dem Christenthume der Zwiespalt zwischen dem sinnlichen und dem geistigen Menschen in die Welt und mit ihm die Sünde in das Bewußtsein der Menschheit. Thomas a Kempis in der Nachfolge Christi ist am Innigsten auf diese Frage im christlichen Sinne eingegangen. Dieser Kampf stellte sich im Mittelalter äußerlich dar in dem weltlichen Kaiser und dem geistlichen Papste.

Mit geheimer und öffentlicher Abneigung hatte das spirituelle Christenthum in seinen ersten Jahrhunderten die sinnliche Kunst, die plastische, in ihre Dienste genommen. Die Kunst verrichtete auch bei dem altchristlichen Dogma dasselbe Werk, welches sie in der Naturreligion vollendet hatte. Sie brachte es allmählig zur sinnlichen Erscheinung und überwand es, wie Alles überwunden ist, was aus dem Himmel auf die Erde und in die rollende Geschichte hineintritt. Es verbanden sich in der Mitte des zweiten christlichen Jahrtausends mit der Kunst ihre alten Lehrerinnen, die griechische Poesie und Philosophie, welche in ihren ewig neuen Evangelien Homer und Plato, bei der Eroberung Constantinopels durch die Osmanli nach Florenz zu den Mediceern geflüchtet wurden, um von hier aus von Neuem die Menschheit zu erwärmen und zu begeistern.

Florenz war im Mittelalter eine aus Burgen zusammengerückte Stadt, in welcher ritterliche Familien römischer und deutscher Herkunft hausten. Solche Städte, — um das oben Gesagte noch einmal hervorzuheben — wo sich gewaltige Menschenelemente durcheinander mischen, sind, wie ein Brennglas, in welchem sich alle Strahlen der Sonne zu einem zündenden Punkte zusammenfassen. So in Florenz. Die Kämpfe und Krämpfe des Mittelalters waren hier zusammengepreßt in den Kreis einer Stadtringmauer. Hier steigerten sich die Gegensätze des mittelalterlichen Lebens in ununterbrochenen Revolutionsgährungen empor bis zu ihrer Vernichtung und Verklärung in der Poesie und Kunst. Wir sehen dieselbe Entwickelung in dem Leben der Pflanze: nur dadurch, daß es sich selbst zu überbieten sucht, drängt es sich in eine Knospe zusammen und verklärt sich sterbend in der Blüthe. So die alte Welt in Athen, so das Mittelalter in Florenz.

Wie von hier aus hellenische Kunst und Wissenschaft, heimlich unterwühlend, den Kampf mit dem mittelalterlichen Geiste begonnen und als feines Gift die damaligen

Weltzustände bis in die feinsten Adern durchdrungen haben, davon zeugt der zu gleicher Zeit eingetretene Verfall aller jener Lebensformen. Damals schien jegliche Gottheit aus der Welt gewichen zu sein, in welcher nur noch die sinnliche Schönheit, verwegene Leidenschaft, zügellose Begier und das mordlustige Verbrechen allmälig Raum gewannen. Einen tiefen Blick in die Verworrenheit jener gesellschaftlichen Zustände im späteren Verlaufe dieser Zeit in der feingeschliffensten Bildung läßt uns die Geschichte der Vittoria Accorombona thun, welche Ludwig Tieck in seinem bekannten Romane auseinandergelegt hat.

Es sei mir vergönnt, obige Gedankengänge durch einige Beispiele aus dem Dresdener Museum zu erläutern und dabei auch auf andere und neuere Richtungen der Malerei einige Streiflichter zu werfen.

Raphael Sanzio von Urbino.

Er war nach Vasari am Charfreitag 1483 geboren und starb am Charfreitag 1520. Sein Vater war Giovanni Sanzio de' Santi von Urbino, ein Maler von geringer Bedeutung; sein eigentlicher Lehrer wurde Pietro Perugino. In seinem zwanzigsten Jahre verließ er die Schule seines Meisters. Im Jahre 1504 treffen wir Raphael in Florenz, wo die toskanische Kunst ihre höchste Blüthe eben erreicht. Durch sie wird Raphael von der Manier seines Lehrmeisters gänzlich befreit. Vier Jahre darauf, 1508, neun Jahre vor dem Augenblick, wo Luther die 95 Theses und in ihnen die Kriegserklärung gegen Rom anschlug, wird Raphael an den Hof des prächtigen Papstes Julius II. berufen, um die Prachtgemächer des Vaticans mit Frescogemälden zu schmücken. So sollte in ihm und seiner Kunst die Allgewalt der römischen Kirche ihre höchste Verklärung in derselben idealen Form erhalten, in welcher die hellenische Welt vor ihrem Untergange ihre Erfüllung gefunden hatte.

Wir ſtehen hier vielleicht vor dem gewaltigſten Bilde, welches Raphael geſchaffen hat. Wir ſchlagen davon die zwei Hälften des grünen Vorhanges zurück, und vor uns erſcheint

Madonna di San Siſto.

Aus dem lichtblauen Himmel der Cherubim, welcher uns aus unzähligen Kindergeſichtern anblickt, erſcheint Maria mit dem Jeſusknaben. Zu ihrer Rechten unten knieet der heilige Sixtus in weißer Tunika, darüber ein Pallium von Goldſtoff, neben ihm unten auf dem Proſcenium, welches die Zuſchauer von dem heiligen Schauſpiele trennt, ſteht ſeine Tiara. Zur Linken Maria's knieet die heilige Barbara. Unter der Wolke, auf welcher die ſchwebenden Füße Maria's zu ruhen ſcheinen, vollenden zwei Engelknaben, welche bis unter die aufliegenden Arme zu ſehen ſind, die großartig einfache Compoſition. Erheben wir den Blick zur Mutter Gottes empor! Wie im heftigen, wolkenzertheilenden Windeswehen, in welchem das blaue Uebergewand über ihr Haupt, wie ein Segel links herüberweht, trägt ſie in ihren Armen den aufrecht ſitzenden Knaben herunter. Er ſitzt weniger auf ihrem Arm, als in dem Gewande, welches ſich zwiſchen ihren Händen zu einem Tragſeſſel ſpannt. Er thront darauf in göttlicher Ruhe, auf das linke Knie den rechten Fuß und um das Fußgelenk die linke Hand gelegt, während die er die rechte weder zum Segnen, noch zu irgend einer Bewegung gebraucht, ſondern ſie nur an ſich hält. Er erſcheint hier nicht als der Sohn der Mutter, durch welche wir ihm brüderlich nahe geſtellt ſind, ſondern als der Sohn Gottes. Wer iſt ſo rein im Herzen, um den entſetzenden Blick ſeiner Augen ertragen zu können? Es iſt der Blick mit welchem der junge Gott des fleiſchtödtenden Chriſtenthums mit innerſtem Abſcheu zuerſt die Niedertracht einer in Sündenfluth verſunkenen Welt erblickt. Dieſer Knabe wird ſie einſt richten und verdammen. — Auch Maria trägt den

Knaben nicht, wie eine Mutter, sondern als eine Jungfrau, welche nie die Liebe zu einem Manne gefühlt hat. Sie kennt in der Strenge übermenschlicher Unschuld keine Sünde, sie ist auch hier keine Vermittlerin der sündhaften Menschheit, deren Qualen sie nicht begreift. Die Verdammniß derselben wird vor ihr zur Nothwendigkeit. So unerbittlich blicken Mutter und Sohn aus dem Himmel des Gemäldes heraus. Selbst die heilige Barbara ist in die Kniee gesunken, knittert beklommen das Gewand zwischen den Händen vor der Brust und blickt seitwärts über die linke Schulter herunter. Zu dieser Mutter mit diesem Sohne können nur das sündenverlassene Greisenalter — der Sixtus — und die unschuldige Kindheit — die beiden geflügelten Engelknaben unten — ruhig emporblicken. Das Erdenleben zerdampft unter den Füßen der Gottreinen in ängstlich durcheinanderqualmenden Nebelwolken.

Dieses Bild ist in seiner Wirkung so gewaltig, weil die hellenische Kunst hier auf ihrem Gipfel, ganz von dem ascetischen Geiste des Christenthums überwältigt, ihr eigenes Gesetz, die Sinnlichkeit verdammen muß. Dies ist der alte, fleischtödtende Geist des Christenthums, welcher hier, nur noch von sinnlich schöner Form umschrieben, nur noch die feinste Linie zu durchbrechen braucht, um in den bilderstürmenden Fanatismus der ebräischen Dichter und Propheten des alten Testaments und in den paulinischen Geist der anbrechenden Reformation überzugehen.

Die Reformation bedurfte zu ihrem Zwecke bloß das gemüthserschütternde Wort der ebräischen Bußpsalmen. Sie fand es zunächst in Savonarola, welcher hier in grimmigem Ernste dem hellenischen Leben in Florenz, wie früher Sokrates in Athen der alten Welt, den Krieg ankündigte. Beide hatten Recht im Geiste der Zukunft und Unrecht dem Gegebenen gegenüber, und beide erlitten den Tod; Beide hatten darin ein ähnliches Schicksal mit Johannes dem Täufer, welcher, Buße predigend, dem Christenthum voraus und in den Tod ging.

Die Jungfrau Maria, von Holbein.

Bei den germaniſchen Völkern hatte das Chriſtenthum keine zum idealen Bewußtſein in der Kunſt hinauf geſteigerte, ſondern die in ſich phantaſtiſch träumende und in ſich befangene Natur, mithin in ihr kein feindliches Princip vorgefunden. Die Seele der deutſchen Natur glich mehr einem Mädchen, welches zwiſchen Kind und Jungfrau mitten inne ſteht und zuerſt von der Liebe ergriffen dem himmliſchen Bräutigam weinend in die Arme ſinkt. So mußte ſie auch nur ihr Gemüth in der Kunſt abſpiegeln; die Schönheit der Form iſt dabei von keiner weſentlichen Bedeutung, da Alles auf die Empfindung ankommt. Deſto willkürlicher konnte das traumbewegte Gemüth ſich phantaſtiſch zur Erſcheinung bringen. Die deutſche Kunſt hat daher einen ganz andern Anfang und Ausgang, als die italieniſche. So läßt der deutſche Maler in den Protraitgeſtalten ſeiner Lieben, welche täglich um ihm herum ſind, die Figuren des chriſtlichen Himmels in das deutſche Leben befreundet hereintreten.

Einer der größten deutſchen Maler iſt

Hans Holbein, der Jüngere,

in Grünſtadt oder Augsburg 1495 geboren. Mit ſeinem Vater, Hans Holbein dem Aelteren, wendete er ſich in früher Jugend von Augsburg nach Baſel, wo ſich noch jetzt bedeutende Werke von ihm auf dem Rathhauſe befinden. Er war ein weinſeliges Gemüth, welches den Verkehr in Wirthshäuſern liebte und dadurch mit Weib und Kindern in große Armuth gerieth. Aus dieſer Noth befreite ihn Graf Arundel, der britiſche Geſandte in Baſel, welcher ihn mit nach London zu Heinrich VIII. nahm. Holbein erhielt und bewahrte ſich die Gunſt dieſes launenhaften Königs bis zu deſſen Tode. Er ſelbſt ſtarb im Jahre 1554 dort an der Peſt. Der Tod ſchien damals in großen Schwaden die zum Verderben reife

Zeit abzumähen. Pest und Bürgerkrieg waren seine Handlanger. Und doch hat das deutsche Gemüth dieses Entsetzen noch humoristisch und phantastisch verarbeitet. Das Grauenhafte jener Zustände gestaltet sich ihm zu einem tödtlich foppenden Fastnachtspiel — zum Todtentanz. Holbein's Holzschnitte unter diesem Namen sind bekannt. In dem großen Bilde:

Jacob Meyer mit den Seinen vor der Jungfrau Maria

bändigt sich dieser phantastische Zug des deutschen Gemüths zu ernster Anmuth in der Gestalt Maria's und ruht fast nur in der phantastischen Form einer märchenhaften Krone auf ihrem Haupte. Das Bild stellt die Familie des Baseler Bürgermeisters Jacob Meyer mit den Seinen auf den Knieen vor der heil. Jungfrau mit dem Christkinde dar. Maria erscheint hier als die Schutzheilige der Familie. Zu ihrer Linken knieet die Mutter mit zwei Töchtern, zu ihrer Rechten der Vater mit zwei Söhnen. Man glaubt, daß der Knabe auf den Armen der Jungfrau das Portrait eines Kindes aus dieser Familie sei, welches verstorben war. Man darf noch einen Schritt weiter gehen und in der Maria selbst das Portrait einer verstorbenen Tochter des Bürgermeisters Meyer sehen. Hat sie doch die sprechendste, wenn auch verklärte Aehnlichkeit mit dem älteren Sohne des Bürgermeisters, welcher neben diesem knieet.

Sie erscheint nicht, wie die sixtinische Madonna, auf Wolken und in himmlischer Glorie, sondern auf demselben Boden und auf demselben Teppich, auf welchen die Familie vor ihr knieet und um ihre Fürbitte betet. Die Nische, in welcher sie steht, wölbt sich oben in Muschelform ab, welche in dunkelgoldener Farbe von selbst zur Glorie wird und davor das deutsche, jungfräuliche Antlitz Maria's klar sich abheben läßt. Es scheint für jeden nachbildenden Künstler, sei es auf Stein oder Kupfer, eine Unmöglichkeit zu sein, den holdseligen

Ausdruck dieſes Geſichtes wiederzugewinnen. Es iſt ein unwiderſtehlicher Zauber darauf hingehaucht. Sie trägt eine Krone, welche im Kreiſe aus goldenen, aneinander geſtellten, gleichen Blumenblättern zuſammengeſetzt und mit Perlen verziert iſt; auf jedem Blättchen ſieht man die Figur eines Heiligen angedeutet. Ein Karfunkel ſteht, wie ein Blutstropfen, auf dem vorderſten Blättchen über der todesklaren Stirn. Ihre goldenen Haare fluthen unter der Krone zu beiden Seiten einfach herunter, ihre niedergeſchlagenen Augen bedecken ſich mildverſchleiernd mit den weichen Wimpern. Sie trägt ein dunkelgrünes Gewand, welches um die Armgelenke zurückgeſchlagen, das um die Vorderarme eng anliegende Untergewand und die feinen Manſchetten, welche die ſchönen Hände umgeben, erſcheinen läßt. Um die Hüfte hat ſie eine nachläſſig geſchlungene, rothe ſchmale Schärpe, welche mit den Enden herabhängt. Das Kind, von ihren Händen getragen, hat ſein Köpfchen auf ſein rechtes Händchen und dieſes auf die linke Schulter der ſchweſterlichen Jungfrau gelegt. Es blickt und ſtreckt ſein linkes Händchen aus nach den Knieenden herunter. Es bedarf nicht der Aufforderung ihres jüngeren Bruders, des friſchen Knaben zu ihren Füßen, ſie anzubeten. Dieſe in der deutſchen Kunſt verklärte Jungfrau wird ewig vor unſerer Seele ſtehen.

Wie die italieniſche Kunſt in der ſixtiniſchen Madonna groß im idealen Geiſte, ſo iſt hier die deutſche tief im innigen Gemüthe zur Erſcheinung gebracht. Auch hier iſt das Irdiſche, doch nicht durch die Strenge, nur durch die Milde des fleiſchgewordenen Chriſtenthums überwunden und geheiligt.

Vielleicht bezeichnet dieſes Bild den Höhepunkt der deutſchen Malerei, wie die ſixtiniſche Madonna den Gipfel der römiſch-chriſtlichen Kunſt.

Antonio Allegri,

von seinem Geburtsorte Correggio genannt, war 1494 geboren und starb 1534.

Er hat seine Richtung von den Werken Leonardo's da Vinci erhalten. Begreift man diesen großen Meister und seinen herrlichen Schüler Luini, so versteht man auch Correggio. Ihr Ideal war, wie das Göthische, das weibliche. Ich erlaube mir das süße Geheimniß in ihren weiblichen Gesichtern, welches deren Lippen in einem zauberischen Lächeln umschwebt, nur in einem Gleichniß anzudeuten. Ein in strenger Klosterascetik erzogenes Mädchen ist zum ersten Mal in die Welt und auf einen Ball gekommen. Dort hat es den ersten weltlichen Tanz getanzt und das erste Liebeswort gehört. Oder will man lieber an Shakespeare's Julie und ihre Lippen denken, zu welchen das erste Mal Romeo's Lippen als Pilger gewallfahrtet sind, so wird man das Lächeln der Leonardomädchen verstehen. Sie stehen auf der zarten Linie, wo jenes süße Lächeln den Augenblick zwischen dem ersten Erröthen und dem ersten Erbleichen ausfüllt.

In Coreggio befreit sich das weibliche Naturideal so weit von der Kirchensatzung, daß diese nur ein Reiz für das lüsterne Begehren mehr wird. Dadurch kommt dasselbe Element in diese Kunstrichtung, wie es kurz vor Coreggio mit Macchiavelli's Buch vom Fürsten in der Politik, und später mit Loyola in der christkatholischen Kirche sich feststellte.

Der heilige Sebastian.

In goldener Glorie sitzt Maria auf einer Wolke, über den zurückgezogenen linken den rechten Fuß gesetzt, so daß der Schooß dem Knaben Raum giebt, auf dem festgestemmten Kniee rittlings zu sitzen. Wie er, so reitet ein Engel rechts und ein anderer links, und zwei kleinere ebenso zu Maria's Füßen auf Wolken. Unten auf der Erde, an den Baum gebunden, steht fast

in ähnlicher Stellung, ſüßlächelnd und emporſchmachtend, Sebaſtian. Bis auf das um ſeine Hüften geſchlungene Hemd entkleidet, gab er dem Meiſter Gelegenheit, die lieblichen, ſüß gerundeten Glieder eines Jünglings zu zeigen, welcher kaum das Knabenalter zurückgelegt hat. Ihm gegenüber ſieht man den Peſtheiligen, Rochus, halb liegend, halb ſitzend in gleicher Bewegung der entkleideten Beine in ſüßem Schlummer hingegoſſen; zwiſchen Rochus und Sebaſtian knieend in ähnlicher Beinbewegung den heiligen Gemianus im Pallium von Goldſtoff, darunte eine weiße Tunica, in rothen Stiefelchen, den Kopf wendend und ſchmachtend hinunterblickend, indem er zugleich mit der Rechten empor und mit der Linken herunterdeutet. Zu ſeinen Füßen in der Ecke ſitzt ein halbentkleidetes Mädchen, faſt noch im kindlichen Alter, welches das Nachbild der von Gemian der Mutter Gottes in Modena geweiheten Kirche trägt. Dieſes Gemälde heißt ſcherzweiſe: die Reitſchule. Nur ein proteſtantiſcher Mucker kann vielleicht die feinen, aus dem religiöſen Gemüthe emporprickelnden, heimlichen Entzückungen und Ergießungen dieſes Bildes nachempfinden und das ſüße Krampflächeln in den hinaufgezogenen Mundwinkeln verſtehen. Es iſt die in der Andacht ſchlummernde Sinnlichkeit, welche ſie zur heimlichen Orgie werden läßt! Durch die feine Zeichnung und Wendung der halb verhüllten, halb entkleideten Gliedmaßen von Perſonen in der Entwickelungsperiode des Geſchlechtes ſchleicht ein hermaphroditiſches Lächeln, wie der Glasharmonikaklang einer Kaſtratenſtimme. In dieſem Bilde iſt die Jungfräulichkeit der chriſtlichen Kunſt geknickt. Sie hat nun Nichts mehr mit dem Himmel der Unſchuld zu thun. Doch auch das gefallene Weib richtet ſich unter der ſegnenden Hand der göttlichen Natur wieder empor und wird geheiligt als Mutter des Kindes, in welchem ſie irdiſch fortlebt. Das verlorene Paradies findet ſie wieder in der Mutterfreude. So fallen unſere Blicke in

Die heilige Nacht.

In diesem Gemälde hat die Naturseele ihre Freiheit von der Ascetik und ihren Verheißungen des Jenseits völlig errungen. Sie hat jede Form, welche ihr der Geist der Satzung aufgeprägt hatte, von sich gethan. Sie wirkt hier unmittelbar auf das Gefühl im Augenblick, wo die junge Mutter zuerst ihr Kind erblickt. Hier prangt die Natur im leuchtenden Kinde im eigenen Lichte. Sie hat hier ganz das christliche, jenseitige Himmelreich und selbst den irdischen Himmel mit seiner Sonne entbehren gelernt, sie ist selig in sich selbst und zugleich ihre eigene Sonne, in der sie sich selbst die Nacht ihres Daseins erhellt.

Unter den Trümmern einer untergegangenen Zeit liegt auf einer Krippe im Stroh das zarte Neugeborene, von den Armen der Mutter liebend umzirkelt. Die junge Mutter hat sich tief zu dem Kinde herabgeneigt, sie kann das schöne, lebendige Räthsel nicht fassen, es ist zu groß und wunderbar! Ihr eigenes Leben, ihre Liebe selbst liegt außer ihr, vor ihr da in der Gestalt eines leiblichen Kindes. Das süße Ermatten löst sich in ihrem Gesichte in ein seliges Lächeln auf. Keine Seele ist jetzt rein genug, der Mutterfreude in die entzückten Augen zu sehen, ihre Blicke gehören ganz dem neugeborenen Kinde, sie sind zu ihm herabgesenkt, von den Augenlidern sanft verschleiert; wie sie, so erblickt ja jede Mutter den Gott, den sie in sich trug, in ihrem Kinde Mensch geworden. Können wir doch selbst den Blick von dem rosig leuchtenden Kinde nicht abwenden. Da liegt es so hülflos und doch so reich an Liebe und in ihr an Hülfe! Das junge Leben empfindet die Nähe der mütterlichen Brust; die zarte linke Schulter, das Händchen zwischen den Wickelbändern und die rosigen Füßchen haben sich heraus gebohrt, wie Blumen aus den aufbrechenden Knospen. Das Bild heißt mit mehr Recht, als man gewöhnlich meint, „die Nacht." Die gebärende Nacht ist hier zur

Mutter Maria geworden und hat den jungen Gott des Tages geboren, welcher von nun an die Welt mit einem neuen Lichte erleuchten wird. Noch blendet es die Hirten, welchen sich draußen auf den Feldern die Natur zuerst offenbart, zumeist das blinzelnde Mädchen, welches im Körbchen die der Liebe geheiligten Tauben zum Geschenke gebracht hat. Ein junger Hirte ist daneben bei der Krippe auf die Kniee niedergesunken und hat sein Gesicht herüber zu seinem Vater gewendet, welcher im Begriffe ist, sich das Umwurffell gegen die Blendung über den Kopf zu ziehen; er gehört der alten Zeit an, welche nicht sehen will.

Oben über dieser Gruppe wälzen sich entzückt die schönsten Engelgliedmaßen durch einander und feiern die Auferstehung des Fleisches.

Im Durchblicke in das Freie und auf die Gebirge, über welchen der erste Morgen graut, hält hinter der Krippe Joseph den Esel zurück, welcher die Geburt des Kindes im jungen Morgen austrompeten will; denn was kann ein Esel verschweigen? —

Magdalena.

Vom Laube fast versstecket,
Vom Goldhaar ganz umwallt,
Ruht, auf das Moos gestrecket,
Des Waldweib's schöne Gestalt.
Es ruht mit gewalt'gen Gliedern,
Und singt aus voller Brust
In unbekannten Liedern
Von übersel'ger Lust.
(„Das Waldweib" von J. Mosen.)

Unter dem Namen der heiligen Magdalena sehen wir hier ein schönes Weib in zauberischer Walddämmerung auf das Moos gelagert, über ihre Gestalt das reiche, dunkelblaue Gewand geworfen, welches zugleich über ihren Kopf gezogen ist. Darunter quellen die reichen Lockenwogen hervor, in welche die Hand, worauf sich ihr Köpfchen stützt, tief hineingreift. Licht und Schatten spielen

lieblich durcheiander auf Gesicht, Armen und Busen. während die verhüllte Gestalt in das Walddunkel sich zurücklagert, aus welchem noch im rosigen Lichte die bloßen Füße hervorleuchten. Sie hat ein Buch in dem rechten Arme liegen. Neben dem Buche steht die silberne Balsambüchse, aus welcher sie des Geliebten Füße gesalbt hat. Hier ruht sie im milden Schatten des grünen Waldes und denkt lesend an den geliebten Freund. — Es ist die Muse der romantischen Poesie in der Waldeinsamkeit.

Der heilige Georg.

Wir stehen vor der Halle eines fürstlichen Lustschlosses, deren Oeffnung von Oben, im Halbkreise gesehen, von Korbgeflechte und darin von einem reichen Orangenkranz umgeben ist. Die warme Bläue des italienischen Himmels blickt oben durch die Oeffnung im Halbkreise und unten durch den offenen Bogen der Halle herein. Davon hebt sich die Gestalt der Madonna mit dem Kinde rosig ab. Sie ist hier nicht mehr Königin des Himmels, nur die liebreizende Fürstin auf Erden mit ihrem Hofstaate. Hier ist aller Inhalt in den schönen Schein aufgegangen. Der heiterste Schimmer der Farben muß uns für den verlorenen Geist entschädigen. Selbst die Sinnlichkeit ist entschieden zurückgetreten in das Conventionelle gezierter Stellungen und Mienen und in stereotypes Hoflächeln, welches doch nur der schönen Königin so reizend steht. Auf ihrer Linken, welche über ihren Schooß herüberlangt, ruht das Kind, dessen Leib zugleich ihre Rechte hält. Sie neigt sich huldvoll zu dem Hofgeistlichen, dem Märtyrer Petrus, welcher sie von ihren Verehrern, aus dem Bilde herausdeutend, mit zierlichem Lächeln unterhält; das Kind dagegen interessirt auf der anderen Seite der heilige Gemianus. Er ist im Begriff, ein zierliches Kirchenmodell, welches ein himmlischer Engelpage auf dem Kopfe trägt, in die Hände zu nehmen und das niedliche Spielzeug dem darnach verlangenden Kinde zu über-

reichen. Die Idee der Kompoſition geht hier aus der Kreuzform im Gegenſpiel ihrer Bewegungen hervor. Der hinter Georg ſtehende Petrus deutet heraus, der auf der anderen Seite vorſtehende Johannes hinein auf Mutter und Kind. In dieſem Hinein und Heraus entſprechen ſich wieder einander Gemianus und Georg, welcher hier in farbenleuchtender Geſtalt mit gedrehten Hüften und Gliedern, den linken Fuß auf den Drachenkopf geſtemmt, vor ſeiner Königin prangt und dem fröhlichen, nackten Knaben Helm und Schwert zum Spiele gewährt.

So hat die ſinnliche Richtung der Kunſt ſich in dieſem Bilde abgedämpft, um noch pikanter zu werden im ſchönen Scheine höfiſch-religiöſen Ceremoniels.

Tiziano Vecellio.

In Venedig überwand die italieniſche Malerei das ſtrengchriſtliche Element in dem ſchönen, heidniſchen Fleiſche.

Aus dem reichen, üppigen Leben dieſer Republik ariſtokratiſcher Kaufleute, welche zum Papſte ſagten: „Erſt kommt Venedig, dann — Rom!“ — entfaltete ſich die Centifolie der weltlichen Kunſt im ſchönen Schein der Farbe, angeweht von der weichen Luft des Morgenlandes und genährt vom zuſammenſtrömenden Reichthume des Welthandels. Und dennoch gelang es wieder den Künſtlern Venedigs, aus dem Gegenſatze der Sinnlichkeit hervor die Poeſie des Chriſtenthumes, im wirklichen Daſein zur urnatürlichen Erſcheinung verkörpert, aufzufaſſen und darzuſtellen; denn der Künſtler oder Dichter kann keinen Moment rein objectiv wiedergeben, von welchem er ſelbſt noch im Gemüthe tief erregt wird, wie auch der große Schauſpieler Schröder in Hamburg dieſen Gedanken in ſeinem Fache oft und beſtimmt als Lehrſatz aufſtellte.

Der große, vollendete Meiſter Venedigs iſt

Tiziano Vecellio,

zu Cadore, an der Grenze von Friaul im Jahre 1477 geboren und 1576 in seinem 99. Jahre an der Pest gestorben. Arioſt zu Ferrara und Pietro Aretino in Venedig waren seine vertrauten Freunde, Papſt Paul III. und Kaiſer Karl V. seine großen Verehrer.

Wir stehen vor seinem Meisterwerke:

Der Zinsgroſchen.

„Darum sage uns, was dünkt dich? Ist es recht, das man dem Kaiſer Zins gebe oder nicht?"

Ev. Matthäi 22. 17.

Der Meister hat hier den Augenblick zwiſchen der Frage des Phariſäers und der Gegenfrage Chriſti: „Weß iſt das Bild und die Ueberſchrift?" festgehalten.

Chriſtus, im Vorübergehen begriffen und von dem fragenden Phariſäer aufgehalten, welcher in liſtiger Unverſchämtheit ihm über den Arm herein die Goldmünze vorhält, hat ſein Haupt ein wenig zurückgewendet. Seine feine Hand mit dem ſchlanken Zeigefinger iſt dem Goldſtück genähert, ohne es zu berühren. Der Phariſäer hat gefragt und lauſcht auf die Antwort. Wir blicken mit ängſtlicher Erwartung in das klare Angeſicht des Heilands, welches in dunkelem, hinunterfließendem Haupthaar ſchwärmeriſch bleich erſcheint.

Es ſind die edelſten Formen und Züge, in welchen das Antlitz des Gottesſohnes uns erſcheinen konnte, und dennoch portraitartig, deshalb faß unheimlich, da wir gewöhnt ſind, das Göttliche in idealer Form zu denken; hier iſt es mit allen ſeinen Anſprüchen an das wirkliche Daſein uns menſchlich nahe gerückt. Das Wort iſt hier Fleiſch geworden, um es in jedem Blutstropfen zu überwinden und zu vergeiſtigen. Wie mild und doch ſtreng zugleich iſt dieſes Antlitz! So weich auch die Lider ſich auf die Augenſterne ſenken, ſo liegt doch in den edlen

Linien eine unnahbare Erhabenheit. In welchen einfachen, edlen Linien ſenkt ſich die Naſe von der klaren Stirne herunter! Dagegen verlängert ſich die Oberlippe über das Ideale hinaus, wie wir dies bei träumeriſchen, zur Schwermuth geneigten Menſchen gewöhnlich finden, und doch iſt in ihrer ſcharfen Zeichnung der geringſte Schein des Weiblichen und Hingebenden vermieden; ebenſo fein gefühlt iſt das gelinde Hervortreten der Unterlippe im gezügelten, aber doch möglichen Zorne über die nahegetretene Gemeinheit.

Solche Geſichtszüge verbergen die glühendſte Leidenſchaft, aber beſiegt und verklärt im höchſten Vernunftleben; denn die Leidenſchaft iſt das Roß, von welchem der Genius der Menſchheit dem Ziele brauſend entgegengetragen oder zertreten wird.

Hier ſehen wir nicht den Jeſus, welcher der Menſchheit einen trägen, dumpfen Frieden, ſondern das Schwert des Kampfes gebracht hat. Er konnte der Natur, wie er gethan hat, den Krieg ankündigen, denn er hatte ſie tief in ſeinem Blute überwunden. Nicht er vor ihr, ſie knieet mit aller Herrlichkeit der Welt vor ihm und betet ihn an.

Eben ſo mächtig prägt ſich in ſeinem Gegenſatze, im Phariſäer, die gemeine, thieriſch herrſchende Natur aus. Wie edel ſind auch hier die Geſichtszüge angelegt, aber entadelt durch den Ausdruck der Gemeinheit, von welcher ſie erfüllt ſind. Das hagere Geſicht iſt abgemagert in wüſten Gelüſten, welche ſich nicht an das Tageslicht wagten; der kahlgeſchorene Kopf iſt mit kurzen Borſtenhaaren beſetzt, welche in der Sünde grau geworden ſind. Drängt ſich die obere Stirne auch, wie zu einem Gedankengehäuſe gewölbt, hervor, doch fällt ſie ſchwach herab, kneift ſich bei der Naſenwurzel ein und tritt in einem garſtigen Wulſt wieder hervor, als wolle ſie die Scham über die verlorene Menſchenwürde übertrotzen. Die Naſe ſteht frech, wie ein Habichtsſchnabel, hervor und ſcheint den eingekniffenen Mund zu belauern, welcher ſich hinter

röthlichem Haargebüsche verbirgt. Der Trotzwulst der Stirne drückt zugleich die Augenbrauen so tief herunter, daß sich darunter das Auge, wie eine Katze, mit dem falschen Blicke verbergen kann. Verschmitzte Runzeln liegen neugierig um die Augen geringelt, wie giftige Schlängelchen, und fast läuft der tiefe Einschnitt vom inneren Augenwinkel herunter und zusammen mit der Schlangenlinie, welche unter dem Nasenflügel einsetzt und sich um den unheimlichen Mund krümmt. Zur idealen Gemeinheit und Niedertracht in diesem Gesichte gehört noch das rohe, brutale Ohr, welches der darin hängende, funkelnde Rubin noch gemeiner erscheinen läßt.

Einen ähnlichen Ausdruck pfiffiger Dummheit in dieser Vollendung findet man nur zuweilen in dem Gesichte eines Rabulisten, doch gewöhnlich mit leicht entzündeten Augenrändern.

Lucrezia Borgia vor der heiligen Familie.

Vor der heiligen Familie erscheint die schöne, blonde Giftmischerin in schwerseidenem, weißem Gewande, die Fingerspitzen beider Hände nach höfischer Kirchenetiquette zierlich zum Gebete aneinander geneigt. Sie tritt kühn hervor, doch weichen ihre Augen ein wenig seitwärts, eines guten Empfanges bei ihrer Aufwartung nicht ganz gewiß.

Ihr Gemahl, Alphons I., Herzog von Ferrara, hat sich scheu hinter sie zurückgezogen. Er ist ein blonder, großköpfiger, gebildeter, aber schwacher Mann. Seine Linke hat er auf den Arm Lucrezia's gelegt, als wolle er sie halten, oder als hätte sie ihm vorher zugeflüstert: „Halte dich nur an mich, ich will es schon abmachen!"

Zwischen Lucrezia und der heiligen Gruppe blickt ihr kleiner Sohn, der seinem Vater unter dem Namen Herkules II. in der Regierung folgte, zum Jesusknaben, wie fürbittend, herüber. Auch er hat die Fingerspitzen

nach der Kirchenetiquette zum Gebete aneinander geneigt; denn mit ineinander gefalteten Händen betet das gemeine Volk, welches keiner Indulgenz zum Sündigen bedarf.

Das Jesuskind hat vor der nahenden, unheiligen Familie mit beiden Händen sein scheues Vögelchen auf die abgekehrte Schulter gerettet; mit dem höchsten Unwillen, welchen ein Kindergesicht ausdrücken kann, blickt es die Heuchler an.

Selbst Maria, die Immerfürbittende, hat ihre Augen hinweg und in das Buch gewendet, welches sie mit der Rechten hält und auf dem Schooße liegen hat. Sie wird die Schrift in dieser Entfernung kaum erkennen, sie braucht aber doch wenigstens nicht das sündhafte Weib anzusehen.

Dagegen starrt der heilige Joseph mit dem tiefsten Ingrimme und herzlichster Verachtung die Herzogin an.

Wie ist es möglich, kann man fragen, daß der Künstler ein bestelltes Portraitbild so auffassen und darstellen konnte?

Tizian konnte, wie jeder große Meister, in seinen besten Gemälden nur seine Gemüthsstimmung, welche ihm der Gegenstand einflößte, zur Darstellung bringen. Diese Gemüthsstimmung zu verstehen, ist nicht die Sache Vieler, am Allerwenigsten der im äußerlichen Scheinleben befangenen Menschen. Alphons wird ihm das Portraitgemälde bezahlt haben, ohne sich dabei weiter Etwas zu denken; doch wird es weder ihn, noch seine Lucrezia bezaubert haben, ohne daß sie sich des Grundes davon bewußt gewesen sein mögen.

Die Verklärung des Fleisches.

Auf weißem Lager ruht die schöne Gestalt der Venus im Schatten eines rothen Vorhanges. Zu ihren Füßen an der Brüstung des Altans, mit dem Rücken ihr und uns zugekehrt, sitzt ein junger Cavalier. Er dient hier in seiner Kleidung und mit seinem braunen Gesichte und häßlichen Profil nur zum Gegensatze der un-

bekleideten Schönheit. Aus der Gegenwart dieſes bekleideten, jungen Cavaliers will man beweiſen, daß hier nicht an eine Venus, ſondern nur an ein Portrait zu denken ſei. Man vergißt aber dabei, daß dem Meiſter es nur darauf ankommen konnte, durch den Contraſt die Schönheit der unverhüllten Glieder noch ſiegender hervorzuheben. Das Ideal weiblicher Schönheit war ſelbſt noch im Mittelalter die im Venusberge hauſende Frau Venus, vor welcher der Tannhäuſer immerhin die Zither ſpielen konnte, wie auf dieſem Bilde.

Tizian hat durch die Gegenwart des Zitherſpielers noch eine feinere Wirkung hervorgebracht, ſelbſt wenn er ſie nicht beabſichtigt hätte. Man ſieht die unverhüllte Schönheit des Weibes nicht ohne einen Zeugen. Dieſer aber muß ihr den Rücken zukehren und ſich mit dem Lautenſpiel beſchäftigen; er muß nach Noten muſiciren. Dadurch wird die Stimmung, mit welcher man die höchſte, ſinnliche Schönheit betrachtet, von der Begierde gereinigt, welche in der Heimlichkeit ſich entzündet. — Es iſt Mittag, und die Sonne glüht heiß. Die Berge der Landſchaft, auf welche wir aus dem Bilde hinausblicken, glühen in der Sonne, und die Bäume und Büſche werfen tief dunkele Schatten. Es führt ein Weg in die Ferne hinaus. Hier und da ruht oder ſchläft ein Wanderer am Wege unter einem Baume. Die Natur iſt träumend in ſich ſelbſt aufgelöſt. Dieſer höchſte Moment ſinnlichen Lebens im ſüßen Selbſtgenügen erſcheint uns in der Ruhe der unverhüllten Schönheit der Venus auf dem Lager, in welcher jede Diſſonanz in Harmonie aufgelöſt iſt. Hier hat die Schönheit des menſchlichen Leibes, wie eine Blume, nur ſich ſelbſt zur Bedeutung. Hier iſt Nichts mehr, was über das irdiſche Leben hinausgeht, hier iſt die höchſte Blüthe des modernen Heidenthums erſchloſſen. Dieſer muſikaliſche Eindruck, welchen das Gemälde machen ſoll, wird noch beſtimmter durch die Laute und die Flöte, welche hier im Duett klangen, uns nahe gebracht; denn Frau Venus hat, wie wir

ſehen, mit der Flötenpfeife das Spiel der Laute begleitet. Wir ſehen hier den Augenblick feſtgehalten, wo ſie, von der Muſik überwältigt, auf das Lager zurückgeſunken iſt, auf den linken Arm geſtützt, ſo daß der Ellbogen in das Kiſſen gedrückt iſt und die reizende Hand mit der Flötenpfeife zwiſchen dem zweiten und dritten Finger nachläſſig und ſanft herabhängt. Ihre verſchwimmenden, ſchwarzen, feuchtglänzenden Augen gehen träumend ſeitwärts empor. Ihre linke Seite ſinkt ſchwer und weich in das Lager, ſo daß ſich in zarten Conturen die rechte Seite unter der Bruſt einzieht, während ſich die Schenkel bei den Knieen aneinanderſchließen und die Hüfte deſto reizender ſich emporhebt. Der rechte Oberarm ruht zurückgehend an dem Altangeſimſe, der Vorderarm geht herüber und lagert ſich längs der ſchönen Hüfte hinunter, mehr und mehr ſich herüberhebend, bis die ſchöngebogene Hand mit den matt auseinander gehenden Fingern über dem ſich vordrängenden Knie hinlagert. Eine Amorette ſteht vor dem rothen Vorhang hinter ihr und hält einen Kranz von Tauſendſchönchen über ihr perlendurchflochtenes Lockenhaar. Der Perlenſchmuck in dem Ohre und um den weichen Hals und die goldenen Spannen um die Handgelenke zeigen uns, wie zwiſchen Weiß und Gelb die roſige Farbe des Lebens glüht.

Wie mit der höchſten Schönheit zugleich der Schmerz über ihre Vergänglichkeit verſchmilzt, ſo ſpricht auch aus dieſer Lebensfülle eine unwiderſtehliche Wehmuth.

Paolo Cagliari von Verona, genannt Paolo Veronese.

geboren um 1528, geſtorben 1588. Hatte Tizian in der neuen Richtung, welche Giorgione der Kunſt gegeben, die ſchöne, helleniſche Sinnlichkeit aus dem venetianiſchen Leben hervorgehoben, ſo ſtellte Paolo Veroneſe es von der Seite des ſchönen Scheins dar. Er iſt der gewal-

tige Meiſter in der Pracht der Farbe. Die Erſcheinung der Vornehmen in koſtbaren Gewändern bei feſtlichen Aufzügen und bei der Tafel hat er beſonders gern dargeſtellt. Und dennoch ſchleicht auch hier ein wehmüthiger Zug, die Vorahnung des Unterganges aller italieniſchen Herrlichkeit, darüber hin. Die Dresdener Gallerie beſitzt ſeine vorzüglichſten Werke. Er hat hier ein reiches Bilderbuch aufgeſchlagen.

Die Findung Moſis.

So heißt dieſes Gemälde; es ſtellt aber in der That eine wahre oder erdichtete Begebenheit aus der Zeit des Meiſters im Gewande jener bibliſchen dar. Wir müſſen immer wiederholen, daß die bildende Kunſt keinen höheren Zweck hat, als die Darſtellung ihrer Zeit, ſei es in ihrer unmittelbaren Erſcheinung, oder vermittelt durch mythiſche oder geſchichtliche Parallelen. In keiner Kunſtepoche verfuhren die Künſtler in der letzten Beziehung naiver, als zur Zeit der Blüthe der italieniſchen Malerei unter Giorgione, Tizian und Paolo Veroneſe. Hier ſehen wir eine fürſtliche Jungfrau jener Zeit bei einer Spazierfahrt an der Etſch unfern Verona einen ausgeſetzten Knaben finden. Es iſt Morgen, die Sonne eben aufgegangen. Die Prinzeſſin war ſpazieren gefahren, begleitet von ihren Frauen, Dienern und Wachen. Wie ſie aus dem Kaſtanienwäldchen herausfährt, hört ſie ein Kind am Ufer wimmern. Sie läßt halten und ſteigt aus. Die beiden Hellebardiere ſind an das Ufer geeilt, unten hält eine Dienerin mit einem der Hellebardiere den Korb, aus welchem bereits der Knabe genommen iſt und der Prinzeſſin gezeigt wird.

Höher auf dem Ufer, an einen Baum gelehnt, ſteht der zweite Hellebardier, welcher ſeinen Weberbaum-Spieß keck auf die Erde geſtemmt hat. Er hat das Geſicht weggewendet, faſt, wie es ſcheint, um die Frau nicht zu ſehen, welche das Kind ausgeſetzt hat und im Hintergrunde in weißem Gewande vorbeieilt. Ein Geſell-

schaftsfräulein, das jüngste und frischeste, hat bereits den Knaben auf den Armen, während es auf ein Knie niedergesunken ist, und hält ihn der Prinzessin entgegen. Die alte Amme der Prinzessin hat das Tuch auseinandergeschlagen, in welches er gehüllt war, sie hält es so, daß der Knabe nicht von der rauhen Morgenluft berührt wird; alte Frauen verstehen, Kinder zu behandeln. Hinter der Alten stehen zwei andere Hoffräulein; das nächste, im rothen Gewande, blickt verschämt hinweg, das zweite, gleich hinter der Prinzessin, neugierig auf den frischen Buben.

Wie fürstlich steht die Prinzessin hier! Sie ist eine hohe, stolze, lombardische Blondine mit der Krone auf den weichen Haarflechten, die linke Hand in die Taille gelegt, welche durch den Bausch des aufgeschürzten, prächtigen Gewandes mit eingewirkten, großen Blumen noch mehr hervorgehoben wird, den rechten Arm um den Nacken eines Fräuleins gelegt, welches in höfischer Gewohnheit sich unter ihr beugt, um es ihr bequem zu machen, und dabei auf den Knaben deutet. Ein phantastisch geputzter Mohrenzwerg, ein kleiner Mephistophiles mit rother Mütze und Hahnenfeder, steht zwischen zwei aneinander gefesselten Windspielen. Dahinter trägt eine Mohrin das Schoßhündchen. Beide gebrauchte der Maler, um durch den Gegensatz, welchen sie in ihrer häßlichen Erscheinung zu der schönen, schlanken Fürstin darstellen, diese noch mehr hervorzuheben. Die Fürstin scheint das Absonderliche und die Hunde zu lieben, wie es häufig bei vornehmen, kinderlosen Frauen der Fall ist. Mit dem Knaben ist ihr geholfen. Sie schlägt die Augen fast schwermüthig nieder. Ein schmerzlicher Zug spielt um ihren schönen, stolzen Mund. Sollte dieser Knabe und die Geschichte seiner Aussetzung zu ihr in besonderem Bezuge stehen? Wir wissen es nicht, doch wird sie den Knaben wie ihr eigenes Kind lieben.

Die Anbetung der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande.

Wir sehen hier die gewaltige Pracht des venetianischen Welthandels in königlichen Aufzügen herangeführt. Aus diesem mächtigen Bilde ist jede Spur des christlichen Geistes entwichen; dafür wird uns die Poesie fremder Welttheile, wie in Freiligrath's Gedichten, vorgezaubert. Wir müssen das Bild ganz weltlich, wie es ist, nehmen und erklären. Die Scene ist vor einen Palast verlegt, bei welchem der Stall mit der Krippe und dem Ochsen und Esel symbolisch angedeutet ist. Es stellt einen Aufzug kaiserlicher und königlicher Hoheiten vor, welche aus der Levante, aus Indien und Afrika hierhergekommen sind, um mit schönen Worten und Geschenken der hohen Dogenfamilie zur Geburt eines Sohnes Glück zu wünschen. Solche Pracht läßt sich nicht beschreiben; man muß die Herrlichkeit vor dem Dogenpalaste mit ansehen. Dort knieet ein alter, griechischer Fürst huldigend vor der Dogaressa und küßt den Fuß ihres Erstgeborenen. Wie königlich wallt von seinen Schultern das sammetne, mit großen, schwarzen und weißen Blumen gemusterte, mit Hermelin gefütterte, reiche Gewand und daran die prächtige, von dem Pagen in blauer Uniform getragene Schleppe! Hinter ihm hält ein zweiter Page in gleicher Livree die Krone. — Ist das dort nicht der König von Cypern, der würdige, ernste Herr in schwerseidenem, rothem Dammastgewande, mit dem silbernen Trinkkruge, welcher vielleicht mit dem feinen Weine seiner Insel oder mit Dukaten gefüllt ist? Dort kommt der Kaiser von Marokko in grün- und roth-gestreiftem, phantastischem Gewande und mit mohrischem Turban. Wie schwarz er aussieht! Er trägt ein Goldgefäß; gewiß ist es mit Diamanten und Rubinen gefüllt! Und wie märchenhaft seltsam, wie reich sein Gefolge, und die Pferde, die Hunde und die oben neugierig heruntergucken den Kameelgesichter!

Paolo hat ſeine goldene und ſammtene Zeit in dieſem Gemälde und mit ihm die Pracht und den Ruhm ſeines Vaterlandes verewigt.

Das Weinwunder auf der Hochzeit zu Kanaan.

In frommen Familien auf dem Lande hört man vor der Mahlzeit ein Tiſchgebet, welches den Heiland zu Gaſte einladet, mit der Bitte, das zu ſegnen, was er beſcheert hat. Es darf daher nicht befremden, wenn er auch hier, wie einſt bei der Hochzeit zu Kanaan, der Einladung Gehör gegeben und mit ſeiner Mutter bei dem Hochzeitsfeſte einer venetianiſchen Familie erſchienen iſt und die Tafel mit der Fülle des herzerfreuenden Weines geſegnet hat. Haben wir bereits die Geſtalten und Geſichter der Gönner und Freunde unſeres Malers in ſeinen anderen Bildern geſehen, ſo befinden wir uns auch hier nur unter guten, alten Bekannten. Es thut unſern Augen und Herzen wohl, einmal kerngeſunde, thatkräftige Menſchen, frei von den Sorgen einer kleinen Zeit, in feſtlicher Stimmung bei dem Nachtiſche, erhöht durch den Genuß vortrefflicher Weine, ruhig zu betrachten.

Wir dürfen uns vorſtellen, daß ein Attaché des byzantiniſchen Geſandten, welchen wir im Aufzuge der Könige aus dem Morgenlande im vorigen Bilde geſehen, ſein Abſteigequartier „alla mezza luna“ unfern des Markusplatzes genommen habe. Gaſtwirthe ſind von jeher mit ſchönen Töchtern geſegnet geweſen, und das Töchterlein des Signore Pancrazio hat das Herz und nun auch die Hand des feurigen Phanarioten gewonnen. Das Hochzeitsfeſt wird in einem offenen Saale gefeiert, welcher den blau und grau gewölkten Sirokkohimmel zum Hintergrunde hat. Braut und Bräutigam ſitzen oben quervor an der Tafel, ihre Geſichter in den Profilen uns zugekehrt. Sie iſt eine klare Blondine, er levantiſch dunkelbraun. Eine ernſte, ſtaatspolizeilich erlaubte Heiterkeit

belebt die Gesellschaft. Es ist der Augenblick, wo der Wein seine Wunder, wenn auch in den Grenzen des Anstandes, thut. Der dem Wirthe gegenübersitzende Heiland giebt zum Dessert sein Hochzeitsgeschenk in einer Fülle des ausgesuchtesten Weines. Das Hotel, in welchem die Scene vor sich geht, ist zu prächtig in den marmornen Säulen und Treppen, es springen viel zu viel Kellner auf und zu, als daß zum Hochzeitsfeste der Wein im Keller für die Tafel gefehlt haben sollte. Strauß und Bruno Bauer könnten aus einem solchen Widerspruche das ganze Wunder anfechten, wollte man sich nicht mit Bretschneider helfen und annehmen, daß es nur an „Lacrymae Christi" bei dem Dessert gefehlt habe. Hier ist dieser Wein, welcher das Feuer des Vesuv's mit der Gluth der Sonne und so Himmel und Hölle vermählt hat. Hier ist die Hochzeitsgabe des armen Propheten von Nazareth! Sie ist da in Menge, wie Wasser, als wäre in diesem Hotel nicht zum ersten Male das Wasser zu Wein geworden.

Aber darf auch in einem Polizeistaate, wie Venedig, ein Wunder geschehen? Das Unglück will es, daß der Wirth aus besonderer Rücksicht den Ober-Mauth-Director zur Hochzeit eingeladen hat. Da steht der Douanenteufel in schwefelgelbem, rothgestreiftem Gewande, die Rockschöße in den Leibgürtel gesteckt, in Vorahnung der modernen Frackzeit, die linke Hand mit der Kelchschaale voll unveracciſirten Weines ausstreckend und mit verteufeltem Gesicht das corpus delicti anstierend; er wälzt noch im Munde die Weinprobe und das verhängnißvolle Wort: „Contrebande!" während sich seine Rechte gierig über der Magengegend krümmt. Der Hochzeitsvater blickt sich in tödtlicher Verlegenheit um, dem Brautpaar ist jedes Lächeln aus dem Gesichte entwichen, selbst Christi Mutter faltet die Hände; zwischen ihrem Gesichte und dem des Bräutigams schiebt sich das Profil eines Senators hinein, welcher zwei Finger in der Hand eingeschlagen hat und drei ausstreckt mit der Frage: „Es wird doch in Ordnung sein?" Nur um Christi Mund schwebt ein Lächeln.

Nirgends wird an der Tafel getrunken, soweit der schreckliche Blick des Zöllners schweift; nur dahinten in der Ecke trinken aus einem flachen Teller die wandernden Künstler und Spaßmacher bei der Hochzeit, der Jongleur und der Hanswurst, und zwischen ihnen zugleich die Sängerin, welche eine große Schüssel als Schirm vorhält; ebenso heimlich läßt sich hinter dem Stuhle der Braut ein lustiges Mädchen einen Trunk einschenken. Hinter dem Mauthdirector geht es desto lustiger zu. Abgekehrt von ihm, trinkt stehend der idealste Weintrinker in Venedig. Er hat ein geniales, scharfgeschnittenes Gesicht; er ist ein Dichter oder Künstler. Er ist mager und feurig, sein Naturell ist mit dem des Weines verwandt. Zwischen den beiden Verwandten herrscht eine Sympathie des Blutes, Einer sehnt sich zum Anderen. Während seine Lippen die süße Fluth aus dem Glase einziehen, schlürft mit absolutem Bewußtsein seine feine Nase den in der Fluth schwebenden Geist Gottes in sich. Der sitzende alte Herr unter ihm, an dessen Schulter er sich beim Trinken anhält, hat inbrünstig den großen Weinkrug vor sich umklammert, sich den Bart streichend; der Alte ihm gegenüber läßt sich von einem Marqueur einschenken; nur der arme Mohr, der Mohammedaner, wirft seine Augen zum grausamen Propheten empor, der den Wein seinen Gläubigen versagt hat. Zwei Diener treten eben mit dem vorderen Ende einer Trage in den Saal: es kommt des Segens neue, unendliche Fülle, voran geht der weitausschreitende Oberkellner, welcher auf einem Teller Deckel für die Weinschaalen bringt; denn die Freude soll lange dauern und der Wein nicht verduften.

Rubens.

Wenn in der italienischen Kunst der strenge, altchristliche Geist noch dann und wann, wie im schmerzlichen Krampfe, emporzuckte, so war es doch nur im

Prozesse der Auflösung. Wir standen bei der Krippe in der heiligen Nacht des Allegri und sahen schon dort die Feier eines neuen, weltbezwingenden Principes — die Verherrlichung der Natur in Mutter und Kind, indem hinter dem Schleier des Marienmythus die wiedergeborene Naturseele uns anblickte. Mit ihr war die Naturwissenschaft, die Naturpoesie und die Landschaftsmalerei erwacht. Wir finden hier die Keime der neuen, durch das Christenthum verklärten, Naturreligion. Schon hätte der große Astronom Kopernikus die Sturmleiter gegen den mythischen Himmel angelegt, auf welcher Keppler, der größte, deutsche Denker, emporkletterte und den transcendentalen Himmel zerschmetterte mit dem Beweise, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls, sondern nur ein Tropfen im Sternenmeere sei. Die Keppler'schen Weltgesetze raubten uns Himmel und Hölle, und Sonne und Mond waren nicht mehr zwei große Lichter, welche Engel in der Hand hielten, um in die Krippe des menschgewordenen Gottes herunter zu leuchten.

Soweit Keppler die realistische Seite der Natur auf mathematische Gesetze begründet hat, ist er von seinen Nachfolgern begriffen und ergänzt worden, wo aber sein Genius in die dunkle, unermessene Ferne und in das Auge Gottes blickt, da steht er noch einsam. Freilich deutet er hier mehr an, als er auszusprechen vermag. Wenn aber in der Wissenschaft die rechte Zeit gekommen ist, wird auch der Verstand mit den feinen Werkzeugen der Hegel'schen Logik aus dem Chaos der Träume und Anschauungen eines Novalis die neue Welt an das Tageslicht emporheben. Man wird begreifen, daß die Natur die divina comoedia des Weltgeistes ist, welche freilich auch in ihrer äußern Form sich nach physischen und mathematischen Gesetzen berechnen läßt. Vor diesen Ahnungen und Anschauungen zerbrach das Mittelalter in Trümmer. Wir dürfen uns nicht scheuen, in das Chaos, aus welchem sich die neue Zeit herausbildet, muthig hinabzusteigen.

Die Hellenen bändigten die chaotiſchen Triebe der Natur durch den Gedanken an die maßgebende Gottheit, für welche ſie keine Geſtalt, nur den Namen „Moiren“ hatten; die Römer hielten ſie in Zucht durch das äußerliche, bürgerliche Geſetz: „Verletze Niemand, gieb Jedem, was ihm gebührt, und lebe anſtändig!“ Die alte, chriſtkatholiſche Kirche trat ſie dagegen mit Füßen.

Wie die gemißhandelte Naturſeele ſich mit der griechiſchen Philoſophie und Poeſie dagegen verſchwor, wie eine glatte, fürchterliche Schlange den Laokoon des alten Prieſterthumes umſchlang, bis dieſer entſetzt in der Reformation Bilder und Altäre zerſchlug und ſich auf Zeit davon befreite, davon ſpricht ausführlich die Geſchichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Der wiedererwachte Geiſt der Natur zerſprengte zuerſt die Bande der feudalen, römiſch-deutſchen Weltherrſchaft. Jede Nation beſann ſich auf ſich ſelbſt. Er drängte in unternehmenden Männern die Ahnung von der zweiten Welthälfte zur Entdeckung. Zugleich entkoppelte er die Leidenſchaften aller Art und hetzte ſie gegeneinander. Dabei kümmerte es ihn nicht, ob ſie unter dem Panier der Reformation oder den Fahnen der jeſuitiſchen Gewalthaber gegeneinander losgingen. Es war ihm Alles eins, galt es doch nur, freilich wie immer, Kräfte zu entwickeln und im Kampfe zum Bewußtſein zu bringen. Es war ihm hier Alles eins, wenn es nur uneins war. Die proteſtantiſchen Fürſten riſſen ebenſo gut oder übel, wie die katholiſchen, die prieſterliche Gewalt an ſich. Dort gab die Bibel, hier der Papſt den Namen her. Zu jener Zeit wollte eben Niemand mehr gehorchen, aber herrſchen mit allen zügelloſen, unbändigen Leidenſchaften. Herrſcher und Völker wurden dadurch von ſelbſt aufeinander getrieben. Dieſes Verhängniß ſteigerte ſich zwiſchen den Niederländern und Philipp II. zur Kataſtrophe. Dieſes Drama fand ſeinen ſymboliſirenden Spiegel in

Paul Rubens.

Er war mitten in dem heißesten Kampfe der Niederländer mit Spanien zu Köln am 2. Juni 1577 geboren, wohin sich seine Aeltern aus Antwerpen geflüchtet hatten. Als der Herzog von Parma Antwerpen der spanischen Herrschaft wieder unterworfen hatte, kehrte sein Vater dorthin und zu seinem Rathsherrnamt, das er vorher bekleidet hatte, zurück. Der junge, schöne Paul wurde zuerst Page der Gräfin Halain, nach des Vaters Tode aber Maler. Empfohlen von Erzherzog Albert von Oesterreich, kam er an den Hof des Herzogs von Mantua, des Vicenzo Gonzaga. So fand er Gelegenheit, in Italien, besonders in Venedig, wo er sich oft und lange aufhielt, die früheren Meister seiner Kunst, besonders Tizian und Paul von Verona, zu studiren. Er kehrte nach sieben Jahren in seine Heimath zurück, wo er von seinem Gönner, dem Erzherzoge, und von seiner Liebe zu Elisabeth Brants, welche er heirathete, sich fesseln ließ, ein schönes Haus baute und der Bewunderung und Freundschaft der Großen seiner Zeit sich erfreute. Er war zu verschiedenen Malen in Madrid, wo er vom Könige mit Ehrenbezeigungen überhäuft und im Jahre 1629 nach England geschickt wurde, um über den Frieden zu unterhandeln, welchen er auch zu Stande brachte. Carl I. schlug ihn dort zum Ritter. Nach seiner Zurückkehr vermochte ihn die Infantin Isabella, zur diplomatischen Verhandlung nach Holland zu gehen. In der Zwischenzeit verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit der schönen Helena Formann, welche er oft in seinen Gemälden verherrlicht hat. Aber alles dieses Glück an den Höfen und bei den Frauen bewahrte ihn nicht vor dem Podagra, welches nach langen Peinigungen ihm am 30. Mai 1640 den Tod brachte. Er wurde fürstlich in Antwerpen in der Kirche von St. Jakob bestattet.

Die Kunst, von keinem christlichen Gesammtgeiste mehr erfüllt, wurde dem Belieben des genialen Künstlers dienst-

bar, keinem mehr, als Rubens, welcher sich die venetianischen Formen zu eigen machte und die Kataraкte seiner Zeit, wie glühendes Erz, hineinbrausen ließ.

Blutheißes Leben in höchstgesteigerter Leidenschaft, wo jede Muskel im Uebermuthe und Kampfe des Lebens ihre Kraft fühlt und jede Nerve wild erregt aufzuckt, das ist der Charakter seiner Kunst. Guido Reni rief, als er ein Gemälde von Rubens sah: „Er mischt Blut unter seine Farben!“ — Er ist der Shakespeare unter den Malern. Beide werden selten verstanden, noch weniger geliebt in matter Zeit, wo der Theekessel die Wallungen des Blutes besorgt.

Ein Kunstliebhaber thut aber immer gut, sich wenigstens so anzustellen, als verstehe und liebe er Beide, doch kann er an dem Einen den Schwulst der Rede und bei dem Anderen den Mißbrauch convexer Linien bei inkorrekter, übereilter Zeichnung tadeln, ohne sich blos zu geben, — Glanz, Lebhaftigkeit und Pracht der Farbe in Beiden bewundern, es versteht sich, bei Shakespeare vergleichsweise. So sind auch Beide groß in den Contrasten der Composition, in der Draperie gewichtig und schwer, überall aber geistvoll, selbst anmuthig und leicht bis zur Mißhandlung der Mittel zur Darstellung.

In Rubens' Künstlergemüthe hat sich jene große Zeit des Umsturzes und des Kampfes in allen ihren Leidenschaften zur Darstellung in der Allegorie und Analogie koncentrit. Er war darin reich, gelehrt und gewandt. Er ist selbst da allegorisch, wo er nicht daran gedacht hat. Er ist der unübertroffene Meister der historisch-politischen Malerei, von welcher freilich unsere Kunstkenner noch Nichts träumen, obschon in einer verwandten Kunst, in der dramatischen, dasselbe Streben, das Volk zu erfreuen, beginnt.

Dresden besitzt von den Werken Rubens' eine hinlängliche Anzahl, um ihn daraus kernen zu lernen. Der Grundzug jener Zeit war eben vollsaftiges Leben, ge-

steigert bis zum Frevelmuthe, so taumelt es auch hier in einem Gemälde des Meisters einher als

trunkener Herkules,

welcher von einem Faun und Bacchanten geführt wird. Welche gewaltige Sinnlichkeit in diesen wein- und blutglühenden Körperformen! — Welche heidnische Lust in jeder Bewegung und Beugung dieser Leiber! — Dort erscheinen in der Fülle des flämischen Fleisches die drei Göttinnen vor

Paris mit dem goldenen Apfel,

hier in der

Weinlese

ist Alles Genuß im Trinken, Saugen und Säugen; zunächst tränkt die weintraubensaugende Tigerin ihre drei nackten Kleinen, dahinter ein alter Satyr mit Trauben und Traubensaft seine Jungen; — Alles ist Lust und Leben, aber hier im

Liebesgarten

mit Amoretten-Neckerei anmuthig gemildert.

Es ist das schalkhaft heiterste Bild eines üppigen, vornehm prächtigen Daseins. Man geht auf breiten Stufen herunter in einen Garten, an der Seite gießt ein Springbrunnen seinen Strahl herunter, weiter hinten streift der Blick an Rosen- und Orangengebüsch in die feuchten Dämmerungen einer geheimnißvollen Höhle, in welche man jedoch nur durch das herkömmliche, schwerfällige Rococco-Portal von der offenen Gartenseite her eingehen kann. Vor dem Portale liegt der Vorhof des Ehestandes, die Liebschaft. Da stehen, sitzen und liegen in den anmuthigsten Gruppen durcheinander die fleischblühenden Jungfrauen und Frauen der Niederlande. Wir sehen zwei Abtheilungen, die erstere bei dem Eingange in den Garten, die andere vor dem Portale zum Ehestande.

Der ersteren Abtheilung ist, wie wir merken, von den umherschwärmenden Amoretten der Krieg erklärt. Je näher ein schönes Kind dem Eingange der Höhle des Ehestandes sitzt, desto gefährdeter ist es. Schon schwebt hinter dem Stuhle der schönen Rosamunde ein Amorette und flüstert ihr süßgiftige Schmeichelwörtchen in das Ohr. Sie hat die Hände nachdenkend in den Schooß gelegt und das Gesicht lächelnd herumgedreht, der Amorette hält hinter seinem Rücken den Pfeil bereit, ihn ihr in das Herz zu stoßen. „Hüte dich, schönes Fräulein!" Zu ihren Füßen sitzt voll schmachtender Liebesfülle Fräulein Ulrike in gelbseidenem Untergewande und blauem Ueberkleide, ein schwarzes, kokettes Hütchen mit feuerrothen Federn auf dem Kopfe, ihren Arm auf Rosamundens Schooß gelegt. Ihr Amorette hat sich flämisch auf ihren Schooß gelagert und seine diebischen Hände unter ihr Uebergewand verborgen. Er macht es sich sehr bequem und benimmt sich unanständig gegen die Generalissima der spröden Damen, gegen die himmelblaue, blonde Adelheid, welche mit einem Grashalmenbündelchen den Amoretten von seinem weichen Lager aufscheuchen will. Sollte er bestraft werden, wer hält den Flüchtling? Hinter Ulriken sitzt die gar zu wohlbeleibte, aber äußerst empfindsame Amalia, auf ihrem Arme das Lieblingshündchen. Sie ist musikalisch. Ihr Amorette schwebt neben ihrem Schooßhündchen und begleitet mit Gesang aus einem großen Notenbuche das Zitherspiel ihres Anbeters, welcher ihr ein Ständchen bringt:

„Liebchen, ich komm' mit der Zither,
Bringe dir ein Ständchen hier,
Ach! in Sturm und Ungewitter
Stürmt noch mehr mein Herz zu dir!"

Schmachtend neigt sich ihr Kopf, die Augen gehen ihr darin herum, und ihr Busen wogt der Unendlichkeit entgegen. Lassen wir ihren Amor walten und wenden wir uns wieder zur Generalissima der Spröden. Ihre Nachbarin links ist Kunigunde, geborene von Tröstemann.

Sie ist eine heimlich glühende Kohle in rothem Unterkleide und dunkelschwarzem Obergewande. Diese Festung ist schwach vertheidigt; Amor giebt sich auch keine Mühe mit ihr, er hat sie einem jungen Cavalier überlassen, welcher sich gelagert und dabei den Battist-bauschenden Arm der von Tröstemann gefaßt hat mit der Einladung, an seiner Seite Platz zu nehmen. Ob sie nachgeben wird? Da sie mit der Rechten das Oberkleid hinten in die Höhe hält, um den Sammt bei dem Sitzen nicht zu drücken, so hoffen wir für den kühnen Werber. — Was hat die spröde Adelheid hier nicht Alles zu überwachen! Eben tritt ein anderer, schöner, rosiger Cavalier, vielleicht der galante Antoni van Dyk, einen breitkrämpigen Federhut auf den dunkelblonden Locken, in weißem, mit goldenen Knöpfen besetztem Leibrocke, nachlässig den rothen Mantel — in der Farbe der brennenden Liebe — umgeworfen, die Stufen zum Garten herunter. Wie cavaliermäßig ruht die behandschuhte Hand auf dem Griffe des Degens, so daß er, wie ein Spieß, mit der Spitze gen Himmel zeigt! Wie sauber sitzen ihm die eleganten, elastisch über die Kniee hinaufgezogenen Reitstiefel! Wie absonderlich lassen sich dazu die rothen Unaussprechlichen! Alle diese Kleinigkeiten machen ihn zu dem, was er ist — zu einem gefährlichen, schönen Mann, in seiner Erscheinung gehoben durch den Feuerblick seines zuversichtlichen Auges, eine kühne Adlernase und sieggewohnte Lippen. Wie zierlich führt er die blonde Unschuld im weiß-atlassenen Kleide, das liebliche Käthchen, in den Liebesgarten herein! Aber kaum nimmt die böse Adelheid den Feind gewahr, so hat sie auch schon mit ihrer Linken zurückgelangt, um das holde Käthchen an sich und von dem gefährlichen Antoni rettend abzuziehen. Sie hat in gleicher Weise heute schon wenigstens eine Seele, die dahinter stehende Brigitte mit ihrem Sturmhütchen, gerettet.

Wollte Rubens seinen Antoni in diesem jungen Cavalier darstellen, so ist er in der Scene, welche er

neben ihm her und zu seinen Füßen spielen läßt, zu boshaft.

Ob hier das Heer der Amoretten oder die Sprödigkeit siegen wird, soll nicht ungewiß bleiben.

Für Antoni ist uns nicht bange. Der Pfau, der prächtige Vogel des Stolzes, trinkt oben aus der Fontaine der Liebesgöttin, welche den Delphin über den Kopf hält und aus seinem Rachen die unendliche Liebesfluth herunterbrausen läßt. Ueber Antoni und Käthchen plätschern ihre Amoretten in der Schale und fangen die Wasserstrahlen durstig mit den Händen auf.

Hinter dem Wasserschwalle fliegt aber der grimmigste Amorette mit der Brandfackel in der Hand, zu Adelheid hinuntergerichtet, einher, um dieses Herz in Brand zu stecken. Die Arme! Wie wird sie ihre Sprödigkeit büßen müssen! Ueber dieser Abtheilung schwebt außerdem ein Amorette, welcher auf Gerathewohl Pfeile verschießt, ein Zweiter guckt aus dem Rosenstrauch vor der Grotte heraus und legt die Finger zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen, ein Dritter bläst in eine Rose, welche mit dem Aufblühen zaudert.

Die zweite Abtheilung, nahe am Eingange zur kühlen Ehestandsgrotte, besteht aus zwei verlobten Pärchen. Das Eine ist in das Gras und selig in sich selbst zusammengesunken, ein zweites Pärchen, Rubens mit seiner schönen Helene, beschließt die Gruppe. Sie kehrt den Rücken und in einer Kopfwendung das Gesicht im Profil, Rubens das volle Gesicht uns zu. Der Amor mit Nachtfalterflügeln drängt sie zum Niederlagern.

Hier haben wir eine Scene aus den übermüthigen Tagen des Reichthums und der Ueppigkeit, ehe noch der zweischneidige Fanatismus das Haus des Jubels mit Entsetzen füllte. Mitten im Umsturze der alten Götterwelt hat Rubens das unwiederbringlich Verlorene in schönem Farbenscheine verewigt. Wir wollen ihm gern den Uebermuth darin verzeihen, da wir ihn doch nie besitzen werden. —

Am Glücklichsten ist Rubens jedoch, wo er heftige Leidenschaften gegen einander gehen lassen kann, und die aufgeregten Kräfte seiner Zeit sich ihm und durch seine Werke uns darstellen im Jagdkampfe mit reißenden Thieren. In seinem aristokratischen Künstlergemüthe gestaltete sich wohl von selbst der Mordkampf der Parteien in den Niederlanden zu einer todesgefährlichen Jagd zwischen der Aristokratie der Menschen und der Demokratie der freien, wilden Thiere. Einen solchen Kampf sehen wir in der

Löwenjagd.

Es ist ein schreckvoll bewegtes Leben im Augenblicke, wo der grimmigste Löwe über das Kreuz des sich entsetzt bäumenden Schimmels in einem Satze gesprungen, sein Gebiß in die Schulter des Sheiks, die linke Pranke in sein Herz, die rechte in die Stirne hautabstreifend geschlagen hat. So eine losgelassene Kraft ist eine gefährliche Katze, wohl mag Philipp II. der Kopf davon wehgethan haben. Zwei Jagdgenossen sind auf ihren Pferden hauend und stechend zur Hülfe herangesprengt. Die Löwin unten, mit dem gräßlichen Wuthaufblick hinter dem erstochenen Tiger, rettet ihr Jüngstes, während ihr junger Löwensohn in der anderen Ecke seine erste Heldenthat vollbracht und einen Jäger zu Boden geworfen hat und noch mordfreudiger zum ungeschickt herunterstechenden Reiter emporbrüllt. Das ist ein Entsetzen unter den Reitern, Pferden und Hunden! Sie werden an diese Jagd gedenken.

Dieses große Gemälde ist in seiner Werkstatt nach seinem Carton von seinen Schülern ausgeführt.

Das Gegenbild ist die

Eberjagd.

Die Scene ist vor einer Schlucht in einem Eichenwalde, welche von einem sturmentwurzelten und von einer Seite auf die andere hinübergestürzten Baume versperrt

iſt. Durch die Gabeln deſſelben geht die Fahrt des Ebers zu ſeinem Lager hindurch. Ein Pfaffe hat ſich mit ſeinen Bauern dort in den Hinterhalt gelegt. In dieſem Augenblicke wird der Eber von zwei Reitern in raſendem Galopp und von einer tollen Meute Hunden herangehetzt. Die Schlacht zwiſchen Jägern, Hunden und Wild hat zwiſchen den knorrigen Aeſten begonnen. Der wüthende Eber hat zahnzerfetzte Hunde rechts und links um ſich geworfen, ein friſcher hängt an ſeinem Ohre, ein anderer beißt ſich auf ſeinem Rücken ein; aus der Waldecke ſprengen von der Seite herbei noch andere Hunde. Das iſt ein muskelkrampfiges Wühlen und Würgen in Moos und Moor! Man kann hier irre werden in dieſem Durcheinander, was Menſch, was Thier iſt! Vorn ſpringt über einen Giebelaſt ein in Muskelkraft krummbeiniger, löwengleicher Hund, weiter zurück über den Stamm ein ihm ähnliches Menſchenthier, beide blutwild. Trotz des Schweinehirten, welcher den Mordkampf aus dem Horne anbläſt, und trotz aller Zähne, Spieße und Meſſer würde der Eber ſich doch noch ritterlich durchſchlagen, hätte der Teufel nicht den tückiſchen Pfaffen in der Kapuze herbeigeführt, welcher hier argliſtig hinter der Baumgabel die Einfahrt des Ebers verlegt hat und jetzt dem hereinſtürzenden Thiere den Spieß in den Rachen ſtößt.

Merkur und Argus.

Merkur im Flügelhute ſitzt auf einem Felsblocke, unter ſeinem rechten Beine das verborgene Schwert, welches er im Begriffe iſt hervorzuholen, während ſeine Linke die Flöte hält, mit deren ſüßen Tönen er den Argus eingeſchläfert hat. Dieſer ſinkt traumſchwer am Baumſtamme nieder, dahinter ſteht Jo als ſchöne, flamändiſche Kuh, welche ihrer Entzauberung harrt. Wollen wir in dieſem Bilde eine Allegorie, in Merkur den liſtigen Wilhelm von Oranien und in Argus die ſpaniſche Inquiſition ſehen, welche mit tauſend Augen die flämiſche Freiheit bewacht,

ſo iſt es uns unverwehrt; denn im Gemüthe des Dichters und Künſtlers ſpiegelt ſich immer ſeine Zeit ab.

Meleager und Atalante.

Meleager hat den kaledoniſchen Eber, welcher zu ſeinen Füßen im Blute liegt, erlegt und ihm den Kopf abgehauen. Er überreicht ihn der ſchönen Atalante; Amor ſteht in der Mitte, den Fuß auf den Rumpf des Thieres geſetzt, hilft er den Eberkopf halten. So wähnte auch Alba mit Egmont's Haupt zugleich auch den Kopf des demagogiſchen Ebers in den Niederlanden abgehauen zu haben und ihn ſeiner Hispania auf dem Präſentirteller überreichen zu können; aber dort, wie hier, ſchwebte über dem Blute eine rächende Furie.

Quos ego!

Ein gemaltes Gelegenheitsgedicht auf die Ueberfahrt des Cardinals Ferdinand von Oeſterreich von Spanien nach Italien. Das Schiff des Cardinals ſegelt auf dem hohen Meere. Es wurde von Sturm überfallen, aber im rechten Augenblicke iſt Neptun aus der Tiefe emporgebrauſt; er ſteht auf dem Muſchelwagen, das Viergeſpann der Seepferde davor hebt ſich mit den Köpfen und Hälſen aus der Fluth; ſie ſcheinen aus ihr ſelbſt geformt zu ſein und wieder in das Meergrün und Weißſchaumige zu verfließen; denn ſie ſind auch mehr göttliche Kräfte, als Thiere. Zwiſchen ihnen vorn bläſt Triton mit vollen Backen das Muſchelhorn ſturmübertäubend hinaus. Drei wunderſchöne, blondlockige, niederländiſche Nixen drehen das Waſſerrad am Wagen. Neptun ſelbſt, vom rothen Zorngewande umflattert, in triefendem Haupt- und Barthaar, hält in der Rechten den Dreizack krampfhaft, wie zum Stechen ausholend, als wolle er die Ungeſtalten der geflügelten und ſchlangengeſchwänzten Winde, welche ſich erſchreckt nach Oben zu flüchten ſuchen, mit dem Dreizack in ſeinem Zornrufe: „Daß ich Euch!“ harpuniren. Ein heller Sonnenblick fährt im Hintergrunde

über das Meer, begrüßt mit Freudenschüssen vom Schiffe des Cardinals. —

Doch Ferdinand von Oesterreich war kein Neptun, welcher auch die politischen Stürme mit einem: „Quos ego!“ hätte beschwichtigen können; sie gingen ihren wogenwälzenden, gallionenzerschmetternden Lauf.

So glänzend und reich das Leben des Malers war, so ist es in seinen Gemälden in Farben festgebannt. Diese bleiben ewig jung, er nur konnte dem Alter und den Gewissensbissen des Podagra nicht entrinnen, welches sich vorgenommen hatte, die süßen Scenen im Liebesgarten und die herzerfreuenden Gelage bei dem Becher, welche die schönste Nymphe kredenzte, ihn bis auf den Tod abbüßen zu lassen.

Hier knieet

der heilige Hieronymus,

bereuet die Sünden seiner Jugend und entdeckt dabei die bequeme Lehre von der Erbsünde, gegen welche der schwache Mensch nun einmal aus sich selbst Nichts vermag. Der Heilige, noch halb verhüllt von weltlich rothem Tuchfaltenwurf, ist vor dem Bilde des Mittlers am Kreuze auf die Kniee gesunken, vor ihm und dem Crucifixe liegen ein Todtenkopf und das Beichtbuch, hinter ihm der eingeschlafene Löwe der Leidenschaft. Hieronymus befreundet sich mit dem Jenseits, denn die Lüste des Diesseits haben das sündenmürbe Fleisch verlassen; er hat Ursache, sich nach den himmlischen Freuden zu sehnen.

Das jüngste Gericht.

Es ist die ausgezeichnete Skizze von dem großen, gewaltig wirksamen Gemälde in München. Diese Skizze hat aber den Reiz des ersten Gedankens voraus, welcher fast unmittelbar genial, nur wie hingehaucht, in farbigem Schimmer auf uns einwirkt.

Der Meister ist hier, wie immer, gewaltig in der

Auffassung des leidenschaftlichen Momentes. Wie früher Michel Angelo, so stellte sich Rubens den Untergang der altchristlichen Zeit in dem jüngsten Gerichte dar.

Hier ist es das Gericht des asiatischen Christus über das schöne, flämische Fleisch, in welchem sich Rubens selbst leider zu wohl befunden haben mag. Zur Rechten des Richters, wo Maria Fürbitte thut, kommt es, wenn auch schwer, doch in Gnaden empor, zur Linken aber, wo der Fanatismus der ebräischen Gesetztafeln waltet, wirft es der Buchstabe des zornigen, eifrigen Gottes in den Abgrund.

Was für schöne Frauenleiber, von Erinnerung und Sünden belastet, sind hier verzweiflungsvoll zusammengeballt, um von rücksichtslosen Teufeln in die Hölle geschleppt zu werden; ach! und kaum wird es Rubens auf der andern Seite gelingen, seine schöne Helena in das Paradies zu bringen.

Alles ist hier großartig, lebendig gruppirt, schön in der Bewegung. Das Fleisch ist selbst in seiner Verdammniß noch reizend und entzückend.

Reich an Genie's ist die Schule des Paul Rubens; das glänzendste unter ihnen ist jedoch

Anton van Dyk,

geboren in Antwerpen 1599. Er genoß den ersten Unterricht bei dem Maler Heinrich van Balen, aber gar bald machte ihn die Bewunderung der Werke Rubens zu dessen Schüler. Bald erkannten ihn alle seine Mitschüler und die Gehülfen des Meisters als den Ersten unter ihnen an. Als Rubens an einer Kreuzabnahme für die Kirche Unserer lieben Frauen in Antwerpen malte, ging er eines Tages gegen Sonnenuntergang aus. Als er den Rücken gekehrt hatte. neckten und jagten sich die Gesellen. Dabei fiel der Maler Diepenbeke an das Bild und löschte im Vorüberstreichen aus,

was der Meister vorher gemalt hatte. Da kamen Alle auf den Rath des Johann von Hoek, ihres Mitschülers, überein, daß van Dyk aus der Noth helfen müsse. Van Dyk ging an die Arbeit, welche ihm auch so gut gelang, daß Rubens am anderen Tage geäußert haben soll: „Diese Partie ist mir gestern nicht am Schlechtesten gelungen!“ — Van Dyk's Talent war aber nicht bestimmt, in der Manier seines Meisters aufzugehen. Er war ausersehen, die Fürsten und Herren, welche in der Tragödie der damaligen Zeit auftraten, zu portraitiren. In seinem wahlverwandten Künstlergemüthe spiegelte die große Welt seiner Tage sich mit allen ihren großen und kleinen Eigenschaften, ihrer blasirten, überfeinerten Bildung und und allen Ansprüchen, welche sie geerbt hatte, in silberklaren Tönen ab. Um dieser Neigung zum historischen Portrait nachzugehen, verließ er seinen Meister. Bei seinem Abschiede gab er Rubens drei Gemälde zum Geschenk. Rubens schenkte ihm dafür eins seiner besten und schönsten Pferde. — Van Dyk wollte zunächst nach Italien gehen, aber schon im Dorfe Savelthem bei Brüssel verliebte er sich in ein Landmädchen. Er verweilte dort und malte auf einem Bilde in der Figur des heiligen Martin zu Pferde sich selbst und auf einem zweiten die heilige Familie, worin er seine Geliebte und ihre Eltern verherrlichte, für die Dorfkirche. Von dem Ritter Nanni, welcher zufällig durch das Dorf reiste, ließ er sich aus seiner Träumerei wecken und setzte seine Reise nach Italien fort. In Genua und in Rom fand er Bestellungen und Gelegenheit zum Portraitiren hoher Personen. In Rom fand er das rohe Wesen seiner Landsleute unangenehm, er zog sich von ihnen vornehm zurück und wurde gehaßt und verfolgt. Zurückgekehrt nach Antwerpen, malte er für die Collegialkirche von Courtai. Rubens soll ihm in dieser Zeit seine Tochter zur Frau angeboten haben, van Dyk sie aber ausgeschlagen haben, weil er heimlich in ihre schönere Mutter verliebt gewesen sei. Er folgte vielmehr dem Rufe

des Prinzen von Oranien, Friedrich von Nassau, nach dem Haag, wo er viele Fürsten, die Großen des Hofes, viele Gesandte und die reichsten Kaufleute malte. Darauf ging er nach England, nach kurzer Zeit aber, ohne dort Glück gemacht zu haben, zurück nach den Niederlanden, jedoch bald darauf zum zweiten Male nach England, und jetzt war sein Glück dort reif, welches ihn mit Gold, Ehren und jeglichem Genuß des damaligen vornehmen Lebens überhäufte. Er wurde Günstling des damaligen Königs Carl I. und der Großen am Hofe. Nun begann er einen fürstlichen Haushalt. Vormittags kamen die Standespersonen zu ihm, welche sich malen lassen wollten. In einem großen Saale neben dem Atelier wurden bei ausgezeichneter Musik Erfrischungen und Leckereien herumgegeben. Nachmittags um 4 Uhr ging es zur Tafel, hernach überließ sich van Dyk den ausgelassensten, raffinirtesten Vergnügungen. Diese Zeit seines Lebens charakterisirt sich hier in der

Danaë.

Auf den schwellenden Polstern und Kissen eines Ruhebettes ruht in horizontaler Lage Danaë, den goldenen Louisd'or-Regen mit ausgebreiteten Armen und offenen Händen auffangend. Sie scheint zu wissen, wie kostbar das Fleisch ist, welches der schöne Antoni malt. Ihre Duenna hat die Decke hinter ihr emporgezogen, damit kein Tropfen vom goldenen Regen verloren gehe. Amor kniet mit einem habsüchtigen, geizigen Wucher- und Ruffian-Gesichte auf dem Lager zu den Füßen der Schönen und untersucht die Aechtheit der Goldstücke auf dem Probirsteine.

Es gab eine Zeit, wo diese Danaë die Gottheit der französischen Mode an unsern Höfen war. Wir gestehen ihr gern zu, daß ihre Glieder aus Lilien, Rosen und Veilchen gewoben waren, wir vergessen aber auch nicht ihre Eulalienaugen und ihre lebenaussaugenden, völkermörderden Vampyrlippen.

Der arme van Dyk litt Schiffbruch an dieſen Klippen und Scheeren. Vergebens ſuchte ihn der Herzog von Buckingham zu retten durch die Hand der ſchönen Maria Ruthven, der Tochter des Mylord Ruthven, Grafen von Goree. Er ſtarb kurz nach ſeiner Verheirathung mit ihr, 42 Jahre alt. Er liegt begraben zu London in St. Paul. So war es ihm vergönnt, von hinnen zu ſcheiden, ehe die prächtige, große Welt in England, deren künſtleriſche Seele er war, vor der rohen Hand des Puritaners zuſammenſtürzte und das Haupt ſeines königlichen Freundes auf dem Schaffote fiel.

Portrait Carl's I., Königs von England.

Eine tiefe Wehmuth beſchleicht unſer Herz, blicken wir in dies königliche Geſicht. Van Dyk hat es verſtanden, das Stuartſchickſal hineinzuſchreiben. Dieſer Stuart war der letzte ritterliche, ſelbſtherrliche König auf dem Throne Englands. Mit ſeinem Haupte fiel die Krone der romantiſchen Poeſie von der Stirne Britannia's. Carl I. war der Held des großen Trauerſpiels, welches dort der Dämon der engliſchen Geſchichte im Geiſte Shakeſpeare's ſo grauſam gedichtet, ſo blutig in Scene geſetzt hat. Dieſer dämoniſche Poet hatte ſeinem Vorgänger William die feinſten Handgriffe in der Anlage und Ausführung des Drama's abgeſehen. Zuerſt drängte er die ſtumpfen Gegenſätze, in welchen ſich das gemeine Leben bewegt, in zwei Extreme heraus, in die Parteien des Royalismus und der puritaniſchen Demokratie, ließ ſie in den äußerſten Spitzen in zwei einander entgegengeſetzten Perſonen, in Carl Stuart und Cromwell, ſich empören und ſtellte ſie auf Leben und Tod einander gegenüber. Der unglückliche König hatte die ſchwierigere Rolle zu übernehmen. Cromwell hatte für ſich die Kraft einer großen Zeitidee, Carl nur die eigene Perſönlichkeit, — Cromwell die Energie der Bornirtheit, welche zu jeder großen, politiſchen Rolle gehört, er nur die höfiſch verſchliffene Bildung der alten Zeit, — Crom-

well die zermalmende Pferdekraft des religiös-politischen Fanatismus, er nur den beliebigen Eigensinn; — Cromwell die Beharrlichkeit, er den schwankenden Calcül machiavellistischer Politik, — Cromwell für sich den gewaltigen Pöbel, er nur eine Hand voll Galanteriedegen, gegen sich aber die ganze neue Zeit und ihr Glück.

So steht er hier im Bilde van Dyk's, mit den schwermüthig von den Augenlidern halb bedeckten Augensternen mißtrauisch sich umsehend, ob der silberbleiche, uns zugekehrte Fürstenstern auf seinem schwarzseidenen Mantel gehörig respektirt werde. Er hat den linken Arm und den Mantel darüber an sich gezogen, als fühle er sich nicht recht sicher. Vor ihm fließt, wie ein Blutstrom, ein rother, goldgestickter Teppich herunter; von einem ähnlichen ist der Tisch belegt, auf welchem seine Hand, wie in rothem Blute, liegt. Er hat die feine, aristokratische Hand auf die breite Hutkrämpe gelegt, als wäre er unschlüssig, ob er ihn aufsetzen und in das Parlament gehen solle, oder nicht. Ein verhängnißvoller Zug senkt sich über seine Stirne herab, zieht sich scheu hinter die Augenhöhlen zurück und lächelt dann schwermüthig aus den Mundwinkeln, als gälte es dennoch, ein mild-freundliches Fürstengesicht zu zeigen.

Unfern davon sehen wir seine Gemahlin

Henriette Maria von Frankreich.

Ihr fast überzartes Gesicht, im feinsten Silbertone gemalt, mit dem lächelnden Leide um den lieblichen, doch charakterlosen Mund, müßte es uns, selbst wenn wir ihr Schicksal nicht kennten, dennoch verrathen, daß eine solche empfindsame Blume wohl im Warmgewächshause eines ceremoniell umhegten Hofes gedeihen kann, aber in der stürmischen Luft einer politisch aufgeregten Zeit vergehen muß. Wie lieblich kräuseln sich die Hyazinthenlocken um die milde Stirne und fallen dann lang und schwer zusammen auf die rechte Schulter! Welche niedliche,

elegante Gestalt! Welche zierliche Bewegung des schlanken Händchens im Zurückhalten des weißseidenen Gewandes! Wie vornehm sinkt der mildgerundete Arm aus dem mit Spitzen reich garnirten, kurzen Bauschärmel hervor! Sie trägt in der Hand Monatsrosen. Diese blaßrothen Bouquetrosen liebte sie sehr, auch auf ihrem kleinen Portraitbilde von Conzales Coques hat sie diese Rosen neben sich. Solche Rosen sind auch das Symbol des Hinsterbens in Gram und Harm. Sie trägt einen reichen Perlenschmuck und ein Kreuz von Diamanten vor der Brust. Sie hat später die Bedeutung von Perle und Kreuz im Leben erfahren. Sie steht in einem roth-tapezirten Gemache, auf roth-behangenem Tische liegt ihre Krone; auch diese ist reich mit Perlen besetzt und endet in einem Kreuze. —

Bei den Portrait's Karls I. und seiner Gemahlin sehen wir in einem Bilde ihre drei unerwachsenen Kinder zusammenstehen:

Karl, Jacob und Henriette

mit ihren eigensinnig-vornehmen, unglücklichen Prätendentengesichtern. Die treuen Hündchen neben ihnen scheinen sie für die verlorene Treue des Volkes trösten zu wollen. Was Chateaubriand von der älteren Linie der Bourbonen sagt: „An einer langen Reihe königlicher Särge steht eine Wiege, welche um Mitleid fleht!“ fällt uns bei dem Anblicke dieser Kinder ein. England folgte später der Stimme des Mitleids, die Stuarts der ihres Eigensinnes. Sie hatten Nichts gelernt und Nichts vergessen! Und das Gemüth des Menschen ist sein Schicksal. —

Dieser feinen, egoistischen Welt gegenüber stellen wir das

Portrait des Mißvergnügten.

Er ist zu erkennen an dem weißen, herabhängenden Halskragen. Ueber dem Harnisch trägt er das Wehrgehänge, unter den zusammengezogenen Augenbrauen stiert der grausame Blick uns dunkelbrütend an, auf seiner vor-

quellenden Unterlippe sitzt der grausame Zorn, auf seinem graubraunen Gesichte zückt die nach Innen bis zum tödtlichen Losschnellen in sich zusammengezogene Leidenschaft. In solchen Schriftzügen hatte das Schicksal das Todesurtheil Carl's I. geschrieben.

Rubens und die aus seiner Richtung hervorgegangenen Meister brachten ein aristokratisches Gemüth zur Auffassung des Lebens mit; selbst Jordans erreicht seine Aufgabe nur in der Verspottung des gemeinen Daseins; Snyders ist nur eine geniale Weiterentwicklung der von Rubens beliebten Darstellung des Kampfes zwischen der Waldfreiheit der Thiere mit der Tyrannei der Menschen, während van Dyk ganz in die hohe, vornehme Hofwelt aufgeht. Aber auch die andere Seite, das gemeine Volk, fand seine Künstler dort, wo es über die Tyrannei siegte, besonders in der

niederländisch-holländischen Schule,

und ursprünglich in dem Kampfe der neuen Gegensätze des ebräischen Geistes in der Reformation und der sinnlichen Natur in der Menschencreatur, dessen Begebenheiten sich in der Kunst zur Erscheinung brachten.

Je zelotischer das neue Priesterthum die Regungen der Natur verneinte, desto rebellischer, wüster und dämonischer trat sie hervor. Die Natur war zu jener Zeit in sich selbst krank. Krieg und pestartige Krankheiten verheerten die Länder, und die Menschheit ras'te in gräßlichen Gemüthszuständen und wahnsinnigen Traumbildern. Wer die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts verstehen will, muß die Geschichte der Hexenprocesse lesen. Die Grüfte der Unterwelt schienen sich aufgethan zu haben und ihre Gespenster umherzuwandeln. Wer kennt nicht die Geschichte von den Hexentänzen auf dem Blocksberge? Wer nicht die Sage von Faust? Die Natur erschien jetzt in der Form, die ihr das Christenthum aufgeprägt hatte — als teuflisches Gespenst, welches jetzt im Gegensatze zu dem jen-

ſeitigen Himmelreich die Freuden dieſer Welt verhieß — Macht, Gold und jeglichen Sinnengenuß; und bis in das vorige Jahrhundert hinein arbeiteten Alchymiſten in dieſem Geiſte an der Entdeckung der Goldtinktur.

Die Seelenzuſtände jener Zeit haben, wie Jegliches, was ſich ſelbſt überbietet, ihre komiſche Seite, welche der niedern Komödie ihren Stoff giebt. Ihre erſten Anfänge verlaufen ſich in Italien in die neapolitaniſche Schule bis zu Caravaggio und Salvator Roſa hinauf.

David Teniers, der Jüngere.

Sein Vater gleichen Namens war ein Schüler Rubens und zeichnete ſich durch Bambocciadenbilder aus. Von ihm beſitzt die Dresdener Galerie nur dem Namen nach, nicht aber in der That einige Bilder. Deſto reicher iſt ſie an Gemälden von ſeinem geiſtreichen Sohne.

Um dem Volke näher zu ſein, zog dieſer in das Dorf Perk zwiſchen Antwerpen und Mecheln. Dort ſtudirte er fleißig die geſelligen Zuſtände der Landleute auf Märkten und Gelagen aller Art. Sein Landhaus war der geſellige Mittelpunkt für Gelehrte, Edelleute und Künſtler. Johann von Oeſterreich war ſein Freund. Er ſtarb 1690 als Director der Akademie in Brüſſel.

Er iſt der größte Maler im Silberton und in der kalten Farbe. In ſeinen Bildern herrſcht das weiße, helle Tageslicht. Er arbeitet mit ſo leichter Hand, daß ſeine Gemälde den Eindruck machen, als wären ſie nur leicht hingeſchrieben in einer klaren, reinen Bilderhandſchrift. Viele ſeiner Bilder ſind in einem Tage gemalt. Bei dieſer Leichtigkeit iſt er vielſeitiger und gediegener, als ſeine Vorgänger und ſeine Mitſtrebenden. Schon die Bilder, welche Dresden von ihm beſitzt, vergönnen uns, in jede Falte der damaligen Volkszuſtände einen Blick zu werfen. Er giebt ſeinen Bildern gern eine Tiefe durch abgetheilte Räumlichkeiten, wodurch zwei

besondere Scenen sich aufthun, die eine im Vordergrunde, die andere im Hintergrunde.

Petrus im Gefängnisse.

Das Bild ist eine Allegorie auf die Verfolgung der Protestanten unter Alba in den Niederlanden. Wir sehen im Hintergrunde in das vergitterte Gefängniß, in welchem zu dem gefangenen Petrus der rettende Engel getreten ist. Man muß sich hier, wie bei jedem gemalten Gleichnisse, das „Wie" hinzudenken. Im Vordergrunde erblicken wir die wachthabenden Kriegsknechte, welche sich von Gefechten erzählen. Der Eine, auf der schmalen Seite des Tisches, hat mit Kreide darauf zur Verdeutlichung der Erzählung Linien gezogen, während er die linke Hand fest aufstemmt und sich herunterbeugt. Der Gefängnißwärter, welcher sich eine Pfeife angezündet, und andere Soldaten, von welchen zwei am Tische sitzen und der Dritte steht, hören aufmerksam zu. Zwei andere haben dieser Gruppe den Rücken zugewendet, indem sie sich am Kaminfeuer wärmen.

Antonius' Versuchung.

Es ist ein Traum, wie er nur im Gemüthe der damaligen Zeit sich bilden konnte, wüst und scheußlich. In einer Höhle, in welche von zwei Seiten Tageslicht hineinfällt, sitzt der heilige Antonius vor einem Felsblocke. Vor ihm steht das Kruzifix, das Gebetbuch liegt dabei, unfern davon steht eine verfängliche Mixtur in einer Flasche, vielleicht von der Art, wie sie Hoffmann in seinem „Elixir des Teufels" beschreibt. Hat der Heilige davon getrunken? Ein altes, hasenähnliches Weibchen, die symbolische Wollust, steht hinter ihm und deutet auf ein schönes Weib mit Habichtsfüßen, welche unter dem Gewande hervor ihre Abkunft verrathen. Sie nähert sich mit einem Zaubertrank in der Hand. Man muß dabei an die Erzählung des Theurgen Nagar aus Indien denken, welcher aussagt:

„Zuweilen ſteht alsdann mein Schutzgeiſt in der Geſtalt einer unvergleichlich herrlichen Jungfrau vor mir und überreicht mir einen mit dem Trank der Götter angefüllten Becher, welchen mein geiſtiger Menſch ausleert.“ Und dann: „Bald führt er mich durch die Luft auf den heiligen Berg der Verſammlung und zeigt mir die Geſetze und Bewegungen des Himmels, die Natur aller erſchaffenen Weſen und die Wirkungskräfte jedes Dämons.“

Hier iſt dieſelbe Viſion, nur verteufelt und geſpenſtig in verzerrten Traumbildern, welche zwiſchen Tod und Sünde aus dem Moder herausgeilen. Welche entſetzliche Fratzen brodeln hier aus dem uralten Chaos an das Licht der Oberwelt!

Hier krabbelt unter einer blauen Decke ein Thierweſen heran mit augenbelebtem Pferdeſchädel und Wolfstatzen, auf welchem ein Inkubus mit Hundeſchädel und Gänſefuß in einer kleinen, roſafarbenen Kapuze reitet und den Dudelſack bläſt; auf ſeinem Schädel ſitzt verkehrt ein Hühnchen, welches Kopf und Füße aus ſeinem Ei geſteckt hat und ſich unbequem macht. Eine Heerſchaar von offenen Froſch- und Krötenmäulern, welche ein hölliſches Concert macht, drängt auf den heiligen Antonius ein. Zwiſchen ihm und der Verſucherin declamirt ein Froſch von der Emancipation des Fleiſches. Ihm gegenüber ſitzt ein Rabe oder Eſſenkehrer in ſeiner ſchwarzen Amtstracht, einen großen Beſen in den Händen. Ein betrunkener Muſikant, ein unſauberer Galgenvogel, auf dem Kopf eine blaue Mütze und Feder, und mit Vogelfüßen, ſingt unzüchtige Lieder. Seine Frau mit dem Kuhkopf hat ein Exemplar von dem ſaubern Liedchen „gedruckt in dieſem Jahre“ in der Hand. Eine ſchaurige Ungeſtalt, ein Froſchmaul mit Rattenzähnen, hilft bei dieſer Muſik. Ueber dieſer Tollheit oben flattern Vampyre in den barockeſten Geſtalten. Darunter reitet auf dem Paradiesvogel der Poeſie ein geſpenſtiſches Kammergeſchirr mit Vogelbeinen und Iltisſchädel, einen Trichter mit einem Lichte darauf. Eine ritterliche Recenſentenkröte,

welche auf einem Häring reitet, ſticht mit ihrer Lanze den Gegner durch die Kehle.

Hinten in der zweiten Abtheilung der Höhle ſitzt der geprüfte Heilige im Gebete, ein Rabe bringt Brod.

Ein Schwein, welches mit dem Rüſſel aus dem Rahmen hervorgrunzt, beſchließt als Epilog das Ganze.

Ich erinnere mit zwei Worten an die Einleitung zu dieſer Kunſtrichtung, wo von der Empörung der verteufelten Naturſeele gegen das Princip, welches ſie verteufelt hat, die Rede iſt.

Dieſe gemeine Natur hat ſich jedoch in Sonntagsputz geworfen auf der

Dorfkirchweih.

Die Scene ſpielt bei einem Wirthshauſe vor dem Dorfe. Vermuthlich heißt ſein Schild: „Zum letzten Heller!“ Eine hohe, bis an das Dach reichende Bretterwand, welche quer über eine Seite des Bildes geht, trennt dieſes Haus von zwei anderen, dahinter ſtehenden Häuſern. Eine andere Bretterwand geht auf der breiten Seite vor, bildet einen zweiten Hofraum und läßt einen Blick in das naheliegende Dorf thun.

Im erſten Hofraume iſt luſtiger Tanz. Auf einer Tonne unter einem Baume ſteht der damalige Strauß oder Lanner, den Oberleib vorgeneigt, als müſſe er in die Tanzmelodie zerfließen. Es iſt, als ſähe man die hohen Töne unter ſeinem Fidelbogen vorprickeln. Unten neben der Tonne ſteht das ſonſt ehrwürdige Greiſenalter an einen Baum angelehnt. Der alte Muſikant ſpitzt das linke Ohr auf die leichtſinnigen Geigenpaſſagen der Jugend und paßt auf das Tempo, wo ſein ernſthaft näſelnder Dudelſack mit moraliſchen Mahnungen eingreifen kann. Dem Muſikanten zunächſt ſitzt auf der Erde ein Pärchen, von Muſik, Bier und Liebe trunken; dahinter jauchzt der Mephiſtopheles des Dorfes grölzelnd empor, die Arme jubelheiend in die Luft werfend. Zwei Paare ſind zum Doppeltritt-Tanze angetreten. Wie

sind die Vortänzer im Tacte! Alles ist an ihnen Schwung in Bauerngrazie! Man kann dem Paare stundenlang zusehen. Des Burschen Linke hält die Rechte der Tänzerin, er hebt den rechten, sie den linken Fuß im Sprunge empor, während sie auf den Zehen des rechten Fußes, er auf dem linken Fuße emporhüpft. Das zweite Paar dahinter müht sich ab, ohne recht in das Geschick zu kommen. Die dahinter stehenden zwei alten Bauern, deren Kritik jetzt das Liebespärchen unten bei den Musikanten in Anspruch nimmt, werden noch Zeit genug finden, ihre ästhetischen Bemerkungen über die Kunst des Tanzes zu machen.

In der Mitte der Scene sitzt der bärtige Nestor des Dorfes in Hemdärmeln auf seinem Stuhle mit Pfeife und Trinkkrug. Er scheidet den Tanzplan von dem inneren Hofe, wo Männer vnd Frauen bei dem Trinkgelage sitzen.

Auf dem Wege nach dem Dorfe wandern Andere mit unsichtbaren Haarzöpfen.

Wenn ich so verwegen war, auf diesem Kirchweihfeste den Teufel mit der Hahnenfeder zu erkennen, so sei es mir vergönnt, Doctor Faust in dem kleinen Bilde:

Der Schwarzkünstler

zu errathen.

Er sitzt hier in seinem hallenartigen Studierzimmer, wie es uns Goethe schildert, vor dem großen Fenster am kleinen Pulte. Vom großen, offenen Bogen, durch welchen wir hineinblicken, hängt eine gläserne Kugel herab, in welche vermuthlich ein Spiritus familiaris gebannt ist. Famulus Wagner überreicht dem Schwarzkünstler eine Papierrolle, vielleicht sein eigenes Doctordiplom. Ein altes Weib kommt herein; warum soll es nicht Martha, die Nachbarin Gretchens, sein, die Mittelsperson zwischen ihm und seiner Liebe? — Wer daran zweifeln will, dem sei es gegönnt! Ein keifender Hund ist mit ihr ins Zimmer gesprungen, warum soll es nicht

Mephistopheles in Hundegestalt sein? Oder steckt er im Affen, welcher im Vordergrunde mit einem Balle spielt? Ich beantworte alle diese Fragen in einem anderen Bilde:

Der Hexenritt.

In der vorderen Hälfte der Stube, in welche wir hier sehen, ist auf den Dielen ein Zauberkreis gezogen, gebildet von einer Lampe, einem eingespießten Messer, Todtenkopf, Krystallgefäß mit Kräutern, Sanduhr und anderen, wunderlichen, Gegenständen. Die Hexe, vermuthlich Nachbarin Martha, sitzt auf dem Stuhle vor dem Tische, ihr gegenüber ein Vampyr mit Fledermausflügeln.

Eine zweite Scene spielt in der hinteren Zimmerabtheilung vor dem Kamin und der Esse. Am Simse ist eine blutige Bärentatze angenagelt. Unten, zwischen Unholden aller Art, von welchen einer die Flöte bläst, kauert eine zweite Hexe, in der linken Hand ein Buch. Vor ihr steht ein nacktes Mädchen, zum Ritt den Besen zwischen den Beinen haltend; die Hexe giebt ihr eben mit der rechten Hand die Hülfe. „Glückliche Reise, schöne Dame!“ Ein Schwein reitet auf einem Stock voraus in die Esse hinein. Fledermäuse und Phantome flattern im Zimmer umher.

Mit dieser Auswahl aus den Gemälden Teniers des Jüngeren wollen wir uns begnügen; die übrigen erklären sich von selbst. Es sind bunte Lettern aus dem großen Buche der Geheimgeschichte seiner Zeit.

Wie sich in dem Moder dieser Zustände die uralte Volkspoesie mit ihren melancholischen Märchen und Balladen wieder belebte, davon muß die Literaturgeschichte berichten. In der Malerei wird diese Richtung vertreten von dem großen Meister des Helldunkels,

Paul Rembrandt van Ryn.

Er wurde im Jahre 1606 in einer Mühle, wo sein

Vater Müller war, am Niederrhein zwiſchen den Dörfern Koukerk und Leyerdorf geboren. Er ſollte in Leyden lateiniſch lernen, aber ſeine Liebe zur Malerei zog ihn frühzeitig davon ab und in die Lehre zu verſchiedenen Malern. Bald entwickelte ſich ſein eigenthümliches Genie, welchem es am Beſten in der Mühle ſeines Vaters behagte, wo er jahrelang arbeitete ohne Vorbilder der Kunſt, ohne Kenntniß der Antike, der Mythologie, der Geſchichte, ohne allen Apparat, außer einigen Rüſtungen, Turbanen und der Kleidung eines polniſchen Juden. Seine Frau, ſeine Magd und die Mühlengäſte waren ſeine Modelle. Er liebte die Freiheit und den Umgang mit gemeinen Leuten; mit Bürgermeiſter Six von Amſterdam machte er die einzige Ausnahme, auf deſſen Landhaus er häufig wohnte und in der Radirkunſt arbeitete, in welcher er gleich ausgezeichnet war.

Seine Gemälde können auf die vornehm Gebildeten, welche elegante Linien ſuchen, ebenſowenig Eindruck machen, wie ein Volkslied, deſſen unendliche Gemüthsfülle in den verſchiedenſten Formen erſcheint. Gewöhnlich iſt Rembrandt auch nur der Liebling alter, feiner Kunſtkenner, welche am inneren Feuer alten Rheinwein von Eſſig zu unterſcheiden wiſſen.

In wieſengrünen, bachdurchrauſchten Thälern am Fuße der Berge, von welchen Burgruinen träumeriſch herunter ſchauen, im Schatten der Erlen am Mühlenbache wuchern noch heute gern die helldunklen Märchen unſerer Kindheit. In einem ſolchen Thale war Rembrandt geboren. Die Gallerie beſitzt ein Abbild dieſer Gegend von ihm:

Die Mühle Rembrandt's.

Ein Wieſengrund wird begrenzt auf der einen Seite von einem in breiten Terraſſen ſich abdachenden, mit einzelnen Häuschen beſetzten Bergrücken. Oben hinter einem Dörfchen, welches ſich bis an die Stirn des

Berges vorzieht, liegen die Ruinen einer alten Burg. Eine Gewitterwolke qualmt und quirlt glühend weiß dort vorüber. Im Hintergrunde zieht sich wie eine Schlange, der Rhein dahin. Im Vordergrunde stürzt sich ein Bächlein herunter, hinter der Mühle in den Schutzteich und von da in die Radstube über die Räder. Ob das kleine Fenster mit dem zurückgeschlagenen Laden, welches uns die Mühle zukehrt, zu des Malers Arbeitsstube gehört? Wir wollen es glauben und das junge Genie auf einem Spaziergange begleiten.

Wir gehen mit dem Müllerknaben das Thal hinauf an den Hütten vorbei, deren Dachfenster aus Baumwipfeln hervorblicken, dort hinüber, wo ein Mühlengast im Einspänner gefahren kommt; unser Weg führt weiter zu dem kleinen Schloßgebäude, wo ein alter zurückgekommener Edelmann lebt; unfern davon liegt ein Wirthshaus mit dem rothen, gastlichen Ziegeldache; wir verfolgen den Weg weiter zu dem kleinen, achteckigen Thurm, von welchem so viele schauerliche Geschichten erzählt werden, und wenden uns durch das Gebüsch den Weg hinauf in das Dorf und darüber hinaus zur Burgruine, von welcher erst recht sellsame Märchen unten im Thale umgehen.

Unser Müllerknabe hat dorthin einen phantastischen Zug. Wir steigen mit ihm über die zerfallene Mauer hinein in die inneren Räume; hier biegen wir Brombeer- und Epheuranken von einem kellerartigen Eingange zurück und steigen in das alte Burgverließ. In die dunkele Nacht desselben fällt oben durch eine Mauerlücke herein das gebrochene, helle Tageslicht und erhellt immer nur eine Stelle, während alle übrigen Gegenstände umher in Dämmerung und Nacht zurücktreten.

Welches wunderbare Wechselspiel der Beleuchtung, je nachdem einer der Begleitenden in den Lichtschein tritt oder davon nur hier oder dort, auf der Stirne oder dem Kniee, oder auf der Schulter, oder auf den Händen gestreift wird, während seine übrige Gestalt in

die Dämmerung zurückweicht und die neben ihm Stehenden faſt ganz in dem Dunkel verſchwinden.

Bei dieſem Zauber der Beleuchtung kommt Nichts auf die Umriſſe der Geſtalt an, ein neues Element der Malerei iſt entdeckt — die Poeſie des Helldunkels.

Das märchenſpinnende Gemüth des Jünglings fühlt ſich äußerlich in dieſer Oertlichkeit ſelbſt ausgedrückt, es tritt mit ihr in die Wechſelwirkung und gelangt dadurch zur Darſtellung ſeiner ſelbſt.

Dieß iſt der durchgreifende, neue Eindruck, welchen ſeine Gemälde machen.

Rembrandt iſt das in Helldunkel und Dämmerlicht träumende und traumformende, märchenſelige Gemüth des deutſchen Volkes; und wie der deutſche Gedanke der Reformation in den Niederlanden ſein thatſächliches Leben in den Kämpfen mit den Spaniern, ſo hat in dieſem Maler das deutſche Gemüth ſeinen Ausdruck in der Malerei gefunden.

In ihm iſt der vollkommene Frieden des natürlichen Daſeins zum Abſchluß gekommen. Seine Kunſt drückte keinen Zwieſpalt des Lebens aus, das Gemüth hat ſich in ihr ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellung gemacht, harmoniſch in der Muſik der Farben zwiſchen Licht und Schatten ſich austönend. Wie Rubens gewaltig iſt durch die Auffaſſung und Darſtellung der leidenſchaftlichen Contraſte im äußeren Leben, ſo iſt Rembrandt groß in der muſikaliſchen Harmonie der Farbe.

Sein Gemüth reflectirt nicht die Geſtalten einer Weltbewegung, er iſt ſich ſelbſt genug im ſeligen Frieden der Einſamkeit. Aus ſeiner traumſpinnenden Phantaſie taucht die in ſich ſelbſt lebendige Märchenwelt empor aus der Finſterniß allmählig in die Dämmerung bis zum grünlichen Zwielichte und, wie auf einer Leiter, hinauf zur goldenen Tageshelle, um da in wunderbar herausgerundeten, farbenglühenden Geſtalten zu erſcheinen.

Die äußere Welt hat dem inwendigen Poeten bloß den Anſtoß gegeben, ihn zu ſeiner Selbſtdarſtellung her-

auszulocken, nicht um selbst von ihm dargestellt zu werden; daher machen seine Bilder den Eindruck eines immerwährenden Werdens und Sich-Gestaltens. Wie sich das deutsche Gemüth in den Volksballaden, in gleicher Weise hat es sich in seinen Gemälden ausgesprochen. Wie es sich von einem Drange durch ein scheinbar zufällig Aeußerliches befreit, in welchem es mit einem Ausrufe, einer Frage, die nicht einmal eine Antwort verlangt, hervorbricht, so tritt auch bei Rembrandt gewöhnlich das scheinbar Untergeordnete in das helle Licht, während dahinter im Schatten die darin noch deutlich sichtbare und doch verborgene Hauptgestalt geheimnißvoll zurück und doch tief in unser Gemüth gedrückt wird.

Dieser Märchen- und Volksliedergeist in Rembrandt tritt uns gleich unverkennbar vor die Seele in seinem schönen Bilde:

Die Rohrdommel.

Wir sehen eine Rohrdommel, welche an den kreuzweis gebundenen Beinen von einer behandschuhten Hand in die Höhe gehalten wird; das Köpfchen des Huhns hängt herunter und das Flügelpaar fällt auseinander. Ein heller Lichtstreif fällt auf den prächtig gemalten Federleib des Huhns und streift dabei die rechte Wange und das Auge seines Mörders, des Junkers mit dem rothsammetnen Barrette und der Schwungfeder auf dem Haupte, von welchem dunkelblonde, lange Locken herunter auf die Schulter fallen. Er ist ein schöner Junker, sein rother Mund zum Küssen.

Versuchen wir die Erklärung im Balladentone zu geben:

Die Rohrdommel.

„Rohrdommel, Mädchen, sonst bist du,
Und heut so still in trüber Ruh'?"

„„Und fiel heut früh am Strand ein Schuß,
Die Dommel schweigt beim Morgengruß.

Ich lief vorbei am Jägerhaus —
Da hielt 'ne Hand die Dommel 'raus.

Der Schuß traf sie in's Herz hinein; —
Es fiel auf sie ein heller Schein.

Nicht auf die Hand, die harte Hand,
Ihr Mörder tief im Schatten stand.

Eine böse That kommt an das Licht,
Der Schein streift ihm das Angesicht. —

Barrett und Rock von rothem Sammt,
Und sein Gesicht noch schöner flammt.

Es wär' um meine Ruh' geschch'n,
Hätt' ich ihn länger angeseh'n.

Der junge Schütze mit seinem Wild —
So steht vor mir das schöne Bild.""

Rembrandt und seine Frau an der Tafel.

Er schaukelt sie auf seinem Knie; seine linke Hand hält ihre Taille umschlungen. Er ist festlich angethan im braun-rothen Tuchwamms, den Chevalierdegen umgehängt, das schwarze Barrett mit der Straußenfeder auf dem Hute. Sie trägt ein grünseidenes Röckchen und eine seltene Kette von Amethysten um den Hals, welche sie heute zu ihrem 21. Geburtstage von ihm zum Geschenke bekommen hat. Eine Pfauenpastete ist aufgetragen und so vorgerichtet, daß es aussieht, als säße der Pfau auf dem Tische, er wirft den bunten Spiegelschweif so in die Höhe, daß er dem Gesichte Rembrandt's zur Folie dient.

Wir stellen uns vor, daß gratulirende Nachbarn sich an der Thür melden. In diesem Augenblicke werden sie erscheinen. Er hebt mit dem Knie die stolzfreundlich sich umschauende Königin seines Herzens und Hauses im unauslöschlichen Freudengelächter und das große Flötenglas mit dem prüselnden Champagner empor „Vivat hoch, mein kleiner Pfau!"

Rembrandt's Tochter.

Welch' ein roſigblühendes Mädchen! Das ſüße Geſicht rundet ſich aus dem tiefdunklen Hintergrunde im glühendſten Goldtone heraus, uns zugekehrt, liebenswürdig, kindlich, ein wenig rechtshin geſenkt. Sie trägt ein rothes Gewand, von doppeltem, goldenem Gürtel umſchlungen, um den Hals eine Kette von kleinen Korallen mit einer Schnur großer Perlen, woran ein Sapphir funkelt, und Perlen im Ohrgehänge. Blonde Haarkräuſel fallen auf die Stirne herab, eine große, reiche Locke ſtiehlt ſich über die rechte Schulter hinunter. Die Aermel, welche ſich in kleinen Bauſchen endigen, laſſen die vordere Armhälfte unbedeckt. Mit der einen Hand, deren Gelenke goldene Spangen zieren, hält ſie das aufgeheftelte Kleid vor dem züchtig mit dem Schleier verhüllten, ungeſtümen Buſen zuſammen, mit der anderen Hand reicht ſie uns eine rothe Nelke dar. Auf dem Kopfe trägt ſie ein einfaches, ſchwarzſammetnes Mützenhäubchen mit goldverziertem Saume, wo es an der Stirn anliegt. So drückt ſich in dieſem Nelkenmädchen rein, friſch und ſchön die glühende Naturſinnlichkeit aus. Zutraulich blicken uns die graudunklen, freundlichen Augen an, und das ſonnengeliebte Geſicht mit den glühenden Lippen ſcheint zu fragen: „Bin ich nicht friſcher,als dieſe Nelke?“

Du ſchönes Mädchen aus Niederland,
Du gleichſt der Blume in deiner Hand.

Die Geiſtererſcheinung.

In einem dämmerigen, kellerartigen Gemache wird ein Thiereingeweide auf einer Steinplatte verbrannt. Uns quervor knieet Saul, weiter zurück und vor dem Opferfeuer die Hexe. Sie iſt in blutfarbiges Zeug gehüllt. Sie hat die Hände gefaltet und ſpricht mit geſenktem Haupte ihren Zauberſpruch. Samuel's Geiſt iſt emporgeſtiegen und ſchwebt an der Wand hin. Um

das lange Haar trägt er die Prieſterbinde. Das bärtige Geſicht iſt lichtſcheu, grauenvoll abgekehrt. Saul hat ſich vor der Erſcheinung herumgewendet. Er drückt entſetzt die Augen zu, denn das Geſpenſt kündigt ihm das Verderben an:

„Morgen wirſt du und deine Söhne mit mir ſein!"

(1. Buch Samuelis c. 26, v. 19.)

Die Hochzeit.

Das Motiv zu dieſem Bilde hat der Meiſter aus dem 14. Capitel des Buches der Richter genommen, wo von Simſon und dem Löwen, den er erſchlagen, und von ſeiner Hochzeit die Rede iſt, wobei er das bekannte Räthſel aufgiebt: „Speiſe ging von dem Freſſer und Süßigkeit von dem Starken! Was iſt das?"

Die Scene geht in einer Oertlichkeit vor, wie ungefähr in Auerbach's Keller in Leipzig. Oben von der Straße, durch ein kleines Fenſter herein, fällt in einem Streifen das Tageslicht. Es geht längs über die Tafel hin, läßt die Gefäße ſchimmern und concentrirt ſich auf der Geſtalt der ſchönen Philiſterin. Am oberſten Tafelende auf der breiten, weichgepolſterten Bank iſt Simſon gelagert in ſeiner herkuliſchen Geſtalt mit den langen, bezeichnenden Haaren. Auf ſeinen Ruf, daß er ein Räthſel aufgeben wolle, haben ſich verſchiedene Gäſte und Muſikanten um ihn verſammelt. Er hat ſich zu ſeinen nächſten Zuhörern gewendet und zählt die Punkte, auf welche es ankommt, ihnen an den Fingern her. Vor ihm auf die Banklehne hat ſich ein Philiſter mit dem Arme geſtemmt, das Kinn zwiſchen Daumen und Zeigefinger haltend. Er wird das Räthſel gewiß — nicht errathen. Auch nicht die rothe, vorgeſtreckte Naſe des Harfenſpielers, auch nicht der Dickkopf unter der Federmütze; vielleicht der kluge Horcher im Federhute oder dahinter der Klarinettenbläſer? — Doch was ſpreche ich von Simſon und den Philiſtern? — ſehen wir doch hier nur eine niederländiſche Bauernhochzeit, märchenhaft zur Erſcheinung gebracht.

Simſon iſt ja der reiche Brauer aus der Nähe, ſeine Braut die hübſche Müllerstochter. Sie hat ein allerliebſtes Kuchengeſicht mit ſüßen Roſinenaugen. Es geht hier flott her. Einige Gäſte haben ſich maskirt. Es iſt bunte Reihe gemacht, Pärchen ſitzt an Pärchen beim Mahle. Jedes hält zuſammen, nur das Brautpaar hat ſich von einander gewendet. Wie ſteif muß ſich nach Landesgebrauch die Braut halten! Es iſt ihr Ehrentag, wo ſie zum erſten Male friſirt iſt und zum letzten Male die Krone trägt; ſie iſt wohlbeleibt. — Der Bräutigam muß ſich einen Scherz anderswo ſuchen. Sie darf auch nicht eſſen und trinken, dazu iſt ſie zu jüngferlich; vielleicht hat ſie ſich vorher heimlich zu dieſer Ehrenſtrapaze geſtärkt. Sie hält die Hände feierlich über den Magen gefaltet. Die Gäſte amüſiren ſich nach Herzensluſt; der Schulze vom nächſten Dorfe nöthigt die Brautjungfer zum Trinken; wie ſchamig lächelnd ſie ſich unter ſeinem übergelegten linken Arme hat, während er mit der rechten die Schale ihr vorhält! Sein Nachbar, ein Teufelskerl, der Windmüller, hat ſich als Großtürke maskirt, er macht einen ſchlechten Witz über die Form des Puddings vor ihm. Er und ſein Nachbar wollen ſich darüber krank lachen. Wir mögen Nichts davon hören; thut doch auch die alte Großmutter ihm gegenüber, als ob ſie ſchliefe. Uns zunächſt ſitzt der junge Dorfedelmann. Er hat die ſchöne Schweſter der Braut an Herz und Mund gedrückt, um ihr zu beweiſen, wie ſehr auch er die Freiheit liebt. —

Der Dichter und ſein Werk.

Wir ſehen hier das Bruſtbild eines Mannes in ſchwarzem Barrett und dunkelfarbigem, weitem, verbrämtem Gewande. Er hält in der Linken ein breites Buch, die rechte Hand mit der Schreibfeder darauf. Ein Sonnenlichtſtreifen fällt auf dieſe Hand und das Buch; die übrige Geſtalt tritt in Dämmerung und Schatten zurück. Je länger wir dem Manne in das Geſicht blicken, deſto leben-

diger gestaltet es sich heraus. Es ist weich, träumerisch und die Seele, welche sich darin abspiegelt, phantastisch und empfindungsreich. Wie das Bild beleuchtet ist, drückt sich darin der melancholische Gedanke aus:

Hell leuchten das Buch und die Hand, die es schrieb, —
Dahinter der Dichter im Schatten blieb.

So hat sich in Rembrandt eine ganz neue Seite der Kunst herausgestellt. Es ist das wundereigenste Genie, welches ganz auf sich selbst ruht und aus sich selbst schafft. Jeder andere Meister ist mit einem Andern aus seiner oder *einer andern* Schule zu vergleichen, nur nicht Rembrandt. Es beginnt mit ihm ein ganz neuer Wendepunkt der Malerei, in welchem die Conflicte des religiösen und historischen Lebens sich ausgleichen in dem Gemüthe. In der neueren Zeit hat der Maler Lessing in Düsseldorf, wenn auch mit anderen Mitteln, denselben poetischen Ausdruck wiedergefunden. Es ist möglich, daß in dieser Richtung die deutsche Kunst einst ihr höchstes Ziel erreicht.

Die Schüler Rembrandt's, so bedeutend sie auch sind, haben den lyrischen Ausdruck des Gemüthes, in welchem ihr Meister so mächtig ist, mit der nur ihm eigenen Energie nicht wiedergewinnen können. Sie leistet jedoch das Höchste in einer Darstellung, welche man

die idyllische und novellistische Malerei

nennen kann. Diese Wendung mußte freilich die Kunst mit dem historischen Leben selbst nehmen. Der innere Stachel der religiösen und politischen Gegensätze in dem Gemüthe der damaligen Zeit begann sich desto mehr abzustumpfen, jemehr er in das äußerliche Leben herausgedrängt und abgenutzt worden war. Obschon Europa noch unter den Füßen der Kämpfenden zitterte, so begann sich doch der Keim des Friedens allmälig zu entwickeln. Holland zumal hatte sich bereits die Herrschaft auf dem Meer und mit der, wenn auch noch kämpfenden, Frei-

heit den Weltmarkt mit allen Quellen des Reichthums gesichert. Das Schauspiel auf dem Welttheater verläuft sich in die Novellistik, welche dem bürgerlichen Rührspiele vorausgeht.

Philipp Wouvermann.

Er ward zu Harlem 1620 geboren und ist 1668 gestorben. Er ist vorzugsweise der romanischen Seite seiner vielbewegten Zeit zu Ende des dreißigjährigen Krieges zugeneigt. Jedes seiner Bilder ist eine Novelle. Es gehört keine große Thätigkeit der Phantasie dazu, um an jedes eine Geschichte zu knüpfen. Sein Vortrag ist immer elegant und reizend, die Oertlichkeit, in welcher seine Scene spielt, ist stets interessant und höchst malerisch. Kein anderer Künstler hat so, wie er, das Sichgehaben der Cavaliere seiner Zeit auf Reisefahrten, Jagden, in Schlachten, vor Wirthshäusern, in Marställen und vor Schmieden zu schildern gewußt. Man kann aus seinen Bildern die ganze damalige Welt des Junkerlebens kennen lernen. Wir gerathen bei dem Beschauen derselben in eine Stimmung, wie bei der Lectüre von Gil Blas, der Insel Felsenburg oder des Simplicissimus. Er ist unterhaltend, wie kein anderer Maler. Seine Pferde sind meisterhaft gezeichnet und kommen in allen möglichen Stellungen und Wendungen vor. Da er zum Mittelpunkte seiner Bilder gern einen Schimmel nimmt, so kann man füglich eine willkürliche Geschichte dazu erfinden, welche den Betrachter, wie an einem Ariadnefaden, durch seine Bildergalerie führt.

Hier reitet Junker Hans in rothem Mantel auf dem Schimmel am Nordseestrande in die Welt hinein, dort fragt er eine Wäscherin um den rechten Weg, bald kommt er zu einer Wiedertäuferpredigt im Freien, auf einem anderen Bilde nimmt er zärtlichen Abschied von der Wirthstochter, denn er hat sich von den Kaiserlichen anwerben lassen, jetzt steht er in

Wallenstein's Lager.

Da ist ein lustiges Marketenderzelt mit wehenden Fahnen, hoch vorn auf der Zeltstange das grüne Reis, darunter ein Kranz aufgehängt. Vor dem Zelte hat die flinke Marketenderin dem Carabinier zu Pferde ein Gläsel Melnecker eingeschenkt. Im Vordergrunde sitzen und knieen Landsknechte und spielen. Aber wo ist Junker Hans? Lachend steht er neben seinen beiden Pferden, dem Schimmel und dem Braunen, welche aus einer Krippe fressen, den rechten Arm aufgestemmt, in die tolle Lagerwirthschaft hineinschauend. Ein Kamerad zeigt ihm den leeren Krug, der Trompeter auf dem Pferde blickt herab zu ihm. Vor dem zweiten, daranstoßenden Zelte tanzt ein Tiefenbacher mit der Gustel von Blasewitz. Und was ist der Humor von der Sache? Im Vordergrund reitet ein Kind sein Steckenpferd und sein Spielkamerad neben ihm läßt seine kleine Windmühle im Winde sich drehen.

Auf einem andern Bilde hält Hans mit einer Reiterabtheilung auf dem Marsche Rast. Dann finden wir ihn nach manchen Abenteuern wieder im

Gefecht bei den Windmühlen.

Hans ist zu den Schweden übergegangen. Wir sehen ihn mit der blauen Binde als Hauptmann wieder auf einem prächtigen, vor dem Gewehrfeuer emporspringenden Schecken. Der Rappe des feindlichen Führers ist gestürzt, dieser aber selbst, mit dem linken Beine auf festen Boden tretend, das rechte Knie auf dem gefallenen Pferde, hält unserem Hans die Pistole entgegen, welcher zum Todesstreiche ausholt. Auf dem Hügel steht eine Windmühle im Brande und segnet mit feurigen Armen das Mordgewühl um sich her ein. — —

Nach verschiedenen Wechselfällen des Krieges wird Hans in die Rheingegenden verschlagen. Dort lernt er vor einer Schmiede, wo er sein Pferd beschlagen läßt, eine schöne, reiche Gräfin aus Holland kennen. Eine

Zigeunerin hat ihm ja Liebesglück auf dieser Fahrt aus der Hand geweissagt. Ihr Spruch trifft zu. Er bietet sich der Gräfin als Reisecavalier an und findet Aufnahme. Sie haben Reiseabenteuer aller Art zu bestehen.

Sein Pferd hat die Gewohnheit, vor jedem Wirthshause stehen zu bleiben, sein Reiter aber die, sich einen Krug herauslangen zu lassen. Wie viel Gelegenheit hat der lustige Maler, dieses Anhalten zu schildern! Man lernt auf dieser Fahrt die meisten romantischen Wirthshäuser jener Gegend kennen. Endlich sind sie auf der Herrschaft der Gräfin angelangt. Nun geht das lustige Jagdleben an. Sie liebt die Reiherbeizen. Wie lustig ist das Falkenspiel bei Pauken- und Hörnerschall! Seine geliebte Adelgunde wird ihn nur interessant finden, daß er nebenbei ein Pistolenduell zu Pferde mit einem Nebenbuhler besteht.

Mit allen ritterlichen Diensten gewinnt er die Hand der Gräfin; denn in einer Scene vor dem Schlosse reitet die gräfliche Hauptmännin mit einem Kinde auf dem treuen Schimmel. Eine vierspännige Kutsche fährt voraus. — So phantastisch und lustig geht Alles in diesen Novellenscenen durcheinander. Ein kleines, weniger bedeutendes Bild mag die Schau beschließen.

Die Pensionirten.

Der westphälische Frieden ist geschlossen. Schimmel und Brauner werden vom Stallknechte an den Zäumen herumgeführt. Der alte Landsknecht erzählt den Leuten von seinen Heldenthaten. Weiter zurück oben auf dem Feldraine hält ein Landmann mit Ackern inne, auf den Rücken des frommen Stiers den Arm aufstützend.

„Denn der Krieger zäumt ab, der Bauer spannt an" — —

Wouvermann hat nur einen Fehler: er ist zu reich! — — Seinen Landsleuten, den Holländern, war er zu romantisch und zu edelmännisch in seinen Bildern; er mußte für Kunsthändler arbeiten, welche seine Werke in

das Ausland verkauften. Der Geschmack war bereits auf das Zierliche im bequemen, gemüthlichen Kleinbürgerlichen gerichtet. Auch war er zu schüchtern und blöde, um durch seine Person seine Leistungen geltend zu machen, ihm fehlte die Charlatanerie, welche er von berufenen Aerzten hätte lernen können. Er starb in Noth und Sorge vor der Zeit.

Franz von Mieris,

Sohn eines wohlhabenden Goldschmiedes in Delft, geboren 1635, gestorben 1681. Er kam bei seiner Neigung zum Zeichnen zuerst zu dem Glasmaler Abraham Toornevliet, einem guten Zeichner, später zu Gerhard Douw in die Lehre, welchen er bald in correcter Zeichnung, elegantem Vortrag und brillanter Farbe übertraf. Seine Gemälde sind seltene Stücke in jeder Galerie.

Wer die Reize des holländischen „Ons begnoegen" verstehen lernen will, der hefte den Blick recht lange in ein Bild von Mieris, bis ihn daraus das heimlich „begnoegte" Angesicht des holländischen Genius anblinzelt. Wie zierlich und gescheuert, blank geputzt und abgestäubt ist Alles in den Gemächern, in welche hinein uns ein Blick vergönnt ist, selbst bis auf das „Quispeldorrtje" und die Gipspfeife! In eine solche gemüthliche Heimlichkeit wollen wir hinein blicken. Hier sitzt

der Trompeter nach der Parade

Das saubere Zimmer ist erhellt von dem vorderen Fenster, vor den zwei andern sind die Gardinen herabgelassen. Man sieht auf dem Tische vor dem Fenster den Bierkrug, das Stundenglas, die irdene Pfeife, Taback, das berühmte Quispeldorrtje und französische Spielkarten. Der Inhaber des Zimmers, der Stabstrompeter, ist von der Parade zurückgekommen. Ueber den zweiten Stuhl hat er seinen violetten, mit goldenen Franzen besetzten Mantel gehängt und den Staatsdegen darangelehnt; in die andere Ecke gegenüber seine Trompete und den mit

goldenen Knöpfen besetzten Küraß gestellt, sich aber selbst in seiner Hausmütze auf den Stuhl dem Fenster gegenüber an die schmale Seite des Tisches gesetzt, von welchem er sorgsam den feinen, grünen Teppich zurückgestreift hat. Nun raucht er in gemüthlicher Ruhe seinen Taback und denkt mit stolzem Bewußtsein an die Figur, welche er bei der Parade gespielt hat. Er hat die rechte Hand, welche noch den Handschuh trägt, in die Seite und die Linke mit der geliebten Thonpfeife auf den Tisch gestemmt. So raucht er, so blickt er überselig heraus. — Wo in der Welt ist ein bedeutenderer Mann, als er? Er ist sich seines Werthes bewußt, aber dabei gut, wirklich gut, wenn er gehörig titulirt wird: „Herr Stabstrompeter!“ Mit welcher unendlichen Sorgfalt ist aber auch Alles an und bei ihm zur Erscheinung gebracht! Selbst auf der Diele kann man die Holzadern in den Brettern zählen, man sieht die Fäden an dem Seidenzeuge, die Härchen am Sammt.

Vielleicht würde er gedemüthigt, wüßte er, daß der Maler fast noch größere Mühe auf den

Kesselflicker

verwendet hat. — Die Scene ist vor einer Erbschenke. Ueber der vorderen Wand und dem Hausthürbogen winkt der Arm des Schenkzeichens heraus. Bei der Hausthür hängen die obrigkeitlich-polizeilichen Verordnungen, auf welche besonders streng gehalten werden soll, z. B.

1) Kesselflicker und anderes Gesindel werden sofort arretirt und über die Grenze gebracht.
2) Knaben, welche bei dem Abfangen der Singvögel betroffen werden, haben Ruthenstrafe zu verbüßen.

Gleich darunter sitzt aber in süßer Gemüthsruhe der kleine Slavonier und Kesselflicker und sieht seinem Vater und Meister zu, welcher der vor ihm stehenden Scheuermagd sein Urtheil über ihren Kessel abgiebt. Er hält ihn gegen das Licht, so daß der Schein davon in sein Gesicht fällt, als wäre es vom Trinken alkoholischer

Flüſſigkeiten roth. Hinter der Magd haben zwei Jungen eine Grasmücke oder einen andern Singvogel in der Falle gefangen. Es iſt zu verwundern, daß ſich bei allen den ewig neuen Contraventionen die Polizei noch nicht todtgeärgert hat! —

Der Reichthum der kleinen Meiſterwerke Mieris' iſt ſo groß, daß man ſich Tage lang mit ihnen unterhalten kann.

Bald bemühen wir uns, die Novellenſcene zu errathen, welche zwiſchen dem liebeſchmachtenden Fräulein vor dem Tiſche mit der Laute und dem alten, vermittelnden Weibe hinter ihr ſpielt, — bald möchten wir dem Mädchen in dem mit weißem Pelzwerke beſetzten Kleide bei dem Papagei plaudern helfen, — bald wollen wir wieder dem alten Mütterchen in weißem Häubchen und rother Jacke am hölzernen Tiſche zuſehen, wie ſie in den Blumentopf ſorgſam einen Nelkenſtock pflanzt, bald wünſchen wir ihrem alten Hausherrn, der ſich bei der Tabackspfeife und der hölzernen Bierkanne „begnoegt" hat, Geſellſchaft zu leiſten.

Mieris weiß mit ſeinen holländiſchen, ſauberen Lebensbildern uns immer von Neuem zu feſſeln. Man kehrt immer wieder zu ihm zurück.

Die Landſchaftsmalerei.

Die Natur erhielt erſt, wie die Undine im Märchen, eine Seele im Kampfe mit dem Geiſte des Chriſtenthums. Sie kam dadurch dem menſchlichen Gemüthe zuerſt, im Gegenüberſtehen zu demſelben, zum Bewußtſein. Ihre Seele, wie ſie ſich in den Gebilden der Gebirge und Flächen, in Pflanzen und Bäumen ausſprach, objectivirte ſich dadurch von ſelbſt in der Kunſt deſto ſiegreicher, je mehr die chriſtliche Transſcendenz darin unterging. So drängt ſich ſchon in die Gemälde der Venetianer die Gegend mächtig herein. Zugleich mit der Abſtumpfung der Konflicte des Gemüthes im pathologiſchen Leben gewann die Naturſeele für die Aeußerung ihrer Träumereien den lyriſch-muſikaliſchen Ausdruck in der Landſchaftsmalerei.

Die Landschaftsmalerei und die Musik haben eine gleiche Quelle, — das Traumleben der Natur, wo das Historische untergegangen ist. In ihren letzten Wurzeln sind Beide die sinnlichsten Künste in der unschuldigsten Form.

Große Kunstästhetiker halten die Landschaftsmalerei für die Blume des christlichen Kunstgemüthes; sie wissen nicht, was sie wollen. Die Seele der romanisch-italienischen Natur jedoch hat Claude Gelée, genannt Lorrain, die hohe, nordische Natur Everdingen, die holländische Natur Jakob Ruysdael in der Kunst zur Darstellung gebracht.

Claude Gelée, genannt Lorrain,

welcher von 1600—1682 lebte.

Wer je in Italien einen Sonnenmorgen auf dem Wege durch das Thal von Foligno nach Perugia, oder auf einem Ausfluge von Tivoli aus zur blandusischen Quelle, die Thäler des Teverone hinauf, erlebt hat oder sich eines Augustabends an der Küste von Sicilien erinnern kann, der kennt Claude Gelée; denn in seinen Landschaften hat die Seele der italienischen Landschaften ihren bestimmtesten Ausdruck gefunden. Ihr Auge blickt uns daraus tief und klar mit sonnigem Blicke an. Wunderbare Harmonie bei der größten Bestimmtheit des Einzelnen herrscht in ihnen mit classischer Ruhe. Sie sind nur mit sich selbst, mit den schönsten, italienischen Gegenden zu vergleichen. Der Zauber ihrer Beleuchtung ist unwiderstehlich. Das Wasser, „dieses Auge der Landschaft," in ihnen ist tief, klar und bewegt. Es ist das feuchte Element selbst. Wir bewundern hier zwei seiner vorzüglichsten Gemälde:

Der Morgen.

Ein breitfließender Strom, welcher im Mittelgrunde sich durch ein grasiges Felsenlager Bahn gebrochen hat und in Wasserfällen zwischen den Blöcken, von welchen der größte mit Busch und Baum, die andern mit Gras

überwachsen sind, herunterrauscht, schimmert im Scheine der goldenen Vormittagssonne. Am linken Ufer erblicken wir die Ruinen eines Tempels und dahinter die ersten Häuser eines italienischen Ortes; weiter zurück in der Ferne liegt eine Stadt und eine vorübergehende, altrömische Wasserleitung. Auf dem rechten Ufer zwischen reichen, schönen Baumgruppen sieht man Joseph und Maria mit dem Kinde auf der Flucht. Vorn eilt zu einer Quelle, welche aus einer Röhre herunterfließt, eine Viehheerde. Dort bläst ein Hirte seiner Hirtin auf der Flöte vor, während ein zweites Mädchen, über die Quelle gebückt, aus dem Rohre Wasser in den Krug laufen läßt. Welcher Himmel, welche Erde! Man sieht, ja man wähnt das Wasser rauschen zu hören. Wie wasserfrisch, wie erquickend ist es an dem Flusse mit den silbergesäumten Wellen selbst noch bei der begonnenen Hitze des vorrückenden Tages! Eine unendliche, süße, schwelgende Heiterkeit ruht über dem lachenden Bilde! Es ist eine Virgil'sche Ecloge, vor welcher die christliche Mythe in der Ferne entflieht, indem sie dem alten Pan Raum macht.

Später Nachmittag.

Wir stehen an der Küste von Sicilien und blicken hinaus in das unendliche Meer, dessen Ferne noch geheimnißvoller wird durch eine dort emporragende Insel; rechts steigen Felsenwände empor, an welchen die Wellen sich spielend zu üben scheinen, dahintervor sieht eine Stadt und oben herein der Gipfel des Aetna. Im Westen sinkt die Sonne in das Meer, welches bei ihrem Scheideblicke zu dunkeln beginnt. Am Ufer unter einem Zelte scherzen Acis und Galathea mit einander, während Polyphem auf dem Felsen, umgeben von der Heerde, die Flöte bläst. Weich und warm wogt das Meer, es leuchten die Schlagschatten der Felsen. Duftig glühen der Himmel und das sich kräuselnde Meer.

Man kann bei dem Anblick eines solchen Bildes in ein

ſüßes, muſikaliſches Dahinträumen gerathen, aus welchem ſcheu, leiſe und lächelnd die ſchaumgeborne Göttin mit den ewig jungen Reizen emportaucht, herz- und ſinnbeſtrickend.

Das iſt die Seele der romaniſchen Welt! — Wieviel düſterer ſpricht ſich die nordiſch-ſcandinaviſche aus in

Albert von Everdingen.

Er war zum Alcmaer 1621 geboren und ſtarb 1675. Er iſt ausgezeichnet groß als Maler ſtürmender Meere, toſender Waſſerfälle und friedlicher Fichtenwaldungen, von Sonnenlichtern durchſtreift mit Durchblicken in die Ferne. Seine Studien machte er am baltiſchen Meere. Wir finden hier von ihm eins ſeiner größten Bilder:

Der Waſſerfall.

Der Hintergrund iſt geheimnißvoll von Föhrenwald und Felſen geſchloſſen. Ein toſender Waſſerfall hat ſich felſenzerſprengend Bahn gebrochen. Mächtige Blöcke mit zerſplitterten Baumſtämmen ſind mitten im Strudel abgelagert. Der Strom kommt zwiſchen einem Felſen herunter, auf deſſen einer Seite oben ein Blockhaus romantiſch hinausgebaut iſt. Ein ſchwankender Weg geht über eine Kluft, und darauf wandeln Bewohner des Hauſes theils hinüber, theils herüber. Friedlich hat ſich auf dem Felſen am Waſſer eine Ziegenheerde gelagert, und oben hinter Ahornbäumen blickt der Thurm mit der Glocke aus dem nahen Dorfe.

Welche Contraſte und welche Poeſie! — es iſt ſcandinaviſches Gemüth!

Näher tritt dem Norddeutſchen der vielleicht größere Landſchaftsmaler

Jacob Ruysdael,

in Harlem 1635 geboren und 1670 geſtorben.

Seine Bilder, die Natur in den Gegenden der Nordſeeküſte und niederdeutſches Gemüth fallen in Eins zuſammen. Ein tiefes, melancholiſches Naturgefühl iſt der Grundton ſeiner Gemälde. Wie ſich dieſes Gemüth gern

von der Ferne abzieht, um sich in sich selbst zu versenken, so verschließen sich auch die Hintergründe in seinen Bildern durch Baumpartieen und genügen sich selbst in träumerischer Einsamkeit und im Walddunkel bei dem monotonen Rauschen der Bäche und Wasserfälle. Zuweilen leuchtet kaum noch das Tageslicht aus dem wolkenverhüllten Himmel herein in das unheimliche, dunkle Wasser und die düstere Waldung. Wer traurig, der ist bald allein. Diese Melancholie steigert sich noch durch die Naturwahrheit jedes Einzelnen im Bilde und durch den kräftigen und frischen Ton, in welchem die Bilder gehalten sind.

Bewundert wird vor Allen sein

Judenkirchhof.

Ein Gewitter zieht wolkenquirlend am Himmel vorüber; die Sonne, hinter Wolken und Bäumen sich verbergend, sendet einen sterbenden Blick auf einen Judenkirchhof bei den Ruinen eines alten Gebäudes. Der Kirchhof wird von einem wilden Waldbache durchschnitten, welcher über Steinblöcke herunter im Vordergrunde einen Wasserfall bildet. Ein knorriger Baumstrunk ist vom Ufer in die Wellen gestürzt und steht darin mit zwei riesigen, rauhen Beinen. Der Stamm, von dem ihn der Blitz herabgeschmettert hat, steht weiter zurück über dem Wasserfalle. Unfern davon steht ein zweiter verdorrter Baum, wie von Alter und Gram gebeugt, die dürren Arme zum gewitternächtigen Himmel emporstreckend. So sehen wir hier Israel und Juda bei einander. In der Mitte des Kirchhofes steht ein weißes, steinernes Grabmonument, dessen Vorderseite vom matten Tageslichte bestrahlt wird, in weißbläulichem Scheine. Ringsumher ist Verwüstung, und Todesruhe nach ihr; nur der ewige Wanderer, der Gießbach, geht dazwischen durch, ruhelos, rastlos.

Die Jagd.

Vor uns liegt ein kleiner Spiegel eines breiten, seichten Wassers mit darin und daranstehenden und sich

spiegelnden Bächen und Pflanzen, mitten im Walde. Die Morgensonne bricht durch die kräuselnden Wolken, welche man im Wasserspiegel vorüberziehen sieht. Eine Hirschjagd geht durch den Wald und Wasser hindurch, deren Figuren von der Velde gemalt, jedoch dadurch die Poesie der Ruysdael'schen Waldeinsamkeit gestört hat. Friedlich zur Tränke hereinschreitende Rehe würden entsprechender gewesen sein.

Die einsame Fichte

am rauschenden Waldbache diesseits, eine einsame Hütte jenseits. Auch hier ist der Hintergrund abgeschlossen. So finden wir hier, wie in allen übrigen Bildern des großen Meisters das träumerisch in sich selbst versenkte Gemüth in der Waldeinsamkeit. Ihre Poesie hat nur er so ganz empfunden und wiedergegeben. Seine Bilder machen den so frischen und doch träumerischen Eindruck eines durch den Wald austönenden Waldhorns, begleitet vom Tosen der Waldbäche, indem obenhin die Wolken ziehen.

In diesem Sinne wird man alle seine übrigen Gemälde verstehen, welche hier und anderwärts dem Auge begegnen.

So haben wir das Buch mit der Bilderschrift langer Jahrhunderte durchblättert und aus ihr die wahre Geschichte gelesen. Novalis beschreibt eine Vision, in welcher er vor der Gottheit der Wahrheit die Geschichte und die Fabel stehen sieht; die Gottheit prüft die Wahrheit derselben, indem sie die Blätter, welche von Beiden ihr abwechselnd gereicht werden, in die Flüssigkeit einer Urne taucht. Die stolze Geschichte erhält ihre Blätter reingewaschen wieder zurück, denn kein Wort bestand die Probe, nur die Schriften der Fabel kommen aus der Urne in farbigglühenden Bilderschriften wieder heraus; denn diese Bilderschriften sind die wahre Geschichte.

Bilder im Moose.

Wollen unsere Nachkommen einst ihre Zeit begreifen lernen, so werden sie es wie wir machen und sich in die geheimsten Gemüthszustände der nächsten Vergangenheit, wie in eine Bergmannsgrube, versenken müssen, um aus den wundersam durch- und übereinander geschobenen Schichten in der Tiefe die Bildung der Oberfläche sich zum Verständnisse bringen.

Wenn dann auch dieses Büchlein unter dem Gerülle liegt, welches der erzsuchende Bergmann in die Ecke geworfen hat, und nur ein neugieriger Reisender im Vorübergehen es aufschlägt, möchten dann die Abdrücke der seltenen Moose der Zeit, welcher es angehört, im weichen Novellenschiefer, recht bestimmt und eigen ihm in die Augen fallen! Ich habe ihm die Ueberschrift: Bilder im Moose gegeben, denn es sind solche. Wer zur müßigen Stunde das Auge auf einer alten, bemoosten Mauer ruhen läßt, dem werden sich gar bald die krausen, seltsamen Linien in den wirr durcheinander laufenden Moosflechten zu seltsamen Bildern zusammenstellen. So sind auch diese Novellen während meines vierjährigen Aufenthaltes in Dresden und zu der Zeit entstanden, wo das Rokokomoos seiner gesellschaftlichen Zustände in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und schön wurde. Wie Figuren und Gestalten aus den ältesten Zeiten im Traume sich in die gegenwärtigsten Verhältnisse mischen und sich, wie in einem Elysium, mit einander behaben, so wird sich auch in gesellschaftlichen Traumzuständen immer Aehnliches begeben: das Allernächste wird zum Märchen, und das in Zeit und Raum Entfernteste zur greifbaren Gegenwart. Die Zeit, welche sich nicht in Thaten ausprägt, versinkt von selbst in das

Chaos der Ewigkeit zurück, und die Wirklichkeit wird so dünn, wie ein Gazeschleier, hinter welchem man die Geisterwelt ihre Grimassen schneiden sieht. Fast kommt es mir vor, als wenn in der Ferne der erste Hahnschrei den Morgen verkündete, und ich werde mich beeilen müssen, einige dieser Traumbilder festzuhalten, ehe sie zerrinnen. —

Zu solcher Zeit hatte sich in humoristischer Verspottung der damaligen Restaurationsversuche der Pfaffen ein Clubb lustiger Gesellen gebildet, welche sich Benedictiner mit demselben Rechte hießen, wie noch jetzt jedes Casino in irgend einer Stadt dem lustigen Benedictinerkloster auf dem Monte Casino in Italien diese seine Bezeichnung verdankt. Unsere klösterlichen Zusammenkünfte hielten wir in verschiedenen Kaffeehäusern, häufig aber in dem Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse. Der renovirte Mönchsorden bestand aus Künstlern aller Art, Philosophen und Dichtern. Jeder bestrebte sich irgend einen geistigen Genuß der Gesellschaft zu bereiten. Die Gesellschaft hat sich nun längst aufgelöst, die fröhlichen Genossen sind zum Theile nach Ost und West zerstreut, zum Theile in das Moos des gemeinen Lebens hineinverwachsen, daß sie kaum mehr ausfindig zu machen sind. Ich bedaure sehr, daß ich damals zu unachtsam war, die Ideen, welche dort im Herüber und Hinüber der Rede sich erzeugten, aufzuzeichnen; es sind manche davon zu geschichtlichen Thaten geworden. Nur diese Bilder sind davon übrig geblieben. Der Convent der modernen Benedictiner fand regelmäßig Sonnabends statt, und weil er spät in der Nacht anfing, so dämmerte gewöhnlich der Sonntagmorgen heran, ehe der Abt sein: „Missa est!" aussprach.

Da die Erzählungen aus dem traumreichen Weinkelche der Mitternacht hervorwuchsen, so wurden diese von selbst frühe Sonntagskinder. Ich darf sie daher unter den Namen ihrer Sonntage wiedererzählen.

—

Esto mihi.

Der Pianiſt Lißzt hatte ſein Conzert gegeben und die dresdener Welt entzückt. Nachdem die Kritik, welche ſich im Convente gegen den Werth ſeines Spiels ſetzen und ihn den mechaniſchen Beethoven heißen wollte, von dem Enthuſiasmus ſeiner Verehrer niedergedrückt war, verſuchte ſie einen neuen Angriff gegen die Emancipation der Muſik vom Dienſte religiöſer und weltlicher Poeſie und ſetzte ſie mit der Emancipation der Weiber auf eine Stufe. Der Philoſoph behauptete: wo die junge Frau im Hauſe herrſche, da ſei der Mann ein altes Weib, eine Zeit aber, wo die Muſik vorherrſche, käme ihm vor, wie ein Sclavenſchiff, auf deſſen Decke die Sclaven nach der Pfeife des Bootsmanns ihre kettengelähmten Glieder wieder grad' tanzen müßten. Der Verfall der Muſik und der neue Aufſchwung der plaſtiſchen, insbeſondere der dramatiſchen Kunſt deute auf die Geneſung der kranken Zeit. Man wurde endlich darin einig: daß ein jedes Genie einer beſtimmten Kunſt nur der eigenthümlichſte Ausdruck des Gemüthes ſeiner Zeit, mithin von ihr in allen ſeinen Faſern bedingt ſei. Wie ſich ſo eine Zeit in ihrem Kunſtgenie ſelbſt genieße, ſo müſſe die darauf folgende die ihr überlieferten Meiſterwerke als ein für allemal abgeſchloſſene Thatſachen hinnehmen und mit ihnen ihr einſeitiges Leben zu ergänzen ſuchen. Benedict, ein Novize des Ordens, welcher erſt vor Kurzem aus Wien gekommen war, nahm von dieſem Geſpräche Gelegenheit, dieſe Geſchichte zu erzählen:

Das Königelfenſtück.

Ich hatte auf dem Gewandhauſe in Leipzig zum erſten Male die fünfte große Symphonie, aus C—moll, von Ludwig van Beethoven, gehört. Noch berauſcht von dieſem Strome der Harmonie, welcher durch meine ganze Seele gebrauſt war, eilte ich die Straße hinunter, ohne den Regen zu achten, mit welchem der Monat März lauwarm den nahenden Frühling ankündigte. „Und dieſer große Meiſter der Töne iſt mein Zeitgenoſſe!“ ſprach ich, „und ich ſollte nicht den Troſt haben, die Hand des Lebenden mit Dankſagung zu drücken?“ Mit dieſem Gedanken trat ich in mein einſames Zimmer. „Ein Brief aus Wien!“ rief mein Diener. Ich erkannte an Siegel und Aufſchrift, daß er von meinem reiſeluſtigen Freunde Robert kam, von dem ich lange Nichts gehört hatte. Ich erbrach den Brief und fand darin nur die Worte:

„'S giebt nur eine Kaiſerſtadt,
'S giebt nur ein Wien.“

Johannes, unſer vagabundirender Muſikant, iſt auch da! Komm' doch!“

Nichts weiter im ganzen Briefe, aber dieſer Zuruf entſchied über mich. Noch war ich jung und freudig, ſchnell und entſchloſſen, noch war ich ein freies Roß, das mit fliegender Mähne Wette läuft mit dem Winde, und neckend die Vögel jagt, und ich gebrauchte meine Freiheit! „Zwei Freunde und Beethoven dazu in Wien!“ rief ich aus, und das Lied weiter trällernd:

„O, das muß prächtig ſein,
Da möcht' ich hin!“

rollte ich ſchon am dritten Tage darauf im Cabriolette auf dem Eilwagen in das blaue Böhmen hinunter, vor mir im grauen Märzhimmel ſchmetternd die erſte Frühlingslerche, weiter und weiter, bis ich endlich am Kohlmarkte in Wien bei meinen beiden Freunden Abends am Kamin ſaß.

Von wem konnten wir anders ſprechen, als von

Beethoven? „Du kennst ihn, Johannes," fragte ich, „sprich, welchen Eindruck macht er im gewöhnlichen Leben?"

Johannes legte die Hand über seine Augen, als wollte er sich besinnen, dann sagte er: „Ja, du solltest ihn gesehen haben, wie noch nicht die harte Hand des Geschickes seine Gestalt gebeugt, sein edles Antlitz verdüstert hatte! Wie ein junger Apollo, frei und schön, schritt er durch die Straßen hin. Schon sein Gang verrieth, daß er nur ein fremder Gast auf dieser Erde ist, so leicht und kräftig war er. Seine herrliche, hohe Stirne, über welche das Haar eine wilde Wetterwolke schlug, sein klares, leuchtendes Auge und der schöne Mund, so unschuldig und kindlich, das Alles sprach die göttliche oder dämonische Weihe seines Geistes aus! Jetzt ist er fast für Niemand mehr sichtbar. Einsam und düster lebt er in seiner Klause. Man sagt, er sei krank!"

„Heute Abend noch," setzte Robert hinzu, „erwarte ich meinen Freund, den Grafen Joseph, welchen Beethoven auch jetzt noch zuweilen vorläßt. Dieser kann dir mehr von ihm erzählen."

„Und doch, wie glücklich," entgegnete ich, „sollte ein solcher Genius sein, der das innerste, geheime Seelenleben, den Zusammenhang des Menschen mit Gott und der Natur, in seiner Kunst aussprechen kann, wie überselig, mit seinen Zaubersprüchen die Geisterwelt in das gemeine Dasein herunterrufen zu können!"

„Von diesem Glücke," versetzte Johannes, „weiß die schwedische Volkssage, welche den Geist der Musik in der Natur zu einem gespenstigen Wesen macht, und ihn den König Elf nennt, nicht viel zu erzählen. Dieser König Elf soll sich gern bei Wasserfällen, am Meere oder auf hohen Bergen aufhalten und dort einsam auf seiner Harfe wunderbare Weisen spielen. Wer ihm ein Stück ablernt, der soll damit allen Wesen gebieten können. Wenigen soll dieses auch gelungen sein, aber diese sind dennoch immer im Elende gestorben."

„Wunderbar! Wunderbar!" sprach Robert, wie für sich;

„eben fällt mir da eine Geschichte ein, die in einer schönen Gesellschaft ein junger Componist erzählt hat.

„Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen," fuhr er fort, „als ich von einem Gönner an einem schönen Sommernachmittage zu einer vornehmen Familie mitgenommen wurde, welche nicht weit von hier auf einem Landgute wohnt. Dort sollte ich den großen Haydn kennen lernen.

Wir waren schon eine Weile dort, als der herrliche Meister mit seinem Schüler, welchen er damals hatte, ankam. Beide waren in der Familie als alltägliche Hausfreunde sehr bekannt. So jung ich war, so fiel mir doch das eigentliche Wesen des schönen Jünglings, welchen Haydn bei sich hatte, auf.

Es war später Nachmittag, als Haydn diesen seinen Schüler aufforderte, frei über ein Thema auf dem Flügel zu phantasiren. Dieser entgegnete aber fast unwillig: „Ich hab' nun heut' keine Lust dazu!" — „Nun, so erzählen Sie eine Geschichte!" rief die schöne Tochter unseres Wirths. „Das geht schon eher," versetzte dieser und wendete sich auf dem Stuhle am Flügel, wo er saß, zur Gesellschaft herum, so daß sein linker Arm auf der Stuhllehne ruhte, und sprach mit einem phantastischen Lächeln: „Aber ich weiß nur Musikantengeschichten!" Haydn entgegnete: „Solche erzählst du ja am Besten! Lustig oder traurig, wie du willst!"

„Unter dieser Bedingung," rief ihm die junge Gräfin zu, „sollen Sie vom Flügelspielen dispensirt sein!" Haydn schaltete leise ein: „Wenn er sich nur erst in die musikalische Laune hineinerzählt hat, dann geht er von selbst an's Phantasiren auf dem Instrumente."

Der Flügelspieler sann eine Weile nach, dann sprach er: „Und aus Schweden ist meine Geschichte! Das ist nun eine geraume Zeit her, daß dort in einem Fischerdorfe am Meere, unter einem alten Schlosse, ein armer Student lebte, welcher in Upsala vier Wochen lang studirt hatte, und nun aus Armuth den Dorfmusikanten

machte und, ich weiß nicht, warum, von den Leuten Punctum Colofonium genannt wurde. Er wohnte die Reihe um bei den Fiſchern, häufig aber auch bei Erichſon, der faſt noch Knabe war, jedoch nach ſeiner Aeltern Tode die älterliche Hütte eigen beſaß. Dafür lehrte ihm Punctum Colofonium die Geige. Aus dem Jungen wurde aber nicht viel; denn im Wirthshauſe, wenn die Fiſcher und Matroſen Tanz hatten, hielt er gar nicht ordentlich Tact. Das Wirthshaus hieß „zum ſcheckigen Seekalb.“ Dort war eine einzige, enge Stube, wo Wirthſchaft und Tanz zuſammen war. Weil für das Orcheſter kein anderer Platz da war, ſo wurde allemal vor dem Tanze ein Tiſch umgelegt und mit ſeinem Geſtell an ein Seil befeſtigt, das oben an der Decke durch einen großen, eiſernen Ring ging. Dahinein wurde Punctum Colofonium mit der Geige, einem Lichte und einem Kruge Bier geſetzt, dann der Tiſch am Seile in die Höhe gezogen, dieſes ſelbſt aber wieder an einen Haken an der Wand befeſtigt, ſo daß der Geiger oben aus ſeinem ſchwebenden Orcheſter, wie vom Himmel, heruntergeigte.

Hatte er nun die tolle Geſellſchaft, welche nach und nach ſo zahlreich wurde, daß der Tanz nur noch in einem Hin- und Herwogen beſtand, in den Tact hineingegeigt, dann legte er ruhig ſeine Geige weg, ſtopfte ſich eine Pfeife Taback und ſchaute dem Tanze gemüthlich und ruhig zu, ohne daß die Tänzer vor dem eigenen Lärm die Pauſe bemerkten.

Gegen Morgen aber griff Colofonium wieder zur Geige, that drei kreiſchende Striche, kehrte das Inſtrument um, pochte darauf, und die ganze Geſellſchaft blieb, wie entzaubert, ſtill ſtehen, der Wirth ließ den himmliſchen Muſikanten herunter, welcher jetzt ſein Honorar eincaſſirte, noch ein Gläschen Rum trank und lächelnd in ſeine Herberge heimging.

An einem Sonntage jedoch hatte Punktum Colofonium Abhaltung im ſcheckigen Seekalb Muſik zu machen. Dafür ſchickte er Erichſon hin. Ehe dieſer aber abzog,

ſagte Punctum: „Erichſon, ſei einmal vernünftig und geig' nur immer das Lied: „Ueber's Meer, über's Meer, kommt ein altes Schiff daher!" weiter Nichts, hörſt du? Sie ſind einmal daran gewöhnt; Paſſ' auf, daß dir auch Keiner ohne Zahlung fortgeht! Du brauchſt nur während des Tanzes manchmal die Mützen zu zählen, die ſich herumdrehen! Hörſt du?

Erichſon gab die beſten Verſprechungen und ging fort. Nach Mitternacht wurde jedoch dem Punctum Coloſonium ſo ſchwer zu Gemüthe, ſo traurig und ahnungsvoll, daß er keine Ruhe mehr hatte, ſeine eigene Geige unter den Arm nahm und auf das Wirthshaus ſchlaftrunken zuſteuerte, indem er vor ſich hinbrummte: „Ueber's Meer, über's Meer!"

Aber ſchon von Weitem hörte er, daß Erichſon gar keine rechte Tanzmuſik machte. Wie erſtaunte er erſt, als er in die Tanzſtube ſelbſt hineintrat, und ringsherum die Burſche mit ihren Mädchen am Arm bewegungslos ſtehen und Erichſon zuhören ſah, der eine Variation nach der andern auf ſeine Tanzmelodie aufſpielte.

Lange hielt Punctum Coloſonium nicht an ſich, haſtig machte er das Seil vom Kloben an der Wand los und ließ das Orcheſter mit Erichſon herunterſchweben, indem er ihn anſchrie: „Du heilloſer Junge, daß dich der Fiedelbogen erſchlüge! Da ſtehen die Herren und Damen und werden Nichts bezahlen! Fort mit dir! Und bin ich dir zum Lehrmeiſter nicht gut genug, ſo geh' zum König Elf und geig' mit ihm um die Herrgottsluft! Das kommt aber Alles her von der Dummheit. Iſt da der Kerl verliebt bis über das vierfach geſtrichene C hinaus, und nun ſoll's die Geige gethan haben! Marſch mit dir, Traumbuch!"

Die Fiſcher lachten hell auf, Erichſon aber ſchlich beſchämt, Thränen im Auge und ſeine Geige unter dem Arme, hinaus in die ſtürmiſche Nacht.

Da nun jetzt Punctum Coloſonium wieder in ſeinem Orcheſter ſaß, die ſieben magnetiſchen Striche gethan

und den Tanz, wie ein Mühlwerk, angelaſſen hatte, ſtopfte er ſeine Pfeife und ſah behaglich auf das nichtige Erdengetümmel herunter, bis der Morgen graute, wo er ſeine Geige wieder nahm, ſeine drei Endſtriche that, dann auf die Kehrſeite pochte, und ſo Alles zum Stillſtand und Bezahlen brachte.

Als er aber bei ſeiner Heimkehr Erichſon mit ſeinem vierfach geſtrichenen C, mit ſeiner hohen Liebe weder in der Hütte noch ſonſtwo antraf, ward ihm doch bang um den Knaben.

Mit dem vierfach geſtrichenen C hatte es zwar ſeine Richtigkeit; Punctum Colofonium wußte es nur zu gut, daß Erichſon oben zu dem Söller der Burg, welche der alte Herr Kanzler aus Upſala als Kammergut beſaß und wo er den Sommer über wohnte, zuweilen gegen Abend mit der Geige hinanſchlich und auf den Saiten ſeinen Bogen melancholiſch, wie ein Rothkehlchen, ſingen ließ, bis das ſchöne Töchterlein des Kanzlers oben zum Fenſter herausſah und herunterrief: „Schönen Dank, Erichſon!“ „Er wird noch verrückt darüber!“ ſagte Punctum Colofonium, als Erichſon drei Tage darauf noch nicht daheim war.

Da kam endlich an einem Morgen ſein Nachbar zu ihm geſprungen und rief: „Erichſon iſt wieder da! Kommt! kommt! Unten am Ufer! Ei, was der geigen kann!“

„Daß ihn —!“ verſetzte Punctum, und eilte mit hinunter zu dem Strande.

Dort oben auf dem Felſen, an welchem die See grimmig hinaufbrandete, ſaß Erichſon und ſpielte die Violine. In mannichfaltigen Gruppen ſaßen und ſtanden um ihn herum Männer und Greiſe, Frauen und Mädchen, Alt und Jung. Er ſpielte aber in ſo wunderſamer Weiſe, als kämen alle Töne, welche er anklingen ließ, aus einem Herzen, das aufgeſprungen war, wie eine Roſenknoſpe zur Blüthe.

Das war ein Lachen, ein Weinen, ein Jauchzen und

Klagen durcheinander, als wäre die Geige unter seiner Hand ein lebendiges, geistiges Wesen geworden, das vor Lust und Schmerz nicht mehr wo aus noch ein wußte!

Kaum hatte Punctum Colofonium die ersten Töne gehört, so geberdete er sich, wie unsinnig, warf sich auf die Erde und schrie: „Ich bin Schuld daran! Er hat seine Seele dem König Elf verkauft! Erichson! ach, armer Erichson!“ Als das Volk diesen Ausruf hörte, so stürzte Alles auf Erichson ein und schrie durcheinander: „Seelenverkäufer, schaff' dir deine Seele wieder! Werft ihn in die See!“

Erichson jedoch flüchtete sich bis auf die äußerste Spitze des Felsens, welcher so steil und abschüssig war, daß sich Niemand hinan getraute. Dort, umbraust von dem Meere und dem wüthenden Volke, setzte sich lächelnd der bleiche Junge nieder und fing wieder an zu spielen, so seltsam rührende Weisen, daß die Männer, Weiber und Kinder wieder still wurden und sich verwundert ansahen. Von der Meerseite herauf kamen Seerobben, welche ihre Schwimmtatzen auf die Felsenblöcke legten, und die neugierig ihre Köpfe hoch emporhielten; in einem Halbkreise herum, auf- und niedersteigend, schwammen, schnalzten und tanzten Delphine, aus der Ferne, wie eine Wasserhose, brauste ein Wallfisch heran, der vor Lust hohe Wasserpalmbäume emporsprühte, oben aber, hoch über dem Felsen und dem Haupte Erichson's, drehte sich, wie ein wunderliches Rad, ein unzähliger Schwarm von Möven und andern Seevögeln.

Nicht lange hatte Erichson so gespielt, als sich ein fremder Herr durch das Volk empor bis hinan zu dem höchsten Gipfel, auf welchem Erichson saß, drängte und ihm zurief: „Junge, willst du dein Glück machen, willst du mit nach England schiffen, so steig' herunter!“

Erichson gehorchte, der fremde Herr nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort. Niemand folgte ihnen.

Seit dieſer Zeit wurde Punctum Coloſonium kopfhängeriſch. Niemand brachte ihn mehr dazu, die Violine zu ſpielen, Niemand ſah ihn mehr im Wirthshauſe auf ſeinem himmliſchen Orcheſter. Dafür hatte er ſich an den alten Küſter und Schulmeiſter des Ortes angeſchloſſen, welchem er im Schulhalten beiſtand und Sonntags für ihn in der Kirche die Orgel ſpielte.

Nach und nach wurde ſein früherer, weltlicher Lebenswandel zuſammt dem jungen Erichſon vergeſſen. Von dem Pfarrer, ja ſogar zuweilen von der gnädigen Herrſchaft auf dem Schloſſe ward der geſchmeidige Küſteradjunct, — die Leute ſagten: „Schulmeiſtergeſelle," — zu Tiſche eingeladen, und als endlich der alte Küſter ſtarb, war kein Beſſerer da, als er, der die Stelle hätte bekommen können.

Die Tochter des Kanzlers, Helene, war unterdeſſen zur ſchönen Jungfrau erblüht. Viele reiche und mächtige Herren hatten um ſie geworben, bis endlich ein deutſcher Oberſt, der ihre Bekanntſchaft in Upſala gemacht hatte, ihre Hand errang.

An einem ſchönen Juliabend war das ganze Schloß erleuchtet; an langer, prächtiger Tafel, welche mit ſchweren, goldenen und ſilbernen Gefäßen beſetzt war, prangten viele Herren und Damen, vor Allen aber die ſchöne Braut Helene, und zu ihrer Seite freudig und herrlich der Oberſt, ihr Bräutigam.

Der alte Herr Kanzler war ſo aufgeräumt, wie ihn noch Niemand geſehen hatte.

Nach alter ſchwediſcher Sitte fehlte bei dem Hochzeitsgelage nicht der Küſter. Punctum Coloſonium ſaß gar ehrbar an der äußerſten Tafelecke, hier einmal als wahres Schlußzeichen und Punctum; wußte gar ſittſam Meſſer und Gabel zu gebrauchen, und ſteckte ſo kleine Bißchen in den Mund, daß man ihn für ein Eichhörnchen im Großen hätte nehmen können. So ſehr hatte er ſich cultivirt!

Als jetzt der Kanzler ſein Auge bis an den äußerſten

Horizont der Tafel — den ehrlichen Punctum ſtreifen ließ, ſchien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren. Der kluge Punctum Coloſonium hatte es kaum gemerkt, ſo neigte er den Rücken, drehte das feingepuderte Köpfchen, wie ein geſchmeichelter Affe, ſchief, und zog den Beutel ſeines Mundes zu einem ſüßen Lächeln auf. Der Kanzler rief ihm zu: „Was meint Ihr wohl, geſchätzter Küſter, wenn ich Euch ſage, daß ich vor Kurzem Euern Erichſon geſehen habe, zu Upſala im königlichen Schloſſe?!“

Dem Küſter fielen vor Schrecken Meſſer und Gabel aus der Hand. Sprachlos ſtierte er den Kanzler an. Dieſer aber fuhr fort: „Es iſt wunderbar, wie oft in den niedrigſten Verhältniſſen ſich ein Talent entfaltet, das ſpäter die ganze Welt entzückt! An demſelben Abende wo ich die Freude hatte, am Hofe die Bekanntſchaft meines lieben Schwiegerſohnes zu machen, eröffnete uns unſer gnädigſter Herr und König, daß wir einen Virtuoſen auf der Violine hören würden, welcher nicht nur London und Paris, ſondern auch die großen Städte Hollands und Deutſchlands mit ſeinem Spiele begeiſtert hätte, und nun in ſeine Heimath zurückgekehrt ſei, aus welcher er ſo unbeachtet und unbekannt fortgewandert wäre! Noch hatten wir kaum um ſeinen Namen fragen können, als Ruhe geboten wurde und aus der Nebenhalle hervor ſich die Töne einer Violine vernehmen ließen, ſo melodiſch klingend, und dann wieder ſo ſchneidend und jauchzend, und wieder, wie in vielfachen, glühenden Kreiſen, durcheinander laufend, daß uns faſt der Athem verging. Das war keine menſchliche Muſik! Ich ſah vor ihr manche Geſichter erbleichen und manche Thräne ſich aus den Augen ſtehlen.“

„Das war die heilloſe Erichſen!“ flüſterte Punctum Coloſonium wehmüthig für ſich. Der Kanzler fuhr fort: „Wie nun das Spiel mit drei plötzlichen Strichen verklungen war.“ — („Das hat er doch noch von mir!“ ſprach leiſe Coloſonium) — „und die Geſellſchaft ſich neugierig in die Halle drängte, ſahen wir im hellen Kerzenlicht einen ſchlanken, bleichen Jüngling ſtehen, wel-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

cher mit seltsamen, großen, klaren Augen zu uns herüberschaute.

„Da nahm unser gnädigster Herr und König einen Pokal mit Wein, gab ihn meiner Tochter Braut und sprach sehr gnädig zu ihr: „Aus den schönsten Händen soll der Künstler die freundlichste Gabe haben!"

„Wie aber meine Helene ihm den goldenen Ehrenbecher überreichte und er sie wie bekannt anredete, erschrack mein armes Mädchen so, daß er sie mit dem Arme auffangen mußte! — Und als ich ihn selbst erkannte und den Knaben Erichson nun als einen so schönen Jüngling und als einen berühmten Künstler wiedersah, freute ich mich selbst recht herzlich. Ich habe ihn eingeladen, zu uns zu kommen. Kommt er, so soll ihm viel Gutes von mir geschehen!

„Die Kunst und der junge Künstler sollen leben!" — Alle stießen mit an, bis auf Punctum Colofonium, welcher that, als wäre ihm die Serviette hinuntergefallen.

Bei diesen Reden war es fast Mitternacht geworden. Die junge Braut saß wie in tiefen Gedanken da. Während sie so für sich hinträumte, war es ihr, als hörte sie aus der Ferne etwas tönen, wie Wassertropfen, welche auf eine metallene Platte hoch und klingend herabfallen. Jetzt verschmolzen sich die Klänge, wie zu einer Melodie, welche tönen möchte, wie die Weise bei einem Elfentanze, so heimlich süßlockend, dann wie Wehklage, Mark und Gebein durchrieselnd, und wieder wie milde und doch dringende Bitte.

Mit Gewalt suchte sie sich von diesen Tönen loszumachen, sie kamen immer wieder. Es war ihr, als klängen die Strahlen des Mondes, welche durch die gothischen, gemalten Fenster in bunten Farben hereinfielen, so wundersam auf sie ein und riefen ihr heimlich in die Seele: „Erichson ist da! Dein Erichson! Der arme, gute Erichson! Komm' doch, du Süße, du Liebe!"

Immer mächtiger wurden die Töne über sie, welche um sie webten und sich zu einem Netze verschränkten, das über ihrem Haupt zusammenschlug.

Jetzt war es ihr, als ginge die Thür auf — weit — weit, so daß sie hinübersehen konnte, ganz deutlich auf den mondbeschienenen Felsen, auf dem sie Erichson sitzen und die Violine spielen sah. Hinter ihm empor stieg nebelhaft und gewaltig ein gespensterhafter Greis, welcher eine goldene Krone auf dem Haupte trug, mit zwei Sternenaugen zu ihr herüberblickte und ihr mit der Hand winkte.

Da konnte sie nicht länger widerstehen. Sie stand geräuschlos von der Tafel auf und verschwand durch die Thür. Die ganze Gesellschaft sah sich befremdet an. Alles ward im ganzen Saale still.

Jetzt hörte man deutlich aus der Ferne ganz eigene Violintöne, wie Wandervögel rufend, herüberziehen. „Was ist das?“ rief der Kanzler. Punctum Colofonium sprang am Ende der Tafel plötzlich auf und rief, wie in Todesangst: „Das ist Erichson mit dem viersach gestrichenen C, das ist das Königelfenstück, aber rückwärts gegeigt; ich kenne es! da verspielt er nun gar die Seele! aber er thut's ihr doch an, daß sie zu ihm muß!“

Auf diese Worte stürzte jetzt Alles fort, die Braut zu suchen. In keinem Zimmer, keiner Kammer, nicht im Schlosse, nicht im Hofe war sie zu finden. Da eilte der Bräutigam schnell zum Thore hinaus. Kaum hatte er sich um den hohen Thurm hinumgewendet, so sah er auf dem Felsenkamme, dort, wo er von dem gegenüberstehenden Felsen am Meere wie gewaltsam abgerissen und zurückgedrängt war, und einem Abgrund Raum machte, eine weiße Gestalt händeringend im Mondscheine, weit vorgebogen, als zöge sie eine Geisterhand hinunter. In Eile hatte er sie erreicht. Es war Helene, welche ohnmächtig in seine Arme sank.“

Hier brach der Erzähler, Haydn's Schüler, auf einmal ab, drehte sich zum Flügel um, auf dessen Cla-

viatur er rückwärts mit der Hand ſchon längſt dann und wann einen Ton angeſchlagen hatte, ſprach kein Wort mehr, ſondern fing vielmehr das bekannte Lied, „Adelaide“ an zu ſpielen und zu ſingen, und wie er damit zu Ende war, ließ er ſo ſeltſam die Töne jauchzend und toſend durcheinander laufen, als hätte er alle aus ihrem irdiſchen Kerker befreit und zöge nun mit ihnen ſiegestrunken hinüber in das große Reich der Harmonie.

Die ſchöne Tochter unſeres Wirths ſagte aber faſt gereizt: „So iſt er nun! Jetzt hat er uns Alle vergeſſen! Ja, er weiß nie, wo er iſt.“

Doch hatte ſich der junge Künſtler auf dem Inſtrumente bald ausgetobt. Wie ſelbſtvergeſſen rief er: „Könnte ich nur ſo ein Königelfenſtück geigen, meinetwegen vorwärts oder rückwärts, zum Leben oder Sterben!“

„Wovon ſchwärmſt du wieder?“ ſagte jetzt Haydn leiſe zu ſeinem wunderlichen Schüler, indem er ihn ſanft auf die Schulter ſchlug. „Ach ſo — von Bremen!“ erwiederte dieſer. „Dieſe Redensart,“ ſchaltete Robert ein, „hatte er nämlich an ſich, wenn er ſich wegen ſeiner Zerſtreutheit entſchuldigen wollte.

Um die Unterhaltung, welche durch das Benehmen des jungen, eigenen Mannes etwas verſtört war, wieder in Gang zu bringen, fragte unſer gütiger Wirth: „Nun, war das ſchon das Ende der Geſchichte?“

„Ja, die geht weiter fort!“ erwiederte der junge Künſtler, drehte ſich auf dem Seſſel um, legte den linken Arm auf die Seſſellehne und fuhr fort: „Nun, der deutſche Oberſt lebt vermuthlich recht glücklich mit ſeiner ſchönen Schwedin in Deutſchland!“ „Aber der arme Erichſon?“ fragte die ſchöne Tochter unſeres Wirths. „Bedauern Sie ihn, meine Gnädige? Ach ja! zu bedauern iſt er wohl! Denn nachdem er in jener Hochzeitnacht ſo ſeltſam geſpielt hatte, konnte er keine Muſik mehr machen. Sobald er nur die Violine zur Hand nahm und mit dem Bogen über die Saiten wegzog,

verſchloß ſich ſein Gehör; denken Sie um des Himmels Willen, ein Sohn der Harmonie, und taub!

O, das muß ein Elend ſein! Die ganze Seele voll Melodie, daß ſie vorſpringt bis an die Fingerſpitzen, und taub dazu! Das iſt eine lächerliche und wahnſinnige Geſchichte zugleich! Doch auch dieſes Leid mußte der arme Erichſon auskoſten; er wurde darüber ſchwermüthig, melancholiſch, ſagte man. Tage und Nächte lang ſaß er auf dem Lager im väterlichen Erbhauſe, das er noch beſaß, auf ſeinem Schooße die treue Violine, welche er, wie ein Liebhaber ſeine todte Braut, betrachtete.

Weil er nun mürriſch und verſchloſſen war, ſo flohen ihn alle Menſchen um ſo mehr, als das Gerede ging, daß er ein Hexenmeiſter wäre. Die ſind freilich hier, wie in Schweden, ſelten. Er möchte wohl verhungert ſein, wenn ſein alter Diener, welchen er aus Holland mitgebracht hatte, nicht das gewonnene Geld verwaltet und ihn, wie ein Kind, gewartet und gepflegt hätte. Außer dieſem ſeinem Diener war er für Niemand ſichtbar.

So vergingen zehn Jahre. Helene, deren Gemahl unterdeſſen im Kriege gefallen, war um dieſe Zeit mit ihrem kleinen Sohne wieder in ihr Vaterland und auf ihren Stammſitz zu ihrem alten Vater zurückgekehrt. Punctum Coloſonium, welcher ſich auf dem Schloſſe bei dem Kanzler dadurch ſehr in Gunſt geſetzt hatte, daß er ihm die Zeit durch Vorleſen aus alten Chroniken vertrieb, war häufig dort.

Da Niemand dort oben von dem unglücklichen Geiger ſprach, ſo hielt auch er es für angemeſſen, von ihm zu ſchweigen, obſchon er ſich zuweilen nach ihm theilnehmend erkundigte, auch manchmal dem alten Diener deſſelben eine fette Gans für ihn zuſtellte; denn Gänſebraten ging dem trefflichen Küſter über Alles, und keinen größern Beweis von Liebe und Freundſchaft kannte er, als eine fette Gans geſchenkt zu erhalten oder zu verſchenken.

Als er einſt auf dem Schloſſe einen ſolchen Braten mitverſpeiſt und dazu gar ſpaniſchen Wein zu trinken be-

kommen hatte, und nun so seelenvergnügt in das Dorf herunterstieg, daß er heimlich durch die Zähne das fidele Liedchen summte: „Ueber's Meer, über's Meer kommt ein altes Schiff daher!“ — kam ihm der Diener Erichson's entgegen und bat ihn, mit zu seinem Herrn zu kommen, welcher ihm etwas zu entdecken habe. „Fragt er endlich doch einmal nach mir?“ sagte der Küster, „nun, das muß kurz vor seinem Tode sein!“

Indem er so vor sich hinwankte und, von vornehmer Eitelkeit angesteckt, den Busenstreifen vorzupfte, ging er mit hinab zur Hütte des Unglücklichen. Dieser lag auf Thierfellen am Boden, neben sich seine Violine, welche für ihn verstummt war.

Gleich bei seinem Eintritte sprach Punctum Colofonium mit all' dem feierlichen Ernste, welchen er im Amte und Herrendienste sich angeeignet hatte: „Nun, Erichson, willst du endlich ablassen von der verfluchten Kunst? Du siehst ja selbst, daß dich Gott bessern will, da er deine Ohren verschließt, sobald du Musik machen willst! Werde lieber fromm, wie ich es gethan habe! Du kannst glauben! dem Frommen geht es immer wohl auf dieser Welt! Sieh' mich nur selbst an! War ich nicht vormals so mager, wie du? Jetzt, wenn ich in den Spiegel blicke, kommt mir fast eine sündige Eitelkeit an, sehe ich, wie ich mich abgerundet habe und wohlgefällig geworden bin!“

Erichson aber entgegnete: „Lästere nicht auf die Kunst; denn sie ist das zweite Wort, durch welches Gott mit der armen Menschheit hienieden spricht, oder, wenn du lieber willst, sein herrliches Gewand, gewoben aus Andacht und Entzücken! Wie ich noch nicht an der heiligen Kunst gesündigt hatte mit böser Leidenschaft, stand ich gar nahe vor seinem Throne! Und ich weiß auch, daß meine Seele wieder klar werden wird!“

„Aber, lieber Erichson,“ versetzte Punctum Colofonium, „wenn du deine Seele verkauft hast an den König Elf“ — Erichson ließ ihn nicht ausreden, sondern rief: „Schweig', du armer Mensch! Was willst du gegen

Den ſagen, auf deſſen Fittige Gott Himmel und Erde gelegt hat, in deſſen Odem Alles lebt, webt und lebendig iſt?!“ — „Und du kennſt ihn?“ — „Ja!“ verſetzte Erichſon, „und das danke ich dir! Und da ich merke, daß meine große Stunde kommt, wo ich eingehen werde, dort, wo die lautere Harmonie iſt, von der wir armen Menſchen in dieſer ſchweren Luft nur einen dumpfen Abklang haben, ſo will ich dir meine Sünde beichten, damit mein Herz frei wird! Vielleicht weißt du noch, daß du mich einſt von der Tanzſtube fortgejagt haſt, mit der Weiſung: ich ſollte zum König Elf gehen! Wie ich nun kindiſch und gläubig war, und ſchon von den Leuten gehört hatte, daß man den König Elf zwingen könne, ſein Zauberſtück Einem zu lehren, wenn man ſich an das Meer ſetze um Mitternacht, und eine Stunde lang sotto ponticello geige in verfluchten Mißtönen, und ich dabei auch an die Tochter des Kanzlers dachte, die ich zu erringen glaubte, wenn ich ein ſo großer Meiſter würde, ſo faßte ich mir ein Herz und that mit der Geige, wie ich gehört hatte. Heute noch gellt mir die Seele von jenen entſetzlichen Tönen, welche ich damals der Violine abzwang; ich aber war wie raſend, ein jeder Ton ward mir zum Todesſchmerz und ging, wie eine ſtumpfe Säge, reißend und zerrend durch alle meine Nerven; aber ich ließ doch nicht nach. Da war es mir endlich, als ſähe ich weit in unermeßlicher Ferne um mich herum einen rauſchenden, klingenden Kometen ſchweifen, der, wie ein Orkan, in immer kleinerm Kreiſe heran-donnerte, und endlich einen großen Regenbogenring um mich herumlegte mit ſieben Farben, welche, wie Blitze, durcheinander zuckten. Da ſah auf mich herab plötzlich ein wunderbar ſchönes, majeſtätiſches Angeſicht, und jetzt war es mir, als hörte ich ſprechen: „Armer Wurm, meinſt du die Weltharmonie zerreißen zu können?“ Und nun hörte ich Ton für Ton die göttliche Weiſe, die ich nachher dann und wann mit meinem Spiele wieder zu erhaſchen ſuchte! Ich war von tauſend Seligkeiten trunken!

Als dieſe Weiſe mir verklungen war, hörte ich wieder ſprechen: „Kennſt du das Gute, lerne auch das Schlimme! Das erſte befreit, das letzte bindet die Geiſter! Wehe dir, wenn du es ſpielſt!“

„Und nun hörte ich auch das ſchlimme Stück, das ich noch beſſer merkte, als das gute, und das ich nur einmal geſpielt, und — nun nie wieder den Klang der Muſik darnach gehört habe! — So iſt Alles, Alles verloren!“

Jetzt verſank Erichſon wieder in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile rang ſich, wie tief aus ſeinem Herzen hervor, leiſe fragend das Wort: „Helene?“

„Ihr Gemahl iſt todt; ſie iſt vor Kurzem mit ihrem kleinen Sohne zu ihrem Vater zurückgekehrt.“

Erichſon nickte mit dem Haupte und ſprach für ſich: „So ſchließt ſich der Ring ab; es konnte nicht anders kommen! Ich werde nicht eher ſterben können, als bis ich das echte Königelfenſtück, an dem ich zeitlebens ſtudirte — mein Requiem — mir doch wieder ausgeſonnen, noch einmal geſpielt, noch einmal gehört habe. Sollte meine Sterbeſtunde ſo austönend hinaufklingen zu dem Schloß, ſo bitte ſie, daß ſie bete für die Ruhe meiner Seele!“

Da Erichſon ſein Geſicht jetzt mit den Händen bedeckte und nicht mehr ſprach, entfernte ſich Punctum Colofonium. Ob er die Bitte des Armen der hohen Frau eröffnet haben mochte, weiß ich nicht, da er in ſeinem ganzen Benehmen gegen das Haus ſeines Gönners, des Kanzlers, gar vorſichtig und diplomatiſch war. Doch ſah man ſeit einiger Zeit öfters Helene mit ihrem kleinen Sohne auf dem Balcone ſtehen und gedankenvoll hinunterblicken auf die Hütte, in welcher der unglückliche Geiger lebte.

So ſaß ſie auch einſt dort oben auf dem Balcone, neben ihr der Kanzler, ihr Vater, und vor ihnen Punctum Colofonium, ein dickes, aufgeſchlagenes Buch in ſeinen Händen, worin er dem Knaben der ſchönen Wittwe Bildniſſe der Nordlandsrecken und wilde Thiere und Drachen zeigte.

Eben neigte sich die Sonne zum Untergange nach dem Meere, das in gluthrothen, langen Wogen ihr entgegen zu athmen schien. Wie durch einen rosenfarbenen Meerhimmel, zogen die Fischernachen mit weit aufgeblähten weißen Segeln, wie Schwäne, dem Ufer zu. Eine große feierliche Stille hatte sich über die ganze Natur gelagert.

Da schien es, als begönne die Luft in sich selbst hinein zu singen und zu klingen. Alle horchten auf. Wie ein süßer, selig gewordener Schmerz, wie fromme Pilger, erlöst von aller Qual der Erde, himmelan zur ewigen Heimath, Hand in Hand, lobpreisend und singend aus dem Erdenthale, wallten die Klänge empor.

Helene weinte unaufhaltsam, Punctum Colofonium aber legte seinen Zeigefinger auf die Nase und sprach zu seiner eigenen Genugthuung: „Das ist das echte Stück, das er spielt! Nun wird er sterben können."

Der Kanzler stand auf, faßte Helenens Hand und sprach: „Welche Schuld auch Erichson tragen mag an jenem wunderbaren, schrecklichen Einfluß, welchen an jenem Abende sein Violinspiel auf dein Gemüth äußerte, so laß' uns doch mit ihm versöhnen, der sich zur wahren Harmonie zurückgefunden hat und wohl bald dem ewigen Frieden entgegen geht."

Helene nahm ihr Söhnchen auf den Arm und stieg mit ihrem Vater in das Thal hinunter; mit sich selbst in sanften Handbewegungen gesticulirend, folgte hinterdrein Punctum Colofonium. Wie sie sich so der Hütte und der Musik selbst näherten, war es ihnen, als träten sie in eine große, altgothische Kirche, deren Pfeiler krystallen und klingend zum Himmel aufstiegen und oben sich zusammenwölbten in eine große, flammende Rose.

„Ausnehmend schöne, präcise Uebergänge!" flüsterte Punctum Colofonium für sich, „kräftig mit langem Bogenzug vorgetragen, in guter, alter Manier! Ich muß nur meine alte Violine wieder einmal vornehmen! O, ich bin noch nicht alle Tage todt!"

Als sie eintraten in die Hütte, sahen sie Erichson

auf seinem Lager aufrecht sitzen und das geliebte Instrument spielen. Er bemerkte die Eintretenden nicht. Seine Augen waren halb geschlossen und wie nach innen gekehrt.

Helene beugte sich mit dem Kinde zu ihm nieder. Da that er den letzten Strich, legte das Instrument neben sich, schlug die Augen auf und blickte in das himmlische Angesicht Helenens. Ein kindliches, unschuldiges, seliges Lächeln flog über sein Antlitz. „Helene!“ rief er, aber wie er die Arme zu ihr emporheben wollte, sank er auf sein Lager zurück. Seine Hände falteten sich, wie zum Gebete, seine Augen schlossen sich; — er war entschlafen.“ —

„Haydn's junger Freund schwieg jetzt. Da auch die Gesellschaft mehr oder minder gerührt, das Schweigen nicht unterbrach, that dieser einige wilde Griffe auf dem Instrumente, hörte wieder auf, summte einen musikalischen Gedanken, welcher in ihm jetzt aufsteigen mochte, vor sich hin und verließ, ohne sich zu verabschieden, zerstreut und wie im Traume die Gesellschaft.

„Der Arme hatte in prophetischer Vorahnung fast sein eigenes Schicksal erzählt.“

„Darf ich, Robert, deinen Erzähler errathen?“ fragte ich.

„Er war es!“ erwiederte Robert.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; der längst erwartete Graf Joseph trat langsam und feierlich herein. Mit hervorstürzenden Thränen rief er: „O, dieser Schmerz! Heute hat die Erde wieder einen großen Mann verloren. Vor einer Stunde starb — Ludwig van Beethoven!“

Der Abt dankte im Namen des Ordens dem Novizen für seine Erzählung und beschloß mit der Aufforderung, daß jegliches Mitglied bei Vermeidung strenger Buße den Maskenball besuchen solle, welcher im Hôtel de Pologne auf Dienstagabend angesetzt war, die Sitzung.

Die meiſten Brüder verließen den Saal, es waren nur noch vier bis fünf zurückgeblieben, welchen ein junger Franzoſe, Namens Leclerc, ein Gaſt der Geſellſchaft, eine franzöſiſche Carnevalsgeſchichte zu erzählen verſprochen hatte:

Le Bal Beaudouin.

„Mein Vater," begann Leclerc zu erzählen, „iſt ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schweſter Lucie ſind ſeine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den erſten Jahren unſerer Kindheit verloren, der Vater hat ſich nicht wieder verheirathet. Ich wurde im väterlichen Hauſe, meine Schweſter im Kloſter erzogen. Wie es gekommen iſt, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medicin, Robert Leſailles, Gelegenheit gefunden, ſich ihr bekannt zu machen und Liebeshandel mit ihr anzuſpinnen. Ihre Liebe mochte in der ſchönſten Blüthe ſtehen, als mein Vater ſie aus dem Kloſter nahm und mit einem alten, reichen Geſchäftsfreunde verlobte. All' ihr Bitten, ſie nicht zu dieſer Verbindung zu zwingen, all' ihr Jammern, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht ſein Herz. „Deine Mutter," war die einzige Antwort, „hatte vor ihrer Verheirathung mit mir gleiche Grillen, und doch ſind wir mit einander glücklich geworden; denn ſieh', liebes Kind, ein Eheſtand, welcher ſich auf Vermögen gründet, iſt ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein." Nach der Faſtenzeit ſollte die Hochzeit ſein. „Wohl denn," ſagte meine Schweſter zu mir, „ſo gehört der Carneval noch mein." Ich mußte ihr verſprechen, heimlich ſie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aſchermittwoch, und viele Hunderte Eckenſteher liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: „Le bal Beaudouin!" Ich war einer der Erſten, welche die Kette bei dem Billetverkaufe machten, und konnte ſchon Abends acht Uhr meiner Schweſter Lucie hinter dem Rücken unſeres Vaters die beiden Billete zeigen. Um elf Uhr küßte der Vater

Lucie die Stirne, gab mir die Hand zur guten Nacht, und ging zu Bette, wir Beide auch, doch nur um wieder aufzuſtehen, und uns in die Maskencoſtume zu werfen, welche wir in Bereitſchaft hatten, und unter dem Schutze des Portiers aus dem Hauſe zum Balle zu eilen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, fanden wir das Haus bereits von unzähligen, abenteuerlichen Maskenfiguren belagert; denn noch waren die Thüren, welche ſich erſt um Mitternacht öffnen ſollten, verſchloſſen. Noch war es im Theater todtenſtille, ſelbſt das Brauſen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichen Flüſtern, ſo daß man die hämmernden Zimmerleute und Tapezirer, welche noch im Saale beſchäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte, vernehmen konnte. Zuweilen ſchlich ſich auch ein Ton vom Stimmen der Inſtrumente heraus; Lucie zitterte, wie voll Angſt, an meiner Seite. Jetzt hörten wir von Nôtre Dame die zwölf Schläge der Mitternachtsſtunde metallen, langaustönend und dräuend, wie die zornige Stimme eines Faſtenpredigers durch die Luft zittern, einen jeden Glockenſchlag begleitete die harrende Volksmenge mit einem hölliſchen, doch nach halbunterdrückten Jubelſchrei mit dem zwölften Schlage ſprangen die Thüren des Theaters auf, und wie ein Strom geſchmolzenen, flüſſigen Erzes bei einer Feuersbrunſt in ein Baſſin, ſo quoll der tolle Schwarm hinein und platzte dort in einzelne Gruppen im tauſendſtimmigen, wüſten Geſchrei auseinander. Es war eine tauſendgliedrige Maſſe, grölzend, brüllend, wiehernd, ſpringend, kugelnd, bockend, in gräßlichem Gelächter durcheinander, eine Republick der Narrheit, zuſammgewürfelt aus Robert Macaire's, Pierrot's und Pierretten, Polichinelle's, Matroſen, Fiſchermädchen, Hidalgo's, Roſenmädchen, Banditen und Schäferinnen! Die ganze goldene Jugend des Jahres ſtak in dieſen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, ſondern auch die Logen, die Corridors, das Foyer gefüllt. Im Hintergrunde des Saales, hinter der Draperie brennendrother Vorhänge

ſaß das Orcheſter ſo verborgen, daß man nur den Hexenmeiſter Beaudouin auf ſeinem erhöhten Tritte mit dem Taktirſtocke in der Hand ſtehen ſah. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir ſonſt in der Oper abonnirt hatten. Dort trafen wir die ſchlanke, ſchwarze Figur eines jungen Mannes, welcher auf der Bruſt einen Todtenkopf von weißem Zeuge aufgenäht trug. Er begrüßte uns und gab ſich zu erkennen. Es war Leſailles, der Geliebte meiner Schweſter. „Nach einer Stunde," ſagte er lächelnd, „führe ich Ihnen meine Tänzerin hierher zurück, lieber Bruder!" und verſchwand mit ihr. In dieſem Augenblick hob Beaudouin den Taktirſtock, ein gellender Pfeifenruf, ein Trommelwirbel, und im krampfhaftem Zittern ſcheint unten im Saal die Geſellſchaft gebannt zu ſein. Es wickelt ſich aus ihr ein Fandango heraus; es ſind die ſpaniſchen Ballettänzer mit ihren Tänzerinnen bei der großen Oper, Caſtagnetten ſchlagend, auf den Zehenſpitzen pirouettirend, ſich einander bald fliehend, ſich verfolgend, bald ſich wieder vereinigend, hingießend Leib zu Leib, jetzt ſich anſtarrend, wie in tödtlicher Luſt, und nun kommt der groteske Cancan, dieſer wahnſinnige, gliederverdrehende, geſichterſchneidende Tanz Aller zugleich, durcheinander, ſcheußlich romantiſch in arabeskenartiger Willkührlichkeit der aus der Schlaffheit zu Verzuckungen aufgeſtachelten, ſündhaften Glieder. Die verrückte Muſik ſcheint Glied von Glied zu emancipiren, Alles dreht ſich, wie beſeſſen, im Wirbel herum. — Jetzt fällt ein Kanonenſchuß. Sturmgeläute, wieder ein Kanonenſchuß, lautloſe Stille überall und nun der Ruf einer Stentorſtimme! „Die Hugenottenquadrille!" Die Galoppade beginnt. Die Muſik wird zu einer teufliſchen Malerei in Tönen; man wähnt die ſtürmenden Glocken und das Geſchrei: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" zu hören — dazwiſchen abgebrochene Sätze aus Palmenmelodien, knatternde Flintenſchlöſſer, Gewehrſalven, Triumphgeſchrei der Mörder, das Angſtgeſchrei der Verfolgten, das Winſeln der Sterbenden und immer wieder

ein ängſtlich klingendes Horn, als rufe es: „Coligny! Coligny!“ Durch allen dieſen Wirrwar der Töne hört man die zielenden Schüſſe des eiſernen Gewehres Karl's IX., welcher aus ſeinem Fenſter unter das Volk ſchießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern ſeiner Mutter, Katharina von Medicis. Aus allen dieſen Elementen beſteht die Quadrille; ſie iſt ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Colonnen durcheinander ſtürzen! Selbſt das Gebäude geräth in die Schwingungen des bacchantiſchen Tanzes, der ſich wie ein Treibrad, um ſich ſelbſt dreht. In dieſem Zauberringe wirbeln ſich die äußerſten Leidenſchaften von ganz Paris, Frankreich's Zukunft in einem verzerrten Vorſpiele, ſeine glänzendſte Jugend in zerriſſenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, ihre Augen haben nur noch einen ſtarren Blick. Die Muſik ſelbſt iſt nur noch ein wüthendes Volksgeheul, ein Orkan im Walde, man hört das Zuſammenbrechen der Bäume; — dort ſtürzt ein Tänzerpaar, die wüthende Colonne fliegt theils darüber hinweg, theils verwirrt ſie ſich und verwickelt ſich in den Fall. War das nicht Robert Leſailles mit dem Todtenkopfe vor der Bruſt, der Geſellſchafter meiner Schweſter, der wahnſinnige Vortänzer, welcher zuerſt ſtürzte? Ich eile in den Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Taktſchlage die Muſik und die Galoppade beendigt; — mitten im Saale liegt ein todter Menſch — Leſailles, Lucie neben ihm knieend, die kleinen, weißen Fäuſte in die Augenhöhlen gedrückt. Ein Polichinell iſt mit ihm beſchäftigt, er bricht ihm die geſchloſſene Hand auf, ein Fläſchchen rollt auf den Boden, es erhebt ſich ein tauſendſtimmiger Ruf: „Er hat ſich vergiftet.“ So war es. Mitten im Tanze hatte er die Phiole, welche er vorher zu ſich geſteckt haben mochte, ausgeleert. Ich bemächtigte mich meiner Schweſter und brachte ſie heim. Sie iſt ſeitdem geiſtesabweſend. In einem kurzen, hellen Momente erzählte ſie, daß ſich plötzlich die Hand ihres Tänzers eiskalt angefühlt, ſie jedoch noch einmal mit ihm durch den Saal getanzt habe, bis er ſtarr niedergeſtürzt ſei.

„Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris verbannt. Was ſollte mich von dort ſonſt vertreiben? Doch hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung und die Welt gehört der Jugend!“

Der Sonntagmorgen war angebrochen. Benedict beredete die Freunde zu einem Spaziergang in das Freie. Die Gefilde lagen bereits von Schnee und Eis befreit, nur hier und dort ſah man noch ſchmale, weiße Streifen, wie Kreideſtriche auf einer ſchwarzen Tafel. Die Sonne war über den Wald emporgetreten, und die Flur ſchimmerte mit ihren überreiften Bäumen und Büſchen, wie das Fenſter eines Juweliergewölbes. Am Himmel hoch oben zog eine Wolkenlämmerheerde vor dem bleichen Geſichte der Sonne einher; die Thäler waren frei vom Nebel, welcher ſich in langen Streifen an den Bergwänden der Hoflößnitz hingelagert hatte. Die Luft war friſch und erquickend, wie Brunnenwaſſer.

Als die munteren Geſellen die Höhe hinaufſtiegen, und die Ausſicht nach der ſächſiſchen Schweiz ihre Zauber ausbreitete, rief Johannes: „O, wann wird der Morgen der Freiheit in der Welt einſt anbrechen?!“

„So ſeid Ihr,“ verſetzte Benedict, deſſen Augen und Geſicht von Lebensluſt glühten, „ſelbſt die Natur iſt Euch nicht gut genug, um ſie als Gleichniß für eine Idee zu verpuffen. Meinſt du nicht, daß jedes Ding ein Recht hat, für ſich ſelbſt Etwas zu ſein? Muß man denn immer durch die Brille die Welt angucken?“

„Ich kenne dieſe Redensarten,“ entgegnete bitter Johannes, „und alle Variationen auf Goethe's Worte: „Pfui, ein politiſch Lied!“

„Als ob ich,“ entgegnete Benedict, „verkennen wollte, „daß jede erhabene Idee ein Moment der Begeiſterung für den Dichter ſein könnte, nur muß ſie Fleiſch und Blut geworden ſein, um aus ſeinem Gemüthe, wie eine Blume, emporzuwachſen. Meinetwegen beſinge die Freiheit, wie ſie in einer Menſchenthat zur Erſcheinung gekommen iſt,

ſinge von der Liebe, wie ſie in einer geliebten Seele ihre Arme um dich breitet, oder vom Frühling, wie er dich aus dem Kelche der Blume anblickt, in den Baumwipfeln flüſtert oder aus der Bruſt der Nachtigall in einer Mondnacht flötet, ſinge alle Töne heraus, nur laß' die fanatiſche Kopfſtimme aus dem Spiele! Doch laß' uns vor allem Freunde bleiben!"

So waren ſie oben auf der Anhöhe angekommen, wo ſie die Linie der neuen Eiſenbahn, wie ſie ſich zur Reſidenz im Thale hinaufzog, mit ihren Blicken verfolgen konnten.

Benedict hatte ein Fernglas bei ſich, er hob es zurecht und ſchaute lange hindurch. Bei dem günſtigen Wetter dieſer Tage hatte die Arbeit wieder begonnen. Man ſah Hunderte von Arbeitern an verſchiedenen Stellen beſchäftigt. Hier erblickte man einen Brückenbogen über einen Seitenweg wölben, die Maurer und ihre Handlanger, die auf- und abgehenden Aufſeher, dort weiter zurück die lange Reihen von Schiebkarren, welche die Erde von einer Stelle zur andern ſchafften, da ſtampfende, dort grabende und ſchaufelnde Arbeiter. Man ſieht wohl im Sommer Ameiſen über den Weg in tauſenderlei Beſchäftigungen auf einer Linie durcheinander wimmeln, ein gleiches Bild von lebendiger Beſchäftigung gab hier die Ausſicht auf die Arbeit an der Eiſenbahn.

Benedict ließ endlich das Fernrohr vom Auge ſinken und ſagte: „Hier ſiehſt du einen Gedanken, welcher Raum und Zeit überwindet und Städte, Länder und Völker aneinanderkettet und ſich als gewaltiger, feuerſchnaubender Drache der vorwärtseilenden Zeit vorſpannt, und dennoch iſt er kein politiſches Gedicht in deinem Sinne. Du kannſt mit deinen rhetoriſchen Verſen viel nützen, aber dieſen eiſernen Gedanken überbieten ſie nicht, denn er iſt eine That geworden."

„Mir iſt," entgegnete Johannes, „als lernte ich dich noch verſtehen, obſchon dein ganzes Weſen mir wildfremd iſt." —

„Haſt du denn nie," entgegnete Benedict, „etwas Eigenes erlebt?"

„So will ich dir," erwiederte Johannes, „die heimlichſten Schränke meines Innern aufſchließen!

Die unbekannte Schöne.

„In dem heißen Sommer vorigen Jahres," begann Johannes zu erzählen, „welcher uns, wie mit einem Zauberſchlage, aus dem kühlen Norden unter den Wendekreis verſetzt hatte, gewöhnte ich mich, am frühſten Morgen in das Freie zu wandern, um nach der ſchwülen Nacht in der Morgenkühle die matten Glieder zu erfriſchen. Doch war die Hitze faſt zugleich mit dem Aufgange der Sonne da, ſo daß ich es für räthlich hielt, meine Spaziergänge einzuziehen auf die Fußwege, welche auf der Südſeite der Stadt zwiſchen Gärten und Feldern hinlaufen. Dort, wo die Gärten, wie ein gebogenes Knie, von dem Fußwege abbiegen und einer Wieſe Raum laſſen, hatte ich einen derſelben entdeckt, welcher ſo ſüß verſtohlen im Schatten liegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zuweilen auf den alten, gekrümmten Akazienbaum, welcher außen an der Mauer ſteht und mit ſeinen tiefen Aeſten von ſelbſt den Fuß zum Steigen einladet, hinaufzuklettern und in den Garten hineinzublicken. In der Tiefe deſſelben liegt ein kleines, altes Haus, deſſen Fenſter von grünen Jalouſieen faſt immer verſchloſſen ſind. Ich hatte noch Niemand im Gärtchen geſehen, doch war es ſo ſorglich beſtellt, daß ich an Feerei hätte glauben mögen. Während in der Sonnenhitze rings auf den Fluren alle Gräſer verdorrten, ſchien es, als wenn nur dieſe kleine Stelle wunderbar vor dem Einfluſſe ſchädlicher Witterung behütet wäre. Es blühten darin die ſchönſten Levkoien- und Reſedabeete, Nelken und Lilien durcheinander, und verbreiteten weithin die ſüßen Düfte, welche mich zuerſt herbeigelockt hatten. In der Mitte des Gartens befand ſich ein Springbrunnen, welcher mir das Räthſel der

Frische umher erklärlich machte. Als der Monat August mit täglich steigender Sonnenhitze gekommen war, und ich mich in einer Nacht, wie in einem feurigen Ofen, schlaflos auf meiner Matratze wälzte, faßte ich den raschen Entschluß aufzustehen und einen Spaziergang in das Freie zu machen. Fast ohne Absicht kam ich wieder in die Gegend dieser Gärten. Es war so klarer Mondenschein, daß man einen Brief dabei hätte lesen können, doch war die ganze Natur noch eingewiegt in die Nachtruhe, nur die Heimchen zirpten und schrillten im eintönigen Chore ihr einschläferndes Wiegenlied.

Schon von Weitem wehte mir der Resedaduft des heimlichen Gärtchens entgegen und schien mich, wie mit Zaubergewalt, hinüberzuziehen. Als ich an die Akazie gelangte, kam es meinem Ohre vor, als wenn das Plätschern der Fontaine sich unregelmäßig vermehrt hätte. Ich setzte meinen Fuß in den Bug des Baumes und blickte über die Mauer. Ein Blick, und ich war in die schöne Zeit des griechischen Heidenthums versetzt. Denke dir, die keusche Luna wäre in dieses verborgene Bassin zum Bade hineingestiegen, die Marmorglieder nur vom Schleier langfluthender Haare und Mondscheindämmer verhüllt, um ein Bild von jenem Bilde zu haben, das ich dort erblickte.

Als hätte ich eine schwere Sünde begangen, sprang ich vom Baume herunter und irrte traumtrunken in den Feldern umher.

Du wirst es erklärlich finden, daß ich seitdem häufig zur blühenden Akazie wallfahrtete. Nach vielen vergeblichen Gängen glückte es mir, die Zauberin, welche dort so heimlich wohnt, wiederzusehen. Sie stand unter der Thür des Hauses und fütterte die Tauben, welche zu ihren Füßen herumliefen, ja sich ihr auf Schulter und Arm setzten, um aus dem Erbsenkörbchen, daß sie trug, selbst zu picken, wenn die Hand mit dem Wurfe zu lange zögerte.

Ich hatte bald erspäht, daß dieses Gartenhaus auf der Vorderseite in die Gasse hineinstand, so daß ich

Gelegenheit hatte, mich nach den Bewohnern desſelben zu erkundigen. Haus und Garten gehören einer alten Frau, welche den Leuten die Karte ſchlägt, aus den Linien der Hand und aus dem Kaffeeſatz wahrſagt. Sie hat zwei Kinder bei ſich, — jenes Mädchen, welches ich im Garten geſehen hatte, und einen Knaben, welcher das Portraitmalen bei dem alten Schuber lernt. Die Alte hütet das Mädchen, wie ein Drache den Schatz; es iſt unmöglich bei ihm Zutritt zu gewinnen. Ich ſuchte und fand jedoch vor Kurzem die Bekanntſchaft mit Cecil, ihrem Bruder; — doch habe ich es noch nicht von ihm erlangen können, ihn bei ſeiner Pflegemutter beſuchen zu dürfen. Ich verſuchte durch Cecil mit ſeiner Schweſter in Briefwechſel zu kommen, er ließ ſich auch erſt zu meinem Liebesboten bereitwillig finden, nahm jedoch kurz darauf ſein Verſprechen wieder zurück und beſchränkte mich auf die mündliche Beſtellung meiner Grüße an ſie. „Sie habe mich geſehen, ſie werde mich kennen lernen!“ iſt bis jetzt Alles, was ſie mir durch Cecil hat wiſſen laſſen.“

„Sieh', ſo blüht in deinem Leben,“ erwiederte Benedict, „ein ſo ſchöner Baum voll Poeſie, daß du nur die Hand auszuſtrecken brauchſt, um die ſchönſten Blüthenkränze dir zu pflücken.“

Unter dieſem Geſpräche kamen ſie durch die Neuſtadt zurück und über die Brücke. Bei dem Georgenthore trennten ſie ſich mit dem Verſprechen, ſich ganz gewiß wieder nächſten Sonnabend im Caſino zuſammenzufinden.

Invocavit.

Der moderne Benedictinerconvent war am Sonnabende wieder vollzählig versammelt. Die Unterhaltung begann sich von selbst um den Maskenball in der Fastnacht zu drehen. Es gab viele kleine Abenteuer zu berichten, Masken zu schildern, Scherze zu erzählen, bis sich endlich ein Streit über die Bedeutung der Carnevalsfreuden für unsere Zeit erhob. Der philosophische Bernhard wollte den Carneval als Reaction der durch das Christenthum unterdrückten sinnlichen Gemüthswelt angesehen wissen; dagegen machte Johannis geltend, daß die Griechen mitten in ihrem Heidenthume die Dionysien gefeiert hätten, und daß man mit gleichem Rechte den Wein für einen Rebellen gegen das Christenthum erklären könne; denn durch ihn werde eine innere, unwillkürliche Trunkenheit, durch den Vorsatz, im Carneval toll zu sein, ein willkürlich äußerlicher Rausch bewirkt. Dieses Gleichniß brachte den alten Maler Schuber auf den Vorschlag, die Bekehrungsgeschichte eines Trinkers zu erzählen.

Vinetus.

„Die geräumige Feststube im Schösserhause zu Chorburg," begann der Maler, „war festlich mit grünen Kränzen und Guirlanden geziert, reichfaltige Vorhänge schmückten die Fenster, an welchen Orangenbäumchen mit glänzendem Laube und süßduftenden Blüthen standen. Der Fußboden war so glatt gebohnt, daß er im Scheine

des Kronleuchters, wie ein gelber Spiegel, sich ausnahm. Der ausgeheizte Ofen verbreitete eine so erquickende Wärme, daß man sich so unter Duft und Blumen in die schönste Sommernacht zurückträumen konnte.

Um die lange Festtafel herum saßen die mit besonderer Sorgfalt geputzten Gäste, obenan der Schösser Venetus, der Freudengeber, und ihm zunächst seine näheren Freunde, der Oekonomieinspector Hahn vom herrschaftlichen Gute, dann der Diaconus Sittewald, und diesem zunächst Doctor Lindenschmied, der Arzt des Städtchens Chorburg. Ein so hohes Fest war noch kaum in Chorburg gegeben worden; denn heute feierte Venetus, der sich gern im Glanze zeigte, das Jubiläum seines fünfzigjährigen Lebensalter und seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung, und zugleich das Fest einer fünfundzwanzigjährigen Entsagung und Enthaltung vom Genusse des Weines; denn so lange hatte er Wasser und wieder Wasser getrunken. Welche schwere Kämpfe hatte er mit dem Wasserglase in der Hand in dieser Reihe von Jahren den Ueberredungen zum Weintrinken gegenüber mühsam und siegreich gestritten, welche schwere Stunden mit seinen eigenen Gelüsten durchgerungen! Aber er war standhaft geblieben. Ein solcher langer und schwerer Kampf, dieser fortwährende Sieg verdiente eine Palme, zum Mindesten einen Antheil am heutigen Jubelfeste.

Saß nun auch Venetus groß und klar, wie der Wasserkönig, mit einem mächtigen Krystallglase voll so reiner Flüssigkeit heute bei der Tafel, so fehlten doch für seine Gäste nicht die köstlichsten Weine, welche unter Pech und Kork mit verblichenen nnd vermoosten Etiketten erschienen, um von ihren Kometenvätern zu erzählen. Wie der wunderliche Refrain eines dänischen Volksliedes, schlugen durch alle seine Gespräche die ermunternden Worte: „Doctor Lindenschmied, trink' doch! Diaconus, trink' doch! Inspector, Wein macht munter, o, so lange doch zu!“ Blühten aber auch alle seine Gäste

roſenroth auf in der ſüßen Gluth des Weins, ſo blieb dennoch das Geſicht Vinetus' weiß, wie eine Waſſerblume, und ſeine Augen, wie klare, blaue Vergißmeinnichte an einer Waſſerquelle.

Nur zuweilen flog ein ſarkaſtiſches Lächeln über ſein Geſicht, wenn er die Verwirrung bemerkte, welche der Dämon des Weins in den Gedankenreihen ſeiner Nachbarn anrichtete; denn auch die Tugend hat ihren Stolz; wer möchte nun gar einer ſolchen, ein Vierteljahrhundert lang geprüften Tugend bei ihrem Jubiläum nicht gern einen kleinen Triumph gönnen? Als aber Lindenſchmied von dem großen Marſchall Ney, bei deſſen Regimente er früher als Wundarzt geweſen war, und der Buttermilch, mit welcher er ihn einſt von einer ſchweren Krankheit curirt haben wollte, und dem ſchrecklichen Tode des großen Mannes zu erzählen anfing, — eine Geſchichte, welche er bei jedem Trinkgelage und immer wieder anders erzählte, Sittewald aber unter bitteren Thränen gegen das Laſter der Trunkenheit lospredigte, gerieth Vinetus in ſeine roſenfarbige Laune und lachte vom Himmel ſeiner Entſagung mit göttlicher Genugthuung ſeiner ſelbſt gar erhaben herunter auf ſeine Tiſch- und Zeitgenoſſen, welche, befangen von Wein und Widerſprüchen, ſo tief unter ihn ſtanden. Das iſt der Lohn der Tugend! Nur der Inſpector Hahn, welcher eine ſo derbe Natur hatte, daß ſie aller Macht des Weines Trotz bot, blieb auch jetzt in ſeinem geiſtigen Gleichgewichte. Um ſo mehr ärgerte ihn der heimliche Triumph des Schöſſers.

Wie einen Stiletſtoß, that er daher an ihn die Frage: „Aber warum trinkſt du keinen Wein?“ Vinetus ſank bei dieſer plötzlichen Anrede ſeufzend in ſeinen Großvaterſtuhl zurück. Der grauſame Inſpector aber fragte wieder: „Heute an deinem Jubelfeſte Waſſer und wieder Waſſer?“

„Quält mich nicht!“ entgegnete Vinetus kleinlaut, „Ihr wißt —“

„Nichts wiſſen wir!“ erwiederte Hahn, der Inſpector.

„Was unterscheidet den Menschen vom Thiere?“ fragte Lindenschmied, und antwortete sich selbst: „Daß er Wein trinkt! Wasser ist Nichts, als dicke Luft, Luft ist das Element der Vögel, Wasser das Lebensprincip der Fische; sag' mir nur, was soll aus dir nach diesem Leben werden: ein Fisch oder Vogel?“

„Alles — Alles,“ entgegnete Vinetus, „nur kein Weindämon! Denkt Ihr denn, ich liebe nicht die wunderlichen Geister, die neckischen Gesellen in Fässern und Flaschen, denkt Ihr nicht, daß auch meine Seele in Inbrunst zu ihren lustigen Gelagen gezogen wird? Sie wissen es zu gut, wie sie uns um unser bischen göttliches Wesen bringen können! O, was giebt sich dieses neidische Gesindel für Mühe, uns um dieses himmlische Erbe zu bringen und uns hinunterzuziehen zu ihnen! Aber es ist doch ein Elend, so ein Leben, wo man Nichts ist, als eine Leidenschaft, nur ein verfluchtes, einseitiges Gefühl, thierisch und ungezähmt. Ihr, lieben Freunde, könnt Euch schon eher mit den Geistern des Weins abgeben; Euch, die Ihr noch zunächst mit der thierischen Natur zusammenhängt, können sie eben nicht viel anhaben. So stammst du, Lindenschmied, von Kleeblumen her, welche in den Leib der Rinder übergingen, bis eine Kuh fertig war, von dieser Kuh fuhrest du mittels der Milch in menschliches Fleisch und Blut, deshalb hast du noch heute eine Sympathie zur Buttermilch!“

„Stoß' mich nicht!“ rief der Inspector zum beleidigten Lindenschmied. Ein lautes Gelächter entstand. Als aber Vinetus bewies, daß Sittewald eigentlich eine große Kartoffel, und der Inspector Meerrettig gewesen wäre, und sich so eigentlich in die menschliche Gesellschaft hereingenieſt habe, schlug ein so ausgelassenes Gelächter durch die Stube, daß davon der Flügel, welcher in der Ecke stand, unwillig zu brummen begann.

„Aber welchem Seethiere,“ fragte der Inspector, „verdankst denn du, Vinetus, deine Herkunft, du, der du Wasser schluckst, wie eine Wasserhose über dem Meere?

„Ich habe es mir vorgenommen," entgegnete Vinetus, „bei dem so merkwürdigen Abschnitte meines Lebens, den wir heute feiern, gleichsam wie auf einer erstiegenen Anhöhe, ein wenig zu verweilen und in die Thäler und Schluchten meines Lebens hinabzublicken.

Wie ich noch mit der Studentenmütze auf dem Kopfe und der Mappe unter dem Arme einherwanderte, und meine Augen noch an allen Fenstern nach schönen Mädchengesichtern herumliefen, lernte ich die liebliche Tochter eines Weinschenken kennen. Ich erkaufte mir da in einigen Römern Weins tagtäglich die Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen. Das Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, war so jungfräulich schön und in all' ihrem Wesen so besonders, daß meine ganze Seele in Liebe zu ihr entbrannte. Gar bald bemerkte ich, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war."

„Erzähle mit Umständlichkeit deine Krankengeschichte!" rief der Doctor; — „aus welchen Symptomen schlossest du auf Gegenliebe?"

„Wenn ich noch einen halben Römer Wein verlangte," fuhr Vinetus fort, „so füllte sie mir das Glas stets bis zum Rande."

„Sehr gut geschlossen!" erwiederte der Doctor, „denn nur die Liebe macht die Frauen freigebig." „Dennoch," entgegnete Vinetus, „konnte ich mich keiner weitern Gunst erfreuen, als eines freundlichen Grußes; ich liebte sie eben, wie nur ein junger Mensch zum ersten Male und mit ganzer Seele ein weibliches Wesen lieben kann. Wie viele Aufmerksamkeiten und kleine Ränke mußte ich aufbieten, bis es mir gelang, ihre kleine, weiße Hand in der meinigen auf wenige Minuten zu fesseln. Noch heute erinnere ich mich, wie sie an dem Goldfinger einen Ring mit einem großen, kostbaren Rubine trug, der keiner Fürstin Schande gemacht hätte. Sie sagte zuweilen zu mir: „Vinetus, dieser Ring ist meine ganze Ausstattung!" Dieser war mir überaus kostbar, da er mir immer Gelegenheit gab, ihn zu bewundern und dabei ihr Flaumen-

händchen zu erobern. Nachmittags von zwei bis vier Uhr, wo dort noch keine Gäste waren, kam ich regelmäßig in die Schenke zu der holdseligen Aloysia. So hieß sie nämlich. Schon war ich mit meinen Trancheen so weit vorgerückt, daß ich mich zu ihr auf ihren Fußschemel hinsetzen und stundenlang in den feuersprühenden Rubin ihres Ringes blicken durfte. Ach, mein Herz glühte, wie er, nur daß es dort noch lebendiger war, aber erst später, wie dieser Rubin, ein versteinertes Feuer wurde."

„Aber wie stand es da mit der Abwartung deiner Collegien?" fragte Sittewald.

„Schlimm genug!" versetzte Vinetus. „In einer einsamen Stunde nahm ich einst die Gelegenheit wahr, ihr mein ganzes Herz zu entdecken und sie mit furchtsam bebender Stimme zu fragen: ob sie mich liebe?"

Aloysia erwiederte: „Darf ich denn einen Menschen lieben, der tagtäglich im Weinhause sitzt und sein Geld, seinen Verstand und seine Zukunft vertrinkt?"

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet. Beleidigt entgegnete ich: „Wenn das Alles wahr ist, was Sie sagen, so ist es nur für Sie und durch Sie geschehen!"

„Ach so!" entgegnete sie erzürnter; „glauben Sie denn, daß ich nur deshalb Sie bei mir leide, weil Sie meinem Vater den Wein abtrinken?"

„Aloysia! Aloysia!" rief ich, „bringe mich nicht außer mir!"

„Gehen Sie! in Gottesnamen gehen Sie!" erwiederte sie noch gereizter.

„Glauben Sie, mich beleidigen zu können, weil ich hier in einer Schenkstube bin? Was denken Sie von mir?"

„Herr Vinetus, ich kann es Ihnen nicht verwehren, hierher zu kommen und Wein zu trinken, so viel Sie wollen; aber ich werde gehen, sobald Sie wiederkommen!"

„Mein Fräulein!" antwortete ich tief gekränkt, „in diese Verlegenheit werde ich Sie nie setzen!" Mit diesen

Worten nahm ich meine Mütze und ging hinweg, um nie wiederzukommen.

„Das war brav und moraliſch gehandelt!“ entgegnete Sittewald; „über das Thema der Selbſtachtung werde ich Sonntag über acht Tage predigen!“

„Um mich zu betäuben,“ fuhr Vinetus fort, „ſtürzte ich mich, wie ein Raſender, in das Studium der Jurisprudenz. Die ſcharfe Logik der römiſchen Geſetzgebung machte meinen Kopf immer heller und mein Herz immer kälter. Nur zuweilen zuckte es, wie ein tiefer, verhaltener Schmerz, unwillkürlich in mir empor.

Die Straße, wo Aloyſia wohnte, hatte ich von jener Stunde an vermieden. Nach einiger Zeit machte ich mein juridiſches Examen und erhielt die rühmlichſte Cenſur.

Da ich einiges Vermögen hatte, ſo glaubte ich nunmehr, mir zu meiner Niederlaſſung als Advocat den Ort auswählen zu können, der mir am Beſten zuſagte.

In dieſer Abſicht ſtrich ich in den Gegenden umher, bis ich an einem Abende drüben über die Hügel herabkam und vor mir das freundliche Chorburg mit dem alten Wartthurme liegen ſah. Einen unausſprechlich freundlichen und friedlichen Eindruck machte die ganze Gegend auf mich. Eine innere Stimme ſagte mir: „Hier wirſt du glücklich ſein, Vinetus! Hier, abgeſchieden von der großen Welt, in dieſem freundlichen Thale wirſt du Ruhe finden!“

Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich ſtieß meinen Stab in die Erde und blieb hier. Gar bald machte ich Bekanntſchaft mit dem Schöſſer Thus, meinem nachmaligen Schwiegervater. Seine einzige Tochter, die nun jetzt meine liebe Frau iſt, war damals in der ſchönſten Blüthe ihrer Jugend. Obgleich ſie eine beſondere Aehnlichkeit mit Aloyſia hatte, ſo darf ich doch eingeſtehen, daß ſie auf mein Herz, welches nun ganz mit Pandektentiteln und alten und neuen Jahrszahlen, mit dem Edictum perpetuum und dem ganzen prätorianiſchen Rechte, wie eine Vogelſcheuche, ausgeſtopft war, nicht den geringſten Eindruck machte. In meiner jungen Advocatenpraxis lebte ich ſo

hin, wie ein Zugthier, das in eine Gabeldeichsel gespannt ist, ohne rechts noch links zu sehen.

Da erhielt ich einst gegen Abend durch den Postboten ein Packet aus der Universitätsstadt schwarz gesiegelt. Ich riß es bestürzt auf und das Medaillon, das ich bis jetzt auf der Brust trage, fiel daraus hervor."

Hier löste Vinetus eine Schnur, welche er verborgen unter seiner weißseidenen Weste trug, und brachte ein Medaillon zum Vorscheine, welches unter Glas ein Portrait, auf Elfenbein gemalt, zeigte. Der Diakonus wischte die Augen aus, zog die Gläser seiner Brille durch das Taschentuch und hielt, nachdem er den Blick geschärft hatte, das Bild an das Wachslicht. Alle traten zusammen und betrachteten es. Es stellte das Gesicht eines jungen Mädchens vor. Das Köpfchen war überaus einfach. Die braunen, reichen Haare waren alle zu einer Krone zusammengeflochten, welche mehr nach dem Hinterhaupte zu abwärts gedrängt war und weder dem schlanken Nacken, noch der schön gewölbten Stirne ein Löckchen gönnte. Das Gesicht selbst war edel und fast stolz gehalten. Die Augen waren sanft und dunkel, nur der Mund spröde, wie eine noch nicht aufgeblühte Rosenknospe.

Vinetus' Freunde waren alle von dieser einfachen Schönheit hingerissen, so daß der Doctor ausrief: „Den letzten Groschen hätte ich in der Schenke bei diesem Mädchen verzehrt; ich hätte meine Stiefeln auf das Leihhaus getragen und versetzt!"

„Ich habe noch nie die Gutsherrschaft übervortheilt," rief der Inspector, „aber das Mädchen hätte mich zu einem Spitzbuben machen können!"

Nur der Diakonus seufzte und sagte: „Ja, die Verführung dieser Welt ist groß! Die Beeren an der Schlinge sind oft so verführerisch, daß auch der Beste dahinein gerathen kann! Wohl dir, Vinetus, daß du der Tugend treu geblieben bist! Selbstüberwindung ist hart, aber sie belohnt sich hundertfach bis in das tausendste Glied."

Vinetus entgegnete: „Trink', trink', Diakonus! Ich sage dir, trink! und höre zu!" Mit diesen Worten hing Vinetus das Medaillon wieder um und verbarg es auf seiner Brust, indem er fortfuhr: „Ihr habt in diesem Portrait nur einen Schatten von der Schönheit der spröden Aloysia gesehen. Ihr könnt denken, wie ich bei dem Anblick dieses Bildes betroffen war. Die alte Leidenschaft stieg wieder in meiner Seele riesengroß empor; ich sage Euch, mein Herz schlug empor, wie eine Feuerflamme.

Ich nahm endlich den Brief zur Hand und las, was mein Lebelang, wie ein Messerstich, in meiner Brust wühlen soll. Der Vater der armen Aloysia schrieb an mich:

„Vorgestern habe ich meine Tochter Aloysia begraben lassen. Seitdem Sie uns nicht mehr besuchten, war es: als wenn jede Freude von ihr gewichen gewesen wäre. Niemand ahnete die Ursache ihres Kummers, und jetzt wissen wir sie eigentlich noch nicht. Von Woche zu Woche jedoch siechte mein Kind mehr und mehr, bis es endlich auf das Krankenlager sank, um nicht mehr aufzustehen. Kurz vor ihrem Tode bat sie mich, Ihnen, Herr Rechtsconsulent, dieses Medaillon zu übersenden, welches ihr Portrait enthält, das ich einst auf Bitten eines armen Malers fertigen ließ. Um Ihnen zu zeigen, daß ich in keinerlei Weise Vorwürfe weder machen kann noch möchte, füge ich den Preiscourant der von mir frisch bezogenen Weine bei, mit der Bitte, darauf zu reflectiren, indem ich stets auf vorgängige Bestellung mit der promptesten Lieferung und wie Sie finden werden, mit den billigsten Preisen zu Diensten stehe."

Vinetus schwieg jetzt, in den Schmerz der Rückerinnerung versunken; Lindenschmied aber füllte leise die Becher. Nach einer Weile warf Vinetus die Frage auf: „Hat der Mensch Schmerz und Lust in seiner Gewalt?"

Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich brachte nach Empfang dieses Briefes eine entsetzliche Nacht des Jammers und Leides zu. In der Raserei des Schmerzes

hatte ich mich auf die Dielen der Stube geworfen und wüthete gegen mich ſelbſt bis zum Anbruche des Morgens. Da ſtand ich auf. Meine Seele war bis zur Bewußtloſigkeit verfinſtert. Ich eilte hinaus in die freie Natur und irrte im Walde herum, ohne daß ich die Laſt meines Herzens hätte loswerden können. Ich kehrte wieder in mein Zimmer zurück und warf mich in den Armſtuhl, welcher an meinem Schreibtiſche ſtand. Da fiel mir der unglückliche Preiscourant, welchen mir Aloyſia's Vater mit überſchickt hatte in die Augen, und zugleich brach ich unwillkürlich in ein ſo unaufhaltſames Lachen aus, daß ich es nicht hätte bezwingen können, und wenn es mein Leben gekoſtet hätte. Ich ſchrieb an den ſpeculativen Weinhändler und erhielt nach dem Verlauf einer Woche auf meine Beſtellung eine Lieferung vom edelſten Rheinweine. So oft nun der Schmerz um Aloyſia auftauchen wollte, griff ich zum Glaſe und fand immer ſchon auf dem Boden der zweiten Flaſche eine unendliche Fröhlichkeit.

Als ich einſt ſo bis ſpät in die Nacht hinein geſchwärmt und vor mir einen friſch angefüllten Becher ſtehen hatte, in welchen ich träumend hineinblickte, war es mir auf einmal, als ſähe ich in eine wunderherrliche Landſchaft hinein. Hohe Gebirgswände mit Reben bepflanzt, einen vorüberziehenden, majeſtätiſchen Strom und darauf vorüberſegelnde Schiffe mit lang hinausflatternden Wimpeln erblickte ich da vor mir. Auf den Schiffen ſelbſt ſprangen und ſangen viele ſeltſame Männchen in abenteuerlichen Trachten mit Federhüten, Schärpen und langen Stoßdegen. Einige von ihnen hingen im Takelwerke und ſpielten auf der Laute, andere bliesen auf ſilbernen Hörnern. So flog Schiff an Schiff vorüber. Endlich kam ein viel größeres Schiff, deſſen Bord von Diamanten und Rubinen ſtrahlte, mit vollen Segeln, welche von rother Seide waren, herangeflogen. Auf dem Verdecke aber ſtand Aloyſia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ein geſchliffenes Kelchglas mit Wein in beiden Händen emporhaltend. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Unter dem Zujauchzen der wunderlichen

Männchen auf den anderen Schiffen, welche jetzt in einem großen Halbkreise umher hielten, stürzte ich mich in die Fluth. Da verging mein Bewußtsein.

Ihr könnt leicht glauben, daß ich nun erst recht mich der Zauberei des Weins hingab, zumal wenn es Nacht wurde. Bald verwandelte sich mein Zimmer in eine blühende Rosenlaube mit schmetternden Nachtigallen, aus deren geheimnißvollem Dunkel mir Aloysia entgegentrat, oder in eine sonnige Blume vom Cactus grandiflorus, worinnen ich und sie wiederum zusammensaßen, ihre Hand mit dem Rubine in der meinigen ruhend.

Ich erfuhr erst später, daß mein Zustand zu jener Zeit in der Gegend nicht wenig Aufsehen machte. Es schien unerhört zu sein, daß ein so junger, talentvoller Mann, für welchen man mich ansehen wollte, sich dem Laster des Trunkes so ganz ergeben hatte, daß man ihn fast für wahnsinnig halten konnte. Mein nachmaliger Schwiegervater glaubte es endlich sich schuldig zu sein, mit mir von der Sache zu reden. Eines Tages besuchte er mich in meiner Behausung und wußte so gewandt mich auszufragen, bis er von mir Alles erfahren, ja sogar das Bild Aloysia's gesehen hatte. Er sagte aber dazu kein Wort, sondern empfahl sich."

In diesem Augenblicke trat Brigitte, die Frau Schöfferin, herein und präsentirte schwarzen Kaffee.

„Ich wähnte," rief ihr Vinetus zu, „dich schon längst im Bette."

„Habe ich doch fast wieder ausgeschlafen!" antwortete sie; „ich hatte aber keine Ruhe mehr, deshalb zog ich mich wieder an, besorgte Euch Kaffee und bleibe noch ein wenig bei Euch, wenn die Herrschaften es erlauben."

„So hatte ich," erzählte Vinetus weiter, „einstmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugesprochen, und schon fing mein Zimmer an, sich in ein großes, hellgeschliffenes Weinglas zu verwandeln, um dessen Rand herum mark- und herzerschütternde Melo-

dicen liefen, als führ' ein Riesenfinger oben am Glase scharf im Kreise herum. Da sank auf einmal die Gestalt Aloysia's vor mir nieder und sprach mit unendlich betrübtem Gesichte: „Schade, Schade um dich, daß du deinen gesunden Verstand in Wein ersäufst!" — Erschrocken von dieser Anrede rief ich aus: „Es geschieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich so schlecht geworden!" — „Und deinetwegen," erwiederte Aloysia's Geist, „kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingst, dir zu erscheinen. Vinetus, es wird der Tag kommen, wo wir Beide vor Gottes Richterstuhl stehen!" — Ich war zerknirscht, ich umschlang ihre Füße und rief: „Fordere Alles von mir, ich gelobe, ich halte mein Angelöbniß!" — „So schwöre mir," entgegnete die Erscheinung, „nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken!" — „Ich schwöre es dir, so wahr mir Gott helfe!" — „Amen!" — sagte eine dumpfe Stimme. Alles war verschwunden. Ich selbst lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erst um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett und schlief bis spät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Mensch stand ich auf, und trank seitdem nie mehr einen Tropfen Wein! — Daß ich ein vernünftiger Mensch geworden bin, verdanke ich ihr, der holdseligen Aloysia. Laßt sie hoch leben!" —

„Aloysia hoch!" riefen die Gäste, nur Brigitte stieß in alter Eifersucht nicht mit an, sondern rief:

„Gott im Himmel, muß ich denn immer von diesem Weinschenkenmädchen hören? Ich habe es zwar meinem Vater auf seinem Sterbebette versprochen, dir davon Nichts zu sagen, aber damit du nur weißt," fuhr sie eifrig fort, — „ich machte an jenem Abende deine Aloysia; — ich war es, die dich ermahnte, besser zu werden und keinen Wein mehr zu trinken."

„Du?" fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weit aufgerissenen Augen, in welchen ein entsetzlicher Dämon aufzuwachen schien, „du? du?"

„Ja!" entgegnete Brigitte. „Mein Vater hieß mich

an einem Abende meinen großen, weißen Schleier über mich werfen und nun mußte ich mit ihm in deine damalige Wohnung gehen und dir die Rede halten, die mich der Vater auswendig hatte lernen lassen! Ich konnte kaum das Lachen halten, wie du so barmherzig dem Weine dich abschwurst, und als mein Vater hinter der Thür so grausig: „Amen!“ sagte, mußte ich fortlaufen, um nicht herauszuplatzen. Sieh', und das ist die ganze Geschichte mit deiner Aloysia, und nun redest du auch nicht mehr davon, nicht wahr, Väterchen?“

Vinetus war aber aufgesprungen und schrie mit gellender Stimme: „So wäre Alles nur ein verfluchter Spaß, und fünfundzwanzigjähriger, wässeriger Spaß?“

„Seit nur gut!“ beschwichtigte Brigitte. Vinetus aber fuhr fort:

„Und eines solchen Spaßes halber keinen Wein und nur Wasser und wieder Wasser? — Nach Thibaut's System des Pandekten-Rechts §. 147 ist ein solcher Irrthum essentiell und macht den Vertrag null und nichtig, und kraft aller Rechtsautoritäten zerreiße ich ihn hiermit! Weg mit deinem schwermüthigen Kaffee! Und du — elender Wasserkrug!“ — Hier nahm er das Wasserglas und schmetterte es an die Wand. „So bin ich frei, und nun — Opitz, dreifach verruchter Opitz!“

„Eure Gnaden befehlen?“ rief Opitz, der Diener, hinter dem Ofen hervor, wo er schon, nach seinem eigenen Ausdrucke, der fünften Henne den Kragen umgedreht hatte.

„Opitz!“ rief Vinetus mit verstärkter Stimme, „frische Gläser her und dazu den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811!“

„Frau Schösserin,“ flüsterte der Diakonus, „Frau Schösserin, was haben Sie gethan?“

Brigitte aber lachte und sagte: „Ja, Väterchen! trink' nur ein Glas Wein. Ich hätte es mir nun und nimmermehr vergeben, wenn du auch heute zu deinem

und meinem Ehrentage nicht ein Glas Wein getrunken hättest!"

Schon standen die frischen Gläser und sechs Flaschen Cabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tische. Vinetus bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit einer unaussprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erste Flasche. Mit heiliger, inbrünstiger Andacht füllte er das weite Becherglas und rief dazwischen: „Höre ich wieder das Rauschen und Säuseln des herrlichen Weins, das an mein Ohr heransingt, wie das Wehen des Frühlings, wie das heimliche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie das Flüstern des wachsenden Grases? Sehe ich Euch wieder, Ihr feinen, emporhüpfenden, sprühenden Funken, Euch lieblichen Geister der Freude? Willkommen! Willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfassest die herrliche, goldgelbe Cactusblume des Weines? — Ich grüße, ich fasse dich!" Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Nase und rief: „Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Rose, uralter Freudenbringer, Herrscher Lyäus!" Mit diesen Worten stand er auf, hielt das Glas hoch empor und rief: „Wie ein Bräutigam nach langem Harren endlich aufthut die Kammer der Braut, so komme ich zu dir zurück, Aloysia! Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig Jahren endlich wieder einzieht in die Thore seiner Vaterstadt, so steige ich, Ihr göttlichen Geister, wieder zu Euch hinab!" Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge, schlug die Spitzen gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die Augen und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den ersten Tropfen Wein! — Ein namenloses Entzücken schien über Vinetus gekommen zu sein. Er schenkte den Gästen ein und stieß mit ihnen an, indem er rief: „Hört Ihr, wie die Weingeister unten in dem Keller jubeln, daß ich wieder bei ihnen bin? — O, nun will ich leben, nun will ich erst leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Wasser, Tinte

und Papierfetzen! Freunde, von heute, von diesem Augenblicke an soll erst mein Leben aufblühen, wie eine Aloestaude, die sich erst ein Jahrhundert lang besinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blüthenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüthen hineinstürzt, die sie von so vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloe hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Ist er nicht klar, wie die Sonne am blauen Himmelszelt? — Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht so recht süß und säuerlich zugleich, wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, soll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Ist er nicht subtil, leicht, flüchtig, durchdringend, wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!"

Doctor Lindenschmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: „Trinkt!" rief, salutirte er und trank aus.

Der Inspector, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte seinen rechten Fuß, wie eine Katze, auf seinen Schooß gelegt, indem er ihn streichelte und stillschweigend vorbat, daß er es ja nicht übelnehmen möchte, wenn er heute den Grenzstein der Mäßigkeit in die Tasche stecke. Der Diakonus aber beweinte sich und die Laster der Welt und trank nur aus verdammtem Instincte, der mit der Moral Nichts gemein hat, mit den Andern bis zum anbrechenden Morgen, wo Vinetus sein Bett, die Uebrigen ihre Wohnungen suchten.

Da Vinetus seit dieser Zeit nach dem königlichen Staatsdienergesetze schon die zweite Verwarnung wegen übermäßigen Genusses geistiger Getränke erhalten hat, so ist das Schlimmste vorauszusetzen; — er aber wird immer glücklich sein: denn jeder Tag ist ihm eine Aloysia, welche ihm den Zauberbecher voll Wein und Entzücken bringt. Arme Brigitte!"

Der Abt gab dem Erzähler im Namen des Convents seinen Beifall zu erkennen.

Vinetus hatte die Gesellschaft in die ausgelassenste Gemüthsstimmung gebracht. Die Neckerei mit allerlei kleinen Abenteuern auf dem Maskenball nahm kein Ende, bis endlich der Abt auf den Vorschlag kam: sämmtliche Conventmitglieder der Reihe nach zur Generalbeichte aufzufordern. Mit allgemeiner Heiterkeit wurde der Vorschlag angenommen. Der damalige Protocollführer erinnert sich nur noch einiger dieser Beichtbekenntnisse. Das Loos, welches die Reihenfolge bestimmt hat, hieß Bernhard beginnen.

Die Gewissensfrage.

„Ich habe auf dieser Redoute einen Spaß erlebt, der mir schon auf der vorjährigen Redoute begegnet ist. Ich erhielt damals den Tag vor dem Maskenfest durch die Stadtpost ein anonymes Billet zugestellt, worin eine blaue Bandschleife lag und die Bitte ausgesprochen war, diese dort auf meiner Brust zu tragen, denn daran wolle eine Dame, welche mir zu begegnen wünsche, mich erkennen. Eigentlich hatte ich keine Lust hinzugehen, da ich an Masken, Tänzen und anderen Narrenspossen keinen Geschmack finde; ich hatte mir auch schon vorgenommen, an jenem Abende Gegenerinnerungen in einem Rechnungsprocesse zu ziehen, als aber die Lichter angezündet wurden, überfiel mich eine unbezwingliche Unruhe, welche nicht eher nachließ, bis ich im Domino stak und zu dem Stelldichein auf dem Balle pilgerte. Ich eile in das Hotel de Pologne stecke meine blaue Schleife vor die Brust, trete in den Saal und — an meinem Arme hängt die schönste Schäferin, welche man sich denken kann, wenn eine schlanke Gestalt, weißer Nacken, feines, rundes Kinn, strahlende Augen aus der schwarzen Halbmaske hervor ausreichende Entscheidungsgründe zu einem Urtheil über die Schönheit einer Dame sind. Sie verrieth in der Unterhaltung mit

mir ſo viel Witz und Geiſt, kannte unſre beſten Dichter, ihre Sprache war ſo gebildet und gewandt, daß ich mich — hum! hum!“

„In ſie verliebte!“ ergänzte der Chor der Benedictiner.

„Ich war an dieſem Abende,“ fuhr Bernhard fort, „faſt ausgetauſcht; ich tanzte nach Jahren zum erſten Mal wieder Schottiſch. Sie tanzte, wie eine Sylphe, und gab ſich ordentlich Mühe, mich im Takte zu erhalten; es gelang ihr wider Erwarten. Während der großen Pauſe ſaßen wir auf der Tribune zuſammen. Ich beſchwor ſie, die neidiſche Maske abzunehmen.“

„Geſtehen Sie,“ fragte die Unbekannte, „ob Sie noch nie, nie geliebt haben?

Ich verſetzte: „Niemals!“

Bei dieſer Antwort ſtand ſie auf, heftete ſtreng ihren Blick auf mich und ſagte: „Ein Jahr lang haben Sie Zeit, ſich eine beſſere Antwort auszuſinnen. Auf Wiederſehen über's Jahr! Vergeſſen Sie nicht die blaue Schleife mitzubringen.“

Mit dieſen Worten war ſie verſchwunden und ich mit meinen Gedanken allein.

„Nun, und entdeckteſt du ſpäter,“ fragte der Abt, „wer die ſchöne Maske war?“

„In der That,“ entgegnete Bernhard, „hatte ich dieſes ſchöne Intermezzo über meine Acten bald vergeſſen, bis die Faſtnachtsredoute wiederkehrte.“

„Da fielen dir deine Sünden,“ verſetzte Johannes, „auf das Herz, und du flogſt auf dem Fittig der Liebe zum Maskenball.“

„Ich bekenne meine Schwäche,“ fuhr Bernhard fort, „ich hatte auch wieder die blaue Schleife angeſteckt. Ich war noch gar nicht lange im Saale, ſo redete mich eine der ſchönſten Masken, eine arabiſche Prinzeſſin, mit den Worten an: „Willkommen, treuloſer Ritter vom blauen Bande!“ Es war meine Unbekannte. Diesmal wußte ſie mich um den letzten Reſt meines Verſtandes zu bringen. Sie unterhielt ſich ſo traulich mit mir, als hätten wir

uns von Jugend auf gekannt; ſie wußte, — Gott weiß woher? — die kleinſten Umſtände meines Lebens. So kam die große Pauſe heran, wir ſaßen wieder auf der Tribüne, wie im vorigen Jahre, ich that dieſelbe Bitte und hörte dieſelbe Frage, ich gab dieſelbe Verſicherung, und ebenſo verſchwand ſie mit derſelben Antwort und blieb vor, wie nach, die ſpröde Unbekannte.

„Nun rathet mir, lieben Brüder," fragte jetzt Bernhard mit komiſchem Pathos, „was fange ich an, um aus dieſer ſo geheimnißvollen Geſchichte heraus zu kommen, welche — bedenkt, daß ich ein Geſchäftsmann bin — romantiſch genug iſt, um mich zu ruiniren. So viel iſt gewiß, ein Jahr lang halte ich es nicht mehr aus. Kurz und ſchlimm, ich erlebe die nächſte Redoute in der Spannung, in welcher ich mich befinde, auf keinen Fall. Das unbekannte, grauſame Geſchöpf mag ſich dann nach der blauen Schleife umſehen, mich findet ſie nicht mehr. Nur eine unbedeutende Hoffnung, ſie im Laufe des Jahres zu entdecken, iſt mir geblieben, wenn dies eine Hoffnung iſt. — Sie trug ein Ohrgehänge von Granaten, in Form kleiner Herzchen; am linken Ohr war aus der Mitte des Herzens ein Steinchen verloren. Ich werde nun allen jungen Damen, welchen ich begegne, nach den Ohren ſehen. Wollt Ihr mir ſie ausfinden helfen?"

„Konnteſt du denn auch," fragte der Abt, „auf die Frage der Unbekannten, mit gutem Gewiſſen: „Nein!" antworten?"

„Einige Tändeleien," verſetzte Bernhard, „mit einer kleinen Putzmacherin, der Tochter des verſtorbenen Organiſten in meinem Geburtsorte, können nicht in Betracht kommen. Was Liebe iſt, hat mich erſt die ſchöne Unbekannte gelehrt. Ich glaube nur immer, daß ſie zu den Damen des hieſigen Hofs gehört; ihre Bildung, ihr Anſtand, ihr ganzes, edles, vornehmes Weſen deutet doch hinauf in Regionen, wo mir ſchwindeln muß."

„Vielleicht," verſetzte Benedict, „blüht dies Veilchen doch zu deinen Füßen. Wie wäre es, mein vortrefflicher

Pandekteuritter, wenn du einmal nach den Granatenherzchen am Ohre deiner kleinen Landsmännin forſchteſt? Suchet, ſo werdet Ihr finden!“

Ein allgemeines Gelächter erhob ſich, Bernhard aber verſank in allerlei Gedanken.

„Vor Allen,“ begann jetzt der Abt, „war Freund Benedikt im Dienſte einer dunkeln Damenmaske! Willſt nun du deine Beichte beginnen?“

„Sie wird lang werden,“ verſetzte Benedict. „Immerzu!“ riefen Viele und die Erzählung begann:

Kinderjahre.

Ich ſtamme aus Niederſachſen. Meine väterliche Familie beſaß dort, aus uralter Zeit her, ein freies Bauerngut, welches der Ivenhof heißt. Sie ſchrieb ſich nach dem Namen der Beſitzung „Ivo von Ivenhof,“ ohne damit einen Anſpruch auf den Ritteradel zu begründen. Mein Vater war als einziger Sohn ſeiner Aeltern der Erbe davon geworden. Er verliebte ſich in ein armes, adeliges Fräulein, und trotz dem Widerſpruche ſeines künftigen Schwagers verheiratheten ſie ſich miteinander.

Das Land war damals eine franzöſiſche Provinz geworden, welche militairiſch regiert wurde. Der Bruder meiner Mutter hatte franzöſiſche Dienſte genommen und herrſchte mit im Lande in der Eigenſchaft eines Oberſten an der Spitze ſeines Regiments, welches über das Land vertheilt war. Obſchon meine Mutter einem Bauern ſich vermählt hatte, ſo gab ſie doch nicht ihre geſellſchaftlichen Anſprüche auf. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie ein großes Haus auf dem Ivenhof machte. Der Aufwand war groß; vergebens machte mein Vater Vorſtellungen, ihre Antwort war dabei: „Mach' dir nur keine Sorgen, ich will ſchon fertig werden!“ Und ſie wurde fertig! In kurzer Zeit war mein Vater bankrott, der Ivenhof wurde verſteigert. Der Leichtſinn meiner Mutter und die drückende Einquartierung franzöſiſcher Offiziere und

ganzer Compagnien, womit ihr feindſeliger Bruder meinen Vater überlaſten mochte, hatten uns bald ruinirt. Noch iſt mir der Tag unvergeßlich, wo wir mit einigem Gepäcke den Hof verließen, um in die Stadt zu einer fernen Anverwandten meines Vaters, einer Bürgerswittwe, zu ziehen. Mein Vater hatte die Abenddämmerung abgewartet, um unbemerkt das altväterliche Beſitzthum zu räumen. Die Möbeln, welche aus dem Gantweſen gerettet waren, hatte er auf einen Wagen gepackt. Auf den darüber gelegten Pfühlen ihres Ehebettes ſaß weinend meine Mutter, welche mich auf dem Schooße hatte, gezogen von einem alten, blinden Pferde und einer magern Kuh, den einzigen Stücken aus dem reichen Stalle, welche uns die Gläubigerſchaft aus Mitleid gelaſſen hatte. Ich erinnere mich lebhaft an den Augenblick, wo wir aus dem Birkenwalde herausfuhren, welcher in der Mitte des Weges nach der Stadt zu lag. Die Sonne neigte ſich zum Untergange. Zugleich hörten wir die kleine, ſcharfklingende Glocke vom Ivenhofe den Abend einläuten. Mein Vater, welcher vorn bei den Zugthieren ging, hielt den Wagen an und knieete mitten auf dem Wege ſo ſchmerzvoll ſchluchzend und weinend nieder, daß ſelbſt in mir die Ahnung von dem Elende aufdämmerte, in welches wir hinausgeſtoßen waren.

Meine Mutter ſprang mit mir aus dem Wagen und riß mich hin zu dem Vater, welcher außer ſich gerathen war, und rief einmal um das andere: „Mann, lieber Herzensmann, vergieb mir!“ Er hatte uns an ſich gedrückt, er wollte ſprechen, es quälte ihn in der Bruſt, und wenn es ſich heraufgerungen hatte, war es ein Stöhnen. Als wir ſo knieeten, ſchienen ſich ſelbſt die Thiere am Wagen über unſer Unglück zu härmen; die Kuh brüllte, wie um Hülfe, in die werdende Nacht hinaus, und das blinde Pferd legte auf die Schulter meines Vaters ſeinen Kopf herunter. Als der heftigſte Schmerz meines Vaters gebrochen war, faßte er unſere Hände und ſprach mit häufig herunterrinnenden Thränen: „Barmherziger

Gott, dir empfehle ich Weib und Kind, ich kann nicht weiter! Deine Welt iſt ſo weit und reich und deine Gnade ſo groß, laß' ihnen aus meinem Grabe einen grünen Baum wachſen!" „Was haſt du vor, Gottfried?" fragte in ſteigender Angſt meine Mutter. „Gott ſegne Euern Eingang und Ausgang!" rief mein Vater, „und nun komm', liebe Adelheid, und laß uns zuſammen reden!"

Mit dieſen Worten ſtand er auf, und trieb die Thiere an und wir gingen nun mit ihm zuſammen neben dem Wagen her.

„Obſchon ich nur ein Bauer bin" — wollte er beginnen —, wurde jedoch von meiner Mutter mit den Worten unterbrochen: „Ich ſollte meinen, daß Niemand unſern Namen „von Ivenhof" antaſten könnte! Steht nicht ſelbſt mit großen Kanzleibuchſtaben auf dem Subhaſtationspatente: Gottfried Ivo von Ivenhof? Du mußt nicht muthwillig wegwerfen, was uns geblieben iſt! Denke nur an unſern Jungen hier! Man weiß nicht, wozu ihm das noch einmal dienen kann! Und geht dein Stammbaum nicht nachweisbar bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück?"

„Ja, ich bin der erſte Ivo," verſetzte mein Vater, „der den Ivenhof in fremde Hände kommen läßt: — Doch hör' mir zu! Obſchon ich nur auf dem Lande lebte, ſo habe ich doch immer in alten Geſchichtsbüchern geleſen. In dieſen und den Pergamenten, welche auf dem Ivenhofe von der Väter Zeit her bewahrt ſind, haben wir, ich und viele Andere aus den Höfen umher, gefunden, daß unſer deutſches Volk in uralten Zeiten bei Weitem aus freien Bauern beſtand, welche ihre Schulzen und dieſe wieder ihren Gaugraven und ihre Herzöge und dieſe wieder den König wählten. Als der deutſche König aber Rom erobern wollte, warb er bei den Freibauern Reiter oder Ritter, welchen er dann erobertes Land und Leute zum Sold in Lehn gab. Was im fremden Lande angefangen war, kam nun über das freie Land ſelbſt herein. Aus den zu Rittern verwil-

derten Bauern bildete sich ein besonderer Stand, welcher sich den Adel nannte, und die Freien aus dem Recht in das Unrecht, und aus der Freiheit in die Hörigkeit brachte. Da kam es, daß nun das untere Volk verdumpfte und schlecht wurde, das wirkte aber ebenso wieder auf die ritterlichen Herren zurück. Auch begann allmälig ein gräulicher Abfall, der Kaiser wurde ausländisch und seine Großen machten sich von ihm los. Als nun Bonaparte an das alte deutsche Reich anpochte, fiel es über Nacht ein."

Mein Vater schwieg, meine Mutter war still, und ich konnte Nichts dazu sagen; denn ich war noch ein kleiner Junge.

„Diesmal sind die Franzosen," begann mein Vater wieder, „die Herren im Lande, und unter ihren Füßen liegen Könige, Fürsten und Völker; sie scheinen zur Einsicht zu kommen. In Rußland sind die französischen Armeen vernichtet, Rußland und Preußen haben sich gegen Bonaparte verbindet, und auch wir hier haben Lust, das Joch abzuschütteln. Unser König hat uns durch vertraute Männer zum Landsturm gegen die Franzosen aufbieten lassen, und morgen treten wir Bauern hier herum zusammen."

Unter diesem Gespräche kamen wir in der Stadt bei der Frau Muhme an. Wir krochen in ein Stübchen nach dem Hofe hinaus, wie in ein Gefängniß.

Ich erinnere mich nur noch dunkel daran, wie mein Vater an einem Morgen mit seinem Gewehre von uns ging. Gar bald hörten wir mit den Glocken stürmen und sahen auf den Straßen ein Rennen und Laufen von Bewaffneten und Unbewaffneten durcheinander, als wollte der jüngste Tag anbrechen. Ich war gar bald mit andern wilden Buben mitten darunter und zum Thore hinaus. Es war ein dichter Nebel, welcher Alles in weiße Schleier hüllte, daß man kaum drei Schritte weit vor sich Etwas erkennen konnte. Wir hörten, daß sich die Franzosen aufgemacht hätten, die Stadt wieder

zu beſetzen, welche ſie vor Kurzem verlaſſen hatten, um das Quartier zu wechſeln. Dieſe Gelegenheit wollten die Unſern benutzen, ihnen die Wiederkehr wenigſtens zu bezahlen. Der Weg, welcher ſie von Bremen herführte, ging ſtundenweit durch Moräſte. Darauf hin hatte mein Vater, welchen der Landſturm zum Anführer gewählt, ſeinen Plan gemacht. Eine Abtheilung der Bauern ſollte die Straße im Rücken der Franzoſen abgraben, während ſie inmitten der Sümpfe vor ihnen bereits abgeſtochen und von einer aufgeworfenen Schanze durchſchnitten worden war.

Das Feuer auf einer Signalſtange hatte die Kunde vom Anmarſch der Franzoſen gebracht. Mit dem Rufe: „Der Feind! der Feind!“ liefen wir einige Stunden weit hinaus und kamen endlich zu dem Landſturme. Die Franzoſen ſtürmten, das war ein Feuern, ein Schreien, ein Trommelwirbeln und Toſen durcheinander. Ich hatte meinen Vater gefunden; die Bauern hatten faſt ihre Munition verſchoſſen, wir Jungen plünderten die Patrontaſchen der Erſchoſſenen und brachten die Patronen den Lebenden. — Nach einer kurzen Pauſe begann wieder das Stürmen. Der feindliche Anführer — es war der Bruder meiner Mutter — warf mit ſeinem Sturmhaufen Alles vor ſich nieder; — die Bauern wichen. Da erkannte ihn mein Vater. Jetzt waren die Todfeinde aneinander. Die Unſeren ſtürmten wieder vor und warfen die Franzoſen zurück. Keiner von dieſem Corps entkam an dieſem Tage. Unter den Todten wurden meiner Mutter Bruder und mein Vater gefunden.

Doch war der Sieg theuer erkauft; funfzig Männer von den Unſeren waren todt, neun davon waren aus der Stadt, darunter mein Vater. Ich ſehe heute noch die Särge tragen, gefolgt zum Friedhofe von der ganzen Bevölkerung der Stadt. Doch vorüber mit dieſer traurigen Erinnerung! Ich war mit meiner Mutter nun allein. Sie erzog mich mitten unter unſäglichen Entbehrungen doch als Baron. Ihr größtes Vergnügen

war es, die kleinen, meſſingenen Sporen glänzend zu machen, welche ſie mir angeſchafft hatte und ich an den Stiefeln trug, obſchon dieſe oft Löcher in den Sohlen hatten. Sie hat es noch erlebt, daß ich von dem Profeſſor unſers Gymnaſiums bei meinem Abgange ein Zeugniß erhielt, worin ich Baron Benedict Ivo von Ivenhof titulirt war. Daß ſie noch lebte!“ —

Benedict leerte ſein Glas, drehte ſeinen Schnurrbart und zeigte der Geſellſchaft ſeine lachenden, weißen Zähne.

„Und wo bleibt die Dame von der Redoute?“ fragte der Abt. — „Gerade dir kann Nichts geſchenkt werden!“ —

„So muß ich eine neue Novelle beginnen,“ verſetzte Benedict. „Sei es denn!“ —

Amor als Hühnerhund.

Ich ſollte eigentlich Theologie ſtudiren, aber in der Ketzergeſchichte erlahmte mein Eifer; dann hörte ich ein Semeſter lang Römiſches Recht, welches ich jedoch bald als damaliger deutſcher Burſche in Verruf that und mich in der Medicin umſah, bis unſer gelehrter Profeſſor uns naiv verſicherte, man wiſſe doch nur ſo viel von dem Begriffe der Krankheit, daß ſie im Unwohlſein eines Menſchen beſtehe. Davon wurde mir ſelbſt unwohl; ich entſchloß mich daher zum Studium der Nationalökonomie, um ſpäter zu erfahren, daß wir weder von Nation, noch von ihrer Oekonomie, und höchſtens von Schulden ſprechen können. Das Forſtweſen gefiel mir noch am Meiſten, weil man dabei viel in den Wäldern ſpazieren gehen kann, eine Beſchäftigung, welche zuweilen ſehr angenehm iſt. Um die Forſtwirthſchaft praktiſch zu erlernen, ging ich auf den Rath meines Gönners, des herzoglichen Forſtraths, zu einem Förſter des Gebirges, mit welchem wir deshalb correſpondirt hatten. Es war Frühlingszeit, als ich dorthin unterwegs war.

Ich setzte von dem nächsten Landflecken aus, da in das Gebirge hinein zu dem Forsthause nur ein wüster Weg führte, welcher weniger für Fuhrwerk, als für die Schmiede und Chirurgen erfunden zu sein schien, meine Reise zu Fuß fort. Meinen Mantelsack trug ein Bote, welchem Weg und Steg zum Forsthause bekannt waren.

Wir hatten damals einen so wunderbar freundlichen Frühling, wie er nur selten dem nördlichen Deutschland geschenkt wird. Der Himmel lag über der Erde vom Morgen bis zur Mitternacht, wie eine große, hellblaue Glasglocke, dann aber schauerte ein warmer Regen über die Fluren, daß die Erde am Morgen, wie eine erröthende Braut, selig dem Sonnengott entgegenblickte.

Der Fußsteig hatte uns durch blühende Wiesen und ihr ellenhohes Gras an dem Erlenbach hinaufgeführt, bis das auslaufende Waldgebirge uns in seine Arme nahm. Die Waldabhänge drängten sich von beiden Seiten immer enger zusammen, daß der Fußsteig, als müßte er sich vor dem Bache flüchten, der ihm überall nachzuspringen, und den Raum streitig zu machen schien, sich bald in den Wald hinein verlor, bald wieder heraus und über einen Steg sprang und nun jenseits des Baches fortlief, bis ihn dieser wieder auf die andere Seite neckend herübertrieb. Oft kletterte aber auch der Pfad so steil zwischen Felsen und Bach, daß ich es nicht verschmähte, den Stock, welchen mir der voranschreitende Bote zurückhielt, zu ergreifen, um nicht fehlzutreten.

Wir mochten so eine Stunde gegangen sein, als die Bergwände von beiden Seiten in steilen Felsen sich aufthürmten und ein geräumiges Thor bildeten, durch welches Weg und Bach, wie zwei Wanderer, nebeneinander bequem hindurchzogen.

Als wir in dieses natürliche Thor kamen, bemerkte ich mit Ueberraschung, daß hier plötzlich die Bergwände wieder zurückwichen und einer breiten Wiesenstrecke Raum gaben, während sie im Hintergrunde den Horizont im hohen Halbkreis mit ihrer düsteren Waldung abschnitten

und davor das freundliche Försterhaus mit seinen Hirschgeweihen auf den Dachspitzen und der Feuereſſe mit ihren Rauchwölkchen gastlich erscheinen ließen.

Wir standen still und der Bote sagte: „Dort sind wir am Ziele!“

An diesem Augenblicke rauschte ein großer, weißer Hühnerhund links aus den Büschen heraus, ein Schuß und eine aufgescheuchte Waldtaube fiel. „Amor, apport!“ rief eine frische Mädchenstimme. Ich sprang vor und auf dem zurückweichenden Felsen stand eine schöne, kräftige Frauengestalt, einen tiroler Männerhut auf dem dunkeln Lockenkopfe, in einer grüntuchenen Jagdjacke und hochgeschürzt in rothen Juchtenstiefeln, welche bis über die Knie hinaufgingen. Sie hielt das Gewehr unter dem rechten Arme und reinigte das Schloß, der Rauch des Schießpulvers verzog sich von ihrem Bilde in kräuselnden Wölkchen.

Ich schwenkte den Hut und grüßte sie, indem ich, betroffen von ihrer Schönheit, zu ihr hinauf rief: „Können Sie mir nicht sagen, ob dies der rechte Weg zum Forsthause ist?“

Die Jägerin lachte laut auf und deutete dabei mit Kopfnicken nach dem Hause hin, welches uns freilich vor der Nase dalag.

Da auch hinter mir mein Bote auflachte, wurde ich noch verlegener.

„Vermuthlich sehe ich,“ fragte sie, „vor mir den Herrn Baron von Ivenhof, welcher zu uns geschickt wird, um zu versuchen, ob der Zollmaßstab noch an die Baumstämme paßt? — Mein Vater freut sich auf Ihre Gesellschaft.“

„Sie sind die Tochter des Försters?“

„Und heiße Victorine; und so ist unsere Bekanntschaft gemacht.“

Unter diesen Worten hatte sie die Taube zu einigen andern, erlegten Vögeln an die Jagdtasche ge-

reiht, welche, wie eine große Troddel, an ihrer linken Hüfte herunterhingen.

Indem wir auf das Forsthaus zuschritten, sagte ich wie für mich: „Die armen Vögel, mitten aus dem Lenz und dem Leben herausgerissen!“

Victorine blieb stehen, strich sich mit der flachen Hand über das rothe Gesicht; ein süßer, grausamer Zug hob die eine Hälfte der frischen Lippe empor, daß die weißen Zähne, wie Perlen, vorblitzten, indem sie entgegnete: „Freilich, Ihr in den Städten habt Alles schon gebraten und laßt es Euch mit gutem Gewissen schmecken; uns ist es nicht so gut gerathen, wir müssen Alles erst todt machen.“

Ich schwieg beschämt, sie lachte mich aber, ich sah es ihr an, im Innern aus.

„Dort in dem Oberstübchen,“ nahm sie das Wort, „werden Sie wohnen. Es ist ein wenig eng im Hause, sonst kann es Ihnen wohl gefallen. Welche Zeit stehen Sie früh auf? wollen Sie den Kaffee früh um vier oder um fünf Uhr?“

„Kann ich geweckt werden?“

„Warum nicht? wenn ich früh aufstehe, will ich im Vorübergehen anpochen.“

Ein leiser Schauer überschlich mich bei dem Gedanken, daß ich den Morgenschlaf, welcher mir so wohl behagte, einbüßen sollte; ich wagte aber nicht zu widersprechen, um in ihren Augen meine Munterkeit nicht verdächtig zu machen.

„Der Fußknecht geht freilich,“ fuhr sie jetzt fort, „schon um drei Uhr hinaus in den Holzschlag; Sie können aber um sechs Uhr mit dem Vater nachgehen.“

Ich hatte also noch von Glück zu sagen, daß ich überhaupt auf Schlaf noch einige Aussicht hatte.

Wir bemerkten im Vorwärtsschreiten eine Gruppe von fünf Kindern vor dem Thore der Försterwohnung zusammengelagert. Als sie uns erblickten, versteckten sich die zwei kleinsten Mädchen, wie es schien, vor mir

und dem Boten, hinter den Fliederbusch an der Hofwand; das ältere Mädchen, dem Anscheine nach vierzehn Jahre alt, und die beiden Knaben stürzten uns jubelnd und schreiend: „Victorine! Victorine!“ entgegen.

„Was schaffst du hier, Anna?“ fragte Victorine; „hast du den Salat im Garten gesteckt?“

„Ja, ja! und auch die Bohnen!“

„Pfui, Heinrich, du wirst dich mit Blut beflecken,“ wandte sie sich jetzt zu dem einen Knaben; „Gottfried,“ sprach sie zu dem andern, „da nimm die Jagdtasche und das Gewehr! Es sind meine Geschwister!“ sagte sie jetzt freundlich zu mir, „und ich muß die Stelle der Mutter vertreten; wir haben sie im vorigen Jahre verloren.“ Eine Thräne stürzte dabei aus ihren Augen. „Anna, ist der Vater aus dem Dorfe zurück?“ fragte sie jetzt ihre Schwester.

„Der alte General ist mitgekommen; sie sitzen im Hofe unter dem Baume und warten auf dich und das Vesperbrot.“

Mit diesen Worten traten wir in den geräumigen Hof.

Vor der Hausthür stand ein großer, schattiger, blühender Birnbaum, darunter saßen am runden Tische, welcher so um den Stamm herumlief, daß dieser durch ihn hindurch gewachsen schien, der Förster und der General. Sie lasen die Zeitungen, welche der alte General mitgebracht hatte, und rauchten dabei aus langen Pfeifen. Jeder hatte vor sich ein geschliffenes Glaskrügel stehen mit der Aussicht auf einen großen, blauen, mit zinnernem Deckel versehenen Krug und seinen weiteren Inhalt. Beide mochten von gleichem Alter und dem sechzigsten Jahre nahe sein. Man hätte sie für Brüder halten können, nur hatte der Förster eine kräftigere Gestalt und sein Gesicht mit dem dichtbuschigten Brauen, unter welchen die dunkeln Augen scharf hervorblickten, hatte einen entschiedeneren Ausdruck, als das des alten Generals, welches ein gedrückteres und gebildeteres Aussehen hatte.

Kaum erblickten ſie uns, ſo rief der Förſter Victorinen zu: „Welchen Freund haſt du mir mitgebracht?“

„Es iſt unſer Forſtcandidat!“ rief ſie fröhlich.

„Willkommen im Walde!“ verſetzte der Förſter und reichte mir die Hand. Auch der General bewillkommnete mich freundlich, doch ſchien es mir, als wenn ſeine Blicke mit einem Anfluge von Mißtrauen an mir hingen. Ich mußte an ihrer Geſellſchaft Theil nehmen; denn ſchon hatte der Förſter einen Armſtuhl für mich bringen laſſen. Victorine entfernte ſich, um in der Küche die jungen Waldtauben, welche ſie geſchoſſen hatte, für uns zuzubereiten. Unterdeſſen waren wir bald in das heiterſte Geſpräch gekommen; der General war unerſchöpflich in den drolligſten Anecdoten, während ein Staar, welcher auf dem Baum ſein Neſt hatte, mit gellendem Pfeifen und Schmettern unſer Geſpräch und Gelächter zu überbieten ſuchte. Die Sonne war endlich untergegangen und die Lampe angezündet, als Victorine aus der Thür trat in ihrem hellen, einfachen Hauskleide, welches Nacken und Arm frei ließ; ſie ſchien mir aus einer verwegenen Jägerin in ein ſchüchternes Mädchen verwandelt zu ſein. Sie fragte an, ob wir im Zimmer oder hier unter dem Baume ſpeiſen wollten; wir waren für das Letztere geſtimmt; nur bedingte der General, daß ſie uns Geſellſchaft leiſtete. Bald war die Mahlzeit angerichtet, aber das frühere, fröhliche Geſpräch wollte nicht wieder lebendig werden, ich war verſunken in den Anblick des wunderlieblichen Mädchens, deſſen Geſicht im Scheine der Lampe wie eine zarte Centifolie blühte. Auch der alte General ſchien wie von einem Traume befangen; er vermochte den Blick von Victorinen nicht abzuwenden. So ſehr mir der Mann vorhin gefiel, ſo widerwärtig wurde er mir jetzt. Es hatte ſich ein friſcher Wind erhoben, welcher uns einmal um das andere den Tiſch mit einem Blüthenregen überſchüttete. Bereits ſah der Vollmond durch die Baumäſte neugierig herein, als der General vom Tiſche mit den Worten aufbrach: „Unſer junger

Freund wird von der Reiſe müde ſein und meine Nichte wird mich zu Hauſe erwarten!“ Zugleich verabſchiedete er ſich vom Förſter, von Victorinen und von mir. Als er uns verlaſſen hatte, führte mich der Förſter in das Zimmer, welches ich jetzt bewohnen ſollte, und wünſchte mir gute Nacht. — Ich warf die Kleider von mir und mich in das Bett. Kaum glaubte ich aber eingeſchlafen zu ſein, als ich in der Morgendämmerung geweckt wurde, um mit dem Förſter in den Wald zu ziehen und meine Arbeit zu beginnen. — Wir blieben wie am erſten, ſo an den folgenden Tagen, vom Morgen bis zum Abend im Walde und hielten gewöhnlich Mittagsraſt bei einem Köhler auf der Waldanhöhe, wo wir unſer Mittagsmahl aus der Jagdtaſche hielten. Am Pfingſtſonntage mußte ich meinen Weg in den Wald allein antreten. Ich war eben tief im Forſte mit der Ausmeſſung einer großen Buche beſchäftigt, als plötzlich der große, weiße Hühnerhund, welcher gewöhnlich nur mit Victorine ging, bei mir ſtand und mich von der Arbeit ablenkte. Jetzt rief die Stimme Victorinens: „Amor, hierher!“ Der Hund ſtürzte in das Dickicht hinein, ich ihm nach, da ſtand ich vor ihr. Sie ſaß unter einer kleinen Fichte tief im Mooſe auf einem Steinblocke, ihr Gewehr hatte ſie quer über den Schoos gelegt. Ich ſetzte mich zu ihr, aber mir ſtockte der Odem; ich konnte kein Wort hervorbringen.

„Warum ſiehſt du denn ſo bleich aus?“ fragte ſie traulich und beſorgt, „iſt dir etwas Schlimmes widerfahren?“ —

„Ja und nein, Victorine!“ verſetzte ich mit kurzen, aufrichtigen Worten; „ich bin eiferſüchtig auf den alten General! Wer iſt er denn eigentlich?“

„Der General von Steinfelden,“ erwiederte Victorine; „er iſt penſionirt und beſitzt die große Herrſchaft Lindeck eine Stunde von hier.“

„Iſt er verheirathet?“ fragte ich.

„Nein!“ verſetzte Victorine, „er lebt als alter Junggeſelle einſam mit ſeiner unverheiratheten Nichte.“

„Victorine!“ seufzte ich, und nahm ihre Hand, welche ich an mein Herz drückte, — ihr Haupt senkte sich zu mir, daß mir ihre Locken in das Gesicht hingen, ich streifte sie zurück, und wir lagen Herz an Herz, Mund an Mund; es war mir in diesem Augenblicke, als müßte ich ihr ewig angehören. Ich sah, ich hörte nicht mehr. Doch Amor, der Hühnerhund, welcher sich auf die Hinterpfoten gesetzt hatte, begann jetzt laut zu heulen; als er aber keine Hülfe sah, fuhr er bellend zwischen uns, daß wir erschreckt auseinander stoben.

„Amor hat Recht!“ versetzte mit lächelndem, glühenden Gesichte Victorine, „wir müssen uns trennen! Ade! Ich habe dich lieb, von ganzem Herzen lieb!“ rief sie und küßte mich noch einmal, dann war sie in den Büschen verschwunden und ich wieder allein, träumend bei den pfeifenden Amseln im wüsten Walde.

Tags darauf hatten die Holzarbeiter nach einem alten Herkommen mit ihren Frauen und Mädchen Tanz im Försterhause. Die Honoratioren aus der Umgegend waren zugleich zu einem Scheibenschießen eingeladen. — Es schien, als ob eine Wallfahrt nach dem Försterhause ginge, so zahlreiche Gesellschaften stellten sich ein; der verhaßte alte General war der Erste, welcher sich eingefunden hatte. Es waren auch die bestellten Dorfmusikanten gekommen und bliesen mit ihren Clarinetten vor dem Hofthore. Die Schützengesellschaft, voran der Zieler mit der Königsscheibe, ordnete sich zum Zuge. Victorine mit ihrem Gewehr ging mir zur Seite. Wir zogen dreimal um das Gehöft herum, und dann hinüber in den Schießstand, wo der Förster den Hut hinhielt und Jedem das Loos ziehen ließ. Mir folgte in der Reihe Victorine. Eine Scheibe zum Probeschießen wurde aufgestellt und das Schießen begann. Ich traf mitten in das Schwarze auf den Nagel. Als die Königsscheibe nun aufgesteckt wurde, flüsterte mir Victorine zu: „Triff gut, daß ich mit dir den Königstanz habe.“

Eine tödtliche Viertelstunde verstrich; ein Schütze

nach dem andern vor mir that seinen Schuß, aber das kleine Herz, welches das Figürchen auf der Scheibe als Zielpunkt in den Händen hielt, wurde nicht getroffen. Jetzt wurde meine Nummer gerufen, ich trat vor, aber Victorine stand hinter mir und flüsterte: „Laß' es auf die Frage gelten, ob mein Herz dein gehört!" — Ein leises Zittern kam in meine Hände, die Augen vergingen mir. Victorine bückte sich hinter mir, nahm das Korn und die Richtung in das Auge und flüsterte wieder: „Es geht ja drüber hinaus!"

„Ich muß Ihnen nur helfen!" sagte sie laut und legte ihr Gesicht mit an den Kolben.

„Ei! ei!" hörte ich verwunderungsvoll den General hinter mir rufen, „das ist ja ein angenehmer Unterricht im Schießen, darf ich auch um Lection bitten?"

Da zuckte ich vor Zorn mit der Rechten in den Bügel und der Schuß — fuhr in die blaue Luft hinaus. Ein Hohngelächter erhob sich ringsum.

„Laß' es gut sein!" sagte leise Victorine, „ich war daran Schuld!" legte ihr Gewehr an die Wange, zielte eine Secunde, der Schuß fiel, Spähne flogen von der Scheibe; der Zieler warf jubelnd seine Mütze in die Höhe und rief: „Vivat, die Königin!" — Der General brachte das silberne Pulverhorn an dem goldenen Kettchen, den Preis, und schlang es um ihren Hals; sie sagte kein Wort dazu, sondern gab das Gewehr an den Jägerburschen ab. Mit gesenktem Haupte ging sie über die Wiese und in die Wohnung. Ich war beschämt, ärgerlich und zerstreut. Das Glück war von mir gewichen; das Schießen war allmälig beendet und der Tanz auf dem Boden über den Ställen im Hintergebäude des Forsthauses begann. Ich hatte mich von der Gesellschaft entfernt und hinter das Haus unter den blühenden Fliederbusch geworfen und verwünschte mit Thränen diesen Tag. So begann der Abend heranzudämmern. Auf einmal hörte ich meinen Namen flüstern, ich sprang auf, trat unter dem Fliederbusche hervor und sah gleich daneben, oben im großen,

offenen Boden, in welchem das Heu hinaufgelangt werden mochte, Victorine ſtehen.

„Schämen Sie ſich nicht über Ihre Unart?“ fragte ſie in vorwurfsvollem Tone; „mich den Königstanz mit dem alten General tanzen zu laſſen! — Ich vergebe es nimmermehr!“

„Victorine!“ rief ich, von wilder, heftiger Leidenſchaft entbrannt, „wenn du mich liebſt, ſo weißt du, wie mir zu Muthe iſt!“

„Komm' herauf und ſei wieder fröhlich!“ entgegnete ſie; „warum den ganzen Tag mit Grillen verderben?“

„Komm' lieber herunter zu mir!“ verſetzte ich übermüthig. „So fang' mich!“ rief ſie, und ſprang herab, und ich taumelte mit ihr zu Boden.

„Ei! ei!“ rief es über uns aus, und der General ſteckte ſein Geſicht heraus; „ei, das war ein gefährlicher Sprung!“

Victorine ſtand wieder auf den Füßen und lachte hinauf: „Nicht wahr, Herr General?“ — Sie gab mir den Arm, und ſo zogen wir Beide hinauf auf den Tanzboden und warfen uns in den wildeſten Bauerntanz hinein. Die Muſik ſpielte dazu endlos die luſtige Melodie des Liedes:

„Hab Haſelnüſſ' 'geſſen,
Hab' Haſelnüſſ' g'ſät,
Und hab' manch' ſchönes Dirnel
Auf dem Tanzboden g'dreht.“

Als der Tanz zu Ende war, kam der Förſter mit einem ſtrengen Geſichte auf uns zu, nahm Victorine bei der Hand und mit ſich hinaus. Ich vernahm nur die Worte: „Ich habe mit dir ein recht ernſthaftes Wort zu ſprechen!“

Ich hatte mit untergeſchlagenen Armen an dem Pfeiler in der Mitte gelehnt und ſah gleichgültig dem Tanzen zu, als der General mit dem Hute in der Hand zu mir trat und ſagte: „Morgen feiern wir auf meinem Gute das Kirchweihfeſt. Sie ſind freundlich dazu von mir einge-

laden. Victorine wird auch mitkommen." So verabschiedete er sich.

Nach einer Weile verließ ich die lustige Gesellschaft und ging hinab in den Hof. Der große Birnbaum hatte seinen Blüthenschnee in den Hof gestreut, wo er zertreten im Staube lag. Es war ein Bild meiner Seele. Ich ging hinauf in die Stube und warf mich in das Bett.

Als mir am Morgen der Kaffee gebracht wurde, ließ mich der Förster fragen: ob ich ihn und seine Familie nicht zum Kirchweihfeste auf das Gut des Generals begleiten wollte?

Ich sagte zu. Da die Familie, welche den Pfarrer predigen hören wollte, mich erwartete, warf ich mich schnell in die Kleider und ging hinab. So schön, wie an diesem Morgen, war mir Victorine noch nie erschienen. Das frische Roth ihrer Wangen war ein wenig gebleicht, ihre Augen glänzten, wie thaufrische Kornblumen, über ihr Antlitz war eine süße Wehmuth ausgegossen, welche mein Herz so beklommen machte, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und rufen mögen: „Victorine ich liebe dich!"

Wir traten die Wallfahrt an und gingen das Thal hinunter, der Förster schritt voran, neben ihm sein kleiner Sohn mit der Haselruthe und ihrer Blätterfahne, ich ging hinterdrein mit Victorine und den übrigen Kindern. Da am Wege, den Waldhang hinauf, unabsehbare Strecken von Maiblumen mit ihren weißen Glöckchen in süßen Düften blühten, so pflückte ich ihr eine um die andere, wir tauschten dabei Händedruck und Blick, und wären lange noch nicht mit dem süßen Spiele zu Ende gekommen, wenn nicht ihre kleine Schwester auf einmal laut gefragt hätte: „Warum guckst du denn Victorinen immer so an? sie hat ja keine schwarze Nase!"

Nach einer Weile bogen wir links hinauf und traten aus dem Walde heraus. In diesem Augenblicke begann das Glockengeläute in dem Dorfe, welches mit dem spitzen Thurme aus den hohen, runden Lindenwipfeln uns begrüßte.

Bei unſerer Ankunft hatte eben die Kirche begonnen; wir ſchloſſen uns den Kirchengängern an, welche in Schaaren heranzogen. Von allen Seiten grüßten die Landleute unſere kleine Geſellſchaft. So traten wir durch das Thor des Kirchhofes, in deſſen Mitte die Kirche ſtand. Es ſchien, als wenn nicht nur die Menſchen in ihrem Sonntagsputze, ſondern auch die Bäume und Büſche in höchſtem Blüthenſchmucke aus dem Dorfe heraufgekommen wären, um hier ihre Andacht zu feiern. Unter ihrem Blüthendache gingen wir über eingeſunkene Leichenſteine hinein in die Kirche. Victorine nahm mit den Kindern unten im Schiffe ihren Platz, ich und der Förſter ſtiegen die Emporkirche hinauf.

Bald hatten meine Blicke Victorinen unten zwiſchen ihren Geſchwiſtern wiedergefunden. Ueber ihr von der Decke herunter hing eine ſtarke, ſeidene Schnur, welche mit großen und kleinen, vergoldeten Kugeln ſich hinuntermaß bis zu dem Ringe, woran ein vielarmiger, phantaſtiſch geſchnörkelter Leuchter befeſtigt war und über ihrem Haupte, wie eine Krone, ſchwebte.

Meine Seele ſchwamm in den Wogen der Choralmuſik, wie ein träumender Schwan im leiſe wogenden See. Jetzt erſchien der Pfarrer auf der Kanzel und hielt eine lange Rede über die Verirrungen des Blutes, aus welchen allein der Glaube uns retten könne. Er trat wieder von der Kanzel herunter, die Kerzen wurden angezündet und der Altardienſt begann.

Ich war jedoch in dieſem Augenblicke ein heimlicher Katholik und knieete im Geiſte vor Victorinen hin und betete in Andacht zu ihren goldenen Augenlidern, welche, wie ſeidene Fäden, die Augen verhüllten. Trug ſie ja doch als Zeichen der Erhörung meinen Maienblumenſtrauß in ihren gefalteten Händen. Die Kerzen auf dem Altar wurden wieder ausgelöſcht, der Küſter ſpielte zum Ausgange auf der Orgel die heitere Melodie des Liedes: „Freuet Euch des Lebens“ und der Gottesdienſt war zu Ende. Die Kirche war jetzt von der erbauten Gemeinde verlaſſen,

es ſtanden nur noch unten in der Mitte Victorine mit ihren Geſchwiſtern, zu welchen der alte General und der Förſter traten.

In dieſem Augenblicke überſchlich mein Herz eine tödtliche Eiferſucht, ſo lächerlich ſie mir auch vorkam. Ich ſuchte ſie ſchnell zu unterdrücken und wollte mich zur Geſellſchaft hinunterbegeben, als eben der alte General Victorinen ſeinen Arm bot, der Tod dem jungen Leben.

Jetzt verließen ſie die Kirche. Ich ſehe noch immer dieſe beiden Geſtalten vor mir: der alte, hagere Offizier, den linken Podagrafuß in einem ſaubern Pelzſtiefel, die rechte gelähmte Hand auf einem Krückenſtock gebeugt und huſtend an der Seite des ſchlanken, blühenden Mädchens, das ich liebte, das mein war. Mit der ſchwer hinter ihnen zurückkreiſchenden Kirchenthür entfuhr mir ein höhniſches Lachen, das mir das Echo in der leeren Kirche wieder hohl zurückgab, wie einen Ruf aus der Todtengruft.

Ich eilte aus der chriſtlichen Kirche hinaus in die heidniſch ſchöne Frühlingsnatur. Wie ich mich draußen an der Kirchhofsmauer hin links auf dem Fußſteige hielt, kam ich in den Buchenwald hinein, welcher ſich über und hinter dem Dorfe hinzog. Dort warf ich mich unter einen der größten Bäume in dieſelbe Lage, welche unglückliche Liebhaber in der Einſamkeit ſo gern annehmen, um ſich wenigſtens ſelbſt intereſſant vorzukommen. Ich hätte damals viel darum gegeben, wenn ich „Werther's Leiden" bei mir gehabt hätte, um der Mühe überhoben zu ſein, meine Monologe ſelbſt in Worte zu ſetzen. Ich wäre damals gewiß in meinem Grame umgekommen, wenn ſich nicht zwei Göttinnen, Hunger und Langeweile, die großen Schutzmächte aller troſtloſen Seelen, meiner angenommen hätten. Ich ſchlug ſo den Weg in das Dorf ein, wo mitten auf dem Anger der bunteſte Kirchweihlärm durcheinandertoſte. Allein mitten durch das Gekreiſch der Kindertrompeten, der Trommeln und Schnarren fand der ſüße Geruch einer Garküche unter einem grünen Tannenreiſerzelte ſich zu mir. Ich machte nicht viele Umſtände und

trat hinein. Eine alte, näselnde Harfnerin saß im Hintergrunde und sang, begleitet von der Violine eines kleinen, buckeligen Kerls, die russisch-deutsche Volksballade: „Schöne Minka, ich muß scheiden!“ Doch mich beherrschte das irdische Bedürfniß und das Bratenstück, welches die flinke Kellnerin mir eben gebracht hatte. Meine vornehme Natur war in Gefahr sich ganz zu vergessen, denn bereits hatte ich mir auch einen Krug Bier bestellt, als ein galonnirter Bedienter auf mich zukam mit einem Empfehle von der Herrschaft, welche mich suchen lasse. Fast beschämt bezahlte ich meine Zeche und folgte ihm. Doch nun galt es nicht zu träumen, sondern mich wieder auf mich selbst zu besinnen.

Als der Bediente unterwegs stehen blieb und sagte: „Dieser Fußsteig führt durch den Park zum hintern Eingange in das Schloß, der Weg aber, den Berg hinan, gerade durch das vordere Thor in den Hof; — wohin beliebt der gnädige Herr?“ — fand ich Gelegenheit, mich von ihm loszumachen. Ich schickte ihn den Berg hinan, mich vorläufig anzumelden, indem ich den einsamen Weg durch den Park einschlug.

Die Nachmittagssonne flammte so glühend durch die Blätter der Baumwipfel, die vielen Chöre der Vögel schmetterten so lustig in ihrem freien Waldgesange, daß ich bald den ganzen Uebermuth des jungen Lebens wieder durch meine Adern pulsen fühlte. Ich flog fast, wie ein aufgescheuchtes Wild, über die mit gelbem Kieße beworfenen Wege durch die grünen Rasenstrecken und Gänge dahin, und stand auf einmal mitten in einem französischen Garten, welcher sich in den verschiedensten mathematischen Figuren vor mir wie ein Theater mit grünen Coulissen von beschorenen Buschwänden, Bassins und Fontainen hinbreitete bis zu der Rampe der Schloßtreppe. Da die Herrschaft in dem vorderen Saale speißen mochte, so sah ich hier von der Gartenseite keine lebende Seele, außer Amor, den Hühnerhund Victorinens, welcher sich gleich mir einsam herumtrieb und an der verschlossenen

Faſanerie herumſchnoberte. Er empfing mich hier allein und begleitete mich die Treppe hinauf in die offenſtehende Thür. Ich trat in ein freundlich tapezirtes Gartenzimmer, in welchem auf Geſtellen Blumen in Vaſen umherſtanden; ſonſt war es leer. Ich drückte die hohe, gegenüberſtehende Thür auf und kam in einen alterthümlichen Saal. An der einen Wand, ſtanden ſechs verſchiedene Ritter- und Frauenſtatuen auf barock verzierten Tragſteinen. An der langen Wand den erblindeten Fenſtern mit ihren kleinen, grünen, runden Glasſcheiben in Bleifaſſung gegenüber hingen die in Lebensgröße gemalten Bilder der ſpäteren Ahnen des Hauſes, welche ein freundlicher, ſtattlicher Mann mit einer rieſigen Perrücke und eine Dame im Reifrock mit Wespentaille beſchloß. Zwiſchen den Bildern hingen zerfetzte Fahnen und alte, roſtige Schwerter umher. Uebrigens war der Saal ſauber gehalten und das Eſtrich des Fußbodens glänzte ſpiegelhell. In einer Ecke ſtand eine kleine Treppenleiter, welche bei Abſtäubung der Bilder gebraucht werden mochte. Mich feſſelte das Standbild einer jungen Frau, welches von großer Meiſterſchaft des Künſtlers zeugte. Da ich noch immer Niemand ſah und hörte, ſo ſuchte ich meine Neugierde zu befriedigen und rückte die kleine Treppenleiter hinan, um es in der Nähe zu betrachten. Ich ſtieg hinauf und war erſtaunt über den Adel, welcher ſich in der Figur ausdrückte. Die ritterliche Frau trug ein Kind auf dem linken Arme; die rechte Hand hatte ſie empor gehoben, als wollte ſie das Kind liebkoſen. Wie ich die ſchöne Form dieſer Hand betrachtete, entdeckte ich daran einen goldenen Ring, welcher faſt kaum mehr zu erkennen war. Da aus dem Staube heraus ein kleiner Edelſtein ein mattes Licht warf, ſo verſuchte ich, ihn mit meinem Taſchentuche zu ſäubern; plötzlich aber drehte ſich der Ring und wie von ſelbſt fiel er in meine Hände. Da in mir eine wunderliche Liebhaberei erwachte, den Ring zu behalten, ich ihn aber auch nicht ſtehlen wollte, ſo fand ich einen Tauſch für den ehrlichſten Ausweg. Ich ſteckte

der Statue meinen Siegelring, ihren Ring dagegen mir mit ruhigem Gewiſſen an. — Als ich die Treppenleiter wieder an ihren Ort geſtellt hatte, hörte ich in der Ferne einen fröhlichen Lärm. Ich verließ den Saal, um die Geſellſchaft aufzuſuchen, verirrte mich aber in den regellos anſtoßenden, düſteren Corridoren und kam ſo an eine Ausgangsthür, welche auf die andere Seite des Schloſſes hinaus und in eine Halle und Gartencloſet ging und offen ſtand. Kaum aber warf ich den Blick in die abgeſchloſſene, grüne Einſamkeit hinab, ſo zuckte ich erſchrocken zurück; denn es kam mir vor, als hätte ich einen Blick in ein Feenmärchen gethan. Unter einem blühenden Fliederſtrauche in einem Armſtuhle ſaß, das blonde Haupt ſinnend in die Hand geſtützt, eine Dame vor einem Marmortiſche, auf welchem eine große Kryſtallkugel mit Goldfiſchchen ſtand. Sie trug ein langes, weißes Gewand und ein ſchwarzſeidenes Shawltuch, welches ihr über die Schultern von beiden Seiten lang herabhing, daß die Franſen den Boden berührten. Sie hatte den ſchönſten Frauenarm, welcher nur je einen griechiſchen Künſtler begeiſtern mochte, und um das Handgelenke, auf welches ſie ſich ſtützte, ein Armband in Schlangenform von den größten und koſtbarſten Opalen. Schüchtern drückte ich die Thür wieder in das Schloß; ich erinnerte mich einer Unterhaltung mit Victorinen, wo ſie mir von der menſchenhaſſenden oder unglücklichen Nichte des Generals erzählt hatte.

Ich trat in den Corridor zurück, eilte gerade aus und kam dem fröhlichen Lärm der Geſellſchaft näher. Die Treppe vor mir hinauf ſah ich Diener mit Flaſchenkörben eilen; ich folgte ihnen und gelangte vor den Speiſeſaal. In dem Augenblicke, wo die Saalthür aufging, ſchallte mir eine kräftige Baßſtimme und der Trinkſpruch entgegen: „Es lebe die gnädige Guts- und Gerichtsherrſchaft, der hochgeborene General, Graf Maximilian von Steinfelden, und ſeine wohledle Braut, Victorine Freidank, hoch!!“ — Ich hielt mich feſt am Treppengeländer; um mich herum

drehte sich Alles, wie in sinnlosem Schwindel. Kaum hatte ich so viel Fassung, mich und meinen Gemüthszustand der Gesellschaft zu entziehen und aus dem Schlosse hinwegzueilen. Erlaßt mir, die Gefühle eines unglücklichen, zwanzig Jahre alten Liebhabers in Worte zu bringen. Ich hatte, fast meiner unbewußt, den Weg in das Forsthaus zurück eingeschlagen. Ich schlich langsam und verzweifelnd den Bergabhang hin. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als ich das Forsthaus in der Thalschlucht vor mir liegen sah. Mein schweigsamer Kummer schien, wie ein zweites Wesen in mir darüber zu brüten, auf welche Weise er sich Luft machen sollte. Bald stieg er mir nach den Augen zu, um als Thräne herauszubrechen, dann sank er bleischwer, wie ein ungeschickt kletternder Krüppel, mir wieder in die Brust zurück. Doch wie ich ein Kind des Glückes bin, so war ich es auch dort. Mich überholten zwei junge Gesellen, jodelnd und trällernd, von welchen einer in das leichtfertige Liedchen im Vorüberschreiten ausbrach:

„Und ist sie jetzt dein, so bleib' sie auch dein,
So war sie doch einmal, ja einmal doch mein,
Ade! Juchhe!"

„So sei es denn!" rief ich bei mir, „Ade! Juchhe!" und drückte mir den Hut fester in die Stirn.

Im Försterhause begab ich mich auf mein Zimmer, riegelte mich ein, und berieth bei mir, ob es besser sei, zu bleiben oder abzureisen. Mein Stolz siegte, ich blieb, um nur noch eine schmählichere Niederlage zu erleben. Welche Zeit in der Nacht die liebenswürdige Braut mit ihrer Familie zurückgekommen sein mochte, weiß ich nicht und ist mir bis heute gleichgültig; nur so viel kann ich versichern, daß ich am frühen Morgen schon hinaus in den Wald zog, um eine Strecke davon zu vermessen und abzuschätzen. — Bei dieser Gelegenheit war ich allmälig in mir so ruhig geworden, daß ich mir schmeichelte, über diese meine erste Liebe meilenweit hinaus zu sein. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr in das Forsthaus Victorinen

den rieſengroßen Eis-Chimboraſſo meiner männlichen Würde vor die Augen zu ſtellen. Doch er ſchmolz bedeutend zuſammen, als ich ſie wiederſah; denn auch ſie hatte ihre Stellung genommen. — Sie behandelte mich freundlich, doch ruhig und fremd. Niemand fragte mich um die Urſache meines Benehmens auf dem Kirchweihfeſte. So gingen wir vierzehn Tage nebeneinander her. Ich brannte heimlich in verletzter Eitelkeit und verhaltenem Zorn. Gern wäre ich jetzt abgereiſt, nur wollte ich nicht als Beſiegter davonſchleichen; ich mußte ſie doch demüthigen, und wartete nur auf eine Gelegenheit dazu. — Dieſe wurde mir bald gegeben. Als ich eines Nachmittags im Forſte umherſtrich, kam der Köhler zu mir, welcher dort ſeine Meiler hatte, und erſuchte mich, in ſeine Hütte zu kommen, wo Victorine ſchon eine Stunde lang auf mich wartete."

Hier überzog des Erzählers Geſicht eine plötzliche Bläſſe, dann beſann er ſich und ſagte: „Hier muß ich ſchweigen! Nur das Eine mögen meine Freunde wiſſen, daß Victorine groß und edel aus dieſer Unterhaltung von mir hinwegging und mich in Zerknirſchung zurückließ. Ich verſtehe ſie heute noch nicht, mir iſt es, als wenn der vortreffliche Mann die Liebe eines edlen Weibes am Wenigſten verſteht, wo es gilt, mit der Liebe zugleich die Ehre zu retten! — Der Moment hat mich verführt, Euch die Geſchichte meiner erſten Liebe zu erzählen, ſei es denn, ſoweit ſie mein gehört und ich darin ſelbſt eine komiſche Figur ſpiele.

„Der Sonnabend," fuhr Benedict fort, „welcher dem Sonntage vorherging, an welchem Victorine mit dem alten General verbunden werden ſollte, war der wunderlichſte Tag meines Lebens. Ich fühlte mich unwohl und mochte nicht das Zimmer verlaſſen. Niemand ſchien ſich um mich zu bekümmern, als die alte, halbtaube Hausmagd, welche das Eſſen brachte, und Victorinens Hühnerhund, der treue Amor, welcher es ſtatt meiner

verzehrte. Gegen Abend rollte eine Equipage nach der andern an, und das Haus füllte ſich von Verwandten und Freunden der beiden Verlobten, um den Polterabend zu feiern. Ich hatte Victorinen den ganzen Tag nicht geſehen; nur einmal hörte ich ihre Stimme, als ſie unten in der Hausflur ihren Verlobten empfing. Es wurde endlich Nacht und um das Haus Alles ſo ſtille, daß ich zuletzt weiter Nichts hörte, als das Durcheinanderſprechen der Gäſte unter mir.

Meine Glieder waren gelähmt, als hätte ich eben eine tödtliche Krankheit überſtanden, mein Gehör war aber ſo geſchärft — oder bildete ich es mir nur ein? — daß das Summen des Feſtes und das langausathmende, heimliche Rauſchen des Waldes an der Bergwand hin ſich gegenſeitig in Pauſen ablöſte, wie Sätze in einer Symphonie von Beethoven, welche bald von dieſen Inſtrumenten, bald von andern aufgenommen, weitergeſponnen und wieder an andere zur Variation abgegeben werden. Der General und der Förſter ſpielten in dieſem Concerte die Contrebäſſe. Das muſikaliſche Publicum, welches ich allein ausmachte, war davon ſo gerührt, daß es ſeine beiden Augen zuthat und einſchlief.

Ich mochte lange geſchlafen haben, als ich von einem leiſen Pochen an meiner Stubenthür aufwachte. Ich glaubte mich getäuſcht zu haben; denn im ganzen Hauſe war Alles todtſtille geworden. Ich hatte den Abzug der Gäſte und das Feſt dazu verſchlafen. Die Familie mochte längſt zur Nachtruhe gegangen ſein; — auch ich wollte mich wieder dem ſüßen Schlummer nach Mitternacht in die Arme werfen; beinahe wär' es mir geglückt, da kam es mir vor, als hörte ich wieder ein leiſes Pochen an der Thür. Ich lauſchte, hörte aber weiter Nichts; die Stubenuhr ſchlug zwei. Jetzt hörte ich draußen ein leiſes Geräuſch, nun ein herzhaftes Anpochen. „Es iſt Victorine!“ rief mein Herz; das Blut wollte mir das Herz zerſprengen. „Ja, ſie iſt es!“ ſagte ich leiſer „ſie

hat ſich heimlich aus ihrer Kammer geſchlichen und will mir dieſe ſüßſchauerliche Stunde des Abſchiedes gönnen.“ Zugleich ſtand ihr Bild ſo verlockend, ſo reizend, und doch wieder die Sinne ſo beſtrickend und lähmend vor mir, daß ich mich kaum vom Lager zu erheben vermochte.

„Es gilt einen herzhaften Entſchluß!“ ſagte ich bei mir; „ich brauche nur den Thürriegel zurückzuſchieben und eine Welt voll Seligkeit liegt in meinen Armen!“ Eine andere Stimme flüſterte in mir: „Aber welcher Triumph für dich, wenn du dieſer Lockung widerſtehſt! Welche Demüthigung auch für die ſtolze, ſchöne und doch doppelt untreue Victorine!“ „Und nur noch einen Kuß auf ihren ſchönen Mund!“ ſprach der Verſucher in mir, „dann drücke ſie von dir hinweg und ſage: Ade! — Das iſt der erſte wahre Triumph der Moral, den du feiern kannſt!“ — Das warnende Gewiſſen nahm jetzt die Geſtalt meines alten Lehrers in der Kindheit an; ich ſah ſeine eisgraue Geſtalt, ſein bleiches, eingefallenes Geſicht mit den milden, klaren Augen, ich hörte ſeine Stimme und den Spruch, den er mir gegen die Verſuchungen der Welt mitgegeben hatte: „Wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun und gegen meinen Gott ſündigen?“ — Und eine andere theure, heilige Geſtalt ſah ich bei mir ſtehen, welche mir zu ſagen ſchien: „Sie iſt die Braut eines Andern! Haſt du nicht vor dir, ſo habe doch vor ihr Achtung!“

Doch ich ſollte nicht den Triumph erringen, einmal über eine große Verſuchung geſiegt zu haben; ich war ein zu guter Chriſt, um nicht die Sünde für mächtiger, als das Gewiſſen, zu halten. Ich ſtand an der Thür, mein Ohr an die Falze gelehnt. Ich glaubte ſie draußen ängſtlich athmen zu hören. Nun pochte es wieder an, leiſe, aber dringend.

Ich zitterte vor heftigem Froſt im Schauder der ſich ſpannenden Nerven und ſtand, wie eine Säule, mitten im dunklen Zimmer. Da hörte ich es wieder anklopfen. „Wer da!“ rief ich heftig; ein tiefes Stöhnen war die

Antwort. Ich eilte zum Schnellfeuerzeug, machte Licht an und wartete jetzt mit dem Leuchter in der Hand an der Schwelle auf ein nochmaliges Anpochen. Es erfolgte; ich öffnete die Thür, trat hinaus und vor mir saß, in der Ecke hinter der Thür, — der frierende Amor, Victorinens Hühnerhund. Ich hatte die Thür zurück in das Schloß gedrückt, Amor sah mich mit seinen redlichen, braunen Augen an, und jetzt kratzte er sich hinter den Ohren und klopfte wieder an die Thür, ebenso, wie er es vorher gethan und wie ich es vorher gehört hatte.

Ich wich zurück, vernichtet in das Tiefinnerste der Seele. Ich hatte Alles verloren, selbst das Bewußtsein der Selbstbeherrschung, der Tugend; ich war ein lasterhafter, abscheulicher Mensch geworden, hatte in mir das Bild meiner ersten Liebe und den Glauben an weibliche Ehre tief erniedrigt, — und das Alles um ein Nichts, um einen Hühnerhund, der sich kratzte. Ein Vieh hatte mich um meine Menschenwürde gebracht. Schluchzend, wie ein Kind, warf ich mich einige Minuten auf das Lager, bis ich mich ausgeweint hatte, dann aber faßte ich mir ein Herz, stand auf, packte meine Effecten in den Reisekoffer, machte meine Adresse darauf, gerichtet in die nächste Stadt, poste restante, schrieb einige Zeilen an den Förster, worin ich ihm für seine freundliche Aufnahme dankte, und Grüße an alle seine Kinder bestellen ließ, und hatte am grauenden Morgen schon weit hinter mir das Forsthaus, meine unglückliche Liebe und den schönsten und häßlichsten Traum meiner Jugend liegen. Ich habe seitdem nie wieder Etwas von Victorinen gehört. Es widersteht mir auch, mich nach ihr zu erkundigen. Für mich ist sie gestorben. Mich haben nur der Humor und eine Reise nach Paris von dem Verrücktwerden gerettet. Das Eine habe ich gelernt, die Menschen zu nehmen, wie sie sind."

„Und wo blieb abermals die schlanke Dame auf der Redoute?" fragte der Abt durch das lustige Gelächter der Gesellschaft hindurch.

„Ja so!“ verſetzte Benedict; „möge ſich denn Eure Nachſicht mit der Auskunft begnügen, daß es, wie ich vermuthe, die ſchöne Dame war, welche ich auf Lindeneck im Gartencloſet vor der Kryſtallkugel mit den Goldfiſchen geſehen habe.“

„Wir danken ihr,“ verſetzte der Abt, „im Namen des Convents; denn ſie gab uns die Veranlaſſung, dir zwei Erzählungen abzugewinnen, welche uns bis jetzt gut unterhalten haben; doch iſt noch nicht Mitternacht vorüber, ich kann die Brüder noch nicht entlaſſen. Wer will uns bis dorthin erbauen?“

„Sei es denn!“ verſetzte Erdmann, der Doctor der Medicin, und holte ein Käſtchen, welches er mitgebracht und in die Zimmerecke geſchoben hatte, wieder hervor. Daneben legte er ſeine Taſchenuhr und ſagte: „Nur noch fünf Minuten vor Zwölf! — Mit dem erſten Schlage der Mitternacht öffnet ſich dieſes Grab, und ein Todter wird auferſtehen!“ — Eine unheimliche Stille trat ein; — jetzt hörte man den erſten Glockenſchlag. Erdmann öffnete das Käſtchen und ſetzte einen Todtenkopf auf die Tafel mit den Worten: „Dies iſt der Anfang und das Ende meiner Geſchichte.“

Helena Vallisneria.

„Nie habe ich einen ſo eigenthümlich geformten Todtenkopf geſehen!“ fuhr Erdmann fort; „wie ſich ſo ſteil das Hinterhaupt emporzieht, und der Vorderkopf ſo breit auf der Wirbellinie auseinanderliegt! Hier in ſchnurgerader Linie herunter das Naſenbein, daß der Mund zurücktritt — und wie friſch ſind die kleinen, weißen Zähne! Es iſt ein Wunder aller Schädel! ein eben ſo großes, daß ich ihn gefunden habe! — Ich fand ihn auf dem Kirchhofe in Oelsnitz, als ihn der Todtengräber aus einer neuen Grube herauswarf. Hier Freunde! Schaut ihn genau an — es iſt ein Meiſterſtück des Schöpfers, wie es ihm nicht jeden Tag aus der Hand rollt!“

Johannes nahm den Schädel und hielt ihn betrachtend empor. Er war im Sesselstuhl in ein Halbdunkel zurückgesunken, so daß seine großen, flammenden Augen aus einem heiligen Schattendreiecke hervorschauten. In gelinden, fast unsichtbaren Zuckungen zogen Gedanken über seine Stirne. Sinnend schaute er in die Augenhöhlen des Schädels hinein und sprach endlich:

„O, du beinernes Haus der Gedanken! Wo ist sie hin, die räthselhafte Geisterwelt, welche in dir durcheinanderrang? Du kleines, wunderbares Gefäß, in welchem ein ganzes Weltall — Himmel und Erde — zusammenfloß, sprich, welches Zauberwesen saß in deinen Kreisen, welches diesen Bann zu vollbringen wußte? Sprich, wo ist er hin, der allmächtige Gott, der in dir lag zwischen Ton und Licht, und schuf — Welten und neue Götter, und sich selbst? — Wo ist er hin? Was starren mich so finster deine Augenhöhlen an, und was lacht so höhnisch dein furchtbares Antlitz, auf welchem sonst ein ganzer Geisterfrühling sich auswob und blühte und verging? Bist du nur das Gerüste eines Luftballons, welchem das Gas ausgegangen, das ihn über Himmel und Erde dahintrieb? — Herrliche, feingewölbte Opferschale der flehenden, erbarmungswürdigen Menschheit, was zitterst du in meiner Hand? Ich sah einen wahnsinnigen Harfenspieler, der auf der Zither, deren Saiten zersprungen waren, in herzzerschneidenden und in stummen Weisen herumtastete — bin ich es nicht selbst? —

„Aber welchem Menschenwesen du auch eigen warst — heilig bist du mir immer, wie ein Behältniß, in welchem Gott sich selbst offenbart hat! Wie viele schöne Traumblumen mit bunten, tiefen Kelchen mögen in diesem kleinen Gottesgarten geblüht haben! Ja, ich sehe Euch noch, ihr schönen, feuchten, strahlenden Augensterne, ihr weltabspiegelnden, ja, ich sehe euch, wie ihr noch sonnenhell, herz- und sinnentzückend unter den großen Wimpern ruhet! Es runden sich wieder zu euch empor die feinen Mädchenwangen, es schwellen sich wieder auf die süßen

Roſenlippen, es drängt ſich das zarte Oval des Kinnes weich und weiß mit leichtem Grübchen empor! — Nein! ſolch ein Kleinod kann die barmherzige Gottheit nicht vernichten! — Es regt ſich! Was iſt das?“

Mit dieſen Worten ſtürzte ihm der Schädel aus der Hand.

Der Doctor faßte Johannes beim Arme und ſagte: „Habe ich Sie nicht ſchon längſt vor Gemüthsbewegungen gewarnt?“

Johannes antwortete nicht und verbarg ſein Geſicht in den Händen; der Doctor aber hob den Schädel behutſam wieder auf und bedeckte ihn mit ſeinem Tuche.

Hermann nahm das Wort auf und ſprach für ſich hin: „Die Menſchenſeele blüht, wie eine Seelilie, über dem Reiche des Ungeheueren und einer unergründlichen Tiefe, von Luft, Licht und Waſſer emporgetragen und genährt. Lieblich entfaltet ſie vor dem Himmel ihre Blüthe, während unter ihr ſcheußliche Unthiere wühlen und ſich gräulich wälzen. Schauet nicht in die Tiefe; denn unten liegt das Entſetzen! — und die Wurzeln der ſchönen Pflanze treiben oft mitten hindurch!“

„Ich bin nur inſofern deiner Meinung,“ verſetzte Gotthold, „als du von dem Unergründlichen der Menſchenſeele ſprichſt; aber dieſes Unermeßliche, durchklungen von Unſterblichkeitsahnungen und von ſeligen Geiſtergefühlen, iſt mir Bürge, daß eine Pſyche ihre Flügel leiſe in der rothen Hülle ausbildet, um ſich in einen unſterblichen Frühling emporzuſchwingen. — Wohl iſt der Hintergrund unſerer Seele mit wunderlichen Arabeskenbildern überüberzogen, gleich den Thüren am Taufhauſe zu Florenz; aber wer ſie zu deuten vermag, wird von ihnen auf ein großes Heiligthum, welches ſie verbergen, gläubig ſchließen können. Ja, zur Stunde ſchaut es aus dieſem Hintergrunde vor, wie ein leuchtendes Angeſicht, das uns vom gelobten Lande, in welches wir einſt einziehen werden, prophetiſche Worte zu verkünden ſcheint.

„Was iſt Tod? Johannes! Wenn du einen Strom

in die Erde verſinken ſiehſt, wirſt du glauben, daß nunmehr ſeine Gewäſſer nicht mehr vorhanden ſind? Stellen Sie, Doctor, in Gottes Namen dieſen ſchönen Schädel wieder unverhüllt vor uns her! Nicht wahr, Johannes?"

„Uebrigens," entgegnete der Doctor, „würde ſich das arme Töpfers-Lenchen nicht eingebildet haben, daß ſo lange nach ſeinem Tode noch von ihm die Rede ſein würde!"

„Wiſſen Sie etwas Näheres um dieſen Schädel?" verſetzte Bernhard.

„Nichts weiter, als daß dieſer Todtenkopf, wie mir der Todtengräber verſicherte, der Frau eines Töpfers angehört, welche eigentlich eine Prinzeſſin geweſen wäre; aber wie das Alles zuſammenhängen mag, weiß Gott!"

Der alte Maler Schuber hob jetzt den grauen Kopf empor und ſagte: „Die Geſchichte von der braunen Töpfers-Lene weiß ich auswendig, ich habe ſie ſelbſt noch gekannt, ſo gut, wie ich da meine linke Hand vor mir ſehe; Ihr wißt, daß ich in Oelsnitz erzogen bin. Sie war ein braunes, ſchmächtiges Weib mit großen, hellen Augen und rabenſchwarzem Haare. Wie ſie zuerſt ins Städtchen kam, lachte Alles über ſie, und die Straßenjungen liefen ihr nach; aber nachdem ein fremder Herr, welcher ſich zur Sommerzeit im Orte oft wochenlang aufhielt, ſie für die ſchönſte Frau im Lande erklärt, und bei jedem Glaſe Wein, das er getrunken, darauf geflucht und geſchworen, am Ende aber gar vor Liebe zu ihr ſeinen geſunden Verſtand verloren hatte, ſo gab es von der fremden, ſchönen Frau nicht genug zu reden. Das mußte man ihr auch laſſen, daß ſie gerade, wie eine Kerze, war, und wenn man ihr ſo recht in die ſchwarzen Augen guckte, war es Einem, als könnte man gar nicht wieder hinwegſehen."

„Seht einmal den alten Knaben an," rief Gotthold aus, „er hat ſie fürwahr ordentlich angeſchaut, und ich wollte wetten, er war in die hübſche Töpfersfrau ebenfalls zur Ungebühr verſchloſſen."

„Hm!" meinte der Alte, „war ich doch damals noch

ein alberner Junge, kaum zwölf Jahre alt! Und dann konnte sie auch gar nicht recht Deutsch reden."

„O, so fahre fort," rief der Doctor — „oder fange vielmehr deine Geschichte zu erzählen an!"

„Draußen vor dem genannten Städtchen," begann der alte Maler, „sieht man noch heute ein verfallenes Häuschen. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Töpfer mit seinem Sohne. Der war ein schlimmer, verwegener Junge, so viel man nur von ihm weiß, und that Nichts, als Zitherspielen. Das verstand er aber besser, als Töpfe zu drehen. Kaum hatte der alte Vater die Augen zugedrückt, so schnürte er sein Bündel, schloß die Hütte ab und wanderte in alle Welt. Der Töpferwilm — so hieß man ihn nur — war beinahe im Orte verschollen, wie eine Sommerfliege im Winter, als er auf einmal mit Kutsche und Pferden zurückkam, und eine vornehme Frau mitbrachte. Er kaufte sich das große, rothe Gebäude am Markte, und lebte da, wie der reiche Mann im Evangelium. Der große Reichthum, welchen der Wilm mitgebracht hatte, war es nicht allein, der die Leute, besonders die Weiber, verwirrt machte. Die schöne, braune Frau war es vorzüglich, welche mit ihren sonderbaren Gebräuchen den Leuten viel Kopfzerbrechens machte. Um nur Eins zu erzählen! — Der Wilm ließ im Hofe ein Gebäudchen aufführen, das so schön war, wie keins mehr in dieser Welt. Das Dach blau angemalt, mit goldenen Knöpfen und Schnörkeln verziert, funkelte in der Sonne, wie ein Altarkelch. In diesem Gebäude aber war ein einziges Gemach, das noch schöner war, obgleich sich an den Wänden keine Fenster befanden, sondern nur ganz oben an der Decke eine runde Oeffnung, daß die Engel im Himmel jede Stunde hineinschauen und ihre Freude an all' dieser Herrlichkeit haben konnten. Von einem Maler aus Dresden ließ er dieses Gemach mit närrischen Figuren und allerlei Blumen ganz schön und bunt ausmalen und vom Schlosser und Goldschmiede aus vergoldeten Eisenstäben und vielerlei Zierrath eine Thür daran machen. Das

ging aber Alles ſo heimlich, daß man ſelbſt von den Bauleuten Nichts, und nur die ganze Geſchichte von den Nachbarsleuten, welche aus den Dachluken auf den Hof hinunter ſahen, und ſonſt hier und da Etwas davon erfahren konnte. Damals ging allgemein das Gerede, der König wolle heimlich in die Stadt kommen und ganz in der Stille beim Wilm, der jetzt auf einmal gar ſehr hoch angeſehen wurde, den Winter über wohnen, um einmal bei einem Kruge Bier von den Regierungsſtrapazen auszuruhen. Deswegen, glaubte man, wäre nun eben das ſchöne Gebäude ganz beſonders gebaut worden. Aber was geſchah? Man ſollte es freilich nicht denken! Eines Tags reiſte der reiche Wilm in das Land. Nach einigen Wochen kam er zurück, und brachte eine große, weiße Kuh — ein ganz ſchönes Stück ſoll es freilich geweſen ſein — mit heim. Die braune Frau ſoll beim Anblick dieſer Kuh außer ſich vor Freude geweſen ſein. Man ſagt, ſie wäre mit Liebkoſungen ihr ſogar um den Hals gefallen. Siehe da! und das war der König, der das ſchöne Gemach im Hofe bekam; und wir wußten nun alle im Städtchen, daß man auch überaus ſchöne Kuhſtälle bauen könne. — Unter den Dienſtleuten, welche Wilm mitgebracht, war auch eine kleine Engländerin, welche ziemlich gut Deutſch ſprach, und mit dem Gaſtwirthsſohne gegenüber einen Liebeshandel angeſponnen hatte. Durch dieſe Mittelsperſon brachte man endlich heraus, daß die braune Frau alle Tage dieſe Kuh ſelbſt waſche und füttere, und ihre vergoldeten Hörner mit Blumen bekränze.

Nun wußten Alle auf einmal, woher Wilm ſo reich geworden war; denn daß dieſe Kuh eine Hexe war, und ihm Geld machen mußte, das war gewiß. Den Sonntag darauf ſtand der Pfarrer auf der Kanzel mit einem blutrothen Geſicht, und predigte, daß ihm die Perrücke wackelte, und, wie das ſonſt immer war, man ſeine Stimme beſſer draußen vor der Stadt, als in der Kirche ſelbſt, verſtehen konnte. In dieſer Strafpredigt aber malte er den Wilm und ſeine Frau ſo kennbar ab, daß man ihn

und ſie mit Händen greifen konnte. Ich war damals gerade der Blaſebalgtreter und mit auf dem Chore. Der Pfarrer warnte die ganze Gemeinde vor dem Teufelsſpuk, der in neueſter Zeit zur Strafe unſerer Sünden, im Städtchen durch ein einziges verlorenes Schaf aus unſerer Mitte ſich eingeſchlichen habe. Er drohte mit Krieg und Peſtilenz, wenn noch lange der böſe Geiſt in einer weißen Kuh im Orte angebetet würde; denn das wäre eben das goldene Kalb der abtrünnigen Israeliten in der Wüſte; das ſie mit abgöttiſchen Tänzen und Opfern verehrt, nur daß nunmehr daraus eine ſilberne Kuh geworden wäre!

Das war Oel in das Feuer! — Nach der Kirche verſammelte ſich Alt und Jung vor Wilm's Hauſe. Juch! mit Steinen in die Fenſter hinein, und mit dem Geſchrei: „Teufelsbanner, wo biſt du? Heraus mit dir und der braunen Hexe und der Teufelskuh!“ — Man hörte drinnen im Hauſe laut ſchluchzen und heulen. Auf einmal aber that ſich die Thür auf und Wilm trat heraus. Ich ſehe ihn noch heute. Er hatte die Hände in den Taſchen, und ſah ſo freundlich und ruhig im Geſichte aus. Alle waren todtenſtill, wie ſie ihn ſo vor ſich ſtehen ſahen. Aber auf einmal war ſein Geſicht finſter, als er ſprach: „So bewillkommnet Ihr Euren Spielkameraden, Ihr Freunde! Kam ich deswegen zu Euch zurück, damit ich mit meinem Weibe von Euch gemißhandelt würde? Was wüthet Ihr gegen mich? Hab' ich je Einen unter Euch von meiner Schwelle hinweggewieſen, habe ich je einen unter Euch mit Wort oder That gekränkt? Trete dieſer vor, damit ich ihn um Verzeihung bitte! Schulkameraden, Freunde und Bekannte meines Vaters, redet! — Ich bin bereit Rechnung zu halten und auf Ehre zu bezahlen, was ich Euch ſchuldig bin. Ich ſehe Euch in Sonntagsröcken, und mit heiligen Büchern unter den Armen; kommt Ihr nicht vom Hauſe des Friedens und der Bruderliebe, die uns dort gepredigt werden ſoll?“

„Fürwahr!“ unterbrach jetzt der Doctor den Erzähler, „solche Geschichten und solche Reden hätte man nimmermehr bei diesem Graukopfe gesucht! Wer dächte, daß so ein alter Tannenbaum noch blühen könnte?!“

„Je nun,“ versetzte Schuber, „ich habe diese Geschichte tausendmal erzählen gehört, und wieder erzählt, da findet es sich von selbst, daß man sie Wort für Wort auswendig weiß!“

„Weiter, alter Freund, weiter!“ rief Erdmann.

„Die Leute waren nach dieser Anrede,“ begann wiederum Schuber, „mäuschenstill geworden, und Alles wie umgewandelt. Wie aber jetzt die junge, braune Frau händeringend und schluchzend vortrat, da fingen die Weiber, welche auch dabei waren, alle mit an zu weinen, und den Männern Vorwürfe zu machen. Die sonstigen Kameraden Wilm's traten zu ihm, und gaben ihm zur Versöhnung die Hand. Sie sagten ihm aufrichtig, wie es gekommen und gegen ihn ein Jeder in Zorn gerathen wäre. Sie baten ihn wegen seiner Zauberkuh um Aufklärung.

Hierauf sprach Wilm: „Liebe Nachbarn und sonstigen Freunde, tretet Alle um mich herum, und hört mich an!

„Ich bereue es, daß ich seither vielleicht mit Unrecht ein Geheimniß aus meinem Leben und Treiben unter Euch gemacht habe. Böse Zungen haben dies mißdeutet. Doch von dieser Stunde an sei nichts Fremdes zwischen mir und Euch! Leiht mir auf kurze Zeit Eure Ohren!

„Die Meisten von Euch haben mich noch als einen Knaben unter Euch gekannt. Ihr wißt noch, wie ich blutarm nach meines Vaters Tod in die Fremde zog. Mein Weg ging nach Hamburg. Dort, keinen Heller Geld in der Tasche, aber Hunger im Leibe, und Leichtfertigkeit im Kopfe, schlenderte ich mißmuthig durch die Gassen. Bald gesellte sich ein hübsch gekleideter Mensch zu mir, und ich war ganz gerührt von seiner Freundschaft, zumal er mich in eine Herberge führte, und mir auftragen ließ, nach was mir nur gelüstete. So eine

Freundschaft hatte ich mein Lebtage noch nicht gefunden. Er schwur mir ewige Treue und ich ihm; dabei weinten wir, wie zwei Kinder. Ich wußte mir es demnach gar nicht zu erklären, warum die Wirthin mir mit Winken auf meinen Freund immer Zeichen machte. Ich ließ mich dadurch aber nicht in meiner Eßlust stören, und mir schmeckte dabei immer ein Glas Punsch besser als das andere. Endlich war es Nacht geworden. Da ich aber in meine Herberge zurückkehren wollte, ließ das mein neuer Freund nicht zu, sondern bat mich vielmehr so dringend, noch ein Stündchen zu sitzen, und dann mit zu ihm in seine Wohnung zu kommen, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte, vielmehr seinen Antrag bei meiner armseligen Lage gern annahm. Indem ich so bei ihm sitzen blieb, trank er mir fleißig zu, und ich that ihm nicht minder fleißig Bescheid. So kam es, daß ich ziemlich trunken geworden war, als wir um Mitternacht aufbrachen, um in die Herberge meines Freundes zu gehen. Er bezahlte die Zeche und schleppte mich nunmehr von einer verschollenen Gasse zur andern, so daß mir das lange Kreuz- und Quergehen fast befremdend vorkam. Wie wir aber endlich um eine finstere Ecke herumbogen, da hatte ich auf einmal ein Pflaster vor dem Munde, daß mir das letzte Wort, das ich sprechen wollte, zur Hälfte darin stecken blieb. Zugleich rissen mich drei bärenfeste Kerle zu Boden, knebelten mich, und mein inniggeliebter, neuer Freund war so gut und half mich mit in einen Kahn schleppen. Nun ging es mit starken Ruderschlägen schnell die Elbe hinunter. Ich konnte mich weder rühren noch wenden; denn meine Hände und Füße waren so fest gebunden, daß das Blut darinnen erstarrte. Was ich in dieser Stunde gedacht, weiß ich selbst nicht mehr. Mit unaussprechlichen Schmerzen suchten meine Augen oben am Himmel unter den Sternen herum, ob sie nicht vielleicht den lieben Gott ansichtig würden, der mir jetzt allein helfen konnte. Endlich graute der Morgen, und bald ging auch die Sonne auf

so hell und freundlich, als wären lauter Engel auf der Welt. Da gelangten wir mit dem Kahne an ein großes Schiff. Wie ein Ballen Baumwolle, wurde ich hinauf an Bord gehoben und unten in den Schiffsraum gebracht, wo ich bereits über dreißig Unglücksgefährten antraf, und von ihnen erfuhr, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen wären. Ich warf mich im Winkel auf mein Stroh und weinte bitterlich, obgleich ich dennoch auch im Herzen froh war, daß wir das Pflaster vom Munde und wenigstens von den Füßen die Bande genommen worden waren. In meinem Leben habe ich nie so inbrünstig zu Gott gebetet, wie damals. Er hat sich auch väterlich meiner ferner angenommen.

„Als wir auf die offene See gekommen waren, ließ man von Stunde zu Stunde je Sechs zu Sechs auf das Verdeck kommen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ich auch meines hamburger Freundes gewahr. Er gab sich mir als einen Korporal der Schiffsmannschaft zu erkennen, und eröffnete mir, daß ich nunmehr die Ehre habe, ein braver, engländischer Soldat zu sein, und eben im Begriffe wäre, nach Ostindien zu segeln, um dort ruhmvoll gegen die Maratten-Indianer zu streiten. Da er mir eine Flasche Rum und einen harten Thaler gab so versöhnte ich mich mit meinem Schicksale. Von den Abenteuern der Seefahrt laßt mich schweigen. Genug, daß ich bereits nach einigen Monaten darauf in Ostindien als ein rothgesottener Engländer mit gegen die Maratten vorgetrommelt wurde. Bald gab es eine wüthende Schlacht, und ich wüthete mit, wie ein ech'er Deutscher, der sich auf Gehorsam versteht. Das dauerte aber nicht lange, so lag ich ruhig in einem Graben und träumte von allen himmlischen Heerschaaren. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem hohen, düsteren Gemache auf einer weichen Matratze. Da in den Wänden keine Fenster waren, so fiel nur durch die offene Thüre ein spärliches Tagelicht herein. Im ganzen Gemache war sonst Nichts, als nur ein wüstes, drei-

köpfiges, indianiſches Götzenbild, das aus dem Winkel hervor mich anſtierte, zu erblicken. Ich griff nach meinem Haupte, an welchem ich einen dumpfen Schmerz empfand. Es war feſt verbunden, und ich merkte nun wohl, daß mir ein braver Maratte mit ſeinem Säbel ein Andenken über die ganze Säbelfläche gegeben haben mochte. Nach Schädel einiger Zeit kam ein alter, bärtiger Mann zu mir herein, und beugte ſich zu mir herunter. Seine freundlichen Blicke thaten mir inwendig wohl. Ich konnte erſt ſpäter, nachdem ich ein wenig die Landesſprache begriffen hatte, mich mit ihm verſtändigen. Es war ein indiſcher Prieſter und that an mir gleich einem barmherzigen Samariter. Er hatte mich den Tag nach der Schlacht noch lebendig unter den Todten gefunden, und in ſein Haus aufgenommen. Mit allerlei edlen Salben hat der Heide chriſtlich meine Wunde geheilt, und mich mit Speiſe und Trank erquickt, ſo daß ich bald von meinem Siechthume genas. Eines Morgens aber gab er mir ſeinen Segen, und entließ mich.

„So war ich nun in Gottes freier Welt unter dem glühenden Himmel Indiens allein, und ohne ein menſchlich' Weſen zu wiſſen, das mich gekannt und meiner ſich angenommen hätte.

„Als ich aber ſo betrübt einherſchlich, begegnete ich einer Gauklerbande. Da ich ſie grüßte, hielt ſie an, und die jungen Leute begannen mich aufzuziehen, indem ſie Schalkheit mit mir trieben. Nun hatten aber dieſe Gaukler auch muſikaliſche Inſtrumente bei ſich. Da griff ich nach einer Zither, welche ich zu ſpielen verſtand. Als ich nun das Saitenſpiel in der Hand hatte, fing ich an es zu rühren mit ſolcher Luſt und Freude, als wäre ich wieder daheim im Elſterthale beim Pfingſttanze geweſen. Das gefiel den Leuten über alle Maßen, ſo daß ich bei ihnen bleiben mußte, und bei allerlei Narrenspoſſen, die ſie in den Städten aufführten, mit Zitherſpielen diente.

„Während wir uns einige Zeit in Punah, der Haupt-

ſtadt der Maratten, aufhielten, ging ich einſt mit meinem Zitherſpiele an den fürſtlichen Gärten vorüber. Es war Abend, und die goldenen Sterne ſtrahlten ſo hell, die Luft war ſo lau, und mit tauſendfachen Blumendüften wob und flüſterte es ſo heimlich mild durch alle Baumwipfel und Stauden, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Ich ſetzte mich dort auf einen Stein und träumte für mich hin. Da klang eine ferne Stimme aus dem Garten zu mir heran. Das ſang ſo gar ſüß und ſchmelzend, als wollte es mir das Herz aus der Bruſt herauswinden.

Wie ich die Weiſe wegbekommen hatte, ſpielte ich mit meiner Zither darein, als wäre ich dazu beſtellt geweſen. Die Stimme ſchwieg endlich, und ich wollte ſchon traurig fortgehen, als mir der Verſucher in das Ohr raunte: „Wilm! die Gartenmauer iſt nicht gar zu hoch, da hinüber ging es auch noch.“ Ich warf die Zither auf den Rücken, und hob mich hinauf. Aber wie ich da hinunterſchaute, war es mir, als guckte ich mitten in das Paradies hinein. Viele bunte Lämpchen hingen an allen Ecken und Enden, und beſchienen zierlich geſchlängelte Wege, welche ſich durch die Blumenbeete hindurchwanden. Hier und da ſchienen im Lampen- und Mondenſchein bunte Säulchen mit goldenen Pfeilſpitzen. Die Lilien und Roſen mit tauſend andern Blumen wiegten und neigten ſich flüſternd untereinander, als hätten ſie ſich Wunder was zu erzählen gehabt. Mir wurde dabei ſo weich zu Muthe, daß ich auf einmal hätte ſterben mögen. Als ich aber jetzt am äußerſten Ende des Gartens ein kleines, thurmartiges Gebäude, das ganz von Porzellan und Gold zu ſein ſchien, ſo recht lockend ſchimmern ſah, da glitt ich leiſe die Wand herunter und ſchnürte mich im Schatten der Gebüſche längs der Mauer hin darauf los.

Ich hätte ganz unbemerkt hinangehen können, wenn nur nicht zwei helle Lampen dicht dabei gebrannt hätten. So ſtand ich dort und wußte nicht, was ich thun ſollte,

zumal mir eine heimliche Angſt ankam. Aber auf einmal hörte ich die Mädchenſtimme im Wunderhauſe wieder ſo ſchmerzlich ſüß ſingen, daß ich davon wie trunken ward. Die zwei Lampen hingen niedrig, und ich hatte ſie ausgeblaſen, ehe noch mein Herz dreimal gepocht hatte. Niemand hatte es bemerkt, denn der Geſang ging in Einem fort. Schon wollte ich mich hin zur Thür ducken, um vielleicht durch das Schlüſſelloch zu ſpähen, als ſie ſich auf einmal öffnete, und zwei Frauenzimmer daraus hervortraten. Sie ſtanden eine ziemliche Weile da, und ſprachen miteinander. Wären ſie ſtill geweſen, ſo hätten ſie mein Herz pochen hören können. Endlich entfernten ſie ſich und verſchwanden in einem Laubengange. Im Gemache drinnen begann aber die Stimme wiederum zu ſingen. Die Thür war zur Hälfte offen ſtehen geblieben, ich kroch hinan und blickte hinein. Wie war das da drinnen ſo ſchön gleich einer Weihnachtsſtube, und doch noch überaus ſchöner! Das war aber noch nicht genug; denn mir gegenüber auf rothſammetnen Polſtern lag ein jungfräuliches Weib mit zwei Augen — mit zwei Sternenaugen, die emporgerichtet waren, und mir doch in die Seele hineinguckten. Auf einmal jedoch ſprangen mir Thränen in die Augen, und ſchluchzend, wie ein Kind, legte ich mein brennendes Angeſicht auf die Schwelle. — Aber, lieben Freunde, daß ich Euch beſchreiben könnte, wie nun Alles gekommen iſt! Ewig werde ich dieſer Stunde gedenken, wo ich, der ärmſte Fremdling des Landes, mir das Herz meiner Madhawi, der Schweſter des Fürſten der Maratten, eignete! Wie es kam, daß ihr Haupt an meiner Bruſt lag, wie es kam, daß ſie mein ward, heiß geworben und gewonnen, weiß ich ſelbſt nicht. Seitdem aber kam ich jeden Abend mit Beihülfe ihrer Amme, welche wir in unſer Geheimniß gezogen hatten, zu ihr in den Pavillon des Gartens. Wie wir nun recht erkannt hatten, daß wir nimmermehr von einander laſſen konnten, da beſchloſſen wir, vor dem Zorne des fürſtlichen Bru-

bers zu entfliehen. Ich hatte mich nunmehr auch von den Gauklern, als sie Punah verließen, mit dankbarem Herzen getrennt, und hielt mich von nun an in einem Hause der Vorstadt verborgen. In einer mondlosen Mitternacht hielt ich auf Verabredung mit zwei muntern, schönen Rossen, welche ich von dem Golde meiner Braut gekauft hatte, an einer versteckten Thür des Gartens. Kaum hatte ich das Zeichen gegeben, so erschien meine Madhawi und überbrachte mir einen Theil ihres Vermögens in verschiedenen schweren Kästchen. Bald waren die Mantelsäcke gepackt und das eine Roß damit beladen, auf das andere aber schwang ich mich, und hob mein flüchtiges Kleinod empor zu mir an mein pochendes Herz. Wie ein gehetztes Reh, flog ich mit meiner Beute davon. Bei Tage hielten wir uns in den Wäldern verborgen, zur Nachtzeit aber setzten wir unsere Flucht fort, bis wir endlich an eine französische Factorei gelangten. Die Europäer nahmen uns gastfreundlich auf. Wir wurden sicher an die Meeresküste gebracht, wo uns ein Kauffahrteischiff aufnahm, und uns sicher nach Marseille brachte. Dort ließ sich meine Madhawi taufen, und bekam den Namen Helena India; worauf sie mein theures Ehegemahl wurde. Die Liebe zur Heimath trieb mich wieder zu Euch, Ihr Freunde! Aber mein armes Weib konnte sich mit unserem Klima nicht befreunden. Vorzüglich sprach sie mir täglich von einer weißen Kuh, welche sie daheim gepflegt hatte. Wer mag seinem Weibe, das selbst fürstlichen Stand, Reichthum und schöne Heimath — ja, Alles Einem aus Liebe geopfert hat, nicht gern das abgeschiedene Leben erheitern? Ich ließ demnach ein Gemach, dem ähnlich, in welchem in Indien ihre weiße Kuh stand, in meinem Hofe erbauen, und kaufte ihr ein ähnliches Thier im benachbarten Baierlande. Einer unter Euch, Friedhold, hat mir ja selbst den Einkauf besorgt."

Die umstehenden Bürger fuhren jetzt alle auf den alten Friedhold hinein, und hätten ihn beinahe wegen

seiner Schweigsamkeit gemißhandelt, wenn es Wilm nicht verhindert hätte.

Von nun an lebte Wilm hoch angesehen in der Stadt, und wurde ein Jahr um das andere Schützenkönig, zumal er jedesmal der ganzen Schützengesellschaft drei Fässer bamberger Bier dabei zu vertrinken gab. Wen die Noth drückte, der wendete sich an Wilm; wer Rath bedurfte, der ging zu ihm, und Jedem diente er redlich.

Als aber die ausländische Bank, bei welcher er den größten Theil seines Vermögens stehen hatte, Bankrott machte, und er fast Alles dabei verlor; wie endlich bald darauf sein Haus in Feuer aufging, so daß ihm Nichts übrig blieb, als Weib und Leid, und das Häuschen seines Vaters in der Thongrube, da war die Herrlichkeit mit ihm dahin, und alle Beutel und Hausthüren vor ihm zu! — Ihn kümmerten aber die vornehmen Gevatterschaften wenig. Ruhig drehte er in seiner Hütte auf der Scheibe wieder Töpfe und Schüsseln, und seine Lene trug sie zum Verkaufe auf den Markt. So nährten sie sich redlich und wie brave Handwerksleute. Die junge Frau aber wurde immer trauriger und starb nicht lange nachher im Wochenbette. Den Tag nach ihrer Beerdigung fand man das Töpferhaus verschlossen — von Wilm war aber nirgendwo mehr eine Spur zu finden.

Wenige haben ihn bedauert, Alle aber, denen er Gutes gethan, ihm sein Schicksal gegönnt! — Das ist Alles, was ich von Wilm und seiner braunen Helene mit der weißen Kuh erfahren habe." —

„Deine Geschichte, Alter!" versetzte Johannes, „ist ein neuer Beleg, daß das ganz gemeine Leben dem herrlichsten und heiligsten Gefühle gegenüber immer Recht behält. — Wie wird mir so eigen zu Sinn, wenn ich nun diesen kleinen, schönen Schädel aus Indien vor mir sehe! O du arme Seele des Heimwehs, du zarte, fremde Blume, mußte dich darum die Liebe aus dem heimath-

lichen Boden reißen, damit du wurzellos im fernen, trüben, harten Norden verkümmern und verwelken ſollteſt?“

„Sie war eine Vallisneria“ — verſetzte der Doctor. „Tief unten auf warmem Meeresgrund blüht die räthſelhafte Blume auf, bis ſie die Allgewalt der Liebe fühlt und ſich von ihrer Wurzel losreißt, emporſteigt zur Oberfläche des Waſſers in das neue Element der Luft, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu ſchwimmen, ſie zu lieben, und vergehend wiederum zu verſinken.“

Ungeheißen brachte der Wirth jetzt einen Korb alten Rheinwein, welchen er im Keller an einem heimlichen Fleckchen aufgeſpart hatte, herauf. —

Wie könnte ich aber dieſe Stunde genugſam ſchildern, welche hier die Freunde vereinigte zum höchſten menſchlichen Geiſterleben!

Es ſcheint, als wenn zu ſolcher Friſt dann und wann der allliebende Gott Vater ſeine Lieblingskinder auf den Schooß hebe, an ſeine ſchlagende Weltbruſt drücke, und das ſtaunende Weſen auf das Pochen ſeines Herzens lauſchen laſſe! —

Der Doctor aber rief, indem er die Gläſer von Neuem füllte: „Ich ſehe es mit meinem innern Auge, wie jetzt meine Seele dunkelblau wird gleich dem Himmel in einer warmen, klaren Auguſtusnacht, aus welchem Stern um Stern klingend hervorſpringt! Das aber iſt mir klar, daß ein Weinglas der beſte Operngucker iſt, durch welchen man das Schauſpiel im O, das die Welt bedeutet, und Raum hat in unſerem mit Haut überſpannten, kleinen Schädel, beobachten kann.“

„Nicht in dein egoiſtiſches Schneckenhaus hinein!“ entgegnete Gotthold; „ſtrecke lieber deine geiſtigen Fühlhörner vor, denn es giebt einen gnädigen Regen.“

„Habt Erbarmen mit dem Sünder!“ verſetzte Johannes; „denn ſeht Ihr nicht auch den pythiſchen Gott über ſeinem Haupte die Leier ſtimmen?“ —

So ſaßen mit tiefheiterem Geſpräche die Freunde zuſammen bis zum grauenden Morgen; da aber füllten

ſie noch einmal ihre Becher, tranken zum Andenken der Vallisneria Helena, und ſchieden von einander.

Auf dem Heimgange über die Brühl'ſche Terraſſe nahm Bernhard den Arm Benedict's, indem er ihm ſagte: „Trifft ſich das nicht recht eigen, daß ich der Sachwalter der ſchönen Gräfin von Steinfelden bin? Da ſie vor Kurzem hier angekommen iſt, ſo iſt es leicht möglich, daß ſie einen Maskenbeſuch auf der Redoute gemacht hat. Ich habe für ſie das alte Palais, welches ihrer Familie hier gehört, in Stand ſetzen laſſen; in den nächſten Tagen kann ſie es beziehen. Willſt du heute vor Tiſch mit mir das Palais anſehen, ſo hole ich dich gegen 11 Uhr ab." Benedict ſagte zu und verabſchiedete ſich von Bernhard, welcher an das granatene Ohrgehänge ſeiner Fee und an den Schlaf dachte.

Der Sonntagvormittag mit seinen Glockentönen und Orgelklängen hegte wohl noch die meisten unserer Freunde in ihren Betten, als Bernhard und Benedict schon wieder auf dem Wege nach dem alten Palais waren. Der junge Franzose Leclerc hatte sich ihnen angeschlossen.

Das Rococcopalais.

Als sich die Freunde dem Gebäude näherten, deutete Leclerc darauf hin mit den Worten: „Da sehen wir die ganze Perrückenzeit in Stein verwandelt! Man wähnt wirklich Reifröcke und Jesuiten an den Fenstern dort, wie Schatten, vorüberschweben zu sehen. Würde das Gebäude aufgeputzt, so wäre es in der neuesten pariser Mode."

„Mir macht es keinen heitern Eindruck," versetzte Benedict, „besonders das schwerfällige Mansarddach, dessen untere Hälfte sich ein wenig, wie ein Koffer, herausbaucht, so daß das Ganze wie ein Sarg auf einem barock verzierten Katafalk aussieht; es fehlt mir das Leichentuch darüber mit den silbernen Buchstaben: Heute mir, morgen dir!"

Bei diesen Worten gelangten sie in den Hof, welcher vorn mit einem Gitterwerke und links und rechts von den beiden Flügeln des Palais, und in der Tiefe vom Hauptgebäude umschlossen war. Dieses trat in einem mächtigen Pavillon hervor, gekrönt von dem Wappen des Erbauers und zwei posaunenblasenden Genien des Ruhms aus Sandstein. Ueber dem Haupteingange stand in großen, vergoldeten Buchstaben: Mon plaisir.

Vor den untern Zimmern befand sich eine Galerie von starken Pfeilern, durch deren Mitte zu dem darüber befindlichen Hauptgeschosse eine freie Treppe dergestalt emporging, daß eine Stufe nach der andern um eine Stufenbreite eingezogen war, während die Ausgangsthüren in das Erdgeschoß vom Boden des Schloßhofes aus unmittelbar hineinführten; denn dort waren Küche, Kellerei, Speise- und Ausgebekammern und die übrigen Räumlichkeiten, in welche das dienende Leben mit der Bereitung der Genüsse und Bedürfnisse für das höhere Dasein in der Beletage vom Baumeister verwiesen war.

Das Gebäude war durchgängig von pirnaischen Sandsteinen aufgeführt, die Flächen zwischen den Fenstern waren mit Pilastern geschmückt, von welchen steinerne Blumenguirlanden herunterhingen. Etwas verwitterte Faune und Satyre trugen paarweise die Brüstungen der Fenster. Bernhard stieg mit den beiden Andern die Stufen der Treppe zum Haupteingange hinan. Als Leclerc den großen, messingenen Thürklopfer, welcher den Kopf einer Eumenide vorstellte, zum Pochen aufhob, sagte er lächelnd: „So pochte die Eumenide der Revolution an die Rococcozeit an, bis ihre Herrlichkeit in Trümmer stürzte.“

Kaspar, der alte Kastellan, öffnete. Er hatte ein zartes, altes Gesichtchen, sein Haupthaar war von Alter und Puder schneeweiß. Er trug es hinten zu einem Zöpfchen zusammengefaßt, welches unter dem Rockkragen stak. Man sah es ihm an, daß er sonst, wenn auch hinter dem Stuhle des gnädigen Herrn, viel feine Gesellschaft um sich gesehen hatte. Er hatte einen brauntuchenen Leibrock an, welcher sich vom Leibe aus nach hinten über die Kniekehlen hinunter verjüngte, eine weiße Köperweste und kurze, schwarzmanchesterne Beinkleider, welche die Strümpfe und Schnallenschuhe in das beste Licht stellten.

Mit dem gewinnenden Lächeln eines Hofmannes ließ er sie in das Vorhaus treten, indem er sich noch einmal

beſonders vor Bernhard verbeugte mit den Worten: „Sie werden, hoffe ich, Alles in beſter Ordnung finden; die gnädige Gräfin kann nun jede Stunde ihren Einzug halten.“

„Sie ſcheinen,“ ſprach Benedict zu dem Kaſtellan, „ſo gut zu dieſen Umgebungen zu paſſen, daß es mir Leid thun ſollte, wenn Sie hier nicht Ihre ganze Lebenszeit verlebt hätten.“

„Eure Gnaden,“ verſetzte Kaspar, „haben dies richtig bemerkt, denn ich bin hier geboren, erzogen, groß und alt geworden; der Herr war mit ſeinem Knechte!“ Sie traten jetzt in einen hellen, viereckigen Raum, in welchem ſich nicht das Geringſte befand, wollte man einen ſchwerfälligen Kamin nicht als Möbel oder Zierrath zugleich gelten laſſen.

„Dies iſt der Vorſaal vor dem Audienzzimmer,“ ſagte Kaspar; „es iſt mit Abſicht ſo ein wenig öde gehalten, damit die Perſonen, welche bei den verſtorbenen Grafen und Premierminiſter antichambrirten, ihre Gedanken nicht zerſtreuen, ſondern vielmehr ſie ſammeln konnten. „Denn wer ſich nicht ennuirt,“ ſagte mein hochſeliger Herr Vater, „der hat auch nie rechten Reſpect vor einer Standesperſon; eine ſolche darf ſich nicht mit andern impressions zuſammenbringen laſſen.“

„Und Ihr hochſeliger Vater war?“ fragte Leclerc.

„Nun Se. Excellenz, Graf Curt von Frauendorf, verſtorben iſt, darf ich ihn wohl auch meinen hochſeligen Vater nennen!“ verſetzte Kaspar mit der ihm eigenen Würde, indem er mit der rechten Hand unter den Rockkragen fuhr und das mit ſchwarzſeidenem Bande umwickelte Zöpfchen, wie einen Rattenſchwanz, hervorſpringen ließ.

„Sie ſind alſo,“ fragte Benedict, „ein natürlicher Sohn des ehemaligen Beſitzers dieſes Palais?“

„Und das einzige Kind?“ fragte Leclerc.

„Wir waren ihrer acht!“ entgegnete Kaspar, „mein übriges, natürliches Stiefgeſchwiſter hat ſich nach und

nach anderwärts, zum Theil auch in der Erde untergebracht, hier bin ich allein noch übrig, um die alte, gute Zeit allmälig hinscheiden zu sehen."

Bei diesen Worten hatte Kaspar die Flügelthür zum Saale geöffnet. Dieser hatte neun Fenster, über einem jedem befand sich das Bild einer Muse mit ihrem Attribut, an den Wandräumen aber, welche die Fenster von einander schieden, immer ein gemalter Riese, jeder in einer von dem andern verschiedenen Wendung des Leibes, wobei der Schicklichkeit hier und dort mit Feigenblättern nachgeholfen war. An der flachen Bogendecke des Saales zwischen den von einschneidenden Halbkreisen geängstigten Stuccaturquadraten flogen Genien mit den Attributen der Gerechtigkeit, des Krieges und Friedens umher. In der Mitte des Saales stand an einem Tische ein mit rothem Plüsch beschlagener Armstuhl, dessen hohe, vergoldete Lehne mit einer kleinen, gräflichen Krone geziert war.

„Hier saß der hochselige Graf," erklärte Kaspar, „bei Ertheilung der Audienzen. Ich hatte gewissermaßen bei ihm die Verrichtung eines Marschalls und ließ die Personen der Reihe nach, wie sie aufgeschrieben waren, herein zu ihm. Ich hätte manchmal für den armen Schlucker reden mögen, so sehr erschraken Viele vor seinem majestätischen Anblick. Er war ein großer, starker Herr, und hatte ein schönes, röthliches Gesicht mit großen, herrschenden Augen, welche er nach Belieben spielen lassen konnte; je nach Umständen vermochte er sanft und schmachtend um sich zu blicken, aber auch im Zorn die Augen unter den zusammengezogenen Brauen rollen zu lassen. Alles war bei ihm Diplomatie.

„Doch hier sehen Sie ihn selbst abgemalt in Lebensgröße in der Blüthe seiner Jahre," unterbrach sich Kaspar und führte sie in ein anderes Gemach, welches das Cabinet des Ministers war.

Den Eintretenden gegenüber im schweren Goldrahmen hing das Porträt mit den unverkennbaren Zügen, welche

die damalige Welt der franzöſiſchen Bildung mehr oder minder gemeinſam hatte. Dieſe feiſten, glatten, lügneriſchen Geſichter mit den falſchen, glänzenden Augen, den wollüſtigen Vampyrlippen, dieſe feinen Manchettenhändchen, wer hat ſie nicht irgendwo, wenigſtens in guten Bildern geſehen, ohne ein herzüberſchleichendes Misbehagen dabei zu empfinden?

„Hier in dieſem Kräpelſtuhle," fuhr Kaspar fort, „ſaß ſein geheimer Secretair Schweinichen manche Stunde mit ihm zuſammen, um die Steuerangelegenheit zu berathen, denn der Hof gebrauchte viel, und wir Standes halber nicht wenig.

„Der gnädige Herr Graf ſelbſt ſagte wohl in Vertraulichkeit zu mir, — denn ich war ſein Liebling von den Natürlichkeiten, wie er uns nannte —: „Sieh' Er, den Schweinichen gebrauche ich, mir die Perlen aus dem Kothe herauszuwühlen, ich kann meine honetten Gedanken nicht daran wenden, den Schweiß der Armuth zu Geld machen; aber da man doch einmal Geld haben muß, ſo bedarf man ſolcher ungehangenen Spitzbuben dazu, wie der Schweinichen einer iſt."

„Hier in der Garderobe," fuhr Kaspar fort und führte ſie in ein kleines Gemach, „ſchlief ich; denn hier in dem anſtoßenden Zimmer hatte der Graf ſein Bett, da ich ihm immer zur Hand ſein mußte, wenn er mich in der Nacht rief.

„Hier dieſe Tapetenthür führt eine geheime Treppe hinauf!" —

Kaspar konnte vor Huſten nicht weiter ſprechen, Leclerc ließ ihn jedoch nicht entſchlüpfen und fragte: „Darf man denn wiſſen, wohin?"

„Als der Herr Graf," fuhr Kaspar ausweichend fort, „wegen eingetretenen Podagra's nicht gut mehr die ſteile Geheimtreppe hinaufſteigen konnte, hat er aufrichtig die Sünden des Fleiſches bereut, und in jener Zeit hat er alle ſeine Diener, welche er, wie geſagt, ſeine Natürlichkeiten nannte, außer mir, anderwärts untergebracht

er konnte ſie nicht mehr anſehen, ſo ſehr kränkte ihn ihr Anblick. Nur ich ließ mich nicht fortſchaffen, ich legte mich heulend, wie ein armer Hund, vor ſeine Füße und ſchrie: „Ich will ja auch gar keinen Vater haben, wenn ich nur im Vaterhauſe bleiben darf!“ Nach einer langen Conferenz mit ſeinem Beichtvater, Seiner Hochwürden dem Generalſuperintendenten, ſetzte er mich hier als Kaſtellan und in ſeinem Teſtamente mit dem Befehle ein, daß ich, ſo lange ich lebe, hier auch Koſt und Wohnung haben ſolle.“

Kaspar führte ſie von hier aus in die Zimmer des anſtoßenden Flügels und ſchnell von dem einen zum andern. Sie waren im beſten Rococcogeſchmack möblirt und äußerſt ſauber gehalten. In einem dieſer Zimmer blieb er auf einen Augenblick vor einem verhangenen Bilde ſtehen.

„Dürfen wir es ſehen?“ fragte Benedict.

„Es iſt,“ verſetzte Kaspar, „das Portrait der Schweſter meines hochſeligen Herrn, der Frau Gräfin Aurora, vermählte von Steinfelden.“ Bei dieſen Worten hatte er den Vorhang vor dem Bilde aufgezogen; es ſtellte eine junge Dame vor, welche liebreizend genug ausſah.

„Sie ſehen hier,“ ſagte Kaspar, eine der ſchönſten Damen, welche einſt hier und am Hofe florirt haben. Sie kam immer drei Monate lang nach der Reſidenz und wohnte bei ihrem Bruder, dem Herrn Grafen, und ich war der Glückliche, welcher ihr immer zum Frühſtücke die Chocolade überbringen mußte. Wie oft lächelte ſie mir zu und ſagte: „Kaspar, Er iſt ein hübſcher Menſch!“

Bei dieſer Erzählung liefen ihm die Thränen ſtromweiſe über die Wangen. Man ſah es ihm an, daß er gern geſchwiegen hätte, aber ſein Herz war zu voll von ſeinen Erinnerungen, als daß nicht einige davon über ſeine Zunge hätten laufen ſollen, zumal jetzt Bernhard fragte: „Lebte der Graf von Steinfelden auch am Hofe?“

„Von Jugend auf!“ verſetzte Kaspar; „er war erſt Silberpage, dann funfzehn Jahre lang Kammerjunker, dann Kammerherr und zuletzt Hofmarſchall und Favorit

des Allerhöchstseligen. Als solcher sorgte er für die Carriere seines Bruders, welcher noch lebt und General ist.“ Benedict verfärbte sich und knirschte heimlich mit den Zähnen. „Als damals,“ fuhr Kaspar fort, „mein Herr, der Graf, in der Gunst der allerhöchsten Herrschaft zu wanken begann, wußte Schweinichen eine Mariage zwischen der Gräfin Aurora und dem Hofmarschall zu vermitteln und Alles wieder zurecht zu bringen.

„Der Hofmarschall war schon ein hoher Sechziger, als er sich mit der Gräfin Aurora vermählte; er war sonst ein guter Jäger. Jetzt hätte er gern einen Leibeserben gehabt, aber die Frau Hofmarschallin sollte ihn nicht eher mit Hoffnung erfreuen, bis sie das Bad in Aachen gebraucht hatte, wohin ich sie auf Befehl meines gnädigen Herrn Vaters begleitete, denn sie hatte mich dazu erbeten.“

„Und der Herr Hofmarschall,“ fragte Leclerc, „wurde Vater?“ —

„Vater eines Fräuleins, das sein einziges Kind blieb, der Gräfin Elisabeth von Steinfelden, welcher nun dieses Palais aus der Erbschaft ihres Oheims angehört.“

Sie kamen jetzt in den Riesensaal zurück, dort wurden sie von dem Director Mehlhose erwartet, welcher ihnen mit höflicher Verbeugung entgegen kam. Er war ein kurzer, wohlgenährter Mann von weichen Formen, wie aus Butter gemacht, mit verschwimmenden, frommen Wasseraugen, wie man im Schweizerkäse findet. Er war in feines, glänzenddecatirtes Tuch gekleidet, nach der neuesten, jedoch sittsam gemilderten Mode. Die Brillantnadel, welche vor der Brust den weißen Hemdstreifen schmückte, hatte die Form eines Kreuzes. Er war der Director einer Erziehungsanstalt für Töchter aus den gebildeten Ständen und Vorsteher einer frommen Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Christenthum unter dem armen Volke zu fördern. Dabei war er ein fleißiger Mitarbeiter an der evangelischen Kirchenzeitung. Als Wahrzeichen seiner guten Gesinnung trug er den kleinen rothen Adler im Knopfloche, welcher sich

nach der Gesellschaft des Civilverdienstordens sehnte. Nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte, wandte er sich besonders an den Geschäftsträger der Gräfin von Steinfelden, Freund Bernhard, mit den Worten:

„Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie hier aufsuche; ich komme von Ihrem Hause, wo ich erfuhr, daß Sie hier zu treffen sind. Gestern habe ich Rücksprache mit der gnädigen Gräfin über die Benutzung der im Palais befindlichen Kapelle genommen, mit der Bitte: sie dem Dienste des Herrn wiederzugeben und uns und einigen Gläubigen zur Abhaltung von Betstunden zu überlassen. Da die Kapelle einen besonderen Eingang hat und auf dem linken Flügel liegt, wo Niemand wohnt und gestört wird, so hat die gnädige Gräfin ihre Erlaubniß dazu gegeben und mich veranlaßt, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Die Eigenthümerin," versetzte Bernhard, „kann darüber nach Belieben verfügen."

„Der gute Kaspar," wendete sich Mehlhose zu diesem, „ist wohl so freundlich, mir die Kapelle einmal zu zeigen?" —

„Der Herr segne Ihren Eingang," rief Kaspar, „und stärke Sie in Ihrem Vorhaben, die alte, gläubige Zeit wieder herzustellen! Ich habe sie noch mit erlebt! Was war sonst für ein Respect in den Menschen vor der Geistlichkeit, dem Adel und der Obrigkeit! — Jetzt lacht man darüber! — Wenn ich es wieder erleben sollte, daß sich die Leute von Auszeichnung wieder puderten und Zöpfe trügen, wie ich das jeder Zeit gethan habe!"

„Tröste Er sich, guter Kaspar!" versetzte Mehlhose, „mit mir arbeiten viele Tausende auf dem Acker des Herrn! — Gott erleuchtet die Gewaltigen und neigt ihr Ohr, und große Dinge werden in der nächsten Zeit geschehen!"

Das Alles sprach Mehlhose fast leise zu Kaspar, welcher mit ihm den Uebrigen voraus auf die Kapelle zuschritt.

„Also auch eine Kapelle habt Ihr hier?“ fragte jetzt Benedict, an die Seite Kaspar's tretend.

„Sie liegt im Pavillon nach dem Garten hinaus,“ versetzte Kaspar. „Der hochselige Herr Graf hielt darauf, daß jeden Abend dem Hausgesinde darin aus dem Katechismo Luther's und der Bibel vorgelesen, auch Sonntags darin gepredigt wurde; denn,“ sagte er einmal bei Tafel, „eher kann ein Fürst ohne Perrücke Audienz geben, als die Religion bei dem Volke vernachlässigen; — nur durch sie hätte er die Phantasie des Volkes, welche außerdem doch nicht beherrscht werden könnte, im Zügel.“

„Wohl gesprochen!“ versetzte Mehlhose, „denn wie die Erbsünde Teufels Antheil in jedem Menschen ist, so ist auch Jeder in Gefahr, in ihr dem Vater der Empörung und des Aufruhrs anheimzufallen. Ja, meine Herren, wer nicht an die Lehre von der Erbsünde glaubt, der ist schon wegen seines Unglaubens ein Rebell!“

Bei diesem Gespräch thaten sie einen Blick in die Kapelle, welche im üppigsten Rococcogeschmacke verziert war, und wie der Altar mit allen seinen Schnörkeln mehr einer großen Allongenperrücke, als einem Heiligthum, so war die ganze Kapelle mehr einem Concertsaale, als einem Bethause ähnlich.

„Es ist recht kalt!“ bemerkte Mehlhose.

„Das ist,“ versetzte Benedict, „eine Wahrheit, welche auch ich zähneklappend bekenne.“

„Dürfte ich,“ fragte Kaspar, „der Gesellschaft mit einer Tasse Chocolade in meinem bescheidenen Stübchen aufwarten?“ Diese Einladung wurde von Allen mit Vergnügen angenommen.

Während der höfliche Kastellan in der Küche die Chocolade bereitete, leitete Benedict die Unterhaltung auf die Bekehrung der Welt zu dem Christenthume des achtzehnten Jahrhunderts. „Ich sehe die Erfolge,“ sagte er unter Anderem, „und begreife nicht das Wunder, welches sie bewirkt. Sie erinnern sich, Herr Director,

daß wir unſere Bekanntſchaft vor fünf Jahren machten. Damals waren Sie, verzeihen Sie mir den Ausdruck, ein Weltkind, wie man nur irgend eines finden mag, und plötzlich gehörten Sie zu den Frommen."

Die Bekehrung Sauli.

„Es hält mich Nichts ab," verſetzte Mehlhoſe, „Ihnen mitzutheilen, wie aus dem Saulus ein Paulus wurde. Wie Sie ſagen: ich war früher ein Kind dieſer Welt, bis ich vor einigen Jahren die Bekanntſchaft eines der Auserwählten machte. Sie kennen ihn; es iſt Karl von Wandelſtern. Als ich vor einigen Jahren eines Abends bei einem Römer Wein einſam und mißmüthig in einer Weinſtube ſaß, trat er, getrieben vom Geiſte Gottes, zu mir und ſprach: „Ich ſehe es Ihnen an, verehrter Herr, es fehlt Ihnen ein Inhalt!"

„Ich verſtehe Sie nicht!" entgegnete ich.

Er faßt mich aber ſcharf in das Auge, während er mir ernſt-freundlich die Hand bot, und fragte mit tiefinnerſter Wehmuth: „Fühlen Sie nicht zuweilen in Ihrem Herzen eine Oede, eine namenloſe Leere, daß es Ihnen iſt, als fehle Ihnen ein unerſetzliches Gut?"

„Wer giebt Ihnen dieſen gräßlichen Scharfblick, Sie mir zur Zeit noch unbekannter, aber doch ſchon jetzt verehrter Freund?" entgegnete ich.

„Noch darf ich vor Ihnen meinen Namen nicht ausſprechen," verſetzte er, „aber was Ihnen fehlt, das Ihnen zu nennen, drängt mich mein Geiſt." Er beugte ſich jetzt zu mir nieder, faßte mich bei den Händen und ſprach mit flüſternder, und doch entſetzlicher Stimme: „Der Glaube!"

Mich traf dieſes Wort, wie ein Wetterſtrahl, welcher einen tiefen, unermeßlichen Abgrund erleuchtete.

„Hier iſt nicht der Ort dazu," fuhr er fort, „mehr darüber zu ſprechen. Zürnen Sie mir nicht, mein Lieber, daß Ihr edles Angeſicht, welches der grundgütige Gott

dazu geschaffen hat, die Schrift der heiligsten Gefühle darauf zu schreiben, mich zu Ihnen gezogen hat. Denken Sie über diesen Augenblick nach, und sollten Sie ein Bedürfniß fühlen, mit mir mehr über das Wort des Heils zu sprechen, so treffen Sie mich jeden Abend beim Sonnenuntergange auf der Brücke bei dem Crucifixe." Mit diesen Worten verließ er mich. Ich ging tiefsinnig in meine Clause und sperrte mich ein. Die ganze Nacht wandelte ich ruhelos umher und starrte in die Tiefe meiner Seele, wovon mir der Schleier weggezogen war. Die grauenvolle Leere des Abgrundes gähnte mir entgegen, „Ja, er hat Recht," rief ich einmal um das andere, „es fehlt mir der Glaube!"

An dieses Wort klammerte ich mich an, es war mir, als wenn daraus der Heiland mir die rettende Hand bieten wollte. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meinen seltsamen Freund am Crucifixe aufsuchen konnte. Selbst dieser Ort des Stelldicheins hatte für mich etwas Tröstliches. Die Nacht verging, der Tag brach an, langsam schlich die Sonne am Himmel herauf, endlich wurde es Mittag. Als ich mich nach Tisch in mein Zimmer zurückgezogen hatte, überfiel mich, wie ein Geharnischter, ein bleierner Schlaf, von welchem ich erst wieder erwachte, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Auf so gnädige Weise hatte mir mein lieber Vater im Himmel die Stunden des Harrens abgekürzt. Ich eilte auf die Brücke. Schon von Weitem sah ich den Boten des Herrn stehen, den er an mich gesandt hatte.

Als ich auf ihn zukam, trat er mir freundlich entgegen, zog mich bei Seite und sagte: „Wie danke ich Ihnen, edler Mann, daß Sie gekommen sind! Sie beschämen mich unendlich." Mich machte diese Bescheidenheit verlegen, er fuhr aber fort: „Ich sündhafter Mensch begann schon zu zweifeln, ob ich in dieser wüsten Zeit ein offenes Ohr für das Wort des Herrn finden würde,

und Sie kommen, um mir zu zeigen, wie kleinmüthig ich im Dienste meines Herrn und Meisters bin."

„Nein!" rief ich begeistert, „zweifeln Sie wenigstens nicht an mir. Sie haben mir gestern genannt, was mir fehlt, aber sprechen Sie, wie erringe ich mir dieses heilige Gut, den Glauben?"

„Fühlen Sie nicht ein inbrünstiges Bedürfniß zum Gebete?" fragte er mich mild und mahnend.

Ich erschrak bei dieser Frage, denn wirklich hatte ich seit Jahren nicht mein Herz zu Gott gewendet.

„Lehren Sie mich," rief ich, „ach, lehren Sie mich wieder beten! Erlauben Sie mir, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten; denn wir stehen hier auf der Brücke in schneidender Zugluft."

„Des Menschen Sohn," entgegnetr mein neuer Freund, „hat nicht, wohin er sein Haupt lege; ich bin fremd auf dieser Erde und habe in dieser großen Stadt noch kein Obdach gefunden."

„O, kommen Sie mit mir!" entgegnete ich, „ewig werde ich die Stunde preisen, in welcher Sie über meine Schwelle treten. Sie wissen vielleicht noch nicht, wer mit Ihnen spricht: ich bin Mehlhose, Director einer Erziehungsanstalt, welche von den Töchtern der vohrnehmsten Familien der Residenz besucht wird. Welche wunderbare Fügung Gottes, wenn Sie mit mir im Weinberge des Herrn arbeiten wollten!"

„Gott will es!" entgegnete mein neuer Freund und Bruder, „Gott will es! Mit diesem heiligen Ausrufe, welcher einst die Christenheit des Abendlandes zum Kreuzzuge nach Palästina begeistert hat, folge ich Ihnen."

Unter dieser Erzählung hatte Kaspar seinen Gästen die Chocolade gebracht. Mehlhose fand sie ganz delicat. „Nach meiner Methode," bemerkte der bescheidene Kaspar, „ließ sie auch immer die gnädige Gräfin Aurora zubereiten."

Nach dieser Unterbrechung fuhr Mehlhose in seiner Geschichte fort: „Ich darf wohl bekennen, daß mit dem von Wandelstern ein guter Geist in meine Anstalt gezogen

war. Wir Alle, ich, meine Frau, meine Kinder, alle meine Fräulein lernten ihn verehren und lieben. Der Ruf der echten Frömmigkeit, welcher sich, wie im heiligen Scheine, um mein Haus legte, vermehrte bald die Zöglinge um die Hälfte, und noch jetzt ist ihre Anzahl im Steigen. Auch bildete sich gar bald unter unserer Leitung der fromme Verein zur Verbreitung des wahren Christenthums im Volke; wir traten in Verkehr mit Berlin und Stuttgart, und der Herr segnete allstündlich unser Werk. Auch hat der grundgütige Herr meinem Bruder Wandelstern schon jetzt ein Zeichen besonderer Gnade gegeben, und ihm Herz und Hand einer meiner älteren Schülerinnen, eines verwaisten, aber mit irdischen Gütern reich bedachten Fräuleins, zugewendet. Er ist jetzt von unseren Brüdern nach Berlin berufen worden, um auch dort als Geheimer Rath an dem neuen Jerusalem zu arbeiten in der Eigenschaft eines Censors."

Die Kukuksuhr, welche jetzt die Stunde schlug, unterbrach den mittheilsamen Mehlhose. „Die Glocke ruft mich," bemerkte er, „zu Seiner Excellenz, dem Minister des Cultus, wo ich die Ehre habe, über die von den Ständen beantragte Preßfreiheit meine Stimme abgeben zu dürfen; die Welt ist von Grund aus verderbt, sie weiß nicht, was sie will! Der Herr sei mit Ihnen."

Mit diesen Worten eilte er hinweg, auch Bernhard nahm mit Benedict und Leclerc Abschied vom Kastellan, welcher, allein zurückgeblieben, die Drehorgel zurechtstellte, um seinem Dompfaffen, welcher im Käfige am Fenster hing, den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" einzustudiren.

Als sich unsere Freunde wieder auf der Straße befanden, sagte Bernhard zu seinen Begleitern: „So sind wir nicht nur wieder auf dem Wege zur Zeit Ludwig's XV., sondern auch schon mitten darin. Noch vor Kurzem sangen die Lerchen von dem Anbruche des Frühlings, aber über Nacht fiel wieder der weiße Puder-

froſt auf Feld und Wald, und die ganze Welt iſt in eine gottſelige Pompadour verwandelt."

„Laß' dich davon nicht irren," verſetzte Benedict, „ſolche ſpäte Nachtfröſte bedeuten einen heißen Sommer. Gerade dann, wenn die ganze Natur ſich in Fäulniß aufzulöſen ſcheint, bereitet ſie ſich zum Frühling vor. Solche Menſchen, wie Mehlhoſe, ſind dazu da, die alte Glaubensform in ihren Verzerrungen zur Scheinheiligkeit widrig zu machen und die neue Idee zur That aufzureizen; ſelbſt die Jeſuiten, welche jetzt in Trier den ungenähten Rock aushängen, werden in ſeiner Taſche den Grundriß zur freien, deutſchen Kirche finden. Auf Wiederſehen am Caſinoabende!"

Vor einigen Tagen war das neueſte Werk des Malers Leſſing: „Huß vor dem geiſtlichen Gericht in Konſtanz." zur Ausſtellung angekommen. Das ſchauluſtige Publikum war beſonders davon angeregt worden. Ueber den Werth des Kunſtwerks war man völlig einverſtanden, nur konnte man ſich nicht über die Richtung der neueren Schule und ihre Bedeutung vereinigen. Als Erdmann die Behauptung aufſtellte, daß erſt jetzt die Malerei ihre Aufgabe erkennen lerne und wir einer Zukunft entgegengingen, wo wir erſt eine wahre deutſche Kunſt erhalten würden, fand er gar bald einen großen Anhang, welcher im lauten Tumulte ihm ſeine Zuſtimmung gab.

„Ich bitte den Abt," rief dazwiſchen Benedict, „mir zu zwei Worten Ruhe zu verſchaffen." Die lautſchallende Glocke in der Hand des Angerufenen ſtellte ſie ſogleich her. —

„Sind wir Deutſchen," nahm Benedict das Wort, „nicht in der Kunſt und Poeſie, wie die Juden, und ſchreien nach dem Heilande, während wir ihn ſchon längſt an das Kreuz geſchlagen haben? Das kommt daher, weil alle unſere Ideale noch außerweltlich ſind, wie die Religion, ſo unſere Nationalität mit allen ihren Organen,

durch welche sie sich verwirklichen müßte; so leben wir in einem fortwährenden Traume, welchen wir die große Zukunft des deutschen Volkes nennen, dort schwimmt unsere Flotte, dort weht unser Reichspanier, dort werden auch die Heilande der Philosophie, Poesie und jeder Kunst geboren werden — die Gegenwart aber, welche wir mit Thaten ausfüllen sollten, um sie lebendig zu machen, benutzen wir zum Verträumen. Doch hier steht die Malerei der Gegenwart in Frage! Die Malerei wird immer dieselben Anfänge und Ausgänge, wie die Poesie, haben. Sie wird zuerst mythisch dem Stoffe und episch der Ausführung nach im Dienste des Staats und der Kirche sein. Diese Aufgabe hat sie in München vollendet, ihren feinsten, mythologischen Ausdruck hat sie dort vielleicht in Kaulbach gefunden. Beginnt der Stoff sich zu vergeistigen, so daß der Maler ihn verwenden kann, zum Ausdrucke seiner bestimmten Gemüthsstimmung, so wird die Malerei lyrisch, wie sie es in Düsseldorf geworden ist und sich in den Meisten der dort gebildeten Künstler ausspricht. Hat endlich die Kunst die Fertigkeit gewonnen, individuelle Seelenzustände darzustellen, so treibt die Zeit, welche ihr Gemüthsleben in der Kunst dargestellt wissen will, den Künstler aus sich heraus und zur Darstellung ihrer innersten Schmerzen und Wonnen in den Parallelen ähnlicher, geschichtlicher Zustände und Personen; sie ist dramatisch geworden, vor Allen in dem Maler Lessing. Sein Hussitenprediger und Huß in Konstanz sind solche Spiegelbilder der gegenwärtigen, innern Geschichte, die in Thaten äußerlich zu werden sucht. Ich könnte nachweisen, wie moderne Tragödie und Lessing's Werke nur verschiedene Strahlen einer und derselben Sonne sind. Es haben daher die deutsche Malerei und Poesie gerade in unserem Jahrhundert ihre höchste Spitze erreicht. Die Ideen, welche jetzt noch Ideale der Kunst sind, werden gar bald in die thatsächliche Wirklichkeit hineinsinken. Während noch Rafael in Rom malte, brach schon die Reformation, und kurz

nach Shakspeare in England die Revolution herein. In solchen Zeiten wird die Kunst real; der Roman und die Genremalerei machen sich breit. Haben wir Deutsche eine Zukunft, so wird sie von Genies der Thatsachen, nicht aber von Genien der Kunst und Poesie erfüllt werden. Da habt Ihr Euren Heilandsglauben!"

Johannes nahm das Wort:

„Unser Freund Benedict hat uns wohl zu belehren gesucht, daß wir ein Recht haben könnten, uns über die Kunstwerke der Gegenwart zu freuen; aber nicht sowohl unser Traumleben in die Zukunft hinaus, es hindert die Meisten an der Anerkennung unserer Zeitgenossen vielmehr; das scheußlichste aller Laster, der Neid. Dieser entsteht aus dem schlechten Bewußtsein, selbst nichts Schönes aus der eigenen, häßlichen Seele hervorbringen zu können. Kaum daß das Publikum ein Werk, sei es im Theater oder auf der Ausstellung, mit Beifall begrüßt hat, so heulen alle Hunde, als hörten sie Musik."

Die enthusiastischen Anhänger Erdmann's schwiegen still, dieser selbst machte einen glücklichen Zurückzug, indem er eine Mappe herbeiholte und die Lithographie, welche der münchener Kunstverein seinen Mitgliedern zugesendet hatte, zur Ansicht herumgab. Auf dem Blatte war eine Scene aus der Ballade „Der Fischer" von Goethe dargestellt.

„Da habt Ihr," rief Benedict, „ein doppelt lyrisches Bild, welches eine Ballade in ihrem eigenen Tone wiedergiebt."

Als Johannes einen Blick darauf geworfen hatte, sagte er mit freudigem Erstaunen: „Und was noch mehr ist, es enthält die zu einem Bilde abgekürzte Lebensgeschichte des Malers und einen Arabeskenzug aus der meinigen!"

„Dieser Abend," rief der Abt, „scheint interessant zu werden, ich fordere dich im Namen des Convents auf,

uns die Erklärung des Bildes aus dem Leben des Künstlers zu geben, so weit es dir gestattet ist."

Johannes begann:

Das Undinenbild.

„Wer noch nicht den alten plattdeutschen Reinecke Fuchs in antikem Versmaße gelesen hat, der lasse sich schnell Göthe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand, den vierzigsten Band, unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830, aus der Bibliothek holen; — und wer deutsches, gemüthliches Philisterleben in das Griechische übersetzt sehen will, der mache sich auf den Weg nach München! Allda ist auch eine vergnügliche Schenke, die heißt: Der Finke! Dorthin wallfahrten gegen Abend die jungen Maler, welche in der neuen Residenz arbeiten, und wieder andere, die dort arbeiten möchten.

Vor einigen Jahren saß dort in der Vesperzeit ein junger Mann mit einem sonderbaren, asiatischen Gesichte, das ungemein polizeiwidrig aussah.

Bei dem zweiten Krügel Bier, das er trank, war er schon mit den frömmsten Historienmalern der Gesellschaft in ein tiefes Gespräch verwickelt. „Ich begreife nunmehr," sprach er unter Anderm, indem er mit dem Deckel des Krügels klopfte, „wie hier der wahre Tiefsinn, der unendliche Mysticismus der Wissenschaft und Kunst gedeihen muß. O, wie verständlich werden mir nunmehr Schelling und Cornelius! Diese schwermüthige Durchgeistigung alles Daseins, welches man außer München gar nicht begreifen, kaum ahnen kann, kommt Einem hier von selbst, wie Rheuma und Schnupfen! Ist denn nicht der Mensch ein Kind der Natur, die ihn fortwährend von Neuem producirt, indem sie in ihm Leib und Seele gewinnt und dadurch zum Bewußtsein gelangt? Ist nicht der hauptsächlichste Weg dazu, daß sie sich von ihm in Fleisch,

Gemüse und Obst, in Kaffee, Wein und Bier verzehren läßt! Heda, Ihr braven Jünglinge! sagt selbst: in welchem Nahrungsstoffe kann die Natur in höherer Vollkommenheit vorhanden sein, als im flüssigen Brot — im Bier? In ihm ist Leib und Geist so eng verschwistert, daß jedes Krüglein davon die ganze Menschheit, ja die Welt vorstellt; es ist der wahre Mikrokosmus!

„Wie anders würde der deutsche, insbesondere der baiersche Volkscharakter und danach die Menschheit sich gebildet haben ohne diese Beihülfe? — „Joseph! Klipp! Klapp!“ — Daher sind wir Deutschen auch das wahre Normalvolk, wovon der baiersche Volksstamm eben deshalb, weil er die Gesammtcultur in das Brauhaus gedrängt hat, die Quintessenz ist. Mit prophetischem Geiste hat davon schon Schiller gesungen:

„D'rum sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft!“

„Joseph! Klipp! Klapp!“

„Ihr aber, Ihr Jünger der Kunst, wie könnt Ihr je glauben, daß ohne den starken Dämon des Bieres der große Meister Cornelius je vermocht hätte, die große Märchengeisterwelt, insbesondere auch die starken, alten Recken, die Trinker des unendlichen Walhallabieres in ihren ehemaligen Menschengestalten heraufzubeschwören?“

Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnengesichter, falteten die Hände über die Bierkrüge, wie über heilige Gnadenmittel, und hörten dem Evangelium, das ihnen eben gepredigt wurde, andächtig zu.

Jener fuhr aber fort: „Ich wage überhaupt die Weltgeschichte abzutheilen in die Zeit des Weines oder die griechische und römische — oder classische Zeit; und in die des Bieres, oder in die germanische oder romantische Zeit! Die erstere war die republikanische, wo Helden, Dichter und Redner, die letztere, wo Ritter und Mönche gediehen.

„O, Ihr sanftmüthigen Freunde, laßt uns streiten

mit aller Macht gegen die neueste Zeit, welche mit Dampfschiffen und mit Dampfwagen auf Eisenbahnen heransaust — unser Panier sei der Münnich in München über dem Stadtthore! — Nieder mit Dampf und Eisen! Nieder mit den aufgeklärten Gaslampen!"

„Pereat!" schrieen die Kunstjünger.

„Allemal!" entgegnete der Philosoph.

Diesem aber klopfte eine lange, hagere Figur mit magerer Hand auf die Schulter und sagte: „Du fröhliches Lästermaul! bist du hier? — Johannes, bist du es denn wirklich?"

Dieser umspannte die dargebotene Hand des Freundes und entgegnete: „Heinrich! ich grüße dich mit ganzer Seele! So viele Jahre liegen zwischen heute und in der Nacht, wo ich von dir Abschied nahm; und doch ist es mir, als wäre nur ein langer Tag vorüber, und der Abend wäre da, wo auf mich herein das bleiche Mondgesicht, das bekannte, alte, trauliche Licht wieder scheint."

Ueber Heinrich's Gesicht flog ein Lächeln, wie ein flüchtiger Sonnenstrahl, der aus den Nebeln über die herbstliche Erde gleitet. Eine undurchdringliche, süße Rauchwolke verhüllte jetzt beide Freunde. Als sich der Nebel nach Mitternacht verzog, sah man Beide mit aufgestemmten Armen vor einander sitzen und sich gegenseitig ansehen.

„Aber sag' an, theuere Seele," begann jetzt Heinrich zu fragen, „was führt dich hierher nach München? Schon längst glaubte ich dich versorgt und aufgehoben mitten unter Acten und begraben in den Armen eines Weibes! Hast du noch keine Lust, ordentlich zu werden?"

„Jenes Glück ist nicht für mich!" versetzte Johannes; „seitdem ich meine Muse gesehen und ihre Stimme gehört habe, muß ich, wie ein Leibeigener, dahin gehen, wohin sie mich schickt. So triffst du mich im Dienste meiner strengen Dame hier in München!

„Da in meinem Reisebündel habe ich mein großes Heldengedicht. Ich will Nichts davon sagen; wenn

aber Diamanten nur die versteinerten Thränen des Erdgeistes sind, so sind diese Verse geronnene Blutstropfen aus meinem Herzen. Es ist ein Kranz von Rubinen, für den ich jetzt eine Bildsäule, einen Altar oder einen Nagel suche, ihn hinanzuhängen; oder soll ich ihn auf die Straße werfen? Ich will dieses Gedicht dem königlichen Dichter weihen."

„Das ist recht schön und gut!" entgegnete Heinrich; „aber vor allen Dingen ist Mitternacht vorbei, wo die Geister wieder zur Ruhe eingehen. Gieb mir deinen Reisesack und komme mit mir, wenn du mit einem armen Historienmaler Dach und Fach theilen willst."

Ohne weitere Worte zog nunmehr Heinrich seinen Freund mit sich fort und in seine Wohnung. Dort wurde die Staffelei, auf welcher ein großes, verhangenes Bild stand, behutsam an die Wand gerückt, Bette und Mäntel in die Stube geworfen, und bald lagen die beiden Freunde auf dem harten Lager zusammen und plauderten so lange, bis der sanfteste Schlaf auf ihre Augen seine Sammethände legte.

Glücklicher Mann, der Umgang hat mit zwei Unsterblichen der Armuth und der Kunst! Nicht in Palästen, aber in niedern Hütten werden die Götter geboren! Mitten in der Wildniß springen die Quellen aus der Erde, die Mütter der Ströme, die Ernährerinnen der Meere, werden erzeugt die Stürme und welterschütternden Gedanken!

In der Wohnung des Malers aber hielt die Armuth ihr Hoflager. Hätten in seiner Stube nicht barmherzige Spinnen versucht die Fenster zu verhängen, nicht der mitleidige Staub die Rohrstühle und die unverschließbare Commode mit weichen Teppichen überworfen gehabt, so wäre gar wenig von Luxus zu bemerken gewesen.

In diese Armseligkeit hinein war dennoch die Poesie der Linien und der Farben, Rafael's Idea, hereinge-

treten. Ich rede von jenem Bilde auf der Staffelei, welche Heinrich ſchon bei Tagesanbruch zum Aerger des ſchlaftrunkenen Freundes hin und her gerückt hatte, bis das Bild endlich in das beſte Licht, und wenn Johannes vom Lager endlich emporſah, auch zugleich ebenſo vor ſeine Augen hingerückt war. Es war ſchon heller Tag geworden und Heinrich machte einen ſo hölliſchen Lärm mit den Kaffeetaſſen, bis endlich Johannes die faulen Augen aufthat.

Da ſtand das Bild vor ihm. Er fuhr in die Höhe, rieb ſich über Stirn und Augen, als wollte er alle Nachtträume verſcheuchen, er blickte wieder hin, aber immer mächtiger trat das Bild in ſeine innerſte Seele. Unverkennbar war darinnen der Fiſcher von Goethe dargeſtellt, wie ihn eben das Meerweib hinunterlockt in die Fluth:

„Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin" —

Dieſes Bild iſt vielleicht hier nnd da einem Leſer dieſer Geſchichte vor die Augen gekommen. Da iſt nicht ängſtlich dem Dichter nachgebetet; der Maler hat mit Linien und Farben die göttliche Ballade noch einmal und ganz eigen gedichtet!

Der Fiſcher, mehr Knabe als Jüngling, ſitzt am Fuße des Felſens am Meere. In der ſchwülen Gewitterluft, welche über ihn hindüſtert, hat er den weiten Mantel von der Schulter zurück und deſſen Ende über den Schooß geworfen gehabt. So mochte er lange geſeſſen haben, bis es endlich auch ſiroccodunkel in ſeiner Seele geworden war; — da hörte er auf einmal ſeltſame Zitherklänge und Liebesworte aus der Ferne herkommen, und endlich eine ſchöne Ondine mit durchſichtigen Nebelſchleiern auf dem Meere herüberſchwimmen. Sie iſt ſchon in der Nähe des Ufers, da wirft ſie Schleier und Lyra zurück, eine weitausgreifende, brandende Woge hebt ihre glänzende Geſtalt hoch in die Höhe und dem erſchrockenen Jünglinge zwiſchen die kräftigen Kniee hinauf.

Schon hatte er den einen Fuß zur Flucht und widerstrebend den linken Arm zurückgehoben, denn dieser ist dem Herzen am Nächsten, wo noch einige fromme Bibelsprüche aus der Schule her verweilen mögen, aber da streckt sich der weiße Ondinenarm so sehnsüchtig aus, ihre rechte Hand faßt plötzlich die Linke des Jünglings, vor dem weichen Drucke ihres Daumens auf dem Goldfinger sinkt diese, wie gelähmt, am Felsen herab; — so ist sein Widerstand auf dieser Seite, aber wie vielmehr ist er auf der andern Seite bewältigt! Unter seinem rechten Arm hinauf hat die Sirene ihren Arm emporgehoben, ihre Hand unter sein dunkles Haupthaar auf den Nacken hineingeschoben, indem sie da mit dem gekrümmten Zeigefinger fest eindrückt. Wie könnte der Jüngling aus der Schlinge sich retten? Hat er noch Blut und Leben, so ist er verloren! — Da sie emporschaut, so hat sie das mit Wasserblumen und Blättern bekränzte Köpfchen, dessen blonde Locken unter dem Kranze hervor wie Feuerzungen nach Luft lechzen, ganz zurückgebogen; das Gesicht des Jünglings wird von dem Zauberblicke, der jetzt in seine Augen zuckt, tief herabgesenkt. Mir scheint es, als blühe um seinen Mund die erste Sünde auf. Welches glühende Schmachten liegt nicht in dem emporschauenden Antlitz des Wasserweibes von der Muskel des Auges über die tiefeinsetzende Nase vor bis zu der gefüllten, aufklaffenden Centifolie des Mundes, um das ganze, runde Apfelkinn herum und nun am weichen Halse hinab, der, wie ein zarter Stiel, das betäubende Blumengesicht zu dem Jünglinge emporträgt! Wer möchte sich wundern, daß der junge Fischer mit trunkenem Haupte in diesen Liebeszauber und in die Wogen hinuntersinkt?

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n!"

Dieses Bild hat aber eine so große Bedeutung, weil es fürwahr die Etiquette der ganzen neuen, an die

Wolluſt verlorenen Zeit iſt. Der unheimliche Berg iſt wieder aufgethan, und Frau Venus jagt mit ihren ſchönen Teufelinen über Berg und Thal. In der Hand trägt ſie das elfenbeinerne Horn; todesſüße Klänge ziehen, wie Schwäne, durch die Luft; darüber vergißt die jubelnde Tannhäuſer-Jugend Vater und Mutter, Himmel und Erde, Vaterland und Freunde, und jauchzt ihr hinterdrein dahin in die lachende Verzweiflung, wo der Tod oder pfäffiſche Heuchelei im Bußgewande die Arme ihr entgegenbreitet.

Johannes ſagte nach langer Zeit, während er das Bild unverwandt angeſchaut hatte, wie für ſich: „Armer Junge, fahr' wohl!"

„Du magſt dieſes Bild angucken, wie du willſt; du wirſt aber doch nicht herausfinden, daß es nur eine Signatur auf dem Leinwandſacke iſt, worinnen meine verderbte, verdorbene und geſtorbene Jugend ſteckt. Johannes, da iſt eine Taſſe Kaffee, laß' ihn nicht kalt werden!"

„Stelle lieber deinen blechernen Topf in Ruhe," erwiederte Johannes, „und erkläre mir das Bild von Grund aus, ich meine mit deinem ganzen Leben!"

„Ach, denke nicht etwa an eine beſonders reizende Geſchichte," verſetzte Heinrich; „mein Leben iſt ebenſo eine unſcheinbare Zwiebel, wie tauſend andere; nur mit dem Unterſchiede, daß ich daraus hervor eine Lilienbüthe gelockt habe — ich meine das alberne Bild hier!

„Du kannſt mir glauben, daß Armuth und ein wildes Herz zwei unglückliche Geſpielen der Jugend ſind. Ich habe Beide mein Leben lang noch nicht verarbeiten können. Ein Hirſch, von zwei tollen Hunden gehetzt, iſt nicht ſchlimmer daran, als ich.

„So weit ich zurückdenken kann — bis in den äußerſten Nebelpunkt meiner Knabenzeit hinaus, finde ich nur ein blaſſes, abgemagertes Weib und einen Knaben, welche, nothdürftig in Lumpen gehüllt, mit umgehangenen Lein-

wandsäckchen durch das Land der Dithmarschen von Gehöfte zu Gehöfte betteln gehen und sich gar sehr vor den Hofhunden fürchten.

„Von einer einzigen Nacht an beginnt die Zeitrechnung meines Bewußtseins. Meine arme Mutter, erschöpft und krank, hatte sich und mich nach Hamburg hineingeschleppt. Ich selber weinte vor Hunger, Müdigkeit und auch vor Schmerz, welchen ich an den aufgesprungenen Füßen hatte. Ueberdies war es im Spätherbste und der Abend kalt und stürmisch, dunkel und wild, wie unser Schicksal. Meine Mutter führte mich lange durch die Straßen, die ihr sehr bekannt schienen, bis wir endlich an ein freundliches Haus gelangten.

„Dort kniete sie unbemerkt nieder und betete eine ziemliche Weile. Wie sie aufstand, sagte sie: „Hier, mein Kind, finden wir vielleicht Obdach, Brot und Heimath! Heinrich, ich habe gebetet, daß Gott das Herz des Mannes, der in diesem Hause wohnt, zur Milde bewege! Ich kann ja doch nicht weiter! Dich will ich nicht gleich mit hineinnehmen. Indessen ich hineingehe, warte ein Weilchen und bete auch du, daß uns Gott erhöre!“ Mit diesen Worten faltete sie meine erstarrten Hände zum Gebet zusammen und ging sodann in das Haus hinein.

„Sie war eine ziemliche Weile darinnen; endlich hörte ich ihre Stimme unter lautem Schluchzen und herzzerschneidend, wie die eines Menschen, der in Todesangst um sein Leben bittet. Da fing ich an, das Vaterunser zu beten, und kam nicht über die Worte hinaus: „Unser täglich Brot gieb uns heute!“ Die übrigen Bitten hatte ich ganz vergessen. Als ich nun sann, wie das Gebet weiter ging und mir endlich beifiel: „Und vergieb uns unsere Schuld!“ da wurde die Thür aufgerissen, händeringend stürzte meine Mutter heraus, hinter ihr drein flog die Thüre gellend wieder in das Schloß und schwere Riegel rasselten inwendig darüber hin.

„Um mich schlang meine Mutter ihre zitternden Arme,

ihre Schürze um meine nackten Füße und drückte ſich nun mit mir lautlos ſeitwärts der Hausthürſtufen in den Winkel. Ueber mich kam eine ſolche Angſt, daß ich nicht ein Glied rühren konnte. Meine Mutter ſprach auch kein Wort, ihre Thränen aber tropften in Einem fort auf mein Geſicht. Da vergingen mir immer mehr die Sinne, und ein ohnmächtiger Schlaf drückte meinen Kopf an die Bruſt meiner Mutter.

„Ich fing endlich an zu träumen, aber ſo ſchrecklich, ſo qualvoll, daß es ſich nicht ermeſſen läßt. In meine warme Bruſt hinein griff eine Hand von Eis, und eine Stimme ſeufzte: „Laß' mich ein Bischen wärmen; ich muß ja ſo erfrieren!" Da ward es auch in meiner Bruſt kalt und immer kälter; nur mitten drinnen im Herzen zuckte noch ein unlöſchbares Fünkchen. Wie aber die Eishand auch da hineingreifen wollte, ſo war es mir, als müſſe mir die Bruſt zerſpringen.

„In dieſem Augenblicke wachte ich auf. Auf meiner Bruſt lag die kalte Hand. Ich griff, wie in der Verzweiflung, danach; es war die Hand meiner Mutter. Ich fuhr ihr in das Geſicht, ich fühlte nach ihrem Herzen — Alles kalt und ſtill! Ich rüttelte ſie, gab ihr die beſten Namen; ſie hörte nicht! Wahnſinnig biß ich ihr in die Schulter; ſie rührte ſich nicht! Wie ein wildes Thier, fing ich jetzt zu brüllen an; aber der Sturmwind, der die dunkeln Wolken über die Häuſer jagte, brüllte noch mehr. Endlich gerieth ich in eine grenzenloſe Wuth. Ich faßte den Stein, der unter meinem Haupte gelegen hatte, mit beiden Händen, und warf ihn gegen das Haus, wo uns das Obdach verſagt worden war. Er ſchlug gegen ein Fenſterkreuz ſo gewaltig, daß alle Glastafeln, wie ein Wehſchrei, hineinſprangen.

„Da wurde Lärm im Hauſe. Ich ſchaffte meine todte Mutter hinauf zur Thür und ſtellte ſie aufrecht. Die Thüre ging auf, ein Mann, welcher in der einen Hand einen Säbel, in der andern ein Licht trug, trat hervor. Wie er aber meine todte Mutter erblickte und

ich ihn anschrie: „Eine Leiche bittet um Einlaß!“ taumelte er stöhnend zurück.

„Was weiter vorging in dieser Nacht, weiß ich nicht; denn jetzt nach dieser entsetzlichen Ueberreizung meines Wesens trat eine Mattigkeit ein, die mir alle Gedanken raubte. Ich weiß auch nicht, was mit mir vorgenommen wurde.

„Ich erinnere mich nur, daß ich bei zurückgekehrtem Bewußtsein in einem schönen, warmen, weichen Bettchen lag, und ein liebliches Engelköpfchen mit blauen Himmelaugen und reichem, blonden Haare, das einfach über der Stirne gescheitelt war, auf mich herunterblickte, und ein warmes Händchen sich auf meine Stirn legte. Verwundert sah ich lange empor in das klare Angesicht des Mädchens, bis es mich endlich fragte: „Ist es dir nun besser? Ich sagte es ja gleich, daß du nicht sterben würdest, wie deine Mutter, die wir vor drei Wochen haben begraben lassen.“

„Wo bin ich?“ rief ich aus.

„Sei nur ruhig!“ entgegnete das Mädchen; „ich höre den Vater kommen, der möchte sonst zanken!“

„In diesem Augenblicke trat auch ein hoher, stattlicher Mann in das Zimmer mit der Frage: „Elsbeth! wie steht's mit dem Jungen?“

„O, Vater! Vater!“ rief das Mädchen, „er macht wieder muntere Augen.“

„So scher' dich hinab in deine Küche!“ entgegnete dieser, und setzte sich auf die Bettpfoste. Ich sah ihn lange an, und er mich wieder, bis er endlich sagte: „Hast du noch keinen Menschen gesehen, Junge? Du bist ein schöner Flegel, wirfst mir die Fenster ein! Nun erschrick nur nicht; sie sind wieder gemacht! Es soll dir auch nicht nachgetragen werden, weil ich meine Ursache dazu habe. Wenn du einen Beefsteak vertragen kannst, so soll dir Elsbeth zwei oder drei Stücke heraufbringen. Ich will schon deinen Doctor machen, daß du wieder auf die Beine kommst! Wenn du aus dem Bette herauswillst,

ſo hängt da gleich an der Wand ein bischen Zeug zum Anziehen.“ Ich wußte nicht, wie mir geſchah; ich ſtammelte ſo Etwas von Dank und Gotteslohn, und andere Bettlerredensarten, welche mir eben beifielen. Er unterbrach mich: „Es ſoll mir lieb ſein, wenn du kein gar ſo böſer Bettelbube biſt, als ich mir eigentlich gedacht habe. Du ſiehſt ſonſt auch nicht übel aus, hat aber der Patron da noch ein paar Gaunereien hinter den Ohren; — nun — ſo weiß ich auch Rath.“ Bei dieſen Worten lachte er ſelbſtvergnügt und wies mir dabei ein paar Reihen unverwüſtlicher Zähne, indem er eine ganz beſondere Bewegung mit der Hand machte, die ich ſpäter erſt recht verſtehen lernte.

„Meine Jugend bedurfte nur kurze Zeit, um ſich wieder zu erholen. So lange ich noch das Bett hüten mußte, kam die kleine Elsbeth von Stunde zu Stunde zu mir, denn wir waren Beide noch Kinder und plauderten wie die Kinder. Obſchon ich immer nach meiner Mutter und den Verhältniſſen forſchte, in welchen ſie vielleicht zu Elsbeth's Vater geſtanden haben mochte, ſo konnte ich doch weder von ihr, noch auch von ſonſt Jemand etwas erfahren. Doch hatte ich von der kleinen Bethe bald herausgebracht, daß ihr Vater Schiffsbaumeiſter, und ſie ſein einziges Kind wäre.

„An einem Sonntage verließ ich geneſen, angethan mit friſcher Wäſche und getragenen, aber noch hübſchen Kleidern, das Gemach. Von dieſer Zeit an begann ich erſt zu leben. Ich war wie ein Kind im Hauſe und wuchs mit der lieben Elsbeth heran, wie ein Bruder mit ſeiner Schweſter. Ich wurde in die Schule geſchickt, lernte darin ſo viel ich konnte, und wurde ſpäter von meinem Pflegevater zu einem Maurer, welcher ſich mit Stubenausweiſen hauptſächlich abgab, in die Lehre, nicht aber aus dem Hauſe gethan, in welchem ich aufgenommen worden war.

„Man hat ein rechtes Elend mit dir!“ ſagte öfters der Schiffsbaumeiſter, „daß du ſo ein ſchwächlicher Kerl

biſt. Ich hoffte dich auf der Werft gebrauchen zu können; nun biſt du eine Stubenfliege!“ Ich jedoch hatte mit meinem alten Maurer eine viel größere Noth; war er doch ärgerlich, wie ein ſchnupfiger Mops, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein! Es giebt Leute, die man prügeln möchte, wenn man ſie nur anſieht. Zu dieſen gehörte mein Lehrmeiſter.

„Als ich ſechszehn Jahre alt wurde, war ich auch ein ſehr tüchtiger Wandanſtreicher — huſch! ruſch! von einer Ecke in die andere, daß die Kalkſuppe meilenweit ſprützte. Ich konnte aber auch accurate Linien mit dem kleinen Pinſel ziehen, ſchwarze, rothe, gelbe, je nach Geſchmack und Belieben; aber wollte ein Liebhaber grüne Natur in die Stube — Weinlaub aus freier Hand, — ſo war ich der Meiſter; denn grünes Laub war mein Element.

„Eine Schwalbe jedoch war an all' meinem Unglücke Schuld. Dieſe hatte ein Neſt unter dem Fenſter meiner lieben Elsbeth. Ich ſah manche Stunde ihr zu, wie ſie ein- und ausflog, unermüdlich im Hin- und Herſchießen, an der Dachrinne hin, über des Nachbars Schornſtein, dreimal um den Thurm herum und gleich wieder da bei den Jungen mit einem ganzen Schnabel voll Fliegen und Mücken! Dieſes flatterhafte Thier kam mir gar nicht mehr aus den Gedanken; ſelbſt beim Anſtreichen in der dunkelſten Hausflur dachte ich an die Schwalbe.

„In dieſer Zeit fiel es einem alten Franzoſen, der in Hamburg eine Bijouteriehandlung hatte, beim Ausweißen ſeiner Arbeitsſtube ein, Weinlaub von mir malen zu laſſen, denn in dieſem Artikel war ich, wie ſchon geſagt, berühmt geworden.

„Nachdem Alles recht weiß abgetüncht war, ging ich mit meinen Farbefäſſern und Pinſeln an die Frescomalerei. Ich war eben bei dem Kranze, den ich in der Mitte der Stubendecke zu machen hatte, als mir die verwünſchte Schwalbe einfiel. Ehe der Papſt dreimal

vobsicum ſagt, hatte ich mit Rußſchwärze und Bolus das Dingelchen mit dem doppelten Spießſchwanze und dem rothen Unterkehlchen ſo munter in die Mitte hineingemalt, daß ich vor Freude außer mir war. Es war ja das erſte lebendige Weſen, das ich gemalt hatte und ſeinem Original ähnlich!

„Ich hüpfte recht albern in der Stube herum und ſchlug mit den flachen Händen vor Freuden über mein Meiſterwerk auf die Beine, als in dieſem Augenblicke mein Lehrmeiſter hereinkam. Kaum hatte er aber das kleine Ungethüm oben an der Decke erblickt, als er ſich mit untergeſtemmten Armen vor mich hinſtellte, erſt mit der Stirne, dann mit der Naſe, endlich mit dem vorgeſtoßenen Kinne anfing zu wackeln und zu näſeln: „Iſt aber das auch Weinlaub da oben?“ —

„Das iſt eine Schwalbe von hinten!“ ſagte ich trotzig.

„Und das eine von vornen!“ — Mit dieſen Worten hatte ich eine Ohrfeige im Geſichte ſitzen, daß ſie mich heute noch brennt, ſo warm war ſie gebacken.

„Da kam über mich mein jähzorniger Teufel. Kaum hatte ich die angenehme, einſeitige Wärme im Geſicht geſpürt, ſo war auch ſchon dem Meiſter das ganze Faß mit Rußfarbe über den Kopf, wie eine Mütze, geſtülpt, daß der Kerl über und über troff, wie der Speiteufel auf dem Springbrunnen zu Nürnberg. Unter der Thür ſtand der alte Franzos, der ſich beide Seiten vor Lachen zuhielt, mit der Lorgnette handthierte und in Einem fort ſchrie: „Il faut voir cela de près!“

„Ich jedoch flog hinweg und nach Haus in meine Kammer, wo ich nun Zeit hatte, mein Unglück und mein Vergehen zu überlegen. Alles fiel mir jetzt auf einmal ein, was meine Angſt vermehren mußte — die beſondere Freundſchaft meines Pflegevaters mit meinem begoſſenen Meiſter, alle Ermahnungen und Vorwürfe, die ich faſt täglich bei dem Morgen-, Mittag- und Abendbrot hörte: „daß ein Bettlerbub', wie ich geweſen

wäre, gut thun und ſich was gefallen laſſen müſſe!“ ach, und alle die Knüffe und Püffe, die ich von meinem Pflegevater dankbar hinnahm, wie Brezeln, die man in den Kauf bekommt! Aber alle dieſe Gedanken waren wie durchſichtige Perlen über die goldene Schnur meiner Zuneigung zu Elsbeth gereiht.

„Dieſe kam eben jetzt an meiner Kammer vorbei. Wie ſie mich drinnen ſo jämmerlich ſeufzen hörte, ſteckte ſie erſt ihr liebes Angeſicht und zuletzt ſich ſelbſt herein zu mir in die kleine Bodenkammer. Sie redete mir ſo liebreich zu, bis ich ihr mein ganzes Herz entdeckt hatte. Da fing ſie auch mit an zu weinen, bis wir alle Beide ſchluchzten und unter bitteren Thränen — der Himmel weiß, wie das kam! — einander ewige Liebe und Treue zuſchwuren, wobei wir uns küßten und wieder küßten ohne Unterlaß, bis wir auf die Kniee geſunken waren und doch wieder in Einem fort zuſammen weinten, uns wieder in die Arme fielen und küßten, und wenn das Eine: „Ach!“ ſagte, ſo ſeufzte das Andere: „Oh!“ Das war meine erſte, es iſt meine einzige Liebe! Es war die ſchönſte Albernheit in meinem ganzen Leben.

„In jenem Augenblicke waren mir alle Gedanken ſo ganz vergangen, daß ich gar Nichts wußte und fühlte, als nur das Pochen des Herzens meiner Elsbeth; doch kam es mir auf einmal vor, als wenn eine derbe Fauſt in meine Haare griffe. Es hatte eine ziemliche Weile gedauert, und ſchon fühlte ich meinen Kopf ungemein hin und her geſchüttelt, als Elsbeth lautſchreiend ſich mir entwand und entfloh, ich aber ſo an die Wand geworfen wurde, daß mir Hören und Sehen verging. Wie das Rauſchen und Grollen eines fernen Gewitters, ſchlugen die Worte an mein Ohr: „Der Himmelſakkermenter! der Bettelbub'! He! das wär' eine Geſchichte! Du Schwalbenfabrikant! Wiſcht ſein Maul an mein Mädel! Seht einmal die Brut an! Marſch!“ Da weckte mich ein Fußtritt aus meiner Betäubung. Ich ſprang auf und ſah in das feuerrothe Geſicht des Schiffsbaumeiſters.

Ich weiß nicht, wie es geſchah, daß mir da ſein Geſicht, wie ein geſottener Krebs, vorkam, und da nun die Wuth gar ſeine Augen herausdrehte, ſo kam ich in einen ſolchen luſtigen Humor, daß ich gerade hinaus an zu lachen fing; er ſprang erſchrocken zurück, ich aber zur Thüre hinaus — und ſoll heute noch wieder kommen.

„Wie ein Wildfang irrte ich jetzt in der Stadt herum. Die nächſte Nacht über ſchlief ich unter den Feuerleitern; am andern Morgen ſuchte ich das Freie. Ich ging längs der Elbe hin, als müſſe ſie meine Reiſegefährtin ſein. Verhungert wie ich war, ſtreifte ich Erlenblätter ab und aß ſie. Bald konnte ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich lagerte mich an den Strom hin in das tiefſte Gras.

„Man muß erſt ganz unglücklich ſein, um zu erkennen, wie ſchön der gewölbte Himmel, das ſtrömende Waſſer, die wehenden Bäume, die ganze Natur iſt! Nur im tiefſten Elende verſteht man ihre Stimme, denn nur mit Dem, welcher ihr ganz angehört, fängt ſie nach und nach zu reden an — wie ein altes, gutes, aber doch wunderliches Mütterchen, das nur in Dämmerſtunden und wenn es ganz ſtill in der Stube iſt, ſeine waldſinnigen Märchen erzählt.

„In meiner Noth kam auch dort eine ſo wunderſame Stimmung über mich, daß ich bald lachte, bald weinte, und im Graſe herumrutſchte; denn das lange Gras mit den gelben Blütentroddeln meinte es ſo gut mit mir, daß ein Halm nach dem andern kam und mit ſeinen kleinen Fingern mir im Geſicht herumgriff. Zugleich ſchmeichelte das Waſſer ſo mild zu mir herauf und hauchte mich ein Mal um das andere ſo lockend an, daß ich Schuhe und Strümpfe von mir warf und die bloßen Füße tief hineinhängen ließ. Wie ich nun ſo in die ſtrömende Fluth und in den Himmel, der ſich darinnen abſpiegelte, ſchaute, bis ich ganz, — wie ſoll ich ſagen? — vom Geiſte des Waſſers betäubt wurde, da wich allmälig aller Gram, aller Kummer aus meiner

Bruſt. In mir war nur noch ein Bild übrig, denn Gedanken kann ich es nicht nennen — meine Elsbeth! —

„Mein Angeſicht, das ich in der klaren Fluth ſah, fing an, immer mehr ihre Züge anzunehmen, ich ſah ja ihren Blick, die ſchöne Stirne, die blonden Locken, nun hob ſich eine weiße Schulter — ein jugendlich glühender Leib wob ſich hervor, zwei Arme ſtreckten ſich aus nach mir, ſo daß ich vor Sehnſucht, Luſt und Liebe gewiß hinuntergeſtürzt wäre, wenn nicht der alte Franzoſe mich aus meinem Hinſtarren aufgeſchrieen hätte mit den Worten: „Il faut voir cela de près!“

Heinrich, welcher jetzt ſchwieg, begann ſeine Palette abzukratzen, Johannes aber ging mit übergeſchlagenen Armen in der Stube herum, erſt mit langſamen, dann mit ſchnellen, aber unterbrochenen Schritten. Man ſah es ihm an, daß er mit ſeinem Genius Zwieſprache hielt. Nachdem er ſeine Reiſepelzmütze über die Ohren geſtülpt hatte, gerannen die Ideen zu den Worten: „Was iſt ein Kunſtwerk anders, als ein Aufſchrei des Genius aus dem Kerker des Leibes? Wie der Strahl einer Quelle, deren ruhiger Lauf plötzlich in einen undurchdringlichen Felskeſſel eingeſperrt wird, nun in hohem Strahle emporſprüht zum Himmel, ſo ſpringt die Sehnſucht nach dem ewigen Frieden aus der Bruſt des Dichters und Künſtlers in ihren herrlichſten Werken. Wird nicht endlich alles Große nur von Unglück und Mühſeligkeit geboren? Mußten nicht Halbgötter und Heroen von jeher erdulden unſägliche Leiden? O, ich denke an dich, Cervantes! an den größten Dichter, den nur je die Muttererde unter Lachen und Weinen herzinnig an ihre Bruſt drückte und — verhungern ließ. Lache Keiner über den edlen Junker und den ehrlichen Schildknappen; denn einer von Beiden wird ihm immer zurufen: „Guten Morgen!“ Heinrich, ſieh' mich an, denn auch ich bin ein Dichter und mein Beiname: Don Quixote!“ —

„Wenn du nicht so wohlgenährt wärest," erwiederte Heinrich, „so möchtest du danach aussehen! Jetzt aber, dächte ich, gingen wir in das alte Hellas, ich meine in die Glyptothek." Dieser Vorschlag brachte Johannes auf andere Gedanken. Sein Phantasus ließ die Flügel hängen, und so schlenderte er mit Heinrich hinaus in die lärmenden Straßen.

Wie eine schöne Römerin, die Ovidium Nasonem de arte amandi und den ganzen, unverletzten Decamerone studirt hat und im innersten Herzen gar viele heiße, dunkle Geschichten von sommernächtigen Küssen und plötzlichen Dolchstichen verbirgt, nun vor dem Beichtstuhle knieet und mit verschlossenen Augen dem dicken Confessore in Räthseln beichtet und in Räthseln absolvirt wird, so liegt die Glyptothek vor dem bigotten Monaco ganz fromm und ehrbar, aber dem Liebhaber zeigt sie gern ihre hellen Augen und ihre herrlichen, hellenischen Glieder.

Wie beide Freunde ihrer ansichtig wurden, sagte Heinrich: „Es wäre ein gar schönes Leben, wenn du hier bleiben könntest — als ein anderer Ariosto oder Tasso!" „Meinst du im Kerker?" entgegnete Johannes. „Je länger ich hier bin, desto mehr verliere ich den Muth zu meinem Vorhaben." „Dein und mein Schicksal, erwiederte Heinrich, werden sich bald entscheiden. Ich hoffe schon morgen, wo ich mein Bild auf die Kunstausstellung gebe, zu erfahren, ob ich ein Meister der Malerkunst bin und hier zu thun bekommen werde; denn wenn mein Ondinenbild eine unbedingte Anerkennung erhält, so bekomme ich nicht nur dazu bald einen Käufer und Geld, sondern auch Bestellungen zu neuen Werken, vielleicht wohl gar in der neuen Königsresidenz."

„O, Ihr Götter des Schicksals!" sprach Johannes indem sie Beide eintraten in die Glyptothek, „seid zwei Jüngern der Kunst gnädig und laßt sie zu gewünschtem Ziele gelangen!" — Nun aber schwiegen Beide; denn vor ihnen stiegen die gewaltigen Frescobilder des Meisters

Cornelius auf. Ihnen vorüber rauschten fast vernehmbar die alten, herrlichen Zeiten der Götter und Helden! Ihnen vorüber gingen unvermerkt dort die Stunden des Tages.

In der Glyptothek sieht man auch einen antiken Medusenkopf aus Marmor. Dieser hat im Antlitze so etwas räthselhaft Entsetzliches, daß ihn kein Mensch vergessen wird, der ihn gesehen hat. Dieser Triumph der Sinnlichkeit und Sünde, dieser unauslöschliche Hohn, dieser unversöhnliche Ingrimm und doch dabei der physische Schmerz, der eben mit kaltem Schwertschlag in die Todesangst hinein und über das ganze Gesicht fährt: und doch die eigenthümliche Schönheit des ganzen Kopfes, — das Alles macht die Sage lebendig vom versteinernden Schrecken! —

Vor diesem Gesichte stand jetzt Johannes. Er hatte seine Stirne in die zusammengefalteten Hände gepreßt, unter welchen hervor er in diese Züge hineinstierte, als könnte er darinnen die furchtbarste Tragödie lesen.

„Johannes, was hast du?“ fragte Heinrich.

„Da sieh' hin!“ murmelte dieser, „da schaut mich an das Gesicht der ganzen Menschheit mit allen seinen Schmerzen und seiner Verzweiflung! Es ist das böse Gewissen der Weltgeschichte; o, ich kenne dieses gottesleugnerische Gesicht, ich höre das Rauschen des Flügelrosses der nächsten Zeit und ich sehe eine geschlossene Hand und ein ausholendes Schwert! — Heinrich! komm' laſſ' uns hinaus; ich muß Oel auf die empörten Wogen meiner Seele schütten; ich meine — ein Krügel Bier! Gieb mir Gleichmuthsbier, daß ich wieder zu mir komme!“ — Mit diesen Worten verließen Beide die Glyptothek.

In München findet man gar bald eine Schenke, darin ein hübsches Goldhäubchen und ein gläsernes Krügel mit zinnernem Deckel. Hat man es erst so weit gebracht, so findet sich wohl auch ein Imbiß.

„Wie sehr die Phantasie durch Hunger befördert wird, kann jeder von uns Beiden erfahren," fing Johannes zu plaudern an, als er schon das dritte Krügel Bier auf die empörten Wogen seiner Seele geschüttet hatte; — „du hast vor lauter Hunger und Kummer dein Ondinenbild erphantasirt, und ich habe vor lauter Durst einen idealisirten Affenkopf, — denn nach einer neuern Forschung soll das Haupt der Medusa ein solcher sein — für das böse Gewissen, und wer weiß sonst für was angesehen.

„Aber du armer Schelm sitzest mit deiner Liebesgeschichte noch immer an der Elbe und der alte Franzose schreit in Einem fort: „Il faut voir cela de près!" Hilf dir doch auf die Beine, und sage mir, wie du endlich ein solcher Malermeister geworden bist."

„Das ist gar bald gesagt!" — begann Heinrich zu erzählen. „Wie ich dem lustigen Patron kaum mein Unglück ausführlich erzählt hatte, nahm er mich lachend mit nach Haus, behielt mich die Nacht über und schickte mich am andern Morgen mit einem Louisd'or Reisegeld, drei Butterfemmeln, einem Fläschchen Rum und mit einem Empfehlungsbrief an seinen très cher ami, einen alten Portraitmaler in Bremen, welcher mir Unterkommen verschaffen sollte.

„Ich fand an diesem einen wunderlichen Kumpan. Das Erste war, daß er mich seine Schuhe wichsen ließ. Wie dieses geschehen war, sagte er: „Gut!" Dann mußte ich seinen Rock ausbürsten. Wie es geschehen war, sagte er: „Gut!" Dann mußte ich Kaffe kochen; ich kochte, so gut ich konnte, nämlich die ganzen Bohnen. Der Alte gab auf Alles Acht; verzog keine Miene; wie aber das Wasser nicht braun werden wollte und ich ihm endlich gestand, daß ich das Kaffeekochen nicht verstünde, sagte er ebenso gleichgültig: „Schlimm, sehr schlimm!"

„Am andern Tage kam eine niedliche Bürgersfrau zu ihm und bat ihn, sie zu portraitiren. Er ließ sie setzen, rückte sie hin und her, gab mir ein Reißbrett und schwarze Kreide, deutete mit der Hand auf die Frau

und ſetzte ſich wieder an ſeine Staffelei, wo er an einem andern Bilde noch die letzten Striche zu machen hatte. Ich ſah die Frau an, ſie ſah mich an; endlich begann ich doch in halber Verzweiflung mit leiſen Strichen ein Geſicht, welches der Frau ähnlich ſein ſollte, auf das Papier zu bringen; — nach und nach wurde ich kühner und ſtrich nach Herzensluſt darauf zu, ſo daß bald ein Mohrengeſicht, welches die Blattern hatte, daraus wurde; denn es blieben nur noch ſchwarze und weiße Flecke übrig. Da ich aber auch um den Mund herum — denn ich hatte das Geſicht im Profil genommen — einen Hintergrund machen wollte, und dorthin ungeſchickte Striche ſetzte, ſo wurden noch Schnuren und Borſten fertig, ſo daß endlich eine rechte Meerkatze daraus wurde.

„Nach einer Weile, wie der Maler mich ſo tüchtig arbeiten hörte, kam er zu mir, nahm mir das Reißbrett ab, ging damit an das Fenſter und ſprach, nachdem er meine Zeichnung lange beſchaut hatte, in tiefem, ernſthaftem Baſſe: „Gut, recht gut!“

„Daß die gute Frau dieſe Zeichnung von ihrem Geſichte nicht zu ſehen bekommen hat, thut mir heute noch Leid; denn war ſie eitel, ſo hätte ſie von Grund aus curirt werden können.

„Am andern Tage, wo ſie dem alten Maler ſelbſt zu ihrem Portrait ſaß, ließ er mich ihr Geſicht noch einmal zeichnen, immer im Profil, Nachmittags noch einmal, am andern Tage gar dreimal, am darauf folgenden Tage nochmals und immer ſagte er dazu: „Gut!“ Ich hätte davon laufen mögen! Es half mir Alles Nichts; ich mußte immer wieder Stiefel wichſen, Kleider ausbürſten und dieſelben Geſichter zeichnen, die er eben malte.

„Es wird dich nicht wundern, daß ich nach und nach anfing, mit dem Papier und Kreide ſparſamer umzugehen, langſamer und ſorgfältiger zu zeichnen, aufzupaſſen, wie der alte Herr ſelbſt den Umriß zu einem Kopfe machte, ein Portrait anlegte, untermalte, die eigenthümlichen

Farbentöne in das Geſicht brachte, dieſe zuſammenſtimmte, laſirte, Farbe dämpfte und hob, ſo daß ich allmälig einen dunkeln Begriff vom Malen bekam.

„Je beſſer aber meine Zeichnungen wurden, deſto häufiger ſagte der Alte: „Schlecht!“ oder: „Sehr Schlecht!“ oder auch: „Miſerabel! ganz miſerabel!“ Ich hätte manchmal vor Wuth heulen mögen; mein Brotherr jedoch blieb ruhig, ernſt und ehern. Ich rang endlich mit einer wahren Verzweiflung nach einem: „Gut!“ aus ſeinem Munde; aber gerade da, wo ich Lob erwartete, ſagte er: „Miſerabel!“ und wo ich nur geſchmiert hatte, wie zum Zeitvertreibe, da kam das erſehnte: „Gut!“ Da mochte der Teufel daraus klug werden! Bei allem Dieſen bekam ich vor dem wunderlichen Manne einen recht innerlichen Reipect; denn ich muß heute noch bekennen, daß er ein tüchtiger Maler war und in ihm mehr ſtak, als er je gefördert hat.

„Ich nahm mir endlich vor, nachdem ich ſchon nicht geringe Fortſchritte im Zeichnen gemacht hatte, auf meine Weiſe ſeinen Beifall zu erſtürmen. Ich zeichnete mit aller Andacht aus meiner Phantaſie das Bild der unvergeßlichen Elsbeth. Es war mir nach meiner damaligen Meinung über alles geglückt. Voll von Entzücken legte ich die Zeichnung vor ihn hin. Er ſah über die Achſel darauf herab, warf die Lippe auf und ſagte vor ſich hin: „'n Ideal! 'n Ideal! ganz miſerabel!“ Da riß ich vor ſeinen Augen aus Wuth das Blatt vom Brette herunter und zerknitterte es zu einem Lappen; der Alte legte da ruhig die Palette und den Rohrſtab hinweg, guckte mich an und brachte einen neuen Ausdruck: „Brav! ganz Brav! Heinrich, du biſt ein kreuzbraver Kerl, und du ſollſt auch ein Maler werden! Das Butterbrezelnideal da wird dir ſchon wieder kommen!“

„Weiter war von der Sache nicht die Rede; er hörte jedoch zu malen auf, macht eine reine Palette und ließ mich darauf die Farben nach ihren Schattirungen aufſetzen. Wie dies geſchehen war, ſetzte er ſich an das

Fenſter und ſagte: „Nun male mich; — aber ſchnell!“ Nach einer Stunde ſtand er auf, ſah meine Schmiererei an und ſagte: „Gut! recht gut!“

„Am andern Morgen, wie ich in die Stube trat, war ein anderer Burſche da, der die Stiefeln des Malers putzte. Mein alter Lehrer, ſo werde ich ihn immer nennen, trat auf mich zu. Mit Augen, welche feucht wurden, ſah er mich lange an, bis er endlich ſagte: „Da Er geſtern Nachmittag ein Maler geworden iſt, ſo darf Er mir die Stiefeln nicht mehr putzen; — nun kann ich Ihn freilich auch nicht mehr gebrauchen. Ich habe Ihn rutſchen gelehrt, lern' Er nun auch laufen! Da hat Er ſein Reiſegeld und nun packe Er ſeine Sachen und verſuche Er ſein Glück! Palette und Farbenblaſen kann Er mitnehmen! Male Er nur Portraits, ſo viel Er mag, aber behalte Er Alles für ſich, was darüber hinausgeht; mit den Idealen iſt es nun vollends Nichts! Was verſteht das Lumpengeſindel davon, was man eigentlich in ſich hat?! Lieber Heinrich! lebe Er recht wohl und denk' Er auch manchmal an mich, wenn Er in die Welt kommt. Hör' Er! noch Eins: an ſeinen lieben Gott kann Er auch manchmal denken!“

„Bei dieſen Worten ſprangen mir die Thränen aus den Augen; ich wollte reden, aber das Schluchzen hinderte mich daran; der Meiſter ſetzte ſich an ſeine Staffelei und murmelte: „Miſerabel! ganz miſerabel!“

„Heinrich!“ rief Johannes, „dein Alter ſoll leben!“

„Von ganzem Herzen! obſchon er todt iſt,“ entgegnete dieſer. „Ich zog nun mit meinem Ränzel auf dem Rücken zum Thore von Bremen hinaus. Meine Schwalbe von Elsbeth's Fenſter, oder eine andere flog eine ganze Stunde weit um mich herum und zwitſcherte in Einem fort! — Da es zur Frühlingszeit und ein ſchöner, heller Morgen war, wurde ich ſo fröhlich, daß ich ein Mal um das andere meinen Hut in die Höhe warf und ihn wieder fing. Wie ein Müllerburſche, zog ich am Strome hin bis dorthin, wo die Aller einmündet, und von da

weiter in die blaue Welt hinaus bis in die Gegend von Zell. Ich hatte einmal das Waſſer mit ſeinem Wellenſpiel ſeit jener Träumerei an der Elbe von der Elsbeth lieb gewonnen. Ich ſah nun wieder hinein in die Fluth der Aller, als müßte ſie daraus hervorkommen, oder ein weißer Arm heraus langen.

„Wie ich nun ſo dahinſchlenderte, hörte ich die Worte ſingen:

„Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran!"

„Ich ſtand ſtill und ſagte für mich: „Das iſt doch wahrlich eine wunderliche Geſchichte!" Als aber gar ein feuchtes Weib die Fluth emporgetheilt haben ſollte, und es zu Worten kam:

„Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund."

da konnte ich mich nicht länger halten: ich ſtürzte um den Buſch vor, an dem der Weg ſich plötzlich hinumdrehte, und ſah vor mir auf einem Hühnengrabe zwei wandernde Studenten ſitzen. Der Eine war blond, der Andere ſah mehr einem ſchlanken, braunen Zigeunermädchen ähnlich, als einem vernünftigen Menſchen."

Johannes lachte laut auf und rief: „Soll das als Beleidigung ziehen? Denkſt du, ich weiß nicht mehr, wie ſo ein verblüffter Malergeſelle mit ſeinem breiten hamburger Maule und ſeiner unäſthetiſchen Stumpfnaſe aus dem Buſche herausgabelte und ganz verdutzt höflich fragte: wer dieſes hübſche Lied gemacht habe, das wir geſungen hätten? und wie wir ſagten: „Da der Göthe!" du ganz dämiſch fragteſt: „ob das auch ein Maler wäre?"

„Schweig' ſtill!" rief Heinrich halb entrüſtet; „ich war wahrlich damals ein recht dummer Junge! Aber es iſt häßlich, daß ſich die Leute immer Dummheiten beſſer merken, als etwas Geſcheidtes! Doch werde ich immer daran denken, wie wir zuſammen nach Zell hin-

einwanderten, wie ich dort zuerſt dein Geſicht malte, und da die langen Haare mir nicht glücken wollten, du mit einer hartborſtigen Bürſte die Details hineintrugſt!“

„Ich ſah nun auch in dieſem Bilde mehr einem geräucherten Spitzbuben, als einem ehrbaren Studenten ähnlich.“

„Du warſt aber dennoch ſo toll,“ fuhr Heinrich fort, „daß du im dortigen Wochenblatte bekannt machteſt, der berühmte Hiſtorien- und Portraitmaler Heinrich H . . n ſei aus England zurückgekommen und werde ſich einige Zeit in Zell aufhalten, um auch hier mit kunſtfertiger Hand ſinnige Verehrer der Kunſt abzukonterfeien — gegen angemeſſenes Honorar! Doch es half, und ich bekam Arbeit. Ich malte freilich helldunkle Correggio's, zuweilen aber gerieth mir auch ein blaſſer, ſchmachtender Guido Reni! Ihr Beiden hattet mich bald verlaſſen. Ich dachte manchmal an dich, als ich an der Schule dort endlich Zeichnenlehrer geworden war, wo ich freilich mehr lernte, als meine Schüler.

„Nachdem ich dort dreihundert Thaler zuſammengeſpart hatte, mußte ich nach Italien reiſen. Du weißt ja nicht, was das heißt, das italieniſche Reiſefieber zu haben! — Es iſt, als wenn jeder Stein auf der Straße Einen ſpöttiſch anſehe, die Naſe rümpfe und inwendig ſage: „Ein Lump! Er iſt noch nicht in Italien geweſen!“ Jede Thüre knarrt Einen an: „Ne — apel!“ Jeder Wagen, der über die Straße fährt, poltert: „Rom! Rom! nach Rom!“ — Da hielt endlich Nichts mehr vor, ich gab meine Stelle auf und pilgerte nach Italien.

„Wie ich unterdeſſen die Zuſammenſtellung verſchiedener Figuren, welche eine Begebenheit oder einen Gedanken oder beides zugleich ausdrücken ſollten, vielfach verſucht hatte, davon kein Wort; denn du willſt doch nur wiſſen, wie die Idee meines Lebens — das Ondinenbild, endlich zur Reife gedieh.“

„Du biſt eine wahre Aaronsblume!“ erwiederte Jo-

hannes. „Dein ganzes Weſen trieb empor und ſchloß ſich unmittelbar in einem poetiſchen Gedanken ab, wie jene Pflanze, die ihr Herzblatt zu einem Stengel und oben zu einer weißen, wunderſamen Blume zuſammenrollt. Doch ich will dich nicht in deiner Erzählung ſtören, damit auch du dein letztes Blatt zum Ondinenbilde umſchlagen kannſt.“

„Du kannſt dir leicht vorſtellen,“ fuhr Heinrich fort, „daß jenes Lied von Göthe mit mir überall herumzog und durch meine Seele ſummte, mit mir über die Alpen ging, mit mir im Mittelländiſchen Meer ſchwamm, über den Apennin zog bis in den Vatican, hoch hinauf zum Veſuv, und endlich, wie ein Heimweh, mich überfiel und heimwärts jagte, bis ich an einem Abende, in einen Mantel gehüllt bis an die Augen und in Schwermuth bis über den Kopfwirbel durch die Straßen von Hamburg ſchritt.

„Welcher Zeitraum von Begebenheiten lag zwiſchen jener Nacht, wo ich mit meiner Mutter dorthin gekommen war, und ich ſie dann verloren hatte mitten unter Entſetzen und Wahnſinn! Jener Bettlerknabe, den ein roher Schiffsbaumeiſter aufgenommen, ſpäter deſſen Meiſter Gevatter, der Maurer und Wandanſtreicher, gemißhandelt hatte, bis er endlich wieder der Flucht und dem Elende preisgegeben war, dieſer arme Junge war nunmehr freilich ein Mann, aber war er denn auch glücklicher?

„Indem ich nun an den Häuſern längs dem Alſterbaſſin hinſtrich, Allen unbekannt, heimathsfremd, war es Nacht geworden. Da zupfte mich Etwas am Aermel. Vor mir im Mondſcheine ſtand ein zerlumptes, verhungertes, häßlich[illegible], daneben ein Knabe, der nicht beſſer ausſah. Meine Seele entſetzte ſich; es war mir, als ſähe ich wieder vor mir ſtehen meine eigene Mutter und mich ſelbſt, wie vor dreißig Jahren! Ich griff inſtinctmäßig nach der Börſe und fragte: „Wer biſt du?“ „Ach, Herr!“ wimmerte die Elende, „wir waren nicht immer ſo arme Leute, wie wir jetzt ſind. Mein

Vater war ein reicher Schiffsbaumeiſter und ich bin ſeine einzige Tochter. Nun hatte ich eine kleine Liebſchaft mit meinem kleinen Vetter.“ „Deinem Vetter?“ fragte ich. „Das erfuhr ich freilich erſt ſpäter,“ fuhr die Unglückliche fort, „daß er der Sohn einer Schweſter meines Vaters war, welche ſich von einem fremden Herrn hatte verführen laſſen, und mit dieſem Kinde in der Fremde niedergekommen war; denn mein Vater hatte ſie verſtoßen. Später war ſie mit dem Jungen zurückgekommen, aber vor der Thür meines Vaters geſtorben. Das Kind aber — Heinrich hieß der gute Menſch — kam in unſer Haus. Er war ſo gut, aber ſo gar wild, daß ihn mein Vater endlich auch wieder fortjagte. Es war, als wenn mit ihm auch unſer Glück hingeweſen wäre! Mein Vater fing damals in der franzöſiſchen Zeit an mit Schmugglern Gemeinſchaft zu halten; er hatte ein ganzes Schiff dazu ausgerüſtet, — wie es herauskam, wurden wir aus dem Hauſe heraus und in das Elend hineingejagt. Vor Schreck hat den Vater damals der Schlag gerührt; nun iſt er auf einer Seite lahm und todt; da muß ich für ihn und mein Kind betteln. Ein Lootſe hatte mich gefreit. An dem Tage, wo dieſes Kind getauft wurde, haben ihn die Franzoſen, ich weiß nicht weshalb? — todtgeſchoſſen! Er war brav und hätte mich gewiß nicht betteln laſſen. Gnädiger Herr! Seien Sie doch ſo barmherzig und ſchenken Sie mir einen Sechsling! Gott ſoll's vergelten mit tauſendfachem Glück und Geſundheit!“

„Ich konnte kaum noch die Worte ſtammeln: „Wie hieß man dich im väterlichen Hauſe?“

„I nun, Elsbeth!“

„Ich hielt an mich, aber mein Herz war gebrochen, viele Thränen drängten ſich aus meinen Augen.“

„Gottes Gnade! Gnädiger Herr, was iſt Ihnen?“ fragte ſie mich beſorgt.

„Es war die Stimme meiner Jugendliebe.

„Ich ergriff ihre Hände und hielt ſie ſo lange, bis

sie warm waren. Sie forschte im Dunkel der Nacht nach meinem Gesichte; ich erkannte noch ihr mildes Auge. Da that es mir Leid, noch länger an mich zu halten, und ich fragte mit unverstellter Stimme: „Elsbeth! Meine Elsbeth! Kennst du mich gar nicht mehr?“

„Da drängte sie ihr Haupt an meine Seite und fing an laut zu schluchzen und zu stöhnen: „Gott sei mit dir, Heinrich! Er hat dich groß gemacht vor den Leuten, das weiß ich, uns aber in den Staub gedrückt, das muß ich wissen! Und ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, dich noch einmal zu sehen und dir, Heinrich, tausend Dank zu sagen, daß du noch immer so gut geblieben bist!“

„Meine Seele rang im herben Leide; doch mußte ich mich fassen, um die Jugendgeliebte zu retten aus dem Meeresstrudel, der sie vor meine Füße warf. Ich fragte daher, so fest ich konnte: „Elsbeth, wie ist dir zu helfen?“

„Ach!“ entgegnete sie, „wenn ich nur vier bis fünf Mark hätte, da könnte ich anfangen, mit Gemüse zu handeln.“

„Ich hatte damals in meiner Börse fünfzig Friedrichsd'or. Es war der Erlös eines Bildes, das mir der Banquier Donner in Altona, dem ich sonst viel verdanke, abgekauft hatte; — es fiel mir ein, daß ich noch einen goldenen Ring mit einem feinen Rubin hatte, den ich verkaufen konnte. Ich drückte ihr daher ohne Umstände die Börse in die Hand, küßte sie auf die Stirne, sah noch einmal in ihre Augen, küßte auch das Kind und so schied ich von ihr.

„Am andern Morgen saß ich in der verschlossenen Postkutsche, und ließ mich hierher nach München schütteln.

„Jetzt erst, nachdem Brücke und Steg zwischen Traum und Wirklichkeit abgebrochen waren, stieg das alte Ondinenbild mit Farbe und Leben in meiner Seele auf. Ohne Ruhe und Rast habe ich daran gearbeitet; nun ist es fertig und du hast es gesehen.“

Beide Freunde, Erzähler und Zuhörer, waren allmälig in einen solchen Choralton verfallen, daß sie bald die Einsamkeit und ihr Quartier suchten.

Dürfte ich Euch, meinen Lesern, recht in das Einzelne hinein erzählen, wie bei angebrochener Nacht Heinrich zwischen zwei alte Bücher eine Lampe, und darüber einen Topf mit Wasser stellte, bis dieses anfing zu kochen, wie er Zucker pochte und in die Gläser warf, endlich darauf langsam das siedende Wasser goß, daß der trefflichste Grogg fertig wurde, wahrlich ich wollte Euch, wenn Ihr sonst ein rührbares Herz habt, bewegen, daß Ihr hinginget und thätet desgleichen. Wollte ich Euch aber erzählen, wie diese Beiden die ganze Nacht lang miteinander sich besprachen, gewaltig, wie zwei hohe Waldbäume, in heimlicher Stunde, wenn sonst Alles schweigt, und wollte ich noch dazu verrathen, daß die Lampe unter dem Blechtopfe nicht hervorkam, bis der Morgen über die Dächer hereindämmerte, so möchtet Ihr die ehrwürdigen Häupter schütteln und Gott danken, daß Ihr alle Nächte ruhig ausschlaft!

Deshalb sei nur so viel gesagt, daß schon am folgenden Tage gegen Mittag ein großes Gedränge vor dem Saale, in welchem die Kunstausstellung war, theils von Denjenigen, welche hinein wollten, theils von Denjenigen, welche sich herausdrängten, gemacht wurde und immer Eins dem Andern zurief: „Den Fischer und das Meerweib? Habt Ihr das Bild gesehen?“ Wo ein Kunstfreund oder ein Künstler dem Andern begegnete, hörte man auch den Zuruf: „Hast du das herrliche Bild, den Fischer und die Ondine, gesehen?“

Johannes, welcher mitten unten dem Schwarme gewesen war und seine Ohren überall hineingehängt hatte, als könnte er des Triumphes seines Freundes nicht gewiß genug werden, hätte gern den albernsten Philister zum Enthusiasmus über das Bild mit der Pistole in der Hand gezwungen. Endlich hatte er genug gehört, um mit voller Fracht in den Hafen zu steuern.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, welches Blumensträußer und Kränze zum Verkaufe hatte. Er warf ihr einen Zwanzigkreuzer in das Körbchen, nahm den schönsten Asternkranz und flog damit nach Haus.

Wie er dort die Stubenthür aufmachte, sah er den Freund auf dem Strohsacke in der Stube liegen. Schnell drückte er den Kranz ihm auf die Stirne; Heinrich fuhr in die Höhe vor dem Rufe: „Victoria! spät blüht dein Ruhm, aber ewig, wie ein Sternenkranz!"

„Hast du mich doch erschreckt!" sagte langsam mit freundlichem Bräutigamsgesichte der Maler.

Johannes aber rief im Gefühlsdrange: „Im Finken erwarten dich viele Freunde! Farbenklecser und Farbenklecser! Komm'! Komm'!"

Da war keine Zeit zum Verweilen. Heinrich, welcher von dem Feuer des Freundes ganz mit hingerissen wurde, flog mit ihm durch die Straßen und hin zur Malerschenke, durch das Billardzimmer hindurch in die hintere Stube, welche voll war von Künstlergesichtern mit und ohne Bart.

„Gloria! Gloria in aeternum!" schrieen Heinrich Viele entgegen, Andere drückten ihm die Hände, wieder Andere aber saßen da in stillem Harme und heimlichem Neide und sahen vor sich hin.

„Laßt es gut sein!" sagte endlich Heinrich; — „aber Joseph, fünf Krügel, für jeden Finger eins!"

„Das wären zehn!" sagte der pfiffige Kellner.

Da drängte sich aus der Menge hervor ein sehr alter Herr mit einer Lorgnette in der Hand, er sagte: „Il faut voir cela de près! Mon cher! ick will Sie sahl für pecheur swei undert Ducat!" Heinrich sah den Alten lange an; dann nahm er ihn besonders bewegt bei der Hand und führte ihn an ein Fenster, wo er sich lange mit ihm besprach. Als Beide Arm in Arm zurückkamen, rief der Greis: „Marqueur! hol Sie Sillery swölf Bouteillen!"

Ein allgemeiner Jubel entstand; nur einige Maler-

jünglinge fanden es anstößig, in ihrer Mitte einen Franzosen sehen zu müssen; sie ließen sich aber doch den Champagner gefallen und versöhnten sich mit dem Schicksale.

Jetzt trat ein anderer Künstler herein. Sein Name kann hier verschwiegen werden, die neuesten Bildhauerwerke an der Walhalla und dann so viele Zeichnungen, nach welchen in der Residenz gemalt ist, verkündigen ihn von selbst genug. Er wandte sich zu Heinrich mit den Worten: „Vor Kurzem haben Cornelius und ich mit Seiner Majestät dem Könige von Ihnen gesprochen, er wünscht, daß Sie an der Ausführung einiger Ideen und Gemälde in der neuen Residenz Theil nehmen möchten.“ Heinrich drückte ihm dankbar die Hand.

Er war so überglücklich, daß er kaum mehr einen Gedanken fassen konnte; — aber wie sehr wurde er in seiner Freude gestört, als er jetzt sich umsah und seinen Freund in eigener Wildheit emporflammen sah. Dieser hielt ein Zeitungsblatt in der Hand.

„Johannes, was hast du?“ fragte er.

„Nichts oder wenig!“ antwortete dieser. „Da lies!“

Heinrich sah auf die Stelle, auf welche Johannes den Zeigefinger hielt. Etwas befangen erwiederte Heinrich: „Laß' dich das nicht stören! Seine Majestät ist allerdings durch Zusendungen so vieler Kunstsachen und Werke so überlästigt worden, daß er wirklich gezwungen wurde, eine Commission zur Prüfung der Werke, welche ihm übergeben werden sollten, niederzusetzen!“

„Nie! nie!“ rief Johannes, „sollte ein Fürst sich abschließen wollen! Er soll wie die Sonne sein, über Alle her mit dem Lichte und der Wärme, über Löwen und Hasen, über Adler und Mäuse! Schon Homer verkündet: „Die Könige stammen von Zeus, von Apollo aber die Sänger! Bin ich nun ein wahrer Dichter, so bin ich ihm ebenbürtig; so muß ich auch gegen die Commission und ihre Competenz ewig protestiren, wie Karl Stuart gegen das Gericht, welches ihn verdammte. Höre ich aber statt der väterlichen Lyra nur das Geklingel

einer Narrenmütze über meinem Kopfe — so fahre hin, Thorheit!“

Heinrich sprach nichts dagegen. Nach einer kurzen Weile stahlen sie sich nach Hause und auf ihr Lager, wo ein langer, süßer Schlummer ihnen Herz und Angesicht beruhigte.

Am andern Morgen schnallte Johannes sein Reiseränzel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohin er noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Medusa hin, die er vorgestern so sehr bewundert hatte. Er knieete vor ihr nieder und betete mit eilender Stimme:

„O sancta Medusa! sieh' mich vor dir liegen im Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrthum, der mich nach München führte. O du gewaltige Gottheit der Zeit, du Vernichterin! sieh' gewaltig herab mit deinen glanzlosen Augen auf den Sünder, der dein Amt vergaß und dir nahte mit Lied und Saitenklang!“

Noch einmal warf er sich dem betrübten Freunde in die Arme; dann aber eilte er hinaus, bestieg einen Fiaker, welcher in der Nähe hielt und rollte zum Thore hinaus.

So viel dem Herausgeber dieser Geschichte bekannt geworden ist, lebt Heinrich H . . ., der Maler, in München, ist fromm geworden, malt heilige Madonnenbilder und singende Cherubim und Seraphim, Bilder, viel zu fromm für diese weltliche Zeit, der Poet aber — — lebt und dichtet anderswo. Have pia anima!“

Auf die Zuhörer hatte diese Erzählung einen besonderen Eindruck gemacht; sie machten es aber, wie jedes Publikum, und vergaßen den Dank dafür über die erhaltene Anregung. Gar bald wurde die Frage verhandelt: woher es komme, daß Dichter und Künstler fast nie, oder nur selten vom äußern Glück begünstigt würden. Erdmann suchte die Frage in einer Novelle

zu beantworten, welche er unter Zustimmung des Convents vortrug:

Lebende Bilder.

Wie jeder Mensch ein doppeltes Dasein, einmal innerlich für sich selbst und dann im äußern bürgerlichen Leben hat, so kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenso unglücklich sein. Das innere Glück wird bestimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verstandes; den Zwiespalt zwischen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerrissenheit. Das äußere Glück, dessen Gegensatz Armuth ist, besteht in der Wechselwirkung besondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zusammenaddirt das sogenannte Glück ausmachen. Erhöht sich ein solches Talent zum Instincte, so ist es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichterischen Genie sich von selbst die dankbarsten Stoffe, fast schon zum Kunstwerke gestaltet, darbieten, so dem Glücksgenie die Gelegenheit zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künstler selten Geld und Gut, und ein Reicher noch seltener ein poetisches Gemüth hat. Beide Genies sind entweder abgesagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn sich Beide ergänzen, das Erstere, schließen sich Beide einander aus.

Ein solches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetisches und schriftstellerisches Talent Konrad Dingler, sein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte seine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anecdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und sich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde mit tausend Aesten, bis er allmälig jedes Blättchen an seinem Lebensbaum mit Ducatengold belegen konnte. Er war großartig in seinen Honoraren, jedoch nur wie ein Lindenbaum nach der Michaelismesse, wenn er den Instinct

in ſich fühlte, daß hinter jedem abfallenden, gelben Blättchen zehn neue in der Knospe der Manuſcripte ihm dafür beſcheert waren.

Oft ſah er kaum den Titel des Manuſcripts an, ſo wußte er ſchon, welchen Gewinn der Verleger damit machen würde. Zuweilen erkannte er ſchon aus der Wendung eines einzigen Satzes, wie der Verfaſſer zum Niveau ſeiner Zeit ſtand. Als das größte Geheimniß ſeines Geſchäftes bewahrte er die Anſicht: daß ein gebildeter, aber mittelmäßiger Schriftſteller von ſelbſt die Gegenwart darſtelle und mit ſeinem Werke von ihr getragen werden müſſe. In den Kriegsjahren verlegte er gern Bücher, in welchen vom Frieden, und in der Friedenszeit andere, in welchen vom zukünftigen Krieg irgendwie gehandelt wurde. Von einem wirklichen Genie der Literatur hielt er nicht eher Etwas, bis die Zeit allmälig die vorausgeeilten Ideen deſſelben zu erreichen begann. Ehe man es ſich verſah, erſchien dann bei Allgeier die Geſammtausgabe, und der unglaubliche Abſatz belohnte immer den glücklichen Griff. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verlagsbuchhandlung Allgeier durchaus honnet war; denn ohne Ehrenhaftigkeit gedeiht kein Genie, giebt es keinen Ruhm, giebt es kein Glück. Selbſt da, wo Allgeier über die gewöhnlichen Mittel, ein Werk in Schwung zu bringen, hinausging, geſchah es immer nach klingender Uebereinkunft mit dem Verfaſſer, und ohne Jemand zu gefährden. Zur Zeit, wo die romantiſche Schule im Abblühen begriffen war, faßte ſie ſich noch einmal in einem jungen Dichter mächtig zu ihrer Verklärung zuſammen. Er kam mit ſeinem Manuſcripte zu Allgeier. „Hm, junger Freund," ſagte einige Tage darauf zu ihm der verſtändige Allgeier, „das poetiſche Gemüth unſeres Publikums iſt, wie ein angefülltes Glas voll Waſſer; es geht kein Tropfen mehr hinein; ich werde es wagen, ihm Ihre Poeſie als Roſenblättchen darauf zu legen. Fließt ein Tropfen daneben, ſo iſt die Speculation verfehlt. Sie bieten mir eine Auflage an, ich honorire Ihnen und drucke gleich drei." —

So geschah es. Die erste Auflage der Gedichte wurde ausgegeben und von den Sortimentshändlern wieder eingefordert, weil zu große Nachfrage vorhanden sei; dann wurde das Publikum drei Monate lang auf die zweite Auflage getröstet; endlich erschien sie, — und zur nächsten Ostermesse war schon die dritte Auflage nöthig. Allgeier war in seiner Weise ein kleiner Napoleon. Er wußte die Talente Anderer zu erkennen und zu gebrauchen. Vielleicht wäre er ein großer Regent geworden, wäre er ein Purpurgeborener gewesen. Der einzige Gedanke eines jungen Literaten an seiner Tafel, eine Zeitung zu gründen, welche immer streng die Quintessenz ihrer Zeit ohne Parteiauflug wiedergebe, hatte ihn auf den Gipfel des Glücks gehoben.

Er hatte, wie mit den Schriftstellern, so mit seinen Redacteuren der Zeitung Glück, so lange die politischen Winde nur einigermaßen regelmäßig gingen; bei Wirbelwinden lavirte er, so gut er konnte, dem Hafen zu.

Auch jetzt hatte er in Konrad Dingler einen Redacteur an der Spitze, wie er sich einen bessern kaum wünschen mochte. Er war ein Talent für die literarische Daguerreotypie. Gebildet und fein war sein Gemüth, wie ein geschliffenes Metallblatt, welches er nur mit der Redactionssäure zu überziehen brauchte, um die Portraits der jedesmaligen Zustände sich von selbst fixiren zu lassen. Allgeier wußte dieses Talent zu schätzen. Er suchte ihn auf immer an die Redaction zu fesseln. Practisch, wie er war, verschmähte er nicht das richtige Mittel zum rechten Zwecke zu ergreifen. Er war gesonnen, Dingler in seine Familie aufzunehmen und so ihr Interesse für immer gemeinsam zu machen.

Allgeier hatte sich auf die erste Stufe seines Glückes an der Hand der jungen Witwe eines Antiquars empor und in den Buchhandel hineingehoben.

Sie hatte ihm ein Kind ihrer ersten Ehe, ein wunderhübsches, blondes Mädchen, zugebracht, welches Louise hieß und von ihm väterlich erzogen wurde, selbst nach

dem Tode ihrer Mutter, denn diese starb bald nach ihrer Verheirathung mit ihm. Allgeier war ein schöner Mann und stand schon damals in der Stadt in gutem Ansehen. Es konnte nicht fehlen, daß ihm überall Thür und Herz in der Frauenwelt offen standen. Er wählte diesmal eine reiche Erbin, obschon sie eine arme Braut war; denn sie war die Nichte einer alten Dame, welche sie einst mit beerben, jedoch auch früher Nichts erhalten sollte. Allgeier sollte jedoch ebensowenig, wie Napoleon ein dauerndes Glück in der Liebe genießen. Auch seine zweite Frau starb nach der Geburt eines Mädchens, welches nach ihrem Vornamen Elisabeth getauft wurde. Um nun zwischen den beiden ähnlichen Namen Louise und Elisabeth einen Unterschied zu machen, wurde die Erstere Lilly und die Zweite Lieschen gerufen; doch hatte Allgeier in der Gewohnheit, auch beide Namen zu verwechseln, oder die Eine die große und die Andere die kleine Lilly zu nennen.

Alte, reiche Damen haben immer ihre besonderen Grillen. Eine solche war für Allgeier das Testament der Tante, als es nach ihrem Tode eröffnet wurde. Sie hatte darin die kleine Elisabeth, welche bei ihrem Tode drei Jahre alt war, und einen entfernten Verwandten, den vierzehnjährigen Alfred Haucht, auf gleiche Theile unter der Bedingung zu Erben eingesetzt, daß der Antheil Elisabeths hypothekarisch auf Landgütern sichergestellt und ihr Vater davon nur die Zinsen bis zu ihrer einstigen Verheirathung oder Mündigkeit beziehen, dagegen der Antheil Alfred's zu dem Fond der Buchhandlung genommen und der Eigenthümer dieses Capitals bis zu diesem Betrage Compagnon der Buchhandlung werden sollte. Sie hatte dabei den Wunsch ausgesprochen, daß Alfred einst Elisabeth heirathen und so ihr schönes Vermögen wieder zusammenbringen möchte.

Allgeier ließ sich diese Bedingungen, weil er mußte, gefallen, er begründete mit den Mitteln, welche ihm dennoch durch diese Erbschaft zu Gebote gestellt waren, die

„Unparteiische Zeitung" und nahm Alfred zu seinem Compagnon an. Er ließ ihn in seiner Familie erziehen und gewöhnte die Kinder an ihre einstige Bestimmung. Alfred war zwar kein Buchhändlergenie, aber doch ein leidliches Talent. Sein künftiger Schwiegervater gab sich alle Mühe, ihn zu seinem Geschäft heranzubilden. Freilich hatte Allgeier an ihm, als er heranwuchs, Manches auszusetzen, was ihm doch wieder heimlich gefiel. Alfred wurde ein junger Cavalier, trieb Musik, sprach schlecht Deutsch, aber gut Französisch, ritt eine feine Schule, und hielt sich gern zu Baronen. Dadurch kam freilich auch in den Salon des alten Buchhändlers der Sonnenschein des fröhlichen Lebens. Er begann sogar endlich die Vorliebe Alfred's für Gemälde zu theilen. Selbst wenn ein solches Kunstwerk einige Tausend Gulden kostete, so mißfiel es ihm doch nicht, sich damit Etwas wissen zu können.

Wie es Alfred anfing, außerdem noch große Ehrenausgaben zu machen, ohne je die Summen, welche ihm zur Verfügung standen, aufgehen zu lassen, blieb ihm lange ein Geheimniß, bis er dahinter kam, daß Alfred Alles im Kleinen wieder einbrachte! „So gleicht Gott Alles wieder aus!" sagte Allgeier bei dieser Bemerkung kopfschüttelnd zu sich. Seine Tochter Elisabeth war von Alfred gerade das Gegentheil. Sie hielt sich einfach, aber kostbar, und brauchte immer Taschengeld, um armen Leuten wohlzuthun.

„Sie passen zueinander!" sagte Allgeier häufig zu sich, wenn Alfred von seinem Ausgabegeld bestimmte Summen in der Hauptcasse sich zu gut schreiben und Elisabeth sich acht Tage und länger vor dem ultimo ihr Taschengeld vorausgeben ließ. Dagegen wußte seine Stieftochter Groß-Lilly gar nicht mit Geld umzugehen; sie wär' immer bankerott gewesen, wenn Klein-Lilly sie nicht monatlich gerettet hätte. Beide waren zueinander in mehr als schwesterlicher Liebe verbunden. Wie der Buchhandel zwischen Allgeier und Alfred, so war zwischen

Beiden Alles gemeinsam, bis in die Zeit, wo endlich jedes Mädchen ihr eigenes Herz fühlt.

Klein-Lilly, die reiche Erbin, war eine reizende, niedliche Brünette mit großen, dunkeln, italienischen Augen und, wie ihre Großtante, voll lustiger Besonderheiten. Sie hatte einen hellen Verstand, welcher wie ein Cherub, vor dem Paradiese ihres Gemüths mit dem spitzigen Degen des Witzes Wache hielt.

Groß-Lilly, das arme Aschenbrödel, hatte blondes Haar und blondes Gemüth, Vergißmeinnichtaugen und Rosenwangen. Sie konnte stundenlang Alfred zuhören, wenn er auf dem Flügel die modernsten Musikstücke einübte. Allgeier that ihr nicht weh, er ließ sie gewähren und liebte seine eigene Tochter, den Springinsfeld, die Klein-Lilly, desto mehr.

Klein-Lilly hatte, wie gesagt, ihre Eigenheiten, welche sie alle der Reihe nach ihrem bestimmten Bräutigam fühlen ließ. An Alfred's Geburtstag hatte ihm Groß-Lilly ein prächtiges Kopfkissen geschenkt, woran sie sechs Monate lang bei Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie hatte darauf in grauer Seide und Silber zwei Turteltäubchen unter Rosen gestickt. Klein-Lilly hatte sich die Sache leichter gemacht und ihm eine Sparbüchse mit einem Louisdor und der Aufforderung geschenkt, einen zweiten dazu hineinzuthun, damit ein Paar daraus werde! —

„Es wird Zeit," sagte Allgeier bei sich, „daß ich Ordnung im Hause mache." Elisabeth's Großtante hatte gewünscht, daß sie mit Alfred verheirathet werde, und so war diese Geschäftsangelegenheit widerspruchslos in Ordnung.

Er dachte jedoch dabei zugleich an seine Stieftochter, seine Groß-Lilly, und bestimmte sie — für seinen Redacteur Dingler.

„So gewinne ich," sagte er zu sich, „einen Compagnon, welcher für die intellectuelle Parthie des Geschäftes, wie der Andere, Alfred, für den materiellen Theil desselben paßt. Der geniereiche Redacteur bekommt meine gefühlvolle Stieftochter, wie der Weltmann Alfred meine

geiſtreiche Eliſabeth. Sollte ich einmal meine Augen zuthun, ſo bin ich doch noch in den einzelnen Eigenſchaften der Meinen zuſammengenommen wieder ganz da, und von ſelbſt biegt ſich die krumme Linie zum Kreiſe zuſammen!"

Er konnte gar nicht zweifeln, daß Dingler, da er den zehnten Theil des Netto von dem Zeitungsverlag zur Mitgift auswerfen wollte, mit beiden Händen dieſe Parthie ergreifen würde; denn Groß-Lilly war wirklich das ſchönſte Mädchen in der Stadt, wenn man ihr nicht die pikante Klein-Lilly vorziehen wollte. Hing ihre Mitgift mehr oder minder von den Zeitumſtänden ab, ſo konnte dies für Dingler nur ein Sporn mehr ſein, das Geſchäft emporzutreiben.

Es mochte ihm deshalb um ſo weniger ein Bedenken beikommen, als Dingler mit beſonderer Zuvorkommenheit ſich mit Groß-Lilly unterhielt, wenn er ſich im Familienkreiſe befand.

„Vermuthlich," ſagte Allgeier zu ſich, „iſt er nur zu ſchüchtern, um ſich auszuſprechen!"

Er hatte ſich in dieſen Beziehungen ſeinem vieljährigen, alten Freunde Joulin mitgetheilt. Dieſer war ein Maler, welcher für die Prachtausgaben der Allgeier'ſchen Autoren die werthvollſten Zeichnungen geliefert hatte. —

Joulin hatte ſeinen Rath im Geiſte ſeiner Kunſt abgegeben. Er war der Meinung, daß die Verlobung der beiden jungen Damen zu Allgeier's Geburtstage den Gäſten bekannt gemacht, und ſo ſelbſt die Verlobten damit überraſcht werden ſollten. Joulin hatte erſt in dieſen Tagen eine Copie oder Wiederholung des ſchönen Gemäldes von Sohn in Düſſeldorf: „Der Abſchied Romeo's von Julie," für Freund Allgeier erworben. Es hing jetzt über dem Arbeitstiſche des alten Herrn. Da Joulin gewöhnlich zum Geburtstage Herrn Allgeier's einige lebende Bilder im großen Saale vor der Tafel zur Unterhaltung der Geſellſchaft zu ſtellen gewohnt war, ſo hatte er vorgeſchlagen: den Moment dieſes Gemäldes, wo Romeo Abſchied nimmt, durch Dingler und Louiſe, — und einen

Pendant dazu: wie Romeo in der Brautnacht zu Julie kommt, von Alfred und Eliſabeth darſtellen zu laſſen. Beide Scenen ſollten durch eine bewegliche Zwiſchenwand geſchieden, jedoch zugleich nebeneinander geſehen werden.

Im Augenblicke, wo der Vorhang aufging, mochte dann Allgeier die beiden Paare als glücklich Verlobte der Geſellſchaft ankündigen.

Allgeier war auf dieſen Plan lebhaft eingegangen. Eine unſchuldige, ſo bequeme, romantiſche Scene in ſeinem Hauſe zu erleben, wie er doch ſo oft Schwarz auf Weiß hatte drucken laſſen, erwärmte ſeine Phantaſie faſt mehr, als es ſich für einen beſonnenen Geſchäftsmann ziemen mochte.

Der alte Herr feierte den Geburtstag gewöhnlich auf ſeiner Villa, welche eine Meile von der Stadt in einem Garten auf einem Hügel mit einer reizenden Ausſicht in die Umgegend lag. Der Geburtstag fiel in den Mai, wo auch bereits ſeine Familie die Villa bezogen hatte. Er ſelbſt ſcheute die kleine Strapaze nicht, ſich täglich von ſeinen Rappen Vormittags in die Stadt vor das Comptoir und Nachmittags zum Familientiſch wieder hinausrollen zu laſſen. Er nannte dies ſein Amphibienleben im Sommer, wenn er witzig ſein wollte.

Schon ſeit einigen Tagen ſaßen Groß- und Klein-Lilly auf der Villa mit ihren Nähmädchen, um unter der Anleitung Joulin's, welcher jetzt faſt täglich hinauskam, zwei gleiche Juliencoſtume für ſich zu den beiden lebenden Pendantbildern zu verfertigen.

Nicht minder hatten die Kleiderkünſtler für Alfred und Dingler an den zwei gleichen Romeocoſtumen in der Stadt zu arbeiten.

Der königliche Kapellmeiſter hatte im Beethoven'ſchen Style dazu eine Symphonie geſchrieben, in welcher es an Nachtigallengeſchmetter und Lerchenwirbeln nicht fehlte. Er hatte verſprochen, die tüchtigſten Mitglieder ſeiner Kapelle zur Aufführung mitzubringen. Joulin war zu

gleicher Zeit mit den Zimmerleuten im großen Saale thätig, um die Bühne aufzubauen.

Er hielt es diesmal für angemessen, hinter der Bühne im Saale einen Zwischenraum für die Musiker zu lassen, an der Scene aber in ihrer ganzen Breite einige Stufen hinunter in den Saal zu führen, um den Gästen bei der Ankündigung der doppelten Verlobung den Heraufgang und die Abstattung der Gratulation bequem zu machen.

Von dem eigentlichen Zwecke dieser Vorbereitungen wußten Diejenigen, welche in jeder Hinsicht die Hauptrollen spielen sollten, um so weniger, je gewisser der alte Herr seiner Sache war. Konnte er doch über die höchsten geistigen Güter, über die Gesammtpoesie von Deutschland nach Belieben verfügen, warum nicht über vier Herzen, von welchen zwei überdies einander testamentarisch angehörten?

Nur Klein-Lilly hatte dabei ihre eigenen Gedanken. Sie stach sich beim Nähen zu oft in den Finger, daß Blut nachkam, als daß sie nicht endlich mit dem alten Aberglauben hätte herausgehen und ihrer Schwester in das Ohr flüstern sollen: „Merk' auf, in diesen Costumen bekommen wir viele Küsse."

Groß-Lilly wurde roth bis unter die Augen, sie entgegnete bestürzt: „Du wohl, denn du bist halb und halb Braut mit Alfred, nicht aber ich."

„Wärst du aufrichtig zu mir," versetzte Klein-Lilly, „so könnte es für uns Beide gut sein."

Louise fiel ihrer Schwester laut weinend um den Hals und rief: „Ich, ich Undankbare! Zu welchem Schicksal bin ich bestimmt? — Dich, du geliebte Schwester, muß ich so kränken? Und doch kann ich Nichts dafür? Glaube es mir!

Ach, warum hat Gott gegeben
Mir ein Herz, das liebt und fühlt?
Und ein Herz, gequält vom Leben,
Wird von Erde nur gekühlt!"

„Louise, was ist dir?" rief Elisabeth, „du bist ja

außer dir, und wenn du in Verſen ſprichſt, ſo möchte ſich Gott darüber erbarmen."

„Du mußt mich haſſen, Eliſabeth," rief Louiſe, „denn ich — o, ich Unglückliche? liebe — Alfred!"

„Und wirſt du wieder geliebt?" fragte Eliſabeth.

„Dein Glück," fuhr Louiſe fort, „ſoll nicht geſtört werden, am Wenigſten von mir! Ich habe ihm und er hat mir entſagt."

„Habt Ihr Briefe gewechſelt?" entgegnete Eliſabeth und ſtreichelte ihr dabei die ſeidenen Haare.

„Weil es einmal ſo gekommen iſt," verſetzte Louiſe, „ſo ſollſt du Alles wiſſen. Du mußt mit mir auf meine Stube kommen. Wirſt du mir aber auch Alles verzeihen?"

„Zehntauſendmal im Voraus!" rief Eliſabeth, „ich habe kein eiferſüchtiges Gemüth. Du weißt es ja, wie ich Euch harmlos mit einander walten ließ. Habe ich doch keine Miene verzogen, wenn Ihr zuſammen am Flügel vierhändig ſpieltet und mein teſtamentariſcher Bräutigam ſein: „Oh!" und du dein: „Ach!" ſeufzteſt; habe ich doch gern beide Augen zugemacht, wenn er dir die Hände drückte und dir ſo wehmüthig in die Augen ſah, als wollte er ſich über das Geländer ſeines Frackes hineinſtürzen."

„Deinen Spott," verſetzte Louiſe ſchluchzend, „habe ich reichlich verdient, und mehr noch, deine Verachtung!"

„Sei doch kein Kind," erwiederte Eliſabeth, „Ihr habt Euch ja in aller Unſchuld geliebt; — ich müßte eine ſehr unaufmerkſame Leſerin von George Sand geweſen ſein, wenn ich die Rechte der Liebe nicht gegen die Pflicht gelten laſſen wollte! Ich müßte ja doch ganz altmodiſch geworden ſein!"

„Ja, du biſt aufgeklärt!" rief Louiſe, „ich aber werde immer hinter dir zurückbleiben!"

Unter dieſen Geſprächen waren beide Mädchen in das Zimmer Louiſens eingetreten.

Sie holte aus dem Bureau ein kleines, niedliches Portefeuille, welches ſie mit ſchwarzem Flor umwunden

hatte. Nachdem sie es aus der Hülle befreit hatte, kam ein papiernes Herz zum Vorschein, welches als Etiquette mit feinen Oblaten befestigt war. Mit zitternden Schriftzügen war darauf das Wort „Entsagung“ geschrieben. Als sie es aufschlug, fielen daraus einige trockene Vergißmeinnichte, welche ihr Jüngling einst am Bache gepflückt hatte. Sie hob das Sträuschen auf und legte es behutsam zwischen die Blättchen. Endlich gab sie das Portefeuille Elisabeth, welche es sich im Armstuhle bequem gemacht hatte, und warf sich selbst in die Ecke des Sopha's, indem sie sich, wie eine arme Sünderin, das Gesicht verhüllte und den Richterspruch erwartete.

Elisabeth las die Billets mit großem Interesse. „Man sollte nicht glauben,“ sagte sie ein wenig boshaft bei sich, „daß ein solcher eleganter Spazierstock noch Rosen treiben könnte; du glücklicher Tannhäuser!“

Sie fand in diesen Billets viel Gluth und Feuer.

„Es wundert mich,“ flüsterte sie lächelnd, „daß er nicht damit das Haus in Brand gesteckt hat!“ — Da las sie auch eine Kritik über sich. Alfred hatte geschrieben:

„Wie unähnlich hat doch die Mutter Natur Dich, o Du inniggeliebte, und — Elisabeth erschaffen; — Dich so sanft und mild, wie ein Nachtigallenherz, — sie — wie einen elektrischen Fisch, von dem man nur nervenzuckende Schläge bekommt.“

„Sehr verbunden, liebenswürdiger Alfred!“ sprach Elisabeth bei sich und biß die schmollende Unterlippe ein.

„Dich“ — fuhr der Briefsteller fort — „wie eine süßgeschwellte Centifolie, — sie, wie eine — betäubende Datura —“

Elisabeth zerrupfte leise das Blatt und streute es um sich her in die Stube. Sie blätterte weiter. Die Periode der Verzweiflung schien jetzt daran zu kommen. Sie las in einem der letzten Blättchen:

„Welches [illegible] war bist du, o grausame Pflicht! —

Alſo ſchmiedeſt du mich doch unbarmherzig an die ungeliebte Hand? — Wer rettet mich?"

„O du ausbündig angenehmer Herr Alfred," flüſterte Eliſabeth; „wenn Sie hier ein wenig unmännlich ſich benehmen und auf die bequeme Entſagung losſteuern, ſo wird es wohl dem armen — Fiſch vergönnt ſein, Sie ein wenig mit elektriſchen Schlägen zur Beſinnung zu bringen!"

Jetzt hielt Eliſabeth das letzte Billet, welches mit ſeinen Beilagen faſt zum Buche angeſchwollen war, in der Hand. Die Hinderniſſe, welche den beiden Liebenden und ihrer Verbindung im Wege ſtanden, waren darin zu Rieſen angewachſen. „Ja," ſchrieb unter Anderm Alfred, „es giebt ein höheres Glück, als die Vereinigung zweier liebenden Herzen — das bitterſüße Entzücken freiwilliger Entſagung! Ewig! — Ewig" —

— „iſt die Feigheit bequem und macht ſich moraliſch breit!" — ſetzte Eliſabeth in Gedanken hinzu.

Sie ſah ſich nach Louiſe um, welche immer noch mit verhülltem Geſichte daſaß. Eliſabeth zog ihr langſam das Tuch vom Geſichte und lachte freundlich auf ſie nieder; Louiſe ſtürzte ihr weinend um den Hals und rief: „So nimm denn Alfred hin! und laſſ' mir meinen Schmerz, aber ſchenke mir dazu deine Verzeihung."

„Wie biſt du doch ſo groß und edel!" verſetzte mit fröhlichem Spotte Eliſabeth; — „wer hätte in aller Welt gedacht, daß wir hier noch einen ſolchen ſchönen, rührenden Entſagungsroman erleben würden? — Aber meinſt du denn wirklich, liebe Louiſe, daß ich der Hand eines ſo edeln, männlichen Geſchöpfes, wie Alfred iſt, werth bin? — Seine Seelengröße würde mich erdrücken! — Befreie mich davon, Louiſe!"

„Du, Eliſabeth, wollteſt zurücktreten?" fragte erbleichend Louiſe.

„Du ſollſt ſehen," verſetzte Eliſabeth, „wie vortrefflich ich mich im Mantel der Entſagung drapiren will! Sprich kein Wort, nur ſei heiter und laſſ' mich das Uebrige

beſorgen! — Das ſchönſte von den zehn Geboten iſt das elfte: Laſſ' dich nicht verblüffen! — Wir dürfen uns nur nicht überraſchen laſſen. Es iſt, ſcheint es mir, bei dem Geburtstage des Vaters auf unſere Freiheit abgeſehen. Joulin will zum Verräther an uns werden. Er thut ſo geheimnißvoll. Sie ſollen es ſehen, daß ſie es mit zwei Mädchen zu thun haben! Doch jetzt laſſ' uns wieder an unſere Arbeit gehen; es iſt mir, als nähten wir an unſeren Zwangsjacken. — Laſſ' uns Muth faſſen, und ſei wieder fröhlich!"

Munter hüpften Beide in das Arbeitszimmer zurück, Louiſe von neuer Hoffnung und Eliſabeth von Zuverſicht auf gutes Glück durchdrungen.

Nicht ſo fröhlich war die Stimmung in der Stadt, im Comptoir des alten Herrn. Er hatte eine inhaltsſchwere Unterredung mit Dingler; denn ihre Zeitung hatte trotz aller Vorſicht den Unwillen der Regierung ſich zugezogen. Die Redaction hatte eine ſtrenge Zurechtweiſung vom Miniſterium erhalten, worin die Beſchuldigung ausgeſprochen war, daß ſie die ſchlechte Preſſe nur ſcheinbar bekämpft, dabei aber mit unverhohlener Freude die unehrerbietigſten Artikel aus den verſchiedenſten Zeitungen, wenn auch tadelnd, beſprochen, dennoch eben dadurch ihrer größeren Verbreitung Vorſchub geleiſtet habe. Ein beſonderer Vorhalt war ihr deshalb gemacht, weil ſie ſogar Spottgedichte auf ihre Tendenz aus andern Zeitſchriften in ihre Spalten aufgenommen. Zugleich war aus der Reſidenz ein Regierungsbevollmächtigter mit der Inſtruction zur ſchärfſten Cenſur angelangt.

„Sie ſehen, lieber Freund," ſagte der alte Herr, „daß ich mit dieſem Allen nicht recht zufrieden ſein kann."

„Vergönnen Sie mir," verſetzte Dingler, „nur einige Worte zu meiner Entſchuldigung. Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt ſehen, wo ich doch über mein Gewiſſen hinaus die ſogenannte gute Preſſe zu

vertreten gesucht habe. Während ich den guten Geist der Zeitung immer streng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenste Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, seine Fahnen und unsere Abonnenten desertirten zu Hunderten. Mit Ihrer Genehmigung suchten wir daher die Punkte heraus, welche eine liberale Besprechung zuließen als: den Zollverein, die Unbeständigkeit des französischen Nationalcharakters und den Panslawismus. Ebenso waren wir in den Stand der „Nothwehr gegen die jungen Zeitungen versetzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Tendenz unter dem Namen des sogenannten besonnenen Fortschritts als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, unsern alten, classischen Verlag gegen die moderne, poetische Literatur in Schutz zu nehmen und, zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. So habe ich in dem verwichenen Halbjahre die Ausartungen der Literatur, besonders den politischen Roman, nach Kräften von einem verunglückten Dramaturgen und mißrathenen Chapon aus der Gentz'schen Schule zerlegen lassen. Ja, leider muß ich es eingestehen, daß mir selbst dabei zuweilen mein Metier perfid, fast ehrlos vorkam. Es ist ein herbes Schicksal, ein Redacteur bei diesen Zeitläufen zu sein."

„Lieber Freund!" sagte Allgeier begütigend, „Sie lassen sich noch zu leicht aufregen; jedes Geschäft hat seine eigene Moral, bei welcher die einzelne Persönlichkeit nicht in Frage kommen darf. Sie bemerken ganz richtig, daß wir im Stande der Nothwehr waren, eigentlich kommt eine Redaction aus ihm nichts heraus. Zeitungsschreiber sind keine Geschichtsschreiber. Wir müssen uns immer zwischen der Partei der Bewegung und der Reaction mitten innen halten. Welche gerade die herrschende ist, macht ihren Einfluß auf uns geltend. Sache der Klugheit ist es, immer noch einen Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beseitigt zu sein, wird eine andere Idee zur herrschenden Mode. Wir müssen jetzt mit Guizot das Zuwartesystem adoptiren. Geben Sie

ſtatt aller leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdiſtan oder Hindoſtan, über die Marqueſasinſeln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder ſpäter will man doch wieder Etwas von ſich ſelbſt hören, ſei es im Guten oder im Böſen."

Dieſe und viele andere gute Rathſchläge ertheilte der alte Herr dem gelehrigen Redacteur. Endlich ließ er dieſen unangenehmen Gegenſtand verklingen; es war, als wenn eine Bremſe durch das Zimmer geſummt hätte.

Er lenkte die Unterhaltung auf die Angelegenheit zurück, welche ihm näher am Herzen lag.

„Ihr jungen Leute wollt mich heute Abend zur Feier meines Geburtstages gewiß mit einem äſthetiſchen Genuſſe überraſchen?" fragte er unter Anderem, indem er ſich ſtellte, als wüßte er nicht das Geringſte von dem Plane Joulin's.

„Es ſoll nicht an uns liegen," verſetzte Dingler mit leichterem Herzen, „mißlänge es, dem König des Feſtes einen heiteren Augenblick zu bereiten."

„Geſteht es nur," fuhr der alte Herr fort, „Ihr coſtumirt Euch; ha! ha! Was hattet Ihr mit Joulin zu ſchaffen? So ein alter Künſtler hat immer närriſche Einfälle. Was wird denn meine blonde Lilly darſtellen? — Sie nimmt ſich in einem phantaſtiſchen Gewande wunderhübſch aus."

„Sie iſt immer die ſchönſte Erſcheinung im einfachſten Hauskleide, wie im Coſtume," verſetzte Dingler, um Herrn Allgeier etwas Angenehmes zu ſagen.

„Sie ſollten," entgegnete Allgeier, „ihr vortreffliches Gemüth kennen, lieber Dingler, um die bekannte Behauptung wahr zu finden, daß ein gutes Herz und ein ſchönes Geſicht zuſammengehören, wie Licht und Farbe."

„Sie ſind ein ſehr glücklicher Vater!" verſetzte Dingler.

„Laſſen Sie mich geſtehen," erwiederte Allgeier ein wenig lauernd, „daß ich vielleicht außer meiner Tochter

Eliſabeth nur noch zwei Menſchen vom Herzen liebe; — rathen Sie einmal!“

„Wen anders, als Fräulein Louiſe?“

„Sagen Sie mir doch,“ fuhr Allgeier fort, „wie aber Sie es mir abgewonnen haben? Ich ſchätze Ihr ſchönes, fügſames Talent, Ihre Kenntniſſe, Ihr Benehmen, Ihre Vorſicht, kurz alle dieſe Eigenſchaften, welche dazu gehören, um einen Menſchen glücklich zu machen; doch außerdem beſitzen Sie noch meine wahrhaft väterliche Liebe.“

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in ſein Auge. „Sollte der alte Herr,“ fragte er ſich heimlich, „wirklich Etwas von meinem Verhältniſſe zu Eliſabeth ahnen? — Könnte ich wirklich mir ernſthafte Hoffnung auf die Hand ſeiner einzigen Tochter machen?“

Allgeier ſah nur die freudige Beſtürzung ſeines Redacteurs; er reichte ihm die Hand und ſagte freundlich wohlwollend: „Wir bleiben, ſo hoffe ich, für das ganze Leben zuſammen! — Ich betrachte Sie, wie meinen Sohn. Nun, heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf die Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach.“

So war der entzückte Redacteur entlaſſen.

So glücklich, wie Dingler, war an dieſem Vormittage vielleicht kein Redacteur irgend einer deutſchen Zeitung. Das Geſpräch mit dem Principale des Geſchäftes hatte die Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und die Hoffnung auf Eliſabeth, die ſchöne, reiche Erbin, ſie in Roſen aufblühen laſſen.

Hatte er früher nicht ungern die Unparteiiſche Zeitung als die dritte deutſche Großmacht ſchelten gehört, ſo fühlte er ſich ſelbſt jetzt als die erſte auf dem Throne der Liebe, mit der Ausſicht auf die freie Rheinſchifffahrt in das Meer des Eheſtandes.

Die Extreme berühren ſich! Mit dieſem Ausſpruche Napoleon's hatte er ſo oft ſeine leitenden Artikel ge-

ziert, heute ſollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glaceehandſchuhe anzog, um zu Tiſch zu gehen, und dabei ſeinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetſchuh, die nöthigen Anweiſungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufburſche, welcher ſein Poſtillon d'amour war, ein zierliches, roſafarbiges Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenſter, erbrach jenes und las:

„Es iſt eine Verſchwörung im Werke; liebſt du mich, ſo zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine ſpringen laſſen. Auf den Fall, daß die fehlſchlagen ſollte, müſſen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns ſo lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder verſöhnt haben.

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verſchloſſenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter beſorgen, um von dem Balcon hinunter in ſeine Arme ſteigen zu können. Es wird nicht zu dieſem Aeußerſten kommen, da ich das Mittel beſitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, ſich vorzuſehen. Biſt Du mein Romeo, treu und tapfer, ſo liebt Dich Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieſer Zeilen bis zum Tode erſchrocken. Alle Farbe war aus ſeinem Geſichte gewichen. Die wilde Eliſabeth hatte es offenbar auf eine Degenklingenprobe abgeſehen. Sie wollte ſeinen Muth bewährt ſehen. Dingler würde ſchwerlich dieſe Probe beſtanden haben, wär' nicht noch ein wenig Turnernachhalt und jenaiſches Burſchenritterthum mit der nöthigen Abenteuerlichkeit in ſeinem Blute geweſen. Sein Charakter hatte allerdings in der unaufhörlichen Behutſamkeit des Redactionsweſens einige Roſtflecke der Feigheit angeſetzt; doch war er noch elaſtiſch genug, um in dieſes Abenteuer einzugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa kam und Elisabeth an ihm mit der Frage vorüberstrich: „Alles in Ordnung?“ konnte er zu seinem großen Glücke darauf mit „Ja!“ antworten. Es wäre auch außerdem um die Liebe Elisabeth's geschehen gewesen.

Auf Allgeier's Villa war die vornehmste Welt aus der Stadt und Umgegend versammelt; denn der Geburtstag Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit verschwenderischem Aufwande begangen.

So stolz Allgeier auf sein Bürgerthum war, doch hatte er die kleine Schwäche, darauf zu sehen, daß es bei den Festen, welche er gab, nicht an glänzenden Offizieruniformen und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielleicht von dieser Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freund darauf aufmerksam gemacht, daß er sie mit reichgewordenen Juden theilte.

Heute war er besonders aufgeräumt; hatte sich doch sogar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarstaate bei seinem Feste eingefunden, scheinbar zufällig, doch im geheimen Auftrage seiner Regierung, bei den drückenden Censurverhältnissen, welchen die Unparteiische Zeitung unterworfen worden war, sie mit allen damit verbundenen finanziellen Vortheilen hinüberzuziehen.

Die Gesellschaft genoß den Thee im Garten, welcher doppelt blühte mit den buntesten Blumen und den geputztesten Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred und Dingler hatten sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um sich in ihre Romeocostumes zu werfen; denn die beiden jungen Damen des Hauses waren, wie ihnen gemeldet worden war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toilettenmeisterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeister und die Musiker hinter der kleinen Bühne ihre Stellung eingenommen, als die Gesellschaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal heraufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Joulin mit Zuſammenſchlagen der Hände gab, erhob ſich die Muſik.

Joulin hatte die kleine Bühne ſo eingerichtet, daß die Thüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange von der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung ſtand. Dort ſollten die Darſteller ſich treffen. Joulin war von der Aufſtellung der Bilder und den Anordnungen bald hier, bald dort ſo eingenommen, daß er weder ſah noch hörte.

Als ſeine Figuren immer noch nicht zur Thüre herauskommen wollten, ſprang er hinein und rief mit athemloſer Stimme: „Meine Damen, meine Herren, um Gottes Willen, die Muſik geht zu Ende; wir ſind verloren! Alle zu Grunde gerichtet!“

Joulin hatte ſich mit beſonderer Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß Alfred und Eliſabeth die eine, und Dingler mit Louiſe die andere Gruppe darſtellen müßten.

Um ſo mehr wunderte ſich Alfred, als ihn in dieſem entſcheidenden Augenblicke Eliſabeth, wo er ihr den Arm bieten wollte, heftig zurückſtieß und ihm zuflüſterte: „Wie unterſtehen Sie ſich, den elektriſchen Fiſch nur anzurühren? Dort blüht Ihre Centifolie! — Hierher, lieber Dingler, zu mir! wenn Sie ſich der armen Datura erbarmen wollen!“

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren, er ſah ſich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit zu Entſchuldigungen, ſie waren auch überflüſſig, denn ſchon war Eliſabeth mit Dingler Arm in Arm hinaus auf die Scene in den erſten Rahmen und mit ihm nach Joulin's Vorſchrift zum Bilde: „Romeo's Kommen“ zuſammengetreten; Alfred und Louiſen blieb Nichts übrig, als drüben im zweiten Rahmen ſich zu: „Romeo's Gehen“ — denn ſo hatte Joulin beide Bilder benannt — ſo gut als möglich zu gruppiren.

Joulin flog, wie ein Irrlicht, hin und her; ſeine Augen ſahen nur noch die Coſtumes, wie konnte der Künſtler an die Perſonen denken! — Mit einer Trom-

petenfanfare flog der Vorhang in die Höhe und ein „Hah“ der Ueberraſchung ging durch den Saal. Sie ſollte noch größer werden, denn Allgeier hob ſein Brillenfutteral, aus welchem er die Gläſer eben nehmen wollte, wie einen Commandoſtab, in die Höhe und rief: „Wohl den Aeltern, die Freude an ihren Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und Damen, ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, meiner beiden Lilly's, mit Alfred und meinem lieben Dingler bekannt und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünſchen.“

Joulin war der Erſte, der in die Scene hereinſprang, er wollte ſprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzſäule erſtarkt; er ſah den ſchrecklichen plaſtiſchen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber ſchon flogen die Damen der Geſellſchaft glückwünſchend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten ſie die Verlobten herunter. Alfred und Louiſe lagen zuerſt am Herzen des gütigen Vaters.

„Was? Was?“ rief Allgeier, „du Alfred, und du Louiſe? Hm! Hm!“

Er ſchlug jetzt in innerſter Verzweiflung die Augen auf; hinter dem erſten Paare ſtand das zweite — Dingler und Eliſabeth, welche ihren Vater luſtig anſah und ihm mit den Worten zunickte: „Das hatte ich arrangirt, guter Papa!“

„So! So! Ja, Ja! Freilich!“ —

„Immer unſer humoriſtiſcher, genialer Freund,“ rief der nachbarſtaatliche Diplomat und ſchüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

„Ja, man ſieht gleich,“ rief ein alter Lebemann mit Majorsepaulettes, „wer mit romantiſchen Büchern zu thun hat!“

Eliſabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüſterte: „Deine Kinder ſind glücklich, lieber Vater! und

nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen? Laß' unſere Heimath hier ſein bei dir!" —.

Allgeier war gerührt. „Gott ſegne Euch, meine Kinder!" mit dieſen Worten fiel ein Stein von ſeinem Herzen. „Gott ſegne meinen Verlag und verdamme die Verlegenheiten mit der ganzen romantiſchen Schule!" ſetzte er bei ſich hinzu.

Dann wandte er ſich zur Geſellſchaft und ſagte etwas gezwungen heiter, doch laut genug, um von Allen verſtanden zu werden: „Die Abendtafel erwartet uns, darf ich die Herren bitten, ſich ihre Tiſchnachbarinnen zu wählen?"

Zugleich wandte er ſich an die Fürſtin von Dittershofen, welche bei ihm „Chriſtliche Betrachtungen einer Dame von Stand" in Verlag gebracht hatte, bot ihr mit ziemlichem Cavalieranſtand den Arm und eröffnete mit ihr den Zug nach dem Speiſeſaale.

Hinter ihm folgten Dingler mit Eliſabeth, welche ihm unterwegs zwiſchen zwei Thüren in das Ohr flüſterte: „So hätte ich, wie einſt Charlotte Stieglitz zu ihrem Heinrich, jetzt mit größerem Rechte zu dir ſagen können: „Halte dich heute zu mir, es iſt mir, als würde mir ein guter Gedanke einfallen."

„Ich könnte," nahm Bernhard das Wort, „keine beſſere Gelegenheit finden, Euch, meinen Brüdern, anzukündigen, daß auch ich mich verlobt habe. Ihr habt zuerſt die Idee in mir geweckt, daß meine geheimnißvolle Unbekannte vielleicht nicht im Glanze des Hofes, vielmehr in einem beſcheidenen Stübchen, wie Egmont es gern beſuchte, zu finden ſei. Schon ſeit Jahren liebte ich ſie, ohne es mir ſelbſt eingeſtanden zu haben; meine Braut iſt die Tochter des verſtorbenen Organiſten in meinem Geburtsorte. Das Granatohrgehänge im linken Ohre mit dem Herzchen, worin ein Steinchen fehlt, wie Ihr wißt, hat ſie mir verrathen."

„Die Gläſer gefüllt!" rief der Abt, „und wie heißt deine ſchöne Braut?" Bernhard flüſterte ihm den Namen

zu. Jetzt erhob der Abt das Glas, und im vollen Becherklang hallte es, daß der Saal dröhnte:

„Bernhard und Rosalinde Fingerlein hoch!"

Ehe noch die Gesellschaft jubelnd aufbrach, theilte Bernhard seinem Freunde Benedict mit, daß er von der Gräfin Steinfelden, welche nunmehr ihr Palais bezogen, die Erlaubniß erhalten habe, ihn künftigen Abend in ihren Salon einzuführen. Benedict nahm das Anerbieten sehr gern an. So schieden sie von einander.

Der Vorleser.

Bei dem einbrechenden Abende war das Palais der Gräfin von Steinfelden, welches uns bekannt ist, glänzend erleuchtet. Im Saale war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; es war in ihr mehr die excusive Bildung, als der Hof- und Beamtenadel vertreten, welcher zu jener Zeit Etwas darin suchte, die deutsche Bildung und ihre Vertreter von sich abzuschließen. Die Zugvögel des hohen Adels aus der Fremde, welche zuweilen auf längere Zeit in dem schönen Dresden verweilen, hatte weniger persönliche Rücksicht zu nehmen, und suchten wenigstens die Langeweile dadurch zu verscheuchen, daß sie Leute der Wissenschaft und Kunst, welche einen Ruf im Auslande hatten, zur Ergötzung der Gesellschaft, und wenn auch nur als Tafelaufsätze verbrauchten. Heute hatte die Gräfin den Hofrath Doctor Zindel vermocht, in ihrem Salon ein Shakspeare'sches Drama vorzulesen.

Zindel gehörte zu der Schule die ironischen Romantiker, welche darauf ausgingen, sich in einem aristokratischen Dasein zum Selbstgenusse zu bringen.

Dazu bedurften sie einer ergebenen Gemeinde, welche bereit war, sie mit einem persönlichen Cultus zu umgeben. Diese Ausstellung der eigenen Person zur Verehrung hätte aber ihre großen Unbequemlichkeit gehabt, wenn so ein romantisches Genie aus eigenen Mitteln seine Transfiguration hätte bestreiten müssen. Die Romantiker

hatten ſich vergebens bemüht, den Kranz der dramatiſchen Poeſie zu erringen. Da ſie es nicht mit den eigenen Kräften vermochten, Leſſing, Goethe und Schiller zu überbieten, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zur Ueberſetzung der dramatiſchen Meiſterwerke fremder Nationen, welche ihnen meiſterhaft gelang. Sie bürgerten Shakeſpeare und Calderon auf der deutſchen Bühne ein und gaben ihr für die nationale eine literaturhiſtoriſche Bedeutung, warfen ſie aber, freilich wider Willen, den Fabriküberſetzern franzöſiſcher Bluetten in die Arme. So war die Bühne zu Grunde gerichtet; aber aus ihren Ruinen gewannen ſie Steine zur Erbauung ihrer eigenen Kapellen. Wenn eine Kunſt zu Grunde geht, drängt ſich eine Afterkunſt an ihre Stelle, wie wir dies in der Muſik in den Concerten der Pianiſten ſahen, welche vor Kurzen die vornehme Welt bis zur Verzückung elektriſirten. Ein ähnliches Virtuoſenthum hatte Hofrath Zindel für die dramatiſche Poeſie im Vorleſen dramatiſcher Werke entdeckt und ausgebildet. Das Kunſtſtück beſtand darin, daß er die Töne ſeiner Stimme in ſo vielen Nuancen zerlegte, als Perſonen in einem Stücke auftraten, und einer jeden den Antheil davon gab, welcher für ſie paßte indem er das Thema der Grundſtimmung eines beſtimmten Charakters hervorhob, dagegen die Nuancen deſſelben, welche die ganze Energie des darſtellenden Künſtlers verlangen, unterordnete. Er kehrte daher die Kunſt der Darſtellung um; denn der darſtellende Künſtler ſoll in ſeinem Vortrage das Grundthema ſeiner Rolle nur ahnen, es jedoch nur in den Variationen deſſelben wiedergeben. Bei dieſem Kunſtvorleſen werden jedoch die Rollen wechſelſeitig dazu gebraucht, Licht und Schatten in den Vortrag zu bringen, welche bei der Darſtellung auf der Bühne jeder einzelne Charakter für ſich haben ſoll.

Doch hatte Zindel ſeinen Zweck erreicht. Er war als Vorleſer berühmt, vornehm und alt geworden; denn die vornehme Welt liebt nie die Kunſt, ſondern nur die Künſtelei, welche allein Mode werden kann.

Noch immer wurde Hofrath Zindel zu äſthetiſchen Geſellſchaften der vornehmen Welt eingeladen, und von ſchönen, jungen Damen ließ er ſich gern zum Vorleſen eines älteren Drama's bewegen.

Er las an dieſem Abende beſonders gut. Sein Sprechorgan, welches er auf das Sorgfältigſte ausgebildet hatte, konnte er nicht ſowohl, wie ein muſikaliſches Inſtrument, als vielmehr, wie ein ganzes Orcheſter gebrauchen. Er trug hier den Sturm von Shakeſpeare vor. Bald ſchien ſeine Stimme, wie ein melancholiſcher Bach, trübſinnig murmelnd zwiſchen herunterhängendem Weidengebüſche dahinzuziehen, bald, wie ein ſcherzender Ariel, in den Lüften zu klingen, bald zu grollen, wie das tiefinnere Kochen des Meeres im Sturme, dann alle die verſchiedenſten Töne zuſammenzupreſſen zu dem Ausdrucke der Beſtialität in Kaliban, und ſie wieder auseinanderplatzen zu laſſen zum Matroſengelächter des Trinkulo, und dann wieder zu dem ſüßeſten Geplauder der Liebenden zu verſchmelzen.

So zahlreich die Geſellſchaft im Salon war, ſo ſchien ſie doch nur eine einzige Seele zu ſein, in welcher der Vorleſer, wie in einem ruhigen Teiche, ſein verklärtes Genie ſich abſpiegeln ließ.

Dem Vorleſer zunächſt ſaß der Kammerjunker von Blaſewitz mit der Brille vor den kurzſichtigen Augen, der treueſte Anhänger des Meiſters, welcher unter der Redaction deſſelben italieniſchen Novellen überſetzte und ſelbſt lüſterne Taſchenbucherzählungen ſchrieb. Er war darauf abgerichtet, Hofrath Zindel in den geleſenſten Blättern Weihrauch und jedem aufkeimenden Talente Assa foetida zu ſtreuen.

Nannten ihn Spötterzungen Zindel's Blaſebalg, ſo konnte man ſeinen Nachbar, den Doctor Nebelheim, für den Schlagſchatten anſehen, welchen der alte, große Goethe bei ſeinem Tode mit in das Grab zu nehmen vergeſſen haben mochte. Bis in die kleinſte Nuance, gab er in

wechſelnden Zerrbildern ſeinen großen Vorgänger, welcher ihm die Exiſtenz gegeben hatte, wieder.

Hinter ihm in der Ecke ſaß der alte Collegienrath de Lisboa, treuherzig und ehrlich, wie die Volksballade, mit dem ewigen Refrain: „Ach, ein kreuzbraver Mann!“ Er war jedoch im Innern ebenſo unglücklich, wie die meiſten Menſchen dieſer Zeit. War bei Nebelheim Alles Schein ohne Sein, ſo war bei Lisboa Alles Sein ohne Schein. Für die ewig lebendige Welt der Ideale in ſich hatte er nicht das geringſte Wort, nicht das kleinſte Zeichen, ihr einen Ausdruck zu geben. Die Seele einer Lerche war hier in das Gehäuſe einer Schildkröte gebannt. Seit dreißig Jahren arbeitete er an einer Tragödie: „Inez de Caſtro,“ ohne nur eine Scene abſchließen zu können. Zerreiße eine Tragödie in kleine Stücke, wirf ſie durcheinander, ſo haſt du ein Bild von ſeinem Innern. Er fehlte nie bei den Vorleſungen des Hofraths, denn ſie gaben ihm den Eindruck von dem Ausdruck, welcher ihm fehlte.

Vor Benedict Ivo von Ivenhof zerrann die ganze Geſellſchaft zu einer leuchtenden Nebelwolke um die Sonne der Gräfin Eliſabeth von Steinfelden, welche immer noch wunderſchöne Momente hatte, obſchon ihre erſte Jugendblüthe abgeſtreift war. Ihre ſchlanke, hohe Geſtalt ruhte auf der rothblüſchenen Ottomane, ihr Arm auf dem Rollenkiſſen, von welchem große Goldtroddeln bis zum parquetirten Fußboden hinunterhingen. Ihr reiches, blondes Haar quoll in vollen Locken unter dem phantaſtiſchen Barette vor, von welchem ſich eine große, weiße Feder auf die ſchöngeformte Schulter herunterſenkte. Sie trug ein grauſammetnes Gewand mit kurzen Aermeln, und um das Handgelenk und um den ſchlanken Hals den Opalenſchmuck. Während ſich Benedict immer mehr in die heimliche Betrachtung dieſer ſchönen Geſtalt verſenkt hatte, ſchloß die Vorleſung.

Die Geſellſchaft drängte ſich zu dem Leſepultchen des Hofraths, welcher hier den Tribut der Lobeserhebungen

und den Dank für die Vorleſung ironiſch lächelnd in Empfang nahm. Der Kammerjunker declamirte im Tone des Vorleſers zu wiederholten Malen Kaliban's Worte: „Ich will den Fuß dir küſſen! Bitte, ſei mein Gott!“ und alle fanden dieſe Sentenz rieſengroß und anwendbar auf den Hofrath ſelbſt, um deſſen Mund ſich die Schlängelchen des Spottes durcheinander ringelten.

Es wurden Erfriſchungen herumgegeben, welche die Geſellſchaft in verſchiedene Gruppen theilten. Hofrath Zindel blieb mit dem Kammerjunker von Blaſewitz allein. „So iſt das Publikum!“ flüſterte dieſer, „kaum daß Sie und der große Britte eine Stunde lang es gefeſſelt haben, ſtürzt es auch ſchon wieder in ſeine Alltäglichkeit zurück.“ Zindel zuckte mit der linken Schulter und ſchlug das Buch zu.

Unterdeſſen war Benedict mit der Wirthin in das Geſpräch gekommen. „Daß ich Sie, meine Gnädige,“ flüſterte er, „wiederſehen darf, läßt mich meinem guten Sterne von Neuem vertrauen.“

„Sie müſſen mir Nachſicht ſchenken,“ verſetzte die Gräfin, „daß ich mich nicht gleich erinnern kann, ob und wo Sie mir ſchon begegnet ſind.“

„Ich ſah Sie zuerſt,“ erwiederte Benedict, „in einer abgeſchloſſenen, grünen Einſamkeit unter einem blühenden Fliederſtrauche vor einer Cryſtallkugel mit Goldfiſchen.“

Die Gräfin erbleichte ein wenig und entgegnete leiſe: „Welches Räthſel geben Sie mir auf? Wollen Sie es löſen?“

„Vielleicht, meine Gnädige!“

„Jeden Freitag Abends empfange ich hier meine Freunde und Bekannte, und es kommt nur auf Sie, lieber Baron, an, ob Sie ſich dazu rechnen mögen.“

Das Geſpräch wurde durch die aufbrechende Geſellſchaft unterbrochen. Benedict empfahl ſich und kehrte traumtrunken in ſein Quartier zurück.

Er hatte ſich nun völlig überzeugt, daß die Gräfin die Nichte des alten Generals, des Gemahls Victorinens war! Das Bild ſeiner erſten Jugend brannte wieder

glühend warm in seiner Seele. Bald nahm er sich vor, es ganz aus seinem Herzen zu tilgen und sich vorzustellen, daß sie schon längst todt sei oder nie gelebt habe; bald faßte er wieder den Vorsatz, sich bei der Gräfin nach ihr zu erkundigen, dann aber wieder Alles dem Zufalle zu überlassen.

Mit dem unsichtbar machenden Hexenspruch:

„Um mich Nacht und vor mir Tag!"

führt der Erzähler den Leser wieder zurück zu der Gräfin von Steinfelden, nachdem die Gesellschaft sich entfernt und sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hat.

Vor dem flammenden Kamine steht der hohe, breite Schirm, auf welchem der Räuber von Lessing in bunter Wolle gestickt ist. Wir ducken uns dahinter und schauen zuweilen lauschend vor.

Der Boden ist mit einem dichten, russischen Teppiche belegt, daß es uns vorkommen kann, als ständen wir auf weichem Moose; im Zwischenraume der Doppelfenster uns gegenüber sehen wir in ein kleines Gewächshaus voll immergrüner und blühender indischer Pflanzen, deren saftige Blätter sich von der Astrallampe auf dem runden Mahagonitische einen matten Dämmerschein stehlen. Hinter dem Tische auf dem mit rothem Saffian beschlagenen Divan ruht halb liegend, halb sitzend die Gräfin. Sie hat die Augen auf ein Oelgemälde gerichtet, welches an der Wand, der schmalen Seite des Divans gegenüber, im goldenen Rahmen hängt und sie selbst in der ersten Blüthe ihrer Jugend vorstellt.

Anna, ihr Gesellschaftsfräulein, sitzt in einem Armstuhle und lauscht über ihre Stickerei herüber zuweilen auf den Blick ihrer Herrin. Um Elisabeth's feinen Mund spielt ein wehmüthiger, bitterer Zug. Jetzt bewegen sich ihre Lippen und sie spricht leise für sich selbst: „Wohin ist das heitere, sechszehnjährige Mädchen gekommen, das ich hier im Bilde sehe? Ist es mir doch, als hätte ich es gekannt! Oder soll ich lieber fragen,

wohin ist ihre Heiterkeit, ihre Unschuld? Ist es möglich, daß der Inhalt des wirklichen Lebens so ganz verschwinden und der Mensch noch leben kann? Anna, mache morgen einen Vorhang vor dieses Bild!

„Doch warum hasse ich dieses Bild der Jugend und Unschuld?" fuhr Elisabeth bei sich zu sprechen fort, „jenes Mädchen war ich selbst, ich bin jetzt eine Andere! Und doch schlummerte unter diesen Rosen der Freude und des Friedens — die Lust und der Hochmuth, welcher grauenvoll ruhig den Mann der Liebe verstieß, den Mann, der doch treu, wenn auch wild, unbändig, doch ein Mann ganz und gar war und einen Himmel voll Liebe in sich trug, — unter diesen Lilien der Milde und Weichheit schlummerte der Wahnsinn, der das Pfand dieser Liebe weit von sich schleuderte in die dunkle Nacht! Nun ist mir nichts geblieben, als die Reue, die bodenlose Reue und die Sehnsucht nach Dem, was ich auf immer verloren habe."

In ihr rief jetzt eine herzzerschneidende Stimme: „Mutter! Mutter! Wo ist dein Kind?" — Sie verhüllte sich schluchzend das Gesicht; Anna, welche an solche Ausbrüche des Gemüthsleidens ihrer Herrin gewöhnt war, kniete leise mitweinend zu ihren Füßen.

Nach einer Weile hatte sich die Leidende wieder gefaßt. „Laß' es gut sein, liebe Anna," flüsterte sie, „der junge, fremde Baron Benedict Ivo von Ivenhof, welcher mich früher gekannt zu haben scheint, hat bei seinem Abschiede an diesem Abende mir ein Räthsel aufgegeben, das mich unruhig macht."

„Man sah es ihm gleich an," versetzte die schöndienende Anna, „daß er der guten Gesellschaft angehörte."

„Ach, die sogenannte gute Gesellschaft!" entgegnete die Gräfin, „als wenn man in ihr interessante Menschen kennen lernt, Männer schon gar nicht. Sie kommt mir immer mehr vor, wie der Hefenschaum, den ein gährendes Getränk in zarter, weißer Milch von sich stößt. Wir wissen uns viel mit dem Anstande, welcher unserer

Kaſte eigen ſein ſoll, als wenn er weiter ginge, als der Tanzmeiſter und unſere eigene Selbſtgenügſamkeit uns gelehrt hat, und ihre Bildung, als wenn ſie über das bischen ſchlechte Franzöſiſch der Gouvernante und einige Fingerübungen auf dem Clavier hinausginge! Um uns einigermaßen darſtellen zu können, hat man allerdings das kluge Mittel gefunden, das alle unſere Vornirtheiten erträglich erſcheinen läßt: man hat von vornherein es für unanſtändig erklärt, Geiſt und Bildung und überhaupt eine eigene Natur zu verrathen. Wir ſind ſo weit gekommen, daß wir eine gute Geſellſchaft ohne „ennui“ für gemein halten. Der Geiſt Gottes iſt von uns gewichen, wir ſind alt, reif, überreif geworden!“

„Sollten aber,“ verſetzte die beſcheidene Anna, „nicht alle dieſe Formen, in welchen ſich die Geſellſchaft bewegt, erfunden ſein.“ —

„Um ſie aus ſich ſelbſt zu ergänzen,“ fing die Gräfin das Wort auf, „und jedes Lebenselement abzuhalten. Mein Gott, was ſollten wir mit einem genialen Menſchen anfangen, der ſich treu bleiben wollte? Unſere Lakaiennatur ſucht das, was ihr gleicht. Ich hatte das zweifelhafte Glück, die Geſellſchaft der Unſeren in den erſten Reſidenzſtädten Deutſchlands kennen zu lernen, und überall fand ich denſelben, mehr oder minder verſteckten Haß gegen alles Große und Schöne unſerer Tage. Wie kann da viel Heil herauskommen? denn die erzürnte Pallas Athene trägt die Schlange der Gorgo auf dem Schilde und den vernichtenden Speer. — Ich werde mythologiſch, ſeit ich in Berlin die Sitzungen der Akademie beſucht habe!“

„Das verſtehe ich nicht,“ erwiederte Anna, „und glaube gern meiner gnädigen Gebieterin.“

„In dir,“ verſetzte die Gräfin, „ſteckt eine ganze Schachtel voll Hofmarſchälle; du hätteſt einen guten Geſellſchafter für meinen Oheim, den verſtorben General, abgegeben, der ſeine Carriere bis zur Schlacht von

Jena machte. Er konnte es lange nicht verschmerzen, daß später die sogenannten Demagogen an die Spitze der Geschäfte kamen und das Vaterland retteten. Ich befürchte immer, daß er und der Gesandte viel mit dazu beigetragen haben, nach dem Frieden diese Männer vom Hofe und aus dem Staatsdienste wieder zu entfernen, und den Geist der Jugend zu zertreten."

Der alte Kastellan, unser Kaspar, trat jetzt unbemerkt herein. Mit verklärten Augen hing er an dem Gesichte der gnädigen Gräfin, die er ja von Jugend auf geliebt hatte. Er machte sich endlich durch ein leises Hüsteln bemerkbar.

„Was bringst du, Kaspar?" fragte die Gräfin.

„Unser Rechtsconsulent, Doctor Bernhard, ist hier und fragt an: ob er noch heute eine wichtige Nachricht mittheilen dürfe, oder morgen damit wieder anfragen."

„Er möchte sogleich kommen!" rief die Gräfin.

Bernhard trat ein; auf einen Wink der Gräfin zog sich Anna in das Nebenzimmer zurück. „Sie bringen mir Nachricht?" fragte sie aufgeregt, „und Hoffnung?"

„Vielleicht," versetzte Bernhard, „nur einen Einfall, der mir in den Sinn kam, als ich vorhin die gnädige Comtesse verlassen hatte."

„Es ahnet doch Niemand den Auftrag, welchen Sie von mir haben?"

„Keine Seele! wir Sachwalter sind verschwiegen, wie der Tod."

„Ich verlasse mich ganz auf Ihr Zartgefühl!"

„Ich habe," fuhr Bernhard fort, „die Spur jenes Mannes mit dem Kinde von dem Dorfe bei Karlsbad aus bis hierher verfolgen können; hier ist er in keinem Gasthofe abgestiegen; wo? ist nicht ausfindig zu machen. So viel ist gewiß, daß er von hier ohne Kind wieder abgereist ist. Dieses ist mithin hier zu suchen. Vor Kurzem entdeckt mir ein Freund seine Liebe zu einem

geheimnißvollen Mädchen, welches bei einer Kartenschlägerin, Sibylle Knauthain, erzogen wird."

„Wenn es das meine wäre! Es muß jetzt sechzehn Jahre alt sein! Gottes Segen über Sie, wenn Sie mir meine verlorene Ruhe, mein Glück wieder schenken könnten!"

„Jenes Mädchen aber," fuhr Bernhard fort, „scheint einen Bruder zu haben, welcher ein Maler ist."

„Sie ist es nicht!" versetzte tonlos die Gräfin und sank erbleichend zurück.

„Geben wir nicht alle Hoffnung auf!" entgegnete Bernhard. „Vielleicht entschlösse sich der junge Maler, für Sie ein Bild zu malen. Ich könnte ihn ja durch Johannes hierher bestellen. Bei dieser Gelegenheit könnten Sie ihn aushorchen! Man darf jetzt am Allerwenigsten vielleicht fruchtlose Mühe scheuen."

„Ich will mir das noch überlegen!" versetzte die Gräfin, „doch danke ich Ihnen für die Mittheilung. Können Sie mir sagen, wo die Alte wohnt?"

Bernhard nannte ihr die Adresse, und verabschiedete sich.

Die Gräfin blieb allein mit dem Vorsatze, die Kartenschlägerin am nächsten Morgen selbst aufzusuchen.

Frau Sibylle Knauthain.

Frau Sibylle Knauthain wohnte in der Feldgasse in einem hinweggeschobenen Winkel der Stadt in einem kleinen, verschollenen Gartenhause. Sie schlug, wie wir wissen, für Geld die Karten und heilte auch unter der Hand alle Gebrechen, an welchen die Kunst der Aerzte gescheitert war, durch Besprechung. Doch nur ungern und nur, wenn sie sich auf Verschwiegenheit verlassen konnte, versuchte sie ihr Glück als Heilkünstlerin. Sie konnte es nicht verwinden, daß die ärztliche Zunft, freilich nur aus uneigennütziger Fürsorge für das leidende Publikum, ihr vor einigen Jahren vierzehn Tage Polizeiarrest ausgewirkt hatte.

Freilich erweckte ihr Aussehen nicht viel Zutrauen. Sie war eine kleine, verbogene, hagere Figur, die Haut ihres Gesicht war so straff über die Knochen gespannt, daß man wenigstens an Runzeln nicht ihr Alter hätte bemerken können; ihre kleinen, grauen Augen hatten ein so lebhaftes Feuer, daß sie Funken zu sprühen schienen. Eine weiße Backenhaube bedeckte ihr Haar so ängstlich, daß davon keine Spur zu sehen war; im Uebrigen war sie schwarz gekleidet.

Sie war äußerst sauber; mit der Weiße des leinenen Taschentüchelchens, welches sie gewöhnlich in der Hand trug, wetteiferte diese selbst.

Ebenso reinlich war Alles in ihrem Stübchen; Nachts um elf Uhr, wo sie von Niemand gestört werden mochte, ging sie an das Fegen und Scheuern, welches gewöhnlich

bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Da sie in der Nacht selten, zumal bei zunehmendem Monde, schlafen konnte, so war dies ihr Zeitvertreib in den langen Nächten.

Das Rascheln des Sandes und der Bürste machte auf sie ohngefähr denselben Eindruck, welchen anhaltendes Geräusch auf Singvögel macht; wie diese dabei zu singen beginnen, so fing ebenso ihre Phantasie zu klingen und zu bildern an! — Wunderliche Geschichten kamen ihr vor.

An den Fenstern der Stube zog sie narkotisch riechende Gewächse: Baldrian, Rosmarin, Muscatblatt, Nachtschatten und ähnliche Pflanzen.

Ein großer, thönerner Ofen mit kleinen, vertieften, grünen Kacheln nahm die eine Ecke der Stube ein, darüber hing am eisernen Haken eine schwebende Decke aus zusammen gestoßenen Brettern, auf welcher ein kleiner Kapuzineraffe, ein Rabe und einige sprechende Staare ihren Aufenthalt hatten. Unter dem Gestelle des Ofens befand sich ein abgerichtetes Meerschweinchen, welches sie bei dem Kartenschlagen gebrauchte.

Die Schicksalslinien der Menschen, behauptete sie, seien oft so verwirrt, das höchstens ihr Schweinchen daraus klug werden könne. Zuweilen verriethen aber auch ihre Thiere eine so große Abneigung gegen manche Personen, daß weder Schweinchen, noch Affe oder Rabe sich mit ihnen einlassen wollten.

An den Wänden umher hingen allerlei Köpfe und Figuren, theils mit Kreide gezeichnet, theils getuscht, theils in Oel gemalt nach Originalgemälden auf der königlichen Gemäldegallerie. Diese waren Studien von Cecil, welcher in demselben Hause im Oberstübchen wohnte. Er war vor einigen Jahren mit einem Empfehlungsbriefe von ihrer Schwester Sohn, Heinrich Wildspur, aus Hamburg gekommen, um hier die Malerei zu lernen. Sibylle hatte ihn seitdem, wie ihr eigenes Kind, gewartet und gepflegt; ein solches war er damals noch und glich fast noch jetzt mehr einem Knaben von zwölf Jahren, obschon er bereits sechszehn Jahre alt war. Sein zartes, feines Gesicht

mit der ſanften Röthe der Wangen, welche leicht in Purpur anflog, mit den großen, braunen Augen, deren ſchüchterner Blick ſich gern mit den Augenwimpern verhüllte, mit der ſcharfgeſchnittenen, zierlichen Naſe und dem faſt zu mädchenhaften Munde gewann leicht alle Herzen. Er trug, wie damals die angehenden Rafaele gewohnt waren, die Haare geſcheitelt und ließ die dunkelblonden Locken frei um die Schultern wallen. Cecil hatte keine hohe Kunſtrichtung, er wollte nur ein Portraitmaler werden, wozu er einiges Talent hatte.

Da er von ſeinem Vater, welcher nach Amerika ausgewandert war, durch einen Hamburger Banquier von Zeit zu Zeit hinlängliche Unterſtützung erhielt, ſo ging es ihm in ſeiner fröhlichen Jugend gut. Er hielt viel auf ſchöne Kleider und hatte eine ziemliche Auswahl von ſammetnen Leibröcken und Mützen.

Sibylle hatte eine große Gewalt über ihn, er mußte Abends immer zu Hauſe bleiben. Es ſchien ihm dieſer Zwang auch nicht ſchwer zu fallen, denn er wußte ſich mit tauſend kleinen Beſchäftigungen die Zeit zu verkürzen. Cecil hatte auch faſt gar keine Bekanntſchaften, zumal Sibylle die Gewohnheit hatte, Jeden, welcher an der Hausthüre nach Cecil fragte, kurz abzuweiſen. Wir wiſſen, daß ſelbſt Johannes, der innigſte Freund Cecil's, keinen Zutritt erlangen konnte.

Ehe er früh Morgens zu ſeinem Lehrer ging, trank er in der Unterſtube mit Sibylle den Kaffee.

Auch heute ſaß der junge Maler wieder dort und plauderte nach dem Frühſtücke mit den beiden Staaren, welche er vom Ofen zu ſich heruntergelockt hatte. Er knieete mehr in dem breiten Armſtuhle, als daß er ſaß, und gab den kleinen, ſchwarzen Schülern Unterricht im Sprechen.

„Wie heißt du?“

„David! David!“

„Und du?“

„Wie du! Wie du!“

„Habt Ihr Euch lieb?“

„Lieb, lieb!“ schrieen die Vögel und schnäbelten sich. Cecil wollte sich zum hundertsten Male darüber zu Tode lachen.

Jetzt kam Sibylle, welche auf dem Boden gewesen war und nach dem Wetter gesehen hatte, in die Stube zurück und sprach halb schmollend, halb freundlich: „Du wirst die armen Vögelchen noch um ihr Bischen aufrichtigen Verstand bringen, prophezeihen können sie so nicht mehr.“

Cecil sprang vom Stuhle auf, setzte sein Barett auf, nahm die Mappe unter den Arm und rief: „Nur noch einen Walzer zum Abschiede!“ Zugleich fing er ein lustiges Liedchen zu trällern an und drehte sich im Kreise umher, es hüpften das Kapuzineräffchen und der Rabe vom Ofen herunter, das Meerschweinchen kroch unter dem Ofen hervor, und so waren alle Thiere, schreiend, kreischend, grunzend, pfeifend um ihn herum.

Sibylle wurde ernsthaft böse; sie schlug mit dem Flederwisch nach Cecil, welcher zur Thüre hinausflog, und strafte die Thiere mit schrillenden Worten, bis sie sich verkrochen. So war es wieder still in der Stube. Sibylle wischte sorgsam ihre Brille ab, nahm ein Buch und las darin. Sie mochte nicht lange so gesessen haben, so klingelte es an der Hausthüre. Sie ging hinaus, öffnete und kam nach einer Weile mit einer hohen, verschleierten Dame herein. Es war die Gräfin von Steinfelden.

„Ich habe gehört,“ sagte diese im Hereintreten zu Sibylle, „daß Sie, meine liebe Frau, aus den Karten wahrsagen kann. Da ich nun wirklich ein wenig abergläubig bin, so würde Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mich einen Blick in die Zukunft thun lassen könnte.“

„Es kommt Alles darauf an,“ versetzte Sibylle, „ob mein Thierchen heute bei Laune ist.“

Die Gräfin verstand zwar nicht, was die Alte wollte, es kam ihr aber auch nicht darauf an. Sie hatte sich

auf die Bitte, Platz zu nehmen, im Armstuhle niedergelassen.

Während Sibylle an ihr Geschäft ging, einen Kreis auf der Diele mit einer Kohle auffrischte, betrachtete die Gräfin die Zeichnungen und Gemälde an der Wand. „Das sind ja recht saubere Arbeiten!“ sagte sie endlich zu Sibylle.

„Ein kleiner Anverwandter von mir,“ versetzte diese, „macht diese Sachen. Er will Maler werden und ist hier auf der Lehre bei dem Professor Schuber.“

„Er kann mir,“ entgegnete die Gräfin, „einige seiner Sachen bringen, ich werde sie ihm gut bezahlen, recht gut; denn was ich hier sehe, gefällt mir. Ich wohne in dem Palais links von dem . . . . . n Schlage; er braucht nur nach der Gräfin von Steinfelden zu fragen, dann wird er schon berichtet werden.“

„Ich will es ihm sagen!“ versetzte kurzhin Sibylle, und fuhr in ihren Vorbereitungen fort.

Nach einer Pause fragte die Gräfin wieder: „So lebt Ihr beiden Leute hier allein im Hause, wie es scheint?“

„Wir vertreiben uns die Zeit,“ erwiederte ablenkend Sibylle, „so gut es geht. Nun bin ich im Stande, Sie dürfen aber jetzt nicht wieder sprechen.“

Nachdem sie jetzt die Blätter einer deutschen Karte auf die Peripherie des Kreises gelegt hatte, rief sie: „Pascha! Pascha!“ Auf diesen Ruf kam das Meerschweinchen unter dem Ofen hervor, und stellte sich ganz manierlich in die Mitte des Kreises. Es sah Sibylle mit seinen geschlitzten, schrägen Chinesenaugen so verständig an, daß es der Gräfin ein leichtes Grauen verursachte.

„Thu' deine Pflicht!“ gebot Sibylle, und nun stieß das Schweinchen mit dem Rüssel bald hier, bald dort aus dem Kreise ein Kartenblatt heraus, während Sibylle ein jedes, wie es folgte in ihre linke Hand legte. Als sie alle Blätter hatte, sagte sie: „Schönen Dank, Pascha!“ streichelte das Schweinchen, und schickte es wieder unter

den Ofen. Nun fragte sie: „Jakob, von Unten oder Oben?“ „Von Oben!“ rief vernehmlich der Rabe, welcher sich auf ihre Schulter gesetzt hatte.

„Peter, komm', komm', mein kleiner Peter!“ rief sie jetzt, und mit einem Schwunge durch die Luft stand der kleine Kapuzineraffe auf dem Tische und legte die Karten auf. Wie er seine Arbeit verrichtet hatte, kletterte er wieder in seinem vorigen Aufenthalt über dem Ofen zurück. Sibylle aber begann die Figuren der Karten auszulegen:

„Die Blätter deuten auf ein Haus, wo Sie Ihr Herz und Ihr Glück verloren haben; in diesen Tagen ist aber ein Herr zu Ihnen getreten, durch welchen Sie erfahren werden, was Sie zu erfahren suchen, durch ihn werden Sie das Verlorene doppelt wiederfinden.“

In ähnlichen, ungewissen Reden fuhr sie noch lange fort; bald kam es der Gräfin vor, als müsse Sibylle von ihrem Schicksale etwas Genaueres wissen, bald wieder nicht. Endlich war die Alte fertig mit dem Worte: „Und nun bitte ich um einen Pfennig, denn ich darf Nichts umsonst thun, sonst vergeht mir der helle Blick.“

Die Gräfin zog lächelnd die Börse und verließ wenig befriedigt, wenn auch aufgeregter die Kartenschlägerin.

„Ade! Ade! lieb! lieb!“ riefen ihr die beiden Staare nach, und der Rabe zwischen durch: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“

Oculi.

In der Zeit, in welcher dieſe Abenteuer vorfielen, war der energiſche Sinn ſo ſehr aus dem Leben gewichen, daß nur noch theologiſche Streitſätze, oder eine Sängerin, Eiſenbahnactien und Staatspapiere oder friſche Auſtern das Thema der Unterhaltung abgaben. Doch begann ſich in dieſem grünen Schlamme ein neues, aber noch chaotiſches Leben zu regen, welches aus der Lyrik der Kunſt zuerſt nach plaſtiſchen Geſtalten auf der Leinwand des Malers oder auf der Bühne rang. Ein unbehagliches Gefühl, welches mit einem ſolchen Zuſtande verbunden iſt, hatte heute auch die luſtigen Benedictiner ergriffen. Die Lampe der Heiterkeit ſchien an dieſem Abende völlig zu erlöſchen. Dieſe Unluſt hatte auch einen näheren Grund: der Abt war vor die Polizei geladen worden, um Auskunft über die Tendenz der Geſellſchaft zu geben, indem man ihm dort merken ließ, daß man ſie für politiſch gefährlich erachte und ſich vielleicht veranlaßt ſehen werde, ſie nach Analogie verſchiedener geheimer Bundesbeſchlüſſe zu verbieten. Mitten in der troſtloſeſten Pauſe ſagte Robert zu ſeinem Nachbar, der verkehrt auf dem Stuhle ſaß: „Du biſt erſt aus Italien, dem Lande der Banditen- und Liebesgeſchichten zurückgekommen; haſt du denn gar Nichts davon zu erzählen?“ — „Italien iſt unſer Gegenpol,“ erwiederte Johannes; „ſo wie die Weltherrſchaft ſich faſt immer an Italien oder Deutſchland geknüpft hat. Dieſe Waagſchalen ſind zerbrochen; — was wird hernach kommen?“ „Eine Novelle, eine Novelle!“ riefen die Andern.

Die italieniſche Novelle.

Johannes fuhr fort:

„Jedes politiſch zertretene Volk iſt ein Treibhaus der Novellen; denn es kann nicht fehlen, daß alle die Maſſen von Leidenſchaften, welche ein großes politiſches Volksleben aufzehrt oder unſchädlich macht, bei einem niedergehaltenen Volke in dem Einzelnen unerhörte Zerſtörungen veranlaſſen müſſen. Schlagt einem Baume die Krone ab, ſo werden viele unnütze Schößlinge am Stumpfe hervorbrechen: unterdrückt ein gebildetes Volk, ſo begünſtigt Ihr — die Novellenpoeſie. Das Leben eines ſolchen Volkes zu ſolcher Zeit gehört darum nicht ſowohl der Geſchichte, als vielmehr der Novellenpoeſie an. Italien aber hat die beſten Novellen, und täglich werden dort herzbrechende und lächerliche zugleich begonnen, verwoben oder fertig gemacht. Dort darf man nur die Augen aufmachen, einen kleinen Vorfall, der ſich eben zeigt, bis in das Einzelne verfolgen, ſo wird man gar bald eine Novelle fertig haben. Eine ſolche will ich jetzt erzählen:

„Ich hatte mir in Rom in einem weitläufigen Hauſe unfern der Tiber und des ponte rotto ein Wohnzimmer gemiethet. Dort ſtand ich eines Morgens auf meinem Balkone und ſah mit unklaren Gefühlen dem Gewühle der Nachen und Marktſchiffe auf dem Tiberſtrome zu. Die tauſend wechſelnden Bilder, welche ſich mir ſowohl auf dem Strome, als auf der Gaſſe zeigten, feſſelten meinen Blick immer mehr. Wie bald ein lärmender Trasteveriner mit ſeiner blauen Sammetjacke, den luſtigen Hut auf der einen Seite, das Maulthier mit überhängenden Gemüſekörben vor ſich hertreibt, braunrothe Gebirgsleute mit wilden Falkenblicken vorüberziehen, dort eine verblühte Sünderin im Namen der unbefleckten Jungfrau, hier eine zerſprungene Glocke in der Hand eines Stummen um Almoſen bittet, ja ſogar die armen Seelen im Fegefeuer durch einen in der Sonnenhitze keuchenden Kapuziner um einige Bajocchi zur Linderung ihres hölli-

schen Durstes aufschreien, das Alles zieht in meiner Seele jetzt noch einmal vorüber. Zu eben dieser Zeit war dort unter meinem Balkon ein alter Zitherspieler getreten, und hatte zu singen begonnen:

„Ahi, quanti palpiti,
Quanti sospiri,
Quanti deliri,
Feci per te!"

„O, welches Seufzen,
Ach, welches Sehnen,
O, so viel Wähnen
Quält mich um dich!"

Auf einmal hielt er im Gesange inne. Eine Menge Menschen wogte am Ufer herauf. Aus den heftigen Geberden und dem Schreien des leidenschaftlichen Volkes hörte man nur deutlich den Ausruf: „O, die Arme! die Arme!" Ich war gespannt und legte mich über das Eisengitter vor, um den Gegenstand, welcher in der Mitte des Gewühls heraufgebracht wurde, sogleich zu erkennen. Mein Gott, welches Schauspiel sah ich! Auf einem langen, schmalen Brete lag ein Frauenleichnam ausgestreckt und mit einem Seile festgebunden. Zwei Fischer trugen die Leiche einher. Jetzt kamen sie damit unter meinem Balkone an. Unwillkürlich trat mir eine weichliche Thräne in mein junges Auge. Nur eben mußte diese Unglückliche im Strome ertrunken und todt herausgezogen worden sein. Diese Leiche mit den anliegenden, nassen Gewändern, mit aufgelöstem, tropfendem, rabenschwarzem Haar, welches fast bis auf die Erde herabhing, das edle, jugendliche, erloschene Antlitz mit dem schmerzhaft verzogenen und doch jetzt noch schönen Munde, diese Gestalt mit unverhülltem, todeskeuschem Marmorbusen, unter welchem an den zarten Handgelenken die Arme mit einem Tuche zusammengebunden waren, damit sie stille liegen möchten; dieses junge, rührende Todtenbild, welches plötzlich in das glühende Leben furchtbar und doch wieder schön hereingeschleift wurde, machte auf mich

den tiefsten Eindruck. Wie schon die Volksmenge mit dieser Leiche längst vorübergezogen war, stand ich noch immer und starrte auf die Straße hinunter, wo die Wogen des Lebens wieder über diese Erscheinung gleichgültig zusammenschlugen. Der Spielmann bähte sich aber immer noch unten in der Sonnenhitze auf dem Platze, wie ein Zwieback, und blähte sich im eifrigen Gespräche mit einigen Obsthändlern, welche ihre Körbe mit Limonien und Portugallen auf dem Kopfe trugen und mit untergestemmten Armen zuhörten. Er hatte seine Zither in die Hand, wie eine Herkuleskeule, gefaßt, und schwang sie kreisend um den Kopf herum, daß die Seiten in der Luft, wie Glocken, antönten. Ich hatte ihm manchen Paolo für Flugblätter, welche er zugleich mit verkaufte, früherhin zugewendet, und so kam es, daß er sogleich, wie er meiner ansichtig wurde, mit ausgestrecktem Halse mir zurief; „Signore, una stupenda novella!“ Auf meinen Wink kam er zu mir herauf. „Ich weiß schon, was Ihr wissen wollt,“ sprach er mit geläufiger Zunge, „erzählen soll ich Euch von dieser jungen Frau! Die Arme! Wenn sie nur noch lebte! Doch wir müssen alle sterben! Aber so jung! und so reich! Erzählen soll ich Euch, und bin so durstig, wie ein Wetzstein? Wart Ihr einmal in Orvieto, Herr?“ — Ich nahm aus meinem Eistopfe eine Flasche d'Orvieto heraus, und schenkte ihm ein hohes Glas voll ein. „O,“ rief der Alte unterdessen, „das ist mein Strohmäntelchen aus Orvieto, der kleine süße Bettelmönch! Oh! Oh! — ein alter Est! Est!“ „So ein Enghals,“ entgegnete ich, „ist gut für einen Weithals.“ Mein Schmarotzer kostete erst zwei Tropfen, nun besann er sich und machte sein Gesicht so dünn und spitz, als wollte er sich durch ein Nadelöhr fädeln, dann aber drückte er ein Auge zu und spann einen so langen Goldfaden aus dem Glase, als wäre der Wein zu Maccaroni geworden, bis er den letzten Tropfen herausgewickelt hatte. Jetzt aber schnalzte er mit der Zunge, wie ein Fechtmeister

mit der Klinge, welche er mit einigen Schwippchen probirt, und nun begann er zu plaudern:

„Eine ſchöne Donna, die nun ertrunken iſt! Habt Ihr nicht die junge Marcheſa Ponetti an der Piazza Serlupi gekannt? Heilige Maria! was wird Luigi, der Marcheſe, ſagen? Aber mußte er denn auch eine Jüdin zur Frau nehmen? Was meint Ihr, ob ſo ein Bischen Taufwaſſer den ganzen Heidenſchlamm auf einmal wegwaſchen kann? Rede ich Ketzerei in meiner Einfalt, ſo iſt es einfältige Ketzerei! Doch Marcheſe Luigi iſt eine brave Excellenz; denn er hat mir viele ſchöne Canzonetten gemacht, welche abgingen, wie friſche Brote und junge Jeſuiter. Kann man aber mit dem Kopfe durch die Wand fahren und eine Taube auf dem Dache, und eine Frau in der Kammer hüten? Habt Ihr noch eine im Glasſchranke geſehen mit der Zitrone in der Hand? Aber die Juden ſind ein abſcheuliches Volk, und will der Teufel einen armen Jungen in das Elend bringen, ſo fährt er in ein hübſches Mädchen — oder gar in ein Judenmädchen. Deshalb ſind auch die Juden verdammt. Wenn nun einmal das arme Volk in Rom Hunger hat und Tauſende den heiligen Vater um Brot anſchreien, da ſind immer Einige da, welche von den Juden im Ghetto reden, und dann geht auch richtig allemal die Judenhetze los. Da vergeht den Leuten unterdeſſen der Appetit. So war es vor zwei Jahren gerade in der heiligen Woche, wo mein Magen knurrte und belferte, wie eine alte Jüdin. Da ging es in der Judenſtadt luſtig her. Da ſchrieen die lumpigen Bartjuden und die gelben Weiber mit ihren Kindern, wie bei der Zerſtörung von Jeruſalem, wo ich aber nicht mit dabei war; denn das geſchah zur Kaiſerzeit. Das römiſche Volk ſang aber das Judenjagdlied. Kennt Ihr es, Signore? Hier habe ich es — ja, da iſt es gleich — es koſtet vier Bajocchi.“ Nun ſang der Spielmann in begeiſterten Trillern:

„Del furor la tromba squilla.
Senti il popol, come strilla!
Vuol vendetta con gli Ebrei,
Con gli Scribi e Farisei.

Dove siete gente sporche,
Son già pronti pulchi è forche,
Non vi giovano pianti
A impiccarvi tutti quanti.“

Horch, der Wuth Trompete schrillet!
Horch das Volk, und wie es brüllet!
Rache will's an den Ebräern,
Schreibern und den Pharisäern.

Schlechtes Volk in Schmutz und Kothe,
Her zum Galgen, zum Schaffote,
Weinen hilft Euch nicht und Bangen,
All' Ihr werdet aufgehangen!

„Hierbei geschah es,“ redete er weiter, „daß sie einen alten Juden herauszerrten auf die Straße. Er hielt in den Händen einen kostbaren Schmuck so fest, als wäre er an seinen dürren Fingern angewachsen gewesen. Da bekam er aber von einem Kupferschmied einen solchen Schlag in seinen Bart, daß der Flachs davon und der goldene Schmuck ihm aus der Hand flog. Der Jude schrie aber: „Sei der Schmuck verflucht von Mitternacht zu Mitternacht, mag er verderben Jeden, den er zieren soll! Verflucht sei er, wie Teufels Handgeld, wie ein Kuppler und Asmodi!“ Da stürzte der Alte todt auf die Straße. Wie aber dies geschehen war, warf sich seine Tochter, welche sich vorher noch verborgen gehalten hatte, über ihn her und schrie, daß die Ziegel von den Dächern hätten fallen mögen. Da aber das Mädchen jung und schön war, wollten einige junge Burschе, wie es anfing Nacht zu werden, sich ihrer bemächtigen. Sie mußten sich aber den Mund wischen; denn dieser Apfel war nicht für sie gebraten. Zufällig ging eben Luigi am Ghetto vorüber, und wurde von dem Schreien und Lärmen herbeigelockt. Mit Gewalt machte er sich Platz durch die Menge. Kaum trat er aber in

den Kreis hinein, wo ſie mit dem Mädchen rangen, ſo wich das Volk zurück, da er ein Edelmann iſt. Das Mädchen aber merkte dies kaum, ſo umſchlang ſie ſeine Kniee, hing an ihm, wie ein Seekrebs, und rief: „O Herr! rettet, rettet mich vor dieſen Mördern; bin ich auch nur eine arme Jüdin, ſo erbarmt Euch wenigſtens über eine arme Waiſe!“ „Wir wollen ſie ja nur taufen!“ ſchrie das junge Volk. Luigi aber ſchob dieſe guten Chriſten bei Seite, nahm die Jüdin unter ſeinen weiten Carbonaromantel, und drückte ſich mit ihr zum Ghetto hinaus. Ach, was ſind doch die Edelleute für edle Leute! Er ging aber mit ihr einige Straßen hindurch und gelangte ſo, indem er darüber nachſinnen mochte, wo er ſeine Pflegebefohlene die Nacht über unterbringen könne, bei der Kirche der heiligen Caterina de' Funari an. Die Kirche ſtand noch offen. Da wendete er ſich zu dem Mädchen und ſagte: „Es will ſich nicht ſchicken, daß ich dich ohne Anfrage in meinen Palaſt bringe; denn meine Mutter iſt eine Chriſtin, und du eine Jüdin. Ich will ſie aber bitten, dich eine Nacht über zu behalten, und morgen kannſt du wieder zur Judenſchaft zurückkehren.“ „Ach, mein Vater!“ rief das Mädchen, „mein Vater! ach! er iſt erſchlagen, und nun habe ich auf dieſer Welt Niemand mehr, der ſich meiner annimmt.“ Da ſie das Italieniſche gar zu fremdartig ausſprach, ſo fragte Luigi: „Biſt du eine römiſche Jüdin?“ „Wir ſind erſt geſtern aus Spanien hierher gekommen,“ erwiederte das Mädchen. „Mein Vater war ein Rabbiner in Saragoſſa, und kam hierher, um Iſrael in der Knechtſchaft in Rom zu tröſten. Ach, und nun iſt er erſchlagen! O Gott meiner Väter, und mein Gott!“ „Wie nennt man dich, armes Kind?“ „Ich heiße Lea!“ entgegnete das Mädchen. „O Herr, laßt mich wieder zurück zu meinem Vater, damit ich bei ihm ſterbe!“ Noch mehr gerührt von dieſem Jammer, redete ihr Luigi zu: „Wenn es dir nicht zuwider iſt, in dieſe Kirche einzutreten, ſo will ich wieder in den Ghetto zurück-

kehren, und für deines Vaters Leiche und dann für dich sorgen.“ Mit diesen oder ähnlichen Worten gingen sie die Stufen hinauf und traten in die Kirche ein. Dort brennt immer die ewige Lampe vor dem Altare. Die Seilerinnung muß das Oel dazu geben. Deshalb war es ein wenig hell in der Kirche; nur Altäre und Bilder, sonst war Nichts darinnen, als die Beiden. Luigi führte die Jüdin zu dem Altare, und hieß sie dort sich niedersetzen. Das war eine große Sünde, die er auf der heiligen Treppe bei dem Laterane gewiß abknieen mußte. Dort bei dem Altare soll die Jüdin den Marchese mit ihren großen, schwarzen Augen so plötzlich angesehen haben, daß er seitdem in Liebe zu ihr entbrennen mußte. Was die Leute oft für wunderliche Augen haben! Hundeaugen, Pferdeaugen, Katzenaugen, Fischaugen, Hühneraugen, nur keine Krebsaugen, denn die Krebse haben ihre Augen, wie hungrige Leute, im Magen; Neunaugen sind die besten, Hexenaugen die schlimmsten; die Jüdin aber hatte kohlschwarze Hexenaugen, mit welchen sie Einem die Liebe anthun konnte. Sieht Euch eine solche hübsche Hexe mit ihren bösen Augen an, so fahrt nur gleich mit dem Daumen zwischen den Zeige- und Mittelfinger, das hilft gegen den Liebeszauber. Aber meine Jüdin, die ich beim Altare gelassen habe, wickelte sich in ihre Tücher, setzte sich am Altare nieder, und blieb allein, während der arme Luigi, wie ein angeschossener Hirsch, von Straße zu Straße lief. Nach einer halben, oder meinetwegen einer ganzen Stunde kam er zu seiner Jüdin zurück, und brachte ihr die Nachricht, daß die Leiche ihres Vaters schon auf dem Judenkirchhofe begraben sei. Bei dieser Botschaft soll Lea mit der Stirne so heftig gegen die Marmorplatte des Altars geschlagen sein, daß man heute noch davon den Eindruck sieht. Das ist aber nicht wahr, es müßte denn ein Mirakel sein; Luigi aber hatte große Noth, die schöne Lea einigermaßen zu beruhigen. Ein braver Mann hat seine Plage mit den wirbelköpfigen Weibern.

Ihr ſolltet meine Peppina kennen, die hätt' es noch viel ärger gemacht; denn wie Luigi die Jüdin zu ſeiner Mutter brachte, ſoll ſie ſchon ganz ſittſam vor ihr einen Fußfall gethan, ihr den Saum des Kleides geküßt, und ſehr rührend alſo geſprochen haben: „Großmüthige Marcheſa, edelmüthige, erhabene Patronin, Ihr däucht mir barmherzig zu ſein, wie die Sonne, welche über die wahren Katholiken ſo gut ſcheint, wie über die Ketzer, Juden, Heiden, Mohren und die Türken; und ſo flehe ich auch zu Euch: ſenkt auf mich den Strahl Eurer Gnade, und erquickt mich mit Euerer Huld!" Mit dieſen Worten nahm der alte, bombaſtiſche Erzähler eine Priſe Schnupftaback, und ſagte: „Hat ſie nicht ſo geſprochen, ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß die Marcheſa zu ihr ſagte: „Du ſollſt eine Chriſtin werden, und Saverio, der fromme Mönch, ſoll dich im Chriſtenthume unterrichten; denn ſonſt fährt deine Seele in die Hölle hinein! Jetzt aber gehe dort in die Kammer und ſchlafe aus!" Seitdem blieb die ſchöne Jüdin bei der Marcheſa, und wurde Vormittags vom frommen Bruder Saverio, welcher ein Jugendfreund des Marcheſe und von vornehmer Familie war, und Nachmittags von der Marcheſa ſelbſt im Chriſtenthume unterrichtet, ſo daß Lea bald damit Beſcheid wußte, faſt ſo gut, wie die heilige Jungfrau ſelber. Nun hätte Luigi zwar auch gern der Jüdin vom Chriſtenthume gepredigt, aber ſeine Mutter ſoll ihm immer im Wege geweſen ſein. Als aber die Marcheſa merkte, wie Luigi dennoch immer um die Jüdin herum war, wie die Rabe um die Axe, da legte ſie den Finger an die Naſe, und kam denn allmälig auf den Gedanken, daß ein junger, vornehmer Herr ſich ein Wenig in der Welt umſehen, in fremden Städten was aufgehen laſſen und ſich überhaupt wie ein Edelmann betragen lernen müſſe. Durch Vermittelung ihres Beichtvaters wußte ſie es bald dahin zu bringen, daß Luigi von der päpſtlichen Curie mit einer nothwendigen und ehrenvollen Sendung nach Sicilien beauftragt wurde. Mit trüben

und verdrießlichen Mienen nahm der Marcheſe Abſchied, da ihm die Liebe auf dem Nacken herumhanthierte, wie ein Affe im rothen Jäckchen auf einem brummigen Bären. Da er aber die päpſtliche Pfeife hörte, ſo mußte er freilich danach tanzen. Seine Mutter ſagte ihm aber bei dem Abſchiede: „Luigi, bei Allem, was du thuſt, vergiß nicht, daß du ein Marcheſe biſt; habe die goldene Tabatière immer in der Hand; denn ſie ſteht gut zu den weißen Manſchetten! Willſt du bei den Weibern Eroberungen machen, ſo fange bei den alten an; die jungen zickeln von ſelbſt hinterdrein! Und da haſt du auch deine Pillen, die immer bei verdorbenem Magen dir geholfen haben!“ Hier erſtickten Thränen ihre Stimme. Er drückte ſeine Mutter an die Bruſt, und ſah in die Höhe, wo ein weißes Tuch zu dem Fenſter herauswehte. Dort war die ſchöne Lea. Mit weinenden Augen warf er ihr noch einen Kuß zu; dann aber ſtieg er in den Wagen, und fuhr um die Ecke hinum.

Drei Monate lang hatte er ſchon bei dem Vicekönig in Sicilien ſeine Geſchäfte betrieben, aber immer, wenn eine Schwierigkeit beſiegt war, lag ein anderer Stein im Wege; denn, man ſagt, das Geſchäft wäre nur ein Vorwand geweſen, Luigi von Rom entfernt zu halten. Da ſtak er nun, wie ein Vogel im Käfig; er mochte ſingen, wie er wollte, er kam doch nicht fort. Dabei befand er ſich ſo unwohl, daß er ſich eine Schachtel Pillen um die andere aus Rom kommen ließ, und doch immer krank blieb, da er auf den Magen los curirte, und die Krankheit doch weiter links ſaß! Hätt' er mich gefragt, und das Mittel gegen den böſen Blick gebraucht, ſo wäre er gewiß geſund geworden. Wie er nun ſo in Nichts, als Mißmuth und Krankheit, in Palermo ſich herumwickelte, hatte endlich ein Hofmann Mitleid mit ihm, und ſagte: „Ei nun, Excellenz, wer hält Euch denn hier auf? Euer Geſchäft hat ſich nun ſeit dreihundert Jahren bis auf dieſen Tag hergenullt, und wird ſich bis an das Ende der Welt fortnullen. Dies Geſchäft

iſt Nichts, als ein gelindes Mittel, welches unſere Höfe bei jungen Hitzköpfen gebrauchen, die man nicht geradezu aufgeben will. Aber, Freund, wenn Ihr mich verrathet, ſo war ich ein Narr und werde unglücklich!" Luigi verſprach heilige Verſchwiegenheit, und flog von Palermo hinweg, wie eine Kugel aus der Büchſe, — anhaltender Krankheit wegen. Seine Mutter trank eben in Rom mit ihrem Beichtvater eine Taſſe Chocolade, als Luigi in das Zimmer trat. Vor Schreck fiel ihr das Zuckerbrötchen, das ſie eben in den Mund ſtecken wollte, aus der Hand. — Seht, Herr, ſo genau weiß ich Alles für drei Scudi, und noch mehr, wenn Ihr wollt! Seine erſte Frage war: „Wo iſt Lea?" „Dieſen Namen hat ſie abgelegt," entgegnete die Marcheſa; „ſie iſt getauft und eine der Unſeren geworden, ein gar frommes Kind! Sie heißt jetzt als Chriſtin Katharina." „Katharina?" fragte Luigi; „wo iſt Katharina?" Der ſchöne Mönch Saverio lächelte freundlich, und ſagte: „Freue dich, Luigi! ſie iſt in einem Kloſter und Novize!" „In welchem Kloſter? Vielleicht alle quattro fontane?" „Dem iſt ſo!" entgegnete Saverio. Ohne Aufenthalt, wie ein Vogel auf eine ſüße Beere, ſo flog Luigi nach dem Kloſter. Er ließ ſich bei der Aebtiſſin anmelden, und um ein Zwiegeſpräch mit der Novize Katharina bitten. „Ihr meint die Schweſter Katharina?" fragte die Pförtnerin. „Ja! Ja!" rief Luigi, und mit langweiligen Schritten ſchleppte die wohlbeleibte Geſtalt ſich die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam ſie zurück, und führte den ſehnſuchtskranken Luigi in das Sprechzimmer. „Wartet nur ein Weilchen!" ſprach ſeine Führerin, „die fromme Katharina wird gleich erſcheinen. Seid nur nicht zaghaft, und ſchüttet Euer Herz vor ihr aus, damit ſie Euch tröſten kann, nämlich inſofern Ihr ein geiſtliches Gewerbe an ſie habt!" Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich. Aber den armen Luigi fing jetzt die Qual der Sehnſucht nach dem Odem. Beide Hände drückte er feſt gegen das Herz, welches ihm die Bruſt

zersprengen wollte. Bald ging er mit großen Schritten im Sprechzimmer auf und ab, bald setzte er sich wieder auf einen dortstehenden Sessel, und starrte die Bilder der Heiligen an, welche, wie grüne und rothe Lichtstreifen, vor seinen Augen flammten. „Herr," unterbrach sich jetzt der Erzähler, „habt Ihr je das Liebesfieber gehabt? So wißt Ihr, wie es dem guten Marchese jetzt war, wo er seine geliebte Katharina wiedersehen sollte, und wo er ihr Herz und Hand anzubieten und sie zu überreden gedachte, die ewige Jungfrauenschaft mit der zeitlichen Haube zu vertauschen. Endlich hörte er leichte, leise Schritte den Gang her und auf das Zimmer zukommen. Er sprang in die Höhe. Wie aber die Thüre aufging und die hohe Gestalt der frommen Katharina weiß verschleiert hereintrat, war es ihm, als müßte er niedersinken. „O, sehe ich dich so wieder?" rief er im tiefsten Schmerze aus. „So willst du mich denn ewig elend sehen? O Katharina, sieh', zu deinen Füßen flehe ich dich an, schenke mir dein Herz, und werde ganz die Meinige, so wie ich immer dein war von jenem Augenblicke an, da ich zuerst dein holdes Antlitz sah in der Kirche deiner Namensschwester! O, sei nicht so kalt und stumm, und erhöre deinen flehenden Freund!" — Die verschleierte Gestalt fing auf einmal bitterlich zu weinen an, und sprach fast flüsternd: „O schöner Herr, wie könnt Ihr eine fromme Schwester so in Versuchung führen?" Luigi sprang vor dieser Stimme entsetzt empor, und rief: „Entschleiere mir doch dein Angesicht!" „So Ihr es denn anders haben wollt!" entgegnete die Gestalt, und zeigte dem bebenden Luigi ein uraltes, graues Papageiengesicht. „Du Katharina?" rief Luigi. „So heiße ich seit fünfundsechzig Jahren; Katharina hieß ich, noch ehe ich mich dem göttlichen Bräutigam verlobte, und Katharina heiße ich auch jetzt noch, und Katharina ist gar ein schöner und frommer Name, junger Herr!" — „Das weiß Gott! aber ist keine Novize im Kloster, welche Katharina heißt?" „Daß ich nicht wüßte," fuhr

die Nonne fort, „ich bin hier im Kloſter die einzige Katharina und nicht die unwürdigſte Schweſter.“ „Nun, ſo wollte ich,“ rief Luigi jähzornig aus, „ja ſo wollte ich, daß dein Kloſter und dich Gottes Wetter in die Erde ſchlüge!“ „O du ruchloſer, aus der Hölle entlaufener Bube!“ ſchrie die Alte, „biſt du hergekommen, mit mir dein Geſpötte zu treiben? Warte nur! warte!“ Mit dieſen Worten zog ſie an der Glockenſchnur, welche in der Mitte des Zimmers herunterhing, ſo heftig, als wollte ſie die Todten wecken. Luigi aber hielt es bei dieſen Umſtänden nicht für gut, länger zu warten, und ſprang zur Thüre hinaus. Er hatte von Glück zu ſagen; denn ſchon ſchrie der Schwarm der Nonnen wüthend hinter ihm her, und ſchon flogen Bücher und Näpfe um ſeinen Kopf, als er mit Gewalt das Thor aufriegelte, und hinaus auf die Straße ſtürzte. Puh! das heißt in einen Bienenkorb blaſen. Luigi aber flüchtete ſich durch die Straße der Fleiſchbänke über den ſpaniſchen Platz und den Corſo hinüber durch tauſend Gaſſen und Gäßchen in ſeinen Palaſt. Dort aber ſank er, wie ſterbend, zuſammen. Seine Diener trugen ihn in ein Bett; dort blieb er ruhig liegen bis gegen Mitternacht, wo er zu raſen anfing, und nur von Saverio redete, welcher ſeine Lea in eine graue Kloſterkatze verhext hätte, ſo daß den Leuten angſt und bange wurde. Am ſiebenten Tage legte ſich das Fieber; jetzt aber flehte er zu allen Heiligen, ihn aus dieſem Leben hinwegzunehmen. Das machte der alten Marcheſa das Herz weich. Schon ſtand ihr Frühſtück auf dem Tiſche; ſie ſchob aber das mürbe Kalbscotelette mit der Zitrone und auch das gebratene Hühnchen bei Seite, und aß nur zwei Sardellen mit einem Brotſchnittchen, trank darauf ein Gläschen Liqueur, und verlangte dann nach ihrer Portechaiſe und ihrem Fächer. Luigi aber hatte gegen Abend ſchon zu verſchiedenen Malen nach ſeiner Mutter gefragt, als ſie endlich zurückkam und zu ihm ging. Er ſprach mit matter Stimme: „Theuere Mutter, die du mir Gutes gethan haſt von

dem Augenblicke an, wo ich zu meinem Unglücke geboren wurde, theuere Mutter, ich fühle, daß ich nunmehr der Natur den großen Tribut zahlen und sterben muß! Da ich nun auch gern in den Himmel kommen möchte, so laß' mir Saverio rufen, damit er mir die Sterbesacramente ertheile." Ob nun gleich seine Mutter vor Thränen kaum reden konnte, so sprach sie ihm doch Trost zu. Luigi aber flüsterte mit sterbender Stimme: „Ach Mutter! meine Zeit ist gemessen!" Da machte sich die Marchesa von ihm los, und zog eine verschleierte Frauengestalt, welche in der halbgeöffneten Thüre stand, zu dem Krankenlager hin mit den Worten: „Hier ist noch Jemand, dem du die Hand zum Abschiede reichen kannst!" Der Jüngling hatte sich bei diesen Worten emporgehoben. Die Benedictinernovize schlug den Schleier zurück, und mit einem Schrei des Entzückens lag er in ihren Armen. „Die heilige Maria und die heilige Katharina mögen Euch segnen, meine Kinder!" rief die Matrone; „macht einander glücklich, und laßt mich nie bereuen, daß ich Solches für Euch gethan habe!"

Am anderen Morgen war Luigi — seht, Signore, die Macht der Liebe! — wieder frisch und gesund, und tanzte und sang im Hause umher, wie ein Vogel im April, wenn er das Nest baut."

Der Spielmann schwieg jetzt, trank den Rest des Orvietoweines mit einem wehmüthigen Spitzbubengesichte aus, und sprach dann: „Signore, der Wein war gut, und das war die Geschichte!"

„Weiter Nichts?" rief ich. „Nein! entgegnete er phlegmatisch, und dehnte sich dabei unendlich faul, „Nichts, als daß Marchese Luigi mit seiner jungen Marchesa seit Jahr und Tag verheirathet war. Diesen Morgen fischte aber ein Fischer die junge Marchesa aus dem Strome. Ihre Leiche habt Ihr vorübertragen gesehen." „Und wie viel hast du zu dieser Geschichte ihrer Liebe aus eigenen Mitteln hinzugethan?" „Signore," entgegnete der Spielmann, „nur so viel Butter, als nöthig war, die Maccaroni

ſchmackhaft zu machen!" „Hat man denn gar keine Muthmaßung, wie es gekommen iſt, daß ſie ertrank?" fragte ich weiter.

„Muthmaßung? Ja! aber keinen Grund! keinen Grund! Wer weiß, wer weiß! Die Weiber haben hitziges Blut. Da ſolltet Ihr erſt meine Peppina gekannt haben, wie ſie jung war! Genäſchig, wie eine Ziege! Da muß man Fünffingerkraut einreiben! verſteht Ihr mich?"

„Hier iſt ein Scudo für deine Mühe!" ſagte ich: „du bekommſt noch zwei Scudi, wenn du mir Aufſchluß in dieſer Sache verſchaffen kannſt!"

Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſchnippte mit den Fingern und ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„O, ich merke," entgegnete Robert, „der Marcheſe wurde ihrer überdrüſſig, und das Andere wurde echt italieniſch abgemacht!"

„Falſch gerathen!

„Nun, heraus mit dem Ende der Geſchichte!" riefen Alle.

„Nein! Ihr ſollt dieſe Geſchichte eben echt italieniſch genießen. Ihr wißt es vermuthlich, daß eine Art von Leuten ſich in Italien ein Gewerbe daraus macht, dem müßigen Volke auf den Hafendämmen oder auf den öffentlichen Marktplätzen Geſchichten zu erzählen. Wenn aber ihre Erzählung die Neugierde der Menge bis zum Aeußerſten erregt hat, dann läßt der Erzähler die Mütze herumgehen, um die freiwilligen Gaben einzunehmen. Iſt das geſchehen, ſo läuft der Schalk fort, und ſchreit: „Morgen! morgen!" Vergeblich ſuchen die wilden Männer den Erzähler zu halten; er reißt ſich los, und iſt — verſchwunden. Alſo morgen! Ihr Lieben! Morgen!"

Mit dieſen Worten nahm Johannes ſeine Mütze und empfahl ſich.

Am nächſten Abende waren die Freunde wieder verſammelt, um das Ende der Geſchichte zu vernehmen; nur Johannes fehlte noch. Robert blätterte in den Werken Shakſpeare's, welche auf der Tafel lagen, mecha-

nisch herum. Er meinte: wie man an großen Strömen Maßstäbe angebracht hätte, um den Stand des Wassers zu jeder Stunde zu wissen, so könnte man den Shakspeare auch in den Strom der Zeiten stellen, und daran den Inhalt einer jeden Epoche abmessen. So lange man keine große Leidenschaft und Charaktere auf der Bühne sehen möge, könne auch im Volke weder das Eine noch das Andere sein. „Das ist ein wunderbares Wesen mit diesem Shakspeare!“ entgegnete Schuber, der Maler. „Kommt es mir doch zuweilen vor, als wäre er der leibhaftige Geist der Nordsee, der Wassermann mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, der bald mit lautem Gelächter sich mit den Delphinen herumbalgt, kopfüber, kopfunter auf den Wogen närrisch sich herumpurzelt, und, wie ein wildes, ausgelassenes, nichtsnutziges Kind, den losen Nymphen Wasser in das Gesicht sprudelt, dann aber plötzlich hypochondrisch wird, die langen Haare über das Gesicht hereinhängen läßt, die Faust an die Stirne stemmt, und melancholische, abgerissene, geisterbeschwörende Worte in die Tiefe hineinstöhnt, bald aber plötzlich aufstürmt und wild und toll die Wogen an den Himmel und die naseweisen Schiffe, welche ihm in den Weg kommen, an die Felsen wirft, daß Mann und Maus untergehen; dann aber wohl auch gar das Unwesen bereut, und nun mitleidig einen armen Jungen mit höchsteigenen Händen an eine schöne Insel trägt, und ihn dort mit einer schönen Fürstin verheirathet; zuweilen aber auch die Sonntagslaune anzieht, galant und in einem rothen, aristokratischen Sammetmantel, flammend in Edelsteinen, mit schöngekräuselten Haupt- und Bartlocken über das Meer hinschreitet, daß die ältesten Nymphen sehnsüchtig zu seinen Füßen aufseufzen, und dann gar in klaren Julinächten verliebt bis in die kleine Fußzehe mit der Harfe in der Hand hinüber nach Italien schmachtet, daß der ganze Himmel mit allen seinen Sternen den letzten Schleier von sich wirft und zu ihm in die Tiefe steigt, aber ebenso erschrocken wieder ent-

flieht, wenn der böſe Neck Mantel, Krone und Harfe wegwirft, und nun als echter Matroſe ſich in Punſch benebelt, flucht, Witze reißt und viel Dummheiten herausläßt; o wunderlicher Waſſerneck der Nordſee, dein Name ſoll Shakſpeare ſein!" — „O wunderlicher Schuber," rief der Doctor, „dein Name ſoll Novellenfeind ſein! Ich lobe mir aber dieſe luſtigen Amphibien, die ebenſo gut im Waſſer der Reflexion, als auf dem feſten Lande der Begebenheit leben. Ich lobe mir die Binnenländer! Ich lobe mir die Novelle! Und hier kommt eine noch ungedruckt!" Johannes trat eben zur Thüre herein.

„Komm', ſetz' dich her;" ſagte Robert, „und erzähle! Es iſt eine grundſchlechte Novelle, aber erzähle!" „Ich würde mich ſchämen, ein guter Novellendichter zu ſein," entgegnete Johannes. „Ich will Euch auch nur dieſe Geſchichte kunſtlos und der Reihe nach vortragen, wie ſie mir das Leben ſelbſt erzählt hat." Die Freunde horchten auf, und Johannes begann:

„Ich dachte jenen Tag über nur an die Leiche, welche ich am Morgen vorbeitragen geſehen hatte. Tauſend Muthmaßungen warf ich im Kopfe hin und her. Vergebens ſuchte ich vor den Marmorſtatuen im Vaticane die Gedanken, welche, wie leidtragend, hinter der Ertrunkenen einherzogen, wieder fröhlich zu ſtimmen. Jede Venus, jede Diana mit ihren ſchlanken Marmorgliedern wandelte ſich mir zur todten Katharina um. Abends litt es mich ſelbſt in meinem Zimmer nicht; ich mußte hinaus in das Freie. Ich ging über das Capitol hinunter in das Forum; die Stimmen der alten Geſchichte aber, welche ich ſonſt dort faſt aus jedem Steine vernahm, ſchwiegen heute. Am Fuße des Palatins ging ich vorüber bis zum Triumphbogen des Titus. Im hellen Mondenſcheine ſah ich daran noch den ſiebenarmigen Leuchter aus Salomon's Tempel zu Jeruſalem in Marmor ausgehauen. Drüben herauf düſterte das ungeheuere Coloſſeum mit ſeinen Quadern.

Eine ganze, heimathloſe Nation, die jüdiſche, arbeitete dieſes Theater unter den Peitſchenhieben der Weltherren empor! Unglückſeliges Volk, das von älteſter Zeit her genannt, faſt kaum ſo lange ſich der Heimath erfreute, bis es ſeinem Jehovah einen Tempel gebaut hatte, und herumgetrieben ward durch die alte und neue Geſchichte bis auf dieſe Stunde. Das große, welterſchütternde Rom durfte ſich mit allen ſeinen Conſuln, Tribünen und Cäſaren lebensmüde zu Grabe legen; aber der Ahasverus lebt noch immer, borgt den Königen Millionen, ſitzt mit ihnen zu Rathe, und ſchachert mit alten Lumpen an den Straßenecken, — aber er bettelt nicht. Und wiederum dachte ich an die arme Lea-Katharina. Ich ging wieder in die neue Stadt hinein, durch Straßen und Gaſſen, und ſtand auf einmal vor der kleinen Kirche der Sta. Caterina de'Funari. Hier war es, wo Luigi das gerettete Judenmädchen damals hinaufgeführt hat. So ſprach ich und ſtieg die Stufen hinan, da auch jetzt die Kirchthüre offen ſtand. Ich trat hinein. Vor dem Altare, wo der düſtere Schatten eines Mönchs zu knieen und zu beten ſchien, ſtand ein Sarg. Ich ging leiſe über die Marmorplatten der Kirche näher hinzu. Eine einzige Lampe hing am Altare herunter und warf einen matten Schein über den Mönch und den offenen Sarg. Eine verhüllte Geſtalt, zuſammengeſunken, hockte mehr neben der Leiche, als daß ſie dort gekniet hätte. Wenn ich nicht ſehr irrte, ſo lag Katharina vor mir. Ihr zartes, junges, erbleichtes Geſicht auf weißen Kiſſen, ihr dunkles Haar mit weißen Bändern aufgebunden, lag die Mitleidswürdige hier dahingeſtreckt, wunderſchön ſelbſt im Tode. Ich konnte mich nicht enthalten, am Pfeiler, in deſſen Schatten ich mich befand, hinzuknieen und für die Ruhe der armen Seele zu beten. — Es war mir in dieſem Augenblicke, als wäre dieſes Weib meine beſte Freundin, ja, meine Schweſter geweſen. Gebe Gott dir einen kurzen, ſanften Schlummer in der Erde! Blumen auf dein Grab! Heitere Träume in deine Seele! Einſt

aber nehme dich der Engel der Liebe in ſeine warmen Arme und trage dich empor, eine Glückſelige, zur Wonne der Unſterblichkeit!

In dieſem Augenblicke aber wuchs die düſtere Geſtalt neben dem Sarge hoch empor. Ich ſah ein verzerrtes, verzweifelndes Jünglingsangeſicht. Es mußte Luigi ſein! Jetzt hob er mit der Hand einen blitzenden Dolch empor, ſeine Augen wetterleuchteten noch mehr. Ich ſprang erſchrocken auf. Bei dem Geräuſche, welches ich verurſacht hatte, verbarg er ſchnell das Meſſer, und ſank am Sarge wieder zuſammen. Der Mönch am Altare ſagte jetzt dumpf und geiſterartig in ſich ſelbſt hinein: „Amen!“ Ich ſchlich mich zur Kirche wieder hinaus.

Könnte ich Euch, Freunde, jetzt beſchreiben, wie mir zu Muthe war! Immer verworrener wurde mir dieſes Räthſel. Das mußte der Marcheſe geweſen ſein! Aber wozu das Zucken des Dolches? Was wollten ſeine blitzenden Augen und die krampfhaft zuſammengepreßten Lippen? Was hieß das Alles? So fragte ich mich ſelbſt und ſuchte mir eine Antwort darauf zu finden. Daß das Andenken der bleichen Frau, der geſtorbenen Lea, blutroth gefärbt werden würde, war mir gewiß.

Ich ſetzte meine ganze Hoffnung, etwas Näheres in dieſer Sache zu erfahren, auf den Spielmann. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir. „Die zwei Scudi ſind verdient, Signore!“ rief er; „aber — verrathet mich nicht; denn es iſt ausgeſprengt worden: die junge Marcheſa ſei aus Unvorſichtigkeit in der Tiber verunglückt. Sie hat ein chriſtliches Begräbniß erhalten; denn die Geiſtlichkeit“ — hier machte er ſein Spitzbubengeſicht und pfiff. Dann fuhr er fort: „Deßhalb darf ich Euch, verehrter Herr, auch nicht den eigenen Hergang der Sache erzählen. Ich bekäm' eine Anſtellung in der Engelsburg.“ Ich legte zwei Scudi auf den Tiſch und frag:e: „Willſt du oder nicht?“ Er blinzelte das Geld an, drehte ſich auf einem Abſatze herum und drückte ein Auge zu, dann aber erzählte er:

„Unſere römiſchen Geſchichten haben immer eine ſpaniſche Wand. Guckt man dahinter, ſo findet man gewiß auch eine Tonſur.

„Ihr wißt, daß der fromme Mönch Saverio ein Jugendfreund des Marcheſe war. Da aber die Liebe keinen Stand verſchont, am Allerwenigſten die armen Mönche, ſo wurde auch der fromme Saverio von ihr angeſteckt. Ich habe Euch ſchon geſagt, daß viele Menſchen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, den böſen Blick haben, und damit viel Unheil ſtiften. Wie aber Katharina früher den Marcheſe in Feuer geſetzt hatte, ſo geſchah es jetzt auch dem guten Saverio. Vergebens aber lernte er die Sonette des Petrarca auswendig und declamirte ſie der ſchönen Katharina vor, daß eine Feuerzange hätte weinen mögen; Katharina blieb ungerührt. Wie aber der Verſucher dem armen Menſchen immer beizukommen weiß, ſo erſpähete er auch die ſchwächſte Seite im Herzen der ſtrengen Katharina. Als ſie einſt in der Strada de' Condotti an den Gewölben der Goldſchmiede vorüberging, ſoll ſie an dem Fenſter einen goldenen Halsſchmuck mit grünen Edelſteinen geſehen haben. Es ſoll der Schmuck geweſen ſein, der ihrem Vater bei dem Auflaufe zugleich mit dem Leben geraubt worden war. Katharina konnte ſich gar nicht von dem Anblicke dieſes Schmuckes trennen. Es ſoll ihr geweſen ſein, als hätten die grünen, funkelnden Steine ihr alle Sinne betäubt, und ſie mit ſehnſüchtigen Blicken bis in ihren Palaſt verfolgt. Wenn die Weiber ihre Männer zu Etwas verführen wollen, o! wie können ſie da ſchmeicheln und koſen, bis ſie das „Ja" herausgelockt haben. Damit darf mir aber meine Peppina nicht kommen. So oft ſie freundlich wird, bin ich ſchon im Voraus verdrießlich; denn dann will ſie mir auch Etwas ablocken; aber nein! Nichts da! Aber heute ärgert's mich noch, daß ich ihr neulich den Scudo geben mußte, den ich von Euch bekommen habe. Ging es doch dem guten Marcheſe nicht viel beſſer! Mußte er nicht auch die Straße zwiſchen die Beine nehmen,

und sich zu dem Goldschmied hintrollen? Unterdessen war schon der Iltis im Taubenschlag; denn kaum hatte er den Rücken gewendet, so kam Saverio zu der jungen Marchesa. Luigi kehrte jedoch sehr bald mit betrübtem Gesichte zurück, und erzählte, daß der Goldschmied diesen Schmuck nicht unter zehntausend Scudi verkaufen wolle. „O, meine süße Katharina," sprach er zu ihr, „so viel Geld kann ich in diesem Augenblicke nicht ausgeben; denn du weißt, wie viel uns neulich der Carneval gekostet hat!" Katharina war darüber fast untröstlich. Sie bat, sie weinte, sie herzte und küßte ihren Mann; aber Alles war vergeblich; denn wo kein Geld ist, da hört das Erbarmen auf. Katharina aber schlich sich jetzt, so oft es nur thunlich war, an das Fenster des Goldschmieds und liebäugelte mit dem Schmucke und seinen grünen Katzenaugen. Das wißt Ihr wohl selbst, daß in jedem Edelsteine ein verzauberter Teufel steckt. Wie sie nun diese Teufelchen immer ansah, so verkehrten sie ihr auch das Herz im Leibe. Kam sie wieder nach Hause, so saß sie wohl stundenlang in Gedanken, und wurde sie plötzlich angeredet, so fuhr sie, wie aus einem Traume empor. Ihre Wangen erblichen, und ihre Augen wurden von Thränen roth. Das könnt Ihr glauben, Herr! wenn sich ein Weib einmal Etwas in den Kopf setzt, so muß es geschehen, und sollte darüber die Küche einfallen. Meine Peppina wäre gerade so, wenn ich ihr den Zügel schießen ließe. Ich kann es mir denken, daß Luigi jetzt oft im Stillen seufzen und denken mochte: „Wäre ich doch in Messina oder wo der Pfeffer wächst!" Da er nun weder Rath noch Hülfe wußte, so ging er zu seinem Freunde, dem Mönch Saverio, und klagte ihm seine Noth mit inständigen Bitten: seine Katharina mit Trostsprüchen aus der Religion aufzuheitern, oder ihr sonst den Kopf zurechtzusetzen, und sie tüchtig vorzunehmen. Am anderen Morgen, zur Stunde, wo Luigi gewöhnlich ausgegangen war, kam der Mönch zu Katharina. Sie war ganz allein. Saverio nahm Gelegenheit, mit brennenden

Worten von dem schönen Schmucke in der Strada de' Condotti zu reden. „Es ist wahr," sagte er, „einen schönern Schmuck hat selbst nicht eine Königin. Das ist ein Feuer in diesen Smaragden, daß man nicht die Augen hinwegwenden kann! Und wie schön sind diese Steine gefaßt! Solche Juwelen könnten eine Heilige locken, einmal aus dem Himmel herunterzugehen! Eine reiche Fürstin aus England, eine verdammte Ketzerin, hat gestern darum gefeilscht." Katharina seufzte tief auf. „Ich habe ihn gerettet!" rief der Mönch, und hielt das funkelnde Kleinod vor der erblassenden Katharina empor. „O," rief Katharina, „ich wollte gern sterben, wenn dieser Schmuck nur ein einziges Mal wieder mein wäre!" „Göttliches Weib! du Inbegriff aller meiner Sehnsucht, erhöre mich, so soll dieser Schmuck dein eigen sein! Ja, er ist es schon!" Katharina war vor Freuden, wie rasend. Bald drückte sie den Schmuck, bald den Mönch an ihre Brust, bis ihr alle Besinnung verloren ging. Sollte man nicht die Weiber alle zusammen, und meine Peppina mit, in das Lotto setzen, daß man entweder alle zusammen gewänne und die Auswahl darunter, oder eine Niete hätte? Denkt nur, fremder Herr! als Luigi heimkam, fand er den heiligen Saverio in sittsamer Entfernung von der gebenedeiten Katharina sitzen, und eine rührende Legende aus einem feinen Büchlein vorlesen. Katharina selbst aber saß, wie eine verklärte Heilige, mit selig niedergeschlagenen Augen am Fenster und zeichnete am Kopfe einer büßenden Magdalena. So fromm und sanft war ihm lange nicht das Gesicht seines Weibchens vorgekommen. O, wie glücklich war er! und wie dankte er im Herzen seinem frommen Freunde für den geistlichen Zuspruch, der so sichtbar bei seiner Katharina angeschlagen hatte! Er drückte dem Mönche herzlich die Hand, und bat ihn mit den freundlichsten Augen, im Vorlesen fortzufahren, indem er selbst sich zu seiner theuren Katharina setzte, und sie inbrünstig küßte, wie ein heiliges Gnadenbild; aber Katharina war auch so hingegeben, so ohne Widerstand, ihre Stimme

so flötenweich, daß jeder Ehemann über so ein weißes Täubchen entzückt gewesen sein müßte. Gerade so war meine Peppina auch, wenn sie früherhin was Unrechtes gethan hatte, wie ein Kätzchen, das den Milchtopf zerbrochen. Aber da kam sie schön an! Husch! husch! hatte sie die zehn Gebote im Gesichte, und das sechste mit dem Daumen der linken Hand.

„Aber nun merkt auf! Während der fromme Saverio vorlas, und Luigi mit dem Ring an der Hand seiner Frau spielte, trat der Goldschmied von der Strada de' Condotti herein. Der schöne Mönch lachte höhnisch in sich hinein, die Marchesa aber wurde todtbleich, oder auch roth, das soll mir gleich sein. Der Goldschmied wendete sich aber zum Mönch mit den Worten: „Heiliger Bruder, es ist gut, daß ich Euch treffe, Ihr werdet mir behülflich sein, den Handel abzuschließen;" dann aber sprach er zum Marchese: „Excellenz! Ihr wollt also den schönen Schmuck behalten? Ihr thut sehr wohl; denn etwas Schöneres und Billigeres findet Ihr nicht so bald zusammen. Per bacco! hätte ich Geld danach, ich behielt' dieses Kleinod selber! Es wäre mir um keine Grafschaft feil! Das ist eine Arbeit in Gold und Stein, wie sie heut' zu Tage gar nicht mehr geliefert werden kann. Benvenuto Cellini hätte die Steine nicht besser fassen können!" — Katharina war mehr todt, als lebend.

Luigi entgegnete: „Verehrter Meister, wohl habe ich neulich um Euren, allerdings sehr kostbaren Schmuck gefeilscht; aber seitdem habe ich mich anders besonnen. Meine Katharina mag Nichts mehr davon wissen; Ihr aber thut sehr unrecht, Euch mit Eueren Waaren den Herrschaften aufdringlich zu machen!"

Der Goldschmied machte ein zorniges und zugleich mißtrauisches Gesicht und sagte: „Nun, so gebt mir den Schmuck zurück, und damit soll es auch gut sein!" Katharina saß stumm und weiß, wie Kalk, im Armstuhle, ihre Hände zwischen die Kniee gepreßt; der Mönch aber schien

ruhig im Buche fortzuleſen. So hat mir Alles der Goldſchmied Wort für Wort erzählt.

„Ich weiß von keinem Schmucke!“ entgegnete Luigi.

„Was?“ rief der Goldſchmied; „wenn die Edelleute ſolcher Kniffe ſich nicht ſchämen, was ſoll der Bürger thun? Aber hier“ — er wendet ſich zum Mönche — „hier ſitzt mein Gewährsmann! An Euch halte ich mich.“

„Da thuſt du auch ſehr recht daran,“ erwiederte der Mönch ruhig und freundlich, hätteſt du das längſt gethan, ſo brauchteſt du einen wackern Mann, den Herrn Marcheſe, nicht in Verlegenheit zu ſetzen. Ja, Meiſter! allerdings habe ich mir den Schmuck von dir anvertrauen laſſen, oder vielmehr dich darum gebeten, um denſelben noch einmal der vortrefflichen Marcheſa zu zeigen und vielleicht dennoch einen Handel abzuſchließen; um dieſen Preis iſt er doch zu theuer! Marcheſa wünſcht nunmehr den Schmuck nicht.“

„Thut Nichts! 's thut Nichts!“ verſetzte der Goldſchmied, „nur bitte ich um meinen Schmuck.“

„Katharina ſaß in ſich ſelbſt vertieft. Vergeblich fragte ſie Luigi nach dem Orte der Aufbewahrung des Schmuckes, er erhielt keine Antwort; der Mönch aber ſprach: „Laß' doch! hier im Schranke im dritten Käſtchen links liegt er.“ Luigi zog das Käſtchen heraus, und der Schmuck fand ſich natürlich vor. Die Marcheſa that einen hellen Schrei, als wollte ſich die Seele von dem Leibe trennen. Kopfſchüttelnd gab ihn Luigi, kopfſchüttelnd nahm ihn der Goldſchmied zurück, der ſich nun in Begleitung des tugendſamen Saverio hinwegbegab.

„Theuere Katharina!“ bat Luigi, „o, ſage mir, wie biſt du ſo traurig eines ſolchen Schmuckes wegen? Vielleicht kann ich in den nächſten Monaten eine bedeutende Summe einnehmen; dann, ja dann ſollſt du dennoch dieſen Schmuck bekommen! Wie könnte ich denn mein ſüßes Herz ſo leiden laſſen? Komm', kleiner Narr, und ſei gut!“

Katharina aber ſtieß ihn von ſich und ſchrie: „Rühr'

mich nicht an; ich bin peſtkrank und ausſätzig! ich Elende! ich Verworfene!“ Sie warf ſich auf den Boden, raufte ſich die Haare aus und ſchrie, von heftigen Gewiſſensbiſſen gemartert, dann aber weinte ſie wieder und ſchluchzte; wenn aber Luigi ſie aufzuheitern ſuchte, begann ſie von Neuem zu raſen. Gerade ſo macht es meine Peppina auch, nur daß ich ein Mittel dagegen weiß. Dort aber im Palaſte ward bei einbrechender Nacht das Uebel ſchlimmer; ſie nannte laut den Mönch einen Teufel, ihren Verführer, ſo daß Luigi, wie ein Beſeſſener, aus dem Saale herausſtürzte und zu ſeinen Dienern ſchrie: „Nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht ſtoße! Hängt mir ein Bret vor die Augen! O Jupiter, warſt du doch auch ein Stier, als die Europa auf dir ritt, und hatteſt Hörner, wie ein Stier!“ Kennt Ihr die ſchöne Statua von dem Heiden Jupiter und der Europa? Steht ſie nicht im Vaticane? An eine ſolche Statua aber dachte der arme Luigi. Aber bald war er ſtill und zog ſich in ſein Betſtübchen zurück, indem er die Thüre hinter ſich zuſchlug und verriegelte. Gegen Mitternacht klopfte Etwas leiſe an ſeine Thüre und winſelte ganz erbärmlich. Luigi aber biß ſich in die Fäuſte und blieb ſtill. Als er am andern Morgen bleich und wüſt herauskam, meldete ihm ein Diener, daß die Marcheſa verſchwunden ſei.

„Wie ſie wiedergefunden worden iſt, habt Ihr ſelbſt geſehen! Seht,“ ſprach nun lachend der alte Spielmann, „jetzt habe ich mein Verſprechen gehalten!“ Ich lohnte ihn, und er ging ſtille fort, da er ſah, wie traurig mich ſeine Geſchichte gemacht hatte.

Ich habe nur noch hinzuzuſetzen:

Einige Wochen darauf erging ich mich mit einem Landsmanne auf dem Monte Pincio in der erſten Frühlingsgrüne unfern der Villa Medici. Hier und da lachten blühende Bäume, wie fröhliche Mädchen, und hoch ſchwang der Lorbeer ſeine goldenen Federbüſche. An den grünen Abhängen krochen muntere Knaben nach Primeln und blauen Träubchen herum. Zu unſerer

Linken lag die ganze Stadt Roma mit ihren Paläſten, Kirchen, Klöſtern und tauſend Straßen und Gaſſen hingebreitet, und ſchien ſich ſelbſt, wie ein glückliches Kind, ein Liedchen zu ſummen, das leiſe zu uns herüberwogte. Hoch oben aber im azurnen-Himmel jauchzte eine unſichtbare Lerche. Ich war ſo heiter geſtimmt, daß ich allen Menſchen hätte zurufen mögen: „Chriſt iſt erſtanden! und nun iſt Alles gut! Wir alle ſind wieder Brüder worden!“ Bald wurde ich aber abgekühlt, als ich in einiger Entfernung auf der Stelle, wo man die ganze Piazza del Popolo überſehen kann, zwei langbeinige Engländer mit den Lorgnetten an den Augen ſo eingefroren dort ſtehen ſah, daß mein Herz wieder tief in die Bruſt zurückſank. Mein Begleiter, welcher mir meine Gedanken vom Geſichte abgeleſen haben mochte, ſagte lachend: „Sieh' nur dort dieſe engliſchen Nationalgeſichter mit ſchmaler Naſe, langem Kinn, und dem offenen Munde, in welchem man immer das weiße Gitter der Zähne ſieht, hinter welchem die arme engliſche Sprache eingeſperrt iſt und ſich mißmuthig darinnen herumwälzt, weil ſie kaum mit der Tatze herauslangen darf! Und doch iſt vielleicht kein Volk voll ſo poetiſcher Gedanken, als dieſes!“

„Der Engländer,“ entgegnete ich, „iſt ein verwöhntes Kind der Geſchichte, großartig und launiſch, wie die Nordſee, ſeine Amme, tiefſinnig, wie ſeine Mutter, die einſame, große Inſel, aber auch egoiſtiſch und hartherzig, wie ſein reicher Oheim, der Welthandel, bei dem er auf dem Comptoir arbeitet.“

Indem wir ſolche Gleichniſſe ſchmiedeten, kamen wir weiter vor, wo wir gleichfalls die Piazza unten überſchauen, konnten. Dieſer Platz des Volkes, wie er heißt, wird auch zum Rabenſteine gebraucht. Ich ſah dort zu verſchiedenen Malen ein ſolches entſetzliches Schauſpiel der Hinrichtung. Dort ſah ich auch zwei römiſche Carbonari unter der Guillotine Kopf und Leben verlieren. Die beiden Böſewichter ſtarben brav und altrömiſch.

Jetzt war der Platz wieder mit neugierigen Gaffern angefüllt, aus ihrer Mitte ragte aber hoch das Gerüste der Guillotine empor. Wie eine hungrige Natter, züngelte oben das heimtückische Beil. Das Getöse von der Menge wuchs. Der Verbrecher, ein hoher, schlanker Mann, schritt zwischen zwei betenden, vermummten Brüdern des Todes empor zur gräßlichen Bühne. Seine Gestalt schien mir einmal im Leben schon vorübergegangen zu sein. Jetzt trat er zum Blocke, beugte sich — Alles verging vor meinen Augen — ich wendete mich um, wie ein Schwert fuhr es durch meine Seele, ein dumpfer Schlag fiel, ich fuhr empor. Die Brüder des Todes und das ganze Volk schrieen: „Es lebe Maria! Betet! betet für die arme Seele!“

Wie vernichtet, stand ich oben. Mir war in diesem Augenblicke die Welt so gleichgültig, so ein schändliches und erbärmliches Nichts, daß ich selbst hätte sterben mögen. Der alte Spielmann ging eben an mir vorüber und drückte mir einen Zettel in die Hand. Es war der gedruckte Bericht von der Verurtheilung des Verbrechers.

Erst wie ich nach Hause kam, warf ich einen Blick darauf. Wie erschrak ich aber, als mir die Worte: „Marchese Luigi Ponetti“ in die Augen sprangen. Ja, er war es, der Unglückselige, der unter dem Beile der Justiz den Nacken gebogen hatte! — Es war in dem Berichte kurz erzählt:

Am funfzehnten April dieses Jahres sei Luigi in das Benedictinerkloster zu . . . . . gekommen, und habe begehrt mit dem frommen Bruder Saverio zu sprechen. Dieser wäre gekommen, worauf Beide im Klostergarten eine Zeitlang herumgegangen wären. Allda befinde sich unter anderen Heiligen auch eine kleine, marmorne Statue der heiligen Katharina. Dort angekommen, habe Luigi Ponetti den Mönch niedergeworfen und mit einem Messer drei absolut tödtliche Stiche, zwei durch die Brust, und einen in den Schädel hinein versetzt, so daß der unglückliche Saverio auf der Stelle

sein Leben aufgegeben hätte. Die Klosterbrüder wären erschrocken herbeigerannt, Luigi aber habe sich noch mit dem Mordwerkzeuge in der Hand ruhig gefangen gegeben. Seines Verbrechens geständig, wäre er in der Hauptversammlung des Tribunals einstimmig zum Tode verurtheilt worden.

Einige Tage darauf reiste ich mit diesem Schlagschatten in meiner Seele von Rom ab.

Dies, Ihr Freunde, war die italienische Novelle!"

Als so Johannes seine Geschichte beendet hatte, trug der Abt darauf an: die von der Polizei verlangten Statuten der Gesellschaft zu entwerfen, um sie einreichen zu können. Mit Stimmenmehrheit erklärte sich die Gesellschaft dagegen. Doctor Docht, der Philosoph, welcher ein Journal in der sogenannten Weiterentwickelung der Hegel'schen Philosophie redigirte und dabei die ärgerlichsten Händel mit dem Censor hatte, da dieser weder das Erlaubte noch Unerlaubte zu verstehen vermochte, zeichnete sich dabei als Redner aus. Was die Polizei durch ihre Einmischung verhüten wollte, hatte sie gerade hervorgerufen: politische und religiöse Erörterungen. Docht ging so scharf heraus, daß er geradezu behauptete, man müsse dem Volke den Glauben an ein Jenseitiges und an die Unsterblichkeit der Seele austreiben, um alle seine Wünsche in dem Diesseits zu concentriren. Da dieselbe Debatte seitdem den weitesten Kreis im Publikum eingenommen hat, so mag sie dort auch ihre Erledigung finden. Johannes, welcher seit einiger Zeit Alles auf die dramatische Poesie bezog, war mit Benedict darüber einverstanden: daß aus dem Kampf der geschichtlichen Gegensätze in der Theorie sich zunächst das Ideale davon in dem Drama abspiegeln müsse, bis die harte Wirklichkeit diese Gegensätze in die eigene, schwielige Hand nehmen werde. Die Gesellschaft war, als sie heute auseinander ging, ernster gestimmt als je; denn Jeder fühlte, daß ihr harmloses Novellen- und Idyllenleben sich dem Ende zuneige.

Unſer Bekannter, Doctor Erdmann, der Arzt, welchem wir die Geſchichte der Helena Vallisneria zum Theil verdanken, hatte an dieſem Abende lebhaft Theil genommen, ſie aber, wie es ſchien, nicht ſehr ſich zu Gemüthe geführt: denn kaum hatte er ſich daheim zu Bette gelegt, ſo lag er auch ſchon im tiefſten Schlafe. Wie er gerade am Süßeſten ſchlief, wurde er vom Läuten der Nachtklingel geweckt und eiligſt zu Doctor Docht gerufen.

Erdmann warf ſich in ſeine Kleider und eilte zu ihm.

Was dem vortrefflichen Docht widerfahren iſt, ſollen wir im nächſten Convent der Benedictiner erfahren.

Laetare.

Docht erzählte den Unfall, welcher ihm zugestoßen war, so:

Der Scheintodte.

Mir träumte, daß ich im Sterben läge, ich fühlte plötzlich einen Stich im Herzen, der mich lang ausstreckte, Eiskälte zog über alle meine Gebeine, ich war todt, um mich wogte es, wie ein dunkles, schauerliches Meer. Wie aus weiter Ferne, drang zu mir das Weinen und Stöhnen meiner Frau; doch wußte ich, daß ich wirklich todt war. Es war mir, als wäre meine Seele aus dem Leibe heraus getreten, aber doch nicht getrennt von ihm; denn ich konnte meine Leiche sehen, auch die Hände der Leichenwäscherin bemerken, ja sogar allmälig vernehmen, auch ohne eigentlich zu hören, was um mich gesprochen wurde. Ich war gar nicht übel aufgelegt, mit meiner Frau zu zanken, als sie schluchzend sagte: „Nun hat er mir auch den Glauben an das Jenseits und auf das Wiedersehen nach dem Tode geraubt, wie will ich nun den Gedanken der ewigen Trennung von ihm ertragen?“ Ich hätte ihr das Alles gern auseinandersetzen mögen, aber ich hatte ja kein Mittel mehr, mich ihr verständlich zu machen. „Schnurren! Nichts, als Schnurren!“ wollte ich ihr zuflüstern, „aber wie? Ich versuchte die Kinnbacken meiner Leiche zu rühren, aber es half Alles Nichts: „Wenn sie nur auf den Einfall kämen,“ dachte ich bei mir, „mich zu galvanisiren, dann wollte ich schon den rechten Moment

benutzen, und mich mit Worten bemerklich machen.“ Ich lief, wie eine Spinne, auf dem Gewebe meiner Nerven herum, aber es waren und blieben nur Fäden, nichtsnutziges Zeug. „Ich wollte, daß ſie den Kerl da verbrennen ließen,“ dachte ich, „ſo käm' ich doch von ihm los; oder das Bischen dumpfe, dumme Denken, welches noch übrig iſt, verrauchte!“ Doch in dem chriſtlichen Staate wird die Sache mit Fäulniß abgemacht; meinetwegen auch. Wenn ich dabei nur hätte ſchlafen können; ich wachte in Einem fort. Faſt hätte ich lachen mögen über die ganze Vorſtellung, daß Schlaf und Tod ſo ziemlich auf Eins hinauslaufen ſollten! Dabei hatte ich doch ein unnennbares Grauen vor dem Begrabenwerden. Ich ging noch einmal alle Gefäße in meinem Leibe durch und fand durchaus keine Urſache an einen Scheintod zu glauben; denn die Verweſung begann. Ich hatte eine rechte Freude darüber. Endlich brach der Begräbnißtag heran; es kam mir höchſt ſchnurrig vor, daß mich der Barbier vorher raſſirte, und die Leichenfrau mir ein langes, weißes Kleid mit offenem Rücken anzog. „Schöne Würmertoilette das!“ ſeufzte das Ding, das noch immer bald bei, bald in der Leiche das Bewußtſein fortſetzte. So lag ich denn in einem Sarge. Da gelang es mir — ich weiß nicht, wie? — das linke Augenlied ein wenig in die Höhe zu ſchieben! „Pfui, wie das ausſieht!“ ſagte die Leichenfrau und drückte es wieder zu; ich gab mir nun vergebliche Mühe, irgend Etwas anzufangen und anzudeuten, daß ſich die abſolute Idee noch immer in mir zum gemeinen Bewußtſein bringe. Es half Alles Nichts, ich war einmal geſtorben. Ich wurde ungeduldig, als endlich die Nachbarsleute und viele andere Bekannte kamen, um meiner Leiche die letzte Viſite zu machen. Ueber Sie, lieber Doctor, ärgerte ich mich am Meiſten; Sie ſagten zu einem unſerer Freunde, indem Sie mir auf die kalte Naſe tippten: „Nun freue dich, Alter, daß du an dir ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele widerlegen kannſt!“ „Daß dich!“ dachte ich, „als wenn ich jetzt klüger wäre,

als früher!“ Nun kamen meine Frau und die Kinder und nahmen von mir Abſchied auf ewig. Jetzt aber gerieth das fort und fort glimmende Bewußtſein in eine gräßliche Angſt; denn der Deckel wurde auf den Sarg genagelt. Ich wurde die Treppe hinuntergetragen, auf den Leichenwagen geſetzt, und der Zug ging vorwärts, langſam, langſam dem Kirchhofe zu. „So fahre ich denn zum letzten Male ſpazieren,“ dachte ich; aber die Angſt ſtieg, indem das denkende Ding im Sarge fragte: „Wie, wenn der Leib nur ſcheintodt wäre und ich lebendig begraben würde?“ Wie eine kluge Maus, kroch es bei dieſem Gedanken durch alle Höhlen und Gänge im Leibe umher, und kam auf kein anderes Reſultat, als das: „Der Kerl iſt wirklich todt!“ Der Wagen hielt an. Er war auf dem Kirchhofe angelangt. Nun trat eine lange, lange Pauſe ein. Es mochte der Pfaffe draußen den Leuten eine Rede über meine Tugenden halten. Der Sarg, welcher jetzt in den Seilen über dem Grabe hing, kam in ein Schaukeln; jetzt ſchnurrte es an den Wänden und es war, als ob meine Leiche dabei umgekehrt würde, auf den Rücken oder die Seite. Pumps! ſtand der Sarg auf dem Boden des Grabes feſt. Da ſchlugen und pochten die Erdſchollen von Oben herunter auf den Sargdeckel; es war ſchändlich mit anzuhören. „Eine ſchöne Geſchichte!“ dachte das Ding in mir; „entweder bin ich todt — gut, — ſo will ich auch Nichts mehr von allen dieſen Geſchichten wiſſen, oder meine Seele lebt noch, ſo will ich hinaus an Licht und Luft, und wäre es nur als Geſpenſt!“ In der Furcht, daß ich nun von der Oberwelt ganz geſchieden ſei, war ſelbſt das Rollen der Erdſchollen auf den Sarg herunter, das Klingeln der Schaufeln, welche ſie herabwarfen, noch tröſtlich; hörte ich doch auch zwiſchendurch die Stimmen der Todtengräber, welche ſich vom Mäßigkeitsverein unterhielten, ſoviel ich verſtehen konnte. Doch die dumpfen Klänge der Schaufeln und das Rollen der Erde wurde immer unvernehmlicher,

die Stimmen drangen nicht mehr herunter, endlich war es ganz still, wie man sagt, todtenstill. So war es vorbei mit der Außenwelt. Nun hatte ich die schändlichste Langeweile. Ich nahm meine Erinnerung und mein Gedächtniß in Anspruch, es wollte Nichts dabei herauskommen. Selbst die Gedichte eines Lebendigen, welche ich auswendig weiß, wollten mir nicht mehr gefallen. „Nun, ich kann wohl abwarten, wie dieses Räthsel sich löst," dachte ich bei mir. Es sollte mir gelöst werden. In einem fürchterlichen Moment kam es mir vor, als unterhielten sich zwei denkende Wesen neben an:

„Weißt du, wer hier unten in der Verdammniß liegt?"

„Als er lebte, hieß er Docht!"

„Er ist zu schwer „an sich und für sich," nun liegt er darin, wie ein Bleiklump; der wird noch froh sein, wenn er auch nur wieder als Kröte aus seinem Schädel in die schlechte Endlichkeit hinauskriechen kann."

„Sahst du gestern die Geflügelten auf der Fahrt zum Morgenstern?"

„Nein! aber heute gelang es Mirabeau wieder, als Kind geboren zu werden."

Da war Alles wieder still; ein seltsames Zittern fuhr durch alle meine Nerven; ich hatte geträumt, und, wie ein vom Untergang Geretteter stöhnte ich auf: „Ich lebe noch! ich lebe!" Der Schlaf war da von mir gewichen, alle meine Sinne waren wieder wach, vorzüglich das Gefühl, denn mich fror unsäglich. Bald besann ich mich, daß ich mich ruhig zu Bett gelegt hatte, ich wollte die Bettdecke von mir heben, und — denk' dir — gräßlich, furchtbar! meine Hände trafen oben an den bretternen Sargdeckel. Also hatte ich nicht geträumt, ich war wirklich lebendig begraben! Hülfe! Hülfe! Ich schlug mit beiden Fäusten an die hallenden Breter; da hörte ich die Stimme meiner Frau: „Docht! mein lieber Docht! was ist dir?"

„Hilf mir aus dem Sarg heraus!"

„Du träumst! du träumst!“

„Ich habe ja die Augen offen, ich weiß Alles!“

Da sah ich Licht, Licht! Licht! Es war das Nachtlicht, mit welchem meine Frau unter das Bett leuchtete, denn im Traume war ich herausgefallen, hatte mich gedreht, war so unter das Bett gerathen, und so war Alles erklärt. Kinder, ich freue mich, daß ich noch lebe und bei Euch bin! Das wäre ja die niederträchtigste Geschichte, wenn man in der schlechten Endlichkeit und dazu im Grabe unsterblich bleiben sollte! Ein Hund hätte es da besser, als Unsereiner; puh!“

Docht's Abenteuer hatte die Gesellschaft ernsthaft gestimmt. Es ging ihr, wie der ganzen Zeit, von welcher sie wenigstens ein blühender Grashalm war. Sie wurde, ohne zu wissen, wie? aus dem Novellenleben hinausgerückt. Der Horizont der Zeit hatte sich mit schwülen Wolken bedeckt, aus welchen die Blitze politischer und religiöser Fragen auch in das blödeste Auge zuckten.

Bereits war man in den ernsthaftesten Streit über die Beweise vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit gerathen. Benedict hatte jetzt das Wort. Er behauptete: sähen wir in jedem einzelnen Naturding sich eine Idee darstellen, so verhalte sich die sichtbare Natur von selbst, wie ein Gedicht zu dem Dichter, der sich darin ausspreche und verkläre; daher sei es ein Wahnsinn, an der schaffenden Vernunft vor dem Webebaum der Natur und der Menschengeschichte zu zweifeln.

„Das poetische Gemüth des Dichters,“ fuhr Johannes fort, „kann von seiner Bethätigung nicht getrennt gedacht werden. Es genießt in der immer neuen Schöpfungsthat sein Bewußtsein, indem es sich in allen möglichen Gegensätzen auseinander legt, und Contrast zu Contrast, Rose und Schierling, Fisch und Schlange, Adler und Taube, Wolf und Schaf hervorgehen läßt, und dann alle Gegensätze in der Natur in einem Knoten, in der Brust des Menschen zusammenfaßt, und zu einer neuen

Gestaltung unerbittlich drängt, — zu der Schöpfung des freien Menschengeistes, in welchem Gott sich selbst gegenübersteht."

„Johannes, du wirst," rief Erdmann, „zu hochbeinig, wir armen Dachse kommen nicht mit fort."

„In alten Zeiten," fuhr Johannes fort, nannte man einen gottähnlichen Menschen: Gottessohn! Das durch die Größe einer solchen Erscheinung gereizte, niedere Gemüth des Volkes wird einen solchen Gottmenschen so oder anders vernichten, um dann in Reue und Entsetzen über den Frevel das Gewand der Fabel zu werfen, und die Leiche als Gott anzubeten."

Bei diesem offenherzigen Poetenbekenntniß brach ein unermeßlicher Lärm in der Gesellschaft aus, besonders fühlten sich die Maler verletzt, welche in Düsseldorf in die fromme Sinnesart ihres Meisters Schadow eingeweiht waren; die Bildhauer hielten es mehr mit dem Poeten.

Der Abt schaffte endlich Ruhe, und sagte: „Soll jetzt die Erörterung geschlossen sein?" „Nein! Nein!" rief es von allen Enden.

„Gewiß sind wir," nahm Herrmann das Wort, „auf den Punkt gerathen, wo wir auch den mythischen Theil der Religion für das nehmen, was er ist, aber es ist dennoch schlimm genug, daß uns Keppler mit seinen Weltgesetzen den schönen Himmelssaal mit den Engeln und Harfen geraubt hat, und wir uns nun mitten in einem Weltmeere befinden, ohne zu wissen: wo hinaus? Wir mögen uns streuben wie wir wollen, die Menschheit bedarf eines andern religiösen Hintergrundes! Wir müssen eine neue Offenbarung von Gott und Unsterblichkeit haben!"

„Es ist eine recht wunderbare Zeit," versetzte Benedict, „sie läßt zunächst nichts Großes aufkommen, ihr Geist zersprengt noch immer das Gefäß. Der Mann, welcher vielleicht eine solche neue Offenbarung entdeckt hat, ist schon gestorben. In seinen nachgelassenen Papieren hat man Nichts gefunden, als ein Blatt mit hieroglyphisch bezeichneten Bildern der Sonne und der Planeten:

„Uranus mit dem Bilde eines Polypen, Saturn mit der Schildkröte, Jupiter mit dem Fische, Vesta, Juno Ceres und Pallas mit Käfern, Mars mit der Eidechse, die Erde mit der Robbe, die Venus mit dem Vogel, den Mercur mit dem Hirsche, die Sonne mit einem Glorien-gesichte."

„Und was soll dein mystischer Philosoph beweisen?" fragte Erdmann.

„Ich erinnere mich," versetzte Benedict, „noch eines Gespräches kurz vor seinem Tode, in welchem er behauptete:

„Wenn schon auf jeglichem Planeten alle Gattungen der Geschöpfe unserer Erdennatur in Individuen angedeutet wären, so könne doch nur diejenige bestimmte Gattung auf jedem einzelnen vorzugsweise ausgebildet sein, in welcher die eigene Natur des Planeten am Bestimmtesten und Individuellsten sich ausprägen könne; die Planeten verhielten sich jedoch, wie die Klassen des Thierreichs, zueinander. Ein jeder Planet habe die Natur einer Thierklasse an sich, so der Mercur das heiße, brennende, feinorganisirte, gedrängte, feste Wesen des Säugethiers; die helle, glänzende Venus mit ihrer sonnigen, leichten Atmosphäre als ein himmlisches Reich des Gesanges und Klanges die Natur eines Vogelwesens; die Erde, mehr Wasser, als Land, wäre eine arme Seerobbe, welche nur den Kopf aus dem Meere herausstreckt, diese arme Undine, deren Kinder wir sind, mit der ruhelosen Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele und einem geflügelten Dasein; dann folge ihr nächster Verwandter, der Mars, mit dem glitzernden Eidechsenauge in seiner trüben, schwülen Atmosphäre, weiter hinter ihm die kleinen, brennenden Käfer, die Asteroïden, dann der große Schlamm- und Wasserplanet Jupiter, der buntgestreifte Fisch mit seiner schnellen Umdrehung, und weit hinten Saturn mit dem weichen Kern und dem harten Schutzring, diese augenlose Schnecke in dem Schalengehäuse, während auf dem dunkelgrauen, eisigen Uranus nur noch ein polypisches

Dämmerleben Statt finden könne! Man könne daher von einem Gemsen-, Vogel-, Robben-, Eidechsen-, Käfer-, Schnecken- und Polypenmenschen sprechen, je nachdem man das höchste Geschöpf auf diesem oder jenem Planeten bezeichnen wolle. Betrachte man nun das ganze Sonnensystem als eine einzige Welt und die Klassen der Wesen in ihr als Steigerungen zum höheren Leben, „vom Frosch zum Apollo," so müsse der Tod des höchsten Geschöpfes auf einem Planeten, in welchem er selbst zum Bewußtsein gebracht, die Geburtsstunde für die höhere Wesenreihe im darauf folgenden sein. Analogieen fänden sich genug; es gäbe Larven im Wasser, aus welchen das verklärte Wesen als Käfer zu Licht und Luft sich emporschwinge. So wäre unsere Erde der Himmel für die Bewohner des Mars, die Venus aber für die unsterbliche Menschenseele."

Johannes reichte dem Freunde die Hand und legte in einen Druck derselben seine ganze Seele mit den Worten:

„Die Erkenntniß, welche uns den Himmel, Gott und Unsterblichkeit geraubt hat, wird die Menschheit in einem neuen Glauben erlösen, welcher zugleich ein Wissen ist, und in ihm werden die Gegensätze der alten Natur- und der christlichen Religion von selbst in Eins zusammenfallen. Wie alle Gedanken und Träume der alten orientalischen und abendländischen Völker endlich sich im Christenthume zu einer Religion vereinigten, welche die Welt überwand, so wird auch der von Christus verheißene Tröster kommen und mit ihm die Religion der Freiheit und der Freude, der rebenbekränzte Dionysos der Zukunft."

So schloß der Convent an diesem Abende mit dem Ernst, welcher wie ein dumpfes Brausen dem deichdurchbrechenden Meere vorangeht.

Judica.

Die Benedictiner waren in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage wieder in ihrem Casino versammelt. Dem Doctor Docht war die Concession zur Herausgabe seiner Zeitschrift entzogen worden, weil die Regierung immer bestimmter das Ziel in das Auge faßte: die Gemüther des Volks von der Politik auf die Religion in ihrer hergebrachten Fassung zurückzuwenden, während Docht dagegen immer entschiedener in seiner Zeitschrift den Gedanken hervorkehrte: daß eine Religion, welche kein Diesseits habe, dem Menschengeschlecht Tugend und Freiheit raube. Beide Richtungen, die diplomatische, wie die philosophische, hatten sich gegenseitig hervorgelockt, gewiß ohne die Ahnung, daß sie blos dazu dienen würden, einen politisch-religiösen Dämon mitten aus dem Volke heraufzubeschwören. Docht hatte jedoch den Entschluß gefaßt, die Heimath zu verlassen und nach Paris auszuwandern. Da er, um sich die Sache bequem zu machen, auch das Ideal der Nationalität und des Vaterlandes jetzt im Convente für eine romantische Schnurre erklärte, so erhob sich in der Gesellschaft ein bitterer Streit, welcher sich nicht eher schlichtete, bis der Abt den Convent schloß und dadurch Vielen Gelegenheit gab, sich in die anstoßenden Zimmer zu entfernen. So zertheilte sich die Gesellschaft in verschiedene Gruppen.

Hermann, Benedict, Johannes und Andere blieben einige Zeitlang schweigsam, bis Hermann das Wort ergriff: „Immer näher rückt mir der Gedanke, daß unser Novellenleben am Ende sei; die eherne Wirklichkeit wird die Poesie aufzehren, ehe wir es uns träumen mögen.

Laßt uns daher diese wenigen, kurzen Stunden noch pflegen, wie Blumen, welche nur um so schöner, je vergänglicher sie sind. Johannes hat auf meine Bitten eine Novelle zur Unterhaltung mitgebracht; er trägt sie uns wohl vor!" Da die übrigen Freunde in diesem Wunsche übereinstimmten, so zog Johannes das Buch aus der Tasche und las vor:

Das Heimweh.

An der voigtländisch-böhmischen Grenze, in einem düstern Tannicht zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wasserfaden durch Moos und Heidelbeergesträuch hinunter in das Thal, wo er, mit anderen Wasserfäden verbunden und zu einem reichen Bache angeschwollen, an dem schönen Dorfe Elster vorüber zieht und von ihm seinen Flußnamen annimmt, welchen er zugleich seinen Thalgründen schenkt, so weit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorüberzieht, bis zum Grabe Poniatowsky's bei Leipzig — und seinem eigenen hinter Merseburg in der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster zuerst ihre hellen Augen aufgeschlagen hat, giebt ihr auf ihrer Wanderschaft in die Niederungen so weit das Geleit, als er auf den Hügelketten in ihre Thäler herunterklettern kann.

Selbst da, wo die rodende Axt den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu seinem geliebten Kinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, welches in alten Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gewissermaßen als Schatullengut, mehr aber noch seinen Voigten angehörte, großentheils aus Wald bestanden hat, ehe die treulose Elster sich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Voigtlande von geringem, von größerm Ertrage aber Wiesenbau und Viehzucht, und noch immer finden

ſich Bloche für die Sägemühle, Harz für die Pechſiederei, Fichtenrinde für die Rußhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Voigtlande; denn noch giebt es meilenlange Waldſtrecken, in deren düſterem Schatten der Kreuzſchnabel ſein geheimnißvolles Lied ſingen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eiſenerzgänge im Schooße der Berge für die Hochöfen in Morgenröthe und Rautenkranz.

Die Menſchen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüſſe wohnen, hegen in ſich einen wunderbaren Widerſpruch: daheim plagt ſie die Wanderluſt und in der Fremde das Heimweh. Das Eine kann man durch die Fernausſicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnſucht, das Fremde auch kennen zu lernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungsluſtige Strom den Weg aus den Pforten der Thäler hinaus. Doch das Heimweh bleibt unerklärlich, wie die Wanderſchaft der Vögel im Herbſte und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Voigtländer halten es aber nach ihrer Art; ſie ſind die ſächſiſchen Tyroler, nur genügſamer, nur regſamer, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch eben ſo bieder, wenn auch derber.

Gemiſcht aus deutſchem und ſlawiſchem Blute, haben ſie das Gute von beiden Arten, wie aus der Kreuzung verſchiedener Völker immer ein drittes und vorzüglicheres Geſchlecht entſteht; denn die Natur nimmt wenig Rückſicht auf die romantiſche Idee vom urſprünglichen, unverfälſchten Blute; Mesalliance iſt eben, was ſie will. Daher mag es kommen, daß ſelbſt ein geſtähltes Herz, welches daheim den Jungfrauen des Landes glücklich Trotz geboten hat, in der Fremde der Liebe anheimfällt.

Dieſelbe Erfahrung hatte ein amerikaniſcher Kaufmann, Arthur Notham, gemacht, zur Zeit, wo Nordamerika noch unter dem britiſchen Scepter ſich entwickelte. Er hatte eine Reiſe nach Deutſchland unternommen, um ſein be-

deutendes Handlungsgeschäft, welches er in Newyork hatte, durch unmittelbare Verbindungen mit den deutschen Kaufleuten und Fabrikanten noch mehr zu erweitern, denn er war, wie alle Amerikaner, ein Kind der Speculation. Sein ganzes Gemüth war in seine Contobücher aufgegangen.

Er stand in dem Vollsaft einer überseeischen Gesundheit, ohne daß ein Funken verächtlicher Schwärmerei durch seinen wattirten, von oben bis unten zugeknöpften Rock in ihn hätte eindringen können; daß keine von innen herauskam, dafür sorgte er selbst. So war er nach Gera gekommen und verweilte dort länger, als er früher gedacht hatte. Seine Handelsfreunde hielten dafür, daß ihn das gute Rindfleisch gefesselt hätte; sein Aufenthalt hatte aber eine tiefere Ursache; denn sah sein Gesicht sonst immer aus, wie ein schöner, langweiliger Sonntagsnachmittag im Monat August, welcher gar kein Ende nehmen will, so schlich sich jetzt allmälig eine faltige Wolke nach der andern über seine Stirne. Vergeblich hatte er sich zum besonderen Comfort einen zweiten Stuhl zugelegt, auf welchen er seine transatlantischen Reisestiefel beim Sitzen legen konnte, vergeblich nahm er eine Cigarre nach der andern aus dem Etui und hüllte sich in Nebel, die Wolken wollten nicht aus seinem Gesichte schwinden. Fast täglich rief er seinen Diener John, welcher mit ihm herübergekommen war, und hieß ihn die Koffer zur Abreise packen. John war der treueste Diener von der Welt, nur hielt er auf seine christliche Freiheit, welche darin bestand, daß er im Zimmer und überall den Hut auf dem Kopfe behielt. Er stand im Gerede, daß er auch mit ihm, wie in uralter Zeit ein König mit der Krone, zu Bette gehe. Böse Jungen sagten ihm nach, er trüge darunter einen Vogel, welcher fortfliege, wenn er ihn lüfte.

Trat der alte John mit seinem breitkrämpigen Hute früh an das Bett seines Herrn mit der Meldung, daß Alles zur Abreise bereit sei, so hieß es immer: „Pack' wieder aus!" Brummend und kopfschüttelnd ging John an die immer neue Arbeit.

So vergingen ein Herbst und ein Winter, Arthur aber blieb in Gera im Gasthof zum deutschen Hause in seinen Gedanken sitzen.

Er ging wenig aus, nur einen Tag um den andern nach Leimnitz, einem nahen Dorfe, wo ein alter kaiserlicher Rittmeister wohnte, welcher im östreichischen Erbfolgekriege lahm geworden war und sich mit seinem Dreimaster und dem mächtigen Haarzopfe dorthin zurückgezogen hatte. Man vergißt selten den Ort, wo es Einem wohl geworden ist, und der Rittmeister Lazarus von Thossenfeld war nicht undankbar. Er hatte bei einem Bauer in Leimnitz in Quartier gelegen und Bekanntschaft mit dessen Tochter Theresia gemacht, und nur, wie er vorgab, aus Anhänglichkeit an seine Kaiserin, deren Namensschwester sie war. Doch mochte diese Anhänglichkeit weiter gegangen sein, als es ihrem Vater lieb sein konnte. Eines Morgens stand dieser vor dem Bette des Rittmeisters mit einer Holzaxt und tippte ihm mit ihrem Schaft auf die Schulter, daß der arme Junker vor Schrecken emporfuhr, als hätte ihn die ganze französische Armee überfallen. Der Bauer aber nahm die Axt wagerecht in die Hand und sagte: „Die Therese ist mein einziges Kind und erbt einmal mein schönes Bauergut mit Waldung, Wiese und Feld, Zu- und Einbehör, wie Alles liegt und steht; verstanden? — Und das Mädel darf mir keine Schande machen, verstanden? — Und sollte es anders sein, so habe ich gestern meine Axt geschliffen! Was meint der Herr Rittmeister zu dieser Affaire?“ Lazarus von Thossenfeld machte ein langes, einfältiges Gesicht, während er doch langsam im Kopfe einen guten und klugen Gedanken herumdrehte. Als er so bei sich bedachte, daß die Maria Theresia freilich keinen adeligen, doch einen kaiserlichen Namen besitze und mit der Aussicht auf die väterliche Erbschaft überhaupt eine Parthie sei, fragte er halb verschmitzt, halb verdutzt: „Und wenn ich sie nun heirathen wollte?“ — „Topp, es gilt!“ rief der Bauer; „Herr Pastor,

liebe Nachbarn, tretet herein! komm', Thereſe, es iſt Alles gut!" — Und die Gerufenen, welche der kluge Bauer draußen vor der Thür poſtirt hatte, kamen feierlich herein. Der Pfarrer führte Maria Thereſia zu dem Rittmeiſter, welcher im Bette, wie in einer Mauſefalle, ſtak, legte Hand in Hand und verlobte Beide miteinander mit väterlicher und ihrer eigenen Einwilligung.

An demſelben Tage, wo der Rittmeiſter Marſchordre erhielt, fand auch die Hochzeit Statt. Der Abſchied der Neuvermählten war herzzerbrechend genug; denn der Rittmeiſter zog in den Krieg, die Frau Rittmeiſterin aber mußte bei ihrem Vater zurückbleiben und ihre Niederkunft abwarten.

Sie genas eines Töchterleins, welches Johanna getauft wurde. Da der Rittmeiſter zuletzt aus Eger geſchrieben hatte, ſo wurde ihm dorthin die Nachricht geſendet; der Brief kam aber zurück mit dem Bemerken, daß der Inhaber der Adreſſe irgendwo in der Lombardei ſtationirt ſei. Wir können es zur Schande des Rittmeiſters nicht verſchweigen, daß er bei ſeinen Kriegsabenteuern beinahe die Namensſchweſter ſeiner Kaiſerin vergeſſen hatte, als ihn an der ſpaniſchen Grenze eine Kartätſchenkugel invalid machte und an Leimnitz erinnerte. So kam er mit einem natürlichen und einem künſtlichen Bein, auf welches er freilich nunmehr eine kleine Penſion bezog, nach zehn Jahren zu den Seinen zurück. Sein Schwiegervater war unterdeſſen verſtorben, Maria Thereſia aber ihm treu geblieben, wie er ſelbſt ſeiner Kaiſerin.

Es bedurfte für den invaliden Rittmeiſter nur kurze Zeit, um ihn zum bravſten Ehemann und Vater zu machen. Er wurde mit ſeiner kleinen Tochter Johanna faſt wieder zum Kinde. Sichtbar entwickelte ſich das Mädchen zu einer ſeltenen Schönheit. Von ihrem Vater hatte ſie die ſchönen, ſchwarzen Augen, von ihrer Mutter das reiche, blonde Haar, welches ſie freilich als Standesauszeichnung Sonntags gepudert tragen mußte. In dem rothſammetnen Corſettchen und gründamaſtenen Reifrock,

den weißen Strümpfen mit silbergestickten Zwickeln und den hohen Stöckelschuhen mit rothen Absätzen hätte sie sich auch mit jeder adeligen Dame der damaligen Zeit messen können, wenn nicht das blühende Gesicht mit den hellen Augen und den frischesten aller Lippen das Dorfmädchen verrathen mußte. Sie war der Stolz ihres Vaters, welcher es an keiner Gelegenheit fehlen ließ, sie zu verhätscheln; er hatte es ihr zu oft gesagt, daß sie das schönste Mädchen sei, warum sollte sie es nicht glauben? Und als sie größer wurde und von den jungen Honoratiorensöhnen in Gera dasselbe hörte, warum sollte sie nicht davon überzeugt sein? Das hätte wohl noch hingehen mögen, denn welches Mädchen hält sich nicht in seinem sechszehnten Jahre vor dem Spiegel für unwiderstehlich? Viel gefährlicher für ihr Gemüth war es, daß Herr Rittmeister Lazarus ihr allen Willen ließ, und sie, wie früher ihre Mutter, doch mit mehr Recht, seine Kaiserin hieß. Ihre Mutter war mit dieser Erziehung ganz einverstanden, zumal er sie versicherte, daß sie so ganz adelig sei.

Er vermied keine Gelegenheit, seinen Juwel der Welt zu zeigen, so weit sie vornehm und in Gera zu finden war. Es konnte drüben kein Fest ohne den Rittmeister und seine Familie gefeiert werden; kein Jahrmarkt ging vorüber, welchen er mit ihr nicht besucht hätte. Sein Absteigequartier war das deutsche Haus am Markte, wo damals österreichisch gekocht, ungarisch getrunken wurde. Zu solcher Zeit fanden sich dort zum Frühstücke die vornehmen Familien aus der Umgegend ein, und nirgend gefiel es dem Rittmeister so, wie dort in der traulichen Weinstube, zumal der Wirth es nie versäumte, ihn unter dem Thorwege mit der Sammetmütze in der Hand und der Anrede: „Hochwohlgeborner Herr Rittmeister, Dero unterthäniger Knecht!“ zu bewillkommnen.

An einem Michaelisjahrmarkte saß dort in der Honoratiorenstube der amerikanische Handelsherr Arthur Notham, den rechten Fuß in der linken Hand und seine brennende

Cigarre in der rechten. Beide Gegenstände fielen ihm jedoch aus den Händen, als der Rittmeister mit Fräulein Johanna hereintrat. Er fühlte, daß ihm in diesem Augenblicke Etwas widerfahren war, was über alle Bilance hinausging und in Soll und Haben zusammenfiel. In dieser Verlegenheit wußte er zuletzt mit seinen leeren Händen Nichts anzufangen; bald legte er sie über das rechte, bald über das linke Knie, bald fuhr er wieder mit der einen oder andern in die Weste: nur seine Augen wußten, wohin sie blicken sollten, denn es war ihm unmöglich, von der schönen Johanna, welche mit ihren Aeltern gegenüber an der zweiten Tafel sich niedergelassen hatte, einen Blick abzuwenden. Damit wäre er zu Stande gekommen, nur mit seinen Händen nicht; in dieser Verlegenheit hatte, ihm unbewußt, die Linke die Taschenuhr herausgenommen, die Rechte aber mit dem Uhrschlüssel sie so ungeschickt aufgezogen, daß die Kette zersprungen war, wie er freilich erst am andern Morgen bemerkte. Der dienstfertige Wirth hatte unterdessen der rittmeisterlichen Herrschaft das Frühstück servirt. So appetitlich, wie Fräulein Johanna, hatte Notham noch keine Person ein gebackenes Huhn essen sehen, so wie sie, verstand ja kein Mensch mehr, Messer und Gabeln zu handhaben. Sie war aber auch mehr, als sonst, reizend, ja verführerisch; denn der Schalk hatte nur zu bald bemerkt, welchen Eindruck ihr Figürchen auf den Fremden gemacht hatte. Wie wußte sie doch so anmuthig ihrem Vater das Kelchglas vollzuschenken! der Schnee ihrer Händchen weiteiferte mit der weißglänzenden Tischwäsche, es war, als wenn sich blühende Apfelbaumzweige zum alten Schnurbart hinüberneigten; und wie blitzten bei ihrem anmuthigen Lächeln die Zähnchen aus dem Rosenkelche ihrer Lippen vor! — und wenn sie nun gar den schlanken Nacken wendete, daß der Puder von den Locken ein wenig aufstäubte, und beide Grübchen in den Wangen sich tiefer bohrten, hätte Notham völlig Schiffbruch gelitten, wenn er nicht zuvor schon beide Hände in der Rocktaschen untergebracht

und sich an sich selbst, wie um einen Mast, geklammert gehabt hätte.

Auch der Rittmeister hatte endlich die Blicke des Fremden bemerkt; er stieß den Stumpf fester in das Loch auf der Diele, welches er allmälig im Laufe der Jahre hier gebohrt hatte, und fragte den Wirth, welcher der Teller wechseln ließ und eine Tafel Pfeffernüsse in einem Dessertkörbchen auf den Tisch stellte, mit unwilliger Neugierde: „Wer ist denn der Feuerwerker dort, der uns bombardirt?“

„Euer Gnaden zu dienen,“ versetzte der Wirth, „ein steinreicher Engländer aus Newyork, Sir Arthur Notham! — Das obere und das untere Voigtland schickt an ihn seine Waaren; — er ist reicher, als ein Millionair, und kann sich wohl mit den Fürsten von Greiz, Schleiz und Lobenstein miteinander messen!“

„He da!“ entgegnete der Rittmeister, „aber wie mit meiner Kaiserin? Daß ihn das Höllenelement!“ —

„Meinen unterthänigster Respect!“ antwortete der Wirth und schob die Sammetmütze auf das linke Ohr.

„Frag' Er einmal,“ befahl der Rittmeister, „den Sir Arthur, ob er nicht lieber mit mir ein Glas Tokayer trinken will, statt mich mit seiner Ocularinspection zu incommodiren!“

Der Wirth überbrachte Notham den Auftrag, und von diesem Augenblicke an war dieser — so wunderbar ist die Fügung Gottes —! Hausfreund des Rittmeisters.

Der Einladung, die Familie in Leimnitz zu besuchen, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, folgte der erste Besuch, diesem der zweite und endlich knüpfte sich daran eine solche Kette von Besuchen, daß sie an keinem Tage abriß.

Doch trotz dieser Zerstreuungen begann Arthur's sonst so taktfeste Gesundheit, mehr noch sein Gemüth zu leiden. Das Carmoisin seiner Wangen wollte mit ihnen selbst hinwegschmelzen, und von dem anmuthigen Doppelkinn, welches, wie ein detachirtes Fort, eine Belagerung herauszufordern geschienen und ihm so wohl gelassen hatte,

war kaum noch eine Spur vorhanden. Nur seine großen, himmelblauen Augen hatten einen gewissen sentimentalen Blick erhalten. Mochte an diesem krankhaften Zustande das europäische Klima oder die veränderte Diät in Gera Schuld sein, er war nicht mehr der Mann, der hierher gekommen.

Hätte man geglaubt, daß er in Johanna verliebt, unglücklich verliebt gewesen wäre, so würde man doch daran zweifelhaft geworden sein, wenn man seine Selbstgespräche mit angehört hätte. Die mildeste Benennung, mit welcher er sie belegte, war immer noch: „Blutjunges Ding!“ — Freilich hieß sie, wenn man mit ihr sprach, dafür ein Mal um das andere: „Lady!“ — was ihr besonders wohl gefiel.

Plötzlich aber nannte er sie bei sich heimlich — auszusprechen ist der Frevel nicht, doch leicht niederzuschreiben — eine ausgesuchte Närrin! — Sie hatte ihm das Haus verboten, wenn er nicht in einer Perrücke und einem rothdamastenen Fracke, wie er damals Mode war, das nächste Mal erscheinen würde. Vierundzwanzig Stunden lang trotzte er dem Verhängniß, da ließ er den Schneider und Friseur kommen. — Tags darauf galt es, die Frage zu beantworten, wer der ausgesuchteste Narr war, er oder sie? Als Arthur mit der riesenhaftesten Perrücke, welche in Gera aufzutreiben war, und in dem rothdamastenen Fracke herauskam, wollte sich Johanna fast todtlachen. Sie sank vor ihm muthwillig auf die Kniee und bat ihn um ein Andenken. Mit tausend Freuden sagte er zu, er mußte sein Ehrenwort darauf geben, ihr den Wunsch zu erfüllen. Mit der heiligsten Betheuerung legte er die Hand auf sein Herz und sagte: „Was Sie wollen, Lady Johanna!“

„So gieb mir deine abscheuliche Perrücke,“ rief sie, „damit du wieder einem Menschen ähnlich wirst.“

Er riß sie vom Kopfe und sie flog damit zur Thür hinaus. Eine Weile darauf kam seine große Dogge, mit der prächtigen Haarwolke geschmückt, in das Zimmer.

Rotham war beleidigt; sein empörter Männerstolz ließ ihn den Besuch abbrechen und zurück nach Gera eilen.

„John es wird eingepackt, morgen früh abgereist!“ rief er dem Diener zu; dieser ging unverdrossen an das Werk. Heute hieß Johanna eine kleine Hexe. Damit machte er freilich jede Unbill, die ihm widerfahren war, quitt; er brachte sich um das tragische Mitleid, welches ihm hier vielleicht zu Theil geworden wäre.

Aber auch im Hause des Rittmeisters war heute kein gutes Wetter. Die Frau Rittmeisterin hatte sich ein Herz gefaßt und ihren Mann gefragt: was denn aus den Besuchen des fremden Herrn oder den Unarten ihrer Johanna herauskommen solle?

„Will's Gott, eine Heirath!“ antwortete der Rittmeister.

„Ihr wollt doch nicht,“ versetzte die Rittmeisterin, „das Mädchen da weit hinaus weggeben, daß man sie lebenslang nicht mehr wiedersieht? Und wie viele Meilen sind denn von hier nach Amerika? — Ueber Leipzig liegt es doch ganz bestimmt hinaus!“

„Aber wenn sich die beiden Leute nun lieb haben?“ versetzte der Rittmeister, „he, wie dann? Was sich neckt, liebt sich! Er ist ein Mann von Stande, von seinem Urgroßvater her ist er englischer Baron.“

„Baron hin, Baron her!“ rief Frau Maria Theresia, „ich frage nur, wie viele Meilen nach Amerika sind?“

„Es werden wohl über einige zwanzig sein!“ versetzte kleinlaut der Rittmeister; „aber Sir Rotham ist eine reiche, sehr reiche Parthie; und dann wißt Ihr ja, meine Gnädige, daß Fräulein Johanna auch einen Willen hat.“

„Freilich,“ versetzte Frau Maria Theresia, „doch sprecht mit ihr darüber, aber wie ein Mann! Ich habe mich heute über ihre Aufführung geschämt, ja in das Herz hinein!“

Dieser Auftrag war für den Rittmeister eine große Aufgabe. Er sah es freilich ein, daß er ein ernstes Wort mit seinem unartigen Mädchen reden mußte, aber es fiel ihm schwer, denn Johanna ertrug keinen Widerspruch.

Um seinen alten Muth beisammen zu haben, zog er seine östreichische Offizieruniform an und stülpte sich den Dreimaster auf den Kopf. Jetzt stampfte er dreimal mit dem hölzernen Beine auf die Diele, womit er Johanna gewöhnlich aus der untern Stube zu sich nach der oberen rief. Wie ein Wirbelwind, war sie da.

„Was befiehlt mein gestrenger Herr Papa?" fragte Fräulein Johanna und küßte ihm die Hand.

„Man hat mit Ihr zu sprechen, Fräulein Tochter! Sie ist — hm! hm!"

„Was? mein Herr Papa?"

„Sie ist heute wirklich unartig zu Sir Notham gewesen, ja beinahe ungezogen; Sie hat meiner Education keine Ehre gemacht."

„Nein, lieber Papa!"

„Sir Notham ist ein Ehrenmann und soll als solcher behandelt werden."

„Was habe ich ihm denn gethan?"

„Was hat Sie denn mit seiner Perrücke vorgenommen?"

„Pfui über das garstige Ding! Ich habe sie seiner Dogge aufgebunden; der Hund sah zum Todtlachen aus."

„Sieht Sie denn nicht ein, daß Sie den edlen Herrn fortwährend kränkt und beleidigt?"

„Nein, mon cher papa!"

„Warum nicht? — Sie stellt sich dümmer, als Sie ist! Ach, liebes Kind, komm' Sie mir anders, ich bitte sehr! Will Sie mit mir ihren Spaß haben? Weiß Sie, daß ich kaiserlicher Offizier bin? — Weiß Sie, wie man sich zu benehmen hat?" —

Der Rittmeister war im Gesichte vor Zorn blutroth geworden, seine schwarzen Augenbrauen, welche seltsam von dem weißen Schnurrbart abstachen, zogen sich bei der Nasenwurzel zusammen, als gälte es, in den Feind einzuhauen. Johanna konnte den Zorn ihres Vaters, welchen sie hier zuerst auf sich hereinbrechen sah, nicht ertragen, sie fiel ihm um den Hals und rief: „Papa, nur wieder gut sein! — Ich will ja Alles thun, was Sie

wollen! Ich will nicht mehr lachen und immer ernſt ausſehen! — Ja, ich fühle es ſelbſt, daß ich ein unerträgliches Geſchöpf bin, daß ich allen Leuten zuwider ſein muß! — Auch mein Papa verſtößt mich jetzt und nun will ich ganz verzweifeln!"

Der Rittmeiſter merkte nicht, daß ſein Goldkind erſt jetzt recht unartig war; es ſtürzten ihm vielmehr ſelbſt die Thränen aus den Augen, indem er ſagte: „Sprich nur nicht ſo, Jeanette! Wir haben dich ja Alle lieb, ja recht ſehr lieb! — Gräme dich darüber nicht! — Aber ſage mir einmal recht ernſthaft: wie gefällt dir Sir Arthur Notham? Wenn er dir nicht gefällt, — denn er ſieht es bei uns auf eine Mariage ab, — ſo wollen wir mit ihm den Verkehr abbrechen."

„Warum denn, Papa?" fragte mit ſchalkhaftem Lächeln Johanna; „du meinſt ja ſelbſt, daß er ein Mann für mich ſei. Freilich iſt er nicht allzu jung, aber doch nicht mehr ſo dick, als früher! Ich hatte meine Luſt daran, ihn ein Bischen abzuärgern, da er doch dadurch nur ſchlanker und hübſcher und für das Frauenzimmer umgänglicher wird. Nun habe ich gar Nichts mehr gegen ihn, vielmehr freue ich mich jedesmal darauf, wenn er herüberkommt und mir immer eine kleine Aufmerkſamkeit beweiſt."

„Und wenn er," ſagte der Rittmeiſter, „ernſtlich um dich anhalten ſollte?"

„Wenn er hier bei uns künftig für immer bleiben will," verſetzte mit niedergeſchlagenen Augen Johanna, „ſo werde ich Alles thun, um der Ordre meines Herrn Papa zu folgen!"

„Du liebes Herzenskind!" rief der Rittmeiſter, „komm' an mein Herz! ja du biſt die frömmſte und beſte, auch die klügſte Tochter, die es giebt, von hier bis nach Hispania hinein — ſo weit ich gekommen bin."

Er rief jetzt die Frau Rittmeiſterin herein und theilte ihr den Inhalt ſeiner Unterredung mit; die gute Frau war mit Allem einverſtanden.

Als am andern Morgen der Wagen Notham's mit den Extrapoſtpferden vor dem deutſchen Hauſe hielt und er nur noch einige Zeilen zum Abſchiede an den Rittmeiſter von Thoſſenfeld ſchreiben wollte, jedoch damit, trotz der fünften Cigarre, welche er angebrannt hatte, nicht zu Stande kommen konnte, erhielt er ſelbſt ein Billet aus Leimnitz, das allererſte von der kleinen Hexe. Er erbrach es, aber die Buchſtaben flimmerten vor ſeinen Augen. Endlich las er:

„Mon cher ami!

Papa und Mama ſchicken Ihnen einen Gruß und ich ein Kußhändchen mit einem unterthänigen Knix und der Bitte um barmherzige Verzeihung wegen der häßlichen Perrücke, welche ſich nun zwiſchen uns, wie ein Truthahn, aufplueſtert und uns auseinander jagen möchte. Den Spaß müſſen wir ihr von Grund aus verderben, wenn Eure amerikaniſche Gnaden mir beiſtehen wollen. Heute Abend kommt der Cantor aus Gera mit ſeinen Töchtern zu uns und wir wollen das kleine Lied ſingen, das Ihnen gefällt, wie Sie mich deſſen verſicherten. Ich werde mir auch Mühe geben, nach Ihrem Recepte eine Bowle Punſch zu verfertigen. Was ſoll nun ein armes Mädchen mehr thun, um einen brummigen Hausfreund wieder gut zu machen? Wiſſen Sie noch was, ſo bitte ich um gnädige Buße. Jeanette."

„Wer kann der poſſirlichen Perſon gram ſein?" ſprach Notham bei ſich und rief dann laut: „Es wird abgeſpannt und abgepackt, John! hörſt du, John?"

„Hab' es gedacht!" brummte John und ſchritt gravitätiſch hinunter zum Wagen. Notham aber ging ungeachtet des ſchönen Frühlingstages, welcher mit Duft und Farbe über dem Elſterthale lag, bis ſpät Nachmittags in der Stube herum; denn er war daran, einen ernſten Entſchluß zu faſſen. Jetzt kleidete er ſich an, einfach, aber koſtbar, wie er gewohnt war. Dann nahm er ein Etui aus dem Schranke, in welchem ſich ein koſtbarer Juwelenſchmuck befand. Er hatte ihn in Leipzig gekauft,

ohne eigentlich zu wissen, warum? Vielleicht dachte er dabei an eine andere Speculation, als an die, welche er jetzt damit machen wollte. Er bestand aus Halsband und Ohrgehängen von großen, prächtigen Diamanten vom reinsten Wasser. Mit einem Seufzer, welcher halb den Ducaten, die der Schmuck gekostet hatte, halb der schönen Johanna angehörte, schob er das Etui in die Tasche, setzte den Hut auf den wohlfrisirten Kopf, nahm das hohe Bambusrohr zur Hand, stellte sich noch einmal vor den Spiegel, um seine Zufriedenheit mit sich selbst zu bezeigen, und schritt dann gravitätisch hinaus auf die Straße.

Die Sonne war eben im Untergehen und die Nachtigallen begannen in den Büschen umher zu schlagen. Rotham bemerkte von Allem Nichts, denn seine Gedanken sangen und klangen durcheinander so betäubend, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Auch hatte er keine Aufmerksamkeit auf die schlimmen Zeichen oder kleinen Unfälle, welche ihm auf dem Wege nach Leimnitz begegneten. Dreimal fiel ihm das Bambusrohr aus der Hand, er hob es auf und ging weiter; er wurde selbst nicht zurückgeschreckt, als ein langarmiger Birnbaum bei seinem Eintritte in das Dorf über einen Gartenzaun herüberlangte und ihm den Hut vom Kopfe herunterschlug; er hob ihn auf, stäubte ihn ab, behielt ihn jedoch in der Hand, und ging weiter. Vergeblich warnte ihn ein losgeketteter Hofhund, welcher ihn so lange bellend umkreiste, bis ihn ein geschickter Hieb mit dem Bambusrohr von seiner Prophetengabe hergestellt hatte.

Die Verliebten haben wunderliche Launen; es war ihm, als er an das Gehöfte des Rittmeisters kam, unmöglich, den geraden Weg hineinzugehen; — er war in Deutschland Romantiker geworden, ehe vor ihm einer noch genannt worden war. Es gefiel ihm, um das Gehöfte hinum und durch den daranstoßenden Obstgarten zu gehen.

Die Verliebten theilen oft wunderliche Sympathieen;

als wenn Johanna von diesem romantischen Ausfluge ihres Anbeters gewußt hätte, war sie in den Garten hinausgeschlichen und hatte sich auf die Rasenbank gesetzt, um den Staaren zuzuhören, welche über ihr das Abendlied pfiffen, oder, um die Grashalme vor ihren Füßen zu zählen.

Die Verliebten machen oft eigene Erfahrungen, welche andere Menschen nicht erleben. Noch ehe Notham durch die kleine Pforte trat, welcher in den Obstgarten führte, blieb er davor stehen und Thränen traten in seine Augen. Er suchte sich zu fassen, er hatte aber nicht das geringste absolute Bewußtsein mehr; die Thränen nahmen ihren Weg.

So erging es zugleich Johanna, auch sie weinte still für sich hin; denn an diesem süßen Frühlingsabende schwoll auch ihr Herz vor Sehnsucht, wie eine Blumenknospe, auf, daß es nur eines linden Hauches bedurfte, um es aufblühen zu lassen.

An Gelegenheit, welche bei der ersten Liebe Alles ist, sollte es nicht fehlen. Ihr unbemerkt stand schon eine Weile Notham vor ihr; jetzt sank er, von ihrer wunderbaren Schönheit überwältigt, auf das Knie, wie ein Füsilier im ersten Gliede beim Feuern, und flüsterte: „Johanna!“ — Mehr hätte er nicht sagen können, und wenn es auf Schuldig oder Nichtschuldig vor einer Jury angekommen wäre.

Johanna wußte kein Wort zu entgegnen; sie hatte beide Hände auf seine Schultern gelegt und blickte in seine Augen, als wollte sie in seiner Seele lesen. Nun hob er, wie von selbst, seinen Arm um ihren Nacken und ein Kuß vereinigte Herz und Herz.

Da trieb ein böser Dämon den armen Notham, in diesem Augenblicke Johanna's Herz und sein Glück zugleich zu vergiften. Er drückte ihr das Etui in die Hand, und bat es zu öffnen.

Die Thräne, welche sich aus Johanna's Auge drängen wollte, wurde von der Neugierde aufgesogen; als ihr

aber die Diamanten in vielfarbigen Blitzen in die Seele funkelten, begann schon das Herzblatt ihrer Liebe zu welken.

Sie konnte sich nicht satt sehen an den köstlichen Steinen, fast wie zum Halbdank rief sie: „O du prächtiger Notham, komm' doch herein zum Vater und zur Mutter!" Notham war entzückt; Arm in Arm traten Beide in die Wohnstube, wo der Rittmeister und seine Frau die Gäste erwarteten.

„Mädchen! Mädchen!" rief der Rittmeister und schwang lachend seinen Krückenstock, was bist du für ein absonderliches Wesen! — Da seht Ihr es selbst, Sir Arthur, ihr kann man nicht böse sein!"

„Vater! Mutter!" sagte verlegen Notham, „dürfen wir um Euern Segen bitten?"

„Ei, ei!" versetzte die Mutter, „ist das eine Art für ein adeliges Fräulein, sich ohne Vorwissen der Aeltern zu verlagen?"

„Still doch!" versetzte der Rittmeister, „Sir Arthur hat mein Jawort unter der Bedingung, daß er sich hier bei uns ansässig macht, denn Johanna ist unser einziges Kind. So ein hübsches Rittergütchen in der Nähe findet sich schon, wo Ihr Euer Nest bauen könnt."

„Arthur thut es um mich!" rief Johanna, „er hat es mir schon versprochen, nicht wahr, du hältst dein Wort?"

Notham war bei diesen Worten bleich geworden, er dachte an sein Handelshaus, seine Geschäfte und an Newyork; er konnte, er wollte das Alles nicht aufgeben, und doch wollte und konnte er nicht nein sagen; fast vergingen ihm seine Sinne.

Er war aber zweierlei, einmal ein Amerikaner, und ein Handelsherr zugleich; Beides reichte hin, um eine halbe Nothlüge zu sagen und dabei einen halben Vorsatz zu fassen, welche sie und ihn mit der Liebe ausgleichen sollte.

„Allerdings," sagte er, „habe ich den Entschluß gefaßt, mich hier in oder bei Gera niederzulassen; es versteht

ſich jedoch wohl von ſelbſt, daß ich erſt in Newyork mein Vermögen aus dem Handel ziehen und baar machen muß. Dazu gebrauche ich einige Zeit, welche ich ſehr abkürzen kann, wenn mir dabei meine Hausfrau das Hausweſen in Ordnung bringen hilft."

„Arthur! mein Arthur!" rief Johanna und ſie lag an ſeinem Herzen; „ein Jahr lang will ich mit hinüberziehen, dann führſt du mich wieder hierher zurück, dann bleiben wir immer hier! Du verſprichſt es mir?"

„Mann und Wort!" rief Notham.

„Alles in Ordnung!" meinte der Rittmeiſter; „nächſten Sonntag iſt das erſte Aufgebot; und nun, Johanna, mache dich ſchmuck, unterdeſſen ſoll Arthur deine Mutter tröſten, welche ſich ja die Seele ausweint."

Johanna eilte in ihre Stube und kleidete ſich an; ihr ſtanden prächtige Kleider; ſie wußte es und hatte natürlichen Geſchmack. Als ſie den blitzenden Schmuck angethan hatte und vor dem Spiegel ſtand, wurde es ihr klar, warum ſich der fremde, vornehme Herr ſo viele Mühe um ſie gegeben hatte. Sie ſtieg bei ſich ungemein im Preiſe. Die kindliche Unbefangenheit und kindiſche Laune wiſchte ſich jetzt aus ihrem Gemüthe hinweg, wie Staub von Schmetterlingsflügeln.

Unterdeſſen hatte Notham ſeine künftige Schwiegermutter zu erheitern geſucht. Er hatte ihr eine Fahrt über das Meer, wie eine Gondelfahrt auf der Elſter, zu ſchildern gewußt. Beinahe hätte ſie ſelbſt Luſt bekommen, ihre Tochter nach Newyork zu begleiten, nur der Gedanke an ihren guten Rittmeiſter, welcher bei ſeiner von den Kriegsſtrapatzen zerrütteten Geſundheit der Pflege zu ſehr bedurfte, konnte ſie zurückhalten. Doch mußte ihr Notham mit Herz und Mund verſprechen, wenigſtens zum nächſten Frühjahr wieder in Gera einzuziehen.

Allmälig fanden ſich auch die Gäſte ein, der Pfarrer und Cantor mit ihren Familien, der Förſter des Fürſten und der Schöſſer mit ſeinen fünf alternden Töchtern.

Johanna aber, das juwelenflammende Mädchen, ſtand oben noch immer vor dem Spiegel, ein ſeltſam geſpanntes Lächeln um ihren Mund und einen wunderlichen, ſtarren Blick in ihren Augen.

Notham eilte hinauf, um ſie zu rufen; ſie trat ihm unter der Thüre mit der Lampe entgegen; — er ſchrak ein wenig zurück, ſo groß, ſtolz und ſchön ſtand ſie vor ihm. Er fühlte ſich von ſeiner Wahl geſchmeichelt.

Als er mit ihr hinunter zur Geſellſchaft trat, machte Johanna Allen denſelben Eindruck. Sie benahm ſich ſo würdig, wie eine Fürſtin; ihre Freundinnen vergingen vor Bewunderung und Neid.

Sie hatte plötzlich den Tact gefunden, ſich als liebenswürdige Wirthin zu benehmen, ohne ihrer Erſcheinung das Geringſte zu vergeben.

Selbſt gegen ihren Verlobten war ſie gütig und ſtreng zugleich, faſt herablaſſend. Ihr Vater, welcher die große Welt kennen gelernt hatte, unterdrückte kaum ſeine Bewunderung. Nur ihre Mutter fand ſich zu ihr fremd geſtimmt.

Als Notham mit einem ihm gegönnten Handkuß und der Schwarm der Gäſte Abſchied genommen, auch Johanna ſich in ihre Stube zurückgezogen hatte, fragte der Rittmeiſter, während er die Schlafmütze über die Ohren herunterzog, ſeine Maria Thereſia: „Hm, wie hat dir heute unſere Johanna gefallen? Weiß ſie nicht eine Dame zu ſpielen? Heh?“

„Es wird ſchon ſo ſein!“ entgegnete die einfache Frau.

Nach dieſer Unterredung gingen Beide ſchlafen. Notham aber lag drüben in Gera im deutſchen Hauſe am Marktplatz faſt die ganze Nacht durch am offenen Fenſter und ſchaute dem deutſchen Vollmond, dem uralten Träumer, in das Geſicht.

„Ich ſollte meinen,“ ſagte er zum zwanzigſten Male, „daß ich heute ein gutes Geſchäft gemacht hätte!“ und rieb ſich dabei vor Freude die Hände. „Mit dem Comptoir zuſchließen und Wiederkommen mag es ſeine Weile

haben. Als wenn das so schnell abgethan wäre, wie Stiefelausziehen!“ —

Nach Mitternacht begab auch er endlich sich zur Ruhe und schlief bis tief in den nächsten Tag hinein. Als er aufstand, war es ihm, als hätte er ganz und gar die alte Selbstzufriedenheit, nur in schönerer Form wiedergefunden. Auch das Frühstück, welches John gebracht hatte, schmeckte ihm wieder und fast besser, als früher. Mit einem Worte, Notham fand sich wieder in seinem alten Dasein zurecht; er zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß er seine schöne Verlobte ebenso darin glücklich unterbringen werde.

„Ja, ja, guter John!“ sagte er lächelnd zu seinem Diener, „über acht oder vierzehn Tage reisen wir ab.“

John hätte vor Schrecken beinahe die Teller, welche er abräumte, aus der Hand fallen lassen; denn aus dem frischen Ton der Worte seines Herrn errieth er den baaren, wirklichen Ernst derselben.

„Aber wir werden eine Reisegefährtin haben,“ fuhr Notham fort; „rathe einmal!“

John sperrte die Augen auf und hörte, was weiter kommen würde.

„Ich will mich verheirathen“

„Euer Vater hat das auch so gehalten.“

„Aber wen?“

„Hm?“

„Du wirst es wohl erfahren!“

„Freilich!“

Mit dieser Auskunft konnte John das Weitere sich denken, zumal er so gut, wie Einer, um die Ursache der Wallfahrten seines Herrn nach Leimnitz wußte, und seit diesem Zwiegespräche mit seinem Herrn als Brieftäuberich des Tages zwei- auch dreimal hinüber- und herübereilen mußte.

Wie der Rittmeister zugesagt hatte, so fand das erste Aufgebot am nächsten Sonntag statt. Notham hatte der Familie mitgetheilt, daß er gleich nach der Trauung mit seiner Braut abreisen würde. Er hatte mit einer Einsicht, welche einem erfahrenen Familienvater Ehre gemacht

hätte, alle Gegenstände des einfachsten Bedürfnisses, worin die Ausstattung seiner Braut bestehen dürfe, mit ihr besprochen und der Ordnung nach aufgeschrieben. Nur in der Leibwäsche wollte er sie nicht beschränken, weil er selbst darin den Ueberfluß liebte.

Während seine Braut alle Nätherinnen der Stadt in Thätigkeit setzte und selbst das Bräutigamshemde nach altem Gebrauche nähte, dabei aber am Wenigsten Zeit für den Austausch der Gefühle mit ihm hatte, eilte er selbst auf zwei Tage nach Leipzig und kaufte dort einen geräumigen Familienwagen zur Reise und die Trauringe ein. Beide Ringe waren sich gleich, jeder stellte das Symbol der Ewigkeit in einer zusammengeringelten Schlange vor, deren Köpfchen ein Rubin bildete. In den einen Reif ließ er „Arthur," und in den andern „Johanna" graviren. Es gelang ihm auch, einen besonders herrlichen Seidenstoff zu dem Brautkleide und einen feinen brüsseler Schleier aufzutreiben. Dabei vergaß er nicht ein Reisenecessaire für sich und seine Braut. Er hatte auch Geschenke für seine Schwiegerältern ausgewählt, für den Rittmeister eine große, emaillirte Spieldose zum Schnupftaback, welche bei jedesmaligem Oeffnen den Choral: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" spielte und für die Frau Rittmeisterin ein nürnberger Spinnrädchen von der schönsten, zierlichsten Schnörkelarbeit, übermäßig mit Silber und Perlmutter verziert. So hatte er in der möglichst kurzen Zeit dieses und sonst Alles, was die Schwiegerältern und die Braut erfreuen und was die Reise bequem machen konnte, bedacht und besorgt. Im schwerbepackten, neuen Wagen kehrte er nach Gera zurück.

Dort erwarteten ihn in der letzten Woche seines Brautstandes neue Geschäfte, welchen er sich auf Bitten seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegerältern nicht entziehen konnte; denn es verstand sich von selbst, daß das Brautpaar bei den adeligen Familien auf den umliegenden Schlössern und den Honoratioren der Stadt den Abschiedsbesuch machen und sich recensiren lassen mußte.

So war der Sonntag herangerückt, Notham ſtand mit ſeiner Braut vor dem Altare und auf der Agende in der Hand des Pfarrers lagen die Trauringe. Er ſteckte ihr den Arthurring und ſie ihm den Johannaring an, und Beide ſanken einander an die Bruſt.

Vor der Kirche hielt der Reiſewagen.

Als ſie heraustraten, ſtand John mit den Mänteln und Reiſemützen an der Thüre. Arthur ſchlug den einen um ſeine Braut, hüllte ſich in den andern, ſtreckte ſeinen nachtretenden Schwiegereltern die Hände entgegen und rief: „Verzeiht, daß ich den herben Abſchied kürze! Ade, Schwiegervater! ade, Schwiegermutter! Johanna, nimm Urlaub!“

Vater und Mutter ſtanden wie erſtarrt vor dem Gedanken der ſo ſchnellen Trennung; daß ſie ſo nahe, ſo entſetzlich ſei, hatten ſie doch nicht recht ſich vorgeſtellt, obſchon ſie damit einverſtanden, oder dazu von Notham überredet worden waren.

Johanna lag, in Schmerz aufgelöſt, in den Armen ihrer Mutter; Notham gab dem Poſtillon einen Wink, dieſer hob das Horn und ſchmetterte eine luſtige Melodie in den glänzenden Tag hinaus. Johanna wandte ſich, ihr Vater hielt ihre Hand gefaßt, mit einem Aufſchrei ſtürzte ſie ihm an die Bruſt; denn nun ward ihr Alles klar, ſie liebte nur ihn vor Allen und Niemand ſie ſo, wie er!

Mit zarter Gewalt hob Notham die Halbentſeelte aus den Armen ihres Vaters in den Wagen, er ſprang zu ihr hinein, die Kutſchenthür flog zu, John hinauf in das Cabriolet und, wie im Sturmwind, der Wagen mit ſeiner Beute von hinnen.

Der gute, alte Rittmeiſter hatte mit ſeiner Tochter die Blume ſeines Lebens verloren. Er war bis zum Tode verſtimmt. Er ging auch nicht mehr täglich in die Stadt und zu dem Wirthe in das deutſche Haus, um dort ſeinen Stelzfuß in das Loch, welches er getreten

BIBL. UNIVERS. LINZ

hatte, tiefer hineinzubohren und eine Flaſche Tockayer auszuſtechen, zumal auch ſeine Maria Thereſia ſeit dem jähen Abſchied kränkelte. Vielleicht wäre er gar nicht mehr in die Stadt gekommen, wenn er nicht wenigſtens zweimal wöchentlich auf der Poſt nach Briefen von ſeiner Tochter gefragt hätte, obſchon er wußte, daß keiner dort liegen blieb, denn er belohnte den Briefträger jedesmal mit einem Zwanzigkreuzer außer dem Porto dafür. Den erſten Brief erhielt er aus Bremen, wo ſich Notham nach Amerika eingeſchifft hatte, Johanna ſchrieb vergnügt, ſie mußte ſich ganz glücklich fühlen. Im Herbſte darauf kam ein zweiter aus Newyork, in welchem ſie ſich über die dortigen Menſchen, Sitten und Gebräuche luſtig machte. „Sie laufen Alle herum, wie Noten, die mit den fünf Linien nicht zufrieden ſind und dafür einen Strich durch den Kopf bekommen.“ So ſchrieb ſie; unter Andern erwähnte ſie auch Notham mit den kurzen Worten: „Ich bin ſein Papagei, den er mit Zuckerwerk füttert und mit dem er ſich Spaßes halber unterhält, wenn er aus ſeinem Comptoir abgeſtanden hereinkommt! Er läßt ſich kratzen und beißen, ich bleibe noch immer ſein Joli!“ Dreimal hatte ſie denſelben Satz geſchrieben: „Im nächſten Frühjahre kommen wir wieder zu Ihnen, mein herzlieber Papa und meine gute Frau Mama! — denn was Notham verſpricht, das hält er.“ Auch ſchilderte ſie mit der prächtigſten Laune von der Welt eine Geſellſchaft von Sägeböcken und Haubenſtöcken, welche ſie bei ſich geſehen hätte. „Ich habe dir eine Langeweile, die noch über das franzöſiſche ennui hinausgeht. Wenn nicht das Biſſel Muſik wäre, ſtürb' ich daran.“

Einige Tage ſpäter hatte ſie den Brief fortgeſetzt. Sie beſchrieb darin einen Schaukelſtuhl, welchen ihr Notham angeſchafft habe und worin ſie ſich den ganzen Tag wiege, wie ein Kind; — „denn denken Sie nur, Papa, die Qual! ich darf gar Nichts arbeiten, als nähen, mit der Nähnadel ſoll ich mich durch die lange, lange Zeit durchfechten; eſſen kann ich, ſoviel ich will, und

davon werde ich Hamsterbacken bekommen, wie die Leute hier haben. Auch mein Mann ist so ein Bischen Hamster mit; was der knurrig sein kann im Hause umher! Doch zu mir ist er immer freundlich, wie Hirsemus mit zerlassener Butter und Pfefferkuchen darauf. Wer doch die Mannsleute auskennen lernte! Wenn ich ihn nur draußen in Gera habe, da muß er mir wieder ein Mensch werden. Jetzt will er mich fromm machen, gestern hat er mich die Psalmen lesen lassen, heute kommt das hohe Lied Salomonis d'ran. Hab' ich dir schon gesagt, daß ich dem alten Cantor in Gera für die Arien, welche er mich singen gelehrt, noch im Grabe danken werde? Kauf' ihm doch feines, schwarzes Tuch zu einem Rock und Sammet zu einer Weste, bring' es ihm selbst und grüß' ihn schönstens von mir. Die Arie, die wir zusammen gesungen und wovon wir nur den ersten Vers auftreiben konnten, will ich weiter machen, daß ich Platz darin habe. Da mag Alles drinnen sein, was mich zu Ihnen zieht, außer Sie und Mama; denn ich muß zu viel weinen, denke ich an meine Aeltern, und da ist es mit der Reimerei ganz vorbei. Wenn ich doch mein Reimbüchelchen da hätte! Es muß in meinem Puppenschranke bei den Noten liegen. Schick' mir doch Alles herüber!"

Das war das Wesentlichste, was in diesem Briefe stand. Der alte Rittmeister las ihn so oft vor, bis er ihn auswendig wußte. Er bestellte auch gewissenhaft den Auftrag bei dem Cantor. So schwer ihm das Schreiben wurde, doch saß er täglich in seinem Lederpolster am Pulte und berichtete getreulich seinem lieben Kinde über das Weltmeer hinüber von den wichtigen Vorfällen im reußischen Voigtlande. Er vergaß selbst dabei nicht, daß der Fuchs ihre Lieblingshenne, die schwarze mit der weißen Mütze, geholt habe; nur von der Krankheit ihrer Mutter, welche täglich bedenklicher wurde, schrieb er Nichts, um Johanna nicht zu betrüben.

Im März bekam er wieder Nachricht, aber eine so sonderbare, daß er ein Mal über das andere den Kopf schüttelte. Sie schrieb:

„Grüß' Sie Gott, Herr Vater und Frau Mutter! Da schicke ich für Sie und den Cantor das Lied, das Alles sagt, was ich freilich länger und breiter schreiben könnte; denn ich gehe nun Notham mit Thränen Tag und Nacht an, mich in meine Heimath zu bringen, wie er versprochen hat. Es müßte keinen Gott mehr im Himmel und kein redliches Herz auf Erden geben, wenn er sein Wort brechen sollte. Das Kind, das sich unter meinem Herzen regt, soll, so Gott will, kein amerikanischer Hamster werden. Es ist, als wenn tausend Hände hinter den Tannenwäldern herüber über das Meer aus den Wolken heruntergriffen und mich in die Heimath zurückzögen. Nun, da hast du mein Lied und mein Leid! Es geht nach der Melodie des Cantors, ein Vers, wie der andere!

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und roth die Moose blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo in's Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch herein,
Spielen heimlich die Forellen
In der Erlen grünem Schein,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Heerde
In der kurzen Tagesschicht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieht,
Wo mich alle Felsen kennen,
D'rüber hin die Wolke flieht,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle zu der Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Hält mich doch in fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick!
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Aber ich will mit den Geschicke schon fertig werden, ehe noch dem armen Vogel die Flügel ganz lahm geworden sind, daß er nicht mehr den Weg durch die Luft zu seinem Neste machen kann. Jeanette."

Dies war der letzte Brief, welchen der gute, alte Rittmeister von seiner Tochter lesen sollte. Als er ihn seiner kranken Maria Theresia vorgelesen hatte und sie Nichts darauf sagte, leuchtete er mit der Lampe in das Bett. Sie lag darin mit gefalteten Händen und einem seltsam verklärten Gesichte. Sie war eingeschlafen, um hier nicht wieder aufzuwachen. Der Rittmeister fuhr ihr mit der flachen Hand über das Gesicht; es war marmorkalt. Er warf sich lautlos über sie und lag so eine Stunde lang fast sinnlos, dann sammelte er sich zum Gebete, welches endlich zu vernehmbaren Worten ward:

„Barmherziger Gott, hier liegt vor dir ein alter, zerschossener Kriegsknecht und dankt dir für alle Gnade, welche du ihm in Standquartier und Campagne geschenkt hast. Ich hatte mit meiner Bravour, die ich zu verschiedenen Malen zu beweisen Gelegenheit hatte, nur meine Pflicht gethan, du aber hast mir das Alles, ja selbst die Sünde meiner Jugend, zum mérite angerechnet, und mein Lebensglück mit der seligen Maria Theresia so recht grundgut an den Hals geworfen, und da ich beinahe an ihr ein Hallunk geworden wäre, mir das Bein wegschießen lassen und mich armen Krüpel hierher

nach Leimnitz commandirt, um Weib und Kind zu finden und auf meinen Lorbeeren mit gloire und pension auszuruhen. Lieber Gott, mein allmächtiger Commandeur, warum haſt du mich nun den Meinen als Quartiermeiſter nicht vorangehen laſſen? Bedenke ich da in meiner Niedrigkeit, daß bei mir mein Bischen alter Adel und mein Offizierpatent dummes Zeug ſein mögen, wie denn auch dem Hauptmann von Kapernaum nur ſein Glaube half, ſo wirſt du es wohl auch jetzt mit dem Rittmeiſter von Leimnitz gut gemeint haben; denn ich habe wohl noch in meinem alten Mantelſack ein Packetchen alter Sünden, die du mit beſtem Willen mir nicht ganz vergeben kannſt, es müßte denn eine ſo gute, reine Seele, wie meine ſelige Maria Thereſia, mir hinter dem göttlichen Kriegsrecht Pardon auswirken. So gehe denn hin, meine Maria Thereſia, und bitte nur das Eine, daß der alte Rittmeiſter von Leimnitz bei dir ſein darf; denn du haſt doch eine Stätte im Paradies. Kannſt du für mich bei Petrus, der am Beſten weiß, wie es kommt, das man darein haut, ein Uebriges thun, ſo laß' mich im Leben nur noch einmal unſere Johanna ſehen! Und hilft das Alles nicht, ſo mag mich mein Herrgott lieber ein Bischen in die Hölle Ordonnanz reiten laſſen, wenn nur das liebe Kind dabei glücklich wird."

Nachdem ſich der Rittmeiſter ausgeweint hatte, pochte er Knechte und Mägde auf und ſchickte zur Leichenfrau und zu ſeinen Nachbarn, damit der Eine oder der Andere mit ihm die traurige Nachtwache theile.

So lange die Leiche ſich im Hauſe befand, behielt der alte Rittmeiſter noch ziemlich ſeine Faſſung; nachdem er aber die drei Hände voll Erde auf ihren Sarg geworfen hatte, überkam ihm eine ſo namenloſe Sehnſucht nach ſeiner Tochter, daß er von Tag zu Tag einem ruheloſen Schatten immer ähnlicher wurde. Man hörte ihn bei Tage, wie bei Nacht, mit ſeinem hölzernen Beine treppauf, treppab, hinaus vor das Thor und in das Haus ſtampfen, ohne Jemand Rede zu ſtehen. Nur zu-

weilen sagte er, wie im Irrsinn: „Wir müssen sie holen, ja, ja!“ — Er war auch nicht im Stande, ihr die Todesnachricht zu melden, sein Freund der Cantor, schrieb für ihn den Trauerbrief.

In der Zwischenzeit war das Verhältniß zwischen Notham und Johanna immer gespannter geworden. Wie er immer mehr den flüchtigen Gedanken der Rückkehr nach Europa aufgab, desto heftiger drängte ihn Johanna, bis er endlich ungeduldig wurde und ihr einmal und für immer erklärte, daß um so weniger daraus werden könne, je mehr ihre hoffnungsreichen Umstände es ihr verböten.

So ungeschickt Notham es auch angefangen hatte, ihr die Zurückkehr in die Heimath auszureden, so wäre die junge Frau doch noch darüber hinausgekommen, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der Brief mit der Nachricht von dem Tode ihrer Mutter eingetroffen wäre.

Notham hatte ihr Vertrauen verloren; er war zu sehr mit seinen Handelsangelegenheiten und seinen Speculationen auf Millionen beschäftigt, als daß er sich weiter darum hätte bekümmern sollen.

Johanna aber sendete heimlich an ihren Vater einen Brief ab, welcher später an Notham zurückkam und ihn zu spät einen Blick in das Herz seiner Frau thun ließ. Sie hatte geschrieben:

„Die Botschaft von dem Heimgange meiner Mutter hat mir ein Messer in das Herz gestochen, der Gedanke aber an Dich es dreimal darin umgewendet und den Notham ganz todtgestochen. Sein Wortbruch hat mich von ihm geschieden, und so bin ich wieder Dein, ganz Dein, Du herzallerliebster Vater! Ich will Dein kummerschweres, graues Haupt in meinen Schooß nehmen und darunter meine Hände legen, daß es warm ruht. Alles ist mir möglich zu ertragen, nur das Eine nicht, Dich allein und hülflos zu wissen in der Welt. Wer soll Dich pflegen bei Deinen Leiden, wenn Dir die vielen Wunden brennen, wer Dich führen, wenn Dein armer, hölzerner Fuß strauchelt?

Wer soll Dir das Kopfkissen in der Nacht zurechtlegen, wer bei Dir wachen, wenn Dir unwohl ist, wer Dir beim Ankleiden behülflich sein, wer alle die kleinen Dienste vollbringen, an welche Du gewöhnt bist, da die Mutter todt ist und ich mehr, als todt, hier im fremden Krämerlande? Gott wird mir verzeihen, wenn ich Notham in Kummer stürze, er kann, wie ich meine, etwas davon ertragen, denn er ist ein harter, kalter Mann! — Wenn er mich, wie ein Kind, behandelt, so mag er daran denken, daß ich Dein Kind bin und bei Dir sein will. Vater! Vater! warum hast Du mir damals meinen Willen gelassen, als ich Notham versprach, ihm hierher zu folgen? —

Heute schreibe ich nicht mehr, doch morgen! —"

Tags darauf, Vormittags.

„Vater! Vater! — Was ist Dir geschehen? — Gewiß bist du krank, oder es steht Dir noch ein Unglück bevor. Ich habe in der verwichenen Nacht von Dir einen Traum gehabt, es war mehr eine Todesangst! — Mir kam es vor, als wenn ein Schacht von oben herunter aus Europa zu uns nach Amerika ging. Eine lange, lange Leiter lief herab, — aber sie reichte kaum bis über die Mitte herein. Nun sah ich Dich oben hereinsteigen; Du hieltest eine Kirchenkerze in der Hand, rücktest herunter und stiegst behutsam mit dem gesunden und dem hölzernen Fuße von Sprosse zu Sprosse, immer tiefer und tiefer bis an das Ende der Leiter; — nun standest Du auf der letzten Sprosse — Du merktest es nicht — jetzt hobst Du wieder den hölzernen Fuß hoch auf, um herunterzutreten und warst doch noch thurmhoch über mir, ich breitete die Arme aus und schrie vor Schreck auf. Da war ich erwacht und lag in Angstschweiß gebadet."

Nachmittags.

„Heute geht ein Holländer mit seinem Schiffe „Hirundo" ab, und mit ihm der Brief. In den nächsten Tagen will ich den armen Notham verlassen. Ich habe den Schiffscapitain Simm aus Portsmouth mit Geld gewonnen, sein Schnellsegler lichtet, sobald ich an Bord bin, die

Anker — von Portsmouth eile ich zu Dir. Vater! Vater! ich werfe mich Dir um den Hals und weine mich todt. — Du kannst nicht glauben, wie leicht mir ist, da ich daran bin, in die Heimath zu Dir zu kommen. Nun wird es sich zeigen, ob Notham mich lieb hat. Sobald ich bei Dir bin, schreiben wir ihm, — dann wird er schon nachkommen! — Bete für Deine

Jeanette."

Tags darauf war sie aus dem Frühstückszimmer in ihre Stube zurückgekehrt. Notham war dort noch geblieben, wie gewöhnlich, in einer Zeitung lesend und eine zweite unter dem Arm. Er hatte sich in sein Reisecostume geworfen, ohne ihr über sein Vorhaben Etwas mitgetheilt zu haben.

Sie hatte sich jetzt auf ihrem Zimmer in den Armstuhl an's Fenster gesetzt und spielte in Gedanken mit dem kopfwackelnden Chinesen von Porzellan vor ihr, ohne daß sie auf ihn Acht hatte.

Wer die schöne, junge Frau hier in diesem prächtigen und doch gemüthlichen Zimmer nur auf einen Augenblick gesehen hätte, würde sie für eine der glücklichsten Frauen gehalten haben.

Bis auf den silbernen Griff am Thürschlosse war Nichts vergessen, was bequem oder reizend war. An der Wand zwischen den Fenstern prangte im goldenen Rococcorahmen der silberreine Spiegel, welcher die großen Sonnenblumen und Arabesken des Teppichs am Fußboden, die kleinen Blumentische umher, welche in allen Farben blühten und dufteten, und alle die tausend gefälligen Kleinigkeiten auf den Mahagonigestellen in den Ecken, die Alabastervasen, die ciselirten Silber- und Goldarbeiten, die Paradiesvögelchen, welche an seidenen Fäden schwebten, und dazwischen seine schöne Herrin abspiegelte.

Johanna wurde jetzt durch Notham's Eintritt in das Zimmer aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

„Ich verreise auf mehre Tage," nahm er das Wort,

„in Geschäften nach Philadelphia; kann ich Euch dort Etwas bestellen?"

„Ihr wißt, Notham," versetzte sie, „daß ich nur einen Wunsch hege, den Ihr mir erfüllen könnt, nicht aber in Newyork, sondern durch unsere Zurückkehr zu unserem Vater, der jetzt so große Rechte auf mich hat, da er allein ist."

Nach dieser Anrede versuchte Johanna noch einmal, Notham zu erweichen. Sie begann alle Saiten seines Herzens anzuschlagen, um ihnen einen Ton der zusagenden Liebe abzugewinnen, aber es prallten alle ihre Worte von ihm ab, wie Hagelkörner von einem Gepanzerten, ohne ihn im Mindesten zu rühren.

Er wiegte sich vor ihr bequem im Schaukelstuhle und blickte mit ruhigen, fast neugierigen Augen sie an. Er hatte sich auf eine solche Scene vorbereitet und die Rede, welche er seiner Frau halten wollte, in Bereitschaft.

Johanna hatte mit feinem Gefühl ihn errathen; sie hielt in beleidigtem Stolze ihre Thränen zurück.

Als sie mit ihren Bitten zu Ende war, lüftete Notham ein wenig sein Halstuch, legte die flachen Hände auf seine Kniee und sprach im Tone eines puritanischen Predigers, fast näselnd, um desto würdiger zu erscheinen:

„Was Ihr da sagt, läßt sich Alles gut anhören, es geht ihm nur ein guter Grund ab. Unterbrecht mich nicht, denn ich muß mich weiter darüber auslassen. Ihr müßt das Land der Träumerei und Phantasterei, ich meine damit Deutschland und zum Theil auch England, nicht verwechseln mit dem Norden von Amerika; denn hier ist Alles practisch, wie es sich für Männer schickt. Hier soll, will es Gottes Gnade, erst ein neues Völkerleben begründet werden; es giebt noch Wälder auszuroden, Sümpfe auszutrocknen, Häuser und Städte zu bauen und durch Schifffahrt und Handel alle tausend Fäden mit der alten Welt anzuknüpfen, um mit ihr allmälig in das Gleiche zu kommen. Dazu brauchen wir den klaren Verstand und die thätige Hand. Wir müssen wachen und

arbeiten, wie ein junges Volk; Ihr drüben ſchlaft und träumt, wie man es dem Alter gönnen kann. Alte Leute haben mancherlei Grillen und drüben werdet Ihr ſchon alt geboren. Dieſe können wir hier nicht gebrauchen; ſind ſie da, ſo müſſen ſie ſich mit einflechten, ohne die Arbeit zu ſtören. Oder ich will mit Euren eigenen Worten dieſes Verhältniß Euch auseinanderſetzen. Ihr habt mir oft geklagt, daß die Menſchen hier kein Gemüth hätten. Da müſſen wir nun erſt zuſehen, was hinter dieſen Worten ſteckt.

„Man umfaßt, wie mir's ſcheint, damit alle niedern Seelenkräfte, welche die Werkzeuge für die höchſte Kraft des Menſchen, für den Verſtand, ſind, um damit zu arbeiten. Da aber dieſe Werkzeuge, wie die Knechte und Mägde in einem Hauſe, lebendig ſind, ſo fangen dieſe, wenn ſie keinen Befehl auszurichten und keine Aufſicht haben, ſehr bald an, ſich unnütz zu machen und das Hausweſen zu zerſtören. In einem ſolchen Falle würdet Ihr ſein, wenn Ihr nicht meine Frau wär't und ich nicht den Verſtand für Euch hätte. Eure Phantaſie, welche Ihr nicht im Zaume halten könnt, malt Euch in müßigen Stunden das Leben in der Heimath nur zu reizend vor, daraus entſteht die Sehnſucht danach; dieſe will ſich gegen meinen Verſtand, welcher hier den Oberbefehl hat, mit Macht geltend machen. Dagegen kann ich denn freilich nur: Nein! ſagen."

Notham ſchwieg mit wohlgefälligem Lächeln über die gelungene Rede, Johanna aber gab ſich keineswegs gefangen. Indem ſie erwog, daß bei den Anſichten Notham's das Recht der Empfindung kaum zur Anerkennung zu bringen war, griff ſie ihn plötzlich auf einer Seite an, wo er es am Wenigſten gedacht hätte.

Sie hatte dazu um ſo eher die nöthige Ruhe gewonnen, als ſie den Entſchluß zur Abreiſe oder vielmehr zur Flucht ſchon gefaßt hatte, und nur noch einmal einen Verſuch machte, Notham zur Rückkehr nach Deutſchland

zu bewegen, um sich später sagen zu können, daß sie vor dem letzten Mittel jedes andere versucht habe.

Mit Eiskälte fragte sie daher obenhin: „Also ist Euer Handelswesen nur Verstandessache?"

„Ganz gewiß!"

„Und das Gemüth hätte Nichts darein zu reden, wenn es später merkt, daß es bei einem Vertrage, den Ihr mit einander gemacht habt, beeinträchtigt sei?"

„Ganz und gar nicht!"

„Und wenn der Verstand noch mehr daran auszusetzen hätte?"

„Mann und Wort!"

Jetzt richtete sich Johanna mit edlem Zorne hoch empor und sagte mit unterdrückter, gemessener, seelendurchbohrender Stimme:

„Mann und Wort, du Wortbrüchiger! Was hast du mir, was meinen Eltern versprochen, ehe wir zusagten? Mann und Wort, du verständiger Mann? Warum brichst du uns dein Wort, Amerikaner? — Ich will es dir sagen: weil die niedere Leidenschaft, die auch zum Gemüthe gehört, der Eigennutz, der Herr deines Verstandes geworden ist!"

Sie faßte ihn bei beiden Schultern und rief: „Mann, besinne dich auf dich selbst, achte dich selbst und in dir dein Weib, das du mit Füßen trittst."

Notham war vor dieser Wendung der Sache bis in das Innerste seiner Seele erschrocken; die schöne Röthe seiner Wangen hatte sich bis an die Ohren zurückgezogen, seine Nase war kreideweiß geworden, seine Augen hingen an den Spitzen seiner Stiefel, welche sich, wie zum Zwiegespräch, zueinander bewegten.

Endlich sprang er empor und sagte in tödtlicher Verlegenheit, doch trotzig und beleidigend:

„Ich bin hierher gekommen, um auf einige Tage von Euch Abschied zu nehmen, nicht um mit Euch über Eure Pflichten zu plaidiren."

Er drehte sich um und zog die Klingelschnur; John trat ein.

„Mylady," rief er ihm zu, „wünscht den Herrn Pfarrer Spencer zu sprechen; er möchte seine vortreffliche Predigt über den Text: „Ein Weib sei unterthan ihrem Manne," welche er vor vierzehn Tagen gehalten hat, mitbringen und ihr vorlesen!"

John trat ab; Notham ging noch einige Male die Stube auf und ab; denn gar zu gern hätte er ein Wort gefunden, welches seine Niederlage ein wenig beschönigt hätte; es war ihm unmöglich.

„Mylady," sagte er endlich, „lebt wohl! Auf Wiedersehen! Künftigen Sonntag werde ich wieder hier sein!"

Johanna gab ihm die Hand, ohne ihn anzublicken; er küßte sie und ging nach der Thür.

Ein weiches Gefühl flog jetzt durch Johanna's Seele; sie eilte ihm nach und hing weinend, wie ein Kind, an seinem Halse.

„Leb' wohl! leb' wohl, Notham!" rief sie, „vergiß mich nicht und verzeihe mir Alles, Alles!"

„Wie sollte ich nicht?" versetzte Notham; „beherrsche nur dein Gemüth und Alles ist gut!"

Johanna ließ langsam die Arme herabsinken; sie hörte Notham die Treppe hinuntersteigen, vor der Thüre dem Pferde gebieterisch zusprechen; nun sprengte er die Straße hinauf.

„Es sollte nicht anders sein," sprach sie und ihr Entschluß war unabänderlich gefaßt.

Notham hatte bei Bruder Jonathan in Philadelphia seine Geschäfte beschleunigt; eine Unruhe, welche er noch nie gekannt hatte, trieb ihn zurück nach Newyork.

Als er in dem Boote auf dem Flusse Raraton hinunterschwamm, überwältigte den verständigen Amerikaner eine unermeßliche Angst um sein Weib, sein Haus, oder um — Gott weiß was!

Auf großen Wellen liefen sie jetzt in den Hafen von Newyork ein.

Sonst stand er, kam er von Philadelphia hierher zurück, mit untergeschlagenen Armen auf dem Verdeck, die Brust gehoben von Stolz auf die schönste Tochter Altenglands, seine Vaterstadt. Heute war sein Auge trüb.

Wenn er sonst an den grünen Inseln, welche, wie Schildwachen vor der Stadt stehen, vorüberkam und die täglich wachsende Größe und Pracht von Newyork übersah, nahm er seinen Hut herunter, blickte über die Schulter und flüsterte vor sich hin: „Gott segne meinen König Georg den Zweiten!" Heute unterblieb Gruß und Spruch.

Wenn er sonst sich der südlichen Spitze der Manhattaninseln näherte, welche den Hafen in den nördlichen und östlichen Fluß theilt und die Stadt Newyork auf ihrem Rücken von Norden meilenweit zwischen den beiden Strömungen heranträgt an die See, nickte er immer mit dem Kopfe und sagte, zum Steuermann Hancock gekehrt: „Es wird, es wird schon werden!"

„Mein' es auch," entgegnete dieser.

„Es ist unser Neuvenedig!"

„Gott geb' uns sein Gedeihen!"

Heute lauschte Hancock vergeblich nach dem alten Gespräche; Notham blieb stumm, düster hinausblickend nach den Häusergiebeln von Broadway.

Ebenso schweigsam zahlte er das Fahrgeld im Hafen und bog in die mächtige, schnurgerade, von der südlichen Spitze an durch die Stadt laufende Broadway ein; denn fast in der Mitte auf einem zurückweichenden Grasplatze zwischen einzelnen Bäumen stand dort ein Haus von tiefbraunen Jersey-Quadersteinen gebaut, von welchen die grünen Jalousieen so schön abstachen.

„Da bin ich endlich!" sagte er, und ihm wurde leichter um das Herz, als der Neger Poll, welcher Thürhüter war, ihm, wie ein liebkosender Hund, entgegensprang.

„Alles in Ordnung, Poll?“

„Massa?“

„Nichts vorgefallen?“

„Weiß Nichts, Massa!“

„Lady Patroneß?“

„Sehr fromm! ist vor drei Abenden in die Kirche gegangen und noch nicht heim.“

„Ha!“

Mit einem krampfhaften Griff hatte Notham den Neger gefaßt und weit hinein in den Grasplatz geschleudert. Ihm war es, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen.

Plötzlich aber richtete er sich in die Höhe, bog die Schultern zurück, daß sie krachten und die Brust weit vortrat. Die Unterlippe eingebissen, daß Blut unter den Zähnen hervorrieselte, trat er mit festen, hallenden Schritten in das Haus.

Seine Hausſclaven hatten sich in die Winkel umher zusammengeduckt, ohne sich zu bewegen, und ihre Augen rollten ihm überall unstät und ängstlich entgegen.

„Wo ist John?“

„Hier!“

Beide sahen sich einander lange an. John ließ endlich den Schlüſſelbund klimpern.

„Woher hast du die Schlüssel?“

„Von Lady Patroneß!“

„Gieb her!“

Er schritt die Treppe hinauf zum Zimmer seiner Frau. Er schloß es auf; die grünen Jalousieen lagen vor den Fenstern. Er stieß sie auf und sah in den Armen des porzellanen Chineſen einen verſiegelten Brief mit seiner Adreſſe liegen.

Lange drehte er ihn in der Hand hin und her; dann warf er ihn unerbrochen auf den Tisch und seinen Hut darüber, als hätte er damit das Unglück, das er nicht fürchtete, sondern mehr noch wußte, ungeſehen machen können.

„John!“

„Sir!“

„Bring' Licht!“

Die Sonne war allerdings im Untergehen, doch war es im Zimmer noch hell genug, um einen Brief zu leſen.

Das Licht kam; er winkte John zum Hinweggehen. So war er wieder allein.

Er lüftete ſich den Rock vor der Bruſt, drückte ſich wieder den Hut in die Stirn, nahm den Brief und fand die Worte:

„Lieber Notham!

Nur wenige Worte; denn zu viel ſind dieſe für ein empfindendes Herz, und noch mehr immer noch zu wenig für den kalten Verſtand.

Meine Pflicht ruft mich zur Pflege an das Krankenbett meines Vaters, der Raum zwiſchen hier und dort kann ſie nicht aufheben. Wenn Du dieſe Zeilen empfängſt, bin ich auf der Fahrt in die Heimath. Im Uebrigen bleibe ich Deine treue und gehorſame

Jeanette.“

Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, ſo wirkt bei dem Einzelnen, welcher noch einen Kern in ſich hat, ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schickſals, wie der geſchwungene Hammer eines Erzgießers auf die Lehmform; dieſe zerſpringt, aber aus den Trümmern hervor tritt das höhere, eherne Gebild eines Gottes.

Indem Notham in dieſem Augenblicke ſein ganzes, gegenwärtiges Leben zertrümmert ſah, fühlte er faſt einen höheren Menſchen, als der frühere war, in ihm ſich emporrichten.

Er las die Abſchiedsworte von Johanna noch einmal und ſagte endlich laut: „Sie hat recht gethan! — Nach ihrer Art!“ — ſetzte er hinzu, — „möge ſie Gott ſicher zu ihrem Vater hingeleiten und mir auch einſt eine ſolche Tochter ſchenken!“

Bei diesem Gedanken trat ein anderer an die Hoffnung, welche Johanna unter ihrem Herzen trug, in seine Seele, und die Hände vor die Augen gedeckt, sank er auf seine Kniee.

Nachdem er seine tiefsten, schmerzlichsten Sorgen in Gottes Hand gelegt hatte, suchte er den Kummer so weit zu beherrschen, daß er seine bürgerliche Ehre zu decken suchte.

Er zog sich in seine Stube zurück und schrieb die ganze Nacht durch Briefe. Am andern Morgen klingelte er seinem John und sagte:

„Schicke alle Briefe an ihre Adressen aus! Alle meine Sclaven sollen sich auf die Beine machen. Meine Frau, welche ich zur Pflege ihres todtkranken Vaters über Meer habe reisen lassen, hatte keine Zeit, sich zu verabschieden.

„Da, hier diesen Brief zuerst an Mrs. Austin, die Vorsteherin des Frauenvereins zur Besserung verwahrloster Kinder; hier ist Geld zu einem Dutzend Taschentücher, welche mit dem Briefe übergeben werden. Dieser an Master Spencer, welcher in der Frauenbetstunde für ihre glückliche Reise beten soll; dabei werden fünf Hüte Zucker in seine Küche abgegeben! Da, diesen Brief an ihre Putzmacherin, Mrs. Paulding; die Rechnung wird gleich bezahlt. Hier, hier die andern Briefe! — — Mach' schnell!

„Hast du die Sklaven abgesendet, dann mache dich selbst auf die Beine und frage im Hafen nach, welche Schiffe in diesen Tagen nach England oder einer deutschen Hansestadt ausgelaufen sind? Hörst du?"

John entfernte sich so gemessen ernsthaft und schweigsam, wie er eingetreten war; nur unter der Thüre sagte er halblaut für sich: „Sehr wohl!"

Notham setzte sich wieder an das Schreibepult und machte eine dritte Abschrift von einem Brief an seinen Schwiegervater, den K. K. Rittmeister Lazarus von Thossenfeld in Leimnitz bei Gera in Deutschland, in

welchem er ihn beschwor, sofort ihm zu melden, wenn Johanna bei ihm eingetroffen sei.

Dann schrieb er Briefe an seine Freunde in den englischen und deutschen Seestädten, indem er Aufschrift und Raum für die Namen ließ, welche alle dahin lauteten:

„Meine Frau hat sich zwar mit meinem Willen nach Europa eingeschifft, um ihrem todtkranken Vater töchterliche Pflege zu bringen, hat jedoch im Drang der Abreise während meiner Abwesenheit in Philadelphia vergessen, das Schiff zu nennen, mit welchem sie abgereist ist. Ausgelaufen ist am . . . . . Capitain . . . . . Ich bitte, auf Rechnung für mich alle Mittel aufzubieten, sie ausfindig zu machen und sicher nach Sachsen zu befördern.

Arthur Notham."

Nach einer Weile kam John aus dem Hafen zurück mit der Meldung von den nach Europa in den letzten Tagen ausgelaufenen und den zunächst dorthin abgehenden Schiffen.

Notham füllte die Adressen in den Briefen an die befreundeten Häuser in den verschiedensten Seestädten mit der Angabe der dorthin abgegangenen Schiffscapitaine und Schiffe aus und ließ sie und die gleichlautenden Briefe an seinen Schwiegervater durch drei verschiedene Schiffsgelegenheiten der Sicherheit wegen bestellen.

So hatte er zunächst Alles gethan, was der Augenblick ihm geboten hatte. Er kleidete sich nunmehr frisch an und ging, wie gewöhnlich, auf das Comptoir, ließ sich von seinen Buchhaltern Bericht abstatten und begab sich dann auf die Börse.

Wenn nicht die Bleichheit seines Gesichts, sonst konnte Nichts an ihm seine innere Bewegung verrathen.

Die Nachricht von der Abreise seiner Frau war durch seine ausgeschickten Briefe bereits in der Stadt herum. Er ließ sich gern den Tadel verständiger Männer ge-

fallen, daß er seine Frau allein die große Reise habe antreten lassen. Andere suchten ihn weiter auszuforschen, er wußte aber so gut zu manövriren, daß alle vorwitzigen Fragen auf den Sand liefen.

Zu Sommersausgang erhielt er von einem Handelsfreunde aus Portsmouth die Nachricht, daß Lady Johanna vor Eintreffen seines Briefes mit Capitain Simm eingelaufen, jedoch Tags darauf mit dem Packetboot nach Hamburg abgegangen sei.

„Gott sei Dank!" rief er, „so ist sie doch allem Vermuthen nach glücklich nach Hamburg gekommen!"

Später erhielt er auch dorther Antwort, jedoch keine andere Auskunft, als daß im Laufe des Frühjahrs und Sommers kein hamburger Schiff gescheitert sei.

Der Herbst kam und ging vorüber. Rotham hatte noch keine Nachricht aus Leinnitz erhalten. Die Zeit, wo Johanna's Niederkunft erwartet werden konnte, war längst verstrichen. Gegen Weihnachten traf endlich ein Brief aus Gera ein. Er war schwarz versiegelt.

Der dortige Bürgermeister schrieb ihm:

„Ihr Brief an den seligen Herrn Rittmeister von Thossenfeld ist bei mir, seinem Testamentsvollstrecker, abgegeben worden. Als solcher hielt ich mich für berechtigt, ihn zu eröffnen, so wie ich es mit dem von Dero Frau Gemahlin einige Tage zuvor angelangten Briefe gethan hatte. Dero Erblasser war aber schon am ... Mai .... in Folge eines sonst unbedeutenden Sturzes gestorben; er hatte eine fast übermächtige Sehnsucht nach seiner Tochter, so daß ihre Ankunft ihm zu gönnen gewesen wäre. Dero Frau Gemahlin ist aber bis dato hier nicht eingetroffen, werde aber nicht verfehlen, sofort davon Meldung zu thun, sobald die gnädige Frau hier präsent sein sollte, wie ich denn gar nicht zweifle, daß sie selbst einige Zeilen dazu schreiben wird. Vorläufig möchte eine Vollmacht auf Antritt und Uebernahme der Erbschaft, welche Eure Gnaden als Testamentserben zusteht, für Dero Geschäftsfreund, wozu ich unvorgreif-

lich den hiesigen Gerichtsdirector Schindler vorschlage, hierher einzusenden sein. Sonst zur besondern Instruction lege ich die von mir eröffneten Briefe von Dero Frau Gemahlin an Herrn Vater mit bei!"

Sein Auge hatte die Zeilen des Briefes verschlungen; er sah nach dem Datum des Briefes; der Testamentsvollstrecker hatte sich mit seiner Nachricht Zeit genommen; Johanna hätte damals längst schon in Leimnitz sein müssen, wenn ihr Unterwegs kein Unglück zugestoßen war. Mit dem Angstschrei: „Mein Kind!" welcher ihm fast die Brust zersprengte, stürzte Notham in die Arme seines alten, treuen Dieners, welcher das Briefpacket gebracht hatte.

Mit Mühe schleppte John den Besinnungslosen auf das Sopha. Nach einer Weile überfiel Notham ein Frost, welcher alle seine Glieder schüttelte. Vergeblich warf John Matratzen und Teppiche auf ihn, vergeblich suchte er ihm Thee einzuflößen, das Zähnklappen und Händezittern hörte nicht auf. Um Mitternacht begann der Kranke zu glühen, das Nervenfieber war ausgebrochen. Kaum gelang es den herbeigerufenen Aerzten, mit heroischen Mitteln Notham's unbändige Natur zu brechen. Vielleicht retteten sie ihn vom Tode, sie hatten aber dabei auch seine Lebenskraft für immer gedämpft. Als er das Krankenbett wieder verlassen konnte und zum ersten Male am Fenster stand, prangten die Bäume vor dem Hause wieder im Schmucke des Laubes und der Blüthen. Der Frühling war zurückgekommen, nur nicht für sein Herz.

Im Monate Juni war er so weit wieder hergestellt, daß er sich wieder um die Angelegenheiten seines Hauses kümmern konnte. Sein Entschluß war gefaßt. Mit einem londoner Kaufmanne, welcher seinen Sohn in Newyork etabliren wollte, schloß er einen Kauf über die Häuser und Waarenlager ab.

Mit den nöthigen Creditbriefen versehen, schiffte er sich nach Hamburg ein. Dort und überall auf den

Straßen und Wegen suchte er Nachrichten über Johanna einzuziehen. Obschon er keine Mühe und kein Geld scheute, sie auszukundschaften, so hatte doch Alles nicht den geringsten Erfolg. Vielleicht wäre er in jetziger Zeit bei geordneteren Verhältnissen in Deutschland glücklicher gewesen. So kam er hoffnungslos und trübsinnig in Gera an. Er hatte Niemand bei sich, als seinen John, welcher von Allen, wie sein Herr, auf den ersten Blick von Niemand wiedererkannt wurde, so sehr hatte sich dieser verändert. Notham bezog wieder sein altes Quartier im deutschen Hause. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er sich zum Frühstücke auf die Stelle an der Tafel, welche früher so oft der alte Rittmeister eingenommen, und seinen Stock in das Loch setzte, welches dieser dort in die Diele getreten hatte, und dann, daß er ebenso, wie vor Jahren, einen Spaziergang um die Stadt, und nach dem Mittagstische seinen Weg, wie früher, in das ererbte und verpachtete Gut machte.

Manchmal begleitete ihn dorthin der Cantor aus Gera, der alte Musiklehrer seiner Frau, welcher ihm auf dem alten Claviere in dem ehemaligen Zimmer seiner Schwiegerältern die Lieblingslieder der Verschollenen und darunter ihr Lied vom Heimweh vorspielte. Abends saß er gewöhnlich mit John, welcher nun ganz sein Freund geworden war, im Zimmer zusammen bei einer Tasse Thee und ließ sich von ihm die englische Zeitung vorlesen. Blieb sie ja einmal einen Posttag aus, so spielten sie mit dem einen oder andern Bekannten eine Whistparthie.

Nichts macht die Zeit kürzer, als Langeweile. So barock diese Behauptung klingt, doch ist sie wahr. Man gehe nur einige Wochen auf Reisen, wo man immer etwas Neues erleben muß und fast jede Stunde mit einer neuen Begebenheit füllt, und vergleiche dann einen gleichen Zeitraum, welchen man daheim in müßigem Hinschlendern zugebracht hat: — die Wochen der Reise mit ihren Erinnerungen werden zu Jahren und die Jahre

des Müßiggangs zu Secunden zusammenrinnen. Der Jugend dehnt sich ein Jahr unendlich aus, dem Alter, welches keine frischen Eindrücke mehr in sich aufnimmt und verarbeitet, beginnt die Zeit immer schneller zu laufen.

Als Notham mit John an einem schönen Sommernachmittage von drüben nach Gera zurückkehrte und die Blicke auf die untergehende Sonne richtete, fragte er: „Wie lange ist es nun seit unserer Zurückkehr nach Gera her?"

„Hm, lange her!"

„Wie oft ist denn drüben geerntet worden?"

„Siebzehn Mal — ja ja, siebzehn Jahre sind es her!"

„Die Zeit geht schnell!"

„Mit Leid und Lust!"

„Für mich mit Leid, ich gönne dir die Lust!"

„Sir, theilt Ihr nicht mit mir, mag ich davon auch Nichts haben!"

„Ich denke heute wieder einmal recht lebhaft an meine Frau. Sie geht mir immer so schlank vor den Augen vorüber und nickt mir so freundlich zu, wie in unsern schönsten Tagen. Wenn mir doch wer den Weg zu ihrem Grabe zeigen könnte!"

Als er kaum noch diese Worte ausgesprochen hatte, hörten sie eine kräftige Stimme singen:

„Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Roth und weiß die Moose blüh'n,
Zu der Heimath in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne."

Da verhallte die Stimme und über einen Straßengraben hinüber sprang ein junger, schlanker Mann in Jägertracht und zog mit weiten Schritten den Fußsteig hinunter auf die Stadt zu.

Notham fühlte von diesem Liede die zarteste Saite

seines Herzens berührt, welche immer noch nachklang, als der junge Wanderer schon längst verschwunden war.

Langsam und schweigend setzten sie ihren Weg fort und kamen in der Abenddämmerung im deutschen Hause an.

Sie traten in die kleine Honoratiorenstube ein, wo für Beide der Abendtisch gedeckt war. Da sie im Sommer Abends dort selten Gesellschaft trafen, so kam es ihnen fast fremd vor, einen Gast am Tische bei einem Kruge Bier und einem spärlichen Eiergerichte zu finden.

Als Notham sich seinem gewohnten Sitze näherte, welchem zunächst der Gast Platz genommen hatte, glaubte er in ihm den jungen Wanderer und Sänger, dessen Lied ihn so nahe anging, wiederzuerkennen.

Er setzte sich zu ihm, John zu seiner Linken, ohne daß der Eine oder der Andere ein Wort gesprochen hätte.

Der Wirth brachte Schinken, Salat und Eier und wartete unter der Thüre auf weitere Befehle.

Der dritte Gast, welcher weniger ernst, als trüb, vor sich hinblickte, drückte jetzt heimlich einen Fingerring an seine Lippen.

Notham hatte einen Blick darauf geworfen und ließ ihn erbleichend auf dem Ringe haften. Es war eine zusammengekrümmte Schlange, deren Kopf ein Rubin bildete, es war der Zwillingsring von dem, welchen er selbst trug.

„Es ist dein Sohn!" schrie es in ihm mit tausend Stimmen empor; — „vielleicht auch nur ein Dieb oder ein Mörder!" flüsterste der Argwohn dagegen. Er sah ängstlich forschend dem Jüngling in das Gesicht, zwei große, dunkle, ehrliche und doch verwunderte Augen blickten ihm entgegen. „In ihm ist kein Arg!" sagte er bei sich selbst; — „sollte es auf der Welt nur zwei Ringe derselben Art geben?" warf die Klugheit dagegen ein.

Notham konnte diesen Widerstreit der Gedanken und Gefühle nicht länger ertragen; — er eilte hinauf in

sein Zimmer, lief darin, wie außer sich, hin und her und rief ein Mal um das andere: „Wenn er es doch wäre!“

Jetzt sah er John in der dunkeln Stube stehen; er faßte seine Hand, beugte sich an sein Ohr und sagte: „Schaff' mir Gewißheit!“

„Worüber?“

„Der junge Mann unten trägt einen Ring, wie ich meiner Frau am Altar gegeben habe, wie ich den zweiten, ganz ähnlichen, noch trage.“

„Seltsam!“

„Wir dürfen uns nicht übereilen.“

„Nein!“

„Was thun wir?“

„Ihn aushorchen!“

„Wenn es mein Sohn wäre!“

„Freilich!“

„Gehe hinunter zu ihm — nein! Bestelle bei dem Wirthe Tokayer und drei Gläser!“

„Drei?“

„Und bitte den jungen Menschen, mit mir einigen Flaschen den Hals zu brechen; ich wäre ein alter, lustiger Kumpan aus Amerika!“

„Lustig, wie gesagt.“

John ging hinunter und kam mit Licht, Wein und Gast in wenigen Augenblicken zurück.

Notham musterte den jungen Gesellen von Kopf zu Fuß; er glaubte nirgend einen schönern, kräftigern Jüngling gesehen zu haben. Er gab ihm die Hand, es war ihm, als wenn aus dem Händedruck ein Feuerstrom ihm nach dem Herzen dränge.

„Guten Abend, Herr!“ sagte der Fremde, „ich bin Hermann Tannhof, oben von Reichenbach her, und wer sind Sie? Denn es ist das Kalte und Warme durcheinander, mit Vernunft gesagt, gegen meine Liebhaberei!“

„Aeltere Leute sind vorsichtig, deshalb nicht kälter,

als jüngere; ich bin aber Notham aus Newyork, und der da ist John, mein Freund und Helfer."

„Das lasse ich passiren!" versetzte Tannhof, „und da Sie aus Amerika sind, so ist es mir recht lieb, denn dorthin möchte ich und kann dabei allerlei guten Rath gebrauchen."

„So werden wir viel miteinander zu besprechen haben," entgegnete Notham; „nehmen wir uns Zeit dazu. Der Wirth hat uns mit einem guten Trunk Wein bedacht, setzen Sie sich zu mir!"

Notham schenkte ein und stieß mit Tannhof auf glückliche Bekanntschaft an.

Tannhof leerte das Glas und rief: „Gott segne Jedweden, der solchen Wein liebt und giebt!"

Notham gab John einen Wink und John verstand ihn zu gut, um dem jungen Gast nicht wacker zuzutrinken.

„Warum wollen Sie," fragte Notham dazwischen, „nach Amerika auswandern? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Ihrer Heimath?"

„Gefallen, ja gefallen thäte es mir hier wohl, aber damit kommt man lange noch nicht aus!"

„Was sagen denn Ihre Aeltern dazu?"

„Freilich, wenn sie noch lebten!

„Sind sie schon lange todt?"

„Ich habe sie nicht gekannt; ich bin von dem Pfarrer in meinem Dorfe, Günther heißt er, halb und halb erzogen worden."

In Notham's Seele wogten Furcht und Hoffnung durcheinander.

„Wissen Sie," fragte er weiter, „ganz genau, daß Ihr Vater Tannhof hieß?"

„Könnt Ihr Amerikaner alle so ausfragen? Ich möchte doch wissen, was Ihr hinter mir sucht?" versetzte Tannhof lustig.

„Nun, so erzählen Sie," entgegnete Notham, „was uns und Sie erheitern kann."

„Mich macht Nichts mehr froh," seufzte Tannhof,

„denn ich bin ein unglücklicher Menſch!“ Er leerte dabei das Glas bis auf den Boden und ſagte: „Aber das Getränk da bleibt freilich etwas Gutes!“

„Ihr Liebchen ſoll leben!“ ſagte Notham und ſtieß an.

„O zehntauſendmal, du liebe Maria!“ rief Tannhof mit feuchten Augen und ſtieß an. „Und denken Sie nur,“ ſprach er mit gelöſter Zunge, „ihretwegen muß ich die Heimath ewig meiden; ich habe es dem Pfarrer verſprochen, nicht eher wiederzukommen, bis ich Maria nach Stand, Ehren und Auskommen heirathen kann — das heißt nun nimmermehr! und Ade, du Berg und Thal! Ich habe eigentlich Nichts gelernt, als das, was ein Junker braucht — ein Bischen Geographie, welche mich auf Amerika gebracht hat, ein Bischen Geſchichte und Matheſis; — nun ja, Leſen, Schreiben und Rechnen verſteht ſich! Werde ich damit in Amerika auskommen?“

„Man gebraucht drüben einen hellen Kopf und eine rege Fauſt!“

„Donnerwetter, die hab' ich und wäre der Pfarrer nicht geweſen, ſo wäre ich jetzt preußiſcher Huſar! Es wird auch das Beſte ſein! Es ärgert mich nur, daß ich als Bürgerlicher kein Offizier werden könnte!“

„Aber wer hat denn dem Pfarrer ſo viel Recht über Sie gegeben?“

„Weiß ich es denn? — Aber freilich, wenn er nicht geweſen wäre, ſie hätten mich aus der alten Burg auf die Straße geſetzt, ehe ich laufen gekonnt!“

„Wie hieß Ihre Mutter?“

„Johanna! Sie war aber nicht aus der Umgegend, ich dächte, von Hamburg her; mein Vater, der ein verſchuldetes Gut beſaß, hat ſie ſo weit hergeholt. Sie ſtarben, wie geſagt, in meiner frühen Jugend kurz hintereinander her, und der Pfarrer hat ſich meiner angenommen, mir allerlei beigebracht, und wer weiß, was er ſonſt gethan hätte, wär' er nicht dahinter gekommen, daß wir uns ſo lieb haben, ich Marie, und ſie mich!“

„Johanna?“ fragte Notham bei ſich; mit der innigſten

Vaterliebe blickte er Tannhof an; er mußte sein Sohn sein. Sein Herz schlug ungeduldig dem Augenblick entgegen, wo jeder Zweifel gelöst war und er ihn mit dem Freudenruf: „Ich bin dein Vater!“ an sich reißen konnte.

Schon jetzt hielt ihn nur der alte John von einem übereilten Schritte zurück mit der Frage, welche er an Tannhof that: „Wie viel baares Geld habt Ihr denn zu einem guten Anfange drüben?“

„So viel, als ich zur Ueberfahrt gebrauche, bekomme auch wohl, wenn das Gut verkauft ist, noch ein Stück Geld heraus, das mir der Pastor hinüberschicken will.“

„Da habt Ihr wohl ein Bischen übel gewirthschaftet, da das Gütchen Euch durch die Finger fällt?“

„Wäret Ihr nicht ein alter, gewichster Mann, so möchte ich Euch auf meine Art antworten; fragt Euch aber Jemand darum, so sagt nur: Wenn man vom Vater her ein verschuldetes Gut bekommt und der Blitz schlägt in die Scheuer, daß es wegbrennt, so muß man es mit Schulden wieder aufbauen, und ehe man sich umsieht, gehört Einem nicht mehr der Ziegel auf dem Dache! Freilich, kann man sein Lebelang seine Beine unter fremden Tisch stecken, so ist es keine Kunst, eine Sparbüchse zu sein!“

John verzog das Gesicht, Notham aber lachte über die Abfertigung, wie noch nie.

„Weiß ich nur erst, wie Ihnen zu helfen ist,“ wandte sich Notham zum jungen Tannhof, „so kann ich Ihnen vielleicht selbst unter die Arme greifen.“

„Sie sind wohl sehr reich?“ fragte Tannhof mit klugem Augenzwinkern.

„Wie viele Thaler könnten Sie in einem Jahre in einzelnen Stücken aufzählen?“

„Ich weiß es nicht.“

„So müssen wir es einmal versuchen.“

„Daß dich der Blitz! — Da wäre ein Kauf mit Ihnen zu machen, es wäre Schade um meine Waldung, wenn ein habsüchtiger Barbier darüber her sein dürfte!

— Ich hatte wohl immer meine Gedanken auf den Pfarrer und dachte, er sollte mir unter die Arme greifen, wenn ich um Marie bei ihm anhalten würde; denn wir beiden Liebesleute waren miteinander schon einig. Wie das neue Gutsgebäude in die Höhe und ausgebaut war und Alles so aussah, als wenn eine junge Frau es sich schon bei mir gefallen lassen könnte, besprach ich mich mit Marie. Sie sollten das herzige Mädel sehen! — Und wir warteten vorigen Sonntag die Zeit ab, wo die Leute eben die Kirche verlassen hatten und der Pfarrer auf den Altar ging, um in der Agende die Stellen einzuzeichnen, die der Cantor Nachmittags in der Betstunde vorlesen sollte.

„Diesmal fand er gar kein Ende mit Blättern; er mochte wohl bemerkt haben, daß wir Beide hinter ihm standen, und sich das Uebrige denken.

„Endlich mußte er sich doch umkehren. Ich hatte eine so hübsche Anrede einstudirt, als nur eine sein kann; — als er aber seine großen, hellen Augen auf uns herabsenkte, waren meine Worte schlechte Soldaten, sie wollten nicht marschiren, wußte er es doch so gut, als wir, was uns am Herzen lag.

„Tannhof," sagte er, „daraus kann vor der Hand Nichts werden; ich habe dich und Marie zu lieb, als daß ich Euch in das Unglück stürzen sollte."

„Wir sind ganz und immerdar glücklich," rief ich, „wenn Marie mit mir Freud' und Leid theilt!" „Das stellt sich Alles leicht vor," versetzte er, „aber es ist doch anders. Hat der Blitz dir in das Gut geschlagen und es weggebrannt, so denke: Gott hat deine Absicht auf Marie nicht gemocht; denn, laß' dir es frei heraussagen, obschon ich dich damit nicht kränken will, eigentlich bleibt dir für Gut und Waldung kaum Holz zu einem Bettelstabe übrig. Heute machtest du Hochzeit und führtest die junge Frau in das Haus, morgen kämen die Gläubiger und jagten Adam und Eva aus dem Paradiese! — Was nun anfangen?"

„Wir Beide weinten bei dieſem Vorhalt bitterlich, ſanken auf die Kniee und erklärten aufrichtig, daß wir gern hacken und ſpinnen wollten miteinander.

Der Pfarrer aber ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Es kann nun einmal nicht ſein, ergebt Euch mit Faſſung in die erſte, große Prüfung, welche Gott Euch auferlegt hat.“

„Der Pfarrer dort,“ bemerkte Notham, „ſcheint ein verſtändiger Mann zu ſein!“

„Wenn nun,“ entgegnete Tannhof hitzig, „Alles und Jedes der Verſtand ausmachen und abmachen ſoll, ſo ſehe ich gar nicht ein, wozu der liebe Gott noch da iſt; — ſo habe ich dem Pfarrer geſagt, und ſeht, Ihr klugen Leute, er erſchrak dabei und lenkte ein.“

Auch Notham war betroffen; ihm trat die letzte Unterredung mit ſeiner verſchollenen Frau in das Gedächtniß; — doch hielt er an ſich, um ſeinen Sohn, wofür er den jungen Gaſt hielt, immer mehr ungeſtört ſich ausſprechen zu laſſen und vielleicht dabei Mittheilungen zu erhalten, welche ihm beſtimmteren Aufſchluß über das geben könnten, was er ſo ſehnlich wünſchte.

Er glaubte um ſo behutſamer ſein zu müſſen, als der junge Gaſt offenbar in dem Glauben ſtand, ein geborener Tannhof zu ſein.

„Wie mich nun,“ fuhr der Erzähler fort, „der Pfarrer anſah, ſo ſah ich ihn wieder an. Ich muß Euch noch ſagen, daß es vorige Sonnabendnacht ſtark gewittert hatte, wie vielleicht hier unten um Gera auch, und der Sonntagvormittag noch in Wolken und Regen ſich herumbalgen mußte. Als jetzt mein Schickſal von einem guten Worte des Pfarrers abhing, brach auf einmal am Himmel die Sonne, wie mit einem Hurrah durch die Wolken und warf durch das Kirchenfenſter einen breiten Strahl herein auf den Altar, daß der Heiland mit der goldenen Auferſtehungsfahne, die ſilbernen Leuchter und Altargefäße auf dem rothſammetnen Altartuche, oben die Engel mit ihren Flügeln durcheinanderflatterten und ſelbſt Marie

mit ihren Thränen, wie eine Rose mit Thauperlen, funkelte.

„Das mochte Alles zusammenkommen, um den Pfarrer milder zu stimmen. Ich sah es ihm an und sagte: „Hochwürdiger Herr Pastor! Sie hätten mir gewiß Marie zur Frau gegeben vor dem Brande meines Schlößchens und Hofes, nun trat das Unglück ein und trennt uns, kann denn nicht einmal das Glück bei mir einschlagen? — Ich bin jung und gesund, wer weiß, ob es mir nicht einmal begegnet, zugreifen will ich schon!"

„Marie umschlang bei dieser Anrede die Kniee des Pfarrers, sie war aber zu verschämt, um ein Wort dazu zu geben, sonst wär' es vielleicht noch besser geworden.

„Gebt Euch die Hände, Kinder!" rief darauf der Pfarrer, „unter der Bedingung, daß Tannhof binnen hier und drei Tagen das Dorf hinter sich läßt und sein Glück draußen in der Welt sucht, sollt Ihr Euch fünf Jahre lang unverbrüchlich treu bleiben; — ist Marie aber dreiundzwanzig Jahre alt geworden und du hast noch kein ordentliches Auskommen für sie, dann soll Eins von dem Andern geschieden sein."

„Damit trennte er uns, ich mußte voran zur Kirche hinausgehen, aber er hielt Marie zurück und hat dort noch viel zu ihr gesprochen, bis sie wieder Muth gefaßt hat, so daß wir nun alle Beide das Beste hoffen."

„Wie aber kommen Sie, lieber, junger Freund," fragte Notham forschend, „auf den Gedanken, nach Amerika auszuwandern? Ist Ihnen vielleicht gesagt worden, daß Sie dort nahe Anverwandte fänden? Oder haben Sie vielleicht meinen Namen Notham einmal gehört? Oder fällt Ihnen sonst Etwas ein, was Sie darauf gebracht hat?"

Notham hielt gespannt den Odem an sich, aber ein Seufzer entstieg seiner Brust, als Tannhof den Kopf schüttelte und fortfuhr:

„Da ist ein Buchdrucker aus Plauen, der drüben in

Philadelphia ein reicher Mann geworden ist; und nicht nur dieser, auch mancher Andere ist arm hinübergegangen und dort zu Mitteln gekommen. Wo sollte ich nun weiter hin?"

Notham sah den jungen Mann schwermüthig an, hin- und hergeworfen zwischen Vermuthungen und Wünschen.

„Als Sie uns heut' Abend vor dem Thore begegneten," fragte er nach einer Weile, „sangen Sie die Strophe eines mir besonders theuren Liedes. Darf ich fragen, von wem Sie es gehört haben?"

„Da ist ein Dorf mit einem verfallenen Schloß, das liegt da droben von Weida her, das Mosen heißt, dort hat es mir ein guter Kamerad vorgesungen, heute Mittag beim Kruge, ehe ich geradenwegs herunter nach Gera ging."

Es blieb Notham nur das Einzige übrig, den Ring, welchen Tannhof am Finger trug, näher zu prüfen.

„Erlauben Sie mir, junger Freund," fragte er jetzt Tannhof, „Ihren Ring hier mit dem meinen zu vergleichen?"

Tannhof zog den Ring ab und sagte: „Ich habe mich auch schon gefreut, daß ich gerade so einen Ring habe, wie Sie, der reiche Herr aus Amerika."

Notham hatte das Licht an sich gezogen, indem er den Ring der Flamme näherte und inwendig betrachtete. Es war eine Schrift darin eingegraben, seine Hände zitterten, seine Augen umwölkten sich. Er heftete den Blick schärfer darauf und las: „Arthur. 17 . .!"

Lange stand er da, überstürzt von allen Wonnen der Vaterfreude, endlich breitete er seine Arme aus und rief mit erstickter Stimme: „Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!" „Hurrah!" jauchzte John und schwenkte seinen Hut.

Tannhof hatte jedoch eine andere Meinung; trotz der Berechtigung seiner Gefühle, welche er dem Verstande gegenüber bei dem Pfarrer geltend gemacht hatte, vergönnte er dem Letzteren jetzt den Vortritt.

Er hatte sich schnell genug das, was er hier erfahren hatte, im Kopfe zurecht gelegt, um sich zu sagen, daß es sich hier um ein Geheimniß handle, aus welchem sein Glück aufblühen könne.

„Das kommt mir Alles zu jäh," versetzte er, Notham's beide Hände festhaltend, „um mit mir einig zu sein. Wollen Sie mich denn auch immer als Ihren Sohn ansehen, wenn sich auch ergeben sollte, daß ich es am Ende nicht bin? Oder wenn ich nun eine andere junge Person herbrächte und sagte: „Da sieh' zu, das ist vielleicht dein Kind!" — welchen Habdank würde ich dann haben?"

„Yankee!" rief John, „nimm dich in Acht, Bruder Jonathan über dich!"

„Junger Mann," versetzte Notham bestürzt, „daß du mein Sohn bist, muß ich so lange glauben, als ich den Ring hier in Händen habe; aber, Gott sei mein Zeuge, wärst du es nicht und schenktest mir das Kind, vielleicht auch die Mutter, du solltest sein Bruder sein; ich hätte für Euch Beide genug, um Euch glücklich zu machen!"

„Mann und Wort!"

„Und bei diesem Ausrufe erkenne ich noch einmal Johanna's Sohn!" versetzte Notham.

„Den Ring hier," erzählte Tannhof zögernd, „habe ich erst seit vorgestern, Marie hat mir ihn bei dem Abschiede gegeben; es ist der Trauring ihrer Mutter."

„Sie ist es," rief jetzt John; „nun sind wir auf dem rechten Weg!"

„Sie ist aber des Pfarrers Tochter?"

„Pflegetochter."

„Wie heißt ihr rechter Vater?"

„Arthur."

„Mein Gott! mein Gott!" rief Notham, „es ist mein Vorname; und ihre Mutter?"

„Weiß nicht; die ist schon lange begraben."

„Johanna! meine Johanna!"

„Der Pfarrer muß sie gekannt haben," fuhr Tannhof

fort, denn er ſagte einmal, Marie habe die Haare ihrer Mutter."

„Beſchreibe mir das Kind."

„Denkt ſie Euch ſo ſchön, als Ihr wollt, ſie iſt immer noch ſchöner! Schlank iſt ſie, wie eine junge Tanne; ihr Geſicht, ja, Ihr ſolltet einmal hineinſehen, wenn ſie lacht! — und die Grübchen auf beiden Seiten werden tiefer und die kleinen, weißen Zähne blitzen um die Wette mit den großen, freundlichen, ſchwarzen Augen! Damit ſie nun erſt recht ſchön iſt, hat ſie blonde Haare; blonde Haare und ſchwarze Augen, als ſollte man erſt recht in ſie vernarrt werden! Und was für wunderliche Einfälle ſie hat!"

„Von wem ſprichſt du?" fragte Notham mit ſtarrenden Augen, — „du ſchilderſt meine verſtorbene Frau, meine unglückliche Johanna!"

„Nun, da iſt Marie ihre und deine Tochter!"

„Meine Tochter?" ſprach lächelnd und mit tonloſer Stimme Notham vor ſich hin und faltete die Hände. Bei der Gewißheit, daß er ein Kind beſitze und es glücklich wiederfinden ſolle, zog das Gefühl des Glücks ſo gewaltig in ſein Herz ein, daß es ihm ſo weh that, als müßte es zerſpringen.

„Soll ich den Wagen anſpannen laſſen?" fragte John.

„Ha!" rief Notham; „auf die Poſt, Wagen und Pferde vor, und du — ach! es iſt zu viel für einen Menſchen, was mir zur Gemüthe will! und du wäreſt — Mariens Verlobter? — und ſo am Ende doch noch mein Sohn? Jetzt drücke ich dich erſt recht an mein Herz!"

„Nun kann ich es auch aufrichtig thun," verſetzte Tannhof, „denn es wird ſchon ſo ſein, wie wir Alle denken!"

„Ich kann dir nicht helfen," entgegnete Notham, „du mußt mit uns zu Marie und ihrem Pflegevater fahren; wir fahren die Nacht durch."

„Da ſind wir morgen Nachmittag bei ihr! Ich kenne die nächſten Wege! — Und wenn Marie Euere Tochter

sein sollte, — dann könnte ich doch auch zum Pfarrer sagen: „Da bin ich und das Glück hat bei mir eingeschlagen!“

„Wie es Gott auch fügt, so lange du diesen Ring besitzest, bin ich dein Vater!“

„So oder so!“

Während sich Notham und Tannhof auf diese Weise verständigten, kam die Extrapost vorgefahren.

Kaum gönnte sich Notham Zeit, seinen Mantel umzuwerfen; ehe er sich noch recht besonnen, rollte der Wagen mit ihnen in die schöne, klare Julinacht zum Thore hinaus.

Am andern Nachmittag pochte Jemand an die Studirstube des Pfarrers Günther; er rief: „Herein!“ und Tannhof stand verlegen lächelnd vor ihm.

„Du bist ein wortbrüchiger Mensch!“ rief zornig der Pfarrer; „hältst du so dein Gelöbniß, welches du mir vor dem Altare abgelegt hast?“

„Ja, ich meine so!“

„Also gilt dir der Frieden eines gutgearteten Mädchens Nichts in der Verblendung deiner Leidenschaft?“

„Ihr Vater hat es mir nun einmal erlaubt und mich wieder zu Ihnen geschickt, hochehrwürdiger Herr Pastor.“

„Ihr Vater?“

„Ich denke, Arthur Notham aus Newyork.“

„Arthur?“

„Das ist sein Vorname, der auch im Ringe steht, welchen mir Marie zum Abschied gegeben hat.“

„Wo ist er?“

„Still! still! Marie weiß noch Nichts davon. Ich habe ihn zum Thore hinein in den Kirchhof zu dem Grabe ihrer Mutter geführt. Dort wünscht er mit Ihnen zu sprechen.“

„Hat dich Marie schon gesehen?“

„Nein, Herr Pastor!“

„Gottes Schickungen seien gepriesen; doch rauben sie mir vielleicht das Kind meiner Pflege und die Freude mei-

nes Alters! Doch führe mich zu dem fremden Mann, damit ich seine Ansprüche höre und prüfe!"

Von der Pfarrwohnung führte eine hohe Treppe hinauf in den Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche stand.

Der Pfarrer hatte seine Amtstracht angelegt und schritt feierlich die Stufen hinauf, Tannhof folgte ihm mit der Mütze unter dem Arme nach.

Unfern des Haupteinganges in die Kirche war ein Grab mit einem einfachen, steinernen Kreuze und der Aufschrift: „Aus der Fremde in die Heimath!" Am Kopfende befand sich eine steinerne Bank unter einem breitästigen, blühenden Lindenbaum.

Dort saß Notham, da John bei dem Wagen zurückgeblieben war, einsam, versunken in die Erinnerung an die Vergangenheit. Seine Augen ruhten mit so schmerzlichem Ausdrucke auf dem Hügel, als sollten sie die Todte aufwecken.

Wie reich und doch so arm ist ein Menschenherz, da es so viele, so gewaltige Gefühle nacheinander durchempfinden kann und doch keinen Raum hat, zwei auf einmal in sich ausklingen zu lassen.

Wie Notham hier am Grabe saß, erfüllte ihn der Schmerz um Johanna so mächtig, daß die Hoffnung, sein und ihr Kind vielleicht in der nächsten Viertelstunde schon an sein Herz zu drücken, davon zurückgedrängt wurde.

Aus diesem betäubenden, schmerzlichen Hinträumen weckte ihn der Pfarrer, welcher mit Tannhof herangetreten war.

„Selig sind, die in dem Herrn ruhen!" sagte der Pfarrer mit einem Blick auf das Grab.

Notham war aufgestanden und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Vielleicht stehe ich vor dem Manne, dem ich Alles verdanke, was ein Mensch dem andern jemals schuldig sein kann. Gott, dessen Hand mich seit achtzehn Jahren zu Boden geschmettert, neigt sich in Ihnen erbarmend zu

mir nieder. Auch selbst dann, wenn die wunderbare Hoffnung, welche mir die Brust erfüllt hat, wieder zerrinnen sollte, schmälert sich nicht mein Dank; denn ich habe doch mittelbar durch Sie die Bekanntschaft hier mit Tannhof gemacht, welcher mein Sohn sein und bleiben will."

Unter diesen Worten hatten sie sämmtlich auf der steinernen Ruhebank bei dem Grabe Platz genommen.

Auf die Bitte des Pfarrers, ihm den Zusammenhang der Begebenheiten bis zu seiner Ankunft hier in dem Kirchhofe mitzutheilen, erzählte Notham in kurzem Abrisse Das, was wir bereits wissen.

Mit der größten Spannung hörte der Pfarrer zu. Als Notham seine Leidensgeschichte beendet hatte, sagte er:

„Es waltet kein Zweifel mehr ob, daß dieses Grab Ihre selige Frau in sich schließt. Die Zeit ihrer Ankunft im Orte, oder vielmehr ihres Sterbens trifft mit Ihren Angaben genau zusammen, rechnet man die Zeit hinzu, welche sie zu ihrer Herreise gebraucht hat. Im Herbste, nun bald vor achtzehn Jahren, wurde ich in der Nacht hinaus in das Hirtenhaus gerufen mit der Nachricht, daß die Hirtenfrau, welche dort wohnte, bei ihrer Heimkehr aus dem Walde, wo sie Holz geholt hatte, auf der Straße in der Dunkelheit der Nacht eine Frau in Kindesnöthen gefunden, sie in ihre Hütte gebracht und dort entbunden habe; das Kind wäre am Leben, die Wöchnerin aber ohne Besinnung und dem Tode nahe.

„Ich eilte, so schnell ich konnte, in das Hirtenhaus; die Fremde lag bereits im Verscheiden. Als ich ihr meine Hand auf die Stirn legte, sprach sie das erste und letzte Wort: „Mein Kind!"

„Ich ließ es ihr zeigen; ein eigenes, glückliches Lächeln spielte um ihren Mund, dann suchte sie sich emporzuheben, um wie es schien, noch Einiges zu sprechen: aber schon fuhr ein Schauer mit Bläße über ihr Ge-

ſicht, ſie faltete die Hände mühſam zuſammen, ſank todt zurück in die Kiſſen, ich drückte ihr die Augen zu.

„Nachdem ich ihre Seele dem Vater im Himmel empfohlen hatte, wandte ich meine Gedanken zurück auf die nothwendigſten Erörterungen über ihre Herkunft.

„Hatte nun die Verſtorbene in ihren ſchweren Leiden des Augenblicks nicht die Beſinnung gehabt, der Hirtenfrau die nöthigen Mittheilungen zu machen, oder hatte dieſe, eine ſchwachſinnige Frau, nicht recht darauf gemerkt, ſie wußte nur ſich mit Mühe zu erinnern, daß ſie von Meer und Schiff und Noth geſprochen. Da Ihr nun Notham heißt, ſo erklärt ſich Alles von ſelbſt. War ſie auf der Reiſe beraubt oder mittellos geworden, ſie hatte Nichts bei ſich, als die Kleider, welche ſie anhatte. Dieſe waren fein und zeugten von vornehmem Stande.

„Ich zog ihr den Trauring ab, weil häufig darin der Name des andern Gatten zu finden iſt. Es iſt der Ring, welchen Sie bei Tannhof geſehen.“

„Doch das Kind? Wie wurde das Kind erzogen?“

„Da meine Ehe nicht mit Kindern geſegnet war, ſo hielt ich das Kind der Fremden für ein Geſchenk des Himmels. Ich ließ meine Frau rufen, welche Sie kennen lernen werden, und trug ihr bei der Leiche der Unglücklichen meinen Wunſch vor. Sie war mit mir einverſtanden. Das Kind, ein Mädchen, wurde „Marie Arthur“ getauft und von uns bis zu dieſer Stunde erzogen. Gott hat unſere Mühe reichlich belohnt. Mit Dank für die vielen Freuden, welche er uns mit und in ihr gewährt hat, aber auch mit herben Schmerzen über ihren Verluſt geben wir das Kind ihrem Vater zurück mit der Ueberzeugung: daß wir Alles für ſie, unſere Marie, gethan haben, was nur immer ihre leiblichen Eltern für ſie hätten thun können.“

„Edler deutſcher Mann,“ rief Notham, „wir müſſen uns hier das Herz in die Hände faſſen, ſoll es Stand halten in dieſer großen Stunde! Günther, laß' mich ſo

bei deinem Namen dich nennen, du biſt mein Bruder für Zeit und Ewigkeit!“

Beide Männer umarmten ſich, verbunden mit einander durch jedes Band, welches zwei Seelen vereinigen kann.

„Und nun, Günther,“ ſagte Notham, „ſtille auch du deinen Kummer; wir bleiben, ſo lange wir leben, hier zuſammen! Ich werde hier bei unſerm Sohne wohnen!“

„So geh' denn, Tannhof, hinunter zu Marie,“ unterbrach ihn der Pfarrer, „theile ihr Alles mit, was du gehört haſt; von dir, dem ſie bald auf immer angehören ſoll, mag ſie den Vater zum Brautgeſchenke erhalten!“

Mit drei Sprüngen war Tannhof an der Treppe; wie ein Sturmwind, eilte er hinunter.

Während der Pfarrer von der Erziehung des Kindes, ſeinem vortrefflichen Herzen, ſeiner Liebe zu ſeinen Pflegeältern, und dann von Tannhof, welchen er von Jugend auf kannte und immer mehr lieb gewonnen hatte, ſeinem neuen Freunde und Bruder erzählte, kam auch John herbei. In wenigen Worten theilte ihm Notham die glückliche Löſung ſeines Verhängniſſes mit.

Es verging eine ziemliche Zeit, während ſie auf Johanna's Kind warteten.

So ſchnell Tannhof hinunter in die Pfarre geeilt war, ſo vorſichtig hatte er Marie auf das Wiederfinden ihres Vaters vorbereitet.

„Am Grabe deiner Mutter,“ ſagte er nach Hin- und Herreden, „ſitzt ein alter Mann und weint. Wer mag es ſein?“ —

Marie hing ſich beſtürzt an ihre Pflegemutter.

„Mag er ſein, wer er will!“ verſetzte die Paſtorin, „mir ſoll Niemand mein Kind nehmen, das ich mir erzogen habe!“ —

„Aber der Herr Pfarrer ſitzt mit ihm zuſammen und ſie haben viel miteinander zu verhandeln.“

„Ich möchte doch in aller Welt wiſſen,“ warf die

beſorgte Frau ein, „wer nach beinahe achtzehn Jahren ein Recht auf das Kind haben ſollte, wenn nicht wir?“

„Wenn es nun mein Vater, mein Vater wäre!“ ſchluchzte Marie.

„Ich mußte ihm den Fingerring geben, welchen du mir neulich geſchenkt haſt, weil darin der Vorname des guten, alten Herrn ſteht!“

Marie ſank in die Kniee, raffte ſich aber wieder in die Höhe und rief: „Ich will ihn ſehen!“

„Deshalb bin ich auch hergeſchickt worden, um dich und die gute Pflegemutter hinaufzuführen, denn dort — ja wirſt du dir auch ein Herz faſſen — wenn ich es dir ſage?“

„Es ſpringt mir entzwei!“ ſeufzte ſie mit erſtickter Stimme.

„So laßt uns hinaufgehen!“ verſetzte Tannhof und trat mit Beiden den Weg an.

Er trug Marie mehr, als daß er ſie führte, die Treppe hinan.

„Stütze dich nur feſt auf mich; ſiehſt du den ſchönen, alten Mann, welcher dort neben deinem Pflegevater ſitzt?“

Notham erblickte ſeine Tochter; — er breitete die Arme aus, Marie wankte, von Tannhof geſtützt, näher und ſank in die Arme ihres Vaters Arthur Notham, des Handelsherrn aus Newyork.

Die Sonne war im Untergehen, ein purpurrother Schein breitete ſich über die Gruppe und die Abendglocke begann zu läuten.

Es war ſpät in der Nacht geworden, als Johannes mit dem Vorleſen zu Ende kam.

„Wir können unſerem Freunde,“ nahm Benedict das Wort, „nicht beſſer danken, als mit einem Trinkſpruche, die Gläſer zur Hand und Heil verkündend laßt ſie aneinanderklingen: Das deutſche Vaterland und ſeine Zukunft hoch!“ —

In dieser frischen, heitern Gemüthsstimmung trennten sich an diesem Abend unsere Freunde; Bernhard, welcher immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, die verlorene Tochter der Gräfin Elisabeth von Steinfelden aufzufinden, hatte sich, neuangeregt, an Johannes auf dem Heimwege angeschlossen. Behutsam forschte er, ob dieser seine geheimnißvolle Geliebte noch nicht wiedergesehen habe?

„Mein junger Freund Cecil," versetzte Johannes, „hat mir versprochen, mich bei ihr einzuführen, sobald sie von ihrer Reise zurückgekehrt sei!"

„Ich möchte sie wohl auch kennen lernen," entgegnete Bernhard, „du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, seitdem auch ich meine unbekannte Schöne vom Maskenballe entdeckt und mich mit ihr verlobt habe. Es ist möglich, daß ich ihr etwas höchst Wichtiges zu verkünden habe, vielleicht auch nicht! Gute Nacht! Auf Wiedersehen im nächsten Convente!"

Palmarum.

Der Abend vor diesem Sonntage sollte der letzte Convent der modernen Benedictiner sein. Mehre Künstler, welche der Düsseldorfer Schule angehörten und sich in ihren romantischen Religionsgefühlen durch die Philosophen gekränkt fühlten, hatten ihren Austritt erklärt, dagegen blieben Docht und seine Anhänger von selbst weg, seitdem ihr Bewußtsein, daß sie auf der Höhe der Zeit ständen, übermächtig geworden war. Sie waren jetzt in der italienischen Weinhandlung: Verderber und Compagnie zu finden, wo sich der Director Mehlhose, dem wir früher im gräflichen Palais begegnet sind, an sie geschlossen hatte, jetzt einer der eifrigsten Anhänger ihrer Ansichten.

Nur noch einige Freunde waren an diesem Abende erschienen, unter diesen Johannes, Benedict, und Hermann.

Um der trüben Gegenwart zu entfliehen, lenkte Benedict das Gespräch auf Jugenderinnerungen, die in jeder Menschenseele einen klaren Stern von dem Himmel der Kindheit zurückhalten, wenn ihre Sonne schon längst untergegangen ist. Daran schloß sich eine Erzählung, welche Einer der Anwesenden mittheilte:

Ismael.

Oft wenn die Erdschollen des Lebens dicht auf mein Haupt herunterrollen, und mir es schon ist, als würde ich, wie so viele Andere, in dem dumpfen Grabe dieser

Zeit lebendig begraben, da zerreißt zuweilen die dunkle Nacht des Grabes, wie eine Wolke auf hoher Alpe, und unten weithin in der Ferne, wie ein verlorenes Eiland mitten zwischen Eisbergen, liegt meine grüne Heimath und mein Jugendleben da. Dann treten oft längst vergessene, ehrwürdige Greise und Männer und ihre Söhne und Töchter mit ihren freundlichen, kameradschaftlichen Gesichtern mir wiederum so lebendig neu entgegen, als läge nur eine lange, öde Nacht zwischen heute und sonst.

Doch sind viele Jahre vergangen, seitdem ich ihre Gesichter nicht mehr gesehen habe. Viele von ihnen ruhen auf dem kleinen Gottesacker dort an der alten Kirche und ihrem Glockenthurme, der mein ältester und treuester Freund ist, der immer noch zuweilen freundlich über die Berge in meine Träume herübernickt und mit seiner milden Glockenstimme mir zuruft: „Wo bleibst du denn so lange?“

Wie gute Engel, ziehen diese Stimmen des Heimwehs mir überall nach, sie finden mich im Gedränge des Marktes, sie schleichen mir nach in das Theater und klingen oft mit einem einzigen Waldhorntone durch das rauschendste Concert, wie aus tiefgrünem Waldesdunkel, zu mir her.

Heimath? — welche Seligkeiten schließt nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer der neuesten Zeit haben die Heimath verloren, deshalb sind wir auch Alle so unglücklich! Heimath, Vaterland, Glauben und Frieden — das Alles ist dahin! Dafür haben wir auch schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: „Unsere Heimath ist die Welt, unser Glaube die Freude, und unser Frieden? — der Kampf!“ Als ob nicht die Heimath das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimathlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte!

Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Ge-

wächs der Heimatherde? Wurzelt der Eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der Andere mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen.

Was Ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Thäler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen!

Tausend Geschichten, die pflanzenartig dort aufwuchsen und Zeit hatten, sich mit und an den Menschen auszuleben und abzurunden, stehen in meiner Jugenderinnerung da, wie seltsame, glänzende Bilder in einer altgothischen Kirche. Gesicht an Gesichter schauen sie aus goldenen und silbernen Blumen und Ranken mich gar freundlich an, wie einen alten Bekannten.

Unter diesen Bildern steht obenan der patriarchalische Abraham, ein alter Bauer, der einen langen, grauen Bart hatte, und auf dem Kopfe ein Sammetbarett trug.

Er war in der ganzen Umgegend deshalb bekannt, weil er, vorzüglich in seinen älteren Tagen, immer oben auf dem Berge an der Straße saß und unverwandt nach Osten schaute, als müßte von dorther eine langersehnte Botschaft kommen.

Wenn ich von der Schule oder Universität in die Ferien und meiner Heimath zuwanderte, und schon mitten aus den Bäumen heraus das väterliche Haus erkennen konnte, traf ich auch jedesmal den alten Abraham oben auf dem Berge unter einer uralten, einsamen Fichte sitzen, vom Alter gekrümmt, in den dürren Händen den langen Stab, die mit langen Wimpern überschatteten Augen hinausgerichtet auf die nach Osten zu laufende böhmische Straße.

Er hatte jedesmal eine herzliche Freude, wenn er mich sah, und rief mir, ohne daß ich ihn fragte, immer zu: „Er ist noch nicht da!“ Diese Worte thaten mir in der Seele weh; denn daran hing eine ganze Geschichte, lustig

und traurig zugleich, wie man will. „Er ist noch nicht da!“ sagte ich da für mich und ging vorüber.

Mir haben diese Worte etwas so wehmüthig Sehnsüchtiges, daß ich sie heute noch nicht vergessen kann, — weder die Worte, noch den, von dem sie gesagt wurden, noch den alten Abraham, der sie mir zurief.

Abraham wohnte an einem Hügel, von dem eine reiche Quelle in viele Wässerungsgräben herunterrann und den Rasen ringsumher grün erhielt. Das Wohnhaus lag so verborgen hinter hohen Apfel- und Birnbäumen, daß man nur die Feuereſſe und den aufſteigenden Rauch ſehen konnte. Hinter dem Hauſe zog ſich die Strecke ſeiner Felder über den Hügel hinüber und dort thaleinwärts, wo die Wieſen, von einem Erlenbache durchſchnitten, dahingebreitet waren. Gleich an die Wieſen grenzte ſein Fichtenwald, welcher hier und da mit Laubholz untermiſcht war.

Gingen ſo Abraham's Felder und Wieſen in gleichem Zuge fort, ſo machte doch ſein Wald eine Ausnahme, indem in die Mitte deſſelben eine große Haide hineinzüngelte, auf welcher ein altes, halbverfallenes Häuschen ſtand, welches nebſt dem Grund und Boden des öden Landes früher einem Köhler und jetzt deſſen Tochter, Friederike, angehörte.

Dieſes Mädchen hatte Abraham, als ihr Vater in ihrer früheſten Jugend verſtorben war, aus der Einöde mitleidig zu ſich genommen, indem er öfters ſagte: „Ich habe ein Zicklein im Walde gefunden und ziehe mir es auf!“

Dieſes Mädchen wuchs mit Abraham's Söhnen, von welchen der eine Iſmael, der andere Iſaak hieß, geſchwiſterlich heran.

Nicht ohne Bedeutung hatte Abraham nach dem Vorbilde ſeines Namenspatriarchen ſeine Söhne alſo benannt.

Es hatte ſich nämlich in ſeiner Familie die Sage erhalten, daß ſie vor undenklichen Zeiten in Aſien gewohnt, von den Arabern und mit dieſen von Iſmael, dem Sohne Abraham's und der Magd, abſtammte und nur zufällig nach Deutſchland verſchlagen worden wäre.

Was wahr oder falsch an dieser Sage ist, kann dahingestellt sein. Doch mag nur in Deutschland, wo seit Jahrhunderten alles Volksleben todt ist, und mehr ein Individuen- und Familienleben sich herausgebildet hat, eine solche Sage so lange sich erhalten und sogar bis in die neueste Zeit auf das Schicksal der Familie, welcher sie angehörte, Einfluß haben.

Da Abraham nicht genug von den Oertlichkeiten Palästina's und der umliegenden Länder hören konnte, so unterhielt er mit meinem Vater, welcher Schullehrer im Dorfe war, einen fortwährenden Verkehr.

Zuweilen kam Abraham in unser Haus, noch öfter aber ließ er meinen Vater Abends zu sich auf ein Glas Bier bitten.

Wenn mein Vater dorthin ging, so nahm er mich gewöhnlich mit und gab mir Bücher und Landkarten zu tragen. Schon unter der Thüre empfing uns der Patriarch mit der Hand und führte uns in die Stube, welche der ganzen Familie gemeinsam war. Auf dem weißen, ahornen Tisch lag immer schon die große Nürnberger Bibel mit Holzschnitten aufgeschlagen.

Während nun Beide die Oertlichkeiten des heiligen Landes, wie solche nach und nach in den einzelnen Capiteln der Bibel genannt waren, auf der Landkarte von Palästina aufsuchten, saß ich gewöhnlich bei Ismael und Isaak und der freundlichen Friederike. Ismael's Seele war tief und geheimnißvoll, wie der See Genezareth, und hatte ebenso, wie dieser, zuweilen seine gefährlichen Sturmschauer. Seine Lieblingsneigung war Herumschweifen in Feld und Wald, wozu später die Jagd kam, auf welche er den Jäger des Rittergutes häufig begleitete.

So oft ich in späteren Jahren, wo wir Kinder mehr herangewachsen waren, mit meinem Vater Abends in dem Hause Abraham's war, hatte Ismael Etwas mit seinem Schießgewehre zu thun oder mit sonst einem Geschäfte, das dieser seiner Neigung entsprach. Bald richtete er ein Tellereisen zum Fuchsfange vor, bald

ſchmolz er Blei über der Kienſpanleuchte, welche einen Theil des Zimmers erleuchtete und goß Poſten, zuweilen ſaß er aber auch ſtill und in ſich gekehrt da und horchte dem Geſpräche unſerer Väter zu.

Es konnte nicht fehlen, daß zuweilen das Geſpräch der Beiden an ihrem Tiſche lauter wurde, zumal wenn mein Vater auf das ſchöne Klima des gelobten Landes, auf den ſüßen, klaren See Genezareth und die herrlichen Städte, welche dort in alter Zeit geblüht hatten, oder den fiſchreichen Jordan, deſſen Name im Ebräiſchen gleichbedeutend iſt mit Rhein, wie mein Vater gern auseinanderſetzte, zu ſprechen kam. Bei ſolcher Gelegenheit fingen die Augen Abraham's feurig zu rollen an und ſeine Arme ſtreckten ſich von ſelbſt aus, indem er rief: „Hör' ich nicht das Rauſchen des Windes, und kommt er nicht über die geſegneten Berge herüber? Hör' ich nicht die Wogen des heiligen Stromes Jordan heranbrauſen? Ich werde dich nicht ſehen, Land meiner Väter! Wenn ich in der Todesſtunde ringen werde nach Auflöſung, wird kein guter Engel kommen und mir die Erde der Heimath von dort, wo der Brunnen des Lebendigen fließt zwiſchen Kades und Bared, auf mein Haupt ſtreuen, daß ich ruhig ſterben kann!"

Bei einem ſolchen Ausrufe fuhr Iſmael immer in die Höhe und ſtand da mit verſchränkten Armen, indem ſein wildes Auge an der Decke der Stube herumſchweifte, als wollte er dort oben den Wegweiſer ſuchen, der ihn zu jener Stelle führte; denn er wußte gar wohl, daß dort zwiſchen Kades und Bared bei dem Brunnen am Wege zu Sur der Engel des Herrn Hagar gefunden, und zu ihr geſprochen hatte: „Hagar, Sarai Magd, wo kommſt du her? und wo willſt du hin?" und weiter: „du wirſt einen Sohn gebären, deß Namen ſollſt du Iſmael heißen, darum, daß dich der Herr erhört hat! Er wird ein wilder Menſch ſein!" Und Iſmael der zweite wußte es gar wohl, daß er nur der natürliche Sohn ſeines Vaters Abraham war, der dort am Tiſche ſaß, und daß die Zeit

kommen werde, wo auch er das väterliche Haus mit dem Rücken werde ansehen müssen! Er wußte und glaubte ebenso fest, wie sein Vater Abraham, daß keiner von ihrem Geschlechte selig sterben konnte, wenn ihm in der Sterbestunde nicht eine Handvoll Erde vom gelobten Land: auf das Haupt und die Brust gestreut wurde.

Abraham brachte bei einer solchen Unterredung häufig ein seltsames Kästchen von unerkennbarem Metalle und ganz von fremdartigen, eingegrabenen Schriftzügen bedeckt und mit Henkeln versehen, durch welche ein Riemen zum Umhängen gezogen war, aus dem Schranke heraus, stellte es auf den Tisch und sagte mit gerührter Stimme: „O, ich Unglücklicher! Sehen Sie herein, Herr Schulmeister! es ist kein Stäubchen mehr darinnen, das mich erlöste in meiner Sterbestunde. Als ich meinem Vater, da er im Sterben lag, den letzten Rest der heiligen Erde, welche uns von unsern Vorfahren übermacht worden war, auf das Haupt streute, da sah er mich noch einmal an, mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde, und sprach: „Ach, wie willst aber du sterben, Abraham?“ Das ist es, Herr Schulmeister, was die Tage, welche ich noch zu leben habe, mir verkümmert.“

Mein Vater, welcher mit ganzer Seele an Deutschland hing, das zu jener Zeit wenigstens dem Namen nach noch ein Reich war, fing da gewöhnlich zu zürnen an und warf die Worte hin: „Er ist sonst ein vernünftiger Mann, Abraham! Er ist ein gläubiger Christ und was noch mehr ist, Er handelt, wie ein Christ, aber bei allem Dem ist Er ein Narr! — Mag es seine Richtigkeit haben, daß Seine Familie aus Palästina stammt, so ist sie, wie Er weiß, doch seit Jahrhunderten hier mitten in Deutschland eingebürgert, — Sein Urgroßvater, Sein Großvater, Sein Vater, Er und Seine Kinder sind hier im Voigtlande geboren und erzogen, ganz ehrliche und brave Voigtländer seid Ihr und keine Ismaeliten! Hier ist Seine Heimath, hier ist die Erde, die man uns Allen einst auf den Leichnam legen wird, und unter welcher wir viel-

leicht recht gut ruhen werden! Wenn wir bis auf Adam und Eva zurückgehen, so stammen wir Alle aus Asien her. Müßte nun jeder Mensch in seiner Sterbestunde eine Handvoll asiatischer Erde haben, die endlich Koth, wie alle, ist, so müßten wir geradezu halb Asien auf Transportschiffen nach Europa herüberschaffen. Abraham! thu' Er diesen sündhaften Aberglauben von Sich und lerne Er Seine wahre Heimath kennen!"

Abraham aber entgegnete einmal: „Wenn ich nicht wenigstens den Trost hätte, daß meine Vorfahren einst vor Gott und Menschen Etwas gegolten hätten, und müßte ich es hinnehmen, nur ein deutscher Bauer zu sein, der sein Lebtage Nichts von einem Vaterlande, weder in der Stadt auf dem Markte, noch auf der Gerichtsstube, noch in der Kirche hört, Herr Schulmeister, ein Bauer, der im Lande nur dann zu finden ist, wenn Steuern fällig sind, müßte ich das hinnehmen, so will ich lieber ein eingebildetes Vaterland haben, als so eins, das mich nur als einen Prägestock zum Geldmachen gebraucht. Zum Vaterlande, dächt' ich, gehörte mehr, als daß wir an einem Orte sechzig Jahre essen, trinken und schlafen."

Das war meinem Vater, welcher freilich ein ähnliches Steckenpferd ritt und viel Rühmens davon machte, ein Mitglied des heiligen, deutschen, römischen Reiches zu sein, zu viel gesagt.

Wenn das Gespräch diese Wendung genommen hatte, dann griff er gewiß nach seinem Hute und rief: „Komm', Juli! Nichts für ungut, Abraham! Gute Nacht!"

Ohne Aufenthalt trotteten wir dann nach Hause, indem mein Vater immer noch unterwegs vor sich hinbrummte: „Ein alter, hochmüthiger Narr ist er. Er will einer sein! Immerhin! Komm', Juli!"

Mein Vater hatte nicht ganz unrecht. Trotz einem Altadeligen war Abraham auch auf seine Ahnen, welche er durch das ganze alte Testament und die profane Weltgeschichte hindurchzählte, heimlich stolz.

Dieser Stolz schlug auch noch darinnen tiefere Wurzeln, daß sein Geschlecht sich immer nur durch einen männlichen Nachkommen fortgepflanzt hatte. Freilich machte er selbst eine Ausnahme, da er zwei Söhne, neben dem ehelichen Isaak noch einen außerehelichen, Ismael, hatte. An den letzteren Umstand mochte er aber nicht gern erinnert sein, da er sich hier sehr gedemüthigt fühlte.

Ich war, wie gesagt, von früher Kindheit an mit den beiden Söhnen Abraham's und seiner Pflegetochter bekannt. Waren meine Lernstunden beendigt, dann flog ich immer zu ihnen, zumal in der Zeit, wo wir alle noch in den früheren Kinderjahren lebten.

Bei anbrechendem Frühlinge, wo alle Bäche und Quellen überströmten, hatten wir am Hügel bei den kleinen Wasserfällen der Quelle vor Abraham's Hause zu schaffen. Ismael und ich waren sehr geschickt im Bauen kleiner Wassermühlen, welche aus einem Stäbchen bestanden, in das wir kleine Schaufeln von Spänen einsetzten, so daß ein ziemliches Mühlenrädchen fertig wurde. Dieses Rädchen setzten wir dergestalt in den rinnenden Wassergraben, daß es mit dem beiden Endchen auf zwei in das Land gestoßenen, hölzernen Gabeln lag und von dem abwärts strömenden Wasser herumgetrieben wurde.

Isaak dagegen hatte die große Geschicklichkeit, allerlei Hirtenpfeifen aus Weidenruthen zu machen, in welche eben der Saft getreten war, so daß sich nach einigen Schlägen mit dem Messerrücken die Rinde da löste, wo sie durch Kreiseinschnitte von der übrigen getrennt war.

Friederike suchte aber ringsumher die jungen Butterblumen zusammen und flocht sich und jedem von uns daraus einen Kranz.

Wann das sprühende Wasser unsere Mühlen recht freudig überall im Graben drehte, und wir saßen oben mit unsern Butterblumenkränzen und bliesen auf unsern Frühlingspfeifen, mit welchen die Lerchen aus dem ersten

blauen Frühlingshimmel zusammenschmetterten, dann gab es für uns eine endlose Freude.

Das Kind gebraucht so wenige äußerliche Mittel zu seinem Glücke, weil sein inwendiger Poet noch lebendig ist. Nur die älteren Menschen, welche in einer verdorbenen Zeit selbst verdorben worden sind, kennen kein rechtes Glück mehr, weil sie die Poesie verloren haben. Hat es ja Menschen gegeben, deren ganzes Herz nach und nach Speck geworden ist. Fahret dahin in Eurer Verdammniß!

Ich will die nächsten bunten Blätter der ersten Jugendzeit überschlagen.

Ismael war von uns der Aeltere. Er mochte wohl zu der Zeit, von der ich jetzt rede, achtzehn Jahre, Isaak sechzehn, Friederike fünfzehn Jahre alt geworden sein, als sie einst mit der Schafheerde ihres Pflegevaters im Walde bei dem halbverfallenen Häuschen ihres Vaters hütete.

Dort saß sie am Brunnen unter dem alten, breitästigen, dichten Lindenbaume, der sie vor der warmen Maisonne beschützte.

Munter weideten und sprangen die Lämmer um sie her, ohne daß sie hinsah, denn der getreue Spitz kreiste wachsam um die Heerde herum und ließ zuversichtlich kein Lamm abirren. Ueber ihr im Baume jagte sich neckend ein Turteltaubenpaar und badete sich gurrend in der Sonne.

Sie merkte auf das Alles nicht. In der Hand einen Strauß seltener Waldblumen, auf dem Hute ein Tannenreis, an ihre Schulter den Schäferstab gelehnt, saß sie träumend da.

Sie war nicht betrübt und dennoch rollte aus ihrem blauen Cyanenauge eine große Thräne; sie war nicht fröhlich, und doch zog um ihren Mund ein wechselndes Lächeln.

Ueber die Haide hin streckten sich längere Schatten, ein frischer Waldhauch regte die Wipfel der Bäume und

verbreitete in dem Waldheiligthume einen süßen Weihrauchduft; doch Friederike war in sich so versunken, daß sie selbst, wie eine Blume, mit blühen half, ohne weiter an Etwas klar zu denken.

In Friederikens Herz hinein blickten seit Kurzem zwei schwarze, glänzende Augen, die sie überall hin verfolgten und an denen sie sich inwendig nicht satt sehen konnte. In ihre Seele hinein klangen immerfort die Worte: „Ich bin dir gut!“ und in ihrer rechten Hand zuckte noch immer der Händedruck, welchen ihr Ismael mit auf den Weg gegeben hatte, als er ihr und ihrer Heerde das Hofthor aufmachte.

Es war ihr, als hätte sie heute zum ersten Mal Ismael gesehen, oder als wäre von seiner Gestalt plötzlich der Schleier heruntergefallen, durch welchen sie ihn bis jetzt nur, wie einen Schatten, theilnahmlos erblickt hatte. Noch nie war sein braunes Gesicht ihr so schön vorgekommen, als heute, wo er sie erst angeblickt und dann verstohlen gesagt hatte: „Ich bin dir gut!“, noch nie so schlank und gewandt, als heute, wo er den schweren Thorriegel mit einem Rucke zurückwarf.

Während sie so zum ersten Mal recht lebhaft an ihren Spielgenossen dachte, kam um das halb verfallene Haus der blonde Isaak herum. Er hatte die Sonntagsjacke an und das rothseidene Tüchel um den Hals. Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er vor ihr stand und sagte: „Ei guten Tag, Friederike!“

Kaum hatte sie bei diesen Worten erschrocken die Augen aufgeschlagen, so rief sie verwundert: „Und nun gar so geputzt?“ „Je nun!“ antwortete Isaak, „das sind Geschichten! und ich dächte, da brauchte man sich gar nicht so sehr zu verwundern, wenn ein ordentlicher Mensch etwas Ordentliches anzieht!“ „Sieh' doch!“ entgegnete Friederike, „was du mir weißmachen willst! Geh', du bist doch nicht aufrichtig!“

„Nun, so will ich es dir nur sagen,“ erwiederte Isaak kleinlaut und verschämt, und du kannst es auch geradezu

wiſſen, daß ich das Tüchel umgethan habe, weil du geſagt haſt, daß es mir gut ſtände, und weil — weil ich dir auch gefallen möchte! und weil ich dich auch heirathen möchte!"

Friederike lachte über dieſen Antrag unaufhaltſam und ſchlug ein Mal um das andere die Hände vor der Bruſt zuſammen, indem ſie rief: „Ach, ich kann nicht mehr lachen, ach, es ſticht mir das Herz ja ab! Iſaak, du gehſt doch nicht etwa gar in das Wirthshaus und trinkſt? Und das Geſicht, das du machſt! Nein! geh'! geh', Iſaak! Du machſt mich bös! und ich rede gewiß kein Wort mehr mit dir, ſo ſchwer es mir auch fallen ſollte! Wenn ich nach Haus komme und dein Vater ſchaut mich an, werde ich mich zu Tode ſchämen müſſen! Geh' nur! Geh' nur! guter Iſaak!"

Iſaak aber lagerte ſich zu ihren Füßen und ſagte: „Darf doch auch der Spitz zu deinen Füßen ſitzen und gar die Schnauze auf deine Hand legen, und der iſt doch nur ein Hund; weßhalb ſoll nun gerade ich, der ich dich doch lieber habe, nicht bei dir ſein?"

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß mitten in den Lindenwipfel hinein, daß die Blätter herunterſtäubten.

Iſaak und Friederike waren aufgeſprungen, und ſchauten ſich erſchrocken um. Da trat Iſmael aus dem Walde, und kam auf ſie zu. Schon von Weitem rief ihm Friederike zu: „Du garſtiger, häßlicher Iſmael, wie haſt du mich erſchreckt! Konnteſt du uns denn nicht gar todtſchießen?"

Iſmael ſagte erhitzt: „Der Schuß mußte hinaus, denn es konnte ſein, daß ich ſeiner ſpäter nicht mehr Herr war! Friederike!" Mit dieſem Worte faßte er hart ihre Hände, daß ſie zitternd und erbleichend vor ihm ſtand. „Friederike! ich bin dir herzlich gut, das weißt du, aber wenn du einen Andern, oder den Iſaak lieber haſt, ſo ſage es nur gerade heraus; es iſt doch beſſer, auf einmal und recht ſchnell zu wiſſen, wie man daran iſt!"

Iſaak aber trat ihm entgegen und rief erzürnt:

„Großer, ich ſage dir, Friederiken heirathe ich! Da ſteh' davon ab, ſonſt wird es zwiſchen uns Beiden nicht gut!"

Iſmael, ohne jedoch die Hände Friederikens loszulaſſen, wendete den Kopf ſeitwärts und ſprach verächtlich: „Du Kleiner, denkſt wohl, ich ſoll überall dein Knecht ſein und dir nachſtehen, weil du meinſt, du wirſt einmal ein reicher Bauer? Nimm dich in Acht und ſchneid' dich nicht in den Finger, geh' nach Haus und lies die Geſchichte von Kain und Abel, und merk' dir, was ich ſage: daß, wenn es ſo ſein ſollte, ich gewiß nicht den Abel ſpielen würde!"

Friederike riß ſich hier von Iſmael los und ſchrie: „O, ich Arme, ja, ich will nur gar in das Waſſer ſpringen, ehe Ihr Euch einander ein Leid anthut! Sagt nur dem Vater, wenn ich Abends nicht nach Haus komme, daß Ihr mich in den Waſſerdümpfel gejagt habt!"

Iſmael, welcher ebenſo heftig, als nach ausgebrauſter Hitze weich war, wiſchte zuerſt eine Thräne aus dem Auge. Wie das Iſaak ſah, fing er auch zugleich mit Friederike bitterlich an zu weinen.

Sie reichten ſich alle Drei wortlos die Hände und ſetzten ſich in das lange Haidegras. Keines getraute ſich das Andere anzuſehen, bis endlich Iſmael in die Worte ausbrach: „Ich denke nur, daß Eins von uns Dreien durch dieſe Geſchichte recht unglücklich werden wird. Wenn ich mir es recht überlege, ſo iſt Friederike beſſer daran, wenn ſie einmal einen reichen Bauer, als Einen bekommt, der gar Nichts hat, wie ich, und der mit dem zufrieden ſein muß, was man ihm gutwillig, wie ein Almoſen, der Schande halber zuwerfen wird! Aber ſieh', Friederike, denke nur, wenn du mich lieb hätteſt, wie könnte ich denn auch von dir laſſen?"

Schon wollte Iſaak ihm entgegnen, als Friederike, welche mit klugen Gedanken lange dageſeſſen hatte, jetzt ſagte: „Da fällt mir ein, daß die Leute im Dorfe bei Heirathsgeſchichten immer zum Pfarrer gehen und ihm die Sache vortragen! Wie wäre es nun, wenn auch

wir zu ihm gingen und erzählten ihm, daß wir alle drei uns einander lieb hätten, und daß doch nur Zwei miteinander glücklich sein könnten?"

„Das war aber klug von dir!" sagte Isaak, und war ganz damit zufrieden. Nur Ismael ließ sich lange zureden, bis ihm endlich Friederike in das Ohr sagte: „Der Pfarrer weiß auch: was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden!" „Nun," sagte Ismael, „morgen ist Sonntag, da wollen wir nach der Predigt zu ihm gehen!"

So geschah es wirklich.

Am folgenden Vormittage, als der Pfarrer aus der Kirche zurückkam, und seine Tochter ihm eben erzählte, daß der Kalbsbraten gar nicht braun werden wolle, sie möge feuern so arg, als sie wolle, und daß auch im Garten kein Spargel mehr herausgekommen wäre, da es nicht mehr geregnet hätte, und der Seelensorger über diese Hiobspost ohnedies verdrießlich geworden war, pochte Etwas leise und bescheiden an die Thüre. Auf seinen Ruf: „Herein!" that sich die Thüre auf und Friederike mit Ismael und Isaak traten schüchtern herein.

„Was wollt Ihr?" rief Ihnen der Pfarrer zu. Da beide Jünglinge vor Verlegenheit nicht zu Worte kommen konnten, so fing Friederike erröthend und stammelnd an: „Herr Pfarrer, ich werde Ihnen nun bald ein Schüsselchen Erdbeeren bringen können, sie haben im Walde schon abgeblüht und grün angesetzt! Ich habe aber dafür ein Schüsselchen Morgeln!" Mit diesen Worten packte sie das Gefäß, welches sie im Taschentuche trug, schnell aus und stellte es behutsam auf den Schenktisch. „Sie ist ein gutes Kind!" sagte der Pfarrer.

„Und hier," fing Ismael an, „habe ich Ihnen ein Paar junge Waldtauben gestern geschossen!" „Schöndienerei!" sagte der Pfarrer, und griff den Tauben unter die Flügel, um das Fett zu prüfen.

Nur Isaak hatte Nichts bei sich; denn die kluge Friederike hatte nur Ismael den Plan mitgetheilt, den Herrn Pfarrer mit einer guten Gabe zu gewinnen, und

der gute Junge war schon früh um vier Uhr mit der Flinte in den Wald geschlichen, und war durch Dick und Dünn gestiegen, bis er endlich die Tauben berückt hatte, welche er nun zum Opfer brachte. Ein Auerhahn war ihm nicht in den Schuß gekommen.

„Und was wollt Ihr nun?" fragte der Pastor. „Nehmen Sie Nichts für ungut, hochehrwürdiger Herr Beichtvater," sprach verschämt das Mädchen, „da Ismael und Isaak sind mir alle Beide gut und wollen mich heirathen!"

„Heirathen?" fragte der Pfarrer lautlachend; „Gundchen!" — rief er seiner Tochter, — „so komm' nur herein und sieh' einmal das Mädel dir an! Sieh' nur, der Backfisch will schon heirathen! Daß dich! — gieb mir einmal meinen Hut her, ich will mit dem alten Abraham reden, damit er nur weiß, was von seiner Erziehung Gutes herauskommt."

Ismael sah zornig darein, aber der Pfarrer fuhr jetzt, indem er den Hut aufstülpte, ihn hitzig mit den Worten an: „Er Waldstreicher! will mir wohl noch gar Blicke zuwerfen? Wart', ich will dir schon das Christenthum predigen, sittenlose Brut!"

Friederike fing an zu schluchzen, der Pfarrer aber eilte zum Hause hinaus, das Dorf hinunter, den Hügel hinauf und trat zu Abraham ein, welcher eben in der Bibel von der Austreibung der Hagar und ihres Sohnes las.

Vor ihm stand das verhängnißvolle Käſtchen, das er immer sehen mußte, wenn er recht andächtig die heilige Geschichte lesen wollte.

Kaum sah er jedoch den Pfarrer eintreten, so stand er auf und ging ihm freundlich entgegen.

„Man weiß," fing dieser salbungsreich zu predigen an, „daß Gott die Sünde der Väter heimsucht bis in das dritte und vierte Glied! Dieser Fluch bewährt sich auch an Ihm, Abraham! Er hat seine Jugendsünde gut machen wollen, indem Er die Frucht derselben, Seinen Ismael, in das Haus aufgenommen hat. Aber siehe da! die Hand Gottes weiß den Sünder da am Sichersten

zu finden, wo er sich am Geborgensten hält. Ich habe öfters mit Schrecken daran gedacht, welche Freiheiten Er Seinen Kindern, insbesondere dem Ismael gestattet. Da ist die saubere Frucht Seiner Erziehung! Eben kommen Sein Ismael und Isaak benebst dem angenommenen Mädchen Friederike in mein Haus und bringen mir vor: daß sie sich einander heirathen möchten! Was sagt Er dazu, Abraham? Nicht wahr, das ist so etwas Ismaelitisches nach Seinem Sinne? Immer erschrecke Er, immer schlage Er die Augen zu Boden, denn die Strafe Seiner Jugendsünde steht vor Ihm, wie ein Gewappneter, um Ihn jählings zu verderben!

„Höre Er weiter! Er hat heute in der Kirche gehört, daß man selbst dann sehr häufig sündige, wenn man die frühere Sünde wieder gut machen wolle! So ist es auch mit Ihm; denn er wird nun ein Theilnehmer aller ferneren Sünden, die Ismael schon durch seine Existenz begeht! Ich habe es leider hören müssen, daß Sein Ismael allen Mädchen im Dorfe umher den Kopf verwirrt; wo er an einem Hause oder Garten vorüberrennt, da dreht gewiß auch ein Gänschen ihm ihren Hals nach! Hat doch der böse Feind sogar meiner Tochter, einem Mädchen ganz nach dem Herzen Gottes, vorigen Donnerstag in der Nacht im Traume den Namen Ismael auf die Zunge gelegt, daß ich vor Schreck aus dem Bette herausfuhr und hinüberging, wo sie schlief, um sie aus ihren argen Träumen zu wecken. Ich habe noch heute davon den Schnupfen und den Husten! Und deßhalb komme ich nun zu Ihm, damit ich Ihm sage: es ist nicht besser in Seinem Hause; denn hier hat er auch Seine alberne Friederike bethört, es ist nicht besser in meinem Hause, und es wird nirgend besser werden, bis Er dieses Kind der Sünde, diesen Bastard fort und aus dem Hause und unter die Soldaten gejagt hat, wo er hin paßt! Ich sage Amen!"

War nun Abraham schon an sich sehr reizbar, und hatte er nicht minder schon immer in Ismael einen

ewigen Vorwurf einer früheren verwerflichen Neigung vor sich gesehen, hatte er schon öfter sich die Frage vorgelegt, was er mit Ismael, der nun erwachsen war, anfangen sollte, da er nicht Willens war, seine Güter zu zerstückeln, war ihm überdies zuweilen das Beispiel Abraham's vor die Augen getreten, der die Magd mit ihrem Sohne verstoßen hatte, und fand er darinnen eine geheime Mahnung, es auch so zu machen, so trat dies Alles in verstärkterem Maße vor seiner Seele, als jetzt von dem Pfarrer so schonungslos sein früherer Fehltritt gerügt wurde.

Er zitterte vor Zorn und Verlegenheit an allen Gliedern.

Als aber jetzt Ismael trotzig in die Stube trat und sagte: „Der Herr Pastor mag nun sagen, was er will, so bleibt es doch dabei!"

„Bei was bleibt es?" rief ihn Abraham an. „Daß ich Friederiken zu meiner Frau nehme!" „Ohne meinen Willen?" fragte Abraham. „Ich hoffe zu Gott, mit Euerm Willen!" entgegnete Ismael. „So habe ich hier Nichts weiter zu schaffen!" murrte der Pastor, dem eben einfiel, daß der Sonntagsbraten nunmehr braun geworden sein müsse und begab sich fort.

Abraham war in den Armstuhl zurückgesunken und starrte lange vor sich auf den Boden hin, indem er einen Gedanken zu verfolgen schien.

Endlich erhob er sich und sagte zu Ismael, der noch immer vor ihm dastand: „Warte ein wenig, mein Sohn!"

Mit diesen Worten entfernte er sich auf einige Minuten und kam dann mit einem schweren Geldbeutel zurück. Er zählte dreihundert Goldstücke auf den Tisch und sagte dann: „Ismael, du sollst nicht sagen, daß ich dich nackt und bloß in die Welt hinausgestoßen hätte!"

„Ihr wollt mich doch nicht fortjagen?" fragte Ismael bestürzt. „Doch! doch!" entgegnete Abraham. „Hier streich' das Geld ein und da nimm das Kästchen und häng' es um!"

In Ismael's Augen blitzte es räthselhaft auf; ihn ergriff ein heiliger Schauer, als ihm sein Vater den Riemen über die Schulter warf, das Geld in eine Geldkatze streifte, diese zuzog und ihm um den Leib schnallte.

Abraham sprach: „So gehe denn hin in das Land unserer Väter und bringe mir von der heiligen Erde beim Brunnen, der dort fließt zwischen Kades und Bared, damit ich selig sterben kann! So kniee nieder, damit ich dich segne! Der Engel des Herrn gehe vor dir her mit Palme und Schwert und bahne dir deinen Weg, er behüte deinen Ausgang und Eingang, er führe dich über Berge und Meere dorthin in das Land, wo Gott gewandelt ist unter den Menschen, wo er gesprochen hat zu den Erzvätern und den Propheten, dorthin, wo die Engel auf einer Leiter niederstiegen zu dem schlafenden Jakob, dorthin, wo die Erde getrunken hat das rinnende Blut unsers Heilandes!

„Der Herr wird dich erretten vor dem Strick des Jägers und vor der schädlichen Pestilenz. Er wird dich mit seinen Fittigen decken; denn er ist deine Zuversicht. Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf die jungen Löwen und Drachen!

„Gottes Gnade sei mit dir und führe dich sicher in die Heimath zurück, wo ich dir aufbewahren werde die Braut deiner Seele!"

Nun schloß er Ismael an seine Brust, küßte ihn zu tausend Malen, dann aber sagte er: „Nun geh', zieh' dahin und erbarme dich deines Vaters, damit auch dir Gott gnädig sei!"

Ismael war so erschüttert, daß er nicht sprechen konnte. Er küßte die Hände des Vaters und nahm den Wanderstab.

Unter der Thüre standen schluchzend Isaak und Friederike. Ismael drückte die Geliebte zum ersten Male

an sein Herz, er küßte zum ersten Male ihren Mund, indem er mit halberstickter Stimme sagte: „Ich komme wieder, Friederike! bleibe mir treu!"

Als er sich jetzt von ihr losriß, stürzte sie lautschreiend auf die Kniee und rief: „Wenn du gehst, so bleibe ich nicht einen Augenblick mehr in diesem Hause, und müßte ich betteln gehen durch die ganze Welt!"

Ismael legte noch einmal seine bebende Hand auf ihr Haupt, dann rief er, wie in Todesangst: „Ich will gehen, aber wehe Euch Allen, wenn Ihr mir nicht dieses Kleinod bewahrt! Ich will gehen in die Wüste, Gott wird mich nicht verlassen, und ich werde wiederkommen; aber erbarme sich Gott über Euch, wenn diese da mich nicht bei meiner Heimkehr als meine Braut begrüßen kann! Doch nur zehn Jahre, zehn Jahre nur, es ist eine gute, lange Zeit, soll Euch mein Wort binden; dann — dann —" seine Stimme brach hier in den Worten: „dann thut, was Ihr wollt!"

Als er sich nun hinwegwandte, schrieen Alle laut auf. Er aber zog mit langen Schritten die Straße hinaus.

Als am andern Morgen im Hause Abraham's alle Hausgenossen still an ihre Geschäfte gingen und nur Friederike mit verweinten Augen ihre Habseligkeiten zusammenpackte, fragte Abraham: „Du willst also doch das Haus verlassen?" Friederike erwiederte: „Was würden nunmehr auch die Leute denken, wenn ich mit Isaak hier bliebe?" „Wo willst du aber hin?" „In die Hütte meines Vaters! Bis sich für mich eine andere Aussicht findet, will ich Beeren und Kräuter suchen und nach der Stadt tragen. Gott wird mich nicht umkommen lassen im Walde!"

„Wenn du nicht anders willst," versetzte Abraham, „so kannst du hinausziehen; aber Noth sollst du nicht leiden, auch soll der alte Ackerknecht Hans mit dir hinziehen und das wüste Land urbar machen! Ich gebe dir auch die scheckige Kuh, drei Ziegen und neun Schafe

mit. Ich will schon selbst zuweilen bei dir nach Ordnung sehen!" Friederike fiel ihm mit heißer Danksagung um den Hals.

Eine Stunde darauf fuhr der alte Hans einen Wagen mit allerlei Hausgeräthe über den Berg hinüber hinterdrein ging Friederike mit gesenktem Haupte und trieb die scheckige Kuh, die Ziegen und die Schafe, welche nunmehr ihr gehörten, vor sich her.

Hans war nun unermüdlich thätig, das kleine Haus im Walde herzustellen, Bretter und Schindeln aufzunageln, neue Thürschwellen zu machen, im Stalle Balken einzuziehen, und war überall zur Hand, so daß es im Hause gar bald wohnlich wurde.

Dann theilte er die Haide in Acker- und Weideland, und fing an nach Herzenslust zu graben und zu ackern, während Friederike die Wirthschaft bestellte und ihre kleine Heerde abwartete.

So lebten Beide vom ersten Jahre ins zweite hinüber, und so fort in ruhiger Reihefolge der Tage.

Friederike hing einer stillen Trauer nach und kam mit den Leuten des Dorfes fast nie zusammen; deshalb wurde sie spottweise in der Umgegend die Waldfee genannt.

Nur Abraham besuchte sie zuweilen und half ihrer kleinen Wirthschaft nach Kräften auf, indem er oft sagte: „Aus Fahrlässigkeit habe ich früher hier Alles liegen lassen, nun bin ich dein Schuldner und muß wieder gut thun!"

Oefters kam auch Isaak zu ihr. Sie schien aber seine flehenden, liebenden Blicke nicht zu verstehen, obschon sie gegen ihn sonst freundlich war.

Von Ismael getraute sich Keines zu reden. Als er aber im dritten Jahre noch nicht wieder da war, geschah es fast nach stiller Uebereinkunft, daß beinahe an jedem Abende sowohl Abraham, als auch Isaak und Friederike oben auf der Anhöhe bei der alten Fichte sich trafen, wo die böhmische Straße nach Osten hinläuft.

Sie wußten Alle, warum sie so lange hinausſahen, aber Keines ſagte weshalb.

Wenn nun die Nacht hereinbrach, dann ſprach nur Abraham: „Er iſt noch nicht da!“

So war es Jahr aus Jahr ein. Jahr um Jahr verſtrich, aber er war noch nicht da; das zehnte Jahr kam, aber er war immer noch nicht da.

Als die längſte Friſt, welche ſich Iſmael zu ſeiner Heimkehr geſetzt hatte, nun gleichfalls verſtrichen war, wurden die faſt nie unterbrochenen, faſt unwillkürlichen Bewerbungen Iſaak's um die Hand Friederikens immer wärmer und offener.

An einem ſchönen Sommerabende, wo ſie wieder oben bei der Fichte zuſammen waren und hinaus auf die Straße geſchaut hatten, bis es dunkel geworden war, und Abraham endlich mit den Worten aufbrach: „Er iſt immer noch nicht da!“ blieb Iſaak bei Friederike ſtehen, ohne den Vater zu begleiten, wie er ſonſt immer gethan hatte.

Er ſah Friederiken lange ſprachlos an, dann faßte er ihre Hand und ſagte: Iſmael kommt nicht mehr wieder, und wir harren vergebens! Haſt du noch nie daran gedacht, Friederike, daß auch unſere Jugend hingeht und nicht wiederkommt? Es iſt nicht möglich, daß du allein bleibſt; denn wer ſoll dich warten und pflegen, wenn du krank wirſt? Auch ich kann die Wirthſchaft nicht ohne Gehülfin länger führen. Wenn du nun endlich doch einen Gefährten für den Reſt des Lebens nehmen mußt, ſo ſage mir nur, wer dich lieber haben könnte, als ich, der ich dir von Jugend auf zugethan war? Mit wem könnteſt du auch von unſerem Iſmael reden, ohne daß er es übel aufnähme, da es mir doch eine Herzenserleichterung iſt, von ihm recht viel zu reden, wenn du willſt? Gute Friederike, nimm keinen Fremden zum Mann, und werde du meine Frau!“

Lange hatte Friederike keine Worte ſondern nur Thränen. Endlich ſagte ſie: „Guter Iſaak, warte nur noch drei Monate lang, iſt er dann immer noch nicht da,

dann will ich deine Frau werden, da es nun denn doch nicht anders werden ſoll! Aber bis dahin rede kein Wort davon!" „O du Gute! du Liebe!" rief Iſaak aus, „ich will dich halten und pflegen, wie meinen Augapfel! Ich will nicht von dir laſſen mein Lebenlang!" „Nun ſo gehe deinem Vater nach," erwiederte Friederike, und führe ihn, damit er nicht ſtrauchelt. Er wird zuſehends ſchwach und hinfällig. Gute Nacht!" So ſchieden die befreundeten Seelen.

Jeden Abend kamen ſie wieder auf die Anhöhe, aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, und auch der dritte Monat zog vorüber. Er war aber noch nicht da.

Als der Winter kam, fuhren über den Berg herüber drei große, vollgeladene Wagen, an welchen lange, ſeidene Bänder flatterten. Nun kamen vier ſcheckige, geputzte Kühe mit vergoldeten Hörnern, dann folgte eine Heerde Schafe mit ihrem Leithammel, der eine neue helle Glocke umhängen hatte. Hinterdrein gingen Abraham, geführt von Iſaak, dem Bräutigam und der bleichen, ſchönen Braut, Friederike. Faſt alle Einwohner des Dorfes waren dabei und trugen Krüge und Kannen voll Bier und Wein. Die jungen Burſchen thaten Freudenſchüſſe in die Luft mit großen Piſtolen aus dem Siebenjährigen Kriege, und Alle jauchzten laut auf, daß Berg und Thal erklangen. So feſtlich, wie dieſe Hochzeit, war noch keine im Dorfe gefeiert worden.

Dieſem Feſte hinterdrein erſchien dem jungen Paare ein ruhiger, ſtillheiterer Zug ſeliger Tage. Abraham aber ging immer noch jeden Abend hinaus auf die Anhöhe, verfolgte die Straße mit ſeinen Blicken, bis die Sonne untergegangen war, und ſagte dann, wie immer: „Er iſt noch nicht da!"

So waren wiederum drei Jahre verſtrichen. Abraham war achtzig Jahre alt und ſo ſchwach, daß er das Bett hüten mußte.

Regungslos lag er oft tagelang auf ſeinem Lager, ſo daß die Seinigen oft wähnten, er wäre geſtorben. Wenn ſie ihn aber anriefen, ſo thaten ſich die Wimpern

auf, und groß und klar schauten, wie zwei Sterne, daraus hervor die lebendigen Augen.

Als der dreizehnte Jahrestag der Auswanderung Ismael's gekommen war, und der schönste Frühlingshimmel über die blühenden Berge und Thäler mit Lerchengewirbel und Käfergeläute sich hinüberbreitete, rief Abraham seinen Sohn Isaak an das Bett, und flüsterte: „Ich will noch einmal hinaus auf den Berg!"

Da that Isaak weiche Betten und Decken auf den leichten Rollwagen, und fuhr darauf den alten Vater hinaus in die Maisonne. Neben ihm ging sein holdes Weib mit ihrem Erstgeborenen, einem freudigen Knaben, welchem sie den Namen Ismael gegeben hatten.

Oben angekommen bei der alten Fichte, dort, wo die böhmische Straße nach Osten hinzieht, ließ Abraham sich auf die untergebreiteten Decken auf die Erde legen und schaute mit wunderbaren Augen in die Ferne.

Isaak und Friederike standen daneben Hand in Hand, und sahen sich still freundlich und wehmüthig an. Selbst ihr kleiner Sohn spielte ruhig mit Blumen zu des Großvaters Füßen.

Schon war die Sonne untergegangen, es zuckten nur noch hier und da blasse, gelbe Wölkchen am Himmel, aber schon stieg in Osten ein heller Stern auf.

Da richtete sich Abraham auf dem Lager plötzlich in die Höhe, daß er saß und deutete hinaus auf die Straße.

Alle bemerkten einen rüstigen Wanderer in der Ferne mit großen Schritten einherschreiten. Friederike schmiegte sich an Isaak an.

Immer näher kam die hohe Gestalt des Wanderers. In der Nachtdämmerung waren seine Gesichtszüge nicht zu erkennen, obschon er jetzt in ihrer Nähe war. Jetzt kam er vollends heran.

Ein hoher, gewaltiger Mann in einem fremden Aufzuge, mit bärtigem, dunklen Gesichte und freier, offener Stirne, unter welcher altbekannte Augen sie anleuchteten, stand vor ihnen da. Wie er aber sagte: „Gott grüß' Euch! riefen Alle miteinander: „Ismael! Ismael!"

„Da bin ich wieder bei Euch!“ sagte er, „bei Euch nach langer Gefangenschaft, Sclaverei und argen Leiden, wieder bei Euch, bei dir, herzlieber Vater!“

Bei diesen Worten kniecte er zu ihm nieder, der ihn mit beiden Armen umschlang und an sich zog.

Nach einer Weile richtete sich Ismael wieder auf und hielt das bekannte Kästchen empor mit den Worten: „Habt aber auch Ihr mein Kleinod bewahrt?“ Friederike schlang sich weinend um seine Füße, Isaak aber ergriff seine Hand und sagte: „Bei Gott im Himmel! Zehn Jahre und fünf Monate lang haben wir deiner geharrt; als du auch da noch nicht kamst, vermochte ich meine theuere Friederike, mir die Hand zu reichen.“

Ismael fuhr mit der rechten Hand nach dem Herzen und faßte krampfhaft in die Gewänder, als wollte er es erdrücken, indem er die Augen an den Himmel heftete und rief: „Dein Wille geschehe!“

Dann nahm er am ledernen Riemen das Kästchen von der Schulter herunter, welches ihm Abraham mitgegeben hatte, kniecte zu ihm, der leise betete, nieder auf die Erde und sagte mit weicher Stimme: „Vater, hier hast du heilige Erde, gegraben am Brunnen des Lebendigen, der da fließt zwischen Kades und Bared, heilige Erde, befeuchtet mit dem Wasser desselben!

Abraham legte seine Hände auf des Sohnes Haupt und sprach mit fester Stimme:

„Nach kurzer Frist wirst du mit mir sein dort oben bei den Vätern, bei dem Gotte Abraham's, Isaak's und Jakob's! Nicht die Erde hat einen Lohn für deine Treue, keine Vergeltung für deinen Gehorsam, für deine Leiden und deine Liebe; Deiner harren aber Gottes Heerscharen und die Seligkeit, die dir oben bereitet ist.“

Jetzt nahm Abraham aus dem geöffneten Kästchen eine Hand voll Erde und sprach in abgerissenen Bibelstellen weiter:

„Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!

„Meine Seele in seine Hände!“ Nun streute er sich

die heilige Erde auf die Brust und sank zurück in die Arme des langen Schlafes.

Ismael kniete betend neben ihm, dann stand er schnell auf, reichte seinem Bruder und Friederiken die Hand, küßte und segnete ihren kleinen Sohn und verschwand lautweinend im Schatten der Nacht.

„Laßt uns, die letzten, armen modernen Benedictiner," ergriff nach einer Pause Hermann das Wort, „nicht so traurig von einander scheiden! Versprecht mir vielmehr, mich am ersten schönen Frühlingstage auf dem Weinberge zu besuchen, wo ich meine frühere Wohnung für den Sommer jetzt wieder beziehen werde. So kommen wir über die Mummerei, welche wir diesen Winter über hier getrieben, ohne Leichenrede hinweg." Wir versprachen der Einladung zu folgen, welche uns und den Leser über eine Reihe stürmischer Apriltage hinüberführt in die schönste Frühlingsnacht vor der Landwohnung unsers Freundes Hermann.

Dort saßen wir wieder in der Jasminlaube zusammen, Johannes hatte seinen kleinen Maler Cecil mitgebracht, vor uns stand die große Lampe, umflattert von Nachtfaltern auf dem runden Tische. Der Mond war eben über dem Gebirge, wie eine Sonnenblume, aufgeblüht. Wir begannen in ein schweigendes Hinträumen zu versinken, als es Robert mit den Worten unterbrach: „Jetzt ist es Zeit, Johannes, das Tagebuch des Zigeuners vorzulesen, wie du versprochen hast!"

„Dieses Volk der Zigeuner," entgegnete Hermann, „ist wie ein orientalisches Märchen, das weder Plan noch Anfang oder Ende hat und doch immer weiter sich fortspinnt; die Zigeuner sind die Beduinen der Weltgeschichte.

„Hätten sie, wie die Juden, einen Nationalgott und eigene Gesetze und Gebräuche, so schiene es doch möglich, daß die Zigeuner, seit uralten Zeiten unter alle Völker der Erde zerstreut, Zigeuner, wie jene noch Juden, geblieben sind; sie aber haben keinen Gott, keinen Glauben,

keine besondern Sitten und Gebräuche; — für dieses Alles ziellose Wanderschaft."

„Wir sind," erwiederte Erdmann, „zahme Hausthiere; wie kann der brave, treue Hund an der Kette die ruchlose Freiheit des Wolfes begreifen?"

„Diese polizeiwidrigen Bastarde der Weltgeschichte," fuhr Hermann fort, „mit dem doppelten Geburtsscheine aus Indien und Aegypten, diese privilegirten Vagabunden, überall fremd und überall zu Hause, scheinen nur da zu sein, um das wüste Chaos der Völkerwanderung, diesen Wahnsinn der Natur, im Kleinen immer wieder fortzusetzen."

Johannes fuhr fort: „Alles ist nur das große Seelenleben eines poetischen Weltgeistes, welcher sich auslebt in dem Gedichte der Weltgeschichte und lange Völkerperioden in einem Reime zusammenklingen läßt, wie in der römischen Geschichte, welche mit Romulus beginnt, in Augustus ihren Höhepunkt erreicht und mit Romulus Augustulus beschließt."

„Dann," entgegnete Robert, „nähme es mich nicht Wunder, wenn auf einmal der urälteste, phantastische Orient als eine verschleierte Isis in unsere Mitte hereinträte und uns begrüßte als ihre Jugendgespielen."

Die blaue Blume.

Die junge, freundliche Frau unseres Freundes Hermann trat herein, in den Händen einen Blumentopf, aus welchem eine eigene und seltene, blaue Blume blühete, stellte ihn vor Johannes hin und sagte: „Da sehen Sie, was Schönes aus der ägyptischen Blumenzwiebel geworden ist, welche Sie mir verehrt haben!"

Johannes schien bestürzt und rief: „Es ist doch unmöglich! Es ist eine Täuschung!" Die Freundin sah ihn verwundert an. Er aber faßte zart den Kelch der Blume an und neigte sich, wie mit Rührung, tief zu ihr herab.

Fast lächelnd sprach er endlich: „Eine ägyptische

Blumenzwiebel nannte ich sie deshalb, weil sie gefunden wurde in der Hand einer Mumie."

„Was weiter auch?" entgegnete Erdmann. „Unsere Freundin hat aus Mißverstand die seltene Zwiebel in die Erde gesetzt, und der Keim, der Jahrtausende in Aegypten verschlafen, hat sich hier in Deutschland wieder besonnen und zur Blume entfaltet. Wer kann zu einem Naturgesetze, wie es in dem Saamen oder der Zwiebel einer Pflanze liegt, sagen: „So lange und nicht länger darfst du dich geltend machen!?" Uebrigens hat man ähnliche Erfahrungen mit antiken Weizenkörnern aus Pompeji gemacht, und so hat Robert mit seiner Behauptung Recht, daß die ganze Vorzeit zu einem einzigen Gestern werden kann, dessen Blumenknospe über Nacht aufblüht und jetzt vor uns als eine seltene, wunderschöne, blaue Amaryllis prangt. Doch müssen wir genauer untersuchen, wie und wo unser Freund Johannes diese Blumenzwiebel gewonnen hat, ehe wir mit voller Seele uns dieses zarten Räthsels erfreuen können."

„Das ist," versetzte Johannes, „eine lange, märchenhafte Geschichte, welche diese Blume hier umspinnt."

Unsere Blumenpflegerin hatte sich auf das Polster zu ihrem Hermann gesetzt und ihr Köpfchen unter seinen Arm vorgehoben; wir Andern waren zusammengerückt und Alle gespannt auf die Geschichte der Blume, welche, wie ein blaues Märchen, vor uns blühte.

„Zum Oestern schon," begann Johannes, „habe ich von meinem Aufenthalte in Niedersachsen und meinen häufigen Fußreisen an den Ufern des deutschen Meeres erzählt. Napoleon war aus Aegypten, wie ein junger Adler, plötzlich zurückgekehrt und hatte in Italien gesiegt; ich aber war dem Lärm der Politik und der Waffen entflohen zu den einsamen Ufern des Meeres. Nachdem ich es zwei Tage lang aus dem Gesichte verloren hatte, trat es unfern der holländischen Grenze bei einem Fischerdorfe mir in aller seiner ungestümen Herrlichkeit wieder entgegen.

Der Sturm, welcher schon seit mehreren Nächten auf

dem Meere gewüthet hatte, begann jetzt in der Abenddämmerung sich wieder zu erheben. Schon wälzten sich die Wogen, wie große, grimmige Drachen mit weißen Kämmen, dampfend und sprühend auf das Ufer heran, wo ich mich hingeworfen hatte im Genusse dieses mächtigen Schauspiels. Das Brausen der Wogen, das Vorüberschwanken der Schiffe am fernen Horizonte, das Geschrei der schrillenden Möven bestrickte meine Seele wie mit Zaubersprüchen. In mir wurden wieder lebendig die Sagen der deutschen Vorzeit, in welchen noch die sturmwilden Geister untergegangener Riesengeschlechter umgehen. Aus dem immer heftiger anwachsenden Winde wähnte ich den alten Refrain des dänischen Liedes: „Schau' dich um, Held Vonved!" wie in wüster, ruheloser Verzweiflung schreien zu hören. Ich war in ein wildes, todfreudiges und doch schauerliches Hinbrüten versunken, als plötzlich ein großer, neufoundländer Hund mit seiner Nase mir vor die Brust stieß und mich ehrlich anbellte. Bald stand auch vor mir der Herr des Hundes, ein hoher, starker Greis im schwarzem Rocke mit einer Pelzmütze, welche tief in das Gesicht hineingedrückt war. —

„Wer seid Ihr?" rief er mich an, „was habt Ihr hier zu thun? Wollt Ihr Euch wegspülen lassen von der Fluth?"

Ich war aufgesprungen, dankte ihm für die gutgemeinte Warnung und bat ihn, mich auf den Weg zum nächsten Orte zu bringen, wo ich ein Nachtlager bekommen könnte.

„Ihr seid ja zwei Meilen vom Wege nach Emden ab," entgegnete er. „Hier herum sind nur Fischerdörfer, und da giebt es keine Fremdeneinkehr."

Wir gingen jetzt vom Strande ab und kamen bald auf einen Knüppeldamm, welcher uns dem Dorfe zuführte, wo mein Begleiter, wie ich später erfuhr, Pfarrer, Kirchner und Schulmeister zugleich war und seinen Gehalt in Häringen und anderen Fischen erhielt.

Es war endlich ganz Nacht geworden. Bei dem

heftigen Winde erreichten wir mühselig seine Behausung, wo er mich gastfreundlich aufnehmen wollte. Er wohnte da allein mit seiner alten Haushälterin Margarethe, welche uns geschäftig und zuvorkommend empfing.

Meine gute Aufnahme verdankte ich dem Glücke, daß ich damals noch Student in Göttingen war, wo sich der Häringspfarrer früherhin auf kurze Zeit aufgehalten hatte.

Bald brachte die Haushälterin eine große, zinnerne Schüssel voll zarter Makrelen zum Abendessen herbei und betheuerte, sie wolle die einfache Mahlzeit mit einem recht starken Grog nach Tisch gut machen. Sie hielt Wort. Wir saßen gar bald mit irdenen, holländischen Tabackspfeifen bei der Kohlenpfanne am Kamine, vor uns auf dem Simse einen Napf voll des beliebten Schiffergetränkes.

Je ruhiger und gemüthlicher wir in der Stube saßen, desto rasender erhob sich draußen der Sturm. „Das giebt gesegneten Strand!" meinte der Häringspfarrer, „Schiffswracke und todte Menschen, wie vorgestern, wo wir unsern Seph und die andere Leiche aufhoben." „Der gute Seph!" seufzte die Alte, „noch so jung und schön und morgen schon begraben!" „Wer ist dieser Seph?" fragte ich.

„Er war eigentlich," erzählte der Pfarrer, „ein Zigeunerjunge, den ich erzogen habe. Er entlief mir später und ist gestern mit einer andern schwarzbraunen Leiche, welche, wie ein Kind, eingewickelt ist, todt am Strand gefunden worden. Er mochte die Nacht vorher im Schiffbruche zu Grunde gegangen sein. Morgen will ich beide Leichen auf dem Kirchhofe christlich begraben lassen. Sie liegen jetzt miteinander in ihren Särgen drüben im Schuppen. Sie sollen bis zum jüngsten Tage in einem Grabe ruhen."

„Es war ein schöner, brauner Junge," begann Margarethe zu plaudern, „mit langem, rabenschwarzem Haare, wie er es noch jetzt im Tode hat. Seine Augen waren, wie zwei um und um rollende, glühende Kohlen. Er war,

wie eine wilde Katze, im Hause überall, und doch mußte man ihm gut sein. Er konnte einen Hasen auslaufen, ja, das konnte er! — und, wenn er wollte, einen Sperling auf dem Dache beschleichen und abfangen."

Meine Neugierde war rege gemacht und der Häringspfarrer gab mir gern nähere Auskunft über den Todten, soweit er es nur vermochte, indem er erzählte:

„Vor ungefähr zwanzig Jahren fand ich einen sterbenden Zigeuner unter der Weide am Wege, der am Kirchhofe vorübergeht. Neben ihm wühlte im Sande ein nackter, vierjähriger Junge. Als ich mich dem Sterbenden näherte, faßte er krampfhaft meine Hand und rief, auf das Kind deutend: „Krahli!" Mit diesem Worte stöhnte er sein erbärmliches Leben aus. Die Leiche dieses armen Heiden ward unter dem Weidenbaum eingegraben, den Jungen nahm ich in mein Haus. Ich gab ihm den Namen Joseph. Die Leute nannten ihn später nur den schwarzen Seph. Der Junge war aber unbändig; doch wurde er so lange mit dem Waschschwamme von meiner Margarethe und von mir mit der Ruthe heimgesucht, bis er endlich doch ein wenig zu sich kam und menschlich zu werden anfing. Wenn sich die Leute über die Aufnahme dieses Kindes in meinem Hause aufhielten, so fragte ich sie: ob sie auch Etwas dagegen haben würden, wenn ihr Pfarrer einen jungen Hund aufzöge, und ob es nicht besser wäre, ein armes Kind zu einen Christenmenschen und für das Himmelreich zu erziehen? Damit schlug ich Alle auf den Mund.

„Doch machte uns der Junge unerhörte Noth, so gut und gefällig er sonst war. Schon in seinem zwölften Jahre war er ein fertiger Schreiber und wußte auch Latein. Er begriff Alles wunderbar leicht. Wochenlang konnte er über den Büchern sitzen, lernen und lesen, und Alles behielt er; aber dann war er plötzlich, wie verdreht, dumm und wild zugleich. Wie ein Besessener, jagte er sich um das Dorf herum oder an der Meeresküste, stürzte sich in die brandenden Wogen, wie eine Möve, oder kletterte auf die höchsten Bäume zu den Horsten der

Falken, welchen er in seinen Wesen fast ähnlich war. Gegen Abend kam er gewöhnlich scheu und wild zur Hofthüre wieder hereingeschlichen und kroch zuweilen aus Furcht vor Strafe zu dem Hund in die Hütte und übernachtete mit ihm. So wuchs er heran. Als er jedoch älter wurde, stand er mir oft wochenlang im Schulhalten bei und begleitete mich dann Abends mit seiner Geige, welche er fast von selbst gelernt hatte, zu meinem Spiele auf dem Clavier. Er las mir wohl auch vor aus dem in das Deutsche übersetzten Diodor aus Sicilien, welchen ich von meinem Vorgänger in diesem Pfarramte geerbt, oder aus Bürger's Gedichten, welche ich von Göttingen mitgebracht habe. Je abenteuerlicher eine Geschichte oder ein Gedicht war, desto besser gefielen ihm Beide. Doch war er auch in den heiligen Schriften wohl bewandert, besonders im Alten Testamente. Sein ausnehmend guter Kopf glich alle Flatterhaftigkeit wieder aus. Meine Hoffnung, in ihm für meine alten Tage einen Gehülfen heranzuziehen, schien immer mehr in Erfüllung zu gehen, obschon dann und wann noch ein toller Teufel in ihn fuhr und draußen in der Irre ihn wieder einen Tag lang herumjagte. Er hatte ein gutes, leichtsinniges Temperament, und er würde vielleicht heute noch mit mir an diesem Kamine sitzen, wenn er nicht mit seinem Volke wieder zusammengekommen wäre.

„Er mochte damals siebzehn Jahre alt sein, als sich das Gerücht verbreitete, daß Zigeuner und Diebesgesindel in der Gegend umherstreiften. Schon wollte man von verwegenen Diebstählen und Räubereien gehört haben. Einige hatten wilde, braune Weiber in den Weidengebüschen, Andere bei der Windmühle einen fremden, verwegenen Kerl mit einer Flinte gesehen; Andere erzählten, daß im Föhrendickicht, eine Stunde von hier, böhmische Musikanten mit verwilderten Burschen und Mädchen sich aufhielten, welche von einem Kirchweihfeste auf das andere und jetzt nach Holland hineinzögen.

„Mir war dieses Gerücht um so gleichgültiger, als mein Seph so wenig, wie die Dorfbewohner, von seiner

eigentlichen Abstammung Etwas wußten. Man hielt ihn für das Kind eines am Wege gestorbenen Bettlers.

„Der Frühling war gekommen und mit ihm die Störche, welche auf einem Wagenrade über dem Dache ihr Nest hatten. Hatte diese Jahreszeit meinen Zögling sonst immer auf einige Tage wieder wirr und zum Wildfange gemacht, so schien er gerade diesmal davon weniger aufgeregt zu werden. Er saß still und mild am Pulte und schrieb Choräle aus dem Hiller'schen Choralbuche ab, so sauber und nett, daß ich mich noch jetzt darüber freue, wenn ich daraus auf der Orgel spiele.

„Kurz nach Pfingsten saß ich mit ihm so recht einträchtig vor dem Hause und unterhielt mich mit ihm über den Lauf der gräulichen Revolution in Frankreich und von Bonaparte, der damals anfing, groß zu werden. Neben uns lag ein Laib Brod, von welchem ich dann und wann ein Stück abschnitt und zum Zeitvertreib den Hund und das Storchmännchen fütterte, welche sich spaßhaft um die Brocken zankten.

„Da trat zu uns ein braungelbes, zerlumptes Weib, ein kleines Kind auf dem Rücken, zwei an den Händen und noch drei hinter sich her. Ehe die Bettlerin noch Almosen verlangt hatte, schnitt ich ihr die Hälfte vom Brote ab. Wie ich ihr aber das Stück hinreichen wollte, bemerkte ich, daß sie, zur Salzsäule erstarrt, vor Seph dastand und mit ihren schwarzen, wilden Augen in seinem Gesichte herumfuhr, bis sie plötzlich ausrief: „Er ist es! er ist es!"

„Ich fuhr auf und hob drohend meine Hand gegen sie auf, sie aber schlüpfte, wie eine Ratze, mit ihren Jungen zum Thore hinaus.

„Ich war verdrießlich über diesen Auftritt und ging in die Stube zurück, wohin mir Seph folgte. Hier konnte ich mich nicht enthalten, mit allerlei harten Worten auf Zigeuner, Diebe und Bettler loszuziehen. Als jedoch Seph meinte: dieses freie Leben so geradeweg aus der rauhen Hand, wie er es nannte, hätte doch auch seine gute Seite; und es frage sich, ob das Leben in der Stube auch der

ewigen Mühe werth sei, welche es koste, — so warf ich die Bibel, welche ich zufällig in die Hand bekam, aus dummem Zorn ihm an den Kopf mit den Worten: „Esau, du wüster Mensch, du bist auch so ein Zigeuner und Galgenvogel!“ Joseph fuhr bei diesen Worten zusammen, wie ein junger Baum vor einem Axtschlag an die Wurzel, der bis in den Wipfel hinein nachzittert; ich aber nahm Hut und Stock und ging hinaus an den Strand des Meeres, wo ich mich gewöhnlich so lange inwendig ausbrause, bis ich wieder ganz ruhig bin. Seeluft ist, wie ein Gottesbesen, der die Unreinigkeiten aus dem Blute und der Seele wieder hinausfegt.

„Als ich von meinem Strandgang bei angebrochener Nacht wieder heimkam, fand ich Margarethen allein in der Stube. Joseph war nicht da. Ich getraute mich kaum, nach ihm zu fragen. Endlich fing Margarethe an, ihr Herz zu erleichtern. Sie erzählte, daß Seph bis gegen Abend, ohne ein Wort zu sprechen, am Fenster gestanden und auf die Scheiben getrommelt hätte. Auf einmal hätte er gestutzt und gelauscht, als wenn ihm Jemand winke, und bald darauf aus der Stube sich entfernt. Sie wäre ihm nachgeschlichen bis an die kleine Hofpforte, dann aber, um ihm nachzuspähen, auf den Schuppenboden geschlichen und hätte durch die Dachluke herab ihn bei dem Zigeunerweibe stehen gesehen. Das Zigeunerweib hätte Viel gesprochen, doch Manches auch mit fremden, unverständlichen Worten, und immer wiederholt: Seph sei ein Königssohn, denn nur er habe die Königsnase, die Augenbrauen bis in die Schläfe hinein und die zwei Vorderzähne weit auseinander. Er stamme vom Könige, mit dem ihr Volk aus Indien nach Aegypten gekommen, wo sie viele Pferde und Rinder gehabt und glücklich gelebt hätten lange Zeit, bis Pharao, dessen Tochter der Hirtenkönig gestohlen, sie deshalb wieder verjagt hätte. Auf ihnen läge das Blut dieser Pharaonentochter, welche ihr König Hyksо aus Rache ermordet und den Leichnam ihrem Vater in den Weg geworfen hätte. Seitdem wären sie nirgend mehr zu Hause, sondern überall.

„So viel tolles, aberwitziges Zeug erzählte mir Margarethe von diesem Gespräche, als wenn es nicht genug Lügen gäbe in der Welt ohne die Zigeuner."

„Ihr habt noch vergessen," unterbrach hier Margarethe den Pfarrer, „daß die blaue Blume durch die Thiere durch und wieder da wäre; vor dreitausend Jahren wäre sie auch dagewesen.

„Still! still!" rief der Pfarrer entrüstet; „was kommt auf solchen Zigeunerschnickschnack an? Genug, Joseph ging mit der Alten bald mit Gelächter, bald still und wie in Gedanken weiter, bis sie beide in der Dämmerung verschwunden waren.

„Daraus schloß ich," fuhr der Pfarrer fort, „daß Joseph mit zu den Zigeunern gegangen war. Um ihn nicht zu Schanden werden zu lassen, zündete ich die Laterne an, denn es war eine dunkle Nacht, und ging dort hinüber, wo das Land sich ein wenig zu Hügeln erhebt und mit Föhrengebüsch bewachsen ist; denn da drüben sollte die Zigeunerbande seit einigen Tagen hausen.

„Schon von Weitem sah ich über die Büsche feurigen Rauch aufsteigen. Ich ging durch Dick und Dünn darauf zu über Sand und Haide, bis ich am Saum des Buschholzes ankam. Schon schallten mir wildes Gelächter und Musik von Hackebrettern und Fideln entgegen; ich drängte mich durch die Büsche hindurch bis an die Lichtung im Holze, in deren Mitte ein halbverdorrter Buchenbaum stand, und unter dessen Wurzeln hervor eine Quelle rieselte.

„Auf diesem Platze brannte ein großes Feuer, bei welchem alte und junge Weiber brieten und kochten. Kinder rupften Hühner und Gänse, welche in der Umgegend gestohlen sein mochten; auch hingen an Stöcken, welche in das Erdreich gesteckt waren, wie ich später sah, abgehäutete Katzen und Hunde. Nicht weit vom Feuer lagen und saßen alte Zigeuner, welche Musik zum Tanze machten, der wüst und heidnisch, liederlich, unverschämt und halbnackt von jungen Leuten beiderlei Geschlechts

aufgeführt wurde. Mir war es, als wäre ich unter die Wilden gerathen.

„Schon außer mir vor Zorn, warf ich mir die Bibelverse im Kopfe zurecht, mit welchen ich dieses Gesindel zur Ordnung bringen wollte; mir vergingen jedoch alle Gedanken, als ich jetzt meinen Seph im Hintergrunde auf einer Rasenerhöhung, auf welche Pferdedecken gelegt waren, wie auf einem Throne mit einem braunen, in goldenem Gewande flimmernden Mädchen sitzen sah, welches eine Zither auf dem Schooße liegen hatte, ohne darauf zu spielen, sondern vielmehr den Arm um Joseph's Nacken geschlungen hatte und ihn anlachte mit ihren weißen Zähnen. Da um sie herum Kienspanleuchten brannten, so konnte ich sie mir ganz genau betrachten. Das Zigeunermädchen war ein dünnes, feines, zierliches Ding, welches hübsch genug war, einen jungen Menschen zu verführen, der außer plumpen Dorfdirnen noch nichts Schöneres gesehen hatte.

„Während ich so zweifelnd und staunend dastand, fühlte ich mich plötzlich bei den Armen ergriffen und ebenso schnell meine Hände auf den Rücken zusammengebunden. Bei meinem Geschrei waren Joseph und das Mädchen aufgesprungen und ebenso schnell war ich mitten in den Kreis, unter Jubel und Zorngeschrei der Bande, hineingeschleppt. Kaum wurde Joseph meiner ansichtig, so fiel er mir um den Hals und rief: „Vater, mein Vater!“ Im Augenblicke hatte er mich auch der Fessel entledigt und wir standen jetzt einander Auge in Auge gegenüber.

„Joseph“, sagte ich endlich mit wahrhaft väterlicher Rührung zu ihm, „muß ich dich so finden? Befolgest du so die vielen guten Lehren, welche ich dir gegeben habe? Vergiltst du so alle die Liebe, mit der ich dich von der Straße und aus dem Elende weggenommen und zu allem Guten erzogen habe? Muß ich dich jetzt aufsuchen unter Vagabunden und Dieben, bei dem verworfensten Volke der Welt? Joseph, mein Joseph! fühlst du denn gar

keine gute Ader mehr in dir, daß du auf einmal ſchlecht und liederlich werden willſt, wie man eine Hand umdreht?“

„Wie ich ihn ſo anredete, ſchlug er beſchämt die Augen nieder; es regte ſich etwas Gutes in ihm.

„Ich ſprach ihm nun jetzt mit den eindringlichſten Worten zu, ein guter Menſch zu bleiben und mit mir wieder heimzukehren.

„Meine Rede wurde unterbrochen von dem Halkohgeſchrei der ganzen Bande, welche mit Meſſern und Säbeln auf mich einſtürzte. Ich hörte auch Flintenhähne knittern, doch mich wandelte wenig Furcht an. Ich war in meinem Berufe.

„Kaum hatte Joſeph dieſe Gefahr, welche mir drohte, bemerkt, als er ingrimmig mit funkelnden Augen das Geſindel anſchrie: „Halt! Ich ſtrecke Jeden, der uns auf zehn Schritte naht, mit dieſer Piſtole nieder! Weicht zurück! Ich habe mit meinem Pflegevater allein zu verhandeln.“

„Dann wandte er ſich mit ruhigen Worten zu mir und ſprach mild und ſehr niedergeſchlagen: „Sagt mir bei dem Gotte, deſſen Diener Ihr ſeid, war der Mann, welcher begraben liegt unter der Weide bei dem Gottesacker, ein Zigeuner?“

„Ich mußte ihm dieſe Frage bejahen. „Nun, ſo darf ich,“ entgegnete er, „auch nicht dieſes arme Volk verlaſſen, dem ich angehöre und das mir angehört; ſein Schickſal, wie ſein Elend, iſt das meinige. Ich bin verflucht und geſegnet, wie ſie. Hat einſt Moſes in Aegypten ſein verachtetes Volk verlaſſen? Doch war er erzogen im Hauſe des Pharao in aller Weisheit der Aegypter. Was ich thun muß, das liegt geſchrieben in meinem Herzen. Wer anders thut, iſt ein Schuft!“

„Ich erwiederte ihm: „Aber du biſt ein Chriſtenmenſch und willſt dich halten zu den Heiden?“

Er antwortete: „Ehe Moſes und Chriſtus waren, war dieſes arme Volk! Darf ein Menſch Vater und Mutter verleugnen? Ich bin ein Zigeuner!“

„Nun denn,“ entgegnete ich, „thue, was dir recht

däucht! Lieber hätte ich dich todt gesehen, als nun verloren vielleicht in alle Ewigkeit. Wärst du bei mir geblieben, ich hätte dich nach Göttingen auf die hohe Schule gehen lassen, den letzten Pfennig hätte ich an dich gewendet: denn du hattest den Kopf dazu, ein gelehrter und angesehener Mann zu werden: doch nun?"

Jetzt hatte das schöne Mädchen, welches während dieses Gesprächs hinter ihm gestanden hatte, sich hervorgewagt.

„Wer ist diese Dirne?" rief ich; „willst du mit ihr zusammenleben, wie ein Heide? Diese Schande, die du mir anthust!"

„Sie ist meine Braut!" sprach Joseph, „und wollt Ihr, daß kein Aergerniß in Euern Augen geschieht, so gebt uns als Eheleute mit priesterlichem Segen zusammen."

„Ich besann mich eine Weile; da gab mir der heilige Geist ein, sie miteinander zu trauen, jetzt, hier mitten in der Nacht unter Gottes freiem, offenem Himmel.

„Beide waren vor mir gekniet; die Zigeunerbande hatte um uns einen Kreis geschlossen. Es war eine Stille, daß man das Gras flüstern hörte.

„Ich faltete die Hände und betete mit lauter und vernehmbarer Stimme zu Gott dem Allbarmherzigen und rief ihn an zum Zeugen bei dieser heiligen Handlung. Dann nahm ich die Hände der Knieenden, vereinigte sie und sprach: „Seid Mann und Weib, liebt Euch einander und tragt zusammen als ein Herz und eine Seele die Leiden und Freuden dieser Welt. Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Ein guter Engel behüte Euch vor Sünden und Lastern, er behüte Euern Eingang und Ausgang und gebe Euch seinen Frieden!"

„Da erstickten Thränen meine Stimme; ich wandte mich mit blutendem Herzen ab von dem Paare und entwich in den Wald auf den Weg nach meinem Dorfe.

„Als ich aus dem Walde heraustrat, fühlte ich mich bei der Schulter gefaßt; ich drehte mich fast erschrocken um und Joseph lag lautlos an meiner Brust, küßte mich

heftig und entfernte ſich dann wieder ebenſo leiſe, als er gekommen war.

„Ich ging ſo ſchwer betrübt nach Hauſe, als wäre mir eben mein einziger Sohn geſtorben. Ich fühlte jetzt erſt, wie gar ſehr ich ihn geliebt hatte.

„Am andern Morgen hörte ich ein Jubeln, ein Singen und Klingen in das Dorf hereinziehen. Ich trat unter das Hofthor. Da kam die ganze Zigeunerbande den Weg herab, tanzend und ſpringend bei dem Getöſe des Tambourins, dem luſtigen Klange der Klarinette und Fidel. Viele waren abenteuerlich geputzt und ſchwenkten grüne Zweige. Voran auf einem großen, weißen Pferde, das mit bunten Bändern und vielen klingenden Glöckchen geziert war, auf einer langen, vielfarbigen Decke, welche über den Rücken des Thieres gebreitet war, ſaß Joſeph, eine rothe Schiffermütze auf dem Kopfe und bekleidet mit einem Treſſenrocke und gelben Saffianſtiefeln, woran große Sporen geſchnallt waren. Vor ſich hatte er ſeine Braut ſitzen, welche mit einem durchſichtigen, blauen Tuche verhüllt war. Ich that nur einen Blick hinaus, denn ich konnte dieſes luſtige Elend nicht mit anſehen; auch ſchämte ich mich vor den Dorfleuten, welche mein Pflegekind nun als Zigeunerkönig wiederſahen.

„Nachmittags hörte ich, daß eine Compagnie fürſtlicher Soldaten durch das Dorf marſchiert wären, um die Zigeunerbande aufzuheben, welche ſchon längſt für vogelfrei erklärt war.

„Ich wußte nicht, wo ich vor Angſt und Noth mein Haupt hinlegen ſollte. Nach Mitternacht, denn ich konnte nicht ſchlafen, hörte ich aus weiter Ferne ein anhaltendes Schießen. Ich knieete nieder in die Kammer und betete inbrünſtig für die Rettung meines verlorenen Sohnes.

„Bei anbrechendem Morgen kamen die fürſtlichen Fußknechte zurück. Sie hatten den größten Theil der Zigeunerbande eingefangen. Todte und Verwundete wurden auf Bauerwagen, die Uebrigen, welchen die Hände

mit Stricken gebunden waren, mit den heulenden und schreienden Weibern vorübertransportirt.

„Ich schickte in Todesangst meine Margarethe hinaus, um sich nach Joseph zu erkundigen. Sie brachte mir die Nachricht, daß er und seine Braut nicht mit unter den Gefangenen wären. Eine Zigeunerin hatte ihr im Vorbeigehen zugeflüstert, daß Beide davongekommen seien.

„Daß er nicht als ein Räuber und Mörder eingefangen war, tröstete mich in dieser Zeit. Ich wurde einen Monat darauf noch mehr beruhigt, als ich von ihm aus Amsterdam einen Brief erhielt, obschon er ihn, wie in Verzweiflung über sein tausendjähriges Elend, wie er sich ausdrückte, geschrieben hatte. Nur so viel ging daraus hervor, daß er in jener Nacht seine Braut auf eine entsetzliche Weise verloren hatte.

„Später schrieb er mir wieder aus Toulon in Frankreich, wo er als französischer Soldat mit eingeschifft werden sollte. Dieser Brief war ruhiger. Er beschrieb mir, wie es ihm in jener schrecklichen Nacht ergangen wäre. Selten kann ein Mensch soviel in so kurzer Zeit erduldet haben.

„Seitdem habe ich Nichts wieder von ihm gehört oder gesehen, bis vorgestern, wo er mit einer Leiche, um welche er noch im Tode seine Arme geschlungen hatte, an dem Strande von den Fischern aufgehoben wurde. Er hatte auf dem Meere im Sturme mit dem Schiffe, auf welchem er sich befand, seinen Untergang gefunden.

„Ich eilte auf die Nachricht davon hinab und ließ beide Leichname hierher schaffen, um sie zu beerdigen.

„In seiner Brusttasche fand sich ein Tagebuch vor, welches ich später einmal durchlesen will. Dem Anscheine nach hat es nur wenig von der Nässe gelitten. Vielleicht findet sich darin einige Auskunft über sein ferneres Schicksal."

Hiermit schloß der redliche Pfarrer seine Erzählung. Er theilte mir das Tagebuch und die Briefe, welche er aufbewahrt hatte, zur Durchsicht mit und begab sich, da es schon spät geworden war, zur Ruhe.

Ich nahm diese Papiere mit in die kleine Schlaf-

ſtube, welche mir angewieſen worden war, und fand mich bald ſo von dem Inhalte des Tagebuches beſtrickt, daß ich noch in dieſer Nacht es durchlas.

Von dieſen Papieren habe ich mir mit Erlaubniß des Pfarrers Tags darauf Abſchrift genommen. Da ſie zur Ergänzung dieſer Geſchichte gehört, ſo erlaube ich mir, ſie im Auszug der Geſellſchaft vorzuleſen.

Aus dem Tagebuche:

Auf dem Orient am 7. Juni 1798.

Aegypten! Nach Aegypten, dem uralten Mythenland? Das alſo war es, was mein Schickſal wollte? — Als die Ziegeunerinnen in meiner Hochzeitsnacht vor dem Zelte ſangen: der Hykſo und die Pharaonentochter wären durch die ſchwarzen und weißen Thiere gegangen dreitauſend Jahre und nun kämen ſie wieder zuſammen und zögen nach Aegypten in das große Säulenſchloß! — da hielt ich dieſes Alles für märchenhaften Unſinn; ich halte es jetzt noch dafür. Mein armes, armes Weib! — Sie hieß Vineti Sunge; in der Zigeunerſprache ſoll dies ſo viel bedeuten, wie: blaue Blume. — Horch, die Kanonen donnern! Welches Schauſpiel! Unſere franzöſiſche Flotte mit dreihundert flaggenden Schiffen, mitten darunter, wie ein kaiſerlicher Despot, der Orient mit einhundert und zwanzig Feuerſchlünden, ſegelt an Sicilien vorbei. Der Aetna erbleicht vor Schreck; eine ſchwimmende Stadt zieht vorüber, Frankreich und Bonaparte! Hinweg, Ihr albernen Träume aus Deutſchland!

Am 12. Juni.

Malta iſt erobert. Von den Thürmen herab weht die dreifarbige Fahne.

Am 1. Juli, 1/2 9 Uhr Morgens.

Aegypten! Welcher Name, der einen neuen Welttheil und die uralte, räthſelhafte Weltgeſchichte bedeutet! Drüben aus dem Meere ſteigt hervor Alexandrien mit den Moſcheen und Minarets. Mit uns Cäſar und ſein Glück!

Bonaparte? Was ist das für ein Mensch? Da stand er an der Säule des Pompejus mit untergeschlagenen Armen, ruhig auf die Stadt deutend, als unsere Division mit „Lebehoch!“ vorrüberrückte. Er brauchte nicht zu sprechen, wir verstanden ihn und er verstand uns. Worin besteht der Zauber, mit welchem er aus uns und der ganzen Welt macht, was er will? In seiner Seele hat sich die Poesie dieser Zeit concentrirt.

General Menou pflanzte, aus sieben Wunden blutend, zuerst die Fahne auf die Mauer Alexandriens; — von Straße zu Straße wogte der Kampf, von Haus zu Haus. Wer mag dem Gott der neuen Zeit widerstehen?

Die Gefallenen sind begraben am Fuße der Pompejussäule. Es lebe Bonaparte!

Die Marschordre heißt: Kairo! Die Flotte ist nach Abukir entsendet.

Auf dem Marsche.

Glühende Sonne, brennender Sand, endlose Wüste. Keine Wolke. Kein Baum. Durst und kein Wasser; wir tragen Flintenkugeln im Mund. Desaix, der junge, glühende Held, unermüdlich, unerschrocken, freundlich zu Allen.

Sonnenaufgang. Halt! mit Donnerruf: „Die Pyramiden von Gizeh.“ Bonaparte zu uns mit dem Zauberspruch: „Soldaten, dort von diesen Spitzen herab betrachten Euch vierzig Jahrhunderte!“ Ein freudiger Schauer zuckte durch mein Gebein. Was wollt Ihr mit mir, Ihr uralten Träume?

In Kairo.

Das war die Schlacht bei den Pyramiden. Murad-Bei mit seinen sechstausend goldstrahlenden Mamelucken ist geschlagen, Tausende sind erschossen, zusammengehauen, in den Nil gesprengt. Welche Beute an Gold und köstlicher Waffenrüstung! Dupuy mit einigen Grenadieren,

vor welchen her ein Tambour die Trommel rührte, zog zur Nacht in Kairo ein. Der Schreck bändigte eine halbe Million Einwohner, die sich verschlossen hielten in den Häusern. Jeder von uns fühlt in sich Etwas vom Geiste des Feldherrn.

An mir geht Alles vorüber, wie ein Traum, groß und phantastisch.

Wie oft habe ich mich auf die Erde geworfen und mein brennendes Herz gedrückt in den glühenden Sand, welcher das Märchen meines Schicksals vor vielen tausend Jahren ausgebrütet hat! Wie ist mir hier Alles so fremd und wieder so bekannt, — diese unermeßlichen Ebenen mit einzelnen Palmen, dann wieder Ebenen mit Palmen und Nazels und darüber hin der heiße, glühende, wolkenlose Himmel; — diese engen Gassen, diese Häuser mit ihren Altanen und den platten Dächern, — diese Moscheen mit den Minarets und schlanken Säulchen, — diese bunten, seltsamen Menschengestalten, sonnenverbrannte Gesichter mit Knebelbärten, Turbane um glattgeschorene Köpfe, — diese scharfe, kreischende Kehlsprache, — die hochhalsigen Kameele, diese Reiter mit Pantoffeln an den Füßen, — diese verhüllten Weiber, welche nur zwei schwarze, glühende Augen sehen lassen: — und um alles Dieses her als Rahmen die brennende Wüste mit Schakals und Sperbern, — das ist das Morgenland!

Wer bei Gizeh die bis über die Schultern in den Sand begrabene Riesenphinx gesehen mit ihrem, in die Oede hinausstarrenden Antlitz mit dem ewigen, ungelösten Räthsel der Weltgeschichte auf der steinernen Mohrenlippe, der weiß, was Aegypten ist. Dieses Sphinx ist die versteinerte Seele dieses Landes. Wer löst ihr Räthsel? Vor ihr verschwindet mein kleines Leid, das so kurz währt, wie ein Menschenleben.

Salahieh am 6 August.

Wir sind abgeschnitten von Frankreich, von Europa

und ausgeworfen in einen fremden, feindseligen Welttheil. Die Flotte ist zerstört bei Abukir. Nelson hat uns zu Grunde gerichtet. Am ersten August, 5½ Uhr Nachmittags, begann die furchtbare Seeschlacht. Der Orient, diese schwimmende Citadelle, ist in den Himmel geflogen, wie eine riesige Rakete, mit Donnergebrüll.

Brueys hat sich verblutet mit dem Rufe: „Ein französischer Admiral bleibt auf seinem Posten!"

Und wir? Uns sind nur noch das Bajonnet und der Ruhm geblieben.

Kairo.

Der Panther der Steppe, Murad, ist wieder da. Desaix, der fröhliche Gott des Gefechtes, ihm entgegen mit den ehernen Colonnen der Revolutionssoldaten im Schwunge der Begeisterung zu Thaten der Unsterblichkeit.

An den französischen Vierecken und den Spitzen unserer Bojonnete ist zerschellt der Ansturm der Barbaren. Der Mordkampf und Sieg bei Sediman hat entschieden über Unterägypten. Es ist erobert.

Welcher Kreislauf der Weltgeschichte! Vor länger, als dreitausend Jahren, ist mein wildes Volk von hier vertrieben worden, und nun stehe ich, sein König, der Zigeunerkönig, in urältester Legitimität als Soldat einer untergegangenen Welt. Das ist mehr, als Wahnsinn. O Vineti, meine blaue Blume!

Im Oktober.

Kairo hat sich gegen uns empört. Volkshaufen wüthen durch alle Gassen, unsere Brüder mordend. Dupuy, der Commandant von Kairo, ist gefallen. General Bon mit uns gegen die Rebellen; — die Imams und Mollahs auf den Minarets zum Aufruhr schreiend, Cicaden im reifen Weizen, Hyänengeheul, dazwischen der brüllende Hülferuf unserer Lärmkanonen! Das fanatische Volk verschanzt sich in der großen Moschee El-Heazar. Zur

Nacht Bonaparte von seinem Streifzuge zurück, am Morgen Batterieen auf dem stadtbeherrschenden Gebirgsrücken Mocatam. Durch die Straßen gegen die große Moschee rücken Grenadiercolonnen vor. Die Batterieen beginnen zu spielen, wie lebendige Wesen, tanzen die Kugeln zerschmetternd auf der Kuppel der Moschee. Der Himmel dunkelt im Gewitter und begleitet das Krachen der Kanonen mit Donnerschlägen. Aus der Moschee hervor im Ausfall das rasende Volk in die Spitzen unserer Bajonnette; — dann heulend um Gnade flehend. Der Aufruhr ist gestillt. Es lebe Bonaparte!

Aegypten ist ein gemästetes Rind, aber von Mitternacht her kommt der Treiber.

Paris ist in Kairo. Wir haben Spielsäle, Billardzimmer, Lesecabinete, Orchester und Bälle mit den entschleierten Damen Kairos, Kaffeezimmer, Billardzimmer, Restaurationen, Abends Feuerwerke und Komödie, alle Belustigungen der Pariser im Tivoli zu Kairo. Wir lassen Zeitungen drucken, eine Décade égyptienne und den Courrier. Es blühen Manufacturen und Fabriken aller Art unter dem Chef der Aërostaten. Wohin ein Franzose kommt, da bringt er Paris mit, und hier ist das uralte Mythenland des Osiris und der Isis.

Die Pforte hat uns den Krieg erklärt. Mit ihr ist England und eine Hölle gegen uns los. Bonaparte rückt mit der Hauptmacht in Eilmärschen nach Syrien. Davoust verstärkt den General Desaix in Oberägypten. Es steigert sich die Tragödie bis zur Katastrophe; jeder Mitspieler ist ein Held.

Auf dem Marsche.

Unter den Guiden Davoust's, auf dem Dromedare fliege ich dem Regimente voran über die glühenden Wüsten. Da drüben ist das rothe Meer, weiter hinüber Gidda und Mekka; wie weit ist es noch bis zum Ganges-

ſtrome? Auf der andern Seite zur nächſten Oaſe rechnet man drei Tagereiſen, ſo wieder von Oaſe zu Oaſe, Senaar in Nubien rückt heran, dann Dar-Fur und wieder nach hundert Tagereiſen Tombuktu. So verſchwinden Zeit und Raum vor dem dahinſchreitenden Kameele, dem Schiffe der Wüſte. Die Völker liegen nicht mehr ſtill, wie beinerne Eſel: ſie fliegen, wie Falken, durcheinander; Weither und Fernhin iſt ihr Name. Ich bin ein Zigeuner!

Alle Steinblöcke am Wege ſind mit Hieroglyphen bedeckt und wollen mit dem Wanderer plaudern, der ihre ſtumme Sprache nicht verſteht. Wißt Ihr, wo Vineti, meine blaue Blume, blüht? — Ihr Geſpenſter der Vorwelt, zur Ruhe! Zur Ruhe auch du mit Hieroglyphen beſchriebenes, wildes Herz!

In der Thebais.

Bei der Gräberſtadt von Gournah haben wir den fürchterlichen Murad vernichtet und blutend zurückgeworfen in die Steppe.

Wir ſtehen im Mittelpunkte der alten Welt: vor Theben, der unermeßlichen Ruinenſtadt, dem Wunder und Räthſel der älteſten und neueſten Zeit. Die franzöſiſchen Gelehrten erwecken ſie vom Tode. Sie bannen die Geſpenſter dieſer Mauern an das Tageslicht der Literatur.

Hier beugt der Nil das Knie gegen Oſten, die Bergketten auf beiden Seiten weichen zurück und zwiſchen ihnen liegt die Ebene von Theben, das Auge Aegyptens. Jenſeits ſind die Wüſten des Typhon.

Hier im Nilthal Leben, ringsumher Tod und Erſtarrung. Das iſt das Vorbild der Religion und Geſchichte Aegyptens.

Aegypten iſt der Nil mit ſeinen Schlammufern; das Andere iſt Felſen und Sand.

Aegypten iſt eine Auſter, welche zwiſchen zwei Schalen an Afrika hängt.

Welch ein breites Thal, darin als Oaſen Dörfer und

Karavanſerais mit Palmbaumgruppen und Zuckerrohrpflanzungen und himmelanragenden Tempeltrümmern und Felſen, welche verwandelt ſind in koloſſale Menſchenbilder!

Das iſt das Land meiner Jugendträume! Iſt es meine Heimath? Ich armer, ausgeſtoßener Menſch!

Hier lag die alte, heilige Pharaonenſtadt mit ihren rieſenhaften, gewaltigen Tempeln und Königspaläſten. Ein Chaos unverwüſtlicher, ewigkeittrotzender Trümmer iſt von aller dieſer Herrlichkeit allein noch übrig — ein Räthſel in Steine verwandelt, — ein zerriſſenes Blatt uralter, ſeltſamer Geſchichte, das Niemand vereinigen und leſen kann. —

Im Memnonium.

Da ſitzen in finſterem Ernſte Rieſenwächter am Mumienſarge des alten Aegyptens, vor Schrecken zu Stein erſtarrte, himmelhohe Geſpenſter, welche ihre Schatten werfen bis auf die lybiſche Felſenwand, rings umgeben von umgeſtürzten Götterbildern, Obelisken, Zierrathen, zertrümmerten Gliedern unermeßlich herrlicher Bildſäulen und von Steinblöcken mit ſeltſamen Schriftzeichen.

Nicht mehr begrüßen dieſe Koloſſe mit klingendem Rufe die aufgehende Sonne; ſie trotzen trauernd der Weltvernichtung entgegen.

Hier iſt das Grabmal des Oſymandyas. Ein Granitfels liegt ungeſtaltet am Boden; erſt aus weiter Ferne ſieht man, daß es ein ſteinerner Menſchenkopf, das Haupt des Welteroberers, iſt. Oſymandyas oder Bonaparte?

Geſtorben ſind die grünen und gelben Götter, der Hundskopf und Ibis und der große Affe, — untergegangen ſind die Pharaonen und ihre Mumien werden in den Apotheken zu Pulver gemacht und von den Bauern als Brechmittel gebraucht, — und das ganze alte Aegyptervolk ſchläft in ſeinen Felſenhallen; aber ein armes, vertriebenes, in aller Welt herumirrendes Volk, das älter iſt, als dieſe Uralten,

lebt noch, und der Enkel des Hykſo, der Zigeuner, tritt auf das Haupt umgeſtürzter Götter und Könige.

Wer ſagt mir, daß die blaue Blume eine Pharaonentochter geweſen ſei? Vineti, wo biſt du? Wer trieb dich vor mir her auf dem Meere in jener entſetzlichen Nacht? Ich muß ringen mit meinem Wahnſinn, wie mit einem unermüdlich anſtürmenden Mameluken auf dem feurigen Dongolahengſte.

Kaſrkarnak.

Wie ein in Melancholie und Wahnſinn verſunkener Menſch dieſelbe Frage, über welche er verrückt geworden iſt, immer wiederholt, ſo Aegypten ſeine Sphinx in Koloſſen, aufgeſtellt zu Alleen, welche zu den Tempeln und Pharaonenpaläſten in Karnak führen.

Groß iſt das Schickſal; denn ich, der Zigeuner, der Sohn des vertriebenen Volkes, ſitze hier und weine über die Weltgeſchichte vor dem Palaſte der Pharaonen. Wie gewaltig wirken dieſe Maſſen in ihrer Einförmigkeit!

Vor den mächtigen Pylonen ſitzen und ſtehen die koloſſalen, ſteinernen Sklaven mit den fanatiſchen, dumpf hinſtarrenden Geſichtern, — in dieſer entſetzlichen Ausdehnung zum Ungeheuern über Maß und Verhältniß hinaus und im ewigen Einerlei hinbrütender Melancholie. Drinnen im Hofe ſtehen umher in langer, einförmiger Trabantenreihe wieder andere ſteinerne, ewige Knechte des königlichen Gebäudes, welche noch nach Jahrtauſenden gehorſam auf dem Nacken den Felſen tragen. Dahinter, welche Hallen thun ſich auf und mitten darin der Feſtſaal, deſſen Decke ein Säulenwald emporträgt, deſſen Wände überall bedeckt ſind mit bunten, abenteuerlichen Göttern und Opferzügen und wunderlichen Verzierungen!

Hier iſt ein ſteinernes und wahrhaftiges Märchen; ein Gedicht, das Ihr mit der Hand angreifen könnt, — glaubt Ihr noch nicht an die Wahrheit der Poeſie?

Hier ſtehe ich ſtundenlang vor einer Seite dieſes Märchenbuches, das nur Wahrheit berichtet, vor dieſer, aus Felſenſtücken emporgebauten und prächtig von unten

bis oben hinaus beſchriebenen und vollgezeichneten Wand. Sie iſt überſchüttet mit bunten Bildern. Geſchäftig und zwiſchendurch laufen die Hieroglyphen, welche gern erzählen möchten, wie taubſtumme Menſchen, mit heftigen zudringlichen Geberden, und ſich doch nicht verſtändlich machen können. Sie begleiten ihren Pharao überall hin, welcher auf dieſen Wänden ein armes Hirtenvolk mit ſeinen Heerden jagt durch Wald und Sumpf und über den Fluß in die Gebirge. Die herumlaufenden Schriftzüge ſind, wie Geiger, welche mit einem in das Fett getauchten Violinbogen über die geſpannten Seiten fahren. Was wollen ſie bedeuten?

Ein grün und blauer Papagei mit einem poſſirlichen Menſchengeſichtchen ſieht mich weinerlich unter dieſen Zeichen an; er möchte ſo gern reden, der freundliche Antiquar, und kann doch nicht. Eine grüne Eidechſe läuft an der Wand herum und ſtudirt emſig dieſe alte Bilderſchrift. Seit drei Tagen gehört ſie zum franzöſiſchen Inſtitute und wird ſehr von unſern gelehrten Damen geliebt. Kleines Thier, gieb dir keine Mühe, ich will dir das Räthſel löſen!

Das uralte Hirtenvolk, welches, ausgeſtoßen von den Brahminen in Indien, durch die Wüſten bis nach Aegypten gezogen war, ehe noch Oſiris hier einen Tempel hatte, dieſes Volk iſt es, welches die Prieſter und ihre Könige hier aus ihrer zweiten Heimath vertrieben haben; dieſes Volk, welches alle Pharaonen, Theben und Memphis und die ganze alte Welt mit ihren Göttern überlebt und wieder nach tauſend Jahren zu dem Streiter Mohammed's, dem Kalifen Omar, geſprochen hat: „Wir ſtammen von Zig und lieben die Pferde, haben keine Häuſer und Städte und ſetzen den Reiſenden keine Zeichen an die Straße; wir ſind die Zigeuner!“ Und wieder nach tauſend Jahren ſteht ein Menſch dieſes Geſchlechtes hier und ſpricht: „Ich bin ein Zigeuner!“ Warum zitterſt du, grüne Eidechſe? Wo weilſt du, blaue Blume, ſchöne Pharaonentochter? — Deshalb ſind wir ſo elend, weil wir die Götter haßten und die Freiheit lieben.

Ueberſieht man aus der Ferne Thal und Felſenkette, ſo kommt es Einem vor, als wenn die Felſen altägyptiſche Gebäude und dieſe wieder Felſen ſeien. Aus den Umriſſen dieſer Berge conſtruiren ſich von ſelbſt dieſe alten Tempel und Paläſte. Die ägyptiſche Kunſt iſt nur die geſteigerte Natur dieſes Landes, aus welcher ſie unmittelbar, wie eine Blume, emporgewachſen iſt.

Noch leben hier dieſelben Menſchen, welche auf den Denkmälern der alten Welt abgebildet ſind — dieſelben Geſtalten, dieſelben Geſichter, ſelbſt in den Waffen und Trachten noch ähnlich ihren Vorfahren. Sie leben jetzt vom Verkaufe der Mumien ihrer Vorältern.

Wenn ich ein Vaterland irgendwo hätte, baarfuß und bettelnd wollte ich dorthin wallfahrten, auf den Knieen durch glühende Steppen rutſchen und mich nähren von Thränen der ſüßeſten Sehnſucht. Ich habe keine Heimath. Soll ich hingehen, wo der Gangesſtrom dahinträumt durch die ſegensſchwangeren Fluren, wo die Götter und ihre Prieſter meine Brüder zu Parias und zu Thieren gemacht haben? oder zu den Berbern in der Wüſte? Meer und Wüſte geben dem Menſchen kein Vaterland Ich bin der unglückſeligſte Menſch!

Was klage ich? Dort, wo mein Vater begraben iſt auf dem Anger, daran der Kirchhof ſtößt, unter dem Weidenbaume in Deutſchland an der Nordſee, dort unter der grünen Weide iſt meine wahre Heimath! Vor mir verſinken Indien und Aegypten und das Meer von Deutſchland rauſcht herüber mit der Luft über das Grab meines Vaters und ruft: „Mein Sohn, wo biſt du?“

Ich und meine Kameraden ſtehen oft zuſammen auf dem Vorpoſten bei dem Wachtfeuer in der kühlen Nacht und verfolgen mit unſern Gedanken den Siegeslauf unſerer Brüder in Syrien unter dem Cäſar der neuen Zeit, dem General Bonaparte. Sie haben die Wüſte,

welche Afrika von Aſien trennt, durchwandert mit dem Gewehr im Arm und vom Berge Sinai herab die Trommelwirbel der Marſeillaiſe erſchallen laſſen. Sie haben die Feſtungen von Gaza, Jaffa und Kaiffa zerſtört und begrüßen die Engländer und Türken in Acre mit ihren Kugeln.

Wir ſchreiben uns in das Buch der Geſchichte.

Nicht Menſchen allein können uns überwinden; das Schickſal ſchickt die Peſt, den Fanatismus des Moslem und die Hinterliſt Englands gegen uns. Bonaparte iſt mit unſern Brüdern wieder heimgekehrt nach Kairo.

Wähnten die Engländer und Türken, der zurückweichende Löwe ſei müde? Die Türken waren gelandet bei Abukir. Gegen jeden Franken ſtanden zwanzig fanatiſche Moslemen in der Feldſchlacht. Bonaparte's ſchwerbewaffnete rechte Hand, General Lannes und Murat, der verwegene Reitergeneral, haben mit Säbel und Bajonnet die furchtbare Armee der Moslemen vernichtet.

Dort, wo unſer Orient brüllend ſeine Himmelfahrt hielt, mußte das Volk des Orients verbluten zur Sühne dem Dämon unſerer Waffen.

Die Wagſchalen ſtehen ſich wieder gleich. Deſaix ſagte, als wir die Siegesnachrichten empfingen: „Wir haben uns in Aegypten zu Tode geſiegt.“ Ich fürchte, es iſt ſo.

Auf dem Marſche in der Wüſte.

Unter dem General Friant ſendet uns Deſaix zur Verfolgung des Murad-Bei in die Wüſte. Ich fühle Etwas in mir, das tödtlich iſt.

Findet ein Europäer dieſes Tagebuch, ſo wiſſe er, daß ich einſam in der Wüſte geſtorben bin am ägyptiſchen Fieber. Am fernen Horizonte verſchwindet die Escadron meiner Kameraden. Die Bleifeder ſinkt mir vor Mattigkeit aus der Hand.

In einer Höhle.

Sie hatten mich todtkrank zurückgelaſſen in der Wüſte bei ägyptiſchen Hirten, welche mich in ihrer Höhle menſchlich gewartet und gepflegt haben. Seit einigen Tagen bin ich wieder meiner Sinne mächtig. Noch weiß ich nicht, welche Jahreszeit wir haben? Wo unſer Heer ſteht? Was vorgefallen iſt?

Entſetzlich! Erſt iſt Bonaparte zurückgegangen nach Frankreich, nachher iſt Kleber ermordet worden in Kairo, — und dann hat die franzöſiſche Armee capitulirt und Aegypten verlaſſen. — So viele Mühe, Schweiß, Blut und Heldenleichen um dieſen Preis? Und ich allein noch in dieſem fremden, barbariſchen Lande, allein mit der gräßlichen Erinnerung an die Vergangenheit? — Das Stück iſt zu Ende; es blieb zurück als Epilog der Zigeuner.

Der treue Fellah, welcher mich in meiner Krankheit gepflegt hat, vergoß geſtern Thränen bei der Erinnerung an Deſaix. „Er war gut und gerecht! er war unſer Vater!“ rief er immer wieder aus. Ich fühle mich wieder geſund, aber meine Seele iſt krank vor Sehnſucht nach Europa. Ich muß das Grab meines Vaters unter dem grünen Weidenbaume wiederſehen.

Ich wohne in der Gräberſtadt Gournah bei der Thebais in einem Grabgewölbe. Ich wandere mit meinem Fellah in den Felshallen von einer Todtenkammer in die andere; viele davon ſind bewohnt von Hirten und Fiſchern. Welch ein wunderbares, geheimnißvolles Grauſen ergreift mich, wenn ich da um mich herum die alten Aegypter, die Bewohner Thebens, in langen Reihen liegen ſehe in den Kammern und Gaſſen dieſer unterirdiſchen Stadt, wie ſcheintodt. Seit länger, als dreitauſend Jahren, harren ſie hier der Wiederkehr ihrer Seele aus der Wanderſchaft durch die Reihen der Thiere. Sie lügen die Ruhe des Schlafes und die Hoffnung des Aufwachens dem Beſchauer vor, während draußen der Wind von Oſten her in die Löcher, welche nebeneinander an der

Felswand die Eingänge bilden, ſpottend, wie auf einer Panflöte, ihnen ein Hirtenlied vorpfeift. Auf den Wänden ihrer Ruheſtätten iſt abgebildet in zierlichen, bunten Bildern ihr Lebenslauf; wie ſie gemeißelt und gezimmert, gewebt und Harfe geſpielt, geheirathet und Kinder gezeugt, Schätze geſammelt haben und geſtorben ſind, — ihr ganzes Leben, als wäre es geſtern geweſen und heute noch! Da ſitzen in den Ecken ihre poſſirlichen, zuſammengekauerten Schutzgeiſterchen mit den jungen Geſichterchen, die wieder etwas Altes, Geſpenſtiſches haben, und tragen in den Händen Blumenſtengel, welche ſich in Haſenköpfchen enden. Dort ringeln ſich gräuliche Schlangen durcheinander; hier beugt ſich ein Mohr abſcheulich über ſich, aus ſeinem Munde im Bogen über den Kopf zurück fährt die Seele aus, welche ſich, noch ehe ſie den Boden berührt, in einen Käfer verwandelt, während ein Kind zwiſchen ſeinen Füßen ſteht.

So haben die alten Aegypter, dieſes Gräber- und Unkenvolk, ihren Glauben und ihr Leben in unvergänglichen Bildern um ſich her geſtellt, um bei dem Wiedererwachen ſogleich ſich wieder auf ihr erſtes Leben zu beſinnen. Selbſt ihre Särge ſind ringsum beſchrieben mit ihrer Lebensgeſchichte; andere haben die Kaufurkunden über ihre Häuſer und Felder in Papyrusrollen unter dem Kinn. Ihr armen Betrogenen! — Ueber Euch ſchreitet hin der plumpe Fuß des Fellah und zertritt Euch in Staub. Es giebt kein Theben und keine Pharaonen mehr, ſelbſt Eure Götter ſind geſtorben, Eure Häuſer ſind Schutt und Eure Aecker Sand — und Euer Glaube an Unſterblichkeit war eine Lüge! Geht zur Ruhe, Ihr armen Geſpenſter, der Tag bricht an!

Ich werde noch aberwitzig in dieſer unterirdiſchen Stadt des Todes bei dem Mumienvolke.

Mein ganzes Daſein zerrinnt zu einem wehmüthigen, phantaſtiſchen Märchen.

Heute fragte mich der Fellah: ob ich das Grab der blauen Blume beſehen wolle? Ich will bei Sinnen bleiben

und wenn der Wahnsinn mit Bajonetten anstürmte gegen meinen Kopf.

Wir stiegen durch endlose Mumienreihen mit der brennenden Fackel, umschwirrt von Fledermäusen, durch labyrinthische Gänge, Kammern und Hallen bei dem Qualme drückender Hitze, in das Innere des Felsens und auf Wendeltreppen tief hinab auf den Grund, wo wir endlich in einen prachtvollen, unterirdischen Saal gelangten. Mein Führer zog mich um eine Säule herum und wir standen in einer kleinen Halle. Jetzt zündete er noch eine Fackel an und das ganze Gemach war hell. Unzählige Figuren in brennenden Farben liefen an den Wänden herum, aber in der Mitte, in einem ovalen Kreise, stand die Gestalt der Pharaonentochter, in ihrer Hand eine blaue Blume. Vergebens bot ich meinen Verstand auf, um die Phantasterei meiner Sinne zu beherrschen; ich strengte mich an, meine Augen der Lüge zu zeihen, es stand doch vor mir das unvergeßliche Bild meiner unglücklichen Vineti. Erkannte ich nicht diese großen, dunkeln Augen unter der schönen, breitgewölbten Stirn, die feingeschnittene Adlernase, den kühnen, edlen Mund mit den sanftaufquellenden, schmachtenden Lippen? Hatte ich nicht diese Gestalt an mein Herz gedrückt? Doch hielt ich mich noch aufrecht. Ich verstockte mich absichtlich gegen den Eindruck, welchen dieses Bild auf mich machte; denn schon begannen meine Gedanken sich zu verwirren. Ich mochte schon lange stumm und versunken in Betrachtung dagestanden haben, als mich der Fellah bei dem Arme faßte, und mich auf den alabasternen Mumiensarg aufmerksam machte, welcher unter diesem Bilde stand.

Er hob den Deckel ab. Mit einem lauten Schrei stürzte ich mich darüber hin; — es war die Leiche einer Pharaonentochter, — meiner blauen Blume.

Ich will sie nicht mehr sehen. Böse Geister bethören oft des Menschen Seele, um ihn zu verderben; sie wollen

mir meine Vernunft rauben. Bin ich denn ein ſolcher Narr, daß ich ſchon anfange, die uralte Zeit zu verwechſeln mit dem heutigen Tage? Der Fellah hat bemerkt, welchen unſäglichen Eindruck die Mumie der Pharaonentochter auf mich gemacht hat. Ich mußte ihm auf ſeine Frage antworten, daß ſie meiner verſtorbenen Braut ſehr ähnlich wäre. Er lachte geheimnißvoll und ſchweigt ſeitdem. Ich will ſie nicht mehr ſehen und das ſinnenverwirrende Märchen mir aus den Gedanken ſchlagen. Morgen reiſe ich nach Alexandrien. Ich habe die hundert Goldſtücke, welche ich eingenäht bei mir trage, noch gefunden; dieſe ſollen meine Ueberfahrt beſtreiten. Ich will eine Wallfahrt machen zu dem Grabe meines Vaters.

Alexandrien.

Verkleidet, in der Tracht eines europäiſchen Kaufmanns, bin ich hier angekommen. Im Hafen liegt ein hamburger Kauffahrteiſchiff. Uebermorgen ſchiffe ich mich darauf ein. Wie hat ſich hier Alles verändert! Wie ein heftiges Gewitter, mit Donnerſchlägen und Blitzen iſt Bonaparte vorübergezogen; — Alles iſt ſtill und gewöhnlich, wie ſonſt. Der Türke ſitzt nachläſſig mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Teppich vor dem Kaffeehauſe und bläſt aus ſeiner langen Pfeife ein Ringelchen von Tabacksrauch in die blaue Luft, ſieht es verſchwimmen und ſendet ein neues nach. Auch kommen die Kameele wieder mit Waſſerſchläuchen um die Ecke und die Häuſer haben noch platte Dächer und Altane, die Moſcheen Minarets und ſchlanke Säulchen und draußen umher iſt immer noch Wüſte, wo der Schakal heult und der Sperber ſchreit. Wir ſind, wie eine Wolke, vorübergezogen. Ich bin ein feiger Geſelle, denn ich weine, wie ein Weib.

Da kamen wieder über mich die Geiſter der Märchenwelt. Sie laſſen nicht von mir; denn ich bin ihr älteſter Freund, den ſie lieb behalten. Da ſind ſie alle wieder

mit ihren wunderlichen, ernsthaften und zugleich poſſirlichen Geſichtern! Geſtern trat plötzlich der treue Fellah aus der Thebais in mein Zimmer, hinterdrein folgten ſeine beiden Knaben und brachten die Mumie, welche mich in Gournah faſt um meinen Verſtand gebracht hatte. Dieſer Bettler ſchenkt mir zum Andenken eine Pharaonentochter. Sie iſt eingewickelt in feine Linnen, welche mit räthſelhaften Zeichen beſchrieben ſind. Sollte darin ſchon mein Schickſal mit verzeichnet ſein? — Sie will mit mir nach Europa auswandern. Das Schickſal iſt meiner mächtig, ich unterliege.

Aegypten, ſinnloſes Nachtgeſpenſt, kehre heim in dein dreitauſendjähriges Grab! Dich ſtört nicht mehr der Wirbel der franzöſiſchen Trommel und der Donner unſerer Kanonen. Träume ruhig fort von Seſoſtris und Pſammetich, von Alexander und von Bonaparte, bis der Sand der Wüſte deine Sphinx und deine Rieſentrümmer gar verſchüttet hat und nur noch der Samum durch die Oede weht!

„Hiermit ſchließt," ſprach Johannes, „das Tagebuch des Zigeunners."

„Aber was iſt aus der ſchönen Vineti geworden," fragte unſere Freundin Ottilie, „aus Joſeph's Braut, von welcher er immer ſo räthſelhaft ſpricht?"

„Darüber giebt der Brief, welchen Joſeph aus Toulon bei ſeiner Einſchiffung nach Aegypten an ſeinen Pflegevater geſchrieben hat, uns Auskunft," entgegnete Johannes und las weiter vor:

Toulon.

„Vater, Du haſt mich lieb gehabt, auch wenn Du hart gegen mich warſt. Wenn ich unglücklicher Menſch eine Ahnung habe von einer Heimath, ſo haſt Du dieſen Keim in meine Seele gepflanzt, da ich noch gering war, wie ein Thier des Waldes. In Deinem Hauſe war ich glücklich und wäre es geblieben, wenn ich nie erfahren hätte, daß ich das Kind eines uralten Elends bin.

Erinnerſt Du Dich noch des Tages, wo die Zigeunerhorde mit mir und dem fremden Mädchen fortzog durch das Dorf? — Mir ſollte die Blume der Liebe nur ſo lange blühen, bis ſie meine ganze Seele beſtrickt hatte mit ihrer wunderbaren Pracht und ihrem Dufte, um mir dann auf ewig plötzlich wieder zu verſchwinden. Wir wurden in der darauf folgenden Nacht gehetzt, wie die Hirſche, von uniformirten Mördern, von den fürſtlichen Füſilirern. Ich und meine wilden Geſellen vertheidigten uns von Buſch zu Buſch. Welches Heulen und Schreien der Kämpfenden und Sterbenden, der Weiber und Kinder durcheinander! Jetzt waren wir aus den Weidengebüſchen hinaus an das Meer gedrängt. Vineti, meine geliebte Braut, war in einen Fiſcherkahn geſprungen, welcher dort angebunden lag, hatte ihn flott gemacht und rief: „Joſeph! Joſeph! komm' herein!“ In dieſem Augenblicke drangen auch die fürſtlichen Soldknechte auf uns heran mit Spießen und Bajonnetſtößen; zugleich rief Vineti: „Schwimm' nach! Schnell die Hand her!“ Ich ſprang in das Meer und wollte die Ruderſtange, welche mir Vineti entgegenhielt, faſſen, als auf uns neue Schüſſe fielen und Vineti im Nachen zuſammenſtürzte. Ich ſchrie vor Schrecken und ſank unter; doch rang ich mich wieder ſchnell empor; unfern von mir ſchwamm der Nachen ohne Ruder, nur von den Wellen und dem Winde langſam dahingetrieben. Ich ſtrengte alle Kräfte an, ihn zu erreichen, immer mehr wich er von mir ab. So währte der Kampf mit den Wellen eine geraume Zeit und weit hinter mir lag ſchon das Ufer. Wenn ich aufhörte, das Waſſer zu bewegen, ſo hörte ich das Stöhnen der Verwundeten im Kahne ganz vernehmlich. Tauſendmal rief ich, bitter weinend und ſchluchzend, ihren Namen: „Vineti!“ — Das Aechzen im Kahne dauerte fort, aber ihre Geſtalt ſah ich nicht über den Rand des Fahrzeuges ſich erheben. „Es iſt kein Gott im Himmel!“ ſchrie ich, und dann wieder: „Vineti!“ Ich ſtrengte wieder alle meine Kräfte an, den Nachen, in welchem meine Braut, mein wunderbares Mädchen lag, zu erreichen; dieſer trieb jedoch, wie zur

Verhöhnung des Unglücks und der Verzweiflung, vor mir her und verspottete mein Drangsal und meine Mühe. Schon begann ich zu ermüden, denn die Brust schmerzte von der ungeheuren Anstrengung, mit welcher ich schwamm. Da gerieth ich in eine unsägliche Verzweiflung. Mit einem Fluche, der mir noch heute durch Bein und Mark fährt, bot ich meine letzte Kraft, die Kraft der Raserei, auf: schon tippte ich mit meinem Fingern den immer wieder abgleitenden Nachen: — schon erreichte ich mit der einen Hand seinen Bord, endlich gelang es mir, auch die andere Hand hinanzubringen, und nun ließ ich mich dahingleiten durch die Fluth, denn fast waren meine Kräfte gänzlich geschwunden. Doch rief ich in Einem fort: „Vineti, ich bin da! Lebst du noch?“ Ich erhielt keine Antwort; ich lauschte mit allen Sinnen, — ich vernahm auch kein Aechzen oder Athmen mehr. So ließ ich mich dahinschleppen, ohne Kopf und Brust am Rand des Nachens hinauf und mich selbst hineinschwingen zu können. Meine Kraft nahm immer mehr ab, je heftiger ich weinte und unabläßlich in die öde Nacht und das rauschende Meer hinausrief: „Vineti, geliebte Vineti!“ Eine solche Nacht voll Jammer und Verzweiflung hat noch Niemand erlebt! Es war ein frischer Wind, der mich und den Kahn immer weiter hinaustrieb auf das Meer. Der Mond war endlich untergegangen, ich erstarrte fast zu Stein im Schauer des Morgens; doch ließ ich nicht vom Nachen. Endlich ward Alles morgenhell. Da wagte ich zum letzten Mal meine Kraft aufzubieten und brachte glücklich das Kinn über den Rand des Fahrzeuges. Was sah ich? Unvergeßlich wird dieser Anblick in meiner Seele bleiben. Vineti lag bleich und todt auf dem Boden drinnen ausgestreckt, — meine Vineti, schön, wie ein weißes Marmorbild auf rothen Sammet, meine ermordete Vineti in ihrem Blute Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte meine Seele, jede Besinnung verging mir, ich sank zurück in das Meer. Konnt' ich nicht ertrinken? Warum muß ich noch leben? Doch damals war ich wirklich todt, mehr noch als todt: ich war vernichtet.

Einige Tage nach dieſem Vorfalle erwachte ich dennoch wieder auf einem Schiffe, das der bataviſchen Republik angehörte und mich im Meere aufgefiſcht und gerettet hatte, ohne Etwas von einem Nachen und der Leiche darin geſehen zu haben. War etwa Alles nur ein Traum?

Man hat mich zum Soldaten der Republik Frankreich gemacht. Was wollen dieſe Franzoſen? Was bedeutet das, was ſie Freiheit nennen, da ſie doch in dumpfen Städten und Straßen wohnen? Sie ſollten einen Zigeuner nach den Leiden und Freuden der Freiheit fragen! Nach Toulon ging unſer Marſch. Wäre ich ſchon todt! Eine barmherzige Kugel wird die rechte Stelle finden.

Noch weiß Niemand, wohin dieſe Expedition, zu welcher unermeßliche Zurüſtungen gemacht werden, gehen wird. Man flüſtert heimlich: „Nach Aegypten!“ Bei dem Namen dieſes Landes erbebt meine Seele vor den Schauern des Räthſels, welches mein Daſein umſpinnt. Ob ich von dort je wieder zurückkomme? Ich muß, denn ich habe eine unendliche Sehnſucht nach dem Grabe meines Zigeunervaters, welcher mit ſeinem Leibe mir ein Vaterland von drei Ellen lang und tief unter der grünen Weide am Ufer des Deutſchen Meeres gekauft hat. Ein Vaterland! Der Geiſt meines Schickſals muß mich, wenn er Vernunft hat, wieder heimbringen in mein Vaterland, zu dem Grabe meines Vaters.

Ich grüße Dich zu tauſend Malen.

Joſeph.“

„Der Geiſt ſeines Schickſals,“ fuhr Johannes fort, indem er das Tagebuch und die Briefe des Zigeuners wieder in ſeine Mappe legte, „hatte Sinn und Vernunft: er trug ſeine Leiche mit der Mumie der Pharaonentochter an den Strand des Deutſchen Meeres zu dem Grabe ſeines Vaters.

„Ich war von dieſem abenteuerlichen, traumdurchflochtenen Schickſale des armen Joſeph's wunderbar be-

wegt. Ich beſchloß noch in der Nacht ſeine Leiche zu ſehen. Ich verließ mein Schlafgemach und ging hinüber zu dem Schuppen, wo die Leiche ſtehen ſollte. Es wachte dabei die Leichenfrau.

„Welch einen wunderbaren Contraſt zeigte mir der Anblick! Neben einer vieltauſendjährigen Mumie lag die Leiche eines jungen, erſt vor wenigen Tagen im Meere verunglückten Soldaten, zwei ſo wunderbar vereinigte Leichen, welche nach den Gebräuchen der evangeliſch-lutheriſchen Kirche von einem einfachen Pfarrer in einem entlegenen Fiſcherdorfe am Strande der Nordſee beerdigt werden ſollten.

„Ich hob die Lampe empor, um das Geſicht der Mumienleiche näher zu betrachten. Es war ganz erhalten und verrieth wirklich noch ſehr ſchöne Züge. Ihre Leichenhülle war rings umſchrieben mit ſeltſamen Figuren und Hieroglyphen; nur an der rechten Seite war das Zeug durchgerieben von den Speichen des Karrens, auf welchem die Leichen vom Strande hierher geſchafft waren. Die eine Hand der Mumie lag faſt ganz bloß. Indem ich dieſe ergriff und leiſe aufhob, fiel mir die Blumenzwiebel daraus entgegen, welche, wie ein Wunder, jetzt vor uns als blaue Amaryllis blüht.

„Das iſt das Ende von der Geſchichte des armen Zigeuners und ſeiner Vineti Sunge.“

Ottilie hatte mit beiden Armen den Blumentopf umſchlungen, in welchem die Amaryllis blühte, und rief mit herabſtürzenden Thränen:

„Blaue Wunderblume, holdſeliges Räthſel, ſchöne Pharaonentochter! ich will dich lieben, wie eine Schweſter, in deiner zarten Farbenhülle, und wenn du mir endlich verblühen mußt, ſo will ich in jeder guten Stunde deiner gedenken, wie des ſchönſten Geheimniſſes, welches mir begegnet iſt in dieſem kurzen und ſo ſchmerzlich ſüßen Leben!“

Robert erwiederte: „Was nicht die menſchliche Zunge auszuſprechen vermag in dem höchſten Drange der Begeiſterung, alle die ſeligſten, geheimnißvollſten Gefühle,

die innigſte, unmittelbarſte Erinnerung an die Vergangenheit, das vermag eine Blume in ihrem Zauber der Farbe und des Duftes. So blüht hier in dem zarteſten und vergänglichſten Weſen vor uns die ganze Weltgeſchichte."

„Wohl! Sowie einſt," entgegnete Hermann, „die Lotosblume in Indien Brahma trug, als er über ſich ſelbſt und die Welterſchaffung brütete, ſo blüht in dieſem Blumenkelch das alte Aegypten mit ſeinen Jahrtauſenden, ſeinen Göttern und ſeinem Glauben wieder herein in die gegenwärtigſte Stunde; ſie iſt die Seele der alten Welt!"

Erdmann blickte jetzt in den Kelch der Blume, wie in ein Menſchenauge, hinein und rief: „O, wie tief wurzelſt du unten in der alten Mythenzeit, du blaue Blume der Sehnſucht und Liebe, und hebſt durch Jahrtauſende herauf dein zartes, vergängliches Blumenhaupt herein in dieſe wildfremde Stunde der neueſten Zeit, indem du ſo in einem einzigen Augenblick unermeßliche Zeiträume zu Duft und Farbe zuſammenrinnen läßt! Du heilige Blume, ſei gegrüßt von uns mit jeglicher Andacht! Was das Vergänglichſte, das iſt das Ewige geworden! Prophetin, wir verſtehen deine ſymboliſche Sprache, in der du das neue Evangelium verkündeſt von dem großen Gott in der Weltgeſchichte, in deſſen Leben und Weben alle Vergangenheit zu einem Geſtern wird, das heute iſt und morgen ſein wird."

Johannes erwiederte: „Stört auch nicht mit Worten und Gedanken das Märchen, welches aus dieſer Geſchichte mit dem Dufte des Morgenlandes uns anweht! Laßt uns ſeiner erinnern, wie eines ſeligen Traumes, der uns die eigene Kindheit auf einen Augenblick vor die Seele gezaubert hat."

Bei dieſem Geſpräche war der Mond hoch emporgeſtiegen; die Gewitterwolke, welche mit Wetterleuchten und dumpfen Donnern gedroht, ſchien ſich verziehen zu wollen.

Schon längſt hatten die Gondeln, welche uns in die

Stadt zurückbringen sollten, unten an der Elbe uns erwartet.

Hermann und seine holde Genossin begleiteten uns durch den Garten, welcher von leuchtenden Johanniskäfern durchschwirrt war und mit seinen Centifolien und Lilien duftete, hinunter an das Ufer.

„Gute Nacht! Glückliches Wiedersehen!" und schon ruderten wir mitten auf dem Strome, dessen Wellen uns schnell hinabtrugen, dem Mondregenbogen entgegen, welcher sich, wie eine Geisterbrücke, durch die Juninacht über den Himmel herabzog auf die träumende, weinende Erde.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Johannes und Cecil in die zweite und letzte Gondel allein miteinander zu sitzen gekommen waren. Da diese nur einen Ruderer und deshalb langsamere Fahrt hatte, so war sie an die erste Gondel, welche vorausfuhr, mit einem Seile befestigt. Johannes und Cecil saßen traumversunken Hand in Hand, Beide schwiegen, jeder in einer andern Gemüthsstimmung. Johannes blickte unverwandt in die Wolken, welche durch die Bergschluchten sich in das Thal hereinzuwälzen schienen und den Himmel wieder verdunkelten, um dann mit plötzlichen Blitzstrahlen Alles umher mit grellem Licht zu überflammen. Cecil aber hing mit Blick und Seele am Gesichte des besorgten Freundes. Der Wind erhob sich, die Wellen des Flusses schienen ängstlich und unruhig zu werden.

„Gott geleite uns glücklich heim!" sagte jetzt Jemand in der ersten Gondel. „Ist Gefahr zu fürchten?" fragte Cecil odemstockend.

„Wir suchen jetzt das Ufer zu gewinnen," versetzte Bernhard, vielleicht gelingt es."

Jetzt erfolgte ein gräßlicher Blitzstrahl und ein gewaltiger Donnerschlag, die Wellen thürmten sich, mit einem Ruck war das Seil gerissen, welches beide Gondeln verbunden hatte, und, wie ein Pfeil, flog die erste unter dem Schrei des Entsetzens Aller hinaus in die Nacht und ließ die zweite mit Johannes und Cecil allein.

Cecil hatte sich schluchzend an Johannes' Brust geworfen. Die Gondel war von dem Winde und Wellenstoß auf eine Sandbank gerathen und saß fest. Vergeblich bemühte sich der Schiffer, das Fahrzeug flott zu machen. Das Wetter wurde immer heftiger, alle Elemente waren in Aufruhr; es schien, als wäre Feuer im Strome, das ihn zum Sieden brächte, es jagten sich Blitz und Donner, Wind und Regenfluth. In diesem Augenblicke lag über Fluß und Land regenrauschende Finsterniß, im andern stand sie in vorüberzuckender Feuergluth. Der Schiffer hatte das Steuerschwert hereingezogen und sich rathlos auf die Kniee niedergekauert, während die Wellen mit weißen Köpfen das Fahrzeug immer tiefer in den Sand hineinschoben, daß es schien, als müßte der Boden krachend sich in allen Fugen auseinandertrennen. Cecil hatte krampfhaft Johannes umschlungen, welcher den Mantel um ihn geschlagen hatte. Johannes aber wußte nicht, wie ihm widerfahren war, ein Mädchenherz klopfte an seiner Brust; noch war es ihm, wie im Traume, vergebens fragte er: „Bist du Cecil, mein Cecil?" — ohne eine andere Antwort zu erhalten, als vermehrtes Schluchzen. „Wer bist du?" seufzte er fragend, „darf ich es errathen, war ich seither blind? — Du bist" — — ein heißer Kuß brannte lange, lange als Antwort auf seinen Lippen. Beide hörten nicht mehr das Brausen des Gewitters und des Stromes, nicht den knirschenden Sand unter dem Fahrzeuge; die Nebelkappe war gefallen, — Cecil — war Cäcilie! „Verzeihe, verzeihe mir, geliebter Johannes!" flüsterte sie, „ich darf es ja nicht verrathen, daß ich ein Mädchen bin. Mein Vater, der jetzt in Nordamerika ist, wollte es so, da ich hier ohne seine Aufsicht bei meiner Muhme erzogen werden sollte! Ich habe es ihr so heilig angeloben müssen, keinem Menschen mein Geschlecht zu entdecken, und nun hat mich die Liebe zu dir verrathen! Wirst du mich unglücklich machen? Johannes versprach ihr das heiligste Stillschweigen, so lange ihre Muhme und ihr abwesender Vater es für nöthig halten sollten. „Du kannst es nicht ermessen," fuhr Cäcilie fort, „wie schwer

es mir wurde, dich in der Knabentracht zu täuschen; denn dein Herz hatte mich längst erkannt! Und wie komisch war es, wenn du von meiner geheimnißvollen Schwester schwärmtest, die ich ja selbst war. Nun ich dich mit ihr bekannt gemacht habe, wirst du sie auch wirklich lieben?" „Wie mein Herz," rief Johannes, „und so lange ich denken kann!" „Nun wäre ich glücklich, ewig glücklich," versetzte Cäcilie, „wenn ich jetzt mit dir hier sterben könnte; — eine einzige, wilde Woge muß uns begraben!" „So schlinge dich fest an mich," versetzte Johannes, „wie ich meinen Arm um dich und nun komme der Tod, er findet uns vereint!" — Aber der Tod hörte sie nicht, das Gewitter zog seitwärts nach den Bergen und der Morgen brach an, welcher die Rettung brachte.

Die selige Entdeckung, welche Johannes gemacht hatte, lenkt unsern Blick von selbst auf einen Cirkel an einem der folgenden Abende.

In der Gesellschaft.

Die Gräfin von Steinfelden saß in heller Kerzenbeleuchtung im Kreise der Damen und Herren, welche ihren Salon besucht hatten. Sie gehörten bis auf Benedict unzweifelhaft der höhern Gesellschaft an.

Der kunstliebende Graf von Schlei hatte heute sein Album mit den Landschaften, welche er selbst gezeichnet hatte, mitgebracht und aufgelegt. Die Damen waren ganz in Kunstgefühl und Bewunderung zerflossen, während er ein Blatt nach dem andern süßlächelnd umlegte. Es waren meistens freie Phantasieen mit Motiven aus wirklichen Gegenden, aufgelöst in irgend einen symbolischen Gedanken, leicht hingeworfen und mit goldenen Linien, welche das Bild hervorheben sollten, zierlich eingefaßt.

Hier sah man ein Crucifix bei einem verdorrten Baume, worauf Krähen saßen, aus Nebelschichten sich hervorheben, zur Andacht auffordernd; auf einem andern Blatte eine Lerche über einen wogenden Kornfelde, in der Ferne ein Dorf, welches mit der Kirchthurmspitze und einigen Dachrücken aus dem Hintergrunde hervor-

ſchaute; dann wieder eine Winterlandſchaft, angedeutet von einer ſchneebelaſteten Tanne und einem Steinkreuze darunter.

„Ach, wie rührend!“ ſeufzte Fräulein Gabriele.

„O, lieber Graf,“ flüſterte die Generalin von Plankendorf, „wie ſehr ſind Sie um Ihr köſtliches Talent zu beneiden!“

„So alle Empfindungen,“ verſetzte die Frau Kammerjunker von Staudenigel, „auf das Papier hingießen zu können, welche Freude muß das ſein!“

„Nur Ihre gnädige Nachſicht,“ erwiederte der Graf von Schlei, „kann dieſen kleinen, lyriſchen Gedanken, welche ich nur ſo zu meinem eigenen Amuſement vorübergehend hinwerfe, einigen Werth verleihen.“

„Nein, in der That,“ flüſterte Baron von Krükling, „auf unſerer weltberühmten Galerie wenigſtens befinden ſich keine Bilder, welche geiſtreicher aufgefaßt wären; wenn Sie den armen Künſtlern Ihren Geiſt geben könnten, was für Meiſterwerke würden wir beſitzen!“

Der alte Collegienrath de Lisboa ſaß neben Benedict und fragte leiſe: „Sind die lyriſchen Naturbilder unſers Grafen von irgendwem in Muſik geſetzt?“

„Die Componiſten,“ verſetzte Benedict, „rächen ſich an den Malern, welche ihnen in das Handwerk greifen, und malen ſelbſt, verſteht ſich mit Tönen. So überſpannt und übergreift ſich Alles, um mit dem Unmöglichen Effect zu machen.“

„Meinen Sie nicht auch, meine Gnädige,“ verſetzte der Kammerjunker von Staudenigel, während er aus Verſehen den Zucker ſtatt in den Thee in den Hut fallen ließ, „daß wir bald in den Stand geſetzt ſein werden, an die Stelle der gemeinen Kunſt eine hoffähige zu ſetzen? Haben wir doch bereits eine ſchöne Auswahl adeliger Dichter und Schriftſteller.“

„Und eben jetzt,“ fiel der Baß der Frau Baronin von Krükling ein, „componirt die Fürſtin Adelgunde, wie ich im Vertrauen ſagen kann, an einer Oper, zu welcher der Fürſt von Eberhoffingen den Text gedichtet hat!“

„Was Sie ſagen, meine Gnädige!“ rief Fräulein Gabriele von Knobelnberg.

„Darf man etwas Näheres wiſſen?“ fragte die Generalin von Plankendorf.

„Es iſt das Erdbeben von Chili!“ verſetzte die Baronin und nahm dabei heimlich eine Priſe St.-Omer. „Sie iſt ganz,“ fuhr ſie nieſend fort, „im Meyerbeer'ſchen Style gehalten, nur ſchwungvoller und kühner! Man hört jetzt im Schloſſe nur noch von Tonmaſſen reden! Vierzig Pauker kommen bei dem Ausbruche des Erdbebens vor.“

„Vierzig Pauker!“ riefen die Generalin und der alte Herr von Knobelnberg.

„Die Kapelle wird bei der Aufführung,“ fuhr die Baronin fort, „von dem Muſikcorps des Garderegiments unterſtützt werden.“

„Bomben und Haubitzen!“ brummte der alte General Plankendorf und ſtrich ſich dabei den Schnurrbart.

Unterdeſſen hatte die Geſellſchaft den Grafen von Schlei, ſein lyriſch-maleriſches Kunſtgenie, das Crucifix im Nebel, die Lerche und das Kornfeld und die beſchneite Tanne vergeſſen, obſchon er vernehmbar ein Blatt und wieder ein Blatt umgeſchlagen hatte.

„Ich darf wohl vorausſetzen,“ ſagte jetzt mit vorgebogenem Kopfe und mit geheimnißvoll lächelnden Lippen die Baronin, „daß meine Mittheilung unter uns bleibt; denn außer dem Theaterintendanten, dem Kapellmeiſter und ſeinen Leuten und dem primo uomo und der prima donna unſerer genialen Tzſchrotzſchski, weiß noch Niemand davon. Doch kann ich Ihnen eine Stelle aus der neueſten Oper vorſingen.“

„O, wie würden Sie uns verbinden!“ riefen ſieben Stimmen durcheinander.

„Unſer Schlei, ich weiß es,“ ſagte vertraulich und kokett zu dieſem die ältliche Schöne, „wird mich auf dem Flügel begleiten.“

Auf ihren Wink wurde ihr von Schlei die Notenrolle, welche er als ihr Cavalier mitgebracht hatte, überreicht.

Die Gesellschaft verfügte sich mit ihr, welche, wie ein heller Sommermittag, lächelte, in das zweite Zimmer zu dem Flügel.

Benedict war im ersten Zimmer allein zurückgeblieben.

Schon begannen die Töne des Flügels durcheinander zu rasen, plötzlich trat ein Piano ein und die Baronin sang ein Gebet zur mater dolorosa; dazwischen hörte man in den tiefsten Baßnoten die unheimlichen Vorboten des Erdbebens, dann in den höchsten Discanttrillern das ängstliche Geschrei der Vögel, nun aber die Kirchenglocken läuten, während die wohlbeleibte Sängerin in immer gellenderen Tönen den Himmel um Erbarmen anflehte, der aber immer unbarmherziger in tiefen Noten sie anbrummte.

Die Zuhörer drängten sich immer dichter um den Flügel herum. Es entging ihnen nicht der neue, große Moment in dieser Tonschöpfung: daß die Begleitung sich nicht im Geringsten nach dem Gesange genirte, sondern genial ihren eigenen Gang ging.

Benedict hatte sich in das Sopha geworfen und ließ dem Erdbeben im Nebenzimmer seinen musikalischen Verlauf. Er hing mit gefesselten Blicken an dem Portrait der Gräfin.

Bei dieser Betrachtung überraschte ihn Elisabeth, welche doch noch zu zarte Nerven hatte, um nicht von dem tollen Musiklärm angegriffen zu sein.

Sie stand längst neben Benedict, ohne von ihm bemerkt zu werden; er war so von den Zauber des Bildes bestrickt, daß er Nichts mehr außerdem bemerkte.

„Sie träumen!“ flüsterte jetzt Elisabeth dem Erschreckenden zu; „geben Sie sich um's Himmelswillen vor den Leuten da drin kein Dementi!“

„Verzeihen Sie mir,“ versetzte Benedict, indem er sich erhob, „ich verglich dieses Gemälde mit einer Erscheinung, welche ich in einem alten schönen Schlosse hatte, an dem Tage, wo mir ein Messer durch das Herz ging.“

„Sagen Sie mir lieber,“ versetzte erbleichend Elisabeth,

„welcher gute oder dunkle Geist führt Sie in meine Lebenskreise?"

„Ich werde Ihnen recht bald Alles sagen können!" versetzte Benedict.

Sie blickte in seine Augen, sie waren klar und ruhig; ein unaussprechlich wohlthuendes Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit ging über ihr Herz.

„Lassen Sie mich," sagte er bittend, „um Ihre Freundschaft ringen!"

„Ich werde immer Ihre Freundin sein!" versetzte Elisabeth, „doch dann Vertrauen gegen Vertrauen!" indem sie erröthete vom Kinn bis zu den Augen.

Benedict ließ seinen Blick schnell durch das Zimmer schweifen, dann hielt er die Hand hin; Elisabeth's Fingerspitzen sanken, wie von selbst, hinein, indem sie das Gesicht abwendete und plötzlich in dem Grübchen des Zeigefingers ein flüchtiges Glühen einer vorüberschwebenden Lippe fühlte.

Sie zuckte ein wenig, dann verschwand sie in das Musikzimmer mit einem sonnenhellen Blick über die weiße Schulter zurück auf den glücklichen Benedict.

Er fühlte es lebendig genug, daß er einen Augenblick erlebt, welchen er für die goldene Locke der Fortuna ansehen konnte; er beschloß sie um seinen Finger zu schlingen.

Unterdessen war nebenan das Erdbeben vollständig ausgebrochen, die Baronin schrie nur noch, als müßte sie in der Brandung der Töne versinken, welche ihr an die Kehle stiegen.

Jetzt sprang eine Saite des Flügels gellend entzwei, Benedict blickte auf und sah drin im Musikzimmer die dicke Baronin, wie einen Löwen vor einem Bäckerladen mit weit aufgerissenem Munde, oder wie eine gähnende Boa-Constrictor.

Noch bekämpfte er sein Lachen, aber zu seinem Unglücke hörte er jetzt von draußen auf der Gasse einen Hund heulend Musik und Sängerin begleiten, indem Beide, redlich wetteifernd, sich gegenseitig zu überbieten schienen. Er that noch einen Blick hinein und sah den alten de

Lisboa mit dem Schnupftuche vor dem Gesichte sitzen, aber daraus hervor die großen Ohren hin- und herwackeln. Benedict eilte hinaus, die Treppe hinunter und brach auf der Gasse in ein unendliches Lachen aus, so daß er erst auf seinem Zimmer wieder zu sich kam.

Die schwache Stunde.

Benedict blieb tief in die Nacht hinein noch auf. Sein Glück schien ihm noch nie so nahe gestanden zu haben, als jetzt. Halb wachend, halb träumend versenkte er sich in die Erinnerung an seine Jugendjahre und an so viele herbe Tage der bittersten Armuth, welche er mit seiner Mutter verlebt hatte. „Wir hatten manchen Tag keinen Bissen Brod im Hause!“ sprach er für sich, „und manchmal ging das Mehl im Kästchen zu Ende, ohne daß wir wußten, woher wieder Rath zu schaffen sei.“ Es fiel ihm der harte Winter ein, wo die Mutter gezwungen war, die Bettstellen zu zerspalten und in den Ofen zu stecken, ohne daß es gelang, die gefrorenen Fenster aufzuthauen. Er erinnerte sich, wie in jenem Winter die Thränen seiner Mutter, welche an seinem Lager um Erlösung von diesem Erdenjammer gebetet hatte, auf der Diele lange, lange Tage als Eisklümpchen lagen. Er sah sie noch immer mit ihrem Spinnrädchen, an welchem sie für ihn und sich das karge Brod verdiente, am kleinen Blechofen sitzen und sich selbst in den Schafpelz gewickelt zu ihren Füßen. Vor seiner Seele stand jetzt so lebendig ihr liebes, abgehärmtes Gesicht, daß er plötzlich auffuhr, seine Arme ausbreitete, als wollte er sie an sein Herz drücken, und laut rief: „Daß du noch lebtest und ich dir das, was das harte Leben dir schuldig geblieben ist, tausendfach zahlen könnte!“ Er drückte nun sein Gesicht in die Hände und weinte bittere Thränen.

In das Leben eines jeden Menschen treten solche schwache Augenblicke, vielleicht um so mächtiger, je mehr der Verstand vorher das Gemüthsleben beeinträchtigt hatte;

denn das wahre Glück des Menschen besteht im Gleichgewichte Beider.

Auch an Benedict rächte sich jetzt nun das beleidigte Gemüth, und doch konnte man die Richtung seines Daseins auf das äußere Leben verzeihlich finden. Hatte ihn doch schon seine Mutter mitten in ihrem Elende gewohnt, bestimmte Ansprüche auf äußere Geltung zu machen. War er doch in ein auf niedere Industrie herabgedrücktes Volk, wie ein junges Raubthier, geworfen worden. Hatte er doch aus den drückendsten Verhältnissen sich herausarbeiten müssen, und mußte er sich doch immer wieder eingestehen, daß er Alles, was ihm dabei geglückt war, seiner Vermessenheit bei einem gewissen leichten Sinn verdankte. Mit letzterem war er jetzt zu Ende. Dazu kam, daß seit einiger Zeit die geschärfte Censur in den deutschen Bundesstaaten ihm es fast unmöglich machte, ferner von dem Honorar leitender Artikel, welche er zeither mit großem Beifall für die gelesensten Zeitungen geschrieben hatte, seine Bedürfnisse bestreiten zu können. Für den Augenblick lebte er vom Schuldenmachen, wobei er sich, wie mancher Finanzminister, tröstete. Dennoch waren jetzt die alten Wunden seiner Seele aufgebrochen, das Unglück seiner ersten Liebe zu Victorinen, und die Erinnerung an seine arme, verhungerte Mutter.

Als er sich heimlich ausgeweint hatte, rief er, sich ermuthigend, aus: „Wohl, ohne Besitz ist kein Genuß, ohne Besitz keine Freiheit, ohne Besitz kein Macht! Die Gelegenheit, dazu zu gelangen, bietet sich dar, was will ich aber zögern?“

„Jetzt das Nächste!“ Mit diesen Worten und großen Schritten ging er zum Schreibtische, um — an die Gräfin Elisabeth von Steinfelden zu schreiben.

Er war in diesem Briefe sehr aufrichtig, er schilderte ihr jenen Moment auf dem Schlosse Lindeck, wo er sie zuerst in der grünen Einsamkeit vor der Krystallvase und den spielenden Fischen gesehen, und den zweiten, wo er Victorine an Elisabeth's Oheim, den General, verloren sehen mußte. Ob ihm damals bei dem Verluste seines

ſchönen Traumes zugleich und im Voraus die Zukunft mit der glücklichen Wirklichkeit erſchienen ſei, könne nur Eliſabeth entſcheiden. Er ſchrieb warm, aber vorſichtig: es kam Alles darauf an, wie die Empfängerin den Brief leſen wollte. Benedict hatte in dem Herüber und Hinüber der ſich jagenden Gedanken und Empfindungen ſeine Nerven in eine ſolche Unruhe gebracht, daß es ihm unmöglich war, im Zimmer zu bleiben. Er warf ſeinen Mantel um und eilte hinaus in die Nacht.

Weiter! Weiter!

Es mochte gegen Mitternacht ſein, als Benedict in das Freie trat. Die Laternenwächter eilten umher und ſchraubten die Gasflammen in den Laternen zurück. Der Mond ging auf und ſtand über den böhmiſchen Bergen mit bleichem Geſichte in einer rothen Wolke, wie Huß auf dem Scheiterhaufen. Benedict kam an die katholiſche Kirche, deren Heilige in der Nacht das Innere der Kirche verlaſſen zu haben und auf dem Kirchendache und den Thurmabſätzen mondſüchtig herumzuklettern ſchienen. Die Elbe kroch dunkel mit geheimnißvollem Murmeln unter das Joch der Brücke, auf welcher damals noch das metallene Crucifix emporragte. Benedict ſchritt vorüber, indem er halblaut zu ſich ſelbſt ſagte: „Weiter! weiter!“ — Als wenn die Elbe das rechte Wort, das ſie geſucht, vernommen hätte, ſchien auch ſie mit allen Wellen zu brauſen: „Weiter! weiter!“ und die ſteinernen Heiligen auf dem Kirchendache ſtreckten die Arme aus und deuteten herunter, hinauf, hinüber, als ſprächen auch ſie: „Weiter! weiter!“ Er that einen Blick an ein erleuchtetes Fenſter im Schloſſe über dem Georgenthor und ſprach bei ſich, indem er vorüberſchritt: „Dürfte ich ihm doch ſagen, was ihm fehlt, — ein Freund, der die werdende Zeit und den er ſelbſt verſteht!“ Vor Benedict lag jetzt die Schloßgaſſe mit ihren vorſpringenden Erkern und Altanen, dieſen kleinen Privattheatern der intereſſanteſten Liebes- und Familienſtücke mit ihren Erinnerungen an die Auguſteiſche Zeit Sachſen's und Polen's.

Die meisten Fenster waren dunkel, nur hier brannte in dem obersten Stockwerk eine Lampe zur Arbeit einer armen Nähterin, und auf der andern Seite, fast gegenüber, das matte Licht eines armen Candidaten, welcher sich seinen kärglichen Unterhalt mit Stundengeben am Tage und Notenschreiben zur Nacht zu verdienen suchte. Alles war still auf den Straßen, nur zuweilen scholl ein Krachen fallender Breter von den Buden und Ständen, welche dort eine Nacht um die andere abgebrochen und wieder aufgebaut werden, um die Leute durch dieses Krachen in der Nacht an bürgerliche Ruhe zu gewöhnen. Im Dunkel einer ausmündenden Gasse stand ein Liebespärchen, das Mädchen schien zu weinen, ihr Erkorener ihr harte Worte zuzuflüstern. Weiter! Weiter! Benedict beflügelte immer mehr seine Schritte und gelangte bald auf die Promenade mit ihren Platanen und bog dann wieder in die Straßen der Vorstadt ab. Sein Ohr vernahm jetzt die dumpfen Klänge eines Claviers aus dem Saale einer Restauration, dazwischen das Klappern der Kugeln eines Billards und die schläfrige, französisch zählende Stimme des Marqueurs. Weiter! Weiter! So kam er an das Palais der Gräfin, er stand dort still, Alles war darin still. Er drückte die heiße Stirne an die steinerne Thürpfoste, sein Herz schlug heftig; denn so sehr er sich es auch zu verhehlen suchte, doch liebte er noch immer Victorine, deren Bild sich immer zwischen ihn und Elisabeth drängte. Weiter! Weiter! Der Mond sah schon über die Bäume des großen Gartens herüber, als er auf die Felder hinausgelangte. In einem Gebüsche schlug eine Nachtigall um die Wette mit einer anderen, deren Stimme aus der Ferne hertönte. Die Gärten waren im Blüthenschnee der Bäume begraben, welche süße Düfte weithin durch die Luft streuten, während sich ihre Blüthenaugen mit Freudenthränen füllten. Ein weicher Nebel lag weithin über die Flur gebreitet, als müsse er die Liebesgeheimnisse von Millionen Wesen verhüllen; nur die Johanniswürmchen hatten ihre Laternchen angezündet und krochen unter den dichten Blättern der Stauden am

Wege neugierig umher. Selbst die Sternenaugen am Himmel schienen nur herabzublinzeln, als wollten sie nur ein Weniges von allen Geheimnissen dieser Nacht errathen. Benedict schlug die Straße nach Räcknitz ein, welches oben an dem Berge, wie in weiße Tücher eingehüllt, hinter seinen blühenden Stauden und Bäumen und umwogt von reichen Aehrenfeldern sich ausruhte. Ein Hund bellte träg von dort in die Nacht hinaus dem Wanderer entgegen: „Komm'! Komm'!" Er zog mit der Straße am Dörfchen vorüber und stand bald auf der Anhöhe, von welcher er die Stadt mit der Kuppel ihrer Frauenkirche und ihren Häusermassen, wie ein steinernes Märchen, unten schlafen sah. Er starrte, in seinen Mantel gewickelt, lange hinunter und sprach endlich für sich:

„Wie lieblich ruhst du da, du schöne Sachsenstadt, Lieblingskind deiner Könige von Polen, von welchem sie Nichts geholt haben, als ein ähnliches Schicksal für ihr Land! Du hast mit Anstand den schwarzseidenen Haarbeutel herübergetragen bis zu dieser Stunde, du warst immer zu vornehm für deutsche Wissenschaft und Poesie und dich hat nie eine große Idee begeistert! Wie schade, wie jammerschade um dich! Wer einen Schatz heben will, darf nur vorwärts schauen, niemals zurück, sonst verwandelt der Schatz sich in Kohlen und Asche! Weiter! Weiter!"

Aus der Mühle unten jenseit der Anhöhe krähte ein Hahn dem nahenden Morgen entgegen. Benedict wendete sich thaleinwärts. Nach einer Weile sah er unten am Fuße des Berges die Straße herauf eine dunkle Männergestalt kommen. Der Wanderer schritt scharf aus, der Zwischenraum zwischen ihm und Benedict wurde immer geringer. Jetzt schien der Fremde zu stutzen; Benedict stand still und nöthigte ihn näher zu kommen. Indem sie aneinander vorübergehen wollten und sich grüßten, blieb der Fremde plötzlich stehen und sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie noch einmal anspreche, Ihre Stimme kommt mir bekannt vor! Ich heiße Wildspur."

„Wildspur?" versetzte fragend Benedict, „doch nicht

Heinrich Wildspur aus Niedersachsen? mein Jugendkamerad?"

„So bist du Benedict Ivo von Ivenhof!" rief Heinrich Wildspur und schloß den Jugendfreund in seine Arme: — „und wie kommst du hierher in der Nacht? Welche wunderbare Begegnung!"

„Ich wohne in Dresden," versetzte Benedict, „und mache nur einen Spaziergang in der Nacht."

„Und ich," erwiederte Wildspur, „komme von Amerika herüber, um mein Kind abzuholen; es soll der alten Welt Ade sagen!"

„Du bist verheirathet?" fragte Benedict, indem er sich ihm anschloß. „Die Antwort darauf," entgegnete Wildspur, „ist eine lange Geschichte. Unsere Kameradschaft von Jugend auf giebt dir ein Recht dazu, mein Schicksal zu erfahren. Die einsame Nacht und unsere Begegnung schließen dir mein Herz auf. Die Erzählung kürzt uns den Weg ab."

Siegfried und Chriemhilde.

„Ich bin fünf Jahre älter als du," begann Wildspur, „das ist ein geringer Altersunterschied, aber groß genug, um einen Menschen zur Welt ganz anders zu stellen. Mein Vater war, wie du weißt, in der Stadt unserer Heimath Huf- und Waffenschmied. Obschon ich das höhere Gymnasium besuchte, so ließ er es sich doch nicht verdrießen, mich auch sein Handwerk zu lehren. Ich danke ihm noch heute dafür, denn ich lernte dabei meine Glieder gebrauchen und die Kraft meines Leibes ausbilden; ich biege dir noch heute ein Hufeisen zusammen. Ich lernte mit Pferden umgehen, und die wildesten Bestien mit Blick und Wort bändigen. Vielleicht erinnerst du dich noch des Aufstandes gegen die Franzosen im Frühling 1813 und des Kampfes, worin dein Vater gefallen ist. Ich war mit dabei, kehrte aber nicht wieder heim, sondern ging über die Grenze als Freiwilliger zu einem preußischen Freicorps. Wir stritten wild und ruhmlos und wurden nach dem Frieden aufgelöst. Die guten Kameraden

zerſtreuten ſich in alle Welt. Meine Aeltern waren geſtorben, die Schmiede verkauft und die kleine väterliche Erbſchaft unter den Händen des Gerichts und des Advocaten zu Waſſer geworden. Ich zog nun einige Jahre in der Heimath und den angrenzenden Ländern umher, bis ich nach ..... n, der Univerſitätsſtadt kam. Dort traf ich zufällig einen Kameraden von der Freiſchaar, der jetzt den Säbel an den Nagel gehangen hatte und wieder Theologie ſtudirte, welche er bei dem Rufe: „Für Gott, Freiheit, Vaterland!“ verlaſſen hatte. Als ich ihm mittheilte, wie ich meines Vagabundenlebens herzlich ſatt wäre, gab er mir den Rath, mich zu dem erledigten Amte des Vorfechters auf dem Fechtboden zu melden. Da er und die Burſchenſchaft, welche er mitgeſtiftet hatte, bei meiner Bewerbung um dieſes Amt mir Vorſchub thaten, ſo erhielt ich es. Ich verlebte unter der friſchen, freien Jugend der Studentenwelt zwei der glücklichſten Jahre meines Lebens. Welche Hoffnungen ſchwellten damals unſere Herzen! — Es war, als wenn die Begeiſterung für das Vaterland ſich aus den weiten Kreiſen der deutſchen Völkerſchaften in den engſten ſeiner Jünglinge auf den Univerſitäten zurückgezogen hätte, um ſich in jedem Einzelnen zu einem Ideale zu läutern. Das war unſer Unglück. Wir hatten die Aufmerkſamkeit der Regierungen auf uns gezogen, es erſchienen die Karlsbader Beſchlüſſe und wir waren zu Demagogen erklärt. Wie Hunderte und Tauſende der edelſten Jünglinge in dieſen modernen Hexenproceſſen zu Grunde gerichtet worden ſind, wiſſen wir. Da ich nun Vorfechter und kein Student war, ſo gab man mir, als auch ich verdächtig wurde, einfach meinen Abſchied. Die ganze Burſchenſchaft gab mir das Geleit. Bei unſerem Abſchiede wurde viel geſungen und geweint. Ich ſtand wieder allein in der Welt. Mein Weg ging nach Berlin, wo ich Ausſicht hatte, mich mit Privatunterricht im Fechten durchzubringen. Es gelang mir auch ſo ziemlich. Ich lebte einfach und anſtändig, auch gewann ich einige Freunde unter den Künſtlern, welchen ich mit einiger Eitelkeit wohl den

Gefallen that, ihnen zu Heldenfiguren als Modell zu ſtehen. Eines Tages kommt einer dieſer Maler zu mir und erzählt mir, daß er von einem hohen Gönner den Auftrag habe, an einem der nächſten Abende lebende Bilder aus den Nibelungen zur Feier eines Geburtstages zu ſtellen, und wie es ihm an einer Geſtalt fehle, welche Siegfried und daß nur ich ihn vorſtellen könne; die junge Gräfin, die Tochter des Hauſes, werde Chriemhilde ſein. Da er mich dringend bat, die Bitte der Theilnehmer am Feſtſpiele nicht abzuſchlagen, ſo ſagte ich zu. Kaum hatte ich mein Verſprechen dem Maler gegeben, ſo befiel mich eine ſeltſame Spannung aller meiner Nerven, ich gerieth in eine fieberhafte Aufregung, wie ich ſie nie, ſelbſt nicht vor einer Schlacht empfunden hatte. Es war eine Vorahnung von dem Dämon eines böſen Schickſals, das mir bevorſtand; denn an jenem Abende wurde der Würfel meines Lebens geworfen. Die wenigen Tage vor dem Feſte füllte die Beſorgung der Siegfried-Coſtümes aus. Sie waren einfach und koſtbar und ganz dazu gemacht, die Wendung der Glieder vortheilhaft erſcheinen zu laſſen. Als endlich der beſtimmte Abend anbrach, fuhr ich nach dem gräflichen Hotel. Dort wurde ich in ein Ankleidezimmer geführt, wo mich der Maler und der Regiſſeur der königlichen Oper erwarteten, um mich in den Nibelungenhelden zu verwandeln. Bald kamen noch andere Herren an, welche gleichfalls Figuren im Bildercyklus darzuſtellen hatten. Es ging, wie du denken kannſt, in den Ankleidezimmern bunt genug her. Endlich entwirrte ſich doch das Chaos und die ſeltſamen Geſtalten des gewaltigen Gedichtes traten daraus hervor. Die Damen drüben in den abgeſperrten Zimmer gaben jetzt das Zeichen mit der Glocke, welche uns ankündigte, daß auch ſie fertig wären. Als jetzt mein Freund die Figuren der Reihe nach muſterte, blieb er lange bei mir ſtehen, drehte mich bald rechts, bald links, bis er mir endlich in das Ohr flüſterte: „Bei Gott, du biſt Siegfried ſelbſt!“ „Dafür,“ entgegnete ich, „habe ich auch, wie er, einſt den Schmiedehammer und das Schwert geführt.“

„Der Maler verließ uns jetzt, denn das erste Bild, Chriemhildens Traum, sollte das Schauspiel eröffnen. Nach einer Weile verkündete uns das laute Bravorufen, daß das Bilderfest begonnen. Mein Herz pochte so gewaltig, als müßte es meine Brust zersprengen; aber schon kam der Maler, mich selbst hinüber zu holen. Ich hatte den Augenblick darzustellen, wo Siegfried den Drachen überwindet. Er führte mich durch eine Tapetenthür auf die kleine Bühne, welche an dem einen Ende des Saales errichtet war. Der Vorhang war niedergelassen und trennte mich noch von den Zuschauern, ich befand mich hier mit dem Maler allein, denn Chriemhilde hatte sich bereits wieder zurückgezogen. Im Mittelgrunde der Scene stand eine hohe, dunkelrothe Wand, davor hing ein zweiter Vorhang mit einem Ausschnitt in Spitzbogenform, außen für das Auge der Zuschauer umrahmt von gothischen Verzierungen, also daß die Bilder, welche gestellt wurden, wie in einer Blende erschienen. Zwischen dem Rahmen und der Hinterwand befand sich eine Stufenerhöhung, auf der das Bild erschien. Rechts vom Zuschauer war die Beleuchtung von Lampen in hellrothen, links in blauen Gläsern mit zauberhaftem Farbenspiel.

„Der gemalte Drache wurde herbeigeschleppt, ich setzte den linken Fuß auf seinen Rücken und stach den Speer in seinen mir zugewendeten Feuerrachen. Der Vorhang ging in die Höhe, und ein hundertstimmiger Jubelruf scholl mir entgegen. Ich war, wie verzaubert, es war mir, als wenn ich träumte. Der Vorhang fiel, der Drache wurde weggeschafft, und die Gräfin als Chriemhilde kam herauf zu mir. Wie sie mich nun erblickte, zuckte sie erschrocken zurück. Doch faßte sie sich wieder und trat dann zu mir. Ich sprach kein Wort und sie kein Wort. Mit dem ersten Blick in ihre dunkelblauen Augen fühlte ich, daß sie mein Schicksal werden sollte. Sie war märchenhaft schön. Auf dem Haupte trug sie eine phantastische, mit Rubinen und Perlen besetzte Krone über dem gescheitelten, aschfarbenen Haare, welches in

langen, reichen Strähnen über ihren marmorenen Nacken hinunterwallte. Sie trug ein, bis über die Hälfte der Hüften enganschließendes, violettes Gewand, an welches sich ein langes, weitfaltiges, weißwollenes Schleppgewand anschloß nachläßig vom Gürtel in Spangen gehalten. Ihre Stirn war frei, hoch und klar, das Gesicht streng und gebieterisch, besonders der scharfgeschnittene und doch üppige Mund. Doch wie kann man Etwas beschreiben, was nur zu malen ist?! Auf Geheiß des Malers reichte sie mir die Hand. Wir standen da, Blick in Blick gekehrt, mir war es, als wenn sich mein Geist in sie und ihre Seele sich in mich in einem leisen Händedruck stürzte. Ich fühlte ihr Blut in der Hand pulsen, welche ich hielt. Mein Herz war ruhig, tödtlich ruhig, wie das eines Soldaten mitten im Gewühl der Schlacht unter dem krachenden, betäubenden Donner der Geschütze. Der Vorhang war aufgezogen und wieder gefallen, die Wiederholung des Bildes war verlangt worden, es ward wiederholt, und nur jetzt, als die Musik hinter dem Bilde schwieg, wachte die Gräfin wie von einem Traume auf. Der Maler sagte mir später, daß wir die Gäste des Generals, welcher der Oheim der Gräfin war, wundersam entzückt hätten. Es kam nun Siegfrieds Ermordung am Brunnen, dann die Scene, wo Chriemhilde vor ihrer Thüre am Morgen seine Leiche findet, zur Darstellung. Genug davon! — Das Fest war zu Ende, ich kehrte mit dem glücklichen Maler nach Hause. Meine Ruhe war von mir gewichen, die Liebe mit allen ihren Qualen hatte mein Herz bestrickt. Es versteht sich von selbst, daß der Fechtmeister, der Proletarier, keine weitere Einladung in das gräfliche Hotel erhielt. Ich aber war nicht gesonnen, Chriemhilde zu vergessen." Als hier der Erzähler eine Pause machte, fragte Benedict, fast mit mehr als Neugierde: „Darfst du mir den Namen der Familie nennen?" „Diesen schenke mir!" versetzte Waldspur, und fuhr zu erzählen fort:

„Dem gräflichen Hotel gegenüber wohnte ein Musiklehrer, ein Bekannter von mir. Ich besuchte ihn jetzt

häufig, und oft hatte ich das Glück, drüben am Fenster des großen Saales Chriemhilde zu sehen. Unsere Blicke suchten sich und hingen an einander, bis das Eine oder Andere vom Fenster zurücktreten mußte; denn auch ich mochte mich dem Musiklehrer nicht entdecken.

„Eines Tages sah ich, wie sie, am Fenster stehend, Jemand zu sich winkte; es trat die Tochter des Portiers ihres Hotels heran. Während die Gräfin mit ihr sprach, blickte sie zuweilen über die Schulter herüber zu mir.

„Ich glaubte den Wink verstanden zu haben, daher hielt ich ein Billet mit der Frage bereit: „Wo werde ich Chriemhilde wieder begegnen?“ ohne Aufschrift und Unterschrift. Ich hatte schon früher bemerkt, daß jenes Mädchen öfters gegen Abend ausging. Ich nahm mir vor, sie einmal an der Straßenecke abzuwarten. Schon am dritten Abende sah ich das flinke Mädchen aus dem Hotel heraus und längs der Straße hinhuschen. Ich folgte ihm; es ging in das Theater. Es hatte mich dort gleich erkannt, ich merkte es an seinen schelmischen Blicken, welche mich zuweilen streiften. Bei dem Ausgange vom Theater gesellte ich mich zu dem Mädchen, und unterhielt es von allgemeinen Dingen, denn ich konnte nicht den Muth gewinnen, ihm das Billet anzuvertrauen. Das Mädchen war jedoch weniger schüchtern; als wir in die Straße, wo es wohnte, einbogen, sagte es: „Sie werden mich jetzt verlassen müssen; doch haben Sie mir Etwas an meine Herrschaft anzuvertrauen, so sollen Sie eine treue Seele in mir kennen lernen.“ Ich gab dem Mädchen, ehe es von mir ging, das Billet. Nun verlebte ich einige peinliche Tage in banger Erwartung einer Antwort. Jeden Abend stand ich auf der Lauer. Endlich kam das Mädchen wieder. Im Vorübergehen flüsterte es mir zu: „Nach dem Theater!“ Ich folgte ihm dorthin, und verlor es nicht aus dem Auge. Beim Heimgange war ich wieder an seiner Seite. Es eröffnete mir: daß der General auf dem Hofballe wäre, seine Nichte aber mit Kopfweh sich entschuldigt hätte und mich empfangen würde. So trat ich zum andern Male über die Schwelle

dieſes Hotels. In das erſte Stockwerk ging eine Doppeltreppe; wo ihre erſten Abſätze zuſammengingen, war eine kleine Altanſtube vorgebaut, worin diejenigen, welche ſich bei dem General anmelden ließen, gewöhnlich warteten. Dorthinein führte mich das Mädchen, zündete eine kleine Lampe an, welche es hinter einen Schirm ſtellte, damit der Schein davon nicht an das mit einem Vorhange verhüllte Fenſter fiel, und verließ mich, indem es den Finger zum Zeichen der Verſchwiegenheit auf die Lippe legte.

„Hier mußte ich wohl eine Viertelſtunde lang im Aufruhr aller meiner Sinne ausharren, hörbar pochte mir das Herz, eine innere Gewalt ſchien die Schläfe und die Stirne mir zerſprengen zu wollen. Mein Gehör war ſo geſchärft, daß ich das vernahm, was die Vorübergehenden auf der Straße ſprachen. Mein Odem ging in glühenden Feuerſtößen, bis in die Fingerſpitzen vor pochte der Aufruhr meines Blutes. Jetzt hörte ich leichte, ſchwebende Tritte. „Sie iſt's!“ rief eine Stimme in mir. Es öffnete ſich die Thür, — es war — Chriemhilde. Ich war von dem kleinen Divan aufgeſprungen, meine Glieder verſagten mir den Dienſt, ich ſtürzte vor ihr nieder, faßte ihre Hand und bedeckte ſie mit meinen Thränen. Sie flehte, mich zu mäßigen, und wie ſie ſich zu mir niederbeugte, flammten unſere Seelen im heißen Kuſſe ineinander. Wir blieben bis tief in die Nacht zuſammen und trennten uns nur mit dem küſſeverſiegelten Verſprechen, jede Gelegenheit zu geheimer Zuſammenkunft zu benutzen. Der Winter verging, der Frühling brach an, und wir gehörten zueinander, wie Mann und Weib. Zu der Liebe geſellte ſich aber für mich die Pflicht, ſie aus ihren Verhältniſſen retten zu müſſen. Sie konnte ſich jedoch nicht zu einer Flucht entſcheiden, welche doch ihr Zuſtand nöthig zu machen ſchien. Mit dem heißen Drang im Herzen, ſie zu ihrer, zu unſerer Rettung endlich dennoch zu bewegen, denn jeder Augenblick konnte unſer ſüßes und doch ſo ſorgenvolles Geheimniß verrathen, war ich auf ihre Beſtellung gegen Abend in das

Hotel und in das bekannte Zimmer geschlichen. Kaum war ich dort angelangt, so hörte ich den Haupteingang und jetzt die Thür im Hinterhause schließen. In diesem Augenblicke flüsterte eine Stimme zu mir herein: „Rette dich, Alles ist verrathen!“ Gespornte Schritte einiger Männer kamen herbei und drüben herauf, Andere von oben herunter; es schien um mich geschehen zu sein. Ich machte schnell und behutsam das Fenster auf, hob mich hinaus, trat auf ein vorspringendes Gesimse, und im Nu stand ich unten in der Flur, während oben in dem Zimmer die Thür aufgerissen wurde und mehre barsche Stimmen riefen: „Der Hund ist hinunter!“ Ich eilte nach dem Hinterhaus, dort stand die Staatskutsche des Generals, über deren Decke durch ein Fenster der Schein einer Straßenlaterne hereinfiel, ich kletterte dort hinauf, schon hörte ich die Verfolger sich nähern, mit einem Faustschlag flog das Fensterkreuz hinaus und ich hinterdrein auf das Pflaster der dort vorübergehenden Seitenstraße. Meine Gebeine hatte der Sprung so erschüttert, daß mir einen Augenblick lang die Sinne schwinden wollten, ich beherrschte mich aber und kroch, wie ein Hund, längs der Häuserwand hin bis zu der nächsten Thür. Dort wohnte ein Schuhmacher, welcher mir bekannt war. Er nahm mich auf und ließ mich in seiner Kammer im Bette ausruhen; denn wir Männer aus dem Volke sind barmherzig zu einander. Er rieb meine Glieder mit Spiritus, gab mir einige Tropfen Arznei aus seiner Hausapotheke und überließ mich dann dem Schlummer, in den ich versank. Es mochte gegen elf Uhr in der Nacht sein, als ich neugestärkt erwachte und Nichts spürte, als einen dumpfen Schmerz in den Kniegelenken. Doch auch dieser wich, als ich einige Schritte in der Kammer auf- und abgegangen war. Jetzt aber überfiel mich die Sorge um die Geliebte meiner Seele, um mein Weib! — Ich riß mich daher von meinem barmherzigen Samariter los, der mich mit Gewalt zurückhalten wollte, nachdem er mir heilige Verschwiegenheit über den Vorgang angelobt hatte, und

hinkte auf einem Umweg nach dem Hause des Musiklehrers, welches, wie du schon gehört hast, dem Palais gegenüber lag. Die Hausthür war noch offen, der Musiklehrer noch auf. Als ich in das Zimmer trat, lag er im Fenster und rief: „Was da drüben bei dem General nur vorgehen mag?“ — Ich zog ihn vom Fenster zurück und sagte ihm: „Du wirst gut thun, wenn du dich nicht darum bekümmerst, sondern mir die Sorge darüber überlassen wirst! Ich habe nur eine Bitte: leg' dich ruhig in dein Bett und laß' mich hier wachen!“ — „Mein Gott!“ versetzte er, als er mir in das Gesicht blickte, „wie gräßlich siehst du aus!“ — „Nimm dir auch dies nicht zu Herzen, Alter!“ entgegnete ich. Der Musiklehrer ging jetzt an einen Wandschrank, nahm eine Flasche Wein und ein Glas heraus, und sagte: „So möge dir dieses da Gesellschaft leisten! Du hast Recht, um Alles zu wissen, frommet nicht; gute Nacht!“ Mit diesen Worten ging er in sein Schlafcabinet; ich hatte nun hinlänglich Zeit, das Rennen und Laufen mit den Lichtern drüben im Palais und die beweglichen Schatten an den Fenstervorhängen zu beobachten. Welche gräßliche, blutige Gedanken gingen in jener Nacht durch meine Seele! ich war nahe daran, die Hand an mich selbst zu legen und dem verhaßten Leben ein Ende zu machen, „Ja,“ grollte ich für mich, „wir Armen sind die von Gott Verworfenen! Was hilft es mir, daß ich mit meinem heißvergossenen Blute in so vielen Gefechten und in mancher Schlacht dem Vaterlande gedient habe? nun ich heimgekehrt, werde ich gehetzt, wie ein wildes Thier der Wüste! Doch es geschieht mir schon recht, warum erhob ich mein Haupt aus dem Schmutze zur Tageshelle empor, ich — ein geborener Sclave!“ — Mitten durch diese Gedanken brach wieder die Liebe zu Ihr, wie ein tröstlicher Lichtstrahl! Hatte sie mich doch vor Tausenden zu ihrem Gatten gewählt! War sie nur treu, dann blieb sie ewig mein! Unter diesen Alleingesprächen dämmerte der Morgen an; die Flügel des Thores im Palais wurden aufgemacht, und der große, schwerbepackte Familienwagen heraus auf die Straße geschoben; dann brachte der Stallknecht die angeschirrten

Pferde und spannte sie vor. Der Odem stockte mir in der Brust; endlich wurde eine verschleierte Dame herausgeführt; ich erkannte Sie! Mit einem Aufschrei sank ich am Fenster nieder; noch hörte ich am Boden das Rollen des fortfahrenden Wagens. Die Thorflügel wurden drüben in das Schloß geworfen, Alles wurde wieder still. Mir war es, als wenn auch zugleich mein Herz zu Eis verhärtet still stehen wollte. Ich erhob mich vom Boden und verließ die Wohnung meines Freundes, welche ich nie wieder besuchte. Einige Tage nachher kam dieser zu mir und eröffnete mir, daß einem Unbekannten, welcher vorgeblich die Familienehre des Generals beleidigt hätte, nachgestellt würde. Ich bat ihn, sich nach der Tochter des Portiers im Palais zu erkundigen, denn mit dieser müßte ich irgendwo sprechen. Er versprach es, meldete mir jedoch bald darauf, daß sie mit der Nichte des Generals verreist sei, aber wohin? wisse selbst ihr Vater nicht. Mir war das Leben, zumal in Berlin, wo ich das höchste Glück und Unglück erlebt hatte, verhaßt geworden. Ich griff daher wieder zum Wanderstabe und zog in die Welt hinaus, ohne zu wissen, was ich darin weiter anfangen sollte. Doch das Leben duldet keinen Müssiggänger aus dem Volke; mein Geld ging auf die Neige, ich mußte wieder arbeiten, um leben zu können. In einem Wirthshause, welches ein Schmied hielt, war ich endlich bankrott. Ich bot dem alten Schmiedemeister, der eben ein unbändiges Pferd vergeblich zu beschlagen suchte, meinen Dienst an. „Er wird auch das wüste Thier nicht unterkriegen," meinte er höhnisch. Ich aber trat vor das Pferd hin, faßte es in das Auge, bis es zu zittern begann, und nun hieß ich den Schmied sein Amt verrichten. Dieser hielt mich für einen Hexenmeister, da das Pferd nun ruhig mit sich schalten ließ. Ich war bald mit ihm einig und trat als Geselle bei ihm in Dienst. Welch' eine heilende Kraft steckt in der Arbeit! Alles Leid, aller Kummer und die dumpfe Verzweiflung stoben in Funken aus dem glühenden Eisen unter dem starken Schlage meines Schmiedehammers hinweg, nur eine stille, unauslöschliche Trauer blieb zurück.

Unter harter Arbeit waren mir in dieſer Schmiede zwei Jahre vergangen, ich wußte nicht, wie? Eines Tages hielt dort ein kleiner Planwagen, der Fuhrknecht kam herein und wünſchte, ſeinem Pferde das eine Hufeiſen feſtnageln zu laſſen. Wie ich in der beſten Arbeit war, ſtieg ein Frauenzimmer aus dem Wagen und trat zu mir. Als das Hufeiſen feſtſaß und ich mich aufrichtete, that das Frauenzimmerchen einen Schrei, und auf einen Blick erkannte ich die Vertraute meiner Liebe, Anna, die Tochter des Portiers bei dem General. Ich trat mit ihr bei Seite. Wir Leute aus dem Volke haben ein offenes Herz für einander. Sie vertraute mir bald das unſelig heilige Geheimniß, daß das geliebte Weib heimlich entbunden worden ſei und auf dem Gute des Generals im Gebirge lebe. „Und mein Kind?“ fragte ich herzlich beklommen. „Das Kind iſt,“ verſetzte ſie, „Gott weiß wohin? ausgethan worden! Es iſt irgendwo unter fremdem Namen erzogen. Ich habe heilige, theuere Verſchwiegenheit angelobt, Niemand ſoll das Geheimniß auch erfahren, aber Ihr habt ein Recht, ein noch heiligeres darauf! Und dann, wer weiß, wozu Alles gut iſt?“ „Hat die Mutter des Kindes,“ fragte ich wieder, „meiner in Liebe gedacht?“ — „Sie hat,“ — verſetzte das Mädchen, „ſeit der gezwungenen Abreiſe von Berlin Ihren Namen, lieber Wildſpur, nie wieder zu mir ausgeſprochen. Guter Freund, Sie kennen nicht die Frauen vom hohen Stande; ſie können wohl mit Euch Männern aus dem Volke ſündigen, aber Euch lieben — bis über den Stand hinaus, nimmermehr!“ Ich knirſchte mit den Zähnen, doch mußte ich wiſſen, ob ſie Recht hatte. Ich ließ mir von ihr noch einmal den Aufenthalt der vornehmen Frau ſagen, prägte ihn in mein Gedächtniß, und beſchloß zu ihr zu pilgern, um wenigſtens mein Kind zu erhalten. Als Anna auf ihrem Planwagen, welcher ſie vom Gute des Generals, wo ſie bis jetzt geweſen war, in eine andere Gegend und auf eine andere Beſitzung der Familie brachte, davongefahren war, ſchied auch ich von dem alten Schmiede, der mir noch einmal die Hände ſchüttelte, doch kein Wort ſprach; denn

Leute seiner Art haben keine Worte für Gefühle weicher, milder Art. Am dritten Tage darauf stand ich schon vor dem einst so heißgeliebten Weibe im Park vor dem Schlosse, wo sie, wie ich erkundschaftet hatte, häufig einsam spazieren ging. Sie erschrak heftig, als ich vor sie trat, faßte sich jedoch mit Gewalt und fragte fremd und stolz: „Wer ist Er? Was ist Sein Begehren?“ „Kennst du mich nicht mehr?“ rief ich. „Ich will dich,“ versetzte sie hart, „wer du auch seist, nie gesehen haben!“ — Ich bebte vor Wuth und flüsterte ingrimmig: „Wo ist das Kind? das Kind?“ „Ist Er wahnsinnig?“ fragte sie höhnisch. Ich trat ihr jäh nahe und sagte ihr ein Wort, vor dem sie, wie vor einem Hammerschlage, zurücktaumelte. In diesem Augenblicke kamen zwei Lakaien herbeigerannt; die Gräfin war bei einer Gartenbank niedergesunken und rief den Dienern zu: „Schafft den verrückten Menschen fort!“ Sie wollten mich packen, ich aber schleuderte sie weit weg von mir und verließ das gräßliche Weib auf Nimmerwiedersehen! Ich haßte sie und zertrat jede schöne Blume am Wege, als wäre es ein Auge von ihr. Ich war aus dem Parke fortgegangen immer weiter, ohne Ziel, wie der ewige Jude, und irrte nun in den Wäldern umher. Schon einige Tage lang hatte ich von Wurzeln und Beeren gelebt, da kam ich endlich auf einen Fußsteig, auf welchem ein Bote, wie es schien, vor mir herschritt. Ich hatte ihn bald eingeholt; da ich wild genug aussah, hielt er mich für einen Pascher von der nahen böhmischen Grenze. Ich ließ ihn bei diesem Wahne. Bald kamen wir zusammen in ein Gespräch. Es that meinem Herzen wohl, wieder mit einem Menschen zu verkehren. Ich blieb daher bei ihm und kehrte mit ihm in einem einsamen Wirthshause ein, wo wir einen Krug Bier trinken mochten. Da ich ihn freihielt, wurde er sehr gesprächig und erzählte mir, daß er einen Brief und einiges Geld in das Grenzdorf bringen müsse, welches wir bald erreichen würden. Da er mir auf die Frage: woher er komme? das Gut nannte, wo die Gräfin sich aufhielt, so warf ich ihm die Frage ein: „Wie

geht es denn dem ausgethanen Kinde?“ Der Bote sah mich starr an und entgegnete: „Nun da Ihr darum wißt, so kümmert mich die Sache weiter auch nicht.“ Er wurde nun um so vertraulicher, je gleichgültiger ich mich benahm. So erfuhr ich denn bald, daß sie das Kind in dem Dorfe, welches schon vor uns da lag, heimlich erziehen ließ. Ich begleitete ihn bis zum Hause, wo es untergebracht war. Ein herziges Kind saß auf der Thürschwelle und spielte mit einem weißen Kaninchen, welches Kraut aus seinem Händchen fraß. Wie wir uns ihm näherten, wurde mir das Herz so schwer, daß ich hätte zusammenstürzen mögen. Als der Bote dem Kinde bei seinem Eintritte in das Haus die Hand gab, und dabei schelmisch mir zublinzelte: „Das ist das arme Kind!“ sank ich auf die Bank neben der Hausthüre nieder und weinte laut in meine vorgehaltenen Hände. Das Kind hatte sich zwischen meine Kniee gedrängt und weinte mit. Wie ich seine Händchen fühlte, war es mir, als hätte mich ein Engel Gottes berührt, ich stürzte nieder auf meine Kniee, schloß das Kind in meine Arme und küßte und streichelte es; — denn es war mein Kind! — Die Leute im Hause, welche mich gehört hatten, kamen heraus und drängten sich fragend an mich. Es war mir unmöglich in diesem Augenblicke zu sprechen vor der Bewegung meines Gemüthes. Ich hatte das Kind auf den Arm genommen und stand, in seinen Anblick versunken, lautlos da. „Was fragt Ihr denn?“ rief endlich die Bäuerin, die Pflegefrau des Kindes. „Ihr seht es ja an der Aehnlichkeit des Mannes, daß er der Vater ist.“ „Ja, so ist es, Ihr guten Leute,“ versetzte ich, „doch welchen Geschlechtsnamen hat es in der Taufe erhalten?“ „Wildspur ist der Name seines Vaters,“ versetzte die Bäuerin. „Ja, so gehörst du mein, liebes Kind, auf immerdar!“ rief ich; „da seht die Papiere ein, welche den letzten Zweifel Euch nehmen können, habt Ihr noch einen!“ Ich ließ mir jetzt Papier, Dinte und Feder geben und schrieb der hartherzigen

Mutter des Kindes: daß ich das arme, verstoßene Wesen an mich genommen, sie selbst aber dem Gerichte ihres eigenen Gewissens übergeben hätte! Dem Briefe fügte ich den Verlobungsring bei, welchen sie mir gegeben hatte, und händigte ihn dem Boten ein, welcher seinen Rückweg wieder antrat. Bei den armen Leuten fand ich weiter keinen Widerstand und gutes Wort und Geld öffneten mir die Thür. Das Kind, wohlverwahrt im warmen Kleidchen auf meinem Arm, sein Lockenköpfchen auf meiner Schulter, befand ich mich bald auf freiem Wege. Im nächsten Städtchen fand ich eine Fuhrgelegenheit hierher nach Dresden. Diese nahm ich wahr, mein Kind dorthin zur Schwester meiner Mutter zu bringen, welche an einen Buchbinder verheirathet und nun verwitwet war. Das gute Weib nahm sich meines Kindes mütterlich an. Ich ließ es bei ihr, als ich wieder aufbrach, um mein Glück in der neuen Welt zu suchen, das mich in der alten geflohen hatte. Funfzehn Jahre sind nunmehr vergangen, seit ich mein Kind nicht gesehen habe! Im nächsten Dorfe hinter uns habe ich Wagen und Pferde zurückgelassen; die Thiere bedurften der Ruhe, ich hatte keine und so eile ich noch zu Fuße der Stadt zu, welche mein theuerstes Kleinod birgt."

Unter dieser Erzählung waren Beide in der Stadt angekommen. Nachdem sie noch einander ihre Wohnungen bezeichnet hatten, schieden sie von einander.

Ehe diese Nacht vorübergeht, möge noch ein Bild vor die Seele des Lesers treten. Wir biegen von dem Fenster eines Kämmerleins die zarten, sprossenden Weinranken mit ihren jungen, noch zwischen Blutroth und Grün spielenden Blättern zurück und blicken in ein Schlafgemach. Ein mattes Nachtlicht steht auf der kleinen Kommode unter dem Spiegel bei einem Blumenstrauße im Glase; uns gegenüber befindet sich ein Bett, welches mit einem buntgeblümten Vorhange verhängt ist. Dieser

weicht zurück, ein heller Schein fällt auf das schlafende Mädchen, welches hier, zuchtig verhüllt, im weißglänzenden Bette liegt, wie eine Rose im Schnee, wenn je der Zufall Rose und Schnee zusammenbrächte. Das Nachthäubchen hat sich über die Stirn und das Vorderhaupt zurückgezogen, reiche Locken haben sich daraus hervorgestohlen und sich auf die schöne Schulter gelagert, über dem Busen ruhen die feinen Hände, wie der Kelch einer purpurrothen Blume, sind die Lippen geöffnet, daß die Zähnchen, wie große Perlen, hervorscheinen, der süßeste Schlummer glüht auf dem Gesichte, wie ein anbrechender Sommermorgen. Am Bette steht ein hoher, ernster Mann mit einem alten, grauen Weibe, welches eine helleuchtende Lampe hinter dem Haupte der Schläferin emporhebt. Die Augen des Mannes füllen sich mit Thränen, welche plötzlich, wie schwere Regentropfen, auf die träumende Blume herabfallen. Jetzt beugt er sich und küßt das schlafende Mädchen leise auf die Stirne, dieses zuckt ein wenig zusammen, legt dann das Köpfchen auf die andere Seite und schläft weiter. Mit einem Blicke der heiligsten Liebe zieht sich der Mann zurück, die Alte mit der Lampe folgt, die Vorhänge fallen zu, und das Bild verschwindet. Alles ist wieder still im Kämmerlein; einsam steht wieder das dämmernde Nachtlicht auf der Kommode und läßt seine matten Lichtschimmer mit den Farben der Blumen im Wasserglase spielen. Man hört keinen Laut, kein Geräusch mehr in der Kammer, man vernimmt nur die Odemzüge der Schläferin hinter den Bettgardinen und das leise Trippeln eines Mäuschen oben über der Kammer im Boden, welches durch eine Ritze in der Diele mit uns gelauscht hat und wieder in sein warmes Nestchen zu seinen Kleinen eilt, um ihnen diese Vision zu erzählen.

Der Brief.

Gräfin Eliſabeth war ſpät aufgeſtanden. Sie hatte ſeit langer Zeit nicht ſo ſanft geſchlafen, wie in der vergangenen Nacht. Ein ſchöner Traum in lieblichen Dämmerbildern hatte ſie eingewiegt und, wie mit leichten Küſſen, wieder aufgeweckt. Ihr war es vorgekommen, als wenn Benedict fortwährend bemüht geweſen wäre, ſie in Centifolien, welche er behutſam aufeinander legte, neckend einzubauen. Dieſem ſüßen Traumſpiele war ſie noch hingegeben geweſen, als ſchon längſt die Morgenſonne hinter den grünen Vorhängen, welche die Fenſter verhüllten, ihre Flammen ausgoß. Sie ſaß nun in dem ſeidenen, apfelgrünen Morgenmantel bei der Toilette und hinter ihr ſtand Anna, das ſchöne, aſchfarbene Haar zu Strähnen flechtend.

Anna blickte jetzt über ſie hinein in den Spiegel; ein geheimnißvolles Lächeln des Wohlgefallens ging bei dem Anblicke des Spiegelbildes der ſchönen Gebieterin über ihr Geſicht. Eliſabeth bemerkte es und fragte mit einem Anfluge von Coketterie und halbzurückgewendetem Kopfe: „Was meinſt du, liebe Anna?“

„Meine gnädige Gräfin,“ verſetzte Anna, „blühen in der Reſidenz faſt täglich ſchöner auf; die Luft hier thut Ihnen gut.“

„Ich fühle wohl, was du ſagen willſt!“ verſetzte Eliſabeth kleinlaut und fragte dann mit leiſem Zittern der Stimme: „War ich denn wirklich ſo heruntergekommen?“

Anna zuckte ein wenig, ſie half ſich jedoch über die

verfängliche Frage mit einer gewißen Aufrichtigkeit hinweg indem ſie ſagte: „Wenn auch die Bläſſe intereſſanter iſt, ſo freue ich mich doch, wenn ich den durchſichtigen, rothen, Teint wieder bemerke; es ſtehen Ihnen dann immer die Rubin-Balais ſo gut dazu! Gewiß ſpielte auch neulich der Baron von Ivenhof darauf an, als er im rothen Champagner flüſſige Rubin-Balais zu trinken meinte."

„Du ſcheinſt dich für den Baron zu intereſſiren?" fragte leicht und, wie gleichgültig, die Gräfin.

„Er hat," verſetzte Anna, „ein Weſen in ſeinen Manieren, welches den Damen gefallen muß; mitten unter allen übrigen Männern behält er etwas Beſonderes, welches ihn auszeichnet. Meine gnädige Gräfin hat mir noch geſtern vor dem Schlafengehen geklagt, wie die Unterhaltung geſtern Abend durch die ſchreckliche Arie aus der neuen Oper zu Grunde gerichtet worden ſei. Man konnte nicht herausfinden, ob die Geſellſchaft ſich langweilte, oder betäubt war. Der Abend dehnte ſich, wie elaſtiſches Gummi, in das Unendliche. Da endlich Alle die Treppe hinunter waren und, wie Fledermäuſe, zur Hausthüre hinausſchwirrten, war es nicht, als ob noch Jemand unſichtbar im Zimmer zurückgeblieben wäre und mit den Strahlen ſeiner Augen den Abend erleuchtete?"

Anna überließ die Antwort der Gräfin.

„Und nun?" fragte Eliſabeth nach einer Weile.

„Ich werde mich," verſetzte Anna, „ſchwer an die neue Mode gewöhnen, und doch müſſen wir den Knoten des Haares allmälig dem Wirbel nähern. Die kleinen, corpulenten Frauenzimmer können ſich die längliche Mode ſchon gefallen laſſen, aber meine Gräfin, welche hoch iſt, wie — Chriemhilde" —

Eliſabeth fuhr erbleichend bei dieſem Namen zuſammen; ſie biß ſich auf die Unterlippe und ſah forſchend in das Geſicht ihrer Anna im Spiegel; da dieſes harmlos ausſah, ſo bezwang ſie die aufſteigende Heftigkeit ihres Gemüthes, zumal Anna, welche dennoch abſichtlich ihr dieſen

Stich in das Gewiſſen gegeben hatte, ohne Arg zu plaudern fortfuhr:

„Haben Sie geſtern Abend den Kammerjunker von Staudenigel betrachtet? Gott weiß, von welchem Urgroßvater er ſeinen knappen, faltenloſen Frack ohne Aufſchläge und Klappen, von der Bruſt weit abſtehend, aufgetrieben hatte. Erinnern Sie ſich noch an unſer Weißkehlchen mit den ſchwarzen Flügeln und den feinen, feinen Beinchen? Ich ſtand geſtern immer in Angſt, daß unſer Kammerjunkerkehlchen in dem weißen Caſchemirweſtchen anfangen würde, auf Ihre Schulter zu fliegen und ſein melancholiſches Liedchen zu pfeifen."

„Du kannſt boshaft ſein!" bemerkte die Gräfin.

„Zum Hausbedarf, meine Gnädige!" antwortete Anna.

„War keiner unter unſeren Herren, welcher dir gefiel?"

„Ach ja, der hübſche Baron!"

„Welcher Baron?"

„Der heilige Benedict! ora pro nobis!"

„Du biſt unerträglich."

Anna wußte es beſſer, ſie fuhr plauderhaft fort: „Er ſchwebte als Paradiesvogel zwiſchen vorletzter und letzter Mode!"

Anna trat jetzt bei Seite und ſagte: „Dieſe prächtige Haarfülle!" Dabei blickte ſie der Gräfin in das Geſicht, um zu ſehen, welchen Eindruck ihre Bemerkungen gemacht hätten. Sie war zufrieden, als die Augen der Gräfin heiter und klar waren.

„Gut! ſehr gut!" verſetzte die Gräfin und ließ es ungewiß, ob ſie damit die Friſur oder Benedict meinte. Damit war auch Anna zugleich entlaſſen.

Eliſabeth blieb vor dem Spiegel ſitzen und betrachtete darin ſich ſelbſt mit argwöhniſchen Blicken. Es fällt Jedem ſchwer, ſich von der Jugend trennen zu müſſen, wie vielmehr einer Dame, welche alle ihre Gaben, vor allen den Zauber der Schönheit beſeſſen! Doch heute hatte der kryſtallene Freund einen heitern Blick für ſie. „Anna hat Recht," ſprach ſie bei ſich, „die Roſen meiner Jugend

ſcheinen wieder aufblühen zu wollen. Wenn der Spruch der alten Kartenſchlägerin: daß mir ein Freund das verlorne Glück doppelt zurückbringe, durch Benedict erfüllt würde? — Er ſoll arm ſein, ja, wenn er es wäre, ich könnte ihn reich, vielleicht glücklich machen!“ — Sie erſchrak über dieſes Selbſtgeſtändniß ſo, daß ſie erbleichend ſich vom Spiegel abwandte. Vor ihrer Seele ſtand ein großer, zorniger Mann mit wilden Blicken, ein Kind auf den Armen.

„Heinrich! Heinrich! fürchterlicher Menſch, willſt du nicht aus meinem Gemüthe weichen? O, ich kann nie, nie wieder glücklich werden!“

Nachdem Anna zu verſchiedenen Malen leiſe angepocht hatte, trat ſie endlich herein und ſtand vor der Gräfin mit einem zierlichen Briefe. Die Gräfin blickte auf, nahm den Brief und verabſchiedete Anna mit leichter Handbewegung. Sie betrachtete die Adreſſe und ſagte dabei für ſich: „Wie ſicher und zierlich ſind dieſe Schriftzüge! Nur eine glückliche Hand kann ſo ſchreiben.“ Sie erbrach den Brief, — es war der Brief, den Benedict an ſie, wie eine Frage an das Schickſal, geſchrieben und ſeiner erſten Liebe zu Victorine erwähnt hatte.

Sie konnte die Zeilen kaum zu Ende leſen, ſo trüb wurde ihr Blick; der Brief fiel aus ihrer Hand und auf ihren Schooß eine große Thräne ſtürzte hinterdrein, als weihe ſie ein Grab, worin die letzte Hoffnung begraben wurde.

Lange ſaß die Gräfin mit gefalteten Händen hier, ihre Augen ſtarrten vor ſich hin. Endlich ſprach ſie mit einem Seufzer aus der Bruſt zu ſich ſelbſt: „Vorüber! auch dieſer Traum, noch ehe er Geſtalt gewonnen, verſchwunden! Wie konnte ich auch ſo verwegen ſein, an eine glückliche Zukunft zu denken? ich, deren Herz von Gram und Reue zerriſſen iſt! — Heinrich, wie bitter biſt du an mir gerächt, wie furchtbar das Kind, dem ich im falſchen Hochmuthe das Mutterherz geraubt! Benedict ſollte mir, wie die Lügenprophetin ſagte, mein Glück

doppelt wiederbringen? — Mein Glück, wo könnte es anders sein, als bei meinem verlorenen Kinde, und" — wie sie doppelsinnig hinzusetzte, „bei ihm? — Wie, wenn das Schicksal mir vergönnte, sein Glück in einem anderen Sinne zu machen, vielleicht kann er mir doch das meinige dafür wieder geben? Wie er sich mir entdeckt hat, so will ich mich ihm anvertrauen! — Er liebt Victorine noch immer! Ob sie auch ihn? — Sollte er nicht wissen, daß sie schon seit zwei Jahren Wittwe ist? Sie muß hierher kommen!" —

Schnell und feurig, wie Elisabeth war, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb an die verwittwete Generalin Victorine von Steinfelden. „Es gilt dein, vielleicht auch mein Lebensglück" — schrieb sie unter Anderem — „bei dem Empfange dieser Zeilen laß' sogleich anspannen und eile in die Arme deiner schwesterlichen Freundin"!

Bald war der Brief gesiegelt, adressirt und auf die Post geschickt.

In Elisabeth's Herz kehrte eine Ruhe zurück, wie sie lange Zeit sie nicht gefühlt hatte. Es war ihr, als hätte sie ein gutes Werk gethan.

Das beichtende Tagebuch.

Benedict war in den nächsten Tagen aus Betrübniß zerstreut; er hatte immer noch keine Einladung oder Antwort von Elisabeth erhalten, und ohne Weiteres, wie er konnte, ihr seine Aufwartung zu machen, war er zu stolz. So brachte er mißmuthig Tage und Stunden einsam in seiner Wohnung unter Studien und Arbeiten zu. Er hatte sich vorgenommen, die Geschichte der modernen Benedictiner zu schreiben, wozu er nun seine Skizzen machte. Er nahm, um desto ungestörter zu sein, keine Besuche an; nur seinen Freund Johannes, welcher jetzt gemeldet wurde, wollte er nicht abweisen. Dieser flog im festlichen Gewand und der heitersten Aufregung

zu ihm herein und drückte ihn an sein Herz mit den beflügelten Worten: „Heute ist mein Verlobungstag! Cecil ist meine Braut! Er war selbst seine Schwester und heißt Cäcilie! Sie hat sich mir in jener Gewitternacht auf der Elbfahrt entdeckt. Nun ist auch ihr Vater angekommen, Wildspur heißt er, — aus Amerika; er besitzt eine große Stahlwaarenfabrick. Er segnet unsern Bund und wir wandern mit ihm in die neue Welt! Er wohnt in Stadt Rom. Nach Rom! Heute gegen Abend ist dort unser Verlobungsfest; der Benedictinerconvent versammelt sich bei ihm! Die Freunde sind von mir durch den Lohnbedienten zur Tafel geladen; zu dir komme ich selbst! Versprichst du zu kommen?“ —

Jetzt fehlte dem Aufgeregten der Odem; Benedict sagte mit tausend Glückwünschen seine Gegenwart zu.

Als Johannes davon geeilt war, sagte Benedict betrübt für sich: „Also doch ein Glücklicher! Das Glück folgt demselben Gesetze, wie die Liebe: der Absicht geht es aus dem Wege, und der Unbefangenheit giebt es sich unbefangen hin. Mein Glück ist in jener Nacht in dem Forsthause gestorben, wo der gute Hühnerhund Amor mir so humoristisch sein Beileid bezeigt hat!“

Doch schon pochte es wieder an seiner Stubenthür; — ein Brief — die längst ersehnte Antwort von Elisabeth wurde ihm eingehändigt. Er wurde dringend eingeladen, noch diesen Morgen hinzukommen. Mit einigen Zeilen, welche er dem Bedienten zurückgab, sagte er zu. In kurzer Zeit war er angekleidet und auf dem Wege zu ihr. In dem Palais angekommen und gemeldet, kam er sogleich vor.

Er fand Elisabeth in großer Toilette. Sie empfing ihn mit wechselnden Stimmungen des Gemüthes, doch lebhaft und aufgeregt. Sie sprach viel und durch einander. Benedict glaubte zu merken, daß sie bei sich selbst Ausflüchte suchte, um über einen schwierigen Punkt hinauszukommen. Doch rückte ihr der Ernst immer näher, bis sie endlich sagte:

„Lieber Benedict, ſetzen Sie ſich zu mir und hören Sie mich an! Sie haben mir eine Art von Liebeserklärung gethan, welche mir geſchmeichelt hat, obſchon Sie dabei auf eine frühere und, wie es ſcheint, einzige Liebe zurückblicken. Das Vertrauen, welches Sie mir in Ihren Geſtändniſſen ſchenken, möchte ich mit dem meinigen erwidern. Hier in dieſem Tagebuche ruhen meine Geheimniſſe; ſie ſind ſo eigener Art, daß ich mich ganz Ihrer Discretion anheimgebe, ſobald ſie Ihnen bekannt ſind. Es drängt mich, meine ganze Seele Ihnen zu entdecken, aber vorher müſſen Sie mir einen heiligen Eid ſchwören, Nichts davon auf irgend eine Weiſe einem Uneingeweihten zu entdecken.“

Benedict gerieth bei dieſen Worten in die höchſte Spannung; er rief: „Wobei ſoll ich ſchwören?“

„Bei Victorinens Herz!“ verſetzte die Gräfin. Bei dieſen Worten blickte ein ſchöner Frauenkopf durch den getheilten Vorhang aus dem Nebenzimmer hinter dem Rücken Benedict's herein.

„Victorinens Herz?“ fragte Benedict mit niedergeſchlagenen Augen.

„Gilt Ihnen,“ verſetzte Eliſabeth, „Ihre erſte Liebe Nichts mehr?“

„Ich wünſchte wohl,“ entgegnete Benedict, „ſie vergeſſen zu können! — Da ſie an Ihren Oheim, den General, verheirathet iſt, ſo kennen Sie ſelbſt das liebenswürdige Weſen!“ —

Bei dieſen Worten ſchien es, als winkte Eliſabeth irgendwem zu; Benedict wandte ſich um, bemerkte jedoch nichts.

„Ich ſchwöre Ihnen,“ ſagte jetzt Benedict feierlich, „Verſchwiegenheit zu bei Allem, was mich je glücklich und unglücklich gemacht hat.“

„Gut, mein Freund!“ verſetzte Eliſabeth, „hier iſt das Tagebuch. Sie brauchen blos einige mit Einlagen bezeichnete Blätter zu leſen; denn hinter dem kurzen Vergehen folgt die lange, lange Reue. Wenn Sie geleſen haben, dann rathen und helfen Sie mir! — Ich laſſe Sie jetzt

auf eine Stunde allein.“ Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich.

Benedict befand ſich nun allein im Zimmer und in der ſeltſamſten Gemüthsſtimmung. Lange hielt er das in grünen Saffian gebundene Tagebuch in der Hand, ohne es zu öffnen. Faſt ſchien es ihm ein Verbrechen, vielleicht tief in den Abgrund eines Frauenherzens hineinzuſchauen. Sie wollte es aber! Mit leiſe zitternder Hand ſchlug er das Buch auf. Die erſten Blätter überflog er ſchnell, ſie enthielten höchſt gleichgültige Mädchengedanken und kleine Ereigniſſe von keiner Bedeutung. Wie aber wurde ihm zu Muthe, als er las: „Heute Abend hat Chriemhilde ihren Siegfried geſehen!“ Es flammte vor ſeinen Augen, als er endlich den Namen: „Heinrich Wildſpur“ las. „Alſo Er!“ — rief Benedict, „wie ſeltſam, wie wunderbar!“ — Er las odemlos weiter. — Es blieb kein Zweifel mehr, Eliſabeth war die ſchöne Gräfin, welche das Standesvorurtheil ſo unglücklich werden ließ. Wie entſetzlich ſchön war ihr Abſchied von Berlin geſchildert, wo ſie noch bei dem Einſteigen in den Wagen den Aufſchrei des geliebten Mannes gegenüber am Fenſter des Nachbarhauſes gehört hatte! Nun trat eine lange Unterbrechung im Tagebuche ein; nur einige kurze, ſchroffe Sätze bezeichneten hier, daß in ihrem Gemüthe ſich der Hochmuth kämpfend gegen „den Mann aus dem Volke“ erhoben hatte. Bald war der Sieg entſchieden, einige gefühlloſe Sätze deuteten es an. „Wie grauſam und abſcheulich!“ flüſterte Benedict für ſich, als er las: „Auch das Herz der Mutter ſoll auf dem Altare der Ehre geopfert ſein! — Man hat das Kind heimlich weggebracht, es ſoll gut aufgehoben ſein! — Später mag es unter fremden Namen wieder zu mir kommen, wenn es Ihm nicht ähnlich ſieht!“ „Und mir giebt das entſetzliche Weib dieſes zu leſen?“ fragte voll Entſetzen Benedict. Endlich fand er wieder eine wichtige Stelle: „Menſch, wer hat dir dieſe fürchterliche Macht über mein Gemüth gegeben? Heute ſtand er wieder im

Garten vor mir, meine Seele krümmte sich vor Furcht zu seinen Füßen! — Er ist ein Mann. Ich bin stolz darauf, daß er mir auch jetzt nicht gering erschienen ist, wo ich mit ihm abgeschlossen habe.“ — Doch bald sollte dieses starre Gemüth brechen! Der Brief, in welchem Wildspur ihr aus dem Dorfe an der böhmischen Grenze meldete, daß der verleugnete Mann das treulose Weib von der Last des ausgestoßenen Kindes befreit und es mit sich genommen habe, hatte, wie ein Blitzstrahl, ihr Herz getroffen. So wunderbar kreuzen sich die Widersprüche in dem Herzen eines Weibes! Auf den folgenden Seiten des Tagebuches waren die grimmigsten Selbstanklagen und die herzzerschneidendsten Zeichen der Verzweiflung in einzelnen Sätzen angedeutet. Die Liebe zu dem verlorenen Kinde und seinem Vater geißelte sie mit Feuergluthen in Verzweiflung.

Benedict überflog das Alles mit hastigen Augen, alle seine Fibern zuckten in peinlicher Aufregung. Er las zum ersten Male unmittelbar die geheimsten Memoiren eines weiblichen Gemüthes, das einen Vulkan unter der Eisdecke des Gletschers verborgen hatte. Der Frauen- und Standesstolz der Gräfin war endlich ganz der rächenden Natur unterlegen. Das Tagebuch enthielt nun eine lange Reihe von Aufsätzen, in welchen sich ihr Gemüth in eine auf alles Erdenglück verzichtende Melancholie hineingewiegt hatte. Sie hatte die Nachforschungen nie ganz aufgegeben und zu diesem Zwecke die abenteuerlichsten Reisen ohne Erfolg gemacht. Auch ihr jetziger Aufenthalt in Dresden hing mit dieser Hoffnung zusammen, wie wir wissen.

Benedict's Augen hatten sich bei dem Lesen der letzten Blätter mit Thränen gefüllt; Elisabeth war schon längere Zeit wieder im Zimmer und stand hinter seinem Stuhle, ohne von ihm bemerkt zu werden. Als er mit dem Buche zu Ende war, sagte er halblaut zu sich: „Wie schwer hast du gesündigt, schönes Weib, aber wie gräßlich auch deine Schuld gebüßt! Deine Sünde hat

dir Gott vergeben, denn nicht umſonſt hat er dir in den Sinn gelegt, dich mir zu entdecken! — Ja, heute noch ſoll das Räthſel deines Geſchickes gelöſt ſein!“

„Benedict! Benedict!“ rief jetzt Eliſabeth, welche dieſe Worte gehört hatte, und faßte krampfhaft nach ſeiner dargereichten Hand.

Benedict war aufgeſprungen und geleitete die Zitternde, Halbohnmächtige auf den Divan. Doch bald hatte ſie ſich erholt; ſie ſah mit einem langen, ſchmerzensreichen, hoffnungsvollen Blick ihn an, als hinge an ſeinen Lippen das erlöſende Wort.

„Sie müſſen ſtark ſein,“ ſagte endlich Benedict, „denn das nächſte Wort zeigt vielleicht das Ende aller Leiden oder den Anfang“ —

„Des unendlichen Elendes,“ — fiel ihm Eliſabeth in das Wort. „Doch ſprich, mein Freund! mein Heiland!“

„Heinrich Wildſpur iſt vor Kurzem hier eingetroffen und verlobt heute ſeine Tochter Cäcilie mit meinem Freund Johannes!“

„Wo iſt Sie? Wo iſt Er? Nichts ſoll ſie mehr von meinem Herzen trennen! Führe mich zu ihnen, mein guter Genius!“

„Bewahren Sie nur jetzt Ruhe! — Ich eile zu Wildſpur, um zu ſehen, wie tief die Kluft noch iſt, welche Euch getrennt hat.“

„Ach, welche gräßliche Minute muß ich noch erleben! Eile, fliege zu ihnen! Schone mich nicht! Ich unterwerfe mich jeder Strafe, nur nicht der Trennung von ihnen!“

„Ich werde in Kurzem wieder hier ſein! Mit dieſen Worten eilte Benedict fort. Eliſabeth blieb allein zurück. Sie warf ſich auf die Kniee, um zu beten, aber alle Gedanken vergingen ihr. Sie brachte keine Worte über die Lippen als: „Heinrich! Cäcilie! Mein Gott! Mein Gott! verlaß' mich nicht!“ — Ihr Herz ſchlug ſo gewaltig, daß es heftig zu ſchmerzen begann. Sie war außer ſich. Jetzt ſetzte ſie ſich vor die Uhr hin; aber eine Minute nach der andern verging, Benedict kam nicht, und zwei Viertelſtunden und noch fünf Minuten waren verſtrichen, Benedict war noch immer nicht da! Sie

drückte die Augen zu, ihre Sinne gingen durcheinander in bunter Verwirrung. Jetzt wähnte sie leise Tritte zu hören, und ein kleines, hübsches Mädchen zu sehen; — denn sie dachte sich ihre Tochter noch immer klein — sie schrie auf: „Cäcilie, du bist mein Kind!“ — Da war die Einbildung wieder zerronnen.

Doch nun hörte sie in der That die Schritte Benedict's die Treppe herauf, jetzt trat er ein. Auf seinem Gesichte war kein Zeichen eines glücklichen Erfolges zu lesen.

„Fassen Sie sich, Gräfin!“ sagte er mit ernster Stimme, „der trotzige Mann will nicht, daß Sie ihn oder Cäcilie sehen! „Sie hat keine Mutter, und ich kenne nicht das Weib!“ sagte er. Sie müssen jetzt den äußersten Schritt thun, sich demüthigen vor dem beleidigten Mann und dem Vater Ihres Kindes!“

„Ich will Alles thun, Alles, was Ihr verlangt, laßt mich nur einmal mein Kind sehen!“ —

„So fassen Sie sich ein festes Herz und kommen Sie mit mir! Ein Wagen hält unten vor der Thür. Doch erst beruhigen Sie sich, ich werde Sie erwarten!“

Sie ging in das Nebenzimmer an ihre Toilette und blieb länger darin, als bei dieser Gemüthsbewegung zu erwarten gewesen wäre. Sie hatte doch daran gedacht, auf den Geliebten ihrer Jugend einen guten Eindruck zu machen. Sie hatte sich die Augen mit Brunnenwasser wieder klar gemacht, ihre Mienen beruhigt und ihre Toilette einfacher, aber dabei kleidsam gemacht. So erschien sie wieder vor Benedict, welcher sie hinunter in den Wagen geleitete.

Der Amerikaner.

Heinrich Wildspur hatte, wie wir wissen, sein Logis im Hotel „Stadt Rom“ auf dem Neumarkt genommen. Seine Tochter Cäcilie war zunächst bei seiner Mutter Schwester, der alten Sybille, geblieben; sie besorgte nach dem Rathe ihres Vaters die nöthigen Einrichtungen für die Uebersiedelung nach dem neuen Vaterlande ihres Vaters, nach

Amerika! — Wildſpur hatte ſich eben angekleidet, um ſeine Tochter zu beſuchen, als Benedict zu ihm hereintrat.

„Wie bald," rief ihm Wildſpur entgegen, „wird unſer Zuſammenſein wieder ein Ende haben! Heute Vormittags erhalte ich aus Newyork Briefe, welche meine ſchleunigſte Abreiſe erheiſchen. Johannes, mein künftiger Schwiegerſohn, wird mich mit meiner Tochter begleiten."

„Und ihre Mutter?" fragte Benedict, „ſoll ſie ihre Mutter nicht kennen lernen? — Mir kommt es vor, als raubteſt du dem Kinde ein unerſetzliches Gut!"

Wildſpur war aufgeſprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, indem er heftig die Worte hervorſtieß: „Wo ſie auch ſein, was auch aus ihr geworden ſein mag, die ſie geboren hat, nie und nimmermehr hat ſie ein Recht auf dieſes Kind!"

„Und wenn auch," verſetzte Benedict hartnäckig, „ſo hat das Kind ein Recht auf ſie; und wer hat es dir geſagt, daß ſie das Recht auf ihr Herz ihrem und deinem Kinde verweigern wird?"

„Sie hat es gethan!" rief Wildſpur, „ihr Hochmuth hat das Kind ausgeſtoßen, uns Beide verleugnet."

„Nein! Nein!" rief in dieſem Augenblicke Eliſabeth, welche in der Thür erſchien und den Schleier zurückſchlug, „ich wollte Euch vor meinem Herzen verleugnen, aber ich habe es nicht vermocht! Gieb mir mein Kind wieder, grauſamer Mann! mein Kind!"

Wildſpur war bei ihrem Erſcheinen das Blut ſo heftig in das Herz getreten, daß er ſich mit Mühe aufrecht erhielt; der ganze mächtige Gliederbau dieſes herkuliſchen Mannes ſchien in ſich ſelber zu erbeben. Alle Farbe war aus ſeinem Geſichte gewichen, ſeine Augen irrten ziellos umher. Er war keines Wortes mächtig, ſo krampfhaft hielten ſich in ihm Liebe und Haß gegen das Weib ſeiner erſten und einzigen Liebe ringend umſchlungen.

Benedict hielt einen Zeugen bei dieſer Zuſammenkunft Beider für überflüſſig und entfernte ſich.

Auch Eliſabeth ſtand, nachdem ſie die erſten Worte hervorgeſtoßen hatte, wie betäubt und ſprachlos, vor ihm

da. Er ſuchte endlich, ſie mit der Hand hinweg zu winken, ſie verſtand jedoch die Bewegung nicht. Jetzt faßten ſich ihre Augen. Der unentrinnbare Zauber, welchem ſie einſt unterlegen waren und den ſie dann zu brechen geſucht hatten, kam von Neuem allmälig über Beide. Wie ſie ſich ſo anblickten und ihre Mienen ſich wortlos einander alle die Schmerzen der Vergangenheit, durchwoben von glühender Liebe, brennendem Haß, unſäglicher Reue in unvertilgbarer Liebe erzählten, ſchien eine magnetiſche Kraft Eliſabeth vorwärts und dem Manne zuzubeugen. Wildſpur bemerkte es, die Eiskruſte in ſeinem Gemüthe zerſprang und eine Thräne trat ihm in das Auge. Da ſtürzte ihm Eliſabeth lautſchluchzend um den Hals und rief: „Vergieb mir, wie ich dir längſt vergeben habe, und verſtoße mich nicht!“ Schon wollte ſie Wildſpur an ſein Herz drücken, aber der aufgehobene Arm ſank wieder ſchlaff an ſeine Seite herab. Mit halberſtickter Stimme ſagte er:

„Ihr habt Euch geſondert von dem Volke und wollt keine Gemeinſchaft mit uns haben in den höchſten Gütern der menſchlichen Geſellſchaft, weder in der Ehre, noch in der Freundſchaft oder in der Liebe; Ihr habt Euch losgeriſſen von der Nation und verleugnet Vaterland und Sitte, die bürgerliche Gleichheit in Recht und Pflicht iſt Euch ein Greuel, den Umgang mit uns ſeht Ihr an. wie eine Herablaſſung, wenn Ihr ihn nicht vermeiden könnt, ſelbſt die Verbindung mit uns durch die Ehe haltet Ihr für einen Schandflecken in Euerem Stammbaum! So ſeid Ihr unſittlich von Haus aus; daher kommt es, daß Ihr den Juden gleicht, und auch mächtig ſeid, ſo lange es Euch glückt. Ich ſage mich los von Euch und Euerer Zukunft; denn in ihr wird Gott jede Sünde an der Menſchheit richten. Wie du, Weib meiner erſten Jugendliebe, Mutter meines Kindes, uns Beide deinem Standesvorurtheil aufgeopfert und uns Preis gegeben, ſo haſt du auch das Band zerriſſen, das dich mit uns verknüpft hat! Ich bin jetzt ein freier amerikaniſcher Bürger und bin im Begriffe, mein Kind mit mir dorthinüber zu nehmen, wo ich jedem Könige

gleich bin! Du gehörst der alten Welt an, so trage auch ihre Ketten an Händen und Füßen!“

Wildspur fühlte Elisabeths Kummer schwerer werden, trotz seiner harten Worte hatte er doch den Arm um ihren Leib gelegt, er merkte, daß sie ohnmächtig geworden war. Er hob und legte sie in den Armstuhl. Er rieb ihr die Handgelenke und die Schläfe, ein schwerer Seufzer stieg aus ihrer Brust, der Odem kehrte zurück; doch, erwachte sie nicht, die Ohnmacht ging in einen Schlaf über. Er kniete neben ihr und hielt ihre Hand. Nach einer Weile schien sie im Traume zu sprechen; aus den unzusammenhängenden Worten drang heiß und hell die Liebe zu Wildspur und ihrem Kinde, hervor, wie geschmolzenes Gold durch die Ritzen eines zersprungenen Schmelzgefäßes. Wildspur's Herz war überwältigt; jeder Zug in ihrem milden, schönen Gesichte sagte ihm: daß sie sich in Liebe und Reue geläutert habe von allen Vorurtheilen! Er wußte nicht, wie ihm geschehen war, als er jetzt wieder den ersten Kuß auf ihre schöne Stirne gedrückt hatte. So schlummerte sie hier, wie aus dem Schiffbruch gerettet, nach unsäglichen Qualen in dem sichern Hafen der Liebe, behütet von dem Manne, dem sie von jeher angehört hatte.

Benedict, welcher sich bei ihrem Eintritte, wie wir wissen, entfernt hatte, war zu Johannes und mit diesem zu Cäcilie geeilt, welche noch in dem oberen Stübchen bei ihrer Muhme wohnte. Er hatte es für angemessen erachtet, durch Beide den Moment zur Entscheidung zu bringen. Wie wäre der Eindruck zu schildern, welchen seine Mittheilung, daß die Mutter sie, ihre Tochter, suche, und daß Beide sich noch heute umarmen sollten, auf die schöne Braut und ihren Verlobten machte?! Wie von demselben Gedanken ergriffen, eilten Alle hinunter vor die Thüre, sprangen in den Wagen und rollten nach Stadt Rom. Sie eilten die Treppe hinauf und nach Wildspur's Zimmer. Er trat den Eintretenden entgegen, drückte gerührt seine Tochter an das Herz, küßte sie und führte die Bebende zu der schönen Schläferin. „Meine Mutter!“

rief freudeerſchreckt Cäcilie. Eliſabeth wachte bei dieſem Rufe auf und hatte — ihr Kind gefunden.

Als der erſte Sturm des Entzückens vorüber und Johannes als der Verlobte ihrer Tochter ihr genannt war, nahm ſie Beide bei der Hand und trat vor Wildſpur hin, indem ſie mit der ihr eigenen, wehmüthigen Grazie ſprach: „Nun wage es, Republikaner, mich zu verſtoßen! — denn auch ich bin eine Königin in Euerer Liebe!“

„Eliſabeth?“ fragte Wildſpur freudig erſchreckt.

„Denn ich,“ fuhr ſie fort, „bin die Frau eines freien Bürgers! Wollt Ihr mich mit hinübernehmen?“

„Willkommen! Willkommen!“ rief Heinrich und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Während dieſes Alles vorging, war es Nacht geworden und die Gäſte hatten ſich zur Tafel im Saale verſammelt. Eichler, der liebenswürdigſte aller Wirthe, meldete dieſes ihnen an.

„Ich werde zum erſten Male,“ ſagte Eliſabeth mit neckendem Lächeln zu Wildſpur, „das Recht deiner Hausfrau in Anſpruch nehmen; du wirſt mich der Geſellſchaft als ſolche vorſtellen.

„Doch Sie, Freund Benedict, bitte ich, eine Freundin von mir, welche ſeit geſtern Abend zum Beſuche bei mir iſt, hierher zu geleiten. Sie brauchen ſich dort nicht zu beeilen; denn wir warten mit der Tafel nicht auf Euch!“

Von eigenthümlichen Ahnungen bewegt, empfahl ſich Benedict und flog in das Palais der Gräfin. Wen er dort gefunden haben mag? — Es iſt eine reizende Amazonengeſtalt! — Ob wir ſie irgend ſchon in den Bildern im Mooſe geſehen haben? — Wie ſich Beide erblicken, hören wir einen freudigen Ausruf, aber keinen Namen. Beide ſprechen ſo herzig und viel zuſammen, bald lachend, bald unter Thränen; wir brauchten nur das Ohr an das Schlüſſelloch zu legen, ſo verſtänden wir jedes Wort; — doch das wäre unbeſcheiden! — So müſſen wir unſere Neugierde bezwingen bis dorthin, wo es Beiden einfällt, daß ſie in Stadt Rom erwartet werden. Wir eilen in freudiger Aufregung dorthin zurück.

Dort finden wir nun die lange, reiche Tafel, die Meisten unserer Casinofreunde von der Brühl'schen Terrasse, unsere modernen Benedictiner zum schönsten und letzten gemeinsamen Feste versammelt. In ihrer Mitte sehen wir Heinrich Wildspur mit Elisabeth und Johannes mit dem in eine reizende, schöne Braut verwandelten Cecil. Zu Elisabeth's rechter Hand sind zwei Stühle noch leer geblieben, für Benedict und die noch unbekannte Freundin. Schon begannen sich bei dem perlenden Weine die Trinksprüche zu jagen. Jetzt eben klangen die Becher auf das Wohl der Königin des Festes, der anmuthigen Wirthin Elisabeth, wozu der reimfertige Johannes noch den Spruch gab:

„Ob auch die Zeit aus ihrem Zauberringe
Berauscht zu Thaten der Vernichtung springe,
Daß dann doch Eins vor Allem übrig bliebe —
Die Poesie der ewig jungen Liebe!"

In diesem Augenblicke trat Benedict freudestrahlend herein, an seinem Arm eine hohe Frauengestalt. Wir kennen sie schon; es ist die junge Wittwe des Generals von Steinfelden, die Besitzerin des Gutes Lindeck — Victorine. Sie war aufgeblüht zu einer wunderbaren Schönheit, ihre schlanke, frische, mächtige Gestalt in dem grünseidenen Gewande, auf den reichen, dunkeln Locken das weiße Sammethütchen, dessen Straußenfeder die linke Seite ihres hellen Gesichtes streifte, übte auf Alle einen unwiderstehlichen Zauber aus. Man mochte es Benedict nicht verargen, daß er in gar freudigem Stolze sie hereinführte. Er war glücklich.

Mit diesem heitern Sonnenblicke sei die Bilderschau im Dresdener Mooſe beschlossen. Kommt dieses Buch einem oder dem anderen Genossen aus jener Zeit zu Gesicht, so möge es ein Kaleidoskop sein, aus dessen willkürlichen Figuren ihm der schönste Stern entgegenleuchten möge.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Sechster Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt:

Seite

Ueber Goethe's Faust 1
Das neuere deutsche Drama 47

Gedichte.

Die in der ersten Auflage der Werke nicht enthaltenen Gedichte sind hier mit * bezeichnet.)

Fliegende Blätter 87

I.

Der eiserne Heinrich 91
Zuruf 93
Frisch, mein Lied 95
Meine Eiche 96
Berglied 97
Heinrich Victor von Neuwied 98
Andreas Hofer 99
Donay, der Verräther 101
Der Trompeter an der Katzbach 102
Lied der Deutschen 104
Gebet vor der Schlacht 106
Die Völkerschlacht bei Leipzig. 1. 2. 3. 107
Carl Maria von Weber in London 110
Ist kein Dalberg da? 112
Gott und Vaterland 113
Der Kreuzschnabel. 1. 2. 3. 4. 115
Der Gefangene 119
Die letzten Zehn vom vierten Regiment 121
Polonia 123
Weltsünde. 124
Antwort 125
Nacht 126

Seite

Segenſpruch des Alten 127
Viſion. 1. 2. 129
Denkſpruch 134
In das Gutenberg-Album 135
Letzter Troſt 136
Sünde und Sühne. 1. 2. 138
Der Säbelſchleifer 142
Die Windsbraut 144
Der Schaafhirt 146
Juchhe! Ade! 148
*Turnerlied 149

III.

Frühlingslieder:

1. Heraus 153
2. Der Baumeiſter 155
3. Die drei Zauberſtimmen 156
4. Ammerngeſang 157
5. Waldgeſang 158
6. Der blühende Apfelbaum 160
7. Ruhe am See 161

Da drüben! 162
Die Nixe 163
Der träumende See 164
Der Mond und Sie 165
Der Nußbaum 166
Roſenblüthe 167
Frühlingsnacht 168
Am Morgen 169
Der Reuige 171
Eva 172
Der Alpengang 173
Warnung 174
Der Schweigſame 175
Brennende Liebe 176
Das Hänflingsneſt 177
Nachtlied 178
Im Sommer 179

Seite

Vor Liebe 180
Freiheit 181
Der vorlesende Schüler 182
Waldeinsamkeit 183
Der Abschied 184
Ade! 185
An Sie 186
Botschaft 187
Aus der Fremde 188
In der Villa reale zu Neapel 190
Der Ostertag in Rom 191
In der Villa Borghese zu Rom 192
In die Ferne 193
Ziehende Schwalben 194
Zu Weihnachten 195
An die Ungetreue 196
Des Waffenschmieds Fenster 197
König Mark und Isolde 198
Todtenklage 200
Vorüber! 201
Die junge Mutter 202
Die Frühlingslerche 203

III.

Der Zecher:
1. Als Naturphilosoph 207
2. Als Mystiker 208
3. Als Revolutionair 209
4. Als Doctrinair 211
5. Als französischer Emissair 212
6. Als Seeheld 213
7. Als Legitimer 214
8. Als Raisonneur 215

IV

Sehnsucht 219
Decembermorgen 220
Offenbarung der Liebe 221

Seite

Die Aloë 224
Frühſommer 226
Bekenntniß 227

V.

Das Steinbild am Dome 231
Der Waſſerkönig 232
Haland der Junge 233
Heimkehr 235
Der erſtochene Reiter 237
Die Nonne 238
Der Traum 239
Der treue Bote 240
Erinnerung:
1. Kinderjahre 241
2. Das Brautgemach 242
3. Lied von dem traurigen Knaben 234
4. Der Wittwe Töchterlein 244
5. Die Grabblume 246
6. Herbſtzeitloſe 247
Die Waldblume 248
Die Roſenknoſpe 249
Stimme vom Berge 250
Stimme aus dem Thale 251
Andreasnacht 252
Der Araber in der Wüſte 254
Rabenlied 255
Das Waldweib:
1. Des Knaben Sehnſucht 256
2. Des Knaben Liebe 258
3. Des Knaben Leid 259
4. Des Knaben Tod 261
Der Waſſerneck 262
Fahr' wohl 267
Heinrich der Löwe:
1. Der Schiffbruch 269
2. Der Vogel Greif 270

Seite

3. Heimkehr 272
4. Der Löwe 275
Der Rehſchädel 277

Anhang.

*Spruch zur Begrüßung des Lehrers und Meiſters Schadow in Dresden am 10. März 1843 281
*Mit dem „Congreß von Verona“ 284
Bei der Trauerbotſchaft von dem Verſcheiden J. K. H. Cäcilie, unſerer allgeliebten Großherzogin von Oldenburg, am 27. Januar 1844 285
Prolog zu Leſſing's „Nathan der Weiſe“ 287
Prolog zur Eröffnung des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg am 28. September 1845 289
Prolog zur Eröffnung des Hoftheaters zu Oldenburg am 4. October 1846 292
Der Badegaſt auf Helgoland 294
*Zum 12. April 1849 296
Zur Begrüßung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs von Oldenburg Nicolaus Friedrich Peter und J. K. H. der Erbgroßherzogin von Oldenburg Eliſabeth Pauline Alexandrine bei Ihrem Einzuge in Oldenburg am 18. Februar 1852 297
Bei dem Hinſcheiden Sr. K. H. des Großherzogs von Oldenburg Paul Friedrich Auguſt am 28. Februar 1853 299
Denkſpruch 301
Denkſpruch 302
*Mit den „Bildern im Mooſe“ 303
Das ſterbende Kind 304
Gruß an Jena 305
Feſtgruß zum 10. November 1859 306
Zum Geburtstage J. K. H. der Frau Großherzogin von Oldenburg 1860. 308
Das Dichtergrab am Rhein 310
Gottlieb Fichte 311

	Seite
Der untergehende Mond	
An ***	313
Ludwig Uhland	314
St. Johannistag	315
*Festgruß zum Burschenschaftsjubiläum in Jena 1865	317
*Für das Friederiken-Album	318
	319
Biographie	321

Druckfehler-Verzeichniß.

Bd. I.	S. 82,	Zeile 4 von unten:	Verzeiht	statt	Verzeihet.
„ „	„ 233,	„ 18 „ „	der	„	die.
„ „	„ 312,	„ 13 „ „	immer	„	nimmer.
„ II.	„ 285,	„ 6 „ „	ewig	„	wenig.
„ V.	„ 97,	„ 2 „ „	klarer	„	kleiner.

Ueber Goethe's Faust.

Eine dramaturgische Abhandlung.

(1845.)

Wir treten an das geheimnißvollste Werk hinan, welches nur je gedichtet worden ist. Die Commentare, welche darüber geschrieben worden sind und dennoch Nichts erklären, machen eine Bibliothek aus.

Goethe hat dieses Werk nicht sowohl mit künstlerischem Bewußtsein, als vielmehr aus seinem unmittelbaren Gefühlsleben heraus entstehen lassen, so daß es fast zur Erscheinung gekommen ist, wie ein Cyklus dialogischer Balladen, untermischt mit lyrischen Monologen, welche zusammen zwar einen Fortschritt der Handlung haben, jedoch mit Hinweglassung der vermittelnden Zwischenglieder. Wir wollen jedoch das Gedicht plastisch reproduciren. Soll dem darstellenden Künstler die Darstellung der ihm dabei zugetheilten Rolle gelingen, so muß er das Kunstwerk selbst bis in die feinste Faser sich zum Verständniß gebracht haben.

Gestaltet er seine Rolle aus diesem Verständniß heraus, ohne rechts oder links zu sehen, frei von der Knechtschaft des Hergebrachten und Ueberlieferten, so wird er eben ein freies Kunstwerk liefern. Wie bringen wir uns aber zum Verständnisse dieses Werkes? — — Ich meine dadurch, daß wir die Mühe nicht scheuen, dieses Gedicht bis auf das Gesetz zu verfolgen, aus welchem es sich im Gemüthe des Dichters krystallisirt hat. Der Stoff der Tragödie ist eine Mythe, und zwar die modernste. Die Mythe entsteht aber durch eine im Gesammtgemüthe einer Weltperiode vor sich gehende Auflösung der wirklichen Geschichte mit Verflüchtigung der geschichtlichen Realität in das Ideale, indem sich aus diesem eine neue Wirklichkeit, die der Poesie, heraus-

gestaltet. So hat das poetische Gemüth im Mittelalter die Weltperiode der Völkerwanderung ihrer realen Begebenheiten entkleidet, jedoch aus der Idee, welche darin sich herausgelebt hat, eine neue poetische Wirklichkeit — das Nibelungenlied gedichtet.

In diesem Sinn kann man sagen: die Weltgeschichte lebt ein doppeltes Leben, ein gemeinirdisches und vergängliches in den realen Begebenheiten, und nach dem Verlauf und Abschluß derselben, ein freies, ideales Leben in der Poesie.

Die Mythe ist daher die Seele der Weltgeschichte in einer bestimmten Weltperiode, welche sich in dem verklärten Leib der Volkspoesie krystallisirt hat.

Da wir bestimmte Gesetze in der Weltgeschichte selbst entdeckt haben, nach welchen sie ihr Seelenleben in den auf einander folgenden Zeiten und Menschen herausbildet, so begreifen wir leicht, daß sie ein organisches Ganzes ist.

Wir sehen zugleich ein, daß der poetische Geist auf einem Höhenpunkte der Geschichte nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch prophetisch in die Zukunft blicken muß, da in der Gegenwart zugleich der Auslauf der Vergangenheit und der Beginn der Zukunft enthalten ist.

Eine solche prophetische Anschauung des Eintritts einer neuen, weltumfassenden Entwickelung in der Weltgeschichte auf dem Höhenpunkte einer vollendeten Weltperiode, spricht sich in der alten Welt bei den Hellenen in der Mythe vom Prometheus aus, welcher zur Strafe, daß er Menschen gebildet und sie mit himmlischem Feuer belebt hatte, von den Göttern an den Felsen geschmiedet, dort den Untergang der alten Götterwelt prophezeite, denn in dem bildenden Prometheus kam den Hellenen ihre Aufgabe: die göttlich schaffenden Gewalten der Natur zu ihrer ideal vollendeten Erscheinung in der Menschengestalt durch die Kunst zu bringen, — zum Bewußtsein, in welchem die alte Welt ihr Gesetz erfüllt hatte, mithin, dem Tode verfallen war. Prometheus

iſt der Fauſt der alten Welt. — Inwiefern liegt nun in Goethe's Fauſt ein zu poetiſchen Geſtalten concentrirtes Weltalter? — Kann dieſes ja nur das chriſtliche Mittelalter in ſeiner Selbſtüberwindung ſein, ſo müſſen wir auch dieſes zunächſt zu erkennen ſuchen.

Die Naturreligion in ihrer Verklärung bei den alten Hellenen war eingeſchloſſen in dem Dieſſeits, in der Welt der Endlichkeit, welche ſelbſt ihre Götter in ſich faßt; hinter dieſer Welt walteten die geſtaltloſen Moiren, welche das Bewußtſein der Natur ſelbſt repräſentirten, indem ſie das Maß für jede Erſcheinung, das phyſiſche und moraliſche, gaben.

Da jedes Ueberſchreiten ihres heiligen Maßes ſich an dem Uebertreter von ſelbſt rächte, indem es ihn aus der Welt der Erſcheinung ausſtieß, ſo wurden die Moiren zugleich zu Schickſalsgöttinnen. Ohne dieſen Gedanken feſtzuhalten, verſteht man nicht die alte Tragödie, wie ſie denn auch redlich mißverſtanden iſt, indem man wähnte, daß darin ein blinder Fanatismus walte.

Die Welt der Erſcheinung hat es daher nur mit dem dieſſeitigen Menſchen zu thun, — er iſt ein Wirkliches nur, ſo lange er lebt, hinter dem Tode liegt das weſenloſe Schattenreich.

Dieſe rein ſinnliche Exiſtenz mußte, wie alles Sinnliche, in den Cultus der leiblichen Schönheit aufgehen. Dieſer erhielt ſeine höchſte Vollendung in der Darſtellung der idealen Schönheit bei den Hellenen. Als dieſes Princip ſich vollendet ausgeſprochen hatte, mußte es von ſelbſt in ſeinen Gegenſatz umſchlagen, welcher das Diesſeits in der Welt der Erſcheinung als das Weſenloſe, und ein Leben nach dem Tode im jenſeitigen Himmelreich — die Unſterblichkeit der Seele — als das Weſentliche erſcheinen ließ. Dieſer Gegenſatz war das Chriſtenthum, vor welchem die alte Welt mit ihren Göttern zu Grunde ging. Der ſinnliche Menſch war nun der ſündige zugleich, denn die Welt der Sinnlichkeit wurde die des Widerſachers Gottes, des Teufels, ſelbſt Frau Venus wurde eine Teufelin, wie

die ganze alte Welt und die Natur nur als eine Teufelei betrachtet wurde, von welcher wir durch Christi Tod und Kasteiung des Fleisches erlöst werden konnten. An diesem Werke der Erlösung arbeitete das ganze Mittelalter; der Kampf war um so entsetzlicher, da jeder Mensch in sich selbst einen Engel und einen Teufel, den Geist der Uebersinnlichkeit und den Teufel der sinnlichen Natur, hatte, welche mit einander um das Herz des Menschen stritten. Nachdem das Mittelalter, in seinem Glaubensfanatismus sich selbst überbietend, die europäische Clausur durchbrochen und sich über Asien in den Kreuzzügen ergossen hatte, wurde es auf seinem Höhenpunkt vom Zweifel überrascht, die Anspannung des Fanatismus des religiösen Geistes ließ nach und die Creatur im Menschen begann nach der Rechtmäßigkeit ihrer Unterdrückung zu fragen. Dieser Wendepunkt der Geschichte hat seine poetische Verklärung erhalten durch Lessing in „Nathan der Weise." Jener humanistischen Idee kamen gar bald in Florenz bei den Mediceern das neuerweckte Studium der griechischen Dichter und Philosophen zu Hülfe; und so begann der Kampf der neuen Zeit, welcher bis zu diesem Tage fortwährt. — Dieser Kampf zwischen dem christlichen Geiste und dem Teufel der Sinnlichkeit stellt sich in der Mythe von Faust, und so in der vorliegenden Tragödie äußerlich dar. Wir dürfen daher nie vergessen, daß die beiden Hauptgestalten der Tragödie, Faust und Mephistopheles, eigentlich nur ein in zwei Hälften zerrissener Mensch sind. Mephistopheles, welcher ja auch erst als Pudel erscheint, stellt das gegen den Geist und seine Ueberschwänglichkeit gerichtete Menschenthier in der Brust Faust's selbst dar. Er wird daher in der äußeren Erscheinung die Idee einer Doppelgängerei verwirklichen müssen, wenn auch nüancirt. Sie müssen wie zwei Brüder erscheinen, von welchen einer sich veredelt hat in den feinsten Geistesspeculationen, der andere aber der materiellen Lebensseite mit Lust an ihrer Gemeinheit sich hingegeben hat. Sie müssen sich selbst in Tracht und Manieren ähneln.

Die Darsteller dieser Rollen müssen sich hier mit einander genau verständigen. Wenn z. B. Faust Roth trägt, muß Mephistopheles Orange tragen — wenn jener Weiß, dieser Aschgrau. Wo Mephistopheles zuerst als Scholasticus hinter dem Ofen hervortritt, muß er Faust fast zum Verwechseln ähnlich sein. Er ist hier selbst noch, wie Faust, ein scholastischer Philosoph, welcher über sich, die Nachtseite von Faust, tiefsinnig reflectirt.

Faust und Mephistopheles emancipiren sich gegenseitig von der sophistischen Denkerei im Lebensgenuß.

Wenden wir uns nun zur Tragödie selbst! —

Faust ist mit seiner Welt — der mittelalterlich christlichen — mit ihrer Philosophie, Juristerei, Medicin und leider auch Theologie ganz zerfallen. Er wollte wissen, wo man nur glauben soll. Die Uebersinnlichkeit des Glaubens hatte ihn zur Uebersinnlichkeit der Speculation geführt, ohne seinen Durst nach Wissen stillen zu können. Die Fittige seines Geistes sind in der luftleeren Region der Uebersinnlichkeit gelähmt, er hat die menschlichen Kräfte überboten; die sinnliche Welt macht auf ihn das Gesetz der Schwere geltend und zieht ihn wieder in ihre Atmosphäre. Der Darsteller muß hier, wo blos Gemüthsstimmungen ohne hervorstehende Affecte sich vortragen, ruhig sprechen und nur die verschiedenen Empfindungen anklingen lassen. Es ist eine melancholische Grübelei, wechselnd zwischen schwermüthigem Gram und geheimem Entzücken, welches wieder in nagenden Unmuth umschlägt und sich bis zum Selbstmorde steigert.

Die Tragödie beginnt, wo sich Faust, wie ein müder Adler, von der Jagd der speculirenden Gedanken abwendet und darauf resignirt von den Worten

„Habe nun, ach, Philosophie"

bis

„Und thu' nicht mehr in Worten kramen." Er sehnt sich nach dem Erdenleben zuerst mit schwärmerischer Sehnsucht nach dem Monde und freier Luft auf den Bergen, — seine Phantasie belebt ihm die Gegend,

bald aber und gramvoll merkt er, daß er noch in seiner Studirstube, wie in einem Gefängnisse stecke. Und nun fragt er: warum? dieses Warum?, welches die ganze Revolution der neueren Zeit in sich schließt.

Er antwortet sich selbst:

„Statt der lebendigen Natur
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein."

So nähert er sich immer mehr dem sinnlich creatürlichen Leben, — zuerst noch auf dem Wege der Naturwissenschaft, welche ihm mit Magie gleichbedeutend ist. Er versenkt sich in ihr ganz in die Wonne des Makrokosmus, der Natur im Großen und Ganzen. —

„Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen."

Und doch ist ihm diese Betrachtung der Natur und ihr Wirken von Außen hinein durch das Guckkastenglas der Wissenschaft nur ein Schauspiel. Es drängt ihn, selbst darin zu sein, das Naturleben selbst mitzufühlen:

„Wo faß' ich dich, unendliche Natur,
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens?"

So zieht's ihn von selbst zu der Natur im Erdleben zurück — zum Erdgeiste —

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher —
Schon glüh' ich, wie von neuem Wein!" —

Da erscheint ihm der Geist, — wie einst Jupiter der Semele erschien, — Faust kann die Erscheinung des Geistes nicht ertragen, doch sucht er sich ihm gleich zu stellen — er, der sinnliche Mensch dem sinnlichen Wesen. Die Natur hat aber, wie oben gedacht ist, kein anderes Bewußtsein, als das ihrer Erscheinung, sie ist der in der wechselnden Form gebundene, mithin unfreie

Geiſt, und nur der freie Geiſt kann ſich ſelbſt begreifen im Bewußtſein des Menſchen:

„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!“ —

Der Erdgeiſt verſchwindet und der Geiſt, den Fauſt begreifen kann, weil er ihm als ſeinesgleichen gegenüberſteht, dem er mithin ähnlich iſt,

Famulus Wagner

tritt auf, dieſe im gelehrten Pedantismus ausgetrocknete Natur, oder, wie ihn Fauſt ſelbſt ſchildert, dieſer trockene Schleicher. In Wagner tritt Fauſt gegenüber die verkommene Speculation, die allen Nervenſaft und die Theilnahme am realen Daſein aufgezehrt hat, — mit einem Worte: der in einer Perſon abgeſchloſſene Geiſteszuſtand, welchen er ſelbſt ſchon theoretiſch überſprungen hat und mithin begreifen kann.

Hier muß Fauſt glühend und ſchwungvoll ſprechen, dagegen Wagner näſelnd, — trocken, wie er ſelbſt iſt. Die Contraſte müſſen hier bedeutend hervorgehoben werden. Fauſt beſitzt ja eben den Schwung in Daſein und Rede, den Wagner in der Lehre der Declamation als etwas äußerlich zu Erlernendes ſucht. Da Goethe in dieſer Scene mit Wagner ſich ſelbſt in Fauſt ſubjectiv darſtellt, ſo dürfen wir es wagen, Goethe's Manier und Redeweiſe hier in Fauſt objectiv hinzuſtellen. Wir ſind gewohnt, uns Goethe mit auf dem Rücken liegenden Händen und vortretender Bruſt zu denken; ſo ſtehe hier Fauſt auch dem Famulus gegenüber, zumal bei der Stelle:

„Such' Er den redlichen Gewinn“
— — u. ſ. w.

Wenn ſpäter Mephiſtopheles, den ſchon die Mythe einen Affen Gottes nennt, Fauſt's Weiſe hier und dort nachäffend durchſcheinen läßt, ſo findet er hier einen Anhaltspunkt.

Der Famulus geht und Fauſt iſt wieder allein, nun doppelt allein; — er ſucht einen neuen Inhalt für die verneinte abſtracte Gedankenwelt, welche er nicht finden

kann, so lange er selbst noch mitten in der Verneinung, in der Auflösung aller Zustände steckt, in denen er mit seiner Welt befangen ist. Ihm bleibt daher nur noch die äußerste Verneinung des Lebens übrig, — der Selbstmord. Mit tiefster Wehmuth der verdüsterten Seele geht er über auf die Rede:

„Ich grüße dich, du einzige Phiole“ u. s. w.

Er will die Schranken des Lebens aber nicht durchbrechen, um sich selbst zu vernichten, sondern eben der unendlichen Freiheit wegen, hinter den Schranken der Endlichkeit:

— — „Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit,
Dies hohe Leben, diese Götterwelt!“

Mit allen Zweifeln ist er dennoch der Mensch des Jenseits, — mithin der christliche Mensch. Er schaudert vor dem Selbstmord zurück, obschon er sich Muth einspricht:

„Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, in Nichts dahinzufließen.“

Eben weil ihm aber der heidnisch-entschlossene Muth zum Selbstmorde mangelt, findet in ihm Raum die Erinnerung an das Leben hinter ihm, und zuletzt an seine christliche Jugend, und mit dieser Erinnerung dringt mit Glockenklang und Chorgesang das Christenthum am Ostertage in seine Seele:

„Christ ist erstanden!“

Und nun sinkt Faust zum letzten Mal der alten christlichen Welt an das Herz, wie zum ewigen Abschiede, bis Thränen aus seinen Augen brechen und der Ausruf aus seinem Herzen:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Im Osterfeste feiert zugleich die Natur ihr Wiedererwachen mit allen sinnlichen Einflüssen, welche sie auf alle Creaturen hat. Faust's Sinnengefühl erstarkt daran; — der versuchte Selbstmord war zwar nicht leib-

lich, doch geiſtig vollbracht. Er hat in der verhängniß-vollen Oſternacht wirklich den alten, chriſtlichen Fauſt umgebracht, die Oſterlieder waren ſeine Grablieder, oder mit anderen Worten: die Verneinung des fleiſchabtödtenden Chriſtenthums gewinnt eine eigene Exiſtenz in dem Erwachen des chaotiſch-thieriſchen Elements in ihm. Er fühlt nun ſelbſt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt:
Die eine will ſich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die and're hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Und dieſe Seelen trennen ſich in ihm wirklich, um den Kampf mit einander vor unſeren Augen zu beginnen. Was in dem Theater ſeines Innern vorgeht, ſehen wir im Aeußern: als ein eigenes Weſen kreiſt vor und um ihn die Thierſeele in der Geſtalt eines Pudels, den er an ſich lockt und mit heimnimmt.

Daß der Dichter dieſes Weſen nun mit allen Zuthaten der Mythe vom Teufel aufputzt, der freilich immer der Teufel der Sinnlichkeit bleiben muß (auch ſelbſt ſpäter im zweiten Theile des Fauſt in Verbindung mit der Helena ſteht und im helleniſchen Alterthum ſo gut Beſcheid weiß), verſteht ſich von ſelbſt. Der Darſteller dieſer Rolle muß ſich nicht, wie Seidelmann gethan, vom mythiſchen Teufel irren laſſen; er wird aber auch kein vermittelndes Princip eintreten laſſen, d. h. keinen abgedämpften Teufel, ſondern die perſönlich gewordene Nachtſeite der Seele Fauſt's in derſelben Weiſe zur Erſcheinung bringen, wie der Dichter ſelbſt gethan hat. Es wird ein feiner Cavalier, urſprünglich von choleriſchem Temperament, zum Vorſchein kommen; er muß den Eindruck auf die Seele machen, den eine in ſchönen Bewegungen ſich ringelnde Schlange hervorbringt, welcher ſich jedoch da bis zum Entſetzen ſteigert, wo das Thier-

weſen gereizt aus den ſchönen Formen in der urſprünglichen Gemüthshäßlichkeit hervorſpringt.

Wir ſehen Fauſt am Oſterabend wieder in ſeinem Studirzimmer. Die wilden Triebe haben ſich erſchöpft. Die Vernunft fängt in ihm wieder an zu ſprechen, die Hoffnung wieder an zu blühen — er ſehnt ſich „nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quelle“ hin. Doch nur auf kurze Zeit!

„Aber, ach! ſchon fühl' ich bei dem beſten Willen
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen
Und wir wieder im Durſte liegen?“

Er ſucht dieſe Sehnſucht zu befriedigen im Leſen des neuen Teſtaments, er geht an die Exegeſe des Evangeliſten Johannes. Das gemeinſinnliche Pudelweſen knurrt dagegen an. Bald erkennt der Exeget, daß eine Teufelei hinter dem Pudel ſteckt. Er beſchwört ihn. Das antichriſtliche Element, die creatürliche, ſinnliche Verneinung des Spiritualismus, Fauſt's Doppelgänger — Mephiſtopheles — erſcheint.

Ein ſolches teufliſches Thier trägt jeder Menſch in ſich. Jemehr es von der Satzung gemißhandelt war, deſto entſchloſſener macht es ſich geltend; denn der Menſch iſt einmal nicht allein Geiſt, ſondern auch Thier. Soll das letztere dem erſteren dienen, ſo muß es eben vernünftig behandelt werden. Reiter und Roß ſind *ein* Weſen, ſo lange der Reiter es in der Gewalt hat, — will er es mißhandeln, ſo ſind es bald zwei Weſen. Das freigewordene Thierweſen will nur das Schrankenloſe, ſeinen Thierverſtand gebraucht es nur, um alle und jede Schranke zu verſpotten, und alles Höhere in ſeiner Gebundenheit zu verhöhnen, weil dieſes nur in der Form erſcheinen kann, mithin in der Begrenzung, welche es ja ſelbſt überſprungen hat. Sein Princip iſt daher die Verneinung, die Zerſtörung und der Genuß darin. Weil aber das ganze natürliche und geiſtige Daſein ſich im Conflicte von Gegenſätzen bewegt, aus-

welchen sich von selbst das Leben emporsteigert, so verfällt dieser verneinende Geist wieder dem höheren Weltgesetze, welches aus der Zerstörung neues Leben entstehen läßt, so daß mit Gram und Befangenheit Mephistopheles gestehen muß, er sei:

— — „ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Faust versteht diese Antwort nicht, das ist Mephistopheles genug, um sich wieder in seinem Elemente geltend zu machen:

„Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht."

Weil das Gesetz- und Schrankenlose das Chaos selbst ist, so erklärt er sich für einen Theil davon. Faust setzt ihm die Vernunft entgegen, aber diese mangelt ja dem Sohne des Chaos, — er hat nur eben den gemeinen Verstand bis zur Kraft der Zerstörung.

Mephistopheles sucht sich lieber davon zu machen. Wie beschränkt aber die verneinende Unvernunft ist, zeigt sich gleich, indem Mephistopheles vor dem Pentagramma bei der Thürschwelle, in welchem sich die formale Vernunft der Mathematik ausspricht, zurückweichen muß und nicht eher hinaus kann, bis die Geister der sinnlichen Natur Faust in Schlaf gelullt und die herbeigelockte Ratte des Pentagramma zernagt hat. Die Beschwörung derselben muß sich als eine Parodie zu der des Pudels vorher darstellen in Verhöhnung der dabei von Faust zum Besten gegebenen Manier.

Nun kann Mephistopheles entwischen. Faust erwacht und wähnt geträumt zu haben, — so ist es auch — er hatte sich nur dualistisch mit dem chaotischen Element seines eigenen Selbsts unterhalten, welches nur uns, den Zuschauern, sich persönlich und äußerlich dargestellt hat, denn Mephistopheles ist einmal und immer die Nachtseite der menschlichen, und hier im Besondern die der Faustischen Natur.

Während Faust schlafend zurückbleibt, wiederholt sich ein Satz der einlullenden Musik, so daß der Darsteller des Mephistopheles Zeit zur Umkleidung gewinnt. Er mag unter der Robe des Scholasticus bereits das Cavaliercostum tragen, damit er bald mit der neuen Maske fertig ist. Dasselbe gilt später von dem Darsteller Faust's.

So versteht es sich von selbst, daß Mephistopheles wieder ungerufen bei Faust sich einfindet, als der aufgeschmückte Geist der Sinnlichkeit, gewissermaßen als verzerrtes Spiegelbild von der Figur, welche bald darauf Faust selbst macht. Wie denn Mephistopheles auch den Rath giebt, welchen Faust auch befolgt:

„Im rothen, goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe dir nun kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen."

Es muß hier Faust's Doppelgänger der Vorläufer der spätern Erscheinung desselben sein. Wir dürfen uns von der Tradition der Darstellung der beiden Charaktere bei anderen Bühnen nicht verführen lassen, hier, wo mitten aus dem Geiste des Gedichtes die Darstellung, wenn auch in neuer Form, versucht werden soll.

Das teuflische Element des Mephistopheles liegt mehr in dem, was er spricht, als in einer scheußlichen Erscheinung. Je geformter diese ist, wie bei der Schlange, dem Tiger, desto wahrer, desto gefährlicher ist sie. Mephistopheles erscheine daher als Hofcavalier — fein, boshaft und immer humoristisch, keck aufgeräumt; denn der Humor räumt eben in der Welt auf. Wie kommt aber Mephistopheles zum Humor? —

Vor der Antwort eine andere Frage: was ist Humor? Dasjenige, was feucht und flüssig ist, wie Luft oder Wasser, ist Humor im eigentlichen Wortsinn; die Gemüthsart des Menschen, welche gelaunt ist, alles Gegen-

ſtändliche in ſeiner Idee zum willkürlichen Verbrauche flüſſig zu machen und in Nichts zu verflüchtigen, um in dieſer ſubjectiven Thätigkeit das eigene Ich und ſeine phantaſtiſche Allmacht, der Welt der Gegenſtände gegenüber, zu genießen, nennt man aber auch Humor. Es iſt eine Taſchenſpielerei der Phantaſie im Dienſte der Gemüthswillkür. Da dies aber immer ein negatives Vergnügen bleibt, ſo erklärt ſich das unheimliche Gefühl, welches damit verbunden iſt, mag es nun in ſüßer Melancholie, oder in Selbſtironie, oder ſonſt mit einem der tauſend Mittel, welche der Humor für ſich gebraucht, ſich darſtellen. Der Humor tritt auch erſt dann in der Literatur ein, wo die feſten Lebensformen einer Weltperiode flüſſig werden, wie alte, metallene Geſchirre in dem Schmelzofen des Bildergießers, um in neue Formen umgegoſſen zu werden.

Um ein Beiſpiel der humoriſtiſchen Operation aus unſerem Gedichte ſelbſt zu geben, verwandelt der Humor des Mephiſtopheles den Tiſch in Auerbach's Keller in ein Weinfaß ganz anſchaulich, denn wenn Holz, wie die Rebe iſt, weiche Früchte, Weintrauben bringen kann, ja ſogar der Ziegenbock aus Fleiſch und Blut harte Hörner, warum nicht umgekehrt der feſte Tiſch die Flüſſigkeit des Weins? Und warum können die Naſen der Weintrinker nicht rothe Weintrauben werden? — So beruht der Humor in der Laune der Willkür des übermüthigen Subjects; — und Mephiſtopholes iſt dieſes immer; er iſt in der That ein luſtiger Teufel bei aller ſeiner Gefährlichkeit. Denn er iſt ja die Luſt an der Verneinung des Daſeins ſelbſt. Je friſcher und genialer der Darſteller dabei zu Werke geht, deſto beſſer wird er dieſen Charakter zur Erſcheinung bringen.

So ſieht jetzt Fauſt ſein anderes Ich vor ſich ſtehen, das Spiegelbild von dem, was er ſelbſt ſein möchte — ein fertiger Weltmann. Fauſt ſehnt ſich nach dem realen Leben und dem ſchnellen Tode auf dem Schlachtfelde, oder nach durchraſtem Tanze in eines Mädchens Armen.

Nur ein Reſt von kindlichem Gefühle hat ihn ja in der Oſternacht vom Gifttode abgehalten. Es galt einer Illuſion, und ſo verflucht er eine jede: Ruhm, Weltehre, Beſitz, Glaube, Liebe und Hoffnung und vor Allen die Geduld! So liegt die Welt des Ueberſinnlichen und Idealen vor ſeinen Füßen zertrümmert, die reale, ſinnliche in Mephiſtopheles bietet ſich ihm an: —

„Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruh'n,
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun."

Das „Wenn" iſt halb das „Wenn" der Bedingung, halb das „Wenn" der Ungewißheit. Denn das Drüben hat Fauſt aufgegeben:

„Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſcheh'n."

Und ſo machen ſie mit einander das Pactum:

„Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
„Verweile doch, du biſt ſo ſchön!"
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n."

Und ſo verſchreibt ſich Fauſt mit ſeinem Blute dem Teufel; denn das Blut iſt ja eben im chriſtlichen Sinne immer des Teufels! Und nun breitet Mephiſtopheles das reiche Leben vor ihm aus:

„Ich ſag' es dir, ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt, wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt ſchöne, grüne Weide."

Doch ſchon naht ſich Einer, welcher der Wiſſenſchaft zu gedrängt worden iſt, — der Schüler. Er mag derſelbe ſein, den wir als angehenden Wildfang als „erſten Schüler" am Oſtertag den Dienſtmädchen hinterher geſehen haben, nur daß er dort ausgelaſſen einher-

ſchlenderte, hier aber vor dem Profeſſor blöde und linkiſch höflich erſcheint.

Fauſt will ihn nicht ſehen. Mephiſtopheles als deſſen Alterego die Rolle des Profeſſors übernehmen. Fauſt, welcher ihm Rock und Mütze zurückläßt, entfernt ſich. Mephiſtopheles muß nun möglichſt die Maske des Abgegangenen herzuſtellen ſuchen. Mephiſtopheles wird ſich alſo gerade ſo und an die Stelle ſetzen, wo und wie wir Fauſt zu Anfang des Stücks geſehen haben. Die Scene, welche jetzt zwiſchen dem Schüler und Mephiſtopheles beginnt, iſt für den Darſteller am Schwierigſten. Die ganze Scala der humoriſtiſchen Verhöhnung der Wiſſenſchaften, des Studirens, mit einem Worte — des geiſtigen Lebens muß ihm hier in allen Nüancen zu Gebote ſtehen. Sie beginnt füglich, wie ein Pendant zu der erſten Scene zwiſchen Fauſt und Wagner, in einer Nachäffung der Fauſt'ſchen Art und Weiſe, jedoch in carrikirt trockenem Profeſſorenton. Der Schüler beichtet naiv ſeine innere Abneigung vor der kopfzerbrechenden Arbeit in der Wiſſenſchaft, welche ihm bevorſteht. Es iſt die junge, ſinnliche Natur, welche vor der Entſittlichung zurückbebt, wie ein Lamm vor der Schlachtbank. Mephiſtopheles macht ſchalkhaft ihm Muth zur Wiſſenſchaft, indem er ſie mit ſinnlichen Bildern ausſchmückt:

„So wird's Euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten."

Darauf geht denn auch ſofort der Schüler ſinnlich ein:

„An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen ꝛc."

Der Schüler will nicht nur die Wiſſenſchaft, ſondern auch die Natur erfaſſen.

Mephiſtopheles weiß nun, wie er mit ihm daran iſt; hohnlächelnd fällt er ſchnell ein:

„Da ſeid Ihr auf der rechten Spur —"

er drängt jedoch ſchnell den Teufel, der hier ein Ohr vorgereckt hat, zurück und ſtimmt gleich wieder den Profeſſorenton an:

„Doch müßt Ihr Euch nicht zerstreuen lassen."
Der Schüler möchte gern ein wenig Freiheit und Zeitvertreib an schönen Sommerfeiertagen mit einhandeln. Mephistopheles giebt ihm Aussicht, daß Ordnung Zeit gewinnen lehre, und nun kommt er auf das Collegium logicum mit der kaum versteckten Verhöhnung desselben, ohne daß der blöde Schüler merken darf, wie er zum Besten gehabt wird.

„Mir wird von alledem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Mephistopheles geht nun der Metaphysik zu Leibe mit dem genialen Spott:

„Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt" —

nämlich das Uebersinnliche zu begreifen, wofür das Wort „Transsendenz" erfunden ist. — Nun geht es an die Jurisprudenz, dann an die Theologie — um zuletzt bei der Medicin die ganze humoristische Teufelei los zu lassen. Hier plätschert Mephistopheles wie ein Fisch im frischen Wasser, die Sinnlichkeit stellt sich verführerisch in dem Gewande der practischen Wissenschaft dar. Der Schüler, welcher ja am Liebsten Natur studiren möchte, findet sich hier bald zurecht.

Es folgt die Scene mit dem Stammbuchschreiben. Der Schüler liest die Worte „eritis sicut deus etc.", macht das Buch zu, und empfiehlt sich äußerst respectvoll. Mephistopheles hat dem Allen höhnisch lächelnd zugesehen, nach dessen Abgange richtet er sich in die Höhe und spricht ihm hinterdrein:

„Folg' nur dem Spruch ꝛc."

Jetzt tritt Faust ein — nach Mephistopheles Rath gekleidet, wie dieser selbst, nur mit dem Unterschiede, daß die Farben und der Schnitt der Kleider bei Mephistopheles extravaganter sind.

So z. B.

	Mephiſtopheles:	Fauſt:
Hut,	ſpitz mit Hahnenfeder	weniger ſpitz mit Reiherfeder,
Bart, Haupthaar	braunroth	ſchwarzbraun
Mantel	ſchwarzſeiden	ſchwarzſammet
Beinkleider, Weſte	orange	carmoiſin.

Wenn Mephiſtopheles eine gemäßigte Carricatur des Fauſt äußerlich darſtellt, ſo wird er am Angemeſſenſten erſcheinen. Sollte obige Farbenſchattirung nicht beliebt werden, ſo doch eine ähnliche.

Da nun Mephiſtopheles hier den Mantel des Profeſſors umhat, ſo wiederholt ſich das Bild eben in ſeiner Kehrſeite: Mephiſtopheles ſteht in der Geſtalt Fauſt's da und Fauſt kommt als Mephiſtopheles herein — in veredelter Geſtalt. — Während Fauſt aus dem Hintergrunde vorkommt, hat Mephiſtopheles ſeinen Hut aufgeſetzt; wenn ihm Fauſt mit der Frage gegenübertritt: „Wohin ſoll es nun gehen?“ — läßt er den Mantel auseinanderfallen, daß ſeine Geſtalt erſcheint, indem er mit dem Finger ſchnippt!

„Wohin es dir gefällt!“

und zum Schluſſe der Scene den Mantel mit um Fauſt ſchlägt, indem Beide davon eilen.

Wenn ich hier die Umkleidung Fauſt's annehme, ſo vermittelt ſich der Sprung, welcher außerdem vom gelehrten Fauſt zum Weltmanne bei der beliebten Acteintheilung ſonſt entſteht, durch die ſchnelle Befolgung des Raths des Mephiſtopheles: ſich ſo, wie er ſelbſt iſt, gleichfalls zu kleiden. — Nun müßte freilich, — was ich verantworten will — Fauſt's Betheuerung bei ſeinem langen Bart hinwegfallen, welcher gleich anfangs nicht zu wörtlich zu nehmen iſt. —

Soll das Umkleiden hier in den Zwiſchenact verlegt werden, ſo fällt das Trauerſpiel, wie gewöhnlich, in zwei ganz verſchiedene Stücke auseinander. Wir müſſen dies vermeiden! Der Einwurf: daß ſich Fauſt

erst nach dem Trunk in der Hexenküche verjüngen soll, ist nicht der Rede werth. Er braucht nur bis dorthin blaß im Gesicht zu sein, aber darnach lebhaft aufgeschminkt zu erscheinen.

Faust und Mephistopheles haben nun ihren ersten Ausflug in die Welt gemacht. Wir treffen sie wieder in Auerbach's Keller in Leipzig. Die Kneipseligkeit der Studenten muß brillant zur Erscheinung kommen, damit, Mephistopheles Gelegenheit hat, mit seinem teuflischen Humor hineinzublitzen.

Die Verhöhnung des versoffenen Freiheitspathos in der alten Studentenwelt, welches nur noch jetzt in den Zweckessen nachklingt, muß sehr hervorgehoben werden, weil der Dichter darauf ausgeht, es in seiner ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Die Darsteller dieser Rollen haben sich zu hüten, daß sie nicht zu roh werden. Daß Studenten guter Leute Kinder sind, muß nicht vergessen werden. Siebel, der Dicke, ist Stammgast in Auerbach's Keller, er fühlt sich hier ganz zu Hause. Er mag allein in seinem Armstuhle sitzen.

Brander sei ein angehender Aristokrat, fein und geschniegelt. Frosch ist Plebejer, er mag kurz und dick und grasgrün gekleidet sein. Altmayer trägt eine rothe Jacobinermütze; er ist ein alter, blasirter, romantischer Demagog und Theolog, der hier einen neuen Beweis für die Statthaftigkeit des Wunderglaubens sammelt. Da vier an einem Tische keine hübsche Gruppe bilden, so mag gleich der fünfte Stuhl, auf den Frosch seine Beine zuerst gelegt hat, für Mephistopheles am Tische stehen.

Nachdem die Freiheitshelden in Auerbach's Keller in echt deutscher Weise daran gewesen sind, sich einander selbst die Nasen abzuschneiden, und nun ihren Rausch bis zum Katzenjammer ausschlafen mögen, begleiten wir Faust und Mephistopheles in die

Hexenküche,
wo Faust den Verjüngungstrank erhalten soll. Wie Mephistopheles die Thiere erblickt, fühlt er sich als König unter den Seinen; die Thiere dagegen hüpfen huldigend und Reverenzen machend um ihn herum, er selbst kraut mit Behagen ihnen die Köpfe rechts und links neben sich:

„Nein, ein Discours, wie dieser da,
Ist gerade der, den ich am Liebsten führe!“
Und so muß es wie Liebkosung klingen:
„So sagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt Ihr in dem Brei herum?“

So geht es fort, bis der Kater den Mephistopheles in den Sessel drängt, wo er mit dem Wedel sich königlich gehabt.

Nun erblickt Faust im Spiegel die Blüthe der Sinnlichkeit — das schöne Weib! — Er ist verzückt. Mephistopheles lauscht mit Wohlbehagen seiner Rede, welche noch fortklingt in den Worten, trotz des Spottes darin:

„Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende: „Bravo!“ sagt —
Da muß es was Gescheites werden.“

Mephistopheles winkt den Thieren mit den Wedel, sie stellen sich mit Kratzfüßen rechts und links bei seinem Stuhle auf, so daß die Worte:

„Hier sitz' ich, wie der König ꝛc.“

von selbst verständlich werden — mehr im behaglichen Ernst, als im Scherz. Jetzt kommt die Hexe, welche erst gegen die heulenden Thiere, dann gegen Faust und Mephistopheles loszieht und dem Letzteren Feuerpein anthun will. Hier erhebt sich Mephistopheles in dämonischer Wildheit, groß und furchtbar in den Worten:

„Erkennst du mich? ꝛc.“

wobei die Hexe zitternd sich mit dem Gesichte auf die Erde wirft, ihm die Füße küssend; nach den Worten:

„Soll ich mich etwa selber nennen?“

erhebt sie sich und drängt sich an ihn mit der Frage:

„Wo ſind denn Eure beiden Raben?“

Worauf Mephiſtopheles wieder in ſeinen Humor verfällt, in dem er fortfährt auch bei der Beſchwörung der Hexe, welche er mit ſeinen Worten durchblitzt; — ſelbſt der Unſinn der Zauberformel iſt ihm noch zu formell, er muß ſpottend dagegen an mit Seitenhieben auf das Ceremonielle des chriſtlichen Cultus, wovon dieſer Hexencultus ein Zerrbild iſt, wie der Trank der Sinnlichkeit, den die Hexe kredenzt und Fauſt trinkt, eine Art hölliſchen Sacramentes, — das Myſterium des Teufelsſabbaths — iſt, ein Trank, der nicht den Geiſt entſündigt, ſondern das Blut zur ſündigſten Sinnlichkeit empört, wie Mephiſtopheles' Worte andeuten:

„Komm' nur geſchwind und laß' dich führen,
Du mußt nothwendig tranſpiriren“ u. ſ. w.

und in den Worten, mit welchen er abgeht:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe!“

In der folgenden Scene blüht die Blume der noch gottreinen Sinnlichkeit in ungeprüfter Unſchuld — Margarethe auf. Sie kommt aus der Kirche von der Beichte, wo ſie Nichts zu beichten hatte. Sie iſt noch das reine weibliche Weſen vor dem Sündenfall. Sie genügt ſich ſelbſt, wie ſie einmal iſt — als das ſich ſeiner ſelbſt noch nicht bewußte weibliche Weſen.

Es iſt Kirchenausgang. Kirchgänger gehen über die Scene, endlich kommt noch Margarethe; Fauſt folgt ihr nach, mit einem weiteren Schritt ſteht er jetzt an ihrer Seite, und trägt ihr zart und galant ſeinen Arm an. Margarethe lehnt mit aller Sicherheit die Anrede und das Anerbieten Fauſt's ab.

„Bin weder Fräulein, weder ſchön“ —

und eben, weil ſie ſich ſo ſicher iſt, ſpricht ſie dieſe Worte kurz und ſicher und, weil ein Mädchen in dieſer noch in ſich gewickelten Natur jede Annäherung, wie eine

Sinnpflanze, scheuet, — spricht sie den Nachsatz schnippisch hin, indem sie das Wort „ungeleitet“ betont.

Faust ist Sinnenmensch geworden; er spricht schneller, glühender, seine Bewegungen sind elastischer und freier; erschien er in der vorhergehenden Scene bleich und zweifelnd, so ist er jetzt blühend und keck.

Die Worte:

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön“ u. s. w.

hat er Gretchen, ihr nachstarrend, wie aus innerm Jauchzen, hervorgesprochen. Mephistopheles ist ihm nachgeschlichen, so daß dieser plötzlich, wenn er sich umdreht, vor ihm steht.

„Hör', du mußt mir die Dirne schaffen.“ —

Wir belauschen Margarethe gar bald in ihrem Zimmer. Der Bettvorhang, wie die Teppiche, welche über den Tisch gebreitet sind, müssen weiß sein, Blumen in Gläsern stehen darauf, am Fenster hängt ein Kanarienvogel, an der Hinterwand ein buntes Marienbild mit einem Weihwasserkesselchen. Margarethe kommt herein, Faust's Erscheinung und kecke Anrede ist nicht ohne Eindruck geblieben: die Neugierde, die alte Schlange vom Paradiese, regt sich in ihr:

„Ich gäb' was dr'um, wenn ich nur wüßt',
Wer heut' der Herr gewesen ist!“

Ihre Monologe sind noch kurz; sie hat noch wenig mit ihren Gedanken zu thun. Sie geht ab, und Faust und Mephistopheles treten in das Zimmer. Faust soll in ihrem Dunstkreis satt sich weiden. Mephistopheles wähnt ihn sinnlich für Margarethe zu entflammen und die Begierde nach ihrem Besitze durch eine allmälige Annäherung an sie zu steigern, Faust jedoch beginnt hier in Margarethens Zauberreich die wahre Liebe für sie zu fühlen, dieses räthselhafte Etwas, in welchem die Seele geistig und sinnlich zugleich sich erschließt. So erklären sich Faust's Worte:

„Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's so gerade zu genießen,

Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"
u. ſ. w.

und dann

„fort! fort! Ich kehre nimmermehr!"

Und ſo deutet ſich hier das große Geheimniß an, daß der ganze, d. h. der ſinnlich-geiſtige Menſch nur in der Liebe erlöſt werde. Zu dieſer Erlöſung muß der Geiſt der Sinnlichkeit, Mephiſtopheles, gegen ſeine Abſicht mitwirken, weil er nicht begreifen kann, daß er, wie er ſich auch ſtellen mag, dienſtbar bleiben wird. Es wird Mephiſtopheles unheimlich zu Muthe; ſo erklären ſich die Worte:

„Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen, —
Nun fort! geſchwind!
Um Euch das ſüße, junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und Ihr ſeht drein,
Als ſolltet Ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtänden grau leibhaftig vor Euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort!"

Mephiſtopheles hat vorher das Juwelenkäſtchen in den Schrank zum Geſchenk für Margarethe geſtellt. Wie Beide fort ſind, kommt Margarethe mit einer Lampe zurück. Sie findet es ſo ſchwül und dumpfig im Zimmer — vielleicht zugleich in ſich ſelbſt.

„Es wird mir ſo, ich weiß nicht, wie; —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht', furchtſam' Weib."

Die Schlußreime ſind von pſychologiſcher Bedeutung. Das ſüße Gift der Liebe wirkt allmälig immer weiter, es iſt, als hätte eine vergiftete Pfeilſpitze ihr Herz geritzt. — Sie ſingt, während ſie in andeutender Pantomime, z. B. mit Ablegung einiger Bänder und Nadeln, an das Umkleiden vor dem kleinen Spiegel geht, das Lied vom König in Thule, dem „treu bis an das Grab,

sterbend seine Buhle einen goldenen Becher gab." Nun findet sie das Juwelenkästchen; sie hält es für ein Pfand, welches bei ihrer Mutter versetzt worden. Sie putzt sich mit dem Geschmeide, und nun lockt diese Gelegenheit die Eitelkeit des Weibes und den Neid der Armen gegen die Reichen in ihr hervor. — In so kurzer Zeit entwickelt sich aus dem menschlichen Gemüthe das Heer der Leidenschaften bis zur höchsten — der Liebe, in deren Flammen Gretchen, wie ein Phönix, sich verbrennen soll, um sich fast vor unseren Augen zu verklären.

Aber dieser Schmuck, welcher Gretchen für Faust gewinnen sollte, hatte ein anderes Schicksal Wir erfahren in der nächsten Scene, welche zwischen Faust und Mephistopheles auf derselben Straße spielt, wo Faust Margarethen vorher sein Geleit angetragen hat, daß ihre Mutter den Schmuck einem Pfaffen für die Kirche geschenkt habe. Mephistopheles ist außer sich; denn überall, wo seine Wunde berührt wird; mit aller Mühe nicht seiner Absicht, sondern nur einer fremden Idee dienen zu müssen, hier aber dem kirchlichen Christenthume, fühlt er sich in seiner tiefsten Ohnmacht; er wüthet gegen die Gitter des Gefängnisses, in welchem er dennoch eingeschlossen ist. Darum dreht sich hier das Spiel um; der Spötter wird verspottet — und von Faust, welcher ihm befiehlt, ein anderes Geschmeide herbeizuschaffen.

Wie Faust einen Gegensatz in Mephistopheles, so hat nun auch Margarethe, mit der Fähigkeit zur Liebe, welche die Schlacken des Egoismus und der Gemeinheit und die endliche Person selbst verzehrt, in Marthe erhalten, deren Liebe zu ihrem Manne nur ein gesteigerter, schlechter Egoismus war, sie ist daher nicht besser und nicht schlechter, als jedes andere weibliche Thier. Sie ist Gretchen's Nachbarin. Wir blicken in ihr Zimmer und belauschen sie in ihrem Selbstgespräche, in welchem sie klagt, daß ihr Mann in die weite Welt gegangen, und daß er vielleicht gar todt ist.

— „O Pein! —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!"

Marthe darf kein altes, häßliches Weib ſein. Die Rolle iſt von der Schauſpielerin zu geben, welche die Oberförſterin in den Jägern von Iffland darſtellt. Eine gewiſſe äußerliche Hübſchheit verträgt ſich am Beſten mit der Gemeinheit des Gemüthes. Sie erſcheine ſpäter in der Gartenſcene als eine alternde Coquette, welche jedoch immer noch im Stande iſt, einen Hageſtolz zu feſſeln.

Valentin's Schimpfreden in der Sterbeſcene ſind das, was ſie ſind, ſie geben für die Darſtellung dieſer Figur keinen Anhalt. Und zu dieſer Marthe kommt Margarethe, welche gleich in ihrem Schrein ein anderes Schmuckkäſtchen gefunden, diesmal aber ihrer Mutter es verſchwiegen hat. Marthe räth, den Schmuck nur bei ihr anzulegen:

„Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt."

So giebt Margarethe dem Mephiſtopheles Gelegenheit, in den Kreis ihres Gemüthes heranzutreten. Er kommt zu Marthe unter dem Vorwand, daß er Nachricht von ihrem todten Mann bringe:

„Ihr Mann iſt todt — und läßt Sie grüßen."

So iſt er immer der Geiſt des Widerſpruches! Er läßt geſchickt Marthe allmälig in ihrer ganzen nichtigen Gemeinheit, in der Blüthe des höchſten, thieriſchen Egoismus erſcheinen. Aber auch Margarethe muß aufgelockert werden:

„Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten ꝛc."

Margarethe.

„Ach nein, das geht jetzt noch nicht an."

Mephiſtopheles.

„Iſt's nicht ein Mann, ſei's derweil' ein Galan!"

Als er ſpäter an Marthe die Worte gerichtet:

„Ich ſchwör' Euch zu, mit dem Beding
Wechſelt ich ſelbſt mit Euch den Ring!"

ist er bei dieser gleich am Ziele:

„Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort."

So erhält Margarethen's Unschuld die dunkle Folie, wenn sie auf die Frage Mephistopheles':

„Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?"

antwortet:

„Was meint der Herr damit?"

daß selbst Mephistopheles für sich ausrufen muß:

„Du gut's, unschuldig's Kind!"

Mephistopheles will fort, Marthe gebraucht aber ein Todtenzeugniß des Wochenblättchens wegen, Mephistopheles weiß guten Rath: „durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund"; denn er braucht Gelegenheit, Faust herbeizuziehen:

„Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich Euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her."

Und so kommt die Bestellung zum Stelldichein in bester Form zu Stande.

Marthe.

„Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir den Herrn heut' Abend erwarten."

So biegen sich durch die Vermittelung des thierischen Elementes, des männlichen in Mephistopheles und des weiblichen in Marthe, die beiden Pole — Faust und Margarethe zu einander. Aber Faust muß erst falsches Zeugniß über den Tod des Herrn Schwertlein ablegen. Mephistopheles will ihn dazu bereden:

„Ist es das erste Mal in Eurem Leben,
Daß Ihr falsch' Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott und Welt und was sich d'rin bewegt" u. s. w.

Doch als er auch die Eide, welche Faust Gretchen schwören werde, in diese Kategorie hereinziehen will, da flammt ihm die Ewigkeit der Liebe in der Endlichkeit entgegen. Mephistopheles ist verwirrt, weil er dies

Alles nicht begreift; darum kann er nur trotzig entgegnen:

„Ich hab' doch Recht!“ —

Hier trägt Faust einen kurzen Triumph davon, welcher aber in freiwilliger Ergebung zur Niederlage wird:

„Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.“

Es folgt die Gartenscene, welche in den Parallelen

Mephistopheles und Marthe

und

Faust und Gretchen spielt.

Damit der Garten ein heimliches, trauliches Ansehen bekommt, schließt er sich hinten mit einer Mauer ab, ein blühender Fliederbusch darf dabei nicht fehlen. Hinter der Mauer: Prospect auf baumreiche Gärten.

Erster Vorübergang.

Margarethe studirt am ABC der Liebe. Sie kann nicht begreifen und möchte doch gerne wissen, welches Interesse Faust an ihr hat; denn sie findet sich selbst doch so einfältig.

Zweiter Vorübergang.

Marthe geht darauf aus, Mephistopheles zu fesseln — sie redet ihm in das Gewissen, sich zu verheirathen.

„Und sich, als Hagestolz u. s. w.“

Mephistopheles

kehrt dagegen den Spott heraus:

„Mit Grausen seh' ich das von Weitem.“

Dritter Vorübergang.

Faust und Margarethe.

Schon lebt Faust's Bild in ihrem Herzen. Ihre Seele beginnt sich um die seine zu ranken. Sie zeigt die Furcht, daß er scheiden und sie vergessen werde. Faust's Frage:

„Ihr seid wohl viel allein?“

motivirt ihre Antwort und die reizende, naive Erzählung von ihrer Häuslichkeit und ihre Familie. Sie hat einen Bruder — Valentin, der Soldat ist; und ein Schwesterchen, welches sie erzog, ist gestorben.

Wir sehen in ihr reines Gemüth, wie in einen klaren See.

Hier tritt Gretchen's Gemüthseigenschaft zum ersten Mal uns bestimmter entgegen: in lebendigster Phantasie das dem Orte und der Zeit nach Ferne als bestimmte Gegenwart aufzufassen. So ist sie das persönlich gewordene Dichtergemüth Goethe's selbst. In keiner seiner Figuren ist seine Muse so unmittelbar zur Erscheinung gekommen. Nur hieraus erklärt sich die Kerkerscene, in welcher Margarethe ebenso bei Sinnen ist, wie hier, nur daß dieselbe Gemüthseigenschaft zur heftigsten Thätigkeit aufgereizt ist.

Vierter Vorübergang.

Mephistopheles und Marthe.

Der Hagestolz will sich noch immer nicht bekehren. Marthe rückt ihm näher auf den Leib:

„Sagt g'rad', mein Herr, habt Ihr noch Nichts gefunden?" ꝛc.

Mephistopheles will sie nicht verstehen; seine ausweichenden Reden sind so lustig, weil Marthe ihn wirklich in Verlegenheit setzt. Sie möchte mit Gewalt mit ihm den Segen der zweiten Ehe versuchen.

Fünfter Vorübergang.

Faust und Margarethe.

Faust ist nun schon der Vertraute Margarethens geworden; es folgen die Geständnisse.

Faust.

„Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder
Gleich, als ich in den Garten kam?"

Margarethe.

„Saht Ihr es nicht? ich schlug die Augen nieder."

Nun fragt Faust, ob sie die Frechheit, mit welcher er sie neulich bei der Heimkehr vom Dome angesprochen, verziehen hätte? Und da erfahren wir denn, was wir schon wissen —

„Ich wußte nicht, was sich
Zu Eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte,
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auch Euch nicht böser werden konnte."

Und schon darf Faust sagen:

„Süß' Liebchen!"

Nun kommt das Blätterzupfen von der Sternenblume: „— Er liebt mich — liebt mich nicht! Er liebt mich!"

Und so ist der Moment da, wo die bis zum Aufspringen geschwellte Knospe der Liebe selig in sich schaudert bei Faust's Frage:

„Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!"

Margarethe:

„Mich überläuft's."

Ihre Angst vor dem überwältigenden Gefühle, welches sie überstürzt, drängt sie zur Flucht mehr vor sich selbst, wäre dies möglich, als vor Faust, welcher ihr nun folgt.

Sechster Vorübergang.

Auch Marthe zieht sich zurück, nicht weil sie besiegt worden, sondern weil sie verzweifelt, besiegt zu werden. Bei den Worten, welche ihr entschlüpfen:

„Die Nacht bricht an,"

fällt Mephistopheles ein Stein von der Brust in den Worten:

„Ja und wir wollen fort."

Marthe hüllt sich in ihre Unschuld, welche das Gerede der Nachbarn scheucht. Sie gehen, um Faust und Gretchen zu suchen.

Wir blicken in ein Gartenhäuschen, welches, wie ein Nestchen, in das Gebüsch eingebaut ist, darin und davor spielen die neckenden Vögelchen. Das eine — das Weib-

chen — steckt lauschend darin, es ist vor dem Männchen entflohen, welches es verfolgt und jetzt herein fliegt, es ist Faust, welcher Margarethe küssend umschlingt, es ist Margarethe, welche den Kuß erwiedert und hinsterbend seufzt:

„Bester Mann! vom Herzen lieb' ich dich!"

Doch schon melden sich vor der Thür die Repräsentanten der thierischen Seite der Liebe — Mephistopheles und Marthe. So verstehen wir die Entgegnung Faust's:

„Ein Thier!"

Margarethe bleibt allein zurück in Bewunderung der Herrlichkeit des Mannes, wie er in Faust erschienen:

„Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann;

und im Gefühl ihrer Nichtigkeit:

„Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen: ja.
Bin doch ein arm', unwissend' Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Doch auch Faust belauschen wir in einem Monolog. Er hat sich in die Wald- und Höhleneinsamkeit geflüchtet. Er zaudert und schaudert, Margarethe in seiner Leidenschaft zu verderben. Er hat Alles, was die Natur ihm geben kann, aber er fühlt auch mit bitterem Schmerz, daß dem Menschen nichts Vollkommenes zu Theil wird; er taumelt von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmachtet er nach Begierde. In diesem Punkte zeigt sich, daß das Pactum, welches Faust mit Mephistopheles gemacht hat, von Mephistopheles nie erfüllt werden kann:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!"
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n."

Faust könnte nur dann ganz zum Thier werden und seine Seligkeit verlieren, wenn er wirklich Befriedigung in der Sinnlichkeit finden könnte. Er kann und wird daher leiblich zu Grunde gehen, aber nicht geistig. Mephi-

ſtopheles, der Dämon der Sinnlichkeit, muß auch hier das Böſe wollen und das Gute ſchaffen helfen.

Zur Zeit hat aber Mephiſtopheles den Sieg noch nicht aufgegeben. Er malt ihm das Liebesweh Gretchens vor und reizt ihn an, ſich ihr wieder zu nähern, um:

„Das arme, affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.“

Fauſt durchſchaut ihn, er nennt ihn:

„Schlange! Schlange!“

Mephiſtopheles (für ſich).

„Gelt! daß ich dich fange!“

Da Fauſt darauf ausging, die Leiden und Freuden des creatürlichen Lebens auf ſich zu nehmen, ſo muß er von ſelbſt die Bahn auslaufen, in welche er hineingerathen iſt:

„Was muß geſcheh'n, mag's gleich geſcheh'n!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde geh'n.“

In Gretchen hat ſich unterdeſſen die Liebe zur ſchmerzlichen Sehnſucht nach dem Geliebten geſteigert:

„Meine Ruh' iſt hin ꝛc.“

Das ſüße Gift der Liebe hat alle Faſern ihres Daſeins durchdrungen. Sie iſt liebeskrank.

Da ein ſolches zartes, lyriſches Gedicht, wie dieſer Monolog am Spinnrocken iſt, keinen unruhigen Wechſel der Scene verträgt, ſo ſpielt dieſe am Beſten weiter in dem bekannten Garten bei Marthe, der Nachbarin und Vertrauten Margarethens. Wenn der Waldproſpect vorher aufgezogen wird, ſieht man gleich auf dem Bänkchen vor der Laube Margarethe bei dem Spinnrädchen, das ſie bald wegſetzt, die Hände in den Schooß legt und ihre Gedanken laut werden läßt. Zu Ende des Monologs beugt ſich Mephiſtopheles über ſie herein, während Fauſt in einem Halbkreis herüber und im Vordergrund ihr gegenüber zu ſtehen kommt, ſo daß ſie vor

Mephiſtopheles, welcher ſich zurückzieht, aufgeſchreckt, ihrem Fauſt, den ſie zugleich erblickt, in die Arme fliegt. Es entſteht eine kurze Pauſe, dann hebt ſie ſchüchtern an:

„Verſprich mir, Heinrich!“

Sie mag im Augenblicke, wo ſie ihren Fauſt ſieht und ihm zueilt, ausrufen: „Heinrich! Heinrich!“ Ich möchte nämlich dadurch einen beſtimmten Refrain mit dem Schluß der Tragödie herſtellen.

Margarethe hat Bedenken wegen der Religion ihres Geliebten. Sie ahnet, daß es mit ſeinem Chriſtenthum nicht weit her iſt, und die Ehe, welche ja allein die Liebe heiligt, iſt auch ein Sacrament der alten chriſt-katholiſchen Kirche. Fauſt weiß nicht, wie er ſich hier aus der Klemme helfen ſoll, bis Margarethe zu weit geht und auch fragt: ob er an Gott glaube? Nun folgt das herrliche Glaubensbekenntniß eines Pantheiſten, und mit Recht erwiedert Margarethe:

„Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.“

Sie hält ihm nun die ſchlechte Geſellſchaft, ſeinen Umgang mit Mephiſtopheles vor:

„Es hat mir in meinem Leben
So Nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig' Geſicht.“

Und nun entwickeln ſich alle Schauer, welche das Reine vor dem Unreinen hat. So ſehen wir hier nicht mehr das Gretchen, welches nur demüthig anſtaunend vor dem Geiſte Fauſt's geſtanden hat. Sie ſucht ihn ſchon zu rectificiren. Sie iſt in ihrer eigenſten Seele ſein, und ſo will ſie auch, daß er ihr eigen ſei. Sie iſt vor Gott ſein Weib in der heiligſten Gewiſſensehe. Darum fällt es ihr auch gar nicht auf, daß Fauſt allein zu ſein begehrt:

„Ich ließ' dir gern — den Riegel offen,
Doch meine Mutter ſchläft nicht gut“ —

Der Zwang, ihre Liebe heim zu gehalten, leitet das Verbrechen ein. Fauſt übergiebt ihr einen Schlaftrunk

für ihre Mutter. Sie ſoll nur drei Tropfen davon ihr in den Trank thun. — Margarethe merkt die Doſis nicht, und ihre Mutter iſt, wie wir ſpäter erfahren, nach dieſem Schlaftrunk nicht wieder aufgewacht. So ſcheidet ſie — das Weib von ihrem Manne.

„Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt Nichts mehr übrig bleibt."

Mephiſtopheles tritt, nachdem ſie weg iſt, erbost herbei, — der Antipode des reinen Weibes. Das fehlte ihm noch, daß es zwiſchen Fauſt und Gretchen zu einer wirklichen, in der Ehe geweihten Liebe käme! Er iſt hier ganz des Teufels, die gereizt emporziſchende Schlange, die zähnefletſchende Hundenatur!

So verſtehen wir die Worte Fauſt's, welche er ihm zuruft:

„Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!"

Die teufliſche Freude zuckt ihm zuletzt, wo er den Aerger überwunden hat, bei der Ausſicht auf die nächſte Nacht in allen Gliedern. Er reibt ſich vergnügt die Hände und ſtößt zwiſchen den Zähnen hervor die ingrimmige Luſt in den Worten:

„Hab' ich doch meine Freude d'ran!"

Bald darnach ſehen wir Gretchen am Brunnen bei anderen Mädchen, welche über ein gefallenes Mädchen Pantoffelgericht halten; Gretchen kann nicht mit richten, ſie fühlt ſich in dem Urtheile über die Andere ſelbſt verurtheilt. —

Dieſe Brunnenſcene, welche zu niederländiſch und dabei ſtörend in den Gang der Geſchichte ſich hereinſchiebt, muß ausfallen. (Die Scene iſt dieſe: Straßenproſpect. Links von den Zuſchauern ein Eckhaus — Gretchens Wohnung. Statt der Thüre iſt unter einem kleinen, vorſpringenden Ziegeldach das Bild der Mater Doloroſa angebracht. Unten von zwei Armen oben,

worauf das Dächelchen unmittelbar ruht, ſpringen zwei andere parallel vor, auf deren Enden Säulchen ſtehen, welche dieſe oberen Arme tragen. Auf dieſen unteren, vorſpringenden Tragarmen ſtehen hüben und drüben Blumentöpfe. Ueber dem Heiligenbilde oben iſt ein praktikabeles, gothiſches Fenſter, zu welchem Gretchen ſpäter herausrufen kann. Gegenüber iſt Marthens Haus auch mit einem praktikabelen Fenſter, durch welches heraus dieſe ſpäter Hülfe ruft. Margarethe kommt nach der Verwandlung dieſer Scene um die Ecke ihres Hauſes herum und knieet betend vor dem Bilde nieder, nach deſſen Beendigung ſie wieder um die Ecke verſchwindet. Unter dieſem Bilde concentrirt ſich die Haupthandlung der Scene. Das Ständchen, was Mephiſtopheles hier bringt, wird dadurch zugleich eine Verhöhnung des Gebets und des Heiligen. Unter dieſem Bilde fällt ſpäter Valentin, wie ein Märtyrer vor dem Schutzheiligen der Hausehre, während Gretchen knieend neben ihm ſeinen Fluch gewiſſermaßen als Antwort auf ihr früheres Gebet vernimmt. Ehe Valentin noch ſtirbt, wird die Halbohnmächtige von den umſtehenden Frauen von ihm getrennt, welchen ſie in die Arme ſinkt. Wenn Valentin geendet, ſpringen die Männer zu, welche ihn gleich um die Ecke in das Haus tragen, umdrängt von den Bürgern, welche ihm folgen; die Frauen führen Margarethe hinterdrein. So geht dieſe Scene raſch und maleriſch vor ſich.)

Die durch Fauſt und Gretchen verletzte bürgerliche Ordnung und die darin geſichert geweſene Familienehre der letzteren tritt in ihrem Bruder Valentin auf, um die Kataſtrophe durch ſeinen Opfertod noch mehr zu ſteigern. Er iſt ein friſcher Soldat, ſein einziger Stolz — war ſeine ſchöne Schweſter, mit welcher er vor allen Geſellen ſich Etwas wußte, —

„Und nun! um's Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen!

Mit Stichelreden, Naſenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!" —

So iſt Valentin der incarnirte Familienegoismus, welcher lediglich ſich in den Seinen liebt, und mithin im Unrecht iſt, welches er mit ſeinem Tode ſühnt. Er tritt auf, um in der großen Tragödie der Leidenſchaften die letzte Scene eines kleinen, bürgerlichen Trauerſpiels zu ſpielen, wovon er der Held iſt.

Er lauert auf Fauſt, den Verführer ſeiner Schweſter, dieſer nahet mit Mephiſtopheles.

In Fauſt herrſcht nun ganz die Nacht des Sinnenlebens; er wühlt ſich hinein, — er iſt wüſt geworden. — ein Heide, aber kein helleniſcher, dem die Moiren Maßhalten lehrten, und ohne Maß fällt die Natur in das Chaos zurück, wie auch zu Ende des Mittelalters die von der Satzung emancipirte Natur in der menſchlichen Geſellſchaft maßlos in das Chaos zurückſank, welches im Wahn der Hexerei und der Hexenproceſſe aufbrodelte.

Fauſt ſteht am Rande des Chaos, welches dort, wie hier, ſeinen Strudel in der Walpurgisnacht hatte, dieſer Schierlingsblüthe der verruchteſten Sinnlichkeit.

Das dämoniſche Sinnenthier — Mephiſtopheles — geilt ihr entgegen. Fauſt aber heftet noch mitten in der Nacht ſeines Gemüthes den Blick an den Polarſtern der Liebe:

„Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?"

Worauf Mephiſtopheles vieldeutig und mit boshafter Anſpielung auf Thränen antwortet;

„Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren."

Nun bringt Mephiſtopheles — der Dämon der Sinnlichkeit — Margarethen das Ständchen, er ſingt ein moraliſch' Lied, um ſie gewiſſer zu bethören, oder zur Verzweiflung zu bringen. Valentin tritt vor, es kommt

zum Kampfe. Mephiſtopheles lähmt die Hand Valentin's, welcher von Fauſt's Degen fällt. Fauſt und Mephiſtopheles entfliehen. Es entſteht Lärm auf der Straße, die Nachbaren verſammeln ſich um den Verwundeten, dabei ſind Margarethe und Marthe; — Valentin verflucht ſeine Schweſter, welche zu ihm hingekniet iſt und hofft, aller ſeiner Sünden Vergebung zu finden, könnte er noch das kupplerische Weib, Marthe, züchtigen. Die tragiſche Verſöhnung iſt das Bewußtſein des ſterbenden Soldaten:

„Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.“

Die Scene verwandelt ſich in das Innere eines Domes.

Ein Säulengang quer über die Bühne, durch welchen man in das Innere des Doms blickt, läßt die nächſtfolgende Scene wie in einer Vorhalle dazu vor ſich gehen; Kirchengänger ziehen herein. Man kann annehmen, daß die Kirche gefüllt iſt, ſo daß noch Einige in der Vorhalle knieen. Dieſe iſt dunkel; nur das Innere des Doms — der Hintergrund iſt erleuchtet. Zuletzt, wenn ſchon der Geſang begonnen, kommt Margarethe, geführt von Marthe, herein. Dieſe knieet ſich nahe dem Eingange zu nieder, Margarethe mehr einſam vorn. Der böſe Geiſt ſteigt, in einen grauen Schleier verhüllt, hinter ihr aus einer Verſenkung empor.

Amt, Orgel und Geſang: dies ira, dies illa etc. wecken das böſe Gewiſſen Margarethens auf, welches ſichtbar als ihr böſer Geiſt hinter ihr ſteht. Das böſe Gewiſſen iſt die zum Bewußtſein gekommene Schuld in der Vergleichung des paradieſiſchen Zuſtandes der Seele vor derſelben mit ihren gegenwärtigen Folgen, vor welchen alle Illuſion ſchwindet und nur Verzweiflung und Reue übrig bleiben. So hier! — Das böſe Gewiſſen iſt der beginnende Reueact. Da es perſönlich uns vor die Augen geſtellt wird, obſchon es Margarethe ſelbſt iſt, ſo kann es nur als Margarethe, jedoch

in dem Zustande der Reue, wie wir später im Gefängniß sehen, sichtbar werden, es wird mithin eine weibliche Gestalt in grauem Büßergewande, jedoch mit verhülltem Gesichte, sein. Das böse Gewissen (böse Geist) Margarethen's verräth uns hier zuerst, daß ihre Mutter durch den Schlaftrunk, welchen sie ihr beigebracht, zur langen Pein hinüberschlief und daß Margarethe in den hoffnungslosesten Zuständen sich befindet.

Aus ihren Worten spricht der unsäglichste Jammer, die entsetzlichste Verzweiflung.

Die Schlußscene gestaltet sich so:

Margarethe will, der Ohnmacht nahe, emporspringen, zugleich versinkt der böse Geist; sie aber fällt mit hinsterbenden Worten: „Nachbarin, Euer Fläschchen!" — nach Marthe zu nieder. Während der ganzen Scene sind so Margarethe und der böse Geist den Zuschauern die Nächsten und ihnen zugekehrt gewesen.

Es folgt die Walpurgisnacht, welche die Grenzen der plastischen Darstellung überschreitet, der eigenste Zusammenhang derselben mit dem Sinnendienst im maßlosen Gemüthe ist oben angedeutet worden.

In wunderbarster Folgerichtigkeit schließt sich daran die barocke Märchenphantasie „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit", wie sich denn auch, um ein Beispiel zu geben, an die wildpathologischen Tragödien Shakespeare's seine Märchendramen reihen, oder aber, wie aus dem sinnlichen Leben der Wiener Raymund's Zaubermärchen emporwuchsen.

Die menschliche Natur, welche sich maßlos den sinnlichen Leidenschaften ergeben hat, empfindet den Gegenschlag des beleidigten, göttlichen Geistes in der Verzweiflung. So Margarethe als die zartere, weibliche Natur früher im Dom, hier am trüben Tage Faust im freien Felde in der wildesten Empörung gegen seine

thierisch-sinnliche Natur, sich ihm darstellend in Mephistopheles, welcher ihm entgegentrotzt.

Mephistopheles' viehische Ruhe überwältigt den Verzweifelnden; denn die Ruhe an und für sich behält dem Affecte gegenüber immer Recht!

Die nur mit besonderer technischer Vorrichtung und vielleicht kaum gut darstellbare Scene, wo Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden am Rabenstein vorüberbrausen, überfliegen wir, — wir ahnen, daß wir in den Kreis treten, welchen Entsetzen und Grauen um den Kerker der Mutter- und Kindesmörderin ziehen. Sie läutert in der Verzweiflung und der Reue bis an die Grenze des Wahnsinns ihre Seele von den Schlacken der Sinnlichkeit.

Da stehen wir selbst vor dem Kerker. Faust naht mit Schlüssel und Lampe. Er ist noch in der Sinnlichkeit, wenn auch in schaudernder, befangen. Das Lied, in welchem Margarethens böses Gewissen sich kund giebt, ist der Inhalt eines alten Volksmärchens, in welchem eine böse Mutter ihr Kind umbringt, es kocht und ihren Mann essen läßt; des Kindes Schwesterchen sammelt das Gebein, begräbt es unter einem Baume, daraus wird ein Vogel, welcher vor dem Hause auf einem Baume singt und als die böse Mutter sich naht, einen Mühlstein herunterfallen läßt, der sie erschlägt.

Margarethe war die böse Mutter, welche ihr Kind umgebracht hat; sie hat es der Liebe oder vielmehr aus Scham über den Fehltritt der Liebe, mithin auch dem Manne geopfert, sie hat es ihm so gewissermaßen zu essen gegeben.

Ihre erregte Phantasie hat ihr ermordetes Kind ebenso, wie das Märchen gethan, in einem Vogel verwandelt. Sie wähnt ihn singen zu hören. Die Worte des Liedes singt sie aufhorchend nach, bis sie mit Grauen und Angst ruft:

„Fliege fort, fliege fort!"

Die Darstellerin muß ihr stöhnendes Gewissen in

dem Liede anklingen lassen: Faust tritt ein; Margarethe wähnt, daß die Henkersknechte kommen, sie zum Blutgerüst zu führen. Das doppelte: „Weh! Weh!“ ist ein Aufschrei der Creatur, welcher sich in Todesschauer auflöst in den Worten: „Sie kommen!“ und in schmerzlicher Resignation: „Bitterer Tod!“ — Ihre Sinne sind verrückt, d. h. von dem Außenleben hinweg und nur auf ihre inneren und äußeren Zustände hingeheftet, — wahnsinnig ist sie nicht; sie hat keine fixe Wahnidee, — Alles, was sie spricht, ist grauenvolle Wahrheit. So fleht sie den Mann, den sie für den Henker hält — und dieser Henker ist der von ihr verkannte Faust — um Erbarmen an, so entsetzt sie sich darüber, daß sie schon jetzt sterben soll, da es doch noch nicht Morgen ist. Die Darstellerin muß hier durchaus wahr spielen, d. h. das Flehen der Todesangst wiedergeben. Auch ihr Jammer, daß sie noch so jung sei, ist ein wirklicher, — eine herzinnige Klage, sie entschuldigt, wie jeder Verbrecher, auch ihr Vergehen. Wie Faust sie anfaßt, steigert sich ihre Todesangst in den Worten:

„Fasse mich nicht so gewaltsam an ꝛc.“

Sie hat ja ihn, den Henker, der ein ganz fremder Mensch ist, nicht beleidigt.

In dieser Todesangst spiegelt die Phantasie ihr vor, als ob ihr Kind, welches sie die Nacht durch in der Einbildung geherzt hat und das nun weg ist, leben müsse, denn, daß es ein Waldvögelein geworden, ist ja ein Märchen, welches die Leute nur auf sie deuten. Wie sich jetzt Faust auf die Kniee wirft, sieht sie in ihm nur einen Menschen, mit dem sie beten kann in den Höllenqualen ihres Gewissens, welche sich ihr äußerlich darstellen als die Hölle unter den Dielen des Kerkers. Nur als Faust sie bei ihrem Namen ruft, beginnt sie, seine Gegenwart zu ahnen: sie horcht auf, als ob sie ihn, den Nahen, aus der Ferne höre. — Jetzt springt sie auf, die Ketten fallen, ihre Worte erklären sich von selbst. Auf Faust's: „Ich bin's!“ schlägt ihr: „Du bist's“

ſchnell nach! — Sie iſt jedoch in ihm noch immer nicht ganz ſicher, darum die haſtige Bitte: „O ſag' es noch einmal!“ Dann bricht ſie in den vollen Jubel der Errettung der Freiheit im Wiederſehen aus. Sie iſt ganz in die glückliche Vergangenheit verſenkt, bei dem Anblick des Geliebten verſchwindet ihr alle Noth, alles Gräßliche der Gegenwart, nur er erfüllt ihre Seele. Aber der zur Flucht drängende Fauſt iſt nicht der glücklich liebende Fauſt mehr. Das macht ſie wieder in ſeiner Perſon zweifelhaft. — Nun dunkelt wieder die Nacht ihres Unglückes herauf, die Erinnerung an die gräßlichen Thaten, die geſchehen ſind, wird lebendig. Sie beginnt mit grauenvoll monotoner Stimme:

„Meine Mutter hab' ich umgebracht“ —

ſie ſteigert ſich im Grauen:

„Mein Kind hab' ich ertränkt.“ —

Sie ſchaudert fragend vor der Schuld, welche um ſo ſchwerer wird, da das Kind ihr ja nicht allein, ſondern auch ihm geſchenkt geweſen. Aber auch er trägt eine ſchwere Schuld, er iſt der Mörder ihres Bruders; dieſer Mord wird ihr ebenſo zur Gegenwart, ſie ſchreit auf:

„Ach Gott, was haſt du gethan?“

Er iſt ſo gut des Todes ſchuldig, wie ſie. Fauſt's Worte: „Du bringſt mich um!“ machen es ihr deutlich, daß auch er dem Gericht und dem Tode verfallen iſt; aber er ſoll übrig bleiben und für die Gräber und ihr eigenes Begräbniß ſorgen. Von den Worten:

„Nein, du mußt übrig bleiben“

bis zum troſtloſen:

„Niemand wird ſonſt bei mir liegen“

iſt Alles klarſinnige, ſchmerzliche, gramvolle Bitte. Es iſt ihr letzter Wille. So iſt ſie auch bei klarem Sinne, wo ſie ſich des Glückes ihres Zuſammenſeins mit ihm erinnert; aber es iſt ihr jetzt, als müſſe ſie ſich zu ihm zwingen. Sie iſt die durch Entſetzen und Verzweiflung in der Reue gereinigte Seele, welche ſich ſchaudert vor dem Unreinen. So klar iſt auch das Uebrige, — ſie will

Faust nicht in das Freie folgen, vielmehr ihr Vergehen durch den Tod sühnen, sie kann deshalb nicht mit. Darum ist es die herzinnerste Klage:

„O Heinrich, könnt' ich mit!"

weil sie ihrem Verhängnisse, wie sie es weiter schildert, nicht entgehen kann; denn selbst wenn sie mit bösem Gewissen in der Fremde betteln wollte, würde sie doch ergriffen werden. Als aber Faust bei ihr zu bleiben verspricht, will sie eigentlich ihn fragen: „Kannst du das Geschehene ungeschehen machen?" aber diese Frage gestaltet ihre Phantasie zu der gräßlichen Vision von dem letzten Augenblicke ihres ertrinkenden Kindes und ihrer am Schlaftrunk sterbenden Mutter.

Der Paroxismus erschöpft sich in ihrem Ruf: „Rette! rette!" — In Schauern und zuckenden Seelenkrämpfen geht ihre Stimmung in monotones Grauen über:

„Wären wir nur den Berg vorbei —"

und sinkt bis zur Mattigkeit hinsterbend herab in den Worten:

„Es waren glückliche Zeiten."

Faust will sie jetzt mit Gewalt wegschleppen, sie will es nicht dulden. So ist sie auch ganz bei klarem Sinne bei den Worten, welche sie mit gräßlicher Bestimmtheit spricht:

„Tag! Ja, es wird Tag!"

bis

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab."

Wie vorher ihr die Vergangenheit, so wird in ihrer aufgeregten Phantasie die nächste Zukunft zur Gegenwart. Hier hat sie vollendet den Bußgang der Reue, der physische Tod ist nur noch das Punctum, nur das Zeichen der wirklichen Vollendung des Irdischen.

Mephistopheles erscheint unter der Thür.

Margarethe erkennt in ihm den Böser.. „Der! der!" ruft sie mit Schaudern, aber: „Schick' ihn fort!" mit angstvoller Bitte, welche sich fortsetzt: „Was will der an dem heiligen Ort?" — In den Worten: „Er will mich!"

ſchaudert ſie vor ihm, dem Dämon der Sinnlichkeit und Sünde zurück. Sie übergiebt, auf die Kniee fallend, ſich dem Gerichte Gottes, ſie tritt von ſelbſt gereinigt in die Schaaren ſeiner Engel, ſich abwendend von Fauſt:

„Heinrich! Mir graut's vor dir!“

Mephiſtopheles.

„Sie iſt gerichtet!“

Stimme von Oben*).

„Iſt gerettet.“

Nun erklären ſich von ſelbſt die Worte:

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

„Her zu mir!“

in welchen das Ende der Tragödie liegt, nämlich: der irdiſche Fauſt iſt verloren! Der geiſtige aber iſt gerettet, wie hier ſeine irdiſche Liebe in Margarethe zu Grunde geht, um ſich in die himmliſche zu verklären, in welcher auch er erlöſt werden wird.

Um der Tragödie einen äußeren Abſchluß zu geben, läßt man bei den Theatern hier eine Verklärung Margarethens eintreten. Die gewöhnlichen Mittel dazu ſind: Muſik, Wolken, Weißfeuer und das Abfallen des grauen Gewandes, unter welchem Margarethe ein weißes trägt. Ein ſolches wunderliches Wunder hebt aber den Eindruck der Kerkerſcene von ſelbſt auf. Niemand glaubt daran, der Zweifel bleibt übrig. Die Tragödie bedarf nur der Gewißheit, daß die Reinigung von der ſchlechten Endlichkeit durch den leiblichen Tod geſichert ſei. Dieſe Gewißheit muß von der Außenwelt uns zukommen, weil an ihr die tragiſche Perſon zu Grunde geht. Dieſe Gewißheit iſt uns Goethe ſchuldig geblieben. Er ſtand ſelbſt im Wahne, daß hier ſeine Tragödie noch nicht zu Ende ſei, um mit einem zweiten Theile zu beweiſen, daß die Tragödie entweder ſchon hier ihr Ende finden, oder

---

*) Dieſe Worte ruft füglich die Schauſpielerin, welche im Dome den böſen Geiſt gegeben hat.

ein Fragment bleiben müſſe. Wir ſtimmen der erſteren Anſicht gegen den Dichter ſelbſt bei. Dieſer kann bei einem Werke, welches er aus der unmittelbaren Gefühlswelt herauskryſtalliſiren ließ, ohne mit künſtleriſchem Bewußtſein zu verfahren, keine Stimme haben, wo es zur plaſtiſchen Darſtellung gebracht werden ſoll.

Es iſt ein Cyklus lyriſcher Gedichte, dem Hauptbeſtandtheile nach in dialogiſcher Form, welche eine Geſchichte vor uns abſpinnen. Es mußte daher auch der Character der Balladenform der durchgreifende bleiben. Die Ballade, wobei ich nur an die denke, welche, wie die Volks-Ballade, aus dem muſikaliſchen Gemüthe ſich herausbildet, vermeidet gern den draſtiſchen, dramatiſch-plaſtiſchen Schluß, und anticipirt dafür die muſikaliſche Empfindung darüber. Einige Beiſpiele mögen genügen. In „des Knaben Wunderhorn“ befindet ſich die Ballade von der verſchmähten Liebe eines Judenmädchens zu einem Chriſten; die Jüdin ſteht gegen Sonnenuntergang am Meer, um ſich den Tod in den Wellen zu geben. Die Ballade führt uns raſch bis zu dieſem Momente, — jetzt muß das Mädchen hineinſpringen, aber hier ſchiebt die Ballade plötzlich das weiche, muſikaliſche Bild ein:

„Die Sonne iſt untergegangen
Hinunter in's tiefe Meer.“

Wenn ſich kein ſolches Bild einſtellt, ſo begnügt ſich die Ballade auch einfach damit, den Namen des ſeinem Untergange Zueilenden auszurufen, wie in der bekannten Ballade von „Vonved“ im Refrain: „Schau' dich um, Held Vonved!“ oder in der engliſchen Ballade: Eduard, was iſt dein Schwert ſo roth?“, welche ſich dialogiſch vorträgt und in dem wiederkehrenden: „Oh! Oh!“ und dem Ausruf des Namens: „Eduard!“ unſere Stimmung intonirt. In dieſem Balladentone endigt auch dieſe Tragödie mit dem Ausrufe: „Heinrich! Heinrich!“ welche wir im Chor dem in das Verderben davon eilenden Fauſt nachrufen. —

Wir dürfen daher zunächſt das Dunkel des Kerkers,

in welchem sich diese Balladenscenen vorträgt, nicht stören, wir müssen aber auch ein Mittel in der Außenwelt finden, welches den Abschluß musikalisch bezeichnet. Das Nächste ist: das Läuten des Armensünderglöckchens in der Ferne, welches die von Margarethe als Gegenwart aufgefaßte nächste Zukunft ihrer Hinrichtung real beginnen läßt. Es tritt von selbst nach ihren Worten:

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab —"

eine kurze Pause ein, noch aber ist die Welt nicht stumm, vernehmlicher spricht noch ihre eherne Zunge, zuerst in die Armensünderglocke. Es motivirt sich dadurch lebendig der Ausruf Faust's:

„O wär' ich nie geboren!"

und zugleich das Hereinspringen des Mephistopheles:

„Auf! oder Ihr seid verloren."

Nach den Worten:

„— Der Morgen dämmert auf —"

schweigt das Armensünderglöckchen, beginnt aber wieder bei Faust's Worten:

„Du sollst leben!"

und motivirt jetzt weiter Margarethens Gebet:

„Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben!"

bis

„Lagert Euch um mich her, mich zu bewahren."

Margarethe bleibt knieen, Faust rührt sie jetzt wieder an, um sie noch einmal zur Flucht zu bewegen, knieend wendet sie sich mit abwehrenden Händen von ihm ab:

„Heinrich! mir graut's vor dir."

Jetzt beginnt das Armensünderglöckchen zum dritten Male zu läuten und hält an, bis der Vorhang gefallen ist. Den Ausruf:

„Heinrich! Heinrich!"

welcher dem von Mephistopheles abgeholten Faust jammernd nachschallt, muß Margarethe übernehmen, indem sie umsinkt. — So befriedigt sich das tragische Gefühl, wie

es nur immer durch die Ballade geschehen kann, deren musikalisches Element diese Tragödie so unmittelbar in unsere Gemüthswelt gerückt hat, jedoch dabei auch auf den Vortheil des plastischen Abschlusses Verzicht leisten muß.

Das neuere deutſche Drama

und die

deutſchen Theaterzuſtände.

(1846.)

Die dramatiſche Poeſie iſt die poetiſche Verklärung eines gebildeten Volks; ſie iſt der unſterbliche Kranz auf ſeinem Haupte, ſelbſt wenn es aus der Geſchichte verſchwunden iſt oder ſeine politiſche Bedeutung verloren hat. Wie Leuchtthürme aus Sturmwolken, leuchten die Genien der dramatiſchen Poeſie aus dem Dunkel der Vergangenheit in alle Zeiten hinüber. Könnte eine verruchte Hand die Namen: Aiſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes aus der Geſchichte der Hellenen, Shakeſpeare aus den engliſchen, Calderon, Lope und ihre Mitſtrebenden aus der ſpaniſchen, Corneille, Racine, Molière und Voltaire aus der franzöſiſchen und die deutſchen großen, dramatiſchen Dichter aus unſerer Geſchichte ſtreichen und ihre Werke vertilgen, ſo wären damit die Zeugniſſe der höchſten Bildung der geſchichtlich großen Nationen vernichtet. Aber nicht nur die Namen der dramatiſchen Dichter, es glänzen auch darin die der Regenten und der Mächtigen, welche ihr Streben gefördert haben; denn jede Weiterentwickelung der dramatiſchen Poeſie bedarf des beſtimmten, äußeren Schutzes gegen den vornehmen und gemeinen Pöbel, der Kunſt und Poeſie immer haßt.

Noch hat aber das deutſche Drama ſeinen Abſchluß nicht erlangt, es ſucht vielmehr einen neuen Weg anzubahnen, um ſeinen Kreis zu vollenden. Es iſt jedoch mehr oder weniger auf heftige Widerſprüche geſtoßen, welche es im Keime zu erſticken drohen. Um dieſen Widerſpruch zu würdigen, kommt es zunächſt auf die Vorfrage an: Iſt die Auffaſſung der Geſchichte in den hiſtoriſchen Dramen der Jetztzeit eine äſthetiſche oder

ſittliche Verirrung? Oder iſt vielmehr die neue dramatiſche Schule nur eine nothwendige Weiterentwickelung des Nationalbewußtſeins in der Poeſie, die Frucht des Baumes, deſſen Wurzel — Leſſing, deſſen Stamm — Goethe, deſſen Blüthe — Schiller iſt? Beleuchten wir dieſe Frage!

Die deutſche Bildung hat zu ihrer Unterlage die althelleniſche. Keine Nation iſt tiefer in die Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie der alten Hellenen eingedrungen, als die deutſche. Wurde dieſer Bildungsproceß durch die Gelehrten eingeleitet, ſo mußte von ſelbſt zuerſt die Bildung mit dem Leben und ſeiner Wirklichkeit auseinanderfallen. Klopſtock ſprach noch von einer Gelehrten-Republick, Goethe und Schiller dichteten noch ihre vollendetſten Werke für die excluſive Bildung. Doch ſtreiften ſchon Beide, beſonders Schiller, mit den Flügelſpitzen ihrer Ideale die wirkliche Welt der deutſchen Nation. Ein Haupt der romantiſchen Schule, welche mit den Wolken der katholiſch-mittelalterlichen Gefühlsphantaſtik die Morgenröthe der helleniſchen Bildung am deutſchen Himmel zu umnebeln drohte, erklärt deshalb auch Schiller für einen Demagogen, und ſelbſt Goethe entging nicht ſeinem Egmont der Verdächtigungspolizei. Es giebt große Hoftheater, wo erſt vor einigen Jahren „Tell“ und „Egmont“ ſich wieder auf die von den widrigſten Gemeinheiten der pariſer Sudelköche entheiligte Bühne ſchleichen durften. Doch war die Seele der Dramen Goethe's und Schiller's nur eben das rein Ideale, welches mit dem wirklichen Daſein eigentlich Nichts zu ſchaffen hat. Ihre Muſe war die helleniſche im barbariſchen Norden, — Iphigenie auf Tauris. Der mit Leſſing gegebene Anfang des deutſchen, dialectiſchen Drama's fand daher in der Weimar'ſchen Schule nur ſeine weitere Ausbreitung, ohne noch aus dem idealen Himmel in das reale Daſein hereinzutreten und es zu durchdringen und zu vergeiſtigen, wie dies die letzte Aufgabe der Kunſt iſt. Daß wir hier nicht bis auf Schröder

in Hamburg zurückgehen, entschuldigt sich von selbst denn sein Theater gab die Ausläufe des englischen in das Familiendrama wieder, aus welchem sich das Lessing'sche, das deutsche Drama, erst selbstständig zur hellenischen Bildung herausarbeitete. So konnte der Irrthum entstehen, welcher erst vor Kurzem hier und dort auftauchte, daß das wahre Nationaltheater der Deutschen in den Familienstücken zu suchen sei. Doch hatte ebenso gut, wie die Weimar'sche Schule, auch dieses Familiengenre bis in die neueste Zeit seine poetischen Vertreter, so daß wir immer noch eine Alt-Hamburger und eine Weimar'sche Schule in der Production, wie in der Darstellung unterscheiden können. Doch kehren wir zur alten, romantischen Schule zurück, welche auf die Weimar'sche folgte! Sie verdankte ihre Entstehung dem Drucke unter der in Napoleon siegreichen, französischen Revolution. Diese wurzelte zunächst in der Bildung der Geister, welche von der Freiheit der alten Welt groß genährt worden waren. Versuchten diese in Frankreich durch eine politische, doch in Deutschland durch eine philosophische und ästhetische Revolution das verknöcherte Mittelalter aufzuheben, so stellen sich uns von selbst zwei miteinander ringende Gegensätze vor unsere Augen: der gedankenherrschende Geist der wiedergeborenen, alten Welt und das gefühlsthätige Gemüth des Mittelalters. Das Letztere trat in der Kunst und Poesie als die romantische Schule auf. Wie es dort darauf ankommt, daß sich der Einzelne ganz der Staatsgemeine und ihrer idealen Aufgabe hingiebt, so hier Alles auf das vom Allgemeinen losgebundene, willkürliche Subject. Findet diese Phantastik des subjectiven Gemüths im Traumleben die freieste Entwickelung und ihre Blüthe in dem Somnabulismus, so dürfen wir die Dramen des Dichters Heinrich von Kleist als das höchste und schönste Ergebniß der romantischen Schule erklären.

Wie besonders seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts die Poesie das historische Leben wieder zu durchdringen

und selbst dramatisch zu gestalten bemüht ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie ist immer noch die vom hellenischen Geiste mit dem deutschen Gemüthe erzeugte Tochter.

Es ist bedeutungsvoll, daß Ludwig Tieck verschiedene Tragödien althellenischer Dichter in Berlin zur Aufführung gebracht hat. Die romantische Schule hat damit ihren Kreislauf beschlossen; sie ist wieder bei der hellenischen Poesie, bei der Antigone des Sophokles und der Iphigenie auf Tauris von Goethe angelangt, freilich ohne recht zu ahnen, daß gerade von diesem Puncte aus die neue Fortbildung des deutschen Drama's beginnt. Allerdings schreiten in diesen Tagen die althellenischen Ideale herunter von ihren Postamenten und werden wieder lebendig, und wie sie mit Lessing, Goethe und Schiller vom Tode erwacht sind, so verkehren sie jetzt wieder lebendig mit den wachen Lebendigen in dieser träumenden Zeit. Wodurch dies Wunder geschehen ist? Dadurch, daß die deutsche Philosophie den großen Gedanken entdeckt hat: Die Weltgeschichte ist der Prozeß der Entwickelung des Menschengeschlechtes zum Selbstbewußtsein. In diesem Gedanken muß sich jeder Gebildete als thätigen Theil der Weltgeschichte und sich selbst in jeder dialectischen Phase der verschiedensten Perioden durch Vermittelung der Philosophie und der dramatischen Poesie wieder im organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit erkennen lernen.

So ist die deutsche dramatische Poesie hereingetreten in die wirkliche Geschichte; ihre Stoffe sind Parallelen zur Gegenwart in der Vergangenheit, indem das Drama selbst den Zuschauer, wie den Helden, in dem Conflicte der dialectischen Gegensätze des historischen Lebens von den Schlacken des Endlichen und Schlechten reinigt; es ist mithin so wenig staatsgefährlich, als die Religion sein soll; denn die dramatische Poesie in ihrer höchsten Aufgabe ist vor Allem die Lehrerin des Göttlichsten im Diesseits — der Wahrheit in der Schönheit und der Freiheit im Vernunftgesetze. Ist das neue historische

Drama von der Bildung ausgegangen, ſo bedingt die Beurtheilung deſſelben bei den Intendanzen und Directionen der Theater von ſelbſt, daß dieſe gebildete Männer ſind, um zu wiſſen, um was es ſich handelt.

Es gilt daher die weitere Frage: Haben die Intendanten und Directoren der deutſchen Bühnen dieſe ihre Aufgabe begriffen? Ein kurzes: „Nein!“ iſt darauf die allgemeine Antwort. Sie theilen zur Zeit in den Augen der gebildeten Welt kaum den Rang mit den Principalen der Bereiterbanden auf den Jahrmärkten in der Verfolgung des gleichen Zieles: die frivole Neugierde für die Kaſſe auszubeuten durch das leidige Amuſement des vornehmen und gemeinen Pöbels.

Und doch ſpricht für jene Principale in der rothen Jacke, mit der Carbatſche in der Hand, daß ihre hauptſächlichſten Acteurs Pferde ſind und daß ſie nicht die Tartufferie beſitzen, Anſtalten der höheren poetiſchen Nationalbildung leiten zu wollen.

Man hat viel hin und her gefragt, woran die Schuld von dem Verfalle des deutſchen Theaters liege. Man hat die dramatiſchen Dichter, die Schauſpieler, das Publikum deshalb zur Verantwortung ziehen wollen, während man vergeſſen hat, auf die Urſache des allgemein empfundenen Uebels zurückzugehen. Dennoch braucht man nur die Augen aufzuſchlagen, um zu ſehen, daß ein Theater immer den höchſten Beſtrebungen der dramatiſchen Literatur einen Ausdruck gab und Dichter, Schauſpieler und ſein Publikum heranzog, an deſſen Spitze ein Mann ſtand, der gebildet genug war, um die Aufgabe des Theaters zu verſtehen, und charakterfeſt genug, das Princip deſſelben gegen alle Angriffe zu vertreten. Wir erinnern nur an das Weimar'ſche Theater unter Goethe, an das Hamburger unter Schröder, an das Berliner unter Iffland und zuletzt an das Düſſeldorfer unter Immermann. Sind nunmehr die meiſten deutſchen Theater nur Anſtalten des frivolen Amuſement's und iſt daran einzig der Mißgriff Schuld, daß man die Adminiſtration

und die äſthetiſche Leitung einer Bühne gewöhnlich einem Manne zugleich anvertraute, der vielleicht für die erſtere geeignet war, von der letzteren aber kein Verſtändniß, vielleicht nicht einmal Empfänglichkeit für die Kunſt ſelbſt hatte.

Von den Theatern, deren Pächter auf den Erwerb angewieſen ſind, und von den armen Directionen herumwandernder Geſellſchaften, welche die Schauluſt des Publikums ausbeuten müſſen, kann hier nicht die Rede ſein, ſondern nur von den Theatern, welche, finanziell gedeckt, wirkliche Kunſtinſtute ſein ſollen und können.

Es handelt ſich hier überhaupt nicht von Perſonen, ſondern von allgemeinen Zuſtänden, welche über die Meiſten eine unabweisbare Macht ausüben. Im Staate ſtellt man für jedes Fach öffentlicher Thätigkeit einen Mann an, von dem man erwarten muß, daß er auch Etwas davon verſteht; man beſetzt Gerichtshöfe mit Juriſten, das Finanzfach mit Finanzfachmännern, man ſtellt an den Kirchen Theologen, an den Schulen Schulmänner, an den Univerſitäten für jedes Fach Gelehrte an, welche ſich beſonders dafür ausgebildet haben, aber nur für das Inſtitut, welches fortwährend Zeugniß ablegen ſoll von der ſittlichen und äſthetiſchen Bildung der Nation, wird bei der Wahl eines Theaterchefs auf Alles eher geſehen, als auf die nöthige, auch oberflächlichſte Vorkenntniß in dem Fache, welchem ſie nunmehr vorſtehen ſollen. Man wähnt bei der Wahl des Intendanten oder Generaldirectors das Möglichſte gethan zu haben, wenn man in ihm einen Mann herausgegriffen hat, welcher Fähigkeiten für die Adminiſtration und perſönliche Autorität zur Handhabung der Disciplinargewalt beſitzt; man macht jedoch dadurch von ſelbſt das Materielle zur Hauptſache bei dem Theater. Man weiß von Theatern zu erzählen, wo der Intendant mit dem Strafgeſetze in der Hand den Proben vorſitzt und doch Schiller's Geburtstag mit der Aufführung des „Weltumſeglers wider Willen" feiert und das Inſtitut in den jammervollſten Trivialitäten zum Spotte der deutſchen,

gebildeten Welt macht. In dieselbe Richtung muß jedoch jeder Theaterchef gerathen, welcher weder von der Kunst und Literatur Etwas versteht, noch sonst sich mit ihr vermitteln kann. Doch ist es natürlich, daß ein solcher Chef, da er keine innere Stütze an sich selbst hat, eine solche in Anderen zu erwerben sucht, so daß sie entweder eine Intendanz-Kamarilla außerhalb des Theaters mit ihren Sympathieen und Antipathieen und ihren daraus hervorgehenden, störenden Einflüssen auf das Theater, oder innerhalb des Theaters bilden muß. Im letzten Falle schafft sich der Vorstand der Bühne im Bühnenpersonal Creaturen, welche ihm zur Hand sind, es versteht sich, nach der stillschweigenden Uebereinkunft: „Eine Hand wäscht die andere.“ Den Theaterintriguen und Zuträgereien ist nun Thür und Thor offen; wie das Institut in seinem Herzen roh und gemein, so muß es auch von selbst das Edlere in der Kunst, das Ideale, hassen und vertreiben und in seinen Leistungen das triviale Amusement zu seinem Principe machen. Fehlt es einem solchen Chef nicht an der nöthigen Weltklugheit, so sucht er sich den Vertretern der Literatur gegenüber den Rücken zu decken, entweder durch Ernennung einer sogenannten Prüfungscommission, welche ihr Urtheil über die eingesandten Stücke abgiebt, ihm aber dabei immer noch freie Hand läßt, das Stück trotz aller Bevorwortung für die Aufführung desselben abzulehnen, oder er muß ein ehrliches und aufrichtiges Bündniß mit der Gemeinheit schließen, offen die Kunst und Literatur verachten und ihr von der ihnen anvertrauten Anstalt aus den Krieg erklären. Auf jeden Fall ging an diesen Zuständen die Kunst selbst bei den deutschen Theatern zu Grunde. Zum Theil hat man diese Mißstände auch eingesehen und hier und dort Dramaturgen angestellt. Hier wird nun Alles darauf ankommen, ob man dem Dramaturgen entscheidenden Einfluß auf das Repertoire und die Besetzung der Stücke giebt, so daß er dadurch wesentlich die Interessen der Kunst unbedingt unter eigener Verantwortung geltend machen kann; ist dies nicht der Fall

und kann der administrative Vorstand das Urtheil desselben nach Belieben beseitigen, so bleibt es im Ganzen beim Alten.

Die Frage: welches Verhältniß findet zur Zeit zwischen dem Theater und der Weiterentwickelung des historischen Drama's Statt? — verhallt in der Luft. Zwar findet manchmal zur Deckung des angeblichen Credits der Theater oder einem Schauspieler zu Gefallen oder zur Vertheidigung gegen die Tageskritik die Aufführung eines Drama's von Shakespeare, Schiller oder Göthe Statt, aber gewöhnlich mit einer aus allen Flittern hervorgähnenden Faulheit und Unlust der Darsteller, welche nur ihres Gleichen in der Gemüthsleere der Repertoirefabrikanten und der Blasirtheit des Publikums findet. Dafür wälzen sich die Directionen, ihre demoralisirten Schauspieler und das entwürdigte Publikum entweder im Unrath der Pariser Boulevards-Theater oder in den Fabrikaten, welche nach dem Pariser Recepte zubereitet sind, behaglich herum.

Mit gewandter Benutzung dieser kleinen Vergünstigungen jedoch hat das deutsche Drama im französischen Costume einige Eroberungen gemacht, zwar nicht in der Darstellung völkergeschichtlicher Charactere und Begebenheiten, doch in der Benutzung literaturgeschichtlicher und biographischer Anecdoten, aber auch da noch mit schweren Kämpfen, besonders in Berlin, wo das Theaterelend trotz der vorzüglichsten Talente, über welche man dort gebieten kann, vielleicht am Größten ist. Schüchtern trat zuerst Camoëns auf die deutsche Bühne, dann folgten zaudernd Molière, Voltaire, Gottsched und Gellert, Uriel Acosta, Göthe's Liebesabenteuer in Sesenheim und zuletzt Schiller's Flucht aus Stuttgart. Einige dieser literaturhistorischen Stücke hatten bei der Aufführung den größten Erfolg, wozu sie bei einem Volke, das der Völkergeschichte nicht mehr angehört, sondern nur noch Literaturgeschichte macht, an sich die vollste Berechtigung hatten.

„Ah, Pah!“ höre ich die Herren Intendanten und Generaldirectoren rufen, „nennen Sie, Herr Dramaturg

in Oldenburg, uns nur ein einziges ernstes, historisches Drama der sogenannten neueren Schule, welches einer Aufführung werth wäre!"

„„Recht gern und zwar das Beste, welches in diesem Jahre (1846) gedichtet, als Manuscript gedruckt und bei Ihnen zur Aufführung eingereicht worden ist.""

„Hat es Handlung? Gute Rollen? Ist's interessant?" rufen drei Intendanten auf einmal. „Ja! meine Herren, das Alles! vielleicht bereichert es das Repertoire der Charakterdarsteller mit einer der interessantesten Rollen; lassen sie meinetwegen darüber die Herren Döring und Hoppé in Berlin, Kaiser in Hannover und Grunert in Stuttgart oder sonst einen tüchtigen Künstler in diesem Fache entscheiden."

„Ein historisches Drama? doch nicht aus der deutschen Geschichte? Es tritt darin doch nicht etwa ein Verwandter des Fürstenhauses auf? Greift es vielleicht die Religion und die garantirten Secten, mit Ausnahme der Juden, an? Oder ist es lasciv ohne hinter die erlaubten, durchsichtigen Zweideutigkeiten die pikanten Heimlichkeiten zu verbergen?"

„Nein, meine Herren, es waltet darin nur der heilige Ernst der Geschichte."

„Giebt es auch Etwas für das Auge? Giebt der Verfasser nach dem Vorbilde unserer Madame Birch-Pfeiffer auch Gelegenheit, schöne Decorationen und Kleider zu zeigen?"

„Auch dies, meine Herren!"

„So nennen Sie uns doch endlich den Stern von diesem Jahre, den unsere Augen nicht entdeckt!"

„Recht gern! Es ist

Sixtus V.

Historisches Drama von Julius Minding.

Der geschichtliche Stoff.

Sixtus V., der größte und gewaltigste, und der letzte den Königen furchtbare Papst, war von armen Aeltern zu Grotta a Mare in der Mark Ancona zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren. Seines Vaters Bruder, welcher Franciscaner zu Montalto war, erzog ihn zum Mönch seines Ordens, in welchen der geniale Jüngling im Jahre 1534 eintrat. Er studirte im Kloster eifrig die römische Literatur, in welchen er sich zum künftigen Herrscher stählte, Philosophie und Theologie, welche seinen Scharfsinn bildeten. Gar bald lenkte er auf sich die Augen seiner Vorgesetzten und begann nun eine Stufe nach der andern in der römisch-katholischen Hierarchie zu besteigen, bis er endlich 1570 unter dem Namen Montalto Cardinal wurde. Es blieb ihm nur noch die dreifache Krone übrig, deren er bedurfte, um seine großen Herrscherplane in That zu verwandeln. Da er, wie kein Anderer, die Politik des Cardinalcollegiums kannte, in welchem sich die einflußreichsten und mächtigsten Cardinäle bei einer Papstwahl dadurch einander die Waagschalen hielten, daß sie den Aeltesten und Hinfälligsten aus ihrer Mitte gern emporhoben, so stellte er sich ihnen als solchen dar. Dreizehn Jahre lang schien er dem Grabe zuzuwelken, während er sich zugleich immer mehr von den Regierungsgeschäften zurückzog. Wie er es vorausberechnet hatte, so geschah es: als Gregor XIII. 1585 gestorben war, wurde er einstimmig zum Papst gewählt.

Wir müssen jetzt einen Blick in die politische Welt hinaus thun, um die Aufgabe seines Herrschergenie's zu begreifen. — Die Satzung des Mittelalters war zuerst durch die hellenische Bildung, welche nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken nach Italien und von da nach Deutschland und zu den übrigen europäischen Völkern gedrungen war und die schlummernden Geister zur Gedankenfreiheit aufgerüttelt hatte, in ihrer innersten Seele angegriffen. Eine große Entdeckung in dem Reiche

der Naturwiſſenſchaften folgte der andern, während allenthalben Kunſt und Literatur ſich zur Blüthe entfalteten.

Am 3. Auguſt 1492 hatte Columbus Amerika entdeckt, und bald darauf Portugal im Wetteifer mit Spanien ſeine Herrſchaft in Oſtindien und Braſilien begründet. Zugleich hatte ſich der angeregte, forſchende Menſchengeiſt auf die Kritik der politiſchen und religiöſen Zuſtände geworfen, bis er in der Reformation den gewaltigen Kampf um geiſtige Freiheit mit der katholiſchen Hierarchie begann. Zunächſt hatte Karl V. in dem allgemeinen Chaos, jedoch vergebens, verſucht, ſich zum unbeſchränkten, weltlichen Herrn der Chriſtenheit, mit der Gewalt über zwei Erdtheile, zu machen; ſein Plan zerſchellte an den deutſchen Fürſten, welche die Reformation benutzten, um, vom Kaiſer und Papſt losgebunden, zur eigenen Selbſtherrlichkeit zu gelangen, während die Völker zugleich nach unbeſchränkter politiſcher und religiöſer Freiheit trachteten. Es traten jetzt die furchtbarſten Leidenſchaften der Herrſchbegierde auf den Schlauplatz der Politik. Während die proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland mit ihrer Würde die biſchöfliche ihrer Landeskirche verbanden und ihrem Beiſpiel die nordiſchen Könige folgten, begann der König von Frankreich den Einfluß der katholiſchen Kleriſei auf das Volk für die königliche Gewalt im Kampfe mit den großen, proteſtantiſchen Vaſallen auszubeuten, jedoch Philipp II. von Spanien durch die von ihm allein abhängige Inquiſition die königliche Macht zur Despotie über die Leiber und Seelen ſeiner Unterthanen zu ſteigern, bis die Niederlande den gräßlichen Kampf um die alte Freiheit mit ihm aufnahmen.

Minding ſchildert den damaligen Weltzuſtand nahe herangerückt zu Sixtus V. in einem Prolog mit den Worten:

„Groß war die Zeit! Parthenope's Gefild —
Lag in des ſpaniſchen Philipp kalter Hand —
Das kühne Kind von Béarn träumte ſich
Den Erben des Cäſaren! Heinrichs Tochter

Wob jene Flagge, nun des Meeres Herrin.
Indeß das Blut von Niederland und Flandern
Sich kühlend mischte mit dem heißern Strome,
Den Andalusiens Gefilde nähern."

u. s. w.

Es geht daraus hervor, daß die geistliche Macht der weltlichen selbst da dienstbar geworden, wo die katholische Religion den Protestanten gegenüber Siegerin war. Es blieb daher der päpstlichen Macht nur der Ausweg übrig, nach eigener weltlicher Gewalt zu streben, in dem Versuche: sich in Italien ein großes, unabhängiges Reich zu gründen. Diesen Schritt wagte Sixtus V. zu thun. Es hatte sich jedoch in diesen Conflicten der alten kirchlichen und der neuen fürstlichen Gewalt eine eigenthümliche dunkle Gewalt herausgebildet, welche mit allen Künsten politischer Verstandesbildung die Obmacht sowohl über das Oberhaupt der Kirche, als auch über die christlichen Fürsten und Völker zu gewinnen suchte; dies war der Orden Loyola's. — die Gesellschaft Jesu. Ihre Losung: ohne Nachgeben die Restauration der geistlichen Obergewalt! ihr Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel! ihr kühner Gedanke: ihre Waffen in der schärfsten, dialectischen Verstandesbildung zu bereiten, und ihre Regel, welche im blinden Gehorsam alle Kräfte ihres Ordens zusammenband; alle diese Momente bildeten in dem Eingeweide der menschlichen Gesellschaft einen seelenwürgenden, parasitischen Polypen aus, der mit seinen Fäden jede Lebensader, jeden Nerv umwickelte.

Wie daher in der Geschichte jener Tage, so treten auch in dieser Tragödie alle diese Gewalten zum Kampfe miteinander auf, soweit sie im Schooße der katholischen Christenheit, in Rom selbst Raum gewinnen konnten. Wir sehen hier in diesen chaotischen Zuständen:

1. die gedrückte, nach willkürlicher Freiheit haschende Volkspartei, an ihrer Spitze den hohen Adel, vertreten von Mathilde, Gräfin von Castelferro, und Antonio Marianna, Herrn von Mirandola;

2. das alte, katholiſche, von der Prieſterpolitik abhängig gewordene Kirchenregiment, in Scene geſetzt in den Cardinälen Farneſe, Buoncampagno, Medicis, Alexandrini;
3. den Orden der Geſellſchaft Jeſu in Franz von Toledo, dem General der Jeſuiten, und Tomas Moroſini, Geheimſchreiber der Jeſuiten, und
4. den zur Papſtwürde und unabhängiger, weltlicher Macht emporſteigenden Cardinal Montalto, ſpäter Papſt Sixtus V.

So vorbereitet mag ſich die Tragödie vor uns aufrollen.

Entwickelung des Drama's ſelbſt.

Erſter Aufzug.

Zuerſt treten uns die adeligen Häupter der Volkspartei entgegen: Mathilde und Antonio Marianna.

Mathilde ſteht auf dem Gipfel der claſſiſchen, vom alten Chriſtenthum emancipirten Bildung, wie der Dichter Aufzug 4, Auftr. 6 von Moriſini ſie ſchildern läßt:

„Ich weiß es, kühne Frau,
Wie deine Seele unſ're Satzung ſchmäht,
Ein höher' Wiſſen, eine ſchön're Kirche
Ein freier' Volk, und ſelbſt ein anderer Gott —
Das Alles weiß ich — füllen deinen Geiſt."

Mit dieſem Geiſt ſtachelt ſie den an der politiſchen Wiedergeburt Italiens verzweifelnden und blaſirten Marianna an, ſich an die Spitze des römiſchen Volks zu ſtellen:

„Du, der der ſchönſten Jugend Heldenkraft
In ſelbſterwecktem Unmuth träg verſchlummert,
Geboren, deines Volks Tribun zu ſein
Und jetzt ein Lehnsmann pfäffiſcher Gewalt;
O, laſſ' mich härten deinen edeln Stahl,
Nur ſo laß' Rom nicht untergeh'n!
— — — — — — — — —.

Der gekrönte Greis,
In deſſen welker Hand die Inful ſchwankt,
Naht ſeinem Ziele; — — —
Ihm folg' ein And'rer gleicher Schwäche nach,
Ich habe meinen Mann, den Anconeſen."

Und ſchon ſtehen wir

Auftritt 2.

vor dieſem Anconeſen, dem Cardinal Montalto, dem ſcheinbar alten, ſchwachen, gebrochenen Mann, im Augenblicke, wo ihm die Nachricht überbracht wird, daß der Papſt Gregor VIII. geſtorben iſt.

Bote.

„Nicht unerwartet, überraſchend doch
Wird meine Botſchaft Eurem Ohre klingen:
Der Paſt iſt todt!

Sixtus.

— Du ſagſt es?"

Und wie der Bote ihm andeutet, daß das Volk von Rom ihn zum Papſt wünſche, wäre er nicht ſo gar ſiech, verwahrt er ſich unter Anderem dagegen mit den Worten:

„Uns ziemet nur, — ſagt dies dem Volk von Rom, —
In enger Zelle unſ're Grab's zu harren
Und unſ're ſchwachen Glieder am Altar
Demüthig hinzuwerfen vor dem Höchſten. —
Ich kann nicht weiter ſprechen." —

Doch als der Bote ihn verlaſſen hat, richtet er ſich auf mit der urgewaltigen Energie ſeines Geiſtes:

„Todt, todt! — Zu lange war's, Gregorius!
— — — — — — — — —
Mein iſt der Schlüſſel und ich will ihn halten."

Aber bald fragt er ſich, zweifelnd an der ſo lange unthätig gehaltenen Kraft ſeines Leibes und Geiſtes:

„Wie aber? Hieltet Sehnen ihr noch aus,
Wenn auch kein Wollen Eure Kräfte ſpannte?
Iſt's noch derſelbe volle Klang der Bruſt,

Des Herrſchers Stimme durch die Welt zu tragen?“
Gar bald findet er die Antwort auf die eigene Frage:
„Hinweg, elender Stecken! Ja, ich fühl's:
Gebt die Tiara mir, ich kann ſie tragen! —
Doch ſtill! nur ſtill!“

Kaum hat er ſich wieder zurecht gerückt, ſo wird er vom Cardinal Farneſe aufgeſucht, welcher gleichfalls nach der Tiara ſtrebt und des Anconeſen Stimme dazu erbitten will. Farneſe ſtützt ſich auf den König von Spanien:

„König Philipp's Gunſt
Habt Ihr gewiß noch nicht vergeſſen. Wär' es,
So denket jetzt an ſie und ſeine Macht,
Die eben erſt mein Neffe Alexander
Durch hohe Kriegsthat neu befeſtig't“

Farneſe's Rival iſt Eſte, doch:

— — „Wir haben
Faſt alle Spanier, ſoweit ſie nicht
Ein doppelt' Spiel, wie's König Philipp liebt,
Dem Medicis geſellt hat. Was noch mehr,
Ich habe auch das Wort Buoncampagno's,
Daß er mit ſeiner mächtigen Fraction
Nichts ohne mich verhandeln wolle. Seht,
Wir ſind hinreichend ſtark, um jede Wahl
Zu hindern, doch zur Wahl nicht ſtark genug.“ —

So ſteht die Sache im Cardinalscollegium; nun führt uns der Dichter:

Auftritt 6.

in das Volk ſelbſt hinein. Zuerſt treten uns zwei Banditen und Räuber, Vater und Sohn, entgegen, bereit, ſich freiwillig in das Gefängniß zu ſtellen, um der Amneſtie theilhaft zu werden, welche ſonſt jeder neugewählte Papſt herkömmlich ertheilte. Sie überliefern ſich einem herbeikommenden Sbirren. Während dieſer die Räuber als alte Kameraden behandelt, ſchmäht er die umſtehenden Bürger: „Geſindel und Lumpenpack!“ Das wörtlich und thätig gereizte Volk will über ihn und die Banditen herfallen,

aber der alte Räuber und sein Sohn retten mit vorgehaltenen Pistolen sich mit dem Sbirren, zum Hohn gegen die Gesetze und das Volk, nach dem Gefängnisse. Zu den Bürgern tritt Marianna, welcher ihre gereizte Stimmung zu seinem Zwecke benutzen will und sie auffordert, mit ihrer Klage zu ihm zu kommen, er wolle sie zu der seinigen machen. Als das Volk sich verlaufen hat, tritt Sixtus aus dem Hintergrunde vor, im Zwiegespräche mit seinem Diener, von welchem er geführt wird und auf seine Frage den Namen des neuen Volksredners vernimmt:

— „Ich kannt' ihn
Nicht wieder, den Antonio Marianna."

Ist so das Volk vorgeführt, so tritt uns nun der Orden Jesu in seinen beiden Oberen, Toledo und Morosini, vor die Augen. Toledo fällt ein schneidendes Urtheil über den verstorbenen Gregor XIII. Auf Morosini's Frage, wo sich ein Haupt für die Kirche finden werde, das ihnen genüge, meint

Toledo
Irr' ich nicht, ich habe
Den Mann gefunden!
Morosini.
Wen?
Toledo.
Den Einzigen,
In dessen Leben ein bewußter Zweck
Bis in die kleinste Falte des Gedankens
Jedweden Zug beherrscht und eisern kettet,
Den einz'gen, großen Helden des Entschlusses.
Morosini.
Wie nennt Ihr ihn?
Toledo.
Sein Nam' ist so geheim,
Als sein Gedanke. Was ich selber ahne
Und ahnend nur begreife, eine Größe,
Bewährt seit dreizehn Jahren —

Morosini.
Ha!

Hier die einfache, große Exposition des Ganzen, welche uns in scharfen Umrissen die eben erwähnten 4 Potenzen dieser Zeit in ihren Trägern vor das geistige Auge gerückt hat.

Der zweite Aufzug

enthüllt uns die Bewerbungen der Candidaten der Papstwahl, die tragische Schuld des Helden der Tragödie und seine dadurch vermittelte Erhebung zur päpstlichen Würde. Was jetzt die Presse für einen Hebel in der Politik abgiebt, das thaten damals die Statuen des sogenannten Marforio und Pasquino in Rom, an welche in epigrammatischer Frage und Antwort heimlich die leitenden Artikel angeklebt wurden. Den Einfluß dieses Gebrauches sucht Montalto (Sixtus) für seine Sache geltend zu machen, aber zugleich auch Marianna, welchen er bei diesem Geschäfte belauscht, dessen Zettel abnimmt und dafür die seinigen anheftet.

Am Morgen fragt Marforio:

„Kannst du mir einen Candidaten,
Pasquin, zur neuen Papstwahl rathen?"

und Pasquin antwortet:

„Ach, ihre Zahl ist Legion.
Seit dreizehn Jahren sinn' ich schon,
Bald schien Farnese mir, bald Este,
Bald Medicis der Allerbeste.
Allein das allzukluge Wesen
Macht mir für uns're Ruhe bang,
Drum wählt' ich, weil er alt und krank,
Den blöd gewordenen Anconesen."

Mit „Hoch Marianna!" stürzt ein Volkshaufen in die Scene, um zu diesem zu eilen, welcher Gerechtigkeit versprochen hat.

Wir finden ihn und Mathilde zusammen, sich bera-

thend über ihren Revolutionsplan. Mathilde ist voll sanguinischer Hoffnung für das Gelingen des Planes, Marianna besorgt und schwermüthig. Sie stellt ihm ihre Liebe und ihre Hand zum Preis; wenn er die Fahne des Volksaufruhrs erhebe, ob es gelinge oder nicht.

Marianna.

So nehme ich jetzt über mich das Kreuz,
Dich zu gewinnen, oder wär' es nicht,
In deinem Schau'n den Tod.

Mathilde.

Und ich verlobe
Mich mit dem Retter Rom's.

Jetzt tritt die Deputation der vor dem Palaste versammelten Bürger herein. Marianna hält an sie eine feurige Rede im Stile des Cola Rienzi.

Bürger.

Ihr sollt Tribun sein!

Alle.

Ja, Tribun, Tribun!

Marianna will es sich überlegen, er giebt ihnen acht Tage Zeit, ihre Klage zu sammeln, und mit der Zeit die Gelegenheit aus der Hand.

Die Cardinäle sind im Vaticane versammelt. Sixtus tritt auf im Selbstgespräche, aus welchem wir erfahren, daß der mächtige Medicis, von dem stolzen Marianna geleitet, für ihn stimmt; der Cardinal Buoncampagno nähert sich:

„Hab' ich auch dich, seitdem das holde Glück
Den Medicis mir zugesandt, so wag' ich's;
Denn müde sind sie schon." —

Zu ihm gesellt sich jetzt Buoncampagno; er gewinnt ihn mit kluger Hindeutung, daß wenn Farnese, welcher jetzt die meiste Aussicht zur Wahl habe, das Oberhaupt der Kirche würde, keine Aussicht für einen Nachfolger vorhanden wäre.

Sixtus ist wieder allein; ein gewaltig ergreifender

Monolog, in welchem er sich vorhält, wie entsetzlich er dreizehn Jahre lang gerungen und wie furchtbar die Erfolglosigkeit sein müsse, leitet seine Verhandlung mit Toledo, dem General der Jesuiten, ein. Gerade diese grausame Verleugnung seiner selbst ist der Schritt dazu, ihn in die Arme des Jesuitenordens zu führen.

Vergeblich sucht Sixtus in dem meisterhaften Zwiegespräche, welches sie mit einander halten, sich hinter seiner Maske zu verbergen, Toledo läßt es ihn immer deutlicher merken, daß er ihn durchschaut habe, bis er es ihm offen herausſagt:

„Ihr seid bewährt in einer langen Prüfung,
Wir kennen Euer Walten, Wirken, Wollen! —
Jedweder Ort genügt zu einer Beichte,
Vertraut dem heil'gen Siegel, was Ihr sinnt."

Sixtus entdeckt sich ihm in einer beichtenden Frage:

„Ehrwürd'ger Herr, wenn um der Kirche Größe,
Wenn um ein neues Licht in diesem Dunkel
Der Dinge äuß'res Ansehn wir verändern,

(d. h. wenn wir durch verstellte Krankheit das Auge unserer Rivalen getäuscht haben —).

Ist das Todsünde?

Toledo.

Der ist losgesprochen,
Der jener hohen Ziele sich bewußt
Und Zweck und Mittel richtig abgewogen."

Nachdem Sixtus sich noch mit Toledo verständigt:

„Und meint Ihr, daß ein starkes Regiment,
Die Völker bändigend, die Fürsten zügelnd,
Die Ketzerei vertilgend und den Glauben
Heimführend in die Christenheit, vielleicht
Ein würdig' Ziel sei?"

läßt er seine Maske fallen:

„Daran erkenne deine Macht und mein
Vertrau'n. Franz, ich ford're deine Stimme."

Und diese Stimme des Jesuiten, verbunden mit seinem

Einfluß, giebt im Conclave den Ausſchlag für die Wahl Montalto's unter dem Namen Sixtus V.

Zum Schrecken der Cardinäle tritt jetzt aus der Wolke des Siechthums der neue Papſt, mit dem flammenden Herrſcherſiegel auf der Stirne, hervor und verkündigt ſeine nächſte Abſicht: Macht und Glanz der katholiſchen Kirche wieder herzuſtellen:

„Noch iſt es Zeit, die Heerde zu erretten,
Daß ſie den grimmen Wölfen nicht verfällt!
Das Kaiſerreich durchwühlt von Ketzerei,
Hispanien, das eigenwillig herrſcht,
Abtrünnig England, ungehorſam Frankreich,
In Griechenland des Türken grimmes Schwert,
Der Biſchof ſeinem Sprengel fern. Ich will
Jedwedem wiedergeben ſeinen Platz,
Jedwedem ſeine Ordnung und ſein Recht."

Der dritte Aufzug

führt uns den Kampf Sixtus V. mit der römiſchen Demagogie, mit Marianna und dem Volke vor. Hatte dieſe Partei, welche einen ſchwachen Greis in ihm bei der Wahl zum Papſte fördern wollte, ſich jetzt bitter enttäuſcht, ſo rafft ſie ſich nunmehr zuſammen, ihn mit einem Schlage zu demüthigen.

Mathilde (zu Marianna).

Noch dieſe Nacht laß' alles Volk berufen,
Sag' ihnen, daß vergebens dein Bemüh'n,
Und daß ſchon morgen die befreite Schaar
Der Räuber ſich auf Rom ergießen würde,
Mord und Zerſtörung durch die Stadt zu tragen,
Wenn nicht die Amneſtie verhindert wird,

und ferner:

Zwing' Eins ihm ab! wär's zum Beweiſe nur,
Daß er gezwungen werden kann. Im Rauſche
Des Augenblicks begründe größ're Macht.

So wird der Straßenaufruhr gegen Sixtus beſchloſſen.

Sehen wir, wie der neue Papſt ſich zum Volke ſtellt! Buoncampagno trägt zur Entſcheidung ihm vor, wie es mit den bei jeder Krönung eines Papſtes üblichen Geſchenken an das Volk gehalten werden ſoll. Sixtus genehmigt zwar, daß bei der großen, in Rom herrſchenden Noth Brod und Wein in jedes Bürgerhaus verabreicht werden möchte, doch ſolle kein Geld bei dem Zuge ausgeworfen werden.

Sixtus.

Was weiter?

Buoncampagno.

Ablaß, wie gewöhnlich, Allen —

Sixtus.

Den redlich Reuigen komm' er zu Statten.

Buoncampagno.

Und Amneſtie für jegliches Verbrechen.

— — — — — — —

— — — Voll ſind alle Kerker
Von Räubern, Dieben, Mördern, Kirchenſchändern.

Sixtus.

Sind ſie geſtändig? — — —

— — — — — — —

So laß' ſie
Auf Gottes Gnade zählen. Laß' ſie hängen.

Nachdem ſich der auf Gegenrede beſtimmt zurecht gewieſene Cardinal entfernt hat, enthüllt Sixtus in einem vertraulichen Geſpräche mit ſeinem Kaplan ſeine eigenſten Religionsanſichten, welche ſich endlich in den Worten zuſammenfaſſen:

„Wo Liebe nur im Dulden ſich bewährt,
Da wird der Haß durch ſeine Thaten herrſchen,
Doch tritt ſie ſelber handelnd in die Welt,
Dann übergrünt das edlere Gewächs
Die widerwärt'ge Pflanze."

Doch bald meldet ſich die nächſte Gegenwart mit wildem, verworrenem Lärm auf der Straße.

Dort finden wir Marianna umwogt von dem auf-

gehetzten Volke. Was will es? „Der Papſt ſoll die Räuber und Diebe herausgeben, um ſie todt ſchlagen zu können! und die Steuern ſoll er erlaſſen!“ Doch da kommt in hoher Prozeſſion, im Glanze ſeiner Majeſtät, Sixtus ſelbſt. Mit durchgreifender Rede beſchwichtigt er das Volk, welches vor der Monſtranz auf die Kniee fällt: nur Marianna bleibt ſtehen.

„Sehet hin
Auf Jenen, welchen Gott gezeichnet hat!
Ewige Verbannung trifft, Empörer, dich!
Nie wage, Roma's Pforten dich zu nah'n! —
Ihr aber geht in Reue jetzt nach Haus
Und wenn Ihr von des Papſts Gerechtigkeit
Ein Beiſpiel ſehen wollt, das warnend ſpricht,
So geht zum Richtplatz, wo die Räuber hängen.“

Vierter Aufzug.

Wir erfahren in Auftritt 1 aus dem Geſpräch zwiſchen Sixtus und dem Kaplan den ferneren Stand der in Marianna uns vorgeführten Adels- und Volkspartei.

Sixtus.

„Du weißt es ſelbſt, wie dieſe trotzigen
Barone ihre Häupter aufgerichtet;
Wie Marianna, kaum aus dieſer Stadt
Verbannt, die Aufruhrfahne kühn erhob,
Fünf Jahre mir den wilden Krieg geführt:
Condottieri nennt ſich dieſes Volk,
Doch Räuber ſind's — als Räuber laſſ' ſie enden.
— — — — — — — — — — — — — —
Genug — der letzte war er, Marianna —
Der Kühnſte wohl, der Edelſte.“

So giebt Sixtus den Befehl den mit der Waffe in der Hand gefangenen Aufrührer hinzurichten. — —

Sahen wir bis jetzt den Herrſcher nur negativ thätig, d. h. als Unterdrücker ſeiner Feinde, ſo gewinnt der Dichter Gelegenheit, ihn auch poſitiv als Beförderer der Kunſt und Wiſſenſchaft zu zeigen. Michel Angelo tritt

herein, dem er den Auftrag ertheilt hat, die Peterskuppel zu bauen. Wir erfahren ferner, daß die große Wasserleitung Aqua felice vollendet sei. Freilich mußte der Dichter sich bescheiden, nur einige der größten Bauwerke dieses Papstes, welche noch heute Rom verherrlichen, herbeizuziehen. Sonst hätte er noch von dem großen Spital an der Tiber, der Aufrichtung des Obelisken vor der Peterskirche und der Triumphsäule Trajan's und Marc Aurel's, von der Stiftung der venetianischen Bibliothek, der Gründung der Universität in Fermo und anderen schönen oder nützlichen Werken und Stiftungen sprechen lassen können; denn auch nach dieser Richtung hin prägte sich das große Herrschergenie des Papstes aus. Rom hat nach ihm keinen größeren gesehen. Michel Angelo's Schmeichelei:

„Zwei solcher Päpste würden den Olymp sich neu erbau'n"

enthält daher ihre Wahrheit.

Wie Sixtus sich zu Kaiser Rudolph II. und Philipp II. gestellt hat, wird uns deutlich bei der Meldung der Gesandten.

Sixtus.

Wer ist angemeldet?

Kaplan.

Der Herzog von Savelli, Heil'ger Vater!

Sixtus.

Des Kaisers Bote — laßt ihn warten. Weiter!

Kaplan.

Der Herzog von Olivarez.

Sixtus.

Wie frech!
Bei Gott! ein kühner Diener König Philipp's
Ich kenne keinen span'schen Abgesandten —
Und für den Herzog hab' ich keine Zeit.

Es hat sich auch Torquato Tasso gemeldet; er wird sogleich vorgelassen und nun tritt in dem Zwiegespräche Beider das praktische, glückliche Herrschergenie und das

traumreiche, unglückliche Dichtergemüth uns, wie ein unauflösbares Lebensräthsel, entgegen. Vergebens sucht Sixtus den Dichter in das Gleichgewicht mit sich und der Welt zu rücken; die beiden geistigen Gegensätze trennen sich:

Tasso.

Ist mir erlaubt, nach Haus zurückzukehren!

Sixtus.

Du bist dein freier Herr, doch bleibe hier.

Tasso.

Ich kann nicht bleiben, lass' mich zieh'n.

Sixtus.

So geh'!

Nach Tasso wird Galileo Galilei vorgelassen. Sixtus interessirt sich mächtig für die Entdeckung desselben: daß sich die Erde um die Sonne bewege.

Galilei.

Und sie bewegt sich dennoch.
Wenn du der bist, als den die Welt dich rühmt,
So schütze mich — —

Sixtus.

Dies werd' ich.

So wird Galilei mit der Zusicherung des päpstlichen Schutzes entlassen.

Haben wir Sixtus als Schutzherrn der Kunst und Wissenschaft gesehen, so sehen wir ihn auch nach Unterdrückung der Partei des Adels und des Volkes an die Verwirklichung seiner politischen Plane gehen. Hier aber rächt sich an ihm die politische Schuld; hat er die Jesuiten als Mittel, so haben diese ihn als solches zu ihrem Zwecke gebrauchen mögen; in dem Augenblicke, wo er sich ihrer entledigen will, müssen sie ihn selbst vernichten. Es kommt nun auf die Energie im Gebrauch der durch den Zweck geheiligten Mittel an. Hier aber wird immer das böse Princip über das Ideale siegen, welches seine Dienste angenommen und dadurch geschwächt ist.

Auch jetzt hat Toledo den Plan Sixtus' errathen:

Toledo.

„Ich ſag' es offen: ja, du ſinnſt auf viel
Und ſchon iſt ganz Italien erregt.
Der Spanier, des Glaubens feſte Stütze,
Mißtrauiſch ſieht er Flotte hier und Heer,
Das ihm Neapel zu bedrohen ſcheint;
Venedig grollt —

Sixtus.

Die Thoren lieben's mehr,
Pfahlbürger einer Krämerſtadt zu ſein,
Als eines großen Volkes Flottenführer.

Toledo.

So hüllſt du ſelber das Geheimniß auf.
Du zählſt auf Frankreich, auf den Ketzerkönig,
Des Reiches alte Ordnung umzuſtürzen.
Ein weltlich' Regiment willſt du begründen.
Wir wiſſen es.

Sixtus.

Feine Leute wart Ihr immer.

Toledo.

Und dies Geſetz, das jetzt du vorbereiteſt,
Die Papſtwahl zu verändern —

Jetzt ſieht Sixtus, daß ſein Plan dem Jeſuitengeneral verrathen iſt, welcher von dieſem Augenblicke an ſein abgeſagter Feind werden muß. Er droht ihm:

„Was meint Ihr zu Franzisko de Toledo,
General der Jeſuiten, Fürſt der Kirche,
Des Papſtes beſtem Freunde und Vertrauten,
Am Thore vor der Engelsburg gehängt?!"

Aber Sixtus muß ſelbſt die Entſchloſſenheit zu einem Verbrechen fehlen; er verbannt daher nur Toledo nach Warſchau als Legaten und läßt dieſem einen Augenblick Zeit, die Energie ſeines jeſuitiſchen Grundſatzes zu bethätigen.

So wird die alte Lehre: wer das Böſe zu ſeinem Dienſt gebraucht, verfällt dieſem ſelbſt zum Opfer! auch hier bewahrheitet.

Im folgenden Auftritt ſehen wir bereits Moroſini die um das Schickſal ihres geliebten Marianna bekümmerte Mathilde zum Werkzeuge der jeſuitiſchen Plane für alle Fälle vorbereiten. Doch bald meldet ein Diener, daß ein Eilender Moroſini heimlich zu ſprechen wünſche; Mathilde zieht ſich zurück, der Bote kommt und bringt von Toledo die Nachricht:

„Nach Warſchau war der Cardinal verſchickt,
Begleitet, wie es hieß, als Ehrenwache
Von einer Schaar Soldaten. Kaum noch blieb
Beim Kleiderwechſel flücht'ge Unterredung
Mit ihm geſtattet. Dies entdeckt' er mir:
Italien ſuche Sixtus zu bezwingen,
Mit Frankreich's, ja vielleicht mit England's Hülfe
Neapel und Venedig zu erobern.
Ein neu' Geſetz, wonach bei ſeinem Leben
Der Papſt ſich ſeines Stuhles Erben wähle,
So lange Dauer dieſer Herrſchaft ſichern.
Bereit iſt Alles, Waffen, Flotte, Heer,
Des Handelns letzte Stunde ſei gekommen,
Denn ſchrecklich ſei dem Cardinale ſelbſt,
Weil vom Geheimniß Kenntniß er verrathen,
Von Sixtus mit dem Strang gedroht."

Wir erfahren zugleich, daß Antonio Marianna in dieſem Augenblicke hingerichtet wird. Der Bote entfernt ſich und Moroſini entſchließt ſich ſchnell:

„Ein Mittel jetzt! Denn ſterben muß er — ſterben!
Ein Werkzeug — ſicher, feſt, verſchwiegen, werthlos,
Das man zerbrechen könnte nach der That.
Was ſinn' ich viel? Es liegt in meiner Hand."

Er meint damit Mathilde, welche wieder eintritt. Zuerſt weckt Moroſini die alte Liebe zu Marianna in ihrer Bruſt wieder auf in der Erinnerung an die mit ihm gemeinſam verlebte Jugend, dann giebt er ihr Nachricht, daß Marianna gefangen und zum Tod verurtheilt ſei, indem er die bereits vollſtreckte Hinrichtung deſſelben verſchweigt, und ſo vermag er die Verzweifelnde

zu dem Entſchluſſe, den von ihr ohnedies gehaßten Sixtus zu vergiften, endlich zu bewegen, da kein anderes Mittel zu Marianna's Rettung vorhanden ſei.

„Du magſt als Chorknab' bei der Meſſe ſtehen,
Und einen Tropfen auf die Hoſtie ſchütten,
Die er verzehren wird. Dich einzuführen,
Iſt meine Sorge."

So iſt die Kataſtrophe vorbereitet, welche

der fünfte Aufzug

ſchnell genug herbeiführt. Noch einmal ſtellt der Dichter in einer Volksſcene auf dem Platze vor der Peterskirche die Summe der Thaten und Plane des großen Papſtes zuſammen, um ſo ſchmerzlicher ſein jähes Ende uns in die Seele zu drücken. Doch ſchon kommt Sixtus, mit Gefolge in Prozeſſion vorüberziehend, von der verhängnißvollen Meſſe zurück, das niederknieende Volk wird ihn nur im Sarge wiederſehen. Wir aber begleiten Sixtus und die hinter ihm folgende, als Chorknabe verkleidete Mathilde in die päpſtliche Wohnung. Noch einmal ſonnt er ſich an der nahen Verwirklichung ſeiner Plane; doch ſchon beginnt das Gift zu wirken.

„Wie? das iſt nicht Krankheit!
Krankheit beſiegt mich nicht. Gott es iſt Gift!"

Gewaltig ringt ſein Geiſt gegen den nahenden Tod, aber vergebens, an. Der herbeigerufene Arzt erklärt ihn für unrettbar verloren. Doch die erſchütternde Scene ſeines Todes iſt nicht in der Skizze wiederzugeben.

Damit aber kein Moment der modernen Tragödie zurückbleibt, läßt der Dichter den Helden aus ſeinem Irrthum ſich zum freien Bewußtſein verklären.

Arzt.

Vergiß dich ſelbſt, ſo wirſt du nimmer ſterben.

Sixtus.

Ja, dies iſt wahr! nun weiß ich, was mir fehlte
O, wenn ein Größtes einem Menſchenwillen
Gelingen ſoll, ſo mög' er's unbewußt

Empfangen und gebären. — — —
— — — — — — — — —
Und Stolz und Ehrgeiz, Muth und Leidenschaft,
Die ungezähmten Thäter großer Thaten,
Sind, wie Saturn, der seine Kinder schlingt,
Gefräßige Vernichter ihrer selbst.
O jene Hand, die diesen Streich geführt,
Noch manches große Werk wird sie ersticken.
Doch Euer Tag kommt auch. Vergebung Allen,
Die selbst vergeben können. — Lebet wohl!

Während Sixtus stirbt, treten Toledo und Morosini herein; Mathilde jubelt:

„Er stirbt -- er stirbt — Antonio ist gerettet!

Morosini.

Antonio war gehängt schon gestern Morgen."

Mathilde stürzt zusammen, Morosini befiehlt dem Kaplan:

„Den Knaben nehmt in Obhut!
Er scheint wahnsinnig. Bringt ihn uns in's Kloster.

(Der Kaplan führt Mathilde ab. Die beiden Jesuiten stehen vor Sixtus Leiche.)

Toledo (zu Morosini).

Der erste Papst! Wird das der Letzte sein?"

Schon aus diesem Skelett wird der Kenner mit mir einverstanden sein, daß dieses Drama eins der gewaltigsten ist, welche für dieses Bühnenjahr erschienen sind, vielleicht zunächst nur als Maßstab für den Geist der deutschen Bühnendirectionen, von welchen noch keine einzige das Stück zur Darstellung gebracht hat und zum hinlänglichen Beweis, daß von ihnen zur Zeit der Fortschritt in der dramatischen Literatur und mithin die Nationalehre, so weit sie dadurch bedingt wird, Nichts zu erwarten hat. Doch nicht ungehört sollen ihre Vorstände verurtheilt werden. Mögen sie einen Sprecher wählen! — Hier ist er schon und stellt dieser Tragödie folgende Punkte entgegen:

1) Das Theater ſei da, um das Publikum zu amuſiren, nicht aber mit Tendenzſtücken zu verletzen.
2) Der Held dieſes Stückes ſei ein Papſt und daher den Katholiken auf der Bühne anſtößig.
3) Ueberdies habe dieſer Papſt unter dem Scheine der Kränklichkeit und Gebrechlichkeit die Cardinäle bewogen, ihn zum Papſt zu wählen, er ſei mithin ein Heuchler geweſen; ein Umſtand, welcher einen Katholiken verletze.

Wäre es möglich, daß Bühnenvorſtände, welche wenigſtens Achtung vor der dramatiſchen Kunſt haben ſollten, ſolche Einwände vorbringen könnten? Warum nicht? — Wenden wir uns lieber zur Sache ſelbſt und zu obigen Punkten.

Zu 1.

Das Theater ſchließt das heiligſte Lehramt in ſich, aus welchem heraus es das Verkehrte und Schlechte rügen und dabei den höchſten Ausdruck der Bildung in der jedesmaligen Gegenwart wiedergeben muß. Wo eine Nation den höchſten Kranz der Ehre in der dramatiſchen Poeſie errungen hat, geſchah es unter dem Schutze dieſes Rechtes. Jene Anſicht aber iſt von dieſem Allen die Kehrſeite und ſteht mit der deutſchen Bildung, welche hier zunächſt von Leſſing, Göthe und Schiller vertreten wird, geradezu im Widerſpruche. Ich berufe mich hier der Kürze wegen auf des Letzteren Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet," welche der Sprecher meiner Gegner in Band 10 von Schiller's ſämmtlichen Werken S. 69 finden kann. Die Bühne hat es mit der Schönheit und Wahrheit und ihrer gegenſeitigen Durchdringung zu thun und dabei nicht zu fragen: „Trifft meine Geißel einen einflußreichen Mann? iſt wohl meine Wahrheit auch Nervenſchwachen unangenehm?" — Denn die Kunſt der Bühne muß in ihrem Principe eben ſo gut ſouverain ſein, wie der Pfarrer auf der Kanzel. Begiebt ſich ein Bühnenvorſtand dieſes heiligen Rechtes, ſo vertritt er ſie nicht mehr, ſondern zertritt ſie,

er raubt ihr die jungfräuliche Ehre und überliefert sie um Geld dem Amusement zur Prostitution. Es entschuldigt Keinen die Ausflucht, daß es ja sogar in Berlin nicht anders sei. Schlimm genug, daß es dort so ist; dafür hat jenes Hoftheater auch seit Jahren seine Bedeutung in den Augen der gebildeten Welt eingebüßt.

Wollen Sie, meine verehrten Gegner, sich es leicht machen und die Freiheit der Kunst nicht vor der zufälligen Ansicht Ihres Herrn vertreten, viel mehr Alles, was vielleicht anstoßen könnte, durch strenge Handhabung der Censur entfernen, so können Sie sich wohl eine vorübergehende Verdrießlichkeit ersparen. Sie haben aber doch den Herrn, der Sie angestellt hat, und das Publikum in seinen Rechten verletzt, indem Sie ihnen die Möglichkeit des Genusses an einem Werke der Bildung geraubt haben. Sie, verehrte Herren der deutschen Intendanzen, wollen die Tendenzstücke verbannen? Sie müssen daher zuerst Nathan den Weisen, welcher der Träger des deutschen Drama's ist und die Religionssecten in der Humanität aufhebt, nachdem er sie in ihren Vertretern poetisch vernichtet hat, vom Repertoire streichen."

„Steht das wirklich in dem Stück?"

„Ganz gewiß."

„Ja, dann dürfte es auch nicht mehr aufgeführt werden."

„Aber die meisten dramatischen Werke, welche in der deutschen Literatur zählen, verhandeln den Kampf des Idealen mit bornirten Satzungen und Ansichten, von Marquis Posa an bis auf Iphigenie auf Tauris; Sie müssen daher folgerichtig die größten und schönsten Dramen von der Bühne verdrängen."

„Es bleiben doch noch von den deutschen Sachen, z. B. der Viehhändler von Oberöstreich!"

„Freilich! und was noch mehr — die Schmach eines in Haupt und Gliedern entwürdigten Theaters, zumal wenn es nicht, wie vor Kurzem das Hoftheater einer großen Residenz die Ehre gehabt hat, auf Allerhöchsten Befehl die Vorstellung „der Familie" von Madame Birch-Pfeiffer

vor der Hofgesellschaft besonders zu wiederholen, um den Beweis zu liefern, wie man die deutsche Literatur zu ehren versteht.

„Hier haben Sie, verehrte Herren, den Ausgangspunkt des von Ihrem Princip: „Censirtes Amusement und Kasseneinnahme!“ geleiteten Theaters.

„Wenden wir uns, meine collegialischen Freunde, zu Ihren speciellen Einwendungen gegen die Darstellung Sixtus' V.“

Zu 2.

Die Darstellung eines Papstes sei auf der Bühne den Katholiken anstößig.

„Erlauben Sie mir die Frage: darf ein Papst nicht auch gemalt werden?“

„Eine überflüssige Frage, da, wie Sie wissen, die Katholiken auch zu dem gemalten Christus beten.“

„Die katholische Kirche gestattet also der darstellenden Kunst, der Malerei, der Zeichenkunst und der Bildhauerei und allen ihren Nebenzweigen, den Papst darzustellen, warum meinen Sie, daß der Kunst der Bühne dasselbe Recht versagt sein soll?“

„Man will doch nicht das Hochverehrungswürdige von einer Kunst dargestellt sehen, welche zugleich so viel Possenhaftes durch die gleichen Mittel, die Schauspieler, darstellt.“

„Besinnen Sie sich, verehrte Freunde, würden Sie wohl die „Kreuzabnahme“ von Rubens von ihrem Altare herunterreißen, wenn Sie erfahren, daß derselbe Meister von derselben Palette und aus denselben Farbenblasen die wollüstigsten Scenen und die lüsternsten Nymphen und Faune gemalt hat?“

„Wenn Sie uns in die Enge treiben wollen, so irren Sie sich, denn mit einem Worte: die katholische Kirche duldet einmal keine Darstellungen heiliger Personen auf der Bühne!“

„Verzeihen Sie, meine Freunde, Sie scheinen wenig in der Geschichte der dramatischen Literatur und der Bühne zu Hause zu sein; bekanntlich waren in der

christlichen Zeit die ersten Schauspieler und dramatischen Dichter vor Allen Mönche und Nonnen, und gerade dort, wo die heilige Inquisition ihre flammenden Triumphe in dem Angstgeschrei der Ketzer auf der Folterbank und in lodernden Scheiterhaufen gefeiert hat, in Spanien, brachten Calderon und Lope nicht nur Heilige und Märtyrer, sondern sogar das Geheimniß des Abendmahls, das aus seinen Wunden in den Kelch blutende Lamm auf die Bühne! Und Sie wollen den Fanatismus des düstersten Katholicismus weiter treiben und selbst über die Kunst, welche Sie als Vorstände vertreten sollen, das Verdict aussprechen?"

„Sagen Sie, was Sie wollen, wir ergeben uns einmal nicht; denn damals, war damals."

„Wie aber, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß selbst noch in Baiern und Tyrol Gegenstände aus dem alten und neuen Testamente, nicht nur mit Genehmigung, sondern auch mit Beihülfe katholischer Priester vor dem Volke aufgeführt werden!"

„Was folgt daraus?"

„Das Eine, daß die Darstellung des Nachfolgers Petri einem guten Katholiken nicht anstößig sein kann."

„Wenn auch; so ist doch noch nicht der Fall vorgekommen, daß sich ein protestantischer Fürst erlaubt hätte, auf seinem Hoftheater einen Papst darstellen zu lassen."

„Sie vergessen, daß schon vor längerer Zeit und zu wiederholten Malen in den Hohenstaufen-Tragödien Raupach's im Königlichen Schauspiele zu Berlin Päpste mit allem Pomp ihrer Umgebung, ja selbst ein ganzes Concil aufgetreten ist.

Sie schweigen? doch auch der letzte Punkt Ihrer Einwendung, meine Herren, sei beleuchtet!"

Zu 3.

„Sie meinen, ein Papst werde hier als Heuchler dargestellt und dadurch müsse der katholische Glaubensgenosse verletzt werden. Diese Behauptung widerlegt sich von

ſelbſt aus der vorſtehenden Entwickelung des Drama's: Sixtus V. Zuerſt iſt es geſchichtliche Thatſache, daß Sixtus als Cardinal ſeinen Gegnern und Mitbewerbern um die Tiara gegenüber ſich krank und hinfällig geſtellt und dadurch die Wahl zum Papſt auf ſich gelenkt hat. Mit eben ſo gutem Rechte könnte man einen Feldherrn einen Heuchler nennen, welcher durch einen verſtellten Rückzug dem Feinde eine Niederlage zubereitet und ſich den Sieg zugewendet hat, oder mit noch größerem Rechte könnte man — um ein heiliges Beiſpiel zu gebrauchen — den Schlüſſelträger Petrus, den Ahnherrn der Päpſte, einen Lügner und Heuchler nennen, welcher ſeinen Herrn und Heiland nicht etwa um eines höheren Zweckes Willen, ſondern aus Sorge für ſeine perſönliche Sicherheit verleugnet hat. Wir nehmen jedoch keinen Anſtoß an ſeiner Sünde ſelbſt, wenn wir auf einem Gemälde den leugnenden Apoſtel vor den Knechten und Mägden und hinter ihm den krähenden Hahn ſehen, oder wenn in einem Oratorium, dieſer kirchlichen Oper, ein Sänger in den ſchönſten Cadenzen als Petrus den Heiland verleugnet, oder wenn noch jetzt bei der Aufführung der Paſſionsgeſchichte in katholiſchen Ländern Petrus mit dem Schlüſſel in der Hand ſeine Verleugnung vorbringt. Nehmen wir ſelbſt an, Sixtus habe als Cardinal durch ſeine Verſtellung ſo gut, wie Petrus durch ſeine dreifache Verleugnung des Heilands, geſündigt, ſo ſind doch Beide dadurch noch nicht für Heuchler erklärt; denn, wenn auch Verſtellung eine Untugend, ſo iſt doch Heuchelei ein Laſter, welches im Selbſtgenuſſe die Sünde zur Gewohnheit macht."

„Aber nach unſerm Glauben," entgegnet mir vielleicht ein Katholik, „iſt der Papſt unfehlbar und kann daher keine Sünde begehen."

„Sie ſind, wie es ſcheint, in dem Dogma ihrer eigenen Kirche nicht recht zu Hauſe, denn dieſes unterſcheidet genau das Amt von der Perſon, ſo daß zwar der Papſt als Papſt, nicht aber als Menſch, welcher

Papst ist, unfehlbar ist. Daher kommt es auch, daß die Maler selbst in katholischen Kirchen keinen Anstand genommen haben, bei der Darstellung des jüngsten Gerichtes Päpste und Bischöfe auf die Seite der Verdammten zu stellen, und Dante nimmt in seiner divina comedia keinen Anstand, dasselbe zu thun, ohne daß diese plastischen und poetischen Darstellungen im Schooße der katholischen Kirche Anstoß erregt hätten.

„Doch wird denn auch wirklich in diesem Drama dem Papst der Gebrauch eines zweideutigen Mittels, „der Verstellung," zur Erreichung seines Zweckes zur Last gelegt? — Nein! sondern nur dem Cardinale, ehe dieser Papst geworden ist.

„Auch für diesen Fall haben wir Antecedentien auf der Bühne; auf den meisten deutschen Bühnen ist das historische Drama von Bulwer: „der Staatsminister oder: die Tage der Geässten" aufgeführt worden, in welchem bekanntlich der Cardinal Richelieu die Kunst der Verstellung bis auf das Aeußerste treibt.

„Einen geschichtlich großen Charakter auch geschichtlich treu im Drama darzustellen, ist für den dramatischen Dichter Recht und Pflicht zugleich; mithin durfte auch Sixtus geschichtlich treu dargestellt werden. Ein großer, geschichtlicher Charakter wird dadurch zu einem tragischen, daß er einer Schuld sich im Streben nach einem idealen Ziele theilhaft macht und sich in ihren vernichtenden Folgen zum freien Bewußtsein verklärt, mithin liegt der Kern dieses Drama's geradezu in der Schuld Sixtus', daß er den jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel! einmal thatsächlich bekannt hat und auch dessen Opfer wird."

Doch was helfen alle Auseinandersetzungen bei Gegnern, welche sich mit Händen und Füßen gegen Wissenschaft und Kunst und ihre Rechte und Gesetze wehren mit der Absicht, sich nicht überzeugen zu lassen, um nicht für das Ideale kämpfen zu müssen?! Denn ohne Kampf wird dasselbe nie in der Welt verwirklicht, denn in ihm

erduldet noch immer die Gottheit die Todesqualen der Menschheit.

Wie lange aber von der deutschen Bühne die deutsche Kunst verbannt bleiben soll, das wird nur auf die redliche Beantwortung der Frage ankommen, ob die deutsche Nation den Muth haben wird, sich, wenn nicht an die Spitze der gebildeten Völker, doch bescheiden zu den Franzosen in Sachen der Bildung und der sie vertretenden Nationalinstitute zu stellen. So lange die deutsche dramatische Kunst keinen Anhalt an einem Theater hat, das dieselbe Stellung in Deutschland, wie das théâtre français in Frankreich einnimmt, verleugnet das deutsche Volk auch die eigene ästhetische Bildung.

Vielleicht wäre das Königliche Schauspiel in Berlin vor Allen zu dieser Stellung berufen, dazu gehörte aber der energische Entschluß, es getrennt von der Direction der Oper und des französischen Schauspiels auf eigene Füße zu stellen mit dem Grundsatze: nur ältere und neuere deutsche Originalwerke, jedoch in der vollendetsten Form zur Darstellung zu bringen! Und dann stelle man einen Mann an die Spitze, welcher vom Fache ist und das Institut im Geiste der deutschen Bildung vertreten kann. So lange dies nicht dort oder anderwärts geschieht, müssen wir den Franzosen die Ehre gönnen, ein wirkliches, nationales Theater, welches seine dramatische Literatur als geistigen Nationalschatz zusammenhält und in ihm den schönsten Juwel seiner Nationalehre hütet, zu besitzen. Je leichter aber schon längst ein größerer deutscher Staat dieses große Beispiel hätte befolgen können, ohne bis jetzt nur den ersten versuchenden Schritt dazu gethan zu haben, desto gewisser dürfte es sein, daß die Deutschen nie aufhören werden, Herder's Vorwurf: „Ihr seid Barbaren!“ rechtschaffen zu verdienen.

An ***

Senk' deiner Liebe warmen Sonnenſchein
Zur guten Stunde in dies Buch hinein,
So wird darin dein eigenes Gemüthe
Mit meinem Herzen eine Roſenblüthe.

Fliegende Blätter.

Wenn mich die Menschen fast zu Tod gequälet,
Stieg auf den Berg ich, in den Wald hinein.
Dort haben mir die Bäume viel erzählet,
Sie sprachen treulich Trost und Muth mir ein;
Die Aeste streckten sie mit allen Zweigen,
Zum: „Grüß dich Gott!“ mir eine Hand zu reichen.

Und wenn ich nun die Freunde bald erkannte,
So drängten sie sich dicht um mich herum,
Und da ich sie beim rechten Namen nannte,
So blieb auch, nicht der kleinste Wipfel stumm;
Sie regten flüsternd ihre tausend Zungen,
Und mit einander haben wir gesungen.

Doch wenn die Nacht sich still herabgesenket,
Und ich mich endlich von den Freunden schied,
Hat mir ein Jeder noch ein Blatt geschenket,
Auf jedem grünen Blatt ein neues Lied
Und in die Brust hinein viel neue Träume,
Habt schönen Dank, ihr gottvertrauten Bäume!

So komm' ich in das Land herabgezogen
Mit bunten Blättern um den Wanderhut,
Und ist davon ein Blatt herabgeflogen,
So zeig' es Weg und Steg, hast du den Muth,
Emporzuklettern, wo die Gemsen pfeifen,
Im Wolkenmeer die Luftpiraten schweifen.

Hinaus! Hinauf! Streck' aus die trägen Glieder;
Hier trat der Dammhirsch seine wilde Bahn, —
Zehn Schritte noch! Schau' in die Ferne nieder!
Dort liegt die Welt, die Jedem weh gethan,
Dort, wo der Schleier grauer Moderdüfte
Bedeckt die Städte und die Todtengrüfte.

I.

Hoch aus dem Eichenwald
Brausen die Wetter,
Hoch aus dem Eichenwald
Rauschen die Blätter.

Der eiſerne Heinrich.

Ich weiß von alter Sage,
Von einem treuen Mann,
Ich weiß von ſeiner Klage —
Ein Grauen kommt mir an.

Er trägt drei Eiſenringe,
Drei Ringe um das Herz,
Damit es nicht zerſpringe
Vor allzuſchwerem Schmerz.

Das Herz in Eiſenbinden
Irrt er umher im Land,
Er ſucht und kann nicht finden
Das alte Vaterland —

Wol in drei Eiſenbändern,
Die halten allzugleich,
Und doch iſt nicht zu ändern
Sein Leid um's deutſche Reich.

Er trägt drei Eiſenklammern
Um ſeine Bruſt herum,
Daß ſie nicht ſpringt vor Jammern
Um altes Heldenthum.

Das Herz in Eiſenreifen,
Das immer heimlich kracht,
Sieht man ihn traurig ſchweifen
Im Herbſt in ſtiller Nacht.

O, laß dein Herz zerſpringen,
Du Mann voll Gram und Leid!
Dein wildes Herz zerſpringen
Zu dieſer böſen Zeit!

1831.

Zuruf.

Was grämeſt du dich, mein Gemüthe,
Daß dir ein Saitenſpiel zerſprang,
Und daß vorbei die Roſenblüthe
Und der Schallmeien Maienklang?
Das eigne Herz muß ſich der Mann bezwingen,
Will er das Höchſte und ſich ſelbſt erringen; —
Das Haupt empor.

Noch wölbet ſich der Himmel oben,
Noch brauſt das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles ſeinen Lauf;
Und ſchlügeſt du darein mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde ſchneller eilen; —
Sei unverzagt!

Hinaus, das harte Leben zu erſtreiten!
Abgründe ſtürzen ſich in deinen Weg;
Biſt du ein Mann, ſo lerne vorwärts ſchreiten!
Scheu' nicht die Drachenbrut auf ſchmalem Steg'!
Es ſchiert kein Teufel ſich um deine Zähren,
Zwei Fäuſte haſt du, um dich ſelbſt zu wehren; —
Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht ſpielen,
Reiß' los das Kind vom Weibertand,
Lehr' frei zu dieſer Zeit es fühlen
Und ſchlagen für das Vaterland!
Es ſchreit zu dir — und hörſt du nicht ſein Jammern?
Es will ſich ganz um deine Seele klammern; —
Treu bis zum Tod!

Stehſt du zum deutſchen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland iſt Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heiſcht ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die ſind ja bald in ſeinem Dienſt gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit ſchenkt nicht goldne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannſt unter's Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, ſtarr und ſtolz!

1832.

Frisch, mein Lied.

Frisch, mein Lied, wie Schwerterklang!
Bösem Feind wird angst und bang;
Steig' empor an allen Ecken,
Deine Stimm' sei frisch und frei!
Geh' die Trägen aufzuwecken,
Rufe Jung und Alt herbei,
Unermüdlich! Kling' unbändig!
Mach' die Herzen all' lebendig!

Ist ein Kerker fest und hoch,
Frisch, mein Lied, erklimm' ihn doch!
Wo unschuld'ge Männer liegen
Tief in Ketten und in Nacht,
Wie der Engel sollst du fliegen,
Der auch Petrus frei gemacht,
Und dein Wort soll also schallen,
Daß herab die Ketten fallen.

Schlag', mein Lied, den argen Knecht,
Dem das freie Wort zu schlecht,
Straf' ihn mit dem eig'nen Witze,
Mit dem eigenen Verrath,
Mit der eig'nen Degenspitze,
Mit der eig'nen Uebelthat!
Wie ein Glas sein Herz zerspringet,
Dessen eig'nen Ton man singet.

Frisch, mein Lied, wie Wetterschein
In die Männerschlacht hinein!
Wo die jungen Helden streiten
Für das heil'ge Vaterland,
Sollst du an der Spitze schreiten,
Flammen sprühn in Herz und Hand,
Wo die schärfsten Zungen fragen,
Die Kanonen Antwort sagen.

Meine Eiche.

Auf altem Eichenbaume
Da hab' ich einen Thron,
Dort ſitzt in hellem Traume
Eines freien Mannes Sohn.

Der Baum vom Bergesgipfel
Wuchs frei ins Wolkenreich,
Die Vöglein in dem Wipfel,
Die ſingen allzugleich.

Der Baum auf grüner Höhe,
Der iſt mir Hof und Haus,
Daraus ich weithin ſehe
Auf Stadt und Land hinaus.

Der Baum iſt meine Kirche,
Da ſing' und bet' ich drin,
Schau' über die Gebirge
Zum weiten Himmel hin.

Mein Herz will übergehen,
Ich drücke Hand an Hand,
Mein Gott, laß hier mich ſehen
Einſt frei mein Vaterland!

Berglied.

Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
Die matte Bruſt in friſche Luft getaucht!
Dort lauſch' den Stimmen in den Eichenwipfeln,
Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
Der Geiſt der Freiheit, und aus Waldesranken
Erſprießen ſtill urkräftige Gedanken.

Und fühlſt du ſchaudernd dort dein inn'res Elend,
Das leere Gaukelſpiel der dumpfen Zeit,
Kommt's über dich wie Todesangſt entſeelend,
Dann gehe mannhaft mit dir ſelbſt in Streit,
Bis du in dir den Geiſt, der dich beſtricket,
Die Lüge ſammt der Feigheit haſt erſticket.

Sei arm und frei! Beim Waſſerkruge heiter!
Und immerdar ein unerſchrockner Leu!
Ein ſtarkes Schwert, für's Recht ein eh'rner Streiter,
Und noch im Kerker, noch in Ketten frei!
Freiſein iſt leicht, kannſt du es fröhlich wagen,
In eig'ner Bruſt die Gottheit ſelbſt zu tragen.

Ich kenne Balſam, Wunderarzeneien,
Für unſ're Seelen, die ſo ſiech und wund,
In einem Zauberworte: Tod nicht ſcheuen!
Ihr Männer, die inwendig ſo geſund,
Was wol im Glänzen eu'rer Augen ſtecket,
Daß es den Teufel in der Hölle ſchrecket?

Es will ein hohes Bild nicht von mir laſſen:
Ein ſchlanker Jüngling, aber todesbleich,
Landflüchtig und verfolgt und ganz verlaſſen,
Du Heldenherz, an Liebe groß und reich,
Ach, Ulrich Hutten! alſo unterliegen
Für Recht und Wahrheit, — heißt im Tode ſiegen.

1832.

Heinrich Victor von Neuwied.

Helle Feuerzeichen glühen
Für das deutſche Vaterland,
Heinrich Victor ließ ſie ſprühen
Mit dem Schwert in ſeiner Hand.

Und ſie brennen roſenhelle
Dort bei Ulm und Auſterlitz,
Leuchten an der dunkeln Stelle
Wie ein mitternächt'ger Blitz.

Dieſe rothen Feuerzungen
Sind mit Macht bei Regensburg
Aus des Jünglings Bruſt geſprungen,
Flammen durch die Schmach hindurch.

Figueras kennt den Helden,
Tarragona's Meer und Wall,
Und Sanct Felio weiß zu melden
Von dem blut'gen Heldenfall.

Dieſe heil'gen Feuerzeichen
Leuchten ewig himmelan,
Allen Völkern rings zu zeigen
Heinrich Victor's Heldenbahn!

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit Euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen,
Er ſprach: „Das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz';
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm ſein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal,
Dann ruft er: „Nun, ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer, ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

d. 11. März 1832.

Donay, der Verräther.

Es brennen zu Loretto
Im heil'gen Haus voll Pracht
Viel tausend güldne Lampen
Und Kerzen Tag und Nacht
Beim Muttergottesbild.

Dort sollen große Wunder
An Gläubigen geschehn,
Und manches Glied von Silber
Ist dort geweiht zu sehn
Beim Muttergottesbild.

Nur Einen kann's nicht heilen,
Das ist der Kapellan;
Das Bild sieht ihn mit düstern,
Schrecklichen Augen an —
Das Muttergottesbild.

Das Wort von Sandwirth Hofer:
„Ich bin es, den ihr sucht!"
Das drückt sein Haupt ihm nieder
Mit felsenschwerer Wucht
Beim Muttergottesbild.

Von Donay, dem Verräther,
Der Hofer übergab,
Wend't alle seine Fürsprach,
Sein gnädig Antlitz ab
Das Muttergottesbild.

Von Donay, dem Verräther,
Läßt nicht der Hölle Graus,
Es würgt ihm seine Seele
Mitten im heil'gen Haus
Beim Muttergottesbild.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter ſterbend ruht,
An der Katzbach hingeſtrecket,
Der Bruſt entſtrömt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch ſterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu ſeinen Ohren bricht.

Und wie er ſchmerzlich ringet
In Todesängſten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er ſtreckt ſich ſtarr und wild —
Dort ſitzt er auf dem Pferde
Als wie ein ſteinern Bild.

Und die Trompete ſchmettert, —
Feſt hält ſie ſeine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — ſo klang es,
Victoria — überall,
Victoria — ſo drang es
Hervor mit Donnerſchall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete ſetzt er ab;
Das Herz iſt ihm zerſprungen,
Vom Roß ſtürzt er herab.

Um ihn herum im Kreiſe
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarſchall ſprach leiſe:
„Das heißt ein ſelig End'!"

29. Mai 1831.

Lied der Deutſchen.

(Aus „Heinrich dem Finkler".)

Brüder heran!
Vaterland! Vaterland!
Zu dir mit Herz und Hand
Brüder heran!
Brecht durch Tod und Gefahren,
Deutſchlands reiſige Scharen,
Jubelnd die Bahn!

Sachſenland hie!
Springe, du ſtolzes Roß,
Ueber der Feinde Troß
Muthig empor!
Schlachtenfreudiges Sachſen,
Das in Ehren erwachſen,
Sachſenland hie!

Baiern allhier!
Alpen ſo ſtolz und hoch
Bändigt nicht Zaum und Joch,
Baierland hie!
Tod für das Vaterland ſcheuen
Nimmer die Baiern, die Leuen,
Nimmer und nie!

Schwaben allhier!
Schwerter und Schild empor,
Schwabenland ſtolz hervor,
Schwaben allhier!
Sich an dem Dränger zu rächen,
Scharf in das Herz ihm zu ſtechen,
Schwaben allhier!

Franken allhier!
Deutſches Land, Heldenluſt,
Dein mit der nackten Bruſt,
Franken zu dir!
Um das Vaterland ranken
Muß das luſtige Franken,
Franken allhier!

Lothringen hie!
Vaterland! Vaterland!
Reich' uns die treue Hand!
Lothringen hie!
Laß' dein Kind Lotharingen
Deine Kniee umſchlingen,
Lothringen hie!

Deutſchland allhier!
Gott hält uns ſeinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutſche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zuſammen
Alle zugleich!

Gebet vor der Schlacht.

(Aus „Heinrich dem Finkler".)

Herr und Retter
In dem Wetter,
In der wilden Völkerſchlacht!
Zu dir tret' ich,
Zu dir bet' ich!
Rett' uns, Herr, mit deiner Macht!

Laß uns knieen,
Zu dir fliehen,
Beten, Herr, mit Herz und Hand:
Nicht vergehen,
Laß beſtehen
Unſer deutſches Vaterland!

Dich zu preiſen,
Laß zerreißen
Schmach und Strick und Feindes Tück'!
Führ' hienieden
Deinen Frieden
Deutſchem Land und Volk zurück!

Gib uns Stärke
Zu dem Werke
Unſrer Freiheit, deines Ruhms!
Laß in Freuden
Uns erſtreiten
Selbſt den Kranz des Martyrthums!

Nicht in Banden,
Nicht in Schanden,
Nicht dem Feind zu Spott und Hohn!
Lieber ſende
Gnädig Ende,
O barmherz'ger Gottesſohn!

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

1.

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland,
Zu Leipzig mit eisernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Dort hat den Frieden gefunden
Wohl mancher Mutter Sohn,
Es leuchtet wie brennende Wunden
Ringsum der rothe Mohn.

Bei Leipzig ruht begraben
Wohl mancher Mutter Kind;
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fragt ihr, Todesgenossen,
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut?

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid!

1831.

2.

Zwei Trompeter reiten zum Thor' herein,
Das ist ein mächtiges Klingen, —
Sie stoßen in die Trompeten hinein.
Als sollte die Welt zerspringen.

Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Die Völkerschlacht war geschlagen;
Dahin geschmettert und umgebracht,
Im Staube die Feinde lagen.

Der Hessen-Homburg reitet zur Stadt,
Der erste vor allen den Helden;
Wie das so herrlich geklungen hat,
Die fröhlichste Kunde zu melden!

Ein alter König am Fenster stand,
Er mochte wohl schmerzlich beten:
„Herr Jesus Christus, mein Sachsenland,
Nicht gänzlich laß es zertreten!“

3.

Wo einſt getobt die Völkerſchlacht,
Dämmert jetzt heran die Nacht;
Ueber ungemeſſ'nem Leide
Woget leiſe das Getreide.

Nur noch eine Lerche ſteigt,
Bis die Abendglocke ſchweigt,
Dann — ja, dann naht ſchon hienieden
Gottes Reich mit ſeinem Frieden.

Carl Maria von Weber

in London.

Zu London im Theater Coventgarden
Hob Carl Maria Weber ſeine Hand,
Viel tauſend Menſchen horchten auf und ſtarrten,
Herz, Ohr und Blick zum Einzigen gewandt;
Da ſprühten auf, da ſtürzten auf ſie nieder
In Strömen die Gewalten ſeiner Lieder.

Und Jubelruf ſcholl donnernd ihm entgegen,
Es woben durcheinander Ton und Glanz,
Er wollt' das Herz, das Volk die Hände regen,
Da drückt' ein Gott ihm auf die Stirn' den Kranz;
Er aber ſprach und ſenkt' die Augenlider:
„Viel lieber wär' ich bei den Meinen wieder."

Und todesmüd kehrt er zum fremden Hauſe
Mit heißer Sehnſucht nach dem Heimatsland,
Wohl todesmatt ſitzt er in fremder Klauſe,
Er legt das bleiche Antlitz in die Hand
Und flüſtert bang: „Mir ſchauern Herz und Glieder,
Viel lieber wär' ich bei den Meinen wieder."

Doch kommt nicht er zur heimatlichen Schwelle
Und nur die Botſchaft: euer Meiſter ruht
Zu London dorten in Moorfields Capelle
Mit ſeiner Sehnſucht, ſeinem einz'gen Gut:
„Gebt mir für meine Liebe, meine Lieder
Nur eine Hand voll Heimatserde wieder!"

Und ſeine Lieder, heil'ge Zornesflammen,
Zum Schwert gewöhnt und an die Völkerſchlacht,
Sie fragen durcheinander und zuſammen
Bei ſeinem Sarg in treuer Todtenwacht:
Wo weilſt du, Sachſen? Blick' nicht ſtolz hernieder,
In England noch ruhn deines Sängers Glieder.

Die Nordſee brauſt, und Wind und Welle fragen:
Löſt Deutſchland nicht die eig'ne Ehre ein?
Herbei, herbei, den Sarg emporzutragen,
Des deutſchen Meiſters heiliges Gebein!
Voran im Zuge klingen ſeine Lieder,
Und in der Heimat ruht der Meiſter wieder.

1841.

Iſt kein Dalberg da?

Was jeder Kaiſer ſonſt gefragt,
Von Deutſchland ſei es jetzt geſagt:
„Iſt kein Dalberg da?“

Wer iſt, der meinen König kürt?
Wer iſt es, der das Churſchwert führt?
„Iſt kein Dalberg da?“

Herzöge mit dem Landpanier,
Herzöge vor! Wo weilet ihr?
„Iſt kein Dalberg da?“

Als ſie zerſchlugen meinen Thron,
Als ſie zerbrachen meine Kron',
„War kein Dalberg da?“

Muß ich denn ſein der Hirſch der Jagd,
Der Franken oder Ruſſen Magd?
„Iſt kein Dalberg da?“

Ihr Söhne mit der Eiſenhand,
Wo habt ihr Ehr' und Vaterland?
„Iſt kein Dalberg da?“

Gott und Vaterland.

Abſchied nahm ich von dem Vater,
Wo in heil'gem Waldesgrund
Aus der Erde ſpringt die Mulde,
Und es ſprach zu mir ſein Mund:

„Wer abtrünnig ſeinem Gotte
Und dem alten Vaterland,
Dem verdorrt das Herz im Leibe,
Aus dem Grab' wächſt ihm die Hand."

Dies war meines frommen Vaters
Letztes, allerletztes Wort,
Und ich zog mit allem Segen
Aus dem Wald der Heimat fort.

Doch wie ich nach Beiden fragte,
Gab die Welt mir Spott und Noth;
Denn der Heiland war gekreuzigt
Und das Vaterland war todt.

Und es lag ſchon längſt im Grabe,
Und ein Stein darauf gerückt,
Auf den ſchweren Felsblock aber
Waren Siegel viel gedrückt.

Denn es geht ein ſeltſam Märchen,
Als ob doch an einem Tag
Das Begrab'ne auferſtände
Wie mit einem Wetterſchlag!

Bei dem Grabe aber halten
Kriegsleut' gar bedenklich Wacht,
Und die Jünger ſtehn von ferne,
Zweifelnd in der Mitternacht.

Ob du, Rehlein, hier im Walde
Wohl von meinem Kummer weißt,
Da aus deinem dunkeln Auge
Eine helle Thräne fleußt?

Der Kreuzſchnabel.

1.

Ich war beim Vogelſteller
Wohl oft in frommer Ruh'
Die ganze Nacht im Walde
Und that kein Auge zu.

Er wußt' von jedem Vogel
Ein Liedchen wunderhold.
In der berußten Stube
Wuchs helles Märchengold.

Doch der am grünen Fenſter
Der Vogel purpurroth
Mit ſeinem Kreuzesſchnabel,
Der half von aller Noth.

Wer ſich im Wald beſchädigt,
Dem ſang er zu die Wund',
Und ſelbſt den Fieberkranken
Machte ſein Lied geſund.

Hab' jetzt ein bittres Sehnen,
So einen ſtillen Gram,
Des Vogels Lied zu hören,
Das ſonſt ich oft vernahm.

Könnt' ich ihn ſingen hören
In meiner Seele Schmerz,
Das würde ſicher ſtillen
Mein blutend wundes Herz.

2.

Wenn die Blumen längſt verſtarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erſt ſein kleines Neſt gemacht.

Ach, ein blutigrothes Vöglein
Brütet in der Wildniß Graus
Unter den beeiſten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzesſchnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällſt du mir ein,
Schau' ich in die ſtarre Wildniß,
In die öde Welt hinein.

3.

Als der Heiland litt am Kreuze
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich ſanftes Zucken
An der ſtahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlaſſen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen ſtarken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Raſten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrein.

Und der Heiland ſpricht in Milde:
„Sei geſegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieſer Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!"

Kreuzesſchnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut ſo klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

4.

Wie das Vöglein, wohl vergebens!
Möcht' ich ziehen aus der Hand
Einen mörderiſchen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch benetzt von ſeinen Thränen,
Doch beträuft von ſeinem Blut,
Sing' ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth.

Rauſcht, ihr finſtern Fichtenbäume!
Brauſe, Gießbach, mit Gewalt!
Daß mein Lied von dieſen Bergen
Nicht in's Thal hinunterſchallt.

1832.

Der Gefangene.

Hoch iſt der Thurm, von Stürmen unerſchüttert,
Darinnen das Gefängniß dumpf und tief,
Von Wind und Wolken wechſelnd wild umwittert,
Mit Eiſenſtäben iſt es eng vergittert.

Weit abſeits geht der Tod, der Friedensbringer,
Er ſtöret nicht das Werk der Einſamkeit,
Dich nicht im Vampyrwerke, finſtrer Zwinger,
Tappt nach dem Herzen dein Polypenfinger.

Nicht ſieht die Sonne, was darin verhohlen,
Kein frommes Auge blicket dort hinein,
Faſt kaum von ferne heimlich und verſtohlen
Einſam vorüberſtreifend tück'ſche Dohlen.

Und nicht das Mitleid nahet ſolcher Mauer,
Davor gelagert ſind nur Spott und Hohn,
Nicht der verfluchten Stelle milde Trauer,
Davor gelagert ſind geſpenſt'ge Schauer.

Wühl' dich hinein in mürbes Stroh und Ketten,
Verlorner Jüngling, elend, wie du biſt;
Vermagſt du vor Verzweiflung dich zu retten,
So wag' mit dem Entſetzen noch zu wetten.

Wer hat an deine Kerkerwand geklebet
Die Charte von dem ch'mals deutſchen Reich?
Barmherzig iſt die Spinne, die dort ſchwebet
Und dieſes Bild mit ihrem Netz verwebet.

Ob auch der Prieſter ſich der Pflicht entbunden,
Dem armen Sünder mit Gebet zu nah'n,
Doch iſt der Dichter an ſein Amt gebunden,
Gott zeigt den Weg, mein Fuß hat ihn gefunden.

Gott zeigt den Weg, ich darf dir also sagen:
Bist du ob deiner Treue so verstrickt,
Ob deiner Treu' geängstigt und zerschlagen,
So lerne: treu dir selbst die Kette tragen!

Verrathen und getäuscht, verlockt, betrogen
Hat dich ein Traum von neuer Zeit und That,
Hast du des Ungeheuern dich verwogen,
Bewahr' dich treu, die Treu' hat nie gelogen.

Selbst deine Thränen, die auf Steine fließen,
Als Männerheere wachsen sie empor,
Aus Angstschweiß, den die Stirne muß vergießen,
Steigen herauf der Zukunft dunkle Riesen.

Doch hat ein eitler Sinn dich angetrieben,
Hervorzutreten zur Bewunderung,
So ist der Lohn, der dir gebührt, geblieben:
Es hat die Zeitung doch von dir geschrieben!

Doch gabst du dich zum Opfer deinem Gotte,
Der Menschen selbst bei deinem Volk gesucht,
So mach' zum Oeta deine dunkle Grotte,
Verklärt in Flammen, laß den Staub der Rotte!

Und hab' ich nicht in deinem Rath verweilet,
Und nicht getheilt mit dir den jungen Ruhm,
Mit Andern jauchzend nicht dir zugeeilet,
Doch hab' ich Einen Schmerz mit dir getheilet.

1836.

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour, schlag' an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es d'rauf und d'ran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka. das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wack're Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſerer Seite dort wir ſtürzen ſahn!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimat ewig iſt's gethan:
Herr Gott im Himmel, ſchenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rucken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſt'rem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: „Wer da?" ſchallt; ſie ſtehen feſtgebannt,
Und Einer ſpricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!"

5. Januar 1832.

Polonia.

Ein Polenweib in wilder Nacht
Auf einem Hügel ruht;
Ihr Vaterland iſt umgebracht,
Zu Eis ward ihr das Blut.

Ihr Vater ritt ſo hoch voran,
Als Kosciusko rang,
Bis die Kartätſch' in ſeine Bahn
Und ihm das Herz zerſprang.

Ihr Bruder flog ſo raſch hinaus
Mit Poniatowski's Glück;
Er aber kehrte nicht nach Haus,
Der Tod hielt ihn zurück.

Ihr Heldenmann ging wiederum,
Als ihn die Freiheit rief,
Doch alle Beide ſind nun ſtumm,
Die Weichſel iſt ſo tief.

Ihr junger Sohn im Walde ſtritt, —
Es iſt die Welt ſo groß, —
Ihr Sohn, den ſie vom Galgen ſchnitt,
Er ruht auf ihrem Schooß.

Nicht ward ihr noch das Auge naß,
Sie klagt nicht ihre Noth;
Sie aber ſinnt mit altem Haß
Dem Ruſſen Schmach und Tod.

Weltſünde.

Ich konnt' nicht ſchlafen, und die Nacht war lang.
So las ich denn in eiſernen Geſchichten
Von vieler Völker Auf- und Untergang.
Ich ſah erſchaffen, wiederum vernichten,
Ich faß, die Zweifel in mir ſelbſt zu ſchlichten.

Da plötzlich fuhr ein Dolch mir in das Herz,
Mit ſtarker Fauſt zweiſchneidig durchgeſchlagen,
Und meine Seele riß entzwei der Schmerz;
Doch der mich ſchlug, den hört' ich alſo ſagen:
Das iſt der Schmerz, den einſt Gott ſelbſt getragen.

Ich ſah den Höllenabgrund aller Zeit,
Und die verdammten Seelen drin gebettet,
Die nicht errungen die Unſterblichkeit,
Die ihren Geiſt an ihren Leib verwettet;
Ach, wie ſo gern hätt' Liebe ſie gerettet!

Es wollte Gott zu jedem Volk und Land,
Auch ſelbſt in unſre Zeit herniederſteigen,
Ausſtreckt er weit die heil'ge Gnadenhand;
Doch könnte ſie des Abgrunds Grund erreichen,
Sie fände nur der Seelen ſtarre Leichen.

Gebt mir nur eine Thräne! rufet Gott, —
Die wüſten Augen aber ſind gefroren, —
Nur einen Tropfen Blut mir! rufet Gott.
Es hätt' ein Kieſel eher Herz und Ohren,
An dieſer Zeit iſt Lieb' und Leid verloren!

Antwort.

Willſt du ein Mann ſein? Steh' zum Vaterlande:
Und willſt du groß ſein in der kleinen Zeit?
Löſ' deiner blöden Zunge feige Bande
Und kämpfe für die Wahrheit Heldenſtreit!
Wagſt du zu brechen deine eignen Ketten,
So kannſt du mehr, — dein eignes Volk erretten!

Wer friſch und frei mit Wenig ſich begnügte,
Der hätt' es weit zu dieſer Friſt gebracht!
Den ſtolzen Nacken nicht zum Joche fügte, —
O, Schergenwitz, haſt du an den gedacht,
Der um die Eichenkrone wagt zu werben,
Die Schmach zu dulden und mit Ruhm zu ſterben?

Nacht.

Wie in uralten Nächten oder Tagen
Die Thäler eingehüllt in tiefe Fluth,
Die Berge unter Waſſerbergen lagen
Und endlos tobte der Gewäſſer Wuth,
So liegt mein Leben nebelhaft umzogen
Im Grauen und im Braus der wüſten Wogen.

Und wie der Rabe aus dem müden Schiffe
Mit heiſchrem Schreie durch die Nebel flog,
Bis ihn der Strudel am verborgnen Riffe,
Den müden Segler doch hinunterzog,
So iſt mein Hoffen und mein einzig Sehnen
Verſunken und geſtorben in den Thränen.

Ich möchte eine Taube nur noch ſenden,
Die mir den Oelzweig brächte in das Haus!
Ob meine Augen ſpähn nach allen Enden,
Sie finden nur den alten wüſten Graus,
Und gräßlich bleiche, halbverweſte Leichen,
Doch nirgendwo das helle Friedenszeichen!

1831.

Segenſpruch des Alten.

Es ſteht ſchlimm mit alten Leuten;
Wo biſt du, mein Eduard?
Wo biſt du, mein trauter Uli?
Ich ſitz' hier ſo ganz allein,
Meine Augen ſind erblindet,
Sehe nicht, ob's Tag, ob's Nacht iſt.
Eduard, ſtelle dich zur Rechten,
Uli, ſtell' dich mir zur Linken!
Höret mich, ihr theuern Söhne!
Immer trüber wird der Tag
Und die alte Zeit geht unter
Mit dem alten Gott der Väter
Und der alten ſchlichten Sitte;
Herzlich ſehn' ich mich zu ſcheiden,
Denn für mich iſt hier kein Raum.
Uli, knie' zu meiner Rechten,
Eduard zu meiner Linken!
Von den Bergen bläſt der Sturmwind
Mit Poſaunen und dazwiſchen
Hör' ich fern die Wölfe heulen.
Warum weint ihr?
Als das alte Vaterland
Sie zerriſſen wie ein Band
Und geſpielt mit Treu' und Glauben,
Haben ſie geſä't zugleich
Drachenzähne über's Land.
Jeder Zahn wird einſt ein Mann ſein
Ohne Gott und ohne Glauben,
Doch geharniſcht mit Entſetzen.
Warum weint ihr?
O, vergönnt mir doch den Schlaf
Und die kühle Todtenruh'!

Geb' dir Gott, mein herzig Kind,
Eduard, Eduard viele Gnade!
Du biſt ſanft wie eine Taube,
Ein unſchuldig reines Lamm;
Gebe Gott dir allen Segen!
Du warſt mir in meinem Alter
Eine Blume auf der Aue,
Gott beſcheer' dir ſchöne Tage,
Beſſ're Zeiten nach den ſchlimmen!
Und mein Uli? Weine nicht,
Du viel kecker Herzensknabe,
Du viel wackrer junger Held!
Du warſt mir ein ſtarker Stab
In den ſchwachen, alten Tagen;
Gott geb' dir ſein größtes Heil —
Auf dem Blachfeld — jungen Tod.

Alſo ſprach der graue Held,
Neigt' das Haupt nur ein klein wenig. —
Und der alte Vater war
Heimgegangen zu den Vätern.

Vision.

1.

Nach Mitternacht, wo ſchon der zweite Schlummer
Dem Menſchen wie dem Thiere wird gegeben,
Der ärmſte Mann erlöſet iſt vom Kummer,
Geängſtigt lag ich zwiſchen Tod und Leben.

Bald ſtand bei mir ein Weſen, nicht zu nennen,
Und wie dies meine Seele kaum geſpüret,
So mußte ſie ſich von dem Leibe trennen
Und ward auf einen Kirchhof hingeführet.

Still war die Nacht und ſtille zum Erſchrecken,
Als wollte ſie die Todten ſo behüten,
Mit Gottes Frieden jedes Grab bedecken,
Mit Gottes Frieden und mit Lindenblüthen.

Da ſah ein mattes Licht ich zu mir brechen,
Und als es wenig heller war geworden,
Tief in ein Grab mit einem Spaten ſtechen;
Mein Führer ſprach: „Der will ſein Heil ermorden!

Er will ein Herz, ein ſchuldlos Herzlein haben;
Denn dieſem dienen muß der Geiſt der Erde,
Er will heraus ſein todtes Kindlein graben,
Damit das Glück ihm wieder dienſtbar werde.“

Zwei Hände ſah ich, einen Sarg darinnen,
Zwei Augen wie die Hölle aufgeriſſen,
Ein todtes Kindlein lag im Sarge drinnen;
Mein Führer ſprach: „Der mordet ſein Gewiſſen!“

Da lag das Kind. Wie goldne Blumenglöcklein
Gingen hervor aus ſeinem weißen Häublein
In träumeriſchen Ringeln noch die Löcklein,
So lag es ſtill wie ein erwürgtes Täublein.

Wie nun ſein Vater ſich darüber bücket,
Da hat auf einmal es die Augen offen,
Daraus hat Gott ihn ſelber angeblicket,
Doch wenig iſt davon der Mann betroffen.

„Du mußt dein Herz, dein Herz mußt du mir geben!“
Die Leiche ſprach: „O Vater, gerne, gerne!
Dort ſteht der Tod, der nähm' dir ſonſt das Leben!“
Die Unſchuld ſah den Teufel nicht von ferne.

Ich ſaß in einem Thurm am Meer gebunden,
Sah einen Mann ertrinken bei den Klippen;
Doch ſolche Qual hatt' ich dort nicht empfunden,
Als hier, wo reglos waren meine Lippen.

Ich ſah ein ſpitzes Meſſer plötzlich ſchimmern,
Des Teufels rothes Haupt emporgeſtrecket,
Und da geſchah ein Wehſchrei, ach, ein Wimmern,
Das aus dem Traum mich jählings aufgeſchrecket.

2.

Ich wachte nun; doch war von jenen Worten,
Den ſchrecklichen: „der mordet ſein Gewiſſen!
Er will das Heil der eignen Seele morden!“
Von Furcht und Grauen noch mein Herz zerriſſen.

Doch wieder ließ ich mich vom Schlaf bezwingen,
Frei ward die Bruſt mir wie von Eis und Schollen;
Bald hört' ich liebliche Hoboen klingen,
Sah Bild an Bilder mir vorüberrollen.

Ich ſtand vor einem Schloſſe, hoch und prächtig,
Viel tauſend bunte Lampen mußten flammen, —
Die Stufen breit, die Säulen ſtolz und mächtig,
Die Pracht war mit der Schönheit ſo beiſammen.

Da kamen große Herren angefahren,
Die Roſſe ſchlugen Funken aus den Kieſeln,
So rollten her der Gäſte bunte Schaaren;
Ich fühlt' mein Blut durch alle Adern rieſeln.

Jetzt aber war bei mir das vor'ge Weſen,
Es ſprach die Stimme, die ich ſchon vernommen:
„Nun aber ſollſt du in dem Herzen leſen,
Zu einem neuen Schauſpiel mit mir kommen!“

Ich aber ſprach: „Mein Rock iſt abgetragen,
Das iſt kein Ort für Arme meines Gleichen,
Es würden mich die ſchönen Diener ſchlagen,
Ich wär' beſchimpft und müßte doch entweichen.“

Mein Führer aber: „Brauchſt dich nicht zu ſchämen,
Haſt deinen Rock und Leib daheim vergeſſen!“
Da mußt' ich ſeinen Worten mich bequemen,
Weg war die Furcht vor Röcken und vor Treſſen!

Und langsam schlich ich nun hinauf die Treppen,
Da war die Freude überall lebendig,
Auf Silber sah ich Trachten Speisen schleppen
Und Wein und Becher schnell und tausendhändig.

Es wirbelten Trompeten und Posaunen,
Seltsame Blumen streuten süße Düfte;
Rings war Genuß, nicht aber Zeit zum Staunen!
Es zitterten vor Wonne selbst die Lüfte.

Welch' weiter Festsaal hell in Glanz und Kerzen!
Der Tafel zinsbar waren alle Zonen,
Es wiegte sich die Luft in seinen Scherzen,
Wie sie nur bei den Erdengöttern wohnen.

Es glänzten da die herrlichsten Gesteine,
Viel zarte Busen schlugen weiße Wellen,
Es sprudelten die feurigsten der Weine;
Wer möchte sich nicht gern dazu gesellen?

Die Männer aber trugen stolze Orden
An jener Stelle, wo das Herz soll schlagen;
Wie sind sie überglücklich doch geworden,
Daß sie so kleine Kreuzlein dürfen tragen.

Mein Führer sprach: „Der Wirth von diesen Allen
Dort oben an der Tafel wortgeschäftig,
Wie wird dir erst der hohe Mann gefallen
Vor allen andern solcher Schätze kräftig!"

An seine Seite kam ich bald zu stehen,
Ich heftete mich lang an seine Mienen,
Ich hatte früher diesen Mann gesehen;
Er war es, der im Kirchhof mir erschienen.

Ich aber lauſchte ängſtlich ſeinen Worten,
Er ſprach ſo fröhlich, überaus behäglich!
„So iſt der Pöbel doch beruhigt worden?
Kanonen helfen, helfen da unſäglich!“

Ein freundlich Lächeln folgte ſolchen Witzen,
Die grünen Gläſer klangen an wie Glocken,
Er küßt der Nachbarin die Fingerſpitzen;
Er ſchürt die Luſt, er läßt den Scherz nicht ſtocken.

Iſt dies die Strafe ſo verruchter Sünden?
Es ſprach zu mir: „Sollſt ſeine Seele ſehen!
Sein innerſtes Geheimniß nun ergründen,
Den Werth des Glückes und der Welt verſtehen!“

Und ſeine Bruſt ward wie ein Glas durchſichtig,
Zuſammen lag die Seele drin gekauert,
Verkrüppelt und verdorrt und gar ſo nichtig,
Daß jetzt mich noch vor dieſem Anblick ſchauert.

Sowie ein Kind vor der Geburt getödtet,
Geſtaltlos, wüſt, dem Nichtſein heimgegeben;
So war der Seelenkeim in ihm verödet;
Ein ewig Sterben; — o, iſt dies ein Leben?

Da trieb es mich, ich ſprach ihm in die Ohren:
„Warum haſt du gemordet dein Gewiſſen?
Ach, iſt nun deine Seele doch verloren!
Nicht theil' ich deinen Wein, nicht deine Biſſen!“

Ich ſah zwei Augen gleichwie Kohlen flammen,
Des Teufels rothes Haupt emporgeſtrecket,
Da ſchrak ich heftig in mir ſelbſt zuſammen
Und ward zum andern Male aufgeweckt.

Sylveſter 1834.

Denkſpruch.

Der Dichter wurzle tief in ſeinem Volke
Und ſteig' empor friſch wie ein Tannenbaum!
Mag dann er brauſen mit der Wetterwolke
Und auch ſich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeiſt eins in jeder Regung
Fühl' er des Daſeins leiſeſte Bewegung.

In das Gutenberg-Album.

Deutſchland träumt. Vor ſeinen Träumen
Bebt die Welt in allen Räumen,
Stürzt das große Römerreich.
Deutſchland träumt — und ſeine Träume
Wölben ſich wie Rieſenbäume
Zu dem heil'gen Chriſtendom.
Deutſchland träumt. Vor ſeinen Träumen
Rinnt, zerrinnt die Welt in Schäumen
Und das prieſterliche Rom.
Deutſchland träumt, — des Todes Band
Streift Minerva von der Hand;
Deutſchland träumt; — es wird erwachen
Trotz dem Lächeln feiler Spötter,
Trotz dem Wüthen gift'ger Drachen,
Und mit ihm die alten Götter.
Grübelnd und gedankenſchwer
Schmiedet Gutenberg den Speer.

1840.

Letzter Troſt.

Arme Seele, findeſt du
Nirgends weder Troſt noch Ruh',
So entflieh' dem dumpfen Haus
Ueber Berg und Thal hinaus!
Laß, umrauſcht von friſcher Luft,
Weit hinaus die Blicke ſchweifen
Und umweht von Waldesduft
Von der Stirn die Wolke ſtreifen,
Bis zu einer ſel'gen Blüthe
Sich erſchließet dein Gemüthe.

Arme Seele, findeſt du
Nirgends weder Troſt noch Ruh',
So verſenk' dich in die Nacht,
In der Zeiten alten Schacht,
Weiter geh' mit feſtem Tritt
Ohne Zagen, ohne Grauen, —
Höre ihren Donnerſchritt! —
Weiter, weiter mit Vertrauen!
Bis du ſiehſt vom Angeſichte
Dort den Gott der Weltgeſchichte!

Arme Seele, findeſt du
Nirgends weder Raſt noch Ruh',
So verſenk' dich in dein Herz,
In den allerwildſten Schmerz,
Immer tiefer in die Pein,
Bis ſich jeder Nerv empöret,
Zur Verzweiflung ſtürz' hinein,
Bis du ganz dich fühlſt zerſtöret;
Denn dort muß aus Tod und Schrecken
Gott die Hände nach dir ſtrecken.

Arme Seele, findeſt du
Auch bei Gott nicht Raſt und Ruh',
So bind' dich mit Herz und Hand
An das alte Vaterland,
Kämpfe dort in ſtarrem Muth
Mit des Feindes böſen Tücken,
Laß dir tief bis auf das Blut
Meuchlings Dorn' und Dolche drücken,
Bis im Brande deiner Wunden
Tod und Ruhe du gefunden!

1839.

Sünde und Sühne.

1.

Ueber Berg und Thal gebreitet
Liegt ein Altartuch ſchneeweiß,
Und herein mit Anſtand ſchreitet
Nun der Tod, der ſtrenge Greis;
Beichte will er in der kalten,
Einſam ſtarren Mondnacht halten.

Dunkeln Winterhimmel tragen
Hohe Stämme von Kryſtall,
Deren Wipfel fein beſchlagen
Sind mit Silber überall;
Unter ihnen Kirchenſtühle —
Grünes Moos und ſammt'ne Pfühle.

Ringsum ſelt'ne Kirchengänger,
In ehrbarem dunkeln Kleid
Die rechtgläub'gen Köpfehänger —
Fuchs und Mard' in Reu' und Leid,
Beichtgebete vor ſich ſummend,
Und der Bär den Grundbaß brummend.

Auch die Kloſterfrau'n, die Dohlen,
Schwarzverſchleiert Falk' und Eul'
Wollen ſich den Ablaß holen,
Selbſt der Wolf kommt mit Geheul;
Denn mit Raub und Mord beladen
Fleht er um des Himmels Gnaden.

Und der Tod hält jetzt die Predigt,
Der beschließend also spricht:
„Nie der Sündenqual entledigt,
Sterben eu're Seelen nicht.
Weh' euch, denn ihr müßt auf Erden
Noch verhext in Menschen werden!“

O dies Wort, verdammnißtönend!
Kaum klang in der Nacht es aus,
Als die Sünder angstvoll stöhnend
Stürzten aus dem heil'gen Haus,
Daß der Schnee gleich weißen Flammen
Schlug auf ihrer Spur zusammen.

2.

Die vor vielen tauſend Jahren
Einſt im Walde Thiere waren,
Sind in Menſchen jetzt gefahren.

Braun der Bär trägt rothen Sammet,
Iſt zur Königswürd' verdammet,
Auf dem Haupt die Krone flammet.

Hund iſt Polizeiminiſter,
Die Geſandten ſein Geſchwiſter, —
Und der Fuchs — Geheimrath iſt er.

Doch der Wolf, ein wenig heftig,
Iſt vor Allen wunderkräftig
In dem Steuerfach geſchäftig.

Und der Stier, zu Allem nütze,
Iſt des Reiches erſte Stütze
An des treuen Heeres Spitze.

Da das Ordensfeſt erſchienen,
Sind ſie hier mit ſchönen Mienen,
Braun den Bären zu bedienen.

Spricht der Dompfaff: „Sire! ziemlich
Wird das Volk doch chriſtenthümlich,
Nicht für mich, doch iſt es rühmlich.“

Doch der Hund ſpricht ſehr bedächtig:
„Manchmal ſeh' ich mitternächtig
Ein Geſpenſt beinah' verdächtig.“

Spricht der Fuchs: „Und ſehr vermeſſen
Haben Schaafe Salz gegeſſen!“
Spricht der Wolf: „Ich will ſie freſſen!“

Spricht der Luchs: „Ich muß genießen,
Daß zum Aufruhr Eſel bliesen!“ —
Spricht der Stier: „Ich will ſie ſpießen.“

„Freiheitslerchen, junge Dichter,“
Ruft Herr Katz, „o dies Gelichter!“
Spricht der Bär: „Nun, die vernicht' Er!“

Flüſtert Katz: „Wie Honigwaben —
(Ruft der Bär: „Die will ich haben!“)
Wird mein neuſtes Werk euch laben.“

Spricht der Fuchs: „Ich wittre Diebe!“
Brummt der Bär: „Und grauſam liebe
Ich mein Volk mit jedem Triebe!“

Doch der Tod mit ſeinem Troſſe,
Krieg und Peſt, auf falbem Roſſe,
Lächelnd hält er vor dem Schloſſe.

Und er ſpricht: „Kann bald euch ſcheiden
Aus dem Daſein dumpfer Leiden,
Reife Frucht nur will ich ſchneiden.

Durft' nicht ganz mein Amt euch Wichten,
Als ihr Thiere wart, verrichten,
Menſchen kann ich nur vernichten.

Habt zum Nichts im Menſchenſtreben
Abgequält das Waldthierleben,
Eu're Sünden ſind vergeben!“

Und nach wenig ſchnellen Jahren
All' die wunderlichen Schaaren
Koth und Staub und Aſche waren.

Der Säbelſchleifer.

Mich verlangt es gar ſo ſehr
Nach der alten, guten Klinge!
Gebt mir raſch den Säbel her,
Daß ich ihn noch einmal ſchwinge!
Bringt den Schleifſtein mir herein,
Scharf muß jetzt mein Säbel ſein!

Säbel, ſah'ſt ſo traurig aus
Hinter Staub und Spinnennetzen,
Darfſt, mein Säbel, bald hinaus,
Dich mit Feindesblut zu netzen!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Will dich ſchwenken, will dich ſchwingen,
Schwingen mit der treuen Hand,
Das verlor'ne zu erringen,
Das verlor'ne Vaterland!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Um das freie, deutſche Reich
Ach, um die zertret'ne Ehre,
Nur noch einen guten Streich,
Meine Waffe, meine Wehre!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Brüder, rettet das Panier!
Heldentod iſt zu erwerben!
Brüder, rettet das Panier,
Und dann laßt mich freudig ſterben!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Hör' ich vor dem Thore nicht
Schmetternd die Trompeten blaſen?
War's Kanonendonner nicht?
Hör' ich nicht der Feinde Raſen?
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel ſein!

Die Windsbraut.

Der Jäger zog durch Wald und Nacht
Und blies ſein helles Horn,
Es jagt ihn eine dunkle Macht
Empor durch Buſch und Dorn.

Bald kam es ſturmeswild geſauſt
Aus Felſenſchlucht herauf,
Ein Nebelroß kam wild gebrauſt,
Ein Nebelweib ſaß d'rauf.

Das ſprach: „Mein Roß hält guten Schritt
Auf Bergeskupp' und See;
Faß' Muth! Faß' Muth, und komme mit
Hoch über Firn' und Schnee!

Ich hab' ein Rößlein ſchnell und gut,
Herauf, herauf geſchwind!
Wohl ſpringt es über Meeres Flut
Und kreiſt im Wirbelwind.

Sein Schnauben bricht den Eichenwald
Und hohe Burgen ein,
Mit ſeines Hufes Allgewalt
Zerſtampft es Fels und Stein.

Mein Rößlein und die junge Zeit,
Die haben muntern Lauf,
Und grauſt dir nicht vor Heldenſtreit,
So ſchwinge dich herauf!“

Es ſteigt das Roß ſo nebelhaft,
Es weht die Mähne lang;
Der Jüngling hoch in wilder Kraft
Sich zu dem Weibe ſchwang.

Das ſprach zu ihm, es ſprach gar laut:
„Hörſt du des Windes Braus?
Ich bin des Tollen tolle Braut
Zum Meer reit' ich hinaus!"

Hei! wie die Woge tanzt und ſingt
Und ſpringt ſo keck und frei!
Des Jägers Waldhorn oben klingt:
Zum Tod, zum Tod herbei!

1822.

Der Schaafhirt.

Schaafhirt bin ich, dienen muß ich,
Und mein Herr, der reiche Wicht,
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angeſicht;
Schaafhirt bin ich, — König wieder,
Seh' ich von den Bergen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zaubermacht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Taſche Tag und Nacht;
Einſam zieh' ich durch die Haide
Mit den Schaafen auf die Weide.

Wo vorbei die Wolken ſchaudern,
Streckt wie Stahl ſich meine Hand,
Wo die frommen Vögel plaudern,
Starr' ich weit hinaus in's Land,
Wo die Schaafe fröhlich graſen,
Spring' ich frei auf grünem Raſen.

Aus der Taſche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderſtein,
Und verwandelt iſt die Oede
In ein Schloß mit Säulenreih'n, —
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weitauf alle Thore ſpringen.

Schnell die ſeidenen Gewänder,
Reicht mir her den Blumenkranz!
Schlingt mir hier die gold'nen Bänder!
Rührt die Saiten hell zum Tanz;
An dem Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Dort ruht sie auf grünen Sammet,
Um sie weht das gold'ne Haar,
Und ihr blaues Auge flammet,
Wie Rubin ihr Mund so klar,
Hell wie Schnee die schlanken Glieder,
Selig sink' ich vor ihr nieder.

Und sie fragt mich: „Offenbar' es,
Gestern kamst du nicht, warum?"
„„Samstag gestern, Fürstin, war es,
Ich in Arbeit still und stumm,
Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe mußt' ich fegen.""

Und sie spricht dann voll Erbarmen:
„Muth und Eisen machen frei!"
Und an sich mit beiden Armen
Drückt und küßt sie mich dabei,
Bis ich aufwach' wie vom Schlafen
Mitten unter meinen Schaafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Fürst in Waldeseinsamkeit,
In dem Thal ein Schaafhirt kläglich
In dem schlechten Lumpenkleid, —
Und ich weiß nicht: soll ich's tragen,
Oder meinen Herrn erschlagen?!

1839.

Juchhe! Ade!

Es zieht ein Burſch zur Stadt hinaus,
In die Seel' ſpringt ihm das Blut;
Ihr Mädchen guckt zum Fenſter 'raus,
Er winkt euch mit dem Hut:
Juchhe! Ade!

Er hat all' Herzeleid erſtickt;
Hoch Wehr- und Waffenrecht!
In Reih' und Glied iſt er gerückt,
Es iſt der Mord ſein Knecht!
Juchhe! Ade!

Die Sturmglock' brauſet überall
Herunter und hinauf,
Und beim Kanonendonnerſchall
Steh'n alle Schläfer auf!
Juchhe! Ade!

Und wer nichts zu verlieren hat,
Gewinnt wohl deſto mehr,
Wohin nur ſchreitet der Soldat,
Trägt er auch ſein Gewehr!
Juchhe! Ade!

Mit Trommel- und Trompetenklang,
Die Hand am Degengriff,
Vorwärts bei Sturm- und Jubeldrang
Und hellem Kugelpfiff!
Juchhe! Ade!

Turnerlied.

Gedichtet zum Deutſchen Turnfeſt in Leipzig 1863.

Bei Leipzig unter'm Donner der Kanonen
Iſt wiederum nach dunkler Grabesnacht
Getauft vom Schweiß und Blut der Nationen
Das deutſche Volk vom Todesſchlaf erwacht.
Um's Leben rang dort mit Napoleon
Die auferſtand'ne deutſche Nation.

Die Erde mußte bis zum Grund erzittern
Bei der Geſchütze hölliſchen Muſik,
Es muß der Garden eh'rner Keil zerſplittern,
Er prallt an deutſcher Heldenbruſt zurück.
Zurück wirft Bataillon auf Bataillon
Im Vorwärtsmarſch die deutſche Nation. —

Was klagt ihr Geiſter in den dunklen Lüften,
Daß ihr für uns umſonſt gefallen ſeid?
Wir knieen hier an euren Todesgrüften
Und ſchwören einen dreimal heil'gen Eid.
Es ſchwöre mit uns jeder deutſche Sohn:
Treu bis zum Tod der deutſchen Nation!

Wir wollen hoch die deutſche Fahne tragen
Und feſt ſie halten mit der Eiſenhand;
Es ſollen in uns heiß die Herzen ſchlagen
Für's Vaterland, für's theure Vaterland!
Der Jubelruf ſchwell' an zum Donnerton:
Es lebe hoch die deutſche Nation!

II.

Verzeiht dem Lenze seine Blüthenbäume,
Und läg' für Euch darin auch kein Verstand,
Verzeiht der Jugend Wanderlust und Träume,
Wenn nicht, so legt dies Büchlein aus der Hand!

Frühlingslieder.

1.

Heraus!

Was iſt das für ein Ahnen
So heimlich ſüß in mir?
Was iſt das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Fink picket
An's Fenſter wunderlich
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief': „Du finſtres Menſchenkind,
Heraus zum friſchen Morgenwind!
Heraus!"

Sahſt du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenſter nicht!
Trieb er ſchon aus dem Weidenhaus
Die Silberſchäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinſt: die Fiſchlein ſpringen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber ſingen
So frei durch's ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbuſch,
Durch Wälder und durch Auen, huſch
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht ſein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

2.

Der Baumeiſter.

Der Lenz mit ſtillem Wehen,
Der Lenz hat über Nacht
In Thälern und auf Höhen
Sein Zauberſchloß gemacht;
D'rin muß die Sonne tauſendfältig ſcheinen,
Die kann es gut mit allen Weſen meinen!

Wohin mit allen Keimen?
Der Vöglein munt'rem Chor?
Das webt in allen Räumen
Und ſtrömt und quillt hervor,
Die Schmetterlinge mit den bunten Schwingen,
Die Blümlein gar mit ihren goldnen Ringen!

Was muß das Bächlein plaudern?
Das hat im Thal zu thun!
Kein Blättchen darf mehr zaudern,
Das darf nun nirgends ruh'n!
Wie ſoll ich nun in meinen jungen Tagen
Die Erde und den ganzen Himmel tragen?

3.

Die drei Zauberſtimmen.

Zu dreienmalen in der Luft
Tönt ein ſeltſames Klingen,
Davor muß ſelbſt die tiefſte Gruft
Mit ſüßem Schauer ſpringen.

Die Lerche ſingt zum erſten Mal
In Nebelgrau verborgen;
Sie weckt den erſten Sonnenſtrahl
Zum erſten Frühlingsmorgen.

Dann ruft die Wachtel: „Ich bin da!
Heraus, ihr Apfelblüthen!
Wie heiß iſt es in Afrika,
Ach, in dem fernen Süden!“

Dann aber und zum dritten Mal
Was iſt das für ein Flöten?
Willſt du mich denn mit ſüßer Qual,
Du Wundervöglein, tödten? —

Die ſchönſte Blume muß im Thal,
Die Roſe muß erſprießen,
Die Zauberin, die Nachtigall
Im Mondſchein zu begrüßen. —

Ach, ſolch' dreifacher Zauberbann
Muß alle Welt beſtricken!
Ich ſeh' die Welt, ſie ſieht mich an,
Und beide mit feuchten Blicken.

4.

Ammerngeſang.

Welch' ein wonniges Träumen
Schwebet auf Wald und Flur!
Rings in duftigen Räumen
Wirkt die milde Natur.

Alles webet und ſtrebet
Zart zu ſüßem Verein;
Ach, was liebet und lebet
Läßt mich ewig allein!

Horch! ein Vögelein ſinget:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!"
Singet wieder, das klinget:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!"

Heiße Thränen, die rinnen;
Kleiner, fröhlicher Dieb,
Du im Walde da drinnen,
Haſt du mich immer noch lieb?

5.

Waldgesang.

Chor der Bäume.

Ach, sich regen
Und bewegen
Aus der Erdengruft!
Still sich strecken,
Hoch sich recken
In die Luft!
Und wir müssen weiter dringen,
Erd' und Himmel zu umschlingen!

Die Eiche.

Die Klüfte durchschweifen,
In die Wolken greifen,
Ich sehn' mich hinaus!
Mit den Adlern zu ziehen,
Mit dem Sturme zu fliehen,
Mit Drachen zu hausen,
Mit Wogen zu brausen,
Und das quälet mich stark,
Und verzehret mein Mark.

Die Fichte.

Reck' überall mein grünes Ohr,
Nach jedem Winde muß ich lauschen,
Ich strecke meine Hand empor,
Da muß ich durch die Oede rauschen!

Die Buche.

Nimmer ruh'n!
Immer im Wald zu thun!
Knospen pflegen,
Sie zu hegen,
Sich zu regen;
Fern und nah,
Der Lenz ist da!

Chor der Bäume.

Unsere Mutter lieget unten
Heimlich, gewaltig am stillen Ort,
Hat uns auch die Füße gebunden;
Liefen wir sonst Alle fort.

6.

Der blühende Apfelbaum.

O Apfelbaum! Was iſt es wohl mit dir?
Wo willſt du noch mit allen Blüthen hin?
Sprich, Apfelbaum, wo ſtehet hin dein Sinn?
Willſt du dich denn in dieſen roſ'gen Gluthen
Mit einem Male ganz und gar verbluten?

In Blüthenwogen brauſt ein Bienenſchwarm,
Der Engel Chorgeſang in meiner Bruſt;
Es ſteht der Baum und ſinnt in ſtiller Luſt,
Als hätt' er wieder in ſo ſel'gen Stunden
Sein Heimatland, das Paradies gefunden.

7.

Ruhe am See.

Einſam oben auf dem Hügel
An des Felſens Ueberhang,
An des Sees blauem Spiegel
Ruh' ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsſchein,
Wie in's Feenland der Träume
Schau' ich in den See hinein.

Was am Ufer ſteht und wehet
Und den ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorüber gehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was ſoll dein Schlagen?
Biſt du wieder gar ſo wild,
Daß du nicht vermagſt zu tragen
Wie der See des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willſt du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh'?
Sturm und Winter ſind gegangen,
Hell und ruhig ſteht der See!

1831/32.

Da drüben!

Da drüben über'm Walde,
Da ſingt ein Vogel ſchön,
Da drüben an dem Bache
Seh' ich ein Rehlein gehn,
Da drüben!

Und wo der Vogel ſinget
Und wo das Rehlein geht,
Da drüben bei den Tannen
Der Liebſten Hütte ſteht,
Da drüben!

Möcht' mit dem Vogel ſingen
Und zu dem Rehlein geh'n,
Da drüben heimlich lauſchend
Durch's kleine Fenſter ſeh'n,
Da drüben!

Die Nixe.

Mit dem grünen, kleinen Hute,
Mit der Pfauenfeder d'rauf,
Saß ſie da vor mir im Kahne,
Sah ſo liſtig zu mir auf.

In den Händen beide Ruder
Theilte kräftig ſie die Fluth.
Daß ihr ſeid'nes Mieder bebte,
In die Wangen ſtieg das Blut.

Und ſie ſang mit voller Stimme
Mir ein altes Wunderlied:
Wie den Knaben zu bethören
Wär' die Nixe nimmer müd'.

Ruhig lauſcht' ich ſolchen Worten
Sah ſie an wohl unverwandt,
Bis ſie lachend mit dem Kahne
Wieder ſtieß an's feſte Land.

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Waſſerblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leiſe weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einſam hin!

Der Mond und Sie.

Wie iſt ſo ruhig, klar und rein
Dein liebes Angeſicht,
So wie im Lenz der Mondenſchein
Ein träumeriſches Licht!

Ich gehe Nächtens nie allein,
Dein holdes Bild geht mit,
Und ſelbſt der Mond in hellem Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein
Und drück' die Augen zu,
So ſchwindet zwar der Mondenſchein,
Doch, Liebchen, niemals du.

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeſte aus.

Viel liebliche Blüthen ſtehen d'ran;
Linde
Winde
Kommen, ſie herzlich zu umfahn.

Es flüſtern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kuſſe die Häuptchen zart.

Sie flüſtern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tage lang, wüßte ach! ſelber nicht was.

Sie flüſtern, — wer mag verſtehen ſo gar
Leiſe
Weiſe?
Flüſtern vom Bräut'gam und nächſtem Jahr.

Das Mägdlein horchet, es rauſcht im Baum;
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Roſenblüthe.

Das Röslein gar verborgen
In ſeiner Knoſpe ſitzt,
Der neue Frühlingsmorgen
Zum Kuß das Mäulchen ſpitzt;
Doch Röslein mag nichts wiſſen
Vom Blühen und vom Küſſen.

Das Röslein ſitzt gar ſpröde
In ſeinem engen Haus,
Der Mittag iſt nicht blöde,
Strahlt Gluth und Flammen aus;
Doch Röslein mag nichts wiſſen
Vom Blühen und vom Küſſen.

In ſeiner Zelle drinnen
Das Röslein heimlich ſteht,
Der Abend kommt zu minnen,
Der Abend weint und fleht:
Ach, alle Blumen müſſen
Am Ende blüh'n und küſſen!

Das Röslein ſteht in Bangen,
Es ſteht in Liebesnoth,
Roth werden ſeine Wangen,
Vor Liebe purpurroth,
Und ſeine Lippen müſſen
Zum erſten Male küſſen.

Zum erſten Male blühen
Mit allererſtem Kuß,
Zum erſten Male glühen
Das holde Röschen muß;
Denn alle Blumen müſſen
Am Ende blüh'n und küſſen.

Frühlingsnacht.

Das Reh guckt an die Kleinen,
Die ſchliefen die ganze Nacht;
Ich habe bei der Meinen
Süß allen Schlaf verwacht.

Die Weinreb' hat die Ohren
Zum Fenſter 'reingethan;
Da ſie kein Wort verloren,
Fing ſie zu blühen an.

Der Mond wollt' endlich ſcheiden;
Ich hab' es nicht geſehn;
Den Blumen und uns Beiden
Voll Waſſer die Augen ſtehn.

Am Morgen.

Mutter.

Was ſollte das zur Nachtzeit ſein,
Das mich nicht ruhen läßt;
In meines Mädchens Kämmerlein
Da rauſchen ſchlimme Gäſt'.

Tochter.

Im Fenſterſtocke haben
Die Bienen eingebaut,
Sie machen ihre Waben,
Da ſummen ſie ſo laut.

Mutter.

Die Bienen, ach, die Bienen klein,
Die waren nicht bei dir!
Mußt' gar 'ne andre Stimme ſein
In deiner Kammer hier!

Tochter.

Die Schwalben in den Neſtern,
Die halten keine Ruh',
Sie thaten ſchon ſeit geſtern
Nicht ihre Schnäbel zu.

Mutter.

Und ſind auch nicht die Schwalben ſtumm,
So gehn ſie doch bei Nacht
Nicht in des Mädchens Kammer um
Und ſchleichen mit Bedacht.

Tochter.

Die Elfen aber ſpringen
Zum Schlüſſelloch herein,
Und ihre Hörnchen klingen,
Da trippeln ſie ſo fein.

Beide.

Die Schwalben, Bienen, Blüthen,
Und gar ein Elfenkind,
Wer mag ſie alle hüten,
Die heimlich glücklich ſind.

Der Reuige.

Im Betſtuhl knieet die Schöne
Und ſingt gar engelhaft,
Der Orgel heilige Töne
Schwellen
Mit Gotteskraft,
Quellen
Mit Wogenmacht
Donnernd hervor,
Dringen an Herz und Ohr.
Die goldnen Augenlider
Schlägt das Mägdlein nieder;
Geſcheitelt das blonde Haar,
Das Haupt geneigt.
Das Antlitz unſchuldig und klar,
Vor Andacht gebleicht,
Betet es mit Herz und Mund
Mit allen Heiligen im Bund.
Dahinter ein armer Sünder ſteht,
Der in Thränen der Reue vergeht.

Eva.

Sie ſah mich an zuweilen
Mit ſchalkhaft klarem Blick;
Einen Apfel thät ſie theilen
Und brach ein feines Stück.

Und zwiſchen ihre Lippen
Sie eine Hälfte nahm;
Ich aber durfte nippen,
Daß Lipp' an Lippe kam.

Die Mutter ſah herüber
Und zog ein ſchlimm Geſicht;
Mein Glück iſt nun vorüber,
Vergeſſen kann ich's nicht.

Und da der Lenz gekommen,
Blüht wieder der Apfelbaum
Und Eva ſteht beklommen
Darunter in ſüßem Traum.

Der Alpengang.

Des Morgens früh zu guter Zeit
Geh' ich zur Sennerin,
Es iſt das Herz mir himmelweit,
Zieh' ich zur Alpe hin.

Die Morgenſonne ſcheinet hell,
Das Mägdlein ſteht davor,
Als wär' dort oben an der Stell'
Das off'ne Himmelsthor.

Ich ſeh' im rothen Schein ſie ſtehn —
Die Sonne blendet ſehr —
Die Wolken und die Lämmer gehn
Zuſammen um ſie her.

Ein grünes Bändel auf dem Hut,
Am Herzen Röslein roth, —
Ach, wüßt' ich nicht, wie Lieben thut,
Was hätt' es noch für Noth? —

Warnung.

Vor den Fenſtern laßt euch warnen,
Junggeſellen weit und breit!
Vor den Netzen, vor den Garnen
Vor den Mädchen allezeit!

Vor den hellen Roſenblüthen,
Die wo an den Fenſtern ſtehn,
Müßt ihr Herz und Auge hüten,
Schnell und ſtill vorübergehn!

An den Blumenfenſtern lauern
Wilde Jägerinnen dort,
Und die Spinnen an den Mauern
Weben Netze immerfort.

Ach! mein armes Herz gefangen
Hält ein ſolches Fenſterlein;
Bei der Roſe muß es hangen,
Und ihr Sklave muß es ſein!

Der Schweigſame.

Ich wüßte wohl zu ſingen,
Ich ſing' es aber nicht;
Mein Herz, das will zerſpringen,
Ihr glaubt es aber nicht.

Schön iſt es gegenüber!
Ihr fraget: wer und was?
Seh' immerfort hinüber,
Denn dort iſt dies und das!

Es iſt ein blaues Scheinen!
Fragt mich nur nicht darum;
Ich möchte ſelig weinen,
Ich wüßte ſchon warum.

Bandſchleifen ſeh' ich wehen,
Dort iſt mein Augenziel!
Dürft' ich es nur geſtehen,
Ihr fragtet mich noch viel.

O, wollt' ich nur verrathen
Das ſchöne Feeenreich!
Ihr kämt doch ungeladen
Vor Liebeshaft zugleich.

Doch nimmer ſollt ihr wiſſen:
Warum? und Was? und Wie?
Doch möcht' ich herzlich küſſen
Nur Sie und immer Sie!

Brennende Liebe.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein klar und roth,
Vor allen aber machet
Die brennende Liebe
Mir Noth.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum';
Es glühet ſonder Ende
Die brennende Liebe
Ringsum.

Die ſchlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll ſtehn
Und flüſtern: „Ach, da drinnen
Blüht brennende Liebe
So ſchön!"

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie ſprießet Tag und Nacht;
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe
Gebracht?

Das Hänflingsneſt.

Feldröslein, wie ſo purpurhell,
Was lachſt du ſo verſtohlen?
Was haſt du denn an dieſer Stell'
So Wonniges verhohlen?

Ein Vöglein klaget ſcheu um mich;
Ich habe nun gefunden:
Ein Hänflingsneſt verbirget ſich
So tief im Graſe unten.

Aus meinen Händen dringt das Blut,
Mich hat der Dorn geritzet;
Wie kommt es, daß die kleine Brut
Hier alſo ſicher ſitzet?

Du banges Vöglein um mich her
Brauchſt ängſtlich nicht zu flehen;
Mein Buſen wird zu wonneſchwer,
Ich muß von dannen gehen!

Nachtlied.

Dürft' ich mit dir dort oben gehn,
Du träumerischer Mond,
Ich könnte wohl hinüberſehn,
Wo die Geliebte wohnt!

Zu glücklich ist die Nachtigall,
Die in dem Lindenbaum
Vor ihrem Haus mit ſüßem Schall
Durchklinget ihren Traum!

Im Sommer.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh' ich wohl einher,
Wenn die Aehren all' erblassen
Von verborg'nem Segen schwer;
Und so wandl' ich hin und sinne
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm;
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

Vor Liebe.

Ich ſaß zu ihren Füßen,
Ich hielt wohl ihre Hand,
Ich hätt' ſie mögen küſſen;
Mein Herz hat heiß gebrannt
Vor Liebe.

Sie ſah herab ſo wonnig,
Es war um mich geſchehn;
Ich ſah den Himmel ſonnig
In ihren Augen ſtehn
Vor Liebe.

Zwei glühend rothe Nelken
Trug ſie vor ihrer Bruſt,
Sie durften dort verwelken
In kurzer, ſel'ger Luſt
Vor Liebe.

In Liebespein befangen
Saß ich und ſprach kein Wort,
Und als ſie heimgegangen,
Saß ich noch immer dort
Vor Liebe.

Freiheit!

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug;
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: „Ich laß' es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit ſinnen,
Es gilt mir Alles Scherz!"

Doch plötzlich war geſprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat ſich auch gerochen
An ihrem harten Sinn
Und in die Bruſt geſtochen
Die ſchöne Quälerin.

Der vorleſende Schüler.

Die Mutter war ausgegangen,
Johanna war allein,
Als ich am Abend lauſchend
Zur Thüre trat herein.

Es flammte mir vor den Augen
Das blendende Lampenlicht;
Es glühte gar roſenhelle
Ihr freundliches Geſicht.

Von herrlichen Geſchichten
Trug ich ein Buch bei mir;
Ich las ſo gut ich konnte,
Meine Seele ſchmolz vor ihr.

Mit ſinkenden Augenlidern
Johanna bei mir ſaß,
Von zwölf ſchlafenden Jungfrau'n
Ich unaufhörlich las.

Die Ringelblumen, die Locken,
Träumten in goldiger Ruh',
Die blauen Veilchenaugen,
Die fielen ihr langſam zu.

Doch immer noch blühte prangend
Der Lippen brennender Mohn,
Das Herz wollt' mir zerſpringen,
Mich trieb eine Angſt davon.

Waldeinſamkeit.

In dem Walde liegt mein Reich,
Unter Tannen ſteht mein Pfühl;
Grünes Moos iſt gar ſo weich,
Grüner Wald iſt gar ſo kühl!

Vögel ſingen auf mich ein,
Rehe ziehen ruhig hin,
Alle möchten bei mir ſein,
Da ich doch ein König bin.

Der Abſchied.

Ach, ſcheiden von der Lieben,
Das thut dem Herzen weh!
Das will mich ſehr betrüben,
Wo ich auch geh' und ſteh'.

Muß oft der Stunde denken,
Wo ich zuletzt ſie ſah;
Sie ſaß mit bitt'rem Kränken
Bei Vater und Mutter da.

Ich ſah ſie dort zerpflücken
Ein Zweiglein Rosmarin;
Aus blauen, milden Blicken
Eine helle Thräne ſchien.

Die Mutter unterdeſſen
Las in dem Bibelbuch;
Ich mußt' die Augen preſſen
Vor wildem Schmerz in's Tuch.

Wie war mir doch beklommen;
Sie barg ihr Angeſicht, —
Ob Abſchied ich genommen,
Weiß ich noch heute nicht.

Ach, dürft' zu ihren Füßen
Mein Herz ich legen hin,
Dorthin, wo ſie zerriſſen
Das Zweiglein Rosmarin!

Ade!

Es pflegt ſich der Saft im Baum gelind'
Zu Knoſpen,
Der eine Tropfen zerſprengt ſich die Rind',
Der Tropfen,
Die Thräne rinnt herab am Baum,
Das helle Blüthen war ein Traum,
Ade!

Dies iſt ja im Lenz mein liebſter Geſang,
Im Lenze,
Dabei wird mir in dem Herzen ſo bang,
Im Herzen,
Von Lenz und Wandern ſing' ich gern
Hinaus zur blauen Himmelsfern',
Ade!

An Sie.

Es blüht am Rain der weiße Schlee,
Wohl kommt der Lenz, doch mir iſt weh;
Am Kirchthurm ſeh' ich Schwalben zieh'n,
Könnt' ich mit ihnen heimwärts flieh'n!

Wie iſt mein Liebchen gar ſo hold,
Sein Lockenhaar ſo klares Gold,
Und in den Augen hell und rein
Des ganzen Himmels Widerſchein!

Ich bin von Ihr nun fern, ſo fern!
Wär' bei der Trauten gar ſo gern!
Im Waizen lockt die Wachtel laut
Mich in die Arme meiner Braut.

Vor ihrer Thüre wird ſie ſteh'n,
Hinaus zur Ferne traurig ſeh'n,
Ein Blüthenregen um ſie her;
Wer doch an ihrer Seite wär'!

Botſchaft.

Mondenſchein, ſtiller Mondenſchein,
Eile zu ihrem Kämmerlein!
Du ſollſt ſie oftmals grüßen,
Mondenſchein, darfſt ſie küſſen!
Willſt Du mein Bote ſein?

Nachtigall, traute Nachtigall,
Fliege mit deinem Liederſchall,
Fliege zu ihr und ſage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Roſenduft, ſüßer Roſenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, ſie wird es verſtehen,
Daß dich die Liebe ruft!

Aber der treueſte Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr;
Immerfort muß er ſpringen,
Fröhliche Kunde mir bringen,
Eile, mein Herz, zu ihr!

Aus der Fremde.

Wo auf hohen Tannenſpitzen,
Die ſo dunkel und ſo grün,
Droſſeln gern verſtohlen ſitzen,
Weiß und roth die Mooſe blüh'n,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo in's Silber friſcher Wellen
Schaut die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erlen grünem Schein,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eiſenerz der Bergmann bricht
Und die Zither ſpielt am Herde
In der kurzen Tagesſchicht,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieht,
Wo mich alle Berge kennen,
Drüberhin die Wolke flieht,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Wo ſo hell die Glocken ſchallen,
Sonntags früh in's Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenſtrauß,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch ſo gerne.

Doch mein Leid iſt nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Treibt mich doch nach fremden Ländern
Unerbittlich das Geſchick —
Zu der Heimat in der Ferne.
Zög' ich heute noch ſo gerne.

In der Villa reale zu Neapel.

Wanderer.

Wo kommſt du her, du grüne Welle
Im Meere herüber ſo ſchnelle?

Welle.

Mich ſchickt her ein ſchönes Kind,
Und mich trieb ein guter Wind,
Hab' dich müſſen
Viel tauſendmal grüßen —
Geſchwind! Geſchwind
Zurück über Sand und Felſenbank!

Wanderer.

Schönen Dank!

Der Oſtertag in Rom.

Ob am grünen Donnerstage
Auch der Pabſt gar ſehr geflucht,
Hab' ich doch am Oſtertage
Wieder Peters Dom beſucht.

Wenig hat es mich bekümmert,
Wie in ſchwerer, goldner Pracht
Seine Heiligkeit geflimmert,
Schön das ſchöne Spiel vollbracht.

Denn vor all' den ſchönen Frauen,
Welche Roma zart gepflegt,
Mußt' ich auf die Schönſte ſchauen,
Die mir Herz und Sinn bewegt.

Roſa, mit denſelben Blicken
Drang dein Auge ſonſt zu mir;
Soll es mich nun nicht entzücken,
Find' ich dich in Roma hier?

In der Villa Borgheſe zu Rom.

Durch die ſchönſte Villa Rom's
Zieht ein Wand'rer froh und leicht,
Bis des Tages Strahl erbleicht
In der Nacht des Himmeldoms.

Aus den grünen Feſſeln hebt
Sich die Blume ſtill hervor,
Von des Duftes luſt'gem Flor
Steht die Aue leicht umwebt.

Leuchtend ſteht der Mandelbaum
Und des Lorbeers gold'ne Blüth'.
Blauer Himmel, ſüßer Traum
Wölbet ſich durch mein Gemüth.

Amor aber ſteht im Hain,
Lächelnd flüſtert er heraus:
„Fremdling, in dies Götterhaus,
Träumer, wie kamſt du herein?

Kurzen Traum, doch nicht dein Glück
Bringeſt du zu mir daher,
Ließeſt doch dein Herz zurück,
Wirſt es finden nimmermehr!

Hinter Eis und Firnen weit
Liegt wohl eine ſchöne Stadt;
Doch in alter, neuer Zeit
Liebe ſtets betrogen hat.

Hinter Tannen rauſcht der Wind,
Kinder ſind veränderlich,
Und ein Mädchen iſt ein Kind
Und ein Kind, das tröſtet ſich."

1826.

In die Ferne.

(„Georg Venlot".)

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längſt vergang'ne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leiſe flüſternd weiter eilt;
Wißt ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerſchönſte weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felſenwand,
Klagend ſcheinen ſie zu ſprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entflieh'n,
Ueber Erd' und Himmel eilen,
Ich nur langſam weiter zieh'n.

Ziehende Schwalben.

Die Schwalben, alle Schwalben
Beim Hirten sind sie gern,
Und wenn die Blätter falben,
Zieh'n sie wohl in die Fern';
So gern, so gern —
Weit in die Fern'!

Zu jedem Lamme plaudern
Sie noch ein heimlich Wort:
„Wir dürfen nicht mehr zaudern,
Der Winter treibt uns fort,
Von Ort zu Ort
Uns fort, uns fort."

Der munt're Hirte singet:
„Seht ihr nach meinem Sinn
Ein Mädchen, ja! dem bringet
Die schönsten Grüße hin,
Nach meinem Sinn,
Dahin, dahin!"

Die Schwalben ziehen munter
Durch grauen Nebelstreif,
Der Hirte still hinunter
Im ersten Winterreif
Und Nebelstreif
Und Schnee und Reif.

Die Schwalben kehren wieder —
Des Hirten froher Sinn,
Des Hirten frohe Lieder,
Wo ist das Alles hin?
Und Alles hin —
Dahin — dahin!

In Weihnachten.

Weihnachtsfeſt iſt wiederkommen,
Wo ſo oft beim Orgelklang
Ich mit ihr bei andern Frommen
Sonſt aus einem Buche ſang.

Glaubet nicht, daß ſie geſtorben,
Auch nicht, daß mein Paradies
Zeit und Welt mir hat verdorben,
Als mich jedes Glück verließ.

Weihnachtsbaum und helle Kerzen
Und darunter ich und ſie;
Dieſes Bild in meinem Herzen,
Das vergeht, verlöſchet nie!

An die Ungetreue.

Hatt' in's Auge dir geſchaut,
Bis mir aller Sinn verging,
Auf dein Herz hatt' ich gebaut,
Schönes Weib, an dem ich hing:
War ich doch ſo ſehr bezwungen,
Wie ein Kind von dir umſchlungen.

Und ich hätt' dich treu gepflegt
Wohl in Sonn- und Mondenſchein,
Wie ein Küchlein dich gehegt,
Meine Seele war ja dein!
Einen Ring hatt' ich gegeben,
Meine Treue und mein Leben!

Und den Ring haſt du verſä't,
Und er fiel hinein in's Meer,
Und der Wind hat dort geweht,
Kenn' die Stelle auch nicht mehr,
Haſt du mich berauſcht mit Küſſen, —
Gott behüte dein Gewiſſen!

Des Waffenſchmieds Fenſter.

Traurig mag ich gern mich ducken
Durch den engen Fenſterrahm,
Auf den Markt hinabzugucken
Theilnahmlos und doch voll Gram.

Und das geht auf allen Gängen
Ohne Raſt und ohne Ruh',
Das giebt ein verwirrtes Drängen
Ueberall und auf und zu.

Flinke Dirnen, edle Frauen,
Stolze Herren ſchlau und keck,
Mütterchen ſind auch zu ſchauen,
Ach! und auch ſo mancher Geck.

Vor den Läden flattern Tücher,
Und der Kaufmann ſteht davor,
Und er denkt an ſeine Bücher,
Und er kraut ſich hinter'm Ohr.

Von den bunten Waaren allen
An den Läden weit und breit
Könnt' mir eine nur gefallen,
Eine nur zu dieſer Zeit.

Mit gar glühend hellem Blitze
Hängt dort vor dem Fenſterlein
Mit der ſchneidend ſcharfen Spitze
Eine Waffe gut und fein.

Und der Waffenſchmied, der ſchmiedet
Dolche wunderſchön und blank
Für die Pilger, die ermüdet,
Und mein Herz iſt todeskrank.

König Mark und Iſolde.

„Iſolde, königliche Braut,
Du zögerſt und bebeſt noch,
Sagt nicht dein eigen Herz dir laut:
Er iſt mein König doch!

Rauſcht mir um meine Schulter nicht
Der Sternenmantel her,
Erkennſt du nicht mein Angeſicht
Und die Stirne gewitterſchwer?“

„„Und wenn ich vor dir zitternd ſteh',
So bin ich ſo herzenskrank,
In Thränen und in Jammer vergeh',
So that das der Zaubertrank.

Der Liebestrank, den mein Mütterlein
Für dich meiner Amme vertraut,
Ich habe verſchüttet den goldenen Wein,
Ich unglückſel'ge Braut!

Und Triſtan, der mich zu dir gebracht, —
Wir haben getrunken zugleich,
Und elend hat er uns Beide gemacht,
Vor Sehnſucht krank und bleich.

Ich armes, ich vergiftetes Weib,
Ich ſchling' mich um deinen Fuß,
Hin iſt meine Seele, hin mein Leib,
Der ſich verzehren muß.““

„Und haſt du nicht den Trank bewahrt
Deinem rechten König und Herrn,
Leichtſinnig verſchüttet auf deiner Fahrt,
So bleibe mir ewig fern.

Ich kenne dich nicht, ſo ſchön du biſt,
Aus dem Herzen reiß' ich dich aus.
Verſagt ſei dir zu jeder Friſt
Meine Hand, mein Bett und Haus.

Thut ihr um ein härenes Gewand,
Die Locken ſchneidet ihr ab,
Eine Lampe gebt ihr in die Hand,
Denn dunkel iſt das Grab!"

Todtenklage.

Noch ſeh' ich deiner Augen große Sterne,
Darüberhin geheime Schatten dunkeln,
Daraus empor unregſam in die Ferne
Erlöſungsdurſtig zu dem Himmel funkeln
Und unverwandt.

Noch ſeh' ich auch die ſanften Räthſelſchauer,
Die heimlich oft um deine Lippen glommen,
Und mild geſenkt dein Haupt zu ſtiller Trauer
Wie eine Blume und doch ſchmerzbeklommen
In deine Hand.

Und deine Stimme hör' ich rührend klingen,
So holde Worte hör' ich dich noch ſprechen,
Als wollten ſie wie Kinder uns umſchlingen
Und dann mit voller Seele durch ſich brechen
Zum Vaterland.

O, war es ſo gemeint, du Lilienbleiche?
Und war es ſo gemeint, du Todentzückte,
Daß in die Stirne tief, du Schmerzensreiche,
Die eig'ne Hand den Dornenkranz dir drückte,
Von uns gewandt?

Wir dürfen nur mit Thränen noch begleiten
Den Nachen, der vom Ufer abgetrieben, —
Fahr' woh!! Ein Engel wird die Fahrt geleiten!
Da zieht er hin, — wir ſind zurückgeblieben
Am öden Strand.

1857.

Vorüber!

Zwei lichte Augensterne,
Die geben hellen Schein,
Zwei Räthsel nah und ferne,
Die blicken auf mich ein
Aus heimlich milden Räumen
Wie sommernächtig Träumen.

Gar lange möcht' ich schauen
In dieses Sternenreich
Mit kindlichem Vertrauen
So fromm und still zugleich
Und all' die schweren Peinen
Aus meinem Herzen weinen.

Ich wüßt' von wildem Streben
Und von verlor'nem Ziel
Und von verlor'nem Leben
Der Märchen wunderviel,
Daß bei herzinnerm Kränken
Selbst Sterne untersänken.

Die Blumen, all' die bunten,
Die um mich leuchtend steh'n,
Die wurzeln heimlich unten,
Wo Grabesschauer weh'n,
Verbergen alle Schmerzen
In hellen Blüthenkerzen.

Doch leuchte still und heiter,
Du freundlich Sternenlicht,
Dir stört der Sänger weiter
Den Gottesfrieden nicht;
Laß schnell vor deinen Blicken
Sein Bild vorüberrücken!

Die junge Mutter.

Im hellen Blumengarten
Eine fromme Mutter ſtand,
Ihr herzig Kind zu warten;
Sie wiegt' es mit der Hand.

Die Blüthenzweige fächeln,
Der Knabe regt ſich kaum,
Er blickt mit ſüßem Lächeln
Zum blauen Himmelsraum.

Die gold'nen Löckchen wehen
Ihm um das Haupt zumal;
Was mag das Kindlein ſehen
Im großen Himmelsſaal?

Es ſtrecket mit Verlangen
Die zarten Arme aus,
Den Vater zu erlangen
Dort oben im hellen Haus.

Die Engelein all' erſcheinen,
Sie bringen ſel'gen Gruß;
Wie kommt es, daß ich weinen,
So herzlich weinen muß?

Die Frühlingslerche.

Ueber den Schlüften
Wolken und Wettern,
Hoch in den Lüften
Wirbelt mit Schmettern
Jauchzend die Frühlingslerche, mein Herz.

Unten, tief unten
Liegen die Berge,
Meere gebunden,
Kriechen die Zwerge,
Qualvoll das arme Menschengeschlecht.

Oben, hochoben
In heiligem Frieden
Bin ich enthoben
Der Knechtschaft hienieden;
Freiheit ist oben, Freiheit und Luft.

III.

Soll ich denn Hut und Stab
Fröhlich nicht ſchwingen?
Droſſel, die Wein genaſcht,
Kann ſie nicht ſingen?

Der Zecher.

1.

Als Naturphiloſoph.

Als Gott der Herr vom Himmel ſah
Die Waſſerfluth auf Erden,
So war er ſchnell mit Hülfe da
Und ließ die Rebe werden,
Den Feuergeiſt goß er hinein,
Und heilig, heilig iſt der Wein!

Was tief geſchlafen in der Bruſt,
Das bringt der Wein zum Blühen,
Das weckt er auf zu neuer Luſt
Und heißt es mächtig glühen;
D'rum grüßt mit hellem Becherſchall
Den Sohn der Rebe überall!

Den, der die Welt einſt frei gemacht,
Die ſchöne Welt der Heiden,
Hat nun der Wein zurückgebracht
Mit Poeſie und Freuden; —
Sein Auge flammt, es ſprüht ſein Blut,
So ſteigt er aus der gold'nen Fluth.

Sein Herzblut rinnt ſo wunderbar
Hervor ſüß aus den Trauben, —
Den Freiheitstrank ſo hell und klar,
Kein Pfaff' ſoll ihn uns rauben!
Ihr Gottgeweihten all' herbei,
Ihr Leoparden wild und frei!

2.

Als Mystiker.

Im Pokal, im klaren Weine
Ruht ein Gnadenbild
Wie in gold'nem Heil'genſcheine
Sonnenhell und mild.

Und es wird ein altes Wähnen
D'rinnen wieder jung,
Und es fließen meine Thränen
Der Erinnerung.

Immer tiefer muß ich nippen
In die ſüße Fluth,
Küſſe ſuchen da die Lippen,
Und es wallt mein Blut.

Welch ein überirdiſch Klingen
Wehet um mich her?
Zu dem Herzen will es dringen
Und mein Haupt wird ſchwer!

Ei, du Traumbild im Pokale,
Wie geſchieht's mit dir,
Daß du nun mit einem Male
Biſt im Herzen hier?

Alte Zeiten leben wieder
In der tiefſten Bruſt,
Und es kehren alte Lieder
Und die alte Luſt.

Der iſt nicht ein wack'rer Zecher
In dem deutſchen Land,
Der noch nicht im tiefen Becher
Gleiche Wunder fand.

3.

Als Revolutionair.

Zecher.

Greift, wack're Brüder, zu dem Kruge,
Erwäget wohl die große Zeit,
Wie sie sich jetzt von altem Truge,
Vom schweren Joche rings befreit!
Und wir nur sollten nicht es wagen,
Nach unſ'rem Zecherrecht zu fragen?
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Es scheint, als wenn die zarten Schönen
Mitsammt dem edlen Rebensaft
Das edle Zechervolk verhöhnen,
Das große Volk in seiner Kraft?
Decretum stat: die Schönen sollen
Von nun an uns nur lieben wollen!
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Und auch der Wirth will oft nicht borgen,
Der Zecher aber braucht den Wein!
Beim Trinken giebt es keine Sorgen,
Der Wirth, der aber schenke ein! —
Er mag sich an der Stirne reiben
Und ruhig, sittsam weiter schreiben! —
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Sonst saß man ernsthaft in der Runde
Und schlich sich zweifelnd bald nach Haus;
Doch jetzt, — jetzt erst zur Morgenstunde
Laviren wir so so! nach Haus;
Die Leute aber sollen sagen:
„Der brave Mann kann was vertragen!"
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Auf tausend Tafeln sei geschrieben
Dies große Wort mit süßem Naß,
Mit gold'nem Wein, der übrig blieben
Vom allerbesten, alten Faß:
Weinkönig soll der sein vor Allen,
Der nie berauscht vom Stuhl gefallen!
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

4.

Als Doctrinair.

Vin à tout prix!

Was quälte dir dein banges Herz?
„Liebesſchmerz!“
Was machte dir dein Auge roth?
„Liebesnoth!“
Was gab dir Sorgen ohne Zahl?
„Liebesqual!“

Ei, das haſt du ſchlimm bedacht,
Denn ſchon manchesmal
Hat gar grauſam umgebracht
Liebesſchmerz und Qual!

Was heilte dich von deiner Pein?
„Alter Wein!“
Was gab dir dann den beſten Troſt?
„Friſcher Moſt!“
Was ſtärkte wieder deinen Muth?
„Traubenblut!“

Ei, ſo bringt uns ſchnell herbei
Dieſes edle Gut!
Denn nun bleibt es doch dabei:
Wein erfriſcht das Blut!

5.

Als französischer Emissair.

Ein Gesandter nahet hie,
Frankreich schickt ihn her,
Aus Champagne Sillery,
Ach, sein Leib ist schwer!

Die jeunesse ist übermannt,
Mit Gewalt berückt,
Unter Kork und Pech gebannt,
Und das Volk beglückt!

Philanthropen groß und klein,
Zeigt euch mit der That!
Frei muß auch der Leichtsinn sein!
Blei hinweg und Draht!

Dämon! Dämon, komm' herbei!
Geisterdemagog!
Schäume, sprudle, werde frei!
Freiheit lebe hoch!

Reicht mir schnell das Flötenglas,
Das so heimlich klingt,
Da der Kork, so fest er saß,
Nun zur Decke springt!

Doch der Kork, o der Tyrann!
Der entrinn' uns nicht!
Vogelfrei für Jedermann
Sei der schnöde Wicht!

6.

Als Seeheld.

(Beim Umgange des großen Pokals.)

Gebt mir her den Sorgenbrecher,
Meinen alten Spielkumpan,
Gebt mir her den großen Becher,
Der fünf Kannen faſſen kann!

Schaut ihn an, den ſchmucken Kämpfer,
Seine Flagg' iſt purpurroth!
Hei! der alte Grillendämpfer
Ueberſegelt alle Noth.

Kennt ihr, Freunde, ſeine Stimme,
Wenn er ſeine Salven giebt?
Wenn vor ſeinem Feuergrimme
Jeder Feind im Nu zerſtiebt?

Und wie lenkt er erſt das Steuer,
Segelt er zum Freudenland?
Vorwärts und hinein in's Feuer!
Admiral iſt er genannt!

Admiral, ſo muß er heißen!
Lauſcht auf ſeinen Wink zumal!
Um das Tafelland zu kreiſen, —
Vorwärts! Vorwärts! Admiral!

Und da kommt er hergezogen
Mit dem Kiel, der ſchneidend greift,
Ueber Strudel, über Wogen,
Daß der Fockmaſt ſelber pfeift!

7.

Als Legitimer.

Gute Nacht, ihr trüben Kerzen!
Gute Nacht, du süßer Wein!
Immer soll mit leichtem Herzen
Freudevoll gehuldigt sein
Deiner immer neuen Macht!
Gute Nacht!

Gute Nacht, ihr frohen Seelen!
Meinen Stab — den Stab gebt her!
Denn es läßt sich nicht verhehlen,
Daß der Kopf, der Kopf zu schwer
Und die Füße leicht gemacht;
Gute Nacht!

Wie die Becher angeklungen,
Daß ringsum der ganze Raum
Sich gedrehet und gesprungen!
Oder war es nur ein Traum
Zu der Zeit der Mitternacht?
Gute Nacht!

An der Thür' ist eine Klinke,
Die ich jetzt nicht finden kann!
Glaubt nicht, Leute, daß ich sinke;
Standhaft bleibet doch der Mann,
Wenn der Wein auch trunken macht; —
Gute Nacht!

Die Laterne? Was Laterne!
Die Laterne brauch' ich nicht;
Leuchten doch die lieben Sterne,
Und mich kennt das Sternenlicht,
Das mich oft schon heimgebracht!
Gute Nacht!

8.

Als Raiſonneur.

(Unterwegs zu den Nachtwächtern:)

Ei, was ſchaut ihr mich denn an,
Daß ich brav getrunken?
Hab' es gar zu gern gethan,
Bin auch nicht geſunken!
Ei, was ſchaut ihr mich denn an? —

(In ſeiner Stube zu ſeiner Frau:)

Sprich, was ſchau'ſt du mich denn an?
Frauen kann ich leiden!
Mag um dieſen ſchönen Wahn
Mancher mich beneiden!
Ei, was ſchau'ſt du mich denn an?

(Im Bette:)

Und was ſchaut ihr mich denn an;
Daß ich gern geſungen?
Iſt davon doch auch kein Span
Wem in's Aug' geſprungen;
Meinetwegen ſchaut mich an!

(Er zieht die Nachtmütze über die Ohren und verſchwindet unter der Bettdecke.)

IV.

Um Herzen und Hand
Die Treue als Band,
Wer will in Freuden und Leiden
Uns von einander ſcheiden?

Sehnſucht.

Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie ſollte ſie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich ſög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie ſollt' es da rauſchen,
Um Küſſe zu tauſchen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und ſinke in Flammen
Und Aſche zuſammen.

Decembermorgen.

Es ſinkt der Mond hinab im Morgengrau,
Doch nicht der Schlaf auf meine Augenlider;
Und vor der Sonne ſinkt der Nebelthau,
Doch nicht mein Haupt noch auf das Lager nieder,
Mein Leben wird zum Märchen und Gedicht;
Ich ſah zu lang dir in das Angeſicht.

War ich wohl krank und werd' ich erſt geſund?
War ich geſund und muß ich erſt erkranken?
Mir glüht das Herz und fieberheiß der Mund,
Und durcheinander wogen die Gedanken;
Bin ich unglücklich oder zu beglückt?
Hab ich doch leis nur deine Hand gedrückt.

Ich weiß es wohl! ermannen muß ich mich
Und feſt die Hand mir preſſen auf die Bruſt,
Ich weiß, ich weiß, verlieren muß ich dich;
Der Schmerz iſt mein, dir bleibe Glück und Luſt!
Ich weiß, mich retten wird mein harter Sinn,
Obſchon ich niemals wieder glücklich bin.

Und wollt' das Schickſal nicht den Lorbeerkranz,
Verſagen nur die Myrte und die Roſe,
Dem Leben, — nicht dem Tode Licht und Glanz,
Und fielen leuchtend all' die letzten Looſe, —
Doch einſam hin durch Wetter, Schnee und Wind
Schluchzt' meine Seele wie ein armes Kind!

1839.

Offenbarung der Liebe.

Geſang der Hirten auf dem Felde.

Herab mit hellen Funken
Aus blauer Himmelsfern'
Iſt in das Thal geſunken
Ein heller Gnadenſtern;
Nun klingen alle Räume,
Es ſingen alle Bäume
Von Liebe, ach von Liebe!

Der Wanderer.

Ihr Schwalben, ihr behenden,
Sagt mir aus allen Enden:
Von Flur zu Flur, von Ort zu Ort,
Was klingt da für ein Wunderwort?

Schwalben.

Ohne Ruh'
Ab und zu,
Haben keine Raſt dazu,
Hungrige Kleinen
Schreien und weinen; —
Fleißig und munter
Hinauf und hinunter!
Die Liebe? ach, die Liebe!

Wanderer.

Ihr Eulen habt um Mitternacht
Darüber lange nachgedacht, —
Habt ihr es nicht herausgebracht
Mit Bedacht — mit Bedacht?

Eulen.

Was haben wir zu ſchaffen
Mit Fragen junger Laffen?
Wir ſitzen und wir ſchwitzen
Und unſ're Augen blitzen,
Wir müſſen uns in eig'ner Bruſt
Noch heute bringen zum Bewußt —
Ja — zum Bewußtſein!

Wanderer.

Du Adler aus den Höhen,
Kannſt du mich hier verſtehen,
So ſprich: was alle Welt erfüllt
Und tief in meiner Seele quillt?

Adler.

Aus Wolken und Wind
Grüß' ich Weib und Kind;
Der Soldat im Streit
Hat wenig Zeit
Zur Liebe — zur Liebe!

Wanderer.

Herr Rabe, Pfaff' und Küſter,
Sieh' nach in dem Regiſter,
Ob irgendwie, ob irgendwo
Ein Wort macht alle Herzen froh?

Rabe.

Nach Gottes Reiche tracht' zuerſt, —
Wenn du nur ſchon geſtorben wärſt,
Dann fällt von ſelbſt Dir Alles zu,
Und in dem Grab, im Grab iſt Ruh'.

Wanderer.

Auf meine leiſen Fragen
Hör' ich die Nachtigall

So ſchmerzlich flötend klagen
Mit tauſendfachem Schall,
Hör' aus dem Wald im Laube
Die treue Turteltaube
Mit ſüßen Seufzern girren
Und zum Geliebten ſchwirren;
Und ich frag' jede, jede Creatur,
Und jede, jede liebende Natur:
Was iſt, was iſt die Liebe?

Stimmen aus dem Waſſer.

In Sehnen und Wähnen
Zu rollenden Thränen
Mit allen Sinnen
Zerrinnen — .

Stimmen aus der Luft.

Zwei Flammen
In Eine zuſammen —

Stimmen aus dem Walde.

Ertrinken
In Küſſen und Blicken,
Verſinken in Entzücken —

Stimmen aus der Erde.

In Gluthen
Verglühen
In Fluthen
Verſprühen —

Alle Naturen und Creaturen.

Das iſt, das iſt die Liebe.

Die Aloë.

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in ſich befangen,
Doch thut es plötzlich mir ſo weh.
Seine Ruhe iſt vergangen.

Nicht du haſt ihm ſo weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Raſt,
Die Bruſt wird ihm zu enge,
Mir iſt, als wenn in Gluth und Haſt
Es ſelber ſich zerſprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,
Und hochaufrauſcht der Blüthenbaum,
Es ſpringt entzwei die Decke.

Er ſtreckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zerſplittern,
Und ſchon ſeh' ich mit ſüßem Graus
Hochoben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in dieſen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in ſich zuſammen.

Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Der ſchnelle, zündende Funken,
Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

1839.

Frühſommer.

Wie ein See mit Aehrenwogen
Strömt das Saatfeld durch das Land,
Durch des Regens Brückenbogen,
Der darüber kühn ſich ſpannt,
Und die Sonne ſprühet trunken
Um ſich glühend gold'ne Funken.

Blaue Blumen, Augenſterne,
Blaue Flammen hell und rein,
Leuchten heimlich aus der Ferne
Durch der Halme Fluthenſchein
Und wie Mädchenlippen glühen
Mohne, die dazwiſchen blühen.

Aus den grünen Dämmerungen
Weht ein ſüßer Traum auf mich,
Und es ätzt die nackten Jungen
D'rin die Lerche mütterlich,
Doch nun wirbelt ſie ſchon wieder
Hoch herunter ihre Lieder.

Einſt kann mir Gott auch gewähren
Einen Baum mit grünem Aſt,
Oder unter Waizenähren
Voll das Neſt von Luſt und Laſt,
Und mein Angeſicht, das flammet,
Sinkt in grünen Raſenſammet.

Bekenntniß.

So biſt du mein, ich halte dich umſchlungen
In meiner tiefſten Seele mit Gewalt,
In dir hab' ich mein eig'nes Selbſt errungen,
Es ward mein Traum zu freundlicher Geſtalt;
Und als ich mich in dich erſt ganz verloren,
War ich mir ſelbſt gewonnen und geboren.

Es rauſchten wohl, eh' ich dich ſah, die Bäume,
Und Sturm und Wolke zogen d'rüber hin,
Vorbei die Menſchen und die bunten Träume,
Verſchloſſen und gefeſſelt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwanden,
Da hatt' ich mich und alle Welt verſtanden.

Es war mein Blick, eh' ich dich ſah, verhüllet
Und in mir eine Steppe öd' und leer;
Nun iſt das ganze All von dir erfüllet,
Ich ſehe nichts, was nicht durch dich erſt wär';
Und ſo muß ich mit innigem Entzücken
An meine Bruſt in dir mein Leben drücken.

V.

Ueber zerfall'nem Haus
Träumt die Geſchichte,
Webet das Immergrün
Zarte Gedichte.

Das Steinbild am Dome.

Heilige und Helden ſtehen
Hoch am alten Dom hinan;
Einen nur hab' ich geſehen,
Der mir immer wohlgethan.

Mit dem Mantel, weitgeſchlungen
Wie ein Sätuch um die Hand,
Trug er Schwalben mit den Jungen,
Blumen, Unkraut allerhand.

Und ſo ſteht er ruhig oben,
Hoch im Wetter und im Wind;
Würd' auch ich ſo hoch erhoben,
Blieb' ich doch ein altes Kind.

Meine Lieder, grüne Blätter
Trüg' ich auf zum Himmelsplan,
Riefe ſelbſt in Sturm und Wetter
Vögel noch zu mir heran.

Der Waſſerkönig.

Die Nordſee hat viel Wunder;
Dort ſaß einmal am Strand
Der Waſſerkönig und rührte
Die Harfe mit der Hand.

Da tanzten um ihn die Fiſche
Und manche Waſſerblum',
Hüpften und ſprangen die Wellen
Wie Lämmer um ihn herum.

Ein Mägdlein ging zur Kirche,
Das ſprach den Harfner an:
„Du wirſt doch nimmer ſelig,
Du ſchöner Waſſermann!

Du wirſt doch nimmer ſelig,
Du armer Waſſerneck!"
Da ſchrie er vor Entſetzen
Und jähem Todesſchreck.

Er rang die weißen Hände,
Er weinte und ſchluchzte ſehr,
Und ſtürzte ſich verzweifelnd
Wieder in's brandende Meer!

Haland der Junge.

(Mythiſch.)

Mit Zauberſchuhen ſchreitet geſchwind
Haland der Junge durch Waſſer und Wind

In das Meer hinunter mit glänzendem Leib
Und trägt davon das Waſſerweib.

Er hebt ſeine Braut aus der Meeresgruft,
Ihr goldenes Haar weht in der Luft.

Ihre Jungfrauen laut um Hilfe ſchrei'n,
Die Meerſchlange rollet hinterdrein.

Er hebt die Braut mit ſtarker Hand
Und ſich zugleich an das grüne Land.

Da rufen die Nixen die Erde an,
Und Löwen brüllen auf ſeiner Bahn.

Sie rufen die unteren Feuer wach,
Gluthſchnaubende Drachen hetzen ihm nach;

Die Nixen rufen mit lautem Schall,
Es wehen und wüthen die Winde all'.

Sie ſind ihm nahe, ſie heulen laut,
Er ſchwingt empor die ſchöne Braut —

Mit blitzenden Schuhen in Sternennacht,
Die Himmelsſtraße erreicht er mit Macht.

Die Planeten ſchwingen ſich im Rad
Und leuchten ihm auf den rechten Pfad.

Schon flammet ringsum ein ſchneeweißes Licht,
Die bange Braut verbirgt ihr Geſicht.

Und mitten in den unſäglichen Schein,
Er ſchwingt ſich in die Sonne hinein —

Zur ewigen Mutter auf ihren Thron,
Dort ſitzt ſie mit der Roſenkron'.

Und wie die Braut er zu ihr trägt,
Den Sternenmantel um beide ſie ſchlägt.

Und freundlich über Meer und Land
Streckt ſie die helle Gnadenhand.

Da bäumt ſich zurück des Meeres Fluth,
Verknotet in ſich die arge Wuth;

Da legt ſich der feurige Drachenwurm,
Der Erde Gethier und der Winde Sturm.

Die Königin über Meer und Land
Hält alle Herzen in ihrer Hand.

1838.

Heimkehr.

Senn.

Kennſt du das Gebirge dort,
Auf den Gipfeln Glanz und Schnee,
Weiße Schlöſſer ſtehen hoch,
Unten wogt der grüne See?

Wanderer.

Meine Heimat kenn' ich wohl,
Habe mich geſehnt ſo ſehr
Zu den Bergen himmelhoch,
Zu den ſtillen Thälern her.

Senn.

Traurig biſt du, Wandersmann?
Lebt dir keine Freude hier,
Liebchen hold und blondgelockt,
Während treue Liebe dir?

Wanderer.

Kannte wohl vor langer Zeit
Eine Blume weiß und roth,
Schmerzlich hab' ich ſie geliebt,
Doch — nun aber iſt ſie todt.

Mit den Elfen tanzet ſie
In der hellen Mondennacht,
Und ich ziehe traurig hin,
Meine Ruh' iſt umgebracht.

Senn.

Haſt du einen Vater nicht,
Der des Sohnes gern gedenkt,
Sich des Wand'rers innig freut,
Der die Schritte heimwärts lenkt?

Wanderer.

Ueber meines Vaters Bett
Weht ein junger Tannenbaum,
Grüner Raſen deckt ihn zu,
Schenke Gott ihm ſüßen Traum!

Traut.

Haſt du eine Mutter nicht,
Die ſich ihres Kindes freut,
Heimlich und doch freudig hofft
Und dir fromme Thränen weiht?

Wanderer.

Mutterauge wurde roth,
Thränenfeucht die welke Hand,
Nun ich mit dem Harfenſpiel
Streiche bettelnd durch das Land.

Der erſtochene Reiter.

(Katte's Lied.)

Erſtochen und in Moor und Blut
Der Reiter auf ſeiner Fahne ruht.

Zerbrochen iſt das Schwert in ſeiner Hand,
Vergeſſen iſt er im ganzen Land.

Verlaſſen von ſeinem Roß und Hund;
Seine Braut küßt eines Andern Mund.

Es raſcheln die Blätter bei ſeinem Gebein,
Der Mond zieht vorüber mit ſeinem Schein;

Es hält allein dort treue Wacht
Ein Todesſchauer um Mitternacht.

Die Nonne.

War noch nicht funfzehn Jahre alt,
Als ich schon Nönnlein war,
Die Mutter wollt' es mit Gewalt;
Muß weinen immerdar,
Und bin so jung, muß ganz allein
Hier steh'n im finstern Kämmerlein.

Voll Blüthen steh'n die Bäume all',
Die Vögel singen sehr,
Es treibt ein frischer Wind manchmal
Ein Blüthchen zu mir her;
Ich leg' es in's Gebetbuch mir
Und steh' nun doppelt traurig hier.

Ach! und das Christusbild, das theilt,
Das kennt nicht meinen Schmerz,
Kein heil'ges Gnadenmittel heilt
Ein still gebroch'nes Herz.
Man nennet mich des Himmels Braut,
Der hört und gibt nicht einen Laut.

Steigt dann der Mond um Mitternacht,
Da flüstert's vor dem Haus
Am Gitter, ach, so bang und sacht:
„Lieb Kindlein, komm' heraus!"
Im Schleier hüll' ich tief mich ein
Und schluchze laut in meiner Pein.

1827

Der Traum.

Mir war es wohl im Traume,
Ich ſäh' durch helles Glas;
Dahinter im Blüthenbaume
Ein braunes Mägdlein ſaß.

Und auf die Fenſterſcheiben
Fuhr ſchnell mein Finger hin,
Da fing es an zu treiben,
Als wär' die Welt darin.

Was man nur mag erdichten
Von Blumen bunt und kraus,
Von Helden und Geſchichten,
Kam aus dem Glas heraus.

Und in ſolch' Wunderleben
Senkt' ich mich ganz hinein;
Da ſah vorbei ich ſchweben
Im Sarg das Mägdelein.

Wie kann man nur ſo träumen
In heller Frühlingszeit?
Schallt doch aus allen Räumen
Der Jubel weit und breit.

Der treue Bote.

Wenn im Herbſt die Störche ziehen,
Kommt der eine zu mir her;
Ach, der Glückliche kann fliehen
Ueber Land und über Meer!

Gab ſeit meinen jungen Tagen
Ihm ein Briefchen mit am Band,
Treu hat er es fortgetragen
Zu dem ſchönen Morgenland.

In den Brief hab' ich geſchrieben:
Zöge gerne mit dem Wind,
Dich zu ſehen, dich zu lieben,
Dich, mein Traumbild, fremdes Kind!

Und der Storch war fortgezogen,
Eh' ich noch es recht bedacht,
Kam im Lenz zurückgeflogen,
Hat mir Nachricht ſtets gebracht.

Kommt zurück von ſchönen Ländern,
Bringt mir Nachricht jedes Jahr,
Eine Schrift auf ſeid'nen Bändern
Unerklärlich, ſonderbar.

Und ſo ſitz' ich armer Knabe,
Und der Storch am Fenſter dort
Sieht, ob ich geſchrieben habe,
Denn ſchon morgen muß er fort.

1831.

Erinnerung.

1.

Kinderjahre.

(Aus der Novelle: Georg Venlot.)

Wir Kinder wurden verſtändig
Und nannten uns Bräut'gam und Braut,
Wir liebten uns treu und beſtändig
Und hatten uns ſelber getraut.

Wir ſaßen ſtille zuſammen
Am Herde; wir ließen die Gluth
Durch unſere Händchen erflammen,
Durchſichtig in ſtrahlendem Blut.

Wir ſaßen heimlich im Garten,
Die Knoſpen, die bliesen wir an;
Wir konnten es nimmer erwarten,
Bis ſelber das Blühen begann.

Maikäfer ließen wir fliegen
Als Boten in's Himmelsgezelt,
Die ſummten, ſchnurrten und ſtiegen,
Und haben auch Alles beſtellt.

Doch wie war plötzlich verſtoben
Das Märchen der goldenen Zeit!
Sie wandelt im Himmelsſaal oben,
Ich unten voll Schwermuth und Leid.

2.

Das Brautgemach.

Helle Kerzenlichter zittern,
Ruhig ſchläft das ſchönſte Kind
Unter Blumen, unter Flittern,
Treuer Liebe Angebind', —

Mit dem kleinen Myrtenkranze
Auf dem ſchlichten, blonden Haar,
Im gar wunderſamen Glanze
Mit dem Antlitz todesklar.

Wie umflorte Engelſchwingen,
Zückt es um die Schläferin,
Und ein leiſes Harfenklingen
Webet durch die Kammer hin.

Mägdlein, daß du finden würdeſt
Solches Brautgemach voll Pracht,
Alſo fürſtlich ruhen würdeſt,
Bräutlein, haſt du das gedacht?

3.

Lied von dem traurigen Knaben.

Ich ſah einen Knaben liegen
Auf dürrem Haideland,
Sein Angeſicht voll Leiden,
Das drückt' er in den Sand.

Es weinten rings die Bäume,
Es rauſchte trüb der Wind,
Und Alles ſchluchzt' und klagte
Um das gequälte Kind.

Die fernen Todtenglocken
Erklangen wie im Traum:
Es hat für dich, du Armer!
Ihr Bettlein keinen Raum!

Ich ſah einen Knaben liegen
Im Wald und Haidegras;
Ein todtenbleicher Engel
Gar freundlich bei ihm ſaß.

4.

Der Wittwe Töchterlein.

Die Wittwe weint die lange Nacht
In ihres Herzens Pein:
Denn, ach! zu Grabe ward gebracht
Ihr einzig Töchterlein.

Sie jammert laut in ihrem Schmerz:
„Du kennst nicht Menschennoth,
Du kennest nicht ein Mutterherz,
Erbarmungsloser Gott!“

Wie sie so ruft in bitterm Leid,
Sitzt vor ihr bleich und hold
Das Kind in seinem Todtenkleid,
Im Kranz von Flittergold.

Es schaut sie traurig an und spricht:
„Ach, weine nicht so sehr!
Sonst kann ich zu des Himmels Licht
Aufsteigen nimmermehr.

Mein Kleid ist schwer, mein Kleid ist naß
Von Thränen ohne Zahl,
Und zieht mich ohne Unterlaß
Zu dir und deiner Qual.“

Da kämpfte sie mit aller Macht,
Bis sie den Schmerz verwand,
Und wieder in der dritten Nacht
Bei ihr das Kindlein stand.

Sein Antlitz war so sonnenklar
Und leuchtend sein Gewand;
Ein Licht erglänzte wunderbar
In seiner weißen Hand.

Es lächelt ihr so selig zu
Und spricht sie freundlich an:
„Süß, Mutter, ist die Grabesruh',
Und Gott hat wohlgethan!"

Wie nun es endlich ihr entwich,
Da betete sie viel,
Sie lobte Gott inbrünstiglich
Und ohne End' und Ziel.

5.

Die Grabblume.

Sie that die großen braunen Augen zu,
Zwölf Mägdlein trugen sie zur Ruh'.

Und Engel glänzend in Silberlahn
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran.

Aus dem Kirchenfenster vom Altar herab
Fällt der Kerzenschein auf das grüne Grab.

Da wächst heraus eine Blume roth,
Die überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter frisch im Muth,
Der steckt die Blume auf seinen Hut

Und reitet hinaus in die blaue Fern'
Entgegen den goldenen Morgenstern.

6.

Herbstzeitlose.

Zeitlose blüht in Trauern,
Weil sie so einsam steht,
Denn mit des Frostes Schauern
Der Wind von Norden weht.

Die Vöglein sind gezogen,
Weil es im Winter kalt,
Sie sind davongeflogen
Wohl über Feld und Wald.

All' Blümlein schlossen trübe,
Weil süß die Todtenruh',
Mit ihnen meine Liebe
Die matten Aeuglein zu.

Von Blumen ist, vom Lieben,
Weil einsam ganz mein Herz,
Zeitlose mir geblieben,
Zeitloser Gram und Schmerz.

Die Waldblume.

Im Föhrenwald alleine
Steht eine Blume dort,
Die blüht beim Sternenſcheine
An einem düſtern Ort.

Dahin will ich mich ſetzen,
Zur Blume heimlich hin,
Will ſie mit Thränen netzen,
Weil ich verlaſſen bin.

Ihr will ich Alles ſagen,
Was meine Seele quält,
Und will ihr Alles klagen,
Was Allen ich verhehlt.

Und muß ſie einſt erbleichen
Zu einer ſchlimmen Zeit,
So will ich gerne ſchweigen,
Zum Todesſchlaf bereit.

Doch tönt des Lenzes Weiſe
Uns wieder an das Ohr,
So brechen froh und leiſe
Wir als zwei Blumen vor.

Zwei Blumen an der Stelle
In großer Lenzespracht,
Die blühen gar ſo helle
Um jede Mitternacht.

Die Roſenknoſpe.

Im dunkeln Wald verirrte
Ein armer Knabe ſich,
Er warf ſich auf die Erde
Und weinte bitterlich.

Bald ſtand vor ihm ein Kindlein
Mit einem Flügelpaar,
Rings um ſein Haupt erglänzte
Ein Schein gar licht und klar.

Es that ihm in das Körbchen
Ein Tuch ſo weiß und rein,
Dann aber friſche Brödchen
Und Honigſeim hinein.

Es lehrte manches Sprüchlein
Und führt' ihn bei der Hand,
Bis endlich ſo der Knabe
Vor ſeiner Hütte ſtand.

Und eine Roſenknoſpe
Gab es ihm freundlich hier
Und ſprach: „Wenn ſie erblühet,
Dann bin ich ſtets bei dir."

Als nun des Knaben Mutter
Am Mahle ſich geſetzt,
Da hat ſie auch die Knoſpe
In's Waſſerglas geſetzt.

Doch an dem nächſten Morgen
War hell und purpurroth
Das Röslein aufgeblühet,
Der Knabe bleich und todt.

Stimme vom Berge.

Wenn sonst die Knospen zersprangen,
Die Blätter brachen hervor,
So kam der Hirte gegangen
Am Alpenhang empor;
Das Blättlein kennet den Sonnenschein,
Wo sollte der fröhliche Hirte sein?

Es grünet hell auf dem Berge
Für seine Lämmer das Gras,
Am Himmel wirbelt die Lerche,
Singt ohne Unterlaß;
Es rauscht im finsteren Tannenhain:
Wo sollte mein fröhlicher Knabe sein?

Und alle Blumen erspriessen,
Es drängt sich jede herbei,
Den spröden Hirten zu grüßen
Im sehnsuchtswarmen Mai;
Es möchte sich Alles mit ihm freu'n,
Wo sollte der fröhliche Hirte sein?

Stimme aus dem Thale.

Mein Kamerad war ein Knabe,
Der ſchönſte vom ganzen Reich,
Stark mit dem geſchälten Stabe,
Kein Anderer kam ihm gleich.

Wir trieben auf grüne Matten
Des Vaters Heerden zumal,
Dort grasten ſie gern im Schatten
Am Bach im düſteren Thal.

Im Erlenbuſche, verborgen
Von Blättern und ſtaudigem Gras,
Dem Wellengemurmel zu horchen,
Ich ſtundenlang mit ihm ſaß.

Das war ein heimliches Wehen
Tief unten im ſilbernen Bach;
Wir glaubten das zu verſtehen,
Was flüſternd er zu uns ſprach.

Er war ein wackerer Knabe,
So ſtille, herzlich und gut!
Er ruhet im feuchten Grabe,
Verſchlungen von dieſer Fluth.

Andreasnacht.

Andreasnacht, Andreasnacht,
Drei Jungfrauen haben ſie durchwacht.
Die wollten gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Sie breiteten ein weißes Tuch
Und legten d'rauf das heil'ge Buch,
Die Kelle ſammt der Schüſſel,
Ein Licht gab trüben Schein,
Dabei lag noch ein Schlüſſel
Bei einem Todtenbein.

Die Erſte ſatzt' ſich hin und aß,
Das dort in leerer Schüſſel was;
Sie wollte gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, ein Reitersmann
Kam hoch herein und ſchaut' ſie an;
Da kehrt' ſie um die Kelle
Und lachte ſtill für ſich,
Da ging der Mann gar ſchnelle,
Die Sprach' hielt ſie an ſich.

Die Zwote ſatzt' ſich hin und aß,
Das dort in leerer Schüſſel was;
Sie wollte gerne wiſſen
Vom Liebſten ſich're Kund',
Der ſie einſt würde küſſen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, es kam heran
Ein Kater, der mian't' sie an;
Da kehrt' sie um die Kelle
Gar schnell und ärgerlich,
Da trollet' er sich schnelle,
Die Sprach' hielt sie an sich.

Die Dritte satzt' sich hin und aß,
Das dort in leerer Schüssel was;
Sie wollte gerne wissen
Vom Liebsten sich're Kund',
Der sie einst würde küssen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, ein Knochenmann
Starrt' sie mit hohlen Augen an;
Sie kehrt' nicht um die Kelle,
Die Hände streckt' sie aus,
Und an derselben Stelle
Ergriff sie Todesgraus.

Der Araber in der Wüſte.

Wüſte ſtreckt ſich um mich her
Unabſehbar, tödtlich lang,
Und des Sandes dürres Meer
Woget um mich heiß und bang.

In den tiefen Sand gedrückt
Aechzet ſterbend das Kameel,
Ach! aus ſeinen Augen blickt
Aengſtlich ringend ſeine Seel'.

Und es ſengt durch Mark und Bein;
Muß vergeh'n, verſchmachten hier,
Um zu ſtillen meine Pein
Flüſtert keine Quelle mir.

Muß ich, Zora, ſterben auch,
Zora mit dem dunkeln Haar
Und dem ſtolzen Feuerang',
Deiner denk' ich immerdar!

Meine Zunge, ach! iſt dürr
Wie ein Zweig, den Feuer frißt,
Und mein Auge wirr und irr'
Findet weder Heil noch Friſt.

Nimm, Mahommed, meinen Geiſt!
Daß ich komme zu der Au',
Wo der Gottesbrunnen fleußt,
Und dein Antlitz ich erſchau'!

Rabenlied.

Zwei Raben flogen um einen Stein,
Die hörten nicht auf mit ihrem Schrei'n.

Der eine sprach zum Gesellen sein:
„Komm', fliege mit mir zum Rabenstein!

Auf hohem Rade da stecket ein Kopf,
Die Winde spielen mit dem Schopf."

Der andre sprach zum Gesellen sein:
„Ich fliege nicht mit zum Rabenstein.

Der Kopf gehört 'ner Dirne an,
Die braucht ihn noch selber und muß ihn ha'n.

Sie hat ihr Kindlein umgebracht,
Sie brauchet das Haupt noch manche Nacht.

An ihrem Tod hat ihr Buhle Theil,
Sie brauchet das Haupt noch manche Weil'.

Er hat den Eid gebrochen entzwei,
Sie muß ihn mahnen an seine Treu'.

Ein Bann ist an ihren Kopf gethan;
Wir armen Raben, wir dürfen nicht d'ran."

Das Waldweib.

1.

Des Knaben Sehnſucht.

Es tönt im Walde drinnen
So heimlich wunderbar,
Durch Blätter und Zweige rinnen
Verſtohlene Lieder gar.

Der Hirte horcht und ſtehet,
Der Hirte ſteht und lauſcht;
Es flüſtert, ſingt und wehet,
Im Eichenwald es rauſcht.

Hell klingen der Heerde Glocken,
Er fühlt eine ſüße Pein;
Er läßt ſich ziehen und locken
Tief in den Wald hinein.

Welch' zaubermächtig Singen!
O Wundermelodie!
Das Herz will ihm zerſpringen,
Er ſtürzt auf ſeine Knie.

Vom Laube faſt verſtecket,
Vom Goldhaar ganz umwallt,
Ruht auf das Moos geſtrecket
Des Waldweibs nackte Geſtalt.

Es ruht mit gewalt'gen Gliedern
Und ſingt aus voller Bruſt
In unbekannten Liedern
Von überſel'ger Luſt.

Tiefblau die Augen ſcheinen
Und gluthenhell der Mund,
Der Hirte möchte vor Weinen
Vergehen zu dieſer Stund'.

2.

Des Knaben Liebe.

Im Walde ſtand die ſchönſte Magd,
Zwei weiße Hirſche ſprangen
Empor in munt'rer Liebesjagd,
Die Blätter wurden zu Smaragd
Und tauſend Vöglein ſangen,
Daß Berg und Thal erklangen.

Die ſchönſten Blumen, die ſie fand,
Hat ſie alsbald gepflücket;
Das Haupthaar iſt ihr Feſtgewand,
Sie ſtrählt es mit der weißen Hand,
Und wie ſie ſich nun bücket,
Rauſcht ſelbſt der Wald entzücket.

Bethörter Knabe, flieh' und eil'!
Der Augen blaue Sonnen,
Ach, ſäh'ſt du die, der Seele Heil,
Ach, Knabe, dein unſterblich Theil
In Schmerzen und in Wonnen,
In Gluthen wär's zerronnen!

Es blickt das Feenweib ihn an,
Er fühlt ſich neugeboren;
Dem Knaben iſt es angethan,
Beſtrickt von Luſt und Liebeswahn,
Dem Feenweib erkoren,
Sind Seel' und Leib verloren.

3.

Des Knaben Leid.

Sie gingen mit einander
So träumend durch den Hain,
Der Knabe wohl in Pein
Die weißen Hände wand er,
Die irren Blicke sandt' er
Durch Wald und Busch hinüber!
Ein Marienbild sah herüber.

Das Waldweib sprach: „Da drüben
Der Jungfrau steinern Herz,
Das fühlt nicht deinen Schmerz,
Weiß nichts von Kuß und Lieben.
Wie kann dich das betrüben?
Hast Alles doch empfangen,
Was kannst du mehr verlangen?"

Er saß auf Bergeshöhen
Mit seinem Weib zumal,
Aus tiefem Nebelthal
Hört er in bitt'ren Wehen
Empor wie Mutterflehen,
Wie in herzinn'ren Peinen
Ein Kirchenglöcklein weinen.

Das Waldweib sprach: „Das Klingen,
Das ruft im Dorfe fern
Zum strengen Dienst des Herrn;
Die Leute müssen springen,
Viel beten und viel singen;
Wie müssen arme Seelen
In Wort und Wahn sich quälen!

Wohl dir, daß du vergeben
Des Leibes böſen Gaſt,
Die trübe Seele haſt,
Nun darfſt du ſelig leben,
In Thau und Lüften weben,
Ohne Beten, Knie'n und Büßen
All' Inbrunſt ganz genießen."

4.

Des Knaben Tod.

Das Waldweib ſang
So mild und bang:
„O Knabe! was weinſt du ſo ſehr?
O Knabe, wie träumſt du ſchwer!
Und hab' dich ſo geliebet
Und biſt doch ſo betrübet
Bei mir?

Es rauſcht der Wind:
Schlaf' ein, mein Kind!
Mein Knabe, der Winter iſt da!
Mein Knabe, der Tod iſt da!
Ach, zähme deinen Kummer!
Kurz iſt der Todesſchlummer
Im Thal!

Die Augen zu,
Zu ſüßer Ruh'!
Iſt dir es ſo ſchmerzliche Pein,
Im Frühling ein Blümchen zu ſein, —
Oder mit bunten Schwingen
Zu fliegen und zu ſingen
Im Wald?"

1831.

Der Wassernecк.

Der Lichter.

Schleicht nicht dort der Müller wieder
Meinem armen Bächlein nach?
Göß' der Neck doch auf ihn nieder
Hurtig Rache, Noth und Schmach,
Eh' er noch mit seinen Tücken
Mag den Wassergeist bestricken!

O, zerbrich ihm doch die Ruthen
Und zerreiß' ihm auch das Buch!
Zieh' ihn schnell in deine Fluthen,
Eh' mit bösem Zauberspruch
Es dem Alten mag gelingen,
Dich in seinen Dienst zu zwingen!

Der Müller.

Und so habe
Ich dich endlich, Wasserknabe!
Warst du sonst so faul und arg,
Muß nunmehr ein Fluthenschwall
Sprühen in die Räder all',
Sonst bin ich dir selber karg;
Magst du weinen und dich kränken,
An den Meister sollst du denken!

Des Müllers Tochter.

Wenn die Sonne untergeht,
Schleicht der Vater in die Kammer,
Und das Bächlein draußen fleht,
Schluchzend wie in herbem Jammer,
Weiß nicht wie!

Und was will der Vater drinnen,
Trug den Waſſerkrug hinein;
Was er da wohl mag beginnen,
Was wohl pocht im Herzen mein,
Wie noch nie?

Der Müller.

In die Radſtub' ſpringt die Fluth,
Schreiet mit Gebraus:
Haſt du noch mein Kind in Hut?
Gib heraus!

Und das treibet und das mehlt
Ohne Ruh' und Raſt,
Und es drängt ſich ungezählt
Gaſt an Gaſt.

Doch der kleine König ſteht
Im kryſtall'nen Glas;
Und der Müller, Müller mäht
Nun ſein Gras.

Des Müllers Tochter.

Ob ich in die Kammer gehe?
Steckt der Schlüſſel an?
In das braune Schränkchen ſehe? —
Was hab' ich gethan!

Ach! was leuchtet hier im Schreine,
Und was funkelt in dem Glas,
Und wie kommt es, daß ich weine?
Und da drinnen, wer iſt das?

Iſt es doch, als wenn ich flöge,
Als ob eine Hand
Mich nun in den Garten zöge!
Da iſt grünes Land!

Heb' ich nun das Glas empor
In den Mondenſchein!
Ach! zwei Augen ſchau'n hervor
In mein Herz hinein!

Meine ganze Jugendwelt,
Und der Knabe gar,
Der am Bach mir zugeſellt
Oft und heimlich war!

In dem Bache war ſein Haus,
Und wenn er mich ſah,
Kam er freundlich gleich heraus,
Lachend war er da!

Der Dichter.

Hältſt dein Heil du in den Händen,
Blicke ſcheu nicht mehr zurück!
Laß' es nicht dabei bewenden
Und vollende ſchnell dein Glück!

Brich entzwei die böſen Schranken
Vor der gold'nen Märchenwelt!
Schwinge dich auf Blumenranken
In das helle Sternenzelt!

Haſt du Muth, dich loszuringen
Von der Erde Qual und Wahn,
Hebet dich auf Geiſterſchwingen
Mächtig Liebe himmelan.

Des Müllers Tochter.

Alſo thu' ich ab den Riegel; —
Wie geſchiehet mir?
Und nun dieſes letzte Siegel; —
Wehe mir!

Der Dichter.

Herrlich ſich ein Jüngling ringet
Aus dem Glas hervor,
Der das zarte Mägdlein ſchwinget
An ſein Herz empor.

Um den weißen Nacken ſchaukelt
Ihm die Lockennacht,
Um die ſchlanken Glieder gaukelt
Der Gewänder Pracht.

Hoch mit funkelheller Krone
Brauſt empor ein Waſſerbaum,
Hebet donnernd auf dem Throne
Beide in des Himmels Raum.

Der Müller.

Schläft die ganze Mühle ein,
Nicket mit dem Kopf?
Sollt' der Neck entronnen ſein
Aus dem Zaubertopf?
Jedes Rad wie eingefroren,
Mühl' und Müller ſind verloren!

Chor der Mäuſe und Fliegen.

In der Mühle wird es aus;
Und wir ſchwänzeln
Und wir tänzeln
Schnell hinaus;
Und wir ſurren
Und wir ſchnurren
Aus dem Haus.
Gab es hier auch gut zu eſſen,
Haben wir es nun vergeſſen;
Müller ade!

Der Müller.

Und was muß ich draußen ſeh'n
Und das brauſet, weh und ach!
G'rade nach dem Himmel geh'n
Seh' ich da den Mühlenbach.

Willſt du, Nixe, mir entführen
Auch mein Töchterlein dabei?
Muß ich Alles denn verlieren?
Leute, helft! herbei!

Chor der Geiſter.

Rieſelt, ihr Bäche! Brauſet, ihr Meere
Leuchte, plötzlicher Wetterſchein!
All' der Geiſter Wolkenheere
Müſſen in den Lüften ſein!

Der Müller.

Geiſter! Gauner! Dichter! Diebe!
Richten mich zu Grund,
Und die Liebe, ach, die Liebe
Iſt mit in dem Bund!

Chor der Geiſter.

Hand in Hand
Ueber Meer und Land!

Der Müller.

Geiſter! Gauner! Dichter! Diebe!

Chor der Geiſter.

Ewig, ewig iſt die Liebe!

Fahr' wohl.

„Sollſt nicht um Liebe leiden den Tod,
Ich will dich retten aus Kerker und Noth!

Der König, mein Vater, zürnet dir ſehr;
Ich liebe dich, rette dich über das Meer.

Ich kenne ein heimlich kräftiges Wort,
Ich werde ein Vogel und trage dich fort."

Da wurde die Jungfrau ein edler Schwan,
Der Jüngling ſchlang ſich am Hals hinan.

Da flogen die Beiden zur Burg hinaus,
Den Jüngling erfaßt' ein tödtlicher Graus.

Sie hielt ihn mit beiden Flügeln bewahrt,
Durch Wolken und Wetter ging ihre Fahrt.

Und als ſie geflogen nur einen Tag,
Der Jüngling nicht mehr ſich zu halten vermag.

Und als ſie flog über Engelland,
Da löſte ſich matt die eine Hand.

Und als ſie flog durch die zweite Nacht,
Da faßt' er ſie an mit der letzten Macht.

Und als ſie flog über den Felſenriff,
In wilder Angſt er nach ihr griff.

Und als ſie ſchwebten über dem Meer,
Da konnt' er ſich helfen nimmermehr.

Es ſchlugen die Wellen an ſeinen Fuß,
Da rief er: „O daß ich ſterben muß!

Fahr' wohl! Fahr' wohl, du treuer Schwan!
Aus dem Nebel blickt der Tod mich an.

Dich hab' ich geliebet mit Allgewalt,
Fahr' wohl, du zarte, du ſchöne Geſtalt!

Ich ſtürze hinunter in Todesfluth,
Treue Liebe, treuer Tod thun ewig gut!"

Da löſten ſich ſeine Hände beid',
Aufſchrie das Meer vor Herzeleid;

Aus der Tiefe brachen die Wogen hervor,
Es brauſte das Meer, es rief empor:

„Fahr' wohl, fahr' wohl, du treuer Schwan!
Weh dem, der euch ſolch' Leid gethan!

Ich will legen und betten den Knaben dein
Zwiſchen Perlen und helles Edelgeſtein,

Mit blauem Sammet decken ihn zu,
Da ſoll er träumen in guter Ruh'!

Da ſoll er träumen bis zu der Stund',
Wo ihn erwecket dein ſüßer Mund!

Fahr' wohl, fahr' wohl, du ſchöner Schwan!
Weh dem, der euch ſolch' Leid gethan!"

Und weiter träumt das Meer von Raum und Zeit
Im Wogendonner der Unendlichkeit.

Heinrich der Löwe.

1.

Der Schiffbruch.

Meer und Windsbraut Arm in Arm
Tanzen wild den alten Reigen,
Heinrich ſteht im Schiff voll Harm,
Doch das Sturmlied will nicht ſchweigen.

Und er ſprach zum Meer gewandt:
„Gottes Gnade ſoll dich binden!
Ich muß in das heil'ge Land,
Meiner Seele Heil zu finden.

Ueber Braunſchweig halt', mein Gott,
Deine treuen Vaterhände!
Und mein Weib? Barmherz'ger Gott,
Wenn ich meinen Tod hier fände?

Tolles Meer und ohne Treu',
Heimlich tückiſch, wankelmüthig,
Brich mein Schiff mir nicht entzwei
Mit den Fluthen ſturmeswüthig!"

Doch das Meerweib todtenbleich
Mit den weißgemähnten Roſſen
Steigt empor ſo nebelgleich,
Grün vom Lockenguß umfloſſen.

Und es ruft: „Treuloſer Mann,
Nenne treulos nicht die Wogen,
Der du wichſt vom Heeresbann,
Deinen Kaiſer haſt betrogen!"

Auf die Knie der Herzog fiel
Mit den Mannen in dem Schiffe,
Und mit Krachen trieb der Kiel
Mitten in die Felſenriffe.

2.

Der Vogel Greif.

Ohne Wolken ſteht der Himmel,
Ohne Welle ruht das Meer,
Doch viel ſchreckliches Gewimmel
Rührt ſich um das Schifflein her.

Grimme Haye, Ungeheuer,
Leichen wittern ſie am Bord,
Und die Raben wie die Geier
Suchen Atzung an dem Ort.

In dem Schiff' am Felſenſtrande
Liegen bleich und ſtarr und ſtumm
Fern von Rettung, fern vom Lande
All' die Männer rings herum.

Unter ausgeleerten Kiſten
Sucht der Steuermann nach Brot,
Will das zähe Leben friſten
Um ein Stündlein herber Noth.

Heinrich wickelt ein die Leichen,
Senkt ſie in des Meeres Grab,
Macht des heil'gen Kreuzes Zeichen,
Möchte ſtürzen mit hinab.

Seine Augen zugedrücket
Liegt er nun im ſchweren Traum;
Plötzlich fühlt er ſich entrücket
Hoch empor zum Himmelsraum.

Flügelschläge hört er schallen,
Rauschen langen Federschweif,
Und er ruht in Eisenkrallen,
Und ihn trägt der Vogel Greif.

Himmelhohe Felsen ragen,
Heinrich hält den Schwertknauf fest,
Hat den Greif sammt Brut erschlagen
Mitten d'rin in seinem Nest.

Ueber Berge, durch die Wüste
Zog der Held zur heil'gen Stadt,
Und er betete und büßte,
Wo der Herr geduldet hat.

3.

Heimkehr.

Harfen und Schallmeien hallen
Hell zu Braunschweig in dem Schloß,
Bunte Fähnlein müssen wallen,
Wimmeln muß ein Dienertroß:
Thronet doch beim Hochzeitsmahle
Heinrich's Wittwe dort im Saale.

An der Thüre gar gewaltig
Still ein hoher Pilger steht,
Dem der Mantel weit und faltig,
Dem das reiche Haupthaar weht,
Dem zu Füßen hingeschmieget
Zahm ein starker Löwe lieget.

Doch ein Diener kommt gegangen,
Weist den ernsten Pilger fort;
Aber der spricht ohne Bangen:
„Knabe, mir gefällt der Ort!
Hüt' dich! nebenan die Katze
Kämmt mit einer guten Tatze."

Und der Jüngling schrickt zusammen,
Als er jetzt in grünem Licht
Sieht des Löwen Auge flammen;
Doch der Pilger freundlich spricht:
„Fürcht' dich nicht! doch gib mir Kunde
D'rinnen von der Tafelrunde!"

Und der kluge Knabe flüstert:
„Unſ're Herrin zart und bleich
Sitzt dort oben grammumdüstert,
Denn dem Grafen ſtolz und reich,
Der wohl munter ſitzt daneben,
Muß ſie endlich ſich ergeben.

Seit der Welfe fern geſtorben
Auf dem Zug zum heiligen Land,
Wurde mild und hart geworben
Um der edlen Wittwe Hand;
Endlich vor dem Droh'n der Degen
Scheint ihr ſtolzer Sinn erlegen."

Doch der Pilger forſchet wieder:
„Wer iſt jenes Frauenbild?
Traurig ſieht ſie vor ſich nieder —
Bei der Braut ſo ſchön und mild?" —
„Ihr ſchien einſt der Graf treueigen,
Sprach der Knabe, „laßt mich ſchweigen!"

„Eile," ſpricht der Pilger weiter,
„Flugs zur Grafenbraut hinein!
Sage ihr: ein Gottesſtreiter
Heiſchet einen Becher Wein, —
Heiſchet ihn um Chriſti willen,
Seines Durſtes Qual zu ſtillen."

Und der Diener geht in Eile,
Kündet ſeiner Frau die Mähr, —
Bringt den Mann nach einer Weile
Einen Kelch von Golde ſchwer,
Und der Pilger leert die Schale,
Und der Knabe kehrt zum Mahle.

Doch die ſchöne Braut erſchricket,
Wie ſie in den Becher ſieht,
D'rinnen Heinrich's Ring erblicket,
Der in Gold und Steinen glüht,
Hat ihn bald herausgenommen
Heimlich betend, herzbeklommen.

Ach! ſie ſchluchzet und ſie weinet,
Und ſie ſtürzet nach dem Thor,
Wo der Pilger jetzt erſcheinet,
Mit dem Löwen tritt hervor;
Und ſchon hält er voll Erbarmen
Seine Gattin in den Armen.

Heinrich ruft im Zorn, im Grimme
Den erſchrock'nen Grafen an:
„Kennſt du noch des Löwen Stimme,
Der du ſchlimm an mir gethan?
Graf! inmitten deiner Sünden
Muß dich ſo der Welfe finden?“

Und ein Fräulein rang die Hände,
Das zu ſeinen Füßen lag,
Und der Herzog gar behende
Zu der frommen Jungfrau ſprach:
„Dir ſtell' heim ich ſeine Sache,
Nimm nur nicht zu ſchwer die Rache!“

Rings ein Danken, Jauchzen, Schreien
Und des Volkes Freudendrang,
Geigen tönten und Schallmeien,
Jubelnd die Trompete klang,
Und des Löwen dumpfes Brüllen
Wollte Stadt und Land erfüllen.

4.

Der Löwe.

Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrich's Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwens eh'rnes Bild.

Der Löwe kount' nicht weichen
Von ſeines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Klauen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen miteinander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunſchweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie ſein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe ſtill und traurig
Bei ſeinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

D'rum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert' lang
Der Löwe wie im Leben
Noch immer seinen Gang.

1831.

Der Rehschädel.

Einsam lag ich im Walde
Im tiefen Schatten da,
Als eines Rehes Schädel
Im Moos ich liegen sah.

Das zarteste Gehörne
Stieg bleich und weiß empor;
Der Epheu hielt's umsponnen,
Wuchs überall hervor.

Es brachen große Blumen
Aus diesem kleinen Haus,
Und aus den Augenhöhlen
Sah'n freundlich sie heraus.

So schienen aus dem Schädel
Zwei blaue Augen klar;
Nicht wußt' ich, ob er lebend,
Ob wirklich todt er war.

Ich sprach: Wird Tod zum Leben,
Das Leben so zum Tod?
Seid ihr so eng verschwistert,
Was hat es dann für Noth!

Ob nun, wann ich gestorben,
Im hellen Jugendgrün
Auf meinem Todtenschädel
Noch meine Lieder blüh'n?

1831.

Anhang.

Was das Leben
Und Gelegenheit gegeben,
Blumen, die am Weg gefunden,
Bring' ich hier zum Strauß gebunden.

Spruch zur Begrüßung

des Lehrers und Meisters Schadow in Dresden am 10. März 1843.

Erster Sprecher
(unter dem Bilde: Die Nacht.)

Heil'ge Nacht, du große Mutter,
Sei gegrüßt, du traumversunk'ne,
Die du tief in dichten Schleier
Ungeweihtem Blick verhüllest
Unergründlich das Geheimniß
Schöpfungsreicher Phantasie!
Heil'ge Nacht, du Allbarmherz'ge,
Die Du all' die tausend Herzen
Die ermatteten, erstarrten,
Leise tauchst in Deine Fluth
Und sie schwellst mit neuem Leben,
Selbst auf Steine
Träufst den Thau der Poesie;
Herrscherin im Zauberreich,
Gotterfüllt von Schöpfungskraft,
Nur das Eine ist dir gleich,
Das Gemüth, das selber schafft!

Zweiter Sprecher.
(unter dem Bilde: Der Tag)

Erstgeborener der großen,
Heil'gen Mutter,
Schöner Genius des Lichtes
Und des farbenklaren Tages
Reiche uns die Feuerschale,

Daß zu deinem Werk und Preise
Jauchzend wir die Fackel zünden
Und das Leben Leben wird!
Neig' dein strahlend Angesicht!
Sende,
Spende
Uns dein allerhellstes Licht!
Wie die Blume aus den Blättern
Süßerröthend aus den Schleiern
Bebt entgegen dir die Braut,
Um die marmorweiße Stirne,
Um das goldne Fluthenhaar
Lorbeergrün den heilgen Kranz,
Um des Mundes Purpurschein
Träumerische Seligkeit. —
Denn die Muse, der wir dienen,
Ist wie eine Sonnenblume
Ihrem Gotte zugewendet
Von dem Morgen bis zum Abend
Und in ihr mit Schmerz und Lust
Stürzt die Welt an Deine Brust!
Schöner Genius des Lichtes!
Wer hieß deine lichten Spuren
Uns im Spiel der Farben sehen,
In dem Meere der Gestalten
Dich und uns zugleich verstehen?

Erster Sprecher.

Den wir ehren, dein Verehrer!

Zweiter.

Dem wir danken, unser Lehrer!

Erster.

Sinnvoll waltend —

Zweiter.

Traumgestaltend —

Erster.

In der Obhut guter Geister —

Zweiter.

Schadow lebe, unser Meister!

Beide.

Hoch! hoch! hoch!

Mit dem „Kongreß von Verona."

Betrachte, Freund, am fernen Nordſeeſtrand,
Dies Werk wie einen ſilbernen Pokal,
Geziert mit Bildwerk bis zum ſchmalen Rand,
Der dennoch leer iſt bis zum Feſtesmahl,
Wo Deiner ſchönen Liebe ächter Wein
Ihn füllt mit Duft und goldeshellem Schein.

Bei der Trauerbotſchaft

von dem Verſcheiden J. K. H. Cäcilie, unſerer allgeliebten Großherzogin von Oldenburg, am 27. Januar 1844.

Hab' ich ſo ſchwer geträumt? Noch rollen mir
Aus meinen Augen ſchmerzlich heiße Thränen,
Und angſtvoll pocht das Herz im Buſen hier,
Durch meine Seele zieht ein trübes Wähnen, —
Es ſchwankt die Erde in den alten Klammern,
Und durch die dunkle Nacht geht herbes Jammern.

Noch ſteht vor mir die fürſtliche Geſtalt,
Es leuchten Ihrer Augen helle Sonnen,
Noch fühl' ich ganz des Zaubers Allgewalt,
Dem noch kein gottbegnadigt Herz entronnen; —
Ich blick' empor, — ich ſehe Sie nicht wieder
Und ſtürze ſchluchzend auf die Erde nieder.

Wär' mir Dein Blick noch einmal zugewandt,
Erdrücken wollt' ich in der Bruſt die Klagen,
Mit Thränen netzen Deine klare Hand,
Dir noch ein Wort zum letzten Abſchied ſagen,
Dann ſtumm in Leid und Trauer mich verhüllen
Und ſtreng mein hartes Schickſal noch erfüllen.

Die Roſe war ſo ſchön, die dort geblüht,
Umhegt von einer Krone gold'nen Reifen,
Ein ſeliges Geheimniß Ihr Gemüth,
Ein Sonnenblick aus dunkeln Nebelſtreifen,
Entzücken über Land und Meer verbreitend,
Doch wie ein Traumbild ſchnell vorübergleitend.

Still geht der Schmerz hinauf zum Fürſtenſaal;
Cäcilie, Du warſt ſo ſehr geliebet!
Allein klagt nicht Dein Fürſtlicher Gemahl;
Wie haſt Du doch ſo ſchmerzlich uns betrübet!
Zum erſtenmal, zum letztenmal, — es brechen
Im Harm die Herzen und die Thränen ſprechen:

Du Wunderblume, die aus Nordlands Schnee
Das milde Haupt zum Licht emporgewendet, —
Ob wir vergehen auch in Leid und Weh', —
Schön wie Du warſt, iſt Dein Geſchick vollendet;
Ein Gott entrückt Dich aus dem höchſten Glücke
In ſchöner Jugend dem umwölkten Blicke.

Im Nachtwind zittert jedes Kerzenlicht,
Es wehen lange Flore in den Lüften,
Und doppelt bleich wird jedes Angeſicht
In langen Zuge zu den Todtengrüften; —
Doch wenn nun Alle dort vorüberziehen,
Werd' ich noch einſam an dem Gitter knieen.

Prolog

zu Leſſing's „Nathan der Weiſe."

Geſprochen im Großherzogl. Hoftheater zu Oldenburg am 5. December 1844.

Es ſchweigt der laute Markt; der Lärm der Straßen
Verliert ſich wie ein Säuſeln in dem Wald;
Des Tages Arbeit ruht, vielleicht mit ihr
Auch ihre ſtrenge Meiſterin, die Sorge
Um das Alltägliche und um das Nächſte.
Doch wie in nächt'ger Dämmerung zugleich
Das Einzelne verſchwindet, und das Ganze
Im großen Umriß wie ein Nebelbild
Vor das erſtaunte Auge mächtig tritt,
So ſtellt denn auch beim Scheiden eines Tages
Sich vor die Seele unſ're ganze Zeit
Mit ihren Räthſeln, ihren Widerſprüchen,
Mit ihrer Hoffnung oder ihrer Furcht.
Doch ſternenhell iſt wahrlich nicht der Himmel,
Der über uns ſich wölbt, und unerhörte
Gefahren thürmen ſich am Horizonte. —
Was nur als wüſter Traum des Mittelalters
Des Mitleids werth vor Kurzem noch geſchienen,
Der blinde Glaube an die Satzungen
Und die Verketzerung des höchſten Gutes —
Der rettenden, der göttlichen Vernunft,
Die von dem Thier den Menſchen unterſcheidet,
Steht wieder da zum Rieſen aufgeſchwellt
Von allem Gift, das dieſe Zeit erzeugte.
Wer aber unter Euch das ſchwererſtritt'ne
Und heil'ge Recht der prüfenden Vernunft
Bewahren mag und dafür weiter kämpfen,
Der ſchlag' die Augen auf zu unſerm Feldherrn,
Der vor uns ſiegreich in den Kampf geſchritten,

Der uns gelehrt, wie man für Licht und Wahrheit
Unüberwindlich ſtreiten kann und muß.
Bebt nicht zurück, daß er als Geiſt erſcheint,
Der lebend ſchon ein freier Geiſt geweſen
Und mehr als Menſch — ein guter Genius
Mit mildem Zuruf: „Menſchen, liebt einander
Mit Bruderliebe, wie Ihr Brüder ſeid,
Und ſchlingt um Euch nicht eine and're Kette,
Als die von ſelbſt ſich ſchlingt, legt Ihr die Hände
Zum Bund der Menſchheit liebend in einander!
Nur dem, der haſſen will und wieder haſſen,
Dem tretet mit dem Flammenſchwert der Wahrheit
Mannhaft entgegen!“ — Unſer Meiſter naht,
Schon hör' ich ſeine Tritte vor der Thür!
Die Götter lieben oft, hier zu erſcheinen
In niedriger Geſtalt; — doch hier im Kreiſe
Des großen Leſſing's Geiſt — Nathan der Weiſe.

Prolog*)

zur Eröffnung des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg am 28. September 1845.

Vier Mondeswechsel lang war das Theater
Die grüne Welt der hellen Sommerzeit:
Ein jeder Baum war klangvoll ein Orchester
Von tausend Vogelstimmen durcheinander,
Kaum daß die Nachtigall, die schmetternde,
Kaum daß ein Paukenschlag mit Blitz und Donner
Das heit're Tutti unterbrechen konnte.
Als hätt' das Stichwort jedes Ohr gehört,
Kam Alles auf die Scene, um zu spielen
Die Rolle, die das Schicksal zugetheilt. —
Und da bedurft' es keines Dramaturgen
Und keiner Studien und keiner Proben,
Selbst die Coulissen schoben sich von selbst
Vor und zurück, und zu natürlich fast
Trat vor das Auge jegliche Verwandlung. —
Welch ein Theater! Welch ein Wunderschauspiel,
Wo alle Möglichkeiten dieser Welt
In hunderttausendfach verschied'nen Scenen,
In schneidenden Contrasten durcheinander
Und doch zu einem Werk zusammengeh'n! —
O welch ein Schauspiel, das den Genius
Der Dichter aller Völker, aller Zeiten
Zum Kinde macht, das an dem Strand des Meeres
Die Fluth ausschöpfen will mit einer Muschel! — —
Doch haben schon die kleinen Musikanten,

*) „Der Richter von Zalamea," Schauspiel in vier Aufzügen von Calderon.

Die nie abwarten mögen je das Ende,
Verlassen Feld und Wald, und leise rollt
Herunter schon der graue Wolkenvorhang,
Und aus dem Weiten zieht das Leben sich
Wieder zurück auf diesen engen Kreis,
In dessen Mitte auf Euch harrt die Freundin,
Die allerjüngste Tochter der Natur,
Die Poesie, die unermüdliche,
Die ewig jung in wechselnden Gestalten
Des Lebens Innerstes vor Euch entfaltet
Mit immer neuer Lust: bringt Ihr zurück
Die Liebe und die Freude an der Kunst. —
Sie kann nicht zweifeln, denn wohin sie schaut,
Blickt sie in einen Himmel treuer Augen! —
So seid auch uns willkommen, ihren Jüngern,
Die gern erringen möchten Euern Beifall
Und wenn auch nur Aufmunterung im Streben,
Die Keiner missen kann bei seinem Werke,
Das er mit Glück und Freude schaffen soll. — —
Doch schon will uns're Meisterin hinweg
Von ihrem Spiegel die Verhüllung ziehen,
Bald blickt Ihr auch hinein! Ihr seid in Spanien
Zu jener Zeit, wo Philipp's Soldateska
Die alten Privilegien der Stände
Und ihren stolzen Geist gebrochen hatte. —
Doch wie zuweilen noch aus dunkeln Wolken
Zum Abschiedsgruß die Abendsonne tritt,
Um blutig flammend in die Nacht zu tauchen,
So hat der Dichter jener Zeit vor uns
Heraufbeschworen noch in einem Landmann
Des alten Spaniens ungebeugten Sinn,
Um in der Poesie, dem Reich der Freiheit,
Die heilige Gerechtigkeit zu üben,
Die in der Wirklichkeit am neuen Unrecht
Der Tyrannei schon längst gebrochen war. —
Das ist der inn're Sinn von dieser Dichtung,
Die bald lebendig hier erscheinen wird. — — —

(— Entfernte Musik im Hintergrunde. —

Doch schon erschallen schmetternde Fanfaren,
Es kehrt zurück der spanische Soldat,
Der Scherge der Gewalt, aus Niederland,
Gewöhnt an Frevel, in die eig'ne Heimat.
Bald steht nun gegenüber Mann dem Mann,
Dem freien Bauer frevelnd der Soldat, —
Und starr das Recht im Blut der Missethat.

Prolog

zur Eröffnung des Hoftheaters zu Oldenburg am 4. October 1846.

Verſchwunden iſt der gluthenreiche Sommer,
Der wie ein Brautkuß auf der Erde flammte,
In ſeine Tapfen iſt der Herbſt getreten,
Schlank, ſchön und heiter mit dem Rebenkranz
Und Thyrſusſtab, wie er in alter Zeit,
Als Dionyſos durch die Städte jauchzte,
Hoch im Triumph auf ſeinem Pantherwagen.
Und wie zugleich ſein feſtlicher Triumph
Vordem die beiden ſchweſterlichen Muſen
Der Bühnenkunſt den Griechen wiederbrachte,
So ſind die Beiden jetzt auch wieder hier,
Wo mit gewohnter Liebe ſie die Pflege
Gefunden haben, deren ſie bedürfen,
Um die Geſtalten ihrer liebſten Dichter
Vor Euren Sinn zu zaubern.

Die beiden Schweſtern ſaßen oft zuſammen
Den Sommer über in der Einſamkeit,
Im grünen Wald, an einem dunklen See,
Tief in Gedanken, wie bei ihrer Rückkehr
Sie ihre Freunde hier erfreuen möchten.
Und lächelnd ſprach die Heit're zu der Ernſten:
„Laß den Gedanken, der die ſtarre Welt
Des Mittelalters aus den Angeln hob
Und eine neue Zeit begründen mußte,
Wieder lebendig auf der Bühne werden
In der Zeitfolge, wie er That geworden
In ſeinen Helden durch die deutſchen Dichter.
Ich aber will mit allerſchönſter Willkür,

Damit der Ernſt nicht gar zu ernſthaft werde,
Dazwiſchen bunte Schnörkel und Figuren
Zu dem Ergötzen aller Freunde malen.“ —
Dies war der Rath, er wandelt ſich in That:
Der erſte Blick fällt in das Mittelalter
Und in die alte, heil'ge Oſternacht,
Die einſam Fauſt in Grübelei und Zweifel
An Gott und Welt und an ſich ſelbſt verwacht,
Und der Verſucher, ſeines Blutes Teufel,
Erhebt ſich ſchon im brennenden Gemüthe,
Um eine Welt in Trümmer zu zerſchlagen
Und auch zu knicken jene ſchöne Blüthe,
Die lieblichſte auf Gottes Gartenbeete,
Die Einfalt in der Unſchuld — Margarethe. —
Welch ein Gedicht! gewebt aus Zauberſprüchen,
Aus Seelenangſt, aus Thränen und aus Flüchen!
Laßt willig Euch von ſeiner Macht berücken,
So mag es Euch erſchüttern und entzücken.

Der Badegaſt auf Helgoland.

Die Nordſee lag ſo ruhig
Wie grünes Raſenland,
Und ſtill im Sonnenſpiegel
Mein Fiſchernachen ſtand.

Da wollt' es mich bedünken,
Als wenn eine Blume ging
Herüber langſam näher,
Bis meine Hand ſie fing.

Die edle, hohe Pflanze
Hob ich zum Meer heraus,
Mit ihren Wurzeln ſtand ſie
Auf einem Schneckenhaus.

Wie an der Schraube drehte
Sich zu dem Ring der Ring,
Doch auf dem letzten Knoten
Die Wurzelkrone hing.

Wie viele fromme Häuſer
Nährt doch der Meeresgrund,
Wie ſind die Krebſe und Auſtern
So wunderbar geſund!

Nur dieſer, ihr armer Verwandter,
Schlich von der ſichern Bank
Mit hirnverzehrender Blume,
In der Seele nervenkrank.

Ich hab' ihm eingegraben
Tief einen Namenszug,
Den er zurück hinunter
Mit in die Fluthen trug.

Dahin zieht der Gedrückte
Mit seiner Wunderblum',
Der so unselig Beglückte
Im schönen Martyrthum.

Wer kann sein Leiden theilen?
Genesen wird er nie;
Der Wurm ist nicht zu heilen
Von seiner Poesie.

Zum 12. April 1849.

Es bringt der Lenz die zarten Blumen wieder
Und deinen schönen Tag zurück;
O brächte, wie die Lerche ihre Lieder,
Er einen Klang vom alten Glück!

Krank ist die Zeit, ich will mich nicht beklagen
Mit keiner Silbe, keinem Ton;
Sie hat erst mich, dann selber sich zerschlagen,
Vielleicht, weil ich ihr treuer Sohn.

Sie wird gewiß den neuen Heiland finden,
Vielleicht faß' ich auch seine Hand,
Die mich von allen Qualen kann entbinden
Und streifen von dem Fuß das Band.

Aus meinen Augen wollen Thränen dringen
Zum Dank der treuen Pflegerin;
Laß mit den Kindern dich von mir umschlingen,
Da ich doch glücklich durch Euch bin.

Zur Begrüßung

Sr. K. H. des Erbgroßherzogs von Oldenburg, Nicolaus Friedrich Peter, und J. K. H. der Erbgroßherzogin von Oldenburg, Elisabeth Pauline Alexandrine, bei Ihrem Einzuge in Oldenburg am 18. Februar 1852.

Trompeten schmettern und die Glocken hallen,
Auf allen Straßen wird die Freude laut,
Aus allen Herzen will der Ruf erschallen:
„Der junge Fürst führt heim die hohe Braut,
Heil Ihnen!“ — Durch den weiten Ehrenbogen
Kommt uns're Freude, unser Glück gezogen!

Willkommen an der Oldenburger Grenze,
In Deiner Heimat an der Nordsee Strand,
Willkommen, wie im allerersten Lenze
Die erste Blume auf dem grünen Land;
Es steht der blaue Himmel glänzend offen,
Wir dürfen auf den ganzen Frühling hoffen!

Willkommen in der Stadt, die Dich geboren,
Mit Deinem Glücke zieh' zu uns herein
Und mit der Fürstin, die Dein Herz erkoren,
Willkommen, wie der helle Sonnenschein!
Wir können mit dem innigsten Vertrauen
Dem hellen Tag in's klare Auge schauen.

Willkommen dreimal in der Deinen Mitte,
Der Schwester Freude und des Vaters Lust,
Willkommen wie des Sohnes frohe Tritte,
Der seine Braut führt an des Vaters Brust!
O, welch ein Augenblick! — im sel'gen Schweigen
Will selbst der Himmel sich zur Erde neigen.

Willkommen ſeid im Innern unſ'rer Herzen,
Darin zu walten mit der ſchönſten Macht,
Wie klares Gold und wie der Glanz der Kerzen
Auf grünen Zweigen in der heil'gen Nacht,
Wo Engel ſelbſt mit himmliſchem Entzücken
Die ärmſte Hütte eilen zu beglücken.

Dem Tage Heil, wo Ihr Euch einſt gefunden,
Der feſt das Herz dem Herzen hat vereint!
Der Stunde Heil, die ewig Euch verbunden,
Die als ein guter Stern uns Allen ſcheint;
Unwandelbar wird er hoch oben ſtehen
Und jede Wolke ſoll vorüber wehen!

Bei dem Hinſcheiden

Sr. K. H. des Großherzogs von Oldenburg Paul Friedrich Auguſt am 27. Februar 1853.

Sein Auge, das ſo lang' für uns gewacht,
Hat ſich auf immer nun im Tod geſchloſſen.
Er war ein Stern, in dunkler Erdennacht
Unwandelbar von Licht und Glanz umfloſſen.
Er war ein treuer Fürſt im deutſchen Land;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

An Seine Gruft tritt die Erinnerung
Mit ſtiller Trauer immer da zu bleiben,
Um Sein Gedächtniß ewig neu und jung
Mit einem Wort in jede Bruſt zu ſchreiben;
Sein Herz war uns in Liebe zugewandt;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Wie ſchön ſchmückt Seine Stirn der Lorbeer noch,
Den Er in friſcher Jugend ſich errungen.
Als Er zur Rettung von dem fremden Joch
Für Deutſchland hat Sein tapfres Schwert geſchwungen,
Mit Ehren wird Sein Name ſtets genannt;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Geſegnet war Sein Werk zu aller Zeit,
Was Er begann, das ſah Er auch vollenden;
Selbſt in der Tage Haſt und Widerſtreit
Lag feſt das rechte Maß in Seinen Händen,
Bei Seinem Worte hielt Er treulich Stand;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Mit Seinem Namen will ein heller Glanz
Die ferne Zukunft leuchtend noch durchdringen.
Es sind die Strahlen von dem Sternenkranz,
Den dankbar Kunst und Wissenschaft Ihm schlingen,
Denn alles Edle war Ihm eng verwandt;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Warum wir Alle Ihn geliebt so sehr,
In herben Schmerzen Seinen Tod beklagen,
Und alle Augen sind von Thränen schwer
Im Leide, das wir immer um Ihn tragen?
Von Herz zu Herzen schlang sich fest ein Band;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

So scheidet Er von uns — doch ist zurück
Ein heiliges Vermächtniß uns geblieben,
Bewahren wollen wir das schöne Glück:
Den Vater in den Seinen noch zu lieben
Als Seines Segens höchstes Unterpfand;
Nur eine Thräne noch auf Seine Hand.

Denkſpruch.

Es ſchmähet nur die dunkle Zunft
Die klare, göttliche Vernunft,
Doch abwärts von der göttlichen Natur
Führt nur der Hölle nächt'ge Spur;
Nur an der Hand der Tugend und der Wahrheit
Steigſt du empor zu Gottes Klarheit!

Denkſpruch.

Stets wird bei dir ein guter Engel ſein,
Hältſt du dein Herz von jeder Sünde rein;
Er wird dich dann zum wahren Glücke leiten
Und über dich zum Schutz die Flügel breiten.

Mit den „Bildern im Mooſe."

Wie dich als Kind im bunten Bilderbogen
Zuerſt die Welt der Farben hat entzückt
Und mit dem ſchönen Märchentraum belogen,
Bis Tag um Tag ein Bildchen weggepflückt,
So will ſie wieder hier in neuen Bildern
In Scherz und Ernſt dem großen Kind ſich ſchildern.

Das ſterbende Kind.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Sonne ſinkt herab zur See,
Das kleine Herz thut nicht mehr weh,
Es thut ſich auf die Sternenpracht
Selbſt in der längſten Winternacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Wolke flieht, es weht der Wind,
Im Schooß der Erde ruht dein Kind,
Es ruht ſich gut in Gottes Macht
Jahr aus, Jahr ein bei Tag und Nacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Ach! wein' und klage nicht zu ſehr,
Sonſt wird die Erde mir zu ſchwer,
Ich hab' dir ſonſt ja Troſt gebracht,
Warum nicht jetzt in ſolcher Nacht?

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Hat mich geliebt ſo recht dein Herz,
So weih' mir frommen, milden Schmerz,
Und aus dem hellſten Sterne lacht
Dein Kind dir zu in jeder Nacht.

Gruß an Jena.

1858.

Ich kann nicht heute bei euch weilen
In Jena an der Saale Strand,
Nicht Freuden der Erinn'rung theilen
Und drücken eure Bruderhand.

Denn mir ſind ja zu allen Stunden
In Qualen und Schmerzen die Glied:r gebunden;
Doch will ich, wenn die deutſchen Fahnen weh'n,
Im Geiſte in eurer Mitte ſteh'n.

Ich bringe einen Becher voll von Wein —
Fällt auch eine helle Thräne hinein —
Ich bring' ihn euch, die im Haſſen und Lieben
Dem Ideal ihrer Jugend treu geblieben.

Und abermals will ich den Becher heben:
Jena, die alte Muſenſtadt ſoll leben!
Doch ſtets voran in ſchöner Kraft und Tugend
Die deutſche Hoffnung: Die deutſche Jugend!

Festgruß zum 10. November 1859.

Wir begrüßen dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation,
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn!

Wir begrüßen Dich an dem Tage,
Wo das Herz voll Jubel schlägt,
Wo empor im Flügelschlage
Dich ein neu' Jahrhundert trägt.

Reiß' entzwei die Wetterwolke
Und erscheine deinem Volke:

Wie ein Gott mit Speer und Schild
Steht vor uns dein Flammenbild,
Wie ein Gott in seiner Kraft
Stehst du vor uns riesenhaft.

Ende deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Qual und Noth,
In den Aengsten der Verwirrung
Laß uns hören dein Gebot.

Laß in einer großen Stunde
Deinen Zauberruf erschallen,
Daß einander wir zum Bunde
In die Bruderarme fallen.

Brich entzwei des Todes Ketten
Und des Schickſals Tyrannei,
Eil' dein Vaterland zu retten
Und mach' unſ're Herzen frei!

Friedrich Schiller, uns voran!
Dioskure, brich die Bahn!

Wir begrüßen dich, König der Geiſter,
Dich, den Schirmherrn deutſcher Nation,
Dich, des Geſanges gewaltigen Meiſter,
Dich, des Volkes geliebteſten Sohn!

Dioskure, brich die Bahn,
Friedrich Schiller, hoch voran!

Zum Geburtstage

J. K. H. der Frau Großherzogin von Oldenburg.

1860.

Ich lag in tiefen Träumen,
Da drang zu mir herein
Wie Rauschen von Blüthenbäumen
Und Licht und Farbenschein.

Ich hörte Frühlingslieder
Mit meinem innern Sinn,
Es blickt' auf mich hernieder
Die Blumenkönigin.

Sie sprach: „Ich will dir spenden
Den schönsten Blumenstrauß,
Der füllt an allen Enden
Mit Glanz und Duft das Haus!"

Da weckt' mich das Entzücken
Zu einem schönen Tag,
Vor meinen ersten Blicken
Dein Blumengruß mir lag.

Dank Dir, daß Du erquickteſt
Mich, den die Krankheit bannt,
Dank, daß Du mich beglückteſt
Mit Deiner frommen Hand.

Es ruhe Gottes Gnade
Auf Deiner edlen Stirn.
Es leucht' auf Deinem Pfade
Sein leitendes Geſtirn.

Aus eigenem Gemüthe
Wachs' frisch und froh hervor
Des Fürstenhauses Blüthe
Zu Sieg und Ruhm empor.

Laß Glück auf Glück sich reihen
Wie Duft zum Blumenglanz
Und so Dein Leben weihen
Zu einem frischen Kranz.

Das Dichtergrab am Rhein.

Ich will eine Rose pflücken,
Die letzte, die ich hab':
Ich komm' damit zu schmücken
Eines deutschen Dichters Grab.

Deß Lied wir oft gesungen,
Den Schläger in der Hand, —
Wie das so hell geklungen
Das Lied vom Vaterland!

Hinweg die Todtenklage!
Dies Lied soll Wächter sein
Mit seiner großen Frage
Beim Dichtergrab am Rhein.

Bis in der Schwerter Sausen
Die rechte Antwort grollt,
Wie wenn mit Sturmes Brausen
Das Meer die Wogen rollt,

Bis alle Fesseln springen
An einem heißen Tag,
Zerrissen sind die Schlingen,
Die Zwietracht und die Schmach.

Die Rose soll er haben,
Des Volkes Herz bleibt sein,
Den sie so schön begraben
Zu Bonn am deutschen Rhein.

1860.

Gottlieb Fichte.

Am Berghang rauſcht ein Fichtenbaum
Als wollt' er uns wecken aus ſchwerem Traum
Mit ſeiner Wurzel Allgewalt
Einen Felsblock hält er feſt umkrallt.

Er drückt den Stein mit aller Kraft,
Bis er ihm Kleid und Nahrung ſchafft,
Seine Krone trägt er hoch hinauf,
Den Sturm hält er auf in ſeinem Lauf.

Wolken und Sterne vorüberzieh'n,
Uralte Räthſel durchſchauern ihn,
Räthſelfragen von Gott und Welt,
Und welches Band das Ganze hält?

Zu ſeinen Füßen eine Wiege ſtand
Darüber ſtreckt er die rauhe Hand,
Er rauſcht herunter im Morgenwind:
„Werde einſt ein Mann, du friſches Kind!

Und der Knabe wurde ein freier Mann,
Der zerbrach der Knechtſchaft Zauberbann,
Denn durch's Leben von Ort zu Ort
Begleitet ihn das kühne Wort.

Es gab zu kämpfen und zu ringen,
Das harte Schickſal zu bezwingen,
Bis er ſich ſelber überwunden,
In eig'ner Bruſt den Gott gefunden;

Bis er gefunden das heilige Recht,
Das zur Freiheit führet König und Knecht
Und in der Freiheit vereint zugleich
Die deutsche Nation zu Einem Reich!

Ein Jahrhundert ruft's dem andern zu:
„Deutsches Volk, was zauderst du?
Längst rief zur That dich, deutsche Nation,
Gottlieb Fichte, des Bauern Sohn!"

Der Nebel schwindet — der Wahn zerreißt —
Die Sonne strahlt hell — es ist sein Geist.

1862.

Der untergehende Mond.

Es ſcheidet von blühenden Bäumen
Der Mond mit ſeinem Licht
Und Thränen mit ſchmerzlichen Träumen
Zittern durch ſein Geſicht.

Der Mond ſinkt bei den Klippen
Tief in ſein eigenes Weh
Und küßt mit bebenden Lippen
Die fernher wogende See.

1862.

An ***

Die weiße Roſe duftet
Entgegen der Sternennacht,
Die all' ihre gold'nen Wunder
Und Märchen mitgebracht.

Die Sterne zieh'n vorüber
In flammendem Gedicht,
Nur einer ſteht im Norden
Unwandelbar im Licht.

Ich liebe den Stern und die Roſe,
Doch mehr noch dein muthiges Herz
Und die Thränen, die du geweinet
Um mich im ſtillen Schmerz.

1862.

Ludwig Uhland.

Was war das für ein Singen
Und Klingen die ganze Nacht,
Als hätten bei einem Todtkranken
Viel tröstende Engel gewacht?

Bald ging es wie ein Flüstern
Von einem Bergesquell,
Dann wieder wie Glockenklingen
Von ferner Bergkapell'!

Dann wieder, als hörte man singen
Das schlachtenmuthige Lied,
Das der junge Siegfried gesungen
Beim Amboß in der Schmied'.

Zuweilen wollt' es tönen
Von fernher wie ein Horn,
Und wie das Wort, das gesprochen
Zum König Bertran de Born.

Oder als weihte der Priester
Die Jünglinge zum Tod
Für Vaterland und Freiheit
Im Frühlingsmorgenroth.

Ein scharfer Luftzug streifte
Die Harfe an der Wand,
Daß sie klang wie Todtenklage,
Gerührt von Geisterhand.

„Uhland iſt von uns geſchieden!“
So rief ich weinend aus; —
Und junge Soldaten zogen
Singend vorüber am Haus:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſ'ren find'ſt du nit,
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt,

— — — — — —
— — — — — —
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein treuer Kamerad!“

Und weiter rollen die Wogen
Der heißen, drängenden Zeit —
Sie tragen Uhland's Namen
Hin zur Unſterblichkeit.

1862.

St. Johannistag.

Am Johannistag
Tanzt die Sonn' im Purpurſchein
Mitten in die Welt hinein;
Ueber Meer und Länder
Flattern gold'ne Bänder,
Und Gott ſelber rufet laut:
„An mein Herz, du ſchöne Braut!"

Am Johannistag,
Wenn im Blumenduft
Zittert heiß die Luft,
Wenn die Roſen blühen,
Alle Sinne glühen,
Unter Nachtigallenſchlag
Ich wohl ſelig ſterben mag.

1863.

Festgruß

zum Burschenschaftsjubiläum in Jena 1865.

Alle, die seit fünfzig Jahren
Treue Kampfgenossen waren,
Ruf' ich jetzt zur Fahnenwacht.

Allen, die in Gottes Frieden
Sind seitdem dahingeschieden,
Eine herzlich gute Nacht.

Aber allen, die noch leben,
Wacker ringen, mannhaft streben,
Sei ein Lebehoch! gebracht!

Für das Friederiken-Album.

Du blühteſt nur ein Veilchen,
Du herzig ſüßes Veilchen,
Friederike.

Du Herz- und Augenweide,
„Du Röslein auf der Haide,“
Friederike.

Du ſtrahlteſt Deinem Goethe
Voran als Morgenröthe,
Friederike.

1866.

Biographie.

Wenn man von der Landstraße, die von Plauen nach Adorf führt, beim „Gasthaus zum Elsterthale“ links abbiegt und eine mäßige Anhöhe emporsteigt, so gelangt man nach kurzer Wanderung durch einen schönen, dichten Wald zu dem Kirchdorfe Marienei, das gar freundlich durch ein schmales Wiesenthal sich hinzieht. Vor den Blicken des Wanderers liegt links das Schloß des Gutsherrn, in der Mitte des dargebotenen Bildes das schimmernde Kirchlein und neben diesem das Schulhaus. In diesem Hause wurde Julius Mosen am 8. Juli 1803 geboren. Seine Eltern waren Johann Gottlob Mosen, der Schullehrer zu Marienei war, und Sophie Magdalena Mosen geborene Eniglein. Julius oder Juli, wie er in voigtländischer Abkürzung seines Namens im Elternhause genannt wurde, war das erste Kind seiner Eltern. Ihm folgten später noch drei Brüder und zwei Schwestern. Der älteste seiner Brüder, Eduard, ist jetzt Oberpfarrer in Zschopau, der zweite Bruder, Ludwig, ist als Organist und Schulvorsteher in Amerika gestorben, der dritte, Gustav, ist Professor am Gymnasium in Zwickau. Die eine Schwester, Natalie, ist früh gestorben, die andere, Amalie, lebt als Wittwe in Oberwiesenthal.

Von seinen Kinderjahren und den vielen Anregungen, welche die kindliche Phantasie trotz dem Stillleben des weltfernen Dorfes fand, hat Julius Mosen in dem Fragment seiner „Erinnerungen“ frisch und farbig erzählt.

Im Anfang des Jahres 1817 sollte er jedoch sein liebes Marienei verlassen, da sein Vater dem Sohne eine freiere und höhere Laufbahn eröffnen wollte, als ihm selbst zu betreten vergönnt gewesen war. Auf einem losen Bogen Papier, den ich erst kürzlich unter den

nachgelassenen Papieren meines Vaters fand, erzählt er selbst davon so:

„Es war im Monat Februar 1817, wo ich das Vaterhaus verlassen und von meinem Vater nach Plauen auf das Gymnasium gebracht werden sollte. Am Sonnabend Nachmittag sollte ich mich zur Prüfung bei dem Rector der Schule dort einstellen. Mein Vater, dessen Amt keine längere Abwesenheit gestattete, hatte daher beschlossen, an diesem Tage früh 6 Uhr mit mir aufzubrechen. In dieser Absicht ließ er mich den Abend zuvor, nachdem ich mein Abendgebet verrichtet hatte, zeitig zu Bett gehen; vorher hatte er mir noch erlaubt, früh die Morgenglocke läuten zu dürfen, als letzten Abschiedsgruß an einen Schulkameraden, welchem ich es versprochen hatte. Obschon der Nachtwächter bestellt war, uns früh 5 Uhr zu wecken, so konnte ich doch, theils aus Aufregung, theils aus Sorge, mich zu verschlafen, nicht zur Ruhe kommen. Halbwachend, halbträumend lag ich da und lebte noch einmal in der Erinnerung die Begebenheiten meiner Kindheit durch, bis sie zu Träumen wurden. Bald lief ich mit meinen Kameraden um die Wette auf der Schaafwiese, welche mitten im Dorfe lag und sich weit und breit sanft vom Bergabhang zum Fahrweg, der mitten durch das Dorf führte, herunterstreckte, bald kletterte ich auf himmelhohe Bäume nach Vogelnestern, dann aber fischte ich Forellen im Bache, der so krystallklar dahin rann. Da pochte der Nachtwächter an die Hausthür. Sogleich stand ich auf und ging hinunter in die Wohnstube, um die neuen Kleider für die Reise anzuziehen; denn als angehender Gymnasiast hatte ich für die ländliche Jacke der ersten Rock erhalten. Mitten in der Stube stand der Koffer, welcher meine Ausstattung enthielt. Darauf lag eine prächtige grüne Tuchmütze und ein Reisestock, welchen mein Großvater aus einer jungen Eiche geschnitzt hatte. Dieser Stock begleitete mich auch in späteren Jahren auf die Universität und von da nach Italien, wo er mir in Bologna entwendet wurde." — —

J. Mosen wurde unter die Schüler des Gymnasiums

von Plauen aufgenommen und wie er dort stets fleißig und treu gearbeitet hatte, bewahrte er Schule und Lehrern immer eine dankbare Erinnerung. Aus den noch vorhandenen Briefen seines Vaters geht übrigens hervor, daß Mosen's poetischer Genius dort zuerst seine Schwingen regte.

Als Primaner sandte Julius seine und einiger gleichstrebenden Kameraden Gedichte, von denen sich leider keines erhalten zu haben scheint, dem Vater zur Prüfung zu und dieser hat nach seinen Briefen an den jugendlichen Versuchen seines „Juli" eine liebevolle, doch strenge Kritik geübt. So schreibt der Vater am 19. Januar 1821 u. a.:

„Ist der Mimer zugefroren, so gehet ja nicht auf das Eis, ihn aufzueisen. — Ist er aber aufgethauet, so schlürfet dann und wann ein Tröpflein aus seiner Quelle, um euere Geister aufzufrischen; schöpfet aber um Bragurs und Baldurs Willen nicht mit Wassereimern daraus. — Wer Mißbrauch mit diesem heiligen Wasser treibt, der muß das zu Viel einst wieder ausweinen."

1822 bezog Julius Mosen die Universität Jena und ließ sich als Student der Rechtswissenschaft immatriculiren, arm an Geldmitteln, reich an Hoffnungen und frisch im Vertrauen auf sich selbst. Der gütigen Unterstützung des Hofrath Hand in Jena, der den armen Studenten in sein Haus aufnahm, war es vor allem zu danken, daß dieser sich auch etwas am frohen Burschenleben betheiligen konnte. Mosen ward Mitglied der damaligen großen Jeneneser Burschenschaft, ohne jedoch eine hervorragende Rolle in der Führung derselben zu spielen. Wie sehr aber sein Herz den burschenschaftlichen Bestrebungen jener Tage durch das ganze Leben treu geblieben ist, das zeigen z. B. die Festgrüße, die er von seinem Krankenlager aus zum 15. August 1858 und 1865 nach Jena sandte.

Als nach dem Tode seines Vaters 1823 die Fortsetzung seiner juristischen Studien zweifelhaft geworden war, wagte er es kühn und jugendmuthig mit einer

Summe Geldes, die ihm ein von Goethe mit dem ersten Preise gekröntes Festgedicht [1]) und seine Betheiligung an der Herausgabe von Rosegarten's lyrischen Dichtungen eingetragen hatten, eine Reise nach Tyrol zu machen. Unterwegs traf er einen lieben Freund, Dr. August Kluge, und dieses Freundes Zureden und reiche Hülfe führten den jungen Dichter nach Italien, das er fast 2 Jahre lang nach allen Richtungen durchzog. —

1826 kehrte er nach Deutschland zurück und warf sich nun in Leipzig mit vollem Eifer auf seine so lang unterbrochenen juristischen Studien. Freilich sah es da anders für ihn aus, wie unter der Sonne Rom's: hat er mir doch oft erzählt, er sei damals so arm gewesen, daß er die Reinschrift seiner Examensarbeiten (1828) im Bette angefertigt habe, um warme Finger zum Schreiben zu haben; denn Heizmaterial habe er sich nicht kaufen können.

Nach bestandenem Examen machte er in Markneukirchen beim Advokaten Schweinitz den Acceß und ward 1831 Actuar beim Patrimonialgerichte in Kohren, einem Städtchen im Amte Frohburg. Nicht gerade trübe, aber auch nicht sehr heiter scheint diese Kohrener Zeit für ihn gewesen zu sein; doch half ihm frische Jugendkraft auch hier über manches Kleinliche und Enge hinweg und den besten Trost gab ihm seine Muse, die ihm gerade damals einige ihrer schönsten Blüthen schenkte.

Zuweilen spielte auch ein lustiger, neckischer Humor des Schicksals dazwischen, wovon die bekannte Anekdote Zeugniß gibt, wie der Actuar Mosen ein Orgeldreherweib in Geldstrafe nehmen mußte, weil sie, ohne Gewerbschein zu besitzen, seine „letzten Zehn vom 4. Regiment" auf offener Straße gespielt und gesungen hatte.

Während der Einsamkeit und kleinstädtischen Stille dieser Jahre erschienen jedoch die ersten zwei größeren Dichtungen Mosen's im Druck. Sein kleines Erstlings-

---

*) Anmerkung: Gedicht und Veranlassung zu demselben habe ich noch nicht auffinden können.

werk: „Der Gang zum Brunnen. Eine Novelle. Jena 1825“ war ziemlich spurlos vorübergegangen. „Ritter Wahn“, sein erstes Epos, hatte er schon in Italien begonnen und 1827 in Sachsen vollendet. Er selbst schreibt darüber in einem Briefe an Ludwig Tieck (2. Juli 1827):

„Wie ich mit meinem Freunde Dr. Kluge von Perugia nach Arezzo reiste, lockte uns die Wiß- und Neubegierde von Cumoccia hinauf nach Cortona. Dort war eben Jahrmarkt, und Alles ging bunt durcheinander. Als wir über den Marktplatz gingen, sahen wir, wie es in Italien so häufig geschieht, eine Menge Menschen um einen Mandolinenspieler herumstehen. Wir hörten ihm zu, und etliche Strophen gefielen mir so, daß ich die ganze Mähr gern gewußt hätte. Ich nahm mir den Mann mit in den Gasthof und ließ mir die ottave rime in die Feder diktiren. Ich ward von dieser Volkssage so innerlich bewegt, daß der Gedanke mir keine Ruhe mehr ließ, diesen schönen Stoff zu benützen und auszuarbeiten. Das that ich denn bald mit Lust und Liebe. Schon in Florenz wurden die ersten vier Abenteuer beendigt, und wie ich weiter nach Oberitalien und der Heimat zureiste, so gedieh auch mein Lied vom Ritter Wahn immer mehr seinem Ende entgegen, bis ich es endlich in meiner Heimat ganz vollendete.“

Nun erst (1831) erschien dies Werk gedruckt und in demselben Jahre „Georg Venlot“, jene Novelle mit Arabesken, hinter deren bunten und wundersamen Verschlingungen sich ein gutes Stück von der äußeren und inneren Jugendgeschichte des Dichters verbergen mag. Nach langem Sehnen sah sich Mosen 1834 im Stande, Kohren zu verlassen und eine Advocatur in Dresden anzutreten. Hier fand er bald einen anregenden, vertrauten Verkehr mit gleichalterigen, bedeutenden Männern der Künstler- und Gelehrtenwelt. Hier sind vor allen zu nennen der Historienmaler und nachmalige Professor an der Dresdener Akademie, Johann Karl Bähr, dem wir das beste Porträt Mosen's (1838) verdanken und der ihn

in treuer Freundschaft auch noch an seinem Krankenlager in Oldenburg öfters besucht hat, der Dichter Ernst von Brunnow, Dr. Karl Snell, damals Lehrer am Blochmann'schen Institut, Baron von Weyrauch, der viele Gedichte Mosen's komponirte, Dr. Adolf Peters und Professor Karl Förster. Auch in Tieck's Hause fand Mosen Zutritt; doch kam es zwischen ihm und Tieck scheinbar zu keiner Wärme und daher auch zu keinem näheren Verkehr.

Für Mosen waren diese Dresdener Jahre die reichsten seines Lebens an dichterischer Production. 1836 erschien die erste Auflage seiner Gedichte, von denen jedoch manche, wie sein „Andreas Hofer", „die letzten Zehn" u. s. w. schon lange vorher als fliegende Blätter ungemein populär geworden waren. In demselben Jahre veröffentlichte er sein erstes Drama „Heinrich der Finkler, König der Deutschen", 1837 ein Bändchen Novellen, das später ganz in die „Bilder im Moose" aufgenommen wurde, und 1838 sein zweites und größtes Epos „Ahasver". Auch erschienen bald (1839—41) in trefflicher Darstellung auf der Dresdener Hofbühne seine Trauerspiele „Kaiser Otto III", „Rienzi" und „die Bräute von Florenz." Von da an ist der Dichter immer der Bühne treu geblieben und hat ihr in geistiger Arbeit und poetischer Thätigkeit die volle Kraft seines Lebens gewidmet, wie er auch in den schweren Jahren seiner Krankheit die Geschicke des deutschen Theaters immer mit wärmstem Interesse und regestem Antheil verfolgt hat. Seine Verdienste um das deutsche Theater erkannte damals namentlich die Universität Jena an, indem sie ihn 1840 durch die Verleihung der philosophischen Doctorwürde honoris causa ehrte.

Die obengenannten drei Trauerspiele faßte er mit einem vierten „Wendelin und Helene" zu einem Bande zusammen, der 1842 unter dem Titel „Theater" erschien. — Inzwischen hatten sich seine Verhältnisse so angenehm geordnet, daß er daran denken durfte, einen eigenen Heerd zu gründen, und so verlobte er sich 1840 mit Minna Jungwirth, einer Tochter des im Jahre 1825 verstorbenen Landgerichtsdirector Jungwirth in

Wittenberg, die seit dem Tode ihres Vaters bei dem ihren Eltern engbefreundeten Hofrath Kreyßig und seiner liebenswürdigen, herzensguten Frau in Dresden gelebt hatte. Ihre Hochzeit wurde am 4. Januar 1841 gefeiert.

Ein sehr angenehmer Verkehrskreis umgab die junge Häuslichkeit; von den Freunden aus jenen Tagen sind hier noch speciell außer den vorher schon genannten zu erwähnen: Arnold Ruge, die Bildhauer Rietschel und Hähnel, von Langenn, Erzieher des jetzigen Königs Albert, Dr. Hermann Brockhaus und Echtermeyer. Auch kehrte manch' lieber und interessanter Gast aus der Fremde bei dem jungen Paare ein, namentlich in den Sommermonaten, wenn es sich in das damals noch gar einfache und bescheidene Dorf Strehlen zur Sommerfrische zurückgezogen hatte. Hier war es, wo Mosen durch die Besuche von Uhland, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, A. Stahr u. a. hoch erfreut wurde.

Außer seiner nicht unbedeutenden Advocatenpraxis war Mosen aber auch jetzt auf poetischem Gebiete sehr thätig; denn kurz auf einander folgten, fast im Zeitraum eines Jahres (1842.), sein zweibändiger Roman „Der Congreß von Verona" und die Trauerspiele „Herzog Bernhard" und „Der Sohn des Fürsten." Letztere beiden Stücke blieben übrigens lange Manuscript, obgleich sie, das erstere namentlich in Dresden, das zweite besonders in Oldenburg, oft aufgeführt worden sind. „Herzog Bernhard erschien im Drucke 1853 und „der Sohn des Fürsten" 1858, welche Ausgabe dem Gedächtniß des am 27. Februar 1853 verstorbenen Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg mit den Worten gewidmet war:

Einst hast Du gern gelauschet dem Gedichte
Und seinem Traum von werdender Geschichte;
Jetzt sei es jener unvergeß'nen Zeit
Und der Erinnerung an Dich geweiht. —

„Herzog Bernhard" ist übrigens dasjenige Drama des Dichters, auf welches er den angestrengtesten Fleiß ver-

wendet hat. Denn die Gestalt, in welcher es hier vorliegt, ist die dritte vollständige Umarbeitung des Stückes. —

„Der Sohn des Fürsten" aber sollte J. Mosen nach Oldenburg führen: der Großherzog Paul Friedrich August berief im Jahre 1844 den Dichter als Hofrath und Dramaturgen seines Hoftheaters nach Oldenburg. — Der hohe Herr war nämlich durch Mosen's begeisterten Freund, Adolf Stahr, damals Professor und Conrector am Großherzoglichen Gymnasium, und den Freiherrn von Gall, damals Intendant des Oldenburger Hoftheaters, auf den Dichter aufmerksam gemacht worden und der Beifall, den namentlich „der Sohn des Fürsten" bei ihm selbst gefunden hatte, bestimmte seine Wahl.

Nicht leicht wurde es meinen Eltern das ihnen so lieb gewordene Dresden und all' die Freunde dort zu verlassen. Wie herzlich und treu jener Verkehr gewesen, das beweist am besten die liebevolle Herzlichkeit, welche die dort noch lebenden Freunde der ganzen Familie immer bewahrt haben. Es war ein schwerer Abschied; doch hatte Mosen ja nun sein Lebensziel erreicht: in sicherer Stellung, ungestört von ganz entgegengesetzten Berufsarbeiten, mit bester Kraft direct für die Entwickelung des deutschen Theaters, namentlich im Sinne des historischen Drama's, schaffen und wirken zu können.

Den Freunden sein Buch über die Dresdener Gemäldegalerie (1844) gewissermaßen als Abschiedsgeschenk hinterlassend, schied er von Dresden mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen.

Im Spätsommer 1844 begann er seine dramaturgische Thätigkeit an der Oldenburger Hofbühne. Gustav Moltke, damals erster Held und Regisseur des Schauspiels, schreibt u. a. davon:

„Sein Hauptaugenmerk richtete Mosen auf die Leseproben, die er hoch und heilig hielt. Sehr bald erkannte das Personal die geistige Ueberlegenheit des Herrn Dramaturgen. Wie meisterhaft verstand Mosen ein Kunstwerk zu erläutern; wie wußte er die Charaktere zu klarer Anschauung zu bringen; wie überwachte und durch-

drang er mit seinem feingebildeten Kunstsinn und seinem hellen Geist bald den ganzen Aufbau einer Dichtung, bald wirkte er belehrend und bildend auf jede einzelne Rolle ein. Für Auffassungsweise und Verständniß wurde von Mosen das Möglichste gethan. Wie freundlich und unermüdlich half er, wo er es für nöthig und fördernd hielt, noch privatim weiter. Mit Freudigkeit, mit Muth und Sicherheit wurde nun der Theaterprobe entgegen gesehen. Diese Proben, geleitet von der Regie, überwachte Mosen mit gründlichstem Ernst; es wurde mit dem größten Fleiß so lange probirt und das Erreichte ausgearbeitet, bis Mosen glaubte, ein befriedigendes Resultat gewonnen zu haben.

So weit Mittel und Kräfte reichten, achtete er auch sorgfältig auf Scenirung und plastisches Gruppiren.

Mit dem Schluß der Generalprobe stand ein schönes Ganzes für die Darstellung reif da. Das sogenannte Markiren der Rollen bei den Proben war Mosen in den Tod verhaßt; man mußte auch in den Proben für seine Rolle ein Stück Leben einsetzen. Aber dadurch erhob man sich auch zu einer viel größeren Freiheit; man beherrschte seine Rolle und verließ sich nicht auf die Gunst des Augenblicks und auf zufällig unterstützende Hülfe."

Mosen wandte als Dramaturg seinen ganzen Fleiß und seine volle Kraft namentlich auf die Aufführungen von: Shakespeare: Heinrich IV. (1.), Hamlet, Kaufmann von Venedig, Viola, Othello, Richard III., Calderon: Das Leben ein Traum, Richter von Zalamea; Lessing: Nathan, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti; Goethe: Faust, Egmont, die Geschwister, Götz von Berlichingen, Iphigenia, Tasso; Schiller: die Räuber, Kabale und Liebe, Jungfrau von Orleans, Wallenstein (ganz.); Prutz: Moritz von Sachsen, Karl von Bourbon, Erich XIV; Gutzkow: Zopf und Schwert, Urbild des Tartüffe, Ein weißes Blatt, Werner oder Herz und Welt; Bauernfeld: Ein deutscher Krieger; Laube: Die Karlsschüler, Monaldeschi, Rokoko; Scribe: Das Glas Wasser,

u. ſ. w.“ Von ſeinen eigenen Dramen brachte Moſen hier nach und nach fünf zur Aufführung.

Seine Beſtrebungen als Dramaturg, deren ſchönſte Blüthe wohl die Aufführung des erſten Theiles des „Fauſt“ war (1845),*) wurden auf das Schönſte geſtützt und gefördert durch das edle Verſtändniß des Fürſten, den treueſten Eifer der Schauſpieler und die regſte Theilnahme des Publikums, die Adolf Stahr durch ſeine vortreffliche Theaterſchau noch förderlichſt erhöhte. Eduard Devrient hat mit ſeiner Behauptung, das Publikum ſei „von kühler Theilnahme“ geweſen, (Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt V. 69) entſchieden Unrecht, wie er überhaupt über das Oldenburger Hoftheater urtheilt, ohne es unter Moſen's Leitung aus perſönlicher Anſchauung gekannt zu haben.

Allen denen aber, welche mit Moſen ſtrebten oder ihn in ſeinem Streben förderten, ſoll unvergeſſen ſein, wie treu ſie ſeine Begeiſterung durch die ihre genährt haben.

Am 27. März 1845 hatte er die große Freude, daß ſein neueſtes Werk „Don Johann von Oeſterreich“ hier zum erſtenmale aufgeführt wurde und in dem trefflichen Spiel der darſtellenden Künſtler großen Beifall errang, den Stahr's feinfühlige, eingehende Abhandlung über dies Drama fixirte. Wer aber hätte damals geahnt, daß dieſes Drama das letzte wäre, welches Moſen für die Bühne vollenden ſollte?! Freilich ihren Schatten warf die heimtückiſche Krankheit ſchon voraus in die Tage freudigſter Thätigkeit. Eine Erkältung und zunehmendes Mißbefinden veranlaßten Moſen, auf Rath der Aerzte nach Helgoland zu gehen. Er kehrte kränker zurück, als er dorthin gegangen war. Und doch ließ er nicht ab, mit allen Kräften für das Schöne und Wahre zu arbeiten,

*) Anmerkung: Eine Bühneneinrichtung des zweiten Theiles hat Moſen ſelbſt nie geplant und damit ſchon allein iſt Dr. Uhde's falſche Behauptung (Das Stadttheater in Hamburg p. 344.), Moſen habe 1853. Wollheim die Priorität des Gedankens an eine ſolche Einrichtung ſtreitig gemacht, hinfällig.

wie er ja bis zum letzten Augenblicke ſeines ſo furchtbar hart geprüften Lebens nie die Spannkraft des Geiſtes und den wahren Mannesmuth verloren hat. Daß manchmal auch ein Ton des bittern Schmerzes über ſein unſeliges Geſchick ſich losrang, wird ihm niemand verargen mögen.

1846 erſchien ſein Novellenbuch unter dem Titel „Bilder im Mooſe", ein Gruß, den er den Freunden in Sachſen aus der ihm ſo lieb gewordenen neuen Heimat ſandte. — Dann reiſte er im Sommer 1846 auf Verordnung des Geh. Rath Dr. Schönlein, den er in Berlin konſultirt hatte, nach Wildbad im Schwarzwald. Auf dieſer Reiſe begegnete er in Nürnberg einem Dresdener Bekannten, von Preuß, der ihm auf das dringenſte den Gebrauch von Wildbad Gaſtein empfahl, das damals vielleicht weit günſtigeren Erfolg gebracht hätte. Im Schwarzwälder Wildbad fand er keine Heilung. Eine Freude brachte ihm dieſe Reiſe durch die Begrüßung ſeiner ſehr lieben Univerſitätsfreunde, Rödinger und Duvernay, beide derzeit Advocaten, in Stuttgart.

1847 und 1848 war er mit Frau und Kindern erſt in der Waſſerheilanſtalt Leeſen in Mecklenburg, dann in Leipzig bei Schreber und in Berlin — alles vergebens: immer ſchwerer ward ſein Loos. — 1851 verſuchte er in Gaſtein Rettung zu finden — die Kur ſchien anzuſchlagen — Moſen kam körperlich geſtärkt von dort zurück, auch geiſtig erquickt durch die intereſſanten Beziehungen, die er dort zu wichtigen und bedeutenden Perſönlichkeiten gefunden hatte. Es ſchien, als wolle es ſich zum Guten wenden, aber beim zweiten Beſuche dieſes Bades (1852) ging auch dieſer Hoffnungsſchimmer unter. Krank und gebrochen kehrte er nach Oldenburg zurück. — Die „Erinnerungen", an denen er ſeit 1848 gern gearbeitet hatte, ein entworfenes Trauerſpiel „Chriemhild" ſowie ſein „Cromwell", der nach dem vorhandenen fertigen Anfang des erſten Actes und den Entwurf zu den übrigen vielleicht ſein gewaltigſtes Drama geworden wäre, — alles dies blieb Fragment. —

Seine amtliche Thätigkeit am Theater hatte er faſt ganz niederlegen müſſen; nur ganz ſelten war es ihm möglich, einzelne Scenen bei ſich im Zimmer probiren zu laſſen, und nur durch Lektüre und Beurtheilung der neuen zur Aufführung eingeſandten Stücke blieb er mit dem geliebten Kunſtinſtitut in einer gewiſſen amtlichen Beziehung. Doch fand dieſe mit der Schließung des Hoftheaters (1854) ihr Ende.*)

Wie ſchwer er in den faſt 22 Jahren ſeiner Krankheit gelitten und gerungen hat, das zu ſchildern bleibe mir erlaſſen. Es war ein fürchterlicher Kampf, den er mit zäheſter Energie gegen die Krankheit, die er oft ſeinen „Feind“ nannte, gekämpft hat; brechen konnte ſie ihn, aber nicht beugen. Das ſchwerſte Leid für ihn war, daß er nicht mehr ſchreiben, dann aus Schwäche der Halsmuskeln nicht mehr leſen und zuletzt nur noch mit großer Anſtrengung ſprechen konnte. Soweit wie irgend möglich erleichterte ihm die aufopfernde Pflege meiner Mutter, die der eigenen Leiden dabei nicht achtete, ſein ſchweres Leid, während die ältere Schweſter meiner Mutter, Lilly, in unabläſſiger Sorgfalt und Treue für ſie den Haushalt führte. Auch ſorgten ſeine Oldenburger Freunde dafür, ihm Erheiterung und Erquickung zu ſchaffen. Vor allem iſt hier des „Donnerstagsabends“ zu gedenken: ſeit 1852 kamen auf Anregung des Generals Mosle ſeine vertrauteſten Freunde zu ihm, um den Kranken durch Geſpräch und Vorleſen zu unterhalten. Zu dem Kreiſe gehörten General Mosle, Geh. Hofrath Günther, Präſident von Beaulieu-Marconnay, Profeſſor

*) Von der Thätigkeit und Richtung der Oldenburger Hofbühne nur ein Beiſpiel! Vom October 1842 bis Mai 1854 brachte dieſelbe folgende 22 Stücke von Shakeſpeare zur Aufführung: Kaufmann von Venedig, Romeo und Julia, Macbeth, König Lear, Viola, Hamlet, Othello, Heinrich IV. (1.), Richard III, Die luſtigen Weiber von Windſor, Coriolan, König Johann, Komödie der Irrungen (Jenke), Sommernachtstraum, Viel Lärmen um Nichts, Julius Cäſar, (Moltke), Wie es Euch gefällt (Jenke). Das Wintermärchen (Valleske), Die bezähmte Widerſpänſtige, Kymbeline, Richard II., Heinrich IV. (2. Jenke).

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dr. Laun und später auch Geh. Rath Jachmann und Präsident Meyer. Ihnen dankte Mosen manche frohere Stunde und ist ihnen bis zum letzten Hauche dafür dankbar gewesen.

Auch aus der Ferne kam ihm manche Freude, mancher Lichtstrahl in seine Leidensnacht.

Als er 1859 bei Gelegenheit des großen Schillerfestes sich zu einem Festgruß aufgerafft hatte, der im Stuttgarter Morgenblatt erschien, schrieb ihm Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, Schiller's Tochter, so innige und herzliche Worte des Dankes, daß sich daran ein lebhafter brieflicher Verkehr, natürlich durch Hülfe meiner Mutter, knüpfte, der ihm immer neue Freude brachte. Außer zum Schillerfeste sandte er auch, wie schon oben erwähnt, einen Festgruß zum Jubiläum nach Jena (1858), zur Säkularfeier von Fichte's Geburtstag (1862) und sang Arndt und Uhland die schmerzliche Todtenklage. Außerdem finden sich noch einzelne kleinere Gedichte, theilweise zu bestimmten Gelegenheiten; so konnte er auch Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Elisabeth, die ihn oft durch sinnig gewählte, huldreiche Sendungen hoch erfreut hat, noch seinen Dank in Form eines Gedichtes aussprechen. —

Seine letzten Gedichte waren das Turnerlied (1863), ein poetischer Gruß zum Burschenschaftsjubiläum in Jena (1865) und ein kleines Gedicht, das, für ein Album zur Erinnerung an Friederike von Sesenheim bestimmt, erst nach seinem Tode erschien.

Schon lange Jahre hindurch, namentlich seit ihm das Schreiben und selbst das anhaltende Diktiren unmöglich geworden war, hatte er es als sehnlichsten Wunsch empfunden und gehegt, seine sämmtlichen Werke in einer Ausgabe zu vereinigen und so gewissermaßen die Summe seiner poetischen Thätigkeit seiner heißgeliebten Nation wie ein Andenken hinterlassen zu können. Nachdem J. Scherr durch seinen vortrefflichen Aufsatz über J. Mosen in O. Wigand's Jahrbüchern 1856 einen hellen Heroldsruf gethan und kräftigen Anstoß gegeben hatte, waren schon verschiedentlich Unterhandlungen über eine Gesammt-

ausgabe angeknüpft worden, hatten aber nie zu einem sichern Resultat geführt, da Mosen von der wohlüberlegten Anordnung und dem Hauptplane seiner Gesammtausgabe nicht abgehen wollte noch konnte. So schien sein letzter Lebenswunsch unerfüllt bleiben zu sollen; da nahmen im Herbste 1862 zwei junge Freunde seines Hauses, August Schwartz und Rudolf Berndt, die Angelegenheit mit keckem, frischem Muthe in die Hand. Ohne den kranken Dichter durch vorherige Anfrage vielleicht aufzuregen, forderten sie, zunächst in den Kreisen der deutschen Turnvereine, zur Subscription auf eine etwa erscheinende Gesammtausgabe von Mosen's Werken auf und hatten die Freude, am Weihnachtsabend 1862 dem Dichter schon Mittheilung über das Unternehmen machen zu können, weil dasselbe durch den höchst günstigen Beginn der Subscription bereits gesichert schien. —

Schwartz namentlich begann damals eine höchst lebhafte Korrespondenz mit allen Koryphäen der deutschen Literatur; fast alle traten freudig dafür in die Schranken, voran Ferdinand Freiligrath mit seinem herrlichen Gedichte „Für Julius Mosen", und der Erfolg des ganzen Unternehmens war, auch durch die rege Theilnahme seiner Logenbrüder (Mosen gehörte der Loge „zum goldenen Apfel" in Dresden an), so bedeutend, daß schon um Ostern 1863 die Zahl der Subscribenten auf etwa 3000 gewachsen war und der erste Band der Gesammtausgabe bei Ferdinand Schmidt in Oldenburg erscheinen konnte. Das waren schöne Tage und Stunden, in deren freudiger Aufregung die Krankheit oft fast zu verschwinden schien. Der kranke Körper richtete sich auf, die großen, dunkeln Augen flammten und machtvoll klang die sonst so matte Stimme, sei es einen Kraftspruch zu thun, sei es ein fröhliches Scherzwort in die Unterhaltung zu werfen. Denn auch das darf nicht verschwiegen werden, daß Mosen sich durch alle Schmerzen hindurch doch stets frischen Humor bewahrte und einem guten Scherzworte immer zugänglich war; sprach er solche doch selbst in Lagen, wo manch' anderer den Muth dazu verloren haben

würde. So weiß ich noch gar wohl, wie er nach einem schweren Fall, den er bei seinem letzten Versuche zu gehen im Jahre 1858 that, dem herbeigeholten Arzte mit Beziehung auf eine blutende, tiefe Kopfwunde zurief: „Nun kann doch niemand sagen, daß ich keinen offenen Kopf habe!“ —

Uebrigens wurde die Gesammtausgabe nicht, wie manchmal irrthümlich behauptet worden ist, aus pekuniärer Noth unternommen. Davor schützten den Dichter bei den freilich schweren und lange fühlbaren Kosten, die seine vieljährige Krankheit verursachte, die Munificenz Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Nicolaus Friedrich Peter und eine Pension der Schillerstiftung.

Unter den vielen und großen Freuden und Ehrenbezeugungen, die ihm die Gesammtausgabe brachte, ist hier vor allem der von Siebenpfeiffer gefertigte Ehrenbecher zu nennen, zu dessen Stiftung der „Lahrer Hinkende Bote“ aufgefordert hatte und der Mosen am Weihnachtsabend 1863 überreicht wurde. Die Freude über dies schöne mit sinnigster Künstlerschaft ausgeführte Geschenk war so groß, daß Mosen noch am selben Abend die Antwort dictiren konnte:

Es prangt vor mir in Märchenpracht
Der Becher, vom deutschen Volk gebracht;
Füllt mir den Becher bis an den Rand:
Es lebe hoch das Vaterland!
Gott schirme die deutsche Jugend zugleich
Im heiligen Kampf für Recht und Reich!
Hell sei mein Dank wie der Weihnachtsstern;
Er grüße die Freunde nah und fern;
Gott schütze vor allem die Rosenblüthe
Der deutschen Poesie in Eurem Gemüthe!

Auch der Sendung eines prachtvollen Albums von Deutschen in Amerika und der ehrenvollen Einladung, deren Autor Herr Bürgermeister Müller in Brake war, einem dort von Stapel laufenden Schiffe den Namen „Julius Mosen“ zu leihen, sei hier besonders gedacht,

sowie der braven Tyroler Sängergesellschaft Holaus, die nie in Oldenburg concertirte, ohne den Dichter des „Andreas Hofer" durch Vortrag dieses Liedes u. a. an seinem Krankenbette zu erfreuen. Auch darf ich nicht schweigen von der innigen Herzlichkeit, mit welcher die Bürger der Stadt und des Landes Oldenburg dem kranken Dichter ihre Verehrung und Theilnahme bezeugten; nicht unerwähnt mag ich lassen, wie er selbst sich über jeden solchen Beweis der Liebe herzlich freute.

Ach! aber alle solche Lichtblicke verschlang doch immer wieder, so schön sie waren, die dunkle Nacht, mit der ihn seine zunehmenden Schmerzen umwoben. Immer mühsamer wurde es ihm zu sprechen, immer schwächer sein leidgequälter Körper, so daß er in den letzten Jahren selbst seine ältesten und vertrautesten Freunde nur noch selten bei sich sehen konnte. Noch verfolgte er mit gespanntestem Interesse die Neugestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands und begrüßte mit Herzenswonne die aufsteigende Morgenröthe der beginnenden Einigung Deutschlands. Hatte er doch noch die Freude, seinen Erich an den Waffenthaten der Oldenburger Truppen im Mainfeldzuge 1866, den derselbe freiwillig mitmachte, theilnehmen zu sehen. — *)

Aber seine Widerstandskraft gegen die Krankheit erschöpfte sich. Nach kurzem Unwohlsein, das seinen Zustand verschlimmerte, starb er am Donnerstag, dem 10. October 1867, nachmittags halb drei Uhr, umgeben von den Seinen und seinem treuen Hausarzte, Hofrath Kindt, nachdem ihm ein paar Stunden vorher sein bester Freund, General Mosle, die Hand zum letzten Abschied gedrückt hatte.

Unter feierlichem Geleite wurde seine Leiche am 14. October auf dem Friedhofe zu Oldenburg bestattet, wo ihm ein treubewährter Freund, Geh. Oberkirchenrath

---

*) Erich Mosen, der in Jena, Berlin und Göttingen Jura studirt hatte, trat auch 1870 wieder ganz freiwillig in die Armee — er fiel am 16. August bei Mars-la-Tour. So sollte an ihm das Wort aus dem „Segensspruch des Alten" wahr werden.

Dr. Nielsen, die Grabrede hielt. — Zwei Fichten aus seinem lieben, unvergessenen Voigtland rauschen über seinem noch oft von pietätsvollen Händen geschmückten Grabe, wo seit dem Ostersonnabend d. J. auch meine Mutter, die ein sanfter Tod am 22. März von unsäglichen Schmerzen erlöste, ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. —

Oldenburg, October 1880.

Dr. Reinhard Mosen.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.